Geſchichte und Kritik

der

deutſchen Poeſie

und

Beredſamkeit.

Franz Horn.

Berlin,
bei Johann Friedrich Unger,
1805.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Vorrede.

Als ich im verfloſſenen Winter hier in Berlin öffentliche Vorleſungen über die Geſchichte der deutſchen Poeſie und Beredſamkeit hielt, ſo wurde es mir dadurch ſehr deutlich und fühlbar, daß es uns noch immer an einem eigentlichen Lehrbuche über dieſen Gegenſtand mangelt. Ein ſolches müßte nicht bloß dem Lehrer als Leitfaden dienen, um den ausführlicheren Vortrag daran knüpfen zu können, ſondern es müßte auch in gedrängter Kürze alles Bedeutende, welches jene Geſchichte der äſthetiſchen Kultur darbietet, in ſich enthalten, und zugleich ſolche Anſichten und Grundſätze feſtſtellen, nach denen auch der Laie, der ſich ohne Lehrer und durch das Buch allein, über den Gegenſtand unterrichten will, ein genügendes Reſultat ziehen könnte. Ich habe es verſucht, dieſe Schrift, jenem Grundſatze gemäß, abzufaſſen, und da ich mir allerdings bewußt bin, nicht ohne entſchiedene Neigung und prüfende Sorgſalt gearbeitet zu haben, ſo darf ich, vielleicht mit einigem Vertrauen, den Kennern und Freunden der deutſchen Kulturgeſchichte, das gegenwärtige Werk übergeben.

Berlin,
am 10. Julius 1805.

Franz Horn,
Doktor der Philoſophie.

Einleitung.

§. 1.

Ehe ich zu der Geſchichte der deutſchen Poeſie ſelbſt übergehe, ſcheint es nicht unzweckmäßig, über das Weſen der Poeſie überhaupt, über den Charakter der Deutſchen und ihrer Sprache, einige erläuternde Bemerkungen vorauszuſchicken.

So bald als ſich der Menſch aus dem Zuſtande der rohen Sinnlichkeit riß, ſo bald er ſich ſeiner ſelbſt mit Freiheit bewußt wurde, eben ſo bald mußte er auch **Wiſſenſchaft** und Kunſt zu ahnden im Stande ſeyn. Aber während er ſich bemühte, und es ihm auch nicht ſelten gelang, die Aufgaben der erſtern zu ſeiner Befriedigung zu löſen, verſuchte er es gleichfalls, die Poeſie ſelbſt, deren Glanz und Macht ihm noch über die Wiſſenſchaft hinaus zu gehen ſchien, durch Worte aufzufaſſen, und zu erklären. Von den früheſten bis auf die ſpäteſten Zeiten ſind Definizionen und Deduktionen der Kunſt verſucht worden, deren Urheber bald von der allgemeinen Idee, auf die einzelne Erſcheinung (a priori), bald von dem Vorhandenen und Gegebenen (genetiſch) auf das Allgemeine geſchloſſen haben. — Es iſt für den gegenwärtigen Zweck hinreichend, nur einige wenige dieſer verſuchten Erklärungen hier mitzutheilen, es ſei nun, daß ſich dieſelben entweder durch die Summe von Scharfſinn, der zu ihrer Hervorbringung aufgewandt wurde, oder auch auf der andern Seite durch eine ausgezeichnet irrende Vorſtellungsweiſe, die ſie hervorbrachte, merkwürdig gemacht haben.

§. 2.

Die Poeſie, ſagt man, iſt die Darſtellung des Unendlichen im Endlichen. Aber das Unendliche ſelbſt kann nicht erſcheinen; nur die Idee deſſelben kann ſich im Endlichen abſpiegeln.

Ferner: die Darſtellung reiner Menſchheit, deren Idee zur Erſcheinung gebracht wird.

Die Harmonie der Begränzung. In wie weit nämlich der Menſch ſich als begränzt anzuerkennen habe, damit ſein Streben nicht in leere Willkühr und Schrankenloſigkeit gehe und ſich ſelbſt vernichte, das wird ihn die Philoſophie zu lehren haben; wie dieſe Begränzung ſeines Weſens zur Harmonie zurückgeführt werden möge, dieſe Einſicht gewährt ihm nur die Poeſie.

Wenn, nach Kant, das Denken in dem Vermögen beſteht, objektiven Vorſtellungen ſubjektive Realität zu geben, oder: die Einheiten des Bewußtſeins in die Verbindung des Mannigfaltigen zu bringen, ſo iſt die Poeſie als das Vermögen, ſubjektive Realität zu geben, oder: das Mannigfaltige im Bewußtſeyn als Einheit aufzufaſſen, erklärt worden.

Das Produkt der Identität des Bewußten und Bewußtloſen im Ich, angefangen mit Widerſpruch, geendigt mit der höchſten Befriedigung.

Die Einheit der Freiheit und Nothwendigkeit: Concentration des geſammten Gemüths.

Einzelne Bemerkungen über die Kunſt und Schönheit: Aller Trieb zu produciren ſteht mit der Vollendung des Produkts ſtille. — Das Ich iſt bewußt der Produktion nach, bewußtlos in Anſehung des Produkts. (Daher wird denn auch oft das Produkt weit größer und reicher, als der Producent ſelbſt ahndete, z. B. bei Gozzi, deſſen anfänglich bloß polemiſche Abſicht ſich bald zu freier und ſchöner Romantik löſete.) — Alle äſthetiſche Hervorbringung iſt in ihrem Prinzip eine abſolut freie, indem der Künſtler zu derſelben zwar durch einen Widerſpruch, aber nur durch einen ſolchen, der in dem Höchſten ſeiner eignen Natur liegt, getrieben werden kann, da im Gegentheil jede andere Produktion einen Zweck außer ſich hat. — Naturſchönheit iſt zufällig, und die Kunſt leiht auch hier das Geſetz zu ihrer Beurtheilung.

Andere Philoſophen haben inſonderheit auf die gänzliche Uneigennützigkeit des Wohlgefallens am Schönen, auf die Allgemeingültigkeit der Geſchmacksurtheile, indem das Weſen der Schönheit eines Gegenſtandes in der Angemeſſenheit ſeiner Form zu dem Vorſtellungsvermögen beſtehe, aufmerkſam zu machen geſucht; andere wiederholten die alte Definizion, daß das Schöne in der Nachahmung der Natur beſtehe, wobei die Eintheilung der letztern in die wahre und wirkliche zu Hülfe genommen wurde, andere führten die Wellenlinie als die Quelle des Schönen an, andere meinten gar, das Schöne werde nur mit den Sinnenwerkzeugen empfunden.

§. 3.

Faſt alle dieſe Anſichten, die ſich in der Geſchichte der äſthetiſchen Kritik noch mit manchen andern vermehren ließen, können allerdings zu manchen anziehenden Betrachtungen führen, und haben für denjenigen, der bereits den Glauben an die Poeſie in ſich ſelbſt und durch ſich ſelbſt erzeugt hat, einen nicht unbedeutenden Werth; doch werden ſie ihn da, wo er fehlt, keineswegs hervorrufen können. Die Poeſie iſt nämlich, ſo wie die Idee des Göttlichen, über jede Definizion und Demonſtrazion hinaus; denn ſie, die das geſammte Gemüth des Menſchen in Anſpruch nimmt, und befriedigt, wird auch nur von ihm, in ſeiner Geſammtheit geahndet und erkannt, nicht aber von dem einſeitig ſtrebenden Verſtande begriffen werden können. Begreifen und verſtehen läßt ſich nur das Endliche, zu deſſen Hervorbringung ſchon eine iſolirt wirkende Kraft hinreichend iſt; aber die Kunſt, die das All zu Einem bildet, und das Überirdiſche und Abſolute ſymboliſch darzuſtellen weiß, (wie etwa Raphaels Chriſtuskopf das Geheimniß der Erlöſung) ſie kann nur geglaubt und angeſchaut werden, aber die analyſirende Verſtandeskritik möge ſich beſcheiden, das eigentliche Weſen derſelben nicht ausſagen zu können. Wie die menſchliche Seele ihre Anſprüche auf Unſterblichkeit nur dadurch begründet, daß ſie ſich ſelbſt in ihrer geheimnißvollen und tiefen Unbegreiflichkeit erkennt, ſo bewährt auch die Kunſt ihre Heiligkeit, oder, wie die älteren Dichter ſagen, ihre Himmelsabkunft nur dadurch, daß zu dem Glauben an ſie, Kindlichkeit und Tiefe des Sinns erfordert wird, der ſchon im Einzelnen die Idee des Allgemeinen erkennt, und im Endlichen die Beziehung auf das Überirdiſche findet. Geben wir es alſo auf, das Höchſte, was dem Menſchen verliehen wurde: die Kunſt definiren zu wollen, und genüge es uns zu wiſſen, daß ſie iſt, wie die geiſtliche Kirche, an die der religiöſe Menſch glaubt, ob gleich der äußere Sinn nichts von ihr wahrnimmt, als genüge uns, die erfreuliche Erfahrung, daß die Kunſt jedes Räthſel des Lebens und der Wiſſenſchaft ſpielend löſe, daß ſie Antwort habe für jede Frage, die ſich in dem tiefern Gemüthe erhebt, und Befriedigung für jede ſchönere Sehnſucht, daß in ihr eine ewige Quelle ſtröme von Erhebung und Beruhigung.

§. 4.

Wenden wir uns jetzt zu dem zweiten Vorwurfe des abzuhandelnden Gegenſtandes, ſo finden wir die Idee der Deutſchheit. — Es iſt ſo oft über den Mangel an Nationalcharakter der Deutſchen geklagt worden, und man hat ſich, wie es ſcheint, bereits ſo ſehr an den Gedanken gewöhnt, es wolle nun einmal das Mißgeſchick alſo, und es ſey für alle Zeiten darauf Verzicht zu leiſten, die Deutſchen zur Nation auszubilden, daß es vielleicht befremden kann, wie ich hier das alte, faſt verhallene Wort von einer Deutſchheit wiederholen möge. Man erwäge indeß, daß einzelne Beiſpiele von Wegwerfung ſeiner ſelbſt, und Unterordnung unter das Fremde, ſollten dieſe Beiſpiele ſich auch noch ſo häufig vorfinden, daß ſelbſt mehrere Decennia, in denen die Deutſchheit faſt ganz verloren gegangen war, oder, wenn ich ſo ſagen darf, nur wie ein Geſpenſt noch umging, das die Schlummernden vergeblich zu wecken ſuchte, man erwäge, daß alle dieſe betrübten Thatſachen für die Sache ſelbſt nichts entſcheiden können. Beſſer und erfreulicher iſt es, die eigentliche Geſchichte ſelbſt, nach dem Kern der Nation zu fragen, um von dieſem den Charakter zu abſtrahiren. Dann wird ſich das Reſultat ergeben, daß die Deutſchen allerdings eine beſtimmte, auf ſich ſelbſt beruhende, und gewiß ſehr rühmliche National-Individualität beſitzen, die ich: intenſive Gedrängtheit, einſeitige Tiefe nenne. Spuren davon ließen ſich vielleicht ſchon zu Karls des Großen Zeiten finden, deutlicher werden ſie unter Rudolfs von Habsburg und ſeiner Nachfolger Regierung, aber am klarſten erblickt ſie der Forſcher unter Karl V., wo die große Reformation die Mündigkeit der Deutſchen auf das Trefflichſte bewährte.

§. 5.

Aus dieſem angegebenen Charakter entſpringen nun die einzelnen Erſcheinungen, die wir bei unſerm Volke erblicken: das metaphyſiſche Streben, die entſchiedene Genügſamkeit mit ſich ſelbſt, der zu Folge die politiſche Unbedeutenheit und das Verkanntwerden von andern Nationen, leicht verſchmerzt wird, die Ruhe des Gemüths, das in ſich ſelbſt Klarheit und Frieden gefunden hat, und dem oberflächlichern Beſchauer leicht als Kälte und Gleichgültigkeit erſcheinen kann, daher endlich ihre feſte Redlichkeit und Treue.

Es hat Perioden gegeben, in denen dieſer Charakter faſt ganz gewichen zu ſeyn ſchien; doch, ſo ſchmachvoll uns allerdings jene Zeiten erſcheinen dürfen, ſo ſind doch auch damals die Repräſentanten der Deutſchheit keineswegs ausgeſtorben. Es iſt begreiflich, daß ſie indeß bei ſo manchem geräuſchvolleren Irrthum nur wenig bemerkt wurde, da es eben in ihrem Weſen liegt, ſich ſtillkräftig und gelaſſen zu halten.

Setzen wir alſo jenen angegebenen Charakter feſt, ſo finden wir bei dem Heraustreten aus demſelben: entweder die vollendetſte Genialität, die jede nationelle Beziehung überwunden hat, und ihre Univerſalität mit Freiheit beurkundet, oder auf der andern Seite den Fall aus ſeichtem Hochmuth, leerer Eitelkeit, und feiger Verzagtheit. Da wird dann jene intenſive Gedrängtheit zur Zerſtreuung nach außen hin, jene einſeitige Tiefe zur vielſeitigen Flachheit umgewandelt: die Gründlichkeit des Weſens verliert ſich in zerriſſenem Streben und trauriger Nachahmungsſucht, die ſich wohl gar noch als ächten Kosmopolitism darzuſtellen meint, und die ſchöne Genügſamkeit mit ſich ſelbſt, geht in dem vagen Umherſchauen nach Beifall und eitelm Opfer verloren. — Aufſchlüſſe über den Charakter ſelbſt und über die beiden divergirenden Beſtrebungen, wird uns die Geſchichte der vaterländiſchen Poeſie ſelbſt an die Hand geben.

§. 6.

Was nun endlich die deutſche Sprache betrifft, die ich als den dritten Gegenſtand der Unterſuchung für dieſen Zweck feſtgeſtellt habe, ſo iſt man zwar ſchon ſeit langer Zeit darüber einig geweſen, daß derſelben ein ~~ſehr bedeutender~~ Werth beizulegen ſei, doch hat man dieſen Werth und dieſe Bedeutung mehr auf ſich ſelbſt beruhen laſſen, als es, der Wichtigkeit des Gegenſtandes wegen, billig ſcheinen möchte. Es iſt keinesweges gerecht genug, wenn wir unſrer Sprache Reichthum nachrühmen, ohne zu bedenken, daß vielleicht manches rohe und unkultivirte Volk, dem die Rede bloß Organ des Bedürfniſſes iſt, ſich eine nicht minder beträchtliche Summe von Worten zueignen darf, ſollten dieſe auch nur für materielle Bedeutung berechnet ſeyn. Der Reichthum einer Sprache kann erſt dann zu entſcheidendem Ruhme derſelben angeführt werden, wenn der allgemeine Culturzuſtand derſelben iſt erörtert worden. Der Geiſt einer Sprache iſt nicht in dem quantitativen Umfange derſelben, ſondern, gleich dem lebendigen Prinzip im Menſchen, in dem Mittelpunkt derſelben zu ſinden, von wo aus er ihren ganzen Cyklus beſtimmt, und in gleicher Art und Farbe erhält. Die Erreichbarkeit einer ſolchen Vollſtändigkeit und Einheit, dieſes innern Zuſammenhangs, dieſer feſt zuſammen geſchloſſenen Eintracht, ſie iſt, wie wir im Verlauf der Geſchichte noch deutlicher wahrnehmen werden, bereits von den älteſten unſrer ächten deutſchen Schriftſteller geahndet worden, ſo wie wir ſie jetzt in den Werken unſrer klaſſiſchen Dichter und Proſaiſten wirklich erblicken. — Bildſamkeit ſey daher das charakteriſtiſche Merkmal unſrer Sprache, der zu Folge ſie ſich unter der Hand eines jeglichen Stümpers oder mittelmäßigen Kopfs ſträubt und weigert, da ſie ſich im Gegentheil dem geiſtreichen und fleißigen Streben des talentvollen oder genialiſchen Schriftſtellers freundlich nähert, und ſich in ihrer ganzen ſchönen Fülle an ſeinen eignen Ideenreichthum traulich anſchließt. Die meiſten neuern Sprachen ſind bereits in ihrem ganzen Umfange mit einer ſolchen Beſchränkung und Sicherheit abgeſchloſſen, wir finden ſie bereits in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit ſo gegründet, und in ſich ſelbſt verfeſtigt, daß ſelbſt der kühnſte und geiſtvollſte Schriftſteller nichts mehr für ſie thun kann. Dem gewöhnlichen Autor erwächſt hiedurch nun freilich der Vortheil, daß er nur ganz gemächlich, und ohne das Straucheln fürchten zu dürfen, an dem einmal feſtgeſtellten Geländer der

Sprache herabgehen könne. Er vermag ſich mit ziemlicher Gewandtheit, ja ſogar mit Feinheit und Zierlichkeit auszudrücken, dem unbehülflichen Gedanken nicht ſelten zum Trotz; aber man darf ihm das alles nicht zum mindeſten Verdienſt anrechnen. So wie nämlich, nach Schillers Epigramm, für manchen poetiſchen Dilettanten die Sprache ſelbſt dichtet und denkt, ſo redet ſie hier für ihn, dem das geiſtige Redeorgan ſonſt wol mangeln dürfte. Dieſer ſogenannte Vortheil erzeugt denn auch jenen wahrhaften Nachtheil, daß nämlich der Litteratur eines Volkes gar leicht jene unangenehme Allgemeinheit und Monotonie dadurch erwächſt, wie wir dies z. B. an ~~der Neufranzöſiſchen~~ erblicken werden, die durch eine prädeſtinirte Eintönigkeit und conventionelle Leere ſich auszeichnet.

§. 7

Durch dieſe Bildſamkeit iſt nun unſrer Sprache jener Reichthum erwachſen, den man von je her bei ihr anerkannt und bewundert hat. Aber er erreichte noch keineswegs ſein Ziel, und er kann und wird ſich noch immer vergrößern, je mehr geiſtreiche Schriftſteller unter uns aufſtehen, die ihre Sprache liebend umfaſſen, und Kraft genug beſitzen, aus dem ſchönen mächtigen Stamme, deſſen Wurzeln ſo tief und ſicher ruhen, noch neue erfreuliche Blüthen und Blätter hervorzurufen. Dieſer Fond der Sprache offenbart ſich nicht bloß in der ernſten Rede, und dem feierlichen Pathos der Tragödie, ſondern er zeigt ſich auch mit gleicher Fülle in der humoriſtiſchen Erzählung, und in dem witzigen Luſtſpiel. Es iſt wahr, wir Deutſchen beſitzen noch wenige vollſtändige Luſtſpiele, die dieſen Namen in der That und Wahrheit verdienen, wohl aber eine köſtliche Summe von Andeutungen zu ächten Comödien, und einen ſo herrlichen Schatz der ächteſten Bonmots, daß man ſie gleichſam nur zuſammendrängen dürfte, um eine nicht geringe Anzahl von Luſtſpielen damit ſehr reichlich auszuſteuern. Es iſt dieſes deshalb hier zu erwähnen, weil der größeſte Theil dieſer Witzesworte durch die Sprache ſelbſt gegeben worden iſt, indem ſich in ihr eine ſtete Hinneigung zu künſtlichem Spiel mit ſich ſelbſt äußert, ſo daß wir ſelbſt in den Werken der älteſten deutſchen Schriftſteller eine Menge Wort- und Sylbenſpiele antreffen, nach denen man in neuern Zeiten nicht ſelten auf eine ungeſchickte und gezwungene Weiſe geſtrebt hat.

§. 8.

Es iſt daher zu einſeitig, wenn wir in unſrer Sprache nur die Angemeſſenheit für die Größe und Feierlichkeit der pathetiſchen und lyriſchen Rede erkennen wollen, ob es gleich allerdings einzuräumen iſt, daß ſie ſich hier beſonders in ihrer ganzen Herrlichkeit und Reinheit, ja, wie man wohl zu behaupten wagen darf, in ihrer Einzigkeit offenbare. Keine moderne Sprache vermag es der unſrigen nachzuthun, in dem mächtigen und harmoniſchen Fall der Worte, in dem bedeutenden und geheimnißvollen Klange, der den tiefſinnigen Inhalt ſo wunderbar umgiebt. Es iſt, als rauſche ein tiefer, reiner und goldener Strom daher; und wenn uns die würdige Kraft, und mächtige Erhabenheit in dem tiefſten Gemüthe ergreiſt und erſchüttert, ſo führt uns der angenehme Wohllaut, und die begränzte Gemeſſenheit zur erfreulichſten Beruhigung zurück.

Eben ſo ſchicklich und anſprechend erſcheint unſere Sprache in der Elegie; indem ſie jedes innige Gefühl, jedes tiefere Sehnen, jeden reineren Schmerz mit der harmoniſchſten Form umgiebt, ja ſelbſt der weichlicheren Wehmuth, und der dunklern, ſich ſelbſt nicht recht verſtehenden Sehnſucht erfreulich rührende und ſüß tönende Worte leihet, die den Dichter ſelbſt höher ſteigern.

§. 9.

Wohlklang nämlich iſt ein neuer Vorzug, den ſich unſre Sprache zueignen darf, ſo ſehr auch vielleicht eine oberflächliche Anſicht dieſem Urtheil widerſprechen möchte. Der ſuperficielle Kritiker wird nämlich gar leicht eine nicht geringe Anzahl von hart, rauh und ſchlechthin nordiſch klingenden Wörtern in unſrer Sprache finden, und, voreilig genug, von dieſen Einzelnheiten einen Schluß auf das Allgemeine wagen. Aber alle dieſe Einzelnheiten entſcheiden nichts wider ſie, und es iſt eben ſo unbillig, eine Sprache nach ſolchen einzelnen Wörtern beurtheilen zu wollen, als ein Kunſtwerk nach einzelnen herausgeriſſenen Stellen, die eben, weil ſie aus dem organiſchen Ganzen gehoben worden ſind, in ihrer

Iſolirtheit, bizarr und grell erſcheinen können. Ein Wort allein hat überhaupt nur für den Grammatiker Bedeutung, für den Styliſten erhält es ſie erſt durch die Stelle, die es einnimmt, und indem es den beſtimmten Takt, den harmoniſchen Rhythmus mit erreichen hilft, den der Autor bezweckte, verliert es jene Rauhheit oder Widerwärtigkeit, die es, einzeln ausgeſprochen, vielleicht haben möchte.

Die deutſche Sprache iſt nur deshalb übelklingend gefunden worden, weil wir ſo oft durch den ungebildeten, matten und farbloſen Styl ſchlechter Schreiber beleidigt werden; doch ſollte uns eben dieſe verunglückte Schreibart an das erreichbare und wirklich nicht ſelten erreichte Gegentheil einer vollendeten Ausgebildetheit des Styls erinnern, und uns mit einer Sprache verſöhnen, deren köſtliche Schätze dem ſtillen Eifer und dem redlichen Streben ſie zu erforſchen, nicht verhüllt bleiben werden.

§. 10.

Der größte Vorzug unſrer Sprache endlich, der die übrigen alle mit enthält, iſt Genialität. Ich darf das Wort, das ſo oft mißbraucht worden iſt, hier allerdings mit Recht anführen, weil es allein den Begriff bezeichnet, den ich bezeichnen will. Unter Genialität einer Sprache iſt hier nämlich zu verſtehen, daß ſie, ihrem eignen Geiſte ſtets getreu, dennoch auch den Genius jeder andern cultivirten Sprache in ſich aufzunehmen im Stande iſt. Es iſt unſrer vaterländiſchen Sprache möglich, die klaſſiſchen

Dichterwerke jeder Nation ſich anzueignen, wie denn davon die gelungenen Überſetzungen des Homer, Horaz, Virgil, ſo wie die des Shakſpear, Cervantes, Taſſo, Arioſto u. ſ. w. die erfreulichſten Zeugniſſe geben. Keine andere Nation kann ſich dieſes Vermögens rühmen, keine wird jemals ſich zu dieſer Höhe und Allgemeinheit ſteigern, denn ſie ſind bereits, wie vorhin erwähnt worden, in ihrem ganzen Umfange abgeſchloſſen, und nehmen in den eng um ſich gezogenen Kreis nichts weiter mehr auf. Ob man daher jemals im Auslande die ganze Trefflichkeit unſrer Sprache wird einſehen können, iſt vielleicht zu bezweifeln; wenigſtens ſprechen alle bisher erſchienenen Überſetzungen deutſcher Dichterwerke in das Engliſche, Franzöſiſche, Italieniſche u. ſ. w. für dieſen Zweifel.

Wir werden im Verlauf der Geſchichte der deutſchen Poeſie noch oft zu der Bemerkung veranlaßt werden, daß die vorzüglichſten Dichter gewöhnlich auch die vorzüglichſten Sprachforſcher waren, und wenn wir ſpäterhin in den Bemühungen mancher poetiſch-literariſcher Geſellſchaften nicht immer den erwünſchten Erfolg erblicken, da die Kräfte, welche ſich hier verbanden, allerdings zu ungleichartig waren, um ſich in der That dynamiſch vereinigen zu können, ſo möge doch immer die Rühmlichkeit des Strebens nach dem großen Ziele anerkannt werden, und wir wollen eine Aufforderung darin finden, bei dem Studium einer Sprache nimmer zu ermüden, die den redlichen Forſcher für die Bemühung, welche er auf ſie verwandte, ſo reichlich belohnt.

Geſchichte

der

deutſchen Poeſie und Beredſamkeit.

Perioden.

I. Zeitalter der Schlachtengeſänge der Barden. Niebelungen-Lied. Heldenbuch — bis zum Jahre 1138.

II. Minneſänger. Vom Jahre 1138 — 1346.

a) Erſte Periode der deutſchen Beredſamkeit, hervorgeführt durch Luther.

III. Meiſterſänger. Vom Jahre 1346 — 1597.

IV. Die Opizisch-Flemming'ſche Periode.

V. Lohenſtein und Hoffmannswaldau.

b) Mit dem Erſtern beginnt die zweite Periode deutſcher Beredſamkeit.

VI. Zeitalter der verirrten Beſtrebungen, der Undeutſchheit.

VII. Klopſtock, Goethe, Schiller. 1750 — 1805.

c) Dritte Periode der deutſchen Beredſamkeit.

1.

Die Barden.

§. 1.

Die ganze Periode der deutſchen Poeſie bis zur großen Völkerwanderung, oder, wenn wir lieber wollen, ſelbſt bis zu Karl dem Großen, iſt in die tiefſte Dunkelheit gehüllt. Wir haben nur Vermuthungen und Meinungen über die poetiſchen Erzeugniſſe der damaligen Zeit, und da die Werke ſelbſt, der höchſten Wahrſcheinlichkeit nach, für immer verloren gegangen ſind, ſo bleibt uns nichts übrig, als die hiſtoriſchen Nachrichten der ältern Schriftſteller, nebſt den Bemerkungen der beſſeren Kritiker darüber mitzutheilen.

Die bekannteſte Stelle über die Bardengeſänge iſt die des Tacitus, welche in dem dritten Kapitel ſeines Werks de situ, moribus et populis Germaniae zu finden iſt, und alſo lautet: „Fuisse apud eos et Herculem memorant, primumque omnium virorum fortium ituri in proelium canunt. Sunt illis haec quoque carmina, quorum relatu, quem *Barditum* vocant, accendunt animos, futuraeque pugnae fortunam ipso cantu augurantur. Terrent enim trepidantue, prout sonuit acies. Nec tamen voces illae, quam virtutis concentus videntur. Affectatur praecipue asperitas soni, et fractum murmur, objectis ad os scutis, quo plenior et gravior vox repercussu intumescat." *)

Auf dieſen wenigen Worten des trefflichen Hiſtorikers, beruht die ganze Exiſtenz der Barden, und es iſt daher begreiflich, daß ſie den Auslegern, den alten ſowol als den neuen, nicht wenig Schwierigkeit gemacht habe. Der erſte Satz beweiſt denn doch, daß unſre Vorfahren wirklich geſungen haben, wenn ſie in das Treffen zogen, doch finden wir dieſen Umſtand von vielen andern Völkern nicht minder erwähnt. So erzählt es Silius Italicus von den Hiſpaniern, Diodorus Siculus von den Luſitaniern, ja wir finden den Kriegsgeſang ſelbſt bei den Thraziern und andern barbariſchen Völkern. (S. Tac. Ann. 2. am Schluß.) An und für ſich könnten wir uns alſo eben nicht viel darauf zu gute thun. Schwieriger iſt das zweite Punktum, bei dem noch geſtritten wird, ob man barditum, barritum von dem altdeutſchen Worte baren, ſchreien, (daher: das Elephantengeſchrei beim Apulejus, wovon indeß hier nicht die Rede ſeyn kann, da den alten Deutſchen die Elephanten noch unbekannt waren) oder blaritum zu leſen habe. Ammianus beſchreibt ihn alſo: „clamorem fuisse maximum, qui ipso fervore certaminum exoriens identidem, pau-

---

*) Vergl. Didor V. 31. und Strabo IV. 197.

latimque adolescens, ritu extollitur fluctuum cautibus illisorum.

§. 2.

Barditus könnte vielleicht von dem deutſchen **Wort** abzuleiten ſeyn, wobei es freilich nicht der erfreulichſte Umſtand iſt, daß bardus eigentlich (beim Cicero und Tertullian) ein Menſch von langſamen Verſtande heißt. Deſſen ungeachtet waren die Barden, nach dem Zeugniſſe des Marcellin, Männer, welche die tapfern Thaten berühmter Männer zum Stoff ihrer Gedichte wählten, die unter den angenehmen Tönen der Leier von ihnen geſungen wurden. *) Hieher gehört der Aufruf des Lucanus, in der Pharſalia, (B. I. V. 447.)

> Vos quoque, qui fortes animas, belloque peremtas
> Laudibus in longum vates dimittitis aevum,
> Plurima securi fudistis carmina *Bardi*.
> Et vos barbaricos ritus, moremque sinistrum
> Sacrorum *Druidae* positis repetistis ab armis
> Solis nosse Deos et coeli numina vobis
> Aut solis nescire datum: u. ſ. w.

Auch Heſychius erwähnt der Barden: Βαρδοὶ ἀοιδοὶ παρὰ Γαλάταις. Weil ſie allein das Geſchäft hatten, wie Tyrtäus, das Heer durch Geſang zum Muthe zu entflammen, ſo wurden ſie nicht zum Kriegsdienſt gebraucht, wozu ihnen auch wol das Talent und die Neigung fehlen mochte. Daher kam es wahrſcheinlich, daß man einen tapfern Krieger dem Barden entgegenſetzte.

---

*) So iſt z. B. bei den Deutſchen das Andenken des Arminius durch dieſe Sänger in Ehren erhalten worden. S. Tacitus Annal. B. II. Cap. 88.

§. 3.

Ubrigens ließe ſich noch immer die Frage aufwerfen, ob die Barden zu Arioviſts und Hermanns Zeiten auch wirkliche Dichter geweſen ſeien, ob ſie nicht mehr durch kriegeriſche Aufmunterungen und dithyrambiſche Exklamationen, als durch Lieder ſelbſt auf das deutſche Heer zu wirken ſuchten. Wenigſtens machen die Hiſtoriker keinen ſonderlichen Unterſchied in dieſer Hinſicht, und das, was Livius (l. 5.) dissonum et trucem cantum und Vegetius baritum nennt, das heißt Tacitus cantum, fremitum, clamoremque dissonum. Da nun ferner, wie bekannt, erſt Ulphilas,*) ein geborner Gothe, (deſſen Eltern aber Griechen waren) 360 Jahre nach Chriſti Geburt, ſeinem Volke Buchſtabenſchrift gegeben hat, ſo iſt es nicht zu verwundern, daß wir von der Poeſie der Barden nichts haben retten können, und es laſſen ſich ſogar gegründete Zweifel erheben, ob in der Sammlung der älteſten Gedichte der Deutſchen, welche Eginhard, der bekannte Biograph Karls des Großen, auf den Befehl des Kaiſers veranſtaltete, (im ſiebten Decennium des achten Jahrhunderts) auch wirklich jene Bardenlieder mit begriffen ſeyn mochten. Aber auch dieſe Eginhardiſche Sammlung, für die man gern ſeine ſonſt ſchätzbare vita Caroli magni hingeben möchte, iſt leider verloren gegangen, und ſo ſind wir denn auf dieſe Weiſe gezwungen, der Hoffnung zu entſagen, uns mit dieſen früheſten deutſchen Produktionen jemals vertraut machen zu können. Doch eben jenes Dunkel, worein ſie gehüllt ſind, hat vielleicht nicht wenig mit dazu beigetragen, daß ſelbſt bei den vorzüglichſten Dichtern und Schriftſtellern der Deutſchen, eine Sehnſucht nach ihnen entſtanden iſt, der vielleicht weder die Barden- noch die Skaldenpoeſie durch innern Werth entſprechen möchte. *)

---

*) Seine Uberſetzung des Haupttheils vom neuen Teſtament verdient um ſo mehr Bewunderung, da die gothiſche Sprache in ihrer gänzlichen Rohheit den griechiſchen Text nicht nachzubilden vermocht hätte, wenn Ulphilas nicht ein neuer Schöpfer derſelben geweſen wäre. S. Scripta versionem Ulphilanam et linguam Maesogothicam illustrantia edita ab A. F. Büsching. Berol. 1773.

---

*) Hier iſt beſonders unſer vortrefflicher Klopſtock zu bemerken, der manche ſeiner Oden der Trauer über den Verluſt der Bardenlieder gewidmet hat. In den neueſten Zeiten iſt die Sache beſonders durch Gräter, (den Herausgeber des Bragur) mit vielem Eifer zur Sprache gebracht worden; und wenn man auch deſſen Hoffnung zur Wiederauffindung jener Gedichte nicht theilen kann, ſo wird man doch das wackere Streben rühmlichſt anzuerkennen wiſſen.

§. 4.

Jetzt verſließt eine geraume Zeit, in der keine Spur von Poeſie zu finden iſt, wenn wir es nicht etwa als ein glückliches Zeichen anſehen wollen, daß die Longobarden ihren Helden Alboin mit rauhen Tönen beſangen, und daß für die Sachſen, einer alten Tradition nach, die Bibel in Verſe gebracht werden mußte, damit ſie Liebe für dieſelbe gewinnen möchten.

Erſt mit Aldhelm, dem Dichter der Angelſachſen (709), und der herrlichen Erſcheinung des Bonifazius (720), der bei den Deutſchen religiöſen Sinn erweckte, ſcheint ein tieferer Geiſt der Poeſie unter ihnen die Flügel zu regen angefangen haben. Und wenn auch die Bemühungen des großen Karl und ſeiner gelehrten Geſellſchaft, und ſpäterhin die kenntnißreichen Männer Paul Warnefried und Rhabanus Maurus für die wiſſenſchaftliche Cultur der Deutſchen im Ganzen nur wenig wirken konnten, ſo ſehen wir doch bald darauf ein Gedicht entſtehen, das durch die kühne Größe des Stoffs, und durch die genialiſche Form, zu der das Ganze ſich gefügt hat, auf unſre höchſte Achtung und Liebe Anſpruch machen darf. Es iſt das Lied der Niebelungen, das wir mit vollem Rechte die deutſche Ilias nennen dürfen, wenn wir das Studium, welches das herrliche Werk allerdings erfordert, nicht mehr wie bisher geſchehen ſcheuen wollen.

§. 5.

Wer der Verfaſſer dieſes epiſchen Gedichtes ſei, läßt ſich nicht mit Gewißheit ausmachen; daß es indeß nicht von Einem, ſondern von mehreren Dichtern ſei gebildet worden, ſcheint mir wegen der durchgängigen Gleichheit des Tons zweifelhaft zu ſein. In dem Styl ſelbſt liegt eine ſo beſtimmte und ausgebildete Einheit und determinirte Gediegenheit, daß ſich nicht leicht ein Zweiter dieſelbe würde haben aneignen können. Ehedem wurde Conrad von Würzburg, der unter Adolph von Naſſau lebte, für den Verfaſſer der Niebelungen, der Rache Chrimhildens und der Klage gehalten. Es iſt aber erwieſen, daß er nur Herausgeber derſelben geweſen ſei, ſo wie denn überhaupt das ganze Gedicht eine bei weitem frühere Zeit beurkundet, als die Periode in welcher Conrad lebte.

Anerkannt in ſeinem ganzen Werthe iſt dieſes Gedicht bisher nur von ſehr wenigen modernen Deutſchen. Man hat, nur zu beſcheiden, gemeint, das Werk könne freilich nicht mit den Meiſterwerken der alten Griechen und Römer, und der neuern Engländer und Italiener verglichen werden, aber es habe denn doch einige ſchätzbare dichteriſche und noch mehr und wichtigere hiſtoriſche Eigenſchaften, um deren Willen es der Rettung würdig ſei. Man erkannte, daß der Stoff merkwürdig ſei, weil er nur vaterländiſche Geſchichte enthalte, Erfindung und Maſchinen inländiſcher Mythologie angehörig, die

Charaktere getreue Kopien der Menſchen damaliger Zeit, alle Schilderungen und Bilder der Wahrheit gemäß, nicht idealiſirt u. ſ. w. — Auf eine ähnliche Art iſt in früheren Zeiten auch Shakſpear gelobt worden; ſo wie aber über ihn ſich bald darauf eine freiere und vollſtändige Anſicht erhob, ſo iſt es gleichfalls zu hoffen, daß man auch dem Niebelungenliede eine gleiche werde wiederfahren laſſen wolle. Da es nämlich auf den Namen eines vollendeten Ganzen Anſpruch machen darf, ſo iſt es unziemlich, den rhythmiſchen Zuſammenhang aufzulöſen in ſeine einzelnen Theile, und an dieſen nur das rühmen zu wollen, was auch wol Dichtern von mittelmäßigem Talent erreichbar iſt. Erſt dann, wenn jene poetiſche Vollſtändigkeit anerkannt worden iſt, erſt dann möge man ſich auch jenes Einzelnen erfreuen wollen, und um ſich den Genuß zu wiederholen, die treffliche Charakteriſtik der Chrimhilde und Prunhilde, ſo wie des Hagen, Ezel und Günther prüfend analyſiren, wobei ſich allerdings das erfreulichſte Reſultat ergeben wird.

§. 6.

Noch bedeutender wird uns dieſes Gedicht, wenn wir ſeiner gediegenen Größe die pedantiſche Steifheit in den Werken der Hroswitha, die wenigſtens nicht viel früher ſchrieb, antithetiſch gegenüber ſetzen. Dieſe Schriftſtellerin war eine Nonne in dem braunſchweigiſchen Kloſter Gandersheim, welche etwa im zweiten Decennium des zehnten Jahrhunderts geboren wurde, und 984 ſtarb.

Ihre Luſtſpiele ſind meiſtens Nachahmungen des Terentius, und im Ganzen unfruchtbar und ſteif, und nur ſelten, wie z. B. in der Geſchichte der heiligen Jungfrau, der Wiederauferſtehung des Herrn, der Leiden des heiligen Dionyſius, wird ſie durch ihren frommen Sinn über ihren gewöhnlichen Standpunkt hinausgeſetzt. Dennoch wurden ſelbſt ihre andern, verfehlten Werke gar hoch verehrt *), und es iſt zu verwundern, wie ſie nicht einen noch ſchlimmern Einfluß auf die gleichzeitigen und nachfolgenden deutſchen Schriftſteller hatte.

---

*) Conrad Celtes, der dieſe Schriften auffand, und ſie im Jahre 1501 unter dem Titel: Opera Hroswithae illustris virginis monialis etc. herausgab, führt mehrere der enthuſiaſtiſchſten Lobſchriften auf ſie an. Z. B.

Afro laus scenae, lyra Flacco, bella Maroni:
Multiplicem laurum Hroswitha docta gerit.

(Von Johann Dallberg, Biſchof v. Worms.)

Cur non laudemus germanae scripta puellae,
Quae si Graeca esset, iam Dea certa foret.
Adde quod hos cecinit quam prisco tempore versus
Hinc sexcenteno Phoebus ab ortu redit.

(Von dem Abt Johann v. Sporheim.)

Sebaſtian Sprenz läßt ſich folgendermaſſen über ſie vernehmen:

Claruit ut quondam septenis Graecia sophis,
Extulit ut vates inclita Roma suos:
Sic decus et patriae splendor celebratur in oris
Hroswitha germanis digna puella legi.

§. 7.

Von ungleich höherer Bedeutung und von wahrhaft poetiſchem Werth iſt das Lobgedicht auf den heiligen **Hanno**, Erzbiſchof zu Kölln, deſſen unbekannter Verfaſſer wahrſcheinlich am Schluſſe des elften Jahrhunderts lebte. Lange war dieſes Werk von den Deutſchen vergeſſen worden, bis ſich endlich der treffliche Dichter Martin Opitz das Verdienſt erwarb, es im Jahre 1639 wieder herauszugeben und mit ſchätzbaren Anmerkungen zu begleiten. Das Gedicht iſt von großem Umfange, und der oft widerſtrebende Stoff iſt von dem Dichter mit bewundernswürdiger Kraft beherrſcht worden. Beſonders ~~zeichnen ſich die~~ religiöſen Anſichten von der Erlöſung des Menſchen durch Jeſus, von der Sendung der Apoſtel zur Ausbreitung des Chriſtenthums, durch einfache Größe und ächte Deutſchheit aus. Auch die Schilderung von Hanno's Charakter gehört zu den gelungenſten Darſtellungen dieſer Art.

Ja, der ſonſt ſo beſonnene Willibald Pirkheimer, der bekannte Freund Ulrichs von Hutten, geht in ſeinem ungebührlichen Enthuſiasmus ſo weit, unſre gelehrte Landsmännin der herrlichen Sappho zuzugeſellen:

Ει Σάπφω δεκάτη Μουσάων ἐστὶν ἀοιδῶν
'Ρόσβιθ' ἑνδεκάτη Μοῦσα καταγράφεται.

Hroswitha ſelbſt war beſcheiden genug, um ſich ſelbſt nur ein ſehr mäßiges Talent zuzuſchreiben.

§. 8.

Noch iſt aus dieſem zwölften Jahrhundert ein deutſches Lied auf die Jungfrau Maria vorhanden, welches in Pezii thesaur. anecd. gedruckt worden iſt. Auch die beiden Paraphraſen des hohen Liedes von Willeram, einem Abte von Eberberg, ſind wegen der Kraft zu bemerken, die zur Beſiegung der noch ungebändigten Sprache aufgewendet werden mußte. Beide letztere Werke fallen noch etwas früher, als der Lobgeſang auf Hanno.

Anmerkungen. Wer um das einzelne, dem Aeſthetiker weniger als dem Hiſtoriker wichtige Detail dieſer dunkeln Periode bemühet iſt, der möge zu folgender bekannten Eintheilung ſeine Zuflucht nehmen.

a) Von Chriſti Geburt bis zur großen Völkerwanderung — 376 wo die Hunnen auftreten.

b) Von dieſer Völkerwanderung bis zu Karl dem Großen — 376 — 768.

c) Periode der Karolinger, 768 — 912.

d) Periode der ſächſiſchen Könige, 912 bis 1024.

e) Zeitalter der fränkiſchen Kaiſer, 1024 bis 1136.

Daß ſelbſt in den beiden letzteren Perioden ſo wenig Bedeutendes für die Poeſie geſchehen iſt, geht aus dem Charakter der beiden Nationen ſelbſt hervor, durch die ſie gebildet worden ſind. In den alten Sachſen war nur die geſetzloſe Willkühr durch Karl den Großen gewaltſam gebändigt, nicht getilgt worden, und in dem Charakter der Altfranken finden wir als den Hauptzug jenes wilde und rohe Streben nach außen hin, mit welchem ſich die Poeſie nimmer befreunden kann.

II.

Minneſänger.

Unter den Schwäbiſchen Kaiſern.

§. 9.

Nach der erhabenen Erſcheinung des Liedes der Niebelungen, trat jetzt, nach dem Verlaufe jener für die Poeſie unbedeutenden Zeit, eine ſehr erfreuliche Periode ein, in der ſich die Dichter mehr in einer zarten Begränzung als in dem Streben gefielen, Werke von größerem Umfange und heroiſchem Inhalte aufzuſtellen. Der Übergang von jener epiſchen Gediegenheit und einer Größe, die ſich oft mit den koloſſalſten Formen umgiebt, zu der Periode der Minneſänger, die in kindlicher Unbefangenheit nichts weiter geben wollen als die individuellen Gefühle ihres Herzens, dieſer Übergang kann allerdings auffallend ſcheinen, wenn wir nicht in dem allgemeinen Zuſammenklange der plaſtiſchen Poeſie mit der muſikaliſchen den Aufſchluß finden wollen.

Wenn wir uns fragen, was es denn eigentlich ſei, das uns in den Liedern dieſer Sänger mit ſo wunderbarem Zauber rührt, ſo möchte vielleicht die einfache Antwort, es ſei die überall hervor leuchtende milde Reinheit des Gemüths, die ſtille Anmuth des Gefühls in der Bruſt von ſo tapfern und geſtählten Männern, für den uneingenommenen Leſer die befriedigendſte ſein. Denn, in der That, wir ſehen in den Werken dieſer Dichter einen ſo reichen Vorfrühling der Poeſie vor uns ausgebreitet, der den ſchweren und trüben Himmel, der über Deutſchland ausgebreitet iſt, ſo glücklich überwunden hat, daß wir es um ſo tiefer betrauern müſſen, daß dieſe Periode der freiern Künſtlichkeit ſo gar bald einer andern weichen mußte, in der ſich nur wenige Spuren von Freiheit und Kunſt erblicken laſſen.

§. 10.

Nicht Reflexion und Theorie iſt es, die dieſe Männer zur Poeſie hinleitet, es iſt die eigne Bruſt, die ſie ſo beredt macht. Weit entfernt von jener verzagten Scheu oder verbildeten Verworrenheit, die es freilich nicht wagen darf, ſich hinzugeben mit ihren Gedanken und Empfindungen, ſtellen dieſe Sänger nur ſich ſelbſt dar mit all ihren Freuden und Schmerzen im Frühling und in der Liebe, mit all ihren Ahndungen und Träumen, den kindlichen Phantaſien über das Leben, und mit der unendlichen Sehnſucht nach Mitgefühl und Liebe. Und warum ſollten ſie das nicht dürfen? — die Frage über ein ſolches Dürfen iſt leider wirklich aufgeworfen worden — warum wollten wir es nicht gern ſehen, warum ſollte es uns nicht innige Theilnahme erwekken, wenn dieſe oft ſo viel erfahrenen, in jedem Verhältniſſe des friedlichen Lebens und des feindlichen Kampfs erprobten Männer, ihre heiligſten und ſüße ſten Gefühle ausſagen über die ewigen Verhältniſſe des Herzens, deren Intereſſe von keiner Zeit, von keinem Ort bedingt wird.

§. 11.

Die Lektüre der Minneſänger kann uns vielleicht mehr als irgend eine andere den Unterſchied zwiſchen dem Philoſophen und Dichter klar machen. Wenn es die Aufgabe des erſtern iſt, wie denn darüber kein Streit mehr ſein kann, das Bewußtſein und die Welt zu erklären, ſo iſt für den letztern ſchon das Räthſel durch ſich ſelbſt gelöſt: und ein einziger Blick enthüllt ihm die ewige Freiheit, die mit der ewigen Nothwendigkeit den Bund geſchloſſen hat. Dieſe unbefangene Kindlichkeit, die das Höchſte ahndet und mit Liebe zu umfaſſen ſtrebt, ſie iſt es, die in den Liedern der meiſten Minneſänger herrſcht; und wenn, nach Hemſterhuis, die Schönheit das iſt, was in der möglich kleinſten Zeit die größte Anzahl Ideen erweckt, ſo werden wir in der That nicht anſtehen dürfen, dieſe Schönheit in den Werken der Minneſänger anzuerkennen. Es iſt in ihnen ein reicher, zarter, poetiſcher Vorfrühling, welcher leider nur zu bald von kaltem Nachtfroſt getödtet wurde.

§. 12.

Die äußeren Umſtände ſelbſt waren für das Fortſchreiten der Poeſie ſehr erfreulich. Die Schwäbiſchen Kaiſer: Conrad III., Friedrich I., Heinrich VI., Philipp, Otto IV. und Friedrich II., waren entweder ſelbſt Dichter oder begünſtigten doch dieſelben auf eine ſehr ehrenvolle Weiſe. Deutſchland wurde in ſich ſelbſt mächtiger, freier, glanzvoller: und die Kreuzzüge, an denen die religiöſe Begeiſterung der Deutſchen den innigſten Antheil nahm, gaben der Phantaſie neue Nahrung, Farbe und Mannigfaltigkeit." — »In der ſchönſten Zeit der deutſchen Poeſie, ſagt der neuere Herausgeber der Minnelieder, waren die Ritter die Dichter, die unbegüterten dieſes Standes machten aus der Dichtkunſt einen eignen Beruf, und fanden Fürſten und mächtige Beſchützer, welche ſie belohnten. Ihre Lieder wurden im Frühlinge oder bei Feſtlichkeiten geſungen, ihre Heldenerzählungen vorgeleſen und ihre Liebesgedichte von vielen Lippen wiederholt. Die Poeſie war ein allgemeines Bedürfniß des Lebens und von dieſem ungetrennt; daher erſcheint ſie ſo geſund und frei, und ſo viel Kunſt und ſtrenge Schule auch ſo manche Gedichte dieſer Zeit verrathen, ſo möchte man doch dieſe Poeſie nicht Kunſt nennen; die Meiſterſchaft verbirgt ſich in der Unſchuld und Liebe, der Poet iſt unbeſorgt um das Intereſſe, daher bleibt er in aller Künſtlichkeit ſo einfach und naiv, er ſucht ſeinen Gegenſtand lieber durch eine neue Anordnung der Reime, als durch neue und auffallende Gedanken hervorzuheben, und eben ſo ſchildert er in allgemeinen Zügen immer wieder die Schönheiten der Natur, ſo wie ſeiner Geliebten, und nur bei wiederholtem und aufmerkſamen Betrachten dieſer Gedichte fühlt man die eigenthümliche Geſinnung der Dichter und wie ſie ſich in ihrer Zärtlichkeit, ſo wie in der Sprache und der Kunſt des Verſes unterſcheiden.«

§. 13.

Die meiſten deutſchen Minnelieder ſind den Provenzalen nachgebildet, aber es dürfte ſich vielleicht in dieſem Umſtande weniger Nachahmungsſucht, als das Beſtreben antreffen laſſen, das Vorbild zu übertreffen. — Schon vor dem erſten Schwäbiſchen Kaiſer Konrad III. hatte in Frankreich die Poeſie der Troubadours begonnen, zu welcher der treffliche Wilhelm, Graf von Peiton und Herzog von Aquitanien den Ton angegeben. Als nun hinterher Friedrich I. mehrere Troubadours an ſeinen Hof kommen ließ, ſo wurde dadurch die Bekanntſchaft der Deutſchen mit den Liedern derſelben eingeleitet. Abgerechnet, daß wir in dieſem Zeitalter mehrere den Provenzalen nachgebildete größere Romane antreffen, von denen ich hier nur den Lancillot, Gamuret, Parciſal und Grave von Narbonne anführen will, ſo finden wir auch mehrere kleine Minnelieder, deren Vorbilder offenbar jene provenzaliſchen Lieder waren, deren ſüßen Ton der deutſche Dichter ſich anzueignen bemühte. *) So iſt z. B. der Altfran-

---

*) Vergl. Neue kritiſche Briefe von Bodmer (1763) S. 87. ff. Die hiſtoriſchen Notizen dieſes Schriftſtellers haben allerdings einigen Werth, doch ſind auch hier ſeine beſchränkten und verworrenen Ideen über die Poeſie nur zu laut ausgeſagt worden.

zöſiſche Sänger Folquet de Marſeille von dem Grafen Rudolf von Nüwenburg faſt wörtlich übertragen worden. Ähnliche Vorbilder waren Arnaud de Merveilh, Giraut de Borneil, Anſelm Faidit, Arnaud Daniel, worüber der in der Note angeführte Schriftſteller nachzuleſen iſt.

§. 14.

So wenig ſich daher die Originalität mancher deutſchen Minneſänger darthun läßt, ſo ſehr übereilt würde doch der Schluß ſein, daß ihnen allen irgend ein provenzaliſches Vorbild geweſen ſei. Manche unter ihnen, und nicht ſelten die vorzüglichſten, beurkunden ihre reine Originalität, und das Gepräge der determinirteſten Deutſchheit ſo klar und deutlich, daß wir ſie als die eigentlichen Heroen dieſer Zeit anzuſehen haben. Zu dieſen ſcheinen mir inſonderheit Werner von Tuiſen, Wachsmuth von Mülnhauſen, Reinmann von Brennenberg und Heinrich von Morunge gerechnet werden zu müſſen, die in ihren Gedichten die Tiefe des Gemüths, deren ſich gewöhnlich nur der Deutſche rühmen darf, mit der Anmuth des Provenzalen zu vereinigen im Stande ſind. Andre, z. B. Kaiſer Heinrich VI., (nicht Heinrich IV., wie Meiſter in ſeinen Charakteriſtiken anführt), Markgraf Otto mit dem Pfeil u. ſ. w. geben ſich in einer zwar beſchränkteren, doch immer noch recht liebenswürdigen und in ſich ſelbſt geſicherten Individualität.

§. 15.

Die Minnelieder ſind mehrere Jahrhunderte durch widrige Umſtände in der traurigſten Vergeſſenheit gehalten worden. Ein Codex, der dieſe Werke enthielt, war ehedem ein Eigenthum der Zürcher geweſen, nach Plünderung der Heidelberger Bibliothek aber nach Paris gebracht worden, wo man, ſpäterhin, viel zu ſehr an der Vergoldung des Zeitalters zu arbeiten hatte, als daß man ſich um dieſe unſchuldigen und anſpruchloſen Frühlingskinder hätte bekümmern mögen. Ein fleiſſiger Literator, Schöpflin, entdeckte endlich dieſen Codex, erhielt ihn, und vertrauete die Herausgabe der Schweizeriſchen Sekte an, *) die denn auch, vielleicht nur zu ſchnell, damit fertig wurde. Aber die Wiedererſcheinung dieſer alten Sänger fiel in eine zu arme, kalte und beſchränkte Zeit unſrer Literatur, als daß man ſie mit der Theilnahme hätte aufnehmen ſollen, die ſie verdienen. Auch muß man allerdings einräumen, daß ſie vielleicht keine unbeholfenere Vertheidiger finden konnten, als eben ihre damaligen Herausgeber: Bodmer und Breitinger. In neuern Zeiten hat man ſich beſſer um dieſe Lieder verdient gemacht, und es iſt zu hoffen, daß das Intereſſe dafür immer reger

---

*) S. Sammlung von Minneſängern aus dem Schwäbiſchen Zeitalter, 140 Dichter enthaltend, durch Rüdger Maneſſen. Zürich 1758. 2 Quartbände.

und lebendiger werden werde. Man darf ſogar annehmen, daß dieſe Zeit nicht mehr fern ſei.

§. 16.

Unter den Minneſängern finden wir auch mehrere epiſche Dichter. Unter dieſen zeichnen ſich beſonders aus:

Heinrich von Veldeck, der Nachbilder einer Alt-Franzöſiſchen Aeneide, (von Chr. v. Troyes), welche im Deutſchen nicht weniger als 13331 Verſe enthält, und bei manchen ſchönen Stellen keinen reinen Totaleindruck gewährt, weil der Verf. zwiſchen Virgil, Troyes und ſeiner eignen Individualität umherſchwankt. *)

Wolfram von Eſchenbach ſchrieb ein epiſches Gedicht, unter dem Titel: **der Trojaniſche Krieg.** — Es iſt bekannt, welche herrliche Fundgrube für Witz und Phantaſie die Iliade von jeher den Dichtern gewährt hat, und wie beſonders die Alt-Engliſchen Novellen dieſen Stoff behandeln. S. Shakſpears Troilus und Creſſida nebſt den Bemerkungen über den Stoff von Steevens, Johnſon u. ſ. w.

§. 17.

Heinrich von Oſterdingen, bekannt durch den poetiſchen Wettſtreit, den er auf der Wartburg mit **Klingsohr** zu beſtehen hatte, zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts. Ihm wird das **Heldenbuch** zugeſchrieben, in welchem mehrere kleinere epiſche Gedichte zu einem großen Ganzen auf die wunderbarſte Weiſe verknüpft worden ſind, indem alles Einzelne in dem Charakter des Hauptfelden Dietrich von Bern den Mittelpunkt findet. Das Buch iſt, wie die Niebelungen, von denen allein es übertroffen wird, durchaus originell, und die herrliche Einfalt, und kindlich große Naivetät belohnen die Mühe reichlich, die das Studium der veralteten Sprache erfordert. *) Die erſte Ausgabe erſchien zu Straßburg 1509, und die in demſelben Jahrhunderte noch erſchienenen vier andern Auflagen beweiſen zur Genüge, wie ſehr man ehedem dieſes Werk zu ſchätzen gewußt hat. **)

---

*) Vgl. Gottsched de antiquissima Aeneidos versione. 745

§. 18.

Reimbott von Doren, vermuthlich aus Thüringen, welches das Wort Doren zu bezeichnen ſcheint. Nach der Art, wie ihn Möſer in Gottſcheds

---

*) Zur Erleichterung dieſes Studiums iſt bereits etwas nicht Unbedeutendes geſchehen durch die Noten zum Heldenbuche, von Häßlein. S. Bragur I. S. 324 ff.

**) Ein neuerer Schriftſteller ſpricht mit der Wärme der ruhigſten Überzeugung von einer Verknüpfung der Niebelungen mit dem Heldenbuche, wie dies letztere größtentheils aus dem ältern Gedichte entſtanden, und urſprünglich mit demſelben eins geweſen ſei. Möge er uns recht bald den Beweis für dieſe neue und gewiß ſehr anziehende Behauptung geben wollen.

Bücherſaal (VIII, 365 f.) rühmt, ſcheint er mir eben keines ſonderlichen Ruhmes werth zu ſein. Er will ſeinem Zeitalter zuvoreilen, und zeigt nicht ſelten Unwillen über den damaligen Geſchmack, der indeß, ſo bald wir ihn nach jenen angeführten Werken beurtheilen, keinesweges Tadel verdienen dürfte. — Möſer wollte Dorens Ritterroman von dem heiligen Georg von Neuem herausgeben; er fand indeß nicht die gehörige Unterſtützung, und das Unternehmen kam nicht zu Stande.

In England ward indeß die Erzählung von dem Könige Artus, und ſeinen 24 Rittern der runden Tafel, die allgemeine Quelle für die romantiſche Novelle und Epopöe. Auch die Deutſchen wurden von dieſen herrlichen Romanen entzündet, auch ſie prieſen in ihren Gedichten den trefflichen König *), und machten ſeine eignen, und die Thaten ſeiner Ritter, ihren Landesleuten bekannt, die ihn zulezt beinahe für einheimiſch zu halten ſchienen. So entſtand unter uns der Roman Triſtan und Yſot von Gottfried von Straßburg und mehrere andere, die allerdings eine nähere Betrachtung verdienen, als ihnen bisher zu Theil geworden iſt.

§. 19.

Den Übergang von dieſer trefflichen Periode zu

---

*) Artus, ein Schottländer, gehört in das ſechste Jahrhundert. Er liebte ſeine 24 Ritter alle mit gleicher Liebe, und wählte für ſie die runde Tafel, damit kein Platz an derſelben einen höheren Rang bezeichnen dürfe.

der der Meiſterſänger machen die moraliſch ſatiriſchen Gedichte und die Fabeln, welche jetzt die Minnelieder verdrängten. Unter den erſtern iſt inſonderheit zu merken: Der Sammler und der Renner von Hugo von Trymberg, der das leztere größere Werk im Jahre 1300 vollendete, wovon er ſelbſt Nachricht giebt:

> Es ward vollendet, das iſt wahr,
> Da tauſend und dreihundert Jahr
> Nach Chriſti Geburt vergangen waren.

Es beſteht aus mehreren Fabeln und Erzählungen, deren Ton ſich größtentheils ſchon der Art und Kunſt der Meiſterſänger nähert, doch werden wir auch hier noch für den Mangel an Concentration durch manchen köſtlichen Spruch, und naive Gewandtheit ſchadlos gehalten. *) Das Werk in ſeiner Ächtheit iſt bis jetzt bloß im Manuſcript zu finden, denn die zu Frankfurt am Main gedruckte Ausgabe iſt faſt gänzlich unbrauchbar, da ſich der Herausgeber nicht ſelten die eigenmächtigſten und ungeſchickteſten Änderungen im Text erlaubte. Eine der beſten Abſchriften iſt auf der Leipziger Univerſitäts-Bibliothek zu finden, aus der ich hier, eben weil dieſe ächten Manuſcripte ſo ſehr ſelten ſind, eine kleine Probe der Sprache und Schreibart mittheilen will:

---

*) Vgl. Gottſched de rarior. bibl. Lipſ. 746. und Morhof Unterricht von der deutſchen Sprache und Poeſie. Kiel, 1682. S. 321 ff.

Von den meyden vnde von den wyben
Korzyn mut und lange haar
han die meyde ſunderbar
dy zu yren jaren kommen ſynt
dy wal machen yn daz hertze blynt
dy ouchyn wyſen yn den weg
von den ouchyn get eyn ſteg
zu dem hertzen nit gar lang
vff deme ſtege iſt vyl mannig gedang.

§. 20.

An den Rand jenes Manuſcripts ſind von einer ſpätern Hand einige Lieder geſchrieben, deren ganzer Ton noch an die trefflichſten und zarteſten Minnelieder erinnert. Ich glaube auf die Theilnahme meiner Leſer rechnen zu dürfen, wenn ich eins derſelben, das noch nie gedruckt worden iſt, gleichſam als den letzten Nachhall jener herrlichen Periode hier beifüge. Ich wähle die gewöhnliche Orthographie:

Du ſüßer Minne
ſtralende Königinne,
laß um deine Gunſt mich werben,
verderben, ſterben
muß ich in meiner Pein
allein, allein,
darf ich um deine Minne ſüß nicht werben.

Dein Auge lichte
giebt wonniglich Berichte
Von Himmels klarem Scheine.
Erſcheine meine
erwählte Liebesbraut:
vertraut und laut
ſag ich, daß ich dich minne und ſonſt keine.

Du Herzenswonne,
du aller Sinnen Sonne,
mein Herz haſt du entzündet,
Entzündet findet
es nirgend Ruh:
nur du, nur du
kannſt heilen mich wenn Minne dich mit mir
verbindet.

Und dieſes innig zarte Gedicht, es iſt nur ein Nachhall jener ſchönen längſt verklungenen Zeit; und ſo möge denn mit der erfreulichen Anerkennung, daß ſich auch damals ſchon die Sprache den Dichtern nicht weigerte, ihre heiligſten Gefühle mit Wohllaut auszuſagen, dieſer Abſchnitt beſchloſſen werden.

III.

Meiſterſänger.

§. 21.

Selbſt nach dem Tode des letzten Kaiſers aus dem Schwäbiſchen Zeitalter, Friedrichs II., ertönten in Deutſchland noch immer neue und zarte Lieder der Liebe und Sehnſucht, die den ſeltſamſten Kontraſt bilden mit der rauhen und barbariſchen Zeit des Interregnums von 1250 — 73. Während alles ſtritt und kämpfte in wilder Unordnung, galt allein noch in der Poeſie Regel und Ordnung, und während Deutſchland an den Wunden blutete, die es ſich ſelbſt ſchlug, ſo gab es wenigſtens Sänger, die das Vaterland betrauern, oder auch wol die erhitzten Gemüther für den Moment beſchwichtigen konnten. Rudolf von Habsburg hatte gewiß den beſten Willen, der deutſchen Poeſie zu huldigen und ſie mit allen Kräften zu beſchützen, aber die mannigfaltigen Unruhen, und die ſtets erneuerten nothwendigen Sorgen nach außen hin, die den trefflichen Mann bis zu dem Ende ſeines thatenvollen Lebens drängten, ſie hinderten ihn in ſeinem eifrigſten Bemühen. Nur einen Conrad Schenck von Landeck, der als Dichter, und einen Albert von Lauingen, der als Phyſiker und Philoſoph genannt zu werden verdiente, finden wir noch unter ihm.

§. 22.

Die folgenden Kaiſer Adolf von Naſſau, (1291 — 98) Albrecht von Oeſtreich (1298 — 1308) und Heinrich von Luxenburg (1308 — 13) beſchäftigten ſich faſt gar nicht mit der Poeſie, und wenn gleich noch einige ſehr würdige Minneſänger unter ihnen auftraten, Conrad von Würzburg, und Otto mit dem Pfeil, Markgraf von Brandenburg, ſo fühlte doch nicht lange nachher der wackre Rüdger von Maneſſe, der unter den ſtreitenden Kaiſern Ludwig von Baiern und Friedrich von Oeſtreich lebte, daß dieſe fröhliche Zeit vorüber ſei, und er wandte die achtungswerthe Sorgfalt darauf, die Lieder dieſer Periode zu ſammeln, damit auch die Nachkommen ſich ihrer erfreuen könnten.

Die Dichter nahmen jetzt größtentheils eine politiſche, moraliſche, oder polemiſche Wendung, ſie beklagten die Unfälle, welche Deutſchland trafen, ſie gaben gute Lehren, oder eiferten gegen die Geiſtlichen, deren Verfahren jetzt allerdings ſehr willkührlich wurde. Sie fühlten ſich verlaſſen, denn die Mächtigen, Vornehmen und Reichen hatten ſich von ihnen zurückgezogen, daher nicht ſelten ihr Andrang zur ſubjektiven Satire, zur Indignation, welche laut von dieſer Zurückſetzung ſprach und beſſere Zeiten pries.

Nur Heinrich Frauenlob, der ſich indeß ſchon einen Meiſterſänger nennt, ſtrebte nach der wahrhaften Poeſie, die von jedem Nebenzweck entfernt iſt, und nur von der Schönheit die Geſetze leihet. Manche ſeiner Gedichte, die, wie bekannt faſt alle nur den einen unerſchöpflich ſchönen Stoff: das Lob der Frauen, theilen, dürfen auf wahrhaft klaſſiſchen Werth Anſpruch machen, andere erheben ſich weniger, und in den letztern Zeiten ſchien ſeine Phantaſie nur noch mit Einem Flügel zu ſchlagen. Er ſtarb als Doktor der Theologie zu Mainz im Jahre 1317, und wurde aus Dankbarkeit von Frauenhänden zur Gruft getragen. *)

§. 23.

Das eigentliche Zeitalter der Meiſterſänger iſt von dem Jahre 1347 — 1597 feſtzuſetzen, unter den Kaiſern Karl IV. (1347 — 78) Wenzel (1378 — 1400) Ruprecht (1400 — 1410) Siegmund (1410 — 37) Albrecht II. (1437 — 39) Friedrich III. (1440 — 93) Maximilian I. (1493 — 1519) Karl V. (1519 — 56) Ferdinand I. (1558 — 64) Maximilian

---

*) Auch Boner, deſſen Fabeln durch Leſſing und Oberlin, und früher noch durch Bodmer und Breitinger, die indeſſen ſeinen Namen nicht kannten, dem deutſchen Publikum mitgetheilt wurden, gehört, ſeinem innern Werthe nach, in dieſe Periode, ob er gleich bereits im dritten Jahrzehnt des dreizehnten Jahrhunderts lebte. Er hat wenig Originalität der Erfindung, und wenn er gleich dieſen Mangel durch Witz und Naivetät erſetzen dürfte, ſo ſcheint er doch von Gellert über die Gebühr gerühmt worden zu ſein.

lian II. (1564 — 76) Rudolf II. (1576 — 1612). Das Jahr 1597 iſt das Geburtsjahr des Dichters Martin Opitz, mit dem eine neue Epoche der Dichtkunſt beginnt.

§. 24.

Über den Anfang, Fortgang, und die Geſetze, welche die Meiſterſänger unter ſich feſtgeſtellt hatten, haben wir noch jetzt die genaueſten Nachrichten übrig. *) Für meinen Zweck halte ich für nöthig, nur Folgendes anzumerken.

Der Name der Meiſterſänger erklärt ſich durch ſich ſelbſt. Man hat eine alte Tradition, daß ihre Zunft bereits vom Kaiſer Otto beſtätigt worden ſei, von welchem ſie auch eine goldne Krone bekommen haben ſollten, die ſie nachher mit in ihrem Wappen trugen. Der Anachronismus iſt indeß klar genug, um dieſe Behauptung beſtimmt zu widerlegen. Erſt Karl IV. gewährte der Zunft, jenes Wappen führen zu dürfen. Ihre vorzüglichſten Schulen waren in Mainz, Nürnberg und Straßburg Auch die niedrigſten Handwerker konnten Zutritt erhalten, doch war die Aufnahme in die eigentliche Geſellſchaft der Meiſterſänger mit vielen Schwierigkeiten verbunden, und die Strenge, mit der ſie auf die einmal abgefaßten

---

*) Vergl. Wagenſeil von der Meiſterſinger holdſeligen Kunſt, Altorf 1697. und Bragur III, S. 17 — 109. Die letztere Abhandlung iſt von J. H. Häßlein, und enthält manche gute hiſtoriſche Notiz.

Geſetze hielten, zeigt zur Genüge, daß es ihnen ein hoher Ernſt war, nach Kunſt und Kritik zu ſtreben.

§. 25.

Die Regeln, welche ſie ſich ſelbſt gegeben hatten, waren mit der größten Beſtimmtheit feſtgeſetzt, und wenn gleich manche derſelben durch eine bloße mechaniſche Fertigkeit befolgt werden konnte, ſo waren doch auch einige von nicht geringer Wichtigkeit für den Wohlklang der Sprache und die Reinheit der Verſe. Man war überein gekommen, daß man in dieſer Hinſicht 32 Fehler bei der Abfaſſung eines Gedichtes begehen könnte, von denen hier einige der merkwürdigſten mitgetheilt werden ſollen:

Wenn die Reime nicht der hochdeutſchen Mundart gemäß waren. Als Norm wurde Luthers Überſetzung der Bibel angeſehen, und es macht der Geſellſchaft Ehre, daß ſie die Superiorität dieſes unübertrefflichen Sprachforſchers freudig anerkannte.

Wenn das, was der Dichter ſagen wollte, nicht klar genug ausgedrückt war, ſo nannte man dies blinde Meinungen, ein ſehr charakteriſtiſches Wort für den ſich ſelbſt oft nicht verſtehenden ſchwülſtigen Styl mancher Schriftſteller. Die Meiſterſänger ließen es nun freilich nicht an der Deutlichkeit ermangeln, aber ſie verfielen deſto öfter in Flachheit und ſeichtes Weſen.

Wenn man aus einem »ſtumpfen« Worte ein »klingendes« machte, z. B. »Monde« für »Mond«, ſo wie man denn überhaupt mit der größten Sorgfalt auf den Wechſel der männlichen und weiblichen Reime hielt. Sie beſchränkten hier die Sprache in ungleich engere Gränzen als es den genialiſchen Minneſingern zweckmäßig geſchienen hatte.

Die Zuſammenziehung zweier Worte oder Sylben war nicht verſtattet. Nicht einmal »zur« ſtatt »zu der« zu ſagen erlaubte dieſe ſtrenge Kritik.

Wenn am Ende des Verſes dem Worte ein Buchſtabe abgebrochen wurde. Man bezeichnete dieſen Fehler mit dem ſeltſamen Ausdruck: Milbe.

Wenn ein »gelindes« Wort mit einem »harten« verbunden wurde, z. B. »Faden« mit »Rathen«, »Laden« mit »Saaten« u. ſ. w.

Falſche Blumen oder Coloraturen, als Verſtoß gegen die Einfachheit, wurden als ein großer Fehler angeſehen. Überhaupt ſcheueten ſie mit Recht jeden grellen Farbenaufwand.

Daß man übrigens bei der Vermeidung aller dieſer Fehler dennoch ein herzlich ſchlechtes Gedicht liefern könne, davon ſcheinen indeß die wenigſten der damaligen Sänger etwas geahndet zu haben. Ihnen war es ſchon genug, die leere Willkührlichkeit zu beſchränken, und ſich zu einer negativen Correktheit zu erheben.

§. 26.

Überhaupt, wenn wir die Meiſtergeſänge im Einzelnen betrachten, ſo iſt der Spott und Tadel über ſie gar leicht; faſſen wir indeß die Periode derſelben im Allgemeinen auf, ſo werden wir uns doch des rüſtigen Strebens erfreuen müſſen, das ſich bei manchem damaligen Dichter regte. Bedenken wir die Armuth und Verlaſſenheit von allem Schutz und Lohn, die Hülfloſigkeit, die ſie zwang, ſelbſt zu der roheſten und widerſtrebendſten Thätigkeit ihre Zuflucht zu nehmen, ſo werden wir vielleicht nicht ohne Rührung dieſen geſchloſſenen Cirkel von Männern betrachten können, der denn doch wenigſtens die ewige Nothwendigkeit der Dichtkunſt anerkannte, und freudig kräftig Alles opferte, um nur dem verarmten Leben das Schönſte zu erhalten, was der Himmel dem Menſchen gewährt hat: Poeſie. Glückte auch nur ſelten dieſes Streben, ſo ſcheint es doch billig, die Summe von Kraft zu berechnen und anzuerkennen, die dazu aufgewandt wurde. Das iſt indeſſen bisher noch faſt nie geſchehen, und man hat ſich lieber in einigen, nur zu nahe liegenden Scherzen über dieſe Periode geübt, und ſie ſelbſt in ihrer Geſammtheit nicht auffaſſen wollen.

§. 27.

Aus dieſer Periode nun ſind zu bemerken:

Heinrich von Alkmar (1470) ſchrieb das bekannte ſatiriſche und witzige Gedicht: Reineke der Fuchs, wovon die erſte Ausgabe zu Delft 1485 erſchien, der bald ſehr viele andere verbeſſerte Auflagen folgten. Lange iſt darüber geſtritten worden, ob dieſes Werk ein Deutſches Original ſei, oder nicht, bis endlich vor mehreren Jahren mit Beſtimmtheit und Sachkenntniß ausgemacht worden iſt, daß wir es als eine Überſetzung und Überarbeitung mehrerer Altfranzöſiſchen Fabelſammlungen anzuſehen haben, in denen der Fuchs jedes Mal die Hauptrolle ſpielt. *) Wobei noch anzumerken iſt, daß wir bereits im neunten Jahrhunderte im auſtraſiſchen Reiche einen Politiker, Namens Reginard finden, deſſen Verſchlagenheit und ränkevoller Sinn weit und breit berühmt wurde, ſo daß man ihn unter dem Bilde des Fuchſes vorſtellte, dem er den Namen (renard) gegeben haben ſoll. Wirklich finden wir dieſes Wort auch nicht früher als erſt im zehnten Jahrhundert.

Selten hat ein Werk eine ſo günſtige Aufnahme bei den Deutſchen gefunden, als dieſer Reineke, und in der That verdient er es, wegen der lebendigen Darſtellung, der farbigen Mannigfaltigkeit der Situationen, und der Fülle von Witz und Laune, die durch das Werk mit der freigebigſten Hand ausgeſtreut worden iſt. Schade iſt es, daß die ſonſt recht angenehme Redſeligkeit zuweilen in geſchwätzige Weitläuftigkeit ausartet.

§. 28.

Unter den neueren Ausgaben ſind die von A. v. Hackmann, Wolfenbüttel 1711 und von Gottſched 1752, die bekannteſten, die indeß durch die

---

*) S. Neuer deutſcher Merkur, Junius 1795. Über die Fabeln ſelbſt: Fabliaux ou contes du XII. et XIII. siecle, Tome I.

neuere Bearbeitung von Goethe *) durchaus entbehrlich gemacht werden. Eine andere Ausgabe von minderm Werth hat Hr. Soltau (Berlin 1802) geliefert, in der beſonders die Willkühr befremden muß, mit der hier die wackre altväterliche Naivetät durch neumodige Niaiſerie hat überboten werden ſollen. Eine lateiniſche Überſetzung in vierfüßigen Jamben lieferte Schopper, **) eine Arbeit, die er ſelbſt laborem Aetna graviorem nennt, und für die man dem fleißigen Manne ohnehin nicht einmal ſonderlichen Dank bezeigt hat. Er rühmt von ſich ſelbſt, daß er ſeinem Styl die Eleganz und Reinheit eines Cicero zu geben gewußt habe, und es ſcheint freilich nicht ganz billig, daß man ihm die Mühe dieſes Selbſtlobes nicht erſparte.

Unter den mancherlei Nachahmungen dieſes Gedichts iſt Hennynk de Han ***) zu bemerken, in welchem die Geſchichte des ränkevollen Fuchſes bis zu ſeinem Tode fortgeführt wird, über welchen unter den Thieren ein außerordentlicher Jubel entſteht. Das Gedicht hat nur hiſtoriſchen Werth, ſo wie denn überhaupt die Abſicht des Verfaſſers, welcher zu

---

*) S. deſſen neue Schriften, Band II. Berlin, 1792.

**) S. Opus poeticum de admirabili fallacia et astutia vulpeculae Reinikes etc. Francof. ad Moen. 1567.

***) Die erſte gedruckte Ausgabe beſorgte K. H. Sparre 1732. Auszüge aus dieſer Schrift ſ. Bragur III, 416 — 26. Sie iſt ſehr unbekannt geblieben.

Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts ſchrieb, mehr dahin ging, ein moraliſches A B C Buch als eine poetiſche Erzählung zu geben.

§. 29.

Sebaſtian Brandt, auch mit dem Beinamen Titio, geb. 1458 zu Straßburg, ſtarb daſelbſt 1520. Er ſchrieb ein weitläuftiges ſatiriſches Werk, das **Narrenſchiff**, welches zuerſt zu Straßburg 1494 erſchien und mit beſonderem Beifalle aufgenommen wurde. Die Erfindung kann ihm keine ſonderliche Mühe gemacht haben, er begnügte ſich damit, ein Land Narragonia zu dichten, nach welchem hin er alle Narren ſeines Vaterlandes ſchiffen wollte. Der Stoff ſeiner Satire, womit es ihm ein nur zu bittrer Ernſt iſt, intereſſirt ihn mehr als die Form, welche er nicht ſelten dem Zufalle überlaſſen zu haben ſcheint. Er will lehren und lehrt, er will ſtrafen und ſtraft, aber bis dahin geht auch nur ſeine ganze Kunſt, wenigſtens gehorchen ihm Witz und Laune nur höchſt ſelten; und er iſt bloß als kühner Darſteller der Menſchen und Sitten ſeiner Zeit zu betrachten. Seine Sprache iſt im Ganzen kraftvoll und kernigt; nur zuweilen roh und wild. Die 3 lateiniſchen, 4 franzöſiſchen, die eine holländiſche, engliſche und plattdeutſche Überſetzung bezeugen das Glück, welches dieſes Werk überall machte.

§. 30.

Noch merkwürdiger und berühmter wurde es durch den Doktor der Theologie **Geiler von Kay-**

ſersberg in Straßburg, *) der öffentliche Predigten über Brandts Narrenſchiff hielt, welche ſein Schüler, Jakob Other lateiniſch herausgegeben hat, **) und hinterher von Johann Pauli, einem Franciſcanermönch, ins Deutſche überſetzt worden ſind. Dieſe Predigten ſind vielleicht intereſſanter als das Buch, aus dem ſie den Stoff entlehnten, ſie haben eine Treuherzigkeit und Naivetät, nach der Brandt nur ſtrebt, ohne ſie zu erreichen. Überhaupt gehört Geiler zu den bedeutendſten Gelehrten und zu den gebildetſten Schriftſtellern ſeiner Zeit; ja man kann in ihm eine leiſe Ahndung des künftigen Luther erblicken, wenn man ihn auch nicht als deſſen Vorläufer betrachten will.

Noch iſt hier ein ſatiriſches Werk zu bemerken, welches gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts herausgegeben wurde unter dem Titel: »Von den loſen Füchſen dieſer Welt.« Das Streben nach Witz und Laune iſt zu ſichtbar, als daß nicht die Lektüre dieſes Buchs dadurch etwas Peinliches bekommen ſollte. ***) Es erſchien zuerſt zu Dresden 1585.

---

*) Er ward in ſeiner Vaterſtadt ſo ſehr geſchätzt, daß man ihm zu Ehren (1456) die prächtige Kanzel im Münſter erbauete.

**) S. Navicula seu Speculum fatuorum a Jacobo Othero collect. 1510.

***) Vgl. Gottſched's Einleitung zu ſeiner Ausgabe des Reineke, S. 45.

§. 31.

Jetzt beginnt denn auch die erſte Periode der deutſchen Beredſamkeit durch

Martin Luther (geb. zu Eisleben 10. November 1483, geſt. am 18. Februar 1546.)

Über dieſen großen deutſchen Mann, der meines Wiſſens noch nie gewürdigt, und öfter noch unbehülflicher gelobt, als flach und geiſtlos getadelt worden iſt, ſtehe hier nur folgendes als Andeutung zu einer künftigen ſpeciellen Charakteriſtik deſſelben. Luthers geſammtes Streben fand ſeinen Mittelpunkt in der erkannten Idee, daß das Göttliche im Menſchen vor dem frechen Antaſten und der willkührlichen Beſchränkung durch irgend eine Gewalt von außen her, geſchützt werden müſſe. Von dieſer Idee aus iſt ſein ganzes Leben, ſein ganzer Charakter zu erklären, und nur von dieſem Standpunkte aus erhält ſein Gemälde Vollſtändigkeit, Übereinſtimmung und Klarheit. Jetzt verſchwindet jede Einzelnheit, die als ſolche vielleicht ſchroff und hart erſcheinen dürfte, und wir ahnden es, daß eine Gemüthsgröße, die da wirklich Größe iſt, keineswegs dem gewöhnlichen Maaßſtabe unterworfen werden dürfe, nachdem nur Eigenſchaften, Beſtrebungen, Gedanken und Handlungen in ihrer Iſolirtheit angeſchauet und beurtheilt werden. Ferne ſei ein ſolches Verfahren gegen Luther. Wir verſtehen ihn, ſeine ganze Art zu leben und zu wirken nicht, wenn wir ihn nicht in ſeiner Geſammtheit ergreifen und eine ſolche in ihm anerkennen wollen. Haben wir aber erſt einmal jenen Standpunkt feſtgehalten, ſo verſchwindet jede Dunkelheit, die nur zu leicht jene traurige Verzagtheit und Zweifel an Mannesgröße erzeugt, und wir begreifen den Helden in allen ſeinen Verhältniſſen, von den gemeinſten herauf bis zu den bedeutungsvollſten und wichtigſten, ich meine in den Verhältniſſen zu Tezel, Cajetan, Eck, Erasmus von Rotterdam, Carlſtadt, Melanchthon, wo er nicht minder groß erſcheint als in denen zu Leo X., Friedrich dem Weiſen, Karl V., Heinrich VIII. *), Chriſtian II. u. ſ. w. Überall iſt Einigkeit mit ſich ſelbſt, vollendete Sicherheit in ſich ſelbſt, das Höchſte, was der Menſch erringen kann, klar und beſtimmt zu erkennen, und recht deutlich wird uns der Ausſpruch des Dichters, daß die Thaten und Gedanken des Menſchen nicht ſind wie die blindbewegten Wellen des Meeres, ſondern daß die innere Welt, der Mikrokosmus, der tiefe Schacht ſei, aus dem ſie ewig hervorquellen.

---

*) Es kann vielleicht befremdend ſcheinen, daß ich ſelbſt in dieſem Verhältniſſe Luthers Größe finde, wo man bisher nur Rauheit und hinterher Schwäche bei Luther finden wollte; ich hoffe indeß, dieſes Urtheil in einer eigenen künftig zu liefernden Schrift über Luther, mit hinreichenden Beweiſen belegen zu können, indem hier nur zu einer Andeutung deſſelben der Ort ſein mag. Das Menſchliche ſollen wir jedem Menſchen, alſo auch Luthern zugeben, wenn aber von ſeinen Schwächen und Flecken die Rede iſt, ſo möge man an die Sonnenflecke erinnern.

§. 32.

Luther erkannte ſein Selbſt als rein abgeſchloſſen an, und gab es nie anders als in ſeiner Lauterkeit hin. An ein Verhüllen ſeines Charakters — mehr iſt das Streben nach Objektivität nicht — an ein Verſteckenſpielen mit ſeiner Individualität iſt hier nicht zu gedenken. Daher iſt auch ſein Styl keinesweges zufällig, ſondern er ſtrömt als durchaus nothwendig aus ſeiner Selbſtheit hervor, und man wird keine ſeiner Schriften begreifen, und die Art ſeiner Rede nicht verſtehen lernen, wenn man nicht früher ſchon ſeinen Character begriffen hat.

Mit Luther beginnt die deutſche Proſa; vor ihm hatte die deutſche Sprache nur Dichter gebildet, erſt Luther rang ihr mit ſtiller ſicherer Kraft dieſe Rede ab, die wir nur dann erſt die »ungebundene« nennen mögen, wenn wir zugleich die »Geſetze« kennen, durch die ſie ihre Ungebundenheit ſichert oder bindet. Selbſt die trefflichſten Dichter unter den Schwäbiſchen Kaiſern hatten nicht gewagt, der Proſe ſich zu befleißigen, denn es ſchien, als wenn unſre Sprache, ganz gebildet für das Lied und den Reim, ungern nur ſich dazu ſtimmen laſſen würde. Es bedurfte eines Geiſtes, wie Luther, um dieſen Zweck zu erreichen. Er war es, der zuerſt unſre Sprache zwang mit genialiſcher Kraft, ihm zu gehorchen, und zu einer Proſe ſich zu fügen, die es werth war, daß er, der herrliche deutſche Mann ihr die erfreulichen und gediegenen Reſultate ſeines tiefen Nachdenkens anvertraute. *)

§. 33.

Hier iſt von je her, und mit dem größten Rechte die Bibelüberſetzung genannt worden, die, abgeſehen

---

*) Sehr unüberlegt iſt der Vorwurf, den man Luther gemacht hat, daß er bei ſeinem Studium der deutſchen Sprache, die lateiniſche Stylübung einigermaßen verabſäumt habe. Man leſe ſtatt aller andern Widerlegung nur den köſtlichen, herrlichen Brief, den Luther an Leo ſchrieb. Nachdem er den Römiſchen Hof ein Babylon und Sodom genannt hat, ſetzt er mit deutſcher **Treuherzigkeit** und unnachahmlicher Naivetät hinzu: Interim Tu, Leo, ſicut agnus in medio luporum ſedes, ſicut Daniel in medio leonum, et cum Ezechiele inter ſcorpiones habitas. Quid his monstris unus opponas? adde tibi eruditiſſimos et optimos Cardinales tres vel quatuor: Quid hi inter tantos? Ante veneno omnibus pereundum vobis, quam de remedio statuere praeſumſeritis. Actum eſt de Romana curia; pervenit in eam ira Dei usque in finem. — Hac affectione tactus, dolui ſemper, optime Leo, his ſeculis te pontificem factum, qui melioribus dignus eras. Non enim Romana curia meretur Te, Tuique ſimiles, ſed ſatanam ipſum, qui et vere plus quam tu in Babylone iſta regnat. O revera infeliciſſime Leo et periculoſiſſimo ſedens loco! — Nonne verum eſt ſub vaſto illo coelo nihil eſſe Romana curia corruptius? Incomparabiliter enim Turcarum vincit impietatem. Ut revera, quae olim erat ianua coeli, nunc ſit patens quoddam os inferni et tale os, quod, urgente ira Dei, obſtrui non poteſt, uno tantum miſeris relicto conſilio, ſi queamus aliquot a Romano (ut dixi) iſto hiatu revocare et ſervare. — S. Luth. Op. T. I. 461 ſq.

von dem Verdienſte, das ſich Luther durch dieſe Ermunterung zum Studium der vernachläſſigten orientaliſchen Sprachen erwarb, von Seiten des Styles ſelbſt ein unübertroffenes Muſter bleibt. Überall einfache Sicherheit und gediegne Concinnität der Sprache, die ſich hier in allen ihren Eigenſchaften auf das Erfreulichſte offenbart.

Aber nicht minder wichtig ſind Luthers Predigten, Tiſchgeſpräche, freundſchaftliche Briefe u. ſ. w. In jedem dieſer Werke iſt der Styl gemeſſen, aber natürlich, gebildet, kräftig, durch Farbe und Ton mit dem Inhalt übereinſtimmend, und das Studium derſelben iſt für denjenigen durchaus unerläßlich, dem es ein Ernſt um die Erforſchung der deutſchen Sprache und des Ganges iſt, den ihre Kultur genommen hat. *) Aber auch alle jene zum Theil nicht unbekannten Ausſprüche, die der Moment erzeugte, jene epigrammatiſchen Wendungen, in denen ſich ein großer Verſtand und eine erhaben fröhliche Sinnesart, gleichſam ſchonend, verhüllt, jene Rede zu Worms, jener ſo oft misverſtandene Brief an Friedrich den Weiſen, in welchem er den ruhig muthigen Glauben darlegt, den der einſeitige oder innerlich erkältete

---

*) Vgl. J. M. Schröckh's Leben Doktor Martin Luthers, (Leipzig. 1778) eine Schrift, welche wenigſtens von dem löblich ernſten Fleiße des Verfaſſers zeigt, wenn wir auch ſeinem Urtheil nur ſelten beiſtimmen ſollten.

Menſch nicht begreifen mag, ſie alle ſind für den Sprachforſcher von beſonderer Wichtigkeit; ſo wie nicht minder anziehend für den, der Luthers Individualität zu erforſchen ſtrebt.

§. 34.

Endlich Luthers ſatiriſcher, polemiſcher Styl. Hier iſt durch ihn für immer die Bahn eröffnet, und wenn die Deutſchen ſich den Ruhm beimeſſen dürfen, die erſten Polemiker unter den Modernen zu ſein, ſo iſt nicht zu vergeſſen, daß Luther es war, der zuerſt dieſen Weg betrat. Seine Polemik iſt nicht Nothwehr, nicht individuell, er hat es nicht mit der Perſon des Gegners zu thun, ſondern er ſieht in ihm den Repräſentanten einer Gattung, die zu bekämpfen iſt, und dieſe Allgemeinheit der Satire iſt es denn auch, die alle ſeine in dieſer Gattung geſchriebenen Werke über die Zeit hinaushebt, in der ſie geſchrieben wurden, und ihnen eine von allem perſonellen und temporellen Intereſſe geſchiedene Wichtigkeit und Bedeutung giebt. Hier iſt ihm die deutſche Sprache in ihrer ganzen Kräftigkeit zu Hülfe gekommen, und wie zu einer Schlachtordnung gefügt, ſtellet er hier die Worte, die, gleich einem zuſammengereiheten Phalanx, von keinem Gegner in Verwirrung zu bringen oder zu zerſtören ſind. Als vorzüglich merkwürdig ſind hier folgende Schriften zu nennen:

1) Wider den neuen Abgott und den alten Teufel, ein Werk voll edeln Zorns und kühnen Witzes.

2) Etliche Sprüche wider das Concilium Obstatiense.

3) Ernſte zornige Schrift D. M. Luthers wider M. Simon Lemnius Epigrammata.

4) Des Römiſchen Pabſtes Urſprung.

5) Wider Hans Wurſt. *)

§. 35.

Eine noch faſt größere Wichtigkeit haben Luthers Briefe an Erasmus von Rotterdam, ſo wenig ihrer auch ſind. Hier offenbart ſich ſeine Polemik in ihrer ganzen Stärke, denn er war hier in ſeinem anfänglichen frohen Vertrauen, in ſeinem großherzigen Glauben bitter getäuſcht worden. Erasmus gehörte zu der Gattung von Schriftſtellern, von denen ein bekannter Polemiker ſagt, daß ſie zwar den Wunſch haben, Gotte eine Kirche zu bauen; dem Teufel aber eine Kapelle daneben laſſen wollen. Da wies ihn Luther ſtreng zurück, daß er es ferner nicht mehr wagen ſollte, an dem Reformationsgeſchäfte Theil zu nehmen, und als Jener noch witzelnden Hochmuth bei ſeinem verfehlten Benehmen zeigte, ſo fing Luther an, das Gefühl, welches ihm dieſer laue und zwitterhafte-Charakter einflößen mußte, in den kernigſten Worten auszuſprechen. Man hat dieſe

---

*) Alle dieſe und ähnliche Schriften erſchienen zuerſt größtentheils zu Wittenberg in den Jahren 1524, 28, 35 ff., und wurden hinterher den bekannten Sammlungen ſeiner Werke einverleibt.

Polemik rauh, hart, und grob genannt; es ſcheint indeß billig zu bedenken, daß ein Mann wie Luther, der in der That überzeugt war und wußte, und, wenn ich ſo ſagen darf, von dieſem Wiſſen wußte, nicht wohl anders als abſprechend ſprechen kann, eben weil es wirklich an ihm iſt, abzuſprechen, oder zuzuſprechen. Solchen Gegnern indeß, die nur meinen, vermuthen, oder wahrſcheinlich finden, iſt es allerdings zuzumuthen, und es ſteht ihnen wohl an, nachzugeben, es ſei nun einen oder mehrere Schritte. Wenigſtens können ſie ſich dabei nicht ſonderlich übel befinden, da man ihren gewöhnlichen Standpunkt allerdings den Standpunkt des bodenloſen Skeptizismus, oder, ſtrenger genommen, den Standpunkt des — Nichtſtehens nennen darf. — Schonender benahm ſich Luther gegen die talentloſeren Gegner, einen Hieronymus Emſer *), Johann Cochläus. **) Hier durfte das Mitleiden ſchon eher eine Stelle finden.

§. 36.

Aber nicht bloß ein vielſeitig gebildeter Proſaiſt war Luther, auch einen Dichter darf man ihn nennen,

---

*) Sekretair bei dem Herzoge Georg von Sachſen. S. Flögel S. 152. Er erzürnte ſich inſonderheit gar ſehr über Luthers Heirath mit Katharina von Bora.

**) Er ſchrieb gegen den großen Reformator, den er Minotaurum Vitebergenſem nennt, eine Brochüre unter dem Titel: Lutherus septiceps ubique sibi contrarius. Par. 1564.

nennen, einen Dichter im eigentlichſten Sinne dieſes Worts. Seine geiſtlichen Gedichte athmen jenen herrlichen, tief religiöſen Geiſt, der in ſpäterer Zeit ſophiſtiſch kühlem Getändel, ſo wie der großſinnige Glaube dem ſeichten engherzigen Zweifel weichen mußte. Sie ſind übrigens zu bekannt, als daß ich nöthig hätte, ſie einzeln aufzuführen. Nur des einen will ich erwähnen: „Eine feſte Burg iſt unſer Gott!“ ein Gedicht, das uns doppelt rühren und erfreuen muß, wenn wir uns dabei den Mann recht klar vergegenwärtigen, deſſen Glaube ſtark und unerſchütterlich da ſtand wie eine ewige Säule. Eben dies Subjektive des Gedichts giebt ihm die herrliche ruhige Größe.

Dieſem Manne verdankt denn auch Deutſchland die frühere Richtung zur geiſtlichen Poeſie, die, was innige Andacht und den kühneren Flug heiliger Phantaſie betrifft, der Poeſie jeder andern Nation weit vorangeht. *)

§. 37.

Der einzige, unſerm Luther würdige Nachbar ſei hier Ulrich von Hutten, geb. 1483, geſt.

---

*) Wir haben von Luther in allem 38 geiſtliche Lieder, doch überſetzte er auch manche andere aus dem Lateiniſchen. Die erſte Ausgabe derſelben erſchien zu Wittenberg 1524. Wer den ganzen Schatz unſrer geiſtlichen Gedichte kennen lernen will, ſ. E. J. Kochs Grundriß einer Geſchichte der Sprache und Literatur der Deutſchen, Theil II. S. 1 — 44.

1523, einer der gelehrteſten und genialiſchſten Schriftſteller, welche je gelebt haben. Auch ihn müſſen wir als handelnden und leidenden Menſchen kennen lernen, um ſeine Schriften zu begreifen. Hier nur einige wenige Züge zu dem Gemälde ſeines Lebens: Nach geendigten Univerſitätsjahren zog er, um ſeine Kraft zu verſuchen, nach Italien, und diente 1509 unter Maximilian I. als Krieger — Rückkehr nach Deutſchland, wo ſein Aufenthalt durch den Eigenſinn ſeines Vaters, der ihn dem Studium der Philoſophie und Aeſthetik entziehen wollte, ſehr getrübt wurde. — Neue Reiſe nach Italien. — Streit mit Ulrich von Wirtemberg, dem Mörder des Hans von Hutten. — Rückkehr nach Deutſchland. — Hutten wird von Maximilian I. zum Dichter gekrönt und zum Ritter geſchlagen. — Reiſe nach Frankreich, wo er ſich nur ſehr kurze Zeit aufhielt. — Theilnahme am Kriege des Schwäbiſchen Bundes gegen Ulrich von Wirtemberg. — Seine erſten Schriften, worunter ihm beſonders die Herausgabe einer Apologie Heinrichs IV, welche er mit einer geiſtvollen Vorrede verſah, den Haß Leo's X. zuzog. — Er erklärt ſich als ein warmer Verehrer Luthers, und muß fliehen, da dem Churfürſten Albert von Mainz befohlen worden iſt, ihn gebunden nach Rom zu liefern. — Zuflucht und Schutz bei Franz von Sickingen. — Huttens vermehrte ſchriftſtelleriſche Thätigkeit. — Sickingens Heldentod 1523. — Huttens Verlaſſenheit und Lebensunſicherheit in Deutſchland. — Flucht nach der Schweiz, wo er ſich in ſeinem Vertrauen auf Erasmus von Rotterdam auf die bitterſte Weiſe getäuſcht fand. — Tod auf der Inſel Ufnau im Zürcherſee. *)

§. 38.

Hutten iſt Rhetor, Dichter und Philoſoph; ja man kann ſagen, daß in der letztern Zeit ſeines Lebens jene drei Beſtrebungen ſich in ihm vereinigten, um die Vollſtändigkeit und Abgeſchloſſenheit eines Charakters hervorzubringen, wie er nur ſelten in der modernen Weltgeſchichte erſcheint. Aber ein verworrenes ſtets widerwärtig gegen ihn anſtrebendes Schickſal nahm zu viel von ſeiner herrlichen Kraft in Anſpruch, und eine frühe Jugendſünde rächte ſich durch ſein ganzes Leben hindurch mit ſolcher Gewalt, daß wir uns faſt von einem erfreulichen Gefühl bewegt ſehen, wenn endlich der ermüdete Menſch ſich ſtill zu der Ruhe legt, die ihm ſein ganzes Leben hindurch nicht beſchieden war.

§. 39.

Zu den Schriften, in denen ſich die ganze Macht ſeiner Beredſamkeit offenbart, gehören vorzüglich ſeine Reden gegen Ulrich von Wirtemberg,

---

*) Huttens Leben iſt nicht ſelten von mehreren deutſchen Schriftſtellern erzählt worden. S. Deutſcher Merkur 1776 (Febr.) Schubart's Leben U. v. H. (1791) u. ſ. w.

gegen den auch der Dialog Phalarismus *) gerichtet iſt; ſeine ſatiriſche Beſtrebung zeigt ſich am reinſten und anziehendſten in den Epistolis obscurorum virorum, **) und in den beiden Theilen des Nemo. Zur bitterſten Indignation ward dieſe Satire in der Schrift: Expostulatio cum Erasmo Roterodamo, und wenn wir auch manche Stelle darin finden ſollten, deren Grellheit zu hart anſpricht, ſo iſt es doch billig, die tiefe Herzenskränkung zu bedenken, die der feurige, gradſinnige Mann von dem kühlen Klügling erlitten hatte, um die ganze Schrift nicht nach einzelnen Details zu beurtheilen.

Aber man würde Huttens Verdienſte noch immer zu gering anſchlagen, wenn man ſie nur in ſeiner Theilnahme an dem Reformationsgeſchäfte und in jenen angeführten Schriften finden wollte. Hutten war auch deutſcher Dichter, ſo wenig man ihn auch dafür hat anerkennen wollen. Es ſpricht Leben in jedem Buchſtaben, und ein friſchkräftiger Geiſt wehet durch alle ſeine deutſchen Gedichte, die freilich nicht nach gewöhnlichem abgegriffenem Maaßſtabe gemeſſen ſein wollen. Ich führe nur ein Gedicht von Hutten an, aber ein ſolches, das jeden uneingenommenen Leſer zur Liebe für den trefflichen, verkannten Mann entzünden muß. Es iſt die „Clag und Vormanung gegen den übermäßigen unchriſtlichen Gewalt des Babſts zu Rom und der ungeiſtlichen Geiſtlichen.“ In der That, der Dichter durfte ſich mit Fug und Recht ſo nennen, wie er ſich nannte: einen Aufwecker der deutſchen Nation.

---

*) Erſchien zuerſt 1517 und iſt ſehr ſelten geworden. Die Wolfenbüttelſche Bibliothek beſitzt ein Exemplar dieſes Werks.

**) Es hatten indeß auch andere Schriftſteller, z. B. Buschius Theil daran. Das Buch wurde eigentlich gegen die beſchränkte Anſicht der Cöllniſchen Theologen, und für Reuchlin geſchrieben; aber Hutten erhob ſich bald von dieſem zu engen Stoffe zur freiern Allgemeinheit der poetiſchen Satire, ſo daß auch jetzt, da alle temporelle Beziehungen verſchwunden ſind, und alles Perſönliche darin ſeine Bedeutung verloren hat, das Buch noch immer eine ſehr anziehende Lektüre gewährt.

§. 40.

Ich kehre jetzt wieder zu den Meiſterſängern zurück, unter denen ein fleißiger Dramatiſt Hans Schnepper Roſenplüt zu merken iſt. Er ſchrieb ſechs Faſtnachtsſpiele, die nicht bloß wegen der Zeit, in der ſie geſchrieben wurden, ſondern auch wegen manches ächtkomiſchen Zuges, einige Anerkennung verdienen. Am bekannteſten iſt ſein Spiel vom Türkiſchen Kaiſer, das freilich ſehr viel rohe Stellen hat, ſonſt aber leichter zu tadeln als zu beurtheilen ſein dürfte. Vielleicht kann man es ihm ſchon zu einigem Verdienſte anrechnen, daß er denn doch Muth genug gehabt habe, in ſeinen Luſtſpielen wirklich fröhlich und ausgelaſſen zu ſein, und es ſcheint mir daher des Dankes nicht unwerth, daß

Gottſched die Mühe über ſich nahm, dieſen ehrlichen Autor unter ſeinen Landsleuten wieder bekannt zu machen. [*]

§. 41.

Ungleich vorzüglicher iſt indeß der Meiſterſänger Theodorich Schernberg, welcher im Jahre 1480 ein Drama unter folgendem Titel ſchrieb: „Apotheosis Johannis VIII pontificis Romani. Ein ſchön Spiel von Frau Jutten, welche Bapſt zu Rom geweſen und aus ihrem bäpſtlichen Scrinio pectoris auf dem Stuel zu Rom ein Kindlein zeuget.“ [**] Hier iſt das Talent der Sprache, der poetiſch-mimiſchen Darſtellung, der dramatiſchen Zuſammenfaſſung der Charaktere und deren beſtimmte energiſche Auffaſſung mit gebührendem Lobe anzuerkennen. Es iſt hier ein weitläufiger Stoff, der oft nach vielen divergirenden Richtungen ſich verlieren zu wollen ſcheint, zu einer ſynthetiſchen Einheit gefaßt worden, und wenn wir nur eine ſolche darin anerkennen, ſo werden wir ſchon den dichteriſchen Werth des Stückes nicht gering anſchlagen dürfen. Vorzüglich rein gehalten ſind die beiden Antitheſen des Stücks: Chriſtus Salvator und Maria auf der einen, und des Lucifer und der Lillie, des Teufels Mutter, eines höchſt fantaſtiſchen Charakters, auf der andern Seite; und ſo grell verwickelt und ſo tief verſtrickt der Knoten auch erſcheint, ſo erfreulich beruhigend löſet er ſich doch am Ende auf. *)

---

[*] S. Gottſched's nöthigen Vorrath ꝛc. B. II. S. 43. ff.

[**] Es wurde erſt 80 Jahre ſpäter herausgegeben von Tileſius, Eisleben 1565.

§. 42.

Hans Sachs. Dieſer wackere Dichter, den wir als das Haupt, oder, wenn wir lieber wollen, als den Mittelpunkt aller Meiſterſänger zu betrachten haben, wurde zu Nürnberg am 5. November 1494 geboren. Sein Vater war Schneider, unſer Hans hingegen erlernte das Schuſterhandwerk, das er indeß nur als Mittel zum Erwerb des Lebensunterhaltes angeſehen zu haben ſcheint. Denn früh ſchon zeigte ſich bei ihm eine beſondere Neigung und ein ausgezeichnetes Talent zur Poeſie, welches er mit vorzüglicher Anſtrengung und treuem Fleiße auszubilden ſtrebte, wobei ihn anfangs **Leonhard Nunnenbek**, ein Meiſterſänger von der ganz gewöhnlichen Gattung, den aber der beſcheidene Mann dennoch ſeinen Lehrer nennt, zu unterrichten bemüht war, ſo gut er es vermochte. Faſt ſein ganzes Leben hindurch, das ſtill und ruhig vorüberging, vom Jahre 1514 — 1567 blieb die Poeſie ihm getern, und half ihm die arme und beſchränkte Umgebung zu vergeſſen, die ihm zu Theil geworden war. Er war einer der allerfruchtbarſten Dichter, die je gelebt haben, denn man findet unter ſeinen Werken 26 bibliſche und 52 profane Komödien, 27 geiſtliche und 78 weltliche Tragödien, 64 Faſtnachtsſpiele, 59 Fabeln, 116 allegoriſche Erzählungen, 197 heilige und 114 vermiſchte Gedichte, 197 Schwänke, oder humoriſtiſche Novellen. Nehmen wir hiezu noch die vielen bloß in der Handſchrift befindlichen oder verloren gegangenen Gedichte, ſo finden wir zuſammengenommen 6048 Gedichte.*)

---

*) Gottſched hat das Stück a. a. O. abdrucken laſſen. Überhaupt ſind dieſem Schriftſteller die meiſten Notizen über das Zeitalter der Meiſterſänger zu verdanken.

§. 43.

Überall in dieſen Werken ſind unverkennbare Züge von Talent, von einer ſeltenen Kenntniß des Lebens, der Menſchen und ihrer mannigfaltigen Verhältniſſe. Die Phantaſie des Dichters iſt reich, aber milde, ſein Witz unſchuldig frei, aber nicht beißend, oder ſarkaſtiſch, und die ſtille Gutmüthigkeit, die friedliche Humanität und kräftige Frömmigkeit bei ſo viel geſundem, ſchönem Sinn, der überall hervorleuchtet, geben der Lektüre ſeiner Werke etwas ſo Anziehendes und Beruhigendes, daß wir ſtets mit neuem Vergnügen zu derſelben zurückkehren. Unter den Tragödien ſind beſonders: »Die ungleichen

---

*) M. Raniſch's Lebensbeſchreibung Hans Sachſens, Altenburg 1765. Sie iſt im geſchmackloſen Styl geſchrieben, aber vollſtändig und treu.

Kinder Evä, wie ſie Gott der Herr anredet," die „von der Schöpfung, Fall und Austreibung Adams aus dem Paradies," und von „Alexander dem Großen" merkwürdig, ſo wie ſich unter den Faſtnachtsſpielen die Farce „vom Pelze: und dem Narrenſchneiden" rühmlich auszeichnet.

§. 44.

Der ältern Ausgaben giebt es ziemlich viele, unter denen ich hier nur die von Hans Sachs ſelbſt beſorgte Ausgabe erwähnen will, die den Titel hat: „Summa all meiner Gedicht vom 1514 Jar bis ins 1567 Jar." *) Erſt gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts hat man wieder daran gedacht, eine neue Ausgabe der Hans Sachſiſchen Werke zu veranſtalten, leider aber fand Bertuch, der ſich dieſes Verdienſt erwerben wollte, nicht die gehörige Unterſtützung, und das löbliche Unternehmen kam nicht zu Stande. Auch die durch Häßlein beſorgte Auswahl von einigen der anziehendſten Gedichte, Fabeln und Schwänke des Hans Sachs, **) ſcheint die Aufmerkſamkeit des Publikums in keinem ſonderlichen Grade erregt zu haben.

---

*) Eine der bequemſten und neueſten Ausgaben erſchien zu Augsburg 1612, mit dem Titel: Sehr herrliche, ſchöne, und wahrhafte Gedicht, geiſtlich, weltlich allerlei Art, ꝛc. durch den ſinnreichen und weitberühmten Hans Sachſen, einen Liebhaber teutſcher Poeterei u. ſ. w.

**) Sie erſchien zu Nürnberg 1781.

§. 41.

[illegible] iſt vielleicht kein Altdeutſcher Dichter ſo [illegible] mißhandelt, und, man darf es wohl ſagen, mehr [illegible] abgeſchmackt herabgewürdigt worden, als der arme gute Hans Sachs. Da war kein Kritiker [illegible], der ſich nicht berufen gefühlt hätte, in feierlichem Ernſt, oder mit recht plumpem Spaß den [illegible] anzufallen, und da es nicht Jedermanns Sache iſt, immer neue Bonmots zu erfinden, ſo bediente man ſich, ohne lange zu wählen, der bereits vorhandenen, und man verſchmähte es ſelbſt nicht, das Handwerk, welches Sachs betrieb, zu dem Gegenſtande unhöflicher Scherze zu machen. So ſtellt z. B. Wernike, den wir in der folgenden Periode näher kennen lernen werden, in einem [illegible] Heldengedichte »Hans Sachs« dieſen Dichter als das Symbol der Dummheit auf, und ſeine [illegible] waren [illegible] zu [illegible], um ihn zu [illegible]. [illegible] bei dem [illegible] Un[illegible], [illegible] den vermeinten Pöbel [illegible], keinen verhaltenen Spaß [illegible] zu laſſen,*) und derjenige, dem es [illegible] zu thun iſt, der unbefangenen Urtheile eines Engliſchen, Italieniſchen und Franzöſiſchen Schriftſtellers über Hans Sachs, mit in den Kauf zu nehmen, der findet ſie in Wernicke's Anmerkungen zu ſeinem Heldengedichte, gleichfalls aufgezeichnet. Auch unter den neuern Schriftſtellern ſind noch immer gar viele, denen auch nicht eine leiſe Ahndung von den Verdienſten ihres alten Landsmannes zugekommen iſt; es ſcheint aber gerathenſamer, die Namen derſelben nicht zu nennen, da ſie ja ohnehin in der That und Wahrheit nur als ungenannt zu betrachten ſind, ſollten ſie ſich auch das nicht einräumen wollen.

---

*) S. Wernikens Ueberſchr., poetiſche u. Schriften, Zürich 1749. S. [illegible]. Dieſe ganze Ode [illegible], wie [illegible] erwähnen, iſt der kläglichſte Beweis von der gemeinen Pöbelhaftigkeit eines Schriftſtellers, der ſich zu [illegible] des Geſchmacks aufwarf.

§. 96.

Wieland war es, der ſich endlich wieder des geſchmäheten und hintangeſetzten Mannes annahm, und ein herzliches Wort der Anerkennung ausſprach. Indem er das ſchöne Gedicht mittheilte, führt er zugleich einige Verſe an, in denen Adam **Puſchmann** den Hans Sachs als Greis ſchildert. Das Bild, das er uns dadurch von ſeinem ſchlichten Leben giebt, iſt ſo heimlich und rührend, daß zur vollſtändigen menſchlichen Charakteriſirung dieſes Dichters, ich es dem Leſer nicht entziehen darf.

Hinten im Garten ſtunde
Ein ſchönes Luſthäuſelein
Darin ſich ein Saal runde
Von Marmor gepflaſtert fein
Mit ſchön lieblichen Gemählen
Und Bilden
Figuren frech und kühn.

Rings herum der Saal hatte
Fenster geschnitzet aus
Durch die man all Frucht thäte
Schaun im Garten draus.
In dem Saal stund [illegible]
[illegible]ket
[illegible] Tisch mit Sammet grün.
Am Tische saß
Ein alt Mann, was
Grau und weiß, wie ein [illegible] dermaß.
Der hat ein großen Bart [illegible]
In ein schönen großen Buch las,
Mit Gold beschlagen schön.
Der lag auf ein Pult eben
Vor ihm auf dem Tisch klein
Und an der Wand daneben
Viel großer Bücher sein
Die alle wohl beschlagen
Da lagen,
Die der alt Herr ansach.
Wer zu dem alten Herren
Kam in den schönen Saal
Und ihn grüßet von ferren
Den sah er an [illegible].
Sagt nichts, freundlich thät neigen
Mit Schweigen
[illegible] ihm sein Haupt [illegible].
[illegible] Rad und
[illegible]
Ihm ab[illegible] auch [illegible] Grund
[illegible] Saal stund
Und [illegible] rund
[illegible], hett [illegible] — *)

---

*) „[illegible] [illegible]" ruft [illegible] hier aus. [illegible] der Liebe. Die nur, indem

§. 47.

Göthe endlich hat ihm ein eignes, treffliches Gedicht gewidmet: „Erklärung eines alten Holzſchnittes, vorſtellend Hans Sachſens poetiſche Sendung“ *), in welchem er mit einfacher Herzlichkeit das Gefühl der Verehrung für ihn an den Tag legt, und mit erfreulicher Gerechtigkeit verbannt er am Schluſſe, um jedem unverſtändig tadelnden Geſchwätz ein Ende zu machen, „all das Volk in den Froſchpfuhl, das ſeinen Meiſter je verkannt hat.“ Doch ſelbſt aus dieſem Pfuhl heraus läßt ſich noch immer von Zeit zu Zeit ein ſchmähendes Stimmchen vernehmen, gleichſam zur Bekräftigung der Ovidiſchen Worte:

Quamvis sint sub aqua, sub aqua maledicere tentant.

§. 48.

Zur Vollſtändigkeit dieſer Periode ſind noch folgende Schriftſteller hier anzuführen:

Thomas Murner, geb. zu Straßburg 1475; das Jahr ſeines Todes iſt nicht mit Beſtimmtheit

---

ich dies abſchreibe, über die Wange rollt! — der Liebe und auch der Freude, daß die Natur ſo gerecht gegen dich war, und dich den Freudenbecher, den ſie dir voll eingeſchenkt hatte, ſo rein bis auf den letzten Tropfen ausſchlürfen ließ! Wer hätte je verdient, glücklich zu ſeyn, wenn Du nicht?“ S. Deutſcher Merkur, 1776. April.

*) S. Goethes Schriften, B. VIII. S. 194 f.

angehören, denn fällt es wahrſcheinlich in das dritte Decennium des ſechszehnten Jahrhunderts. Unter ſeinen übrigen Schriften ſind beſonders zu bemerken:

1) Die **Narrenbeſchwörung**, in der er alle Narren in Deutſchland nach Italien bannen will, welcher närriſche Gedanke ihm ſeinen Stoff zu Predigten gegeben, die er zu Frankfurt am Main gehalten hat *).

2) Die **Schelmenzunft**, in der er auf eine ziemlich rohe Weiſe die Gemeinheit angreift. Eine Menge platter und unzüchtiger Einfälle machen die Lektüre dieſes Buches ſehr widerlich **).

3) Die **Gauchmatt** (von Gauch, welches im Altdeutſchen ein Narr heißt, und Matt, die Wieſe) **zu ſtraff allen wybſchen Mannen**, iſt eine Satire gegen die Frauen und Mädchen, die die Männer zu verführen ſuchen. Es iſt nicht ganz ohne allen Ausdruck und Witz, doch ſpricht auch hier im Ganzen die gemeine Sinnesart des Verfaſſers nicht ſelten ohne alle Verhüllung, ja ſogar mit einer gemeinen Schamloſigkeit, die der gerechten Verachtung nicht entgehen kann.

Wenn wir ferner noch erwägen, daß Murner ein wüthender Gegner Luthers war, ſo wird ſich das Reſultat, was von ihm zu halten iſt, ohne viele Mühe von ſelbſt ergeben *).

---

*) Gedruckt zuerſt zu Straßburg 1512.

**) Auch von dieſer Schrift fällt die erſte Ausgabe in das Jahr 1512.

§. 49.

Melchior Pfinzing, geb. zu Nürnberg 1481, geſtorben 1535. Er war Geheimſchreiber bei dem Kaiſer Maximilian I, und erhielt von dieſem wahrſcheinlich den Stoff zu dem berühmten Heldengedichte Theuerdank, welches zuerſt unter folgender Aufſchrift erſchien: „Die Geverlichkeiten und ein teils der Geſchichten des löblichen ſtreitbaren und hochberümbten Helds und Ritters Tewrdannckhs.“ Nürnberg 1517.

Das Gedicht hat den Kaiſer Maximilian ſelbſt zum Helden erwählt, den es durch manche, und zum Theil höchſt ſeltſame Abentheuer hindurchführt, indem männlicher Muth und chriſtliche Frömmigkeit ihn überall begleiten und ihn vor den Nachſtellungen des Fürwittig, Unfalo und Neidelhart, dreier allegoriſchen Perſonen, die die Feinde ſeiner Knaben-, Jünglings- und Mannesjahre vorſtellen, glücklich beſchützen. Überhaupt war es der Plan des Verfaſſers, durch Theuerdanks Beiſpiel zu zeigen, daß ein tüchtiges, mit ſich ſelbſt einiges und frommes Gemüth jeder Gefahr zu trotzen im Stande ſei, und dies iſt ihm allerdings gelungen. Schade nur, daß die ſtete

---

*) Daß Murner der Verfaſſer des Till Eulenſpiegel geweſen, iſt mit Recht zu bezweifeln. Vgl. Leſſings Leben III, S. 136 ff.

Hinsicht auf diesen an sich löblichen moralischen Zweck, der größeren Freiheit und Lebendigkeit des Gedichts Eintrag thun mußte. Die Sprache ist schmucklos, einfach und nicht ohne Kraft *), so daß ihr selbst die späteren Herausgeber dieses Gedichts, unter denen besonders Burkard Waldis zu nennen ist, größtentheils nur nehmen, nicht geben konnten, wenn sie dieselbe zu verändern sich bemühten. Die Ausgabe von Waldis erschien zu Frankfurt, 1573.

Sehr merkwürdig ist dieses Buch auch noch dadurch geworden, daß die bereits erwähnte ächte Origi-

---

*) Aus folgender kleinen Probe möge der Stil des Ganzen sich errathen lassen. Ein böser Geist will den jungen Ritter durch sophistische Künste verführen, doch er erwiedert gelassen:

Zu Schmerzen würden mich deine Lehren führen:
Darum ich daraus muß [illegible],
Ich, da hast ein [illegible] Herz,
Die mich gar gern [illegible] geweist
Den Weg auf eine unrechte Bahn,
[illegible] nicht gehabt haben
[illegible] nur [illegible] gewahr
Und [illegible] ein ganzes Jahr,
Es [illegible] nicht gedenken,
Daß ich mein Herz mag lenken
Noch von meines lieben Vaters Lehr,
Ich will bleiben nach seiner Ehr,
Meinen Glauben halten in der Noth
Und sollt ich darum liegen todt.

Dieser kräftig fromme Sinn, der überall anspruchslos spricht, gewinnet dem Buch das meiste Interesse.

Original-Ausgabe, ein Meiſterſtück des Druckes und der Holzſchneidekunſt geworden iſt, die die Aufmerkſamkeit jedes Kenners rege machen muß. *)

§. 50.

Johann Fiſchart, genannt **Menzer**, wurde im fünften oder ſechsten Decennium des ſechzehnten Jahrhunderts geboren und ſtarb vermuthlich im erſten oder zweiten Jahrzehnt des folgenden Seculums. **Menzer** nannte er ſich wahrſcheinlich, weil er ein Mainzer war, und da er ſelbſt den zu nahe liegenden und gar zu wohlfeilen Scherz liebt, ſo überſetzt und verkehrt er auch wol ſeinen Namen, und ſchreibt ſich »Huldreich Ellopoſcleros Reznem«, welcher unbedeutende Spaß zu manchen Verwirrungen Anlaß gegeben hat.

Dieſer Schriftſteller gehört zu den allergeiſtreichſten Erſcheinungen in der Geſchichte unſerer Literatur, und ſo oft ſich auch der modern verfeinerte und gebildete Leſer durch manche Rohheiten bei ihm zurückgeſtoßen fühlen wird, ſo darf er doch nicht anſtehen, ihm eine ſehr reiche Fülle von Witz und eine Originalität einzuräumen, die ihm eine Stelle unter den vorzüglichſten Autoren der Deutſchen ſichern muß.

---

*) Dieſe Holzſchnitte ſind von **Hans Schäufelein**, einem trefflichen altdeutſchen Künſtler, der, was Fleiß und Talent betrifft, ſelbſt mit dem ehrwürdigen Albrecht Dürer verglichen werden darf. Vgl. Jo. Gottl. Boehmii diſſert. de [illegible] Maximiliani I. in poem. Lipſ. [illegible]

Die Art, mit der er die deutſche Sprache behandelt, und ſeiner Laune anfügt, iſt nicht ſelten willkührlich und frech genug, doch erſetzt er dieſen Fehler durch manche glückliche neue Wendungen und Formen, die der beweglichen Leichtigkeit ſeiner Satire beſſer zuſagen. Unter ſeinen Werken iſt die freie Bearbeitung von des Rabelais Histoire de Gargantua et Pantagruel am bekannteſten geworden. *) Er hat ihr folgenden abentheuerlichen Titel gegeben: »Affentheurlich Naupengeheurliche Geſchichtsklitterung, von Thaten und Rahten, von kurzen langen weiten vollen beſchreiten Helden und Herren Grandguſier, Gargantua und Pantagruel, Königen in Utopien, Jedewelt und Nimmerreich, Soldan der neuen Kanarren und Oudiſſen Inseln, auch Großfürſten im Nubel Nibel Nebelland, Erbvogt auff Nubelburg und Niederherren zu Nullibingen, Nullenſtein und Niergendheym Etwan von M. Franz Rabelais franzöſiſch entworfen, nun aber überſchrecklich luſtig in einen teutſchen Model vergoſſen u. ſ. w. **). Dieſe Ausgabe erſchien 1552, und ihr folgten bald mehrere andere, da das Werk vielen Beifall erhielt. Könnte man das Buch um die Hälfte verringern, damit der ächte Witz von dem unächten, rohen und gemeinen geſchieden würde, ſo dürfte es ſich auch noch jetzt den Beifall gebildeter Leſer erwerben.

---

*) Rabelais Gargantua war eine Satire gegen den Adel, die Geiſtlichkeit und den Hof, und wurde confiſcirt. Fiſchart hat nur den erſten Theil bearbeitet, und auf eine ſo willkührliche Weiſe, daß man nur mit Mühe das Original erkennen kann.

**) Man findet dieſen Titel, ſo wie die von Fiſcharts andern Schriften in Koch's Kompendium d. D. L. G., einem Werke, dem ich bei der Ausarbeitung des meinigen einige hiſtoriſche Notizen zu verdanken habe.

§. 51.

Wir haben von ihm, außer dem genannten Werk, noch achtzehn ziemlich weitſchichtige ſatiriſche Werke, unter denen ich nur bemerke:

»Podagrammiſch Troſtbüchlein innhaltend zwo artlicher Schutzreden von herrlicher Ankunfft, Geſchlecht, Hofhaltung, Nutzbarkeit und tieffgeſuchtem Lob des hochgelehrten gliedermächtigen und zarten Fräwlins Podagra u. Straßburg 1591, welches wegen ſeiner ganz vorzüglichen Scherzhaftigkeit und gutmüthigen Naivetät eine neue Bearbeitung verdiente. — Ferner:

Das Philoſophiſch Ehezuchtbüchlein oder die Vernunftgemäße Naturgeſcheide Ehezucht ſampt der Kinderzucht. — Der Herausgeber iſt Fiſcharts Verleger Jobin, der es nach dem Tode des Verfaſſers dem Drucke übergab. Das Werk iſt größtentheils nach Plutarchs Abhandlung de puerorum educatione gearbeitet und giebt einen rühmlichen Beweis von Fiſcharts ernſter und tiefer Anſicht der bedeutendſten Lebensverhältniſſe. *)

---

*) Vgl. Meiſters Beiträge ꝛc. Th. I S. 254

Fiſchart iſt der eigentliche Urheber des deutſchen Hexameters, den er zwar mit vieler Willkührlichkeit, dennoch aber nicht ohne Kraft behandelt, *) und es ergötzt ihn ſelbſt gar ſehr:

»»Daß auch die deutſche Sprach füßiglich wie
griechiſche ſpringe«,

doch wagt er es noch keineswegs, ihr ſelbſt in dieſer Versart den Reim zu entziehen. Noch zeichnet ſich Fiſchart rühmlich aus durch kühnes Vertrauen zu ſich ſelbſt und durch ächte Vaterlandsliebe, **) die, weit entfernt von jener zahmen und reſignirenden Demuth, welche wir leider in ſpäteren Perioden antreffen, ſich ſelbſt laut und kräftig zu verkünden wagt.

§. 52.

Georg Rollenhagen geb. zu Bernau in der

---

*) Sonſt wurde **Heräus** als der erſte Bearbeiter dieſer Versart genannt, bis endlich Leſſing dieſes Verdienſt dem früheren Fiſchart zuerkannte. S. Literaturbriefe Th. I. S. 109 ff.

**) In einer Zuſchrift an ſein Vaterland heißen die erſten Verſe:

»Tapfere meine Deutſche, adlich von Gemüth und
Geblüte,
Nur eurer Herrlichkeit iſt dieſes hie zubereit.
Meine Zuverſicht jederzeit iſt, hilft mir göttliche Güte
Zu preiſen in Ewigkeit euere Großmüthigkeit.
Ihr ſeid von Redlichkeit, von großer ſtreitbarer Hande
Berühmt durch alle Land immerdar ohn Widerſtand.
u. ſ. w.

Dieſe Dedikation befindet ſich vor ſeiner Bearbeitung des Gargantua.

Mark am 22. April 1542, geſt. als Schulrektor zu Magdeburg im April 1609. Das Leben dieſes Mannes war eine ſtete Reihe von widrigen Zufällen und wenn wir die Armuth, den Druck ewig wiederkehrender und ſaurer Geſchäfte, die Kränklichkeit, die unſern Rollenhagen faſt ſein ganzes Leben lang begleitete, in Anſchlag bringen, *) ſo wird es uns eine doppelt erfreuliche Erſcheinung ſeyn, daß alle dieſe widerſtrebenden Umgebungen ſein ziemlich bedeutendes Talent für die humoriſtiſche Poeſie nicht unterdrücken konnten. Er ſchrieb den bekannten

Froſchmäuſeler, in drei Büchern, auf deſſen Titel er ſich ſeltſam genug: »Hupfinsholz, der jungen Fröſche Vorſinger« nennt. Das Werk erſchien zuerſt 1595 zu Magdeburg, welche Ausgabe bereits 1596 und 1600 wiederholt wurde. Die Idee zu dieſer komiſchen Epopöe nahm Rollenhagen allerdings aus

---

*) Rollenhagen ſelbſt zeichnete neben ſeinem Gemälde folgende Verſe auf, die ihn ſehr richtig charakteriſiren:

Ingenio facilis, morbosus corpore, pauper,
  Sacra docens, pueros, inclitaque ferens.
Agnoscens propriae toleranda pericula mortis:
  Quid faciam? Credam Christo, benigne illi.

S. M. Aaron Burckhart's Ἀνάστασις Rollenhagianum etc. Magdeburg 1609. Einen Auszug aus dieſer Leichen Predigt giebt Hr. M. Reinhard aus Göttingen; (Bragur III. S. 4[illegible] ff.) leider aber iſt dieſer Aufſatz durch den geſchmackloſen Styl und das unglücklich fruchtloſe Haſchen nach Witz faſt ganz unleſbar geworden.

der Batrachomyomachie, doch behandelte er ſie mit ſolcher Freiheit und Eigenmächtigkeit, daß ſein Buch zu den Originalen zu zählen iſt. Muntere Laune, lebhafter Witz, mimiſche Kraft der Darſtellung iſt ihm nicht abzuſprechen, doch kann die ungebührliche Weitläufigkeit, mit der er manche ſehr unbedeutende Details behandelt, von der Lektüre der Schrift leicht abſchrecken, die indeß ſelbſt für den wiſſenſchaftlich gebildeten Leſer nicht ohne Intereſſe iſt, indem ſie manche Aufſchlüſſe über den damaligen Zuſtand der Kultur der Philoſophie und Theologie in Deutſchland giebt, Aufſchlüſſe, die man hier freilich nicht erwarten ſollte. — Eine nicht unverdienſtliche Umbildung dieſes Gedichts iſt 1796 geliefert worden, unter dem Titel: »Der neue Froſchmäuſeler«, ein Heldengedicht in drei Büchern *), mit dem angeblichen Druckorte Cölln, bei (dem bekanntlich nicht exiſtirenden) Peter Hammer.

Von bei weitem minderer Wichtigkeit iſt die Satire, welche Rollenhagen in Verbindung mit ſeinem Sohne Gabriel herausgab:

Indianiſche Reiſen durch die Luft, Waſſer, Land, Helle, Paradies und Himmel. 1603.

§. 53.

Zum Schluſſe werde hier auch noch des mehr als billig ſcheint, geprieſenen Fabeldichters Burkard Waldis erwähnt. Das Jahr ſei-

---

*) Vgl. Allg. Lit. Ztg. 1797. Nro. 141.

ner Geburt iſt nicht mit Gewißheit anzugeben, doch kann er leicht um drei Jahrzehnte älter ſein als Rollenhagen. Seine Zeitgenoſſen haben ihn nicht ſonderlich geſchätzt, und indem ſie ihm nur ein ſehr mäßiges Talent zuerkannten, ſcheinen ſie in dieſer Hinſicht die Wahrheit beſſer getroffen und der Gerechtigkeit mehr Genüge geleiſtet zu haben *), als die ſpäteren Schriftſteller, unter denen beſonders Gellert und Zachariä in den Fehler der Überſchätzung verfallen zu ſein ſcheinen. Wer ihn gar dem Hans Sachs gleich zu ſetzen nicht anſteht, oder noch obendrein ſeine Sprache korrekter findet, als die ſeiner beſſeren Zeitgenoſſen, der erklärt dadurch mit der größten Deutlichkeit, daß er weder dieſe noch den Hans Sachs zu erkennen und aufzufaſſen im Stande ſei. Waldis ſelbſt, der ſich immer als einen ſehr beſcheidenen Mann zeigt, würde dieſe übertriebene Schätzung misbilligen, und ſich höchſtens nur das Verdienſt der Sprachgewandtheit aneignen, wogegen er dann leider auf alle Originalität Verzicht thun muß. Das Werk, welches wir von ihm haben, heißt: »Eſopus ganz neuw gemacht und in Reimen gefaſſt. Mit ſampt hundert newer Fabeln vormals im Druck nicht geſehen noch außgangen. Durch Burcardum Waldis. Frankfurt am Main 1548. Gellert und Zachariä haben ausführliche Nachrichten von dieſem Buche gegeben.

---

*) Doch laſtet der Vorwurf auf ihnen, daß ſie den Dichter in drückender Armuth leben ließen.

§. 54.

Am Schluſſe dieſer Periode iſt noch von zwei ſehr erfreulichen Erſcheinungen in unſerer Literatur zu reden. Ich meine die *Volkslieder*, und die bisher größtentheils noch ungedruckten *Dramen*, wovon die Manuſcripte ſich jetzt in den Händen der Marionettenſpieler befinden, von denen Deutſchland zuweilen an ſeine kindliche Vorzeit erinnert wird.

Zwar iſt den deutſchen Volksliedern nicht eigen jene heiße Glut der Empfindung wie bei den Morgenländern, nicht jener farbige Glanz wie bei den Provenzalen, nicht jene anziehende Myſtik einer tiefern Innigkeit, wie bei den Spaniern und Portugieſen; doch dürfen ſie eben deshalb, weil ſie ſich das Fremdartige nicht anzueignen ſtreben, auf kräftige Originalität Anſpruch machen. Die Seele jeglicher Poeſie: Gemüthlichkeit im ächten Sinne des Worts, charakteriſtiſch mimiſche Lebendigkeit, dieſe treffen wir allerdings hier an. Dieſe Lieder ſollen aber auch, wenn ich ſo ſagen darf, eben wegen ihrer einfachen Kräftigkeit, und gemüthlichen Kindlichkeit, mit einem keuſchen äſthetiſchen Sinne genoſſen werden. Da nämlich eine jede Kunſt, als ſolche, das Unendliche im Endlichen darzuſtellen ſtrebt, ſo begreift es ſich ſchon um deswillen leicht, daß die ächten, vollendeten Werke derſelben nicht eigentlich ſollen *begriffen* werden. Der Verſtand wird ſeine Fragen hier nicht beantwortet finden, denn die Kunſt hat eine höhere Aufgabe zu löſen als die er ihr geben könnte. Der bloß verſtändige Menſch wird daher nie eine klare Idee von der Schönheit überhaupt (am wenigſten aber von der Schönheit unſchuldiger und anſpruchloſer Volkslieder) bekommen können, weil er auch an ſie noch Fragen thut, von denen nicht mehr die Rede ſein kann, weil ja die Kunſt gleichſam die ewige beruhigende Antwort iſt für alle Fragen, die jemals nur in dem menſchlichen Gemüthe ſich erheben können. Daher iſt ſelbſt dem geläutertſten Verſtande, ſobald er iſolirt als einſeitige Funktion da ſteht, die Kunſt etwas Fremdartiges, wenigſtens kann ſie ihm nichts anderes ſein, als das Facit eines mit Klugheit durchgeführten Rechnungsexempels. Bei manchen größeren, (epiſchen oder dramatiſchen) Werken der Poeſie weiß er ſich auf dieſe Weiſe allerdings noch einigen Genuß zu verſchaffen, der, wenn er gleich unendlich dürftiger iſt, als der, welcher dem wahren Kunſtliebhaber und Kenner zu Theil wird, doch immer noch Intereſſe genug hat, um ihm die Kunſt bedeutungsvoll zu machen. Er ſucht hier die Einheit in dem Mannigfaltigen des Stoffs, er zählt die einzelnen Punkte, die ſo ſinnvoll an einander gereihet ſind, er ziehet einzelne Stellen, die ihm etwa en haut relief gearbeitet zu ſein ſcheinen, heraus, weil ſie ihm als Reſultate ſcharfſinniger Reflexion genug thun, oder wenn er noch einen Schritt weiter geht, ſo ergötzt er ſich an den ſchönen und erhabenen Charakteren, die ſo wohl gebildet und richtig dargeſtellt werden ſind, und in dem Kampf mit andern Charakteren doch immer nur auf ſich ſelbſt beruhen, und einig ſind mit ſich ſelbſt; mit einem Wort: er hat bei ſolchen Kunſtwerken faſt einen noch größeren Genuß als ihm die Auflöſung eines ſinnreich gebildeten — Räthſels gewährt. *) Aber wie wird er ſich bei dem Volkslieder Genuß zu verſchaffen wiſſen? Sie wollen eben nicht Begriffe bilden, nicht Wahrheiten aufſtellen, nicht die Reflexion beſchäftigen; aus dem, was ſie darſtellen, laſſen ſich keine einzelne Punkte herausnehmen, kein Facit ziehen; ſie vermögen das nicht und verſchmähen es zu vermögen. Es iſt eben der Charakter des ächten Volksliedes, den großen und tiefen Sinn ſchonend zu verhüllen, und das Gefühl des Menſchen zu vereinigen mit Kindesunſchuld. Der modernen ſeichten Begreiflichkeit unterwerfen ſie ſich nicht, wohl aber bieten ſie ſich klar der unmittelbaren Anſchauung, und erfreuen ein Gemüth, das den Zuſammenklang des tiefen Ernſtes mit der kindlichen Scherzhaftigkeit zu ahnden im Stande iſt.

[illegible]

Nun kann die Volkslieder, welche die Altdeut-

---

*) Vgl. Meine muſikaliſchen Fragmente, (in der Allgem. Muſ. Zeitg. 1807 S. 31. ff.) von denen ich, da ſie einen bedeutenden Theil der Reſultate meines Nachdenkens über das Weſen der Kunſt enthalten, eine kleine verbeſſerte und vermehrte Sammlung zu veranſtalten gedenke, um ſie der Prüfung des einſichtsvollen Leſers vorzulegen.

ſchen uns hinterlaſſen haben, dem Stoffe nach, eintheilen in die polemiſchen, elegiſchen, myſtiſchen, und komiſchen. Die erſteren, die beſonders in den früheren Zeiten der Schweizerkriege, der Huſſitenſtreitigkeiten, des Bauernunfugs u. herrſchten, ſind als die weniger bedeutenden zu betrachten, ob ſie gleich dem Geſchichtsforſcher, der in der herrſchenden Stimmung des Volks Aufſchluß über manche große Weltbegebenheit findet, keinesweges unwichtig erſcheinen dürfen. Die Keckheit, mit der ſich hier die Meinung der Nation vernehmen läßt, iſt nicht ſelten ſehr anziehend und imponirend, und es ſcheint, daß man ſchon einige Beruhigung, wenigſtens momentane Beſchwichtigung, darin fand, ſolche polemiſche Gedichte nicht bloß verfertigen, ſondern auch laut ſingen laſſen zu dürfen *). Auch iſt es allerdings auffallend, daß den Dichtern niemand wehrte.

§. 56.

Die elegiſchen Volkslieder haben ungleich höheren Werth, denn ſie ſind keinesweges wie ſo manches neuere Gedicht, das ſich an dieſe Gattung anſchließen möchte, als das Reſultat ſenſualer Aeſthetik zu betrachten, die nur das ſogenannte Schmelzende zu produciren weiß, ſondern ſie bezeichnen eine ſtill begränzte Empfindung, die nicht zerſtört verſtat

---

*) Koch führt in ſeinem Compendium ein ſolches polemiſches Volkslied aus Spangenbergs Chronik an II. 75. ff.

tern darf, und ſelbſt der tiefſte Schmerz der heißeſten Sehnſucht, der verlorenen Ruhe, der unerwiederten Leidenſchaft, erſcheint hier nicht in convulſiviſcher Hitze, in verletzender Zerriſſenheit, ſondern ſanft, ergeben, immer nur von der Schönheit die Form nehmend. Als ſolche Lieder nenne ich z. B. »Die Liebſte [illegible] will mich verlaſſen u. ſ. w.« »Wer iſt der [illegible] kann erſehen, die Kunſt, Pein und den [illegible] ? u.« — »Ach weh, mir iſt mein junges Herz verwundet alſo hart u.« *) Die ächte Elegie der Deutſchen wird immer zu dieſer ſtillen Einfalt zurückkehren müſſen, wenn ſie des ungetheilten Beifalls des Volkes gewiß ſeyn will; die prunkende Weichlichkeit mancher neueren iſt bald verſchmäht worden.

§. 51.

Die religiöſen Volkslieder finden ſich in ihrer ganzen Lauterkeit nur bei den Deutſchen. Überhaupt darf man es, ohne Ungerechtigkeit gegen andre Nationen, ſagen, daß keiner derſelben die objektive Wahrheit der Kunſt und Religion ſo klar geworden ſei, als der unſrigen. Entfernt iſt jede Spur eines ſich einmiſchenden Fremdartigen, entfernt jede unkünſtleriſche Beſchränkung in Hinſicht des Techniſchen, entfernt jeder Standpunkt einer unmuſikaliſchen Reflexion,

---

*) Gedruckt wurden dieſe Gedichte erſt 1544. (S. Koch II. S. 129.) Doch ſind ſie ohne Zweifel früher verfaßt worden.

durch den ſelbſt manche ſonſt ſehr bedeutende Werke der Engländer den Charakter des Pittoresken gewonnen haben; es ſind nicht etwa Stücke aus dem Endlichen herausgeriſſen worden, durch deren Modificirung und Umbildung eine halbwitzige Frivolität zu gefallen ſucht: es iſt das Unendliche ſelbſt, das ſich hier im Endlichen ſpiegelt, wir erblicken den Charakter ächter Religioſität, das fromme Hinweggeben einer engbegränzten Perſönlichkeit, um ſich allmählig in dem Unendlichen zu verlieren, ein Univerſum jenſeits und über der Menſchheit zu entdecken. Dieſer Charakter reiner Religioſität bezeichnet freilich, wie ſich das von ſelbſt ergiebt, nur die auserwählteſten poetiſchen Produktionen der Deutſchen, allein in den Werken anderer Nationen wird er in der That faſt gänzlich vermißt, und weder die einſeitige Neigung zum Pathetiſchen, welche wir bei den Engländern erblicken, noch die vielſeitige etwas flache Beweglichkeit der Franzöſiſchen Autoren, noch ſelbſt die tiefſinnliche Myſtik der Spanier vermag ſich dahin zu erheben, wohin ſich die Deutſchen erhoben haben. Ja, bieten ſich uns nicht unter den ſogenannten Kunſtwerken anderer Nationen mehrere dar, die ſich mit ſeltſamer Kühnheit, oder beſſer: mit widerlicher Frechheit, als ſchlechthin irreligiös verkünden, und von dieſem Standpunkte aus allein gedacht und gebildet worden ſind? die der Kunſt ſpotten, indem ſie ſich für Kunſt ausgeben? mit dem Heiligen ſcherzen, indem ſie nur mit dem Scherz zu ſcherzen ſcheinen? Aber der Genuß des Scherzes iſt ſolchem Streben unhold, es iſt der graue hüpfende Dämon der Frivolität, der daſſelbe in den Gang bringt.

§. 53.

Romantiſche Volkslieder mußten ſich von je her in Deutſchland auf das Erfreulichſte bilden, da unſerm Vaterlande ſelbſt ſo manche höchſt wunderbare und anſprechende Mythologie eigen gehört. Ich rechne ſicher die alten Volksſagen von den Erlen-Elfen und Nixen, die man in der That ſelbſt für manche griechiſche oder römiſche Mythe nicht wegzugeben geſonnen ſeyn dürfte. Es iſt durchaus nicht eine leicht flüchtige Phantaſie, die dieſe ſeltſamen Weſen erſchuf, eine bedeutendere geſtaltende und charakteriſirende Kraft hat ſie in ihrer Exiſtenz geſichert. So finden wir in jeder dieſer Volksſagen den Charakter der Nixen auf eine gleiche, doch immer neu anſprechende Weiſe dargeſtellt. Niemals werden ſie mit den Elfen verwechſelt, deren feinere ätheriſche Natur nur in den Lüften ihren Spielraum findet. Da die Nixen im Waſſer leben, ſo werden ſie auch nothwendig materieller gedacht werden müſſen, als paſſionirte Liebhaberinnen des männlichen Geſchlechts, wenn es ſchön iſt. Mit den Häßlichen und Unbeholfenen treiben ſie indeß einen Spaß, der leicht gefährlich werden dürfte. Sie ſind überhaupt leidenſchaftlich, zum lauten Lachen geneigt, ein wenig frivol ſogar, im Ganzen jedoch, und wenn ſie nur recht behandelt werden, ziemlich gutmüthig und mehr als ziemlich liebenswürdig, nur geht ihre Grazie ſogleich verloren, ſo bald ſie die Männer auf einer Inkonſequenz in der Liebe ertappen, und ihre Wuth kennt keine Gränzen, gegen dieſe wunderlichen fluctuirenden Charaktere. Dieſe kleinen Andeutungen zu dem Gemälde jener den Deutſchen eigenthümlich gehörenden fantaſtiſchen Weſen, ſind aus den alten Volksſagen ſelbſt gefolgert worden, und ich durfte ihre Anführung nicht für überflüſſig halten, weil es mein Zweck war, zu beweiſen, daß dieſe mythiſchen Charaktere eben die beſtimmte Phyſiognomie haben, als die Nymphen im Allgemeinen und die Dryaden, Najaden und Napäen ins Beſondere. Eben dieſe Beſtimmtheit der Charakteriſtik findet ſich auch bei den uns gleichfalls eigenthümlichen Berggeiſtern und Erlen, deren König von unſerm vortrefflichen Goethe ſo rein und wahr geſchildert worden iſt, daß ſich weiter keine Züge zu dem Gemälde finden laſſen. Aber, wie groß auch das Darſtellungstalent jenes Dichters ſein mag, immer werden wir einräumen müſſen, und gern einräumen, daß er, ohne den glücklichen Umſtand, ein Deutſcher zu ſein, weder jenen Erlkönig, noch das gleichfalls ſehr treffliche Gedicht: »Der Fiſcher« würde haben produciren können. *).

---

*) Vgl. Muſikaliſche Ztg. 1802. S. 836 ff. an welchem Orte ich meine Bemerkungen über die Art, eine Deutſche Volksſage poetiſch zu behandeln, mitgetheilt habe

§. 59.

Humoriſtiſche Volkslieder endlich haben in Deutſchland von je her in großer Fülle ſich geſammelt, und wir mögen darin die Beſtätigung des alten bekannten Satzes finden, daß nur derjenige des Scherzes ſich erfreuen kann, der den Ernſt erkannt und begriffen hat. Nur der beſonnene und geſammelte Menſch hat das Recht, und darf es wagen, ſich zu zerſtreuen, denn er wird in dieſer Zerſtreuung nur eine humoriſtiſche Parodie ſeines gründlichen und tiefen Weſens finden. Das dulce est desipere in loco darf nur der ſtill verſtändige Mann mit Würde ausſprechen, ſo wie das noch weit herrlichere Wort Luthers:

»Wer nicht liebt Wein, Weib, Geſang,
Der bleibt ein Narr ſein Lebelang«

aus ſeinem geweiheten Munde am erfreulichſten tönt. Nur der Halbgebildete ſteht in der Mitte zwiſchen dem Ernſt und Scherz, ohne weder den einen noch den andern ergreifen zu können.

Wenn aber der Menſch, der weder des Ernſtes, noch der Frömmigkeit fähig iſt, zu ſcherzen wagt, ſo werden wir das Schauſpiel einer widrig leeren Luſtigkeit erhalten, wo der Scherz mit ſich ſelbſt Poſſen treibt, und das Lachen ſich gleichſam ſelbſt auslacht. So widerwärtig ſprechen uns beſonders manche neuere Volkslieder an, z. B. die aus der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, da uns im Gegentheil jene

älteren

lteren durch rüſtigen Humor *), unſchuldige Freu- igkeit und kräftige Parodie der Lebensverhältniſſe uf das Angenehmſte unterhalten müſſen **).

§. 60.

Nur bis zum dreißigjährigen Kriege geht die Periode des ächten deutſchen Volksliedes, hinterher erſank es immer tiefer und tiefer in Rohheit, Ver- ertheit, oder gänzliche Unbedeutenheit, bis das Volk ſelbſt endlich ganz und gar ſtumm und geſang- os geworden iſt. Ein unerfreulicher Zuſtand, aus em es ſelbſt durch die Bemühung manches ſehr wackern Dichters, z. B. Bürgers, nicht hat geriſſen werden können. Aber auch hier möge uns die Hoff- ung auf eine friſchere und fröhlichere Zukunft nicht erlaſſen.

§. 61.

Was die ungedruckten Dramen betrifft, von denen hier noch Erwähnung geschehen muß, weil ſie in dieſe Periode zu fallen ſcheinen, ſo iſt bereits oben erwähnt worden, daß wir ſie nur durch die [illegible] Marionettentheatern kennen, deren Inhaber [illegible] die Handſchriften derſelben beſitzen mögen. Ihr Inhalt iſt entweder aus der Bibel ſelbſt genommen, oder aus dem Theile der deutſchen Volksgeſchichte entlehnt, welcher ſich durch irgend etwas beſonders Imponirendes und Anziehendes beſonders bekannt gemacht hat. Unter den erſteren Schauſpielen, deren Stoff aus der heiligen Schrift ſelbſt genommen, iſt beſonders merkwürdig: Der verlorene Sohn, ein Drama, über deſſen Werth ich bereits an einem andern Orte ausführlich geſprochen habe *), zu den letzten gehört Johannes Fauſt, ein Drama, das vielleicht in Hinſicht der Größe in der Anſicht des Lebens und des Scherzes, der, wie aus einem unverſiegbaren Füllhorn ſtrömt, mit dem Göthiſchen Schauſpiele gleiches Namens kühnlich verglichen werden darf. Beide Werke, die ich für die vorzüglichſten unter dieſen älteren Dramen anerkenne, zeigen in der Behandlung des Stoffs eine genialiſche Wahrheit, die mit Beſtimmtheit und Nothwendigkeit verfolgt worden iſt, welches denn überhaupt den Charakter jedes ächtdichteriſchen Werkes ausmacht, und wie man mit gerechtem Stolze hin-

---

*) Hieher gehören die Lieder: „Aus friſchem freien Muth, freu dich du junges Blut“ — „Mein Herz vor großer Freude hebt jetzt zu ſingen an“ — und das aus Balhorns güldnem ABC:

Der liebſte Buhle den wir han
Der liegt in unſerm Keller,
Er hat ein hölzern Röcklein an
Und heißt der Muskateller, u. ſ. w.

**) Vgl. über den Abſchnitt von den Volksliedern: Koch's Compendium II. 68 ff. Bragur I. 265 ff., Bragur II. 207 ff. Volkslieder, (herausgegeben von Goethe und Herder) 1778, von denen einige in die Sammlung der Goetheſchen Werke aufgenommen worden ſind.

---

*) S. Wiener Hof-Theater-Taſchenbuch auf d. J. 1805, Jahrgang II. S. 150 — 152.

zuſetzen darf, den Charakter des ächtdeutſchen Werkes ganz beſonders. Dieſe reine vaterländiſche Würde und muſikaliſche Einfachheit ging indeß nur zu bald verloren, und in einigen der ſpätern Stücke, z. B. Chriſtoph Wagner (Fauſtens Famulus), laſſen ſich nur noch wenige Anklänge davon vernehmen. Doch iſt auch hier die Verſtändigkeit in der Hauptabſicht, eine gewöhnliche Natur, die ſich auf ſeltſame Weiſe durch Nachahmung erhitzt und zu Grunde richtet, darſtellen zu wollen, der gebührenden Anerkennung werth. Ja, es läßt ſich mit Wahrheit behaupten, daß ein jedes dieſer Dramen irgend eine Seite darbietet, von der es einen nicht unbedeutenden Genuß gewährt, und iſt daher zu wünſchen, daß der ganze Vorrath derſelben einmal irgend einem Manne in die Hände fallen möge, der ihren Werth erkennte, und einſähe, daß eine mit Fleiß und Geiſt veranſtaltete, und durch den Druck bekannt gemachte Auswahl auf den Beifall des gebildeten Publikums rechnen dürfte.

IV.

Die Opitziſch-Flemmingiſche Periode.

§. 62.

Den Ubergang von den Meiſterſängern zu dieſem von je her geprieſenen Zeitalter der deutſchen Poeſie, finden wir in einem ſehr trefflichen aber wenig bekannten Dichter.

Georg Rudolf Weckhrlin, geboren zu Stuttgard 1537, lebte in den männlichen Jahren zu London, und ſtarb ungefähr im vierten Decennium des ſiebzehnten Jahrhunderts. Man hat ihm, doch wie dies gewöhnlich zu geſchehen pflegt, ohne gehörige Kenntniß, Mangel an Korrektheit in Anſehung der Sprache, des Metrums und Nachläſſigkeit in den Reimen vorgeworfen. Zwar läßt er ſich dieſen Tadel zuweilen in einzelnen Details zu Schulden kommen, doch iſt es ſehr voreilig und unbillig, ihn auf alle ſeine Gedichte ausdehnen zu wollen. Er iſt original, lebhaft, feurig, gedrängt, und ſeine ſonſt milde Phantaſie darf ſelbſt einen höheren Flug wagen als die des Martin Opitz. Unter ſeinen Sonnetten ſind manche, die ſich den Meiſterwerken in dieſer Dichtungsart zur Seite ſtellen dürfen, und höchſtens nur an Sprachgewalt von dem trefflichen Paul Flemming übertreffen werden. Er ſchrieb auch Pſalme, und fünf andere geiſtliche Gedichte, die ſich durch den Charakter ächter Religiosität auszeichnen so wie seine Epigramme durch Neuheit der Gedanken und energische Satire überraschen. Wir haben nur zwei Ausgaben von Weckhrlin's Gedichten, wovon die erste zu Amsterdam 1641, die zweite eben daselbst 1646 erschien. Beide sind indeß sehr selten geworden *).

§. 63.

Martin Opitz von Boberfeld, geb. zu Bunzlau in Schlesien 1597, starb 1639 zu Danzig an der Pest. Über sein Leben, daß manchem Wechsel des Glücks unterworfen war, sind uns die genauesten Nachrichten aufbehalten worden, wozu besonders die lateinische Lobrede, welche Coler auf ihn gehalten, am fleißigsten benutzt worden ist. Gottsched, Lindner, Triller, Bodmer, Breitinger, Zachariä u. s. w. haben bereits des Dichters Biographie nicht ohne detaillirte Weitläufigkeit geliefert, und ich darf mich deshalb auf sie beziehen, um nur von dem, was

---

*) Vgl. über Weckhrlin: Specimen dissertationis historico-criticae de poetis Germanicis huius seculi praecipuis, publice ventilatum a M. Erdm. Neumeistero, 17[illegible] S. 109. (Von diesem für die deutsche Literatur des siebzehnten Jahrhunderts höchst wichtigen Werke, versprach die deutsche Gesellschaft zu Leipzig, eine neue vermehrte Auflage zu besorgen, wovon sie selbst im zweiten Theile ihrer Schriften (Leipzig. 1734) Nachricht gab; doch scheint dieses Versprechen nicht erfüllt worden zu sein). Ferner ist über ihn nachzulesen: Deutsches Museum, Oktober 1779.

uns das Wichtigſte iſt, von ſeinen Werken zu reden. Er ſchrieb Lehrgedichte, poetiſche Epiſteln, Tragödien, Opern, lyriſche Gedichte, ſcherzhafte Lieder, Sonnette und Epigramme, ſo wie er denn überhaupt zu den fruchtbarſten Dichtern des ſiebzehnten Jahrhunderts gehört.

§. 64.

Lehrgedichte: Lob des Feldlebens — Troſtgedicht in den Widerwärtigkeiten des Krieges — Veſuvius oder von den Urſachen der feuerſpeienden Berge — Zlatna (ein Landgut bei Weiſſenburg), oder von der Ruhe des Gemüths — Lobgeſang des Neides (zum erſten Male abgedruckt in der neuen Litteratur- und Völkerkunde 1791 Mai) — Lob des Kriegsgottes Martis.

Bei aller gerechten Achtung für Opitzens großes Verdienſt, werden wir bei einer genauen Prüfung dieſer Gedichte einräumen müſſen, daß die Idee zu denſelben größtentheils nur aus einer einſeitigen Reflexion hervorging, der zufolge er die Poeſie als ein Vehikel der Moral zu betrachten ſchien. Es iſt ein Glück, daß ſeine beſſere Natur, und die tief in ihm wohnende Genialität kräftig genug waren, um wenigſtens in gewiſſen glücklichen Momenten die Feſſeln zu durchbrechen, worein er ſich ſelbſt verſtrickt hatte. Die meiſten dieſer didaktiſchen Gedichte haben den Fehler der Weitläufigkeit, und — wenn mir der Ausdruck verſtattet iſt — der Zerſtreuthen nach vielen Seiten hin, ſo daß man nicht ſelten dabei an das bekannte Wort erinnert wird:

> Sectantem levia deficiunt nervi animique.

Nur zuweilen, wenn er ſich ſelbſt mehr zuſammenzieht, und harmoniſcher begränzt, fühlen wir uns durch männliche Darſtellung angezogen, ſo wie uns in dem Troſtgedicht, welches durch das große Schauſpiel des dreißigjährigen Krieges veranlaßt wurde, und in Zlatna, der wackere Sinn des Dichters erfreuen muß, der in ſich ſelbſt die nie verſiegende Quelle von Erhebung und Beruhigung gefunden hat, und dem die Religion die ewige Säule iſt, die nimmer wanken kann.

§. 63.

Ein gleiches Urtheil dürfen wir auch von ſeinen poetiſchen Epiſteln fällen, die wir in nicht geringer Anzahl in ſeinen Werken finden. Nur die Perſönlichkeit, die ſich hier darlegt, giebt ihnen Werth.

Unter den dramatiſchen Arbeiten dieſes Dichters hat die Bearbeitung der Sophokleiſchen Antigone den wenigſten Werth, doch iſt dabei ſein Verdienſt, daß er der Erſte war, der eine griechiſche Tragödie in deutſche Verſe zu überſetzen wagte, allerdings nach Würden anzuerkennen. Ein ähnliches Streben, mit faſt ähnlichem Erfolge, finden wir in ſeiner Überſetzung der Senecaiſchen Tragödie die Trojanerinnen, in der es ihm, trotz aller Bemühung, den Seneca in ſeiner Unverfälſchtheit zu geben, dennoch nicht gelang, die antithetiſche Kürze, und das epigrammatiſche Pathos im Deutſchen glücklich nachzuahmen *). Ungleich mehr Ruhm bringen ihm ſeine beiden Originalopern: Judith und Daphne, in denen eine glückliche Erfindung herrſcht, an die ſich die Gewandtheit in der gebundenen und ungebundenen Rede anſchließt. Manchen minder erfreulichen und nüchternen Details könnte die Muſik leicht aufhelfen, auf welche der Dichter allerdings rechnen durfte.

§. 66.

In den lyriſchen Gedichten ſcheint Opitz ſelbſt alle diejenigen zu rechnen, die irgend ein aus ſeiner individuellen Natur entſpringender Moment der Begeiſterung ihm eingab. Hier iſt Opitzens glänzendſte Seite, denn hier ſtört ihn keine zu einſeitige Reflexion, hier bindet ihn kein Geſetz des Herkommens, keine Feſſel der Schule. Es iſt der eigne ſelbſtſtändige Geiſt, der ſich hier zu bedeutenderer Anſicht des Lebens erhebt, das eigne feurige Herz, das hier ſein Sehnen und ſein Ahnen, ſein Haſſen und ſein Lieben verkündigt, das kräftig deutſche Gemüth, das ſich hier in jener ächtmenſchlichen Vereinigung von Stolz und Demuth erklärt und ausſpricht. Und die Sprache, die ſich ihm in ſeinen didaktiſchen Gedich-

---

*) Eine ausführlichere Beurtheilung dieſer Bearbeitung ſ. in der Einleitung zu meiner Überſetzung der Trojanerinnen. Penig, 1803

ten nicht ſelten weigert, offenbart ſich ihm hier in ihrer ganzen Mannigfaltigkeit und Pracht und Fülle.

Man hat bisher faſt immer das Gegentheil behauptet, und Opitzens Verdienſt, dem größten Theile nach, auf die didaktiſche Poeſie beſchränkt, man hat gemeint, er feſſele nur durch den Verſtand und die Lebensweisheit ſeiner Muſe, und durch die treffenden Bemerkungen, die ſie überall geſchickt und ungeſucht einſtreuet. Man fühlt es, ſo ſetzen dieſe Kritiker hinzu, daß die Schwingen der deutſchen Muſe noch ungeübt ſind, und wünſcht, daß ſie ſich höher erheben, und etwas mehr Vertrauen in ihre Kräfte ſetzen möchte u. ſ. w. *). In einem ſo leichtſinnig hochfahrenden Tone iſt nicht ſelten in Deutſchland über lyriſche Dichter vom erſten Range geurtheilt worden. Aber freilich hat man auch größtentheils noch ſo vage Ideen über das Weſen der lyriſchen Poeſie, die ſich, manchen Kritikern zufolge, in krampfhaften Zuckungen nur und mit wildem Flügelſchlag vernehmen laſſen ſoll. Die ſchon beruhigte Kraft wird ſelten erkannt in ihrem Werthe.

§. 67.

Opitzens ſcherzhafte Lieder gefallen gleichfalls mehr durch die Darſtellung ſeiner anziehenden Per-

---

*) S. Nachträge zu Sulzers Theorie der ſchönen Wiſſenſchaften, I, 1. S. 238. Der ganze dort gegebene Aufſatz über deutſche Poeſie iſt ein vollgültiger Beweis von der Geiſtloſigkeit ſeines Urhebers.

[illegible] und die gemüthliche Ergötzlichkeit im Allgemeinen, als durch neue und frappante Wendungen, ſo wie unſer Dichter überhaupt die eigentlich humoriſtiſche Poeſie nicht gekannt, wenigſtens nie geübt hat.

Seine Epigramme ſind meiſtens Nachahmungen oder Überſetzungen aus der Anthologie, dem Dionyſius Cato, Martialis und andern neueren lateiniſchen Dichtern. Hieher gehören auch noch die Überſetzungen Anakreontiſcher und Catulliſcher Lieder, die er jedoch in ihrer ganzen beweglichen Leichtigkeit nicht wiederzugeben vermochte.

§. 61.

Ein größeres Verdienſt erwarb ſich Opitz um das Sonett, ob er gleich nicht als der erſte Pfleger deſſelben anzuſehen iſt. Sind gleich einige derſelben nur koloſſale Epigramme, ſo athmen doch auch manche den reinen Geiſt des ächten Sonetts: ſüß beruhigte und begeiſterte Empfindung. Merkwürdig iſt es, daß wir ſelbſt eine Seſtine (die er Sechſtine nennt) bei ihm finden *), und ſein Talent bezeugt die Schönheit, mit der er auch dieſe Form der Poeſie in deutſcher Sprache nachzubilden ſtrebte. Übrigens gefällt ſich Opitz gewöhnlich nur in beſonde-

---

*) In der Ausgabe der Opitziſchen Werke von Triller Th. II. S. 197 ff. Ich habe dieſe Seſtine, wegen ihrer Lieblichkeit, in meinem Taſchenbuche: Luna f. 1805, S. 244 ff. wieder abdrucken laſſen.

rer Einfachheit, dennoch mußten ihm, dem wirklichen Dichter, jene ebenen Formen der angenehmen Künſtlichkeit gar wohl zuſagen. Die kleinmüthige Rückſicht, als weigre ſich unſre Sprache, dieſe und ähnliche Spiele ſüdlicher Nationen nachzubilden, kannte unſer wackerer Martin wohl nicht, ſo wie wir denn überhaupt dieſe und andre allzu ſcheue Verzichtleiſtung als das Reſultat der Verzagtheit ſpäterer Zeiten anzuſehen haben *).

§. 69.

Opitz hat ein beſonderes Schickſal erlebt. Während ſeines Lebens wurde er von den Deutſchen geliebt und geehrt, und von ſeinen Schülern insonderheit vergöttert. In der folgenden Zeit, als Hoffmannswaldau und Lohenſtein eine pikantere Poeſie einführten, ſah man jenen Dichter nur als einen Vorläufer an, deſſen Verdienſte man zwar anerkennen und ehren müſſe, der indeß in jenen Männern ſeine Meiſter gefunden habe. In der traurigen Periode der Undeutſchheit und der Unpoeſie, die bald darauf herrſchend wurde, ſchien Opitz ganz vergeſſen zu werden, denn man erfreute ſich größtentheils nur an ſchlechten Romanen und ſeichten Reimen, mit denen Deutſchland überfüllt wurde. Späterhin ward zwar durch Bodmer und Gottſched — die wenigſtens in dieſem Punkte übereinſtimmten — die Feier des faſt verſchollenen Dichternamens wieder hervor-

---

*) S. Luna f. 1805. S. 236 ff.

geweſen; allein es war auch in der That faſt nur ſein Name, den man feierte. Von dem, was der treffliche Mann Großes gedacht und gewollt und erſtrebt hatte, von dem war eben nicht die Rede, dagegen verſuchte man ſeine Irrthümer, inſonderheit ſein Streben in der lehrenden und beſchreibenden Dichtkunſt, nach allen Kräften als wahrhaft richtige Norm zu ſanktioniren. Überhaupt ſcheint man auch in neueren Zeiten nur zu oft ſeinen Namen als ein bloßes Loſungswort gebraucht zu haben, das irgend eine Parthei verſammeln ſollte, oder mit dem man eine ſehr einſeitige, und höchſt unvollſtändige Kenntniß der altdeutſchen Poeſie zu verhüllen ſtrebte.

§. 72.

Der Ausgaben, welche von den Opitziſchen Werken veranſtaltet worden ſind, giebt es ziemlich viele, doch haben ſich einige ſehr ſelten gemacht. Die erſte Ausgabe erſchien zu Straßburg 1624, und ward von des Dichters Freunde J. W. Zinkgref beſorgt; die von Opitz ſelbſt veranſtaltete Sammlung kam zu Breslau heraus, 1625. Die bequemſte, ſauberſte und vollſtändigſte iſt indeß erſt 1644 zu Amſterdam in 3 Theilen erſchienen. Die neueſte Ausgabe, welche Bodmer und Breitinger veranſtalteten, erſchien zu Zürich 1745; doch konnte nur der erſte Theil erſcheinen, da ſie durch die von Triller beſorgte verdrängt wurde. Dieſe letztere, welche aus vier Bänden beſteht, zeigt indeß nur zu ſehr, wie wenig Triller, als ein Gottſchediſcher Schüler,

pitzens Geiſt zu faſſen im Stande war. Er b
ing ſogar die Keckheit, mehrere der trefflichſten
edichte deſſelben mit beſchränktem Sinne zu ver-
ndern.

§. 71.

Julius Wilhelm Zinkgref, geb. zu Heidel-
rg 1591, geſtorben zu Worms 1635 *). Die
iebe zur Poeſie ſcheint ihm mehr von außen her,
nd inſonderheit durch den Umgang mit Opitz ge-
ommen zu ſein, als durch eignen Antrieb, oder in-
ere Nothwendigkeit, ohne die der wahrhafte Dich-
r niemals ſchreiben wird. Zinkgref zeigt ſich in
inen Werken überall als ein ſcharfſinniger Kopf,
nd als ein nicht auf gewöhnliche Weiſe gebildeter
elehrter; aber den poetiſchen Geiſt darf man ihm
llerdings abſprechen. Er ſchrieb: Der Teutſchen
harfſinnige, kluge Sprüche, Apophthegmata ge-
annt, 2 Theile, Straßburg, 628, 31. Außerdem
eſitzen wir von ihm eine nicht unbeträchtliche An-
ahl von Epigrammen, denen er den damals übli-
en Titel: »Überſchriften gab". Man findet ſie in
iner Schrift: Emblematum ethico-politicorum
enturia. Heidelb. 1666.

§. 72.

Gleichzeitig mit Opitz, aber ohne ſo viel wie
auf die äſthetiſche Kultur ſeiner Zeitgenoſſen zu
irken, lebte

---

*) S. Koch's Compendium I. S. 54.

Johann Michael Moscherosch, geb. 1600 im Hanauischen, starb 1669 zu Worms *). Dieser Autor, der in der fruchtbringenden Geſellſchaft den Namen des Träumenden hatte, iſt nicht ſo bekannt geworden, als er es wegen ſeines unverkennbaren Talentes wohl verdiente; wobei freilich nicht geläugnet werden kann, daß ſeine Anlagen niemals völlig zur Reife gekommen ſind, und daß ſeine exaltirte Phantaſie oftmals des beruhigenden Gränzpunktes entbehrt und gleichſam in der Irre umher flattert. Unter dem Namen Philander von Sittewald ſchrieb er ſeine „Wunderliche und wahrhaftige Geſchichte, in welchen aller Welt Weſen, aller Menſchen Händel mit ihren natürlichen Farben der Eitelkeit bekleidet, öffentlich auf die Schau geführt, als in einem Spiegel dargeſtellt und geſehen werden.“ Straßburg 1650. Das Vorzüglichſte in dieſem Werke iſt das Geſicht vom jüngſten Gericht, und wenn er gleich dabei die Träume des Quevedo vor Augen gehabt, ſo treffen wir doch ſo manche Spuren von Originalität und ſelbſtſtändigem Talent bei ihm an, daß wir gern einſtimmen werden, er habe des Vorbildes nicht bedurft.

---

*) Dieſer Schriftſteller muß nicht mit ſeinem Bruder Quirinus Moſcheroſch verwechſelt werden, welcher ein Mitglied des Hirten- und Blumen-Ordens an der Pegnitz war, und ein „Poetiſches Blumenparadies“ ſchrieb. S. Amarantes hiſtoriſche Nachricht von jenem Orden. Nürnberg 1744. S. 439.

§. 73.

Jakob Balde, geb. zu Enſisheim 1603, ſtarb 1668. Indem ich mich in Hinſicht ſeiner lateiniſchen Gedichte, durch die er einen ſehr bedeutenden und gerechten Ruhm erwarb, auf Herders bekannte Charakteriſtik dieſes Dichters, ſo wie auch deſſen Nachbildungen ſeiner Oden *) beziehe, bleibt hier nur ein kurzes Wort über Balde's deutſche Gedichte zu reden übrig. Sie halten durchaus keine Vergleichung mit ſeinen lateiniſchen aus, ja, man darf ſagen, daß ihn jedes Talent zu verlaſſen ſcheint, ſo bald er in deutſcher Sprache zu dichten wagt, ſo chaotiſch wüſt und abentheuerlich grell erſcheint dann Alles. Beſonders unglücklich iſt er in der Satire, wovon ſchon die Wahl ſeiner Gegenſtände, z. B. „gegen den Mißbrauch des Tabaks,“ ein hinreichendes Zeugniß giebt. Wenn er ſich aber gar an Luther wagt, **) deſſen herrlichen, tiefen Geiſt gewiß kein Jeſuit des ſiebzehnten Jahrhunderts zu ahnden im Stande ſein mochte, ſo wendet man ſich billig von dem unangenehmen Anblick hinweg. Seine Gedichte erſchienen zu Kölln 1660, in vier Theilen.

§. 74.

Paul Flemming, geb. zu Hartenſtein im

---

*) S. Terpſichore von Herder, Jena 1795.

**) In einer Broſchüre, die den Titel hat: Paradoxon musicum, das iſt: Neues geiſtliches Lied von einer wilden Sau.

Voigtlande 1606, ſtarb zu Hamburg am 2. April 1640. Von ſeinem Leben wiſſen wir nur ſo viel, daß er auf der hohen Schule zu Meißen, und hinterher zu Leipzig Medizin ſtudirte, und daß er in dem Anfang ſeiner männlichen Jahre an der Geſandtſchaft nach Perſien Theil nahm, welche der Herzog Friedrich von Holſtein veranſtaltete.*) — Opitzens Dichtertalent iſt im Vergleich mit dem Flemmingiſchen, nur ein einſeitiges zu nennen, die Poeſie, ſo darf man vielleicht ſagen, überfliegt jenen nur zu gewiſſen Zeiten, aber ſie hat ihn nicht ſo ganz und innig und warm durchdrungen, als Flemming, der unter den deutſchen Dichtern des ſiebenzehnten Jahrhunderts durchaus einzig da ſteht, ein leuchtendes Haupt, das über alle die andern mächtig hervorragt. Wenn wir die ganze Reihe ſeiner Poeſien betrachten wie ſie betrachtet werden ſollen, das heißt: mit Innigkeit und — es ſei das Wort verſtattet — mit Andacht, ſo finden wir überall in ihnen einen kühnen, kräftigen, in ſich ſelbſt vollkommnen ewigen beſchloſſenen Geiſt, dem ſich nichts Unklares, und ein freies und tiefes Gemüth, dem ſich nichts Unheiliges aufdringen darf. Es war ihm nicht beſchieden, in der Heimath ein ſtilles und gemächliches Leben zu führen, bei welchem eine

einſeitig

---

*) S. die Vorrede zu der im Jahre 1666 zu Jena veranſtalteten Ausgabe ſeiner Gedichte.

einſeitig intenſive Thätigkeit vielleicht die Oberhand gewonnen haben würde; weit hinweg ſollte der große Dichter geriſſen werden von dem vaterländiſchen Boden und von ſo manchem treuen Landesmanne, den er mit warmen feſtem Herzen liebte. Aber der vielerfahrne Mann, der in ſeinem kurzen Leben ſo manches weit entlegene Land erblickte, von dem ſonſt faſt nur dunkle Gerüchte geredet hatten, der die Eigenthümlichkeit ſo mancher fremdartiger Nationen erkannte, er blieb doch immer nur er ſelbſt, und in den vielſeitigen, oft vielleicht ſehr widerſtrebenden Umgebungen, wurzelte er nur um ſo tiefer in ſich ſelbſt, und erfaßte kühn ſich ſelbſt in ſeiner Geſammtheit, um ſich nimmer wieder zu verlieren. So blieb dann ſeinem Herzen jene tiefe Ruhe und Gelaſſenheit, die wir als das Eigenthum des Siegers über ſich ſelbſt, und durch ſich ſelbſt zu betrachten haben, eine Ruhe und Klarheit, in der allein das Schöne gedeihen mag. Doch nicht Starrheit und Kälte war in dieſer Beſonnenheit, und die Nothwendigkeit, die ihn umgab, raubte ihm nicht die Freiheit des Gemüths, mit der er ſich dem ächt menſchlichen Schmerze, und der ſtillern Sehnſucht hingiebt. Oft denkt er zurück an das theure Vaterland, deſſen er ſo ganz würdig war, an die Flur, die ſeine Heimath umgränzte, an die Menſchen, die ihn einſt mit Liebe umgaben, und er giebt Sprache den Wünſchen, daß er ſich nur noch einmal erfriſchen dürfe an der Luſt des edeln Muldenfluſſes, »der ſo ſanfte geht in bergigen Gebüſchen, da wo ihm Hartenſtein den erſten Kuß geboten hat." Singen wolle er da ein unerhörtes Lied, nicht von Krieg und Waffen, ein Lied von ſtiller Ruh und ſanftem Leben, wie der treffliche Deutſche dort am Bober gethan, „ein Lied das Himmel hätt', und etwas ſolches fühlte, das nach der Gottheit ſchmeck' und rege Muth und Blut." *) Es ward ihm verliehen, was er ſich wünſchte, ihm gab die Natur Sprache und Kraft, auszuſagen in herrlicher Melodie des Rhythmus das heiße Gefühl der Religioſität, von dem ſeine Bruſt durchglühet war, es auszuſagen, reiner und gediegener, als die meiſten der ſpäteren Dichter.

§. 75.

Hier iſt mit beſonderer Auszeichnung das Gedicht zu nennen, welches die Sammlung eröffnet, und überſchrieben iſt: Klaggedicht vom unſchuldigen Leiden Chriſti. Da es durchaus nicht bekannt, und, meines Wiſſens, nirgend angeführt iſt, ſo halt ich zu Flemmings Charakteriſtik für nothwendig eine kleine Stelle aus demſelben anzuführen. Der Dichter erzählt, daß die Juden Barrabas Freiheit erbeten, und Chriſti Tod verlangten:

O Urtheil ohne Recht, o Strafen ohne Sünden,
Meſſias muß nun fort, er muß ſich laſſen binden:
  Zum Kreuz iſt er verdammt. Des wahren Todes Tod
  Des Lebens Leben ſelbſt kommt jezt in ſolchen Spott.

---

*) S. Paul Flemmings geiſt- und weltliche Poemata, Jena 1666. S. 99.

Der Segen wird ein Fluch, auf daß wir Segen hätten,
Vom Fluche frei und los: die Freiheit geht in Ketten
Auf daß wir würden frei. Sein Blut durchſtreicht den Brief,
Der wider unſer Blut zu Gott ſtets ſchrie und rief.
Er muß auf Golgatha das Kreuze ſelber tragen
Der unſer Kreuze trägt. Er wird daran geſchlagen,
Streckt Händ und Füße weg, der doch in ſeiner Macht
Was Auf- und Niedergang, was Tag und Mitternacht
In ſich umarmet hält. — —
— — — — — — — —
Die Sonne trübt der Fall, der ihren Schöpfer trifft
Sie macht den Tag zur Nacht, das blaue Schloß des Himmels
Entfärbt ſich ob der That. Von Stürmen des Getümmels
Erblaßte Cynthia ſamt ihrer goldnen Schaar
Und eilet an die Wacht, als hoch der Tag noch war.
Nocturnus wußte nicht, welch Pferd er ſatteln ſollte,
uch Atlas bebete, gleich ob er fallen wollte,
Die Wolken drängten ſich, und flohen ſchneller fort,
Neptunus konnte ſelbſt vor Stürmen nicht zum Port.
Es zittert die Natur, weil jetzt ihr Vater zaget:
Gott reißet ſich von Gott, vor Durſt der Schöpfer klaget.—

In dieſem feierlich pathetiſchen Tone und be-
nnen gehaltenem Styl geht das treffliche würde-
lle Gedicht fort, bis es ſich am Schluſſe zur ſanf-
ten Beruhigung neigt:

Nimm an dies Sterbelied, nimm an den Grabgeſang,
Den, höchſter Freund, aus mir dein grimmer Tod erzwang,
rlöſer, habe Dank, Blutbürge ſei gelobet,
Ruhſtifter, ruhe ſanft, obgleich um dein Grab tobet
Der Wächter ohne Macht: Schlaf ein bis weder Tag,
Noch Wacht, noch Siegel dich im Grabe halten mag.

Mit dem gleichen Geiſte der würdevollſten Frömmigkeit und demüthigen Hingebung ſind auch die Gedichte: „Andacht“ und „An den Erlöſer“ erfüllt,*) und es iſt begreiflich, daß ſie nur den, der ſich jene Gefühle noch zu erhalten gewußt hat, erfreuen, erheben und rühren können.

§. 76.

Jener andere hauptſächliche Wunſch des Dichters, ſein Vaterland wieder zu ſehen, wurde ihm zwar auch gewährt, aber nur kurze Zeit genoß er ſeines Glückes. Er war damit beſchäftigt, ſeine Gedichte zu ordnen und dem Druck zu übergeben, aber der Tod, der ihn ſchon im vier und dreißigſten Jahre hinwegraffte, vereitelte ſein Unternehmen. Sehr merkwürdig iſt es, daß der ſo tief beſcheidene Mann, der ſich während ſeines ganzen Lebens dem Opitz unterordnete, auf dem Sterbebette noch mit Klarheit ſein eignes höheres Verdienſt erkannte,**) und ſich ſelbſt die Unſterblichkeit ſeines Namens, und

---

*) Man findet ſie in meiner Luna f. 1805 S. 248 ff. abgedruckt, wo ich zugleich noch vier andre Flemmingſche Sonnette mittheilte. Ich habe dadurch zu dem Studium dieſes trefflichen Dichters, und zur günſtigen Aufnahme einer Sammlung ſeiner vorzüglichſten Poeſien, welche ich baldmöglichſt veranſtalten werde, den Leſer einladen wollen.

**) Da das Sonnett, welches er drei Tage vor ſeinem Tode dichtete, über ſeinen ganzen Charakter und die das hohe Wort zuerkannte, daß kein Landsmann ihm gleich geſungen habe.

§. 77.

Gleichzeitig mit Flemming lebte

Adam Olearius, welcher gleichfalls an jener erwähnten Holſteiniſchen Geſandtſchaft Theil nahm, wodurch er in den Stand geſetzt wurde, das bekannte merkwürdige Werk zu liefern: »Moſkovitiſche und Perſianiſche Reiſebeſchreibung vom Jahr 1633 — 39." welches zuerſt 1647 erſchien. Seine Freundſchaft und innige Verehrung gegen Flemming, hat auf eine

Anſicht ſeiner ſelbſt den befriedigendſten Aufſchluß giebt, ſo darf es auch hier eine Stelle finden:

Ich war an Kunſt und Gut und Stande groß und reich,
Des Glückes lieber Sohn, von Eltern guter Ehren,
Frei, meine; konnte mich aus meinen Mitteln nähren,
Mein Schall floh überweit: kein Landsmann ſang mir gleich.
Von Reiſen hoch gerühmt, vor keiner Mühe bleich,
Jung, wachſam, unbeſorgt. Man wird mich nennen hören,
Bis daß die letzte Glut dies alles wird zerſtören,
Dies, deutſche Klarien, dies Ganze dank ich euch.
Verzeiht mirs, bin ichs werth, Gott, Vater, Liebſte, Freunde,
Ich ſag' euch gute Nacht, und trete willig ab;
Sonſt alles iſt gethan bis an das ſchwarze Grab.
Was frei dem Tode ſteht, das thu' er ſeinem Feinde:
Was bin ich viel beſorgt, den Odem aufzugeben?
An mir iſt minder nichts, das lebet, als mein Leben.

ſehr erfreuliche Weiſe an dieſer Schrift Theil genommen, der auch dadurch etwas ſehr Anziehendes verliehen worden iſt. — Außer einigen originellen Epigrammen haben wir noch von ihm eine Überſetzung des „Roſenthals,“ eine Sammlung von Fabeln, Parabeln und Allegorien, die den Perſiſchen Dichter Saadi zum Verfaſſer haben.

§. 78.

Ernſt Chriſtoph Homburg, geb. 1605, ſtarb 1681.

Es liegt in dem Charakter der altdeutſchen Dichter, ſich gegen jede rohe Gewalt von außen in ſicherer Kraft zu erhalten. Schon als Deutſche ſtanden ſie ſo, aber als Dichter wehrten ſie der Schroffheit, die ein ſolcher Vertheidigungszuſtand allerdings geben kann, wenn er daurend iſt. Auch den ſchweren nordiſchen Himmel, der keinen rechten Frühling will aufkommen laſſen, bekämpfen ſie wohl wacker, und ſchaffen ſich einen indeellen Mai, während derjenige ausbleibt, von dem im Kalender die Rede iſt. Dieſe Kunſt verſteht unſer Homburg ganz vorzüglich. In ſeiner Fröhlichkeit erkennen wir eine ſo muthige Erhebung des Gemüths, ein ſo kerniges ſicheres Vertrauen zu ſich ſelbſt und der Natur, die ihm befreundet iſt, daß wir keinen wehmüthigen Nachklang zu fürchten haben, wie dies wohl bei manchen neueren Dichtern der Fall ſein dürfte, hinter deren Scherzen nicht ſelten Thränen

Tod und Grab verborgen ſind. *) — Homburgs Gedichte ſind unter dem Titel: Schimpff- und Ernſthaffte Clio von Erasmus Chryſophilus Homburgenſis 1638, in 2 Theilen herausgekommen, und haben das Schickſal gehabt, gar bald vergeſſen zu werden.

§. 79.

Jakob Schwieger, aus Altona, Mitglied der poetiſchen Geſellſchaft, welche Philipp v. Zeſen **) geſtiftet, und des Schwanenordens. In der erſtern hieß er der Flüchtige, in dem anderen Filidor, welchem Namen er noch den Zuſatz „der Dorferer" beifügte. Das Jahr ſeiner Geburt und ſeines Todes iſt nicht bekannt, und es läßt ſich nicht einmal mit Gewißheit angeben, ob Schwieger ſein wahrer Name geweſen ſei. **) Er gab ſeine Gedichte unter dem Titel: Geharniſchte Venus, Hamburg 1660 heraus. Auch dieſe Poeſien machten wenig Aufſehen und wurden gar bald vergeſſen.

§. 80.

Simon Dach, geb. 1605, ſtarb 1659, einer der größeſten Dichter ſeiner Zeit, der mit Opitz wetteifern darf. Beſonders trefflich und rein zeigt ſich dieſer Sänger dann, wenn er die mit Widerwärtigkeiten kämpfende und ſiegende Liebe ſchildert. Hier iſt ſein bekanntes Gedicht: »Aennchen von Tharau" zu nennen, in welchem ſich ſein Gemüth in ſolcher Fülle, Kraft und Lauterkeit offenbart, daß man ſich gezwungen fühlt, die Aechtheit ſeiner Liebe und Poeſie mit Freuden anzuerkennen. Nicht minder trefflich ſind ſeine geiſtlichen Lieder, und wir fühlen es in ihnen, daß eben jene Reinheit der Liebe auch dieſe Reinheit der Frömmigkeit erzeugen mußte. (Vergl. über dieſe religiöſen Gedichte: Wetzels Lebensbeſchreibung der berühmteſten Liederdichter I. S. 160. f.) Er ſchrieb auch ein Schauſpiel »Sorbuiſa," welches zur Feier des akademiſchen Jubelfeſtes zu Königsberg aufgeführt, und 1644 gedruckt wurde. (Vergl. ferner über ihn Luna f. 1805. S. 345. 46.)

---

*) Vergl. Luna f. 1805. S. 343. f.

**) Vergl. über ihn das angef. Werk des Amarantes über den Orden der Pegnitzſchäfer.

***) Herder nennt ihn J. G. Schoch. S. Deutſches Muſeum, Oktob. 1779, vergl. ferner Bragur II. S. 420. ff. wo ihm jener Name gleichfalls zuerkannt wird.

§. 81.

Paul Gerhard, geb. 1606, geſt. 1676. So ſehr ich auch dieſen geiſtlichen Liederdichter ſchätze, ſo ſcheint es mir doch nicht ohne einige Übertreibung zu ſein, wenn Hr. Koch *) behauptet: »Er hat durch ſeine gedankenreichen und herzlichen Lieder allen gleichzeitigen Dichtern dieſer Gattung den Rang

---

*) S. das angeführte Kompendium Th. II. S. 25, wo zugleich Nachricht von Gerhards ziemlich mannigfaltigen Lebensverhältniſſen und Schickſalen gegeben worden iſt.

abgewonnen.“ Ich kenne nur zwei Lieder von ihm, die mit denen eines Flemming und Dach verglichen werden können, ich meine die beiden herrlichen Gedichte: „Befiehl du deine Wege“ und „O Haupt voll Blut und Wunden,“ doch würden auch dieſe allerdings ſchon hinreichend ſein, die Unſterblichkeit ſeines Namens zu begründen. Man hat dieſe Gedichte, ſo wie ſo manche andere der gleichzeitigen Poeten, in neueren Zeiten befeilt, überarbeitet und der nüchternen und bequemeren Andacht anzupaſſen geſucht, wodurch ſie denn nothwendig von ihrer Würde und Lauterkeit verlieren und zu einer ziemlich gewöhnlichen Mattheit und ſogenannten correcten Eleganz herabſinken mußten. — Die erſte Ausgabe der Gerhardiſchen Kirchenlieder erſchien zu Berlin 1666. — Über des Dichters Leben ſ. Wetzel am angef. Orte S. 127. ff.

§. 82.

Andreas Tſcherning, geb. 1611, geſt. 1659. Sein Talent war durch Opitz geweckt worden, aber es iſt mehr nachahmende Fähigkeit als wahrhaft produktive Kraft in ihm. Er iſt correct ohne gediegen zu ſein; er beſitzt Reinheit der Gedanken, doch nicht Fülle derſelben, und man hat ihn daher nur als einen Schüler Opitzens im eigentlichſten Sinne des Worts anzuſehen, wobei man ihm indeß das Beiwort eines fähigen und fleißigen Schülers nicht abſprechen darf. Seine Gedichte gab er unter dem Titel: „Deutſcher Gedichte Frühling,“ Breslau 1642 heraus," denen er wenige Jahre vor ſeinem Tode den »Vortrab des Sommers," Roſtock 1655, folgen ließ. Die letztere Sammlung ſollte die reiferen Werke enthalten, doch ſind ſie nicht ſelten ſteif und kalt gerathen, und man dürfte manche unter ihnen den Vortrab des Winters nennen.

§. 83.

Johann Riſt, geb. zu Pinneberg, 1607, geſt. 1667. Er war Mitglied der fruchtbringenden Geſellſchaft und des Pegnitzordens *), und wurde inſonderheit wegen ſeiner geiſtlichen Gedichte, deren er mehr als ſechshundert geliefert hat, zu ſeiner Zeit ſehr geſchätzt. Einige darunter ſind, dem Stoffe nach, aus dem bekannten Paradiesgärtlein von Arnd, entlehnt, und leiden größtentheils mit den Liedern eines Dach und Gerhard keine Vergleichung, wenn man gleich auch bei ihnen das fromme und der tiefen Andacht fähige Gemüth, welches ſie hervorbrachte, anerkennen und ſchätzen muß. Die Titel ſeiner Bücher können allerdings zu unſern Zeiten auffallend ſcheinen, z. B. »Himmliſcher Lieder ſonderbares Buch," Lüneburg 1651; »Muſikaliſches Seelenparadies," 1660, und »Muſikaliſche Kreuz-Troſt-Lob- und Dankſchule," 1659; doch iſt auch

---

*) Vgl. Neumarks neuſproſſenden Palmbaum, S. 51, und Amarantes Nachrichten vom Blumenhirten-Orden an der Pegnitz, S. 260. Über Riſts Leben und Schriften giebt Wetzel im zweiten Theil der Liederhiſtorie Nachricht.

hier nicht bloß der Geſchmack der Zeit im Allgemeinen, ſondern der individuelle Ernſt, mit welchem dieſe Aufſchriften erdacht wurden, in Anſchlag zu bringen. Riſt verſuchte ſich auch als dramatiſcher Dichter zu zeigen, und ſo entſtanden die beiden Schauſpiele: Das Friedewünſchende Deutſchland, 1647, und das Friedejauchzende Deutſchland, 1653, in welchem jedoch mehr der patriotiſche als der poetiſche Sinn des Verfaſſers zu erkennen iſt.

§. 84.

Georg Philipp Harsdörffer, geb. am 1. Novemb. 1607 zu Nürnberg, geſtorben am 22. Sept. 1658. Selten hat ein deutſcher Schriftſteller eine ſo ausgebreitete Celebrität gewonnen, als der eben genannte, der freilich ſchon als hauptſächlicher Stifter des Blumenhirtenordens *) ein nicht geringes Aufſehen erregen mußte, doch noch mehr durch ſeine zahlreichen Schriften, die zwar größtentheils Flüchtigkeit, aber auch ein nicht gemeines Talent und eine bedeutende Summe von Kenntniſſen verrathen. Neumeiſter ſagt von ihm: Cuius ingenium et eruditionem, dignaque tot meritis praeconia calamus noster haud capit etc. Quod si sigillatim de poesi ipsius sententiam ferre iubemur, ea quidem inventionum praestantia rerumque et sententiarum majestate commendari prorsus meretur. Nur ſetzt er hinzu: nisi quod nimium sibi in fingendis vocibus novis ac dithyrambis indulsit doctissimus Vir *). Dieſes ſtete Streben nach neuen Wörtern theilt er mit Philipp v. Zeſen, deſſen Freund er war. — Der oben erwähnte Tſcherning legt ihm folgendes Lob bei, deſſen Überſchwenglichkeit freilich an das alte Wort erinnert, daß die Deutſchen große Bewunderer ſind:

---

*) Der andere Stifter dieſer Geſellſchaft war Klai. Der Orden begann 1644, nicht 1642, wie Omeis in der Diſſertation de claris quibusdam in orbe literato Noribergensibus (Altdorf 1708) behauptet.

Hos inter ille cognitus mihi Harsdorffer,
Medulla Phoebi, patriae suae lumen,
Scientiarum multiformium mystes,
Recti satelles et severus exactor,
Vernaculaeque restitutor ac vindex
Magnus loquelae, tota quem Caballino
Inebriata fonte perculit Cirrha:
Quem diligam plus an colam, haud satis constat.

§. 85.

Sogar die Ausländer, die ſich ſonſt größtentheils das alte klägliche Vorrecht, die Deutſchen zu verkennen, aus Bequemlichkeit nicht gern nehmen laſſen, bezeigten ſich gegen Harsdörffer freundlich, ja ehrfurchtsvoll, und der bekannte Loredano **)

---

*) S. die angeführte Diſſertation von den deutſchen Dichtern des ſiebzehnten Jahrhunderts, S. 46.

**) Man findet in den Briefen dieſes Schriftſtellers auch einen an Harsdörffer, worin es heißt: Non posso verſprach ſogar, die deutſche Sprache zu erlernen, weil jener ſeine Dianea überſetzt hatte, eine Höflichkeit, die den ganzen überdemüthigen Blumenhirtenorden in Erſtaunen ſetzte.

Aber eben wegen jener erwähnten Vielſeitigkeit in den literariſchen Beſtrebungen dieſes Mannes war es ihm unmöglich, irgend etwas mit ganzem und ungetheiltem Gemüthe zu ergreifen. Die Leichtigkeit, mit der er ſchrieb, verhinderte ihn an dem tiefern Ernſt des Nachforſchens, und das glückliche Talent, das ihn ſchmückte, an der reiferen Concentration des Verſtandes und der Vernunft. Unter ſeinen zahlreichen Schriften, die man alle mit beſonderer Genauigkeit in Amarantes Nachricht vom Blumenhirtenorden (S. 73 ff.) verzeichnet findet, ſind hier nur folgende als die merkwürdigſten anzuführen:

1) Specimen philologiae Germanicae *). 1646.

---

esprimere la mia consolatione nel vedere le mie opere vestite alla Tedesca. — Niente intendo la lingua, ma comincio ad apprenderne i principii per poter leggere le mie obligationi. Sono sicuro che dall' eloquenza di V. S. haveranno le mie compositioni ricevuto quello spirito, che non le ha potuto communicar la mia penna, u. ſ. w. S. Lettere del Sign. Giov. Francesco Loredano, Venet. 1662, T. I. p. 331.

*) Morhof ſagt in ſeinem Polyhiſtor B. IV. K. 4. §. 7: Praeterea non contemnendum est, multaque continet notatu digna: Specimen philologicum Germ. a. G. P. Harsdorffero scriptum, ein Urtheil, das auch noch für unſere Zeiten Gültigkeit hat.

2) Geſprächſpiele, 8 Theile *) 1642 — 49.

3) Nathan, Jotham und Simſon, oder geiſtlicher und weltlicher Lehrgedichte erſter und zweiter Theil, 1650, 51.

§. 86.

Johann Klai, geb. zu Anfange des ſiebzehnten Jahrhunderts (näher iſt ſein Geburtsjahr nicht zu beſtimmen, da ſelbſt Amarantes davon ſchweigt), geſt. 1656. Dieſer Freund und Nebenbuler des Harsdörffer, iſt nicht bloß als Mitſtifter des Pegnitzordens, ſondern auch als Dichter merkwürdig. Faſt alle ſeine Werke ſind geiſtlichen Inhalts, und man darf auch ihm nachſagen, daß es ihm allerdings ein hoher Ernſt mit der religiöſen Poeſie war. Hieher gehören folgende Werke:

1) Weihnachtsandacht, Nürnberg 1644.

2) Herodes der Kindermörder, ein Trauerſpiel, 1645.

3) Engel- und Drachenſtreit, 1650.

Das merkwürdigſte Werk iſt indeſſen ohne Zweifel: „Der leidende Chriſtus, ein Trauerſpiel,“ und es iſt in der That ſchwer zu beſtimmen, ob man in der Idee, das Leiden und den Tod Jeſu auf die Bühne zu bringen, mehr die Kühnheit, oder den vollendeten Irrthum, der ihr zum Grunde lag, bewundern ſoll. Neumeiſters Urtheil über ihn lautet alſo: Diffitendum non est, Clajum nostrum, prout erat ingenio ad poesin minus difficili, poetam excellentem evadere potuisse, nisi ab illa Germanicae linguae Germanica quidem sinceritate longius recederet, poesi incongruis dithyrambis suis tot maculas aspersisset. — Die Zeitgenoſſen des Dichters glaubten in ihm einen zweiten Ovid zu finden, und einer derſelben, welcher durch Buchſtabenwechſel aus dem Namen Iohannes Clajus die Worte: En hic alius Naso ſehr zierlich herausgebracht hatte, ſuchte dieſen Einfall durch folgendes Epigramm zu verewigen, welches zugleich ein Zeugniß von dem damaligen Geſchmacke ablegen möge:

---

*) Libitinam Harsdorfferus effugit suis, ut ipse vocat, Geſprächſpielen, varios ingenii lusus at ne una eruditionis suae profunditatis (?) vim complexus, u. ſ. w. S. Neumeiſters Diſſertation, S. 46.

Exul ut is quondam, spurcorum lusor amorum
  Carminibus periit Naso poeta suis:
Sic en hic alius castorum lusor amorum
  Carminibus vivit Naso poeta suis.

§. 87.

Andreas Gryph, geb. zu Glogau am 2. Oktober 1616, geſtorben als Landſyndikus des Fürſtenthums Glogau am 16. Julius 1664. — Als ich im erſten Jahrgange der Luna für 1804 (S. 238) einige Sonnette dieſes mehr beſprochenen als erkannten Dichters mittheilte, fügte ich in den jenes Taſchenbuch begleitenden Andeutungen folgendes Urtheil über ihn hinzu, welches in Hinſicht ſeiner Fähigkeit für jene Dichtungsgattung allerdings vollſtändig ſein dürfte: Gryphs Talent war für die Darſtellung irgend eines bedeutenden Gefühl- oder Reflexionsmoments entſchieden, für die Form des Sonnetts oder Epigramms, ob ihm gleich ſein gutmüthiger, einſeitig frommer Sinn oft nicht erlaubte, dem letztern den Stachel zu geben, nach welchem er gewöhnlich ſtrebte. Im Sonnett geht er ſeinen eignen Gang, und hier iſt es gerade, wo ſich ſeine Individualität am deutlichſten und anziehendſten offenbart. Wir ſehen ihn hier als einen nachdenklich frommen, rüſtigen, fleißigen und gelehrten Mann, der ſich im Kreiſe ſeiner Familie, die er zärtlich liebte, gar wohl befunden haben mag. Daher denn auch der Reiz, den jene Sonnette, welche an einzelne Glieder ſeiner Familie gerichtet ſind, auch noch für uns haben müſſen, die wir ſie alle nicht kannten, ein Reiz, der eben durch die Deutlichkeit und Klarheit, mit der ſie ſich geben, durch das ausdrucksvolle mimiſche Leben, das dieſen Gedichten eigen iſt, und durch die Freundlichkeit, mit der wir uns durch ſie gleichſam eingeführt ſehen in ſeinem Hauſe, in uns erweckt werden muß. Gern verzeihen wir ihm auch die kleinen Härten, von denen die meiſten dieſer Gedichte allerdings nicht frei ſind, da es ja ſo gar ſehr leicht iſt, ſolche Fehler mit einem einzigen Federſtriche zu verwiſchen. Und wir werden geſtehen müſſen, daß unſere neuere Literatur, die reicher iſt an Pſeudoſonnetten als an wirklichen,

nur

nur wenige ächte aufzuweiſen habe, die eine Vergleichung mit Gryphs Sonnett auf die Geburt Jeſu Chriſti *) aushalten möchten.

Frivol iſt Gryph faſt niemals, und wenn er es ja einmal für einen Moment in ſeinen Gedichten zu ſein verſucht, ſo geſchieht es doch nicht mit Glück. Aber als ein ächter deutſcher Mann verſteht er es gar wohl, auch recht von Herzen fröhlich zu ſein, und die Bedrängniſſe des Krieges, ſo wie die häuslichen Sorgen alle zu vergeſſen, wenn irgend ein wackerer Freund zu ihm tritt, oder ein zartes Jungfrauengeſicht ihn zierlich anlächelt. Von ſeiner Art ſich zu freuen, giebt das Sonnett auf ein Jungfernſpiel **) eine Probe, wo der ſchalkhaft wehmüthige Schluß eine lächelnde Rührung in uns hervorbringt, die ſo einfach und rein vielleicht nur ſelten iſt erreicht worden.

§. 88.

Den meiſten Ruhm indeß, bei dem Publikum wenigſtens, haben unſerm Gryph ſeine Trauerſpiele erworben, deren er ſieben geliefert hat: 1) Leo Arminius, oder Fürſtenmord, 2) Katharina von Georgien, oder bewährte Beſtändigkeit, 3) Ermordete Majeſtät, oder Carolus Stuardus, 4) Großmüthiger Rechtsgelehrter, oder ſterbender Aemilius Paulus

---

*) Dieſes treffliche Sonnett, welches 1657 gedichtet wurde, findet man in dem genannten Taſchenbuche S. 239.

**) S. das angeführte Taſchenbuch, S. 240.

Papinianus, 5) Beſtändige Mutter, oder die heilige Felicitas, 6) Die ſieben Brüder oder die Gibeoniter, nach dem Holländiſchen des Van Vondel, 7) Cardenio und Celinde, oder Unglücklich-Verliebte. Dieſes letzte Drama, welches man bisher entweder ganz überſehen, oder wol gar auf eine unverſtändige Weiſe getadelt hat, beurkundet Gryphs tragiſches Talent auf eine ſehr bedeutende Weiſe, ſo wie überhaupt die bloße Idee, welche dieſem Stücke zum Grunde liegt: den Sieg des Todes über die irdiſche Liebe darzuſtellen, eine tiefe Ahndung des Weſens der modernen Tragödie bezeichnet. Nur der erſte und fünfte Akt neigen ſich zu ſehr zum Epiſchen hin, ſonſt dürfte man dieſes Trauerſpiel — ich wage es allerdings zu behaupten — zu den wahrhaft vollendeten romantiſchen Tragödien rechnen, die die Deutſchen aufzuweiſen haben. Aber auch ſo, wie es Gryph geliefert hat, iſt es der genaueſten Aufmerkſamkeit und Liebe werth, und ein neuer correcter Abdruck deſſelben wäre ohne Zweifel ſehr zu wünſchen, da die Originalausgabe wol nur in wenig Händen ſein dürfte. Die andern genannten Trauerſpiele verdienen ungleich weniger Lob, da ſie nicht ſelten von Gelehrſamkeit, Weitſchweiſigkeit und Schwerfälligkeit faſt ganz niedergedrückt werden. Doch hält auch hier zuweilen eine ganz beſondere Naivetät und Energie einigermaßen ſchadlos, ſo wie es gleichfalls nicht zu verkennen iſt, daß einige moraliſche pathetiſche Scenen mit vieler Kraft und

Sprachgewalt durchgeführt worden ſind, wie dies beſonders im Leo Arminius der Fall iſt. Nur der »ſterbende Papinianus« leidet an einer faſt gänzlichen kraftloſen Geſchweifheit, und iſt als eine misglückte rhetoriſche Übung zu betrachten, die man höchſtens verzeihen, doch nicht rechtfertigen kann.

§. 89.

Auch im Luſtſpiele hat ſich Gryph verſucht, und keineswegs ohne Glück, wie ſeine Originalſtücke: Peter Squenz und Horribilicribrifax beweiſen. Das erſtere iſt ſchon deshalb merkwürdig, weil es mit dem herrlichen Zwiſchenſpiel im Sommernachtstraum den Stoff theilt, der wahrſcheinlich aus einer gemeinſchaftlichen alten Volksquelle floß *), und wenn wir gleich, wie ſich das allerdings von ſelbſt verſteht, auch hier dem großen Shakſpear den Vorzug unbedingt einräumen, ſo werden wir doch geſtehen müſſen, daß auch Gryphs Bearbeitung ein erfreuliches Zeugniß von komiſchem Talent und humoriſtiſcher Kraft ablege. Weniger bedeutend iſt der Horribilicribrifax, in dem der Witz und die Laune ſich ſelbſt überbieten zu wollen ſcheinen, wodurch barocke Grellheit und eben deshalb auch Unfruchtbarkeit ent-

---

*) Daß Gryph Shakſpears Werke nicht kannte, iſt wol ſchon deshalb entſchieden, da ſie ſelbſt dem großen Polyhiſtor Morhof unbekannt waren. Auch erwähnt G. nicht, daß ihm bei ſeinem Peter Squenz irgend ein Vorbild vor Augen geweſen ſei.

ſtehen muß. Manchen einzelnen komiſchen Zug in dieſem Stücke verdankt Gryph auch wohl dem Ariſtophanes und Terentius, mancher andere ſpricht indeſſen freier und fröhlicher für Gryphs originelle Deutſchheit. Schade nur, daß er auch einige höchſt rohe und widerliche Scherze einmiſchte, die, ſelbſt wenn wir annehmen wollen, daß ſie dem temporellen Geſchmacke des Publikums zuſagten, keinesweges entſchuldigt werden können.

§. 90.

Den Beſchluß dieſer Periode mache der durch einige ſeiner geiſtlichen Lieder auch jetzt noch bekannte Georg Neumark. Er war geboren zu Mühlhauſen am 16. März 1621, und ſtarb am 1. Jul. 1681. Er gehört zu den wackeren, einfachen Dichtern, deren Verdienſte ſelten gehörig erkannt werden, weil ſie ſich nicht laut und ſchreiend aufdringen. In dem angeführten Werke von Amarantes (Herdegen) über die Entſtehung und den Fortgang des Ordens an der Pegnitz, findet ſich (S. 384) folgende Nachricht über ihn, die ich wegen ihrer rührenden Bedeutſamkeit auch meinen Leſern mitzutheilen für gut finde: „Neumark lebte zu Hamburg, als dienſtlos, in großer Armuth, ſogar daß er ſeine Viola di Gamba, welche er vortrefflich ſpielen konnte, verſetzen mußte. Endlich wurde er recommendirt an den Schwediſchen Geſandten, Herrn von Roſenkranz. Der gab ihm zur Probe etwas an die Reichsräthe in Schweden aufzuſetzen, und da es wohl gerieth, nahm er ihn an zum Secretario, mit 100 Thaler ſchwer Geld zur Gage. Als Neumark ſeine Viola di Gamba wieder eingelöſet, machte er das Lied: »Wer nur den lieben Gott läſſt walten«, und da ers komponirt, ſpielte ers das erſtemal unter Vergießung vieler Thränen.«

* Neumeiſter ſagt in der angeführten Diſſertation S. 74 von ihm: Non aſpernandae artifex elegantiae, quamvis non unam ſibi libertatem ſumſerit paſſim; cuius tamen ut ipſi gratiam faciamus, cum ceterae ſuadent poetae virtutes, tum vero primarius ille hymnus: Wer nur den lieben Gott läſſt walten, idem depoſcere videtur.

Außer mehreren poetiſchen Werken, unter denen beſonders ſeine »Perlenkrone« (1672) und der »Poetiſch-hiſtoriſche Luſtgarten« (Erfurt 1666) zu merken ſind, ſchrieb er auch den »Neuſproſſenden Palmbaum«, welcher im Jahr 1673 erſchien. Er giebt in dieſem Werke eine ausführliche Nachricht von dem Entſtehen und dem Fortgange der fruchtbringenden Geſellſchaft, welche im Jahr 1616 auf dem Schloſſe Hornburg von Ludwig Fürſten v. Anhalt geſtiftet worden iſt, und 1680 wieder ein Ende genommen hat.

§. 91.

Außer der eben genannten poetiſchen Geſellſchaft ſind noch folgende für dieſe Periode zu merken:

Die aufrichtige Tannengeſellſchaft, welche 1633 zu Straßburg geſtiftet worden iſt, aber nur eine ſehr kurze Zeit gedauert hat.

Die deutſchgeſinnte Genoſſenſchaft, welche zu Hamburg 1643 begann, und 1705 ihr Ende erreichte.

Die Pegnitziſche Schäfergeſellſchaft, welche zu Nürnberg 1644 von Harsdörffer und Klai geſtiftet worden iſt, und, wenigſtens dem Namen nach, noch jetzt fortdauert. — Im Jahre 1794 feierte ſie noch ihr 150jähriges Alter.

Über dieſe Geſellſchaften ſind noch nachzuleſen: Schottelius von der deutſchen Hauptſprache, Neumarks Neuſproſſender Palmbaum, Philipps v. Zeſen hochdeutſches helikoniſches Roſenthal, Geißlers hiſtoriſche Nachricht von der fruchtbringenden Geſellſchaft, Neumeiſters Diſſertation, und Neukirchs Anfangsgründe zur reinen deutſchen Poeſie jetziger Zeit. Die ausführlichſten Nachrichten haben wir über den Orden der Pegnitzſchäfer. Er iſt nicht allein von Amarantes in einem ſehr weitläufigen Werke (welches außer der Vorrede und dem vollſtändigen Regiſter 950 Seiten enthält) behandelt worden, ſondern wir finden auch in Siegmund v. Birkens Rede- Bind- und Dichtkunſt, (Nürnberg, 1679) in der Pegneſis, und in der Diſſertation von Omeis: de claris quibusdam in orbe literato Noribergenſibus (1708) manche Notizen, die für das Studium der Geſchichte der deutſchen Cultur von erheblichem Nutzen ſind.

§. 92.

Der Zweck, den faſt alle dieſe Geſellſchaften

heilten, war kein anderer, als der ſehr löbliche, mit
emeinſchaftlichen Kräften die deutſche Sprache aus-
ubilden, und der Poeſie ſelbſt gemeinſchaftlich zu
uldigen. Die Eintracht welche unter allen den an
Stand, Vermögen und Talent ſo ſehr verſchiedenen
Mitgliedern herrſchte, iſt allerdings ein erfreulicher
nblick, und da man gewohnt war, einer an des
ndern poetiſchen Verſuchen ſich freundſchaftlich zu
rgötzen, ſo mußte ſelbſt die Idee der Polemik ent-
ernt bleiben. Sollte auch der Erfolg, den dieſe
eſellſchaften hatten, der Summe von Kraft nicht
emäß ſein, die wir hier aufgewandt ſehen, indem
ene gänzliche Ungleichartigkeit der Mitglieder eine
ynamiſche Vereinigung dieſer Kräfte verhindern
ußte, ſo iſt doch wenigſtens die Rühmlichkeit
es Strebens anzuerkennen, deſſen Ziel dadurch nach
nd nach in immer größerer Klarheit erſcheinen
ußte.

V.

Die Hoffmannswaldau-Lohenſtein'ſche Periode.

§. 93.

Wenn ein neuerer deutſcher Dichter ſagt, daß der dreißigjährige Krieg die letzte wahrhaft deutſche Zeit bezeichne, ſo iſt dieſer Ausſpruch nicht etwa als das Reſultat einer momentanen vielleicht zu trüben Aufwallung zu betrachten, ſondern wir ſinden leider in der Geſchichte der Deutſchen ſelbſt nur zu viele, und zu bedeutende Umſtände, die für die Richtigkeit jenes ſtrengen Wortes ſprechen dürften. Nach einem Kriege, wie ihn Europa vielleicht noch nie geſehen hatte, nach einem Streite, in dem Deutſchland noch einmal ſeine ganze Kraft aufgeboten hatte, um ſich noch einmal in ſeiner alten Glorie zu zeigen, nach ihm folgt ein Frieden, der gleichſam die bitterſte Parodie zu jenem Kampfe, und eine demüthige Ergebung die den ſchreiendſten Contraſt zu jenem Aufgebot von Stärke bildet. Nicht Deutſche waren es, die den Weſtphäliſchen Frieden ſchloſſen, Ausländer waren die Gebietenden, und unter ihnen hatten die Franzoſen die Stimme der Entſcheidung. Sie, die ſich nur in den letzten weniger bedeutenden Jahren des Streits in den Kampf gemiſcht hatten, ſie ſchrieben jetzt Geſetze vor, und Ferdinand III., der Deutſchland an den ſelbſtgeſchlagenen Wunden ſich verbluten ſah, er mußte gewähren, was in den glücklicheren und kräftigeren Zeiten der Vergangenheit kein Deutſcher würde zugeſtanden haben. Seit jenen Friedensſchlüſſen zu Münſter und Osnabrück, zeigte ſich denn nun auch von Seiten Frankreichs eine ſo ungezähmte Willkühr, eine ſo übermüthige Superioritätsanmaßung gegen Deutſchland, daß es in der That für den wärmeren Vaterlandsfreund eine ſchmerzhafte Empfindung erregen muß, die Geſchichte jener Zeiten zu betrachten.

§. 94.

Im Jahre 1657 ſtarb Ferdinand III., und der ihm im nächſten Jahre folgte, Leopold I., ein gutmüthiger aber ſchwacher Regent, war leider keinesweges dazu ausgerüſtet, ſich dem eindringenden Strome von feindſeliger Willkühr und Frechheit auf der einen und der ſchmählichen Undeutſchheit und Ergebung auf der andern Seite, mit gehöriger Kraft zu widerſetzen. Seine ganze ſieben und vierzigjährige Regierung (vom Jahre 1658 — 1705) bezeichnete eine einzige fortgehende Kette von Unglücksfällen für das deutſche Reich. Nicht genug, daß die einheimiſchen und Ungariſchen Händel die Kraft der Deutſchen auf eine ziemlich unwürdige Art in Anſpruch nahmen, ſo begann auch jener unglückliche

Krieg, mit Frankreich, der ſich von Seiten Deutſchlands faſt nur nach verlorenen Schlachten berechnen läßt. *) Der Nimwegiſche Frieden war eines ſolchen Krieges vollkommen würdig, und das Reunionsſyſtem Ludwigs XIV. vollendete eben ſo wol ſeinen Übermuth, als die ſchmachvolle Unterwerfung der Deutſchen. Während die Pfalz und die geſammten Rheingegenden mit unglaublicher Grauſamkeit verwüſtet wurden, waren die Türken ſchon längſt in das Herz von Oeſtreich eingedrungen, und Franzoſen waren es, die ſie die Kriegskunſt gegen Deutſche gelehrt hatten. Aber in dieſem wilden Gedräng von Widerwärtigkeiten, beſannen ſich die Deutſchen noch einmal auf ihre vorige Würde, und ſo geſchah es denn, daß in dem Frieden zu Ryswick (1697) wenigſtens einige der bedeutendſten Trümmer, die man ſchon verloren glauben mußte, gerettet wurden. Von Leopold ſelbſt läßt ſich in der That nicht viel mehr ſagen, als daß er während alles dieſes vorging, nach einander drei Frauen heirathete, und der Gemüthsergötzlichkeit wegen die Flöte ſpielte, wozu er allerdings Geſchicklichkeit gehabt haben ſoll. Von

---

*) Er fing im Jahre 1672 an, und dauerte bis 1680. In dem einzigen Jahre 1674 wurden die Deutſchen in fünf Treffen, bei Sinsheim, Ladenburg, Mühlhauſen, Enſisheim und Türkheim von Türenne geſchlagen, und nur mit aller Anſtrengung machte Montecuculi im folgenden Jahre einen Theil dieſes Unglücks wieder gut.

em Unglück ſeines Landes hatte er wol ſchwerlich ine deutliche Vorſtellung, beſonders da man ſich ehr bemühete, ihn in ſeinen behaglicheren Träumen u laſſen, und es an deutſchen Schriftſtellern nicht ehlte, die weitläufige Lobſchriften auf ihn verfertigten, in denen er mit Karl und Otto dem Großen erglichen wurde.

§. 95.

Während nun Deutſchland nach und nach zu einer politiſchen Unbedeutenheit herabſank, verlor auch unſre vaterländiſche Poeſie an ihrem innern Gehalt. Während Frankreich angefangen hatte, das Zeitalter zu feiern, welches man nachher, faſt ſollte man glauben: aus ſatiriſcher Laune, das goldene genannt hat, während des feierte der anſpruchloſe Deutſche die herrliche Opitziſch-Flemmingiſche Zeit, die wir ſo eben kennen gelernt haben, und die allerdings bedeutend, ſtill und tiefſinnig genug iſt, um eines metalliſchen Beinamens entbehren zu können. Jetzt aber genügte dem Deutſchen nicht mehr jene ſtille Anſpruchloſigkeit und einfache Größe, und der erſte Schritt aus jener milden Beſchränkung erzeugte gar bald einen Hochmuth, der keine klare Anſicht mehr geſtattete. Man überbot die Kraft, ſtatt ſie mit Beſonnenheit zu läutern, man höhnte die Vorgänger, ſtatt ſie zu feiern wo ſie die Feier verdienen und ihre Fehler zu vermeiden, man verſchmähete die Einfachheit als blöde Einfalt, und man verſuchte es gleichſam die Schönheit ſelbſt noch zu potenziren, ſie, deren eigentliches Weſen man nicht kannte.

§. 96.

Der erſte, den wir auf dieſem Wege wandeln ſehen, iſt

Chriſtian Hoffmann v. **Hoffmannswaldau**, geb. zu Breslau 1618, geſt. daſelbſt 1679, am 18. April. Wenn es auch allerdings zu hart ſcheinen muß, daß man ſich dieſen Mann gewöhnlich als die Schmach und das Unheil der deutſchen Literatur zu denken pflegt, ſo darf man ihm doch ſogleich mit Fug und Recht den Vorwurf machen, daß in der That nur ſehr wenig Spuren von jener wackeren Deutſchheit und Innigkeit bei ihm zu finden ſeien, durch die wir uns bei manchem der früheren Dichter ſo ſehr angezogen fühlen. Sein Streben iſt faſt allein auf den Witz gerichtet, aber es erſcheint in dieſer Abſicht zu wenig Freiheit und Kraft des Gemüths, als daß man den Hoffmannswaldauiſchen Witz ſchätzen dürfte. Es iſt nur der Witz eines einſeitig analyſirenden Verſtandes, der nicht zur Reife gekommen, und einer Phantaſie, die durch ihre Laxität den Leſer von reinerem Gefühl nicht ſelten empören muß. Freilich trägt ſeine beſſere Natur zuweilen noch den Sieg davon, und in ſolchen Augenblicken ſcheint er ſich ſelbſt vor ſeinen ſchlaffen Geſinnungen zu ſchämen, und er ſtimmt Bußlieder an, die, wenigſtens von dieſer Seite betrachtet, etwas Anziehendes haben können. Da findet er denn wenig Freude mehr an der gemeineren Weltluſt, der falſche Prunk und Schimmer iſt ihm zuwider, und der Gedanke des Todes ergreift ihn nicht ſelten mit einer ſo ſchauderhaften Gewalt, daß man wohl ſieht, wie wenig Erfreuliches ihm ſeine Phantaſie über dieſen Gegenſtand zu ſagen wußte. Auch bleibt es nur bei dem Bereuenwollen, und jene unglückſelige Halbwolluſt, die er beſonders in einigen ſeiner Heldenbriefe an den Tag legt, *) ſcheint leider niemals ganz und gar von ihm gewichen zu ſein. Ohne dieſe innere Weichlichkeit, die ihn niemals etwas Feſtes ergreifen ließ, hätte er bei ſeinen bedeutenden Anlagen und Kenntniſſen etwas ſehr Vorzügliches leiſten können.

§. 97.

Man hat dieſen Schriftſteller eines Theils dadurch anklagen, eines Theils dadurch entſchuldigen wollen, daß man ſeiner bekannten Vorliebe für die Italieniſche Poeſie der damaligen Zeit erwähnte, ſo daß er, bei ſolchen Vorbildern, nicht wohl habe anders werden können. Dieſe Meinung iſt indeß durch-

---

*) Dies iſt beſonders der Fall in dem Briefe Abällards an Heloiſen, und Adelindens an Holdenreich. (S. Ch. v. Hoffmannswaldau's ſinnreiche Heldenbriefe rc. 1680, S. 133 — 62.) Er war der Erſte, der dieſen üppig frivolen Ton anſtimmte, in welchem er indeß gar bald viele Nachahmer, ja ſogar Übertreffer gefunden hat, bis zuletzt auch der nothwendig erfolgende Ekel dem ganzen Unweſen ein Ende machen mußte.

aus unſtatthaft und zeigt nur zu ſehr von dem raſchen Leichtſinn, mit dem man in unſrer Literaturgeſchichte die Urtheile oft auf das Gerathewohl hingeworfen hat. Hoffmannswaldau's Lieblinge in der Italieniſchen Literatur waren Guarini und Marino. Dem erſtern, bekanntlich einem der herrlichſten Dichter, deren ſich Italien jemals zu erfreuen gehabt hat, hing ſeine beſſere Natur ganz zu dem letztern, einem Autor von leichtem Talent und Witz, Frivolität und Verworrenheit, fühlte er ſich in den laxeren Stimmungen hingezogen. Aber er hat, wie ſich das von ſelbſt begreift, weder den einen noch den andern erreicht, ja, man darf ſagen, daß er ſie nicht einmal nachzuahmen wagte. Außer daß er Guarini's pastor fido überſetzte, *) finden wir auch nicht einen Anklang aus deſſen Werken in den ſeinigen, die ihn, eben ihrer Verworrenheit wegen, nicht aufnehmen konnten. Bei einer näheren Anſicht finden wir auch, um Hoffmannswaldau Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen, daß ſeine Neigung für jene Schriftſteller wirklich eine freie Liebe war, und daß ſein Studium derſelben ſich keinesweges auf Nachahmungsſucht bezog.

---

*) Dieſe Überſetzung iſt ſehr weitſchweifig, und in der That faſt langweilig zu leſen. Von dem Zauber des Originals iſt beinahe jegliche Spur verwiſcht, ſo daß man die deutſche Schrift für ein Original halten dürfte. Indeſſen galt dieſe Überſetzung für ein ſehr gelungenes Werk, und Lohenſtein fügte ihr noch den »vorredenden Alpheus« bei, den ſein Freund vergeſſen hatte.

§. 96.

Seine Zeitgenoſſen haben ihn ſehr bewundert, ja man könnte ſagen, vergöttert, daß es ſchwer wird, einen ſo höchſt ſeltſamen und unheilbaren Irrthum zu begreifen. Selbſt Opitz ſoll ihn als Knaben ſchon beſonders ausgezeichnet haben, und Andreas Gryph, deſſen frommen Sinne eine ſo frivole Natur durchaus zuwider hätte ſein müſſen, geſteht dennoch, daß er lauter Wunder ſpreche. Das Höchſte im Ruhmreden aber erreichte Lohenſtein in dem Leichenſermon, den er ſeinem Freunde hielt, worin er ihn den großen Pan nennt, und ſeinem Loben durchaus kein Ende ſetzen kann. *) Es giebt wenige ſchmückende Beiwörter, die ſich dem Redner nicht hätten borgen müſſen, ſo daß faſt ein Epitheton ornans auf dem andern ruht, und den abgeſchiedenen Dichter zu erdrücken droht. Gegen das Ende wird Hoffmannswaldau gar noch eine fromme Seele genannt, und nicht ohne beſondere Zierlichkeit beigefügt, »er habe die Spitze ſeines Herzens, wider den gemeinen Stand, wie die Zedernblätter auf dem Berge Libanon, jederzeit durch Andacht gegen den Himmel gekehrt.« Chriſtian Gryph, der unbedeutende Sohn eines ſehr bedeutenden Vaters, erkennt ihm in ſeinem »bethränten Breslau« den Preis zu:

---

*) Dieſe Leichenrede, welche 46 Seiten lang iſt, findet ſich in der angeführten Ausgabe der Hoffmannswaldauiſchen Gedichte vom Jahre 1680

über Guarini, Loredano, Marino und Opitz. Nicht weniger beeifert ſich Heinrich Mühlpfort, den Ruhm des Verſtorbenen zu verkünden, der in einem weitläufigen Gedichte pater patriae, sanctissimus iustitiae custos, vindex legum, ingenii dictator, arbiter aevi u. ſ. w. genannt wird. Bei Hoffmannswaldau's Tode, ſo erzählt Mühlpfort, haben die Najaden und Dryaden in Thränen geſchwommen, und ſich, faſt wie die Troerinnen in dem Senecaiſchen Trauerſpiel, die Bruſt zerſchlagen, Apollo ſelbſt verlor die Tramontane, er warf die Cither weg, und wollte nicht ferner dem verwaiſten Pindus vorſtehen. Es wird nicht erwähnt, ob man den Klagenden am Ende noch wieder zufrieden geſprochen habe. Auf dieſe Weiſe wurde damals größtentheils die äſthetiſche Kritik gehandhabt, man ſcheute ſich vor der Berührung wunder Stellen, und das ganze Weſen lief auf nichts weiter hinaus, als auf Behätſchelung, ein Wort, das ſich hier nicht umgehen läßt, da es die Sache allein bezeichnet.

§. 99.

Außer den bereits erwähnten Heldenbriefen, und der Überſetzung von Guarini's Treuem Schäfer, finden wir in der Sammlung ſeiner Werke noch: Vermiſchte Gedichte, größtentheils geiſtliche Geſänge und Bußlieder enthaltend, ferner Hochzeitgedichte, Begräbnißgedichte und poetiſche Grabſchriften. Überall finden ſich hier die bereits erwähnten Fehler, überall aber auch zeigt ſich das, was man bei ihm aner-

kennen

ennen muß, als Vorzug, ein leichtes Talent der
Darſtellung und Gewandtheit der Sprache. Seine
oetiſchen Grabſchriften ſind zum Theil ſehr ſchlecht
nd ſchmutzig, zum Theil mittelmäßig, zum Theil
hr gelungen *). Hätte er mit weniger Flüchtigkeit
garbeitet, und ſich mehr dem tiefern Ernſt hingeben
wollen, den er zuweilen wirklich ergreifen kann, ſo
ürde er, beſonders in der letztern Gattung, etwas
Bedeutendes haben leiſten können **). Seine Bil-
ung war ja ohnehin nur eine epigrammatiſche, für
en Moment allein berechnet; doch ſteht er allerdings
n dem, was er wirklich darin geleiſtet hat, dem be-
annten Friedrich Freiherrn von **Logau** nach, der
hn ſowol an Reichthum der Gedanken und Wen-
ungen, als auch an fröhlichem Witz und humori-
iſcher Laune, wenn gleich nicht an Gelehrſamkeit
bertrifft ***).

---

*) Einige der beſſern habe ich in der Luna für 1805 (S. 256 — 58) mitgetheilt. Vgl. ferner über ihn S. 347 ff. ebendaſelbſt.

**) Mehrere andere Gedichte von ihm erſchienen in der größtentheils von Neukirch edirten Anthologie: Herrn v. Hoffmannswaldau und anderer Deutſchen Gedichte, 7 Theile, 1695 u. f. Der letzte Theil erſchien erſt 1727.

***) **Logau** wurde 1604 geboren, und war, nach Neumarks neuſproſſendem Palmbaum, Mitglied der fruchtbringenden Geſellſchaft unter dem Namen des Verkleinernden. Er ſtarb im Jahr 1655. Streng genommen durfte er in der vorigen Periode keine Stelle

§. 100.

Daniel Caſpar von Lohenſtein, geboren 1635 am 26. Januar zu Nimptſch in Schleſien, geſtorben zu Breslau 1683 am 27. April. Den Nachrichten zufolge, welche in der neueſten Ausgabe ſeiner Werke vom Jahre 1733 gegeben werden, entwickelte ſich ſein Dichtertalent ſo früh, daß er bereits in ſeinem funfzehnten Jahre drei Trauerſpiele: Ibrahim, Agrippina und Epicharis verfertigte, wovon beſonders das zweite als ein Muſter von greller Zeichnung männlicher und weiblicher Verworfenheit merkwürdig iſt. Man könnte zweifeln, ob die Idee zu manchen der revoltirendſten Scenen dieſer Tragödie in dem Kopfe eines funfzehnjährigen Knaben Raum finden mochte. Doch dieſer Dichter giebt uns überhaupt eine ſo höchſt ſeltſame Erſcheinung, daß wir ihn keinesweges nach dem gewöhnlichen Maaßſtabe meſſen dürfen. In Hinſicht des Talents ſowol

---

finden, da er wegen ſeiner ausſchließenden Reflexions- oder, wenn man lieber will, pittoresken Poeſie, ſich als entſchiedenen Gegenſatz von Opitz und Flemming gezeigt, deren durchaus muſikaliſcher und plaſtiſcher Sinn jene Periode gebildet hat. Logau ſteht durchaus allein. Sein epigrammatiſches Talent iſt von Leſſing in der Vorrede zu der von ihm veranſtalteten Ausgabe (1759) ſehr treffend gewürdigt worden. — Die Ausgabe vom Jahre 1702 iſt ein Muſter ſchlechter Excerpirung, und der wackere Logau mußte hier neben den verworfenſten und ſchmutzigſten Epigrammatiſten ſtehen.

als ſelbſt der Gelehrſamkeit, ſteht er offenbar bei weitem höher als Hoffmannswaldau, ob er gleich ſich dieſem beinahe unterzuordnen ſcheint. Es iſt ihm ein ungleich beſſerer Ernſt um die Sache, er kannte und ehrte den hohen Beruf des Dichters, wenn er gleich nur in ſtetem Streben nach der Poeſie begriffen war, und es iſt ihm ein raſches Fortſchreiten und ein eiſerner Fleiß, dem ſelbſt die kleinſten Details nicht geringfügig erſcheinen, mit allem Rechte zuzugeſtehen. Seine Phantaſie iſt reicher, blühender, farbiger, als die ſeines Freundes, und in manchen ſeiner kleinern Gedichte, wo ſeine immenſe Gelehrſamkeit zum Glücke nicht erſcheinen darf, bricht zuweilen die Flamme der Poeſie mit zauberiſcher Gewalt hindurch. So darf man es ihm beſonders nachſagen, daß er den ſüßen Duft und die zarten Farben der Blumen beſſer verſtanden und in tiefſinniger Allegorie höher zu beziehen gewagt habe, als mancher neuere Dichter, der in ſeinen Gedichten ſchon ein Übriges gethan zu haben glaubt, wenn er nur gleichſam eine Mappe mit getrockneten poetiſchen Blumenſtengeln und Blättern vor uns aufrollt, wobei die Species nach dem Linné angegeben, aber mit wehmüthiger gebildeten Namen vertauſcht werden. Tiefer blickte Lohenſtein, wie man ſich davon inſonderheit durch ſeine Gedichte: „Das von der Sonne geſungene Lob der Roſe" *), und „Roſenliebe" überzeugen kann.

---

*) Befindet ſich auch im neunten Buche des Arminius.

§. 101.

Lohenſteins mehr verrufener als erkannter poetiſcher Styl iſt am meiſten aus ſeinen Trauerſpielen zu abſtrahiren, deren er folgende hinterlaſſen hat: 1) Sophonisbe, 2) Cleopatra, 3) Agrippina, 4) Epicharis, 5) Ibrahim Sultan. — Lohenſtein war beleſen genug in den Alten, um alle die Stellen, in denen ſie würdige Einfachheit und Keuſchheit des Styls anpreiſen, zu kennen und gewiß auch zu achten, aber es war ihm, gleich dem L. A. Seneca unmöglich, von ſeiner überladenen Schreibart abzulaſſen. Man kann ſich dieſelbe in ihren mannigfaltigen Unarten nicht klarer denken, als wenn man ſie ſich als entſchieden ſündigend gegen die drei bekannten klaſſiſchen Stellen beym Cicero, Gellius und Quintilian vorſtellt: Qui nihil tranquille, nihil leniter, nihil definite, distincte potest dicere, is, cum non praeparatis auribus inflammare rem coepit, furere apud sanos et quasi inter sobrios bacchari temulentus videtur. Cic. — Unum quodque genus cum ornatur caste pudiceque, fit illustrius, cum fucatur et praelinitur, fit praestigiosum. Gellius VIII, 11. — Nec effeminatam levitatem nec fuco eminentem colorem amet, sanguine et viribus niteat. Quinct. VIII, 3. — Entweder alſo ſchweift er umher, und verirrt ſich in blumenreichen Gleichniſſen, unabſehlichen Metaphern, und verwirrten Bildern, oder er ſchraubt ſeinen Styl gleichſam auf, und über ladet ihn mit zuſammengequälten Antitheſen und wilden Epigrammen, oder er wird durchaus ſophiſtiſch, weichlich und zerfließend. Die ſogenannten Schlag- auf Schlagreden gehen oft durch mehrere eng gedruckte Seiten hin, die Perſonen werfen ſie ſich gleichſam zu, und es iſt dafür geſorgt, daß der eine immer ein Wort ausſprechen muß, das der andere umkehren und wie einen Pfeil wieder zuſchicken könne, (peloter les bonmots et les renvoyer, pour voir à qui resterait le dernier, le Grand). So ſind denn alſo die Trauerſpiele dieſes Dichters einzig in ihrer Art, einzig durch ihre Schwerfälligkeit, einzig durch ihren weitläufigen Umfang, in welchem die vollendete Unförmlichkeit wieder als Form zu erſcheinen ſtrebt, einzig durch die imponirende Keckheit, ſelbſt ſolche Scenen mimiſch darſtellen zu wollen, die ſchon nur leiſe angedeutet eine ſo pikante Grellheit haben, daß man ſich gern früher davon abwendet (z. B. Agrippina, Akt I. Sc. I. und III. ꝛc.), mit einem Worte einzig durch den völlig conſequenten Irrthum, aus dem ſie hervorgingen. Doch eben wegen dieſer Conſequenz ſind ſie einer genauen Anſicht werth — denn nur der halbe, unkräftige Irrthum iſt verächtlich, nicht der vollendete, durch das Übermaaß von Kraft erzeugte — und ich möchte deshalb dieſe Tragödien nicht unbedeutende Studien nennen. Es iſt in ihnen allen ein beſtimmter Charakter fühlbar, der ſich durch ein nicht ſelten ſiegreiches Ringen mit Stoff und Sprache getend macht, bei aller ihrer äußerlich aus einander fahrenden Zerſtreutheit, haben ſie doch ein innerlich Verbindendes, und beurkunden eine gewiſſe Gattung von Talent, die ſchon deshalb etwas Anziehendes haben muß, da ſie Lohenſtein wirklich mit ins Grab genommen zu haben ſcheint *). Viele Dichter nach ihm haben verſucht, ihn nachzuahmen und zu überbieten, aber Keinem iſt es gelungen.

§. 102.

Alle dieſe literariſchen Arbeiten, deren bisher Erwähnung geſchah, ſcheint Lohenſtein ſelbſt nur als Vorbereitung zu ſeinem größeren Werke: Arminius anzuſehen zu haben **), und in der That wir ha-

---

*) Man findet in der [illegible] f. [illegible] einige Scenen aus dem Trauerſpiele Cleopatra mitgetheilt, die den Styl des Dichters charakteriſiren (S. [illegible]), ſo wie (S. [illegible]) ein Sonnett, welches beweiſen möge, wie viel er in dieſer Gattung habe leiſten können, wenn er ſich nur in dieſer freundlichen Begrenzung mehr gefallen hätte. — Bei dieſer Gelegenheit möge hier auch noch die Frage aufgeworfen werden: Iſt keines der Lohenſteiniſchen Trauerſpiele jemals auf einer öffentlichen Bühne aufgeführt worden? Die meiſten Compendien und ältern Theaterchroniken ſchwiegen davon, und der Verf. einer ſogenannten Geſchichte der deutſchen Bühne im erſten Bande der Nachträge zu Sulzers Theorie, behauptet (S. [illegible]) geradezu, es ſei niemals geſchehen. Er führt aber keinen Gewährsmann für ſeine Meinung an.

**) Dieſes Buch, das in Hinſicht des Umfangs vielleicht alle Romane übertrifft, die jemals erſchienen ſind, erſchien nicht mehr bei Lohenſteins Leben, ſondern wurde

n in dieſem Werke alles erhalten, was er zu
iſten fähig war, alle ſeine Tugenden, alle ſeine
narten.

„Lohenſteins Arminius,“ ſagt Breitinger, „gleicht
ner koſtbaren Mahlzeit, wo der reiche Wirth keine
eſten geſpart hat, wo alles, was Gärten, Heerde,
ald und Meer Leckerhaftes und Niedliches geben
nnen, in vollem Maaße aufgetiſcht iſt, wozu die
tfernteſten Theile der Welt ihre theuerſten Selten-
iten geliefert haben. Aber bei alle dieſem Ueber-
uſſe ſind die Speiſen ſo übel zubereitet, die Gerichte
ungereimt gemiſcht, endlich die Brühe ſo verſal-
n und die Würze ſo übermäßig verſchwendet, daß
e Gäſte, bei überladner Tafel, vor lauter Ekel
ngern.“ — Dieſes Urtheil, welches man ehedem
s recht tiefſinnig bewundert hat, und vielleicht mehr
viel Minuten zu erfinden koſtete, als der Armi-
ns Jahre, beweiſt nur zu deutlich, wie leicht es
Breitingers Zeit war, ſich mit demjenigen zu be-
ſſen, was man damals Kritik nannte.

Lohenſteins Streben bei dieſem Werke war ge-

---

erſt 6 Jahre nach ſeinem Tode von dem Bruder des Dichters J. C. v. L., der auch die letzten Abſchnitte verfaßt hat, herausgegeben. Der vollſtändige Titel lautet: „Großmüthiger Feldherr Arminius, oder Herman nebſt ſeiner durchlauchtigen Thusnelda, in einer ſinnreichen Staats- Liebes- und Heldengeſchichte.“ Leipzig 1689, in zwei Theilen. Die neueſte Ausgabe iſt vom Jahre 1731 in vier Bänden.

wiß ein ſehr löbliches und künſtleriſches Beſtreben. Angefeuert von ächter Liebe zum Vaterlande flog ſeine Phantaſie in die entfernteren Zeiten zurück, wo ſie einen freieren Spielraum fand, als in der beſchränkenden Gegenwart. Er wählte Herrmann, den viel gefeierten, zu deſſen Schilderung ihn vielleicht die Lektüre des großen, herrlichen Tacitus begeiſterte, und nun ſollte hier eine Dichtung hervorgehen, die er mit allem ausſtattete, was ſein Geiſt zu geben vermochte, eine Minerva, die ſchon vollkommen gerüſtet, und mit aller Pracht der Götterherrlichkeit angethan, hervortreten ſollte. Aber das große Unternehmen gelang nicht in ſeiner Lauterkeit, denn er that zu viel, er färbte, wenn ich ſo ſagen darf, die Farben ſelbſt noch an, und betonte den Ton; doch mag ihm das ſo oft mißbrauchte: In magnis et voluiſſe ſat eſt zu Statten kommen, und kein hochfahrender Leichtſinn den großen Aufwand von Fleiß und Künſtlichkeit ſchmähen, den wir hier anerkennen müſſen *).

§. 101.

Lohenſtein mißverſtand ſein Talent, ja man darf ſagen, daß er zuweilen, in dem ſeltſamſten Irrthum über ſich ſelbſt, gegen daſſelbe einſtürmte, gleichſam

---

*) Den wichtigen Gehalt mancher einzelnen Stelle in dieſem Werke, erkannten auch die für ihre Zeit ſehr merkwürdigen Literaturbriefe an, da man ſonſt nur gewohnt war, L. unbedingt zu tadeln.

um es ſelbſt zu vernichten. Hätte er allein darnach geſtrebt, ſich zum Rhetor auszubilden; hätte ſich nicht ſeine untergeordnete, immenſe Gelehrſamkeit, wie Blei an ihn gehängt, ſo würde er ſicher etwas Meiſterhaftes in dieſer Gattung geleiſtet haben. Aber auch ſo wie er ſich einmal gebildet, ſtattete er ſeinen Arminius mit einigen Reden aus, die, in ihrer Art, beinahe vollendet ſind, und, was Würde der Geſinnung, energiſche Fülle und Pracht der Sprache betrifft, mit manchen der trefflichſten Orationen im Livius, Salluſtius und Tacitus wetteifern dürfen *).

In der That beginnt auch mit dem genannten Werke, das für die folgenden 30 bis 40 Jahre faſt ausſchließliches Muſter war, wie der proſaiſche Styl gebildet werden müſſe, die zweite Periode der deutſchen Beredſamkeit. Wenn wir den Charakter der erſten, ſo wie ſie ihn von Luther lieh, als großartig, keuſch und gediegen erkannt haben, ſo finden wir dieſen pomphaft, hochfahrend und geſchweift. Die Perioden ſchlingen ſich kühn durch einander, um ſich deſto künſtlicher zu löſen; der Styl verliert ſeine nothwendige Eintracht mit dem Stoff, und er wird als eine Kunſt, die für ſich ſelbſt beſtehet, und auf

---

*) Vgl. über Lohenſtein: Hiſtoriſcher Schauplatz berühmter Staats- und Rechtsgelehrten, Th. I. S. 51—56. Neukirchs Vorrede zur Sammlung der ſogenannten Hoffmannswaldauiſchen Gedichte, Observationes Halenses, T. VI. p. 84—100, endlich Bedeutungen für Freunde der Poeſie, Züllichau 1794. S. 300 ff.

ſich ſelbſt beruhet, getrieben. Und, wohl verſtanden, giebt es denn auch allerdings eine Wiſſenſchaft des Styls, die ſich freilich nicht aus unſern gewöhnlichen Lehrbüchern erlernen läßt.

§. 104

Wie ſehr die deutſchen Dichter der damaligen Zeit Lohenſteins Tod betrauert, und wie übermäßig ſie ſein Talent und Verdienſt geſchätzt haben, läßt ſich am beſten theils durch die große Menge von Lob- und Trauergedichten *) erkennen, die durch ſeinen Tod veranlaßt wurden, theils auch durch das fortdauernde Streben der meiſten unter ihnen, auf dem einmal von ihm betretenen Wege zu bleiben. Wirklich verhehlten es auch die folgenden Dichter keineswegs, daß ſie Lohenſteins Superiorität anerkannten, und ſich ſelbſt nur als ſeine Schüler und Nachahmer anſahen. Hier iſt zu bemerken:

Johann Chriſtoph Arnſchwanger, geb. zu Nürnberg, geſt. daſelbſt 1696. Er war das 853ſte Mitglied in der fruchtbringenden Geſellſchaft, wo er den Beynamen: „des Unſchuldigen“ führte, mit der Deviſe: bleibt immer rein **). Wirklich verdient er auch dieſen Namen durch manches einfache und herzlich empfundene geiſtliche Lied, das wir von ihm erhalten haben. Man findet ſie in ſeinen »Evangeliſchen Spruch- und Gebet-Reimen, Nürnberg 1653, und in den »Liedern und Geſängen,« welche ebendaſelbſt 1659 erſchienen.

---

*) S. die Einleitung zu der 1733 veranſtalteten Ausgabe der Lohenſteiniſchen Gedichte. Seine Funeralien wurden indeß faſt alle durch mehr oder minder glückliche Wortſpiele mit „Lohe“ und „Stein“ gefeiert. Auch die Trauer lieh die Form von tändelnder Künſtlichkeit.

**) S. das angeführte Werk von Amarantes, S. 862.

§. 105.

Erasmus Francisci, mit dem wahren Namen **Finx**, iſt nur wegen einiger noch jezt geſungenen geiſtlichen Lieder merkwürdig. Er lebte vom Jahre 1627 — 1694.

Anton Ulrich, Herzog von Braunſchweig-Wolfenbüttel, geb. 1633, geſt. 1714. Dieſer geiſtreiche Fürſt, der ſtets einen ſehr rühmlichen Eifer für das Fortſchreiten der deutſchen Poeſie zeigte, iſt der Verfaſſer mehrerer geiſtlicher Lieder, welche unter dem Titel: Davids Harfenſpiel, Nürnberg 1667 erſchienen ſind. Noch bekannter ſind ſeine beiden Romane:

Der durchlauchtigen Syrerin Aramena Liebesgeſchichte, Nürnberg 1669, in 5 Theilen *), und

Die römiſche Octavia, in 6 Theilen, welche zu Nürnberg 1685 — 1707 erſchienen, und der Nymphengeſellſchaft an der Donau zugeeignet waren. Wie es ſcheint, wurde das Buch, ſchon ſeines merkwürdigen Urſprungs wegen, mit beſonderm Beifall aufgenommen, und ſicher war der Gedanke entfernt, daß man es ſo bald nachher beſpötteln oder gar vergeſſen würde. So wenig es nun auch dieſes Schickſal, das es mit manchen beſſeren äſthetiſchen Produktionen des ſiebzehnten Jahrhunderts theilt, verdienen mag, ſo iſt doch allerdings einzugeſtehen, daß es kaum der Mühe belohnen würde, ſich durch die ſechs ungewöhnlich dicken Bände durchzuarbeiten, um die einzelnen beſſern Parthien darin aufzufinden. Gegen dieſe Letztern ſollte man indeß nicht ungerecht ſein, und ich habe deshalb drei Gedichte aus dieſem Roman in der Luna für 1804 (S. 291—98) mitgetheilt. Sie zeichnen ſich durch Lebendigkeit und eine einfache, ein wenig forcirte heftige Leidenſchaft aus.

---

*) Eine neue Umarbeitung dieſes Werks erſchien zu Berlin 1782, in zwei Theilen; doch iſt die Willkühr ſehr zu tadeln, mit der dieſe Arbeit unternommen wurde.

Noch iſt hier der Umſtand der Bemerkung werth, daß dieſer Fürſt den bekannten Siegmund von Birken, den zweiten Präſidenten des Pegnitzordens, eine Zeit lang zum Hofmeiſter hatte *), und daß ihm in der fruchtbringenden Geſellſchaft der ſtolze Name des „Siegprangenden“ beigelegt wurde.

---

*) Darüber giebt Amarantes in der angeführten Schrift weitläuftige Nachricht, und S. 85 ff. finden wir auch den Beſtallungsbrief, den der Vater von Anton Ulrich, der Herzog Auguſt, darüber ausfertigen ließ. Die Nachricht, daß der Hofmeiſter des Prinzen 100 Thaler jährlich erhielt (1645), iſt vielleicht für unſre Zeiten nicht ganz unmerkwürdig.

§. 106.

Heinrich Anshelm von Ziegler, geb. 1663, geſt. 1697. Außer einigen unbedeutenden Heroiden, zu denen ihn vielleicht die Hoffmannswaldauiſchen Verſuche in dieſer Gattung veranlaßten, ſchrieb er den allbekannten Roman: »Die Aſiatiſche Baniſe, oder das blutige, doch muthige Pegu,“ in 2 Theilen, die erſt nach ſeinem Tode 172[illegible]. erſchienen. Die Erfindung zeigt von Gemüthlichkeit und Phantaſie, aber in dem Styl iſt faſt das Maximum von ſchwülſtigem Pathos geleiſtet. Indeſſen wurde das Buch mit großem Beifalle aufgenommen, wovon die wiederholten Auflagen Zeugniß geben. Dieſem Schriftſteller iſt zuzugeſellen:

Michael Kongehl, ein Mitglied des Pegnitzordens unter dem Namen Prutenio *). Sein Roman: Surboſia, Nürnberg 1676, würde ihm vielleicht keine Stelle unter den Dichtern des ſiebzehnten Jahrhunderts verſchaffen, wohl aber ſeine frommen geiſtlichen Lieder, unter denen ſich beſonders das bekannte Gedicht: »So bleibt dennoch ein gut Gewiſſen das ſchönſte Kleinod von der Welt,“ und das Weihnachtslied: »So biſt du nun zugegen, du Heiland aller Welt **)! ſehr vortheilhaft auszeichnen. Ferner:

---

*) S. Amarantes S. 4[illegible] ff., wo aber weder ſein Geburts- noch Todesjahr angegeben worden iſt.

**) Dieſer treffliche Geſang iſt in dem angeführten Werke

August Bohſe, geb. zu Halle 1661, ſtarb etwa im dritten Decennium des achtzehnten Jahrhunderts. Er war einer der fleißigſten Polygraphen ſeiner Zeit, und vielleicht der Erſte in Deutſchland, der die Schriftſtellerei als Mittel zum Broderwerb gebrauchte. Unter ſeinen Romanen, von denen Koch ein und zwanzig verzeichnet hat (ſ. deſſen Compendium Th. II. S. 251 — 53), bemerken wir hier nur folgende:

Der getreuen Bellamira wohl belohnte Liebesprobe, oder die triumphirende Beſtändigkeit, Leipzig 1692.

Der Liebes-Irrgarten, in welchem hoher Perſonen unterſchiedene Liebesgeſchichten vorgetragen werden 1724.

Schauplatz der unglückſelig Verliebten unter der Regierung Karls VIII. von Frankreich, Leipzig 1697.

Dieſer fleißige Autor ſchrieb übrigens unter dem Namen Talander, und Lohenſtein und Anton Ulrich ſcheinen ſeine Muſter geweſen zu ſein.

§. 107.

Samuel Greifenſon von Hirſchfeld, deſſen Geburtsjahr nicht bekannt iſt, ſtarb bereits im ſiebten Decennium des ſiebzehnten Jahrhunderts. Auch er darf nicht zur Opitziſch-Flemmingiſchen Periode

---

S. 4[illegible] ff. abgedruckt worden. Vgl. ferner über ihn, Wetzels Liederdichter, Th. II. S. 5[illegible], die betrübte Pegnitz, S. [illegible], Neumeiſters Diſſertation, S. 41 und [illegible], und Omeiſens Anleitung zur deutſchen Reim- und Dichtkunſt, S. 35.

gerechnet werden, da ſein literariſches Streben eine der Abſicht jener Männer durchaus entgegen geſetzte Richtung nimmt. Er iſt Verfaſſer des bekannten Romans: „Der abentheuerliche Simpliciſſimus, das iſt die Beſchreibung des Lebens eines ſeltſamen Vaganten, genannt Melchior Sternfels von Fuchshaim, wo und welcher Geſtalt er nämlich in dieſe Welt gekommen, was er darinnen geſehen, gelernt und erfahren und ausgeſtanden, auch warum er ſolche wieder freiwillig quittirt. Überaus nützlich, und männiglich nützlich zu leſen.“ Mümpelgard 1669. Über dieſen merkwürdigen, unverdient vergeſſenen Roman, giebt Koch in ſeinem Compendium (Th. II. S. 255—60) ausführliche und intereſſante Nachricht.

Andreas Heinrich Buchholz, geb. 1607, ſtarb 1671. Auch von ihm gilt die Bemerkung, die bei dem vorigen Schriftſteller zu machen war, denn nicht die Zeit allein, ſondern die totale Richtung des Geiſtes ſollte bei der Ordnung der Schriftſtellernamen das Meiſte entſcheiden. Außer einigen geiſtlichen Gedichten, welche zu Braunſchweig 1651 erſchienen, ſchrieb er den bekannten Roman: „Des chriſtlichen teutſchen Großfürſten Herkules und der böhmiſchen königlichen Fräulein Valiſka Wundergeſchichte in ſechs Büchern,“ Braunſchweig 1659. Schon die äußere aufgetriebene Geſtalt könnte von der Lektüre dieſes Romans abſchrecken, noch mehr aber deſſen innere wüſte Unförmlichkeit. Auch iſt hier der Styl faſt noch geſchmackloſer als ſelbſt in der Aſiatiſchen Banus. Das Urtheil, welches Vavaſſor von dem Oetäiſchen Herkules des Seneca fällt: Caius auctor et ipse corruptus est et vitiosus elocutione, quem rebus et sententiis turgidus et inflatus, nihil est, quod illum audire magnopere velimus, gilt noch mit ungleich ſtärkerem Rechte von dieſem Heldenromane (der den Leſer, welcher ihn ganz zu Ende bringt, ſelbſt zum Helden macht), ſo wie von dem »Herculiscus und der Herculadisla« (1711) deſſelben Verfaſſers, der indeß zu ſeiner Zeit nicht wenig Beifall gefunden hat.

§. 102.

Chriſtian Gryph, geboren 1649, geſtorben 1706. Als der Sohn eines berühmten Dichters glaubte er ſchon ein Übriges thun und ſich gleichfalls der Poeſie widmen zu müſſen, die ihm indeß keineswegs hold geweſen iſt. Er ſelbſt ſcheint das nur zu tief gefühlt zu haben, und beklagt ſich, daß man ihm ſo oft zumuthe, Gelegenheitsgedichte zu verfertigen, da ihm doch die Muſen ſo ungünſtig ſeien, und es ihm ſo ſchwer werde, ſeine Gedanken in Verſe zu bringen. Außer einigen leidlichen Epigrammen, weiß ich auch nur ein einziges Gedicht von ihm, das ſich durch den Ausdruck herzlicher Empfindung und ergebener Frömmigkeit auszeichnete. Es iſt das auf die Leiden ſeiner Schweſter Roſa, bei denen er, ihrer Seltſamkeit und Langwierigkeit wegen, irgend ein trauriges Wunder ahndete. Seine übrigen Gedichte ſind in der That nur als fruchtloſe Bemü-

Bemühungen, als das Reſultat eines durchaus mißverſtandenen Strebens anzuſehen. Sonſt ſcheint er ein ſehr beſcheidner Mann und ein großer Verehrer von Lohenſtein und Hoffmannswaldau geweſen zu ſein, denen er ſich tief unterordnete, wie aus ſeinen auf dieſelben verfaßten Ehrengedichten zu erkennen iſt. Seine Gedichte erſchienen unter dem Titel: Poetiſche Wälder, in zwei Theilen, Frankfurt und Leipzig 1707 und 1717.

§. 109.

Georg Daniel Morhof, geb. 1639, geſtorben 1691 zu Lübeck *). Über ſein Leben enthält die Einleitung zum Polyhiſtor (Lübeck 1714) die ausführlichſten Nachrichten, ſo wie er denn überhaupt ſelbſt recht ſehr lebhaft dafür ſorgte, daß kein Zug zu ſeiner Biographie fehlen möchte. Seine Kenntniſſe in Sprachen und Wiſſenſchaften waren in der That bewundernswürdig, und nur die Eitelkeit, mit der er die Lobreden und Lobſchriften deshalb genoß, war vielleicht noch größer. Selten iſt aber auch dem literariſchen Hochmuth eines Mannes ſo

---

*) Zur Wiederherſtellung ſeiner durch unermüdetes Studieren erſchöpften Geſundheit, war er nach Pyrmont gereiſt, aber es verſchlimmerte ſich nur dadurch ſein körperlicher Zuſtand, daher das traurige Wort, welches er den Freunden zurief: Unde alii vitam, ego mortem hausi! Ibo igitur Lubecam ad socios meos, ut domi eius moriar. Valete o mei, nunquam enim huc reditus dabitur.

ſehr geſucht werden als dem ſeinigen, und Holländer, Engländer, Franzoſen, Italiener (unter denen beſonders der bekannte Florentiner Magliabecchi ſich auszeichnete) und Deutſche beeiferten ſich nicht wenig, demſelben Genüge zu leiſten. Ein vollſtändiges Verzeichniß ſeiner gar ſehr zahlreichen Schriften liefern die Prolegomena zum Polyhiſtor S. 31 — 71. Es iſt faſt unbegreiflich, wie ein einziger Mann, dem ohnehin kein langes Leben beſchieden war, ſo ſehr viel und unter dieſem Vielen denn doch auch ſo manches Bedeutende hat liefern können *). Das Räthſel würde leicht zu löſen ſein, wenn wir in Morhof Genialität, im ächten Sinne des Worts, anträfen, die ja immer auch die höchſte Fruchtbarkeit in ſich hat. Es aber wurde ihm nur ein ziemlich vulgärer Verſtand zu Theil, den er aber ſehr eifrig auszubilden bemüht war, und ein eiſerner Fleiß.

Daher ſind denn auch ſeine Teutſchen Gedichte, welche 1702 zu Lübeck und Frankfurt erſchienen,

---

*) Mirator et ipse, ſagt der Vorredner zum Polyhiſtor (S. 15), sum stupendae et incomparabilis Morhofii diligentiae, ex familiari cum illo mihi innotuisset conversatione. *Tantus ille*, uti biographiae, ab ipso inchoatae, continuator vere affirmat, *in literis erat et libris commentandisque totum se dedidit, ut ne cibum quidem caperet, vel iter faceret, quin librum simul legeret, vel evolutum penes se haberet.* Aber auch nur ein ſolcher Fleiß konnte eine ſolche Beleſenheit erwerben.

nur wegen der Anſtrengung und der Sorgfalt merkwürdig, die überall ſichtbar iſt. Es fehlt ihnen ganz an poetiſchem Leben und Feuer, und nur in den Epigrammen finden wir zuweilen Neuheit und Energie der Gedanken. Ungleich wichtiger iſt ſein:

„Unterricht von der deutſchen Sprache und Poeſie, deren Urſprunge, Fortgange und Lehrſätzen, wobei auch von der reimenden Poeterei der Ausländer mit mehrerm gehandelt wird.“ Lübeck 1700. — Dieſes Werk iſt nicht bloß ſeiner hiſtoriſchen Notizen wegen, ſondern auch in Hinſicht mancher treffenden Bemerkungen über das Techniſche in der Poeſie, noch jetzt der Aufmerkſamkeit werth, wobei es ſich freilich von ſelbſt verſteht, daß ein Mann wie Morhof, über das eigentliche Weſen der Poeſie, über das, was wir das Göttliche derſelben nennen dürfen, nicht werde reden können *).

---

*) Ehe wir dieſen merkwürdigen Mann verlaſſen, möge hier erſt noch eine Probe von ſeinem Urtheil gegeben werden, welches er über einen Schriftſteller fällte, deſſen Name in neueren Zeiten wieder ſehr zur Sprache gekommen iſt. Man findet es im zweiten Bande des Polyhiſtor S. 554. f.: Exortus est Jacobus Böhme, homo plebejus, sed miri ac singularis ingenii, cujus exstant tam theologica quam philosophica, plena abstrusorum sensuumque Cabalisticorum, de quibus quid dici debeat, non liquet. Lutheranae ecclesiae membrum fuit, totiesque a theologis nostris in examen vocatus ita respondit, ut illum damnare non ausi sint. Quaecunque ab illo sunt scripta, videntur quasi per enthusiasmum scripta, nec dissimulavit ipse visiones

§. 110.

Chriſtian Weiſe, geb. 1642, geſt. 1708, als Schulrector in Zittau. Wir beſitzen in ihm einen talentvollen, nicht genug gekannten Schriftſteller, dem es ohne Zweifel gelungen ſeyn würde, einige durchaus gelungene Luſtſpiele zu liefern, hätte ihn nicht theils ſein mühſeliges Amt, theils ſein Hang zur Polygraphie an der Reife gehindert. Aber auch ſo, wie er uns ſeine Dramen hinterlaſſen hat, können wir uns an manchen gelungenen Situationen und fröhlichen Scherzen, mit denen er ſie ausſtattete, gar wohl erfreuen, und es iſt ein ſehr vorſchnelles und ungerechtes Urtheil, wenn wir ſeinen Schauſpielen nur eine hiſtoriſche Merkwürdigkeit einräumen *).

---

et somnia sibi divinitus, ut dicebat, oblata. Ceterum erat pius, pacificus, nemini molestus et quotidiano suo labore victitans. Scripsit *prophetias de temporibus ultimis ineditas*, de quibus mira dixerunt, qui eas legerunt. Attingit quaestiones, tam theologicas, quam philosophicas abstrusissimas. Synopsin doctrinae eius recenset Henr. Morus, in operibus suis philosophicis, latine editis, qui damnare non audet virum bonum. Scripsit inter alia *Responsiones ad 40 quaestiones de anima*, quas ipsi proposuerat medicus aliquis, qui se plus ab uno didicisse profitebatur, uno alteroque colloquio, quam longis per Orientem peregrinationibus. —

*) Ganz anders urtheilte Leſſing in dem Briefwechſel mit ſeinem Bruder, wo beſonders des Weiſe'ſchen Dramas: „Maſaniello" gedacht und zum Studium bei einer neuen Bearbeitung dieſes Stoffs empfohlen wird.

Man findet ſie in ſeinen „Überflüſſigen Gedanken der grünenden Jugend," Leipzig 1680, in dem „Zittaniſchen Theater" 1683, in den „Neuen Proben von der vertrauten Redekunſt," 1700 und in mehreren von ihm verfaßten Schriften. Die wiederholten Ausgaben derſelben beweiſen, daß die Zeitgenoſſen ſein nicht unbedeutendes dramatiſches Talent zu ſchätzen wußten.

Joh. Chr. Hallmann geb. gegen die Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts, geſt. 1704. Zum Luſtſpiel hatte er wenig Talent, glücklicher war er im Trauerſpiel, obgleich auch hier ſeine Anlagen nicht ausgebildet wurden. In der letztern Gattung ſchrieb er die: „Göttliche Rache" und „den vor Liebe ſterbenden Antiochus." Seine Schriften erſchienen unter dem Titel: „Trauer-, Freuden- und Schäferſpiele," Breslau 1672 und ſind ſehr ſelten geworden.

§. 111.

Abraham a Sancta Clara, geboren 1642, geſtorben 1709 als erſter Prediger zu Wien. Auch von dieſem weniger gekannten als beſpöttelten Schriftſteller gelte das Wort, daß ein bedeutender und mit eiſerner Conſequenz durchgeführter Irrthum von weit höherem Talent zeige und für den Geſchichtsforſcher ungleich lehrreicher ſei, als eine gewiſſe correkte Mittelmäßigkeit, an der nichts zu tadeln und nichts zu loben iſt. Seine Beredſamkeit gefällt ſich nur in dem Streben nach Effekt, und verſchmähet ſelbſt die bizarrſten Wendungen nicht, wenn dieſer erreicht werden kann. Überall iſt die mit vieler Kraft und Gewandtheit verbundene Bemühung um Witz und Laune ſichtbar, und in dieſer Richtung ſcheint er ſich zuletzt ſo zu verfeſtigen, daß ſelbſt ſein höchſter Ernſt immer nur wie ein potenzirter Spaß klingt, und ihn ſelbſt im leidenſchaftlichſten Moment der Rede, die künſtlichſten antithetiſchen Wendungen unterbrechen und aus dem Geleiſe bringen. Die Liebe zum Wortſpiel iſt bei ihm ſo groß, daß er ohne Zweifel lieber eine Idee als ein ſolches Spielwort fahren laſſen dürfte, doch muß er denn dafür auch leiden, daß die Worte zuweilen auch wol mit ihm ſpielen *). Unter ſeinen Werken zeichnen wir hier nur aus:

„Ganz neu ausgehecktes Narrenneſt, oder curioſe Werkſtatt mancherlei Narren und Närrinnen.“ Die neueſte Ausgabe erſchien zu Wien 1751. Hier zeigt ſich ſeine Manier am deutlichſten, die, ſo ſeltſam verkünſtelt ſie auch ſein mag, dennoch gar oft, doch meiſtens ohne Glück, iſt nachgeahmt worden.

§. 112.

Joachim Rachel, geb. 1618 zu Lunden, ſtarb 1669. Auch dieſer Schriftſteller würde, wenn wir allein die Zeit, in der er lebte und ſchrieb, in Anſchlag bringen, der vierten Periode anheim fallen,

---

*) Die beſte, und durchaus nicht übertriebene Nachahmung ſeiner Manier iſt die Kapuzinerpredigt in Wallenſteins Lager.

doch qualifizirt ihn ſein literariſches Streben für die Kunſte. Rachel iſt Satiriker, aber nur im ganz gewöhnlichen Sinne des Worts, durchaus ſubjektiv, gleichſam in die Breite hin arbeitend und ohne allen Humor. Auch er mochte vielleicht die oft wiederholte Klage vernommen haben, daß es unter den Deutſchen mit der Satire nicht recht fort wolle, eine Klage, die vielleicht ſo kläglich geklungen, daß man Bedenken getragen haben mag, dieſe Klagenden ſelbſt als einen ſonſt nicht übeln Vorwurf für die Satire aufzugreifen. Und ſo mochte ſich denn auch wol Rachel entſchließen dieſer Dichtungsgattung aufzuhelfen, die doch in der That durch Ulrich v. Hutten, Fiſchart, Rollenhagen, u. ſ. w. bereits ein ſehr glückliches Gedeihen gewonnen hatte, und daher ſeiner Hülfe nicht bedurfte. Wirklich ſind auch die Reime dieſes Autors faſt ganz ungenießbar, da ſie größtentheils von einer Unbeholfenheit bezeichnet werden, die ſelbſt einige beſſere Aufwallungen niederdrückt. Er ſchrieb folgende Satiren: 1) das poetiſche Frauenzimmer, oder böſe Sieben. Nur der Schluß, wo er von den böſen Sieben zu der guten Achten übergeht, erhebt ſich auf eine anziehende Weiſe, und hier verſagt ihm auch die Sprache nicht, die ſich ſonſt meiſtens unhold gegen ihn erweiſt, 2) der vortheilige Mangel, 3) die gewünſchte Hausmutter, 4) die Kinderzucht, 5) vom Gebet, 6) Gut und Böſe, 7) Freunde und 8) der Poet.

Der Ausgaben giebt es ſehr viele, die bequemſie iſt die vom Jahre 1686 in Sedez. Sie hat nur 103 Seiten.

§. 113.

Barthold Feind, geb. zu Hamburg 1664, geſt. 1721. Dieſer Schriftſteller, der, wo möglich, die Lohenſteiniſche Art und Kunſt noch zu ſteigern verſuchte, gehört zu den ſeltſamſten Erſcheinungen in unſerer Literatur, ob er gleich nur ſehr wenig gekannt iſt. Bei einer nicht gemeinen Anlage zum Studium der Philoſophie, und der ſteten Hinneigung zu einer oft ſich ſelbſt mißverſtehenden Myſtik, ſcheint ſich zuletzt noch ein mit jenen Beſtrebungen ſchwerlich zu vereinigender unglückſelig verworrener Enthuſiasmus für die Politik ſeiner bemächtigt zu haben, der, bei der Ohnmacht, in der er ſich befand, ſeinen Träumen Realität zu geben, eine Art von Wahnſinn in ihm erzeugen mochte, von dem ſich allerdings Spuren in ſeinen Gedichten antreffen laſſen *). Die politiſche Richtung gewann er wahr-

---

*) Eines der merkwürdigſten unter denſelben ſcheint ein Hochzeitgedicht, welches ſich in dem von [illegible] herausgegebenen ſiebten Theile der ſogenannten Hoffmannswaldauſchen Gedichte befindet. Er fängt an von der Erſchaffung der Welt aus dem Chaos, wo er bald dem griechiſchen bald dem hebräiſchen Mythus folgt, dann fallen ihm die erſten 14 Verſe aus dem Evangelium Johannis ein und er ſucht ſie zu erklären, dann kommen ihm Ideen aus dem Plato, Seneca, Jordano Bruno, Thomas a Kempis u. ſ. w. und erſt ganz am Schluß erinnert er ſich, daß er eigentlich nur zu einer Hochzeit einen Glück wünſchen wollte.

ſcheinlich auf einer durch Frankreich und Italien gemachten Reiſe, dann trat er in Schwediſche Dienſte, ward aber bald darauf, man weiß nicht genau, aus welcher Urſach, ſeiner Freiheit beraubt, und endete ſein Leben im Gefängniſſe.

Seine Gedichte erſchienen zu Stade 1708 in einem ſehr ſtarken Bande. Eines derſelben, welches 36 Seiten enthält, und die Überſchrift hat: »Die vornehmſten Weltweiſen" giebt ein nicht unbedeutendes Zeugniß ſeines Fleißes in der Geſchichte der Philoſophie, indem wir hier die Darſtellung jedes bedeutenden älteren und neueren philoſophiſchen Syſtems finden, wobei wir nicht ſelten die Gewalt der Sprache anerkennen müſſen, mit der dies Unternehmen ausgeführt worden iſt. — Außerdem beſitzen wir noch von ihm vier Opern, unter denen: »Die kleinmüthige Selbſtmörderin Lucretia, oder die Staatsthorheit des Brutus," und »Die kränkende Liebe, oder Antiochus und Stratonica" die merkwürdigſten ſind.

VI.

Die Periode der Undeutſchheit und der irrenden Beſtrebungen.

§. 114.

Dieſes Zeitalter, dem, wenn wir uns nicht ſelbſt vorſätzlich täuſchen wollen, in der That kein anderes Beiwort ertheilt werden kann, als das, welches ich ihm habe geben müſſen, beginnt mit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts und dauert faſt funfzig Jahre fort bis zu dem erſten Auftreten Klopſtocks, vor dem es allerdings gar bald ſchwinden mußte.

Eingeleitet wurde dieſe Periode durch die ſchlechte Polemik zwiſchen Poſtel *) und Wernike **). Dieſer Letztere hatte es gewagt, während ganz Deutſchland einer faſt unbegränzten Bewunderung des Hoffmannswaldau und Lohenſtein ſich ergab, dieſe beiden gefeierten Dichter einer ziemlich ſtrengen Kritik zu unterwerfen. In ſeinen Anmerkungen zu den im Jahre 1697 erſchienenen Überſchriften, welche nicht ſelten gegen »die poetiſche Zuckerbackerei“ der neueren Schleſiſchen Dichter gerichtet ſind, widmet er auch jenen Choragen einige weitläufige Noten, in denen er zwar beiden, inſonderheit dem Lohenſtein ſehr bedeutendes Talent und das os magna sonaturum zuerkennt, dennoch aber Geſchmackloſigkeit, und mitunter gar eine Art von poetiſcher Raſerei vorwirft. Dieſes Urtheil nun beleidigte die Lohenſteinſchen Schüler gar ſehr, und einer der unbedingteſten Verehrer deſſelben, Poſtel, fühlte ſich berufen, dem Epigrammatiſten zu antworten. Er verfertigte deshalb ein Sonnett, — vielleicht mit ahndendem Geiſte, daß eine ſpätere Zeit ſich dieſer Form gleichfalls mit Liebe zur Polemik bedienen werde — und verglich in demſelben Wernicken mit einem Haſen, der auf dem todten Löwen Lohenſtein herumſpringe, dem er lebend wol ſchwerlich zu nahen würde gewagt haben. Allerdings hatte Wernike jetzt Urſache, über dieſe etwas leichtſinnige Weiſe, mit der man ihn abfertigen wollte, zu zürnen; aber die Art mit der er ſich zu rächen ſuchte, war leider eben ſo geſchmacklos, als unedel. Er ſchrieb ein komiſches Heldengedicht »Hans Sachs,“ welches ausſchließlich gegen Poſtel gerichtet iſt, und indem er den trefflichen Dichter, deſſen Namen er zur Überſchrift gebrauchte, als das Symbol der Einfalt, darzuſtellen ſich nicht entblödet hat, läßt er denſelben Poſteln zu ſeinem

---

*) Chriſtian Heinrich Poſtel, geb. 1658, geſt. 1705 als Licentiat in Hamburg.

**) Über das Leben dieſes mehr als billig gefeierten Epigrammatiſten giebt Schmids Nekrolog und Ramler in der Vorrede zu der Auswahl von deſſen Überſchriften ausführliche Nachrichten.

Nachfolger erwählen und feierlich ernennen. Die Sprache dieſer ſehr breit gerathenen Satire iſt widerlich hart und rauh, und in Hinſicht des Stoffs iſt nichts verſchmähet worden, um nur das Ganze ſo grell als möglich zu machen.

§. 115.

Es iſt nicht mit Gewißheit auszumachen, ob es bei Poſtel ſittliche Vornehmheit, oder nur Affektation von Verachtung war, wodurch er veranlaßt wurde, Wernikes Spottgedicht mit bloßem Stillſchweigen zu beantworten. Aber es miſchte ſich ein Dritter in das Spiel, der auf Poſtels Seite trat, und die Rohheit jener Satire wo möglich noch zu überbieten im Stande war. Es war Hunold *), der unter dem Schriftſtellernamen Menantes bekannt geworden iſt, und jetzt die Polemik ins Große treiben wollte, indem er den Wernike zum Helden einer Farce **) machte, die aber nur von unächter Ju-

---

*) Chriſtian Friedrich Hunold, geb. 1680, geſt. 1721. Als ein armer literariſcher Abentheurer war er nach Hamburg gekommen, wo ſich Poſtel ſeiner angenommen hatte. Sein Leben iſt intereſſant genug, um Stoff zu einer eignen Schrift zu geben, die unter dem Titel: Geheime Nachrichten und Briefe von Herrn Menantes Leben und Schriften, Cölln 1731, erſchienen iſt.

**) Das Stück heißt „Der thörichte Pritſchmeiſter oder ſchwärmende Poet." Cölln, bei Peter Martau dem Jüngern, 1704. (In Kochs Kompendium I. S. 225. ſteht irrig der Druckort Coblenz.) Die Perſonen dieſer dignation und fruchtloſem Haſchen nach Witz zeugt. Der edle Zorn, ſo darf man allerdings behaupten, iſt jedesmal von einem gewiſſen großartigen Witz begleitet, der gewöhnliche Grimm und Ärger iſt convulſiviſch und widerlich. Da nun endlich nicht alle Ausbrüche deſſelben ſich dem Poſſenſpiele einverleiben laſſen wollten, ſo wurde es noch obendrein mit einer Menge von polemiſchen Anmerkungen ausgerüſtet. Wernike beantwortete dieſe Komödie nicht, nur gegen die »ſatiriſchen Briefe« des Menantes richtete er einige Epigramme, die dem Hunold noch tief unter Poſtel den Platz anweiſen.

§. 116.

Ehe ich dieſe Schriftſteller, durch welche die bisher ſo erfreuliche Eintracht der deutſchen Dichter auf eine ſo widerwärtige Weiſe unterbrochen wurde, verlaſſen darf, iſt erſt noch von ihrem ſonſtigen literariſchen Charakter zu reden, ſo wie gleichfalls ihrer andern poetiſchen Produktionen Erwähnung geſchehen muß.

Poſtel ſchrieb mehrere Opern, die zu Hamburg

Komödie ſind: Ein gelehrter Mann, der von ſeinen Renten lebt, ein Schulmeiſter, ein Erzpritſchmeiſter, ein luſtiger Reimer, ein Pegnitzſchäfer, Hans Sachſens Geiſt, Mirandola, in die ſich der Erzpritſchmeiſter verliebt, Amaryllis, des gelehrten Manns Tochter, die er gleichfalls liebt, u. ſ. w. — Schon dies Rollenverzeichniß verräth einigermaßen das Weſen des Stückes ſelbſt.

nicht ſelten aufgeführt worden ſind, und dem Geſchmacke für dieſe Dichtungsgattung eine eigne Richtung gaben. Wernike ſchreibt den groſſen Beifall, den ſie erhielten, lediglich der Muſik und den trefflichen Sängerinnen zu, welche die Parthien darin übernommen hatten, und, wenn wir ihm glauben dürfen, ſo erfreute ſich Hamburg ſchon damals einer Bühne, die beſonders reich an muſikaliſchen Talenten geweſen ſein muß. Poſtels Opern ſind auch in der That ein Beweis von dem ungeläuterten äſthetiſchen Urtheil des Verfaſſers: denn überall finden wir in ihnen, entweder eine höchſt weichliche und übertriebene Sentimentalität, oder eine ſo grelle Manière, die ſich als Naivetät geltend zu machen ſucht, daß ſelbſt einzelne beſſer gelungene Stellen keineswegs dafür ſchadlos halten können. Wir nennen hier nur unter dieſen Opern: Herkules, die liſtige Juno und Iphigenie in Aulis *). Auch ſchrieb Poſtel ein weitläuftiges und abſtruſes Helden-

---

*) Sie iſt in dem erſten Theil der Poeſie der Niederſachſen abgedruckt, und von Weichmann überſehen und verändert worden. Eine ausführliche und nicht unintereſſante Kritik mancher der ſeltſamſten Stellen dieſes dem Euripides nachgebildeten muſikaliſchen Dramas findet ſich in Gottſcheds Abhandlung von dem Bathos in den Opern, Leipzig 1734. S. XXVII — LX. Vielleicht hat es nie einen verworreneren Dichter gegeben als Poſtel war, dennoch beurkundet ſelbſt dieſe Verworrenheit eine gewiſſe Gattung von nicht unbedeutendem Talent, das nur nie ſich läuterte.

gedicht: der große Wittekind, welches er aber nicht ganz vollendete *). (Im ähnlichen Geſchmacke iſt auch der Habsburgiſche Ottobert, ein Heldengedicht von 40,000 Verſen, das einen Freiherrn Wolf von Hochberg zum Verfaſſer hat und 1664 erſchien.)

Wernike beſchränkte ſich allein auf die epigrammatiſche Poeſie, und er that wohl daran, da er lediglich für dieſelbe einiges Talent beſaß. Er hat zuweilen manchen körnigen und ſcharfſinnigen Gedanken, aber die Mühe, die es ihm gekoſtet, iſt nur zu ſichtbar, ſo wie denn überhaupt der unpoetiſche Sinn und die unmuſikaliſche Sprache dieſes Schriftſtellers nicht zu verkennen ſind. Bodmer, und nach ihm Ramler, haben eine neue Ausgabe ſeiner epigrammatiſchen Verſuche geliefert (1749 und 1780); der letztere hat indeß nur einen Theil derſelben des Aufbehaltens für werth gehalten, und auch dieſen erſt vorher ſorgfältig gefeilt.

---

*) Weichmann gab daſſelbe 1724 heraus, und hatte dabei den Muth, von Poſtel zu ſagen: „Er hat den Geſchmack der Alten und Neueren zu verbinden gewußt: ich erſtaune über die vielfältige und wohl darin angebrachte Wiſſenſchaft. Die Lebhaftigkeit und das Feuer, womit die verſchiedenen Affekten ausgedrückt ſind, rührt mich öfters auf das Empfindlichſte. Den Reichthum und die Stärke der Sprache bewundere ich. Die häufig einfließenden erbaulichen Sittenlehren dienen mir zu eben ſo viel Wegweiſern durch die Welt, kurz, ich bin verſichert, daß wenn dies Werk völlig wäre ausgearbeitet worden, Deutſchland weit größern Ruhm davon gehabt hätte, als Italien von ſeinem Taſſo und Marino zugleich.“ — Dieſe Stelle iſt für die Geſchichte der äſthetiſchen Kritik bei den Deutſchen um ſo wichtiger, da jener Lobredner als einer der ſcharfſinnigſten Beurtheiler faſt allgemein anerkannt wurde.

Hunold lieferte außer jenen bereits erwähnten ſatiriſchen Produkten noch einige Luſtſpiele, die unter dem Titel: *Theatraliſche Gedichte*, Hamburg 1706 erſchienen. Überall finden wir bei ihm Nachläſſigkeit und Geſchmackloſigkeit als den Hauptcharakter, und ſein unreifes Urtheil läßt ihn um des prekären Lobes willen, ſelbſt die gemeinſten Scherze nicht verſchmähen.

§. 117.

Friedrich Freiherr von Canitz, geb. zu Berlin am 27. November 1654, geſt. am 11. Auguſt 1699. Er war unter dem Kurfürſten Friedrich Wilhelm dem Großen Kammerjunker, und wurde von Friedrich III, (nachmaligem Könige Friedrich I.), wegen ſeiner Brauchbarkeit zu bedeutenden politiſchen Geſchäften, zum Staatsrath ernannt, welchen Poſten er denn auch mit vieler Geſchicklichkeit und Treue verwaltete *). Daß man ihn aber auch als Dichter gerühmt hat, iſt ein gar trauriger Beweis, nach welchen

---

*) Vgl. ſeine Lebensbeſchreibung von J. U. **König**, vor der Ausgabe der Canitziſchen Gedichte vom Jahr 1727, welche zu Frankfurt und Leipzig erſchien.

welchen vagen und unlauteren Grundſätzen die äſthetiſche Kritik gewöhnlich gehandhabt wird. Canitz zeigt in keinem ſeiner Gedichte auch nur eine Spur von poetiſchem Geiſte, er iſt durchweg proſaiſch, und lehrt das, worüber Niemand Belehrung bedarf, mit einer Geſchwätzigkeit, die unverſiegbar ſcheint. Die innere Leere, die überall ſichtbar iſt, läſſt ſich durch keine Hülle verſtecken; da er ſich aber allerdings Mühe gegeben hat, ſie zu verhüllen, ſo iſt daraus jene traurig matte, glatte Langlichkeit des Styls entſtanden, die in dem Zeitalter unſrer Literatur, welches ſcherzhafter Weiſe ſich das goldene nannte, allerdings Bewunderer genug finden mußte. Uns darf dieſer Blumenberger Freiherr, ohne Blumen, Berge, und Gemüthsfreiheit, uns muß er erſcheinen als das verkündende Zeichen der bald darauf in Deutſchland eintretenden Periode der ſo überaus ſeichten Irreligioſität und unklaren Aufgeklärtheit, welche nun das verdiente Schickſal erlebt hat, zum Bonmot von vorgeſtern geworden zu ſein. — Die erſte Ausgabe der Canitziſchen Gedichte erſchien Berlin 1700, ihr folgten bald mehrere andere, unter denen die bereits angeführte von König die beſte iſt, welche die von Bodmer, (Zürich 1737) ſehr entbehrlich macht. Die neueſte wurde im Jahr 1765 veranſtaltet.

§. 118.

Johann von Beſſer, geb. 1654, geſt. 1729. Er war ein genauer Freund von Canitz, wie aus ſeiner von J. U. König verfaßten Lebensbeſchreibung erſehen werden kann. Auch reimte er in der That faſt ganz ſo wie ſein Freund, doch mußte er noch öfter an dieſe Arbeit gehen, da er als Ceremonienmeiſter (zu Dresden) zu manchen Gelegenheitspoeſien ſich verpflichtet fühlte. Unter allen ſeinen zahlreichen Gedichten befindet ſich nur ein einziges gelungenes, als der Tod ſeiner Gattinn ihn beredt machte, und nur um dieſer paar Verſe willen verdient er genannt zu werden. *)

Benjamin Neukirch, geb. 1665, geſt. 1729. Er war anfangs ein großer Verehrer von Lohenſtein, den er auch fleißig nachahmte, hinterher aber wollte ihm ſein eigner ſchwülſtiger Styl nicht mehr gefallen, und während er ſich des reinſten Geſchmacks zu befleißigen glaubte, wurde er der platteſte Reimer, deſſen unlautere Denkungsart oft auf die widerwärtigſte Art anſpricht. Er ſchrieb eine Menge von Satiren und poetiſchen Briefen; unter den letztern befinden ſich manche an Friedrich den I., den er nicht ſelten um Unterſtützung anruft. **) Auch der äſthetiſchen Kritik befleißigte er ſich ſehr, doch leider ohne Glück, wie die weitläuftige Vorrede zum erſten Theil der von ihm veranſtalteten Hoffmannswaldauiſchen Gedichtſammlung ausweiſen kann. Die vollſtändigſte Ausgabe ſeiner Gedichte erſchien 1744.

---

*) Dies Gedicht wurde bereits von Leſſing in den Literaturbriefen mit dem verdienten Lobe angeführt.

**) S. Hoffmannswaldau's und anderer Teutſchen Gedichte, Th. VI. (Leipzig 1709) S. 217. 220 u. ſ. w.

§. 119.

J. U. v. **König**, geb. zu Eßlingen 1688, ſtarb 1745 zu Dresden, iſt bloß als Herausgeber der vorher genannten Werke und als der Verfaſſer eines höchſt geſchmackloſen Heldengedichts: »Auguſt im Lager« merkwürdig, das allerdings beinahe als einzig ſchlecht in unſrer Literatur daſteht, und deswegen genannt werden mußte.

J. C. **Günther**, geb. 1695 zu Striegau, ſtarb zu Jena 1723. Wenn dieſer Dichter bei dem ausgezeichneten Talent, welches ihm verliehen war, dennoch nur meiſtens unreife oder verfehlte Werke lieferte, ſo iſt zur Erklärung dieſes Räthſels das ſich ſtets gleichbleibende äußere Unglück in Erwägung zu ziehen, welches ihn ſein ganzes Leben hindurch verfolgte. Der unverſöhnliche Zorn des Vaters, widerwärtig rohe Umgebungen, drückende Armuth, die ihn faſt immer zur Gelegenheitsdichterei um Geld veranlaßte, dieſe Verhältniſſe waren es, die ſeinen Geiſt niederhielten. *) Dazu kam noch ein natürlicher Leichtſinn, der ihn kaum den gegenwärtigen Moment bedenken ließ, und jeden Gedanken an ernſthöhere Geiſtesausbildung entfernt hielt. Der freie geiſtige Taumel, in dem er lebte, um die Bedürfniſſe des Lebens zu erringen, und die wilden Ausſchweifungen, denen er ſich vielleicht in einer Art von Verzweiflung überließ, vollendeten ſeinen Ruin, ſo daß wir nur die Summe von Kraft berechnen können, die hier zu Grunde ging, ohne daß wir ihre wohlthätigen Früchte erkennen. Die beſte Ausgabe ſeiner Werke, unter denen ein unvollendetes Drama ſich befindet, iſt bereits in der Anmerkung angegeben worden, eine ſpätere erſchien noch im Jahr 1764 zu Breslau.

---

*) Vgl. J. C. Günthers, eines berühmten Dichters, Lebensbeſchreibung, 1737, und die Vorrede zu der Sammlung ſeiner ſämmtlichen Werke, Breslau und Leipzig 1742 in 2 Bänden.

§. 120.

Heinrich **Brockes**, geb. 1680, geſt. zu Hamburg 1747. Anſtrengung und Fleiß, Gelehrſamkeit, beſonders eine gründliche Kenntniß der Naturgeſchichte, iſt dieſem Manne keineswegs abzuſprechen. Nur Genie fehlt ihm, ob er gleich das Mechaniſche derſelben in Anſicht der Versbearbeitung und des leichten Reims ſich anzueignen wußte. Sein bekannteſtes Werk iſt das: „Irdiſche Vergnügen in Gott, beſtehend in phyſikaliſchen und moraliſchen Gedichten, mit einer gedoppelten Vorrede von Weichmann. Hamburg 1721." Der Herausgeber, den wir ſchon als rühmlichen Schriftſteller kennen, bemüht ſich auch in dieſer Vorrede, die angenehme Geſchicklichkeit und das poetiſche Talent des Verfaſſers an den Tag zu bringen. Er nennt ihn den Elbſchwan, welchem hieroglyphiſchen Bilde er die Weisheit giebt. In terris coeleſtia cantat, ſo wie er denn auch deſſen übrige Eigenſchaften mit den drei Worten bezeichnet: Splendidus, blandus atque canorus. Überhaupt müſſe man geſtehen, »daß wie in Brockes ganzem Weſen, ſo in allen ſeinen Werken, eine gewiſſe annehmliche Großheit herrſche, die mehr zu bewundern als zu nennen ſtehe.« Es iſt aber gar wenig davon zu ſpüren.

Das letzte und anziehendſte Werk dieſes Schriftſtellers iſt ſein »Schwanengeſang, in einer Anleitung zum vergnügten und gelaſſenen Sterben. Hamburg 1747.« — Die meiſte Sprachfähigkeit und ein nicht unbedeutendes Überſetzertalent bekundete er aber in ſeiner Übertragung des »Bethlehemitiſchen Kindermords« von Marino, die der Sammlung ſeiner Werke mit beygefügt iſt.

§ 121.

Chriſt. Ludw. Liscow, deſſen Geburtsjahr nicht bekannt iſt, ſtarb 1759 zu Eulenburg im Arreſt, den er ſich durch perſönliche Satire zugezogen hatte. Ob er gleich die Celebrität nicht verdient, die man ihm in ſpäteren Zeiten noch zuerkannt hat, ſo muß man doch einräumen, daß er ſich durch eine ziemlich leichte Beweglichkeit des Geiſtes vor manchem frühern Satiriker, z. B. vor Rachel ausgezeichnet. Auch fehlt es ihm nicht an einzelnen witzigen Einfällen, und parodirender Laune. Doch zur ächten Satire fehlt ihm leider gänzlich jene tiefſinnige und vollkräftige Freiheit des Geiſtes, die das Zeitalter üben und ruhig überſieht, ohne von ſeinem irren Getreibe berührt zu werden. Ihm iſt es ſchon genügend, ein Paar über die Gebühr elende Autoren in ihr Nichts zurück zu weiſen, und wenn gleich dieſe Vernichtung nicht ohne eine gewiſſe leidlich anziehende Behaglichkeit geſchieht, ſo reicht denn doch zu dieſem Unternehmen ſelbſt eine gewöhnliche laue Halbkraft hin, welches Wort überhaupt das meiſte literariſche Streben dieſes Zeitalters bezeichnet. Daß er ſich ſogar zuweilen zur Anpreiſung und Nachahmung des welſchen Boileau Deſpreaux entſchließen konnte, würde ihm vielleicht ganz den Stab brechen, wenn nicht ſeine beſſere Natur ungeachtet aller irrigen Reflexion, dennoch oft den Sieg behielte.

Die vollſtändigſte Ausgabe ſeiner Werke wurde 1739 (Frankfurt und Leipzig ohne Namen des Verfaſſers und Verlegers) von ihm veranſtaltet, doch iſt ſie ſchon jetzt ſehr ſelten geworden. In der 63 Seiten langen Vorrede giebt er umſtändliche Nachricht über die Gelegenheiten, die ſich ihm zur Satire geboten, und über die jetzt ganz verſchollenen Namen, die ſie verewigen ſollte. Die Unſterblichkeit hat er ſelbſt nicht geſucht, ſondern mit ziemlich ſchlechtem Witz die bekannten Verſe des le Pais zum Symbolum gewählt, indem er lieber will:

Un buffet bien garni pendant cent ans de sa vie
Que mille autels après sa mort.

§. 122.

Jetzt beginnt nun auch die Epoche des Streitzwiſchen der Schweizeriſchen und der Leipziger literariſchen Sekte. Dieſer Kampf wurde bereits im Jahre 1721 dadurch eingeleitet, daß einige Zürcher eine moraliſche Wochenſchrift unternahmen, worin auch beiläufig der Kritik eine Stelle eingeräumt wurde. Man tadelte Lohenſtein, Hoffmannswaldau, Amthor, Hunold u. ſ. w. und lobte nur Opitz, Canitz und Beſſer. Der erſte, der ſich dagegen auflehnte, war ein ſchlechter Reimer Hanke, und der erſte, der ſich jenes Urtheils annahm, ein eben ſo ſchlechter Kritiker Junker. *) Jetzt traten Bodmer und Breitinger, die Anführer der Schweizer, weiter hervor, und nachdem ſie einige Zeit wider die damaligen periodiſchen Schriften: »Der Hamburgiſche Patriot«, und die »Halliſchen Tadlerinnen« gefochten hatten, erhielten ſie endlich an Gottſched, Schwabe und Triller ihre vorzüglichſten Gegner. Es iſt faſt unbegreiflich, wie die Deutſchen einem ſolchen von beiden Seiten gleich ſchlecht und ſeicht geführten Streite, ſo viele Bedeutung beilegen konnten, ſie, die bereits einen Luther und Hutten, gehabt hatten, und unter denen die Leibnitziſche und Wolfiſche Philoſophie ſchon Eingang finden konnte. Die ganze Schweizeriſche Kritik läuft größtentheils darauf hinaus, daß die Reime der Poeſie entbehrlich ſeien, daß Wortſpiele von einem ungeläuterten Geſchmacke

---

*) Vgl. die Vorrede deſſelben zum 7. Theile der Hoffmannswaldauiſchen Sammlung, 1727.

zeigen ſollen, daß man ſich einer gewiſſen nüchternen Erhabenheit befleißigen und nur Opitz ehren ſolle. Dergleichen ſeichte wohlfeil zu habende Kritik wurde von manchem Deutſchen nicht wenig angeſtaunt, und es wurde überall verkündigt, die Morgenröthe der deutſchen Poeſie ſei eben jetzt im Anbrechen. Eben ſo platt, nur nicht ſo roh und ſchimpfend, wurde die Polemik dagegen auf der andern Seite von den Leipzigern getrieben, die zuletzt gar nicht mehr recht zu wiſſen ſchienen, wovon denn eigentlich die Rede ſei, ſo daß wir in der That und Wahrheit, dieſen ganzen mehrere Decennia hindurch dauernden Streit, für nichts weiter halten dürfen, als, um es mit einem Worte auszuſagen, für den Streit von Nichts, durch Nichts, und zu Nichts. *) Ein Glück war es nur, daß die Kräfte, die zu dieſem Kampfe aufgeboten wurden, nicht bedeutend genug waren, um ihren Verluſt ſonderlich bedauern zu müſſen.

§. 123.

Joh. Jakob **Bodmer**, geb. 1698 zu Greifenberg bei Zürich, geſtorben am 2. Januar 1783. Über ſeine Streitigkeit mit Gottſched, und deſſen äſthetiſchen Schülern iſt bereits im vorigen §. kurz aber hinlänglich geſprochen worden. Er war bei-

---

*) Vgl. **Riedels** Briefe über das Publikum, Jena 1774. Der Streitſchriften ſelbſt ſind ſo unzählig viele, daß ſich eine Bibliothek damit füllen ließe.

nahe funfzig Jahre alt geworden, ehe er ſich noch ſelbſt in der Poeſie verſucht hatte, denn, in der That, nur von Verſuchen darf hier die Rede ſein, da es ihm an Beweglichkeit des Geiſtes und an eigentlich produktiver Phantaſie fehlte. Daher iſt denn auch ſeine Noachide *), ein epiſches Gedicht in 12 Geſängen, ſo ſteif und langweilig gerathen, daß ſie, trotz aller Bemühungen womit ſie dem deutſchen Publikum als ein ſehr bedeutendes Werk empfohlen wurde, dennoch dem verdienten Schickſale nicht entgehen konnte, als ein ungeniales, recht eigentlich nur »gemachtes« Gedicht betrachtet und hinterher gar bald vergeſſen zu werden. Die wenigen kühneren Gedanken auf die wir zuweilen bei Bodmer ſtoßen, verdankt er theils dem Milton, theils dem Addiſon, ja es iſt ihm nicht einmal gelungen, ſeine Plagiate künſtlich zu verſtecken, da er doch gar ſehr danach ſtrebte, original zu erſcheinen.

Dieſem Werke folgten nach und nach zwölf kleinere, welche er wieder epiſche Gedichte nannte, und unter dem Titel: Kalliope, Zürch 1767 in 2 Bänden herausgab. Hier finden wir Jakob und Joſeph, Jakob und Rahel, Dina und Sichem, Joſeph und Zulika, die Sündfluth, die gefallene Zilla, Jakobs Wiederkunft von Haran, Kolombona, die

---

*) Erſchien zuerſt unter dem Titel: Noah, Zürch 1752. Die letzte ſehr incorrecte Umarbeitung kam zu Baſel 1781 heraus.

Rache der Schweſter, Ynkle und Jariko, Monime und Parcival. — Der gute Wille, den Leſer mit manchen guten religiöſen Gefühlen zu erfüllen, iſt allerdings anzuerkennen, nur fehlte es dem Verfaſſer zur Erreichung dieſes Zweckes durchaus an der erforderlichen Tiefe des Gemüths und lebendigen Fülle des Geiſtes, der es allein beſchieden iſt, das Überirdiſche und Ewige in dem Endlichen zu ahnden und anzuſchauen. Auch ſind dieſe Gedichte größtentheils von einer Mühſeligkeit erkältet worden, die ſie faſt ganz ungenießbar macht.

Noch verdient es bemerkt zu werden, daß Bodmer ſo wenig das Talent hatte, Superioritäten anzuerkennen, daß er ſogar mit Leſſing einen Streit über die Fabeltheorie anzufangen, und eine eigne ſchlechte Brochure gegen denſelben zu ſchreiben wagte, welche den Titel hat: »Leſſingiſche, unäſopiſche Fabeln, enthaltend die ſinnreichen Einfälle und weiſen Sprüche der Thiere. Zürch 1760.« Die Strafe für ſolche Anmaßung konnte freilich nicht ausbleiben.*)

§. 124.

Johann Chriſtoph **Gottſched**, geb. 1700 nahe bei Königsberg in Preußen, wurde 1730 Profeſſor der Poeſie und Eloquenz zu Leipzig, und ſtarb daſelbſt 1766. Es iſt nicht zu laugnen, daß er der erſte war, welcher die Deutſchen mit der Idee einer ächten Regelmäßigkeit bekannt zu machen ſuchte, indem er die Mängel der neuern Schleſiſchen Dichter, die noch immer faſt ausſchließlich geliebt und nachgeahmt wurden, einer ſtrengen Kritik unterwarf. Nur war es zu beklagen, daß es ihm ſelbſt durchaus an Talent, Geſchmack und produktiver Kraft gebrach, um etwas Beſſeres zu liefern. Ein ſo nüchternes, kaltes Gemüth, als das ſeinige, konnte nichts erringen, als höchſtens mechaniſche Fertigkeit im Versbau, und von dem eigentlichen Weſen der Poeſie keine Ahndung haben. Daher ſind denn auch alle ſeine dichteriſchen Verſuche nichts mehr als die Reſultate froſtiger Reflexion, die ſich vor jedem großen und bedeutenden Gedanken, vor jeder kühnern Situation, vor jedem in ſich abgeſchloſſenen Charakter ſcheuet, alles iſt ſteif und ungenießbar trocken. Des allen ungeachtet erlebte ſein »ſterbender Cato« *) in nicht gar langer Zeit 10 Auflagen, und Gottſcheds Schüler hatten eine feſte Überzeugung davon, daß ſich die Deutſchen nun einer gar köſtlichen und durchaus regelmäßigen Tragödie zu erfreuen hätten. Gleich ſchlecht ſind auch ſeine andern Dramen: die

---

*) Am entſchiedenſten zeigt ſich indeß Bodmers Ungenialität, in ſeinen Trauerſpielen, von denen ich hier nur den erkannten Joſeph und den keuſchen Joſeph. Zürch 1754, Johanna Gray und Ödipus, in welchem letztern beſonders ein gänzliches Mißverſtehen des Sophokles zu erkennen iſt, anführen mag.

---

*) Dieſes Werk erſchien zum erſten Male zu Leipzig 1732, und zuletzt noch im Jahre 1757, befindet ſich auch im erſten Theil der Gottſchediſchen deutſchen Schaubühne.

Pariſer Bluthochzeit und Agis, König von Sparta, ſo wie die Überſetzung der Racinſchen Iphigenia als ein Muſter der Verfehltheit zu betrachten iſt.

Gottſcheds Verdienſte beſchränken ſich auf Wortkritik und die fleißige Sammlung und Benutzung altdeutſcher poetiſcher Werke, die er der unverdienten Vergeſſenheit entriß, wovon bereits in den vorigen Abſchnitten die Rede geweſen iſt.

§. 125.

Johann Elias **Schlegel**, geb. 1718 zu Meißen, geſt. zu Soroe. *) Es gereicht dieſem geiſtreichen Schriftſteller zum Ruhme, daß er in der Zeit jener Sektenſtreitigkeiten keiner Parthei huldigte, ſondern allein in freier Liebe nach dem Schönen ſtrebte, ſollte er auch dieſes Ziel ſelbſt nur höchſt ſelten erreicht haben. Die widerwärtigen Umgebungen ſeiner Zeit, das ekle Geſchrei der ſeichteſten Kunſtſchwätzer, das rohe Wüthen der ſich ſelbſt mißverſtehenden Partheien, dieſes alles konnte zwar der Richtung ſeines ſcharfen und geläuterten Verſtandes keinen Eintrag thun, wohl aber mochte es der Phantaſie eine Wendung geben, durch die wir ſie ihres ſchönſten Schmuckes beraubt ſehen. Daher dieſes Dichters didaktiſche Richtung, der zufolge er z. B. zu beweiſen ſtrebte, daß einem Dichter die Mathematik nützlich ſei, welche Abhandlung wenigſtens nicht in Verſen hätte geſchrieben werden ſollen, wenn ſie nicht ſchon ſonſt ganz überflüſſig wäre.

---

*) Über ſein Leben ſ. Meiſters Charaktere deutſcher Dichter. Th. II. und den 5ten Band ſeiner Werke.

Den meiſten Ruhm erwarb er ſich durch ſeine Dramen, und es iſt allerdings unläugbar, daß ihm ſowol für die Tragödie als Komödie ein nicht unbedeutendes Talent verliehen war. Sein Herrmann zeigt wirklich die Anlage zu einem durchaus deutſchen Trauerſpiele, es iſt groß und würdig gedacht, und zieht ſich in einem gemeſſenen Kreiſe nicht ohne pathetiſche Bedeutſamkeit hin. Nur iſt es überladen mit Sittenſprüchen, Empfindungen über das Einzelne und Reflexionen über das Allgemeine, ſo daß man ſagen dürfte, dieſes Trauerſpiel gehe keinen Schritt vorwärts, ohne einen halben zurück zu thun, weshalb es denn etwas ſpät zum Ziele gelangt. Außer dieſem haben wir noch vier Tragödien von ihm erhalten: Dido, Canut, die Trojanerinnen (ein Amalgama der Euripidiſchen Hekuba und der Senecaiſchen Trojanerinnen) und die Überſetzung der Elektra des Sophokles. Unter ſeinen Luſtſpielen giebt es nur eines, das bedeutenden Werth hat: »Der Triumph der guten Frauen«; die anderen, beſonders: »Der geſchäftige Müſſiggänger« zeigen von Unreifheit und Flüchtigkeit. *) — Schlegels ſämmtliche Werke erſchienen zu Koppenhagen und Leipzig, 1761 in fünf Theilen.

---

*) S. Literaturbriefe, 21, 131 — 58.

VII.

Die Klopſtock-Leſſing-Goethe'ſche Periode.

§. 126.

Der erſte Schriftſteller, den wir als das vorbereitende Zeichen dieſes Zeitalters des Wideraufblühens und der Reife unſrer Literatur, anzuſehen haben, iſt:

Albrecht von Haller, geb. zu Bern am 16. October 1708, geſt. daſelbſt am 12. December 1777. Zwar fällt das Blüthenalter ſeiner Poeſie in das dritte und vierte Decennium des achtzehnten Jahrhunderts, alſo ganz in jene traurige Periode, die wir ſo eben beendigt haben. Aber dieſer treffliche, vielſeitig ausgebildete und gelehrte Mann, verdient es allerdings, daß wir ihn von jener Geſellſchaft ausſchließen, und einer ſolchen zuſprechen, deren er würdig iſt. Haller war ein ſo fruchtbares und frühzeitiges Genie, daß er bereits in ſeinem funfzehnten Jahre ein epiſches Gedicht von mehr als viertauſend Verſen und verſchiedene Tragödien und Idyllen vollendet hatte, die er indeß mit rühmlicher Strenge gegen ſich ſelbſt, vierzehn Jahre nachher vernichtete. Damals waren noch Lohenſtein und Brockes ſeine

Muſter geweſen, und einige Hinneigung zum Styl des Erſtern nimmt man ſelbſt noch in ſeinen »Alpen« wahr, welche im Jahre 1729 geſchrieben wurden, und den Dichter am meiſten bekannt gemacht haben. Die Sprache dieſes Gedichts iſt hart und rauh und gezwängt, aber die Gedanken, welche ſie umgiebt, ſind meiſtens großartig und gediegen, und laſſen die kühne Befreundung mit der Natur ahnden, die er ſpäterhin errungen hat. Ein ähnliches Urtheil läßt ſich auch von ſeinen Oden fällen, unter denen beſonders das Gedicht über den Urſprung des Übels und »die Ewigkeit« am bedeutendſten hervortreten; nur iſt es zu bedauern, daß ſie nicht ganz frei von Reminiſcenzen aus Engliſchen Dichtern ſind, die er, während ſeines Aufenthalts in England zu ſehr hatte ſchätzen lernen. Am erfreulichſten erſcheint indeſſen ſeine Poeſie in den wenigen lyriſch-elegiſchen Gedichten, welche er uns hinterlaſſen hat: Die Tugend, Doris und die Trauerode auf Marianen. *) Und

---

*) Ich glaube der Theilnahme meiner Leſer gewiß ſein zu können, wenn ich hier aus dem letztern, ſo wenig mehr bekannten, Gedichte eine Strophe mittheile:

Ach, herzlich hab' ich dich geliebet,
Weit mehr als ich dir kund gemacht,
Mehr als die Welt mit Glauben giebet,
Mehr als ich ſelbſt vorhin gedacht.
Wie oft, wenn ich dich innigſt küßte,
Erzitterte mein Herz, und ſprach:
Wie? wenn ich ſie verlaſſen müßte?
Und heimlich folgten Thränen nach.

gerade dieſe herrlichen Lieder ſind bisher wegen ihrer Anſpruchloſigkeit faſt ganz überſehen worden, und ſelbſt Hottinger, der doch ſonſt ſo ſehr bemüht iſt, die Ehre des Dichters zu verbreiten *), verweilt größtentheils nur bei deſſen didaktiſchen Gedichten, und vergißt faſt ganz dieſer Elegien, in denen der tiefe Schmerz des Mannes ſich ſo rein und harmoniſch darſtellt.

§. 127.

Ch. Fürchtegott Gellert. Dieſer Dichter iſt hier ſchon deshalb zu nennen, weil es ihm gelang, der Liebling des deutſchen Publikums in einem Grade zu werden, wie es hinterher nur ſehr Wenige geworden ſind. In der That dürfen wir eine gewiſſe Gattung von Volksbildung der Allverbreitung ſeiner Fabeln zuſchreiben, ſo wie es ihm gleichfalls verliehen war, einige Ahndungen von Religioſität ſelbſt bei dem großen Haufen zu retten. Schade nur, daß Kraftloſigkeit der Grundzug aller ſeiner Werke iſt, die ſich indeß gerade dann am angenehmſten macht, wenn man es am wenigſten erwarten ſollte, im Scherze nämlich, von dem er wenigſtens eine Gattung (die Parodie der Idee mit der Erſcheinung) zuweilen recht glücklich bearbeitet. Z. B. in der Erzählung: Der erhörte Liebhaber.

Sehr

---

*) S. den Verſuch einer Vergleichung der deutſchen Dichter mit den Griechen und Römern, S. 312 ff.

Felix **Weiſſe**. Auch er hielt ſich frei vom Geiſt der Schulen, und wir finden in ihm ein bedeutendes Talent für die Komödie und Operette, die in ihm einen gar wackeren Pfleger gefunden haben. Um dieſes Verdienſtes willen dürfen denn auch ſeine Trauerſpiele auf Nachſicht und Schonung rechnen, ob es gleich nicht zu verkennen iſt, daß hier die Tiefe des Gemüths und die Gewalt der Sprache fehlt, ohne die keine ächte Tragödie erzeugt werden kann *).

§. 128.

Gottlieb Wilhelm **Rabener**. Man hat dieſen Schriftſteller ehedem zu den vorzüglicheren Satirikern gerechnet, und es iſt ihm ſogar unter denen, die bis zu ſeiner Zeit dieſe Dichtungsgattung erwählt, der Preis zugeſtanden worden. Dieſer Irrthum konnte indeß nicht von Dauer ſein, und da ſich ſeit geraumer Zeit ſchon unter uns ein freierer und kühnerer Geiſt der Satire geregt hat, ſo iſt er, wie billig, der Vergeſſenheit ziemlich nahe gekommen. Rabeners Witz iſt der eigentliche Konverſationsſpaß eines nüchternen und feſtlichen Zirkels, dem es ſchon genug iſt, wenn nur etwas der Polemik Ähnliches geſchieht, damit die Gefahr des Einſchlafens vermieden werde. Die innige Vereinigung des Ernſtes und des Scherzes, deren vollſtändige Befreundung das Reſultat jeder gelungenen, ſelbſt nur proſaiſch gelungenen Satire iſt, blieb unſerm Schriftſteller verborgen, denn ſein Scherz iſt [illegible] und hat keinen Ernſt im Hintergrunde, ſo wie der letztere, wenn er ja erſcheint, zu der ganz gewöhnlichen Gattung gehört, weshalb es nicht vonnöthen ſein wird, die Feder zu ergreifen. Weit entfernt, das [illegible] der Satire auch nur zu ahnen, fehlte es ihm ſelbſt an einer gewiſſen Indignation, die, wenn ſie nur groß und kühn iſt, und nur die Thorheit und die Repräſentanten derſelben trifft, einen bedeutenden polemiſchen Schriftſteller bilden kann. Rabener ſteht in der Mitte, er überſieht ſein Zeitalter nicht, und wagt nur ſo nebenbei einige Ausfälle [illegible], die ſich dann freilich mit gänzlicher Unbedeutſamkeit enden müſſen. Dabei iſt er ſehr geſchwätzig, und ſpinnt den Faden ſeines Spaßes ſo unendlich aus, daß ſelbſt mancher beſſere Gedanke, alle Kraft und Farbe verlieren muß.

---

*) Am meiſten verfehlt iſt die Bearbeitung des herrlichen Shakſpeariſchen Drama's Romeo und Julie, von dem hier wirklich nur die Namen der Liebenden übrig geblieben ſind. Doch, ſo unglücklich Weiſſe auch mit Shakſpear verfuhr, ſo iſt doch die höchſte Verſündigung an dieſem Dichter, nicht bei ihm, ſondern in Sulzer's Bearbeitung des Cymbelin (1772) zu finden, in der wir in der That das Maximum der Verfehltheit erkennen müſſen.

Die Ausgaben ſeiner Werke, ſo wie die der Gellertſchen und Weißiſchen Schriften ſind übrigens zu bekannt, als daß es vonnöthen wäre, ſie hier anzuführen.

§. 129.

Friedrich Gottlieb Klopſtock. Da die frühere

Geſchichte dieſes Dichters in mehrern neuen Schriften genugſam abgehandelt iſt, ſo bemerke ich hier nur ſeinen Aufenthalt in Leipzig (1746), wo er Zuſchauer des heftigſten Kampfes der Leipziger und Schweizeriſchen Aeſthetiker wurde, und wo er ſeine theils mehr, theils minder würdigen Freunde: Gärtner, Adolf Schlegel, Zachariä, Joh. Andr. Cramer, mit ſeinem tiefen Feuer für die Poeſie zu entzünden ſuchte. Er ſchrieb hier ſeine früheſten Oden — unter denen die erſte: „Der Lehrling der Griechen," zwar Nachahmung des Horaz, aber eine das Vorbild übertreffende Nachahmung iſt — und die drei erſten Geſänge des Meſſias, welche in den Bremiſchen Beiträgen (1748) abgedruckt wurden. Von dieſer Zeit an beginnt die neue Blüthe unſrer ſchönen Literatur, und Niemand anders als er hatte die Kraft, ſie hervorzubringen, die wir jetzt zur herrlichſten Reife gediehen ſehen. Wir bemerken bei Klopſtock drei gleich ehrwürdige geiſtige Impulſe, welche ſeine Gedichte hervorbrachten: Vaterlandsliebe, Freundſchaftsgefühle, und reine Religioſität, und es iſt gar ſehr der Mühe werth, über dieſelben einige erklärende Worte hinzuzufügen.

Der Dichter trat in Deutſchland zu einer Zeit auf, wo man, der eignen Kraft vergeſſend, oder ganz an ihr verzagend, nur dem Fremdartigen huldigte, und ſelbſt durch den Übermuth, mit dem die Nachbaren ſolche Adorationen aufnahmen, nicht abgeſchreckt wurde, in dem unwürdigen Benehmen weiter fortzufahren. Man hatte ſich ſchon allgemach daran gewöhnt, die poetiſchen Produkte der Engländer und inſonderheit der Franzoſen vortrefflich, meiſterhaft und unerreichbar zu finden, und während dies einer dem andern nachſagte, und das ganze Beſtreben nur auf Nachahmung jener Vorbilder hinausging, ſo mußte nothwendig jene wackere altväterliche Deutſchheit der früheren Zeit zum Geſpenſte werden, das man anzureden ſich ſcheuete. Nur Klopſtock hatte den Muth, in feurigen Oden ſeinen ſchlafenden Landesmännern die heiligen Worte voll Zorn und Liebe zuzurufen, daß ſie ſich aufraffen ſollten zu der alten Kraft und Würde, und zu jenem beſonnen ruhigen Stolze, der ſich ſelbſt vertrauet, und nicht von außen her borgen mag. Und wenn wir jetzt des erfreulichen Schauſpiels genießen, daß Deutſchland aufgehört hat, ſich ſelbſt zu verleugnen, indem es ſich unterordnete Völkern, denen es geiſtig gebieten kann, wenn es keinen Richter mehr erkennt über ſich, als ſich ſelbſt, den ſtrengſten, wenn es wirklich ſeine Mündigkeit wieder gewonnen und des Geiſtes reine Freiheit durch ewige Werke bewährt hat, ſo wollen wir es nimmer vergeſſen, daß Klopſtock der Erſte war, der ſeinem Vaterlande den Muth zuſprach, das zu werden, was es werden konnte und jetzt wirklich geworden iſt *).

---

*) Vgl. die Oden: „Fragen“, „die beiden Muſen“, „der Nachahmer“ Ebenda u. ſ. w. Das einfachſte und

§. 130.

Auch die Freundſchaft begeiſterte unſern Klopſtock zu manchen ſeiner kühnſten und feurigſten Oden. Es iſt ein Gedanke, der uns mit angenehmer Rührung erfüllen möge, wie dieſer Mann, der doch ſo feſt und ſicher in ſich ſelbſt gegründet war und in ſich ſelbſt Wurzel geſchlagen hatte, dennoch ſtets den Gefühlen der Freundſchaft lebte, und ſelbſt manche kühlere Gemüther mit dem Überfluſſe ſeiner Liebe zu entzünden wußte *). Dann aber freilich drängt ſich uns ein anderer faſt verletzender Gedanke auf, daß dieſer treffliche Mann, eben weil er ſo ſehr über ſein Zeitalter hervorragte, eine geraume Zeit wenigſtens ganz allein ſtand. Sollte ihn auch ſelbſt jenes lebendige und heiße Gefühl der Freundſchaft über den Werth der Männer, denen er ſie ſchenkte, getäuſcht haben; bei uns kann kein Zweifel mehr darüber ſein, daß die wenigſten unter ihnen im Stande waren, Klopſtocks tief ausgebildetes und reiches Gemüth zu ahnden. Winkelmann, Leſſing und Goethe, die ihn ganz erkannten, führte das Glück ihm niemals als nähere Freunde zu.

Klopſtocks Religioſität in ihrem ganzen Umfange des Ahndens und Anſchauens erkennen wir am deutlichſten in den Oden: dem Allgegenwärtigen, das

---

bedeutendſte Wort, das je zu dem Nachahmer geſprochen wurde, iſt Klopſtock's: „Nächt' ohne Schlaf hatteſt du nie!"

*) Vgl. Wingolf, an Ebert u. ſ. w.

Anſchaun Gottes, des Erbarmers, und in der Idee vom Meſſias. Wenn wir dieſe letztere in ihrer ganzen Größe und Erhabenheit überdenken, und zugleich die Kühnheit betrachten, die dazu erforderlich war, ſie als Gegenſtand des Epos aufzufaſſen, ſo werden wir dem Sänger des Meſſias den Namen eines großen Dichters nicht verſagen dürfen. Dann erſt mögen wir es anerkennen, was allerdings anzuerkennen iſt, daß dieſe Idee nicht ſo klar und vollſtändig zur Erſcheinung gebracht worden iſt, als ſie in ſeiner kühnen Phantaſie, in ſeinem ſtillkräftigen Gemüth entſprang. Es iſt heilſam, ſich hiebei zu erinnern an den Unterſchied zwiſchen dem, was durch das Materiale der Poeſie, die Worte bezeichnet werden kann, und dem, was der Poeſie ſelbſt angehört. Das erſtere iſt beſchränkt, doch in dem letztern iſt allerdings das Eine und das All. Manche herrliche Idee, es ſei zu einem Roman, Epos, einer Tragödie oder nur zu einem Sonnett, Madrigal, oder Epigramm, iſt nimmer ganz rein und klar [illegible] zur Erſcheinung zu bringen, weil der Dichter am Ende denn doch nur Worte hat, mit denen er [illegible] das, was das Wort fliehet, erreichen ſoll. Manches reizende Gebilde der Phantaſie wird durch das ſchwere Wort niedergedrückt, wie der zarte Flügel des Schmetterlings durch den kühlen Thautropfen der Nacht *).

---

*) S. Luna für 1805, S. [illegible]

§. 131.

Die Aufnahme, welche der Meſſias in Deutſchland gefunden hat, war ſeinem Werthe angemeſſen *); man erfreuete ſich eines Werkes, das die heiligſte Begeiſterung eingegeben hatte, und während man den großen Dichter bewunderte, verhallte leicht das ſeichte Geſchwätz, mit dem die Gottſchediſchen Schüler ſein Werk anzugreifen ſich erdreiſteten.

Nur gegen Klopſtocks Trauerſpiele iſt man nicht ſo gerecht geweſen; man betrachtete ſie, wie es ſcheint, nur mit einer gewiſſen verlegenen Scheu, und während man ſich beſann, was eigentlich darüber zu ſagen ſei, ging vielleicht der Augenblick des Ergreifens und Auffaſſens verloren. In der That ſind dieſe Tragödien, bei der erſten Lectüre wenigſtens, dem Schein der Härte und Kälte ausgeſetzt; auch iſt nicht zu läugnen, daß der ruhige Stolz, in dem ſie ſich geben, zuweilen herbe wird und ſchroff, und daß das Ganze ſich nur wie ein kühner harter Fels erhebe. Der Styl, in dem dieſe Tragödien geſchrieben ſind, hat eine Nacktheit, die den Liebhaber der blumenreichen Schreibart zurückſtoßen muß, denjeni-

---

*) Urtheile über den Meſſias, ſ. Leſſings vermiſchte Schriften, Th. IV, S. 29 ff.; Litteraturbriefe an mehreren Orten, worüber im Inhaltsverzeichniſſe deſſelben, der Name Klopſtock nachzuleſen iſt; Herders Fragmente über die neue deutſche Litteratur, S. 27 — 57; Cramers Klopſtock u. Hamburg 1775.

gen aber ſehr anziehen wird, der hier eine Beſonnenheit ahndet, die von dem grünenden Baume ſelbſt die Blüthen und Blätter abzureißen wagt, da ſie des innern Lebens deſſelben gewiß iſt. Ein Irrthum waltet hier allerdings ob, denn der lapidariſche Styl gehört der Tragödie nicht an, aber es iſt ein bedeutender Irrthum, der neues Zeugniß giebt von dem [illegible] Streben des trefflichen Schriftſtellers.

Klopſtocks Verdienſte um Grammatik und Sprache ſind bisher nur ein einziges Mal ganz gewürdigt worden, nachdem ſie vorher mehrere Jahre faſt vergeſſen und unbeobachtet gelegen hatten *).

§. 132.

Ewald Chriſtian von Kleiſt, geb. 5. März 1715 zu Zeblin in Pommern, geſt. am 24. Auguſt 1759. Wenn die Elegie der Modernen überhaupt aus dem ewigen Gegenſatze der Idee und Erſcheinung, der Freiheit der Phantaſie und der Nothwendigkeit des Wirklichen hervorgegangen, ſo iſt dies ganz beſonders bei den Deutſchen der Fall, die gewöhnlich erſt dann dichten dürfen, wenn ſie vergeſſen haben, was um ſie her vorgeht. Aber es iſt ſchwer zu vergeſſen, und Kleiſten gelang es damit nicht. Unter den mannigfaltigen rauhen Umgebungen, im Getümmel des Krieges, den ſein ſanf-

---

*) S. die Recenſion der grammatiſchen Geſpräche, in der Jenaiſchen Literaturzeitung, März 1804.

tes Herz nur haſſen konnte, flüchtete er ſich mit verletztem Gemüthe zu der Poeſie, die ihm wenigſtens Melodie und Sprache gab, daß er ausſagen konnte den Schmerz, der ihm die Bruſt umſpannte, und die tiefe Sehnſucht nach Ruhe, die ſtets vor ihm zu fliehen ſchien. Daher das Anſprechende und Rührende ſeiner Elegien, in denen er ſich dem Leſer ganz hingiebt mit all ſeinen verlorenen Hoffnungen und verhallten Wünſchen, denen nie Erfüllung begegnen wollte, wenn wir den einen und größten ausnehmen, den Tod der Helden zu ſterben. Daher aber auch das Verletzende ſeiner Elegien, der Mangel an Beruhigung, denn ihm ſelbſt fehlt ſie, und er konnte ſie daher auch ſeinen Werken nicht geben, ſo viele Mühe er ſich auch giebt, den Leſer beruhigt zu entlaſſen. Zwar verſuchte er ſich auch im Epigramm, aber fruchtlos, denn er hat den Scherz und den Witz nie gekannt; ja es iſt eine faſt peinliche Erſcheinung, dieſen ſanften wehmüthigen Geiſt nach Humor ringen zu ſehen.

§. 133.

Gotthold Ephraim Leſſing, geb. zu Camenz 1729, geſt. 1781 zu Wolfenbüttel. Da er von je her und mit dem entſchiedenſten Rechte als der Stolz unſeres Vaterlandes betrachtet worden iſt, ſo konnte es an ſcharfſinnigen Schriftſtellern nicht fehlen, die ſeine großen und mannigfaltigen Verdienſte ausführlich zu würdigen und darzuſtellen verſuchten. Dieſes iſt geſchehen von Chr. Gottfr. Schütz über

Leſſings Genie und Schriften, von Herder im zweiten Bande der zerſtreuten Blätter, im deutſchen Muſeum (1781 Febr., S. [illegible]), im Göttingiſchen Magazin (von Forſter, Jahrg. II. St. I. S. 156), in den Charakteriſtiken und Kritiken u. ſ. w. Indem ich mich auf alle dieſe Schriften beziehe, bleibt mir ſelbſt nur wenig über ihn zu ſagen übrig. Dies Wenige betrifft ſeine poetiſchen Talente und einen Theil ſeiner Polemik.

Die erſteren ſind beſonders ſeit einigen Jahren ſehr oft wieder in Sprache gebracht, und man hat ſich gewiſſermaßen nicht wenig bemüht, ſie ihm ganz und gar abzuſprechen. Es iſt dabei eine wichtige Stelle aus dem Schluß der Dramaturgie wieder in das Gedächtniß der Leſer zurückgerufen worden, wo Leſſing ſelbſt ſich das poetiſche Talent abſpricht und faſt wegwerfend über ſeine eignen poetiſchen Verſuche redet. Dieſer Ausſpruch kann indeß eben ſo wenig wider ihn beweiſen, als der Zorn ſo manches [illegible] Schriftſtellers, der ſich ſelbſt den vor[illegible] anmaßt, und dem Sublimi feriam sidera vertice nicht ſelten im Munde führt, für denſelben beweiſen würde. Manche große Dichter, z. B. Petrarka, Guarini u. ſ. w. wiſſen recht gut, wie groß ſie ſind, und es iſt den [illegible] Dichtern das Vergeſſen an ſich ſelbſt gar nicht zu zumuthen; manche hingegen und nicht minder große, ja größere, z. B. Shakſpear und Cervantes ſcheinen ihr eigne Genie nicht zu kennen, und ſich ſelbſt, gleichſam ſchonend, vor ſich ſelbſt zu verhüllen. Nicht dieſen poetiſchen Heroen iſt Leſſing beizugeſellen, denn allerdings war die Verſtandesthätigkeit die vorherrſchende bei ihm, und wehrte, beſonders in der letztern Zeit ſeines Lebens, wo wir ihn als den eigentlichen Repräſentanten des Verſtandes zu betrachten haben, dem kühneren Aufſluge der Phantaſie. Dennoch neigte ſich, es iſt nicht zu bezweifeln, in manchen glücklichen Momenten, die Poeſie herab zu dem edeln Manne, gleichſam um ihm milde zu verſüßen die ſtete Anſtrengung und den ehrwürdigen Fleiß, der das Tiefſte der Wiſſenſchaft ſich anzueignen ſtrebte, und ihn freundlich vergeſſen zu machen das oft feindliche Leben, welches ihn umgab. Als Belege ſolcher Momente wäre manche Stelle aus ſeinen Gedichten, manche Situation aus ſeinen Schauſpielen anzuführen. Hier ſei es genug, nur auf das Verhältniß der ſtillfrommen Emilie zu dem dunkelſchweren Appiani, und auf die Scene im Nathan, als der Tempelherr unter den Palmen wandelt, hinzudeuten, welches den noch uneingenommenen Leſer zu der Betrachtung veranlaſſen möge, ob es nicht etwa doch zu vorſchnell geweſen ſei, unſerm Leſſing das poetiſche Talent ganz abzuſprechen *).

---

*) Manche an ſich durchaus poetiſche Ideen, z. B. Fauſt, wurden bei Leſſing allerdings proſaiſch, wie hierüber das Fragment einer dramatiſchen Behandlung des ge-

§. 134.

Was Leſſings Polemik betrifft, ſo iſt ſie, wie mich dünkt, noch immer nicht in ihrer ganzen Größe und Würdigkeit anerkannt; denn es iſt, meines Wiſſens, noch nie mit Beſtimmtheit ausgeſagt worden, daß er die Polemik zu dem erhoben habe, was ſie wirklich werden konnte und geworden iſt, zu einer Wiſſenſchaft. Die Prinzipien derſelben ſind in allen ſeinen polemiſchen Schriften, in dem Vademecum für den Laublinger Lange (1754), in den antiquariſchen Briefen, in der Dramaturgie, in dem Anti-Götze u. ſ. w. anzutreffen. Die Dramaturgie ſchließt ſich mit ihrer Schärfe und Tiefe an Klopſtocks lyriſche Polemik, und vollendete, wozu dieſe den Ton angegeben hatte: die Mündigkeit der deutſchen Poeſie und Kunſt. Das ganze Buch iſt beſtimmt antifranzöſiſch, und hat zu der Rettung des Nationalſtolzes mehr gethan als die meiſten Schriften der damaligen Zeit ſelbſt in ihrer Vereinigung vermochten.

---

nannten [illegible], welches in ſeinem Nachlaß gefunden iſt, Auskunft geben kann; doch ſelbſt dieſer Umſtand entſcheidet nicht durchaus gegen ihn, da hier einzelne [illegible] [illegible] konnten. — Wie übrigens die Mythe vom Satan poetiſch behandelt werden müſſe, darüber habe ich in den Andeutungen für Freunde der Poeſie (1804, S. 25 ff.) ausführlich geredet, und dieſe Ideen in meinem Roman: „Octavio von Burgos,“ der das Beſte giebt, was ich bisher in dieſem [illegible] zu leiſten vermochte, zur Erſcheinung zu bringen verſucht.

Mit ihm beginnt die dritte Periode der deutſchen Beredſamkeit.

Karl Wilhelm Ramler, geb. 1725, geſt. 1798. Es verdient mit Ruhm bei ihm bemerkt zu werden, daß auch er ſich mit ſelbſtſtändiger Kraft den Anmaßungen der literariſchen Sekten ſeiner Zeit, ganz beſonders aber den Schweizeriſchen, widerſetzte *). — Seine Oden der früheren Zeit beurkunden Energie der Geſinnung und Pracht der Sprache, ſo wie auch die Überſetzungen aus dem Horaz von achtungswerthem Eifer und Fleiße zeigen. Hier iſt auch ſein „Tod Jeſu" zu nennen, der wenigſtens in Vereinigung mit der Grauniſchen Muſik nicht ohne bedeutenden Effekt bleiben kann. In der letztern Zeit ſeines Lebens ſtrebte Ramler nur nach Correctheit; da er aber nicht ſelten Kälte und Nüchternheit mit derſelben verwechſelte, ſo ſind manche ſeiner ſpäteren Gedichte von einer Mühſeligkeit gedrückt, die ſie, wenn auch nicht ganz ungenießbar macht, doch als das Reſultat eines unglücklichen Selbſtzwanges erſcheinen läßt.

---

*) Vgl. Briefe der Schweizer Bodmer, Sulzer ꝛc., Zürich 1804. Dieſe Briefe geben über das einſeitige literariſche Streben jener Männer, und den Verſuch, ſich zu Deſpoten in der Gelehrtenwelt zu erheben, den befriedigendſten und — unangenehmſten Aufſchluß. Beſonders leuchtet aus Sulzers Briefen ein ſehr kraſſer Egoismus hervor, und man findet nicht ſelten die fadeſten abſprechendſten Urtheile über Ramler, Weiße, ja ſogar über Leſſing.

§. 135.

Joh. Wolfgang von Goethe. Das Urtheil, welches Vellejus Paterculus von Homer fället: In quo hoc maximum est, quod neque ante illum quem ille imitaretur, neque post illum qui eum imitari possit, inventus est, dürfen wir Deutſchen mit dem entſchiedenſten Rechte auf Goethe anwenden, und wir werden daher bei dem Folgenden: neque quemquam alium, cujus operis primus auctor fuerit, in eo perfectissimum praeter Homerum et Archilochum, reperiemus, mit dem gebührenden Ruhme auch an ihn denken können. Da beſonders in neuerer Zeit die großen Verdienſte dieſes Dichters mit vieler Lebhaftigkeit und zur Sprache gebracht worden, ſo werden hier folgende Andeutungen über ihn genügen. Shakſpear, Cervantes und Goethe haben die moderne Poeſie zu dem gebildet, was ſie werden konnte, und ſie ſind dadurch als die eigentlichen Heroen derſelben anzuſehen. Unter den Deutſchen ſtehen unſerm Goethe Leſſing, als der Dichter des Verſtandes, und Schiller, als der Dichter der Vernunft zur Seite, die ſynthetiſirende Einheit aber finden wir nur bei ihm, den wir den Dichter des Gemüths in ſeiner Allſeitigkeit nennen dürfen. Unter ſeinen einzelnen Werken ſind die meiſten bereits hinreichend gewürdigt worden, nur von den wenigen, die mir noch immer nicht genau genug beachtet zu ſein ſcheinen, möge hier die Rede ſein.

In den Leiden Werthers beſitzen wir den erſten ſentimentalen Roman aller Jahrhunderte, unübertrefflich für alle folgenden Zeiten. Es iſt ein einziger Frühling, der hier zerſtört wird, eine vollſtändige Welt, die hier unterſinkt: und jeder Zuſatz wäre Fehler, ſo wie jede Verminderung. Wer da gemeint hat, es ſeien Einzelheiten wenigſtens in dieſem Werk veraltet, der muß nicht minder annehmen, daß auch das Menſchliche ſelbſt veralten, und daß das Ewigwahre falſch werden könne. Solches Urtheil ſei fern.

Meiſters Lehrjahre ſind in ihrer Abſicht größer noch als Werther, denn wir ſollten hier einen durchaus romantiſchen Roman erhalten, in dem das Leben in ſeiner Allgeſtalten ſich abſpiegeln müßte. In dieſem Geiſte ſind auch die drei erſten Theile geſchrieben worden, in denen die reizendſten Novellen auf die lieblichſte Weiſe verſchlungen worden ſind zu dem anziehendſten Ganzen. Der vierte Band, der das Werk krönen ſollte, ſcheint mir indeß von ſeiner Milde zu verlieren; es wird manches herbe, ja ſogar verletzend, die Größe paart ſich nicht mehr mit der Anmuth, ſondern ſteht iſolirt und ſchneidend da, und das Werk endigt ſich ohne erfreuliche Beruhigung. Nur der Verſtand beſchwichtigt, und es wird gleichſam nur ſtill, ohne daß manche der bedeutendſten Fragen Antwort gefunden hätten. Und giebt es nicht erfreuliche Antwort für jede Frage des reinen Gemüths?

Die höchſte Kraft und höchſte Schonung, die tiefſinnigſte Leidenſchaftlichkeit und die ſüßeſte Klarheit finden wir im Torquato Taſſo und in der natürlichen Tochter. Von dem letztern Werke dürfte man ſehr einfach ſagen, es vereinige den Mai und September in ſich, die farbigſte Blüthe, die köſtlichſte Frucht.

Tale tuum nobis carmen, divine poëta,
Quale sopor fessis in gramine, quale per aestum
Dulcis aquae saliente sitim restinguere rivo *).

§. 136.

Chriſtoph Martin Wieland. Die erſte äſthetiſche Erziehung dieſes Schriftſtellers maaßten ſich Bodmer und Breitinger an, doch wenn auch der Jüngling ihre Feſſeln trug, ſo war doch der reifende Mann kühn genug, ſie zu zerbrechen. Zu ſeinen bedeutendſten Verdienſten um die literariſche Welt gehört inſonderheit die Anerkennung des Hans Sachs, welches bereits bei der Erwähnung jenes Dichters iſt angeführt worden. Aber ich wiederhole es auch hier, da es unſerm Wieland allerdings zur größten Ehre gereicht, ſich ganz allein den unverſtändigen Schmähungen widerſetzt zu haben, mit denen die damalige Zeit den verkannten Dichter anzu-

---

*) Virg. Ecl. V. v. 45 sq.

anzufallen wagte. Auch ſeine Überſetzung des Shakſpear hatte bei allen ihren Mängeln, die Wieland ſelbſt ſehr freimüthig und beſcheiden anerkannt hat, den trefflichſten Nutzen für die Deutſchen, und trug inſonderheit viel dazu bei, die Mängel der Franzöſiſchen Tragödie kennen zu lernen, indem hier der tiefere Geiſt des Engliſchen Dichters zu dem Deutſchen ſprach, und ihn aus ſeinem früheren, beklagenswerthen Irrthum riß. Über die eignen Gedichte dieſes Schriftſtellers ſind ſehr mannigfaltige und zum Theil ſich gänzlich widerſprechende Urtheile zu vernehmen geweſen, aber es war auch hier, ſo wie faſt immer, die Übertreibung auf beiden Seiten. Ich finde für gut, hier nur Eines, faſt das unbekannteſte anzuführen: „Geron der Adeliche," welches mir unter allen ſeinen Gedichten als das vorzüglichſte und reinſte erſchien. Doch mag es vielleicht eben ſeiner gänzlichen Anſpruchloſigkeit wegen, überſehen worden ſein.

Einiger ſind die Stimmen über Wielands proſaiſchen Styl, dem man allerdings weniger Geſchweiſtheit und mehr Concentration und Concinnität wünſchen dürfte.

§. 117.

Johann Gottfried von Herder. Bei der Vielſeitigkeit in den literariſchen Beſtrebungen dieſes Mannes finden wir einen Mittelpunkt in dem achtungswerthen Ernſt, mit dem er die Deutſchen zu ihrer alten Würde zurückführen wollte. Sowol auf dieſen Endzweck als auf den, die Wiſſenſchaft mit der höchſten Einfachheit zu behandeln, deuten die meiſten ſeiner Schriften hin. Zur Erreichung des erſtern Zwecks kam ihm der kräftige Styl, deſſen er ſich gleich bei ſeinem erſten Auftreten erfreuete, gar ſehr zu Hülfe; doch wird die Polemik gegen die Deutſchen als Nation, nicht ſelten hart und rauh bei ihm, wie dies beſonders in den letzten Zeiten ſeines ſchriftſtelleriſchen Lebens der Fall iſt. Im Gebiet der Theologie und in der Kritik der Kunſt glückte es ihm, manches Bedeutende zu erfaſſen, und manches Vorurtheil zu verſcheuchen, doch gilt dies mehr von ſeinen früheren als von ſeinen ſpätern Schriften, in denen nicht ſelten eine Heftigkeit und Leidenſchaftlichkeit ſpricht, die wir bei einem Manne wie Herder, ungern nur antreffen können. In ſeinen philoſophiſchen Schriften kann die Unpartheilichkeit nur das Streben rühmen, das dabei hervorleuchtet. Sonſt iſt z. B. ſein „Gott" nur ein Reſultat des Mißverſtehens der Spinoziſchen Philoſophie, wie dies der vortreffliche Friedr. Heinr. Jacobi ſehr klar bewieſen hat, und ſeine Metakritik beurkundet eine Animoſität, die ihm keine freie unbefangene Anſicht mehr verſtattete.

Auch das poetiſche Talent hat man beſonders in neuern Zeiten unſerm Herder abgeſprochen, doch in der That mit großem Unrecht, denn nur der

Reim weigert ſich ihm, nicht die Sprache des kühnern Gefühls, des energiſchen Gemüths. Mir iſt es klar, daß man ihm, wenn er auch nur das eine Gedicht geliefert, das die Überſchrift haben ſollte: „Der Liebe Wahnſinn iſt ein heilger Wahnſinn,“ den Namen eines Dichters nicht abſprechen dürfte. Noch iſt ſeiner Epigramme rühmlich zu erwähnen, in denen er gern die Reſultate eines tiefen Nachdenkens ausſpricht, und der aus dem Spaniſchen überſetzten Romanzen, die das Studium der herrlichen Poeſie jener Nation einleiten ſollten, und wirklich eingeleitet haben.

§. 138.

Ludwig Chriſt. Heinr. Hölty, geb. am 21. Dec. 1748, geſt. am 1. September 1776. Dieſer ſo früh vergeſſene Dichter iſt als der erſte rein ſentimentale Elegiker der Deutſchen zu betrachten, und weder Matthiſſon noch Salis haben ihn in ſeiner ganzen Reinheit zu erreichen vermocht. Mir ſcheinen alle ſeine Gedichte gleichſam nur ein einziges auszumachen, in welchem der Gedanke durchgeht: Das Leben dringt feindlich roh auf die Jugend ein, um ſie zu zerſtören, dieſe Tröſtungen nur bleiben: Liebe, Dichtkunſt und der ſüße Tod. — Daß man dieſen Dichter weichlich genannt, iſt ein Beweis, daß man ihn nicht begriffen hat, denn weichlich iſt nur der zerriſſene, ins Leere ſtrebende Schmerz, nicht der ſtimmberuhigte unſern Hölty, dem ſelbſt die harmoniſche Sprache milde zuſagt.

Gottfried August Bürger, geb. zu Aſchersleben 17[illegible], ſtarb zu Göttingen als Profeſſor der Weltweisheit. Auch bei dieſem Dichter vereinigte ſich, ſo wie bei manchem andern trefflichen deutſchen Poeten von außen her faſt alles, um ſein Gemüth zu verbittern, oder doch der Poeſie abwendig zu machen. Stete Sorgen für die gewöhnlichen Bedürfniſſe des Lebens, eine unfreundliche bürgerliche Stellung und zuletzt ein greller Schmerz, der ihn in ſeiner häuslichen Lage traf, führten ihn ſehr früh dem Grabe zu; doch durfte ihn der Gedanke beruhigen, daß wenigſtens ein Drittheil ſeiner Gedichte niemals untergehen werde, ſondern ihm bei der gerechten Nachwelt die Unſterblichkeit ſeines Namens ſichern würde. In Beziehung auf die Beurtheilung der Bürgerſchen Gedichte in den Charakteriſtiken und Kritiken, füge ich nur noch hinzu, daß er nach [illegible] als Wiederherſteller des deutſchen Sonnetts anzuſehen iſt, und daß er als Romanzendichter nur von Goethe (durch deſſen Braut von Korinth, und den Gott und die Bajadere) und von Schiller (durch deſſen Ritter Toggenburg) übertroffen werden konnte *).

---

*) Die bekannte Recenſion der Bürgerſchen Gedichte, (vom Jahr 1791) welche Schiller elf Jahre darauf

§. 139.

Friedrich Leopold, Graf von Stollberg. Die Poeſien dieſes Mannes wurden wol ſchwerlich durch innere Nothwendigkeit erzeugt, ſondern vielleicht mehr durch den Umgang mit Bürger und andern vortrefflichen Dichtern veranlaßt. In den meiſten ſeiner Gedichte herrſcht ein nicht recht geläutertes Streben nach Erhabenheit, und da die dynamiſche ſo ſchwer zu erreichen iſt, ſo mußte nicht ſelten die bloße mathematiſche genügen. Manche ſeiner Poeſien bezeichnen nur den heftigen Anlauf des Dichters, während von dem Ziele nur geſprochen wird, andere ſind bloß pathetiſche Exclamationen und poetiſche Gedankenſpiele. Man könnte ſagen, er faſſe zuweilen die Dichterharfe mit beiden Händen, ſtatt mit leiſen Fingerſpitzen ihre zarten Saiten zu berühren, ja man dürfte vielleicht hinzufügen, es ſcheine, als wenn er ſogar mit unter das Inſtru-

---

dem vierten Bande ſeiner proſaiſchen Schriften wieder einverleiben ließ, ſcheint auf das reizbare Gemüth des Dichters einen tiefern Eindruck gemacht zu haben, als man es billig finden kann. In der That enthält ſie nicht viel mehr als einige abgeriſſene Gedanken über Objectivität und Idealität der Poeſie, mit denen Bürger geſchlagen werden ſollte. Dieſem aber imponirte zu ſehr das metaphyſiſche Gewand, worein ſie gekleidet iſt, und er konnte für ſeine allzu heftige Antikritik kein gleiches Prunkkleid auffinden.

ment ſelbſt an dem Felſen zerſchleudere, damit es nur Getöſe gebe, welches freilich der Poeſie nicht zuſagen mag.

Nur ein einziges ſeiner Gedichte möchte ich vollendet nennen. Es iſt die Ballade: »Ritter Rudolf«, in der wir Tiefe finden bei der Einfachheit und bei der Leidenſchaftlichkeit Beruhigung.

Johann Heinrich Voß. Sollten auch in der Sammlung der zahlreichen Gedichte dieſes Schriftſtellers, nur diejenigen auf eine beſondere Auszeichnung rechnen dürfen, die ſeiner Jugend und der idylliſchen Gattung angehören, ſo würde doch dadurch der Name des vortrefflichen Mannes nichts von ſeiner Ehrwürdigkeit verlieren, indem wir in ihm den erſten wahrhaft poetiſchen Überſetzer der klaſſiſchen Dichterwerke Roms und Griechenlands beſitzen. Abgerechnet, daß keine moderne Nation ſolche Überſetzungen jemals wird aufweiſen können, ſo läßt ſich ſogar mit ziemlicher Wahrſcheinlichkeit behaupten, daß ſelbſt unter den Deutſchen ihm Niemand mehr den erſten Lorbeer hierin entreißen werde. Alles was ſich nur von einem ſolchen Überſetzer fordern ließ, leiſtet Voß mit einem Aufwande von Kraft, Talent und Fleiß, wie wir ihn nur höchſt ſelten erblicken, und es ſcheint mir daher ſehr ungerecht, die Kühnheit und Gewagtheit mancher ſeiner neuen Sprachfügungen als Empörung gegen den Genius der deutſchen Sprache rügen zu wollen.

Sollte auch jene Kühnheit zuweilen das Maaß überſchreiten und zur Willkührlichkeit übergehen, ſo möge wenigſtens nicht unbedacht bleiben, daß unter den ſeltenen Erſcheinungen die vielleicht die ſeltenſte iſt, wenn ſich die moderne Kraft nicht zuweilen überbieten ſollte. Iſt dieſes auch Voſſen begegnet, wie es nicht kann bezweifelt werden, ſo möge endlich jene bekannte Sentenz des Horaz:

— Ubi plura nitent in carmine, non ego paucis
Offendar maculis, quas non incuria fudit,
Aut humana parum cavit natura —

die ſo oft mißbraucht worden iſt, eine richtige Anwendung finden. Die glücklichſte und durchaus tadelloſe Überſetzung ſcheint mir die der Virgiliſchen Eklogen und des Lehrgedichts vom Landbau, mit der ſich das Studium jenes Dichters beinahe als geſchloſſen anſehen läßt.

§. 140.

Friedrich Schiller. Da ich bereits in dem zweiten Jahrgange meiner Luna über dieſen Dichter ausführlich und mit beſonderer Neigung geſprochen habe, und meine Überzeugung über ihn keineswegs verändert worden iſt, ſo bleibt mir für meinen gegenwärtigen Zweck nichts weiter zu thun übrig, als das Hauptſächlichſte jenes Urtheils auch hier wieder mitzutheilen und einige Bemerkungen über ſeine proſaiſchen Werke noch hinzuzufügen. Und gewohl verdient es dieſer treffliche Mann, den ein zu früher Tod uns entriſſen hat, daß über ihm mit Ehrfurcht und Liebe geſprochen werde, und kein hochfahrendes Urtheil ſein Andenken entweihe, wie jetzt gewöhnlich zu geſchehen iſt.

Göthe iſt kein Dichter in dem Sinne, wie wir Dante und Calderon Dichter nennen, denn es ſind nicht Vorſtellungen und Geſtalten, in denen ſich die Idee abſpiegelt, es ſind Ideen und Empfindungen, die er uns darſtellt, aber ſolche, die zu Individuen und Geſtalten führen müſſen, wenn anders ein Weg dahin geht. Das herrſchende Princip in ihm iſt nicht das individualiſirende oder ſynthetiſirende, wie es dem geborenen Dichter beiwohnt; es iſt reflektirend und ſtets zur Analyſe hingeneigt. Allerdings ſchauet Göthe tief in des Lebens Mitte, aber er giebt nicht dieſe, ſondern nur die Enden ſtellt er dar, wenn er auch oft genug auf jene hindeutet; weßhalb denn auch in ſeinen Werken ein ſteter Dualismus herrſcht. Man könnte ſagen, er zerſpalte ſich gleichſam mit ſeinem Auge die ganze Natur in zwei feindlich entgegengeſetzte Hälften, und er werfe dann den philoſophiſch-rhetoriſchen Purpurmantel darauf, um die Lücke zu verhüllen. Daher erſcheint denn auch in allen ſeinen Gedichten der ewige Gegenſatz von Nothwendigkeit und Freiheit, des Todes und des Lebens, ſtatt daß wir in den Werken eines Calderon, Cervantes u. ſ. w. jene Antitheſen bereits gelöſet finden; aber die Kraft, mit der Schiller jenes Verhältniß der Intelligenz und Natur darſtellt, iſt allerdings ſo bewunderungswürdig, daß wir gern geſtehen werden: wenn es überhaupt ſich gedenken ließe, daß der Himmel ſich könne erringen und erſtürmen laſſen, ſo müßte es dem Aufwande einer ſolchen eminenten Kraft gelungen ſeyn. — Der wahrhafte Poet, ich möchte ſagen: der Dichter a priori, ſieht die Welt ſchon geſtaltet vor ſich, und ſie iſt ihm nur eine reizende Dekoration, die er mit ſeinen Schöpfungen erfüllt; aber Schiller iſt zu ſehr Philoſoph, um jene Weltanſicht ſchon anzunehmen, er läßt die Welt erſt vor ſeinen Augen entſtehen, und dann erſt kommen ſich die Geſtalten und die Schatten, die er hervorzurufen vermag. Daher wohnt denn aber auch ſeinen Schöpfungen nicht jenes klare und innige Leben bei, das nur in ſich ſelbſt lebt und von nichts Fremdartigem mehr kann berührt werden, daher iſt faſt alles bei ihm: Rede, beziehend auf Poeſie, nicht Poeſie ſelbſt. Schiller ſelbſt ſagt es mit heiligem Ernſte aus, daß nur unbeſtürmt der Himmel freundlich ſich herniederneige, und daß nur leicht erbeten aus dem Schooße der Götter das Glück herabfalle. Und iſt nicht die Poeſie das höchſte Glück, oder vielmehr, ſo wie die Liebe, das Glück ſelbſt?

Wollte ich dieſes geſammte Urtheil durch ein erſchöpfendes Gleichniß darſtellen, ſo würde ich ſagen, daß wir in Schiller den Prometheus finden, von dem ein neuerer Religionslehrer mittheilt, daß er das himmlische Feuer hätte fordern dürfen, das er jetzt nur raubte.

§. 141.

Gleich bei dem ersten Auftreten in der literarischen Welt verkündigte Schiller — so mag man wohl sagen — eine gigantische Gesinnung und das Werk, welches sie erzeugte: „die Räuber" *) in seiner ersten Gestalt, bezeichnet den Geist des Dichters treuer und größer als manche seiner spätern Productionen, in denen die Poesie und Kritik streiten und auch nicht immer ganz friedlich sich trennen. Wenn man will, so mag man jenes Werk immerhin unkünstlerisch nennen; nur nenne man es gern, [illegible], so wird sich in dem vollendeten [illegible] der Natur und Kunst, die Kunst selbst [illegible] lassen. Himmel, Erde und Hölle sind hier [illegible] einem Zeugen. Durch schroffe Klüfte [illegible] dargestellt mit einer Kraft und [illegible], die des höchsten Ruhmes werth ist. Dabei müßte man freilich hinzufügen, daß für die Hölle

---

*) Die erste Ausgabe erschien 1781 und wurde in dem folgenden Jahre wiederholt, wovon auch 1782 zu Mannheim ein empfehlenswerther Abdruck veranstaltet worden ist. Bei jeder Umarbeitung hat das Stück von jener kolossalen Größe eingebüßt, am meisten aber durch eine sehr fremde Hand.

nur der eigentliche Kern der Kraft aufgeboten worden iſt, da es dieſem Drama überhaupt an jenem muſikaliſchen Zauber fehle, der, über dem Ganzen ſchwebend, das Getrennte vereinigen würde, an jenem goldnen Duft der Morgenröthe, der, wie Wallenſtein ſagt, um die gemeine Deutlichkeit der Dinge ſich webt, und das Traurigwahre zu ſchönem Schein erhebt, wie ein Chor in den feindlichen Brüdern hinzufügt.

Bei weitem geringere Bedeutung haben die zunächſt folgenden Trauerſpiele: Fiesko und Kabale und Liebe, zu deren Hervorbringung nur der letzte Reſt jener der erſten Periode des Dichters angehörigen Kraft aufgewandt worden iſt, weshalb ſie denn auch, in Vergleichung mit der erſten, nur ſchroff und hart, ohne Fülle und Leben, erſcheinen müſſen. Beſonders herrſcht im Fiesko eine ſehr auffallende Zerriſſenheit, und eine Koketterie mit der Kraft, die hier doch nur gering iſt. Beſſer erhält ſich noch das andere Schauſpiel durch die imponirende Seltſamkeit in dem Verhältniß der beiden Liebenden, indem hier die Krampfhaftigkeit das äußerſte Ende erreicht hat, wodurch ſie denn allerdings zu etwas in ihrer Art Anziehendem wird.

§. 142.

Schillers zweite Stufe der künſtleriſchen Bildung bezeichnet das dramatiſche Gedicht: Don Karlos, deſſen würdige Abſicht in einigen ſehr gelungevom Drama klar wird. Hier zeigte sich zum ersten Mahl bei ihm der Geist des „Propheten,“ ein Wort, das man verstatten wird, wenn man das genannte Werk so kennt, als es gekannt sein will, um beurtheilt zu werden. Auch darf man in der That wohl behaupten, daß derjenige Leser, welcher jene auf die gesammte intellektuelle Bildung der [illegible] Jahrhunderte sich beziehenden Prophezeiungen im Karlos, Wallenstein und den Briefen über die ästhetische Erziehung nicht zu finden vermag, das Höchste in Schillers Werken überhaupt nicht findet.

Als Kunstwerk betrachtet ist Karlos keineswegs ein vollendetes Ganze, ja man darf sogar sagen, daß es [illegible] aus zweien mit sich uneinigen Stücken bestehe. Zwei sehr verschiedne Geister, der Geist des [illegible] und der des Pittoresken schweben über dieser Tragödie und ziehen sie nach divergirenden Richtungen hin, und der noch hinzutretende Geist des [illegible] läßt die streitenden Partheien nicht zur [illegible] kommen. Dieser Periode gehören auch die Künstler und die Götter Griechenlands an, in welchem ersteren Gedicht noch das Ringen mit dem Stoffe sichtbar ist, wofür indeß in dem zweiten durch die Vereinigung der subjektiven Wärme, eine sehr bewundernswürdige [illegible] hervorgebracht worden, die noch immer einzig da steht in jener Literatur.

Das Höchſte, was ſich auf dem Standpunkte des reinen Reflektirens erreichen läßt, werden wir indeß nur im Wallenſtein zu ſuchen haben; denn gleichmäßige Haltung und ſtete Sicherheit in der Darſtellung zeichnen dieſes Drama vor dem Karlos und den meiſten Werken ſeiner Gattung höchſt rühmlich aus. Es iſt hier nicht bloß verſtändige Berechnung, und einſichtsvolle Oekonomie zu erkennen, ſondern wir finden auch in der Charakteriſirung einiger Perſonen dieſes Schauſpiels, und in ihrer Beziehung auf das ſogenannte Leben, eine ſehr anziehende poetiſche Ahndung, ein Analogon von Poeſie, wenn auch nicht die Poeſie ſelbſt. Im Karlos ſehen wir meiſtens nur Dämone des Dichters, Repräſentanten der Sehnſucht oder Schatten, die der Wahn erzeugte, hier erblicken wir Menſchen im eigentlichen Sinne des Worts, feſtgegründet auf ſich ſelbſt, und umgeben von der höchſten Kraft und dem Wohllaut der Sprache. So iſt denn auch der Fleiß, mit dem hier jede Scene, jede Sentenz, ja, man darf hinzuſetzen: jedes einzelne Wort überlegt worden iſt, mit der gebührenden Anerkennung zu betrachten.

§. 143.

Schillers letzte Periode läßt ſich im Allgemeinen nur mit dem allgemeinen Namen, der Periode der vermiſchten und vielſeitigen Beſtrebungen bezeichnen. Eine Hinneigung zu der Idee des (in der Erſcheinung freilich nicht vorhandenen) muſikaliſchen Katholiziſmus, erzeugte die Maria Stuart, ein Hinſtreben zur Romantik, dem ein höchſt glücklicher Moment neue Kraft verliehen zu haben ſcheint: Die Jungfrau von Orleans, über welche eine, wie es ſcheint, wenig bekannte genialiſch-philoſophiſche Recenſion (Allgem. Lit. Ztg. Januar 1802) das Bedeutendſte und Erſchöpfende bereits geſagt hat. Die Braut von Meſſina wurde vielleicht durch den Wunſch erzeugt, das größtentheils nur reflektirende, nicht produktive Streben der Neueren poetiſch zu potenziren. Statt der vornehmen Abſprechungen auf der einen und des plumpen Scheltens auf der andern Seite, wäre es anſtändiger geweſen, eine gründliche Vergleichung dieſes Dramas mit den Phönizierinnen des Euripides zu unternehmen, die ſich dann ohne Zweifel mit der Anerkennung geſchloſſen haben würde, daß der tiefſinnige Deutſche jenen Griechen allerdings an Würde der Geſinnung und Macht der Sprache übertreffe.

Außer einer nicht ohne Scharfſinn geſchriebenen Recenſion (in der Allg. Lit. Ztg. Decemb. 1802) haben die Schillerſchen Gedichte das ſonderbare und unerfreuliche Schickſal erlebt, entweder auf der einen Seite blind bewundert und angeſtaunt, oder auf der andern mit eben ſo flachem abſprechendem Hohn getadelt zu werden. Da der Werth der meiſten in der That zu klar und zu ſicher auf ſich ſelbſt beruhet, ſo iſt es nicht vonnöthen, ihn mit ausführlicher Weitläufigkeit aus einander zu ſetzen. Das tiefſinnigſte von allen ſcheint mir »Das Reich der Formen«, worüber indeß die Stimmen der Anerkennung auch ſonſt ſchon nicht ſelten laut gehört werden; doch das reinſte, klarſte bis in das Innerſte vollendetſte aller ſeiner Gedichte wurde von allen Kritikern überſehen. Ich meine die Ballade: Der Ritter Toggenburg, ein Gedicht, das keiner der vorhin bezeichneten Bildungsperioden, ſondern der Poeſie ſelbſt angehört, von deren reinem, warmen Hauche es bis in das Tiefſte durchdrungen iſt. Es iſt ein Kunſtwerk, das, ſo lange die Heiligkeit der Liebe, und der ewige Schmerz unerwiederter Neigung als wahr wird anerkannt werden, bleiben wird, unveraltet und zu allen Zeiten ſprechend. — Eben ſo hat man auch die Schillerſchen Epigrammen ſelten nur in ihrem ganzen Werthe anerkannt. Die meiſten derſelben geben den ~~bedeutungsvollen und tiefen~~ Moment, aus dem das Epigramm als Mikrokosmus gebildet wird, ſo rein und klar wieder, daß wir in der That manche recht weitſchichtige philoſophiſche Deductionen für ſie hingeben dürfen.

§. 144.

Schillers proſaiſcher Styl iſt gleichfalls drei Perioden hindurch gegangen. In der erſten war er überladen, ſchwer und prunkend, z. B. in dem »Verbrecher aus verlorner Ehre«, in der zweiten rein gediegen und harmoniſch, wie im Geiſterſeher, in der dritten ſuchte er dieſe Gediegenheit noch zu potenziren, und ſtrebte nach der höchſten Pracht, Fülle und Majeſtät der Schreibart, aber er überbot dabei nicht ſelten ſeine Kraft und gab zu viel. Das Stille, Klare, Farbige des Goetheſchen Styls erreichte er nie, aber es würde dieſes nicht zu erwähnen ſeyn, da es ſchon Ruhm genug iſt, wenn nur der Styl ſich ſelbſt gleich iſt, wenn nicht die Bemühung, auch jene Eigenſchaften zu erreichen, wirklich zuweilen ſichtbar würde. In dieſe Zeit fällt auch ſeine Polemik, zu der ſich die Hoheit ſeiner Sprache fügte, und ſie um ſo ſchneidender und gewaltiger machte, wie dies z. B. in manchen Bemerkungen der Fall iſt, die er ſeinem Aufſatze über naive und ſentimentale Dichtung beifügte.

Überall bei den Schillerſchen Werken wird es uns klar, daß der Dichter nur ſeine eigne Bildungsgeſchichte ausſprach, wenn er ſein Gedicht: Breite und Tiefe, mit der Anerkennung ſchließt, daß derjenige, der etwas Treffliches leiſten will, und gern etwas Großes geboren hätte, ſtill und unerſchlafft die höchſte Kraft ſammeln müſſe im kleinſten Punkte.

Und auch dieſer verehrte Mann, deſſen bloßer Name manchem verirrten Streben imponirte, er iſt ſeinem Vaterlande geraubt worden durch einen frühen Tod. Auch er giebt den Beleg, daß die meiſten deutſchen Dichter, die alles nur aus ſich herauszuſpinnen

ſpinnen gezwungen ſind, und denen nichts von außen her zukommt, ſich ſelbſt zerſtören müſſen, und daß faſt ein jeder von ihnen ſagen dürfe:

Arte mea pereo, tumulum mihi fabricor ipse.
Fila mei fati duco, necemque neo.

Aber nicht unbetrauert iſt er hinweggegangen, und es iſt beruhigend, ſich zu erinnern, daß es für ihn in dem letzten Augenblicke ein ſüßer Troſt müſſe geweſen ſein, die Unſterblichkeit ſeines Namens geſichert zu ſehen.

§. 145.

Jean Paul Friedrich Richter. Dieſer genialiſche Schriftſteller, der hier zuletzt noch aufgeführt werde, erlebte bei ſeinem erſten Auftreten mit den »grönländiſchen Prozeſſen« und der ſechs Jahre darauf erfolgenden »Auswahl aus des Teufels Papieren« das Schickſal, welches freilich in Deutſchland nicht neu iſt, daß man ihn faſt gänzlich überſah, vielleicht, weil dieſe Werke dem gewöhnlichen Geiſte der damaligen Zeit ſo ganz entgegengeſetzt und weder weichlich empfindſam, noch roh und ſchwülſtig waren. Auch die unſichtbare Loge und der Heſperus, zwei Werke, in denen der reine religiöſe Sinn mit dem üppigſten köſtlichſten Humor wetteifert, und für manche Scenen voll ſuperficieller Wehmuth, die man unſerm Richter allerdings vorwerfen darf, reichlich ſchadlos hält, auch ſie wurden anfangs laulich, ja kalt aufgenommen, bis endlich ein Paar Recenſionen in der Allg. Lit. Ztg. auf die Erſcheinung des herrlichen Schriftſtellers, der faſt elf Jahre lang nur für die Nacht der Buchladen geſchrieben hatte, aufmerkſam machten. Die Blumen- Frucht- und Dornenſtücke vollendeten endlich des Dichters Triumph ſelbſt bei den gebildetſten, ſtrengſten Kritikern, und in der That werden wir geſtehen müſſen, daß dieſer Roman noch immer als einzig da ſteht in ſeiner Gattung, und daß weder England noch Frankreich ein Buch wie dieſes aufzuweiſen habe. Der Witz in dieſem Werke hat die allerdings ſeltne Eigenſchaft, recht eigentlich witzig und der Humor recht eigentlich humoriſtiſch zu ſein. In den meiſten Werken dieſes Dichters erſcheint der Witz einzeln explodirend, hier entſpringt er aus der Charakteriſtik, und den Verhältniſſen der Individuen ſelbſt, daher denn auch die Rundung und Vollſtändigkeit des Ganzen. Um von dem Weſentlichen der Charakterpoeſie, die dieſen Roman bezeichnet, nur Eines zu erwähnen, ſo iſt das Verhältniß des Siebenkäs und Leibgeber ſo herrlich und rein gedacht, und ſo genialiſch frei ausgeführt worden, daß es ſelbſt bei der Erinnerung an ſo manche Freundſchaftsverhältniſſe, die auch von den größten Dichtern (Goethe, Klopſtock u. ſ. w.) dargeſtellt worden ſind, durchaus nicht verlieren kann. Aber ſelbſt in der üppigſten Freiheit des Scherzes erſcheint in jenem Werke der reizendſte Anſtand, und die mildeſte Frömmigkeit, ſo wie es denn überhaupt unſerm Richter gar ſehr zum Ruhme gereicht, daß er ſich der ſeichten Laxität der Geſinnung und dem frevelhaften Unglauben ſo mancher ſeiner ſchriftſtelleriſchen Zeitgenoſſen mit edler Kraft widerſetzt hat. Daher dürfen wir denn auch ſeine Werke, beſonders aber das vorhin genannte, mit jenen traulichen Laren vergleichen, die wir ſtets mit neuer Liebe betrachten müſſen.

Des ungeachtet haben wir ſelbſt in dieſem Werke, nicht, wie einige Kritiker geglaubt, das Höchſte erhalten, was Richter zu geben im Stande iſt, ſondern wir werden dieſes im Titan zu ſuchen haben, einem Roman, zu dem ſich jedes Talent des Dichters, das ſonſt nur iſolirt auftrat, dynamiſch vereinigt zu haben ſcheint, um es hervorzubringen. Da aber dieſes Werk das ſonderbare Misgeſchick erlebte, daß, ehe es noch erſchienen war, ſehr viel davon geredet wurde, und nachdem es an das Licht getreten, faſt Niemand ſich darüber vernehmen ließ, ſo ſprach ich bereits nach der Erſcheinung des herrlichen dritten Theils einige Worte der Anerkennung (Andeutungen S. 126 ff.) über das treffliche Werk, und lieferte in der Folge eine vollſtändige Recenſion deſſelben in der Allg. Lit. Ztg. (März 1804) worauf ich hier den Leſer verweiſen darf. Eben ſo iſt auch die neueſte Biographie: Flegeljahre, von mir beurtheilt worden, (Allg. Lit. Ztg. Sept. 1804) und es iſt erfreulich, daß, wie es ſcheint, der beinahe vergeſſene Dichter von Neuem wieder ein Gegenſtand des Studiums und der Liebe wird.

§. 146.

Nicht die Freiheit, mit der Jean Paul ſeinen Styl dem Humor anfügt, ſelbſt nicht die Üppigkeit, mit der dies zuweilen geſchieht, möchte ich als einen Gegenſtand des Tadels anführen, nur die Willkühr und Regelloſigkeit mit der er ſelbſt zuweilen den ſentimentalen und romantiſchen Styl behandelt, darf mit Recht gerügt werden. In einer Zeit, in der Fr. Jacobi, Johannes von Müller u. ſ. w. aufgetreten ſind, Männer, die, abgeſehen von ihren anderweitigen großen Verdienſten, durch edeln, männlichen Styl ſich auszeichnen, iſt jedes Vergehen gegen die Sprache beſonders zu tadeln, und um ſo mehr, je geiſtvoller der Dichter iſt, der ſich daſſelbe zu Schulden kommen läßt. In den Werken jener angeführten Schriftſteller iſt jede Redeform gemeſſen und kräftig, und der ganze Vortrag zieht unwiderſtehlich an durch Genuinität und einfache Gediegenheit. Da iſt kein falſcher Schimmer, kein Prunk der Rede, die Ausdrücke ſcheinen ſich von ſelbſt darzubieten, und ihren tiefſinnigen Inhalt auf die anſpruchloſeſte Weiſe zu verbergen, jedes Wort ſchließt ſich kunſtvoll und harmoniſch an einander, und den ganzen Vortrag bezeichnet jene ruhige Klarheit und Sicherheit, die ihres Zweckes nicht verfehlen kann, das geſammte Gemüth des Zuhörers in Anſpruch zu nehmen und es eben ſo kräftig zu erheben als wohlthätig zu beruhigen.

Noch wären hier am Schluſſe des Werkes manche imponirende, manche ſehr laute und bekannte, ſo wie nicht minder einige ſehr talentvolle und achtungswerthe Schriftſteller zu nennen. Aber es iſt zweckmäßig, ſie nicht näher zu bezeichnen, da ſich die erſtern, nur zu anſpruchvoll und ſelbſtgefällig, ſelbſt verkündigen, und die Charakteriſtik der letztern noch nicht vollſtändig gegeben werden kann, da der Kreis ihrer literariſchen Beſtrebungen noch nicht geſchloſſen iſt. Nur wenige Wünſche noch mögen mir hier auszuſagen verſtattet ſeyn.

Die Hinneigung zur auflöſenden Kritik gewinne nie die Oberhand über die producirende Kraft, und die Genialität, die ſelbſtſtändige Dichterwerke zu bilden im Stande iſt, verſchwende ihre Macht nicht für den bloßen Streit um die Poeſie.

Das Talent verflattere nicht in ihrem Streben nach charakterloſer Allgemeinheit, ſondern vertraue ſich ſelbſt in erfreulicher Begränzung und bedeutungsvoller Tiefe.

Nie gehe der edle Stolz des wackern deutſchen Schriftſtellers verloren, aber nie ſchweife er hinüber zur Eitelkeit und zum Hochmuth, der die Phantaſie lähmt und das Gemüth erkältet.

Still kräftig und religiös beſcheiden ſtehe der Dichter nur auf ſich ſelbſt allein, und wolle nie etwas anderes geben als ſich ſelbſt in dem Höchſten, zu dem er ſich zu bilden vermag. Die Poeſie ſei ihm eine heilige Kunſt, und nur mit dem Aufgebot aller ſeiner Kräfte halte er ſich werth, ihr zu huldigen.

Hoke 1017 254

Gedichte

von

Franz Horn.

Berlin, 1820.
Bei Ernſt Heinrich Georg Chriſtiani.
(Schloßplatz und Breite Straßen Ecke Nr. 1.)

UNIVERSITAETS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

[illegible] C. G. von MAASSENS
[illegible] A. Hofmanns Sammlung.

Univ.-Bibl.
München

Epigramme, Sprüche, Sonette, lyriſche und elegiſche Anklänge.

Alles kann entfliehen,
Alles kann verblühen,
Und in ew'gen Mühen
Selbſt das Herz verglühen.
Doch die Liebe ringt ſich
Muthig durch und ſchwingt ſich
Auf zu lichten Höhen,
Wo nicht Stürme wehen.
Da ſind keine Mühen,
Ew'ges kann nicht fliehen,
Ew'ges nicht verblühen,
Ew'ges nicht verglühen.

Zur Beherzigung für Viele.

Unfrei Gemüth mag gerne tadeln;
Nur Freies kann Unfreies adeln.

Einem Mittelmäßigen.

Dir ſollt' ich trauen? Dir, dem Engen, Armen?
Erfrieren lieber, als bei dir erwarmen.

Der Geſicherte.

Troſt muß finden jegliche Klage;
Antwort giebt es auf jegliche Frage.

Einem berühmten Dichter.

Wie du ſelbſt, ſo auch dein Gedicht. Von Blüthe zu Blüthe
Flattert es buhlend umher, ach! und zerflattert zuletzt.

An **

Wie ein unglücklicher Gott ſo wandelſt du unter den Menſchen,
Kennſt ſie und leideſt um ſie, liebſt die Unliebenden ſelbſt.

Dem Heimlichen

Ein Parther biſt du, welcher fliehend ſtreitet,
Dem Gegner ſchmeichelnd Untergang bereitet.

Die Platten.

Ihr legt zuſammen, ein Bonmot zu machen:
Umſonſt! aus Nullen iſt nicht Eins zu machen.

Im Hinaufgehn zu einem Pedanten.

Der Treppe Stufen breit und ausgetreten platt;
Sie führen zu dem Mann, der ſolche — Rede hat.

Fordern und Bitten.

Sei gerecht: ich verlang' es; ſey billig, Lieber, ich bitt' es.

Zur Freude Muth.

Lächle Du muthig, und haſt Du gelächelt, nicht ſchaue Dich ſeltſam
Fragend an: O, wie kams, daß ich zu lächeln gewagt?

Der Sieger.

Wenn Du mit dem Herrn gerungen,
Wird der Segen Dir zu Theil:
Nur wer ganz vom Herrn bezwungen
Find't beſiegt des Siegers Heil.

Geſetz und Gnade.

Sey Du auch rein wie gefallener Schnee,
Nimmer iſt doch das Geſetz dein Freund;
Die Gnade nur endet das ſtrenge Weh;
Kindern nur freundlich die Sonne ſcheint.

An einen Ueber-Vornehmen.

Von der Maſſe und von der Menge
Rede mir nicht ſo keck und ſtrenge.

Iſt der Herr nur für Wenige geſtorben?
Hat er nicht Allen das Heil erworben?

Die Frauen.

Was ihr auch ſeid, ihr ſeid es in Wahrheit, und beſſer und ſchlechter
Als der Mann, der im Sein oft noch was anderes iſt.

Bei einer ungleichen Verbindung.

Warum er Sie aus tauſenden erwählte?
Selbſt ſeelenloſen Seelen iſt ſie Seele.

Klar wie der Aether ſei Dein Gemüth und mild wie der Frühling,
Dann bezwingſt du ſogar lächelnd das ernſte Geſchick.
Milden begegnet die Mild' und Klaren erſcheint die Klarheit,
Und in des Lebens Nacht leuchtet des Glaubens Geſtirn.

Droben nur wohnet das Glück, und Gnade nur ſchenkt es dem Menſchen;
Aber errungen wird Freiheit und Klarheit und Kraft.

An den Schlaf.

Süßer Schlaf, warum mich fliehen?
Kann denn nichts dich zu mir ziehen?

„Iſt zu viel Feuer in deinen Bitten;
Wer mich bittet, muß ſchläfrig bitten.“

Einem Arzt.

Die Du ſo oftmals ſiegreich bekämpft, die Krankheit, ſie wagte
Einmal nur dir ſich zu nahn, prüfend den edelſten Feind.
Halbes haſſeſt du ſehr, drum erſchien ſie groß und gewaltig,
Doch vollſtändigem Kampf folgte vollendeter Sieg.

Das nicht zu Vergebende.

„Viel verſchwendet' ich oft, Vermögen, Stunden und Ruhe,
Selbſt die Freundſchaft, ich gab oft ſie Unwürdigen hin.“
Dafür bringt dir die Reue Vergebung; doch daß auch die Liebe
Du vergeudeteſt, Freund, nimmer vergiebſt du dir das.

Zeiten und Zeit.

Tage verfließen, es rauſchen dahin die Wochen und Monde,
Aber die Stunde geht ſchwer nur und eiſern dahin.

Erwägung.

Blüthen und Blätter erzeuget die Erd', und nimmer ermüdend
Giebt ſie der Wurzel die Kraft, giebt ſie dem Stamme Gedeihn;
Aber die Farb' entzündet ſich nur in dem Strale der Sonne,
Und in des Aethers Kreis wohnet die Schönheit allein.

Einem Dichter.

Freundlich empfängt uns dein heitres Gedicht, es erfaſſet den Leſer
So behaglich und wohl, daß er das Höh're vergißt:
Und das Bequeme, das Ebne erſcheint ihm vor allem gemüthlich:
Doch die Gemüthlichkeit iſt leider nicht immer Gemüth.
.G.

Ausweg.

Wenn die Natur gebeut, ſo folge gehorſam und willig;
Doch wohl zeigt ſich ein Weg, wo ſie dir nimmer gebeut.

Das Kind.

Ach! ſie riſſen dich los aus der ſchützend milden Begränzung,
Aus der freundlichen Nacht weckt dich der grellere Tag.
Und du zürneſt mit Recht und weinſt in das feindliche Leben:
Schreie muthig, denn noch iſt dir das Schreien vergönnt.

Einem Freunde.

„Sage, er war ein Mann“ ſo ſpricht der finſtere Hamlet;
„Sage er iſt ein Mann“ ſprech ich, doch heiter, ihm nach

Nimmer wolleſt auf Vieles bauen
Einem, der alles iſt, ſollſt du trauen.

Wie magſt du dich doch um die Erde kränken?
Nichts kannſt du verdienen, der Himmel muß ſchenken;

Denn Schmerzen und Freuden und Lächeln und Thränen
Bedeutet doch alles nur Himmelſehnen;
Und wer in der Liebe die Heimath gefunden,
Der hat auf der Erde den Himmel gefunden.

Freundlich möchteſt du gern erſcheinen?
Mußt nur die Kraft mit der Milde vereinen.

Irrthum iſt dein ganzes Leben,
Wirſt du dein Leben der Liebe nicht geben.

Im Roſenduft magſt du dich heiter ergehn,
Den Roſenhonig gern verſchmähn;
Den Nektar mögeſt du ſelig trinken,
Nicht üppig badend in ihm verſunken.

Himmliſches Feuer durch Raub zu erlangen,
Schwer hat das einſt Prometheus gebüßt;
Muthig und glaubend ſollſt du's verlangen,
Daß es wie Heimathsluft mild dich umfließt.

Willſt du des ſüßeſten Lächelns dich freun?
Wage dich nur mit Demuth zu freun.

Willſt du harmoniſch im Leiden erſcheinen,
Wohne Gebet auch im innigſten Weinen.

Gott kann ſich nie von dir, du nur von ihm entfernen,
Ach! möchteſt du das Nahn, das immer näh're lernen.

Iſt gar ſchlimm! die ſanfteſten Sprüche
Werden dem Böſen die ärgſten Flüche.

Wie zum fröhlichen Feſt, ſo tritt in das blühende Leben;
Biſt du deiner gewiß, täuſchet das Leben dich nicht.

Sonne, du herrliche, ſinkſt, und du hell lieblicher Mond einſt!
Nur das vollendete Bild Gottes iſt ewig wie Er.

Mächtig biſt du, Geſchick, und übermächtig und eiſern,
Rieſen bewältigſt du leicht; dich nur — ein ſtilles Gebet.

Höher als alle Gedanken, und reicher als jegliche Hoffnung
Iſt die Gnade; du darfſt, Ewiges hoffend, vertraun.

Ohne Glauben iſt nicht Liebe,
Ohne Liebe iſt nicht Glauben.
Willſt du dir dich ſelber rauben,
Nimm dem Herzen Glaub' und Liebe.

Dich ſelber ſollſt du muthig überwinden,
Und an dir ſelbſt den Lohn des Sieges finden.

Einſam ſein und doch in Geſellſchaft: das übe du ſorgſam;
Aber die Liebe verſchmäht, einſam mit Menſchen zu ſein.

Frage den Himmel, auf jegliche Frage vernimmſt du die Antwort;
Doch nur die Demuth ſoll fragen, und Gnade gewährt.

Meine Liebe, du nahſt dich wie eine göttliche Krankheit,
Die im Beſeligen *ſchmerzt*, tiefer verwundend uns *heilt*.

Freunden.

Grüßet die Freude mit Ernſt, und grüßet die Schmerzen mit Lächeln;
Denn was beide verklärt, fühlt ihr in innerſter Bruſt.

Nur in der Liebe kann der Menſch geſunden:
Verlierend dich, haſt du dich ſelbſt gefunden.

Sieh, wie der Frühling ſchon wieder ſchwindet! —
„Hab ich mich je als dauernd verkündet?
Dauerndes hat nicht die ganze Natur,
Dauerndes wohnt im Gemüthe nur.“

Vereinzelt Leben iſt ein ſchwerer Krieg,
Vollſtändig Leben iſt ein heiter Sieg.

Vollſtändig Leben giebt dir nur die Ehe;
Sie kennt nichts wen'ger als den Reim auf Wehe.

An die Stunden.

Seid roth, ſeid weiß, ſeid ſchwarz, ſeid grau;
Nur zehrt euch nimmer und ſeid nicht lau.

Darüber kann nur Liebe lächeln,
Sie weiß das Laue zur Wärme zu fächeln.

Wenn die Titanen den Himmel ſtürmen,
Berg auf Berge gewaltig thürmen,
Trifft ſie des Donnerers Zorn.
Will das Höchſte der chriſtliche Ringer,
Wird er ſein ſelbſt und der Welt Bezwinger,
Kräftigend ſtrömt ihm der Gnade Born.

Wie aber kann die Gnade ſich bewähren?
Nur wenn die Liebe wird das Herz verklären,
Den Kern des Lebens freundlich euch gewähren.

Drei der Minuten nur hat der Menſch, die das Höchſte bedeuten
Die der Geburt und der Lieb', und des vollendenden Tods
Sind euch die erſten Minuten ſo rein wie das Lächeln des Kindes:
Dann wird die dritte (doch ſpät!) friedlich und heiter
ſich nahn.

Frag' die *Natur*: ſie wird dir Antwort geben,
Frag' *dich*: da wird ſich milder Troſt erheben,
Frag' *Gott*: und ew'ges Leben wird dein Leben.

Ueber Sumpf und Moor
Flattert der Sonnenſtrahl!
Freundlich und rein dahin;
Aber du, ſchwerern Tritts,
Durch das Gewühl hin
Gehſt du nicht unverletzt.

Von vielem mußteſt du dich ſtreng entwöhnen,
Hin gabſt du ſüßen Irrthum, freudig Wähnen,
Der Wünſche Unzahl, jeglich irdiſch Sehnen: —
Gottlob! *nicht* gabſt du Liebe, Lächeln, Thränen.

An eine Flatterhafte.

Venus entſtieg dem Meer, du zweite der Tiefe des Lethe;
Wenn du Vergißmeinnicht malſt, weißt du den *Namen* nicht mehr.

Wie du biſt, ſo ſollſt du dich weiſen,
An mehreren Tafeln zugleich nicht ſpeiſen.

Der Eſel paßt nicht zum Lautenſchlagen,
Der Lautenſchläger nicht zum Säcketragen.

Einigen Polemikern.

Schlägſt du den Kieſel, werden Funken ſprühen;
Mit faulem Holz ſollſt du dich nicht bemühen.

Du lebſt ſo in den Tag hinein:
's iſt ſchlimm.
Du lebſt ſo in die Nacht hinein;
's iſt ſchlimmer.

Des Lebens Wechſel magſt du nur erfahren,
Wenn du die Heiterkeit wirſt tief bewahren.

Tief oder gar nicht ſollſt du bereuen;
Gott und dich ſelbſt am meiſten ſcheuen.

Die Welt ſieht ſchon gar viele Jahr,
Doch giebt's, ihr Freunde glaubt's für wahr,
Kein ſchlimmer Ding als „unklar.“

Des liebeloſen Herzens arme Freuden
Nicht tauſche ſie für deines Herzens Leiden.

Phantaſie allein darf dich nicht leiten,
Auf gemaltem Pferde kannſt du nicht reiten.

Eiferſucht komme dir nicht in den Sinn:
Der ächte Eifer ſucht beſſern Gewinn.

Und hätt'ſt du Talente wie Sand am Meer,
Ohne Kraft und Fleiß geht's nimmermehr.

Nach Leſung von —

Hier giebt's der Schönheiten gar zu viele,
Die Schönheit nur blieb aus dem Spiele.

Einem Jünglinge.

Du haſt viel Talente, das iſt bekannt,
So bitte nun fleißig den Verſtand,
Daß er ſie gnädig möge vereinen,
Denn über Entzweitheit möchte man weinen.

Ach warum biſt du ſo ernſthaft und ſchwer?
Wärſt du recht ernſthaft, du lächelteſt mehr.

Nützliche Garben ſeh' ich dich binden;
Aber die Blumen kannſt du nicht finden.

In der Jugend iſt jung ſein leicht,
Schwerer und ſchöner, wenn's Haar ſich bleicht.

Herzlich lieben ſollſt du das Leben,
Doch es auch gern für das Höchſte geben.

Halbe Liebe faſt ſchlimmer als Haß:
Aus dem Haß erzeugt ſich doch was.
Halbe Liebe ſchlimmer als Zorn:
Iſt ja der Zorn ein lebendiger Born.
Halbe Liebe, nicht kalt noch warm,
Machſt ja das Leben ſo matt und arm.

Hab' lieb die Natur, doch ſei nicht ihr Theil:
Für Dich giebt's wohl ein anderes Heil.

Die Hochmüthige.

Gerne Dich könnt' ich ſchön und lieblich nennen,
Doch da Du's ſelbſt thuſt, darf ich es nicht können.

Warum lebſt Du ſo auf den Schein?
Iſt ja das Leben wahrhaftiges Sein:
Wollteſt Du dir es wol ſelber rauben?
Kümmerlich ſchweben in Anderer Glauben?

Sei der Tag auch noch ſo ſchwül:
Kämpfe, ringe.
Kommt der Abend ſtill und kühl:
Lächle, ſinge.

Das haſt Du, Lieber, ſtets gethan:
Nähme doch mancher ein Beiſpiel daran.

Im Unglück bedarfſt Du mehr als Muth,
Vor allem thut edler Stolz Dir gut.
Magſt Du dir als Märtyrer erſcheinen,
Mußt nur die Kraft mit der Demuth vereinen.

Wolle Dich nicht ſo ängſtlich zieren,
Nimmer kann Dich Geziertes zieren.

Der Blumenduft ſoll nicht reden können:
Der Liebe wir Geheimniß vergonnen.

Krittler und Schreier ſind mir verhaßt,
Früchte trägt ſelten ein knarrender Aſt.

Mögeſt ſüß träumen, wer wollte das wehren?
Nur von den Träumen Dich nimmer — ernähren.

Im Frühling magſt Du den Frühling ſingen,
Doch zuvor den Frühling in's Leben bringen.

Das ſind alles gar kleine Sachen;
Die Liebe nur kann ſie erträglich machen.

Nicht mache Dich zum Wolf, nicht mache Dich zum Lamme,
Damit der Freund Dich nicht, der Feind Dich nicht verdamme.

An **

Vorſicht und Rückſicht, Ausſicht auch und Einſicht . . .
Vortrefflich! nur . . . die Poeſie die fehle nicht.

Demſelben.

Du biſt ſo ſtill und zart, man nennt Dich übergut.
Und dennoch friert mich ſehr. Dir fehlt der friſche Muth.

Siebenmal ſiebenzigmal ſollſt andern Du vergeben;
Dir ſelber ſelten nur, ſchwer büßend nur vergeben.

Hätt'ſt du die Tugenden all, die nur das Wörterbuch nennet;
Fehlt dir der männliche Muth, blühen ſie, duften ſie nicht.

Das Leben ſei auch noch ſo eng und trübe,
Du zwingſt es doch, bewahrſt Du dir die Liebe.

Das Wort will doch auch gar zu einfach klingen;
Mag ſein; doch kann es ſelbſt die Welt bezwingen.

An * *

Vornehm biſt Du, und wieder vornehm, und noch einmal vornehm,
Doch wenn du weiter nichts biſt, Lieber, ſo ſchlaf' ich bei dir.

An * * *

Das Süßeſte und Bitterſte muß ich dir ſagen:
Ich liebe dich zu ſehr, darüber darf ich klagen.

Magſt die Menſchen gar wohl erkennen,
Bleibt doch immer was nicht zu nennen.

Ob du gelacht, ob du geweint,
Am Morgen doch neu die Sonne ſcheint.

Ihr habt mich in der Geduld geübt,
Und muthig hab' ich euch — geliebt.

„Iſt eine trüb' armſelige Zeit!“ —
Mag ſeyn, in mir iſt Heiterkeit.

Das Bleibende.

Schöner Tag, du ſtrahlſt ſo heiter
Wie ein lächelnd fromm Geſicht,
Strahlſt durch alle Tage weiter,
Biſt ein dauernd Lebenslicht.

Alles kann ſich noch erhöhn,
Ahnden, Meinen, Wiſſen, Thun;
Nur die Lieb' iſt voll und ſchön,
Kann in ſich wohl ſelber ruhn.

Liebe iſt das ew'ge „Iſt“;
„War“ und „wird ſeyn“ ſind im Iſt.

Von großen Worten wollen wir nichts wiſſen,
Sie werden doch im Sturm der Zeit zerriſſen.
Die muthig-ſtillen aber bleiben ſtehn
Und kühlen uns wie leiſes Blüthenwehn.

Schön iſt's, zwei glückliche Menſchen zu ſchauen,
Die glücklich ſind, weil ſie auf Demuth bauen.

An * *

Drei Jahre ſchon habt ihr euch heiß geliebt
Und keine Trennung hat euch je betrübt;
Daß Scheiden und Meiden wehe thut,
Das kennt ihr nur aus alten Gedichten;
Das Aug' iſt hell und friſch der Muth,
Und alles iſt voll von Blüthen und Früchten.

Viel mag man Euch im Leben rauben:
Euch bleibt doch alles, bleibt euch Liebe, Glauben.

Auf geht die Welt in einen Scheiterhaufen,
Wenn Haß das Herz bewegt.
Du, ſüße Liebe, löſch'ſt den Scheiterhaufen,
Und ſtiller Frieden an die Bruſt ſich legt.
Wer beide Flügel herrſchend konnte ſchwingen,
Der wird zum Lichte ſtill und ſicher dringen.

Liebe iſt dem Himmel nah',
Iſt von Gott ein ſel'ges Ja,
Iſt, wie Er, ein ſel'ges Ja.

Die Welt überwinden iſt ſchwer,
Dich ſelbſt überwinden noch mehr.

Einem Autor.

Als du zum erſten Mal kamſt, war's zu oft.
Jetzt gar zum hundertſten, iſt unverhofft.

Nur Muth gefaßt! was fliehen konnte, fliehe!
Unwerth iſt's, daß die Sehnſucht nach ihm ziehe,
Mit neuem Muth erfaſſe dich nur wieder,
Und heiter kühn ertönen beßre Lieder.

An * *

Armes Kind! kaum halb gereift,
Soll die weite Welt dich faſſen?
Ach du wirſt, was nach dir greift,
Zu ſehr lieben, zu ſehr haſſen.

Kannſt Du den Schmerz zum Geſang erheben,
Brauchſt Du vor keinem Geſchick zu erbeben.

Armer Freund, ſo früh ſchon müde?
Mache doch ſchnell dein Leid zum Liede.

Wollet nicht ewig mit Worten ſtreiten,
Gebet uns Werke, gebt ſie bei Zeiten,
Ehe noch über dem Streiten erſchlafft,
Was euch verliehen an ſchaffender Kraft.

An * *

Als du das Irrige bekämpfteſt,
Verworrnen Hochmuth tüchtig dämpfteſt,
Da lobte man dich gar ſehr.
Doch als du ſelber ſchaffen ſollteſt
Und nimmer konnteſt, immer wollteſt,
Da traf dich Spott noch mehr.

Die Menſchen fürchte du nimmermehr,
Sonſt iſt's mit der Freiheit dahin;
Gott nur und dich die fürchte du ſehr,
Dann kommt die Liebe dir zum Gewinn.

Wer hat doch das Scheiden erdacht?
Fraget ein altes Lied.
Ach! die Frag' iſt erwacht
Oft ſchon in meinem Gemüth,
Und aus des Schmerzes Nacht
Strömte das Trauerlied,
Bis in der Bruſt erwacht
Troſt, dem die Klage flieht.
Troſt, ja ich kenne dich:
Lebt' ich wohl ohne dich?

Haſt du dich klar erſchaut,
Weißt du, worauf ſich baut
Tempel und Hütte.
Beides iſt recht und gut,
Wohnt nur der fromme Muth
Stets in der Mitte.

Haſt du viel geſtritten,
Magſt du auch viel ruhn;
Haſt du viel gelitten,
Es ſo lächle nun.

Der Hoffnungen ſind gar viele verloren,
Die Hoffnung wird täglich neugeboren,
Die iſt gar über Geburt und Tod
Und tauchet in ewiges Morgenroth.

Gar ſüß und freundlich iſt das Leben
Und Liebe giebt dem Leben Leben.

An einen Süßen.

Dein Ton iſt gut und ſanft wie einer Flötenuhr,
Nicht hör' ich dich, nicht glaub' ich dir, dem Tone nur.

Das Leben ſei dir nicht bedenklich,
Des Herzens Räthſel nie verfänglich,
Dein Blick' ums Himmels will'n nicht kränklich,
Sonſt wird die Jugend ſelber bänglich.

An * *

Siebartiges Gemüth, verächtlich Herz!
Dich haſſ' ich mehr als ſelbſt den tiefſten Schmerz.

Einem frechen Gegner.

Du tadelſt mich? Dich könnt' ich bald zerdrücken,
Doch bleibts zu widrig, ſchmutz'ge Diſteln knicken.

Vor meiner Rache kannſt du ruhig ſchlafen,
Der Ekel hindert mich, dich zu beſtrafen.

Dich ſollt' ich nennen? namenloſe Namen
Zerflattern bald in's Nichts, woher ſie kamen.

Einem andern.

Zum Scherz biſt du zu frech, zum Ernſt biſt du zu ſeicht:
Dich zu beſtrafen, iſt zu widrig und zu leicht.

„Ach Gott, viel' Menſchen ſind zu verachten!“ —
Laß mich das ſelten oder nie betrachten.

„Das Schickſal hat dich wohl ſtark getroffen?“
Die Rüſtung war ſtärker, faſt über Verhoffen.

Die Erd' iſt grün, der Himmel blau,
Und kenn' ich beſſres, worauf ich bau.

Sei getroſt, es geht vorüber,
Mitten in Thränen lächelſt du, Lieber.

Will dir der Hoffnung Stern entſchwinden,
Laß ihn die Liebe dir neu entzünden.

Fährſt du ſo fort zu klügeln, zu meinen,
Wird dir das Wiſſen nie erſcheinen.

Im ew'gen Wählen,
Und Wünſche zählen,
Sich ſelber quälen
Das Herz erkrankt.
Doch kenn' ich Einen,
Der kann vereinen
Das Thun und Meinen:
Gott ſei gedankt.

Es iſt ein kleines Wort,
Zu wiſſen was man will,
Doch bleibt's ein guter Hort
Und macht gar hell und ſtill.

Wohl iſt's der Fluch der böſen That,
Stets Böſes zu gebären.
Gottlob, der Segen guter That
Wird ewig, ewig währen.

Wie lieb' ich dich, du ſüßes Mondenlicht,
Wenn du ſo mild uns Flur und Wald verkläreſt;
Jetzt ſendeſt du mir Emma's Augenlicht,
Damit du mir dein Weſen ganz erklärſt.

Ein gebildeter Menſch in Geſellſchaft des Rohen: wie traurig!
Aber trauriger noch iſt's, wenn der Rohe ihn liebt.

An **

Deine Lieder ſind artig und fein, und laſſen ſich ſingen;
Eine Kleinigkeit nur fehlet: die nöth'gen Ideen.

An **

Dir will kein neues Leben mehr erſcheinen:
Nicht lächeln kannſt du, ach! und nicht mehr weinen.

Falſtaffs Tod.

Weißt du wie gnädig der Herr? dem witzig verlorenen Falſtaff
Doppelt verloren, da Witz Freiheit und Hoffnung verhüllt:
Ihm, auf dem Krankenlager, noch zeigt er die grünenden Wieſen,
Zeigt was im Leben er nie ſchauete: Hoffnung, Natur.

Milde Geduld, ach leite mich ſtets; doch bleib' auch de Freunden,
Daß ſie die Lieb' in dir; nimmer dich ſelber nur ſchaun

Soll ich weiter noch es wagen?
Sollt' ich nicht zurücke gehn?
Oft ſchon haben meine Klagen
Fruchtlos himmelan geſchlagen,
Müſſen ängſtlich dann verwehn.
Wird der Drang doch ſtets bedrängter,
Wird die Enge ſtets beengter,
Soll ich Ungeſehnes ſehn?
Soll in unfruchtbarem Sehnen,
Soll das Herz in ſchweren Wähnen
Schon ſo früh in Nacht vergehn? —
Nimmer! in mir lebt das Leben,
Das ſich ewig neu verjüngt,
An mir ſelbſt mich zu erheben.
O! wenn das mir rein gelingt,
Kann ich ſelbſt, wenn Treue bricht
In mir wohnen ſtill und licht.
Nur wenn eigne Treue wankt,
Biſt du hoffnungslos erkrankt.

An * *

Ich hatt' wohl einſt ein ſchönes Bild,
Das hielt ich gar treu im Herzen,
Mein ganzes Sehnen war erfüllt,
Und Lächeln war ſelbſt in den Schmerzen,
Und wer das Bild mir wollte rauben,
Dem ſtand ich muthig und feſt im Glauben.

Und doch iſt's hin, und nimmermehr
Empfang' ich das Bildniß wieder;
Und ſehnt' ich mich auch noch ſo ſehr,
Was verloren kehret nicht wieder.
O du, an die ich ſo feſt geglaubt
Du haſt dich ſelbſt mir ſelbſt geraubt.

Beim Antritt des Jahres 1818.

Was dieſes Jahr an Freuden wird gewähren,
Wie oft ſich Luſt in Leid, und Leid in Luſt wird kehren,
Wie oft es ſtreng uns auflegt zu entbehren:
Das weiß ich nicht gewiß;
Denn daß ein guter Gott mit ew'ger Milde waltet,
Vertraun und Lieb' im Herzen nie erkaltet,
Und ſtill geſichert Jugend nie veraltet:
Das weiß ich ganz gewiß.

Freude, dich will ich in Andacht empfangen, in Andacht die Schmerzen:
Klarheit und Poeſie gebe den ewigen Sieg.
Jenen, in dem der Menſch in Demuth ganz ſich erfaſſet: —
Jakob rang mit dem Herrn, ging dann geſegnet heim.

An * *

In weichſter Zartheit ſeh ich dich ermatten,
Durchſichtig ſchwebend wirfſt du keinen Schatten.

Am Grabe eines viel beſungenen Dichters.

Viel beſſer iſt's, die Poeſie zu haſſen,
Viel beſſer ſie verfolgen und verabſcheun,
Als Wort-Eis-Blumen auf ihr edles Grab ſtreun.

Ueber dem Wollen und Wählen entflieht dir das blühende Leben,
Leben iſt über der Wahl: faſſ' es mit Kraft und mit Luſt.

An **

Du willſt zu viel; ſo wirſt du wenig enden;
Zu glücklich, kannſt du Eines nur vollenden

Was mich die Krankheit gelehret? Sehr viel. Die Geſunden ertragen.

Julius Cäſar.

Wer zu hager erſchien und wer viel dachte mißfiel ihm*): —
Nah ihm, ſtattlicher X, muthig, dein Glück iſt gemacht.

An **

Deine Jugend war ein ſtrenges Ringen,
War ein tiefes götterahnes Weinen;
Da kam Alter, wollte dich bezwingen,
Aber ſel'ge Jugend mußt' erſcheinen.

Goethe

---

*) S. Shakſpears Julius Cäſar.

Poeſie iſt verklärte Geſchichte:
Stehe du muthig dem Weltgerichte.

Heimathloſigkeit, bittres Gefühl, die Heimath im Herzen
Selbſt, ſo rein ſie auch iſt, mäßigt nicht völlig den Schmerz.

An eine Freundin. 1803.

O du, die ich ſo viel geliebt,
Du haſt mir Eins zurückgegeben,
Das Eine mehr als Vieles werth,
Das mir erklärt das tiefe Leben.
Doch ach! indem du mirs gegeben,
Da haſt du mir das Herz verzehrt;
Doch dank' ich dir, denn liebend ſterben
Heißt Leben ſich im Tod' erwerben.

An * *

Frommes Auge, wie ſpiegelt in dir ſo milde die Welt ſich!
Wahrlich, fährſt du ſo fort, wird ſie aus *Angſt* noch wie du.

Erwiederung.

Oftmals ſprach ich ganz ſacht: Ach Leben, wie biſt du ſo ſeltſam!
Lieber! flüſtert' es dann, ſeltſam biſt du, wie ich.

Das Tröſtliche.

Gern ertrag' ich, am Tage, der Leiden und Laſten gar viele:
Sorgt nur die trauliche Nacht, daß mir die Freude nicht fehlt.

Einem Muſiker.

Wahrlich, Kühner, du wandelſt auf nie betretenen Bahnen:
Aber es führet dich der Gott, wandle du muthig nur fort.

An B.

[illegible] Jüngling, wie freut mich das Feuer der ſtrahlenden Augen!
So nur erſcheinſt du ſchön: — ruhiges Mädchen dein werth.

Egmont.

Glücklicher Jüngling, du haſt es errungen das ſchönſte der Looſe:
Dir war das Leben Geſang, dir iſt der Tod Melodie.

Einem Unglücklichen. (1803.)

Willſt du ſterben, ſo ſei's; doch verletze dir nimmer das Leben,
Ring zum Unendlichen auf, wolle nur ſterben; du ſtirbſt.

Warnung.

Ueber dem Lieben gehe dir nimmer die Liebe verloren,
Und in dem Menſchengewühl ſinke die Menſchheit dir nicht.

Der Betrübte.

Unter Hoffnungen trittſt du ins Leben, mit Hoffnungen ſtirbſt du.
Nur was dazwiſchen liegt, füllet die Sorg' und der Schmerz.

Das Bleibende.

Vieles haſt du gehofft, und wenig iſt dir gelungen,
Aber die Hoffnung, o Freund, bleibt dir doch ewig gewiß.

Der Ausweg.

Willſt du im Irdiſchen ſchon das Ueberirdiſche faſſen,
Wag' es dir ſelbſt zu vertraun, wenn dich die Erde verläßt.

Einem Freunde.

Ward dir die Liebe zum Irrthum, ſo ward es das Leben nicht minder.
Lieben und Leben iſt ſtets Eins nur dem reineren Sinn.
Und ſo müßt' ich in dir den verlorenen Jüngling beweinen,
Gäb' es nicht Einen Troſt: daß nur der Augenblick irrt
Der uns feindlich berührt mit finſter waltendem Zweifel,
Daß nun die ſüße Ruh ſtillen Vertrauens entflieht.
Doch, wie ſiegend der Mond die Wolkenhülle durchſtrahlet,
Wie in des Berges Nacht magiſch Karfunkel erglänzt:
Alſo hebt ſich auch leuchtend hervor und ſiegend die Liebe
Wenn nur das eigene Herz dir nicht den Zweifel gebar

Einer Freundin.

Eng iſt das Leben und arm, dem nur die Sonne geleuchtet,
Die dem ſinnlichen Aug' blendend und brennend erſcheint.
Ach! dann ſtrebet der Menſch, die Enge verhöhnend, in's Weite;
Aber was Weite ſchien, wird nur zu wilderem Pfad.
Siehe, da ringet und ſtürmt er, und rafft ſich Genuß wie zur Beute,
Und in der Freiheit Traum findet die Willkühr ſich ein.
Dann verarmet das Herz und verödet im irrenden Streben,
Und der klagende Ruf findet nicht Antwort, nicht Troſt.
— O wie anders erſcheineſt du uns, du ſinnige Freundin,
Und wie wird es uns klar, wie ſich das Reine belohnt.
Auch du kämpfteſt und rangſt, doch Einheit war in dem Streben,
Und dem edleren Kampf muß ja erblühen der Sieg.
So geläutert bezwangſt du das Glück, daß es dienend gehorchte,
Selbſt in des Schmerzens Nacht leuchtete milde der Troſt.
Reines nur darf der Reinen ſich nahn, nicht tönende Worte
Sollen verkünden, was wir für dich, Geliebte, erflehn:
Daß ein gnädiger Gott dir erhalte, was du beſitzeſt,
Denn kaum Neues hinzu wünſcht das befreundete Herz.
Du, die des Lebens Ernſt mit ſanftem Lächeln beſchwichtigt,
Du, die edele Kraft längſt ſchon mit Milde vereint;
Du, die des Lebens Ernſt erkannt durch den göttlichen Führer,
Deſſen heiliger Troſt ſtets ſich dem Herzen erneut;
Du, die die Freud' erkannt und den Schmerz und die ew'ge Befried'gung,
Bleibe du immer uns treu, bleibe dir ſelber getreu.

In einer Augenkrankheit. (1807.)

Als mich die Krankheit ergriff und des Auges Klarheit getrübet,
Hüllte mich dämmernde Nacht, wehrend dem Blick in die Welt,
Und das äußere Leben verrann, wie Nebel verrinnet,
Aber die Welt in mir ſtralte gar freundlich herauf.
Nicht iſt ſchmerzlich der Wechſel, und fröhlich begreif' ich die Lehre,
Die mich als ſpielendes Kind längſt ſchon die Krankheit gelehrt:
Schön iſt des Tages Glanz, doch die Nacht giebt ſüßere Wonne;
Süß iſt das Leben, o Freund, ſüßer und milder der Tod.

Heutige Welt. (1805.)

Wahrlich haben die Menſchen verlernt in dem heutigen Leben,
Selbſt das ſchönſte Talent, herzlich und warm ſich zu freun.
Doch auch nicht minder unedlich und herzlos nahn ſie dem Schmerze,
Der ſie nicht kräftig mehr, halb und verworren nur faßt.
So nun wandeln ſie hin, ſtumm, kalt und kraftlos erbittert,
Und das Leben entbehrt Leben und regende Kraft.

Der Jüngling und das Mädchen.

Er.

Warum weinſt du, Geliebte, was kann dich Holde betrüben?
Liebt uns der Frühling nicht? iſt uns das Leben nicht hold?

Sie.

Ach! ich weine des Lebens ſo unerbittlicher Strenge,
Die uns des Weinens Luſt, ach! nur ſo kärglich beſchied.

Er.

Sahſt du Geliebte, den Mond, wie am heitern Himmel er wandelt?
O ich fühl' ihn mir nah, ſeh' ich dein ruhiges Bild.

Sie.

Sahſt du, Geliebter, ſodann, wie er kühnlich die Wolke beſiegte?
O ich fühl' ihn mir nah, ſeh' ich dein ſtrebendes Bild.

An D. D.

Vieles raubte man euch — (nicht möge das Wort es bezeichnen)
Vieles, ach! vieles iſt hin, das wohl nie kehret zurück!
Doch noch immer getroſt, noch immer die Hoffnung bewahret!
Seid ihr nur ewig ihr ſelbſt, bleibt euch des Troſtes genug.

An * *

Ach! ſie iſt hin, die Blume von rauhem Fuße zertreten,
Und ſie ſendet nicht mehr liebliche Düfte herauf:
Abgeriſſen ſind jetzt von der zarten Laute die Saiten,
Selbſt der geübteſten Hand giebt ſie den Ton nicht zurück.
— Wohl betraure die Blum' und wohl betraure die Laute;
Aber verzweifle darum nur nicht an Ton und an Duft.

Rückkehr in ſich.

Möge die Jugend verſchwinden, des Frühlings Töne verſtummen,
Wenn nur das eigene Herz nimmer den Ton dir verſagt.

Dem coquet Klugen.

Klug und verſtändig erſcheinſt du, und wieder verſtändig und klug auch;
Aber weniger klug wäre doch — klüger fürwahr.

Dem Forcirten.

Was nur gekneteter Schnee, das nennſt du ewigen Marmor;
Aber die Zeit zerſchmelzt, was nur die Noth dir gebar.

Dem Platten.

Nicht der Hexameter ſpricht die Langweiligkeit aus, ſo dir eigen,
Und der Pentameter ringt auch nur vergeblich danach.

Zur Nacht.

Süßer Schlaf, o hülle mich ein, in den kühlenden Schleier,
Daß ſich der Traum mir erneu, der mir im Leben entflieht.

Ueberzartheit.

Nur in dunkler Nacht iſt es Tag im Innern des Herzens;
Stralet die Sonne dich an, fehlt ſie dem heißen Gefühl.

Das Unſelige.

Stürme rauſchen vorüber, doch wehe, wenn kalt nur und ſtille
Sich das Leben dir ſtellt ſturmlos und ſonneberaubt.

An **

Nimmer ſah ich, Geliebte, dich ganz, und gerne geſteh' ich,
Daß es mich gar noch erfreut, wenn du mir dunkel erſcheinſt.
Sucht' ich doch nimmer den Schein, den grellen, des blendenden Tages,
Und das befriedigte Herz freute ſich deiner, o Nacht,
Die ſo ruhig uns leuchtet aus ewigem heiligem Aether,
Bei der Geſtirne Glanz oder bei mondlichem Schein.
Wie liebt auch der Fromme die Kirche, dem Auge nicht ſichtbar,
Alſo lieb' ich auch dich, die du mich Andacht gelehrt.

Einer Freundin. (Julius 1817.)

Feiern möcht ich den feſtlichen Tag durch lange Gedichte,
Aber die Muſe giebt flüchtigen Gruß nur und Kuß.
Iſt nicht aber ein Gruß beredt? und ein traulicher Handſchlag
Redet er oftmals nicht mehr als das lauteſte Wort?

Edle Naturen veredelt der Schmerz, und ſchwache nur ſchwächt er:
Friedensbogen, du folgſt heiter verſöhnend dem Sturm.

Haſt du dich ſelbſt, ſo wage dich muthig in's tiefere Leben;
Wie ein ſchirmender Freund wandelt der Genius mit.

Haſt du den Glauben, und hat er dich ganz, dann wohnt dir im Herzen
Was, wenn auch alles wankt, nimmer zu wanken vermag.

Gott und der Menſch! — Wie einiget ſich der Erhabne dem
Schwachen?
Wenn die heilige Lieb' ahnend das Herz ihm erfüllt.

Heilige Liebe, nur du erſchlieſſeſt das ew'ge Geheimniß,
Und kein anderer Weg führet dem Himmel uns zu.

Wie die Freud', empfange Du auch die Schmerzen mit Andacht;
Findeſt in beiden Du Gott, iſt dir geſichert der Sieg.

Vieles möcht' ich noch ſagen, doch Eines iſt beſſer als Vieles:
Habe das Eine Du ſtets, welches das Viele verſchmäht.

Milder Himmel, Du weißt allein was wahrhaft uns frommet,
Ströme Du ſegnend herab, fülle mit Freuden ihr Herz.

An F.

Dulde das Schickſal, o Freund, mit ruhig ergebener Seele;
Aber dem menſchlichen Streit: ring ihm entgegen mit Kraft.

Redet nicht ewig vom Streben und Ringen nach heiliger Schönheit;
Strebt ſie nicht milde zu euch: zieht ihr ſie nimmer herab.

Seht den Wagen, er ſtürmt gar ſtolz durch die hallende Laufbahn,
Aber es flattert der Staub wild an den Rädern hinauf;
Seht den Adler, er fliegt mit göttlichen Kräften gen Himmel,
Und es freut ſich die Luft über den ruhigen Flug.

An —

Laß ſie nur toben die Stürm', und feindlich die Wolken ſich thürmen:
Nur Ein himmlicher Blick, Freund, und das Leben iſt neu.

An Y.

Rühme dich nicht, o Jüngling, der Gunſt des Glücks und der Muſen:
Demuth fülle die Bruſt, der ſie die Wunder vertraun.

Klage nicht, daß die Jugend verrinnt und das Alter herrannaht;
Jugend iſt über der Zeit; *wolle* nur jung ſein: Du biſt's.

Opfer fordert die Muſe von Dir? Verblendeter, niemals
Opferſt du ihr, wenn du nicht opferſt dein ganzes Gemüth.

An —

Zu viel Genuß im Leben entfremdet Dich häufig der Dichtkunſt;
Schmerzen und Thränen und Blut will, wie die Kirche, die Kunſt.

An —

Dich, der die Schmerzen und Thränen der Preſſe vertraut, ſoll ich loben?
Thörichter, leide Du erſt männlich und handle mit Kraft.
Hat Dich ſodann das Leben geläutert, und liebſt Du die Menſchen
Auch noch wenn Du ſie kennſt, auf dann und übe die Kunſt!

Des Strebens Ziel.

Wohl iſt's Troſt, daß der Herr den Seinen das Glück auch im Schlaf giebt:
Sei denn im Wachen und Schlaf, ſei denn auf ewig nur Sein.

Das Todte.

Wer nicht mehr hofft und nicht mehr ſtrebt,
Der ſage nimmer, daß er lebt.

Du biſt gefaßt
Wenn Du Dich haſt;
Nur wenn Du Dir wirſt fehlen,
Darf Dich das Fremde quälen.

Und liebten Dich die Muſen alle neun:
Sie werden augenblicks Dich haſſen,
Wenn ird'ſche Sorge Dir darf dräun,
Und Neid und Habſucht Dich erfaſſen.

Willſt Du erfahren was gut und was ſchön,
Magſt nur den Chriſten im Leiden anſehn.

Traue der Zeit nicht allzu bald:
Auch die neue iſt heiß und kalt.

Thue das Ernſte mit fröhlichem Muth,
Dann auch das Fröhliche ernſt und gut.

Klage des Halbverliebten.

Ehemals war ich ſo ruhig; nun kommt ſo arge Verwirrung;
Aengſtliche Freude bei Tag, träumende Unruh bei Nacht.
Hab' ich die Kleine geſehn mit ihren funkelnden Augen:
Schmeckt mir das Leckerſte nicht, will's mit der Arbeit nicht fort;
Oder ich mache ſie gar verkehrt, und in den Geſchäftsſtyl
Fließen Metaphern mir ein, Blumen von Sonn' und von Mond,
Oder Trimeter gar, mir unbewußt, daß noch neulich
Streng mir die Note befahl, nüchtern zu bleiben im Styl.
Wüßte man gar, daß daheim im Pult ein Sonett ich verwahre,
Eigen gedichtet, voll Gluth; wahrlich mir drohte Gefahr.
Und wohin ſoll nun alles das führen? Die ängſtlichen Tage,
Wo ich, unachtſam des Schnees, ſchleiche zur Vorſtadt hinaus,
Zu dem Hauſe des Mädchens, die doch mich nicht einmal einläßt,
Und die Nächte, wo ich träume von Bach und von Hain,
Wo ich die Nachtigall höre, dem eiſ'gen December zuwider,
Während der Hauch des Monds mir an dem Oberbett feiert.
Nein ich halt' es nicht aus, der fantaſtiſche Kram macht mich wirbeln!
Gieb die ſolidere Ruh, gieb ſie mir, Himmel, zurück!

Der Liebende.

Sie erblickt' ich, und mein Geſchick war auf immer entſchieden,
Denn die Geliebte, ſie war ſchnell mir auf immer erkannt.
Nicht widerſtrebt' ich, denn tief im Innern begriff ich die Gottheit,
Die zu des Lebens Geſtirn dieſe Geliebte mir gab.
Und nun ſendet der Himmel mir jegliches Leiden der Liebe,
Tiefe Schmerzen, die nur liebendes Herz du begreifſt.
Doch nicht fleh' ich den Himmel, die vorige Ruh mir zu ſenden,
Doch wenn auch nimmer mich irdiſche Liebe beglückt.
Jene Freuden der Ruhe des Armen, der Liebe nicht kannte:
Wiegt ſie der ſüßere Schmerz mächtiger Sehnſucht nicht auf?

Zweck an ſich.

Was dir das Leben ſoll? Du wirſt es nimmer erfahren,
Wenn dir das Leben ſelbſt noch eines Zweckes bedarf.

Einem Romanſchreiber.

Ueber Empfindungen grübelnd, und über dem Grübeln empfindend,
Daß die Empfindung dahin, ſchließt er verdrießlich das Buch.

Tragödie.

Wahrlich, unfreundlich und hart iſt oft dem Poeten das Schickſal;
Trotz dem gewaltigſten Flehn bleibt's von dem Trauerſpiel fern.

Luſtſpieldichter.

Oftmals verfehlt der Dichter den Witz, doch der Witz nicht den Dichter
Armer Ixion, du haſt nimmer die Göttin umarmt.
Gönn' ihm die Täuſchung, das Leben iſt kurz und die Wolke zerfließet
Schnell genug, und der Thau kühlt ihm die glühende Bruſt.

An manche Aeſthetiker.

Rüſtige Streiter erkenn' ich in euch für die Sache der Schönheit;
Aber vergeßt mir nicht, daß ſie die Ruhe nur iſt.

An Dieſelben.

Wohl iſt wacker der Kampf, und beweiſ't gar herrliche Kräfte;
Aber über dem Kampf geht euch verloren der Sieg.

Der Gereifte.

Aber iſt einig in dir Gefühl und Empfindung und Handeln,
Und zu dem höhern Denken dränget kein Zweifel ſich mehr.

Der Frohe.

Deine fröhliche Jugend, dein heller Buſen, ſie kennen:
Munter in's Leben hinein, munter durch Wald und durch Flur!

Einem Unglücklichen.

Vieles hoffteſt du, Armer, vom Leben, doch wenig gewährt es;
Hoffe du alles vom Tod, alles gewähret er dir.

Glück und Verdienſt.

Vieles haſt Du gelernt, und vieles wirſt du noch lernen;
Freue Dich, daß Du auch das ahndeſt, was nie ſich erlernt.

Gegenſeitige Verpflichtung.

Trage geduldig, mein Freund, was das ernſte Leben verlanget,
Zollt es nur ehrlich dafür was Du vom Leben verlangſt.

Dem Freunde.

Viel vom Leben raubte die Arbeit und das mühſame Streben;
Doch die Jugend in Dir kennet den Untergang nicht.

Demſelben.

Sey getroſt, o Freund, und vertraue: denn irret dein Glaube,
Irret das Leben auch, irret die ganze Natur;
Täuſchung iſt dann des Lenzes Blüthe, des heiteren Aethers
Lichte Bläue, und der Sturm redet die Wahrheit allein.

Zweifel (1803).

Dieſe Welt, wem gehört ſie? das mögt ihr nimmer mich fragen;
Zwar iſt die Antwort leicht, aber das Wort nicht erlaubt.

Einſeitige Erhebung.

Nach dem Himmel erhebt [illegible] dem ewigen heiligen Gotte,
Und das heitere Blau neigt ſich ewig freundlich herab;
[illegible] der feindliche Geiſt [illegible],
Und mit heiligem Kuß löſet den herbeſten Kampf.

Willſt Du der reineren Hoffnung dich freun, ſo nimm ſie vom Leben
Schnell hinweg, und führ' eilig dem Tode ſie zu:
Still und klar erſcheint ſie dir dann, da im engeren Leben
Oft mit irrdenem Staub trübe die Göttin umſchlingt.

An H.

Nicht zu Herzen nimm Dir, o Freund, das herzloſe Leben;
Beſſer wär' es fürwahr, wär' es des Schmerzes nur werth.

Frage.

Stets Epigramme, mein Freund? warum nicht Oden und Hymnen?
Ward dir das Leben ſelbſt zum Epigramme ſo bald?

Der Unzufriedene.

Beſſer war es wohl einſt, doch iſt es auch jetzt noch ganz leidlich;
Dauert das Leidliche lang, wird es unleidlich noch ganz.

Demſelben.

Fröhlicher war das Leben dir einſt, und mit rötheren Wangen
Lacht' es Dich an, doch jetzt hat es den tieferen Blick.
Wohl! ſo begegne denn ſtets mit tiefem Sinne der Tiefe;
Doch auch habe den Muth, lächelnd zu ſehen dem Ernſt.

Menſchen findſt du in hellen Schaaren,
Mußt nur ein reiches Herz Dir bewahren.

Mit der Arbeit ſollſt Du nicht ſpielen,
Doch auch nicht Arbeit beim Spiele fühlen.

Wandle Du nur ſo weit Dir's gefällt,
Hier und überall iſt doch nur die Welt.
Doch auch den Himmel kannſt überall finden,
Wie auf den Bergen, in Thalesgründen.

Daß die Luft ſo lau iſt,
Und der Himmel blau iſt,
Freuet Dich und mich.
Doch wenn's Herze rauh iſt,
Liebelos und grau iſt,
Flieht er Dich und mich.

Der Freudentag iſt aus, wenn man zur Ruhe geht? —
Was iſt Muſik, die nur am Ohr vorüberweht?

Wohl mag ich, daß du eifrig zürnſt und ſtreiteſt;
Vergiß nur nicht, daß du mit — Menſchen ſtreiteſt.

In der Morgen- und Abendkühle
Haſt Du vielleicht verſchiedene Gefühle,
Auch das Wiſſen wird täglich neu,
Und die Jahre bringen wohl Beſſ'res herbei;
Doch der Glaube ſei einfältig, kindlich und jung
Und fern ſei jede Verbeſſerung.

An —

Wenn Du lächelſt, ſo iſt mir's doch erfreulich,
Biſt Du ernſt, ſo erquickt die ſanfte Milde;
Wenn Du weinſt, nicht leidet dabei die Schönheit,
Wenn du wacheſt und wenn du ſchläfſt, o Liebe,
Wenn Du thätig erſcheinſt und wenn Du ruheſt:
Alles ſteht Dir ſo hold und zart und lieblich;
Aber Eines iſt lieblicher doch als alles:
Daß Dein Herz mich liebet und ewig mein iſt.

Meiner Tochter, die ihr Leben nur auf zwölf Tage brachte. (October 1807.)

Dich nicht raffte der Tod hinweg, dich führte Dein Engel
Leiſe mit liebender Hand zu der Vollendung empor.
Glückliches Kind, dein Leben war Schlaf, dein Sterben Erwachen,
Und dem verklärten Blick gnügt das Unendliche nur.

Derſelben.

Nicht entſtellte der Tod das Antlitz des lieblichen Kindes,
Heiter und milde ſtrahlt uns, den Betrübten, dein Blick.
Wie die Geliebte der Kuß erfreut von den Lippen des Freundes,
Deſſen ruhiges Nahn ſeliges Sehnen ihr ſtillt:
So dich, Theure, des Todes Berührung, und ſelig beruhigt
Sagt uns der freundliche Blick: „Nimmer betrauert mich mehr,
Selig bin ich, o Mutter, belohnt ſind alle die Schmerzen,
„Die für die Erde zu groß, mich für den Himmel gereift.

Derſelben.

So nun gingſt Du dahin, wo Dir das Auge nicht folget,
Wo nur der Glaube dich ſieht, wo nur das Herz dich erfaßt.
Doch du warſt und du biſt, du lebſt mir tief in dem Innern,
Wo, wie die heilige Gluth, nicht die Erinnrung erlöſche.

Derſelben.

Nimmer klage verworrener Schmerz an der freundlichen Ruheſtatt;
Da, wo die Unſchuld ſchläft, nahet der Friede ſich gern.

Guter Rath.

Wage nur muthig, Geliebter, zu träumen, zu hoffen, zu lieben;
Iſt doch das Leben ſonſt wahrlich des Athmens nicht werth.

Morgen- und Abendgedanke.

Aus dir heraus erzeugſt du den Muth und die tröſtende Hoffnung,
Aber die Freude, ſie kommt doch nur vom Himmel herab.

An —

Zweimal täuſchteſt du dich in der Liebe, doch liebe nur ferner,
Denn in der Liebe Schmerz geht dir die ſelige auf.

Manchem Polemiker.

Für die Schönheit kämpfeſt Du, Freund, mit Kraft und mit Eifer?
Siege durch Schönheit, du kannſt's, und es bedarf nicht des Streits.

Am Tage der ehelichen Verbindung eines Freundes.

Vieles ergreift der Menſch in den irren Wogen des Lebens,
Daß es ihn halt' im Sturm, daß es ihn leite zur Ruh;
Doch wenn auch außen verhallt der Orkan, ſo tobet er in uns,
Und wenn die ganze Natur ruhet, nicht ruhet der Menſch.
Droben nur wohnet das Glück, und wenn die Gottheit es ſendet,
Nennet es kindlich der Menſch: Liebe und Religion.
Liebe nur giebt uns das Leben, und Liebe nur lohnet das Leben:
Wohl Euch, denen der Gott freundlich das Höchſte gewährt.

Jenſeits.

Nur ein Kuß iſt das Leben, womit die Götter beglücken;
Aber der höchſte Genuß iſt noch verhüllet in Nacht.

Muſik.

Edle Naturen veredelt Muſik; doch flache verflacht ſie:
Was Polyhymnia ſpricht, fühlt nur das tiefere Herz.

An F.

Freue des Lebens dich wohl, o Freund, doch laß auch das Leben
Deiner ſich freuen, ſonſt wird nimmer die Fröhlichkeit froh.

Dem Glücklichen.

Ja ſie liebt, o Jüngling, des Mädchens mildere Seele,
Lies es im trunkenen Blick, fühl' es in ſtrebender Bruſt;
Aber beſtürme ſie nicht mit Fragen, ob ſie dich liebe:
Ausgeſprochenes Glück iſt nicht das göttliche mehr.

Zuverſicht.

Wo du auch hineilſt,
Flüchtiges Leben,
Ueber Flur und Strom,
Ueber Thal und Berg
Folg' ich dir willig.
Streb' du nur raſtlos fort:
Heiß iſt der Mittag,
Kühl iſt der Abend,
Eile nur weiter
Stürmiſch und ruhelos:
In mir iſt Frieden,
In mir iſt Ruh.

Wünſche ohne Ziel.

Du ſtrebſt vergeblich Sehnſucht,
In heißerem Verlangen,
Du wirſt ſie niemals finden.
Du Herz, du klopfſt ſo innig,
In tiefer banger Ahnung,
Kein Herz wird dir begegnen. —
Doch ſtrebe immer Sehnſucht
Und klopf du Herz nur ferner,
Auch wenn du keines findeſt:
Denn ohne dieſe Sehnſucht,
Dies Bangen und dies Streben —
O wie ertrüg' ich's Leben?

Was den Blumen der Thau, iſt dem Menſchen die lindernde Thräne,
Aber die Thräne nur, die ſich im Sonnenſtrahl wiegt.

An —

Einig erſcheinſt du und klar und lieblich und friedlich und ſtille:
Dennoch ſieheſt Du mich, Freundin, befriediget nicht.
Stören möcht' ich — verhehl' ich es dir? — den Frieden, die Stille,
Denn Du empfingeſt ſie nur, und Du errangeſt ſie nicht.
Wage denn muthig dich neu in das neue feurige Leben,
Wage die Lieb' und den Schmerz, wage die Wog' und den Sturm.
Ach, du darfſt es ja wagen, denn ſicher in innerſter Tiefe
Wohnt was die Stürme beſchwört, wohnt was die Schmerzen verklärt.
Haſt Du nun muthig gerungen, und ſtets dich ſelber bewahret,
Neu erſchaffen empfängſt, Freundin, du dann Dich zurück.

Uebermuth.

Tauſend Sünden ſind nur Tand,
Und gar leicht verzeihlich:
Reibt die Kraft ſich an der Kraft,
Iſt es gar gedeihlich.
Manches mögt ihr raſch verſchwenden,
Es verſtreu'n mit vollen Händen:
Liebe nur iſt heilig.

Dem Zarten.

Hat dich die Arbeit erſchöpft, ſo möge die Kunſt dich erſtarken;
Biſt du ein Mann, ſo erſchöpft jene den Leib; nicht den Geiſt.

Dem Abgeſchloſſenen.

Ruhig biſt Du und kalt und wieder kalt nur und ruhig;
Gerne ſagt' ich dir mehr, doch ich erfriere bei Dir.

Einem Redner.

Kurz iſt das Leben, doch lang die Rede, mit der du es darthuſt:
Rede kürzer, damit länger das Leben Dir ſei.

Dem Gemeinen.

Dich nicht ſtrafet die Muſe; mit dir verſchmäht ſie zu reden,
In das verworfne Gemüth ſteigt nicht die Göttin herab.

Einem Sententioſen.

Labe Dich nicht zu ſehr an ſtolzen Sentenzen, ſonſt wird die
Selbſt die lebendige Welt gar noch zum kältenden Wort.

Am Geburtstage einer Mutter, die zwei Söhne in den Krieg ſandte.

Herbſt 1813.

Heiter verſammelte ſonſt die heitere Stunde die Deinen,
Und aus [illegible] Bruſt ſprach nur ein einzig Gefühl.
Aber ſo heut; die Geliebteſten gabſt du dem heiligen Kriege,
Der dem Leben zurückbringet die Freiheit, den Sieg.
Wohl erkannteſt du [illegible] die Pflicht, und weiheſt ihr willig;
Doch in der tiefern Bruſt redet ſehnſüchtiger Schmerz:
Süßer Troſt! o du, den kaum noch die Herzen mehr ahnden,
Du mit der Blüte des Feldes, du mit der Freuden Erguß,
[illegible] den heimiſchen Fluren,
Bringe die Theuren zurück, ſtille du ſänft'gend das Herz.

Die Nachtigal und der Dichter.

Halte die Töne zurück, o Nachtigal, ſtöre ſo ſüß nicht,
Weil er erinnert dein Ton Seinem, der ähnlich ihm iſt.
„In der [illegible] dir ſtrömt' ich die Melodien,
„Zeigend ich, was ich verlor, zeigend dir, was du gewannſt.“

Der Ausweg.

Still begränze dich ſelbſt, damit es das Leben nicht thue,
Und du mit Freiheit vermagſt, was die Nothwendigkeit will.

Die heilige Klara.

„Weine nicht, Klara, du trübſt dir das ſchöne beglückende Auge:
Wahrlich die Thränenfluth raubt noch die Sehkraft hinweg.“
Immerhin mög' ich erblinden, ich kann nicht der Liebe gebieten,
Die mich zu Gott hinreißt; nimmer iſt blind, der Ihn ſieht.

Aelteſte Ausſicht.

Wohl iſt das Wiſſen begränzt, und das Leben und Wirken veraltet:
Gränzenlos, ewig jung iſt nur die göttliche Kunſt.

Troſt.

Gehſt du den eigenen Weg, und fehlt der Genoſſe des Strebens:
Zage nicht wandelt nur ſtets freundlich der Genius mit.

Stolz.

Hoffe nicht viel von der Zeit, und fürchte nicht viel von den Menſchen:
Alles nur hoffe von dir, alles nur fürchte von dir.

Die Roſe.

Stralende Königin du der Blumen, ſage, wie herrſchſt du?
Durch die farbige Pracht, welche die Blätter bemalt?
Durch den milderen Kelch, der ſanft geſchloſſen erröthet?
Durch den ſüßeren Duft, der uns ſo magiſch umweht?
„Nicht durch Einzelnes herrſch' ich, es iſt die Einheit der Farben,
Einheit der inneren Kraft, die mich zur Königin macht.

Lilie.

Nicht das Wort ſpricht aus die Gewalt, mit der du uns rühreſt,
Wie die heil'ge Muſik ſich nicht der Sprache vertraut.
Fromme Beruhigung athmet dein ganzes Weſen, und jeder
Reineren tieferen Bruſt ſprichſt du das liebende Wort:
„Klage dem Himmel nicht an, wenn dich die Erde betrübet,
Aber der Erde vergiß, neigt ſich der Himmel zu dir.“

Veilchen.

Wie das Auge des Kindes mit lieblichem Lächeln uns anſieht,
So auch blickſt du uns an, hell und beſcheiden beredt.
Zarte Blume, du biſt mir ein Bild des edleren Mädchens,
Das in der Demuth nur findet die Kraft und den Sieg.

Vergiß mein nicht.

Tauſend Dichter prieſen dich ſchon, und ſtets wiederholet
Rührte des Namens Spiel jegliches zartere Herz.
Wohl! das Schöne veraltet ja nie, ſo ſei auch dein Name,
Stilles Vergißmeinnicht, ſtets uns erfreulich und neu.

Nelke.

[illegible] Farben verſprühſt du, und hauchſt gewürzigen Duft aus,
Und der muthige Stolz paart ſich mit innerem Werth.

Kornblume.

Nützliches rühmſt du mit Recht, doch kalt iſt's ohne das Schöne;
Darum mit lieblichem Glanz prang' ich in nährender Saat.

Viole.

Ahnd' ich den tieferen Sinn, der aus dem dunkelen Kelch ſpricht,
Und das ernſtere Wort ſpricht es in dir ſich nicht aus:
„Nur ein Kuß iſt das Leben, womit die Götter beglücken,
Aber der höchſte Genuß iſt noch verhüllet in Nacht.“

Die Blumen.

Gäb' euch Worte der Lenz, ſo wie er Duft euch verleihet,
Wahrlich ihr ſprächet uns zu, all' in einmüthigem Chor:
„Kurz iſt das Leben, doch ſchön, und ewig klar und befriedigt,
Wenn es die Liebe ſchmückt, Liebe und Religion.“

Einem theuern Jünglinge, der bei Leipzig fiel.

In den heiligen Kampf, ſo heilig, wie nimmer ein Kampf war,
Zog dich das glühende Herz, freudig zu weihen die Kraft;
Jugendlich kühn, doch mild und fromm, erhubſt du die Waffen,
Und um die blühende Stirn wand ſich der Lorbeer des Kriegs;
Neuen Kämpfen dann eilteſt du zu, und am größten der Tage,
Mitten in Wonne des Siegs, nahte ſich dämmernd dein Ziel.
Siehe, da faßt unendlicher Schmerz die Herzen der Deinen,
Doch mit verklärtem Blick ſprachſt du den Theuren zu:
Höherer Wonne ſchon früh mich zu freun, [illegible] der Herr,
Und aus dem Erdenkampf ging ich zum [illegible] Sieg.

Naturbeſchwörung.

Leiſe, wie Sorge des Kindes, umflattert Nebel den Himmel:
Sprich nur das löſende Wort, und er iſt heiter wie du.

An eine junge Freundin.

Muthig und ſtill und mit fröhlichem Ernſt: ſo erſcheine dem Leben,
Und es erſcheinet dafür wieder dir fröhlich und ernſt.
Arm iſt das Wort, doch reich die Bedeutung, und nimmer ermüd' ich,
Was ich zahllos faſt, dir ſchon, o Freundin, geſagt,
Freundlich auch heut, an dem fröhlichen Feſt, und mit Ernſt zu erneuen:
Denn wenn auch alles wankt, wankt nicht ein reines Vertraun.

Sein Ausſpruch.

„Was du thuſt, das thue du bald,“ ſo ſprach Er gelaſſen
Zu dem Feinde, der raſch ihn zu verrathen enteilt.
„Was du thuſt, das thue du bald,“ ſo ſpricht er zum Freunde;
Und ſo ſprech' ich denn auch zu mir als Freund und als Feind.

Für und Wider.

Redet nur ewig dafür und dawider, ſo kommt ihr zu gar nichts;
Denn das Rechte, es iſt ohne das Wider und Für.

Ja und Nein.

Ja zu ſagen iſt leicht, doch nein zu ſprechen nicht minder;
Du, verträglicher Freund, ſtehſt in der Mitt' und — verſtummſt.

Folgen.

Fühlſt du das Ja, ſo baueſt du wenigſtens neu, was zerſtört ward; —
Ohne das Ja in der Bruſt: ewiges Nein iſt der Tod.

Vielen.

Wie ihr euch quälet und plagt, doch vor der gewaltigen Mühe
Fliehet das Schöne dahin, das nur den Heitern beglückt.

Das Erbetene.

Ewig wollt ihr und wünſcht, und verwünſcht dann ſchnell das Gewünſchte.
Eines wünſche du nur: liebende Klarheit und Kraft.

Beim Schluß des Jahrs 1819.

An R.

Mit welchem Wort ſoll ich das Jahr entlaſſen?
Du faßteſt mich, ich durfte dich erfaſſen.
So will ich alle Schmerzen ihm vergeben,
Es ließ mir dich, die Poeſie, das Leben.

Einfachſtes beim Antritt des Jahrs 1820.

Mit welchem Wort ſoll ich dich, Jahr, begrüßen?
Laß uns das reine Leben rein genießen.

An —

Klag nicht, du werdeſt älter;
Dein Herz iſt ewig jung.
Die Kalte nur wird kälter,
Was Schwung hat, bleibt im Schwung.

Was kälter werden konnte, war ſtets kalt,
Drum wird die Jugend nicht im Alter alt.

Auswendig kannſt du nie das Schickſal lernen,
Es iſt in dir mit Sonne, Mond und Sternen.

Wenn Hoffnungen uns trogen,
Die Hoffnung trügt uns nicht.
Das Herz hat nie gelogen,
Wo Wärme wird zum Licht.

Daß Aeußres wechſelt, giebt dir keine Trauer;
Stehſt du doch ſicher mit der innern Dauer.

Was wechſeln konnte, war des Wechſels werth;
Das Rechte bleibt doch ewig unverſehrt.

Tropfen, du lächelſt im Stral; doch wird der Stral dich verzehren.
„Mög' ich auch ſchneller vergehn, durft' ich doch lächeln in ihm.“

Am Geburtstage einer Mutter, nach dem Verluſt ihrer Kinder. (1811.)

Dieſer Tag, ſo freundlich Dir einſt, und ſo jugendlich blühend,
Wecket die Klage nur auf, regt dir den ewigen Schmerz.
Und wer würde dich tadeln, wer könnte der Klage gebieten?
Aber *wolle* Du *mehr*, und aus der Klage wird Troſt.

Was uns die Erde geraubt, dafür nur tröſtet der Himmel,
Und aus des Grabes Nacht leuchtet der heiligſte Stern.

Was da lebte, das lebt, und was da war, das iſt ewig;
Denn nur der Schein verweht: Daſein iſt *über* der Zeit.

Todt nicht nenne die Kinder, hinübergegangen zum Vater,
Wo ſie heiligen Blicks ſchaun zu der Mutter herab,
Gern ſie tröſtend und mild umwehend mit ſanfterem Flügel,
Sprechend: Wir waren ja dein, ſind ja auch ewig nur dein.

Die-

Tiefere Kraft begegne dem tieferen Schmerze, doch nimmer
Traue der menſchlichen Kraft, die nicht in Gott ſich erzeugt,
Jene zertrotzt und zerſtäubt ſich im raſtlos ringenden Kampfe,
Aber der himmliſche Troſt lächelt nur ſänftgend und ſiegt.

So begegne denn kühn dem neu aufblühendem Leben,
Und mit ſanfter Geduld ringe die Hoffnung ihm ab.

Bedeutung.

Wohl in des Todes Nacht erfunkeln die Sterne des Lebens,
Jenes einen, das nur lebet im ewigen Licht.

Dem Lehrer und Freund (1814.)
(Im Namen der Kinder.)

Jenes herrliche Wort: „Laßt zu mir kommen die Kinder,“
Freundlicher noch als du hat es wohl keiner erfüllt:
Denn du liebſt ſie und lehrſt ſie und lächelſt und freuſt dich mit ihnen,
Darum begegnet dir auch raſcher das kindliche Herz.
Liebe nur können wir geben und tief empfundene Wünſche,
Daß das Leben dir ſtets traulich erſcheine und mild,
Daß, da du ſelbſt dich vergißt, und nur für andere ſtrebeſt,
Inniger Dank dich belohnt, wie wir ſo freudig ihn weihn;
Aber vor allem wünſchen wir dir des Geliebten Zurückkunft,
Der ſo edel und kühn kämpfet den heiligen Kampf.
Seliger Tag, o nahe dich bald, wo alles belohnt wird,
Wo der ſüßeſte Laut: „Friede“ durch Deutſchland ertönt.

Einem Freunde. (1803.)

Vieles haſt du gethan, und vieles haſt du gelitten,
Aber das Thun war beengt, aber das Leiden ſo ſchwer.
Nur was ohne die That und das Leiden der Himmel dir ſandte,
Gab dir die friedliche Ruh, gab dir im Schlafe der Gott.

Das Nicht-Angekündigte.

Stürmiſcher Abend, du biſt des freundlichen Morgens Verkünder,
Wie nach verworrenem Streit nahet die liebliche Ruh.
Aber das heilige Glück verkündet ſich nicht durch die Stürme:
Nur der menſchlichen Ruh geht das Gewitter voran.

Stolz und Demuth. (1804.)

Lange war ich getrennt von der heißerſehnten Freundin,
Als mir ein ſüßer Moment wieder den Anblick gewährt;
Und ich ſchloß ſie an's Herz voll überſtrömender Wonne,
Und es wallte die Bruſt kühn dem unendlichen Glück.
Ach! ich vergaß in der Freud', um mäßiges Unglück zu bitten,
Daß ſich der Tyche Neid möge befriedigет ſehn;
Siehe, da ſtraften die Götter die übermüthige Freude,
Und ſtatt des kleineren Leids gaben ſie größeres mir. —
O Geliebte, kehre zurück, kein Uebermuth ſchwelle
Dann die Bruſt; nur mit Schmerz will ich der Freude mich freun.

Grabſchrift für einen Freund.

Unter Hoffnungen tratſt du in's Lebens, mit Hoffnungen ſtarbſt du:
Nur was dazwiſchen liegt, füllte die Sorg' und der Schmerz.

Die Hoffnungen und die Hoffnung.

Tauſend Hoffnungen ſchwanden, drum eben iſts Zeit zu de Hoffnung:
Klingt das wie Scherz, es iſt dennoch ein heiliger Ernſt

Erhebung.

Klage den Himmel nicht an, wenn dich die Erde betrübet;
Aber der Erde vergiß, neigt ſich der Himmel zu dir.

Der Geliebten.

Vieles könnt' ich dir ſagen, doch niemals liebt ich das Viele,
Drum ſei das Eine genug, daß du die Eine mir biſt.

Das Sichere.

Im dem wüſten Gedräng, auf dem Markt des wogenden Lebens
Brennen der Flammen gar viel, leuchten und ſinken in Nacht.
Wohl! in der Elemente Reich da herrſchet der Menſch nicht,
Und nur die eigene Bruſt iſt ihm die ſichere Welt.

An X.

Dich beklag' ich vor allen, Dich führte mir zu nur die Täuſchung
Und die Beſonnenheit trennt, was ſich im Rauſche vereint.

Fruchtloſe Bemühung.

Unglückſeliger! ach, du liebteſt gar gerne die Tugend,
Doch die Gemeinheit ſie hält ewig den Strebenden feſt.

Der Rohe.

Dein gehaltloſes Leben, umhangen mit Fetzen von Hochmuth,
Reibt ſich gerieben zu Sand, ſinket wie Staub in den Staub.

Lebens-Ernſt.

„Scherze nicht länger, o Freund, das Leben iſt bitterlich ernſthaft.“
Nun ſo ſei denn der Scherz bitterlich ernſthaft gemeint.

Warnung.

Denke dem Leben zu ſehr nicht nach; dem öftern Betaſten
Schwindet der Blüthenſtaub, mit ihm der ſüßere Duft.

Beherzigung.

Nicht nach außen hin ſtrebe, die Welten alle ſind in dir,
In dir Heſperiens Lenz, in dir der nordiſche Froſt.

Das Bleibende.

Vieles ſchon haſt du gewollt, und vieles ſchon gabſt du verloren,
Eines willſt du und giebſt nie es verloren, mein Herz.

Dem Unbegünſtigten.

Danke dem Schickſal den Schmerz, damit du doch Eines ihm dankeſt;
Denn die Freunde, du dankſt wahrlich ſie einzig dir ſelbſt.

Bitte.

Guter Himmel, gewähre mir nur, der ſo ſelten ich flehe:
Daß die Geliebte mir ewig ſo ſei wie ſie iſt;
Daß kein fremder Hauch den reinen Spiegel berühre,
Der mir die liebe Geſtalt rein nur und ewig gezeigt.

An die Freundin.

Nicht dem Menſchen vertraue dein Leid, vertrau' es dem Himmel:
Nur dem frommen Vertraun nahet ſich milde der Troſt.

Mäßigung in der Kunſt.

Niobe ſchweigt verhüllt *), nur der Chor darf reden die Qualen:
Was der Grieche verſchweigt, ſchwatzt es, ihr Neuern, nicht aus.

---

*) In dem verloren gegangenen Trauerſpiel. Niobe von Aeſchylus.

Hochmuth.

Was ich mühſam erwarb, das hat mich niemals erfreuet;
Was ich dem Schickſal entrang, warf ich verſchmähend zurück.

Das Fehlende.

Vieles haſt du gelernt, wohl ehrt dich der [illegible] [illegible],
Nur das lernteſt du nie, wie man des Lebens ſich freut.

Rauſch.

Wohl erſcheinſt du trunken vor Liebe, doch Liebe ſich fürchtet,
Ob nicht geſchwächter Wein dir die Berauſchung erzeugt.

An die meiſten Polemiker.

Um der Schönheit willen erhebt ihr grimmige Kämpfe,
Werdet ihr häßlich, damit ſiegend die Schönheit erliegt.

Gegen das Schöne vermögen ja nichts die Pforten der Hölle:
Wie gewänne denn wohl flache Gemeinheit den Sieg?

Nicht mehr mit Worten bekämpft euch, verſucht es endlich mit Werken;
So nur zwingt ihr den Feind, anzuerkennen mit Luſt.

An M.

(24. December 1806.)

„Haſt du mich lieb?“ ſo fraget dein Mund, ſo fraget dein Auge,
Und ſo fragt auch die Schrift die du ſo zierlich gewebt.
Nimmer bedarf es der Frage, doch frage nur immer, du Gute,
Denn auch ohne das Wort fühlt ja die Antwort dein Herz.

Derſelben.

(24ſten December [illegible])

Wohl iſt das Leben zu kurz für unſere innige Liebe,
Ueber jeglicher Zeit ſtehet ſie ewig und klar.
O du Gute, du Liebe, du einzig nur mir Geliebten,
Nimmer ſagt es das Wort, was dem Verarmten du biſt.
Seh' ich dein klares Aug' und fühl' ich dein Herz an mir ſchlagen;
Hab ich nur Einen Wunſch: bleib, du immer nur du.

Derſelben.

([illegible] Januar [illegible])

Was wir ſo heiß erfleht in den ſchwindenden Wochen und Stunden,
Nahm uns ein einziger Tag, raubend das liebliche Kind.
Und wir trügen es nicht, und brechen müßte das Herz uns,
Wär's nicht der Himmel ſelbſt, welcher verwundend uns heilt. —
Und an dir, du Gute, ging milde der Engel des Todes
Schonend vorüber, denn nur mit dir zu leben iſt Glück.

Der Dichter.

Nur dies Eine Gedicht, laß, Muſe, mich enden mit Würde;
O dann ſtürb' ich ſo gern, ſtürb' ich doch nimmermehr ganz.
Iſt es vollendet: Noch eins, und wieder eines, und immer
Steht vor der Seele noch ſtrahlend das höhere Gedicht.
Alſo bittet der Jüngling: Nur Einen Kuß, o Geliebte,
Immerhin möge mich dann feindlich umnachten der Tod.
Doch es verweht der Kuß, und wieder einer; und immer
Steht vor der Seele noch ſtrahlend der höhere Genuß.
Still nur lächelt die Muſe des überſchwenglichen Beters,
Gönnet ihm freundlich die Gunſt, die er ſich einzig erfleht: —
Laß, o laß mich immer an deinem Buſen erwarmen,
Und wenn der Tod mich umrauſcht, lächle noch tröſtend mir zu.

Das Trennende.

Tauſend Klagen der Menſchen ſind leer und verflattern ins Leere,
Und das weiche Gefühl blickt in den Klagen ſich nicht.
Aber klagſt du den Raum, der die innerlich Einigen trennet,
O dann klag' ich mit dir, klage die Weite der Welt,
Klage ſie, die doch ſo eng iſt, und ewig ſcheidet die Freunde,
Die ſich über dem Raum, über der Zeit ſich erkannt.

Der Dichter.

Gönn' ihm den Kranz, der reich und duftend die Schläf' ihm umwallet;
Ihn nur nennt er ja ſein, gönnt dir die übrige Welt.
Auch das gönne du gern, wenn ſtolz er den Kranz auf die Stirn drückt:
Lorbeer wehret dem Blitz, wendet den feindlichen Speer.

Derſelbe.

Dichter, wie biſt du ſo mild, wie ſchwebt ein ſanfteres Lächeln
Dir um den Mund, und wie ſteht heiter und ſchön dir der Kranz! —
Wohl iſt milde die Liebe; drum ſollſt du nur Lächeln erſchauen,
Nur die Blüth' in dem Kranz, nimmer den tiefern Dorn.

Liebe der Griechen und Chriſten.

Aus dem üppigen Schaum entſprang die griechiſche Venus;
Doch aus dem Aether herab wandelt die chriſtliche mild.

An — (1812.)

Was ich dir wünſche, nennt ein einzig Wort,
Das alles Große, Schöne, Freundliche,
Und unerſchöpflich milde Heilkraft ausſpricht,
Vor dem verſchwindend [illegible] Pracht.
Wenn du bewahrſt, was es uns ans Herz legt,
Dann iſt getilgt der Zweifel irres Treiben,
Dann iſt gelöſt des Lebens ernſtes Räthſel,
Und jeder tiefern Frage deines Herzens
Begegnet ſeine beruhigende Antwort;
Des Lebens ewig kreiſende Geſchäfte
Umfaſſeſt du mit Luſt und heitrer Neigung,
Und in dem kleinen Kreis, der dich umgiebt,
Erſcheint dir friedlich eine ſtille Welt,
Die einzig wahr iſt, wenn ſonſt alles täuſchte.
Der Freude Kranz, den dir die Liebe reicht,
Blüht ewig friſch und neu in reicher Fülle;
Und jedes Leiden, das dem Herzen naht,
Berührt es nur, um ſanft und tief zu läutern.
Ja ſelbſt dem Schickſal legſt du ſtillen Zwang an,
Daß es ſich nimmer darf verheerend nahn:
Und, wie nach ernſt hinrollendem Gewitter
Der ſanfte Friedensbogen Ruhe ſtrahlet,
So ſtrahlt auch aus der Trauer dunkler Stunde

Ein ſtiller Engel auf das heiße Herz,
Das viel verlor und ſchmerzlich, ſanft zu kühlen,
Nenn' ich das Wort? Es iſt Religion,
Die, mit der ew'gen Mutterliebe tröſtend
Die frommen Hände uns entgegen breitet,
Und tauſend Freuden, tauſend milde Scherze
Und Hoffnungen mit nie erſchöpftem Füllhorn
Umflattern ſie die Hohe, Göttliche. —
O laß uns, Schweſter, ihr, nur ihr vertrauen.
Wie iſt uns dann die Welt ſo neu und freundlich!
Wo iſt der Schmerz, den wir dann nicht beſiegten?
Wie ſind die Thränen dann ſo mild beſänftigend,
Wie iſt das Auge dann ſo mondlich ruhig,
Wie iſt das Lächeln dann in Gott ſo lauter.

An R. (1807.)

Am andern Tag verlangſt du ein Gedicht?
So ſpricht die Muſe ſtreng und will nicht hören:
Und dennoch ſchilt mich ſelbſt ihr Weigern nicht,
Denn ſpricht ſie nur, ſo wird ſie bald gewähren.

An dieſelbe. (1807.)

Du bitteſt ein Gedicht? wohl will ich's geben,
Wohl fände ich tauſend hin mit ems'ger Luſt;
Doch ſtiehl der Zeit, gieb nur dem Leben Leben,
Sonſt halt' ich ſie zurück in meiner Bruſt.

Spruch:

Den Schmerz nicht haſſe, doch den kleinen bangen,
Der mit Verworrenheit die Bruſt umhüllt; —
Dann ritz' dich tiefer, daß es heißer blute,
Und aus dem Blute blüht die neue Freude.

Sonette.

An —

(1800.)

In dichte Schleier iſt Natur gehüllt,
Kein freundlich Licht will ſich dem Auge zeigen,
Es muß die Phantaſie die Flügel neigen
Und ihre Wünſche bleiben ungeſtillt.

So wars auch damals, als du ſtill und mild
Es brachſt das bedeutungsvolle Schweigen,
Als du mit freundlichem Herüberbeugen
Des Herzens tiefes Sehnen haſt geſtillt.

Wie nach der langen Wallfahrt äußern Wegen
Der Heimath ſtille Flur im Mondesglanz
Den oft verirrten Freund mit Mild' empfängt;

So naht das Glück im kühn bewegten Tanz,
Es müſſen ſich die rauhen Stürme legen,
Wenn Liebe ſtill den Seligen umfängt.

An —

(1800)

Kalt weht der Nord durch ſturmbewegte Lüfte,
Und ſtürmt umher des Meeres bange Wogen,
Der Himmel iſt mit Dämmerung umzogen:
Verſteinert ſehn mich an des Berges Klüfte.

Einſt athmete ich hier die Blumendüfte —
Das fühl' ich nicht die Fantaſie erlogen;
Nicht bin ich von dem Farbenſpiel betrogen,
Denn leiſ' umweben mich der Jugend Lüfte.

Nicht kümmert mich des Lebens finſtrer Blick,
Ich finde Ruh, ſink' ich in mich zurück:
Da ſprudelt kühn des ſchönern Lebens Quelle.

Du gutes Mädchen, ſei auch dir das Leben
Nur Farbenſpiel dem ruhig innern Streben;
Dann fließt die Jugend ſanft auf leichter Welle.

An Cimaroſa.

(1808.)

Der zarte Geiſt, der Erde leicht entflogen,
Begrüßet froh der Kunſt geweihte Auen,
Er darf der innern Klarheit wohl vertrauen,
Und meidet gern des Lebens irre Wogen.

Ihm öffnet ſich der weite Himmelsbogen,
Er wird das innere Geheimniß ſchauen,
Und ſtillbeſonnen hehre Werke bauen,
Die nie verſinken in der Zeiten Wogen.

Doch wenn er ganz dem Irdiſchen will entfliehn,
Und, in des Lebens Leben tief verſunken,
Das Schöne ſchaut ſo mild und wonnetrunken:

Dann tritt das Irdiſche feindlich zu ihm hin,
Mit roher Kraft faßt es den zarten Geiſt,
Das Leben flieht, die Melodie zerreißt.

Kämpfe und Leiden des jüngern Dichters.

(1800.)

a.

Es weht der Nord durch irr bewegte Lüfte,
Und wirft umher des Meeres bange Wogen,
Der Himmel iſt mit Dämmerung umzogen,
Es leuchtet grell der Blitz in tiefe Grüfte.

Einſt athmete ich hier die Blumendüfte,
Und fühlte nicht die Fantaſie erlogen,
Noch war ich nicht von Hoffnungen betrogen,
Es ſpielten zart um mich des Lebens Lüfte.

Der Zukunft duftend Tempe iſt geſunken,
Kein freundlich Farbenſpiel berühret das Auge,
Kein Sonnenſtrahl, aus dem ich Wärme ſauge.

Nun bin ich kalt, werd' niemals wieder trunken,
Kein Wohllaut mehr ſpricht an die matten Sinne,
Damit das Herz in froſt'gem Weh zerrinne.

b.

(1800.)

Es iſt ein tiefes Weh in meiner Bruſt,
Ein Schmerz, den ich ſo ganz allein muß tragen,
Den ich der Menſchen Keinem möchte klagen,
Weil Niemand, Niemand noch darum gewußt.

Verſchwunden iſt die Jugend und die Luſt,
Kein Frühling weilt in meinen jungen Tagen,
Das Echo taub für alle meine Klagen,
Und es verhall'n die Seufzer meiner Bruſt.

Ich weiß, o Schickſal, daß ich bin verloren,
Daß ſchwer dein Fluch und ewig auf mir ruht,
Daß mich verzehren wird die ew'ge Glut.

Schwarz ſtand um meine Wieg', als ich geboren,
Der ſchlangumwundnen Eumeniden Brut
Und hauchten wüthend Flammen in mein Blut.

c.

(1800.)

Wohin Gedanken werdet ihr noch irren?
Der Weg iſt dunkel, den ihr wollet gehn,
Kein Stern am weiten Himmel iſt zu ſehn,
Und düſtre Fantaſien mich umſchwirren.

Die ganze Anſicht wird ſich noch verwirren,
Das Schreckliche kann nicht mit Rath geſchehn,
Die Zukunft hör' ich nahn mit ſtarkem Wehn.
Kein Wohllaut wird nun mehr hernieder girren.

Verloren iſt des Auges ſchöne Klarheit,
Mit der Natur brach ich den langen Bund,
Und keck erſchuf ich mir die neue Welt.

Verloren iſt der Weg zur ernſten Wahrheit,
Der Sinn iſt krank, wird niemals mehr geſund,
Und keine Kraft mich mehr zuſammen hält

Die Verlorene.

(1801.)

d.

Ich weinte heiße Thränen in die Nacht,
Die mich umgab mit ruhig kühlem Schweigen,
Auf ſah ich vor mir her die Zukunft ſteigen,
Und ich erſchrak vor ihrer dunklen Macht.

Da trat Sie zu mir hin, ſo ſtill und ſacht,
Berührte zart den Mund mit ſüßem Neigen;
Wir flogen hin durch wolluſtvolle Reigen,
Wo glühnde Sehnſucht überall erwacht.

Im tiefen Innern wogte das Gefühl,
Mir war ſo weh, ſo wohl, ſo heiß, ſo kühl —
Ich ſagt' es ihr mit leiſerem Geflüſter.

Sie ſah mich an und konnte mich verlaſſen:
Nicht werd' ich länger meine Schmerzen faſſen,
Denn kalt von Neuem iſt das nächt'ge Düſter.

(1801.)

e.

Die Hoffnung flieht den bang umflorten Sinn,
Nicht will ſie länger mehr bei mir verweilen,
Ich ſoll nur mit dem Gram mein Leben theilen,
Denn alle meine Freuden ſind dahin.

Nicht werd' ich mehr, Geliebte, Dich ereilen,
Ich weiß es nun, daß ich verloren bin;
Ich wiederhol' es mir: Sie iſt dahin! —
Uns trennet **mehr** als dieſe ſtarren Meilen.

Ach glaube mir. Er kann dich ſo nicht lieben
Wie ich dich lieb' im innerſten Gemüthe,
So rein, ſo duldend, und ſo innig warm.

Ich will dich nicht durch Vorwürfe betrüben,
Nicht ſehen ſollſt Du, wie des Lebens Blüthe
Von mir flieht ab, denn ich bin kalt und arm.

Nothwendigkeit.

(1801.)

I.

Ich ſtand allein auf dieſer großen Weite
Und ſuchte ſtill das Räthſel meines Lebens,
Ich fand es nicht, es war die Bruſt voll Strebens,
Doch niemand ſtand dem Einſamen zur Seite.

Jetzt neu erſcheinſt du mir im wilden Streite —
Da war die Bruſt voll neues ſchönes Strebens,
Nicht ſchien mir mehr mein banger Kampf vergebens,
Ich ſah die Hand, die durch das Dunkel leite.

Doch ach! nicht hoffen darf der ſtille Arme,
Daß er an deinem Buſen ſich erwarme;
Ich fühl' es wohl, ich bin dem Gram nur eigen.

Auch Du verſtandeſt wohl die bangen Thränen,
Du fühlteſt wohl mein ſtilles tiefes Sehnen,
Doch die Nothwendigkeit gebot dir Schweigen.

Sehnſucht.

(1801.)

S.

Wo ſtrebſt du hin, du glühendes Verlangen?
Was für Bedeutung iſt in dieſen Thränen?
Ihr Arme ſtreckt euch aus mit leiſem Wähnen,
Wohl möchtet ihr mit Wonne ſie umfangen.

Du klopfend Herz, du wirſt ſie nie erlangen,
Verzehrſt dich nur im namenloſen Sehnen,
Kein Augenblick wird deine Wünſche krönen:
Der Liebe niemals Harmonien erklangen.

Schon iſt erloſchen mir der Hoffnung Licht,
Auch ſelbſt die Täuſchung iſt mir nun genommen,
Kein Strahl wird mehr in meinen Buſen kommen.

O Nacht, du kannſt allein mir Klarheit geben,
Sie fehlt uns in dieſem engen Leben,
Und ſtrahlt nur dann, wenn unſer Auge bricht.

Der Dämon.

(1800.)

b.

Es ſieht der Menſch die Abendröthe prangen,
Und athmet froh in dem erfriſchten Herzen;
Doch weh! es ſollt' im tiefen Innern bangen
Ihm, dem das Schickſal droht mit grimmen Schmerzen.

Des Lebens Ruhe wird er nie erlangen:
Denn wenn am Himmel funkeln tauſend Kerzen,
Und das Gemüth ſich öffnet frohen Scherzen,
Dann iſt das Schickſal nah, ihn zu umfangen. —

Es ſieht Natur ſo ſanft auf uns hernieder,
Und ſpricht uns an aus tauſend friſchen Quellen,
Es tönen Freude ihre leiſen Wellen. —

Doch horch! aus tiefem Thal ertönen Lieder,
Die grabes ähnlich uns und ſchwer umwallen —
Ich ſeh' den Tod in meine Arme fallen.

Der Verlaſſene.

(1801.)

1.

Ich liebte ſie mit innigem Gefühle,
Ich lebte nur in ihres Auges Blick,
In ihr allein fand ich mein ganzes Glück,
Das ſchwere Leben wurde mir zum Spiele.

Nun war die Jugend mir ſo wonnig kühle,
Denn Ruhe ſtralt und Schönheit ſie zurück,
Ich kannte kein nothwendiges Geſchick,
Mein ganzer Ernſt war, wie ich ihr gefiele.

Da ſah das Schickſal uns mit finſterm Spotte.
Entführte mir die liebliche Geſtalt:
Nun iſt das Leben wieder matt und kalt.

Ich war ſo ſelig, träumte mich zum Gotte —
Warum, o Schickſal, trennteſt Du die Treuen?
Wie ſoll ich auf der Welt mich nun noch freuen?

Dichter-Phantaſie.

(1800.)

1.

Es ſtrahlt der Tag im Nahen und im Weiten,
Beleuchtet grell die Kraft in wilden Trieben,
Nicht darf der Menſch den Menſchen freundlich lieben,
Und nur Zerſtörung kann zur Ruh ihn leiten.

Es ruht der Menſch von irrem, wildem Streiten,
Kein ſüßer Traum iſt freundlich ihm geblieben,
Ihm, den das rohe Leben nur getrieben,
Und er erwacht nur, um aufs Neu zu ſtreiten.

Das iſt der Cirkelgang des öden Lebens,
Dumpf tönt die Uhr des vorgemeſſnen Strebens,
Ernſt blickt und kalt ihn an die ſtrenge Pflicht.

O reiß dich los von dieſen engen Qualen,
Dann wird dir froh die neue Sonne ſtralen,
Dann biſt du frei, und über aller Pflicht.

Uebermuth.

(1800.)

1.

Wild wogen um dich her die irren Fluthen
Des Weltgewühls in feindlich engem Drange,
Nicht mehr wie einſt wird dir's im Innern bange:
Du ſchürſt und birgſt in dir die reinen Gluten.

Die Welt mag zittern, Völker mögen bluten,
Dein Leben ſpielt um dich mit leiſem Gange,
Die Leier ſchlägt, dem ſchwebendem Geſange
Vernommen, Orpheus, deines Lebens Fluthen.

Kein Zweifel mehr kann deinen Buſen füllen,
Und hohe Klarheit leuchtet von dem ſtillen
In ſich geſenkten Auge ſanft herab.

Für dich iſt keine Zukunft, nichts vergangen,
Des Todes Odem weht dir ohne Bangen,
Und ruhig lächelſt du dem offnen Grab.

Vorſatz.

(1800.)

Was iſt es, Geiſt, das dich ſo ſchwer umgiebt,
Wie dunkle Wolken vor dem Auge ſchwebet,
Daß niemals mehr die Kraft zum Himmel ſtrebet,
Und das Gemüth nur ahnet, was es liebt?

Wie war es einſt in dir ſo ungetrübt!
Du ſprachſt das Wort, und die Geſtalt, ſie lebet,
Es glänzt das Aug', der trunkne Buſen bebet,
Und jeder Zweifel iſt wie Spreu zerſtiebt

O kehret wieder, holde Jugendzeiten,
Und ſtralet mir zurück die goldnen Weiten,
Die einſt dem Leben kühne Kräfte gaben.

Kein zweifelnder Verſtand ſoll Träume ſtören,
Die, herzlich, nur dem Herzen angehören,
Ich will mich ganz an dir, o Dichtkunſt, laben.

Sehnſucht.

(1802.)

Nur einen Strahl in dieſe dunkle Nacht,
O Schickſal, ſende mir, damit es tage,
Damit ſich ende dieſe lange Klage,
Und neu die Kraft im Innern mir erwacht.

Wie freundlich dort die goldne Sonne lacht,
Will ſie mir winken, daß ich's weiter wage?
Des Lebens Wogen rüſtig noch ertrage?
Haſt du, Geſtirn, auch meiner mild gedacht?

O täuſch' dich nicht, du Armer, jene Zeit,
Wo noch der Himmel liebend niederſah,
Sie ſank hinab mit allen ihren Sternen.

Die Erde liegt von unſrer, ach! ſo weit,
Nicht kehret wieder was einſt dort geſchah;
Doch lächelt ſie auch noch aus weiten Fernen.

Beim Tode des zweiten Kindes.

(30. Junius 1814.)

Wie, mein geliebtes Kind, du willſt nicht weilen?
So ſoll ich nie der Hoffnung wieder trauen?
Dich ſoll ich nie mehr, du Erſehntes, ſchauen?
Und nimmer meines Herzens Ziel ereilen?

Nicht zählt der Pilger, glaubensvoll die Meilen,
Die noch ihn trennen von den milden Auen,
Auf denen ſtolz ſich Gnadentempel bauen,
Die kühn gewölbt der Erde Wolken theilen.

So hab' ich gern und kräftiglich gerungen,
Du ſollteſt Lohn ſein aller meiner Mühen,
Dich wollt' ich hegen in des Buſens Tiefen.

O eitles Sehnen! Herz, du biſt bezwungen:
Mir ſoll aus Grabes Nacht nur Hoffnung blühen —
Ich wollt' die Starren wecken; doch ſie ſchliefen.

Der Geliebten.

(1800.)

Ein trüber Schleier deckt des Lebens Weite
Und Dämmerung beſchränkt des Auges Blick;
Iſt's ferne noch von mir, das ſtille Glück,
Das ich erringen wollt' im wilden Streite?

Wo iſt die Hand, die durch das Dunkel leite?
Wer giebt die Klarheit meinem trüben Blick?
Wer führt in meine Jugend mich zurück,
Die leiſ' und zart an mir vorüber gleite?

O du, zu der ich oft voll Ahnung flehe,
(Dein Name ſei dem Worte nicht vertraut)
Gieb dem Gemüthe Kraft, daß es dich fühle.

Dann, wenn ich einſt dir in das Auge ſehe,
In dir entzückt mich habe angeſchaut,
Was iſt dann noch, das meinen Buſen kühle?

Trauer und Ermunterung.

(1800.)

Das Leben ſieht ſo ernſt auf mich hernieder,
Und giebt dem Wunſche niemals die Gewährung:
Den Geiſt, gehoben ſchon zu reinerer Verklärung,
Drückt bang und ſchwer die Wirklichkeit darnieder.

Wie trenn' ich mich von dieſem ſchweren Leben?
Wie ſtreif' ich ab die drückend engen Ketten?
Was kann von der Nothwendigkeit mich retten?
Und dem Gemüthe Freiheit wieder geben?

O laß uns fliehn ins heitre Reich der Schatten,
Verloren ſei'n des Lebens irre Gänge,
Es trag' uns Dichtkunſt auf dem leichten Flügel.

Und hingeſtreckt auf kühl umwebten Matten,
Verachten wir des Stolzes Luftgepränge,
Und Klarheit ſtral' uns aus der Schönheit Spiegel.

Heimweh.

(1804.)

Armer Knabe, welch Räthſel iſt das?
Biſt ja ſo ſeltſam und ſtill,
Iſt doch die Wange ſo hohl und blaß,
Daß kein Lächeln mehr kommen will.

Wendeſt dein Auge nach Süden hin?
Wohneſt im Norden ja;
Laß deinen Sinn nicht ſo irre fliehn,
Iſt hier ſo fröhlich wie da.

Hauſet dir etwa der Vater dort,
Oder die Mutter gut?
Birget die Freund' ein ſtiller Ort,
Der im ſüdlichen Thale ruht?

Oder iſt dort die trauliche Flur,
Wo die Geliebte geht —
Daß dir, allein nun in weiter Natur,
Freundliches nichts mehr entgegen weht? —

Armer Knabe, du wend'ſt dein Geſicht,
Höreſt mich nicht mehr an:
Aber die rinnende Thräne ſpricht
Mehr als dein Mund es je gethan.

Vom muntern Knaben.

(1804.)

War einſt ein guter Knabe,
Lebte friſch in die Welt hinein;
Es war ihm Himmelsgabe,
Zu athmen ein fröhliches Sein.

Doch das Schickſal — laßt mich es ſagen —
Es war ihm eben nicht grün:
Viel Ungemach thät ihn plagen,
Wollt gar nicht von ihm ziehn.

Ihm ſchwanden des Lebens Güter,
Und Armuth erfaßt' ihn kalt.
„Da droben iſt mein Behüter,“
So tröſtet er ſich gar bald.

Die trauten Freunde, ſie ſchieden,
Und ließen ihn einſam ſtehn.
„Doch geht nur nach Norden und Süden,
Meine Liebe wird mit euch gehn.“

Nun hat er ein Liebchen erkohren,
Sie liebt er gar warm und treu.
„Iſt ſie mir nur nimmer verloren,
Dann ſei es doch, wie es auch ſei.“

Da mußt er ſich von ihr trennen
In die kalte Fremde gehn:
Das Herze wohl thät' ihm brennen,
Doch wußt' er ſich Troſt zu erſehn.

„Sie iſt ja doch ewig die meine,
Sie ſei nun auch wo ſie ſei,
Sie wird mich nicht laſſen alleine:
Bin ich ja doch ewig ihr treu.“

Da wandelt er einſt in der Ferne,
Des Abends bei Mondenſchein;
Es leuchteten freundliche Sterne,
Schien alles gar friedlich zu ſein.

Da kam aus der Heimath ein Bote:
„Wie geht es dem Liebchen mein?“
Ein höhniſches Lächeln ihm drohte:
„Dein Liebchen wird nimmer mehr dein.

Sie hat dich Knaben vergeſſen,
Iſt längſt mit 'nem anderen froh:
Mußt Gleiches mit Gleichem ihr meſſen;
Es iſt nun im Leben alſo.“

Nicht war nun der Knabe mehr munter,
Schien wol zu Ende ſein Lauf:
Die Sternlein gingen ihm unter,
Herz hörte zu ſchlagen ihm auf.

Mahnung.

(1802.)

Wohl iſt es wahr, daß dem trunkenen Abend der nüchterne Morgen
Folgt, und dem Herzen entreißt feindlich manch ſüßes Gefühl.
Aber denke du wenigſtens nicht am Abend des Morgens,
Daß du den kühneren Traum herzlos nicht ſelber verjagſt.

Denke, Geliebter der Zeit, wo keine Zeit du erkannteſt,
Wo noch das zarte Gefühl feigere Klugheit verſchmäht,
Wo du das Leben geliebt, wie der Jüngling das liebende Mädchen,
Innig mit reinem Trieb, nicht aus Gewohnheit und Furcht.

Sicherheit.

Hin und wieder ſchwankt die Empfindung und irret das Urtheil;
Nur das reine Gemüth irrt in der Liebe nicht mehr.

Der Zweifelloſe.

(1811.)

Iſt es verſtattet, ſo glücklich zu ſein? ſo fragſt du den Dichter;
Doch er erwiedert dir nichts: lächelt und glaubet und liebt.

Deutſchland.

(1805.)

Eine Tragödie kenn' ich, die noch kein Dichter geſchrieben:
„Deutſchland" heißt ſie, und nie fand ſich ſo würdiger Stoff.
Viele Jahrhunderte treten hier auf, wie geharniſchte Rieſen,
Einige glanzvoll und kühn, andre mit ſtillerem Ernſt.
Dann erzeugt ſich der mächtige Krieg um Meinung und Glauben;
Groß entflammt ſich die Kraft; doch ſie zerſtöret ſich ſelbſt.
Und die hohe Germania ſinkt mit Würde zur Ruhe,
Und die gerettete Kunſt ſchützet das heilige Grab.

Schwermuth.

(1800.)

Univ. Bibl. München

Was iſt es Geiſt, das dich zur Erde zieht,
Mit ſchwerer Hand und unbekannter Kraft,
Daß aus dem Buſen mir die Luſt entflieht,
Das Herz in trüber Dämmerung erſchlafft?

Kein Sonnenſchimmer wallt auf meinen Wegen,
Kein Morgenroth dringt in die tiefe Bruſt,
Kein Freundesauge ſtralt mir froh entgegen,
Und giebt dem Leben neue Lebensluſt.

Ich ringe mich empor und ſinke nieder,
Ich ſinke nieder, mich empor zu richten;
Es tönt der Grabgeſang des Lebens wieder,
Und Kräfte kämpfen, um mich zu vernichten.

Verloren iſt des Lebens ſchöne Mitte,
In der allein die Ruhe fröhlich wohnt;
Was hülf' es auch, wenn ich noch länger ſtritte,
Kein heitrer Sieg iſt's, der den Kampf belohnt.

Ich finde niemals wieder meine Jugend,
Die, unbewußt des Lebens, Leben giebt,
Das rauhe Schickſal riß an meiner Jugend,
Zerriß das Herz, das einſt ſo heiß geliebt.

So tritt denn näher mir, du ernſter Schatten,
Und hülle dicht mich in dein Dunkel ein,
Der nächt'ge Schleier decke mein Ermatten;
Ich will mich ganz dem milden Tode weihn.

Ruhige Anſicht.

Es folg' ein Jeder nur dem eignen Gotte,
Den er im Innerſten des Innern fühlt,
Der Dichter folg' ihm kühn zur heilgen Grotte,
Wo milde Dämmrung ſeine Schläfe kühlt.

Milde der Nacht.

(1800.)

Es ſenkt der Abend kühlend ſich hernieder,
Und graue Dämmerung umhüllt die Flur;
Im Thale wallt der Nebel hin und wieder,
Der Landmann traut der vielgewohnten Spur.

Verſunken iſt der Tag mit ſeinem Glanze,
Erborgter Farben Schein iſt hingeſchwunden,
Der Strahlen Ueppigkeit im ew'gen Tanze
Erloſch, und Dunkel hat uns nun umwunden.

O Nacht, wie iſt mir wohl in deiner Hülle,
Die lindernd ſich um meinen Buſen ſchmiegt!
Ich ahne Klarheit hier in deiner Stille,
Und fühle, daß die Schönheit einſt noch ſiegt.

Verhülle jede Spur des nicht'gen Lebens
Die ſchwer und nüchtern mir ins Auge blickt,
Das mich verlezt im Eifer meines Strebens,
In ungeſeh'nen Netzen mich verſtrickt.

Vergeſſenheit, du lieblich ſanfte Schöne,
Dein Nahen kündet mir dies innre Weben,
Schon hör' ich deine wonnegleiche Töne,
Und es erblüht im [illegible] das neue Leben.

Einer jungen Freundinn.

(1804.)

Schön erſcheinſt du im Glanz der lieblich blühenden Jugend,
Schön in der Freude Moment, ſchöner in bitterem Schmerz;
Und doch trau'r ich, denn ach! es fehlt dir der heilige Zauber,
Den du dem Namen nach kennſt, aber im Herzen nicht fühlſt.
Möge die Liebe ſich mächtig dir nahn und tief dich verwunden,
Und in des Schmerzens Gewalt gehe die Freude dir auf.

Dionyſius.

Wohl ergötzte der Spieler der Cither den finſtern Tyranne
Und er gelobt' ihm dafür willig ein goldnes Talent.
Aber am nüchternen Morgen darauf, da der Künſtler ih
mahnte,
Lächelnd ſprach er und hielt dieſes verneinende Wort:
„Geſtern ergötzteſt du mich durch Geſang und die Töne d
Cither,
Ich ergötzte dafür, Künſtler, mit Hoffnungen dich.
[illegible] iſt dein Geſang, und unwahr iſt deine Hoffnung,
Träume gewährteſt du mir, Träume nur gab ich zurück.“ –
Was das Geſchichtchen euch ſolle, ſo werdet ihr Dichter nic
fragen,
Nur dies Eine zum Troſt, daß ſchon Plutarch es erzähl

Letzte Beruhigung.

(1803.)

Viele ſterben, die nimmer gelebt, die nimmer geliebet,
Und in die kalte Gruft bergen das kältere Herz;
Viele ringen zu leben, zu lieben, doch leben ſie nimmer,
Ach! denn die Ringenden ſucht Liebe, die ſüßere, nicht.
Freundlich ruhige nur erfreut ſie, die freundliche Liebe,
Hebet die ſtillere Bruſt milde zu mildem Gefühl.
Doch es verlöſchet das glühende Herz in dem einſamen Leben,
Und aus dem tiefen Staub ſteiget kein Phönix herauf.
Stiller Tod, nur du entwickelſt ihr feindliches Leben,
Und auf immer verklingt einzelner Mißlaut im All.

Der Irrthum, und ſeine Löſung.

Du milde, freie Emma,
Wie warſt du doch ſo ſelig,
Als in dem zarten Herzen
Nur Ahndung war und Liebe!
Dein ganzes Leben ſchien ein einzig Lächeln,
Das deinem Buſen ſüße Antwort gab.
Da trat aus roher Männerſchaar daher
Ein Jüngling, ſchmeichleriſch um Liebe flehend —
Unglückliche! Du trauteſt ſeinem Worte,
Das nicht den Widerhall im Herzen fand;
Hin eilteſt du zum furchtbar ernſten Orte,
Wo ew'ger Schwur dich feſt mit ihm verband.
An das Gemeine warſt du feſt gebunden,
Drum konnteſt du nicht mehr auf Erden dauern,
Zerriſſen war dein Leben, wie die Täuſchung,
Es ſenkte ſtill der Genius die Fackel.
Des Todes milder Schein umſchwebt die Seele,
Und zaubert neu das ſüße Lächeln,
Das letzte, dem die ferne Stimme
Der Ahndung ſüße Antwort giebt.

Freundlichkeit des Abends.

„Iſt die Zeit gar träg und matt,
Will der Frühling ſelbſt erkalten,
Will die Jugend ſelbſt veralten,
Iſt das Leben ſeiner ſelbſt ſchon ſatt.“

Solch' ein böß Gefühl beſchleicht die Bruſt,
Oft um Mittag, wenn's ſo heiß und leer,
Wenn die Luft ſo drückend und ſo ſchwer
Raubt der friſchen Jugend alle Luſt.

Lieber, wenn der Abend kühl
Dämmernd ſich hernieder thaut,
Begeiſterung dich wieder ſchaut:
Muß wohl hinweg das böſe Gefühl.

Und wenn die Geliebt' erſcheint,
Wär' es auch in Träumen nur,
Haſt du doch wieder lieb die Natur;
Wird alles wieder mild vereint.

Tiefe der Nacht.

Es zieht die Nacht herauf an jenen Hügeln,
Entführt dem Blick das Nahe und das Ferne,
So iſt die weite Flur verhüllt mit ihren Flügeln,
Und nirgends leuchten ſtill erfreu'nde Sterne.

Das Schickſal ſteht mit ſchwerem finſterm Schweigen —
(Kein Sterblicher wird löſen das Geheime)
Vor ihm muß ſich die ſchwache Menſchheit beugen,
Es zieht zurück des Lebens goldne Träume.

Verjüngung.

So früh ſchon willſt du ſüßes Leben ſinken?
So früh ſchon wollt ihr alten Träume ſchwinden?
Ich ſoll kein Herz, kein mir verwandtes, finden,
Nie der Geliebten Kuß nie Wonne trinken?

Will ſich der Morgen ſchon zur Nacht hinwenden,
Soll mir kein Abend helle Kühlung ſtralen,
Und nach ſo tiefen, endlos bangen Qualen
Kein Gott die Ruhe mir vom Himmel ſenden?

So klagt' ich ſtill in einſam trüben Nächten,
Und hört' nur, zur Antwort meinen Klagen,
Des Sturmwinds Flügel an die Fenſter ſchlagen,
Die keine ſanftre Liebe Freude brächten.

So klagt' ich jüngſt in mitternächt'ger Stunde;
Da ſchien's als öffne ſich der Zukunft Pforte,
Ich hörte heil'ge, nie gehörte Worte,
Die Lindrung hauchten für des Schmerzens Wunde.

Nicht ſagen darf ich was ich hier vernommen,
Nicht nennen was mir hier vergönnt zu ſchauen.
Ich kann es nie den Worten anvertrauen,
Doch war das neue Leben angeglommen.

Nicht iſt der Morgen mehr zur Nacht gewendet,
Es will ein jeder Tag mir Kühlung ſtralen.
Des Lebens Quell trink' ich aus goldnen Schalen,
Ein ſtiller Gott hat Ruhe mir geſendet.

Auf den Tod eines Freundes.

Wenn der tiefere Geiſt, vertraut der Natur und dem Himmel,
Sanft ſich löſet, und klar erſt in der Klarheit ſich hebt,
Dann iſt Leben der Tod, und ſanfthell leuchtet die Nacht her,
Und was der reinere Sinn muthig gedacht, iſt erfüllt
Wohl, ſo tröſte du ſelbſt uns, du früh aufwandelnder Jüngling:
Du, der das Leben begriff, war dir nicht ſüß auch der Tod!

Magie der Nacht.

(1803.)

Was des Tages greller Schein
    Mir geraubt mit bittern Schmerzen,
Kannſt du liebe Nacht allein
    Wiedergeben meinem Herzen.

Ach! der ſtolze Tag verhöhnt
    Alle meine tiefen Schmerzen;
Nimmer wird das Herz verſöhnt,
    Als in dir o Nacht, allein.

Liebchen iſt verſchwunden mein,
    Weit in fernes Land gezogen:
Weiß nicht, wann ſie wiederkehret,
    Die mir über alles werth.

Iſt die Hoffnung gar erlogen,
    Kann nun nimmermehr erlangen,
Ihrem holden Blick zu lächeln,
    Sie mit Liebe zu umfangen.

Nur wenn ſtille Nacht erſcheint,
    Kehrt ſie in den Träumen wieder,
Läßt ſich freundlich zu mir nieder,
    Will mich nimmermehr verlaſſen.

Und ihr liebes Auge weint
    Stille Thränen ſüßer Freuden:
Und ich darf ſie kühn umfaſſen,
    Freudig, daß wir ſind vereint.

Die erhörte Bitte.

(1803)

Mit Staunen ſieht das Volk die Prieſterin,
Die Vielehrwürdige zum Tempel fahren.
Nicht ſtolze Roſſe führen ihren Wagen
Wie ſonſt in raſchem Fluge hin zum Tempel;
Es ſind der Prieſterin zarte Söhne ſelbſt,
Die angefeſſelt an das rauhe Joch
Die Mutter tragen ſtill mit angeſtrengter Kraft.
Es flattert um die ſanfte Stirn das Haar,
Vom heißen Hauch des Mittagwinds bewegt,
Und wenn die Kniee wanken, heben ſie
Den Blick empor zur freundlich ernſten Mutter,
Und Muth und Kühnheit flammet aus dem Auge,
Das an der Mutter Auge liebend hängt.

Und ſie kommen an die hohe Pforte
Treten in das ſtille, heil'ge Innre,
Wo den Göttern ew'ger Weihrauch duftet,
Wo der Menſch der Hohen Nähe ahnet.
Spricht der Aeltre: „Iſt dir wohl, o Mutter?“
Spricht der Jüngre: „Mutter, ſieh uns an.“
Und die Mutter: „Ihr geliebten Söhne,
Lagert euch dort in der kühlen Halle:
Pflegt des Schlafes, nicht bedürft ihr Schlummers.“
Spricht der Aeltre: „Wie du ſagſt, ſo ſei es.“
Spricht der Jüngre: „Freue mich des Schlafes,
Bin wol müde, nur ein ſchwacher Knabe.
Zürne nicht des Schwachen, gute Mutter,

Flehe auch für uns die Götter an:
Was ſie geben, iſt gar gut und herrlich."
Siehe, da hüllt der Schlaf die Söhne beide;
Und die Prieſterin zündet an den Weihrauch,
Gießt den Wein aus, redet fromme Worte:

„Hab ich je mit Eifer dir gedienet,
Heilge Opfer dir gebracht, die Bräuche
Alle, die ehrwürdigen, geübet,
Biſt du je mit Huld mir nah geweſen:
O ſo höre jetzt mein brünſtig Flehen,
Hohe Göttin, lohne meiner Söhne
Fromme Liebe mit dem Größten, Schönſten,
Was die Götter Menſchen nur gewähren."
Sprichts, und in der Seele Tiefen fühlt ſie
Ahnend ſchon die ſelige Gewährung.
Und der Abend kommt; es naht die Mutter
Ihren Söhnen, will die Knaben wecken,
Die ſo ruhig ſind vom Schlaf umfangen.
Doch der Schlummer weicht nicht von den Augen,
Weicht nicht von dem traulich ſtillen Herzen;
Iſt ein ſüßer, ew'ger Schlummer worden.

An W. G.

Am Tage ſeiner ehelichen Verbindung.

(Frühling 1816.)

Früh ſchon, dem Kind und dem Knaben, verkündete dir ſich des Lebens
Stiller Ernſt in der Bruſt, und du entzogſt dich dem Spiel.
Auf dann reifte der Knabe zum Jüngling, und tiefer und tiefer
Strebte der Ernſt, der das Mark edeler Wiſſenſchaft ſog.
Und dir ward das Auge geklärt und der Buſen erweitert,
Denn die Liebe ſie ſtand neben dir lächelnd und mild.
Siehe, da ward dir der Ernſt zur Freud' und Lohn für die Arbeit,
Die das ew'ge Geſchick nimmer erſparet dem Mann.
Und du wanderteſt aus, und erſchauteſt Germaniens Gränzen,
Schauteſt das ewige Rom, ſchauteſt Neapels Glanz;
Aber das deutſche Herz, ungereizt von dem Schimmer des Auslands,
Wandte ſich ſehnend zurück hin zu der Heimath der Kraft.
Wo dich der Arm der Mutter, der Arm der Geliebten erwartet,
Wo ſich die Hoffnung dir zeigt, bald zu befried'gen das Herz. —
Jezt nun fröhlich eilend, [illegible] freundliche Monde,
Und ſchon nahte, ſo ſchien's, [illegible] erfüllend das Ziel.
Da erſcholl des Vaterlands Ruf, und die herrlichen Söhne
Eilten muthig heran, du nicht fehlteſt dem Zug:

Hingegeben hatteſt du alles was theuer dem Herzen:
Mutter, Geſchwiſter, und ach! auch die Geliebte ſogar! —
Hin in den eiſernen Kampf enteilteſt du: aber der Gott lenkt,
Wie der Staaten Geſchick, alſo des Einzelnen Lauf.
Abermals kehrteſt du heim, bekränzt mit der Blüthe des Sieges,
Und die Wiſſenſchaft nahm liebend den Krieger zurück. —
Siehe, nun iſt erfüllt, was das tiefe Gemüth ſich erſehnt,
Was der Jüngling gehofft, wird nun dem Manne zu Theil.
Denn was auch du erſchauteſt im Ausland, erkämpft in der Fremde:
Lieb' und Treue, ſie ſind ſtets doch das heiligſte Gut.
Ja du nennſt ſie nun dein die lange bewährte Geliebte,
Und kein feindlich Geſchick trennt die Vereineten mehr.
Wo ihr auch ſeid, mit euch iſt die Liebe, mit euch iſt die Treue;
Und wo die Liebe wohnt, findet ſich Heimath und Ruh.

Einem Freunde.

(2. Jul. 1815.)

Es iſt ein kühnes Wort, das ſelten nur
Der Mann ſich ſelbſt zu ſagen wagen darf,
Das Wort, das unſer Dichter ſeinem Helden leiht,
Daß „über ſeinem braunen Scheitelhaar
Die ſchnellen Jahre machtlos hingeflogen.“
Du biſt der Seltnen einer, der es ſagen darf:
Drum gab zum Seltnen dir noch Seltenes hinzu
Das ewige Geſchick, ſo mild geſinnt,
Daß, während Jugend dir im Innern wohnt,
Dich Jugend auch umſpielt in heitern Farben:
In Kraft der Söhne, in der Tochter Anmuth,
Und in des Kleinſten kaum enthüllter Blüthe.
So windet ſich das Leben wie ein Kranz,
Vollblühend, reich um dich in Lieb' und Kraft. —
O welch ein Tag, wo alles dankerfüllt
Die Hände aufhebt zu dem gnäd'gen Gott,
Der was wir flehten, liebend hat gegeben:
Den Sieg des Vaterlands, des heiß geliebten,
Den Sieg des Rechtes über Trug und Lüge.
Da kann nicht mehr das arme Wort genügen,
Denn über alles Wort iſt edle Freude; —
Doch kommt ein menſchlich froher Tag hinzu,
Dann drückt man inniger des Freundes Hand,
Und nicht verſchmäht ſich mehr das arme Wort,
Das lindernd ſänftigt und erhöht die Freude.

Monolog aus einem Roman.

(1803.)

Ein trübes Leben hatte mich umfangen,
Der frühen Jugend Kränze welkten hin,
Die alten Scherze waren all verſcherzt;
Ja ſelbſt die Schmerzen hatt' ich ſchon verſchmerzt:
Denn Dumpf und Oede war in meiner Seele,
Die ſich der ſtillen Nacht, der Einſamen,
In Einſamkeit dahin ergab.
Da theilte [illegible] ſich der Wolken Hülle,
Ein wunderheller Glanz ging an mir hin,
Vor dem die alte Nacht erbebend floh.
Im lauen Aether ſchwimmt der Mond daher,
Und in des reinen Glanzes milder Klarheit
Schwebt ſie, die lichte Geſtalt, vor meinen Augen.
Nicht kenn' ich ſie; doch ahnet ſie mein Herz,
Und bei des Blickes zauberiſcher Kraft,
Der milden Sterne lieblich hellem Leuchten,
Des hohen Ganges leiſerer Bewegung,
Erfühl' ich mich mit Jugend neu erfüllt,
Und von des Himmels ſternenhellen Höhen
Steigt göttlich ſchön die Freude mir hernieder.
Es ſchlägt das Herz in ſchönerer Bewegung,
Die alten Träume kehrten friſch erneut
Dem öden Buſen mir zurück, und ſpielten
Mit zarten Tönen um die tiefe Sehnſucht.
Zwei Stunden — o, nicht damals maß ich ſie,
Die Zeit, die mächtig mich der Zeit entrückte —
Zwei Stunden flohn dahin, wie goldne Pfeile

Mit Eil' hinrauſchen, niemals wiederkehrend. —
Ach warum floh't ihr, warum durft' ich euch,
Ihr Stunden nicht beſchwören, mir zu ſtehen?
Warum, ihr Horen, eilet ihr ſo ſchnell,
So üppig ſchnellen Fluges mir vorüber?
O, anders ſind die ernſten Schweſtern. —
Und du, die ich nicht nennen darf, wo weilſt du?
Ringend ſuch' ich dich überall, und nirgend
Find' ich dich, nach der das Herz im tiefſten
Innern ſich ſehnet. — —
Theilt ſich nimmer wieder der Wolken Hülle?
Iſt der Strahl auf immer hingeſchwunden?
Soll ich nimmer wieder ſchaun des Auges
Mondliche Klarheit, nimmer des ſüßen Mundes
Sanftes Lächeln, nimmer hören der Sprache
Lieblichen Wohllaut?
Siehe, das äußre Leben, das enge, hohle,
Faßt mich mit kaltem Arm: o rette du mich,
Daß ich an deiner Seite lebe das ſüße
Leben, und ſterb' an deiner Seite den ſüßen
Tod, von der Liebe Melodien umrauſcht.

Prolog

zu meiner neuen Bearbeitung des Hamlet, die
am 23. April 1816, am Geburts- und Sterbe-
tage Shakspears, in Berlin gegeben ward.

Es iſt ein ernſt bedeutungsvoller Tag,
Der heut uns hier in dieſem Saal verſammelt,
Denn dieſer Tag nahm vor zwei hundert Jahren
Den theuren Dichter aus der Menſchen Mitte,
Und von der Erde, die ſein Geiſt geadelt,
Hinauf zum Himmel, den ſein Geiſt geahnet,
Zu ſehn in milden ſelig ſüßen Bildern,
Wie es der Seher nur vermag, dem trunknen Herzen,
Dem trunknen Auge vorgezaubert hatte.
Er ſtarb — o möge dieſes Wort, das trüb ertönt,
Euch ſchonend nur und ſanft das Herz berühren!
Er ſtarb — wir ſehen ihm mit Schmerzen nach,
Doch auch mit Wonne, denn was uns die dunkle Stunde
In der Erſcheinung wegzuführen wußte,
War wenig und gering; des Lebens Leben,
Das er errang, vermag ſie nicht zu rauben.
Er lebt, und ſtets erneut ſich dieſes Leben,
Es rückt uns näher, immer näher ſtets,
Und unſrer Liebe, unſrem ernſten Fleiße
Enthüllt ſich immer mehr die reiche Welt,
Die ſeine Kraft hier auf die Bühne rief. —
Daß dieſe Bretter jetzt die Welt bedeuten,
Wohl danken wir es manchem alten Meiſter;

Doch ihm vor allen, der die Meiſter lehrte.
Vor ihm verſammelt gern der Stolze und alle
Vereinen ſich um ihn mit gleicher Liebe,
Wie edle Söhne um den edlen Vater.
Ihm folgen alle gern in's Zauberreich,
Das er mit ruhiger Gewalt erſchuf;
Sie folgen gern ihm auf die heitern Fluren,
Wo Scherz und Liebe um die Schäfer ſpielen,
Muſik und Mondſchein ſich auf Blumen wiegen.
Sie horchen gern, wenn er die heilgen Räthſel
Des Lebens uns enthüllt, den tiefen Abgrund
Der Menſchenbruſt erſchließt, ja ſelbſt in's dunkle,
Fernher geahnte Geiſterreich uns führet,
Und die Geheimniſſe der Ewigkeit
Der Sprache anvertraut, die ihm gehorcht. —
Und er iſt unſer! Zwar ein edler Britte;
Doch ſind die Edlen jenes Volkes Söhne
Von unſerm Stamm, von reinem deutſchen Stamm.
Und er iſt unſer! mit noch kühnerm Stolz
Sei dieſes Wort beruhigend geſprochen.
Bei uns, in unſerm lieben Deutſchland fand er
Das ganze, ungetheilete Gemüth,
Den feſt durchſchau'nden Blick, die unbedingte
Hingebung an die Wahrheit und die Schönheit. —
So ſei der Tag uns theuer, der ihn gab
Und ernſt bedeutend, der ihn uns genommen;
Und wohl geziemt es Deutſchlands edler Hauptſtadt,
Daß ſie der großen Dichter größeſten
Mit Liebe feire durch ſein eignes Werk,
Durch jenes Werk, das unter allen Sonnen
Die er erſchuf, als Mittelpunkt erſcheint,
Das allen leuchtet, ſinnig, hoch und herrlich. — —

Wir geben euch das Werk, wie wirs vermocht,
Der edlen Urgeſtalt genähert, wieder,
Und wenn die Kraft, der Fleiß und das Talent
Sich gern vereinen, es mit Würdigkeit
Auf dieſer Bühne neu euch darzuſtellen:
So ſeid dem Dichter hold, der euch erfreute,
So ſeid uns freundlich, die wir unſre Kraft,
Euch zu erfreuen, muthig geben wollen.

An R.

(Bei der Ueberſendung der Geſchichte und Kritik der deutſchen Poeſie und Beredſamkeit 1805.)

Was edle Sänger kühn und ernſt gedichtet,
Und wie ſie ſcherzend mit dem Leben ſpielten,
Wie ſie, vertrauend nur der eignen Kraft,
Die in des Buſens Tiefe nie verglühte,
Sich muthig durch die wilden Stürme rangen;
Wie Frühling, Freundſchaft, Sehnſucht ſie bewegte,
Wie ihnen Liebe Schmerzen gab und Wonne,
Das alles giebt dies Buch getreulich wieder. —

Ein grauer Himmel decket die Gefilde,
Wo wir des Daſeins Kraft zuerſt gefühlt;
Kein Frühlingshauch hat, leiſe nur und milde,
Des Buſens heißes Sehnen uns gekühlt.
Ein trüber Flor iſt um uns hergebreitet,
Es ſtrahlt kein Stern der durch das Dunkel leitet.
Doch aus uns ſelbſt erzeugen wir das Schöne
Im tiefen Innern wohnt die ſichre Kraft:
Die Phantaſie gebeut, es klingen Töne,
Daß ſtill in uns der Frühling neu ſich ſchafft:
Und wenn auch ſeine Blumen all verblühen;
Der Liebe Flammen können nie verglühen.

An eine Freundin.

Wenn uns ein Gott mit mildem Sinn die Wahrheit,
Die feſt in ſich beruhende, verleiht,
Wenn in dem tiefern Geiſt das Schöne ruht,
Wie auf dem heiligen Altar die Flamme,
Die zarte Sorgſamkeit vor rohem Anhauch
Und vor des Lebens wildem Lärmen ſchützt:
Dann ſteht der Menſch ermuthigt da, das Auge
Mit Stolz empor ſich hebend, fühlt ſich klar,
Und in dem tiefern Anſchaun ſchwelgt der Geiſt.
Doch wenn er immer tiefer dringt und tiefer,
Wie in des Berges Nacht der Muthige ſteigt
Und in des Meeres grauenvolle Gründe,
Um dort das Köſtlichſte für ſich zu rauben,
Dann tönt ihm oft ein mahnend Wort entgegen:
„Nicht wage weiter dich mit forſchem Auge,
Daß du dem Leben nicht die Blüthe entreißeſt,
Damit die heitern Farben nicht verbleichen;
Und Du nicht einſam daſtehſt, freudenleer.“
Dann erſt erfaßt er ganz den Geiſt des Lebens,
Und was es ewig hält und ewig ſchmückt.
Dann wird der tiefe Geiſt ſich farbig bilden,
Die Anmuth mit der Würde ſich vereinen,
Die rege Kraft der Stille ſich geſellen:
Er ſucht den Menſchen, um ihn ſtill zu lieben,
Und wird zum Menſchen nur indem er liebt.

Du weißt es, was die armen Worte wollen,
Denn nicht was Worte nennen; was das Herz
Befriedigt faßt, das iſt allein das Rechte.
So kannt' ich dich, ſo hab' ich Dich erkannt,
Drum nur das Eine: Bleibe wie Du biſt.

Geburtstagsgruß.

Freundin, deines Lebens Morgen
Bricht hervor mit ſanftem Glanz,
Und es ſchlingen ſich die Freuden
Wie die Blumen zu dem Kranz.

Heilig iſt des Aethers Bläue,
Und des Himmels Sternenlicht
Spricht zu Dir in frommer Ahndung:
Alles ſinkt, ich ſinke nicht.

Aber ſchön iſt auch die Erde
Und der Fluren ſanftes Grün,
Und die Blumen ſprechen kindlich:
Laß, o laß uns nicht verblühn.

Liebe, Freude und Vertrauen
Wohnt auch hier bei mildem Scherz,
Und das Köſtlichſte auf Erden
Iſt ein tiefes heitres Herz.

An —

(Im Sommer 1816.)

Du, dem ein gnädiger Gott die ſtets ſich erneuende Kraft gab,
Du, den erfreuet der Kampf, du, dem das Handeln gelingt,
Dem im ewigen Lenze der Jugend vollblühende Blumen
Sanft anſchmiegen und gern kränzen das männliche Haupt,
Wie? o Freund, ſelbſt Du, dem ſtets nur die Freiheit geleuchtet,
Soll Dich zum erſtenmal auch noch umgeben der Zwang?
Soll ſelbſt Dich noch berühren das ew'ge Geſetz, das dem Handeln
Auch noch das Dulden geſellt, ſollſt Du ihm weihen die Kraft?
Soll die Krankheit, ſonſt nur gewohnt, Die Tapfren zu weichen,
Und der herrlichen Kunſt, der Du Dein Leben geweiht,
Soll ſie ſich rächen dürfen an ihrem edelen Feinde?
Soll die zerdrückte Schlang' Kräfte gewinnen an Dir?
Nimmer! der harte Gedanke ſei fern, und ſanftere Anſicht
Spreche das zürnende Herz, ſpreche den Schmerz uns zur Ruh.
Nur vorüber wallte die Wolk' und ſegnend ergießt ſich
Auf die glühende Flur kühlender Regen herab.
Nicht wenn der Schwache duldet, erfreuet der beſſere Geiſt ſich,
Nur wenn der Löw' und das Lamm freundlich ſich eint in der Bruſt. —
Und ſo ſehen wir Dich, du lieber Starker, geduldig
Warten und hoffen, und bald naht ſich der Troſt und die Luſt.—

Wie? ſo ernſte Wort an dem Feſt? Nicht kümmerts den Bruder,
Denn er kennet ja den, dem er die Worte beſtimmt.
Nur wer den Schmerz erkennt, erkennet die blühende Freude:
Nur wer die Thränen verſteht, kennet das Lächeln, den Scherz.

An die Entfernte.

(6. Januar 1806.)

Iſt er gekommen der Tag, der dich dem Daſein gegeben,
Wo du zuerſt das Licht heiterer Sonne geſchaut?
Wo du mit Lächeln und Thränen zuerſt das Leben begrüßteſt,
Und das Räthſel der Welt dir ein Geheimniß noch war?
Ja, er iſt da, und um dich her ſind die Theuern verſammelt,
Die dir das Wechſelgefühl fröhlicher Liebe vereint.
Liebend ſchließt ſich die Mutter an dich die liebende Tochter,
Und was der Mund nicht ſpricht, ſagt dir ihr zärtlicher Blick.
Fröhlich umgeben dich jetzt die Schweſtern, die Brüder, die Freunde,
Und der Freundinnen Kreis ſchließet ſich enger um dich.
Alle vereinigt die Neigung für dich und die herzlichen Wünſche
Für der Theueren Wohl jetzt bei dem feſtlichen Tag,
Daß er heiter ſich ſtets erneu, und daß dir das Leben,
Milde ſei wie der Traum, welchen die Mainacht gewährt,
Wenn die laueren Lüfte ſich ſanft um den Buſen uns legen,
Und in dem ſtilleren Bach freundlich der Mond uns erglänzt.
Alle ſind ſie nun da, die du liebſt — — — — es fehlet nur Einer;
All' überſchauet dein Blick: — Einer von Allen, er fehlt.
Ach! ihn hält ein herbes Geſchick am fernen Geſtade,
Und der Einſame darf nicht der Geliebten ſich freun,
Darf nicht feiern den Tag, der ihm die Theure gegeben,
Nicht dem Herzen ſich nahn, das ihm die Liebe geweiht.

Strömet denn hin, ihr Thränen, und redet lauter, ihr Schmerzen,
Die in der tieferen Bruſt lang ſchon ich ſchweigend bewahrt;
Rede du Herz, wie du mächtig hinſtrebſt nach der fernen Geliebten,
Wie dir die Freude verrauſcht, wie dir die Scherze verwehn,
Wie dich die ſchmerzliche Sehnſucht ergreift, und ſelber die Freundſchaft
Dich nicht zu tröſten vermag, die doch ſo treulich es meint:
Weich' hinweg, du mächtiger Stolz und vergönne dem Herzen
Sprache zu geben dem Schmerz, der in dem Innern ihm lebt. — —
— — Doch an dem fröhlichen Feſt? o verrauſcht ihr trüberen Klagen,
Sanfter werde das Wort, ſanfter das heiße Gefühl: —
Möge das ſchöne Vergangne das trübere Jetzt dir verhüllen,
Und mit freundlichem Blick lächle die Zukunft dich an.

Fürbitte.

(1802.)

Armer Knabe, kannſt nicht ruh'n zur Nacht?
Will kein Schlummer deine Augen decken,
Irreſt im weiten Bette her und hin,
Seufzeſt tief, weißt ſelbſt nicht recht, wonach. —
Gutes Schickſal, ſei doch hold dem Armen,
Send' ihm ~~das erſehnte~~ Mädchen hin,
Daß er dürf' an ihrer Bruſt erwarmen;
Möge dann der Schlaf auch immer fliehn.

Aufgabe.

(1803.)

Willſt du erfahren, was Leben, was Tod, und Vereinigung beider,
Daß ſich des Todes Nacht löſe zu Klarheit dir auf:
Wohl, ſo erſpähe den Einen Moment, den großen, den reinen,
Den der gewöhnliche Menſch, leider! erröthend nur ſucht.

Geſpräch.

(1801.)

Der Schwermüthige.

Kalt von außen, kalt von innen
Leuchtet keine Sonne mehr,
Spricht kein Ton mehr an die Sinnen,
Will verrinnen des Lebens Meer.

Der Kühlgeſinnte.

Die Sonne ſcheint denn doch zuweilen,
Auch iſt der Wein gegen Kälte gar gut:
Wer die Verſe nicht mag befeilen,
Lebt am meiſten mit fröhlichem Muth.

Der Schwermüthige.

Die Zeit verweht,
Die Luſt zergeht,
Der Sturm erwacht,
Der Strom erſtarrt,
Der Menſch wird hart:
Was die Natur am ſchönſten geboren,
Geht nur in kalter Verweſung verloren.

Der Kühlgeſinnte.

Der Frühling kehrt am Ende doch wieder,
Es kann ja nicht immer Mailuft wehn;
Nur muß man Geduld haben, lieben Brüder,
Und derweilen im Schneegeſtöber gehn.
Am warmen Kamin wollt ihr den Sitz erwählen,
Dann gilt es, luſtige Mährchen erzählen.

An R.

(6. Jan. 1811.)

Wenn ſo ein dritter, fremder Mann erſchiene
Beſchaut' uns lang, belauſchte unſre Stunden,
Und wie die eine, eirund wie die andre,
So hinfliegt ſtill und anſpruchlos, er ſpräche
Zuletzt halbſeufzend: „Welch' ein armes Volk!
„Nicht eben wie Kanarienvögel, die man
„Mit warmen Händen faßt, faßt ſie das Schickſal,
„Und wie von ihrem Fenſter dort die Ausſicht
„Nur eine Spanne weit hinaus ſich ſtreckt,
„So und noch mehr begränzt ſich ſchon ihr Leben,
„Das äußre, wie's der Dichter vornehm nennt.
„Dem armen Manne, der ſeit manchen Jahren
„Schon in den Meßkatalogen erſcheint,
„Berührte, tückiſch faſt, ein Krankheitsdämon
„Die Hand, die ſich den Lorbeer wollt' erſchreiben,
„Daß wer es böſe mit dem Armen meint
„Von Ironie des Schickſals reden möchte.
„Nun ſitzt die liebe Frau, und leiht die Hand,
„Die ſie ſo treu in ſeine hat gelegt,
„Auch noch zum Schreiben, das ſich nimmer endet.
„Denn eher würde Sprea's Strom verrinnen,
„Als ihm die Luſt zur Dichtkunſt, und Geſchichte,
„Philoſophie, und wie er's weiter heißt,
„Was ſtets in Strömen er der Frau diktirt.
„Das gute Volk! wie es ſich müht und anſtrengt!
„Denn von Golkonda's und Potoſi's Schätzen
„Iſt wenig nur in ihren Schoos gefallen:

„Wahrhaftig, wenn ich's recht bedenke, mag ich
„Chriſtlichen Mitleids ſchwer mich nur erwehren,
„Denn ſonſt ſind ſie nicht übel, auch noch jung,
„Und leider ſchließt das Leben ſeine Bude,
„Als wäre aus das Feſt, ſchon knarrend ihnen zu.“ —

So ſpricht Herr Orgon — unſer alter Gellert
Würd' ihn ſo nennen — und er meint es gut;
Doch eben was nicht Orgon ſpricht und Damon,
Nicht Kunz und Peter, dünkt mich, iſt das Rechte.
Was ſcheint iſt draußen und nur nicht'ger Tand,
Was ſcheint, hört auch wohl einmal auf zu ſcheinen,
Doch was da iſt, hört nimmer auf zu ſein.
Bei uns, du Gute, giebts geringes „Scheint“,
Doch deſto reiner ſteht dafür das „Iſt“
Und wie ein reiches Füllhorn ſeine Gaben
Verſchwenderiſch herabſtreut, ſo das „Iſt“. —
Mir gab ein Gott, das Leben klar zu ſchauen,
Die Strahlen alle ſtill in eins zu faſſen,
Mir ward der reine Blüthenſtaub des Himmels,
Der auch das kleinſte Erdenglück umwallt.
Mir gab ein Gott die höchſte ſeiner Gaben
Die Poeſie, die, ewig jung und ſchön,
Das Herz erfriſcht und hebt, und labt und kühlt:
Wofür der demuthvolle heiße Dank
Nicht enden ſoll, auch wenn das Leben endet.
Mir gab ein Gott — was kann er Beſſres geben?
Wo iſt ein Glück, auf das wir ſichrer bauen? —
Mir gab ein Gott für dieſes arme Leben
Der Freuden reichſte, dich, du Freundlichſte der Frauen.

An Dieſelbe.

(6. Januar 1813.)

Wohl ſcheut der Menſch der trüben Worte Deutung,
Und, über glühnde Aſche ſchwer hinwandelnd,
Wagt er ~~es~~ nicht, ſein Schickſal ſich zu nennen,
Im Stillen fürchtend, daß er es erbittre,
Wenn er den Namen ſpricht, der es bezeichnet.
So wird das Trübe finſter, und das Finſtre,
Sich tief verdichtend, wirkt verworren fort,
Unausgeſprochne Schmerzen tief erneuend.

Nicht alſo wir. Was uns ein Gott genommen,
Die harten Stunden die er uns gegeben,
Die Schmerzen alle, die er uns beſtimmte,
Wir wagen ſie getroſt uns zu geſehen:
Und ſanft und milde ſehen ſie uns an,
Wenn wir nur ſanft und milde ſie ertragen.
Der Kranz des Schmerzens wie der Kranz der Freude
Iſt Gottes Gabe, und das Leben will,
Daß wir ihn kraftreich und mit reinem Anſtand,
Daß wir ihn tragen wie des Dichters Lorbeer.

Hin iſt das Jahr mit ſeinen ſchönen Stunden,
Hin iſt das Jahr mit ſeinen herben Schmerzen:
Noch einmal ſeh'n ſie uns wie Genien an,
Und Abſchied nehmend flattern ſie hinweg.

Die neue Bahn wird hell, die Hoffnung naht,
Der ew'ge Glaube und die ſüße Dichtkunſt,
Der ich mehr als mein Leben opfern möchte.
Die ewig neue Liebe, die du lehrteſt,
Die ew'ge Jugend — o du freundlich Theure,
Wenn wir uns haben, kann uns etwas fehlen?

An R.

(6. Januar 1817.)

Wohl möcht' ich dir ein heilend Wörtchen ſagen,
Das mit dem Jahr, das hinſchwand, dich verſöhnte.
Es war das Jahr der immer wachen Schmerzen,
Das Jahr ſo mancher ſchmerzlich trüben Täuſchung,
Wo nimmer mich Geneſung kühl umwehte,
Wo ſchon der alte ſchöne Heilungstraum,
Sich ſelbſt belächelnd, in ſich ſelbſt hinabſank.
Ich ſcheu dich nicht, du Flammenſchritt der Stunden,
Die mit ſo finſterm Ernſte mich bedräuten,
Ich wußt' euch doch mit Chriſten-Ernſt zu mildern,
Ja wohl mit Chriſten-Scherze zu bezwingen.
Ihr Nächte, nächtlicher als Nächte, tretet immer
Von neuem zu mir her, ich ſcheu euch nicht:
Wohl mochtet ihr von äußrer Kraft mir rauben:
Die innre hat der Herr mir wohl behütet.
Das möge dich, du Treugeliebte, tröſten. —
Du ſchweigſt? — ſo denke denn der lieben Stunden,
Wo wackre Freunde ſich um uns verſammelt,
Wo unſre Thränen ſich in Freundes Thränen,
Wo unſer Lächeln ſich in Freundes Lächeln,
Wo unſer Scherz in Freundes Scherz ſich löſte. —
Noch immer ſchweigſt du? ſo gedenke dann,
Wie mich der heil'gen Dichtkunſt Odem labte,
Wie gnädig Gott dem Worte Kraft verlieh,
Daß es auch fern die Herzen ſich entzünde,
Und mancher holde Gruß von edlen Frauen

Und mancher Beifall tüchtger ſtrenger Männer
Dem fernen Dichter lohnend ward geſandt. —
Nicht ſpurlos geht Beatrix mir vorüber,
Und du, Aurelie, meines Herzens Liebling,
Nimm meinen Dank für jenes theure Wort,
Das, dein gedenkend, mir die unbekannte Freundin
Am letzten heilgen Abend hat geſendet.
Und ſollt' ich eurer ſchweigen, ihr ſo lieben
So trauten Herzensfreunde Siegfried? Gerhard?
Die ihr ſo manchens theuren Jünglings Herz
Ergrifft, daß es ſich heiter zu mir neigt?

Noch immer ſchweigſt du? kann kein einz'ges Wort,
Kein tief empfundnes, dankerfülltes Wort,
Dich heilen, du Geliebte? keines? keines?

Wohl, du haſt Recht, kein Menſchenwort vermag es.
So laß uns aufſchaun zu dem ewgen Wort,
Das jede Frage löſt und ſel'ge
Beruhigung für alle Schmerzen hat.
O laß uns eingehn, immer tiefer eingehn
In jene ewge glanzerfüllte Wahrheit;
Dann iſt das Leben neu und kühn und mild,
Dann, du Geliebte, lächelſt du auch wieder.

An eine nichtgeſehene Freundin, als ich ihr Bildniß empfing.

(3. Jul. 1816.)

Sieh, iſt der ſinnig ernſten Zeit,
Wo das Lächeln mitunter ein wenig weit,
Kommt vom Himmel eine Maienblüthe,
Daß ich mich freu' im tiefſten Gemüthe.
Es iſt ein Bild, das freundlich auf mich ſchaut,
Ein reiner Blick, dem man ſich gern vertraut,
Ein Auge, das ſtill und ſinnig und milde
Schon hier auf Erden dringt in ſelige Gefilde.
Es iſt die edle Jungfrau; doch ein Kind,
Gottlob ein Kind auch, wie die ächten Kinder ſind:
Sie einigt die Kraft und den holden Frieden,
Klarheit und Sicherheit iſt ihr beſchieden. —
Du wärſt mir fremd? Dich hätt' ich nie gekannt?
Du wohnſt im fernen, nie geſehnen Land?
O theures Kind, dir hätt' ich viel zu ſagen,
Mit dir mich freuen möcht' ich, mit dir klagen;
Denn gar nicht fremd erſcheinſt du mir und kalt,
Zum milden Auge zieht das Herz uns bald. —
O ſprich zu mir doch nur ein einzig Wort,
Sonſt zürn' ich Arger noch auf Zeit und Ort.

„Ich bin die Freundin, die du dir erſtrebt,
Als du geſchrieben, wie's im Tode lebt,
Und wie das Leben nur als Blüthe ſprießt.

[illegible] der die heil'ge Frucht ſich einſt erſchließt;
Weil du in Demuth haſt den Herrn erhoben,
Den wir in Ewigkeit erſt würdig loben:
Weil du der Frauen Tugend haſt geprieſen,
Und manchen Männern was ſich ziemt gewieſen;
Weil du es ehrlich meinſt im Ernſt und Scherz,
Und weil dir ward ein redlich feſtes Herz:
Drum will ich auch als Freundin mich bekennen,
Und fröhlich dich den „frommen Dichter" nennen."

Berlin, gedruckt bei G. Hayn.

Die

Poeſie und Beredſamkeit der Deutſchen,

von Luthers Zeit bis zur Gegenwart.

Dargeſtellt

von

Franz Horn.

Erſter Band.

Berlin 1822,
bei Theod. Joh. Chriſt. Friedr. Enslin.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Kurze Inhaltsandeutung.

Vorrede. Erſtes Buch.

Schwierigkeiten des Unternehmens und was allein verſprochen werden kann. §. 1 bis 4.
Kurze Umriſſe zur Vorgeſchichte. Barden, Nibelungen, Minneſinger der ſchwäbiſchen Zeit. §. 5 — 6.
Wodurch das weitere Fortſchreiten gehindert ward. §. 7 — 10.
Heldenromane, Volksbücher, lehrende Gedichte. §. 11 — 13.
Religiöſe Bildung. Tauler. §. 14 — 16.
Heinrich von Nördlingen. Otto von Paſſau. Albrecht von Eyben. §. 17.
Martin Luther. §. 18 — 56.
Meiſtergeſang. Spruchſprecher. §. 57 — 68.
Anhang zu dem Abſchnitt von den Meiſterſängern. (ohne §. Bezeichnung.)
Volkslieder, ihre Blüthezeit und ihr Fall. §. 69 — 79.
Was Erſatz bietet. §. 80 — 81.
Hans Sachs. §. 82 — 96.
Melchior Pfinzing. §. 97 — 98.
Ulrich von Hutten. §. 99 — 102.
Thomas Murner; nebſt Bemerkungen über Sebaſtian Brand, Geiler von Keiſersberg und das Volksbuch Till Eulenſpiegel. §. 103 — 107.
Poſſen und Satiren. §. 108.
Johann Agricola. §. 109.
Sebaſtian Franke. §. 110.
Chroniken. §. 111.
Burkard Waldis. §. 112 — 113.
Johann Fiſchart. §. 114 — 122.
Georg Rollenhagen. §. 123 — 124.
Jakob Ayrer; und über das deutſche Theater, die engliſchen Komödianten. §. 125 — 129.
Johann Arnd. §. 130 — 133.
Ueberſicht der ganzen Periode von Luther an bis zum Beginnen des dreißigjährigen Krieges. Verbindung der politiſchen Geſchichte mit der literariſchen. Was den Deutſchen als Poeſie erſchien, und ob man ſie in geiſtliche und weltliche eintheilen dürfe. §. 134 — 140.

Zweites Buch.

Politiſche Geſchichte. Was dem dreißigjährigen Kriege vorangieng, der Krieg ſelbſt und deſſen drei Abſchnitte. §. 1 — 4.
Georg Rudolph Weckherlin. §. 5 — 6.

Martin Opitz. s. 7 — 20.
Paul Flemming. s. 21 — 36.
Friedrich von Logau. s. 37 — 49.
Andreas Gryph. s. 50 — 63.
Jakob Böhme. 64 — 74.
Johann Valentin Andreä. s. 75 — 80.
Friedrich Spee. s. 81 — 85.
Jakob Balde. s. 86 — 93.
Johann Angelus. s. 94 — 99.
Samuel Greifenson von Hirschfeld. s. 100 — 101.
Johann Michael Moscherosch. s. 102.
Die Gesellschaften für deutsche Sprache und Poesie. s. 103 — 110.
Sibylle Schwarz. s. 111 — 117.
Julius Wilhelm Zinkgref. s. 118.
Dietrich von dem Werder. s. 119 — 120.
Wolf Helmhard von Hohenberg. s. 121.
August Buchner. s. 122 — 123.
Adam Olearius. s. 124.
Ernst Christoph Homburg. s. 125.
David Schirmer. s. 126.
Robert Roberthin. s. 127.
Simon Dach. s. 128 — 129.
Paul Gerhard. s. 130 — 132.
Andreas Tscherning. s. 133.
Jakob Schwieger. s. 134.
Andreas Scultetus. s. 135.
Georg Philipp Harsdörfer. s. 136 — 138.
Johann Klai. s. 139 — 140.
Philipp von Zesen. s. 141 — 143.
Johann Rist. s. 144.
Justus Georg Schottel. s. 145 — 146.
Georg Neumark. s. 147 — 148.
Siegmund Betulius (von Birken). s. 149 — 151.

Druckfehler

Seite 20. Zeile 14. lies: werden.
S. 42. Z. 27. lies: ihm.
S. 49. Z. 25. lies: epigrammata.
S. 57. Z. 23. lies: Leieber.
S. 85. Z. 22. lies: bin.
S. 113. Z. 26. lies: Phalasismus.
S. 132. Z. 12. setze nach „Strom" hinzu: ; sondern nur.
S. 169. Z. 11. lies: Idyllen.
S. 200. Z. 13. lies: vertheidigte.
S. 265. Z. 30. lies: Morhof.
S. 273. Z. 20. lies: ein Verachtete.
S. 274. Z. 25. lies: Macaronischen.

Dem Leſer.

Da ich mich ſchon früher überzeugt habe, daß Vorreden nicht immer mit der Aufmerkſamkeit geleſen werden, die ihnen der Verfaſſer wünſcht, ſo iſt auch dieſes mal (wie in meinen „Umriſſen“) manches was ſonſt vielleicht in der Vorrede erwartet wird, in dem Buche ſelbſt ausgeſprochen worden. Was mir ſonſt noch in dieſer Hinſicht auf dem Herzen liegt, wird wohl am füglichſten am Ende des ganzen Werks, das, wie man leicht ſehen wird, auf mehrere Bände berechnet iſt, mitgetheilt werden. Jetzt begnüge ich mich mit dem Hauptwunſche, daß dieſem Buche, welches nur mit großer Anſtrengung, Sorgfalt und Liebe geſchaffen und ausgebildet werden konnte, Liebe begegnen möge, da ich mir bewußt bin, mit pflichtmäßig redlichem Eifer danach geſtrebt zu haben.

Die Poeſie iſt nicht das ausſchließliche Eigenthum einiger Individuen, kein Zunftgeheimniß, ſie gehört allen Menſchen an, oder vielmehr ſie will und kann allen den Menſchen angehören, welche nur wahrhaftig und vollſtändig wollen; ſie ſoll die reine Luft ſein in der wir athmen, der Kern des Lebens, ja das Leben ſelbſt. Dieſes Wort mag immerhin ein wenig überſchwenglich klingen; es iſt dennoch ein ſehr ruhiges, und ich ſpreche es mit beſonderer Gelaſſenheit und geſicherter Ueberzeugung aus. So iſt denn alſo die Geſchichte der Poeſie eines Volkes die Geſchichte ſeines innern Lebens; und ſo lade ich beſcheiden und herzlich meine theuren Landsleute ein, mit Wohlwollen zu vernehmen, was mir, nach vieljährigem Streben, über dieſen Gegenſtand klar geworden iſt.

Berlin, am 1ſten Januar 1822.

Franz Horn.

Erſtes Buch.

§. 1.

Indem ich dieſes Werk beginne, das die Geſchichte der äſthetiſchen Cultur der Deutſchen während der letzten drei Jahrhunderte genau und ausführlich darſtellen ſoll, verhehle ich mir weder die Schwierigkeiten noch die Anreizungen, welche ſich hier bieten, um beide mit heiterer Ruhe gegen einander abzuwägen und auszugleichen. Ueber einige der wichtigſten Theile des Werks, zu dem ich mich anſchicke, beſonders über die Hauptquelle der heutigen Bildung des nördlichen Deutſchlands, die Reformation, iſt bereits ſo ſehr viel geſchrieben worden, daß faſt eines über dem andern vergeſſen zu ſeyn ſcheint, und es kann vielleicht manchem unnöthig dünken, daß jener Zeitpunkt nun auch noch an die Spitze eines literarhiſtoriſchen Werkes geſetzt werde.

Es haben ſich ferner in der neueren Zeit mehrere wakkere Männer gefunden, welche, was früherhin ſo ſehr vernachläſſigt wurde, für die Culturgeſchichte des Vaterlandes, bedeutend wirkten, weshalb auch hie und da die Meinung entſtanden ſeyn mag, als ſei man nunmehr ſo ziemlich mit Hülfsmitteln verſorgt, und dürfe das weitere Bemühen ſparen.

§. 2.

Es iſt möglich, wahrſcheinlich ſogar, daß mir dieſe und vielleicht noch viele andere Vorwürfe gleich von vorn herein von einigen Leſern werden gemacht werden: allein ich darf ſie nicht ſcheuen, da ich, ohne irgend ein bereits vorhandenes zweckdienliches Buch verachten oder unnöthig machen zu wollen, die Anſicht hege, daß im Felde der Literaturgeſchichte der treuen Arbeiter noch bei weitem nicht genug ſind, und daß dieſe ganze Wiſſenſchaft bei uns noch ſehr jung und zum Theil ſehr unſicher daſteht, da, wie nicht geleugnet werden kann, gar manche unſerer literarhiſtoriſchen Werke nur als Nachhall vom Nachhall, oft auch nur als bloße ungenügende Materialienſammlungen zu betrachten ſind.

Weit bedeutender iſt die innere Schwierigkeit eines ſolchen Unternehmens, indem die Bildung der Deutſchen, als eines mehr nach innen als nach außen gerichteten Volkes, in manchen Perioden nur ſelten ſich in ſolchen Thaten zeigt, die in den Raum fallen, ja wohl gar zuweilen ſich auf das bloße Dulden und Zeit-abwarten beſchränkte. Oft iſt dieſe Bildung auch nicht vertraut genug mit Form und Sprache und während jene (Form) vernachläſſigt wird, erſcheint dieſe (Sprache) faſt nur als ein kindiſches Lallen, welches die Tiefe des Gedankens nur ſchwach andeutet und ahnen läßt.

§. 3.

Es iſt nicht genug, viele tauſend deutſche Bücher zu dieſem Zweck geleſen und ſie ſich möglichſt klar gemacht zu haben, denn unter dieſen tauſenden ſind vielleicht zwei Drittel, troß der *ſcheinbaren* deutſchen Sprache, in der ſie geſchrieben ſind, nicht deutſch, und fallen entweder bloß in das Gebiet der Neu-Europäiſchen Bildung oder Verbildung, oder in ein bloßes vornehmes oder gemeines Nichts hinein. Eine Beſorgniß wie dieſe, manches nicht Nationelle wohl gar für nationell zu halten und umgekehrt, kann einem

Franzoſen, der die Bildungs-Geſchichte ſeines Vaterlandes darſtellen wollte, nie begegnen, da allerdings den franzöſiſchen Schriftſtellern faſt ohne Ausnahme nachzuſagen iſt, daß ſie franzöſiſch ſchreiben; worüber indeß (ich meine in Beziehung auf die Mehrheit jener Autoren) wohl niemand ſich zu beſonderm Neide aufgelegt fühlen möchte. Unter den deutſchen Schriftſtellern aber ſchreiben manche nichts weniger als — deutſch.

Ferner ſcheint es, als ſei, bei aller Achtung für das Streben des Einzelnen, weniger daran gelegen, wie ſich dieſer oder jener Schriftſteller gebildet, und was er geleiſtet, als wie es ihm gelungen ſei, auf das Volk zu wirken. Hier äußern ſich dem deutſchen Literaturhiſtoriker Schwierigkeiten, wie ſie vielleicht kein anderer jemals gewahr werden kann; denn nicht ſelten findet ſich, daß ein trefflicher Autor in der Zeit da er lebte, faſt ganz unverſtanden vorüber gegangen iſt, wie etwa ein von einer noch ungekannten Sonne abgeſchickter Strahl, welcher unberechenbar ſpät ankommt auf der Erde, für die er beſtimmt iſt.

§. 4.

Ueberhaupt hat es das Anſehen, als ſei eine allgemeine Normalbildung in Deutſchland unmöglich, da auch bei der innigſten Liebe für das allgemeine Vaterland, dennoch die Verſchiedenheit der einzelnen Stämme, und inſonderheit der beiden Hauptſtämme, Saſſen und Sueven, bedeutend wirkt; ja wir dürfen hier noch im Vorübergehen bemerken, daß das Streben nach ganz individueller Bildung ſogar zu den Eigenthümlichkeiten des Deutſchen gehört.

Dennoch ſollen alle dieſe Anſichten nicht ſchrecken, ſondern nur zum ernſten Eifer ſtimmen, dem, wenn er der ächte iſt, ein fröhlicher Muth nimmer fehlen kann. Aber auch die

Beſcheidenheit nicht, denn wohl fühlend wie beſchränkt überhaupt die Kräfte des Einzelnen ſind, und erkennend, daß die wahrhaftigſte und genügendſte Literaturgeſchichte gewiſſermaßen nur von dem ganzen Volke geſchrieben werden kann, und täglich, handelnd — geſchrieben wird, mache ich mich zu nichts weiter verbindlich, als die Stimme eines Einzelnen zu geben, völlig zufrieden wenn meine lieben Landesleute ihr einiges Gehör geben, oder gar mit Belehrung und Ermunterung mir zu Hülfe kommen. Iſt uns doch gewiß allen nirgends ſo wohl als in unſerm theuern Deutſchland, und nächſtdem in Alt-England, (das ich das Shakſpear-England nennen möchte) wo wir, wie bekannt, eine ſehr reine germaniſche Luft athmen. Am wohlſten aber wird uns in unſerm lieben Vaterland, wenn wir zu erforſchen ſtreben, wie es geworden was es iſt, und unſre Literatur, die ſicherſte Erſcheinung unſrer Bildung, unſern Blick auf ſich zieht.

§. 5.

Einleitung durch Vorgeſchichte.

Betrachten wir die frühſte Geſchichte der deutſchen Poeſie, ſo ſpricht uns zuvörderſt aus dem Dunkel der freien Wälder die Poeſie der Barden an, unvernehmbar für das ſinnliche Auge und Ohr, doch geahnet in dem Gedanken, der allein jene in Nacht geſunkenen Lieder erzeugen konnte: Erhebung zu Gott und zur Freiheit, die bei unſeren Vorfahren im tiefen Herzen lebten. Aus dieſer Nacht tritt leuchtend und ſiegend hervor: das großartig-einfältige, beſonnen-heitere Niebelungen Gedicht, ein Werk, das die noch gährenden Stoffe im Hinſtreben zu einer neuen Welt, neu in politiſcher und ſittlicher Hinſicht, klar und deutlich beſchreibt, unſchätzbar als naiv poetiſches und hiſtoriſches Denkmal, und unübertroffen in ruhig einfältiger Gediegenheit der Darſtellung altgermaniſcher und Hunniſcher Charaktere, obwohl nicht völlig durchdrungen vom Geiſt des Chriſtenthums. Dieſes wird faſt nur genannt, ohne lebendig mitzuwirken, doch giebt der Dichter auch hier kühner und erfreulicher Ahnung Raum.

§. 6.

Die Ahnung wird nach einigen Jahrhunderten erfüllt, es erzeugt ſich nach langem Kampf ein ſiegend chriſtliches Deutſchland, deſſen höchſte Blüthe unter den Hohenſtaufiſchen Fürſten zu finden iſt. Wir nennen es in Beziehung auf die Erſcheinung der Religion im Leben, d. h. auf die Poeſie, das Zeitalter der Minneſänger. Mit Recht; denn unter den tauſend und aber tauſend Wohlthaten, welche das Chriſtenthum brachte, erſchien gerade den kräftigſten Naturen zuerſt die Herrlichkeit und Milde in der Liebe. Es war, als welle die neue Zeit die reinſte Freude, die durch Jahrtauſende entbehrt worden war, raſch nachholen; und, wenn ich das kühne Wort ſagen darf, ein tägliches Weihnachtsfeſt feiern, wie ja wohl auch die frömmſten Kinder zuerſt durch die lieblichen Gaben jenes Feſtes zur Liebe für den göttlichen Geber ermuntert worden ſind.

Man hat geklagt, daß in den zahlreichen Liedern jener Sänger doch auch weiter gar nichts vorkomme, als zarte Frauenhuldigung, ſüße Liebe, anmuthiger Frühling, und zuweilen auch wohl friſch flatternder Scherz. Es iſt aber ein Glück, wenn die Klagen ſelbſt bereits den Troſt in ſich enthalten, und es ſcheint faſt, als ſeien die genannten Dinge ſo köſtlich, daß man wohl nicht leicht müde werden kann davon zu hören, wenn man, wie doch wohl billig, überhaupt davon hören mag.

§. 7.

Man ſoll von dem Frühlinge nicht verlangen, daß er auch zur Abwechſelung einmal roth blühe und von der Liebe nicht, daß ſie uns etwa Regeln gebe, wie man durch die Welt komme, womit es nicht viel zu bedeuten haben kann, obwohl, wer eine Welt in ſich trägt, doch vielleicht zuweilen keine Welt hat.

Wir ſollen ferner bedenken, daß im elften und zwölften u. ſ. w. Jahrhundert die Worte alle, die das Schöne und Liebliche bezeichnen, noch viel friſcher und munterer waren wie heute, wo ſie mitunter faſt ein wenig verbleicht und alterſchwach erſcheinen, ſo daß ſich manche Leſer im ſchlimmſten Unmuth bei den Wörtern „Frühling, Liebe, Sehnſucht“ u. ſ. w. nicht viel mehr denken, als: das ſei nun ſo Herkommen bei den Dichtern und man habe jene Worte ſchon ſehr oft geleſen; welches recht übel iſt für die Leſer und für die Autoren.

Ueberkühne, faſt ungenügſame Gemüther wollen in den deutſchen Minneſängern eine gewiſſe üppig duftende Farbenpracht vermiſſen, welche ihnen wohl bei den Werken mancher ſüdlicher Poeten begegnet. Wer möchte ſich aber wohl unſern lieben deutſchen Frühling durch den Gedanken verbittern, daß der provenzaliſche Lenz vielleicht noch einige Blüthen mehr hat? Dem iſt freilich alſo; ja es werde nicht verhehlt, daß in manchen deutſchen Minneliedern nur ein unvollſtändiger Vorfrühling herrſche.

§. 8.

Wie aber der Menſch nicht immer Kind, Knabe, Jüngling bleiben ſoll, ſondern zum Manne heranreift, ſo auch die Zeit. So hätte man denn vermuthen ſollen, daß auf den Vorfrühling, welcher die ſchwäbiſche Periode bezeichnete, der volle Mai und dann der Sommer gefolgt wäre, aber er folgte nicht, und aus dem poetiſchen Jünglinge ward nicht ſobald ein poetiſcher Mann.

Es iſt hier nicht der Ort, die Urſachen alle zu entwikkeln, die dieſem betrübenden Ausbleiben zum Grunde liegen; wohl aber wird das hier angeführt werden müſſen, was uns unmittelbar auf den Zeitabſchnitt führt, welcher der eigentliche Gegenſtand dieſes Buches ſein wird, von dem aus es ſich bis auf unſere Zeiten hin verbreiten mag.

Die Kreuzzüge, welche die ernſten ſinnigen Deutſchen mit Begeiſterung erfüllt und mit den mannichfaltigſt gebildeten Völkern Europa's in Verbindung gebracht, hatten jetzt ein Ende genommen, und mit ihnen die Anregungen, die den Deutſchen, in ihrer damaligen Entwickelungsperiode beſonders nöthig war. Selbſt Italien, der alte Schauplatz des deutſchen Ruhmes, ſo wie freilich auch der Schauplatz der blutigſten Anſtrengung für ſie, ward ihnen unter Rudolph von Habsburg aus den Augen gerückt; und, obwohl die deutſche Königskrone in neuem Glanze ſtrahlte, ſo ward doch die alte römiſche Kaiſerwürde nicht mehr ſichtbar behauptet. Wer würde den trefflichen Rudolph tadeln wollen, daß er handelte, wie er handeln zu müſſen glaubte? Er war kein Friedrich Barbaroſſa; das iſt alles, was wir ſagen dürfen. Und wie bedeutend mußte ſeine Staatskunſt auf die Deutſchen wirken, wie bewährt mußte ſie ſcheinen, da auch ein ſpäter unternommener Verſuch, die alten Rechte auf Italien geltend zu machen, unter Heinrich VII. von Luxemburg mißlungen war, und mit dem heimlichen Mord des kühnen Kaiſers geendet hatte.

§. 9.

So concentrirte, aber auch verengte ſich der politiſche

Zuſtand, und mit ihm der Blick Deutſchlands während
vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts; und der vere
ten National-Anſicht folgte nothwendig auch das Ein
romantiſcher Poeſie, die am beſten geweiht in einem friſ
kräftigen und gefahrvollen, doch mit Gefahren ſpielend
Leben. Die Kraft war geblieben — und wie könnte ſi
den Deutſchen entweichen? — aber es fehlte die alte gla
volle Herrlichkeit. Im Allgemeinen war der Zuſtand w
ein glücklicher zu nennen; es herrſchte Wohlhabenheit, Re
thum ſogar, man lebte ſicher, und nicht ohne Behagen u
Bequemlichkeit. Es fehlte keinesweges an großen Begeb
heiten, edlen Charakteren, und, wenn ich ſo ſagen darf,
gendhaften Situationen, und das herrliche Muſter deutſc
Treue, Friedrich von Oeſtreich im Verhältniß zu Ludw
von Baiern, geht noch heute von Mund zu Mund. A
das iſt in Deutſchland nichts ſeltenes, und die ältere G
ſchichte, überaus arm an Anekdoten, verſchweigt gewiß t
ſend ähnliche Züge, da ſie dieſelben als ganz ſich von ſel
verſtehend betrachtete. Das alte weidliche Leben fehlte
deſſen — das zeigt ſich deutlich an dem Ruhen auf Lorbe
— die Fürſten hörten auf die Poeſie zu begünſtigen, u
der Adel zog ſich meiſtens zurück.

§. 10.

Späterhin ſchadete Kaiſer Karl IV. durch undeutſch
ſeichte und nicht ſelten unſittliche Klugheit, vielleicht au
durch die goldene Bulle, welche durch den beengenden Bu
ſtaben den freien Geiſt zu feſſeln unternahm. Den Nam
Wenzel braucht man bloß zu nennen, um ſelbſt bei dem
der nur einigermaßen vertraut iſt mit deutſcher Geſchicht
unangenehme Erinnerungen zu wecken, und Friedrich II
giebt während ſeiner ganzen vier und funfzigjährigen Reg

rung einen traurigen Beweis, daß man auch bei manchen an ſich lobenswerthen perſönlichen Eigenſchaften, zu dem großen Amte des Fürſten unpaſſend ſein könne.

Erwägen wir dieſe und noch ſo manche andere Hemmniſſe, die in jener Zeit der wachſenden Uneinigkeit in ſich und nach außen hin, zu finden ſind, ſo wird uns das Verblühen der Minneſänger-Periode ohne genügenden Erſatz, keinesweges befremden können.

§. 11.

Dennoch fehlte es nicht ganz an dem was wenigſtens den Zeitgenoſſen Erſatz ſcheinen konnte. Der romantiſche Sinn, der in Deutſchland nie ganz ſterben kann, erſchien zwar nicht mehr beſonders in ſchaffender Thätigkeit; deſto mehr aber in umſchaffender und reproducirender. Es iſt ohne Zweifel im Allgemeinen kein günſtiges Zeichen, daß man die ſchönen und bedeutſamen Rittergedichte, an denen das elfte, zwölfte und dreizehnte Jahrhundert ſo reich war, häufig in Proſa auflöſte; aber dieſe Proſa war eine kernige und treuherzige, die mancher ſpätern, z. B. der der beliebteſten des ſiebzehnten Jahrhunderts, weit vorzuziehen iſt. Wirklich ſcheint die Sprache durch jene Umbildungen in mancher Hinſicht gewonnen zu haben. Bei einer näheren Anſicht der Minneſänger erkennt man leicht, daß die ſpäteren in den rein poetiſchen Formen nicht nur keine Fortſchritte machten, ſondern entweder um den Reiz der Neuheit zu erreichen, zu unfruchtbaren Künſteleien ihre Zuflucht nahmen, oder nur die alten Weiſen und Wörter-Reihen nothdürftig verändert wieder gaben und in Mechanismus erſtarren ließen *). Da-

---

*) Selbſt der Haupt-Inhalt der Minnelieder, Huldigung der Frauen, erſtarrte und gefror zuweilen bei den ſpäteren, wor-

für war jene ſchlichte, aus lebendiger Quelle ſtrömende Proſa, Gewinn.

§. 12.

Es iſt ferner des günſtigen Umſtandes zu gedenken, daß die nunmehr in Proſa aufgelöſten Heldenromane und Novellen ein Eigenthum des geſammten Volkes wurden; ein Umſtand, der ſo wichtig und erfreulich iſt, daß er zu der entgegengeſetzten Frage veranlaſſen könnte, ob nicht, wenn die Minnelieder fortgeherrſcht hätten, endlich noch gar eine Fürſten- und Adels-Poeſie, im Gegenſatze einer Bürger-, Volks- und Bauern-Poeſie verſucht worden wäre. Gewiß wäre der Verſuch nur Verſuch geblieben, da die gute Natur der Deutſchen vor ſolcher trauriger Zerſetzung rettet; daß aber ein ſolcher Verſuch hie und da wohl im Sinne der Einzelnen gelegen haben dürfte, ließe ſich nachweiſen.

Jene Volksbücher, vom gehörnten Siegfried, dem Kaiſer Oktavianus u. ſ. w., theils auf eigenem theils auf fremdem Boden erzeugt, ſind in gewiſſer Hinſicht noch heute Volksbücher geblieben und wegen ihres tüchtigen innern Lebens, bei vernachläſſigter äußerer Form, wohl werth, als geſunde Keime ächter deutſcher Literatur betrachtet zu werden.

über uns die ſehr ſchätzbare Limburger Chronik manche Belege giebt. Es war gewiſſermaßen verboten, andere Anſichten über jenen Gegenſtand zu äußern als in der Hohenſtaufen-Zeit Sitte geweſen war; und der Graf Reinhard von Weſterburg verlor die Gunſt des Kaiſers Ludwig von Baiern, weil er, vielleicht nur im Scherz, gedichtet hatte, er „achte der Frauen Gnade kleine Sech," bis er durch ein mühſeliges Liebes- und Jammerlied das Verhältniß wieder herſtellte. Die Geſinnung die ſich hier bei dem Kaiſer zeigt, iſt höchſt achtbar; aber die Poeſie verlangt Freiheit im Leben, ſelbſt für den Irrthum.

§. 13.

Dennoch müſſen wir wiederholentlich einräumen, daß die Schöpferkraft der Phantaſie bei den Deutſchen geſunken war, weshalb wir in der damaligen Zeit der neuen romantiſchen Werke wenige oder gar keine entdecken, deſto mehr aber beſchreibende und belehrende Gedichte, Erzählungen ohne glänzende Erfindung aber voll guter Geſinnung und ſchlichten Verſtandes; endlich Fabeln, deren glücklicher Ton vielleicht nie wieder erreicht worden iſt.

Mögen dieſe kurzen Andeutungen hinreichen um ein Bild von dem früheren Zuſtande des poetiſchen Deutſchland's — nicht zu geben, das vermögen ſie nicht, und ſollen ſie nicht — ſondern nur von neuem zu beleuchten. Ihre Kürze wird dem denkenden Leſer um ſo mehr willkommen ſein, da ſie ihm Gelegenheit giebt, für jeden Satz einen Beleg in ſeiner Geſchichtskunde zu ſuchen oder ſich dieſelbe zu erwerben. Zum Glücke leben wir in einer Zeit, wo jene Kunde nicht ſelten iſt, da ſehr werthe Männer, von denen ich hier nur von der Hagen, Docen, Grimm u. a. zu nennen brauche, die Geſchichte der frühern Poeſie der Deutſchen mit ſo wackerm Fleiße behandelt haben, daß ihre Zugänglichkeit immer deutlicher wird.

§. 14.

Wichtiger noch für den Zweck dieſes Buchs, das in Luther den geiſtigen Führer von drei Jahrhunderten anerkennt, ſcheint mir der Umſchwung, welcher ſich jetzt in der Darſtellung religiöſer Anſchauungen und Geſinnungen zeigte. Er iſt auch in früheren Bildungsgeſchichten der Deutſchen nicht überſehen worden; doch möchte vielleicht ſeine Beziehung auf Poeſie noch nicht genugſam betrachtet worden ſein. Jene religiöſe Geſinnung iſt aber in ſich ſelbſt Poeſie; oder vielmehr nur durch ſie wird Poeſie *möglich*.

Die äußere Herrlichkeit der Deutſchen war, wie vorhin gezeigt worden iſt, im Sinken, und es ließ ſich vorher ſehen, daß dieſes Sinken ein Dauerndes ſein werde. So ward der Blick nach außen hin verengt und den Dichtern ging von dieſer Seite der Stoff faſt zu Ende; aber dem tiefern Menſchen kann der Stoff nie fehlen, denn er hat die Unendlichkeit in ſeiner eigenen Bruſt, und ſo zeigte ſich jetzt bei den Deutſchen das, was wir als ihr ausgezeichnetes Charakteriſtiſches betrachten, die Innigkeit (Inſichheit) Innerlichkeit, intenſive Gedrängtheit; es entſtand was man gewöhnlich die myſtiſche Schule oder die myſtiſche Theologie nennt, und wobei man gewöhnlich um dieſe Hinneigung zu erklären, noch an die Ideen der Neu-Platoniker erinnert. Man ſollte wohl nicht ſagen „es entſtand,“ denn es iſt hier von nichts Neuem die Rede. Jene ſogenannte Myſtik iſt gerade ſo alt als der Spruch: Gott in uns und wir in ihm, oder die ewige Verheißung, daß die Sanftmüthigen und Demüthigen ſelig ſeien, und wer reines Herzens iſt, Gott ſchauen ſolle. Der Grund der Philoſophie blieb wie er geweſen; aber ſie ſelbſt ſollte ſich beſcheiden, von göttlichen Dingen nicht reden zu können. Das Weſen der ganzen religiöſen Weisheit war, wie der Herausgeber von Taulers Predigten mit ſchöner Einfalt ſagt, „daß der Menſch ſeinen Grund, Gemüth, Herz und Seele, alſo lauter und rein bereiten und behalten ſoll, daß Gott darin mög ſeine Werke wirken und ſeine Luſt und Freude daran haben.“

§. 15.

So rein begeiſterte Männer, welche in dieſem Sinne redeten, traten jetzt in Deutſchland gar manche auf. Unter ihnen ſteht als Haupt:

Johann Tauler, ein Dominikaner-Mönch, zu

Straßburg geboren, man weiß nicht in welchem Jahre; geſtorben und begraben zu Straßburg 1361. Es iſt über ihn nur eine Stimme des Lobes, die Tugend ſelbſt war die einzige Quelle ſeiner Begeiſterung, denn wie er lehrte, ſo lebte er auch, in Fülle der Gnade und Liebe. In früherer Jugend überwältigte ihn der Enthuſiasmus und die Freudigkeit zuweilen dergeſtalt, daß er auf der Kanzel in Thränen ausbrach, und dieſelbe verlaſſen mußte, ohne die Predigt geendigt zu haben. Späterhin glich ſich dieſes Uebermaaß der Begeiſterung gänzlich aus, und die mildeſte Sanftmuth ſprach aus ihm in der gemeſſenſten bedeutſamſten Rede. Er und der h. Auguſtin waren, wie bekannt, die beſten Lehrer Luthers, obwohl ſo weit von einander und von ihm getrennt durch Zeit und Raum.

§. 16.

Wie es ſcheint, traute Tauler Anfangs der deutſchen Sprache nicht zu, die heiligen Geheimniſſe der Religion, wie ſie in ſeiner Bruſt lebten, genugſam ausſagen zu können. Wenigſtens iſt gewiß, daß er ſeine Predigten zuerſt lateiniſch ſchrieb und ſie ſpäterhin in das Deutſche überſetzte. Hier aber zeigte ſich auch ihm, daß unſere Sprache mit Recht als die reichſte von allen gelten darf. Dieſer Reichthum iſt nicht etwa ein bloß materieller, ſondern ein ſich immerdar geiſtig fort erzeugender Reichthum, und es kann nie ein Gedanke gedacht werden, den unſere Sprache nicht auszuſprechen vermöchte. Sie will nur würdig aufgefordert ſein, um alle ihre Schätze zu öffnen, und ſo trug es ſich zu, daß ſie, früherhin nur gewöhnt die Gefühle der Liebe und der Sehnſucht, die Freuden des Frühlings und der Jugend mit lieblichem Reimſpiel zu bezeichnen, jetzt mit einemmale in wohllautender Proſa die Ergebniſſe eines tiefen Nachdenkens und die Lehren ſinniger Weisheit darzuſtellen vermochte.

§. 17.

Taulers Beiſpiel wirkte ohne Zweifel viel Gutes, und es werden inſonderheit Heinrich von Nördlingen und Otto von Paſſau als Männer genannt, welche, wenn auch nicht gänzlich in Taulers Geiſte, doch mit edler Geſinnung eine größtentheils reine und wohllautende Sprache verſtanden. Von dem Erſtern ſind noch mehrere ſehr merkwürdige Briefe an die ehrwürdige Margarethe Ebnerin, eine Kloſterjungfrau zu Maria Meding bei Augsburg, vorhanden. Der Zweite ſchrieb ein Buch: „die vier und zwanzig Alten oder der güldene Thron,“ in welchem die Naivetät der ganzen Compoſition, das edle Gefühl und der geſunde Verſtand einen anziehenden Verein bilden ſollen. Da ich aber dieſe Schriften, wegen ihrer großen Seltenheit, nicht ſelbſt habe zu Geſicht bekommen können, ſo darf ich hier nur referiren. Derſelbe Fall iſt es mit dem Eheſtandsbuch des Albrecht von Eybe, das ich nur aus Bouterwecks Literargeſchichte kenne *). Der Verfaſſer ſcheint von

---

*) Er führet unter andern folgende Stelle an, die auch ich hier mitzutheilen nicht unterlaſſen mag:

Herfliſſende und ſchnelle lieb dye gewinnet gemeinlich einen pöſen außgang vn erkaltet balde. Das geſchicht mer auß ſchulde des mannes dan der frawen. Ein frawe, die ir lieb im anfange dem manne nit ůſprechen wil, vn ſchwere macht, als balde ſie die lieb hat zugeſaget vnd in ir hercz genumen ſo iſt inbrunſtiger vn ſteter dye lieb der frawen vnd vberwindet den man in der lieb. Aber der man, alß eczlich menner ſein, als balde er der frawen willen hat erlanget, ſo gedenckt er vm alſo: Dye frawe iſt nach meinem willen geweſt, vn allezeit ſein wider. Du wilt auszien vnd beſehen ob du ein andre auff den kloben bringen mügſt vn gefahen. Und wil ez für ein lobe haben, ie mere er an die zedeln vnd kerben mag gebringen.

Tauler inſonderheit die Heiterkeit des Gemüths, und die einfache Sprache geerbt zu haben; von dem was in jenem als Myſtik erſcheinen mag, iſt ſchwerlich etwas auf ihn gekommen.

§. 18.

So wohlthätig nun auch alle dieſe wackeren Männer theils durch mündlichen, theils durch ſchriftlichen Vortrag in ihren Kreiſen wirken mochten; auf die Bildung des geſammten Volkes entſcheidend zu wirken, war ihnen doch nicht Kraft genug verliehen. Dazu bedurften wir des Mannes, der nunmehr uns wirklich geſchenkt wurde, und zu deſſen Betrachtung wir jetzt übergehen. Einleiten möge ſie ein Wort von Johann Georg Hamann, das lautet: Die Meinungen der Weltweiſen ſind Leſearten der Natur, und die Satzungen der Gottesgelehrten Leſearten der Schrift.

Martin Luther

(geb. zu Eisleben den 10. Nov. 1483, geſt. den 18. Febr. 1546).

Deutſchland war in ſich ſelbſt geſunken, denn ſeine höchſten politiſchen Intereſſen wurden zuerſt von einem ritterlich kühnen, doch nicht immer ſehr beſonnenen, dann von einem großen aber ſpaniſch geſinnten Fürſten; ſeine religiöſen Beziehungen aber von Rom aus geleitet. Jene alte Zeit des ächten Katholiciſmus, der zu großen Thaten begeiſterte, und in Verbindung mit den Künſten, dem Leben Würde, Glanz und Halt gab, war vorüber. In Rom war die alte in ſich ſelbſt erhabene und ſchlichte Idee des Papſtthums untergegangen, und von allen Eigenſchaften Gregors des Siebenten, unter denen ſich auch große finden, wurden keine mehr nachgeahmt, als ſeine großen Fehler und Sünden, ſein Streben durch unmäßige irdiſche Herrſchgewalt die geiſtliche Kirche zu erhöhen, ſeine oft höchſt unprieſterliche Einmiſchung in rein weltliche Dinge, ſein oft unſittliches Vergeſſen der Idee über der Perſönlichkeit u. ſ. w. Hatte das alles ſchon im elften Jahrhundert gar ſchlimme Folgen gehabt, wie ſehr mußte ſich das Uebel jetzt erhöhen, da ein kleineres Geſchlecht aufgegriffen hatte was ſchon an dem größeren als entſtellend auffallen muß.

§. 19.

Es iſt nicht nöthig, den Zuſtand der Verderbniß zu ſchildern, in welchem ſich die chriſtliche Kirche während des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts befand; nöthiger ſcheint zu erinnern, daß wir nicht ungerecht ſein ſollen gegen ſo manche einzelne würdige Glieder und Provinzialhäupter derſelben. An ſolchen hat es nie gefehlt, aber ſie konnten nicht durchgreifend helfen, da der reine Gedanke des Chriſtenthums ſelbſt ſo wie des Prieſterſtandes, des Biſchofthums und Papſtthums gefallen oder doch entſtellt worden war.

Gefühlt worden iſt dieſe Verderbniß lange vor Luther und es konnte nie an kraftreichen und ſinnigen Männern fehlen, welche eine beſſere Zeit hervor zu rufen ſuchten. Männer wie Wiclef (geb. etwa 1324), Huß (geb. 1373), Reuchlin (geb. 1455) u. a. ſtehen als Zeugen für die Sache der Wahrheit im ſchönſten Glanze da; und wie manche ähnliche Anſtrengung, die nur zu ſchnell unterdrückt wurde, mag die Geſchichte verſchweigen.

Wir wollen ihnen mit Freude jede Größe zugeſtehen die ihnen zukommt, nur nicht die, welche nöthig iſt um eine ganze Zeit zu verwandeln. Es iſt wenig geſagt, wenn man ihr nicht völlig gelungenes Streben durch die Erinnerung zu erklären ſucht, die Zeit ſei noch nicht reif genug geweſen, denn jede Zeit iſt verführbar zum Böſen und lenkbar zum Vortrefflichen. Dennoch haben jene Männer völlig erfüllt was ſie erfüllen ſollten, den Weg zu bahnen zu beſſerm Heil.

§. 20.

Im Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts war die Zeit wirklich gekommen, denn wie wir auf die Erfüllung jedes göttlichen Spruches rechnen dürfen, ſo auf den, daß, wenn die Noth am größten, die Hülfe am nächſten ſein werde. Ich ſchildere dieſe Noth nicht, denn ſie iſt geſchildert worden in viel hundert Büchern und Predigten; hier ſei es genug von Leo X. nur zu erwähnen, daß er gar manches hatte was den Menſchen und das Leben ſchmücken kann, daß er aber nichts weniger war als ein ſittlicher Menſch und ein Chriſt.

Als Luther am 31. Oktober 1517 mit ſeinen 95 Theſen zum erſtenmale entſcheidend auftrat, war kein Gedanke in ihm, den Papſt oder gar die Idee des Papſtthums ſelbſt anzugreifen, ſondern es war lediglich ſeine Abſicht, eine einzelne Lehre, die vom Ablaß, einer ſtrengern Prüfung zu unterwerfen. Bei dem erſten Anblicke mag wohl manchen Proteſtanten der heutigen Welt dünken, als bedürfe es nur des Anrührens, um eine ſolche Lehre in ihr Nichts zurück zu ſtoßen; dem iſt aber nicht alſo, und nur die völlige Schamloſigkeit, mit welcher jener Ablaßhandel damals, und zwar in Luthers Nähe getrieben wurde, konnte die Menſchen bewegen, jene Prüfung mit Luthern von neuem anzuſtellen.

§. 21.

Jene Lehre iſt der Schwäche und der Hülfloſigkeit ſehr willkommen, welche ſich nicht nach der Quelle der wahren Stärkung und des wahren Troſtes umſehen und dieſelbe erringen mag. — Chriſtus, ſo lehrt die altkatholiſche Kirche,

hat ſo unendlich viel durch ſein Leben, Leiden und Sterb
gethan, daß dadurch auch ein unendlicher Ueberfluß
Gnade, für die Menſchen entſtanden iſt, indem ſogar
einziger Blutstropfen, den er für ſie vergoſſen, genügend
weſen wäre, den Zorn des Vaters zu ſtillen, und ſie w
der mit ihm zu verſöhnen. Dieſe nun übrigbleibende Sum
von Gnaden, hat Chriſtus ſeiner Kirche, mithin (?) ih
Vorſtehern und dem höchſten Oberhaupt derſelben vermac
der von derſelben, nach Gefallen, oder wie die unbedi
Hingegebenen reden, nach ſeiner Weisheit (!) ſpenden ka
Spenden, aber nicht verkaufen. Dieſer Mißbrauch mu
zuerſt angegriffen werden, um ſodann den ganzen G
brauch als einen Mißbrauch hinzuſtellen. Erwägen w
dies, ſo würden wir jenen erſten Sieg Luthers als ſehr
deutend betrachten müſſen, denn er hatte hier mit einer
am meiſten tragenden Säulen des Papſtthums zu thu
die nur anzurühren bis dahin keiner gewagt hatte; u
wohl hätte man vermuthen dürfen, daß er, wie Simſo
von dem Gebälk, das er erſchütterte, mit erſchlagen werd
würde. Wie man es gewöhnlich vorſtellt erſcheint die ga
Sache faſt wie eine Tollhäuslerei von Seiten der Kirch
und Luthers Verdienſt gering, indem er den ganzen H
del nur bei ſeinem Namen zu nennen brauchte. Es
aber weder dieſes, noch jenes.

§. 22.

Und doch, wie entfernt iſt dieſer Sieg noch von d
höhern, den er ſpäterhin errang.

Da voraus zu ſetzen iſt, daß jedem Leſer dieſes Buc
die Geſchichte Luthers bekannt ſei, ſo beſchränke ich mich h
auf die Darlegung der Momente, die eine beſtimmte St
hervorragend bezeichnen: Kampf gegen Tezel, den er n

als einen unwürdig irrenden Anhänger des Papſtes und einen Mißverſteher des Papſtthums betrachtete. — Kampf mit dem Papſte ſelbſt, den er nur als einen falſch unterrichteten und beſſer zu unterrichtenden betrachtet — Kampf gegen das Papſtthum — die deutlichſte Ausſprechung an dem entſcheidenden Tage zu Worms — Ueberſetzung der Bibel, als der alleinigen Richtſchnur für alles menſchliche Glauben, Denken und Handeln — Stetes Fortſchreiten durch Kämpfe gegen die Gegner — Cochläus, Emſer, Lemnius u. ſ. w. — Zwieſpalt mit Zwingli über Gnadenwahl und Abendmahl — Uebergabe der Augsburgiſchen Confeſſion — Kampf gegen laue Halbheit und falſche Aufklärerei — Erasmus von Rotterdam — immer ſtrengere Entwickelung und Vollendung in ſich ſelbſt, doch verletzt mitunter ſogar durch die Freunde — ſein Tod.

§. 23.

Indem wir nun ſeinem Bilde näher treten, ſoll vor allen Dingen auch hier bemerkt werden, daß der Menſch, höher als alle *Natur*, und rein göttlichen Urſprungs, in ſeiner tiefſten Tiefe auf dem *Unbegreiflichen* ruht, und keinesweges wie ein mathematiſcher Lehrſatz demonſtrirt werden kann. Dazu iſt er zu gut, und ein Menſch, welcher wie ein Rechnungsexempel gelöſt, oder gar wie das Einmaleins auswendig gelernt werden könnte, wäre eben deshalb kein rechter Menſch mehr. Eher könnte man mit einem naheliegenden Wortſpiel behaupten, daß er — inwendig zu lernen ſei. Nur nicht *aus*zulernen, eben ſo wenig wie ein Kunſtwerk, das augenblicklich aufhört eines zu ſein, wenn wir es ganz *aus*gelernt haben, was jedoch zum Glück bei einem ächten Kunſtwerk nie möglich iſt. Aber aus dem Menſchen und aus dem Kunſtwerk ſollen wir *täglich* lernen; und immer *mehr*, und Erfreulicheres.

Es liegt in dem Menſchen ein unendlicher Trieb nach Freiheit, er will, wenn ich ſo ſagen darf, ſtets rein ſelbſt wollen dürfen; und dieſes Wollen als ſolches zur That übergehen laſſen. Aber dieſes Streben iſt ein Einſeitiges, und es geht in ihm verloren, wenn er es nicht an einen göttlichen Willen anknüpft, dem er ſich mit ſeinem einzelnen Willen unterordnet. Weit entfernt, durch dieſes Unterordnen ſeine Freiheit zu verlieren, wird dieſe Freiheit dadurch allein erſt zu einer ſich ſelbſt erkennenden, alles erfüllenden. Indem wir die Freiheit zu dieſer göttlichen Nothwendigkeit erheben, hört jede andere Nothwendigkeit auf, für uns zu exiſtiren, ſo wie das Kind, indem es ſich liebend in den Vater verliert, ſich allein wieder gewinnt, beſſer und geſicherter nicht bloß, ſondern wahrhaftig; denn was es früherhin hatte, war kein wahrhaftiges Selbſt. So nun iſt Gehorſam und Liebe Eins, denn die Liebe weiß nicht mehr von Gehorſam und der demüthigſte Gehorſam fühlt ſich frei in der Liebe.

§. 24.

Wenn wir nun erkennen, daß ſich auf dieſe Weiſe das Räthſel des Lebens ſanft und beruhigend löſt, ſo fühlen wir uns zu einer deſto tiefern Abneigung angeregt, gegen alles Fremde, was göttlichen Willen repräſentiren will, während es nur menſchlichen Willen in ſtarren Satzungen als göttliche Richtſchnur aufſtellt. Und dieſe Satzungen ſtellte das Papſtthum auf.

Der Menſch ſoll unterthan ſein der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat, denn er ſoll im irdiſchen Leben ſeinen Einzelwillen, wenn auch innerlich behauptend, doch aus Liebe unterordnen dem Geſammtwillen. Er ſoll gehorchen, leiden und dulden lernen in allen irdiſchen Dingen, und dieſes

Opferkönnen iſt eine der ſchönſten Zierden des freien Mannes. Aber damit er dies könne, ſoll in allen göttlichen Dingen niemand anders entſcheiden als der in der Offenbarung erſchienene Gott d. h. die Bibel, lebendig geworden in ihm.

§. 25.

Hier nun hätten wir auf die einfachſte Weiſe den Mittelpunkt von Luthers geſammtem Streben gefunden. Das Göttliche im Menſchen ſollte geſchützt werden, vor dem oft frechen Antaſten und der willkührlichen Beſchränkung durch irgend eine menſchliche, von außen herkommende Gewalt, ſtütze ſich dieſe auch auf tauſendjährige glänzende Autorität. Indem er aber ſo die Freiheit rettete vor den Menſchen, ordnete er ſie freudig unter dem neuen Teſtament der Gnade. Die Bibel iſt kein Buch wie andre Bücher, ſondern ſie iſt das Weltgericht. Doch Menſchen ſollen ſich nicht hinſtellen als Repräſentanten dieſes Weltgerichts, das nicht ſie verwalten können. Jetzt erſchien der Glaube nicht mehr als ein zu Erlernendes, ſondern als eine Bekundung des im Menſchen wohnenden Göttlichen, in deſſen Beſitz die Erasmiſche Anſicht vom freien Willen und in ſich ſelbſt genugthuenden guten Werken als unfruchtbar und theilweiſe ganz irrig erſcheinen muß. Ohne jenes Opfern des freien Willens an den göttlichen Willen giebt es gar keine Freiheit, und ohne Glauben kann es gar keine gute Werke geben, ſo wie es ohne Sonne keine Wärme giebt. Wie aber der Frühling nie ohne Blüthen iſt, die auf die Frucht deuten, ſo kann der Glaube nie ohne gute Werke ſein. Ein unthätiger Glaube iſt nicht bloß gar kein Glaube, ſondern ein müſſig erklügelter Unſinn.

Betrachten wir Luthern alſo, dann verſchwindet jede

Einzelnheit, die als ſolche vielleicht ſchroff und hart erſcheinen dürfte, ſo wie überhaupt eine Gemüthsgröße, die da wirklich Größe iſt, nicht nach gewöhnlicher Weiſe beurtheilt werden ſoll, wo nur Eigenſchaften, Gedanken u. ſ. w. iſolirt betrachtet werden.

§. 26.

Luther war nach langem, vielfachem und ſchwerem Kampfe endlich in ſich geſichert worden. Was er wußte, wußte er ganz, er wußte um ſein Wiſſen, und verhehlte es, wie billig auch gar nicht, daß dem ſo ſei. Er glaubte, war feſt in ſeinem Glauben, und glaubte an den Glauben, ſo daß ihn ſchlechterdings gar nichts irre machen konnte. Er hatte in der That und Wahrheit etwas zu ſagen, darum ſagte er es auch. Es war ihm eine innere heilige Nothwendigkeit damit.

Aber die Menſchen in der Mehrheit, und die meiſten Gelehrten desgleichen, wiſſen nicht recht, ſondern meinen nur; glauben nicht recht, ſondern hoffen nur einigermaßen zu glauben: und wenn ihnen nun jemand entgegentritt wi Luther, bei dem ſich dies alles ganz anders verhält, ſo begreifen ſie das gar nicht, ſondern finden den Mann arrogant und hoffärthig, ihn der doch beſcheiden iſt wie ei Kind (denn wie würde er glauben können ohne geworden zu ſein wie ein Kind?) und ermahnen ihn, ſich ſanfter z gebehrden, ihn der ſehr ſanft iſt, eben weil er ſo feurig Es iſt ſogar begreiflich, wenn ihnen ein ſolcher Mann mit unter ein wenig verrückt vorkommt, was, wenn man e recht überſetzt, an die Ausdrücke der Alten: Deum pati, göttlicher Wahnſinn u. ſ. w. erinnert.

§. 27.

Iſt es aber Luther ſelbſt, der auftritt, wie oben ange deutet worden, dann wagen ſie freilich nicht mit der frühern unbeholfenen Redensart hervorzurücken, ſondern bedauern nur, daß ein Mann von ſo ausnehmenden und unleugbaren Verdienſten bisweilen ſo ſehr hartnäckig und eigenſinnig ſei. — „Eigenſinnig," da liegt der Grundirrthum in ſo manchem Tadel, denn das Eigenſinnige, oder der natürliche Menſch, der nichts vom Geiſte Gottes weiß, iſt es ja eben, den Luther faſt auf jeder Seite ſeiner Schriften ſiegreich bekämpft. Sollte er, durfte er in *dieſem* Kampfe auch nur ein Haarbreit nachgeben? Dem göttlichen Geiſte etwas abdingen, dem weltlichen zu Liebe? Dann wäre er ſehr eigenſinnig geweſen, denn er hätte ja nur *ſich* gewollt. Nachgeben ſollen wir können und zwar mit wahrer Luſt in allem was irdiſcher Art iſt; in göttlichen Dingen iſt es der Sünden größte.

Es iſt ſo eben erwähnt worden, daß Luther in ſich ſelbſt völlig geſichert war, woraus folgt, daß alles was er ſchrieb durch innere Nothwendigkeit erzeugt wurde, und daß er wirklich etwas zu ſagen hatte. Mit wem es aber alſo beſchaffen, deſſen Buchſtabe wird lebendig, ſeine Rede iſt nicht Wortgetön ſondern ſie iſt wie ein wohlgeſchwungener Speer, in die Nähe treffend oder weithin, je nachdem er will. Mit einem Worte und es iſt nichts neues: Luther ſchrieb einen vortrefflichen Styl, denn das erſte Geheimniß, oder vielmehr das allerklarſte Requiſit um vortrefflich zu reden, iſt: daß man überhaupt etwas zu reden habe, und daß uns Herz und Geiſt und das ganze Gemüth treibe es auszuſprechen. Es habe einer den ganzen Cicero und Quintilian inne, es iſt ſehr löblich; aber es kann ihm nicht gedeihen, wenn er nicht wirklich etwas zu ſagen hat, was ihm die ganze Bruſt füllt. Denn ſonſt bringt er mit allem Bemühen doch nichts hervor als blinkende Reden, von denen geſchrieben ſteht, daß ſie unerquicklich ſind wie der Nebelwind, der herbſtlich durch die dürren Blätter ſäuſelt.

§. 28.

Der Styl iſt nichts zufälliges, oder wenn er es iſt, kein Styl mehr, und es ſollte eigentlich jeder gerade ſo ſchreiben, wie er, der Schreibende, iſt. Manche Schriftſteller ſind aber leider gar nichts, oder nur wenig, und dieſes wenige ſelbſt fühlend denken ſie es zu verbeſſern und zu vermehren, indem ſie ſich Fremdes aneignen, erreichen aber dadurch nichts als Farbloſigkeit und Gehaltloſigkeit. Ich möchte den Styl nicht einmal mit Herkules Keule vergleichen oder mit Simſons Haar, denn wenn auch Herkules Keule nur von Herkules geſchwungen werden konnte, und in Simſons Haar ſeine Stärke lag, ſo iſt der Styl dennoch mehr. Er iſt, wenn auch nicht der ganze Menſch ſelbſt, doch die einzige Weiſe in der der Menſch erſcheinen kann.

Dieſer Geſichertheit in Luthers Gemüthe kam zu Hülfe, oder es floß aus ihr: Geſundheit, Heiterkeit und — ich will nicht ſagen göttliche Grobheit, da das Wort verrufen iſt und auch etwas verwerflich Uebermüthiges hat; wohl aber kernige Derbheit.

§. 29.

Geſundheit — um die ganze Fülle des Herrlichen, was in dieſem Beſitze liegt zu erkennen, ſo laßt uns wohl bedenken, daß bei weitem die Mehrheit der großen Dichter der neuern Welt ſich derſelben nicht zu freuen habe, und daß ſie ihre Schmerzen und ihre Thränen oft mitbringen wenn ſie ſich auch zu der heiligſten Thätigkeit anſchicken. Sind ſie aber auch noch höher gebildet, und haben ſie, ſo oft ſie an die ſchriftſtelleriſche Thätigkeit gehen, jene Schmerzen bereits zur Ruhe gebracht, ſo iſt doch faſt immer die an ſich höchſt löbliche Anſtrengung ſichtbar, mit der ſie die Kämpfe gegen die leidende Natur beſtanden. Sie bedürfen, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, wenigſtens die Hälfte ihrer Kraft, um nur mit Anſtand krank zu ſein, was jedes Kranken höchſte Pflicht iſt, und nur mit der andern Hälfte vermögen ſie dann ihre anderen Pflichten zu erfüllen. Wohl vermag religiöſe Erhebung jene Krafthälfte wieder zu einem ſchönen Ganzen zu erheben, indem ja hier von nichts mechaniſch theilbarem die Rede iſt; dennoch bleibt das Loos des Geſunden ſtets ein höchſt wünſchenswerthes, indem jede Stunde ſeines Lebens ganz ihm gehöre. Er kann jedes bloß irdiſche Verhältniß und jede bloß irdiſche Angelegenheit mit behaglicher Ironie nehmen, und nur dem Göttlichen in jeder Beziehung ſeine tiefe Andacht weihen. — Und ſo Luther.

§. 30.

Wir finden in unſrer neuern Welt die tugendhaften Menſchen, Schriftſteller, Dichter, Helden u. ſ. w. nicht ſelten in einer elegiſch-wehmüthigen Stimmung, die wir ſehr anerkennen und ehren ſollen, ſobald ſie der Ausfluß einer religiöſen Geſinnung, in Beziehung auf die verderbte Natur und unzulängliche Tugend auch des Tugendhafteſten im Verhältniß zu Gott iſt, oder auch ein reines Sehnen nach oben hin, wo ſich in reines Anſchauen löſen wird was hier nur geahnet werden kann. Mit einem Worte, wenn dieſe Wehmuth nur iſt wie die Freudenthräne der milden Kraft, oder wie der Glanz der Abendröthe in dem ja wohl auch der Adler ſeine Flügel ſonnet, ſo ſei ſie uns ſehr achtbar. Wer eine ſolche Stimmung tadeln möchte, oder mit unverzeihlicher Verachtung betrachten, der würde dadurch zeigen, daß er eine der herrlichſten Blüthen des Chriſtenthums nicht kenne, und daß er den großen Apoſtel Paulus nicht kenne und ſeinen getreueſten Schüler nicht, Luther.

Aber mit dieſer Wehmuth möge doch ja nicht verwechſelt werden, was wir ſo häufig alſo genannt finden: jenes weiche Nachgeben gegen die ſchlimmeren Menſchen, hülle es ſich auch noch ſo ſehr in den herrlichen Namen einer religiöſen Ergebung, denn das iſt jenes wunde Weichen nicht.

§. 31.

Wie häufig finden wir nicht, daß der Menſch in der heutigen Welt zu ſich ſelber ſagt: Sorge du nur für deine eigene Kenntniß, für deinen eigenen Glauben, und laß die Menſchen um dich her es treiben wie ſie mögen. Wollteſt du überall widerſprechen wo man Irriges, Thörigtes und Sündliches behauptet, du würdeſt deines Lebens nimmer froh werden und nicht zur Ruhe gelangen. In dieſer Welt kann ja doch das Gute und Schöne niemals herrſchend werden, darum höre auf, dich zu ſehr zu wundern, daß die Wahrheit verkehrt hinwandelt, und das Gute oft unterdrückt wird. Erinnere dich nur, wie oft du ſchon belacht worden, wenn du das Trefflichſte behaupteteſt und auseinander ſetzteſt, was du ſelbſt durch einen Spruch Chriſti oder ſeiner Apoſtel belegen konnteſt, beſinne dich, wie man in Geſprächen oder vielmehr im Geſchrei über die herrliche Wiſſenſchaft der Staatskunde, jede beſonnene mäßige Anſicht haſſend verwarf, obwohl deine lieben Lehrer Thucydides und Tacitus mit dir einig geweſen wären. Erinnere dich, daß die herrſchenden Anſichten über die Poeſie von der Mittelmäßigkeit und Seichtheit ſtammen, und daß es vergeblich iſt, Leuten die ſich nur amüſiren wollen — das widerliche Wort ſagt alles — ein neues oder vielmehr das uralteſte Evangelium zu predigen.

Wie geſagt, ſo reden manche zu ſich ſelbſt, aber das iſt eine kranke Rede und der Menſch kann nicht dabei gedeihen; der Einzelne nicht und das Ganze nicht.

§. 32.

Sehen wir nicht die Folgen dieſer mattherzig gewordenen Tugend nur zu häufig? Der Schlimme, der mit der uneigennützigen Idee des Guten längſt ablehnend fertig geworden, iſt, weil er die Weisheit verlaſſen oder verſchmähte, gewöhnlich — klug geworden, und er gebraucht dieſe Klugheit. Sie iſt freilich innerlich ſehr hohl dieſe Klugheit, aber hinreichend um jene bloß wehmüthig klagenden, vorſichtig ſich grämenden, am Schmerze ſich weidenden, leicht zu überwältigen. Seht nur her, wer ſind meiſtens die Mächtigen in der dirigirenden Geſellſchaft? Die Sprecher, Tonangeber und Schreier in unſrer Literatur? Elende geſpreizte Geſellen; aber von eurer ſtummen Verachtung fallen ſie nicht, und die Menge glaubt am Ende doch dem der ihr tauſendmal etwas aufführt, wenn er dies ſtets ungeſtraft thun darf. Mit zartem Ernſte wird hier nichts geſchafft.

Es iſt gewiß: das Wahre und das Gute führt ewig Krieg und vollſtändiger Sieg wird ihm hienieden nimmer zu Theil werden; nie aber ſoll darum die Tugend aufhören zu kämpfen, und ſie ſoll hier auf Erden keinen andern Lohn erwarten als der im Kampfe ſelbſt liegt. Wie Luther, der die Ruder nimmer weg warf, mochten auch ſelbſt die ſchäumigſten Wellen ſich ihm entgegen bäumen, der ſtets in der feſten Rüſtung auftrat und in den gewaltigen Waffen. Er, von dem Strahl der göttlichen Weisheit geſtärkt, verſchmähhete dennoch auch nicht die Klugheit um mit ihr den bloß Klugen zu bekämpfen. Er hörte nie auf für ſeine heilige Sache zu fechten, er gab keinen Schritt nach, weil ein Schritt den andern bedingt. Er ſchenkte keinem was nicht geſchenkt werden ſoll, er ſtrafte und züchtigte den Irrthum und das Böſe wo er ihm begegnete, denn der Irrthum und das Böſe ſoll geſtraft und ſoll gezüchtiget werden, und mit dieſem wehmuthsvollen Achſelzucken iſt es hier nicht gethan, und der Gedanke mit dem ſich ſo manche tröſten: „Haſt du doch den Irrthum und das Böſe nicht; was gehen dich die andern an?“ iſt ein egoiſtiſcher, das heißt unſittlicher Gedanke.

§. 33.

Mögen deshalb die Schriftſteller wie ſie ſind und nicht ſein ſollten, immerhin fortfahren von Luthers Rohheit, Grobheit und Heftigkeit zu reden; ich lobe ihn deshalb recht von Herzen, denn ich finde darin nichts als die geſunde fröhliche Kraft der Tugend, die da ſchlechthin nicht will, daß das Irrige und Böſe ſei, oder gar ſich brüſte als ſei es eben das Wahre. Das Scheinleben des Irrthums iſt gefährlicher als manche denken, denn es kann ſich mit der Zeit verſteinern und durch die Dauer von Jahrzehnten oder gar Jahrhunderten faſt aller Blicken täuſchend imponiren. Darum ſoll es zerſchlagen werden.

Wie aber? iſt denn nicht Sanftmuth, Nachgiebigkeit, Friedfertigkeit eine Tugend? Sie iſt ohne Zweifel die herrlichſte, denn ſie iſt eine Seligkeit, aber ſie liegt tiefer als gewöhnlich gemeint wird, und zeigt ſich im Leben am deutlichſten bei dem was uns, als Individuen, geſchieht. Es war aber eben nicht von uns, d. h. überhaupt von keinem Individuum, das als Einzeln betrachtet würde, die Rede.

Nicht wir, auch die beſten nicht, gehören auf den moraliſchen Thron, ſondern die Idee. Uns ſelbſt dürfen wir nur lieben, in ſo fern wir zu den Repräſentanten der Idee gehören und für dieſelbe alles einſetzen. Auch hier giebt Luther ein herrliches Muſterbild und oft gerade da, wo man ihn am meiſten verkannt hat.

§. 34.

Laſſet uns ein Beiſpiel betrachten, das vorlaute Scribenten gewöhnlich gegen ihn brauchen.

Heinrich VIII., König von England, ſtehet uns am klarſten vor Augen wenn wir das Schauſpiel, welches von ihm den Namen trägt, genau erkannt haben *). Er iſt der ächteſte und vollendetſte Tyrann, denn alles in ihm iſt Selbſtſucht, Selbſtvergötterung, Laune, Willkühr. Nichts iſt ſicher an ihm als die Unſicherheit, nichts wahr an ihm als die Eitelkeit, die in ſich ſelbſt eine Lüge iſt, er liebt keinen andern als ſich ſelbſt, und findet doch in ſeiner ſelbſt verſchuldeten Armuth kaum wieder Freude an dieſer Selbſtliebe, da wir uns ja nur in andern wahrhaft fröhlich lieben können. Dieſer Mann will von dem Papſt einen Titel haben; den Beſchützer des Glaubens ſoll man ihn nennen, ihn, der nicht weiß was Glauben iſt, und ſich ſelbſt nicht hat ſchützen können vor dem gemeinſten Hochmuth.

Als ſich aber einige Schwierigkeiten finden bei Erlangung des Titels, ſchreibt er, um ſich des Papſtes Gunſt zu erwerben, mit Hülfe ſeiner Theologen ein Werk gegen Lu-

---

*) Sollte ich mich entſchuldigen müſſen, daß ich mich zuerſt auf Shakſpeare's Charakterzeichnung berufe? Wer ſchaute jemals tiefer, als Er, der Seher? und wann gäbe ihm die Geſchichte Unrecht?

eber. Dieſer widerlegt es mit einer ſo entſcheidend ſiegreichen Gewalt, daß auch bei den Päpſtlichen eine unangenehme
Empfindung gegen Heinrich entſteht; bei ihm ſelbſt aber ein
gränzenloſer Haß gegen den Ueberwinder. Als aber nach
Jahr und Tag Luther an die Möglichkeit glaubt, den König, der während deſſen auch vom Papſtthum abgefallen iſt,
für die reine Lehre zu gewinnen, da überwindet er ſich leicht
und ſchreibt an den König einen tief beſcheidenen Brief, bit
tend, das Vergangene zu vergeſſen, und gemeinſchaftlich a
dem großen Werk gegen Roms Uebermacht zu arbeiten.

§. 35.

Das hatte Heinrich kaum zu hoffen gewagt, und ſ
glaubte er denn gar ſehr zu triumphiren, wenn er Luther
Bitte mit Hohn zurückwarf. Mochte er das; denn wa
liegt an ihm, dem Unverbeſſerlichen? Trauriger aber iſt
daß auch ſo manche Schriftſteller Luthern um dieſen Schri
tadeln, als ſei er bald zu ſtark bald zu demüthig geweſen
Betrachten wir die Sache näher, ſo finden wir das herr
liche Schauſpiel, daß Luther zuvörderſt einen Sieg über de
König, und dann einen ſchwerern über ſich ſelbſt davo
trug. Daß Heinrich ſo ſehr tief unter ſeiner Erwartun
ſtand, und daß in dieſem engen, hochmüthig ſtarren G
müth nichts Edles gedeihen mochte, konnte Luther v
dem letzten Verſuch nicht wiſſen, durfte es nicht vorau
ſetzen und mußte deshalb, ſo ſchwer es ihm auch werde
mochte, das letzte Mittel verſuchen. Um jene unzufriede
Tadler zufrieden zu machen, hätte Luther nur ſich begnüg
dürfen mit ſeinem eigenen Siege, und dann den König n
geben; das wäre das Leichtere geweſen; da er aber d
Schwerere wählte, ſo iſt er überaus getadelt worden v
Heinrichen und — von einem nicht kleinen Theile der Schri
ſteller. Das iſt ſo ziemlich in der Ordnung.

Sind wir uns aber nur immer deutlich bewußt, mit aller Kraft für das Gute und Schöne gehandelt zu haben, ſo mögen wir immer ſelbſt dafür ein wenig oder viel leiden, und mitunter ſehr geſcholten werden. Es klingt doch — möcht ich wohl vermeinen — wie Flötenton.

§. 36.

Nicht minder bedeutſam wie hier im Verhältniſſe zu dem Feinde ſteht Luther zu dem mächtigen Freunde Friedrich von Sachſen. Es iſt ihm eine Freude, ihn zu lieben und ihm zu danken; aber ſobald der Fürſt, bei noch unvollſtändigem Glauben, die irdiſche Hülfe, welche er leiſtet, zu hoch anſchlägt, weiſ't ihn Luther gelaſſen zurecht. Denn ſollte Er, deſſen ganzes Leben Ein Ruhm und Preis des Glaubens war, dem Glauben etwas vergeben um des Freundes willen, der, wacker, klug und treu, doch noch nicht ganz geläutert, ſeine Selbſtheit und ſeinen Schutz zuweilen viel zu hoch anzuſchlagen wagte? Dafür aber muß es nun Luther haben, daß man ihm nachſagt, er ſei in manchen Momenten durch Heftigkeit und Glaubensſtarrſinn zur Undankbarkeit verleitet worden. Das ſagt man Ihm nach, dem Friedrich der Weiſe den größten Theil des Ruhms ſeiner Regierung verdankt, ihm, der in der Uneigennützigkeit vielleicht nie einen Gleichen, kaum jemals einen Aehnlichen gefunden hat.

§. 37.

Aber der innigſte Tadel ſtrömt gegen ihn, um ſeines Verhältniſſes willen zu Zwingli und den andern Schweizern *). Luther und Zwingli ſind die verſchiedenartigſten

---

*) War Luther zuweilen rauh gegen Zwingli, ſo war

Naturen, jener durchaus poetiſch; d. h. hier: das reine Licht mit der reinſten Wärme vereinigend; dieſer tüchtig und kraftreich, faſt wie jener, aber ganz nüchtern, ohne Farbenglanz und Blüthenduft. Ob Zwingli völlig gewußt habe, wie einem Wiſſenden zu Muthe ſei, ob er, der den heiligen Geſang und die Orgel den Kirchen nahm, und eine Nothwendigkeit ohne Freiheit, mitunter ſtarr genug, hinſtellte, ſich ſelbſt nicht mehr als ein guter Knecht Gottes, denn als Kind Gottes betrachtet habe, möge hier nicht genauer unterſucht werden; wohl aber wollen wir hindeuten auf den Umſtand, daß faſt alle Zwingliſche Schriften jetzt faſt ganz veraltet ſind, ein Urtheil, das wohl niemand von Luthers Schriften zu fällen wagen möchte. Die Trennung der noch ſo jungen Kirche, welche durch dieſe unſelige Geſchiedenheit Luthers und Zwinglis veranlaßt wurde, iſt nie genug zu betrauern; wer aber möchte mit Leichtfertigkeit entſcheiden wollen, wer ſie veranlaßte. Die Akten liegen vor uns; aber wie wenige leſen ſie! denn was iſt leichter als das tauſend-

---

dieſer nicht ſelten kalt-bitter gegen ihn, was keinem Menſchen gegen einen offenbar Höheren geziemt. Es werde ferner hier erinnert, daß keinesweges Luther dem Zwingli am meiſten abgeneigt war, ſondern der wegen ſeiner herrlichen Sanftmuth von jeher mit Recht geprieſene Melanchthon. Dieſer ſchreibt unter andern von Augsburg aus (1530 während der Reichsverſammlung) an Luther: „Zwinglius hat ſein gedruckt Glaubensbekenntniß anhero geſandt. Du würdeſt von ihm weder mehr noch weniger ſagen, als daß er nicht bei Verſtand iſt. (Wann hat Luther je ſo von Zwingli geſprochen?) Ueber die Erbſünde und den Gebrauch der Sakramente hegt er wieder ſeine alten Irrthümer. Ueber die Ceremonien ſpricht er ſehr barbariſch; mit einem Schlag möcht er ſie alle abſchaffen, er will auch keine Biſchöfe haben und ſehr heftig dringet er auf ſeine Lieblingsmeinung vom heil. Abendmal.“ (S. Luthers Werke XVI. S. 1202.)

mal Geſagte von neuem vorzubringen. — Tröſtet man ſich etwa damit, Luthers Ruhm ſei doch groß genug und er könne ſchon einmal etwas über ſich ergehen laſſen? Alles freilich; doch nur das Gerechte ſollen wir uns erlauben auf ihn zu bringen.

§. 39.

Noch iſt Luther ſehr getadelt worden wegen einiger herben Briefe an Erasmus von Rotterdam und über ihn. Zeigte ſich doch dieſer Mann ſo fein und gewandt, war er doch ſo gelehrt, ſtand er doch in ſo großem Anſehen bei weltlichen und geiſtlichen Herren, und hatte er doch freundlich und höflich genug, mit wohlwollender Protections-Miene, ſo manches an Luther gebilligt. Wirklich hatte ſich auch Luther, wie gewöhnlich mit großherziger Einfalt und fröhlichem Vertrauen, ihm anfänglich hingegeben, ſah ſich aber gar bald bitterlich getäuſcht. Erasmus wollte zuvörderſt ſich, und dann erſt das etwanige andere Gute. In dieſem Sich-ſelbſt-zuerſt-wollen finden wir die Wurzel alles Uebels, oder, in einem andern faſt zum Sprichwort gewordenen Bilde, das Haar bei dem der Teufel die Menſchen faßt. Erasmus gehört zu der Gattung von Schriftſtellern, welche dem lieben Gotte gar gern eine vortreffliche Kirche bauen möchten, den Teufel aber auch nicht kränken wollen, weshalb ihm eine kleine artige Capelle daneben errichtet wird, wo man ihm gelegentlich ein wenig opfern, und eine ſtille Haus-Andacht für ihn treiben kann. Das durchſchaute Luther und wies den Mann nun ſtreng zurück, daß er ferner nicht wagen ſolle, an dem Reformationsgeſchäfte Theil zu nehmen, und als der Verwöhnte und Verweichlichte nunmehr auch noch witzelnden Hochmuth bei ſeinem verfehlten Benehmen zeigte, ſo fing Luther an, das Gefühl, welches ihm dieſer

laute und zwitterhafte Charakter einflößen mußte, in den ker-
nigſten Worten auszuſprechen. Es läuft dabei ſogar ein
„Bube in der Haut der nichts vom Geiſte Gottes weiß“
mitunter, welches einen billigen Schauder erregen mag; es
ſcheint indeſſen nicht als habe Luther das was er fühlte und
anſchaute anders ausdrücken können. Jedes ſonſtige ander-
weitige und etwanige Verdienſt des Erasmus wird ihm gern
gelaſſen und ſtets hat Luther die großen Talente und Kennt-
niſſe ſeines Gegners laut anerkannt; allein gerade um die-
ſer ausgezeichneten Geiſtesgaben willen war es nöthig ihn
deſto ſtrenger abzuweiſen. Milde und Nachſicht konnte wei
eher gegen Schwächere ſtatt finden und Luther hat ſie mit-
unter auch wirklich walten laſſen.

§. 39.

Wer nun aber dennoch Luthers Polemik rauh, har
und grob nennt, der wolle doch bedenken, daß ein Mann,
der ſo innig überzeugt iſt und von dieſem Wiſſen weiß, nich
wohl anders als abſprechend ſprechen kann, eben weil e
wirklich an ihm iſt, abzuſprechen oder zuzuſprechen. Sol-
chen Gegnern indeß, die nur meinen, vermuthen oder wahr-
ſcheinlich finden, iſt allerdings zuzumuthen, und es ſteh
ihnen wohl an, nachzugeben, es ſei nun einen oder mehrer
Schritte. Wenigſtens können ſie ſich dabei nicht ſonderlic
übel befinden, da man ihren gewöhnlichen Standpunkt al-
lerdings den Standpunkt des bodenloſen Skeptizismus, oder,
ſtrenger genommen, den Standpunkt des — Nichtſtehen
nennen darf.

Endlich erwäge man bei Luthers Polemik, was ja ſ
nahe liegt, und doch oft unbeachtet geblieben iſt, daß man
wohl Fliegen, Bremſen und Mücken mit dem Taſchentuch
hinweg wedeln könne; nicht aber grimmige Tiger, blutdür

ſtige Wölfe, ungeſchlachte Bären u. ſ. w. Gegen dieſe bedarf es der Keule, des Speers, oder des Schwerdtes.

Es ſchien mir ſehr wichtig, hier gerade die Punkte zu berühren, von denen aus man Luthern häufig getadelt hat, ob ich vielleicht unbefangenere Leſer dadurch veranlaſſen könnte, die Akten des vielleicht wichtigſten aller Prozeſſe noch einmal ſelbſt mit Genauigkeit durchzugehen. Es kommt dabei viel Schöneres und Erſprießlicheres heraus, als bei dem ſteten Wiederholen deſſen, was vielleicht bei dem erſtenmal, als es geſprochen ward, ſchon zu viel war.

§. 40.

Es iſt oben die Anſicht geäußert worden, Luther ſei eine rein poetiſche Natur geweſen. Gegen dieſe Aeußerung nun treten zwei andere Anſichten auf, die ich gleichmäßig ablehnen und vernichten möchte. Die erſte iſt eine phantaſtiſche, die andere eine durchaus proſaiſche. Phantaſtiſch iſt die Behauptung, Luther habe viel zu viele große und ſchwere Geſchäfte gehabt um ſich als leicht hin flatternder Dichter auch nur gefallen zu können. Die Poeſie verlange einen von allen Sorgen freien Geiſt, ein ſolcher müſſe gleichſam wie ein Schmetterling von Blüthe zu Blüthe fliegen um Honigthau zu trinken, und bedürfe eines leiſen Lebens, das ihn wie Sommerlüfte umwalle.

Dieſe Anſicht, die mit Floskeln verwebt wird, deren Geiſt ich hier nur angedeutet habe, iſt das Erzeugniß der Verweichligung und der irren Phantaſterei. Einer ſolchen iſt es bequem ſich ſelbſt adeln zu wollen, indem ſie dem Dichter zuſchreibt, was ſie ſelbſt leider gern hat und wofür ſie Tadel verdient. Der Dichter aber iſt kein Schmetterling, kein üppiger Nektartrinker, kein ſtete laue Sommerlüfte begehrender, kein Kanarienvogel den man nur mit warmer Hand anrühren darf. Und wer iſt er denn? Laſſet mich mit einfachen Worten ſagen, wie ich es meine.

§. 41.

Der Dichter iſt zur Klarheit gekommen über das Räthſel der Welt und des Bewußtſeins, darum iſt er ein Philoſoph, er erkennt ſich mit allen ſeinen Schwächen, hör aber nie auf, an ſeiner eigenen Beſſerung zu arbeiten, un jemehr er hierbei alle ſeine Kräfte aufbietet und je reine ihm das gelingt, jemehr erkennt er, daß es ihm nur durc göttliche Gnade gelingt, und daß die von der Gnade abfallende Kraft nur ihr eigenes Grab gräbt. Deshalb iſt e religiös. Sein Leben ſelbſt bietet ihm die bedeutendſte Aufgabe, er iſt in jedem Augenblicke bemüht, es zu einem vortrefflichen Kunſtwerke zu bilden, denn was auch hergebrac tes Vorurtheil dagegen meinen möge, wir vermögen de nichts zu geben was wir nicht haben, und nur wer ſelb ein reines in ſich ſelbſt zuſammenhängendes Leben führ wird ein reines Dichterwerk zu erſchaffen im Stande ſein.

Wohl kann uns auch bei ungeläutertem Innern ma nichfaltiges Talent zu Theil geworden ſein, welches un hilft ein Etwas zu verfaſſen, was ſo halbweg ausſieh wie ein Kunſtwerk; ganz ſo wie ein auf den Schein lebe der Menſch, bei einer guten Summe von irdiſcher Klughe wohl manchen täuſchen und den Wahn veranlaſſen kan als lebe er ein eigenthümliches und reines Leben. Tritt m ihn aber nur näher an, ſo klingt es hohl, und der Sche hört auf zu ſcheinen.

§. 42.

So haben wir angeſtaunte Kunſtwerke, die aber doch kei ſind, und die Feuerprobe der Wahrheit nicht halten; de ihre Verfaſſer ſind nicht rein und können deshalb das Reine nicht geben. Da bleibt ihnen denn nichts übrig als mit ſteter Anſtrengung die eigene widerſpenſtige Natur einzuzäumen, die Töne nachzuhallen wie ſie etwa, ihrer Meinung nach, ein tugendhafter Dichter hervorgebracht haben würde. Das geht denn nun bald mehr bald minder erträglich, bis endlich an den Tag kommt, was den unächten Mann verräth, deſſen Auge und Gemüth ſich unheimiſch fühlt in der reinen Sonnennähe, worauf es dann für immer mit ſeinem erſchlichenen Ruhm eine Ende hat. Oft ſind es nur wenige Zeilen, die ihn verrathen, aber ſolche, die in das innerſte Mark des Prunkgedichtes eingreifen und das ganze Erzeugniß um das Leben bringen. Sollte ich mich des allerpopulärſten Ausdrucks bedienen dürfen, ſo würde ich ſagen, daß wir einen ſolchen Dichter nur auf einem ziemlich gut gemalten oder ausgeſtopften und mit bunten Decken umhüllten Muſenroſſe, oder — man verſtatte das Wort — auf einem „fahlen Pferde“ ſtatt auf dem ächten Pegaſus erblicken. — Auch Mephiſtopheles weiß im Auerbachs Keller gar hübſche Kunſtſtücke hervorzubringen; die Freude daran nimmt aber bald ein klägliches Ende und verwandelt ſich in Unfrieden und Zwieſpalt.

§. 43.

Als beſtes Gegenbild ſteht hier Luther. Wer bei ihm zuerſt nach einzelnen Gedichten ſucht, der hat ihn noch gar nicht erkannt, und wie er überall ein Dichter iſt. Wer aber das gefunden, dem werden ſich die einzelnen Gedichte ſchon ergeben.

Dieſe einzelnen läßt man freilich auch gern gelten und es wird ſich wohl niemand finden, der das Lied „Eine feſte Burg iſt unſer Gott“ nicht für einen der reinſten Diamanten unter allen geiſtlichen Liedern erklären möchte. Wirklich gleicht es den Adlersfedern, die, der Sage nach, zu Federn minderer Gattung gelegt, eine faſt vernichtende Kraft üben, ſo daß manche, ſonſt nicht üble geiſtliche Gedichte neben jenem demüthigen Triumphgeſange des Chriſtenhelden, faſt bleich und ſchwach ausſehen, und nicht recht aufblicken und zünden können. Warum wollen wir aber nur gegen dieſes Gedicht gerecht ſein? warum wollen wir nicht lieber in Luthers ganzem Leben und in allen ſeinen Schriften den Dichter erkennen?

Wer aber erwiedern möchte, das ſei denn doch ein ſeltſames Verlangen, und um ein Dichter genannt zu werden müſſe man ja Tragödien oder Heldengedichte oder Elegien und Romane geſchrieben haben, dem dürfte nicht eher zu helfen ſein, als bis er dieſe ganze ungedeihliche Anſicht verlaſſen.

§. 44.

Wie aber, wenn Luther ſelbſt nie auf den Namen eines Dichters Anſpruch gemacht hätte? wenn ihm die Poeſie außer ihrer Beziehung auf chriſtliche Erbauung die gleichgültigſte Sache von der Welt geweſen wäre? wenn er ſie — doch nur die nicht zu beziehende — zu andern weltlichen Dingen gezählt hätte? u. ſ. w. — Darauf iſt zu antworten, daß eben die herrlichſten Gemüther die anſpruchloſeſten ſind, und daß Luther vollkommen Recht hatte, wenn er nur die Gedichte anerkannte, durch die er ſich rein erbaut, erhoben, und erquickt fühlte. Daß ihm ein bloß weltliches Gedicht, d. h. die Darſtellung des Endlichen in das Endliche hinein geſtellt, nicht genügte, möchte wol ſehr billig ſein, und es iſt bloß der verkehrte Ausdruck, der ſich in jenen Einwurf eingeſchlichen, wodurch die Sache einigermaßen bedenklicher ſcheinen kann. Sobald aber von wahrhaftigen Gedichten die Rede iſt, findet eine Eintheilung in geiſtliche und weltliche gar nicht Statt, die nur ein grell zerreißender Kritiker machen konnte. In eine reinere Sprache überſetzt, hebt ſich der ganze Einwurf von ſelbſt auf. Niemand, der Luthern kennt, wird zweifeln, daß ihn auch Homer und Sophokles erbauen konnten, und daß Shakſpear, wenn es dem Himmel gefallen hätte, ihn vor oder zu ſeiner Zeit leben zu laſſen, an dem großen Reformator den tiefſten und fröhlichſten Anerkenner würde gefunden haben. Denn auch in ihm lebte jene großartige allgemeine Weltanſchauung, wie ſie ſich in dem genannten Dichterfürſten darſtellt.

§. 45.

Findet ſich aber auch hie und da in Luthers Anſichten und Urtheilen über die Poeſie ein Mißverhältniß, ſo kann dieſer Umſtand dennoch keineswegs gegen ihn, den Dichter, entſcheiden. Es findet ſich nicht ſelten eine bedeutſame Dichtergröße mit einer überaus kindlichen Naivetät vereinigt, und es iſt gewiß, daß Dante den Virgil für einen größeren Dichter gehalten habe, als ſich ſelbſt, und höchſt wahrſcheinlich, daß Shakſpear den Ben Jonſen gleichfalls viel zu hoch geſtellt habe. Ihm iſt gewiß nie eingefallen, daß er der Größeſte der Großen ſei, und wohl mag oft bei ihm eingetroffen ſein wie geſchrieben ſteht, daß das Schöne ſich ſelbſt ein Geheimniß iſt, und vor ſeiner eigenen Macht erſchrickt. Je höher der Menſch ſteht, je weniger wird er ſich geneigt fühlen, ſich ſelbſtgefällig mit Geringeren zu vergleichen, und im reinen Dankgefühl gegen den Himmel, der ihn zum Werkzeuge bildete das Große zu vollführen, vergißt er wohl die Summe ſeiner eigenen Menſchenkraft zu berechnen.

Wer aber Luther ſo verkennt wie oben angedeutet worden, der muß denn auch zur Strafe noch das Mißgeſchick erleiden, hinzuſetzen zu können: „Luther würde das Leben luſtig genoſſen haben, wenn nicht die Stärke und Innigkeit ſeiner moraliſchen und religiöſen Gefühle ſeine ganze Seele beherrſcht hätte,“ das heißt mit andern Worten: Er würde vermuthlich ſehr thöricht geweſen ſein, wenn er nicht — ſehr weiſe geweſen wäre, ein Satz, der billig ungeſchrieben bleiben ſollte, und den geſchrieben zu haben man wohl mit Recht als — Strafe betrachten darf.

§. 46.

Höchſt bedeutend iſt Luthers große Liebe und ausgezeichnete Kenntniß der Muſik. Sie war ihm nicht bloß eine tröſtende und erheiternde Begleiterin durch das Leben, ſondern eine fröhliche und heilige Kunſt, vor der alles Verworrene, Trübe, Aengſtliche und Böſe, das er häufig und ſehr gut mit dem Worte „Teufel“ bezeichnete, fliehen müſſe. Dieſe Meinung verbreitet ein beſonderes Licht über Luthers innerlichſtes Weſen, denn wenn die Muſik, wie ſich in der heutigen Welt nur zu klar zeigt, gewöhnliche Naturen immer mehr verflacht und verweichlicht, ſo giebt ſie dem ſtarken und ſinnigen Gemüthe immer neue Stärke und Tiefe, und ſchützt es am ſicherſten vor lähmendem Lebensmechanismus und Verſtandesſtarrheit.

Eine reine Kunſtſchöpfung und Ausübung kann ſich nur gründen auf ein beſtimmtes Verhältniß und Verbundenſein der bewußten und bewußtloſen Thätigkeit in uns. Bei dem Dichter, Bildhauer und Maler iſt ohne Zweifel die bewußte Thätigkeit überwiegend, bei dem Muſiker hingegen tritt das Gegentheil ein, da ihn der Ausdruck in ſeiner Kunſt nur reine Anſchauungen erlaubt, und die zarte Form der Gefühle, nicht aber die Brücken durch Begriff und Reflexion. Es giebt deshalb nur zwei Wege zu dieſer Kunſt. Naive

Kindlichkeit im Herzen oder höchſter Geiſtreichthum und die vielſeitigſte Ausbildung durch Wiſſenſchaft und Sprache. Trifft es ſich nun gar, daß jene ſchöne Kindlichkeit mit großer Stärke und vielſeitiger Verſtandes- und Vernunft-Bildung vereinigt iſt, ſo iſt nicht bloß der Weg zur Muſik gebahnt, ſondern die Muſik ſelbſt iſt ſogleich mit gegeben worden.

§. 47.

Wie geſichert und erfreut ſich Luther in dieſem Beſitzthum fühlte, hat er oftmals ausgeſprochen, und wie das Wahre nie veralten kann ſo ſieht auch alles, was Luther über Muſik geſchrieben hat, noch heute ſo friſch und lebendig aus, als hätte er es etwa für — Mozart geſprochen, der freilich nicht ſelbſt reden konnte ſondern nur muſikaliſch dichten.

Uns aber möge Luthers Muſik der Beweis für ſeine Poeſie ſein, und diejenigen widerlegen, welche in allen ſeinen hierhergehörenden Werken, nur moraliſche Zweckmäßigkeit und den Ausdruck eines muthigen Herzens finden wollen. Großer Verſtand und ein redliches Gemüth führen bei weitem noch nicht zur Poeſie, noch viel weniger zur Muſik, ja es findet ſich wohl, daß der iſolirte Verſtand (wie z. B. bei Leſſing) der Tonkunſt abhold macht.

Wenn aber Luther die Muſik liebte, ſo mußte er, der bewußte Denker, früher ſchon die Poeſie haben.

§. 48.

Allgemein anerkannt iſt Luthers großes, ja einziges Verdienſt um die Bildung unſerer Sprache zur Proſa. Die Niebelungen und die Minneſänger zeigen deutlich, wie weit es unſre Sprache bereits gebracht hatte in den metriſchen Formen und in der künſtlichen Verſchlingung des Reimes.

Wir wiſſen aber auch, daß dieſer Frühling bald vorüber gegangen war, und daß die Schwäbiſche Sprache, obwohl ſie gewiſſermaßen als Hofſprache glänzte, im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert faſt nur noch nachſprach, oft ſogar nur noch nachlallte, was ſie in früherer Zeit beſſer geſprochen und geſungen hatte. Auch ſchien ſie in der That ſo wie ſie damals war, mehr für den Geſang als für die Rede gebildet, ein Umſtand, der nicht überſehen werden möge.

Was nun Luther that, um eine Sprache für Geſang und Rede zu bilden, iſt häufig mit großem Wortaufwand gelobt worden; nicht ſelten aber iſt man dabei von einem irrigen Geſichtspunkte ausgegangen, und Luther ſelbſt hat dazu Veranlaſſung gegeben; indem er, der beſcheidene Mann, wenigſtens in einzelnen hingeworfenen Aeußerungen ſich ſelbſt Unrecht gethan. Wenn er behauptet, er rede „nach der Sächſiſchen Kanzlei, welcher alle Fürſten und Höfe in Deutſchland nachfolgen,“ wenn er meint, daß „alle Reichsſtädte und Fürſtenhöfe nach der Weiſe der ſächſiſchen Kanzlei ſchreiben,“ ſo iſt dieſe Anſicht zuvörderſt im Allgemeinen und dann auch in Beziehung auf ihn ſelber, irrig, und wir dürfen auf dieſen Ausſpruch um ſo weniger Gewicht legen, da er ja ſelbſt gleich zuvor erklärt, er ſchreibe ſo, „daß ihn Ober- und Niederländer verſtehen mögen.“ So giebt es denn auch andere Stellen in ſeinen Schriften genug, welche zeigen, daß er doch wohl nicht ſelten erkennen mochte, ſeine Sprache ſei viel tiefer gegründet als auf der Sächſiſchen Kanzlei.

§. 49.

Wenn Luther die Schwäbiſche Provinzialſprache bloß mit der Sächſiſchen vertauſcht hätte, ſo würde er dadurch bloß einer Einſeitigkeit über die andere einen Sieg verſchafft haben, der wenig Nutzen hätte bringen können. Es iſt aber das reine Gegentheil geſchehen, denn er hat, den Kern der Deutſchen Sprache enthüllend, eine Deutſche Geſammtſprache entwickelt, die früherhin nicht geahnet wurde, obwohl, wie ſich von ſelbſt verſteht, ihre Keime längſt vorhanden waren. Nicht eigenmächtig geſchaffen hat Luther dieſe Sprache; aber er hat die verhüllte an's Tageslicht gezogen, und die unentwickelte entwickelt, ſo wie Columbus die neue Welt freilich nicht ſchuf, aber entdeckte.

Luther hat dieſer durch ihn hervorgerufenen hochdeutſchen Geſammtſprache eine feſte grammatiſche Unterlage gegeben; aber nicht indem er eine einzelne Grammatik hinſtellte (ein Geſchäft, das er Andern überlaſſen konnte), ſondern indem er Worte gab, in denen die Grammatik ſelbſt lag, und nur von einer ſpäteren Zeit hervorgehoben zu werden brauchte.

§. 50.

Unſere Sprache iſt eine mit Freiheit entſtandene, unmittelbar aus unſerer Natur hervorgehende. Sie iſt in ihrer Wurzel feſt begründet, die unantaſtbar iſt, wie die innere Nothwendigkeit, aber ihre Blüthen und Früchte ſind ewig mannichfaltig, neu, und ewig jung. Unſere Sprache iſt reich; nicht etwa wie eine wohl angehäufte Kunſtkammer, ſondern reich wie die geiſtige Natur des Menſchen ſelbſt, und ſteter Vervollkommnung fähig (perfectibel) wie ſie. Sie kann nicht wie unfrei gewordene Sprachen (z. B. die Romaniſchen) materiel geendigt, fertig gemacht, und umzäunt werden, ſondern ſie öffnet ſich und thut ſich kund ſtets neu jedem ächten Genie, das den Reichthum ſeiner neuen Ideen und Gefühle ihr zum Ausſprechen übergiebt *).

---

*) Wie anders dagegen in der Franzöſiſchen Sprache, die

So zeigte ſie ſich als Luther ſie zur Proſa bildete. Er rang ihr mit liebender Kraft dieſe Rede ab, die wir nur dann die „ungebundene“ nennen dürfen, wenn wir die edeln Geſetze anerkennen, durch die ſie ihre Ungebundenheit ſichert oder bindet. „Mit liebender Kraft,“ ſage ich, und mit vollendetem Vertrauen, denn dem unliebenden und undeutſchen Charakter, möge er auch einen Catalog von Talenten in ſich tragen, zeigt ſich die Deutſche Sprache widerſpenſtig und hart, und nur je mehr oder weniger wir ihr vertrauen, giebt oder verſagt ſie uns.

Luther verlangte von ihr alles und ſo gab ſie ihm alles und zeigte ſich vollkommen würdig, daß er, der herrliche deutſche Mann, ihr die gediegenſten Ergebniſſe ſeines tiefe Nachdenkens und freudigen Glaubens anvertraute.

§. 51.

Hier iſt von jeher und mit dem größten Rechte die Bibelüberſetzung genannt worden, die, abgeſehen von dem Verdienſte, das ſich Luther durch dieſe Ermunterung zum Studium der vernachläſſigten morgenländiſchen Sprachen erwarb von Seiten des Styles ſelbſt ein unübertroffenes Muſte bleibt *). Ueberall naive Kraft, einfache Sicherheit und ge

---

ſich eben des Geſchloſſenſeins und Fertigſeins rühmt, weshal auch ihre Wächter (ſeit Ludwig XIV.) dieſe Gränzen höch ſorgſam hüten. Wie oft haben ſich einige neuere geiſt- und gemüthreiche franzöſiſche Autoren, z. B. St. Martin, zurufen laſſen müſſen: cela ne se dit pas, ein Zuruf, der billig nie ſtattfinden ſollte, denn was ſich denken läßt, ſoll ſich auch ſage laſſen.

*) Unter der Menge von lobenden Ausſprüchen berühmt Männer über dieſe Ueberſetzung ſtehe hier nur der alte, kürze von dem grundgelehrten und überaus ſtrengen Hermann Co ring (Prof. zu Helmſtädt). Versione Lutheri nihil ter

niale Concinnität der Sprache, die ſich hier in allen ihren lobwürdigen Eigenſchaften kund giebt. Die Anerkennung des großen Verdienſtes, welches durch dieſe Ueberſetzung erworben wurde, iſt freilich allgemein; ob ſie aber immer ganz genügend ſei, möchte wohl bezweifelt werden können. Nur ungern widerſtehe ich deshalb dem Verſuche, hier Beiſpiele anzugeben, wie in dieſer Ueberſetzung bei der höchſten Mannigfaltichkeit in der Farbe des Inhalts, — man vergleiche nur die Palmenartig blühenden, glühenden und ſprühenden Pſalmen mit der heitern Gotteskraft in Paulus Briefen und dem ruhigen Erzählungston im Lucas — dennoch immer in der Tiefe die ſchöne Einheit unſerer Sprache waltet. Wohl aber wollen wir nicht Abſchied nehmen von dieſer Ueberſetzung ohne in Erinnerung gebracht zu haben, daß manche wackere kenntnißreiche und talentvolle Männer verſucht haben, uns neue Ueberſetzungen zu geben; und — das Ergebniß war: Sie haben etwa hundert Wörter, vielleicht Zeilen, in denen Luther gefehlt hatte, verbeſſert, aber das Ganze verderbt. Es ruht ein göttlicher Hauch auf dieſer Ueberſetzung, den weder der bloße Verſtand noch die dämmernde Myſtik gewahr werden mag, wohl aber die reine Unbefangenheit, wenn ſie Jahre lang mit der Bibel und mit Luther umgegangen iſt.

§. 52.

Sehr wichtig ſind ferner Luthers Predigten, Tiſchgeſpräche, freundſchaftliche Briefe u. ſ. w. Ueberall iſt der Styl gemeſſen aber natürlich, gebildet aber frei, kräftig aber

---

nihil emendatius vel optaverit quis talium sectator. Dixerit merito ex isthac versione nos Germanos recte scribere et loqui emendate didicisse.

ungeſucht, farbig aber nicht mit Farbe überſtrichen. Luther nimmt ſich nie vor, heute dieſe oder jene Form des Styls zu wählen, ſondern das Werk ſelbſt bringt jedesmal den Styl als nothwendig mit. Seine Sprache iſt aus dem lebendigen Leben ſelbſt gegriffen, darum lebt auch ſie, während was nur aus Büchern gelernt worden iſt, doch dem früheren oder ſpäteren Tode nicht entgehen kann. Ich ſage „nur“ aus Büchern; denn haben wir zuvörderſt das Leben erforſcht und durch daſſelbe reden gelernt, dann erſt iſt das Lernen aus Büchern wahrhaft erſprießlich, und im Beſitze unſeres vollen Lebens vermögen wir ſelbſt die leiſeſte Sprache zu verſtehen, und von ihr zu lernen.

Aber auch alle jene zum Theil nicht unbekannten Ausſprüche, die der Moment erzeugte, — doch ein ſolcher, der das Leben im Ganzen beleuchtet — jene epigrammatiſchen Wendungen, in denen ſich ein großer Verſtand und eine erhaben fröhliche Sinnesart, gleichſam ſchonend kindlich mittheilt, jene Rede zu Worms, jener ſo oft mißverſtandene Brief an Friedrich den Weiſen, in welchem er den ruhig muthigen Glauben darlegt, den der einſeitige oder innerlich erkältete Menſch nicht begreifen mag, — vielleicht ſogar in gewiſſen Momenten jener treffliche Friedrich nicht — ſie alle ſind auch für den Sprachforſcher von beſonderer Wichtigkeit; ſo wie nicht minder anziehend für den, der Luthers Individualität zu erforſchen ſtrebt.

§. 53.

Endlich Luthers ſatiriſcher, polemiſcher, naiver Styl. In dieſer Hinſicht war früherhin nur wenig geleiſtet, denn unbrauchbar für ihn war der witzige Ton, der im Reinecke Fuchs herrſcht, nicht eindringlich genug der in Sebaſtian Brands Narrenſchiff, ungenügend ſogar der beſſere in den

Pre-

Predigten Geilers von Kaiſersberg. Hier iſt durch Luther für immer die Bahn eröffnet und wenn die Deutſchen ſich den Ruhm beimeſſen dürfen die erſten Polemiker unter den Modernen zu ſein, ſo iſt nicht zu vergeſſen, daß Luther es war, der zuerſt dieſen Weg betrat. Seine Polemik iſt nicht Nothwehr, nicht individuell, er hat es nicht mit der Perſon des Gegners zu thun, ſondern er ſieht in ihm den Repräſentanten einer Gattung, die zu bekämpfen iſt, und dieſe Allgemeinheit der Satire iſt es denn auch die alle ſeine in dieſer Gattung geſchriebenen Werke, über die Zeit hinaushebt, in der ſie geſchrieben wurden und ihnen einen von allem perſonellen und temporellen Intereſſe geſchiedene Wichtigkeit und Bedeutung giebt. Hier iſt ihm die deutſche Sprache in ihrer ganzen Kräftigkeit zu Hülfe gekommen, und wie zu einer Schlachtordnung gefügt, ſtellet er hier die Worte, die, gleich einem wohl zuſammen gereiheten Phalanx, von keinem Gegner in Verwirrung zu bringen oder zu zerſtören ſind. Als vorzüglich merkwürdig ſind hier folgende Schriften zu nennen.

1) Wider den neuen Abgott und den alten Teufel, ein Werk voll edeln Zorns und kühnen Witzes.

2) Etliche Sprüche wider das Concilium Obstantiense.

3) Ernſte zornige Schrift D. M. Luthers wider M. Simon Lemnius Epigramata.

4) Des Römiſchen Papſtes Urſprung.

5) Wider Hans Wurſt *).

---

*) Alle dieſe und ähnliche Schriften erſchienen zuerſt größtentheils zu Wittenberg in den Jahren 1524, 28, 35 ꝛc. und wurden hinterher den bekannten Sammlungen ſeiner Werke einverleibt.

§. 54.

Damit aber Luthers Styl im Allgemeinen wie im Beſondern, nicht bloß beſchrieben werde, ſondern auch ſich ſelbſt zeige, damit ferner ſein Weſen und ſeine Zeit noch genauer vor unſer Auge trete, ſo finde hier folgendes Sendſchreiben eine Stelle. Es lautet:

„Treue Warnung und Vermahnung an alle fromme Chriſten zu Erfurt, für falſcher Lehr ſich vorzuſehn und rechtſchaffene Lehrer lieb und werth zu halten. Es hat mir einer eurer Prediger, Herr Juſt Menius, ein Büchlein zugeſchickt, ſo er wider den Prediger zun Barfüßern bei euch gemacht, daß ich daſſelbige ſolle urtheilen, ob es würdig und genugſam wäre, an den Tag zu geben. Nun bin ich nicht geſinnet, Gott ſoll mich auch davor behüten, daß ich mich über andrer Prediger Gewalt unterwinde Richter oder Regierer zu ſein, daß ich nicht auch ein Papſtthum anfange: ſondern will ſie Chriſto befehlen, welcher alleine regieren ſoll über ſeine Prediger in der Chriſtenheit. Das bin ich aber ſchuldig und will es gerne thun, daß ich aus der Liebe Pflicht, einem jeglichen zu Dienſt und den Chriſten zu Nutz, Zeugniß gebe ſeiner Lehre, wo ſie recht iſt und für den falſchen Lehrer warne und auch wider ſie zeuge, ſo viel mir Gott verleihet, wie ich denn bisher gethan habe. Demnach gebe ich dieſem Büchlein mein Zeugniß, daß es ja wohl gemacht iſt, recht und rein die Lehre des chriſtlichen Glaubens handelt und verficht mit feinen guten deutſchen Worten, im Evangelio und anderer heiliger Schrift wohl gegründet; und ja billig iſt, ihr auch ſchuldig ſeid, ſolche Gnade und Gabe Gottes zu erkennen, wenn er euch gleich nicht mehr, als ſolchen Einen Mann gegeben hätte. Nun aber hat er euch mit vielen berathen und gleichſam überſchüttet. Sehet zu, daß ihr nicht überdrüſſig und undankbar erfunden werdet und euch die Ohren jucken laſſet, anders zu hören und zu wiſſen, damit denn der Satan Raum gewinnet, mit aller Gewalt Irthum einzuführen, durch Gottes Verhängniß und Zorn, wie St. Paulus die Theſſalonicher auch warnet. Denn er will ſein theures Wort in Ehren gehalten haben und ſeine Prediger und Boten unverachtet, oder will es gar gräulich rächen, wie er dräuet Capernaum, Chorazim, Bethſaida Matth. 11, 21. Ihr habt bei euch viel Jahre eine hohe Schule gehabt, darin ich auch etliche Jahr geſtanden bin: aber das will ich wol ſchwören, daß alle die Zeit über nicht eine rechte chriſtliche Lection oder Predigt von irgend einem geſchehen iſt, die ihr jetzt alle Winkel voll habt. O! wie ſelig hätte ich mich dazumal gedäucht, wenn ich ein Evangelium, ja ein Pſälmlein hätte mögen einmal hören, da ihr jetzt die ganze Schrift klar zu hören habt. Wie theuer und tief lag die Schrift vergraben, da wir ſo trefflich hungerig und durſtig darnach waren, und war niemand der uns etwas gab und ging doch ſo viel Koſt, Mühe, Gefahr und Arbeit darauf. Jetzt aber ſeid ihr für großer Fülle und Reichthum des Worts gleich ſatt und faul worden und habt es ohne Koſt, Mühe und Arbeit. Es ſprach einmal D. Sebaſtian, Prediger auf Unſrer lieben Frauen Berge bei euch, da es ſo wohlfeil zu Erfurt war: Gott plaget andere Leute mit Theurung, uns ſtrafet er mit Fülle. Sehet zu, daß nicht jetzt das von der geiſtlichen Fülle wahr ſei. Zu unſern Zeiten hatten wir die Plage, daß uns das Wort theuer und verhalten ward, eure Plage will jetzt ſein, daß ihr's zu voll und zu viel habt: darum es verachtet wird ſammt ſeinen Dienern. Aus der Urſache, beſorge ich, kommt es, daß euch Gott in ſolchem großen Licht noch läſſet mit dem Prediger der Finſterniß, Doktor Conrad Klingen zun Barfüßern, anfechten und giebt euren Rathsherrn nicht den Muth, daß ſie es angreifen, und dazu thäten, auf daß Zwietracht der Prediger beigethan würde, und ſie ließe gegen einander ſich hören und welche nicht beſtehen könnten, daß die ſchweigen müßten: wie andere Städte, als Nürnberg und dergleichen, gethan haben. Denn es iſt ja keiner Stadt gut, daß im Volk Zwietracht gelitten würde durch öffentliche Anreger und Prediger. Es ſollte ein Theil weichen, es wären die Evangeliſchen oder Päpſtiſchen: wie Chriſtus lehret Matth. 10, 14.: „in welcher Stadt ſie euch nicht hören wollen, da weichet von und ſchüttelt den Staub eurer Schuhe über ſie.“ Wer uns nicht hören will, von dem ſind wir leicht und bald geſchieden. Alſo bitt ich nun um Gottes willen, daß ihr dieſe meine Vermahnung geduldiglich und chriſtlich wollet annehmen, und euch ja dankbar erzeigen Gott dem Vater aller Barmherzigkeit, der euch ſolche tröſtliche Prediger zugeſandt, und aus der vorigen ſchweren Finſterniß berufen hat in ſein wunderbarliches Licht. Und hütet euch vor der Finſterniß Lehrern, welche euch ſuchen und nicht feiern werden, denn der Satan ſchläft nicht, wie ihr wol ſehet und erfahret. Darum habe ich das Büchlein nicht wollen laſſen liegen, ſondern durch den Druck ausbracht, euch und alle andern damit zu ſtärken. Denn das iſt ja der rechte Weg, den das Evangelium uns lehret. Und ſchicke und ſchenke es euch hiermit in einer geiſtlichen Gabe. Gott gebe, daß es viel Nutzens ſchaffe *).“

---

*) Auch in Hinſicht der faſt immer richtigen Wahl der Buchſtaben für die oft nur ſehr leiſe Verſchiedenheit der Klänge in unſrer Sprache, verdient Luther um ſo größern Dank, je ärger die frühere Verwirrung war. So klagt z. B. Hans Fabritius, Rechenmeiſter und Schreiber zu Erfurt, 1531 (als

§. 55.

— Wohl hätte ich aus dem unendlich reichen Schatze der Lutherſchen Schriften gar manches noch größere und tiefere Wort wählen können, doch ſchien mir gerade dieſes ſinnig-einfache, für alle Zeiten, und inſonderheit für unſere, höchſt wichtige Sendſchreiben auf eine neue Bekanntmachung Anſpruch zu haben, und wer es recht geleſen, wird nicht mehr fragen warum es hier zu finden ſei. Eher werden manche bedauern, daß ſie es nicht früher gekannt.

Ich füge dieſem Abſchnitt über Luther noch zwei Worte von ihm bei, die uns doppelt erfreuen, wenn wir eben ſein Bild in uns hervorgerufen haben.

„Siehe nun welch ein groß Ding ſei der Menſch, der da ein Chriſt iſt. Ein rechter Wundermenſch auf Erden, der vor Gott mehr gilt denn Himmel und Erden, ja ein Licht und Heiland der ganzen Welt, in dem Gott alles vermag und thut; aber vor der Welt gar hoch und tief verborgen und unbekannt, welche auch nicht werth iſt ſolche

---

Luther in jener Hinſicht noch nicht durchgedrungen ſein konnte) folgendermaßen: „Ich wais ſchier nicht, was daraus werden wil zu letzt, ich zu meinem theyl wais ſchier nicht, wie ich meine Schulers leren ſol, der vrſachen halber, daß yetzunder, wo unſer drey oder vier deutſche Schreibers zuſammenkomment, hat yeder einen ſonderlichen gebrauch, der ein ſchreibt ch, der ander c der dritt k, wolte Gott, das es darhyn komen möchte das die Kunſt des Schreibens einmal wieder in ein rechten Brauch komen möchte, es muß doch zuletzt dahin komen, es iſt nit darmit ausgericht das wir ſagent: er kans ſchon wol, er kan vf ſchwartz, roth Babbeyer ſchreiben. Nein, nit alſo, es ghört mher dazu, wyſs, das ich dir das geſagt hab.“ Dieſe Stelle iſt aus einer Schrift, welche den Titel führt: „Ein nützlich Büchlein etlicher gleichſtymender Worther aber ungleichs Verſtandes, den angenden deutſchen Schreybſchulern zu gut mitgeteylt.

Leute zu erkennen ſondern muß ſie halten für ihre Fußtücher.“

„Das iſt die überſchwengliche Herrlichkeit der Chriſten, daß ſich Gott ihnen ſo tief herunter giebt, und ſo nahe zu ihnen thut, daß er nirgend anders, denn in ihnen und durch ihr Wort und Werke Hand und Mund ſich erzeigen, ſehen und hören laſſen will, und damit einen großen Unterſchied machet zwiſchen ihnen und allen andern Menſchen, daß auch ein einzelner Chriſt, wie gering er iſt viel ein ander Mann und vor Gott höher geehret iſt denn alle Könige, Kaiſer, Fürſten und alle Welt auf einem Haufen, welche von dieſem Ruhm und Ehre nichts haben noch wiſſen.“

Ueber den Meiſtergeſang.

§. 56.

Um von Luther einen Weg zu finden zu den Meiſterſängern des ſechszehnten Jahrhunderts, würde es am bequemſten ſein, einer alten Sage zu folgen, welche den großen Reformator auch als ein Mitglied jener Zunft gelten laſſen will. Es iſt möglich, daß er jenen Männern erlaubte, auch ſeinen Namen mit in ihre Liſten zu ſetzen; allein thätig iſt er, ſo viel mir bekannt, für den Orden nie geweſen, obwohl er die Mitwirkung Einiger, z. B. des Hans Sachs, zu dem Reformationswerk gern anerkannte.

Es giebt von Luther zu dem Meiſtergeſang gewiſſermaßen keinen andern Uebergang als den, der in dem Weſen der menſchlichen, und hier inſonderheit der deutſchen geiſtigen Freiheit liegt, die ſich auch wohl in wirklichen oder ſcheinbaren Gegenſätzen gefällt. Während wir nämlich zu Anfang und gegen die Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts im Gebiete der Philoſophie und des Glaubens die herrlichſten Fortſchritte und Erwerbungen wahrnehmen, ſehen wir in dem freien Reiche der Poeſie enge Umzäunungen, gutgemeinte aber faſt kindiſche Geſetze, die nur auf das Außerweſentliche gerichtet ſind, und auch hier meiſtens irren, oder auf ſklaviſche Feſſeln in der Form dringen.

Der alte Meiſtergeſang, der ſich in ſeiner höchſten Blüthe unter den Schwäbiſchen Kaiſern als Minnegeſang zeigte, iſt bereits oben mit wenigen Zügen bezeichnet worden, ſo wie nicht minder ſein Verfall, welcher nothwendig erfolgen mußte, da der Inhalt der Lieder ſich zuletzt gleichſam präſtabilirt, enge abſchloß, und man um neu zu ſein, nur noch mit der Form ſpielen konnte.

In der zweiten Periode des Meiſtergeſanges bei noch theilweiſe fortblühender alter deutſcher Herrlichkeit *), während der letzten Hälfte des vierzehnten und während des ganzen funfzehnten Jahrhunderts, ſehen wir nur ſelten einen Fürſten oder Ritter unter den Sängern, und ſo iſt es gekommen, daß man jene erſte Periode auch wohl das Zeitalter des adlichen Minnegeſangs genannt hat. Eine unſtatthafte Bezeichnung, da bekanntlich auch jene Zeit der bürgerlichen Dichter manche zeigte, ſo wie im Gegentheil ſpäterhin es auch nicht ganz an Edelleuten fehlte, die in der Geſellſchaft ſpäterer Meiſterſänger als thätige Mitglieder auftreten.

---

*) Weder den Leſern noch mir ſelbſt mag ich das Vergnügen verſagen, hier an die bekannte Stelle aus einem Briefe des trefflichen Petrarca zu erinnern, der von den deutſchen Männern und Frauen des 14 Jahrhunderts folgende kurze Schilderung giebt: Mirum in terra barbarica (das Wort ſchreibt er nur um es zu widerlegen) quanta civilitas, quae urbis species, quae virorum gravitas, quae munditiae matronarum, omnis ripa (es iſt die Rede vom Rhein) praeclaro et ingenti mulierum agmine tegebatur. Obstupui, Dii boni, quae forma, quae facies, quis habitus! Amare potuisset quisquis eo non praeoccupatum animum attulisset. (Ep. ad Colonnam.)

§. 57.

Aber in der dritten Periode des Meiſtergeſangs, wäh
rend des ſechszehnten Jahrhunderts und des Anfangs de
ſiebzehnten, ſehen wir als die eigentlich thätigen poet
ſchen Bündner faſt nur Bürger und Handwerker, weshal
man von dem Stande derſelben das ausſchließliche Beiwor
hergenommen hat. Es ſcheint nicht wohlgethan, bei de
Bezeichnung einer geiſtigen Periode den Namen von der
Stande, den die äußerliche Ordnung der Dinge im Staat
veranlaßt hat, herzunehmen. Eher könnte man, wenn da
Gute, was ſich auch hier findet, genannt werden ſoll, vo
der Zeit der Meiſterſänger-Schulen, oder von der Han
Sachſiſchen Schule reden, um die Ausartung und die Dür
tigkeit der meiſten Erzeugniſſe anzudeuten, von einer Me
ſterſängerei, im Gegenſatz des früher blühenden Meiſterg
ſanges.

Was uns nun in der dritten Periode des Meiſtergeſan
ges d. h. im ſechszehnten Jahrhunderte in dieſer Hinſic
vor die Augen tritt, iſt ein Inſtitut, das nach beiſpielloſe
Formen geordnet, die göttliche Kunſt der Poeſie als ein z
erlernendes ehrbares Handwerk betrachtet. Die Geſinnun
die dabei waltet, iſt wahrhafte deutſche Rechtlichkeit; ab
auf einen Punkt gerichtet, wo die Rechtlichkeit ſelbſt allei
nicht ausreichen kann.

§. 58.

Das Löbliche dabei iſt etwa Folgendes: Deutſchlan
äußerlicher Glanz war, wie bereits oben erwähnt worde
faſt verſchwunden, die romantiſche Poeſie lebte nur no
fort in den alten epiſchen und lyriſchen Gedichten aus fr
heren Jahrhunderten, für die man im ſechszehnten nicht vi

mehr thun konnte, als daß man ſie zierlich abſchrieb. Die Fürſten und der Adel dichteten nicht mehr, die Gelehrten waren größtentheils mit philologiſchen beſonders aber theologiſchen Arbeiten und Streitigkeiten beſchäftigt, ein Theil des höheren Bürgerſtandes zeigte ſich in der Betreibung des Handels ſehr ausgezeichnet, als wahrhaftige Kaufherren und inſonderheit blühten die deutſchen Reichsſtädte in ſchöner Wohlhabenheit. So blieb für die Poeſie (die geſchriebene, meine ich hier nur) faſt nur der geringere Bürgersmann und der Handwerker übrig. Sie nahmen ſie auf, wie ſie ſie aufnehmen konnten, mit beſchränktem aber redlichem Sinn, und wenn wir von neuem erinnern, daß ſie dieſelbe wie ein Handwerk übten, ſo liegt darin freilich ein unermeßlicher Tadel; aber auch beziehungsweiſe ein nicht geringes Lob. Denn ſtets haben die Deutſchen das Handwerk mit klugem und tüchtigem Geiſt aufgefaßt und mit unermüdlichem Fleiß geübt. Die alten Zunftordnungen geben bei manchem Seltſamen, das ſie enthalten, doch auch ſchöne Belege von anordnendem Talent und das treffliche Wort „Innung“ zeigt deutlich wovon hier die Rede iſt. Vorlauten Spöttern der Meiſterſänger-Zunft, ſelbſt dieſer ſpäten, von der hier allein geſprochen wird, durfte man antworten: Treibet ihr die Kunſt nur wenigſtens wie ein ehrbares Handwerk, daß denn doch jede Frivolität und Seichtigkeit ausſchließt, und bei welchem mit großem Recht von langen Lehrjahren, von Lehrburſchen, Geſellen, Altgeſellen und Meiſtern die Rede iſt. Ihr aber meint, man könne nur ſo in die Meiſterſchaft hineinſprengen; die Kunſt weiß nichts von euch, denn ſie verlangt die höchſte Anſtrengung, damit einſt keine Mühe, ſondern nur anmuthige Leichtigkeit erſcheine.

§. 59.

Ferner iſt zu loben jene Kraft der Beſcheidenheit, mit der man ſich den geprüften Meiſtern und ihren Verweiſen und Strafen unterwarf, denn das Talent fremdes Verdienſt anzuerkennen, und das Vermögen, ſich unterzuordnen dem Höheren, iſt unerläßlich um eigenes Verdienſt zu erwerben. Die bloße Möglichkeit eines ſolchen Vereins iſt ſchon höchſt bedeutend, und beweiſt, wie ſo vieles in unſrer Geſchichte, die entſchiedene Gutmüthigkeit unſres Volks, ohne die es weder eine Tugend noch wahre dichteriſche Kraft geben kann, ein Umſtand, den zu durchdenken ſehr nützlich und ſehr erfreulich iſt.

Ueber die Statuten der Meiſterſänger-Schulen, wie ſie in Straßburg, Colmar, Nürnberg u. ſ. w. galten, und wie ſie der Meiſterſänger Adam Puſchmann im Jahre 1572 gleichſam officiell herausgegeben, hat uns der bekannte Rechtsgelehrte Wagenſeil genaue Auskunft gegeben *), und was er mittheilte iſt ſeitdem in gar manchen Büchern Auszugsweiſe wieder gegeben worden. Für den Zweck dieſes Werkes iſt Folgendes, wie wir es nach unſerer Weiſe betrachten, hinreichend. Der Sinn der Geſetze, in unſere Sprache übertragen, möchte etwa alſo lauten: Die Poeſie iſt die Kunſt, gute Gedanken in guten Reimen vorzutragen; aber auch dieſe arme Erklärung wird nicht deutlich ausgeſprochen. Das Geſetz überhaupt, und ſo auch die Geſetze der Meiſterſänger, ſind nur verneinend, ſo wie — um

---

*) Doch nur in einem Anhange zu ſeinem Werke: De civitate Norimbergensi, Altorf 1697. Dieſer Anhang führt bekanntlich den Titel: „Von der Meiſterſänger holdſeliger Kunſt," und hat ſich faſt zu beſcheiden hinter dem größern Werke verſteckt halten wollen.

die Sache durch ein entſcheidendes Gleichniß zu erläutern — auch der Staat niemandem gebieten kann, ein vortreffliches Gemüth zu haben, und ſich nur darauf beſchränken muß, den Sünden zu wehren, durch Verbote. Wer noch weiter gehen wollte, dürfte ſagen: die Kunſt iſt in dem Gebiet der Gnade: aber von dieſer Kunſt wußten die Meiſterſänger nichts; die ihrige iſt ein guter Knecht, dem, damit er nichts übles thue, Schwerdt oder Ruthe droht.

§. 60.

Deshalb ſind die Geſetze auch faſt ganz ſtill über den Inhalt der Gedichte, und es wurde gewiſſermaßen vorausgeſetzt, daß ein Dichter gute Gedanken haben müſſe, die nicht verſtoßen dürfen gegen göttliche oder menſchliche Gebote. Es ward ferner ſtillſchweigend angenommen, daß der Dichter es nicht mit dem Prediger verderben ſolle, damit dieſer ihn wenigſtens für einen nützlichen Kirchendiener gelten laſſe.

Das Einzige, wovor man in jener Hinſicht warnte, waren, wie ſich die Statuten ausdrücken, falſche Meinungen, worunter man alles verſtand, was gegen Bibel und Staat verſtieß, und da man ferner die Deutlichkeit als das Weſentlichſte eines Gedichts betrachtete, ſo verbot man überaus zweckmäßig, und mit einem faſt rührend komiſchen Ausdrucke, alle blinde Meinungen, welche man zu den größten Laſtern zählte. Die Geſetze ſelbſt ſcheinen ferner den Inhalt ſtets als ernſthaft zu betrachten, wenigſtens iſt die Scherzhaftigkeit nicht ausdrücklich verſtattet worden. In der That ſcheint auch die Satire, Laune, Naivetät u. ſ. w. nur als eine nicht ganz verbotene Ergötzlichkeit betrachtet worden zu ſein, mit der aber der Meiſterſänger, als ſolcher, und gleichſam im Ornat, ſich nicht befaßte. Die Schalkhaftigkeit, — ſchien man zu glauben — werde ſich ohnehin ſchon Thor und Thür zu öffnen wiſſen.

§. 61.

Wenn aber über den Inhalt der Gedichte faſt gar nicht geredet wird, ſo enthält die Tabulatur der Meiſterſänger deſto mehr über die Form und die Reime, und man findet ſich faſt wie in einer neuen Welt, in welcher die ſeltſamſten ängſtlichſten Lehren an den Ankömmling ergehen, deſſen Gedächtniß auch mit unnützen Namen beſchwert wird. So nannte man z. B. einen vollſtändigen Meiſtergeſang einen Bar, die Versarten Gebäude, und, verbunden mit der Melodie, einen Ton, deren Zahl nach und nach bis über zweihundert anwuchs. Einen ſolchen Ton erfunden zu haben, war die höchſte Ehre, denn mit ihm kam auch der Name des Erfinders, der ſtets dabei genannt wurde, mit auf die Nachwelt, und wohl kann der „kurze Ton“ Barthel Regenbogens, der „friſche Ton“ Hans Vogels, die „geblümte Paradiesweiſe“ Joſeph Schmierers, noch heute anlocken, obwohl ſie mehr zu verſprechen ſcheinen als ſie geben, während die „ſchwarze Tintenweiſe“ des Magiſters Ambroſius Metzger *) mit einiger Furcht vor Stubenluft erfüllt.

Es iſt ferner wohl nur charakteriſtiſch intereſſant, daß die Gedichte in Stollen oder Abſätze zertheilt wurden, dem dann ein Abgeſang und zuletzt wieder ein kleiner Stoll folgte. Solche Benennungen haben nichts Erſprießliches, und ſind nur hiſtoriſch zu erwähnen.

---

*) Wollte er etwa dadurch wieder gut machen, was er früher, ehe er in die Meiſterſängerſchule trat, in der Venerisblümleinweiſe gedichtet hatte?

§. 62.

In Hinſicht der Reime war man mit Recht um die höchſte Reinheit bemüht; aber was die Geſetze in dieſer Hinſicht vorbringen, iſt oft höchſt ängſtlich und doch in mancher Hinſicht mangelhaft. Man war ſeltſamer Weiſe überein gekommen, daß man in Hinſicht auf die Reinheit der Reime — 32 Fehler begehen könnte, von denen hier einige der merkwürdigſten mitgetheilt werden mögen.

Zuvörderſt machte man, wie billig, aufmerkſam auf den Unterſchied der weiblichen und männlichen Reime und nannte die erſteren *klingende*, die letzteren *ſtumpfe*; wodurch indeſſen wohl niemandem, außer etwa den unterſten Schülern, etwas Neues geſagt wurde, denn mit der neuen Benennung war wenig geholfen. Dennoch ſcheint das Statut einen großen Werth darauf zu legen, und dringt überall auf ſteten Wechſel der männlichen und weiblichen Reime, mit einer beengenden Vorſicht, von der die frühern Meiſterſänger (Minneſinger) nichts wußten, weil ſie überhaupt unſere geniale Sprache genialer behandelten. Auch ihre ſo genannten Schlagreime, wo ſich Wort auf Wort charakteriſtiſch reimt (z. B. zu Schutz und Trutz) ſind eine uralte Erfindung, oder, wenn man lieber will, gar keine Erfindung irgend eines Dichters, ſondern gehören dem ganzen Volke und unſrer *Sprache* ſelbſt an, die ſich in treuherziger Sprüchwörtlichkeit und bald in geharniſchten, bald in fröhlich neckenden Reimen, die in gewiſſen Fällen auch die *Proſa* durchflechten dürfen, gefällt.

§. 63.

Zur Abwehrung der Willkühr mochte die Strenge nöthig ſein, mit der man verbot ein ſtumpfes Wort in ein klingendes zu verwandeln z. B. Mond in Monde, oder umgekehrt ein klingendes in ein ſtumpfes z. B. Sonne in Sonn.

Löblich iſt ferner das Verbot — des „falſchen Lateins,“ d. h. der unſtatthaften Einmiſchung lateiniſcher Wörter und des Abbrechens eines Wortes am Ende des Verſes oder das Unterſchlagen auch nur eines einzigen Buchſtabens. Man bezeichnete dieſen Fehler mit dem wunderlichen Ausdruck Milbe. Indeſſen leuchtet ein, daß man hierin viel zu weit ging, indem man ſelbſt die allergebräuchlichſten Zuſammenziehungen zweier Worte oder Sylben nicht geſtattet, z. B. zur ſtatt zu der. Man nannte das eine Verſtümmelung und bezeichnete ſie durch den Ausdruck Halb-Worte, Klebſylben.

Man durfte ferner nicht Diphthongen auf reine Vocale reimen, welches vorzugsweiſe gar ein Laſter genannt wurde, kein gelindes Wort mit einem harten z. B. „Faden“ mit „rathen,“ „Laden“ mit „Staaten,“ ein Geſetz, das ſich billig von ſelbſt verſtehen ſollte, aber freilich oft genug übertreten wird.

Ueber den Styl im Allgemeinen iſt in den Statuten nichts ſonderliches zu leſen; doch iſt löblich, daß vor falſchen Blumen oder Coloraturen, als Verſtoß gegen die Einfachheit gewarnt wird, ſo wie überhaupt die Meiſterſänger des ſechzehnten Jahrhunderts ſich vor nichts ſo ſehr ſcheuten, als vor zu reichem Farbenaufwand. Schade nur, daß die Sparſamkeit bei ihnen keine Tugend war, und daß ſie gänzlich vergaßen, man könne, wenn man auch alle dieſe wirklichen und vermeinten Fehler vermeidet, dennoch ein überaus ſchlechtes Gedicht verfaſſen. Mit den Fehlern, die die Feder tilgen kann, iſt es überhaupt ſo gar ſchlimm nicht, indem ja der ächte Dichter, der nie eitel ſein kann, ſich gern verſtehen wird, ſie zu tilgen, ſobald ſie ihm gezeigt werden, oder ſobald er ſie ſich ſelber zeigt. Der einzige wahre Fehler eines Gedichtes iſt die Geiſtesarmuth, und hier kann die Feder nur helfen, wenn ſie es — von oben bis unten ausſtreicht.

§. 64.

Die Meiſterſänger aber, als Mitglieder einer Schule, ahneten davon nichts. Mit den Geſetzen in der Hand, und glaubend gänzlich auf dem Reinen zu ſein, gaben ſie genau Achtung, wie oft der Lehrling gefehlt, oder, wie ſie es nannten, ſich verſungen hatte. Anfangs kamen väterliche Verweiſe, dann harter Tadel und im Nothfalle Ausſtoßung aus der Schule; doch iſt wahrſcheinlich, daß das letztere Schickſal wohl nur diejenigen betraf, welche ſich häufig auf blinden Meinungen ertappen ließen.

Die Art wie die Schulen verwaltet und die Zuſammenkünfte gehalten wurden, war nicht ohne großen Ernſt und Feierlichkeit, ſo wie überhaupt die Meiſterſänger, ſtolz auf ihre Innung ſtets bemüht waren, ſich ſtattlich zu beweiſen. Sie bewahrten eine alte Tradition, daß ihre Zunft bereits vom Kaiſer Otto beſtätigt worden ſei, von welchem ſie auch eine goldene Krone bekommen haben ſollten, die ſie nachher mit in ihrem Wappen trugen. Kaiſer Karl IV., ſonſt nicht eben deutſch und poetiſch geſinnt, hielt dieſe Tradition aufrecht, indem er den Schulen erlaubte, dieſes Wappen wirklich zu führen, gleichſam wie ein fürſtliches, das wohl an die innere Vornehmheit der Poeſie erinnern mochte. Nur der Mann von bewährter Rechtlichkeit, und unbeſcholtenem Wandel konnte als Mitglied aufgenommen werden. Ein ſchweres Probeſingen ging voran, die gewählten Merker prüften jede Sylbe, aber man findet keine Spuren vom Neid, und gern ertheilten die wackeren Männer, wenn jemand nach den Statuten meiſterlich geſungen, den höchſten Lohn, welcher, ſehr charakteriſtiſch, nicht etwa in einem Lorbeerkranz beſtand, ſondern in einer ſilbernen Figur, die den König David mit der Harfe vorſtellte, und als höchſte Zierde an einer gleichfalls geſchenkten ſilbernen Kette auf der Bruſt getragen wurde. Es war ein religiös poetiſches Ordenszeichen, das überall Reſpekt einflößte. Es iſt ferner höchſt wichtig für die Geſchichte der Sitten, daß kein Meiſterſänger jemals für Geld ſingen durfte, und wir finden auch nicht ein einziges Beiſpiel, daß dagegen gefehlt worden ſei.

Im dritten Band des Magazins Bragur findet ſich die Abbildung einer Singſchule nach dem Gemälde von Franz Hein, die uns die Ordnung und Würde, den ſittlichen Ernſt und Fleiß in allen Geſichtern deutlich zeigt.

§. 65.

Erwägen wir nun alles bisher Berührte noch einmal, und faſſen es mit einem Blicke auf, ſo werden wir uns wohl alle gern entſchließen, die wohlfeilen Scherze für unwürdig und unſtatthaft zu erklären, mit denen manche frühere ſeichte und eben deshalb hochmüthige Spötter ſämmtliche Meiſterſängerſchulen überſchüttet haben. Jene hoffärtigen Geſellen, die ſich für Meiſter hielten, und die mit einer gewiſſen Halbbildung überpudert, überfirnißt, oder auch nur angeſpritzt waren, hielten ſich bequemerweiſe an einzelne, freilich ſehr mangelhafte Gedichte aus jener Zeit, und freuten ſich, dieſelben verhöhnen zu können, wozu kein ſonderlicher Geiſtesaufwand vonnöthen war. — Wir wollen lieber den ſittlichen Ernſt und den deutſchen Fleiß jener Periode betrachten, und uns freuen, daß in einer Zeit, wo, wie bereits mehrere male erwähnt worden, Fürſten und Edelleute aufgehört hatten die Poe-

Poeſie zu üben und zu begünſtigen, ſchlichte Bürgersleute, und meiſtens nur aus der zweiten und dritten Klaſſe, ſich eng an einander ſchloſſen, um wenigſtens eine dunkle Ahnung einer ſchöneren Vergangenheit zu bewahren, und dem verarmten Leben das Schönſte zu erhalten was dem Menſchen hienieden gewährt werden kann, Poeſie. So Großes gewollt zu haben, darf ſchon hoch angerechnet werden.

Erwägen wir ferner das Maaß der Bildung, welches beurkundet werden mußte, um in dieſe Meiſterſchule aufgenommen werden zu können, und erinnern wir uns, daß um die Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts allein zu Nürnberg 250 Meiſterſänger lebten, ſo iſt das Ergebniß für die Summe von Cultur, welches ſich in jener Zeit finden mußte, ſehr erfreulich, und es entſteht die Frage, obwohl das achtzehnte Jahrhundert würde etwas Ähnliches haben aufweiſen können. Die Antwort dürfte nicht viel Tröſtliches enthalten.

§. 66.

Den ſtreng ehrbaren Meiſterſängern ſtanden gegenüber oder zur Seite die ſogenannten Spruchſprecher, Stegreif-Dichter, die von der Scherzhaftigkeit gewiſſermaßen Profeſſion machten, und ſich bei Hochzeiten, Kindtaufen und anderen Feſten für Bezahlung hören ließen. Einige derſelben ſcheinen in den Reichsſtädten eine ähnliche Rolle geſpielt zu haben, wie etwa die Narren an den früheren Fürſtenhöfen. Sie hatten gleichſam den Auftrag empfangen oder ſich ſelbſt gegeben, die etwanigen ſtehenden Geſellſchaftsſümpfe ein wenig zu ſalzen und anzuregen, wobei man ihnen manches hingehen ließ, was ſchwerlich ein ernſter Bürger dem andern würde haben hingehen laſſen. Das merkwürdigſte an ihnen ſcheint nur die Stegreif-Dichterei ſelbſt.

welche in Deutſchland als eine ſeltene, fremde und auch wohl nicht ſehr wünſchenswerthe Kunſt betrachtet wird, indem ſie unſrer ganzen Natur nicht zuſagt. Die wenigen Reime, die ſich von den Spruchſprechern gerettet haben, ſind nicht ſonderlich, und wenn Wilhelm Weber nichts beſſeres gemacht hat, als was Wagenſeil von ihm anführt, ſo können wir in das Urtheil, er ſei ein witziger Kopf geweſen, nicht einſtimmen. Man ſah ihn als gemeinen Stadt-Spaßmacher an, und da er einſt ſein Privilegium zur Satire überderb misbraucht hatte, wurde er von drei verkappten Bürgern bei Nacht in den durch die Stadt fließenden Fiſchbach geworfen, wobei es indeſſen keinesweges auf Mord, ſondern nur auf einen ſehr rohen Spaß angeſehen war. Er rächte ſich durch Verſe, die der grundgelehrte Wagenſeil für vortrefflich gehalten zu haben ſcheint, vielleicht nur in der Freude, doch auch einmal etwas ſogenannt Luſtiges in ſein ernſthaftes Buch eintragen zu können. Allerdings macht der Zorn Verſe, aber nur der edle macht gute, und ein ſolcher konnte bei ſo gemeinen Verhältniſſen nicht walten.

§. 67.

Unſere Literatur iſt nicht arm an genauen Nachrichten über die Meiſterſänger. Das wichtigſte Werk, vorzüglich über die neuere Periode derſelben, iſt das oben genannte von Wagenſeil, aus dem faſt alle ſpäteren Literatoren geſchöpft haben; doch finden ſich in mehreren Aufſätzen im Bragur, inſonderheit in dem oben angeführten, noch manche ſchätzbare Notizen. Ueber die Spruchſprecher ſehe man außer Wagenſeil „Flögels Geſchichte der komiſchen Literatur, Band I.“ Selbſt für ein Kupferbild, Wilhelm Weber vorſtellend, iſt mit deutſcher Gutmüthigkeit geſorgt worden, ſo daß ſelbſt die Neugier ſich befriedigt fühlen mag.

In der Beurtheilung des dichteriſchen Werthes der ſogenannten Minneſänger und Meiſterſänger gab Adelung manchen traurigen Beleg, ſeiner nunmehr zur Genüge aufgedeckten und anerkannten Geſchmackloſigkeit; doch muß ihm zum Ruhme nachgeſagt werden, daß er als Hiſtoriker zuerſt auf die urſprüngliche Einheit jener Sänger (der Minne- und Meiſterſänger) aufmerkſam machte *). Die Verſchiedenheit ihres innern Werthes erkannte er nur halb an, er, dem ſelbſt Heinrich von Veldek, Wolfram von Eſchenbach Walther von der Vogelweide u. ſ. w., tief unter ſämmtlichen deutſchen Dichtern der Jahre 1740 bis 60 zu ſtehen ſchienen.

§. 68.

In den neueſten Zeiten hat ſich Jakob Grimm durch eine Schrift über den altdeutſchen Meiſtergeſang, (Göttingen 1811.) ſehr verdient gemacht, indem er bewieſen, daß die metriſchen Formen des Minnegeſangs auch die des Meiſtergeſangs ſeien. Das Reſultat ſeines Buchs, wie er es ſelbſt angiebt, iſt Folgendes: „Der deutſche Meiſterſang, aus dem Schooß der Volkspoeſie entſprungen, hat in der Sonne des Ritterthums geblüht und da feſte Geſtalt genommen. Eigenmächtig, wie er ſich ſelbſt gebildet, hat er ſich eigenthümlich erhalten. Zwar in Art und Geiſt ausheimiſcher Dichtkunſt ähnlich (weil ſich die Natur gleicht auf dem ganzen Erdboden, und ohne daß man darum Züge und Mienen aus einander erklären darf) iſt er doch wieder von jeder verſchieden, und in ſeiner gründlichen Darſtellung mit nichts verwandt als mit ſich ſelbſt, ſein ſpäte-

---

*) Einheit, urſprüngliche Einheit; keineswegs Einerleiheit. Der große Unterſchied iſt klar.

res mit ſeinem früheren, ſein früheres mit ſeinem ſpäteren. In der Härte und Beſtimmtheit ſpäterer Regel und Terminologie mag faſt noch überall die frühere Weichheit und Allgemeinheit wieder gefunden werden. Minne- und Meiſtergeſang ſind eine Pflanze die erſt ſüß war, hernach im Alter herb, und die verholzen mußte; aber wo wir nicht zum Saft ihrer Jugend zurückgehen, verſtehen wir nimmer die Zweige und Aeſte, die daraus getrieben haben.

Dieſe Dichter ſtifteten eine Schule, um ſchlichtes Fachwerk in eine himmliſche Gabe; als der Zauber von den Banden gewichen, als nichts mehr da war, wie ein leeres Gerüſt, ließ ſich jene nicht länger halten. Wann das Haus ausgewohnt iſt, geht es zuſammen, während mitten in Schutt und warmer Aſche die ſinnenden Menſchen Gedanken und Kraft zu dem neuen Bau geſammelt haben.“ (S. das angeführte Werk Seite 170.)

Anhang zu dem Abſchnitt von den Meiſterſängern.

Die Tradition von dem Urſprunge der Meiſterſänger iſt ſo wichtig und ſeltſam intereſſant, daß wir uns vielleicht gerechtem Tadel ausſetzen würden, wenn wir es bei der oben gegebenen kurzen Hindeutung bewenden ließen. Es findet ſich ein Gedicht, das bei den ſpäteren Meiſterſängern gleichſam als Urkunde galt, da es mit ſchlichten Worten die ganze Geſchichte von der Entſtehung der deutſchen Meiſterſängerzünfte mittheilt. Abgerechnet dieſe innere hiſtoriſche Bedeutung, giebt es auch beſſer als alle Beſchreibung ein Bild von den verſchiedenen „Weiſen,“ in welchen einige der berühmteren Meiſterſänger gereimt haben.

Bei einem Gedichte wie dieſes, das nicht bloß bei allen Meiſterſängerſchulen, ſondern überhaupt bei ganz Deutſchland auf Theilnahme Anſpruch machen durfte, wollte vermuthlich jeder ſich ausgezeichnet fühlende Meiſterſänger mit Hand anlegen, um auf dieſe bequeme Art ein klein Wenig Unſterblichkeit zu erlangen. Daher die wunderliche Buntheit. — Es lautet:

In der Feilweiß Friedrich Furners, Tuchſcheerers, Bürgers in Straßburg.

Ach die gantze heilig Schrifft
Durchaus an vielen Orten
Herrlich mit dem Geſang zutrifft,
Reichlich von Lehr und Worten,
Mancher ſich heut
Verwundert weit,
Wo Geſang iſt herkommen, (!)
Aus mancher Statt
Sein Urſprung hat,
Und wer es hat beſunnen.
Erſtlich in dem Teutſchland
Fing an das Meiſter-Singen,
Man zehlt neunhundert Jahr zu Hand
Zwei und ſechzig der Dingen,
Der Erſte Otto
Kaiſer war ſo,
Und thät das Reich erhalten,
Leo der Acht,
Das Pabſtthum thät verwalten.
Da erweckt Gott durch Gnad ſein Tron,
Zwölff Mann in hoher teutſcher Sprach,
Doch keiner da thät wiſſen
Von den Anderen; machten hernach
Viel Thön löblich gefliſſen,
Schön zugericht
Daß es weit thät erſchallen.

Erſtlich wolt es
Auch des Pabſtes
Anhang gar nicht gefallen.

In der Preißweiß, Melchior Chriſtophs, Bürgers und Bäckers in Straßburg.

Verklagten die
Zwölff Mann für dem
Kaiſer bequem
Und als Ketzer ſie ſchänden,
In den Ban ſie erkennten,
Den Kaiſer thäts bewegen,
Der meint allhie,
Es wär auch ein
Neu Sect unrein
Weil ſich der Hauffe mehret,
Beſtimmte Zeit ankehret,
Ein' Tag den thät man ſetzen,
Gen Pavia auf die Schul reichlich
Dahin ſie ſollen kommen gleichlich.
Die zwölff Mann all
Kamen zumal
Gen Pavia
Klüglich allda:
Der Erſte hieß ſanfftmüthig
Heinrich Frauenlob gütig
Zu Mainz ſaß er im Segen.

In der zarten Buchſtabenweiß, Martin Häſchers, Schrifftgießers in Straßburg.

Der Ander endlich
Hieß in dem Ring
Heinrich Mügling,
Die zween wären verſtändlich

Doctores der Schrifft, ich euch ſing.
Nun der Dritte löblich
Hieß Klingſohr da.
Der Vierte ja
Hieß der Starck Pop nicht gröblich,
Zween Magiſtri, die dichteten Bar.
Von den ſieben freien Künſten gar.
Der Fünfft Herr Walter hieß,
War ein Landherr aus Böhmen gewiß,
Von der Vogelweid war
Schön. Der Sechſte künftig
Derſelbe war ein
Ritter kühn und vernünftig,
Der ein Landſaß, Wolfgang Röhn.

In der geſchwinden Pflugweiß Paulus Fiſchers, eines Kürſchners in Straßburg.

Der Siebend hieß und war von Adel
Ludwig Marner, der Kunſt ohne Tadel,
Schämt ſich derſelben gar nicht.
Der Acht zu Maintz ſaß, war ein Schmid,
Hieß mit Nahmen Barthel Regenbogen,
Hat die Kunſt lieb, war ihr gewogen.
Der Neunt war von Zwickau bürtig
In Meißenland, hieß Römer würdig
Macht löblich Thön und ſchöne Bar,
Der Zehend auch von Würzburg war,
Hieß Conrad Geiger holdſelig,
Dieſe Kunſt lag ihn an gefällig.
Der Eilfft mit Nahmen hieß der Kanzler
In der Steyermark darin ſaß er,
Ein Fiſcher ſeines Handwerks füglich,
Dicht ſchöne Bar und Lieder täglich.
Der Zwölfft der Alte Steffan hieß,
War viel Jahr ein Seiler gewiß
Welcher viel Thön componirt,
Auch ſein Geſang luſtig ſchön ziert.

In der hohen fröhlichen Lobeweiß, Herrn Han
Berchlers, Gaſtgebers zum Geiſt in Straßburg.

Die zwölff Mann gen Paria kamen
Auf des Kaiſers Gebot,
Waren macherlei Art und Stammen
Hocherleuchtet von Gott;
Trieben kein Spott
Aus der Kunſt hie mit Nahmen.
Es kam auch bald gen Paris mächtig
Kaiſerliche Majeſtät,
Viel Doctores, Magiſter prächtig,
Darzu auch ſein Rath
Verſammeln that
Viel Gelehrten bedächtig
Desgleichen des Papſtes Legaten
Von Rom hinzugethan
Zu dieſem Haber traten
Sollten verwalten ſchon
Von Papſt die Sache fleißiglich,
Die Zwölff wurden verhört von allen
Punkten, Zahl, Maß und Wort,
Auf die Schul mußten ſie
Man that ihnen an dem Orth
Fleißig hinfort
Aufmerken mit Gefallen.

In der harten Felderweiß, Veit Fiſchers,
Schloſſers in Straßburg.

Der Kaiſer und die Herren ſein
Lobten gleich die zwölff Meiſter
Sagten ihn, Ehr Lob und Preiß ſein
Weil ſie kein Rotten-Geiſter,
Und kein neu Secten brachten auf Erd.
Als nun Papſt Leo vernam weiter,
Daß ſolch Meiſterlieder und Thön

Gott nicht waren zuwider,
Erlaubt er's einem jeden ſchön
In der Welt hoch und nieder;
Sunderlich die Teutſchen er vermahnt,
Weil Gott die Kunſt ihnen macht bekannt,
Sollten ſie die ausbreiten ſehr
Und ihm ſingen Lob, Preiß und Ehr.
So lang hat Gott erhalten
Solches ſchönes Meiſter-Geſang,
Wol über die ſechshundert
Und etlich Jahr mit gutem Klang
Mancher ſich drob verwundert,
Daß die Kunſt iſt ſo alt für wahr,
Man thut von Tag zu Tag ſich gar
Drin ſterken und fortwalten.

In der ſtumpfen Schoßweiß Hans Möllers, Schloſſers in Straßburg.

Nach ſolcher Zeit bekannt
Fanden ſich in Teutſchland
Zwölff Meiſter klug,
Mit Fug,
Saſſen im Reich
Zu Nürnberg hört eben.
Von welchen Hans Sachs ſchon
Gedicht im neuen Thon,
Darinnen bewehrt,
Erklärt,
Ihr Nahmen gleich
Und ihr Stand darneben
Darin ſie damals waren ſein.
Sie übten ſich der Kunſt rein
Gemein,
Thäten löblich Thön machen
Dichten viel ſchöne Bar
Ihnen angelegen war

Meiſter Geſang
Mit Klang
Ganz inniglich
In allen ſeinen Sachen.

Die ungeheuren Anachronismen, welche in der Zuſammenſtellung mancher Dichter unter jenen zwölfen, von denen das Lied ſpricht, begangen worden ſind, fallen faſt von ſelbſt in die Augen. Es iſt hinreichend, hier nur zu erwähnen, daß Walther von der Vogelweide noch vor dem Anfang des dreizehnten Jahrhunderts dichtete, daß Klingsohr bereits im Jahre 1207 an dem poetiſchen Kriege auf der Wartburg Antheil nahm, daß Frauenlob 1317 ſtarb, u. ſ. w, aber das Gedicht kehrt ſich daran nicht, und die zwölf Männer gewinnen faſt ein geſpenſtiſches Anſehen. Sie alle zu charakteriſiren, würde außerhalb der Gränzen dieſes Buches liegen. Auch Heinrich Frauenlob liegt weit außerhalb; doch wollen wir über ihn, — deſſen herrlicher Name ſtets mit rechtem Ernſt ausgeſprochen werden, und nie zum Spiele dienen ſollte, — die anziehende Stelle aus Spangenbergs Chronik ins Gedächtniß der heutigen Welt zurückrufen:

„Heinrich, ein künſtlicher und zugleich auch lieblicher Meiſterſänger, ſoll nach etlicher Meinung ein Doctor Theologiae geweſen ſein. Hat alle ſeine Lieder, die er gemacht, zu Lob und Ruhm des weiblichen Geſchlechtes gerichtet, daher er auch den Nahmen bekommen, daß er Doctor Frauenlob genannt worden, welcher Lieder man noch etliche hat, als eines, ſo ſich anfahet: „Ich bin genannt der Frauenlob zu dieſer Zeit“ u. ſ. w., und iſt geſtellt wider einen, ſo der Jungfrauen Stand dem ehelichen Stande vorgezogen hat. Sonderlich hat er von der Jungfrau Maria, der Mutter des Herrn Chriſti, etliche Lieder zuſammengeſetzt, die man unſer Frauen Lied geheißen, wie Magiſter Albertus von Straßburg in ſeiner Chronik gedenket. Er hat den Zogton erfunden. Anno 1317 iſt er zu Menz, da er ſich ſonſt gehalten, geſtorben, und am St. Andreasabend daſelbſt in der Dhomkirch im Umgang bei dem Wendelſtein ehrlich begraben worden. Und haben ihn etliche Matronen aus ſeiner Herberg oder Wohnung zu Grabe getragen mit vielen Tränen und Weinen, und haben darnach alsbald ſo viel Weins in und auf ſein Grab nachgegoſſen, daß es um's Grab von Weine geſchwummen, wie ſie ihm dann auch oftmals noch bei ſeinem Leben den Wein verehret haben.“

Merkwürdig iſt, daß Frauenlobs wahrer Name faſt ganz verſchwunden iſt vor dem feiernden und gefeierten Beinamen. Vielleicht iſt ſelbſt der Andreasabend als die Zeit ſeines Begräbniſſes intereſſant, da in der darauf folgenden Nacht die Jungfrauen ehedem manche ernſte und ſcherzende „Fragen an das Schickſal“ zu thun pflegten, welch ein Mann ihnen zu Theil werden würde.

Ueber die Volkslieder.

§. 69.

Einer der größten Vorwüfe, den man den ſpätern Meiſter-Singeſchulen machen kann, iſt der, daß ſie das Singen des Volkes nicht beförderten, ſo wie überhaupt das ganze ſechszehnte Jahrhundert in Hinſicht des Volksliedes, wenn auch nicht ganz arm ſich zeigt, doch den Ruhm, den ſich die früheren Zeiten auch in dieſer Hinſicht erwarben, bei weitem nicht erreichte. Seit dieſem Jahrhundert hat ſich ein unglückliches Misverhältniß eingeſchlichen zwiſchen Leben und Kunſt, die doch in ſich eins ſein ſollen, und ſo hat man endlich ſogar eine aparte Bücherſprache und eine aparte Lebensſprache bekommen. In ihren Büchern, ſo meinen gar viele Autoren, müſſen ſie ſchon ehrenhalber vornehmer und zierlicher erſcheinen; im Leben komme es auf einige Unbeholfenheiten, und, ſchlimmen Falls, auch auf einige Plattituden nicht an. Es iſt gut genug im Leben, wenn man überhaupt nur ſagt, was man meint und will; das Wie kümmert wenig; was aber gedruckt werden ſoll, muß im Amts-Ornat einhergehen.

Daher die breite Lebensproſe und die aufgeſchwollene Bücherpoeſie als wäre das Leben und die Bücher zweierlei, ſo daß ich wohl fürchten muß, es werden manche die dieſes leſen ausrufen, das ſei freilich zweierlei, und wie es gewöhnlich betrieben wird, iſt es leider wirklich ſo; nur daß dabei weder das Leben noch die Bücher ſich gut ſtehen. — Aus der Zweierleiheit kann nie Gedeihliches entſtehen.

Der Dichter, der im tieferen Sinne des Worts anders ſchreibt als er lebt und anders lebt als er ſpricht, iſt kein Dichter, ſondern nur ein forcirter und gequälter, der vielleicht hie und da manches Erträgliche ſagen, aber nimmermehr eine heitere poetiſche Welt wird erſchaffen können, denn wenn er das vermöchte, würde er nicht vor allen Dingen dieſe heitere Welt zu ſeiner eigenen machen, und die Zweiheit, in der er befangen iſt, aufheben?

§. 70.

Die Frage: Alſo auch im gewöhnlichen Leben ſoll der Dichter ſo ſprechen wie in ſeinen Büchern? darf uns nicht ſchrecken, denn wir erkennen was man ſo gewöhnlich das „gewöhnliche“ Leben nennt, gar nicht an, indem es lediglich auf uns allein ankommt, ob wir ein ſogenannt gewöhnliches oder ein bedeutendes Leben führen wollen. Von außen her zufliegen kann uns weder das eine noch das andere. Meint ihr, daß — um edler Lebender zu geſchweigen — Cervantes anders gelebt habe, als er geſchrieben? Sollte er ſeinen eben ſo heitern als tiefſinnigen Witz und ſeine milde Kraft bloß für ſeine Bücher verbraucht und nichts übrig behalten haben für ſich ſelber? oder ſprechen wir es nur ſo obenhin aus, daß ſein Buchſtabe lebendig ſei?

Alles was ein guter und gebildeter Menſch thut und ſchreibt, kann, genauer betrachtet, nie anders als gut und gebildet ſein *).

Ehe dieſe Scheidung zwiſchen Leben und Kunſt unter uns eingeriſſen war, welch eine Geſangeswelt fand ſich da bei dem Volk in unſerm Vaterland, und — wie hat die Folgezeit dieſe herrlichen Schätze faſt ganz überſehen oder gering achten können! Die zweite Hälfte des ſiebzehnten

---

*) Dies gilt auch von den Briefen Verſtorbener, nur daß wir wohl erwägen mögen, was in denſelben der Moment und was das Gemüth ausſprach. Es kann hier nur religiöſe Vorſichtigkeit entſcheiden, und ich habe eine ſolche — das bin ich mir bewußt und es ſei mir vergönnt, auch hier zu bemerken — bei der Herausgabe der Briefe Wielands an Sophie v. Laroche bewieſen. Bei einem Manne wie Wieland, den gar manche ſchlimme Irrthümer von jenſeit der Ardennen angeflogen waren, war eine ſolche Sichtung höchſt nöthig. — Für die Geſchichte ſind indeß auch manche dem Druck übergebene ſehr dürre und leere Briefe andrer berühmter Verſtorbenen ſehr wichtig, wenn auch dieſe Wichtigkeit manches Traurige in ſich haben ſollte. Aber auch heiter in Beziehung auf die Gegenwart können uns ſolche Briefe machen, denn wahrlich wir dürfen mit Recht zweifeln ob irgend einer unſerer jetzigen wahrhaft berühmten Kritiker und Dichter ſo hohl egoiſtiſche, hochmüthig beſchränkte und ideenloſe Briefe ſchreiben könne, wie z. B. Bodmer und Sulzer.

Wie herrlich ſtehen dagegen der fromme Gellert, der tiefſinnige Hamann, der reine, helle, gemüthvolle F. H. Jacobi, und wie ſchön werden einſt daſtehen — — Was hier fehlt wird ein Literarhiſtoriker nach funfzig oder achtzig Jahren freudig hinzuſetzen.

und das ganze achtzehnte Jahrhundert — hat die ſog
nannte, oder ſo zu nennende Gelehrten-Poeſie und Studie
ſtuben-Dichtkunſt nicht bloß weit mehr geliebt als die Volk
poeſie, ſondern die letztere ſogar zu verachten gewagt. Au
dem letztern Jahrhunderte weiß ich nur ſehr wenige Dicht
und Literatoren zu nennen, die ſich an dieſen Blüthen wah
haft erfreuen und deren Dauerbarkeit zeigen mochten, un
unter jenen würdigen Männern möge beſonders Herder
und Bürgers großes Verdienſt um das Volkslied ſtets an
erkannt werden. Aber der erſte, deſſen reicher Geiſt d
Stimmen aller Völker zurückrufen wollte, mußte ſich i
Beziehung auf die deutſchen Volkslieder zu eng begrän
zen; und die Bemühungen des wahrhaftigen Volksdichter
Bürger wurden nicht ſelten mit ſchlechtem Scherz, theils mi
nüchterner Halbphiloſophie abgelehnt. Es iſt auch in die
ſer Hinſicht jetzt viel beſſer geworden, und niemand würd
jetzt mit der Verachtung deſſen Prunk treiben können, da
er ehren ſollte, und das ihn belehren kann.

§. 71.

Was ich über dieſen Gegenſtand ſchon vor gar man
chen Jahren ſchrieb, möge auch hier wieder, doch mit meh
reren Veränderungen, eine Stelle finden, da, wie ich ver
nommen, hie und da einiges Gute dadurch befördert ſein
ſoll.

Zwar iſt den deutſchen Volksliedern nicht eigen jen
heiße Glut der Empfindung wie bei den Morgenländern,
ſelten nur jener farbige Glanz wie bei den Provenzalen, nich
jene anziehende Myſtik einer tiefern Sinnlichkeit wie be
den Spaniern und Portugieſen; doch finden wir dafür of
das Höhere, eine gewiſſe Gattung von religiöſer, milder
Myſtik, die ſelbſt dem einfachſten Herzen ſehr willkommen

ſein muß, z. B. in der ſinnig wunderbaren Romanze von der Tochter des Commandanten zu Großwardein. Ein ächtes Volkslied kann überhaupt nicht nachahmen und will mit dem Fremdartigen nichts zu thun haben. Die Seele jeglicher Poeſie: Gemüthlichkeit im ächten Sinne des Worts, charakteriſtiſch-mimiſche Lebendigkeit, dieſe treffen wir in dem deutſchen Volksliede, das ein wirkliches und nicht bloß ein Titular-Volkslied iſt, immer an. Dieſe Lieder ſollen aber auch wegen ihrer Kraft und Kindlichkeit mit einem keuſch-äſthetiſchen Sinne genoſſen werden, die bloße Reflexion weiß ſie nicht zu genießen, da nämlich eine jede Kunſt, als ſolche, das Unendliche im Endlichen darzuſtellen ſtrebt, ſo begreift es ſich ſchon um deswillen leicht, daß die ächten vollendeten Werke derſelben nicht eigentlich ſollen begriffen werden. Der Verſtand wird ſeine Fragen wenigſtens auf die Weiſe wie er zu antworten pflegt, hier nicht beantwortet finden, denn die Kunſt hat eine höhere Aufgabe zu löſen, als die er ihr geben könnte. Seine Fragen an die Kunſt werden bereits in den Vorhöfen der Kunſt gelöſt, ſie ſelbſt aber wohnt im ſeligen Glauben. Der bloß verſtändige Menſch wird daher nie eine klare Idee von der Schönheit überhaupt (am wenigſtens aber von der Schönheit unſchuldiger und anſpruchloſer Volkslieder) bekommen können, weil er auch an ſie noch Fragen thut, von denen nicht mehr die Rede ſein kann, weil ja die Kunſt, ausgehend von religiöſer Ueberzeugtheit, gleichſam die ewige, beruhigende Antwort iſt für alle Fragen die jemals nur in dem menſchlichen Gemüthe ſich erheben mögen. Daher iſt dem Verſtande, ſobald er iſolirt als einſeitige Funktion daſteht, die Kunſt etwas Fremdartiges; wenigſtens kann ſie ihm nichts anderes ſein, als das Facit eines mit Klugheit durchgeführten Rechnungsexempels. Bei manchen größeren (epiſchen oder dramatiſchen) Werken der Poeſie weiß er ſich auf dieſe Weiſe allerdings noch einigen Genuß zu verſchaffen, der, wenn er gleich unendlich dürftiger iſt, als der welcher dem wahren Kunſtliebhaber und Kenner zu Theil wird, doch immer noch Intereſſe genug hat, um auch ihm die Kunſt bedeutungsvoll zu machen. Er ſucht hier (mit Recht) die Einheit in dem Mannigfaltigen des Stoffs, er zählt die einzelnen Punkte, die ſo ſinnvoll an einander gereihet ſind, er ziehet einzelne Stellen die ihm etwa en haut relief gearbeitet zu ſein ſcheinen, heraus, weil ſie ihm als Reſultate ſcharfſinniger Reflexion genug thun, oder, wenn er noch einen Schritt weiter gehe, ſo ergötzt er ſich an den ſchönen und erhabenen Charakteren, die ſo wohl gebildet und kräftig dargeſtellt worden ſind, und in dem Kampf mit anderen Charakteren doch immer nur auf ſich ſelbſt beruhen, und einig ſind mit ſich ſelbſt; mit einem Wort: er hat bei ſolchen Kunſtwerken faſt einen noch größern Genuß als ihm die Auflöſung eines ſinnreich gebildeten — Räthſels gewährt. Dieſer Genuß iſt allerdings ein nicht geringer; aber der ächte Kunſtkenner hat ihn nicht bloß auch, ſondern außer demſelben noch einen unendlich höhern: den der reinen Anſchauung einer in ſich vollendeten Welt, und urſprünglichen Einheit.

§. 72.

Und vollends: Wie wird ſich jener iſolirte, und in der Iſolirtheit oft ſehr hochmüthige Verſtand bei den Volksliedern Genuß zu verſchaffen wiſſen? Sie wollen eben nicht bloß Begriffe bilden, nicht einzelne Wahrheiten ausſprechen, nicht bloß die Reflexion beſchäftigen; aus dem, was ſie darſtellen, laſſen ſie keine einzelne Punkte herausnehmen, kein Rechnungsfacit ziehen, ſie vermögen das alles nicht, und verſchmähen es zu vermögen. Es iſt eben der Charakter der ächten Volkslieder, den großen und tiefen Sinn, der in ihnen wohnt, ſchonend zu verhüllen, und das Höchſte im Menſchen zu vereinigen mit Kindesunſchuld. Aber auch mit Kühnheit treten ſie auf, und in ihren raſch hinflatternden Zeilen wechſeln Sterne und Blumen, fallende Welten und lächelnde Kindesgeſichter, gebrochene Herzen und tändelnde Tänzer im wunderlichſten Zuſammenklang. Der bequemern Begreiflichkeit unterwerfen ſie ſich nicht, wohl aber bieten ſie ſich klar der tieferen Anſchauung und erfreuen ein Gemüth, das die Eintracht des reinen Ernſtes mit der kindlichen Naivetät zu ahnen im Stande iſt.

Solcher Volkslieder hat außer den Engländern und den Spaniern vielleicht keine Nation ſo köſtliche und ſo viele aufzuweiſen als wir.

Hier begegnen uns zuvörderſt die kriegeriſchen, deren jeder einzelne deutſche Gau gar manche, und nicht ſelten höchſt charakteriſtiſche hervorgebracht hat. Wir wollen beſonders die Fröhlichkeit und die beſcheidene Kraft, die wir hier nicht ſelten bemerken, anerkennen, und inſonderheit dem Veit Weber, einem wackeren Süddeutſchen der für die gute Sache der Schweizer, die ja Deutſche waren, redlich mitfocht, die wohlverdiente Ehre geben, daß der Krieg ihm erſchien wie eine reine Gottesſache, die ſich gar wohl verträgt mit den Blüthen der Dichtkunſt, oder, wenn wir lieber wollen, ſie mitbringt. Alles an ihm und in ihm iſt friſches Blut, tüchtiger Nerv, und elaſtiſche Stahlfeder, und gern hören wir, weil wir ihm gern glauben, wenn er in einem Lied vom Jahr 1475 alſo anfängt:

„Mit Geſang vertreib ich mein Leben;
Vom Tichten kann ich nit lan.“

§. 73.

Weniger poetiſch, aber hiſtoriſch wichtig und nicht ohne dauerhaftes Salz, ſind die politiſch-polemiſchen Volkslieder, in denen ſich die Anſicht und Neigung, Leidenſchaft und Abneigung der Menge während großer Weltbegebenheiten oder in minderen Verhältniſſen einzelner kleinerer Staaten ausſpricht, oder, was viel beruhigender iſt, ausſingt. Es ſind ihrer noch manche übrig, die beſonders in aufgeregten Zeiten, z. B. während der Huſſitenſtreitigkeiten, des Bauernkriegs u. ſ. w. entſtanden, und der Geſchichtsforſcher wird in der herrſchenden Stimmung des Volkes zuweilen Aufſchluß finden über manches, dem der Kanzleiſtyl gewöhnlicher Geſchichtſchreiber eine ganz andere Farbe (oft vergeblich) zu geben ſuchte. Die Keckheit, mit der ſich in dieſen Liedern die Meinung der Menge vernehmen läßt, iſt nicht ſelten ſehr anziehend und imponirend, und es ſcheint, daß man ſchon einige Beruhigung, wenigſtens momentane Beſchwichtigung darin fand, ſolche polemiſche Gedichte nicht bloß verfertigen ſondern auch laut ſingen zu dürfen *). Auch iſt es allerdings auffallend, daß den Dichtern niemand wehrte.

Man ſieht ſchon aus der Anführung des Bauernkriegs, daß dieſe Gattung der Volkslieder auch im ſechszehnten Jahrhundert fortdauerte, aber ſie wurden ſchon unpoetiſch-bitterer und ſchneidender. Man wollte kaum mehr muthwillig necken, ſondern heftig aufreizen und blutig ritzen. Die Dichter ſelbſt ſchienen dem Volksgeſang nicht mehr recht

---

*) Koch führt in ſeinem Compendium ein ſolches polemiſches Volkslied aus Spangenbergs Chronik an, II. 73. ff. Daß übrigens auch ſolche Volkslieder ſehr Unrecht haben können, verſteht ſich von ſelbſt.

zu trauen und ſuchten deshalb mit ihren Liedern nur zu bald die Druckerpreſſe, die das wahre Volkslied kaum bedarf. Solche Lieder aus der Zeit der Grumbachiſchen Händel möchten vielleicht Aufſchluß geben können, über einige Dunkelheit, die noch auf jenem Reichsfriedensbruche ruht. Eines, das den Titel führt „die Nachtigal,“ wurde zu Leipzig auf dem Markte durch den Henker verbrannt, und jeder bei dem man es fand, hart beſtraft. Dieſer Umſtand machte bekanntlich unſern theuern, ſtets regen Leſſing aufmerkſam, er fand endlich ſogar drei Abſchriften des Gedichts in der Wolfenbütteler Bibliothek, und ließ das Gedicht in ſeinen „Beiträgen u. ſ. w.“ drucken. Als Volkslektüre mochte es damals allerdings ungünſtig wirken können; Volkslied hätte es ſchon wegen ſeiner ungebührlichen Länge nie werden können. Intereſſant iſt es ſehr, als eine kraftvolle Stimme für den unglücklichen Herzog von Gotha und deſſen Aufreger Wilhelm von Grumbach, ſtellenweis voll guter Geſinnung, aber auch ſtellenweis voll ſchädlicher Sophiſterei.

§. 74.

Die elegiſchen Volkslieder haben ungleich höheren poetiſchen Werth, denn ſie ſind keinesweges wie ſo manches neuere Gedicht, das ſich an dieſe Gattung anſchließen möchte, als das Reſultat ſenſualer Aeſthetik zu betrachten, die nur das ſogenannte Schmelzende zu produziren weiß, ſondern ſie bezeichnen eine ſtill begränzte Empfindung, die nicht zerſtört verflattern darf, und ſelbſt der tiefſte Schmerz der heißeſten Sehnſucht, der verlorenen Ruhe, der unerwiederten Leidenſchaft, erſcheint hier nicht in convulſiviſcher Hitze, in verletzender Zerriſſenheit, ſondern meiſt ſanft, ergeben, oft noch von Lieblichkeit und Anmuth umgeben. Als ſolche Lieder nenne ich z. B. „Die Liebſte mein will mich verlaſſen“

u. ſ. w. „Wer iſt der doch kann erſehen, die Angſt, Pein, und den Schmerz?“ u. ſ. w. „Ach weh wie iſt mein junges Herz verwundet alſo hart“ u. ſ. w. *). Die ächte Elegie der Deutſchen wird immer zu dieſer ſtillen Einfalt zurückkommen müſſen, wenn ſie des ungetheilten Beifalls des Volks gewiß ſein will; die prunkende Weichlichkeit mancher neueren iſt bald verſchmäht worden. Poetiſche Bettelbriefe an die Natur, Liebe u. ſ. w. ſind keine Elegien.

Der erzählenden Volkslieder, Romanzen und Balladen haben wir eine ſchöne Fülle, manche ſchließen ſich unmittelbar an den Nibelungen-Kreis, z. B. das bekannte:

Ich will zu Land ausreiten
Sprach ſich Meiſter Hildebrand u. ſ. w.

Andere ſind behaglich ſcherzend, indem beſonders pfiffig-dumme, witzig-tölpiſche Bauern, muntere friſch hinlebende Jäger, und ſchöne Müllerinnen eine ergötzliche Rolle ſpielen, andere rein romantiſch, dem Tragiſchen zugewendet.

§. 75.

Alle dieſe Gattungen ſind oft recht wacker behandelt, die letztere ſcheint den höchſten Preis zu verdienen; doch verſteht es ſich, daß ſie nur dem wahren Genuß geben können, der noch — es giebt kein anderes Wort dafür — mit keuſchem Herzen zu vernehmen weiß, und nicht nach überbunter Farbigkeit und Reflexionsgewäſſern ſtrebt. Die ächte Farbe wird nie fehlen; und ſtets klar und lebendig raſch, wie allein die Romanze wandeln ſoll, werden uns die Bil-

---

*) Gedruckt wurden dieſe Gedichte erſt 1614: (S. Koch II. S. 129.) Doch ſind ſie ohne Zweifel weit früher verfaßt worden.

der erſcheinen, die der Dichter uns hier, bei aller anſcheinenden Kunſtloſigkeit kunſtgemäß darſtellt. Belege finden ſich viele; doch möge, um die Beiſpiele nicht zu häufen, noch einmal an jene Erzählung von der Commandantentochter erinnert werden, die in Gott die Zeit überwindet, und an das Gedicht von den drei Grafen, wo die faſt naive Liebeloſigkeit des einen zu der naiven Liebe des Mädchens, ſo wie das tragiſche Ende, den ächten Schauder der Romanze hervorzurufen im Stande iſt.

Ueber den Ton der Romanze herrſcht in neueren Zeiten gar viel Misverſtändniß, denn faſt nur Göthe, Bürger und ſehr wenige Neuere, haben ihn zuweilen rein erreicht; manche angeſtaunte Romanze aus der neueſten Zeit, hat von der Romanze nicht viel mehr aufzuzeigen als die — Ueberſchrift. Am reichſten iſt das funfzehnte Jahrhundert, das ſechszehnte hat wenig zugegeben, und verdient auch noch um deswillen Tadel, daß es, bei gelähmter Produktionskraft, nicht einmal ſorglich zu ſammeln bemüht war. Wie manches Köſtliche mag verloren gegangen ſein.

§ 76.

Romantiſche Volkslieder mußten ſich von jeher in Deutſchland auf das Erfreulichſte bilden, da unſerm Vaterlande ſelbſt eine reiche, wunderbare und anziehende Mythologie eigen iſt. Ich rechne hierher die alten Volksſagen von den Erlen, Elfen und Nixen, die man in der That ſelbſt für manchen griechiſchen oder römiſchen Mythus nicht wegzugeben geſonnen ſein dürfte. Es iſt durchaus nicht eine leicht flüchtige Phantaſie, die dieſe ſeltſamen Weſen erſchuf, eine bedeutendere geſtaltende und charakteriſirende Kraft hat ſie in ihrer Exiſtenz geſichert. So finden wir in jeder dieſer Volksſagen den Charakter der Nixen auf eine gleiche, doch immer neu anziehende Weiſe dargeſtellt. Niemals werden ſie mit den Sylphen verwechſelt, deren feinere ätheriſche Natur nur in den Lüften ihren Spielraum findet. Da die Nixen im Waſſer leben, ſo werden ſie auch nothwendig materieller gedacht werden müſſen, als paſſionirte Liebhaberinnen des männlichen Geſchlechts, wenn es ſchön iſt. Mit den Häßlichen und Unbeholfenen treiben ſie indeß einen Spaß, der leicht gefährlich werden dürfte. Sie ſind überhaupt leidenſchaftlich, zum lauten Lachen geneigt, ein wenig frivol ſogar, im Ganzen jedoch, und wenn ſie nur recht behandelt werden, ziemlich gutmüthig und mehr als ziemlich liebenswürdig; nur geht ihre Grazie ſogleich verloren, ſobald ſie die Männer auf einer Inkonſequenz in der Liebe ertappen, und ihre Wuth kennt keine Grenze, gegen dieſe wunderlichen, fluctuirenden Charaktere. Dieſe kleinen Andeutungen zu dem Gemälde jener den Deutſchen eigenthümlich gehörenden fantaſtiſchen Weſen, ſind aus den alten Volksſagen ſelbſt gefolgert worden, und ich durfte ihre Anführung nicht für überflüſſig halten, weil es mein Zweck war, zu beweiſen, daß dieſe mythiſchen Charaktere eben die beſtimmte Phyſiognomie haben, als die Nymphen im Allgemeinen und die Dryaden, Najaden und Napäen ins beſondere. Eben dieſe Beſtimmtheit der Charakteriſtik findet ſich auch bei den uns gleichfalls eigenthümlichen Berggeiſtern und Erlen, deren König von unſerm Göthe ſo rein und wahr geſchildert worden iſt, daß ſich weiter keine Züge zu dem Gemälde finden laſſen. Aber, wie groß auch das Darſtellungstalent jenes Dichters ſein mag, immer werden wir einräumen müſſen, und gern einräumen, daß er, ohne den glücklichen Umſtand, ein Deutſcher zu ſein, weder jenen Erlkönig, noch das nicht minder vollendete Gedicht: „der Fiſcher" würde haben erſchaffen können *).

---

*) Vgl. Muſikaliſche Ztg. 1802, S. 326 ff. an welchem

§. 77.

Rein heitere, fröhliche und humoriſtiſche Volkslieder haben in Deutſchland von jeher in großer Fülle ſich geſammelt, und wir mögen darin die Beſtätigung des Satzes finden, daß nur derjenige des Scherzes ſich erfreuen kann, der den Ernſt erkannt und begriffen hat. Nur der beſonnene und geſammelte Menſch hat das Recht, und darf es wagen, ſich zu zerſtreuen, denn er wird in dieſer Zerſtreuung nur eine humoriſtiſche Parodie ſeines gründlichen und tiefen Weſens finden. Das dulce est desipere in loco darf nur der ſtill verſtändige Mann mit Würde ausſprechen, ſo wie das noch weit herrlichere Wort Luthers:

„Wer nicht liebt Wein, Weib, Geſang,
Der bleibt ein Narr ſein Lebelang“

aus ſeinem geweiheten Munde am erfreulichſten tönt. Nur der Halbgebildete ſteht in der Mitte zwiſchen dem Ernſt und Scherz, ohne weder den einen noch den andern recht ergreifen zu können.

Wenn aber der Menſch, der weder des Ernſtes noch der Frömmigkeit fähig iſt, zu ſcherzen wagt, ſo werden wir das Schauſpiel einer widrig leeren Luſtigkeit erhalten, wo der Scherz mit ſich ſelbſt Poſſen treibt, und das Lachen ſich gleichſam ſelbſt auslacht. So widerwärtig ſprechen uns beſonders manche neuere Volkslieder an, z. B. einige aus der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, da uns im Gegentheil jene älteren durch rüſtigen Humor, unſchuldige Freudigkeit und kräftige Parodie der Lebensverhältniſſe auf das Angenehmſte unterhalten müſſen.

Orte ich meine Bemerkungen über die Art eine deutſche Volksſage poetiſch zu behandeln, mitgetheilt habe.

§. 78.

Hierher gehören die Lieder: „Aus friſchem freien Muth, freu dich du junges Blut“ — „Mein Herz vor großer Freude hebt jetzt zu ſingen an“ — und das aus Ballhorns güldnem A B C.

Der liebſte Bule den wir han
Der liegt in unſerm Keller,
Er hat ein hölzin Röcklein an,
Und heißt der Muskateller u. ſ. w.

Auch der rein kindiſchen Volkslieder wollen wir wenigſtens nicht ganz wegwerfend gedenken, ſondern eher wünſchen, daß auch jetzt noch unſere Bauern, ſo gern wie ehedem die altſchwäbiſchen, das „Ei wi bie i a luſtiger Bua“ ſingen möchten. Ob das viel berühmte und ergötzliche Pinſchgauer Wallfahrtslied ganz rein auf uns gekommen iſt, bezweifle ich; auch dürfte es ſchwerlich aus dem funfzehnten Jahrhundert herrühren. Einige Wendungen in demſelben gehören allerdings dem „ewigen“ Witz an, z. B. das ſtete Sich-erheben-wollen zur Andacht, was aber nie gelingt, da die thieriſch geſunde Sinnlichkeit dazwiſchen jauchzt *).

§. 79.

Daß es übrigens auch unbedeutende und mittelmäßige Volkslieder giebt, würde als ſich von ſelbſt verſtehend uner-

---

*) Vergl. über den Abſchnitt von den Volksliedern: Kochs Compendium II. 96. ff. Bragur I. 263. ff. Bragur II. 207. ff. III und V. über die deutſchen Volkslieder und ihre Muſik von Kinderling. Deutſches Muſeum vom Jahr 1781. II., 225. Wunderhorn von Arnim und Brentano. 3 Theile, Heidelberg 1806. ff. Sammlung deutſcher Volkslieder mit Melodien herausgegeben von Büſching und von der Hagen, Berlin 1807. — Der von Herder 1778 herausgebenen Volkslieder iſt bereits oben gedacht worden.

wähnt bleiben dürfen, wenn nicht zu fürchten wäre, daß einige Leſer, die ſich ſchon längſt auf dieſen Nachſatz gefreut, die ausdrückliche Erklärung vermiſſen möchten. Allerdings hat das Volk zuweilen auch manches nicht ſonderliche Lied geſungen, aber zum Glück nicht lange, denn wie es auch mit dem Maaß von Bildung beſchaffen ſein möge, das dem Volke beiwohnt; als ein geſundes, recht kerngeſundes Volk hat es ſich in jener Zeit immer gezeigt. Sang es denn alſo auch einmal etwas unliebliches und unlöbliches, ſo iſt es deſſen bald inne worden, und das gute und tüchtige Lied hat bald wieder ſich Bahn gemacht. Wenn wir daher unter den im ſechszehnten Jahrhundert gedruckten Volksliedern auch manches ſchlechte finden, ſo wollen wir ſolche, größtentheils wenigſtens, auf Rechnung der Aufzeichner ſetzen, die oft viel zu ſchnell für Volkslieder hielten, was vielleicht nur in wenigen Gauen und auf wenige Monate Mode war.

Es giebt aber bekanntlich auch einen Pöbel, und auch dieſer hat ſeine Lieblingslieder, die durch und durch und in Grund und Boden heillos und widerlich ſind. Wer aber die ſündhafte Ungeſchicklichkeit begeht, dieſe Pöbellieder mit den Volksliedern zu verwechſeln, der ſollte billig von keinem rechtlichen Deutſchen als urtheilsfähig betrachtet werden; doch haben ſich leider beſonders im achtzehnten Jahrhundert manche ſolche Verwechsler gefunden, ohne die gebührende Verachtung zu empfangen; im neunzehnten entgeht ſie ihnen ſeltener.

§. 80.

Es iſt bereits oben erwähnt worden, daß das ſechszehnte Jahrhundert nur wenig that, zur weitern Vervollkommnung des Volksliedes, aber dreierlei iſt ihm nachzurühmen, wodurch wir mit demſelben einigermaßen ausgeſöhnt werden können.

Erſtlich ward die Muſik mit höherm Kunſtverſtan geübt als je, und auch in Beziehung auf das Volkslie hier viel löbliches gewirkt. Zwar bringt jedes ächte Volkslied ſeine Sangesweiſe ſchon mit ſich, und niemals wir man dem Volke eine Melodie aufdrängen können. Ohn Zweifel hatten denn alſo auch die Volkslieder der frühere Jahrhunderte eine beſtimmte Muſik und das ſechszehnt Jahrhundert konnte in dieſer Beziehung nur aufzeichne was bereits von den Lippen tönte. Allein auch dieſes Aufzeichnen iſt eines großen Dankes werth, denn, da ma wohl ſelbſt fühlte, daß man faſt ſtumm werde im Volke ſo war das Feſthalten auch dieſer Geſänge durch Noten nützlich und nöthig geworden. In den früheren Zeite hatte man das vermuthlich ganz unterlaſſen, in dem fa übermüthig fröhlichen Glauben, das Volk werde wohl immer ſo fröhlich weiter ſingen, und jeder ächte Geſang von Vater auf den Sohn vererben bis in's hundertſte und tauſendſte Glied.

Zweitens: Es geſchah ſehr viel für das religiöſe Lied ja in gewiſſer Hinſicht dürfen wir ſagen: es „entſtand“ das religiöſe Lied, in ſoweit es Volkslied werden kann worauf wir weiter unten noch einmal zurück zu komme gedenken. Hier werde nur bemerkt, daß der neue Geiſt der in Deutſchland in der Religion ſich entzündet hatte d. h. hier der ächte uralte, nur neu geborene Geiſt, ſic anfangs weniger mit der Dichtkunſt im allgemeinen als mi der Tonkunſt verſchwiſterte *). Dieſe, als eine edle Di nerin bei dem Gottesdienſt betrachtet, wurde jetzt mehr g ehrt als ſonſt und deshalb mit großem Fleiße geübt. E

---

*) Nur Luther und einige wenige andere vereinten beid Künſte und vermochten das Volk anzuſprechen.

gedieh die ächte Wiſſenſchaft der Muſik, und dieſe, ſich immer weiter verbreitend und ihren ganzen Reichthum enthüllend, rettete ſo auch manche ſogenannte weltliche Lieder vom Untergang. Das eigentlich religiöſe Lied zum Volkslied geworden, findet in Luther den reinſten Sänger und Fürſprecher.

§. 81.

Drittens: das ſechszehnte Jahrhundert, obwohl, wie oft erwähnt, den Reichthum an romantiſchen Gedichten nicht mehrend, und faſt in allen eigenen Produktionen von jenem Geiſte entfernt, ließ dennoch den Stoff der alten romantiſchen Gedichte in allen Ehren, und die ſchlichte Proſa, in der man nunmehr jene Gedichte erzählte, iſt in gewiſſem Sinne wahre Poeſie zu nennen, und der ſorgfältigſten Beachtung werth. — Bekanntlich hat Wilhelm Schlegel einmal ſehr untröſtlich und vielleicht nur in der Hoffnung auf häufigen Widerſpruch, behauptet, daß wir Deutſchen eigentlich gar keine Literatur im höchſten Sinne dieſes Wortes beſäßen; doch ſei durch gewiſſe Volksromane ein guter Anfang dazu gemacht. Wir können die Widerlegung des erſten trübſeligen Satzes, fröhlich genug der Literatur ſelbſt überlaſſen, und ihm ſelbſt, dem geiſtreichen hochachtungswürdigen Schriftſteller, der ja ſelbſt einer der Zierden unſerer Literatur iſt, wohl zutrauen, daß er es überhaupt ſo ſchlimm nicht werde gemeint haben. Was aber ſeine Anſicht von jenen Volksbüchern betrifft, ſo theilen wir ſie gänzlich. Dieſe Geſchichten vom Kaiſer Octavianus, der ſchönen Magelone, Flos und Bankeflos, der Meluſine, dem Ritter Pontus u. ſ. w. ſind zwar, wie kaum geſagt zu werden braucht, größtentheils ausländiſchen Urſprungs, doch findet der Deutſche, als der urſprüngliche Geſtalter des

neuern Europa's, überall auch hier ſeine Kinder und Verwa
die auf die mannigfaltigſte Weiſe ausgebildet und vielfa
dennoch ihre gemeinſame germaniſche Wurzel oder wenig
die geiſtige Verwandſchaft mit ihr nicht verläugnen kön
Die Erzählungen ſind gerade ſo wie ſie ſein ſollen, und
der Buchhändler Feierabend zu Frankfurt am Main, —
ſie 1587 unter dem Titel „das Buch der Liebe“ herau
— ſie bezeichnet hat, „herrliche, ſchöne Hiſtorien“
denen man unter andern auch „vernehmen kann, was
ehrliche und was unordentliche buhleriſche Liebe ſei.“
Styl iſt ungekünſtelt, aber nicht ohne Kunſt; raſch,
nicht flüchtig, deutlich und ausführlich darſtellend und
ſchreibend, gemüthlich, aber mit Behagen gelaſſen mä
lich und deshalb der Kindlichkeit befreundet. Mit ei
Wort: es iſt ganz der Styl, in welchem erfahrene,
gebildete, und gutmüthige Menſchen, nach einem treu du
arbeiteten Tage, am Abend beim Kamin ihren Kindern
Freunden lehrreiche und unterhaltende Geſchichten zu er
len pflegen. Sie machen es ſich bequem; aber wie gebil
Menſchen, die gerade dann vielleicht am liebenswürdig
ſind. An den im einſamen Kabinette unſicher ſtöbernd
halb gähnenden und leckerhaft kritelnden Blättler ha
die Erzähler nicht gedacht, und es iſt auch wenig Fre
dabei, an dergleichen Perſonen zu denken.

§. 82.

Gehen wir jetzt zu den einzelnen einflußreichen D
tern des Jahrhunderts, und verſuchen wir es, ſie uns
deutlich zu vergegenwärtigen, als der Zwiſchenraum zwiſc
ihnen und uns verſtattet.

Hier begegnet uns zuerſt:

Hans Sachs, geboren zu Nürnberg 1494, geſtorb

1576. Er war der Sohn eines Schneiders, beſuchte die Stadtſchule, lernte ein wenig Latein, vielleicht auch ein klein wenig Griechiſch, verlernte aber beides bald wieder, da er ſich mit Eifer der Erlernung des Schuſterhandwerks widmete. Ein Leinweber, Nunnenbeck, unterrichtete ihn in dem Techniſchen des Meiſtergeſanges, ſah ſich aber bald von dem Schüler übertroffen. Dieſer zog jetzt auf die Wanderſchaft, ſah manche der vorzüglichſten Städte Deutſchlands, überſchritt aber niemals die Gränze ſeines Vaterlandes, dem er ſo ſehr zugethan war, daß er niemals eine Sehnſucht ſpürte andere Reiche zu ſehen. Sein Herz zog ihn zurück nach Nürnberg, das er über alles liebte, und jetzt nach einer Abweſenheit von fünf Jahren fröhlich wieder betrat, um es nie zu verlaſſen. Ihm ſchien es der Mittelpunkt der Welt.

Man hat ſich häufig gewundert und mit vornehmem Erſtaunen und Bedauern in Unkoſten geſetzt, daß Deutſchland im ganzen ſechszehnten Jahrhunderte keinen größeren Dichter hervorgebracht habe, als dieſen Hans Sachs. Dem iſt allerdings ſo, doch wird das Erſtaunen mäßiger werden und das Bedauren nicht ohne Troſt bleiben, wenn wir den Mann genauer betrachten. Er war zuvörderſt ein tüchtiger Bürger, d. h. ein Mann, der ſich ſtets in Beziehung auf den Staat betrachtet, die edle Freiheit über alles liebt, und eben deshalb die Geſetze, nach denen lebend und die liebend wir allein frei ſein können; ein Mann der ſeine Berufsarbeit hoch hält und mit Eifer und Nutzen betreibt.

Er war ein durchaus rechtlicher und ſittlicher Menſch, der ſelbſt in den Tagen der heißeſten Jugend, und oft wohl umgeben von Rohheit, jedes Unwürdige fern von ſich hielt. Er haßte Spiel, Trunkenheit, Buhlerei und jede andere Thorheit, die er auf ſeiner Wanderſchaft kennen lernte, und war, wie er ſelbſt fröhlichen Muthes erzählt. allein behaftet

Mit herzelicher Lieb und Gunſt
Zu Meiſtergſang der löblichen Kunſt.

§. 83.

Endlich war er auch ein Chriſt, denn er ſtrebte nich nach eitler Ehre ſondern was ihm gegeben worden ſah e als Geſchenk des Himmels an, dem er dafür ſtets freudigen Dank ſagte, und dem er von dem Gebrauch ſeines Talentes eine ſchwere Rechenſchaft ablegen mußte. Aber er ha die Religion in ihrer tiefen Fröhlichkeit erkannt, und iſt deshalb bei allem ſittlichen Ernſt ſehr heiter, unbefangen un voll guten Muthes. In ſo weit man von einem Menſchen ſagen kann, er habe gar nichts auf dem Herzen und auf dem Gewiſſen, darf man es von Hans Sachs behaupten, darum ſteht ihm faſt nichts ſo gut als ehrbare Scherzhaftigkeit und mit unter neckender Muthwillen *). Von großen

---

*) Als ich 1805 in meiner Geſchichte der deutſchen Poeſie, in der kurzen Charakteriſtik des Hans Sachs auch des Faſtnachtsſpiels vom Doktor und dem Narrenſchneiden mit gerechtem Lob gedachte, erfuhr ich das Misgeſchick, daß gar viele Leſer daſſelbe nicht kannten. Jetzt kann man es bequem leſen im erſten Theil des deutſchen Theaters von Tieck, und mit Vergnügen gewahr werden, welch ein guter und löblicher Sinn in dieſem Scherze waltet. Ueberhaupt hat Hans Sachſen Schalkheit nicht ſelten einen wahrhaft ironiſchen Hintergrund, der noch nicht genug anerkannt worden iſt. So hat man z. B. den Schwank „der Schneider und ſein Panier“ als ein gutes, neckiſches Ding gelten laſſen; aber dabei anzuführen vergeſſen, daß doch wohl der Teufel ſelbſt die komiſchſte Rolle ſpielt, indem e ſeinen Witz mit dem Schneider treibend, offenbar Gefahr läuft, deſſen Seele zu verlieren, die er ſchon halb hatte. Der Teufel iſt ja überhaupt, bei aller ungeheuren Klugheit, doch immer in der tiefſten Tiefe, zum Glück, ein wenig — dumm.

Leidenſchaften, unglückſeliger Zweifelmüthigkeit, überhaupt von entſetzlichem Jammer und Elend, Verzweiflung und Boshaftigkeit weiß er gar nichts, und wenn ja einmal in ſeinen Gedichten von ſo etwas Schlimmen die Rede ſein muß, ſo geht er ſchnell wie über glühende Kohlen darüber hinweg, weil ihm dabei ſchlimm zu Muthe wird, und er durchaus nicht will, daß ihm je ſchlimm zu Muthe werde.

Ich habe hierdurch ſchon angedeutet wie ich es meine, daß nämlich Hans Sachſens ſämmtliche Werke gerade ſo ſind wie er ſelbſt, daß er von objektiver Poeſie auch nicht die entfernteſte Ahnung hatte, und daß er nie etwas anders zu geben vermochte und auch nichts anderes geben wollte als ſich.

§. 84.

Sobald er dem Stoffe gemäß ſich frei gehen laſſen kann, iſt er deshalb liebenswürdig und angenehm, ja ihm kommt bei ſeiner naiven Behandlung die Poeſie auf eine oft wunderbare Weiſe zu Hülfe, während der einſeitige Kunſtrichter faſt fürchten müßte er werde in die höchſte Lächerlichkeit hinein verſinken müſſen. Es iſt ihm nämlich nicht nur nicht möglich ſich aus ſeiner Individualität gänzlich heraus zu heben, ſondern er vermag auch nicht ſich aus ſeinem Jahrhunderte hinaus zu verſetzen, ja nicht einmal aus Nürnberg heraus. Seine heidniſchen und chriſtlichen Ritter aus der romantiſchen Zeit ſind nichts weiter als Nürnbergſche Patricier, ſeine Venus iſt eine ſchöne und leichtfertige Nürnbergerin, ſeine Pallas eine vernünftige Nürnberger Hausfrau, und ſein türkiſcher Kaiſer ein prahleriſcher Stadt-Soldat, mit dem man am Ende doch wohl noch fertig wird. Dadurch gewinnen faſt alle ſeine Stücke den

Anſchein eines Familiengemäldes, das durch die offenherzigſte Naivetät den Tadel gar nicht aufkommen läßt, wobei der Gelehrte ſeine Gelehrſamkeit gar nicht gebrauchen kann und nicht zu gebrauchen Luſt hat, weil er, wenn er ſie bei dieſer Gelegenheit hervor langen würde, nothwendig lächerlich werden müßte.

Mit dieſem Zauber unſchuldiger und harmloſer Naivetät langt Hans Sachs ſelbſt in manchen höchſt ſchwierigen Fällen aus. Am glücklichſten vielleicht in der berühmten Tragödie „die ungleichen Kinder Evä, wie Gott der Herr ſie anredet.“ Die Quelle des Stücks iſt nicht mit Sicherheit anzugeben, denn Hans Sachs ſelbſt irrt ſehr, wenn er im Prolog behauptet *), daß Melanchthon ein ſolches Stück geſchrieben habe; denn dieſer erzählt nur in einem ſeiner Briefe, daß er einmal ein ſolches Schauſpiel geleſen, an welches er noch mit großem Ergötzen zurück denke. Doch deſto beſſer für Hans Sachs, ſo bleibt ihm der Ruhm, daß die ganze Behandlung ſein eigen iſt.

§. 85.

Wir finden hier zuerſt Eva, welche ſehr betrübt zurückdenkt, daß ſie den ſüßen Worten der hölliſch ſataniſchen Schlan-

---

*) Merkwürdig bleibt jedoch immer, wie Hans Sachs ſeinen Herold (Prologus) ſagen laſſen kann:

Ein Comedi und lieblich gedicht
Das Urſprünglich hat zugericht
Im Latein Philippus Melanchthon
Und nun zu gut dem gemeinen Mon
Auch in Teutſche Sprach iſt angewendt,

Vielleicht glaubte er ſeine diesmalige faſt übergroße Kühnheit entſchuldigen, und ſich durch einen allgemein gefeierten Namen decken zu müſſen.

Schlange vertraut und von der verbotenen Frucht gegeſſen habe, weshalb ſie aus dem Paradies getrieben worden ſei und mit Schmerzen Kinder gebähre, und ſich auch ducken müſſe vor ihrem Mann. Adam kommt dazu und iſt matt und müde von der Arbeit, die ihm, dem durch das Paradies verwöhnten, noch ſehr ſauer ankommt. Doch zeigt er ſich liebenswürdig, denn er klagt nicht, ſondern erzählt nur gelaſſen, und frägt faſt zärtlich, warum ſein liebes Weib denn ſo traurig daſitze. Eva giebt ſich ſelbſt alle Schuld des Uebels das nunmehr „durch ihr Eſſen“ in die Welt gekommen ſei, weshalb ſie auf Erden nie wieder könne fröhlich ſein. Adam tröſtet ſie und verſichert, daß Gott ihnen nicht eigentlich feind noch gram ſei, und ſich einſt noch ganz über die Menſchen erbarmen werde. Er erzählt ferner, daß der Engel Gabriel ihm einen Beſuch des Herrn auf Morgen angekündigt habe, der wolle ſehen wie ſie Haus hielten und wie ihre Kinder gediehen. Sie ſolle deshalb ihre Kinder baden, ſtrehlen und ihnen die Sonntagskleider anziehen, das Haus kehren und Gras ſtreuen. Eva iſt ſehr erfreut, und hofft der Herr werde ſie ſegnen und benedeien wenn er alles rein und ſauber findet. Adam fragt nach den Kindern, und hört, daß Abel draußen ſei, die Schaafe füttere und überhaupt ſich als einen tugendſamen Jüngling bezeige. Kain aber, der ſogleich mit einem einzigen Rembrand'ſchen Strich als „Wüſtling und böſ' Galgenſtrick“ bezeichnet wird, habe ſich, als die Mutter ihm befohlen Holz zu tragen, höchſt widerſpenſtig benommen, „ſchnurre“ jetzt höchſt wahrſcheinlich „auf der Gaſſe“ herum und ſchlage ſich mit den Buben. Adam betrübt ſich ſehr über ſo böſe Nachrichten, die ihm jedoch nicht neu ſind, und befiehlt dem hereintretenden Abel, Kain zu ſuchen. Der tugendhafte Jüngling iſt bereit, zeigt aber leider nicht beſondere Herzhaftigkeit, in-

dem er ſich fürchtet der Bruder werde ihn ſchlagen, wen
er ihn nach Hauſe zu kommen heiße.

§. 86.

Im zweiten Akte finden wir endlich dieſen Kain, w
cher durchgehends als ein mit ziemlichem Witz und genüge
der Ruchloſigkeit ausgeſtatteter Rauſer geſchildert iſt.
will ſich nicht waſchen laſſen, rühmt ſich aber in beq
mem Wortſpiel, daß er ſo eben einen gewaſchen habe,
unzufrieden daß der Herr komme, und erklärt zuletzt m
der luſtigen Frechheit eines offenherzigen Encyklopädiſten:

Ich nemb diß lebn das Gott hat geben,
Und ließ Gott ſein ewiges leben;
Wer weiß wie es dort zu wirt gehn!

ſo daß von ihm allerdings das Schlimmſte erwartet werd
darf. Er läßt ſich zwar endlich bewegen zu den Eltern
kommen; doch, wie er ausdrücklich ſagt, nicht aus Geh
ſam gegen Gott, ſondern nur aus Furcht vor der — Rut
beharrt denn auch gegen Vater und Mutter bei ſeiner U
gebehrdigkeit und verweigert abermals ſich waſchen zu l
ſen *). Beide Eltern ſcheinen hoffnungslos ihn faſt gä
lich aufzugeben, weshalb Abel verſpricht, deſto frömmer
ſein.

Im dritten Akt erſcheint endlich der Herr, beglei
von zwei Engeln und giebt der geſammten Familie d
Segen mit den erheiternden Worten: „der Fried ſei Eu

---

*) Dieſe Weigerung, welche ſo häufig hervorgehoben wi
iſt in der That hiſtoriſch bedeutend, und läßt uns in das ehrb
Gemüth des Dichters blicken, der, weil er innerlich rein wa
mit Recht ſehr viel auch auf äußerliche Zucht und Anſtand
halten haben wird. Ohne Zweifel konnte er dabei auf Zuhö
rechnen, die ſeine Anſicht gänzlich theilten.

ihr Kinderlein.“ Adam dankt herzlich, doch iſt Eva wortreicher, die auch noch einmal abbittet, daß ſie der hölliſchen Schlange gefolgt ſei. Der Herr iſt überaus mild gegen ſie, erklärt ſelbſt, er ſei barmherzig, treu und gar langmüthig, verheißt die künftige Erlöſung und empfängt von Adam einen abermaligen Dank. Dann ruft der wackere Hausvater, des Anſtandes wohl gedenkend:

Nun, ihr Kinder, euch hieher macht,
Mit reverentz den Herrn empfacht.
Sich, ſich, wie ſich der Kain ſtellt,
Mit ſeiner rott ſo ungſchickt helt!
Und wend unſerm Herrgott den rück!

§. 87.

Kain reicht dem Herrn nur die linke Hand und wird nebſt ſeiner ganzen Rotte von Eva geſcholten für „grobe Filz' an Zucht und Ehr,“ daß ſie ihre Hütlein nicht abziehen wie ſie doch gelehrt habe. Der Herr ignorirt für jetzt die Unarten der Schlimmgeſinnten und wendet ſich mit dem Examen an Abel und die anderen frommen Kinder. Er prüft ſie völlig nach Anleitung des — lutherſchen Katechismus im Chriſtenthum, und hat die Freude, daß ſie im Gebet, in den Geboten und im Glauben, die richtigſten Antworten geben und überall trefflich beſtehen, weshalb er ſie mit Herzlichkeit lobt und zum treuen Fortfahren ermuntert. Ich verhehle nicht, daß dieſe ganze Scene, trotz oder vielmehr wegen ihrer, bis an die äußerſte Gränze, ja vielleicht darüber hinaus, gehenden Naivetät mich innig rührt und erfreut, denn wenn der Menſch überhaupt wagen darf, Gott reden zu laſſen, kann er es wohl ſchuldloſer und anſpruchloſer thun als es hier unſer lieber Sachs gethan? Es giebt ein Lächeln, dem fromme Thränen ahnend begegnen, ja es giebt ſogar ein Lachen, dem Himmelsahnungen nicht fremd ſind, und etwas Aehnliches mag wohl dieſe Scene bei unſern Vorfahren hervorgerufen haben. Ich will niemandem misgönnen, wenn er große Freude findet an den Reden, welche Milton und Klopſtock den Herrn des Himmels und der Erde halten laſſen; es ſind ohne Zweifel und inſonderheit bei Klopſtock wahrhaft erhabene Gedanken darin; aber es fehlt das rein Anſpruchloſe, es iſt als ſolle man nun glauben der Herr habe endlich würdig geſprochen, während es doch nur vornehmes Menſchenlallen iſt.

§. 88.

Ueberhaupt ſcheint es, als dürfen wir Neuern, die wir vom Baum der Erkenntniß viel größere Früchte gebrochen haben als Hans Sachs, weshalb auch das achtzehnte Jahrhundert mit unter einige ſeltſame Aufgeblaſenheit blicken ließ, nicht mehr jene religiöſe Naivetät wagen, die dem ſechzehnten Jahrhunderte recht wohl ſtand. — Der verlorene Sohn, der zum Vater zurückgekehrt, iſt ohne Zweifel ſehr glücklich, ja glückſelig zu nennen. Auch wird ihm Scherz und Humor in allen weltlichen Dingen gar trefflich ſtehen; nur mit der Naivetät dürfte es nicht gelingen weil ſie nur bewußtloſer Tugend eigen iſt. — Sollte es nöthig ſein, dieſen Gedanken in dieſer Beziehung zu erläutern?

Ungern verſage ich mir Ausführlichkeit bei der Erzählung vom vierten Akt, der vielleicht der vortrefflichſte von allen iſt. Der Herr examiniert Kain und ſeine wilde Rotte. Sie haben nichts gelernt, ſchweigen aber nicht, ſondern antworten aufs Gerathewohl, ſo daß aus den zerriſſenen Einzelnheiten des Glaubens und des Betens die hölliſchen

Dinge hervortreten. Scheute ich nicht einige zu zarte Leſer ſo würde ich den Kain den Repräſentanten reiner Lümmelhaftigkeit nennen, wobei für den Dichter noch zweierlei großes Lob hervorgehe. Zuvörderſt daß er wußte und darſtellte, es ſei von jener halb witzigen Rohheit und dickblütigen Gemeinheit nur Ein Schritt zu dem höchſten Frevel, Brudermord, ſodann wegen der ganzen Art wie er das *Laſter* auffaßt und ſchildert, — keineswegs nämlich mit ſtarrem Ernſt ſondern mit Ironie und überſchäumendem Witz. Betrachten wir, warum das zu loben ſei.

§. 40.

Wohl können wir, wenn uns im Leben ein einzelner Laſterhafter begegnet, und wenn er die Macht zu ſchaden an uns oder andern ausübt, mit gekränktem Herzen nicht immer dieſe Ironie erſchwingen; und die — darf ich es ſo nennen? — *entſetzliche Lächerlichkeit* des Laſters wird uns in unſerm Leiden nicht erſcheinen, aber der Dichter ſoll nimmer vergeſſen, daß das *Laſter* doch nichts weiter ſei als ein *Irrthum* und er ſoll bei ſeinen Schilderungen deſſelben das klar hervorheben. Der Gedanke iſt ſo wichtig, daß wir ihm im Verlaufe dieſes Werkes wohl noch öfter begegnen werden; für jetzt will ich nur, um nicht mißverſtanden zu werden, auf Richard III. hindeuten, wie ihn Shakſpear geſchildert hat: unendlich furchtbar für jeden der unmittelbar mit ihm zu thun bekommt, aber für jeden, der ihn von oben herab beſchaut: (und ſo ſoll ſich der Dichter ja immer ſtellen) unendlich unglücklich und unendlich — lächerlich.

Haben wir nun bis dahin Hans Sachſens Talent fröhlich anerkannt, ſo fallen uns jetzt mit einemmale ſeine Schranken in die Augen, denn es giebt kaum etwas matteres

und trockenere als den fünften Akt. Einen Brudermord
kann ſich der treuherzige fromme Bürgersmann gar nich
denken; und doch ſoll er ihn ſchildern. Er thut es; aber
ihm wird ganz unheimlich dabei, und er macht ſchnell, daß
er darüber wegkommt. (Vergleiche Tiecks Vorrede zum er
ſten Band ſeines deutſchen Theaters).

§. 90.

Höher als in dieſer Tragödie hat ſich Sachs nie erho
ben, oft aber iſt er tief darunter geblieben, und faſt im
mer entſcheidet der Stoff, den er oft fröhlich beherrſcht, of
durchaus nicht bezwingen kann. Was ehrbar und rechtlic
oder auch was ſcherzhaft und muthwillig iſt, das kann e
behandeln, denn das iſt er ſelbſt alles; was er aber nich
iſt, das kann er ſich auch nicht recht denken, und noc
viel weniger darſtellen. Sein Herz iſt reich, ſein Geiſt
gemäßigtem Streben erhellet und erhöhet durch reine Lieb
für Luthers Lehre, ſein Witz iſt gewiſſermaßen nur eine ande
Form der Gutmüthigkeit und des guten Muthes. Sein
Phantaſie iſt faſt arm, aber es iſt eine honnete Armut
Verlangen wir von dem Dichter, daß er wie ein Adler d
Flügel ſtets zur Sonne emporſchwingen ſoll, und Unerhö
tes künde, daß vor ſeinem entſiegelten Blicke die Geheim
niſſe der Erde, des Himmels und der Hölle offen dalieger
dann iſt Hans Sachs durchaus kein Dichter. Er hat kein
unendlich reiche Welt in ſich; er hat nichts weiter als (u
in dem einfachſten Gleichniß zu bleiben) einen guten tra
lichen Garten ſich erworben, aber in demſelben ſtehen v
fältig duftende, doch nicht ſehr mannigfaltige Blumen, e
nige ehrliche Eichen mit gutem Baumſchlag, Fichten, B
ken, Weiden und eine hübſche Reihe nahrhafter Obſtbäum
Er darf nicht erröthen, ſelbſt den angeſehenſten und v

nehmſten Deutſchen ſeine Baumpflanzung zu zeigen, ſobald dieſe nur wahrhaftig vornehm ſind, und nicht ſeltſamer Weiſe verlangen, daß Spaniſche und Siciliſche Früchte bei Nürnberg wachſen ſollen.

§. 91.

Hans Sachs begann im zwanzigſten Jahre, und dichtete fort faſt bis zu den letzten Tagen ſeines Lebens. Und was hätte ihn, in welchem alles zwar ein wenig eng, aber klar war, auch jemals hemmen können? Wer wie er ſagen kann:

> Thet ich mich ernſtlich unterſtahn
> Mit Gottes Hülff zu dichten an,

der hat wohl die einfältigſte und richtigſte Anſicht von der göttlichen Kunſt des Dichtens. Aber unſer Sachs betrachtete dann auch wieder dieſe Kunſt wie ein reines Geſchäft des Lebens, bei dem man keinesweges erſt auf eine ungemeine und ganz aparte Begeiſterung warten müſſe, von der er überhaupt nicht viel zu wiſſen und zu halten ſcheint. Wir dürfen annehmen, daß er täglich gedichtet habe, wie man etwa täglich eine Stunde oder zwei Clavier ſpielt, wodurch zuletzt nothwendig eine große Fertigkeit entſtehen muß, ohne daß die Phantaſie und der Geiſt dadurch ſehr erhöht werde. Dabei vernachläſſigte er aber ſein Handwerk keinesweges, ſondern betrieb es mit billigem Fleiße und billiger Luſt, ſo daß auch ſeine Mitbürger ihn höchlich ehrten und liebten. Er hat, wie es ſcheint, nie einen Feind gehabt, iſt faſt nie krank geweſen, erlebte Freude in ſeinem Hausweſen und Beruhigung durch den immer wachſenden Flor ſeiner lieben Vaterſtadt, und genoß Ruhm und redlich erworbene Wohlhabenheit mit chriſtlichem beſcheidenem Sinne.

§. 92.

Als er vier und ſiebenzig Jahre alt geworden war, ka ihm der Gedanke, er müſſe nunmehr wohl als ein gute Hausvater Rechenſchaft ablegen wie er mit dem ihm vo Gott verliehenen Pfunde gewuchert. Er zählte deshal ſeine Schriften und theilte dem Publikum mit was er gefunden: — Vier und dreißig Bände, die er mit eigene Hand voll geſchrieben, enthielten — wer würde es glaube wenn nicht er ſelbſt, der grundehrliche Mann es erzählte? — 4200 Meiſtergeſänge, 208 Komödien und Tragödien, 170 Schwänke, Fabeln und andere Gedichte, endlich 73 geiſ liche Lieder *), verliebte Lieder u. ſ. w. in Summa 604 größere und kleinere poetiſche Produktionen. Es verſteh ſich von ſelbſt, daß die wenigſten dieſer Gedichte gedruck ſind. Was Hans Sachs ſelbſt für würdig hielt, ſeinen Mitbürgern und Sprachgenoſſen übergeben zu werden, ha er in der letzten Ausgabe von 1570, die er ſo wie die frühere vom Jahr 1558 bis 61 ſelbſt veranſtaltete, mit fröhlichem Muthe gegeben, und deshalb noch ſelbſt den Beifal genoſſen, den ihm ganz Deutſchland brachte.

§. 93.

Wie der Dichter in ſeinem höchſten Alter d. h. nac dem achtzigſten Jahre lebte, ſchildert einer ſeiner Schüler der als Herausgeber der Statuten der Meiſterſänger bekannte Adam Puſchmann, in folgendem für Sachſen Charakteriſtik ſehr ſchätzbaren innig rührenden Gedichte:

---

*) Unter ihnen iſt auch das ehedem allgemein bekannte ſanft fromme Lied: „Warum betrübſt du dich mein Herz?“

Mitten im Garten ſtunde
  Ein ſchönes Luſtheuſlein,
  Darin ſich ein Sal funde,
  Von Marmor gepflaſtert fein
  Mit ſchön lieblichen Schilden
  Und Bilden
  Figuren frech und kühn.

Ringsherum der Sal hatte
  Fenſter geſchnitzet aus,
  Durch die man all Frucht thäte
  Sehen im Garten draus.
  In dem Sal ſtund ebnecket
  Bedecket
  Ein Tiſch mit Seiden grün.

Am ſelben ſaß
  Ein alt Mann, was
  Grau und weiß; wie ein Taub dermas,
  Der hat ein großen Bart fürbas,
  In ein' ſchönen großen Buch laſ'
  Mit Geld beſchlagen ſchön.

Das lag auf ein Bult eben
  Vor ihm auf dem Tiſch fein,
  Und an Banken darneben
  Viel großer Bücher fein,
  Die alle wohl beſchlagen
  Da lagen
  Die der alt Herr anſah.

Wer zu dem alten Herren
  Kam in den ſchönen Sal
  Und ihn grüßet von fernen
  Den ſah er an diesmal
  Sagt nichts, ſondern thät neigen
  Mit Schweigen
  Gegen ihn ſein Haupt ſchwach.

Dann ſein Red und
Gebärd begunt
Ihm abzugehen auch Sinnes Grund.
Als ich nun da in dem Sal ſtund
Und ſein alt lieblich Angeſicht rund
Angeſchauet, hört hernach — *).

§. 94.

Die Liebe der Deutſchen für den Dichter und ſein Ruhm dauerte etwa bis in das erſte Drittheil des ſiebzehnten Jahrhunderts, dann fing man an, ihn zu bedauern, daß er doch ein wenig — einfältig ſei, ſpäterhin wurde man noch viel hochmüthiger, bis man endlich in der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, d. h. gerade in der allerdürreſten Literarperiode, den ganzen Mann gar nicht mehr leſen mochte und doch unſittlicher Weiſe auf ihn ſchalt und ihn wohl gar als Muſterbild eines elenden Poeten betrachtete. Wer nur irgend einmal kunſtrichterte, oder etwas über Literargeſchichte der Deutſchen vortrug, glaubte ſchon ein Uebriges thun und jene Zeit bedauern und ſchelten zu müſſen, in der ein Sachs für einen Dichter gehalten wurde. Gelehrte nahmen Gelegenheit ihren großartigen Unwillen zu erkennen zu geben, daß ein Mann, der weder Latein noch Griechiſch

---

*) „Guter glücklicher alter Mann! ruft Wieland hier aus nimm dieſe Thräne der Liebe, die mir indem ich dies abſchreibe über die Wange rollt! — Der Liebe und auch der Freude, daß die Natur ſo gerecht gegen Dich war, und Dich den Freudenbecher den ſie dir voll eingeſchenkt hatte, ſo rein bis auf den letzten Tropfen ausſchlürfen ließ. Wer hätte je verdient glücklich zu ſein, wenn Du nicht?“ S. deutſcher Merkur 1776. April. Dieſe Stimme, obwohl aus einem durchaus nicht ungewöhnlichen Gefühl hervorgehend, iſt dennoch merkwürdig und ehrenwerth, da ſie zu einer Zeit vernommen wurde, wo faſt Niemand glauben mochte, daß Wieland den Hans Sachs leſe.

verſtand, dennoch zu Dichten gewagt habe, und vornehme Leute betrübten ſich über das unzarte Schuſterhandwerk, welches der Dichter getrieben, und wollten ihn mit ſeinem Schurzfell nicht in ihre Geſellſchaft aufnehmen. Auch hatte man für erforderliche Fälle einen widerlichen Reim gemacht, mit dem man den Dichter völlig geſchlagen zu haben meinte, ein Reim der vielleicht hundertmal gedruckt, auch hundertmal gewiß den Pöbel zum behaglichſten Lachen gebracht hat. Der fühlte ſich nun groß und half gelegentlich, die rohe Vergangenheit bedauern.

§. 95.

Den erſten Anlaß zu dieſen widerlichen Dingen hatte der Dichter Wernike gegeben, den wir zu ſeiner Zeit näher ſchildern werden, in einem ſogenannten komiſchen Heldengedicht „Hans Sachs,“ in welchem er, ganz im Ungeiſt der damaligen Kritiker, die Frechheit beging den Hans Sachs als Haupt der ſchlechten Dichter und als Ideal der Dummheit aufzuſtellen. Da indeſſen der ganze ſchlechte Spaß doch nur gegen einen, und zwar gegen den ſeltſam verworrenen Poſtel gerichtet war, ſo würde ohne Zweifel derſelbe bald verhallt ſein wenn nicht Bodmer den kleinlichen Unfug getrieben hätte, das Gedicht von neuem abdrucken zu laſſen, und mit noch verſtärkten platten Anmerkungen zu verſehen *). Einige von der Schweizeriſchen Sekte glaubten nunmehr einen neuen Beleg für die Schlechtheit des redlichen Meiſterſängers in Händen zu haben, und ſuchten deshalb auch neue Späße gegen ihn aufzubringen. Man ſuchte und fand, denn dergleichen Wohlfeiles findet ſich wohl noch.

---

*) S. Sammlung kritiſcher poetiſcher Schriften, Zürich 1741, S. 115—37. Dieſe ganze Olla Potrida, von der be-

Wie aber das Rechte denn doch immer am Ende ſieg
ſo auch diesmal. Man brauchte den Dichter nur wieder
leſen um des elenden Geſchwätzes über ihn müde zu we
den. Die erſte Veranlaſſung dazu ſcheint gegeben zu hab
„Raniſch Lebensbeſchreibung des Hans Sachs,“ du
welche man von neuem auf ihn aufmerkſam wurde. (176
Bertuch und Häßlein kündigten neue Ausgaben einiger au
erleſenen Werke des alten Meiſterſänger an, und wenn au
nur die des letzteren (und zwar nicht befriedigend) erſchien,
war doch ſchon ein bedeutender Schritt gethan. Späterh
kam auch an den Tag, daß der feine, damals faſt vergötte
Wieland, trotz aller ſeiner Vornehmheit, den dichtenden Sch
ſter dennoch herzlich ſchätze und liebe wodurch denn doch d
vorlaute literariſche Pöbel abgehalten wurde, das beuer
Schelten von neuem zu beginnen.

§. 96.

Göthe endlich hat dem Meiſterſänger ein eigenes tre
liches Gedicht gewidmet: Erklärung eines alten Holzſchnitt
vorſtellend Hans Sachſens poetiſche Sendung, in welchem e
mit genauer Schilderung deſſelben, in einfacher Herzlichkeit d
Gefühl der Verehrung für ihn an den Tag legt. Mit erfreulich
Gerechtigkeit verbannt er am Schluſſe um jedem unverſtä
dig tadelnden Geſchwätz ein Ende zu machen, „all das Vo
in den Froſchpfuhl, das ſeinen Meiſter je verkannt hat.
Doch ſelbſt aus dieſem Pfuhl heraus läßt ſich noch imm
von Zeit zu Zeit ein ſchmähendes Stimmchen vernehme
gleichſam zur Bekräftigung der Ovidiſchen Worte:

Quamvis sint sub aqua, sub aqua maledicere tentant

---

kanntlich mehrere Theile erſchienen, iſt der traurigſte Bewe
von der gemeinen Beſchränktheit jener Schweizer, die ſich
Kritikern des Geſchmacks aufwarfen.

In den neueren Zeiten hat Hans Sachs ſogar das ſeltſame Geſchick erfahren, überſchätzt zu werden, und es haben Einige vielleicht nicht übel Luſt gehabt, ſeine ſämmtlichen Werke und alles was man etwa noch von ihm finden möchte, von neuem drucken zu laſſen. Der gute beſcheidene alte Mann würde ſich das in allem Ernſt und nicht ohne ſatiriſches Lächeln verbitten. Indeſſen hat ſolche Ueberſchätzung nicht viel zu bedeuten, und die in der Mitte liegende Wahrheit kann nicht mehr verkannt werden.

§. 97.

Melchior Pfinzing,

(geb. 1481, geſt. 1535.)

gab die erſte Auflage ſeines Heldengedichtes: „Teuerdank“ (eines der Abenteuer denkt) in demſelben Jahre als Luther ſeine Theſen anſchlug (1517). Das Romantiſche, daß dem Buche ſelbſt fehlt, flüchtete ſich in den Glauben, daß der liebenswürdige, ſtattliche, zuweilen ein wenig unbeſonnene, aber doch ſtets mit Kraft handelnde und duldende Kaiſer Maximilian der Held und Verfaſſer des Gedichtes ſei. Dieſe Meinung galt volle zwei hundert Jahre faſt allgemein, bis endlich ein unromantiſcher Gelehrter Johann David Köhler in einer eigenen Diſſertation (1717) unumſtößlich bewies, daß Pfinzing der wahre Verfaſſer ſei, und Max höchſtens bei Entwerfung des Planes geholfen, und die Entſtehung des Werke begünſtigt habe.

Der Plan des Gedichtes iſt nicht ſonderlich kunſtreich, aber mit ehrbarem Sinne gedacht. Der Held der Geſchichte wird durch manche gefährliche Abentheuer hindurch geführt, indem männlicher Muth und Frömmigkeit ihn vor den Nachſtellungen des Fürwittig, Unfalo und Neidelhart, dreier allegoriſcher Perſonen, die die Feinde ſeiner Knaben-, Jünglings- und Mannesjahre vorſtellen, glücklich beſchützen. Die Prinzeſſin Ehrenreich, die Tochter eines Königs Romreich (Maria von Burgund, Tochter Karls des Kühnen) wird endlich der Preis ſeiner Thaten, die indeſſen größtentheils auf Siege in Turnieren und Jagden hinauslaufen. Leider fehlt auch der Zauber der Liebe, denn das Ganze wird mehr als ein durch Klugheit und Ehre angerathenes und durchzuführendes Verhältniß vorgeſtellt; doch iſt auffallend, daß der Held ſogleich nach der Vermählung, von ſeiner Gemahlin beſtimmt wird, eine Wallfahrt nach Jeruſalem zu unternehmen weil er des weltlichen Ruhmes zu viel habe. Dieſer Nachhall aus früheren Jahrhunderten iſt faſt das einzige Glanzlicht, das auf das Werk fällt, doch iſt es freilich nur ein mittelmäßig gemaltes, welches nicht wärmen kann.

§. 98.

Der Styl und die ganze Behandlung iſt ohne Lebendigkeit. Die häufigen Beſchreibungen der Kämpfe ſind läſtig, denn ſie geben doch kein Bild. Die Sprache iſt trocken und bei der Anordnung des ganzen Werkes ſieht man gleichſam Cirkel und Lineal.

Das Einzige was dem Gedicht aufhilft iſt die tüchtige fromme Geſinnung, wovon hier eine Probe gegeben werden möge.

Ein böſer Geiſt will den Helden durch ſophiſtiſche Künſte verführen; er aber erwiedert gelaſſen:

In Schmerzen würden mich deine Lehren führen,
Darum ich daraus muß ſpüren,
Daß du biſt ein hölliſcher Geiſt,
Der mich gar gern hätt geweiſt
Von Gott auf eine unrechte Bahn;

Aber du haſt gefehlt daran,
Denn glaub mir gänzlich für wahr,
Und predigteſt du ein ganzes Jahr,
So darfſt du dir nicht gedenken,
Daß ich von Gott wolle lenken
Noch von meines lieben Vaters Lehr;
Ich will ſtreiten nach Gottes Ehr,
Meinen Glauben halten in der Noth
Und ſollt ich darum liegen todt.

Auch der leiſe Anſtrich von Naivetät, der dieſe Stelle einigermaßen belebt, fehlt leider ſonſt faſt immer in dieſem Werk.

Was dem Gedicht an Poeſie und Romantik abging, hat ſollen, ſcheint es, durch die Pracht des Druckes und die Holzſchnitte erſetzt werden, denn in der That iſt vielleicht kein deutſches Buch mit ſolcher Zier erſchienen als dieſes in der erſten Ausgabe, und gewiß ſind auch nur ſelten deutſche Dichterwerke mit ſo allgemeinem Enthuſiasmus aufgenommen. Burkard Waldis hat das Werk überarbeitet und ſeine Ausgabe, welche zu Frankfurt 1553 erſchien, iſt wohl die gekannteſte. Er hat dem Gedicht manches gegeben und manches genommen, doch ohne ſonderliches Lob und ohne ſonderlichen Tadel zu verdienen.

§. 99.

Ulrich von Hutten,

(geb. 1488. geſt. 1523.)

Indem wir zu dieſem Manne uns wenden, müſſen wir mit Dank anerkennen, daß Herder den früher faſt vergeſſenen auf eine ſehr würdige Weiſe in das Gedächtniß der Deutſchen zurückgerufen hat (deutſcher Merkur 1776. Febr.) und daß ſeitdem von manchen Seiten her manches Anregende und Wohlmeinende, auch wohl Treffliches über ihn erſchienen iſt. Allerdings iſt es nöthig, ihn als handelnden und leidenden Menſchen kennen zu lernen, um ſeine Schriften zu begreifen. Es mögen deshalb auch hier die einzelnen Data ſeines Lebens ſtehen, da nach ſo vielen Vorarbeiten eine vollſtändige Ausfüllung überflüſſig ſein würde.

Nach geendigten Univerſitätsjahren zog er, um ſeine Kraft zu verſuchen, nach Italien, und diente 1509 unter Maximilian I. als Krieger. — Rückkehr nach Deutſchland, wo ſein Aufenthalt durch den Eigenſinn ſeines Vaters, der ihn dem Studium der Philoſophie und Aeſthetik entziehen wollte, ſehr getrübt wurde. — Neue Reiſe nach Italien. — Streit mit Ulrich von Würtemberg, dem Mörder des Hans von Hutten. — Rückkehr nach Deutſchland. — Hutten wird von Maximilian I. zum Dichter gekrönt und zum Ritter geſchlagen. — Reiſe nach Frankreich, wo er, dem dieſe Fremden nicht zuſagten, ſich nur ſehr kurze Zeit aufhielt. — Theilnahme am Kriege des Schwäbiſchen Bundes gegen Ulrich von Würtemberg. — Seine erſten Schriften, worunter ihm beſonders die Herausgabe einer Apologie Heinrichs IV. welche er mit einer geiſtvollen Vorrede verſah, den Haß Leo's X. zuzog. — Er erklärt ſich als ein warmer Verehrer Luthers, und muß fliehen, da dem Kurfürſten Albert von Mainz befohlen worden iſt, ihn gebunden nach Rom zu liefern. — Zuflucht und Schutz bei Franz von Sickingen. — Huttens vermehrte ſchriftſtelleriſche Thätigkeit. — Sickingens Heldentod 1523. — Huttens Verlaſſenheit und Lebensunſicherheit in Deutſchland. — Flucht nach der Schweiz. Er ſieht ſich in ſeinem Vertrauen auf Erasmus von Rotterdam auf die bitterſte Weiſe getäuſcht. — Tod auf der Inſel Ufnau im Zürcherſee.

§. 100.

§. 100.

In Hutten finden wir eine große Anlage zum Redner und Satiriker, eine geringere doch noch immer ſchätzbare zum Dichter und Philoſophen. Der Meiſterſchaft nahe brachte er nur die Kunſt der Rede und die Satire, zur Vollſtändigkeit nur ſeinen eigenen Charakter. Er war ein deutſcher Ritter, im ſchönſten Sinne dieſes edlen, durch zu häufigen Gebrauch faſt herunter gekommenen Wortes. Schwerdt und Feder ſind bei ihm ganz eins, und als habe es das Geſchick bei ihm auf ein tragiſches Epigramm angelegt, war ein Schwerdt und eine Feder das Einzige was der edle Verarmte hinterließ. Sie hatten ihm die Unſterblichkeit ſeines Namens erworben. — Es giebt eine wehmüthige Empfindung wenn wir erwägen, was er in günſtigeren Verhältniſſen und bei längerem Leben würde geleiſtet haben; aber ein verworrenes, ſtets widerwärtig gegen ihn anſtrebendes Schickſal nahm zu viel von ſeiner herrlichen Kraft in Anſpruch, und eine einzige frühe Jugendſünde rächte ſich durch ſein ganzes Leben hindurch mit ſolcher Gewalt, daß wir uns faſt von einem fröhlichem Gefühl bewegt ſehen, wenn endlich der ermüdete Menſch ſich ſtill zu der Ruhe legt, die ihm ſein ganzes Leben hindurch nicht beſchieden war.

§. 101.

Zu den Schriften, in denen ſich die ganze Macht ſeiner Beredſamkeit offenbart, gehören vorzüglich ſeine Reden gegen Ulrich von Würtemberg, gegen den auch der Dialog Phalarismus *) gerichtet iſt; ſeine ſatiriſche Beſtrebung zeigt

---

*) Erſchien zuerſt 1517 und iſt ſehr ſelten geworden.

ſich am reinſten und anziehendſten in den Epistolis obscurorum virorum *) und in den beiden Theilen des Nemo. Zur bitterſten Indignation ward dieſe Satire in der Schrift: Expostulatio cum Erasmo Roterodamo, und wenn wir auch manche Stelle darin finden ſollten, deren Grellheit zu hart anſpricht, ſo iſt es doch billig, die tiefe Herzenskränkung zu bedenken, die der feurige gradſinnige Mann von dem kühlen Klügling erlitten hatte, um die ganze Schrift nicht nach einzelnem Ueberheben zu beurtheilen.

§. 102.

Es iſt zu bedauern, daß alle dieſe Schriften in lateiniſcher Sprache ſind, obwohl wir die Nothwendigkeit zugeben müſſen, worein Hutten ſich bei der Abfaſſung verſetzt ſah. Er hatte mit Gelehrten zu thun, die ja eben ihn, den deutſchen Mann, tadelten, daß er ſo deutſch ſei, und denen er nur ſo begegnen konnte, wie er ihnen begegnete. Auch war es damals nicht bloß Deutſchland, zu dem er ſprach, ſondern das ganze gebildete Europa. Erſt gegen das Ende ſeines drangvollen Lebens konnte er ſeinen Fleiß der deutſchen Sprache widmen, und wenn wir bedauern, daß dies nicht früher geſchehen, und wenn wir gar manches hier ver-

---

die Wolfenbüttelſche Bibliothek beſitzt ein Exemplar dieſes Werks.

*) Es hatten indeß auch andere Schriftſteller, z. B. Buſchius Theil daran. Das Buch wurde eigentlich gegen die beſchränkte Anſicht der Cölniſchen Theologen und für Reuchlin geſchrieben; aber Hutten erhob ſich bald von dieſem zu engen Stoffe zur freiern Allgemeinheit der poetiſchen Satire, ſo daß auch jetzt, da alle temporelle Beziehungen verſchwunden ſind, und alles Perſönliche darin ſeine Bedeutung verloren hat, das Buch noch immer eine ſehr anziehende Lektüre gewährt. Die Derbheit des Witzes wird durch die derbe Unwiſſenheit und Eitelkeit der Gegner entſchuldigt.

miſſen, ſo möge doch nicht vergeſſen werden was wir hier finden, und daß ſein Wahlſpruch: „ich hab's gewagt,“ auch in dieſer Hinſicht glückliche Beziehung findet.

In ſeinen Gedichten finden wir noch häufigen Kampf mit der Form. Das Metrum preßt und hemmt ihn zuweilen, und was dem gewandten und behaglichen Dichter Spiel iſt, dürfte dem raſchen, mit unter auch wohl überraſchen Ritter faſt wie Feſſeln erſchienen ſein. Er hat faſt zu viel auf dem Herzen und zu viel zu ſagen, um den Reim immer vertragen zu können. Ich führe nur ein größeres Werk von Hutten an, aber ein ſolches, daß jeden uneingenommenen Leſer zur Liebe für den trefflichen verkannten Mann entzünden muß. Es iſt die „Clag und Vermanung gegen den übermäßigen unchriſtlichen Gewalt des Babſts zu Rom und der ungeiſtlichen Geiſtlichen.“ In der That, der Dichter durfte ſich mit Fug und Recht ſo nennen, wie er ſich nannte: „einen Aufwecker der deutſchen Nation.“

Ueberhaupt iſt er ſelbſt bei weitem mehr als ſeine Werke — ſo ſehr bedeutend dieſe auch ſind — und wenn er kein Dichter war, ſo war doch ſein Leben ein Gedicht, und zwar ein lyriſch-tragiſches, das, jede irdiſche Beſchwichtigung ablehnend, die höhere Beruhigung in ſich ſelbſt trägt.

§. 103.

Thomas Murner,

(geb. zu Straßburg 1475.)

Sein Todesjahr iſt ungewiß und fällt etwa gegen die Mitte des vierten Jahrzehends des ſechszehnten Jahrhunderts. Dieſer Mann iſt ein trauriger Beleg, daß ruheloſe Eitelkeit und ſelbſtgefälliges Eindringen in die wichtigeren Anlegenheiten des Menſchengeſchlechts, bei innerer Unklar-

heit wohl einiges Aufſehen; nie aber dauernden ächten Ruh
gewähren können. Er hatte nach der alten Weiſe Theol
gie und Dialektik ſtudirt, wurde Franziskaner-Mönch
machte durch einige derbe Reime Glück, und erhielt vo
Kaiſer Max I. im Jahr 1506 unverdienter Weiſe den Di
terkranz. Jetzt trieb er das poetiſche Handwerk — de
mehr war es ihm nie — in das Große, ſchrieb Satir
auf das ärgerliche Leben der Mönche, und zog ſich dadur
Verfolgungen zu. Das ſchien ihm gerade recht, denn ih
war es ja nur um Aufſehen zu thun, und nichts dünk
ihm unangenehmer als ein friedliches Leben. Obwohl er
Mönchsorden angegriffen, blieb er doch dem ſeinigen getre
und mit Vergnügen nahm er die Gelegenheit wahr, dur
feindliche Schriften gegen den großen Luther neue Berüh
heit zu erwerben. Dieſer theure Mann war ihm inſond
heit verhaßt, denn die Ehre, welche ihm wiederfuhr, glau
er ſich entzogen. Hatte doch auch er und früher ſchon
Mönchen Sitte gepredigt und weitläuftig genug von
Schlemmerei und Faulheit ſo mancher Kloſterleute erzäh
Das war ihm Reformation genug und alles höhere
Luther wollte, läſtig. Mit ſtolzer Freude alliirte er
deshalb mit Heinrich VIII. von England und zog dann,
er nirgends lange aushielt, nach der Schweiz, wo er es
doch mit ſeinen jetzt überkatholiſchen Predigten ſo arg mach
daß er ſelbſt von den katholiſchen Cantons verwieſen wurd

§. 104.

Es fehlt Murnern nicht an Anlage zur Satire;
ihm mangelt das höchſte Erforderniß: das freie Stehen
ſeinem Gegenſtand. Der Gemeine kann das Gemeine
dern; aber niemand als der Gemeine wird ihm gern
gen in dieſe Schilderung. Nur der Gebildete und From

kann Rohheit und Laſterhaftigkeit lehrreich und ergötzlich darſtellen. Murners Erfindungen und Darſtellungsweiſe ſind nicht einmal originell, denn er ſelbſt geſteht, daß er ſich den Sebaſtian Brand *) zum Muſter genommen habe. Erwägen wir ferner, daß der Unglückliche das ganze weibliche Geſchlecht über alle Maaßen haßte, ein Gefühl das er mit roher Unbefangenheit häufig ausſpricht, ſo bedarf es wohl kaum des Zuſatzes mehr, daß er kein Dichter geweſen ſein könne.

§. 105.

Dennoch iſt er nicht wenig berühmt geworden, theils durch einige grelle Gemälde von der Unſittlichkeit der Mönche **), die freilich hiſtoriſch begründet iſt und bei denen

---

*) **Sebaſtian Brand**, auch mit dem Beinamen Titio, geb. 1458, geſt. 1520. Es fällt alſo ſeine Wirkſamkeit in eine frühere Periode, die außerhalb den Gränzen des gegenwärtigen Werks liegt. Er ſchrieb ein weitläuftiges ſatiriſches Werk, das Narrenſchiff, welches zuerſt zu Straßburg 1494 erſchien und mit beſonderem Beifalle aufgenommen wurde. Die Erfindung kann ihm keine ſonderliche Mühe gemacht haben, er begnügte ſich damit, ein Land Narragonia zu dichten, nach welchem hin er alle Narren ſeines Vaterlandes ſchiffen wollte. Der Stoff ſeiner Satire, womit es ihm ein nur zu bitterer Ernſt iſt, intereſſirt ihn mehr als die Form, welche er nicht ſelten dem Zufalle überlaſſen zu haben ſcheint. Er will lehren und lehrt, er will ſtrafen und ſtraft, aber bis dahin geht auch nur ſeine ganze Kunſt; Witz und Laune erſcheinen ſelten ungetrübt, doch iſt er verdienſtlich als kühner Darſteller der Menſchen und Sitten ſeiner Zeit. Seine Sprache iſt kraftvoll und kernig doch mit unter roh und derb, die 3 lateiniſchen, 4 franzöſiſchen, und eine holländiſche, engliſche und plattdeutſche Ueberſetzung bezeugen das Glück, welches dieſes Werk überall machte. — Das ganze Buch war redlich gemeint und bequem zu leſen: daher wohl zum Theil der überſchätzende Beifall.

) Welch ein ganz anderer Mann iſt dagegen **Geiler von Kayſersberg, deſſen Wirkſamkeit gleichfalls in eine erniemand fehlt als er ſelber, theils durch die Polemik gegen Luther und endlich durch ein lange verbreitetes falſches Gerücht. Er iſt nämlich für den Verfaſſer des allbekannten Volksbuchs „Till Eulenſpiegel“ gehalten worden, und da daſſelbe Jahrhunderte lang — der Menge viel Vergnügen gemacht hat, ſo iſt ihm um deswillen vieles verziehen worden.

In jedem Falle mit Unrecht, denn zuvörderſt verdient jenes Buch gar kein ſonderliches Lob, indem die häufigen Schlemm- und Kothſpäße in denen ſich der Held bewegt, ſelbſt die beſſeren Scherze, die mit unter laufen, faſt ungenießbar machen ſollten. Das haben ſie aber leider nicht gethan, denn wie nicht in Abrede geſtellt werden kann, erträgt die Menge nur zu gern jene Ueberrohheit und de Schriftſteller verdient doppelten Tadel wenn er jener häßlichen Neigung dient. Sodann aber iſt zu bemerken, da Thomas Murner keineswegs der Verfaſſer jenes Buches iſ

---

was frühere Zeit fällt. Er war Doktor der Theologie und hiel öffentliche Predigten über Brandts Narrenſchiff, welche ſei Schüler Jakob Other lateiniſch herausgegeben hat (Navicul seu speculum fatuorum a Jacobo Othero collect. 1510.) un die hinterher von Johann Pauli, einem Franziskaner-Mönch in das Deutſche zurück übertragen worden ſind. Dieſe Predigten ſind vielleicht intereſſanter als das Buch, aus dem ſie de Stoff entlehnten, ſie haben eine Treuherzigkeit und Naivetät nach der Brandt faſt nur ſtrebt, ohne ſie ganz zu erreichen Ueberhaupt gehört Geiler zu den bedeutendſten Gelehrten un zu den gebildetſten Schriftſtellern ſeiner Zeit; ja man kan in ihm eine leiſe Ahnung des künftigen Luther erblicken, wen man ihn auch nicht als deſſen Vorläufer betrachten will. — Wie ſehr ihn ſeine Vaterſtadt geſchätzt, hat ſie durch die in Jahr 1486 ihm zu Ehren erbauete prächtige Kanzel im Münſter bewieſen. — Er wußte zu dem Volke zu reden, denn e ſchätzte und liebte es; darum begegnete ihm Achtung un Liebe.

wie Leſſing ſehr richtig gezeigt (Vergl. Leſſings Leben Theil III. Seite 136. ff.). Es iſt zu verwundern, daß dieſe ziemlich leichte Entdeckung erſt ſo ſpät gemacht worden, allein die unächt vornehme Verachtung, mit der die deutſchen Gelehrten früherhin auf die ſo höchſt wichtigen und zum Theil ſehr ſchätzbaren deutſchen Volksbücher herabſahen, erklärt jenen Umſtand genugſam *).

§. 106.

Das Leben Till Eulenſpiegels, wie wir es jetzt noch, nach mancher Umgeſtaltung, in den Jahrmarktsbuden finden, hat vermuthlich — gar keinen einzelnen Verfaſſer, ſondern iſt entſtanden wie etwa ein großer Schneeball durch Fortwälzen entſteht, und leider hat der genannte Ball auf ſeinem Wege manchen Schmutz angenommen. — Wie tief ſteht dieſer Eulenſpiegel unter den „Schildbürgern,“ und andern treuherzig ſchalkhaften Volksbüchern.

Wir ſchließen dieſen Abſchnitt indem wir noch die merkwürdigſten Schriften Murners angeben.

1) Die Narrenbeſchwörung, erſchien zuerſt zu Straßburg 1512. In derſelben will er alle Narren in Deutſchland nach Italien bannen, welcher alltägliche Gedanke ihm ſogar Stoff zu Predigten gegeben, die er zu Frankfurt am Main gehalten hat.

2) Die Schelmenzunft, in der er auf eine ziemlich rohe Weiſe die Geiſtlichkeit angreift. Eine Menge platter und unzüchtiger Einfälle machen die Lektüre dieſes Bu-

---

*) Auffallend iſt, daß während ſo manche treffliche Gedichte in Proſa aufgelöſt wurden, dieſer Roman ſpäterhin verſificirt wurde. Doch blieb des Volkes Liebe an der alten bequemen Ausgabe haften. Vgl. Kochs Compendium I. 132.

ches ſehr widerlich. Auch von dieſer Schrift fällt die erſte Ausgabe in das Jahr 1512.

3) Die Gauchmat (von Gauch, welches bekanntlich im Altdeutſchen ein Narr heißt, und Maz: die Wieſe) zu ſtraff allen wybſchen Mannen, iſt eine Satire gegen die Frauen und Mädchen die die Männer zu täuſchen ſuchen. Es iſt nicht ganz ohne allen Anſpruch auf Witz, doch ſpricht auch hier im Ganzen die gemeine Sinnesart des Verfaſſers nicht ſelten ohne alle Verhüllung, oft ſogar mit einer gewiſſen Behaglichkeit, die der gerechten Verachtung nicht entgehen kann.

§. 108.

Die Erwähnung des Till Eulenſpiegel, und des viel beſſern Volksbuchs von den Schildbürgern führt uns zu der Bemerkung, daß überhaupt nach dem rein Wiſſenſchaftlichen und Religiöſen nichts ſo ſehr geliebt wurde als der Schwank und die Satire.

Je ernſthafter der Menſch wird, je ſorgfältiger wird er auch in der Wahl des ernſten Gegenſtandes, und je weniger ihm dann der gewöhnliche Ernſt genügt, je mehr erfreut er ſich des Scherzes, der harmloſen Poſſe und der Satire; ja er nimmt zuweilen wohl mit mittelmäßigen, wenn nur einigermaßen pikanten Späßen vorlieb. Die Satire traf jetzt inſonderheit die Mönche, über die nunmehr im proteſtantiſchen Deutſchland völlige Redefreiheit gegeben war, und über die auch wohl in den katholiſchen Provinzen eine freiere Stimme ſich Luft machen konnte. Viel Geiſt iſt in ſolchen Herzensergießungen nicht zu ſuchen.

Unübertroffen und von ſolcher Einſeitigkeit meiſt frei iſt Hans Sachs. Geringhaltiger ſind die Schwänke von dem Pfaffen von Kalenberg, die vielleicht aus früheren

Zeiten herrührend, beſonders jetzt ein Eigenthum des Volkes wurden. Weit unpoetiſcher aber noch als der Verfaſſer dieſer Schnurren iſt Friedrich Dedekind, deſſen grober Satire „Grobianus,“ auch wenn ſie nicht in lateiniſcher Sprache geſchrieben wäre, man den erbitterten Stubengelehrten anſehen würde. Dennoch wurde ſie in's Deutſche überſetzt, denn man wollte ſich nun einmal erholen, gleichſam um jeden (nur nicht gänzlich unſittlichen) Preis.

Irre ich nicht, ſo hat ein ſpäterer Schriftſteller auch noch dieſen widerwärtigen Grobianus zu überbieten geſucht, durch einen Roman mit dem faſt entſetzlichen Titel: „Grobianus und Grobiana.“ Ich habe ihn weder geleſen noch geſehen, kann alſo nichts näheres darüber ſagen.

§. 109.

Trefflich ſtand um dieſe Zeit, ſo wie immer, den Deutſchen, der ſchlichte tüchtige Hausverſtand und die ſinnige Reflexion. Hier iſt zu nennen

Johann Agricola, (Johann Eisleben)

(geb. 1492. geſt. 1566.)

als Generalſuperintendent zu Berlin. In ſeinem Gemüth und in ſeinem Leben herrſchte bekanntlich viele Unruhe und es iſt zu bezweifeln, ob er in ſeinen religiöſen Ueberzeugungen jemals zur gänzlichen Geſichertheit gekommen iſt. So lange er neben Luther ſtand, ging alles gut, aber ſobald er, in Ueberſchätzung eigener Talente, ſich von ihm losmachte, finden wir ihn auf manchen krummen Wegen, ſo daß Luther, der das Streben nach eitler Ehre im höchſten Grade haßte, ihn als einen Unwürdigen zurückwarf. Im Großen hatte Luther völlig Recht; dennoch iſt auch von ſeiner Seite hier wohl manches Menſchliche mit unter gelaufen, denn bei allen nur zu bedeutenden Fehlern Agricola's bleibt ihm doch manches Verdienſt.

Aus wahrhafter Liebe für ſein Vaterland, deſſen innere Weſenheit er in jeder Beziehung zu erkennen ſuchte, ſammelte er nach und nach, 1250 urſprünglich deutſche Sprüchwörter und eigenthümliche Redensarten, in denen ſich deutſcher Verſtand, Gemüth, Liebe, Leidenſchaft und Zorn ausſpricht. Ueberzarte Leſer, deren es auch wohl damals ſchon einige gab, haben geklagt, daß der Sammler doch auch gar zu viel ungeheure deutſche — Flüche mit aufgenommen habe; aber dabei vergeſſen, daß die Art und Weiſe dieſer „Pralltriller“ für die Geſchichte der Cultur nicht ganz unwichtig iſt, und daß überhaupt der Hiſtoriker, der einen gegebenen Stoff zu behandeln hat, auf ſchwache Nerven nicht immer Rückſicht nehmen darf.

Abgerechnet das Verdienſt, welches dem Sammler ſolcher charakteriſtiſchen Sprüchwörter nicht abgeſprochen werden kann, zeigt ſich Agricola in den Erklärungen, die er überall beifügt, als einen verſtändigen, wenn auch nicht tiefdenkenden Mann, und ſehr wackern Styliſten, der lebhaft, kurz und kernig zu ſchreiben weiß. Dieſes Lob verdient er allerdings; aber es iſt höchſt unüberlegt, ihn mit Luther vergleichen, oder wohl gar über denſelben ſetzen zu wollen. Man hat angeführt, Agricola habe ſchon im Jahre 1528, wo er die erſten 500 Sprüchwörter mit ſeinem Commentare dem Publikum übergab, vortrefflich geſchrieben, da Luthers Styl erſt ſpäter ſeine Reiſe erlangt. Dieſe letztere Anführung iſt aber völlig irrig, denn, obwohl Luthers Styl ſich faſt mit jedem Jahre vervollkommte, ſo iſt doch für jeden aufmerkſamen und gründlichen Leſer deutlich, daß ſein ſchriftlicher Vortrag in deutſcher Sprache ſeit dem äußerſten Anfang der zwanziger Jahre in allen Hauptſachen völlig entſchieden war. Selbſt der eitle Agricola würde ein ſolches Lob ſcheuend ablehnend.

§. 110.

Neben ihm aber weit höher als er, ſteht: Sebaſtian Franke, mit ungewiſſem Geburts- und Sterbejahr. In der Meinung der Deutſchen, die ſich wie billig gern ſolide ſeßhaft machen, ſchadete ihm ſein wanderndes Leben; (obwohl es „der freien Dichterbruſt" gefallen kann) noch mehr aber und mit größerm Recht ſeine Hinneigung zu alten und neueren Schwärmereien, zur neuplatoniſchen Myſtik u. ſ. w. Aber man hätte deshalb nicht ungerecht werden ſollen gegen ihn, den oft wahrhaft tiefſinnigen Denker und geiſtreichen Schriftſteller. Er iſt es dann am meiſten, wenn er ein beſtimmtes Thema zu behandeln hat, an welchem er ſeinen Witz, Scharfſinn und Phantaſie üben kann, während ihm durch die gegebene Aufgabe das Verflattern der Phantaſie ins Leere unmöglich gemacht wird.

Daher ſind die Erklärungen ſeiner Sprüchwörter ein Werk geworden, das, weit über dem von Agricola ſtehend, auf die mannigfaltigſte Weiſe anziehen kann, und, wie bekannt, ſelbſt von Leſſing ſo ſehr geſchätzt wurde, daß er es theilweiſe abſchrieb (S. Leſſings Leben III. 237.).

Noch größern Ruhm verdient er durch ſeine „Weltchronik oder Univerſalgeſchichte" (Straßburg 1531.) ein Werk, das bei allen Mängeln im Einzelnen einen ächt hiſtoriſchen Geiſt bekundet. Die Geſinnung iſt durchgängig würdig, manche verwickelte Weltbegebenheit wird durch die Einfalt am Beſten aufgefaßt, der Styl meiſt ruhig, klar und gediegen, und oft von einer faſt epigrammatiſchen Kürze, die, mit fröhlicher Raſchheit verbunden, dauernden Reiz gewährt.

§. 111.

Ueberhaupt iſt es als wahres Unglück zu betrachten, daß die folgende Zeit ſo oft verſäumt hat, von dem funfzehnten und ſechszehnten Jahrhunderte zu lernen, was ſich von ihm wohl lernen läßt, vor allem keuſche Einfalt in der hiſtoriſchen Kompoſition und Styl. Wie manches wäre hier zu lernen geweſen aus den Chroniken, inſonderheit den thüringiſchen, die ſo redlich, ſchlicht und genau beſchreibend erzählen, wie manches von Johann Thurnmayer (Aventinus, geb. 1466. geſt. 1534.) und Andern. Ja ſelbſt den Weiß-Kunig von Treitzſauerwein möchten wir wegen ſeines ſtillen, gutmüthig kindlichen Ton's, der ſich im Verhältniß zu der faſt romanhaften, auf die ſchlaueſte Klugheit ausgehenden Anlage des Buches ſeltſam genug macht, nicht verachten. — Doch konnte freilich, wie bekannt, früher nicht leicht jemand zu dieſem Schatze gelangen, denn erſt im Jahre 1775 iſt er durch den Druck bekannt gemacht worden.

Ungern begnüge ich mich mit dieſen kurzen Hinweiſungen, doch die Aufſchrift meines Buches mahnt mich zur Rückkehr zu den Dichtern, obwohl ich eigentlich, von den Hiſtorikern redend, mich nicht von ihnen entfernen würde. Denn wie könnte ein ächter Dichter gedacht werden ohne hiſtoriſchen Geiſt und ohne hiſtoriſche Kenntniß? und wie ein Hiſtoriker ohne ein poetiſch religiöſes Gemüth?

§. 112.

Burkard Waldis.

Wir wiſſen weder ſein Geburtsjahr noch das Jahr ſeines Todes, ſondern lediglich daß er im Jahre 1548, in welchem ſeine Fabeln erſchienen, in der kleinen Stadt Allendorf in Heſſen lebte. Jene Fabeln, die den Titel führen: „Eſopus ganz neuw gemacht und in Reimen gefaßt. Mit ſampt hundert neuwer Fabeln vormals im Druck nicht geſehen noch ausgangen; durch Burcardum Waldis (Frankfurt am Main 1548.) ſichern ihm einen Ehrenplatz unter den trefflichſten Dichtern dieſer Gattung. Seine Erfindungen ſind angenehm und leicht zu überſehen, ſeine Erzählungsweiſe fröhlich und bequem, ausführlich doch nicht über die Gebühr, und die redliche Geſinnung des freundlichen Mannes iſt überall ſichtbar. — Und doch haben ihn ſeine Zeitgenoſſen faſt ganz überſehen, ja es laſtet auf ihnen der Vorwurf, daß ſie ihn in drückender Armuth haben leben laſſen.

Dieſer letztere Umſtand iſt freilich keiner Entſchuldigung fähig; doch wollen wir dabei bedenken, daß überhaupt wohl keine Nation ſo viel Talent für die Fabel und ſo viele ausgezeichnete Fabeldichter hat als die unſrige *), ein Umſtand den ſelbſt das Ausland nicht ſelten zugegeben hat.

Was zur Hervorbringung einer guten Fabel vonnöthen iſt, offenes Auge und ſinnige Beobachtung der Natur, liebendes Verweilen bei den Beziehungen in den Reichen der Natur zu dem höhern durch innere Freiheit bewegten Menſchenleben, tüchtiger Verſtand, verbunden mit ruhiger Scherzhaftigkeit und eine wohlwollende menſchenliebende Geſinnung: dieſe Eigenſchaften finden ſich zu unſerer Freude nicht ſelten

---

*) Beweiſe ſind leicht gegeben. Reinecke Fuchs kennt jeder; weniger bekannt ſind jetzt: „die loſen Füchſe dieſer Welt,“ „der Eſelkönig“ „der Gänſekönig“ „der Mücken- und Ameiſenkrieg“ und ähnliche zu ihrer Zeit vielgeleſene Werke. Auch Luther liebte die Fabeln ſehr, ſchrieb von dem Nutzen der Aeſopiſchen, überſetzte einige und ſchrieb eigene. Aehnliches gilt von Matheſius und Melanchthon.

bei den Deutſchen; und wohl mag es deshalb gekommen ſein, daß man einen Fabeldichter überhaupt nicht für einen beſonders ausgezeichneten Autor gehalten, indem gewiſſermaaßen faſt jeder gebildete Deutſche eine gewiſſe Anzahl von ungeſchriebenen und ungedruckten Fabeln in ſich trägt. Dazu kommt noch der Umſtand, den wir mit gerechtem Stolze hervorheben dürfen, daß wir bereits im dreizehnten Jahrhunderte einen Fabeldichter (Boner) aufzuweiſen haben, der faſt jede Forderung, die ſich nur irgend an einen Schriftſteller dieſer Gattung machen läßt, befriedigen kann.

§. 113.

Bemerken wir ferner, was in der Kritik unſerer ganzen Literatur wichtig ſein kann, daß die Mehrheit der Deutſchen überhaupt alles was *leicht* ſcheint, nicht genug ſchätzt. Das haben manche Dichter gar wohl gewußt, ſind deshalb mit Fleiß dunkel und ſchwerfällig geworden, und haben viel Beifall geärndtet, bis endlich die Wahrheit dazwiſchen trat, und ſtreng tadelte was zu tadeln war, und lobte was Lob verdiente.

Dieſer Ruhm iſt denn auch unſerm Waldis zu Theil geworden, doch freilich ſehr ſpät, denn ſelbſt Morhof der fleißige, kenntnißreiche Literator weiß nichts von ihm. So viel mir bewußt, ſind Gellert und Zachariä die erſten die mit herzlicher Anerkennung und Liebe von ihm geſprochen. Schade nur, daß man ihn ſpäterhin auch mit Lafontaine verglichen hat, mit dem er meines Erachtens gar keine weſentliche Aehnlichkeit hat. Verweilende Behaglichkeit iſt freilich in beiden, aber bei Lafontaine iſt ſie oft aufhaltend, bei Waldis bequem, der Franzoſe iſt witziger, der Deutſche naiver, ſo wie auch deſſen ganze Anſicht von dem Weſen der Fabel weit gründlicher als die des Fremden iſt. An Gemüth überragt er ihn ohnehin.

Die Vorrede zu Gellerts Fabeln theilt zwei Fabeln von Waldis mit, doch möchten ſich leicht beſſere finden. Rührend, aber auch wohl zur Wehmuth ſtimmend iſt die faſt ſcheue Art, mit der Gellert den Unbekannten lobt und einführt, wobei leider an den Tag kommt, daß auch er Hans Sachſen gänzlich verkennt. — Erwägen wir indeſſen die Zeit, in der er jene Vorrede ſchrieb (1746), wo faſt alle ſogenannt vornehme und auf Bildung Anſpruch machende deutſche Leſer ſich in dem nur zu oft geſchwefelten Wein vieler franzöſiſchen Poeten berauſcht hatten, ſo werden wir uns bei ihm, dem Ueberbeſcheidenen, wohl die Schüchternheit erklären können, mit der er für den unſcheinbaren alten Fabelmann ein gutes Wort einlegt.

§. 114.

Johann Fiſchart, genannt Menzer.

Wir haben in der deutſchen Literaturgeſchichte nicht ſelten den Anblick kränklicher, leidender und ſchwermüthiger Autoren. Das ſechszehnte Jahrhundert zeichnet ſich indeſſen dadurch aus, daß es von dergleichen trüben Leuten faſt gar nichts weiß, am wenigſten aber weiß wohl Johann Fiſchart davon. Er iſt nicht bloß nicht kränklich ſondern faſt übergeſund, überkräftig und übermüthig. Es fehlt ihm keinesweges an tiefem und edlem Lebensernſt, doch die Form in der er ihn vorträgt iſt faſt immer ſcherzhaft und muthwillig, dafür verdient er billigerweiſe oftmals Lob, leider aber nimmt er auch nicht ſelten mit ſehr gewöhnlichem wohlfeilen Spaß vorlieb.

Obwohl er ſich ſeines großen Talentes bewußt geweſen, in ſo weit es erlaubt iſt ſich deſſen bewußt zu ſein, ſo hat er doch nicht die mindeſte Sorge getragen, den ſtrengen und

ſpröden Gelehrten zu gefallen. Es iſt ihm nicht m
irgend einen ſeiner muthwillig trunkenen Einfälle zu o
und bei einer großen Liebe und trefflichen Kenntniß de
ſchen Sprache behandelt er ſie zuweilen wie ein ſehr
volles übermüthig neckendes — Kind.

An die Nachwelt hat er entweder gar nicht ge
oder doch nur wenig für ſie geſorgt, denn wir finde
gens wo und wann er geboren und können nur den
gen Umſtand mit Gewißheit ſagen, daß er im Jahr
als Doktor der Rechte und Amtmann zu Forbach bei
brücken gelebt hat *). Den Namen Menzer gab e
vielleicht nur weil ſeine Vaterſtadt Mainz war, wob
doch das Vielleicht zu wiederholen iſt. Aber auch
eigentlichen Namen verbirgt er hinter dem griechiſche
lopoſkleros, dann kehrt er auch wohl den „Menzer“
und ſetzt noch — da er mit ſich ſelbſt auf dem beſten
ſteht — den Namen Huldreich hinzu, ſo daß alſo: „
reich Ellopoſkleros Reznem“ herauskommt, ein Spaß,
ihm ſelbſt mehr Vergnügen gewährt haben mag als
Auslegern, die ihn nur mit Mühe gelöſt haben, ohne
dafür belohnt zu ſehen.

§. 115.

Das Werk, welches ihn am bekannteſten gemac
haben ſcheint, iſt die freie Bearbeitung der Histoire
Gargantua et Pantagruel von Franz Rabelais, e
Manne in dem wir gleichſam den geiſtigen Vater u

---

*) Man hat ihn nicht ſelten mit Johann Fich
Dr. juris zu Frankfurt verwechſelt, einem Manne, der
Muth hatte, ſchon damals die Hexenfahrten geradezu für „
ter Traumgeſpenſt, Trügerei, unglaublich und unmöglich D
zu erklären.

unſers Fiſchart ſehen, der aber wie nicht ſelten, von dem Sohn in Genialität und — Unartigkeit noch übertroffen wird. Dieſer Gargantua iſt eine Satire gegen den franzöſiſchen Adel, die Geiſtlichkeit und den Hof. Er wurde confiscirt, und um deswillen deſto mehr geleſen, bis ihn endlich Boileaus pſeudo-poetiſch-kritiſche Decrete verbannten. Da es ſelbſt dem kraft- und ſaftreichen Montaigne nicht beſſer ging, mochte Rabelais ſich wohl tröſten, wenn anders der todte Lebende ſich um jenen — lebenden Todten bekümmerte. Fiſchart hat nur den erſten Theil des Gargantua bearbeitet und zwar ſo frei und willführlich, daß man oft nur mit Mühe das Original erkennen kann. Er ſcheint mit dem Stoff der Rabelaisſchen Satire, ſo reich dieſe auch geweſen, noch immer nicht zufrieden, ſondern er trachtet faſt eine Satire auf die ganze Welt zu machen. Das iſt auch allerdings das Beſte, da der Satiriker bei einem ſolchen Plane ſich ſelbſt doch nicht verhätſcheln kann, ſondern ehrlicherweiſe ſich ſelbſt gleichfalls mitnimmt, was ſonſt wohl manche vergeſſen.

Es iſt in der Welt nichts leichter als durch Aushebung einzelner Stellen den Fiſchart in den Verdacht des Halb- oder Dreiviertel-Wahnſinns zu bringen, wodurch dann die Anklage, er ſei auch ein vollſtändiger Sprachverderber geweſen, leichter das Spiel gewinnt. Man betrachte nur den bloßen Titel, den die Ausgabe des genannten Buchs vom Jahr 1594 führt:

Affentheurlich Naupengeheurliche Geſchichtklitterung. Von Thaten vnd Rhaten der vor kurtzen langen vnnd jeweilen Vollenwolbeſchreiten Helden vnd Herren Grandgoſchier Gorgellantua vnd deß Eiteldurſtlichen Durchdurſtlechtigen Fürſten Pantagouel von Durſtwelten, Königen in Vtopien, Jederwelt Nullatenenten vnn Nienenreich, Sol-

dan der neuen Kanarien, Frümlappen, Dips oder Dürſ
ling, vnn Oudiſſen Inſeln: auch Großfürſten im Finſte
ſtall vnd Nubel Nibel Nebbelland, Erbvögt auff Niche
burg, vnnd Niderherren zu Nullibingen, Nullenſtein vn
Niergendheim. Etwan von M. Frantz Rabelais Franzöſiſ
entworffen: Nun aber vberſchröcklich luſtig in einen Teu
ſchen Model vergoſſen, vnd vngefärlich oben hin, wie ma
den Grindigen lauſt, in vnſer Mutter Lallen vber od
drunter geſetzt. Auch zu dieſen Truck wider auff den Ar
poß gebracht, vnd dermaſſen mit Pantadurſtigen Mythol
gien oder Geheimausdeutungen verpoſſelt, verſchmidt vn
verdrängelt, das nichts ohn das Eyſen Niſi dran mangel
Durch Huldreich Ellopoſcleron.

§. 116.

Iſt es wohl zu verwundern, wenn furchtſamere G
lehrte, die an dergleichen gar nicht gewöhnt ſind, davor e
ſchrecken, und wenn Adelung, der ohnehin ſo unglückli
war, nur an zwanzig Jahren unſerer Literatur (1740 b
60.) Geſchmack zu finden, darin ſeinen Greuel und ſei
Herzeleid antrifft. Zu verwundern iſt es nicht; aber ſeh
zu tadeln, denn man ſoll eben nicht furchtſam ſein, ſonder
gelaſſenen Sinnes weiter leſen, und bedenken, daß der Hu
moriſt, im Gegenſatz des Epigrammatiſten, eines weite
Raums bedarf, daß er Seiten, Blätter und Bogen lan
unergötzlich irren kann, bis er endlich plötzlich in das Aecht
und Vortreffliche hineinkommt. Fiſcharten iſt hier ohnehi
manches zu vergeben, da er in jedem Fall, der Zeit nach
der erſte Humoriſt der Deutſchen, und Rabelais doch nu
als ein nicht ganz genügendes Vorbild zu betrachten iſt, da
er in fröhlichem Uebermuth weit überbieten will. Studie
ren wir uns wirklich in unſern deutſchen Fiſchart hinein

ſo finden wir ein wirklich dichteriſches Gemüth, eine tüchtige, ja edle Geſinnung, und ſelbſt während er die allerſeltſamſten Wortbildungen ſchafft, einen wahren Kenner unſerer Sprache, die ihrer Größe ſich bewußt, ſelbſt das muthwilligſte Spiel nicht verſchmäht, ſobald nur die Poeſie dem Spieler ſpielen hilft.

§. 117.

Wir ſind ferner unſerm Fiſchart großen Dank ſchuldig für ein Gedicht, das, wie wohl kaum ein anderes, uns ein treues Gemälde von dem kräftigen Fleiß und der rüſtigen Luſt des Städtiſchen Verkehrs ſeiner Zeit liefert. Es heißt, das „glückhafft Schiff," und ſchildert uns die Reiſe eines Zürcher — Breitopfes nach Straßburg. Die Zürcher wünſchten nämlich, daß die mächtige Reichsſtadt Straßburg dem Schweizerbunde beitreten möge, erhielten aber zur Antwort, Straßburg liege zu fern, um Nutzen von einer ſolchen Verbindung zu haben. Um dieſen Einwurf zu widerlegen, erdachten die Zürcher ein ergötzliches Mittel. Sie ließen einen ungeheuren Topf mit Hirſebrei kochen; mit dem dampfenden Gefäße beſtiegen dann einige der rüſtigſten Bürger, denen ſich auch der deutſche Fiſchart, aus Liebe zu ehrbaren Abentheuern, angeſchloſſen hatte, ein Schiff, ruderten es mit gewaltiger Kraft aus der Limmat in den Rhein und langten noch am Abend deſſelben Tages mit dem noch warmen Topf in Straßburg an, wo ſie von den Bürgern, die eben ein Schützenfeſt feierten, fröhlich begrüßt wurden. Wer hätte ſo wackeren und raſchen Männern nun noch den billigen Wunſch abſchlagen mögen?

Dieſes Gedicht verdient ein großes Lob. Alles iſt friſch und lebendig gehalten, einfach und fröhlich, der alte Vater Rhein ſteht in ſeiner ganzen Herrlichkeit, Gewalt und Lieblichkeit da, und der tiefe Hintergrund „edle Bürgerfreiheit“ giebt der fröhlichen Arbeit, die hier dargeſtellt wird, die Farbe ächter Erhabenheit. Das Lob der Arbeitſamkeit iſt hier wahrhaftige Poeſie, und wenn wir ſchon mit Recht uns erfreuen an Schillers Worten

„Arbeit iſt des Bürgers Zierde,
Segen iſt der Mühe Preis,“

ſo haben wir nicht bloß das Wort, ſondern die bald ſcherzhaft, bald ernſthaft, aber immer tüchtig vollbrachte That in einem reinen Bilde.

§. 118.

Wir beſitzen ferner von dieſem Dichter noch achtzehn ziemlich weitſchichtige ſatiriſche Werke, unter denen ich anführe: Podagrammiſch Troſtbüchlein, innhaltend zwo artlicher Schutzreden von herrlicher Abkunfft, Geſchlecht, Hofhaltung, Nutzbarkeit und tiefgeſuchtem Lob des hochgelehrten, gliedermächtigen und zarten Fräwleins Podagra u. ſ. w. Straßburg 1591, welches wegen ſeiner ganz vorzüglichen Scherzhaftigkeit und gutmüthigen Naivetät eine neue Bearbeitung verdiente. — Ferner: Das Philoſophiſch Chezuchtbüchlein oder die Vernunftgemäße, Naturgeſcheide Chezucht ſampt der Kinderzucht. — Der Herausgeber iſt Fiſcharts Verleger Jobin, der es nach dem Tode des Verfaſſers dem Drucke übergab. Das Werk iſt größtentheils nach Plutarchs Abhandlung **de puerorum educatione** gearbeitet und giebt einen rühmlichen Beweis von Fiſcharts ernſter und tiefer Anſicht der bedeutendſten Lebensverhältniſſe. Wie wohl ſteht ihm, dem gerne Scherzenden der ſtrenge Ernſt!

Leider fordert indeſſen die Gerechtigkeit zu erwähnen, daß auch Fiſchart zuweilen mit Vergnügen bei wahrhaftwiderlichen und ekelhaften Dingen verweilt. Beſonders in dem viel zu berühmt gewordenen weitläufigen Gedichte „Flöhhatz, Weibertratz,“ das einen überaus häßlichen Gegenſtand mit unangenehmer Behaglichkeit ausmalt.

§. 119.

Wie ſind doch ſo manche deutſche Dichter jener Zeit, wie ſind die deutſchen Hörer und Zuſchauer zu ſolcher Unart gelangt? Die alten Nibelungen in ihrer füllreichen Gediegenheit glänzen hell, und würden jeden Schmutz verachtend wegwerfen; in dem zarten Minneſänger iſt auch nicht die leiſeſte Spur von ſolchen Unziemlichkeiten, und ſpäterhin begegnen ſie uns ſo oft. — Wie konnten ſich die Deutſchen die Faſtnachtsſpiele Roſenplüts, des Schneppeгers, gefallen laſſen? wie konnte ſelbſt Hans Sachs ſo häufig in dieſen Schlamm verſinken? Niemand glaube geantwortet zu haben wenn er vornehm meint es ſei wohl der geringe Stand jener Dichter, welcher die meiſte Schuld habe an jener Ungebühr, denn faſt ganz Deutſchland freute ſich doch an ihnen, und hätte man ernſtlich gegengeſtrebt und Misbilligung gezeigt, ſo würden doch die Unarten von ſelbſt weggefallen ſein. Jenes Sinken war leider ein Allgemeines, und iſt nur durch die traurige Wahrnehmung zu erklären, daß die verderbte menſchliche Natur nun einmal zu grellen Gegenſätzen geneigt iſt, und daß von der Ueberzartheit einiger Minneſänger zu der Gattung von Rohheit ſpäterer Jahre nur ein einziger Sprung iſt, in dem ſich die kräftigen Deutſchen gefielen, wie in einem Act der Freiheit. Es bleibt immer traurig, und iſt durch nichts zu entſchuldigen; doch werde der einzige Troſt berührt, den man immer vergeſſen hat, daß nämlich in dieſem Schlamme wenigſtens kein Gift iſt. Derbe Unart iſt wenigſtens beſſer als feine Gottloſigkeit und Fiſcharts lezt genanntes Gedicht doch weit erträglicher als die Werke des jüngern Crebillon.

§. 120.

Es iſt ferner von dem reichen Fiſchart zu erwähnen, daß er der eigentliche Urheber des deutſchen Hexameters und Pentameters iſt, den er zwar nach ſeiner Weiſe mit großer Willkührlichkeit, aber mit Luſt und Liebe behandelt. Es freut ihn mit Recht

Daß auch die deutſche Sprach' füziglich wie Griechiſch ſpringe

und es iſt wacker, daß er dabei ſein Verdienſt, ſie zuerſt griechiſch ſpringen zu laſſen, nicht beſonders hervorhebt, ſondern alles nur der Vortrefflichkeit der Sprache ſelbſt zuſchreibt. Er wagt jedoch nicht, ihr ſelbſt in dieſer Versart den Reim zu entziehen, und da man den ganzen Mann ſo lange Zeit faſt vergeſſen hatte, ſo kam es, daß man auch ſeine Hexameter überſah, und dem mittelmäßigen Wiener Hofdichter **Heräus** die Ehre der erſten Bearbeitung dieſer Versart zuerkannt hat, bis endlich Leſſing die Wahrheit an den Tag brachte. (Siehe Literaturbriefe Th. I. S. 109. ff.)

Noch zeichnet ſich Fiſchart rühmlich aus durch kühnes Vertrauen zu ſich ſelbſt und durch ächte Vaterlandsliebe, die weit entfernt von jener zahmen und reſignirenden Demuth, welche wir leider in ſpäteren Perioden antreffen, ſich ſelbſt laut und kräftig zu verkünden wagt. Belege finden ſich häufig, z. B. in der Zuſchrift ſeiner Bearbeitung des Gargantua an ſein Vaterland:

Tapfere meine Deutſche, adlich von Gemüth und Geblüte,
Nur eurer Herrlichkeit iſt dieſes hie zubereit.
Meine Zuverſicht jederzeit iſt, hilft mir göttliche Güte
Zu preiſen in Ewigkeit euere Großmüthigkeit.
Ihr ſeid von Redlichkeit, von großer ſtreitbarer Hand
Berühmt durch alle Land immerdar ohn Widerſtand
u. ſ. w.

§. 121.

Aber wer ſo ächt lieben und feurig loben kann, der darf auch — und nur ein ſolcher darf — zürnend ſchelten. Wie fliegen dann die Pfeile aus ſeinem vollen Köcher! Ein ſolches Pfeilgedicht, das während Fiſcharts Leben gewiß überall herumflog, iſt, lange Zeit wie verſchwunden, erſt gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts wieder entdeckt worden, und zwar wohl nur durch einen günſtigen Zufall. Fiſchart ſelbſt hatte es, ſo viel ich weiß, nie drucken laſſen, und ſo war es in eine nicht ſehr bedeutende Sammlung von moraliſch allegoriſchen Gedichten von Mathias Holzwart, einem Zeitgenoſſen, gerathen. Es beginnt:

Was Ruhm hat der jung Adler doch,
Wann er ſich rühmt der Eltern hoch,
　Wie ſie frey wohnen inn Bergs Klufften
Und frey regierten inn den Lufften,
　Und er ſitzt gefeſſelt auff der Stangen,
Muß, was der Menſch nur will, ihm fangen?
　Alſo was iſt dir für eyn Ehr,
Wann rühmſt du die alten Teutſchen ſehr,
Wie ſie für ihre Freiheyt ſtritten,
　Und keynen böſen Nachbarn litten,
Und du achtſt nicht der Freiheyt dein,
　Kannſt kaum inn deim Land ſicher ſeyn
Laſt dir dein Nachbarn ſein Pferd binden
　An deinem Zaun forn und hinden? u. ſ. w.

Das ganze Gedicht, mit ſo kräftig tönendem Vers-Flügel-Schlag, findet ſich im Bragur (Band III) einer Zeitſchrift, die bekanntlich ſo viel Schätzbares enthält, daß der Dank dafür von Seiten des Publikums wohl erſt nach und nach wird abgetragen werden müſſen. Früherhin war derſelbe ſo gering, daß die Zeitſchrift zugleich als eine Bitt-Mahn- und Strafſchrift an die Zeit dazuſtehen ſchien.

§. 122.

Fiſchart hat ſeines Lebens und ſeines Ruhmes rein genoſſen, denn die Zeitgenoſſen liebten ihn und achteten auf ſeinen Scherz und Ernſt. Nach ſeinem Tode vergaß man ihn nach und nach, und ich finde im ganzen ſiebzehnten Jahrhunderte faſt nur den einzigen Andreä, der ihn, doch wohl nur von der Seite des Ernſtes, liebend anerkennt. Der Humor ſchien faſt aus der Welt geſchwunden; aber es ſchien nur ſo, denn er hatte ſich nur vom feſten Lande nach der brittiſchen Inſel hinüber geflüchtet, wo er in ſeiner ganzen vollendeten Glorie auftrat.

Für Gottſched war Fiſchart nichts weiter als ein ſeltſam verſchrobener, wunderlich abgeſchmackter Autor, aus dem ſich gute Warnungsbeiſpiele für angehende Styliſten ſchöpfen laſſen. Adelung, der in Geſchmacksſachen nichts mehr iſt als eine zweite Auflage von Gottſched *), verachtet ihn gänzlich und hat nicht übel Luſt, ihm in der Reihe der verrückten Autoren einen der vorzüglichſten Plätze einzuräumen.

Indeſſen hat alle dieſe Ungebühr nicht hindern können, daß Fiſcharts Verdienſt in den neueren Zeiten wieder richtig gewürdigt worden iſt, und es iſt genug wenn ich hier unter denen, die ſein Talent von neuem zur Sprache gebracht haben, nur Jean Paul und Tieck nenne.

---

*) Wer dies Urtheil zu hart findet, erinnere ſich an Adelung's Urtheile über die Minneſinger, ſo wie über Klopſtock und Leſſing, ferner an den Aufſatz mit dem faſt ſchauderhaften Titel: „Ueber den Nutzen (!) der Empfindung,“ aus dem man zugleich den eigenen völlig Gottſchediſchen Styl des Mannes kennen lernen mag, der ſich eine ſo gewaltige Sprach- und Styl-Dictatur anmaßen wollte. Aber indeß darf das alles nicht hindern, die anderweitigen ſehr beträchtlichen Verdienſte Adelungs gern anzuerkennen.

§. 123.

Georg Rollenhagen,

geboren zu Bernau einem Städtchen in der Mark Brandenburg, am 22. April 1542, geſtorben als Schulrector in Magdeburg im April 1609. Das Leben dieſes Mannes war eine faſt ununterbrochene Reihe von Widerwärtigkeiten, und wenn wir den Druck ſtets wiederkehrender und ſchwerer Geſchäfte, die faſt ſeine ganze Zeit in Anſpruch nahmen, häufiges körperliches Leiden und große Armuth in Anſchlag bringen *), ſo werden wir den Mann doppelt loben müſſen, der des allen ungeachtet ein mäßiges Talent für die ſcherzhafte und ſatiriſche Poeſie nicht nur nicht verhallen ließ, ſondern dergeſtalt ausbildete, daß es einen der berühmteſten komiſch-didaktiſchen Gedichte hervorzubringen vermochte.

Er ſchrieb nämlich den bekannten „Froſchmäusler, eine komiſche Epopöe in drei Büchern auf deren erſter Ausgabe, Magdeburg 1595, er ſich alltäglich ſpaßhaft genug „Marx Hupfinsholz vom Mäuſeloch, der jungen Fröſche Vorſinger und Calmäuſer“ nennt. Das Gedicht gefiel den Zeitgenoſſen ſo ſehr, daß bereits 1596 die zweite, und 1600 die dritte Auflage erſcheinen mußte. Das ſiebzehnte Jahrhundert wollte nicht zurückbleiben und lieferte auch drei Auflagen. Das

---

*) Rollenhagen ſelbſt zeichnete neben ſeinem Gemälde folgende Verſe auf, die ihn ſehr richtig charakteriſiren:

Ingenio facilis, morbosus corpore, pauper,
    Sacra docens pueros, invidiamque ferens.
Agnosco properas toleranda pericula mortis:
    Quid faciam? credam, Christe benigne, Tibi.

G. M. Baron Burckard's Leichenrede auf R. Magdeburg 1609. Einen Auszug aus dieſer Schrift findet man im Bragur: (III. 404. S.) aber freilich leider einen nicht zu lobenden.

achtzehnte die letzte, außerdem aber noch mehrere Bearbeitungen, z. B. eine vom Jahre 1796 (vergl. Allgemeine Literaturzeitung 1797, Nr. 144.).

§. 124.

Die Idee des Gedichtes nahm Rollenhagen, wie leicht zu erachten, aus der Batrachomyomachie, doch behandelte er ſie mit ſolcher Freiheit und Eigenmächtigkeit, daß ſein Buch faſt zu den Originalen zu zählen iſt. Muntere Laune, lebhafter Witz, und inſonderheit mimiſche Darſtellungskraft iſt ihm nicht abzuſprechen, doch ſtehen dieſen Tugenden Fehler gegenüber, die von der Lektüre des Buches leicht abſchrecken können. Die Behaglichkeit wird oft zur Breite, der Witz freut ſich mit unter zu ſehr ſelbſt, daß er ſo witzig iſt, und wird dadurch läſtig, der Dichter glaubt in ſeinen Beſchreibungen nie deutlich genug ſein zu können, und weiß deshalb nicht leicht aufzuhören. Er verſteht mit den Farben recht wohl umzugehen, vergißt aber, daß die Mäßigkeit das beſte Zeichen des Genie's iſt. Er hat der ernſten und ſchalkhaften Zwecke zu viele, wodurch indeſſen das Buch auch eine hiſtoriſche Bedeutung bekommt. Wir finden hier nämlich manche Aufſchlüſſe über den damaligen Zuſtand der Philoſophie und Theologie in Deutſchland, Aufſchlüſſe die wir mit Dank annehmen wollen, die aber den heitern Gang des Gedichtes ſtören.

Jene günſtige Aufnahme, die das Buch erhielt, iſt für die Geſchichte der deutſchen Cultur von großer Wichtigkeit, denn wir ſehen klar, welche Gattung der Bücher man in Deutſchland am meiſten liebte. Es iſt die [illegible] gelehrte, welche viel und vieles will, und viel zu vieles. Darum zündete der Froſchmäuſeler ſo ſehr und hielt ſich ſelbſt in dem ſiebzehnten Jahrhunderte, welches die poetiſche Literavor dem ſechzehnten faſt nur wie gutmüthig kindiſche Bemühungen betrachtete.

Von bei weitem minderer Wichtigkeit iſt die Satire, welche Rollenhagen in Verbindung mit ſeinem Sohne Gabriel herausgab:

Indianiſche Reiſen durch die Luft, Waſſer, Land, Hölle Paradies und Himmel, 1603.

§. 125.

Jakob Ayrer,

deſſen Geburts- und Todesjahr ungewiß iſt, blühete um 1580 zu Nürnberg als Notarius und Gerichtsprocurator.

Ueber keinen Theil unſerer ältern Literatur iſt noch ſo viel Dunkelheit verbreitet als über den dramatiſchen. In der blühenden Zeit der Minneſänger fand Tapferkeit, Liebe und Gefühlszartheit nur im Epos, Lied und Elegie eine Heimath, für die Bühne ſcheint keine ausgezeichnete Anlage und keine beſondere Luſt vorhanden geweſen zu ſein. Die höchſte Kraft der Deutſchen hat ſich überhaupt noch nie im Dialog gezeigt. Späterhin als das Volk mehr anfing zu reflectiren, fand ſich die Neigung im hohen Grade ein, doch ohne daß ihr eine ähnliche Anlage zu Hülfe gekommen wäre.

Wenn die Fürſten und die ſogenannten höheren Stände überhaupt ſich ohnehin in jener Zeit faſt ganz von der thätigen Theilnahme der deutſchen Poeſie ausgeſchloſſen, ſo haben ſie vollends an der damaligen Bühne faſt gar keinen Antheil genommen; wenigſtens iſt mir nicht möglich geweſen im ganzen ſechzehnten Jahrhundert auch nur die kleinſte Spur von einer deutſchen Hofbühne zu entdecken.

Hans Sachſens dramatiſche Verſuche, ſo wie die früheren nicht reizloſen, doch oft rohen und platten von Roſenſpiele wurden von Bürgern in Bürgerhäuſern aufgeführt, und alles wie eine geſellige Ergötzlichkeit abgemacht. Irgend ein wohlhabender Bürger gab das Local und die vermuthlich ſehr geringen Koſten dazu her. Der Herold begann mit einem Gruße an die ehrbaren Herren und mit einer Bitte um gehörige Stille, ſchließt gewöhnlich mit einer kurzen Anrede an den Wirth („Herr der Wirth ſollt uns Urlaub geben“) und findet auch wohl zu Zeiten nöthig, um Vergebung zu bitten, falls man es habe „zu grob geſponnen.“ Die guten Lehren, die das Stück dennoch enthalte, die mit arithmetiſcher Genauigkeit aufgezählt werden, machen alles wieder gut.

§. 126.

So fand Ayrer das Theater in den erſten unreifen Anfängen. Es ließ ſich alles daraus machen, denn es war wenigſtens nichts daran verdorben. Ayrer brachte eine herzliche Neigung dafür mit; aber ſein Talent iſt nur ein mittelmäßiges. An Reichthum des Stoffes iſt er dem Vorgänger Hans Sachs gleich; übertrifft ihn ein wenig in der Anordnung, indem wohl gar zuweilen eine Ahnung des wahrhaft Theatraliſchen in ihm ſich regt; ſteht aber unter ihm in der Sprache, die farbloſer iſt, ſo wie in der Scherzhaftigkeit, die ihm zwar mitunter recht wohl gelingt, die ſich aber auch nicht ſelten wiederholt, während Hans Sachſens liebenswürdige Schalkhaftigkeit in ſich ſelbſt reicher erſcheint.

Ayrer war ein wackerer Geſchäftsmann, ließ ſich aber durch keine bürgerliche Thätigkeit von ſeiner geliebten dramatiſchen Poeſie abhalten. Er ſchrieb, wie er ſelbſt ſagt, alles „zu ſeiner Weil und Luſt,“ wodurch indeſſen vielleicht doch auch hat leiſe angedeutet werden ſollen, daß man ihn mehr hätte aufmuntern ſollen. Seine Zeitgenoſſen ſchienen ihn überhaupt nicht genug geſchätzt zu haben, wenigſtens iſt der Umſtand bedenklich, daß bei ſeinen Lebzeiten nichts von ihm gedruckt wurde. Seine ſämmtlichen Werke erſchienen in dem für Deutſchland ſo ſehr wichtigen und traurigen Jahre 1618 in einem faſt beiſpiellos ſtarken Foliobande, welcher, mit dem gleichfalls beiſpielloſen Titel: „Opus theatricum" verſehen, dreißig Schauſpiele und ſechs und dreißig Faſtnachtsſpiele enthält. Das Werk iſt überaus ſelten geworden, weshalb Tieck im erſten Bande ſeines deutſchen Theaters zu unſerer Freude mehrere derſelben hat abdrucken laſſen.

§. 127.

Ayrer ſcheint ſich am meiſten in den für den Geſang beſtimmten Faſtnachtsſpielen gefallen zu haben, und es iſt ihm gelungen ſeinen Jann Poſſet, dem in mannichfache Geſtalten wiederkehrenden thöricht-naiven, frech-närriſchen Knecht, eine wirkliche Phyſiognomie zu geben; obwohl uns Herr Emmerich, als ein reiner alter Mann, der eben für das Luſtſpiel nichts weiter ſein ſoll, als ein allegoriſcher alter Herr, faſt noch mehr zuſagt, ſei es nun daß Ayrer hier mit Bewußtſein oder bloß ſeinem ehrlichen Genius vertrauend zu Werke ging.

Faſt noch ergötzlicher gebehrdet ſich Ayrer, doch ohne Zweifel wider ſeinen Willen, wenn er es mit rein romantiſchen Stoffen zu thun hat. Z. B. in der Tragödie „von den griechiſchen Kaiſern zu Konſtantinopel," in welcher er bei allem Streben durchaus nicht recht in das Pathos hinein kommen kann, ſo daß ihn der plötzlich wahnſinnig werdende Marſchalk faſt ein wenig zu geniren ſcheint. Noch köſtlicher zeigt er ſich in dem Schauſpiel „von der ſchönen Phönizia," wo er faſt denſelben Stoff zu behandeln hat, den Shakeſpear im „Viel Lärmen um nichts“ dargeſtellt. Er behandelt ihn mit ehrbarem, einfältigem Sinn, nicht ohne Gründlichkeit, und in Beziehung auf den Tymbor, anfänglich mit ſchlichter Ironie. Er konnte allerdings nicht wiſſen, daß er hier dem Stratforder Adler in das Gehege kam, und daß man es nun einmal nicht laſſen kann, ihn mit demſelben zu vergleichen. Das Schickſal, welches vielleicht eben ſo oft ſcherzhaft, ironiſch und ſatiriſch, als tragiſch und erhaben handelt, hat dem guten Nürnberger Notarius dieſes ergötzliche Mißgeſchick nicht erlaſſen wollen; aber es geſchieht ihm dadurch kein Leid; denn Shakeſpear iſt ein freundlicher König, der es wohl erlaubt, daß man den gutmüthig ſtrebenden und keineswegs talentloſen Deutſchen neben ihm nenne. Ayrer legte doch Hand an, mit redlichem Willen, nicht ohne Talent, und vielleicht faſt ohne alle Aufmunterung. Wie hoch ſtellt ihn das über alle mit Halbkritik ſtolzirende müßige Gaffer.

§. 128.

Um das Jahr 1600 finden wir endlich eine durch Deutſchland wandernde Schauſpielergeſellſchaft, welche ſich „die engliſchen Komödianten“ nannte; leider aber iſt bis jetzt noch nicht gelungen, nähere Auskunft über dieſe Erſcheinung zu erlangen. Sollen wir annehmen, daß wirklich geborene Engländer, unterrichtet von dem Mangel an mimiſchen Künſtlern in Deutſchland, die ſchwere fremde Sprache lernten, engliſche Stücke überſetzten, und mit dieſen nach Deutſchland zogen, um als treue Söhne die Väter zu erfreuen? Welch ein weitläufiger und phantaſtiſcher Plan! zwar konnten ſie wohl darauf rechnen, Glück zu machen, und einiges Vermögen zu erwerben, denn Deutſchland war damals noch in erträglicher Wohlhabenheit, doch was ſich hier bei uns ihnen bot, würde ſich ja auf der reichern Inſel ihnen noch viel leichter geboten haben. Oder waren es Deutſche, und nannten ſie ſich nur „engliſch,“ weil ſie mit Schauſpielen erſchienen, die vielleicht alle altengliſchen Urſprungs ſind? oder wollten ſie, wohl vertraut mit der Schwäche der Deutſchen, als fremde Gäſte beſſer imponiren, und eines günſtigeren Empfanges gewiß ſein?

Das Hauptſächlichſte von dem, was ſie geleiſtet und auf den deutſchen Bühnen gegeben haben, iſt 1620 in einem Bande erſchienen, deſſen ausführlicher Titel iſt: „Engländiſche Comödien und Tragedien, das iſt: Sehr ſchöne, herrliche und auserleſene geiſt- und weltliche Comedi- und Tragedi-Spiel, ſamt dem Pickelhering; welche wegen ihrer Inventionen, kurzweiligen auch theils wahrhaftigen Geſchicht halben von den Engelländern in Deutſchland an Königlichen, Chur- und Fürſtlichen Höfen, auch in vornehmen Reichs-, See- und Handelsſtädten ſeynd agirt und gehalten worden, und zuvor nie in Druck ausgangen. Anjetzo allen der Comedi und Tragedi Liebhabern und Andern zu lieb und gefallen, dergeſtalt in offenen Druck gegeben, daß ſie gar leicht daraus Spielweiß wiederum angerichtet, und zur Ergetzlichkeit und Erquickung des Gemüths gehalten werden können.“ —

§. 129.

Wir finden in dieſem Werk die Anfänge der engliſchen Bühne, die durch Shakeſpear zur Vollendung geführet wurde, aber auch in ihren damaligen Anfängen überaus ſchätzbar als das wahrhaftige originale moderne Theater daſteht. In der deutſchen Bearbeitung iſt manches vergröbert, manches geſchwächt und verwäſſert, manches nur angedeutet, da alles für die lebendige Bühnendarſtellung berechnet war. Tieck hat in der Vorrede zum erſten Band ſeines deutſchen Theaters ausführliche Nachricht von dem ſeltenen Buch gegeben, wofür wir ihm größern Dank wiſſen würden, wenn er nicht darüber des rein deutſchen Schauſpiels der ſpätern Zeit, das nur für die Darſtellung durch Puppen berechnet war, vergeſſen hätte. Von dieſen größtentheils ungedruckten Schauſpielen, die ſich meiſtens nur in den Händen herumziehender Puppenſpieler befinden, wird am gehörigen Ort in dieſem Werk die Rede ſein.

Wenn ich auf dieſen zwar recht ſchätzbaren, doch ein wenig zum Lächeln reizenden Ayrer einen ſehr ernſthaften, tiefſinnigen Schriftſteller, der auf das ganze Volk ſegenreich gewirkt hat und noch wirkt, folgen laſſe, und zwar als den letzten in dieſem Abſchnitt, ſo kann dies vielleicht bei einigen Leſern Befremden erregen. Es wird aber ſchwinden, ſobald wir uns den Charakter jener Zeit überhaupt, genau zurückrufen, wie er bereits in dieſem Werke angedeutet worden iſt und noch werden wird: ſo wie nicht minder, wenn wir die Anſicht von ächtem Ernſt und ächtem Scherz, die in ihrer inneren Weſenheit eins ſind, feſthalten.

§. 130.

Möge deshalb der Uebergang zum zweiten Abſchnitte mit bedeutſamen Ernſt bilden:

Johann Arend,

(geb. zu Ballenſtadt, am 27 December 1555.)

ſtudirte anfangs Medicin, fühlte ſich aber durch eine tödlich ſcheinende Krankheit zu dem Gelübde veranlaßt, ſich hinfort

fort lediglich der Theologie zu widmen. Er ward 1582 Rektor zu Badeborn, litt Verfolgungen da er ſich der Bilderſtürmerei widerſetzte, und ward endlich 1590 abgeſetzt. Wir finden ihn indeß bald darauf wieder als Prediger zu Quedlinburg, wo er ſich eine ſo große Liebe erwarb, daß man ſich ſeinem Rufe nach Braunſchweig (1599) den er angenommen, faſt mit Gewalt widerſetzte, und die Kirche zu verſchließen drohete, wenn er die Abſchiedspredigt halten wolle. Nur mit der größten Mühe gelang es ihm, nach langem Widerſtreben der Aebtiſſin, der Obrigkeit und Gemeine, ſeinen Zweck zu erreichen. In Braunſchweig fand er ein höchſt mühſeliges Leben, verbittert durch den Neid einiger ſeiner Collegen und durch die damaligen inneren Unruhen in der Stadt ſelbſt. Die kurze Zeit, in der wir ihn darauf als Paſtor in Eisleben ſehen (1609 bis 11) ſcheint faſt die einzige ruhige für ihn geweſen zu ſein. Doch ward er bereits in dem letztgenannten Jahre als Generalſuperintendent nach Celle berufen, wo er, geläutert durch Leiden aller Art, nach unermüdlichem Wirken am 11 Mai 1621 ſtarb.

§. 131.

Nach Luthers Tode lebte der Geiſt der Reformation nur noch in ſehr wenigen Gottesgelehrten fort, und bald folgte auf das lebendige Leben ſeiner Zeit Erſtarrung in den Formen, die weil ſie kein Leben mehr zu bewahren hatten, nothwendig veralten mußten. Manche Univerſitäten ſcheinen in der That ausgegangen zu ſein auf ein lutheriſches Papſtthum, das ohne ehrwürdiges Alter, ohne Sinn für Kunſt und Glanz, noch viel lähmender wirken mußte auf Geiſt und Gemüth, als das alte ächte Papſtthum gewirkt hatte. Luthers edle Sache, die nur durch Fortleben in ſeinem Geiſte heilbringend werden kann, wurde zu etwas bloß hiſtoriſch-fixirtem, und leider hatten noch dazu bei dieſer hiſtoriſchen Fixirung gar manche Irrthümer gewaltet. Man hatte ſie in enge Gränzen eingezäunt, und es ward als die Hauptaufgabe theologiſcher Gelehrſamkeit betrachtet, dieſe Gränzen zu vertheidigen. Daß man ſich dabei jeder *Willkühr* widerſetzte, verdient ein billiges Lob; aber auch die heiligſte *Freiheit*, für die Luther ſelbſt ſein ganzes Leben eingeſetzt hatte, ward als unproteſtantiſch verworfen. Wenn nun auf der einen Seite bei dieſen unlutheriſchen Vor-Fechtern für Luther, der kälteſte Verſtand allein vorherrſchte, ſo war bei dem Anhang, der Mehrheit der damaligen Gottesgelehrten, gar faſt nur das Wort-Gedächtniß rege, nur das zu behalten was einmal als Norm galt und über welches hinaus niemand gehen darf. Das Herz, die Phantaſie, das Gemüth wurde faſt gänzlich vernachläſſigt. Die ewige Quelle von heiliger *Freude*, Troſt und Beruhigung im Chriſtenthum wurde kaum berührt; und damit nicht gänzliche Müdigkeit die unerquickten Zuhörer befalle, ſo erſchallte häufig ein wildes Schulgezänk vermiſcht mit perſönlicher Satire von der Kanzel.

§. 132.

Wohl fühlten manche tiefere Gemüther dieſes Elend der Kirche, und ſtanden bald in der ſchärfſten Oppoſition gegen alle ſcholaſtiſche Philoſophie und Dogmatik auf. Das vernachläſſigte Gefühl rächte ſich, indem es ſich ſelbſt als den Mittelpunkt aller Religion geltend machen wollte, die Phantaſie kam ihm zu Hülfe, und ſo, im Streit mit Verſtand und Vernunft, die höchſtens nur berufen ſchienen dem Gefühl und der Phantaſie zu *dienen*, ſah man ſich bald in jene gefährliche Myſtik verirrt, welche die Mittagshelle haßt, und nur die Nacht ſelbſt, die ſternenloſe, auf den Thron zu heben bemüht iſt. Wilder Enthuſiasmus, der ſelbſt die verzehrendſte Flamme für reines Sonnenfeuer ausgiebt, Spiel mit bunten Bildern, daß ſich für religiöſe Anſchauung hält, Vergötterung der Natur, oder auf der andern Seite gänzliche Verſchmähung derſelben, cabbaliſtiſche Geſchraubtheit, Schwarz in Schwarz gemalt, Gefühlsluxus und ſüßliches Tändeln u. ſ. w., alles dies und gar manche verſchiedenartig irrende Tendenzen finden ſich in vielen deutſchen Theoſophen des ſechszehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts. Dies hat um ſo nachtheiliger gewirkt, da es auf die ganze Zeit ein ungünſtiges Licht warf und viele vorlaute Redner des achtzehnten Jahrhunderts haben deshalb die *ganze* ſogenannte Myſtik jener früheren Zeit als eine ſeltſame Verkehrtheit verworfen, ohne zu bedenken, daß neben jenen irrenden Myſtikern auch einige und nicht ſehr wenige, höchſt achtungswerthe und vortreffliche deutſche Theoſophen ſtehen, aus denen ſehr viel Tiefes und Erfreuliches ſich ſchöpfen läßt.

Hier nun iſt inſonderheit Johann Arndt zu nennen, deſſen Werk „vom wahren Chriſtenthum“ in Deutſchland eine Aufnahme erlebt hat wie ſie, wenn ich einzelne Werke von Luther ausnehme, vielleicht kein einziges Buch gefunden hat. Es war das Erbauungsbuch aller Stände, das die Hausandacht faſt aller evangeliſch chriſtlichen Familien leitete, und zuletzt beinah als ein heiliges Werk betrachtet wurde, das durch allerlei Zufälligkeiten begünſtigt ſelbſt bei manchen Feuersbrünſten unverſehrt geblieben war.

§. 133.

Der Ausgaben giebt es faſt unzählige, denn wenn ihrer ſchon bei des Autors Leben manche nöthig wurden, ſo war dies noch mehr nach ſeinem Tode der Fall, wo Haß und

Neid ſchwiegen. Aber auch ſelbſt die Ausländer waren gegen dieſes Buch gerecht, denn wir finden eine Ueberſetzung in das Engliſche, Franzöſiſche, Holländiſche, Schwediſche, Däniſche, Sclavoniſche; — ja es wird ſogar berichtet, daß es nebſt dem „Paradiesgärtlein“ deſſelben Verfaſſers, in die türkiſche Sprache überſetzt worden ſei, ſo wie bereits in den Jahren 1625 und 58, 1704 und 8 lateiniſche Ueberſetzungen das Buch jedem europäiſchen Gelehrten zugänglich gemacht hatten.

Es iſt erfreulich ſagen zu dürfen, daß das Werk einer ſolchen Aufnahme vollkommen würdig ſei, denn es entſpricht (bei einzelnen, ſeltenen Mängeln) faſt ganz ſeiner Aufſchrift, und giebt eine Anweiſung zum wahren Chriſtenthum, wie daſſelbe in des Autors Seele wahrhaftig lebte. — Erkenntniß unſerer verderbten Natur, Buße, Hülfe durch Chriſtus, der in uns lebendig werden muß, Ueberwindung der Welt, beginnend bei uns ſelbſt, göttliche Gnade, Geſichertheit und Seligkeit in ihr: — das iſt der Inhalt dieſes reichen Werkes.

Die Sprache iſt deutlich und gemeſſen, mit unter ein wenig breit; doch immer einfach und wohllautend und ſchließt ſich löblich an das ſtarke und ſanfte Gemüth, welches hier ſich darlegt. Ueberall ſieht man ſchöne Glaubensfreudigkeit, und jene unerſchütterliche Ueberzeugung, die, da ſie ſelbſt längſt über alle Zweifel hinweg iſt, auch die Zweifel des etwa noch ſchwankenden Leſers, ſanft und ernſt zu beſeitigen vermag.

Es würde überflüſſig ſein, aus dieſem Werke hier einzelne Stellen anzugeben, da es ſich ja Gottlob auch heute noch in den meiſten Händen befinden wird. Wer es noch nicht beſitzt, dem würde wohl die mit beſonderer Sorgfalt von Johann Jakob Rambach, Züllichau 1736, beſorgte Ausgabe zu empfehlen ſein. Iſt es etwa die letzte?

§. 134.

Sehen wir noch einmal zurück auf die ganze Periode, von Luther an bis zum Beginn des dreißigjährigen Krieges, ſo finden wir die Ausbeute in poetiſch-literariſcher Hinſicht im Einzelnen zwar bedeutend, indem manches des Geleiſteten, auch heute noch eben ſo friſch blühet als bei ſeinem erſten Auftreten; im Ganzen aber, wenn wir erwägen, daß hier von einem Jahrhundert die Rede iſt, erſcheint es doch wieder als wenig, und ſo dürfen wir ſagen, es ſei nicht vieles geleiſtet worden, ſondern viel in dem wenigen.

Indeſſen hat das Eingeſtändniß dieſes „Wenig“ für den Vaterlandsfreund doch immer etwas Betrübendes, und ſo mag es gekommen ſein, daß manche Schriftſteller in viel zu weit gehendem Unmuth über jenen Umſtand das ganze Jahrhundert für ein faſt unpoetiſches erklärt haben. Eine ſolche Unbilligkeit ſei fern von uns, und es möge im Gegentheil recht eindringlich erklärt werden, daß jenes Jahrhundert ſich mit der höchſten Ehre neben jedem andern, ſelbſt dem glänzendſten, behaupten könne, es war eine rein deutſche ſinnige Zeit, die Zeit des mündig gewordenen Verſtandes und des in frommer Freiheit ſich bewegenden Gemüths. Wie aber das Köſtliche und bleibend Beruhigende hienieden nicht ohne ſchweren Kampf zu erringen iſt, und wie inſonderheit den Deutſchen faſt immer die ſchwerſten Prüfungen beſchieden zu ſein ſcheinen, ſo durften ſie ſich auch der durch Luther errungenen religiöſen Freiheit nur nach langem Streite erfreuen.

Wir bewundern mit Recht die Mäßigkeit und beſcheidene Würde, mit der das proteſtantiſche deutſche Volk und die proteſtantiſchen deutſchen Fürſten mehr als zwanzig Jahre lang, die Waffen zu vermeiden ſtrebten, die ſonſt zu führen ihre Freude und ihr Ruhm war. Wohl iſt es der größeſte Gedanke, zu kämpfen für die Sache Gottes; aber eben weil dieſer Gedanke der größeſte iſt, ſo ſoll der Menſch nur mit der tiefſten Demuth ihn faſſen, er ſoll ſich nicht heftig eilend dabei zeigen, und wohl erwägend, daß hier das Höchſte wenigſtens für den Moment auf die gefährliche Spitze des Schwerdtes geſtellt wird, erſt jedes gelindere Mittel verſuchen, ehe er zur irdiſchen Waffe greift. Nach dem Märtyrerthum darf der Menſch ſich nicht einmal ſehnen, viel weniger ſich zu ihm drängen. Der wahre Märtyrer iſt was er iſt, nur mit großem Schmerz geworden, ſchon um der irrenden oder ſündigen Menſchen willen, die ihn dazu gemacht haben, und in ſchonender Milde wird er ſelbſt das Wort nur ſelten nennen.

§. 135.

Und welche alt ehrwürdige, heilige Bande mußten ſich hier erſt löſen, ehe die proteſtantiſchen Deutſchen auch nur den Gedanken faſſen konnten, einem deutſchen König und römiſchem Kaiſer mit dem Schwerdte zu begegnen. Ohne dieſe zarte Gewiſſenhaftigkeit hätte nach menſchlicher Berechnung die Glaubensfreiheit viel früher erkämpft werden können. Wohl dürfen wir zürnen, daß, als einmal die Nothwendigkeit vorhanden war, Johann Friedrich von Sachſen und Philipp von Heſſen jede günſtige Gelegenheit Karl den Fünften anzugreifen, unbenutzt ließen, und daß ſelbſt der Rath und die Warnung des trefflichen, vielerfahrenen Ritters Sebaſtian Schärtlin ungenutzt blieben; aber nicht vergeſſen wollen wir doch auch, von welcher Gattung die Scheu war, welche die Fürſten abhielt, die Fürſten die ſonſt wahrlich nicht kampfſcheu waren.

So ging die Schlacht bei Mühlberg verloren, aber ſie ging, wenn ich ſo ſagen darf, nur irdiſch verloren, und wie auch die nächſt folgenden Jahre ſich äußerlich trüb geſtalten mochten; für die Sache der Proteſtanten war durch jene verlorene Schlacht nichts verloren. Wer kann uns ſagen, ob der Kurfürſt durch den glänzendſten Sieg ſo viel Herzen würde gewonnen haben, als jetzt, wo er aus drei Wunden blutend, ſich dem Kaiſer übergab? oder wie er ſpäterhin in unwürdiger Haft, und ſelbſt noch weit reiner daſtehend als Philipp von Heſſen, ſich fünf Jahre lang als edler Dulder zeigte?

Bald auch erſchien die Vergeltung und Karls Fürſten- und Kriegergröße konnte ihn nicht ſchützen vor der Rache des Geſchicks, deſſen frühere Warnung er verſchmäht hatte. Das Jahr 1552 nahm ihn in dieſe ſtrenge Schule, die keinem Sterblichen erlaſſen werden kann, und im Jahre 1555 empfingen endlich die deutſchen Proteſtanten auch öffentlich von Kaiſer und Reich die Gewährleiſtung der Religionsfreiheit.

§. 136.

Die Hand, die den deutſchen Proteſtanten ſo köſtliche Geſchenke brachte, war wenigſtens nicht die allerreinſte, und es mag wohl eine tiefe Allegorie in dem Umſtande liegen, daß Karl nur durch den Einzigen, den er wahrhaft ehrte und liebte, (wie etwa Cäſar den Brutus) Moritz von Sachſen, gezwungen werden konnte zu geben, was er nimmer freiwillig würde gegeben haben. Den Menſchen Moritz können wir nicht unbedingt lieben; aber das Werkzeug Gottes werden wir gern in ihm anerkennen und ehren.

So war denn der ſogenannte Friede zwiſchen Katholiken und Proteſtanten geſchloſſen; aber es war nur ein Weglegen der Waffen, und keine Eintracht erreicht worden. Schon der Umſtand daß zwiſchen Deutſchen und Deutſche ein Friede nothwendig geweſen war, erſchien trübe und bedeutend, und die Namen „Bürgerkrieg,“ „Religionskrieg,“ die man im Geräuſch der Waffen faſt überhört hatte, wirkten jetzt bei dem ausgeſprochenen Frieden unheildrohend nach. Die Partheien ſtanden einander gegenüber, wie etwa einſt die beiden feindlichen Brüder, Herrmann und Flavius, geſchieden durch Alles was dem Menſchen im höhern Sinne theuer iſt; — und nicht wie damals trennte jetzt ein Strom die Friedensacte, die von katholiſcher Seite mit dem höchſten Widerſtreben und von proteſtantiſcher doch auch nur als Nothbehelf unterzeichnet worden. Es war die Acte, die unſeres Vaterlandes Einheit zerriſſen, und die Zweiheit und Entzweitheit ſanktionirt hat.

§. 137.

Dennoch half ſie für manche Jahrzehnte, — denn auch den erbitterten Deutſchen iſt das gegebene Wort, ſei es geſprochen ſei es geſchrieben, heilig — und die beiden auf einander folgenden Kaiſer Ferdinand und Max beförderten die Ruhe durch ein würdevolles, wohlgeordnetes, gemäßigtes Benehmen gegen beide Partheien. Eine Bartholomäusnacht mochte Frankreich erleben, ſo wie einſt Sicilien eine Vesper aber die Jahrbücher der deutſchen Fürſtenhäuſer überliefern uns kein Verbrechen wie das von Frankreichs neuntem Karl begangene.

Die Schriftſteller des achtzehnten Jahrhunderts klagen ſehr, daß die Reformation ſchon in den letzten Lebensjahren Luthers, beſonders nach deſſen Tode einen ſtreitſüchtigen Charakter angenommen habe, ein Urtheil, das wohl größtentheils aus bloßem religiöſen Indifferentismus hervorgegangen zu ſein ſcheint. Der reine Proteſtantismus iſt ja in ſich ſelbſt Kampf, und darf des edeln Kampfes nie müde werden. Waffenloſe Ruhe giebt es für ihn nicht. Sollte deshalb der Proteſtantismus nicht zerfallen, ſo mußten ſich die Partheien der damaligen Zeit mitunter ſchroff berühren, und ſelbſt die Predigt, die an ſich nur erhebend und tröſtend ſein ſoll, mußte mitunter einen polemiſchen Charakter annehmen. Es iſt nicht zu verhehlen, daß in der großen Anzahl von Streitſchriften jener Zeit gar manches Störende und Läſtige ſich finde; aber nur der ſeichte Hochmuth könnte die Geſinnung verwerfen und die Gründlichkeit verkennen wollen, mit der in mancher derſelben gefochten, niedergeriſſen und gebaut wird.

§. 138.

Auch das möchte ich nicht behaupten, daß die Stimmung der letzten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts ungünſtig für Poeſie geweſen ſei, denn wie könnte je eine religiöſe Stimmung nachtheilig wirken auf äſthetiſche Bildung? Im Gegentheil iſt ja jede äſthetiſche Bildung, die nicht ihren Ausgangs- und Mittelpunkt in religiöſem Enthuſiasmus findet, nichts weiter als eine geſchminkte Buhlerin, die höchſtens zierliche Worte machen kann.

Wie aber auch das Herrlichſte — religiöſer Enthuſiasmus — in dem beſchränkten und beſchränkenden Leben manche trübe Zuſätze annehmen, und inſonderheit manches Einengende mitbringen kann, ſo auch hier. Es ſchien den Deutſchen in der Regel genug, ein poetiſches Leben zu führen, in ſo weit nämlich ein ſinniges und tiefes alſo genannt werden darf; aber die Poeſie ſelbſt, in wie fern ſie ſich in den Kunſtformen bewegt, ja überhaupt alle gedruckte Poeſie ward von ihnen gewiſſermaßen nur als eine Ehrenwache der Religion betrachtet. Aber auch dieſer allerdings ehrende Titel ward ihr nur dann gegeben, wenn ſie ihre unmittelbare Beziehung zur Religion ausdrücklich, und, faſt möchte ich ſagen, namentlich zur Sprache brachte. Die Poeſie ſollte gewiſſermaßen ſelbſt als Kanzelredner, Bußprediger, Univerſitätslehrer, zuweilen auch wohl geradezu als Dorfſchulmeiſter auftreten. Man vergaß dabei, daß jede ächte Poeſie nothwendig und immer lehrt, wie der Frühling lehrt, und die Blumen, das Gewitter und der Regenbogen, die heitere Sternennacht und der Meerſturm, daß ſie aber ſich ſelbſt herabſetzt, ſobald ſie irgend einen beſtimmten Lehrſatz, zu deſſen Erläuterung man ihrer gar nicht bedarf, auf die Bahn bringen und ins Gewiſſen ſchieben will. Sie thut dann freilich auch etwas Löbliches, aber nicht mehr als Poeſie, ſondern eben, wie eben bemerkt worden als gutmeinender Schulmeiſter, während ſie das Löblichere und Löblichſte verſäumt, den Menſchen in ſeiner Totalität zu erfaſſen und zu befriedigen. Das aber kann ſie nur als Poeſie.

§. 139.

Damals aber dachte man wohl nur ſelten an dieſe höhere Würde; ob jetzt öfter, bleibe unentſchieden. Man theilte — und thut man es nicht noch? — die Poeſie ein in die geiſtliche und weltliche, ohne zu bedenken, daß das bloß weltliche, getrennt von aller Beziehung auf das Unendliche, ja nichts iſt als Tand und Spreu, und auf der andern Seite, daß ja auch niemand geiſtlich ſein kann, ohne die Bedeutung der Welt zu verſtehen und zu beziehen. Es giebt allerdings eine Erde ohne einen Himmel; aber wer auf einer ſolchen lebt, ſteht nicht einmal auf der unterſten Stufe der Menſchheit und hat ſich ſelbſt zum Thier gemacht; aber es giebt keinen Himmel ohne eine erkannte Erde, denn nur wer das Leben in den Schranken der Zeit und des Raumes erprobt, verſtanden und genoſſen hat, kann des Höheren fähig werden. Niemand kann den Tod lieben, der das Leben nicht liebte, und niemand kann den Himmel rein ahnen, der ſich der Erde nicht erfreut hat.

Damals galt jedoch nun einmal jene hemmende und trennende Anſicht, und ſo iſt es zu bewundern, daß ihr zum Trotze dennoch ſo manches bedeutende geleiſtet wurde. Indem man nur moraliſcher Erbaulichkeit ein Haus bauen wollte, erhob ſich doch auch ein Gothiſch-ehrwürdiger und ehrlich-heiterer Tempel der Poeſie, und das prieſterliche Verhältniß zu derſelben ward von einigen wahrhaft rein bewahrt, obwohl die Worte „Tempel und Prieſter“ im Verhältniß zur Poeſie, damals ohne Zweifel als unſtatthafte Ketzerei würden gegolten haben.

§. 140.

Was nun geleiſtet worden, iſt oben klar angegeben. In dem ausdrücklich religiöſen Gedicht durch Luther ſehr viel; doch hat er in dem ganzen Jahrhundert keinen ganz würdigen Nachfolger, in der ſatiriſchen und humoriſtiſchen Poeſie durch Hans Sachs und Fiſchart ſehr Löbliches, ſo wie in der Fabel durch Burkhard Waldis. Für das Epos zeigt ſich faſt gar kein Eifer, denn das ganze Jahrhundert ſteht mit ſeinem einzigen Teuerdank arm genug da; für das Drama ſieht man viel Regſamkeit und Bemühung; doch iſt das Ergebniß dem Aufwand von Strebekraft, ſo wie der Fülle von Neigung nicht ganz entſprechend. Romantiſcher Geiſt weht faſt nur noch in den bedeutenderen Volksliedern, und im „Buch der Liebe.“ Bei einem oberflächlichen Blicke in dieſe

Zeit kann es uns dünken, als wäre ſie vor lauter Ernſt und Gründlichkeit faſt alt und grau geworden; bei einer nähern Anſicht entgeht uns nicht die friſche Jugendlichkeit, die innen im Marke wohnt, und die ſich mit jenem Ernſt und jener Gründlichkeit gerade am beſten verträgt.

Wenn ſie uns aber ſchon in der Literatur begegnet, wie viel mehr zeigt ſie ſich in der Malerei. — Dieſe Schrift hat auf ihrem Titelblatt nicht angekündigt, daß ſie ſich auch über dieſe Kunſt verbreiten werde, und ſie wird es auch nicht; indeß hoffe ich, ſpäterhin noch, wenn auch nicht in dieſem Theile, doch in dieſem Werke, Gelegenheit zu finden — einige Hauptmomente zur Geſchichte der deutſchen Malerkunſt berühren und meine einfache Anſicht von derſelben mittheilen zu können. Die Bahnen, welche dieſe Kunſt beſchreibt, ſo wie die Perioden, nach denen wir ſie etwa auffaſſen mögen, ſtimmen nicht immer mit denen der Dichtkunſt überein, obwohl ſie in mancher Hinſicht, — nach der Quelle, allegoriſcher Bedeutſamkeit, religiöſer Tiefe in Scherz und Ernſt — auf eine erfreuliche Weiſe zuſammentreffen. Dennoch werde hier wenigſtens genannt: der große Albrecht Dürer, deſſen „Anleitung zur Geometrie, Zeichenkunſt und Fortification“ einen ſchönen Beweis giebt, daß der treffliche Künſtler auch ſtreng wiſſenſchaftlich zu denken und ſich in deutſcher Sprache rein auszudrücken verſtand, — und nach ihm: Lukas Cranach, der kunſtreiche Meiſter und werthe Freund unſers Luther. Ihre Namen wenigſtens dürfen auch dieſem Buche nicht fehlen, und ich könnte es mit keinen würdigeren ſchließen.

Zweites Buch.

geſicht des hellen Himmels wie ein Ritter mit dem andern ficht, und die deutſche Krone auf die Spitze des eigenen Schwerdtes ſtellt; wir haſſen ihn, wenn er den Sieg misbraucht; aber es iſt denn doch ein ächter und tüchtiger Haß den wir fühlen; — doch wie ſollen wir die Empfindung nennen, die ſich unſrer bemächtigt, wenn wir den Matthias ſehen, wie er liſtig lauernd den armen Bruder, deſſen Seele vertrauter war mit den Geſtirnen des Himmels als mit den Menſchen, den argloſen, der alles berechnen konnte nur ſein eigenes Geſchick und das Herz des Bruders nicht, wenn wir den Waffenloſen täuſchen und ihm Kron und Reich rauben ſehen! — Dieſe That wirft einen Schatten auf lange Jahrzehnte und wider Willen gedenken wir dabei des ungeheuern Wortes, daß die Sünden der Väter heimgeſucht werden ſollen an den Kindern bis in's dritte und vierte Glied.

§. 2.

Matthias fand nicht Glück auf dem entweihten Throne und die Gemüther der Deutſchen waren abgewandt von dem Manne, der ihn auf ſolche Weiſe beſtiegen hatte. Er fühlte daß er keine Liebe mehr zu verlieren habe, und da er ſelbſt nicht Liebe zu geben vermochte, ſo war Furcht das Gefühl, welches er erregen wollte und das er im tiefſten Innern doch wohl ſelbſt hegte. Was die Väter gewährt hatten, den heiligen Religionsfrieden und Religionsfreiheit, wagte er anzutaſten, und rief dadurch einen Krieg hervor, wie ihn die Welt nie erlebt hatte, einen Krieg der dreißig Jahre mit ſtets wachſender Schwere laſtete.

Er hatte durch das Unrecht, welches er ſeinem Bruder zugefügt, die Furien in ſein eigenes Haus gerufen, und ſo, ungeliebt von ſeinen Unterthanen und überwältigt von

ſei-

ſeinen Unterthanen und überwältigt von ſeinen Verwandten, endete er ein Leben, das finſter und durch ein Verbrechen und viele Irthümer entſtellt, keinen Reiz mehr für ihn haben konnte.

Er hatte die Böhmen ſelbſt gelehrt, daß die Königswürde nur dann heilig iſt, wenn ſie göttlichen Urſprungs auch als göttliche Inſtitution betrachtet wird. Ferdinand **II.** ein Mann deſſen bedeutſame Eigenſchaften, einzelne Tugenden und Geiſtesgaben ſelbſt durch das wüthendſte Geſchrei der Partheien nicht ſo ſehr verläſtert und entſtellt werden konnten als durch den Indifferentismus ſpäterer Zeiten, hätte, ſo ſcheint es, mehr wie alle ſeine Vorfahren begabt, glücklichere Zeiten hervorrufen können. Aber ihm fehlte die Tugend, welche damals wohl die nothwendigſte war, um jenen Zweck zu erreichen, das Princip der Verſöhnung und die dahin führende geiſtige Mäßigung. Dieſe Tugend mußte ihm fehlen, denn er hielt ſie leider für keine, und ſo lange man ihn nicht vermögen konnte aus ſich herauszutreten und ein ganz anderer zu werden, war bei ſeinem eng abgeſchloſſenen Weſen kein Religionsfrieden zu hoffen.

§. 3.

Er hatte gezeigt, daß keine Gefahren, die ihm ſelbſt perſönlich drohten, ihm von ſeiner ſtarren Faſſung rauben konnten, er hatte bewieſen, daß er, obwohl niemals an der Spitze eines Heeres ſtehend, dennoch den ganzen Muth des Helden und der Todesverachtung habe, und daß keine Gewalt der Erde ihn abbringen könne von ſeinen Ueberzeugungen. Wer im Vertrauen auf Gott und ſich, und auf das was er als entſchieden wahr erkannte, den empörten Edelleuten ſo entgegen ſtehen konnte, als er, von dem war auch in allen ſpäteren Zeiten nichts anders zu erwarten als vollſtändige Folgerechtheit, und es iſt ungehörig, wie ſo manche frühere Schriftſteller gethan haben, ihn anzurufen und anzuſchreien von einem Standpunkte, den er überhaupt — leider — nicht als rechtmäßig anerkannte. Daß er ihn nicht anerkannte, war ſein Fehler und ſein Unglück; die einzelnen Folgen können nicht befremden.

Wir Proteſtanten werden und wollen ihn ſtets als unſern Hauptfeind betrachten, und wir mögen das leitende Princip in ihm durchaus misbilligen; wir dürfen jedoch nie vergeſſen, daß er vielleicht unter allen Feinden, die wir je gehabt, der offenſte und klarſte geweſen, deſſen Herzen wohl nichts weher that, als daß jenes unſelige Princip ihn zwang unſer Feind zu ſein. — Lieben können, wollen und ſollen wir ihn nicht; aber fern ſei es, mit gemeinen Worten ſein Grab zu ſchmähen.

§. 4.

Wir nennen den Krieg, der ſich nun entſpann, den dreißigjährigen; doch möchte er leicht ſich als ein weit längerer darthun laſſen, denn gewiſſermaßen fing er an mit dem Eintritt der Spanier in Deutſchland und endigte mit der Räumung deſſelben durch die Schweden 1653.

Betrachten wir die ungeheuere Maſſe von Begebenheiten, welche dieſen Zeitraum bezeichnen, ſo ſcheint am beſten, um für den Zweck dieſes Buches alles kurz zuſammen zu drängen und ein ſchnelles Licht über dieſe Periode zu verbreiten, dieſelbe einzutheilen in drei Abſchnitte:

1) Großartiges Beginnen, und von beiden Seiten gleichmäßiges Bewußtſein des idealen Zweckes. Oeſterreich in ſtets wachſendem Vortheil am Schluß die Ueberkraft misbrauchend, und alles auf die äußerſte Spitze ſtellend. Max von Baiern, Tilly, Wallenſtein.

2) Seit der Ankunft Guſtav Adolfs: Oeſterreich im Nachtheil, zweifelhafte Rettung deſſelben durch Wallenſtein. Nach des Königs Tode: ſinkende Idee bei beiden Theilen. Die Schlacht bei Nördlingen, Culminationspunkt für Oeſterreich.

3) Oeſterreich in faſt ununterbrochenem Nachtheil. Die Schweden und Franzoſen faſt immer ſiegend. Faſt gänzliches Unterliegen Deutſchlands bei immer tiefer ſinkender endlich faſt ganz verſchwindender Idee des Krieges. Gleiches Leiden des katholiſchen wie des proteſtantiſchen Deutſchlands. Der Geiſt iſt entflohen und es bleibt faſt nur noch chaotiſche Macht, thieriſche Wuth, mechaniſches Morden. Faſt ganz Deutſchland wird ausgeplündert, Greuel aller Art, größeſte Verarmung, Peſt. Der weſtphäliſche Friede, wo möglich noch ſchlimmer als der Krieg, die Fremden als Diktatoren, traurige Nothwendigkeit eines Friedensexecutionstraktats zu Nürnberg. Wahrhaftes Ende 1653.

§. 5.

Indem wir die Entwickelung der jammervollen Folgen dieſer Zeit in ſittlicher, poetiſcher und politiſcher Hinſicht tiefer unten mitzutheilen gedenken, wenden wir uns jetzt zu dem wenigen Erfreulichen, was dieſe Periode bietet, und unter dieſem wenigen tritt uns als ſichtbare Erſcheinung des beſſern tiefern und innern Lebens unſre Litteratur mit faſt feierlichem Ernſt, und beruhigend, ſo weit ſie es vermag, entgegen.

Den Uebergang von dem durch Luther und Sachs angeführten Abſchnitte, zu dieſem von jeher und nicht ohne Grund geprieſenen aber noch bei weitem nicht genug erkannten Zeitalter der deutſchen Poeſie finden wir in einem früherhin vergeſſenen, jetzt aber wieder mit gebührendem Lobe an's Licht gezogenen Dichter.

Georg Rudolf Weckhrlin,

(geboren zu Stuttgard 1537)

lebte in den männlichen Jahren zu London und ſtarb ungefähr im vierten Decennium des ſiebzehnten Jahrhunderts. Er iſt originell, und ſteht an Lebhaftigkeit, Feuer und Phantaſie meiſtens über Opitz. Sein Gemüth iſt ein offenes und religiöſes, das ſich ſtets freimüthig ausſpricht, ſo daß ſeine ganze Individualität in ihrer Liebenswürdigkeit, doch auch mit manchen menſchlichen Irrthümern an den Tag kommt. Man hat ihm Mangel an Correktheit in Anſehung der Sprache und des Metrums, ſo wie Nachläſſigkeit in den Reimen vorgeworfen. Mit Recht; doch hätte man nicht vergeſſen ſollen, daß er ſelbſt gar keinen Anſpruch auf jene Vorzüge macht, und daß er in der That nur den Uebergang zu der neuern Zeit bildet. Im Beſitze des Köſtlichſten: eines reichen, muthig gebenden und empfangenden Herzens, und einer Bruſt und Stimme, die weit hinreicht, vergaß er das was freilich keinesweges unbedeutend, doch gewiß nicht das Weſentlichſte des Dichters iſt, und leider nur für das Weſentlichſte gehalten worden. Was das ſechszehnte Jahrhundert Gutes hat, hat er auch; aber er iſt weiter ſchauend und in gewiſſer Hinſicht individueller, als die meiſten Dichter jener Zeit.

§. 6.

Obwohl er den bedeutendſten Theil ſeines Lebens im Auslande zubrachte, und, ein Unterthan Jakobs des Erſten und Karls des Erſten von England, bald nach Schottland, Irland, Spanien und Italien geſandt wurde, ſo blieb doch ſein Sinn ein rein Deutſcher. Wenn aber auch ſein Gemüth bei dem Jammer des Vaterlandes nicht wenig litt, ſo mahlte ſich doch ihm, dem Fernen, manches weniger trüb, als den deutſchen Dichtern, welche das Geſchick zu Zeugen jener nie ermüdenden Noth machte. Daher iſt ſein Blick heiterer, ſein Herz mehr der Hoffnung zugewendet, und ſeine Poeſie lyriſcher, wofür indeß jene anderen doch auch reichen Erſatz bieten. Er kannte die Alten und die Italiener wie Opitz, aber er ahmt ſie nicht nach, am wenigſten in ihren didaktiſchen Theilen.

Wir haben von ihm Idillen, Elegien, Sonette, Epigramme; doch ſcheint das Sonett beſonders für ihn geeignet, da ſeine Begeiſterung ſich gern ſelber beſcheiden zu beſchränken geneigt iſt. In dieſer Form feiert er gern die proteſtantiſchen Helden des dreißigjährigen Krieges, Ernſt von Mansfeld, Guſtav Adolf und Bernhard von Weimar. Den höchſten Flug nimmt er in den Pſalmen, ſo wie in den fünf anderen geiſtlichen Gedichten, doch bleibt er ſich hier nicht gleich, und manche dürftige Zeile ſtört den Genuß. Seine Epigramme überraſchen durch Neuheit der Gedanken und Energie der Satire; doch dürfen wir gerade hier, in dieſer engſten Form, die Nachläſſigkeit der Sprache am meiſten tadeln.

Seine Zeitgenoſſen ſcheinen ihm als Dichter nur eine ſehr mäßige Theilnahme geſchenkt zu haben; wenigſtens iſt der Umſtand bedenklich, daß wir überhaupt nur zwei Ausgaben ſeiner Gedichte beſitzen (Amſterdam 1641 und 1646.). Indeſſen beweiſen dieſe Jahreszahlen ſelber, daß man ihm doch einige Liebe widmete, die in der Folgezeit ganz fehlte.

Man vergleiche über ihn Specimen dissertationis historico-criticae de poetis Germanicis hujus saeculi praecipuis publice ventilatum a M. Erdm. Neumeistero. Viteb.

1706 (durch einen ſeltſamen Druckfehler ſteht 1806.) S. 109. Aus Neumeiſters Urtheil iſt freilich nichts zu lernen; doch es anzuführen weil Weckhrlin in jener Zeit faſt ganz vergeſſen war *). Ein gutes Wort über ihn findet man im deutſchen Muſeum, October 1779. — Späterhin hat man im Loben des Guten faſt zu viel gethan.

§. 7.

Martin Opitz von Boberfeld,

(geb. zu Bunzlau am Boberfluß in Schleſien 1597, geſt. zu Danzig an der Peſt).

Ueber dieſes ſehr ausgezeichneten Mannes Leben welches manchem Wechſel des Glückes unterworfen war, ſind uns genaue Nachrichten aufbehalten, wozu beſonders die lateiniſche Rede, welche Coler **) auf ihn gehalten, fleißig benutzt worden iſt. Gottſched, Lindner, Triller, Bodmer, Breitinger, Zachariä und andere haben bereits des Dichters äußeres Leben ſo häufig und zum Theil ſo ausführlich beſprochen, daß ich hier nur die äußerſten Umriſſe zu geben brauche. Er ward ſorgfältig erzogen, und bewies großen Fleiß in Wiſſenſchaften und Sprachen, ſtudirte zu Frankfurt an der Oder und zu Heidelberg, machte eine Reiſe durch die Niederlande und wurde nach der Zurückkunft Profeſſor am Gymnaſium zu Weißenburg in Siebenbürgen, dann Rath bei den Herzogen von Liegnitz und Brieg, an denen er wohlwollende Beſchützer und Pfleger ſeines Talentes fand, wurde bei ſtets wachſendem Ruhm vom Kaiſer Ferdinand II. mit dem Lorbeerkranz beſchenkt und unter dem Namen „von Boberfeld“ in den Adelſtand erhoben. Wir ſehen ihn in den Jahren 1626 bis 33 als Geheimſchreiber des Burggrafen Hannibal von Dohna, der, vielleicht nur um den Dichter den Schreckniſſen des Krieges zu entziehn, ihn auf einige Zeit nach Paris ſandte. Umſtände welche ihn auch vermochten die Stelle eines Hiſtoriographen bei dem König Ladislaus IV. von Polen anzunehmen, bis er endlich, trotz aller Vorſicht, welche die Fürſten und ſeine Freunde für ihn hegten, in einem Alter von 42 Jahren dem Vaterlande entzogen wurde, deſſen Stolz er war.

---

*) Die oben angeführte Diſſertation iſt jetzt ſehr ſelten geworden, denn das Verſprechen der deutſchen Geſellſchaft zu Leipzig eine neue vermehrte Auflage zu beſorgen, wovon ſie im zweiten Theil ihrer Schriften (Leipzig 1736) Nachricht gab, iſt nicht erfüllt worden. Neumeiſter ſelbſt hat kein Talent zur äſthetiſchen Kritik und ſeine ſtarre Nüchternheit iſt oft höchſt läſtig; dennoch bleibt ſeine Schrift wichtig als Catalog, der uns manches aufſuchen lehrt, was wir ſonſt vielleicht ſelbſt dem Namen nach nicht kennen würden.

**) Chriſtoph Coler, ein Freund Opitzens, war kaltblütig genug, ſeine Laudatio honoris et memoriae Martini Opitii gleich nach dem Tode des Dichters, d. h. noch im Jahre 1639 zu ſchreiben, öffentlich vorzutragen und drucken zu laſſen.

§. 8.

Opitz iſt kein durchaus originaler überreicher Dichter, aber er iſt ein ſinniger, edler und zarter Geiſt *). Zart,

---

*) Des Dichters Zartheit zeigt ſich in ſeinem Leben nicht ſelten. Er ſcherzt in Briefen an Freunde über ſeine Erhebung in den Adelſtand, und obwohl er überall Bravheit zeigt, ſpricht er ſich doch die Ritterlichkeit ab. In den letzten Jahren ſeines Lebens ſcheint ſich immer mehr die Wehmuth ſeiner bemächtigt zu haben, und während ſeines letzten Aufenthalts in Danzig muß er ſchon in einem leidenden Zuſtand geweſen ſein, denn der bloße Anblick eines peſtkranken Bettlers zog ihm dieſelbe Krankheit zu. Schon am andern Tage verzichtete er auf das Leben, und ſandte nicht zum Arzt, ſondern zu einem Geiſtlichen, der ihn, den ruhig Ergebenen, zum Tode bereitete. Er ſcheint in Danzig keine Freunde gehabt zu haben, und es giebt ein ſchmerz-

ich wiederhole das Wort, denn es kommt ihm zu und iſt noch nie von ihm geſagt worden. Da man ihn meiſtens nur nach ſeinen Lehrgedichten und einigen ſeiner großartigen — doch oft entlehnten — Sentenzen beurtheilte. Seine Fürſten ſcheinen ihn ſehr wohl gekannt zu haben, da ſie ihn ſtets wie ein leicht verletzliches Kind, in dem aber Großes wohnt, zu hüten bemüht waren. Freilich vergeblich, denn wider jenes Gefühl giebt es keinen Schutz. Er war geneigt zur Fröhlichkeit, und hatte, wie mich dünkt, von Natur ein heiteres Temperament; aber er gelangte nur ſelten zum Lebensgenuſſe, wie er ihn liebte, denn ſein offnes Herz konnte ſich der Theilnahme nicht verſchließen, die das leidende Vaterland in ihm erregte. Er hoffte von Jahr zu Jahr, daß die Verhältniſſe günſtiger werden würden, aber ſie wurden faſt mit jedem Monate ſchlimmer, und bei der immer mehr und mehr ſich verwirrenden ſchneidend feindlichen Lage der Dinge, ſchien zuletzt kaum mehr eine irdiſche Hoffnung aufkeimen zu können. Er ſelbſt, als einzelne Perſon, hat wohl nur wenig oder gar nichts äußerlich gelitten, denn manche Fürſten ſorgten, wie geſagt, recht väterlich für ihn, aber wie hätte der wackere Mann jemals eine ſelbſtſüchtige Beruhigung in ſich aufkommen laſſen mögen?

§. 9.

Suchen wir in ſeinen Gedichten nur immer ihn, und zwar nach den eben gegebenen Andeutungen, ſo wird dadurch für uns ein neues Licht auf dieſelben fallen.

---

liches Gefühl, daß er, der ſonſt das Glück der Freundſchaft in ſo reichem, faſt beiſpiellos reichem Maaß genoſſen hatte, gerade hier einſam ſterben mußte.

Er gelangt — ſo zeigt es ſich — nur ſelten zu einer vollen Heiterkeit; wird ſie ihm aber einmal wirklich zu Theil, ſo ſehen wir ihn überaus liebenswürdig. Er freut ſich dann des Frühlings, des Weins, (dem ſogar zuweilen Citronen und Zucker beigemiſcht werden) der Freundſchaft und des ſchönen eigenen Dichterruhms. Er darf ſich ohne allen Hochmuth deſſelben erfreuen, denn er ſieht in ihm nur den Ruhm des geliebten Vaterlandes, und betrachtet die Poeſie nur als ein reines Gottesgeſchenk. Er hält, wie billig, etwas auf ſich; aber er überſchätzt ſeinem Werth nie und nirgends, und genau wiſſend wie weit ihn ſein Flug trage, freut er ſich herzlich auf die Erſcheinung des Poeten der ihn einſt weit hinter ſich laſſen werde *).

Zu den lyriſchen Gedichten ſcheint Opitz ſelbſt alle diejenigen zu rechnen, die irgend ein aus ſeiner tiefſten Eigenthümlichkeit entſpringender Moment der Begeiſterung ihm eingab. Hier iſt des Dichters reinſte und ſchönſte Seite, hier bindet ihn keine Feſſel der (holländiſchen) Schule, kein Geſetz des Herkommens, keine trübe Reflexion. Er iſt der eigne ſelbſtſtändige Geiſt, der ſich hier zu bedeutenderer Anſicht des Lebens erhebt, das eigne feurige Herz, das hier ſein Sehnen und ſein Ahnen, ſein Haſſen und ſein Lieben verkündigt, das kräftig deutſche Gemüth, das ſich hier in jener ächt menſchlichen Vereinigung von Stolz und Demuth erklärt und ausſpricht. Und die Sprache, die ſich ihm in

---

*) In dem Gedichte an einen ſeiner liebſten Freunde, Nüßler heißt es:

Hola! geb' mir ein Glas Wein,
  Waſſer hab ich nicht vonnöthen:
Nun, es gilt dir Bruder mein!
  Auf Geſundheit des Poeten,
Welcher künftig mich und dich
Weit ſoll laſſen hinter ſich.

ſeinen didaktiſchen Gedichten nicht ſelten weigert, offenbart ſich ihm hier in ihrer ganzen Mannigfaltigkeit, Pracht und Fülle.

§. 10.

Nur durch dieſe lyriſche Gedichte, in denen er ſich in ſeiner rein menſchlichen Liebenswürdigkeit zeigt, iſt er der Mann des deutſchen Volks geworden.

Man hat bisher (ſo ſchrieb ich ſchon 1805 und wiederhole es auch heute, da der Umſtand allerdings recht wichtig iſt), man hat bisher faſt immer das Gegentheil behauptet und Opitzens Verdienſt dem größten Theile nach, auf die didaktiſche Poeſie beſchränkt; man hat gemeint, er feſſele nur durch den Verſtand und die Lebensweisheit ſeiner Muſe, und durch die treffenden Bemerkungen, die ſie überall geſchickt und ungeſucht einſtreuet. Man fühlt es, ſo ſetzen dieſe Kritiker hinzu, daß die Schwingen der deutſchen Muſe noch ungeübt ſind, und wünſcht, daß ſie ſich höher erheben und etwas mehr Vertrauen in ihre Kräfte ſetzen möchte u. ſ. w. *). In einem ſo leichtſinnig hochfahrenden Tone iſt nicht ſelten in Deutſchland über lyriſche Dichter vom erſten Range geurtheilt worden. Aber freilich hat man auch größtentheils noch ſo vage Ideen über das Weſen der lyriſchen Poeſie, die ſich manchen Kritikern zu Folge in krampfhaften Zuckungen nur und mit wildem Flügelſchlag verneh-

---

*) S. Nachträge zu Sulzers Theorie der ſchönen Wiſſenſchaften, I. S. 238. Der ganze dort gegebene Aufſatz über deutſche Poeſie iſt ein trauriger Beweis von der Geiſtloſigkeit ſeines Urhebers. (Dieſe Anmerkung v. J. 1805 hat einige bitterböſe Kritiken meines frühern Werks veranlaßt, wie denn das ganz in der Ordnung iſt, da gekränkte Eitelkeit ſich nicht ohne Rohheit zu expectoriren pflegt).

men laſſen ſoll. Die ſchön beruhigte Kraft wird ſelten in ihrem Werthe erkannt. — Wie ſelten wiſſen Jene überhaupt nur was ſie wollen, und was nicht.

§. 11.

Da es nun aber einmal ſeit Gottſched ausgeſprochen war, Opitz ſei als Lehrdichter am ſchätzbarſten, ſo hat das ein Literargeſchichtſchreiber und Kritiker dem andern nachgeſchrieben, bei welcher unſtatthaften Bequemlichkeit auch noch eine ſeltſame Inconſequenz waltete. Man ſah ſich mitunter nach einem Stoff für — rhetoriſche Uebungen um, und wählte dazu das Lob Opitzens, der ſodann als ein unſchätzbarer Vater der deutſchen Poeſie auf den höchſten Thron geſetzt wurde, wobei ſich manche aufgeſparte, gleichſam getrocknete Phraſen brauchen ließen; gelangte man aber durch die unerſprießlichen Werthaufen der Einleitung hindurch zur Beurtheilung ſeiner einzelnen Werke, ſo ward ihm wieder faſt alles Lob entzogen, und es kam am Ende faſt ſo heraus, als wäre er doch meiſtens — nicht ſonderlich und faſt langweilig. Auf eine ähnliche Weiſe haben manche Engliſche Pſeudokritiker mit dem freilich unendlich größern Shakſpear verfahren, indem ſie in den Vorreden zu ihren Ausgaben der Shakſpearſchen Werke, den ganzen Schatz lobender Beiwörter ausſtrömen und ſodann wenn es nun andem iſt, daß ſie die einzelnen Dramen erklären und beurtheilen ſollen, kaum Worte genug finden können die Geſchmackloſigkeit des Poeten zu züchtigen.

Bei Opitz hat dieſes Verfahren die ſchlimmſten Folgen gehabt; denn wenn nun neuere Leſer an ſeine zu ſehr geprieſene Lehrgedichte gingen, ſo fanden ſie ſich wohl unbefriedigt, und da ſie längſt gehört, daß die lyriſchen Gedichte nur ſchwache Verſuche ſeien, ſo laſen ſie die gar nicht, und ſtanden bald von dem ganzen Manne ab, meinend, es ſei doch verwunderlich, wie er zu ſolchem Ruhm gekommen.

§. 12.

Und doch iſt es ſo leicht, bei jedem rein ſinnigen und fühlenden Menſchen eine ächte Liebe für Opitz zu erwecken. Man zeige ihm nur Gedichte wie: „Ich empfinde faſt ein Grauen“ u. ſ. w., oder „Iſt irgend zu erfragen“ u. ſ. w. und er wird ihn gar gern lieben wollen und lieben müſſen. Hat er ihn aber erſt einmal liebend erfaßt, dann werden ihm auch jene Lehrgedichte eine beſſere Stunde bereiten und er wird gern mit dem geliebten Dichter auch klagen, philoſophiren, und ſich beruhigen.

Dieſe Lehrgedichte ſind Folgende: Lob des Feldlebens — Troſtgedicht in den Widerwärtigkeiten des Krieges — Veſuvius oder von den Urſachen der feuerſpeienden Berge — Zlatna (ein Landgut bei Weißenburg), oder von der Ruhe des Gemüths — Lobgeſang des Neides (zum erſtenmal abgedruckt in der neuen Literatur- und Völkerkunde 1791 Mai) — Lob des Kriegsgottes Martis.

Es iſt nicht zu verhehlen, daß Opitz in dieſen Werken die Poeſie faſt nur als ein Vehikel der Moral betrachtet, daß er zuweilen durch das Eingehen in ein großes Detail ermüdet, daß er ſich oft nach zu vielen Seiten hin zerſtreut, und daß er, indem er alles ſagen will, zuweilen breit und kraftlos erſcheint. Das aber mache uns nicht ungerecht gegen den Geiſt im Allgemeinen, der in dieſen Gedichten wohnt, und gegen manche in jeder Hinſicht geglückte Einzelnheit.

Ueberall zeigt ſich der Mann, der viel Gutes und Schönes aus Büchern gelernt hat, das Beſte aber doch aus ſich ſelbſt und dem eigenen Leben. Er verbirgt uns nicht wie tief ſein Herz verwundet iſt durch den Anblick der Greuel, welche der unſelige Krieg, deſſen Zeuge er war, veranlaßte; aber er *bleibt* nicht wund, und durch Philoſophie und Religion geht ihm der Troſt auf, der nimmer wanken kann. Je ſchwerer es dem Menſchen gemacht wird, Hoffnungen zu faſſen, deſto größer iſt ſeine Tugend wenn er dennoch hofft; und jemehr das Vaterland leidet, jemehr ſollen wir es lieben und deſſen angetaſtete Ehre kräftig verfechten. Alſo unſer Dichter.

§. 13.

Ein gleiches Urtheil dürfen wir auch von ſeinen poetiſchen Epiſteln fällen, die wir in nicht geringer Anzahl in ſeinen Werken finden. Die Perſönlichkeit, die ſich hier darlegt, giebt ihnen den meiſten Werth: und es iſt deshalb um ſo mehr zu bedauern, daß nicht ſelten der Gelehrte den Menſchen überflügelt. Da er eine Menge ſchöner Sprüche aus griechiſchen und römiſchen Schriftſtellern kennt, und (was leicht genug iſt) auswendig weiß, ſo kann er es nicht laſſen, ſie anzubringen und die Gelegenheit dafür zu *machen*, ohne zu bedenken, daß eine *gemachte* Gelegenheit *keine* iſt. Opitz war in der That ein gelehrter Mann und inſonderheit ein trefflicher Sprachkenner, er iſt deshalb häufig gar ſehr gerühmt worden, und ich möchte ihn nicht weniger deshalb loben; aber als Dichter hat ihn ſeine Gelehrſamkeit oft nur geſtört. Dürfte ich mich eines etwas grellen Bildes bedienen, ſo würde ich ſagen, er habe die Flügel des Muſenroſſes mit mancher antiken Koſtbarkeit ſo ſehr bepackt, daß das edle Thier nun nicht mehr leicht fliegen kann. Hin und wieder bemerkt man ſogar, daß ihm die Erwerbung jener Gelehrſamkeit ein wenig ſauer geworden iſt, was ihm als Menſchen nicht die mindeſte Schande macht; aber als Dichter ſoll er es nicht ſich merken laſſen.

Dennoch iſt er gerade dafür am meiſten gelobt worden denn in der Regel achten die meiſten Deutſchen nur das, was große Mühe gekoſtet hat, und ſie mögen es auch wohl leiden, wenn dieſe Mühe ſichtbar iſt. Das Princip, welches hiebei zum Grunde liegt, iſt ein ſehr ehrbares, aber freilich auch ein ſehr unpoetiſches.

§. 14.

Unter den dramatiſchen Arbeiten dieſes Dichters hat die Bearbeitung der Sophokleiſchen Antigone den wenigſten Werth, doch iſt dabei ſein Verdienſt, daß er der Erſte war, der eine griechiſche Tragödie in deutſche Verſe zu überſetzen wagte, allerdings nach Würden anzuerkennen. Ein ähnliches Streben mit faſt ähnlichem Erfolge finden wir in ſeiner Ueberſetzung der Senekaiſchen Tragödie: „die Trojanerinnen,“ in der es ihm trotz aller Bemühung, den Seneka unverfälſcht zu geben, dennoch nicht gelang, die antithetiſche Kürze und das epigrammatiſche Pathos im Deutſchen glücklich nachzuahmen *).

Seine Opern Judith und Daphne ſind nach italieniſchen Originalen gedichtet worden, und verdienen als erſte Verſuche rühmende Anerkennung. Daphne (von der ein neuer Abdruck im zweiten Theil von Tiecks deutſchen Theater erſchienen iſt) wurde 1627 bei der Feier der Vermählung des Landgrafen von Heſſen mit der Schweſter des Kurfürſten von Sachſen zu Dresden aufgeführt, und iſt ſchon um deswillen merkwürdig, weil Opitz hier gezeigt, daß er ſich auch in den freieſten flüchtigſten Sylbenmaaßen mit Leichtig-

---

*) Eine ausführlichere Beurtheilung dieſer Bearbeitung enthält die Einleitung zu meiner Ueberſetzung der Trojanerinnen (Penig 1803). Hier ſind auch mehrere charakteriſtiſche Stellen aus ſeiner Ueberſetzung mitgetheilt worden.

keit bewegen kann, und daß ihm die Anmuth keinesweges fremd ſei, von der faſt alle früheren Beurtheiler des Dichters, die in ihm nur den faſt überernſthaften Lehrer ſahen, gänzlich geſchwiegen haben. Rührend und beziehungsreich wichtig iſt es aber, daß der Dichter ſelbſt ein wenig unruhig dabei geworden iſt, indem er dem Leſer erzählt, dieſes Drama ſei mehrentheils aus dem Italieniſchen genommen, und deshalb auch „gleichfalls auf ſelbige Art und heutigem Gebrauche ſich zu bequemen, wie wohl auch von der Hand weggeſchrieben worden.“ Dieſes ſetze er zu ſeiner Entſchuldigung da er „ſonſt wohl wiſſe was die Alten wegen der Trauerſpiele und Komödien zu befehlen (!) pflegen.“ — — Wir haben hier wieder das ſo eben angegebene Princip der Mühe und der Mühſeligkeit. Dem edeln Dichter war die Daphne viel zu leicht geworden, und er konnte deshalb nicht glauben, daß ſie gut ſei.

§. 15.

Für das Epigramm war Opitzens ganze ſinnige Natur wohl geeignet, doch iſt was er in dieſer Form gab meiſtens nur nachgeahmt oder überſetzt: aus der Anthologie, dem Dionyſius Cato, Martialis, und andern neueren lateiniſchen Dichtern. Dieſe Nachbildungen ſind größtentheils wohlgerathen, doch bedauern wir, daß er ſich ſo häufig an fremden Stoff hält, da ihn ſein eigenes tüchtiges und erfahrungsreiches Gemüth an würdigen Stoff gewiß nie Mangel leiden läßt. Ungenügend ſind dagegen die Nachbildungen einiger Anakreontiſcher und Catulliſcher Lieder, denen er die urſprüngliche Leichtigkeit nicht wieder zu geben vermochte.

Ein größeres Verdienſt erwarb ſich Opitz um das Sonett, ob er gleich nicht als der erſte Pfleger deſſelben anzu ſehen iſt. Sind gleich einige ſeiner Sonette nur koloſſale Epigramme, ſo athmen doch auch manche den reinen Geiſ des ächten Sonetts: ſtill beruhigte und begränzte Empfindung. Merkwürdig iſt es, daß wir ſelbſt eine Seſtine (di er Sechſtine nennt) bei ihm finden und ſein Talent begünſtigte die Kühnheit mit der er auch dieſe (nicht bedeutende) Form der Poeſie in deutſcher Sprache nachzubilden ſtrebte. Zwar gefällt ſich Opitz gewöhnlich nur in beſonderer Einfachheit; dennoch mußten ihm, dem wirklichen Dichter, einige ebene Formen der angenehmern Künſtlichkeit für gewiſſ Fälle gar wohl zuſagen. Die kleinmüthige Rückſicht, al weigere ſich unſre Sprache dieſe und ähnliche Spiele ſüdl cher Nationen nachzubilden kannte unſer wackerer Marti wohl nicht, ſo wie wir denn überhaupt dieſe und andre al zuſcheue Verzichtleiſtung als das Reſultat der Verzagthei ſpäterer Zeiten anzuſehen haben.

§. 16.

Auch als Proſaiſt iſt Opitz ehrender Beachtung werth Sein Styl iſt raſch und voll nerviger Lebendigkeit; er ha faſt alles Intereſſante der Senekaiſchen Schreibart, und ermangelt rühmlicher Weiſe mancher Fehler derſelben. Da was ſeine Gedichte anziehend macht, der Gedanke ſelbſ und das Lehrende findet ſich in ſeinen wenigen proſaiſche Aufſätzen nicht bloß gleichfalls, ſondern faſt noch in reichern Maaße. Hier hemmt ihn nichts, er öffnet den Schatz ſe nes Geiſtes und Herzens, leider aber auch faſt den ganze Schatz ſeines Gedächtniſſes, oder, wenn daſſelbe nicht au reichen ſollte, auch wohl einige ſeiner Excerptenbücher. Betrachten wir z. B. ſein Troſtſchreiben an David Müller, i welchem er den Freund über den Verluſt einer geliebte ſechsundzwanzigjährigen Hausfrau, beruhigen will, ſo fi

de

den wir, daß faſt in jeder Periode eine Sentenz iſt. Was ihm ſein eigener Geiſt eingegeben hätte, würde ohne Zweifel hingereicht haben; aber ihm iſt nicht möglich eine ſolche Anſicht zu hegen; ihm müſſen Pindar, Aeſchylus, Sophokles, Ariſtoteles, Menander, Cicero, Plinius, vor allen aber Seneca von ihren Schätzen leihen. Es iſt angenehm, ſo viele ſchöne Stellen aus den Alten auf wenigen Blättern zuſammen zu haben, aber was erreicht er dadurch? er wirft einen mit Gold und Edelſteinen überreich geſtickten Purpurmantel auf das Grab, und hofft, der Wittwer ſolle nun getröſtet ſein. Aber ich zweifle, daß dieſer klaſſiſche Mantel eine ſolche Wirkung habe hervorbringen können; die paar Roſen und Lilien, die er mit einer bloß frommen Hand darauf ſtreuet, haben ohne Zweifel das Beſte oder vielmehr alles gethan. Wer in Opitz den ſtarken wackern Mann kennen lernen will, der leſe inſonderheit dieſe genannte Troſtſchrift.

§. 17.

Noch berühmter iſt ſeine kritiſche Abhandlung **von der deutſchen Poeterei** (ſeltſam genug ſpäterhin von ihm ſelbſt nur Prosodia germanica genannt) welche zuerſt im Jahre 1624 erſchien, und bis zu Lohenſteins Zeiten als ein untrügliches Lehrbuch der Aeſthetik galt. Das iſt es nicht, aber ein großes Lob verdient das Werk in mancher Hinſicht allerdings. Faſt alles was er über den proſodiſchen und poetiſchen Charakter der deutſchen Sprache urtheilt, iſt vortrefflich, und vor ihm nie öffentlich erkannt worden, die Achtung mit der er von den deutſchen Minneſängern ſpricht um ſo verdienſtlicher, da dieſelben faſt gar nicht geleſen wurden. (Bekannt iſt auch, daß Opitz nicht bei bloßen Empfehlungen ſtehen bleib, und daß wir ihm die Bewahrung des Lobgeſangs auf den heiligen Anno, des herrlichſten Gedichtes aus dem elften Jahrhundert, verdanken). Ueberall zeigt ſich ſeines Geiſtes Durchdrungenheit von der großen Würde der Poeſie, von der es überall bei ihm heißt, daß ſie „aus göttlichem Antriebe und von der Natur herkomme," weshalb auch der Dichter ein „großes, unverzagtes Gemüth haben, und hohe Sachen bei ſich erdenken können müſſe." Wer endlich, wie er, von der Poeſie ſagen kann, daß ſie „die älteſte Form der Wiſſenſchaft," und eine „verborgene Theologie ſei," ſo wie gleichfalls unumwunden ausſpricht „man könne nichts Närriſcheres meinen, als die Poeterei beſtehe bloß in ihr ſelber, die doch alle andere Künſte und Wiſſenſchaften in ſich halte," dem wollen wir gern vergeben, wenn er an anderen Orten wieder etwas ſcheuer wird, und das philoſophiſch-Lehrende und moraliſch-Erbauliche als das hauptſächlichſte Intereſſe der Poeſie aufſtellt.

§ 18.

In Beziehung auf die Aufnahme bei dem Volk, und auf die Kritik die er erfahren, hat Opitz beſondere Schickſale gehabt. Während ſeines Lebens ward er von den Deutſchen geliebt und geehrt, und von ſeinen Schülern inſonderheit faſt vergöttert. Es iſt rührend und erbaulich zu ſehen, wie man, ſelbſt in den bitterſten äußeren Leiden, mit freudigem Stolze dem Gedanken ſich überließ, einen wahrhaftigen Dichter zu beſitzen. Freilich ward er überſchätzt; allein die Zeitgenoſſen ſchienen ſich ſelbſt zu beſcheiden, nicht als Kritiker zu reden, und über das Maaß der Liebe ſoll man nicht rechten wollen, ſobald überhaupt nur, wie hier, der Gegenſtand ein im Allgemeinen würdiger iſt.

In der folgenden Zeit, als Hoffmannswaldau und Lohenſtein eine picantere Poeſie einführten, ſah man Opitz nur als einen ziemlichen Vorläufer an, deſſen Verdienſte man zwar anerkennen und ehren müſſe, der indeß in jenen Männern ſeine Meiſter gefunden habe. Es iſt überraſchend, daß ſelbſt der geiſtreiche Canitz dieſer irrenden Anſicht beiſtimmte *).

In der darauf folgenden noch traurigeren Periode einer faſt vollendeten Undeutſchheit und Unpoeſie ſchien Opitz ganz vergeſſen zu werden, denn man erfreute ſich größtentheils nur an ſchlechten Romanen und ſeichten Reimen, mit denen Deutſchland überfüllt wurde.

Späterhin ward zwar durch Bodmer und Gottſched — die wenigſtens in dieſem Punkte übereinſtimmten — die Feier des faſt verſchollenen Dichternamens wieder hervorgerufen; allein es galt doch immer faſt nur die einſeitige Verehrung für ſeine didaktiſche Poeſie, hie und da war es vielleicht auch nur der Name den man feierte. Von dem, was der treffliche Mann Heiteres und Anmuthiges gedacht, gewollt und zuweilen erſtrebt hatte, von dem war eben nicht die Rede, dagegen verſuchte man ſeine Irrthümer, inſonderheit ſein Streben in der lehrenden und beſchreibenden Dichtkunſt nach allen Kräften als wahrhaft richtige Norm zu ſanktioniren. Ueberhaupt ſcheint man auch in neueren Zeiten nur zu oft ſeinen Namen als ein bloßes Loſungswort gebraucht zu haben, das irgend eine Parthei ſammeln ſollte, oder mit dem man eine ſehr einſeitige und höchſt unvollſtändige Kenntniß der altdeutſchen Poeſie zu verhüllen ſuchte.

---

*) In ſeiner noch immer nicht ganz veralteten Satire auf die Poeten ſeiner Zeit heißt es:

Durch Opitz's klaren Bach gehn wir mit trocknen Füßen;
Wo ſieht man Hoffmanns Born und Lohnſtein's Ströme
fließen?

Es iſt deutlich genug, wem hier der Vorzug gegeben wird.

§. 19.

Die hundertjährige Todtenfeier, welche Gottſched dem Dichter zu Ehren 1739 veranſtalten wollte, kam nicht, wie man gehofft, zu Stande; veranlaßte indeſſen eine Unzahl ſchlechter Reimereien. Vielleicht nimmt den an ſich löblichen Vorſatz ein Beſſerer im Jahr 1839 wieder auf, und findet dann eine beſſere Zeit.

Der Ausgaben, welche von den Opitziſchen Werken veranſtaltet worden ſind, giebt es ziemlich viele, doch haben ſich einige ſehr ſelten gemacht. Die erſte Ausgabe erſchien zu Straßburg 1624 und ward von des Dichters Freunde J. W. Zinkgref beſorgt; die von Opitz ſelbſt veranſtaltete Sammlung kam zu Breslau heraus 1625. Die bequemſte ſauberſte und vollſtändigſte iſt indeß erſt 1644 zu Amſterdam in drei Theilen erſchienen. Die neueſte Ausgabe, welche Bodmer und Breitinger veranſtalteten, erſchien zu Zürich 1745; doch konnte nur der erſte Theil erſcheinen, da ſie durch die von Triller beſorgte verdrängt wurde. Dieſe letztere, welche aus vier Bänden beſteht, zeigt indeß nur zu ſehr, wie wenig Triller, als ein Gottſchediſcher Schüler Opitzens Geiſt zu faſſen im Stande war. Er beging ſogar die Keckheit, mehrere der trefflichſten Gedichte deſſelben mit beſchränktem Sinne zu verändern.

§. 20.

Anhang.

Da man mich verſichert, daß die oben erwähnten beiden Gedichte nur ſehr wenigen Leſern bekannt ſein würden, indem ſie ſich unter ſo manchen größeren faſt verſtecken, ſo theile ich ſie hier gern mit, weil ſie vielleicht Manchen veranlaſſen werden, eine nähere Bekanntſchaft mit Opitzens lyriſchen Gedichten zu ſuchen.

1.

Ich empfinde faſt ein Grauen
Daß ich, Plato, für und für
Bin geſeſſen über dir;
Es iſt Zeit hinaus zu ſchauen
Und ſich bei den friſchen Quellen
In dem Grünen, zu ergehn
Wo die ſchönen Blumen ſtehn,
Und die Fiſcher Netze ſtellen.

Worzu dienet das Studieren
Als zu lauter Ungemach?
Unterdeſſen lauft der Bach
Unſers Lebens, das wir führen
Ehe wir es inne werden
Auf ihr letztes Ende hin,
Dann kömmt ohne Geiſt und Sinn,
Dieſes alles in die Erden.[1]

Hola, Junger, geh' und frage,
Wo der beſte Trunck mag ſeyn,
Nimm den Krug, und fülle Wein.
Alles Trauren, Leid und Klage,
Wie wir Menſchen täglich haben,
Eh uns Clotho fortgerafft,
Will ich in den ſüßen Saft,
Den die Traube giebt, vergraben.

Kaufe gleichfalls auch Melonen
Und vergiß des Zuckers nicht;
Schaue nur, daß nichts gebricht:
Jener mag der Heller ſchonen,
Der bei ſeinem Gold und Schätzen
Tolle ſich zu kräncken pflegt,
Und nicht ſatt zu Bette legt.
Ich will, weil ich kann, mich letzen.

Bitte meine gute Brüder
Auf Muſik und auf ein Glas:
Kein Ding ſchickt ſich, dünkt mich, baß,
Als ein Trunck und gute Lieder.
Laß ich ſchon nicht viel zu erben;
Ey ſo hab ich edlen Wein:
Will mit andern luſtig ſeyn,
Muß ich gleich alleine ſterben.

2.

Iſt irgend zu erfragen
Ein Schäfer um den Rhein
Der ſehnlich ſich beklagen
Muß, über Liebes Pein,
Der wird mir müſſen weichen,
Ich weiß ſie plagt mich mehr:
Niemand iſt mir zu gleichen,
Und liebt er noch ſo ſehr.

Es iſt vorbey gegangen
Faſt jetzt ein volles Jahr
Daß Phyllis mich gefangen
Mit Liebe ganz und gar,
Daß ſie mir hat genommen
Gedanken Muth und Sinn:
Ein Jahr iſt's, daß ich kommen
In ihre Liebe bin.

Seitdem bin ich verwirret
Geweſen für und für
Es haben auch geirret
Die Schafe neben mir;
Das Feld hab ich verlaſſen
Gelebt in Einſamkeit
Hab alles müſſen haſſen
Warum ein Menſch ſich freut.

Nichts hab ich können ſingen,
Als nur ihr klares Licht;
Von dir hab ich zu klingen
Die Lauten abgericht;
Wie ſehr ich ſie muß lieben,
Und ihre große Zier
Das hab ich faſt geſchrieben
An alle Bäum allhier.

Kein Trinken und kein Eſſen
Ja nichts hat mir behagt,
Ich bin nur ſtets geſeſſen
Und habe mich beklagt:
In dieſem ſchweren Orden
Verändert alles ſich
Die Heerd iſt mager worden,
Und ich bin nicht mehr ich.

Sie aber hat die Sinnen
Weit von mir abgekehrt,
Iſt gar nicht zu gewinnen,
Als wär ich ihr nicht werth;
Da doch, was ich geſungen
Im Brittenland erſchallt,
Und auch mein Thon gedrungen
Bis durch den Böhmer Wald.

So hab ich auch darneben
Ich habe was bey mir,
Das ich nicht wollte geben
Um alles Vieh allhier,
Das an des Neckers Rande
In grünen Graſe geht:
Mein Lob wird auf dem Lande
Und in der Stadt erhöht.

Jedoch nach nach dieſem allen
Frag ich nicht ſonders viel.

Der Phyllis zu gefallen
Klingt bloß mein Saitenſpiel,
Weil nichts iſt, das auf Erden
Mir ohne ſie gefällt;
Kann ihre Gunſt mir werden
So hab ich alle Welt.

---

§. 21.

Den Schluß dieſes ganzen Abſchnittes mache Paul Flemming mit einem Sonett, in welchem er Opitzens Tod feiert:

So zeuch auch du denn hin in dein Elyſer Feld,
Du Pindar, du Homer, du Maro unſrer Zeiten
Und untermenge dich mit jenen großen Leuten
Die ganz in deinen Geiſt ſich hatten hier verſtellt.

Zeuch jenen Helden zu, du jenen gleicher Held
Der jetzt nichts gleiches hat, du Herzog deutſche
Saiten,
O Erbe durch dich ſelbſt der ſteten Ewigkeiten,
O ewiglicher Schatz, und auch Verluſt der Welt.

Germania iſt todt, die Herrliche, die Freie,
Ein Grab verdecket ſie und ihre ganze Treue,
Die Mutter die iſt hin, hier liegt nun auch ihr Sohn

Ihr Rächer und ihr Arm. Laßt, laßt nur alles bleiben,
Ihr, die ihr übrig ſeid, und macht euch nur davon.
Die Welt hat wahrlich mehr nichts Würdig's zu b
ſchreiben.

§. 22.

Paul Flemming,

(geb. zu Hartenſtein im Voigtlande, ſtarb zu Hamburg am 2. April 1640

Er erhielt den erſten gelehrten Unterricht zu Meiße auf der hohen Schule, und ſtudirte hinterher zu Leipzig d

Arzneiwiſſenſchaft. Jugend, Geſundheit und Vaterlandsliebe begeiſterten ihn ſchon damals zu manchem friſch blühenden Gedichte, doch leiden einige dieſer früheren Erzeugniſſe an dem Fehler des Zuvielſagens, ſo daß mit unter in manchem langen Gedicht nur einzelne Verſe genügen, die ſich indeſſen auch in ihrer Einzelheit als Epigramme oder lyriſche Empfindungen in freier Form genießen laſſen.

Von frühſter Kindheit auf im Beſitze einer ungetrübten Geſundheit und eines männlich ſtrebenden Herzens, erwuchs in ihm eine in der damaligen Zeit nicht häufige Reiſeluſt, und zwar eine im höhern Styl, indem er nicht bloß das Auge und das Ohr ergötzen und Neues erfahren, ſondern die Welt, aus inniger Liebe für die Menſchen, näher kennen lernen, und traulicher umfaſſen wollte. Da nun ſein Gemüth immer mehr verwundet wurde durch den Anblick des leidenden Vaterlandes, ſo nahm er im Anfange ſeiner männlichen Jahre Theil an der großen Geſandſchaft nach Rußland und Perſien, welche der Herzog Friedrich von Holſtein veranſtaltete. Die eigentlichen Zwecke dieſer Geſandſchaft ſind noch nicht gänzlich aufgehellt; in jedem Falle waren ſie ſehr bedeutend, und nicht ohne Phantaſie, mehr für eine ſpäte Zukunft als für augenblicklichen Vortheil berechnet. Vielleicht aber hatte die Phantaſie auch zu großen Antheil daran, und ſo wollte ſich die Wirklichkeit nicht fügen; doch tritt eben hier der Troſt ein, daß Großes gewollt zu haben ſchon in ſich Lohn habe. — Männer wie Flemming, Olearius und Aehnliche hatten ohnehin ſchon Freude genug in dem Gedanken, auf ihre eigne Hand etwas Tüchtiges, Bedeutſames, und — Romantiſches unternommen zu haben.

§. 23.

Alles was eine Reiſe nur Gefahrvolles und Beſchwerliches haben kann, traf die kühnen Reiſenden wirklich: Hunger und Durſt, Schiffbruch und Ungewitter, und häufige blutige Misverſtändniſſe mit den Fremden. Dieſes letztere Ungemach wurde größtentheils durch den Anführer der Geſandtſchaft ſelbſt veranlaßt. Dieſer, Otto **Brüggemann** geheißen, erſcheint als ein ſeltſamer abenteuerlicher Mann, von dem noch vor kurzem ein geiſtreicher Schriftſteller mit Recht behauptet, er ſcheine ſich den Wallenſtein zum Muſter genommen zu haben. Er brachte es jedoch bei ſeinen beſchränkten Mitteln zu nichts weiter als zu einer wunderlichen Fratze des Friedländers, und ohne gerade bösartig zu ſein, beging er in Augenblicken des Zornes der Gewaltſtreiche ſo viele, daß wir es dem Perſerſchach durchaus nicht verdenken können, wenn er kein Vertrauen zu ihm faſſen konnte und zuletzt eine feindliche Kälte gegen die ganze deutſche Reiſegeſellſchaft blicken ließ. Dieſe durch ihn verſchuldete gänzliche Vereitelung des Zwecks, ſo wie manche jener einzelnen Gewaltſtreiche zogen ihm bei ſeiner Zurückkunft einen Prozeß zu, der ſich mit einem Todesurtheil für ihn endete. Hiebei zeigte es ſich deutlich, daß nur theils natürliche theils gemachte Rohheit, und eine Fantaſterei die vielleicht in gewiſſen Augenblicken in Verrücktheit überging, nicht aber Bosheit aus ihm gehandelt hatte, denn er ergab ſich mit rühmlicher Geduld in ſein Geſchick, erkannte das Urtheil als gerecht, wünſchte nur die Vergebung derer, die er beleidigt hatte, und ſtarb mit heldenmüthiger Gelaſſenheit.

§. 24.

Wenn nun aber auch der Staatszweck jener Reiſe verfehlt wurde, ſo verdanken wir ihr doch zweierlei, was wir wohl höchſt bedeutend nennen können: zuvörderſt die Reiſebeſchreibung von Adam Olearius, von welcher unten die Rede ſein wird, und die Reiſe unſeres Paul Flemming.

Nach dem eben genannten Olearius, ſeinem geliebten Freunde, hatte wohl keiner unter der ganzen Reiſegeſellſchaft mehr durch Brüggemann gelitten als unſer Dichter. Wenn wir erwägen, daß dieſe Reiſe ſechs Jahre dauerte, in denen er faſt immer umgeben war von dem tyranniſchen Oberherrn, und nun ſehen, daß er dennoch ſich nie etwas vergab, ſondern ſtets kräftig daſtand, und geſichert heiter, ſo wird uns ſchon um deswillen einleuchten, daß ein mächtiger und ſtets hülfreicher Genius in ihm gewohnt habe. Dieſer Geiſt möchte ſchwerlich durch ein einziges Benennungs-Wort klar zu machen ſein, doch ließe er ſich vielleicht am nächſten durch „fromme Geſundheit“ bezeichnen. Die lehrte ihn alles ertragen was mit der Mannesehre verträglich iſt, alles dulden ohne jemahls gebeugt zu werden.

Freilich hatte er ſelbſt nie gewünſcht, in der Heimath ein ſtilles und gemächliches Leben zu führen, in welchem gewöhnlich eine einſeitige, intenſive Thätigkeit die Oberhand gewinnen mag; was aber die Trennung von der geiſtigen Heimath ſei, das vermag der Menſch doch erſt dann zu erkennen, wenn ihn die Fremde wirklich umfängt. Und ſo hatte auch er die Schmerzen des Heimweh's, die tiefſten weil ſie die zarteſten ſind, innig empfunden; aber er war nicht in ihnen untergegangen. Er erlebte den Schmerz wie alle ſeine Landsleute, daß das geliebte Vaterland faſt zu verbluten ſchien, denn nimmer dürfen wir uns denken, er ſei geflohn, um deſſen Seufzer nicht mehr zu hören. Er hörte ſie und empfand das Leiden, aber er blieb nicht bloß feſt wie viele der wackern, ſondern auch jugendlich-fröhlich-muthig, wie faſt keiner. Er ſah die ſchönen Hoffnungen, die ſich bei dem Beginn der Reiſe hegen ließen, durch den thörichten Uebermuth eines Einzelnen vereitelt; aber er blieb auch hier ein „Dennoch-hoffender,“ wohl erkennend, daß ja doch nimmer die mit einer tüchtigen Idee unternommene Handlung verloren gehen könne.

§. 25.

Hier nun und von dieſer Seite wollen wir ihn auffaſſen. Innigkeit, Innerlichkeit, intenſive Gedrängtheit iſt der Charakter der Deutſchen, die überhaupt dieſen Ehrennamen verdienen; aber Flemming hat nicht bloß dieſen ſichern Schatz im Innern, ſondern auch das Talent der äußern Anſchauung, in einem bei den Deutſchen ſeltenen Grade. Er vernachläſſigt es nie, und es macht ihm Freude, die Welt genau anzuſchauen, und, indem er in klarer Seele ihre Bilder in ſich aufnimmt, weiß er dieſelbe poetiſch geadelt wieder zurück zu geben. Es iſt des Dichters ſchöne Eigenſchaft die Sehnſucht wie die Gemüths-Stille, die Schmerzen wie die Freuden zum Geſang erheben zu können, und gerade dies iſt es, was unſern Flemming auszeichnet. Er hatte ſich ſelber ganz, darum durfte er ſich hingeben; er war feſt geſammelt, darum durfte er ſich zerſtreuen. Er ſcheuete bei ſeiner reinpoetiſchen Geſundheit keinen Schmerz, ſelbſt nicht den der zarteſten Wehmuth, aber lähmender Trübſinn durfte ſich niemals ihm nahen, denn wo er auch ſich befinden mochte, ſo ſtand er doch innerlich wie auf einem ſonnigen Hügel, von wo herab er die Erſcheinungen des bewegten Lebens freudig betrachtete und gläubig zu beziehen wußte.

§. 26.

Er erblickte in ſeinem kurzen Leben ſo manches weit entlegene Land, in das vielleicht noch nie der Fuß eines gebildeten Deutſchen gedrungen war, er lernte Völker kennen, von denen bisher nur dunkle Gerüchte geredet hatten; aber indem er die Eigenthümlichkeit ſo vieler Nationen erkannte, lernte er doch am meiſten ſich ſelbſt erkennen und das, wenn auch nicht immer erfreuliche, doch ſtets ehrenvolle und herrliche Loos ein Deutſcher zu ſein. Alles was er that und litt hatte ſeine Wurzel in Gott und in der Liebe zum Vaterlande. Oft denkt er an daſſelbe zurück, deſſen er ſo ganz würdig war, an die Flur, die ſeine Heimath umgränzte, an die Menſchen, die ihn einſt mit Liebe umgaben, und er giebt Sprache den Wünſchen, daß er ſich nur noch einmal erfriſchen dürfe „an der Luſt des edlen Muldenfluſſes, der ſo ſanfte geht in bergigen Gebüſchen, da wo ihm Hartenſtein den erſten Kuß geboten.“ Singen wolle er da ein „unerhörtes Lied,“ nicht von Krieg und Waffen, ein „Lied von ſtiller Ruh und ſanftem Leben,“ wie der treffliche Dichter dort am Bober gethan, „Ein Lied, das Himmel hätt' und etwas ſolches fühlte, das nach der Gottheit ſchmeck', und rege Muth und Blut *).“

Es ward ihm verliehen was er wünſchte, denn er vermochte in reiner Melodie auszuſagen das heiße Gefühl der Religioſität von dem ſeine Bruſt durchglühet war, es auszuſagen reiner und gediegener als die meiſten der ſpäteren Dichter.

§. 27.

Hier iſt mit beſonderer Auszeichnung das Gedicht zu nennen welches die Sammlung eröffnet und überſchrieben iſt: „Klaggedicht vom unſchuldigen Leiden Chriſti.“ — Ich theilte bereits in meiner Geſchichte und Kritik der deutſchen Poeſie und Beredſamkeit einige Stellen aus demſelben mit und wenn auch ſeit der Zeit durch dieſe und ähnliche

---

*) S. Paul Flemmings geiſt und weltliche Poemata. Jena, 1666, S. 99.

Bemühungen den Dichter wieder einzuführen bei ſeinen Landsleuten, die er ſo ſehr geliebt hat, auch dieſes Gedicht nicht mehr ſo gänzlich unbekannt iſt als damals; ſo darf ich doch jene Stellen auch hier nicht zurückhalten, da ſie zu Flemmings Charakteriſtik unentbehrlich ſcheinen.

Der Dichter hat erzählt, daß die Juden Barraba Freiheit erbeten und Chriſti Tod verlangten. Dann ruf er aus:

O Urtheil ohne Recht, o Strafen ohne Sünden,
Meſſias muß nun fort, er muß ſich laſſen binden:
Zum Kreuz iſt er verdammt. Des wahren Todes Tod,
Des Lebens Leben ſelbſt kommt jetzt in ſolchen Spott.
Der Segen wird ein Fluch, auf das wir Segen hätten,
Vom Fluche frei und los: die Freiheit geht in Ketten
Auf daß wir würden frei. Sein Blut durchſtreicht de
Brief,
Der wider unſer Blut zu Gott ſtets ſchrie und rief.
Er muß auf Golgatha das Kreuze ſelber tragen
Der unſer Kreuze trägt. Er wird daran geſchlagen
Streckt Händ und Füße weg, der doch in ſeiner Mac
Was Auf- und Niedergang, was Tag und Mitternac
In ſich umarmet hält — —
— — — — — — — — — — —
Die Sonne trübt der Fall, der ihren Schöpfer trifft
Sie macht den Tag zur Nacht, das blaue Schloß des Him
mels
Entfärbt ſich ob der That. Von Stürmen des Getümme
Erblaßte Cynthia ſammt ihrer goldenen Schaar
Und eilet an die Wacht, als hoch der Tag noch war
Nocturnus wußte nicht, welch Pferd er ſatteln ſollte,
Auch Alles bebete, gleich ob er fallen wollte
Die Wolken drängten ſich und flohen ſchneller fort,
Neptunus konnte ſelbſt vor Stürmen nicht zum Por
Es zittert die Natur, weil jetzt ihr Vater zaget:
Gott reißet ſich von Gott, vor Durſt der Sch
pfer klaget. —

In dieſem feierlich pathetiſchen Tone und beſonnen gehaltenem Styl gehe das würdevolle Gedicht fort, bis es ſich am Schluſſe zur ſanfteſten Beruhigung neigt:

> Nimm an dies Sterbelied, nimm an den Grabgeſang
> Den, höchſter Freund, aus mir dein grimmer Tod erzwang.
> Erlöſer, habe Dank, Blutbürge ſei gelobet,
> Ruhſtifter, ruhe ſanft, obgleich um Dein Grab tobet
> Der Wächter ohne Macht: Schlaf ein, bis weder Tag,
> Noch Wacht, noch Siegel dich im Grabe halten mag.

§. 28.

Mit dem gleichen Geiſte der würdevollſten Frömmigkeit und demüthigen Hingebung ſind auch die Gedichte „Andacht“ und „an den Erlöſer“ erfüllt; doch iſt begreiflich, daß ſie nur den, der ſich jene Gefühle noch zu erhalten gewußt hat, erfreuen, erheben und rühren können. Zum Glück ſind indeſſen jene Gefühle in Deutſchland ſo feſt gewurzelt, daß man nur ſolche Gedichte wiederzugeben braucht, um einer innigen Theilnahme bei allen Beſſeren verſichert zu ſein. Eine ſolche Erinnerung hat auch den Nutzen, manche ſpäterhin aufgedrungene, halb-geiſtliche und halb-weltliche, mit dem Himmel und der Welt zugleich kokettirende Lieder zu verdrängen und in ihr Nichts zurück zu führen.

Gar manche liebe Gedichte jener Art, die noch im ſiebzehnten und im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts in Kirchen geſungen wurden; ſind ſpäterhin den evangeliſchen Gemeinden entzogen worden, und, ſo viel ich weiß, iſt in den meiſten Geſangbüchern von Flemming nur eines geblieben. Nur Eines, aber ein Leid, „das Himmel hat und etwas ſolches fühlet das nach der Gottheit ſchmeckt und reget Muth und Blut.“ Ich meine das Lied: „In allen meinen Thaten“

Hier iſt Flemming in ſeiner ganzen Eigenthümlichkeit,
fromm und demüthig, aber ſtark und männlich, ſtill und
gelaſſen aber friſch und fröhlich. Und ſo ſei denn auch e
einer jener tauſend und wieder tauſend Beweiſe, daß da
Chriſtenthum nicht die Religion der Trauer und des Trüb
ſinns ſei, ſondern die Religion der **unendlichen Heiter**
keit, und gar wohl dürfen wir hinzufügen, daß jede He
terkeit, die nicht ihren Grund im Chriſtenthum hat, nicht
ſei als Rauſch und Tand und übertünchte Verworrenheit.

Jn dieſer kräftigen Geſichertheit ſehen wir Flemmin
faſt überall in ſeinen Gedichten, z. B. in dem häufig wi
der abgedruckten Sonett: „Sei dennoch unverzagt“ u. ſ. w
und auf dieſelbe Weiſe feierte er die edle Standhaftigkeit de
Zürchers **Rudolf Stadler**, eines Hofuhrmachers zu Jſp
han. Dieſer Mann hatte das Unglück, einen perſiſche
Räuber, der bei der Nacht in ſein Haus einbrach, in d
Nothwehr zu erſchießen, und die Freunde des Entleibte
forderten, daß der kaum geduldete Chriſt für dieſe Th
mit dem Leben büße. Der König hätte ihn gern gerette
mußte aber dem Andrange nachgeben, doch verſprach er de
Schweizer Leben und Gnade, wenn er dem Chriſtenthu
entſagen wolle. Stadler erwiederte, „er ſei keineswege
geſinnet, um des Königs Gnade, Chriſti Gnade zu ve
ſcherzen; den Leib wolle er willig und gern dem König au
opfern; nicht aber ſeine mit Chriſti Blut theuer erkauf
Seele,“ worauf er getroſt in den Tod ging. Ein ſolch
Mann verdiente, auch im Liede zu leben, und Flemmin
war wohl würdig ihn zu feiern:

Dein tapffrer Chriſten-Muth, du werther Schweitzer du,
Jſt ewig lobenswerth, denn da du könnteſt leben,
Haſt du dich willig hin in deinen Todt gegeben,
Was deinen Leib bringt um, das iſt ein kurtzes Nu,

D

Die Seele floh davon ihr kam kein Säbel zu.
Nun ſiehſt du um dich her die Saraphinen ſchweben,
Schauſt an dieß große Nichts, um welches wir ſo ſtreben,
Lachſt deine Mörder aus, und jauchzeſt in der Ruh,
Hier iſt dein Märtrer-Kranz, du Redlicher, du Treuer,
Den nimm mit dir in's Grab, wir wollen deinen Preiß
Durch die erlöſte Welt bei allen machen theuer,
Dein Vaterland ſoll ſein der Erden weiter Kreiß,
Wer ſo wie du verdirbt, der bleibet unverdorben,
Lebt wann er nicht mehr lebt, und ſtirbet ungeſtorben.

§. 29.

Des Dichters höchſter irdiſcher Wunſch war: nach ſo langen, gefahrvollen Irrfahrten das Vaterland wieder zu ſehen, und er ward ihm gewährt. Auf dem Heimwege ward ihm, deſſen Herz bisher für jedes Schöne mit mehr oder minderer Neigung erhoben worden war, das Glück der reinſten Liebe zu Theil, die für ſein ganzes Leben entſcheiden ſollte. Mit doppelter Freude begrüßte er jetzt das Vaterland, und wählte Hamburg zu ſeinem Wohnort, wo ihm die Ausübung ſeiner edlen Wiſſenſchaft, der Arzneikunde, die beſten Ausſichten bot. Er war beſchäftigt, ſich und ſeiner Braut hier eine trauliche Stätte zu bereiten, und ſeine Gedichte zu ſammeln und zu ordnen, die bisher nur locker und loſe durch die Welt geflattert waren, als ihn ein Fieber — vermuthlich die Folgen der langen, zu großen, Anſtrengung — auf's Krankenbette warf, von dem er nicht wieder aufſtehen ſollte. Er hatte das gleich geahnet, und begrüßte den Tod wie ein ächter Dichter und Chriſt.

Hiebei iſt etwas ſehr Merkwürdiges und Erfreuliches zu erzählen. Flemming hatte ſich von jeher in ſeiner dichteriſchen Begabtheit ſehr glücklich gefühlt; aber von Stolz oder gar von beſchaulich prunkender Selbſtgefälligkeit war

nie eine Spur in ihm geweſen. Er hatte die Poeſie betra
tet wie eine heilig fröhliche Kunſt, mit der man ſich und
dern die lauterſte Freude bereitet; doch über das Ma
ſeiner Talente hatte er ſchwerlich jemals nachgedacht, o
doch wohl nur ein ſehr mäßiges ſich zugeſprochen. Da m
um ſelbſt etwas zu ſein, vor allen Dingen ſich erſt
Fähigkeit erwerben muß, fremdes Verdienſt anzuerkennen,
nicht anzuerkennen allein, ſondern mit feuriger Liebe zu
trachten, ſo konnte es nicht fehlen, daß Flemming, der ſe
viel war, auch dieſe Eigenſchaft des freudigen Anerkenn
beſaß.

§. 30.

Opitz erſchien ihm als das zu ſeiner Zeit leuchten
Muſter der deutſchen Dichter, und mit wahrer Herzens
nimmt er jede Gelegenheit wahr, wo er ihn nur irg
rühmen kann, und er wurde bis ins Innerſte erſchütt
als er auf der Heimkehr die Nachricht von dem Tode
Meiſters empfing. Da ſtrömten ihm in wohllautenden
netten die ungemeſſenſten Klagen über den Verluſt des T
ren, und es giebt kein Wort das ihm genügend ſchiene,
Lob des Mannes, und die Trauer über deſſen Verluſt
zuſprechen. Er nennt ihn, wie wir oben vernommen
ben den Herzog deutſcher Saiten, den Pindar, den Hon
den Maro ſeiner Zeit, ja er ruft am Schluſſe den ver
ſten Dichtern zu „ſie möchten nunmehr nur ganz
hören, es gebe doch nichts Würdiges mehr zu beſchreibe
Es iſt wohl vergönnt, über ſolchen Ungeſtüm ein wenig
lächeln; ohne Zweifel jedoch nur ſo wie man etwa über
nen ſehr geliebten Menſchen lächelt, der einmal eine ſt
liche Ueberſchwenglichkeit vorbringt; aber in und nach
Lächeln hat man den vortrefflichen Mann nur noch liebe

Noch einmal ſei es geſagt: Nur wer ſo anerkennen und lieben kann, kann ſelbſt etwas werden, und — Größeres als der geliebte Gegenſtand.

§. 31.

So waltete denn alſo eine tiefe Beſcheidenheit in des Mannes Bruſt, in dem wir jetzt wohl alle den talentvollſten aller deutſchen Dichter des ſiebzehnten Jahrhunderts erblicken, aber die Nähe des Todes, ſo ſcheint es, giebt den edleren Menſchen eine höhere Klarheit, und ſo dichtete Flemming drei Tage vor ſeinem Ende — in dem er aber wie billig nur den reinen Anfang ſah — folgendes Abſchieds-Sonett:

Ich war an Kunſt und Gut und Stande groß und reich,
Des Glückes lieber Sohn, von Eltern guter Ehren,
Frei, Meine; konnte mich aus meinen Mitteln nähren.
Mein Schall flog überweit: kein Landsmann ſang mir gleich.
Von Reiſen hoch gerühmt, vor keiner Mühe bleich,
Jung, wachſam, unbeſorgt. Man wird mich nennen hören,
Bis daß die letzte Glut dies alles wird zerſtören,
Dies, deutſche Klarien, dies Ganze dank ich euch.
Verzeiht mirs, bin ich's werth, Gott, Vater, Liebſte, Freunde,
Ich ſag Euch gute Nacht, und trete willig ab;
Sonſt alles iſt gethan bis an das ſchwarze Grab.
Was frei dem Tode ſteht, das thu' er ſeinem Feinde:
Was bin ich viel beſorgt den Odem aufzugeben?
An mir iſt minder nichts das lebet, als mein Leben.

§. 32.

Wir haben den Dichter ſo eben den begabteſten ſeines Jahrhunderts genannt, aber wir erkennen ſehr wohl das Mangelhafte in manchen ſeiner Gedichte. Der Tod rief ihn bereits im vier und dreißigſten Jahre ſeines Wirkens ab

das heißt, in jener ſchönen Zeit wo wir uns des Genuſ
des Jünglings- und Mannesalters zugleich erfreuen und
eine heitere helle Ruhe in unſer Leben zu kommen pfle
Flemmings Talente ſind nicht völlig zur Reife gediehen, d
heißt aber nur ſeine ſchönen Anlagen alle ſind unter ſ
ſelbſt noch nicht zur völligen Eintracht gelangt, wohl a
hat er einzelne vollendete Gedichte geliefert, wovon wir e
jetzt einen Beweis gegeben. Ferner: da er wie jeder and
ein Kind ſeiner Zeit iſt, ſo trägt er auch manche Spu
und nicht immer die erfreulichſten derſelben. Seine fr
liche Geſundheit verleitet ihn zuweilen zur Weitſchweifig
und Breite, in der er ſich ſelbſt behaglicher gefühlt ha
mag als der Leſer, der ihm ſonſt jenes Gefühl von Her
gönnt. Er liebt den Scherz wie billig, und er ſteht ihm wo
aber er nimmt zuweilen auch mit zu wohlfeilem vorli
und da ihm das beſchreibende Talent in vorzüglichem Ma
gegeben worden iſt, ſo übt er es mitunter an Dingen,
denen wir gern raſcher vorbei gehen möchten. Alle d
Fehler ſind indeß von der Art, daß ſie die Feder leicht
gen kann, ſollte ſie auch durch einige wenige Gedi
von oben bis unten einen Strich machen müſſen.
übrig bleibt iſt völlig genügend, um in ihm eine edle
und immer dauernden Ruhm unſers Vaterlandes zu
kennen."

§. 33.

Auch bei ihm iſt die Geſchichte der Kritik, die er
fahren, beziehungsreich und wichtig. Seine Zeitgenoſſen
freuten ſich ſeiner und liebten ihn herzlich, da aber faſt
ſeine Gedichte eine beſondere Leichtigkeit haben, ſo mein
ſie doch wohl, ſie ſeien auch ziemlich leicht zu verfaſſen,
ſie vermißten die Mühe, die ſie nun einmal zu ſehr ſch

ten und die bei Opitz zuweilen ſichtbar wird. Flemming ſelbſt ordnete ſich ja auch während ſeines ganzen Lebens dem Opitz unter, und ſo thaten ſie es denn auch, indem ſie jenes letzte entſcheidendſte Sonett entweder überſahen oder vergaßen.

Spätere, z. B. der wackere Grammatiker Schottel, lobten ihn obenhin und faſt kaltſinnig wie man etwa einen ziemlich talentvollen Jüngling lobt, der es zu etwas Rechtem hätte bringen können, wenn er nicht ſo früh geſtorben wäre. Nur Morhof macht hier eine ſchöne Ausnahme, indem er mit vielem Feuer den trefflichen Dichter preiſet und inſonderheit auf deſſen Oden die Aufmerkſamkeit der Deutſchen zu lenken bemüht war. Indeſſen ſcheint ſein Lob wenig Eindruck gemacht zu haben, und es iſt ihm ſpäterhin häufig der Vorwurf gemacht worden; als habe er manche Phantaſtereien in Schutz genommen. Dabei wurde den Flemmingſchen Oden manches Böſe nachgeſagt, und man konnte (um doch ein Beiſpiel zu geben) dem Dichter nicht vergeben, daß in einem, faſt möchten wir ſagen „naturtrunkenen" Gedichte die Zeilen vorkommen:

Und die taumelnden Zypreſſen
Haben ihrer ſelbſt vergeſſen,

wobei ſich gute Gelegenheit fand ſchlechten Witz fliegen zu laſſen.

§. 34.

Der trockene Neumeiſter ſpricht in ſeiner Diſſertation gleichfalls nur mit kühlem Lobe von Flemming, doch macht er auf jenes Abſchiedsſonett nicht bloß aufmerkſam, ſondern läßt es von neuem abdrucken. Vielleicht wollte er damit ſagen, es ſei doch wohl gut, wenn man, um dieſes Gedichtes willen, die Kritik Flemmings von neuem beginne, und

er habe nur nicht Luſt und Zeit dazu. Möglich indeß
wegen ſeiner trockenen Natur wahrſcheinlicher iſt es,
er jenes Sonett nur wieder bekannt machen ließ als
Warnungszeichen, wie weit es mit der Ueberſchwenglich
mancher ſonſt talentvollen Jünglinge gehen könne. Da
lobe er ſich den Lohenſtein und Hoffmannswaldau, die
genug geworden.

Dieſe Schule, ihren Führern folgend, welche ſe
Opitzen nur nothgedrungen lobten, wie etwa der hoch
thige Herr einen guten Diener lobt, nahm überhaupt
Flemming faſt gar keine Notiz. Er in ſeiner fröhli
Natürlichkeit mußte den ſeltſam verkehrten, ſchwülſti
Leuten nothwendig läſtig ſein.

Nicht viel beſſer ging es ihm in der Folge. Bodn
herber und roher Geiſt konnte ſich mit Flemming nimmer
tragen oder, was auch wohl möglich iſt, erkannte ihn faſt
nicht, denn er ſtellt ihn in das gewöhnliche Gefolge Opitz
glaubend, und den Glauben ungenirt ausſprechend, er
nur fremde Flüge nachgeahmt. Bodmer hat das gegla
er, der ſelbſt nie eine eigene Idee gehabt, und von dem
land mit Recht ſagt, er habe (als Schriftſteller) „geſto
wie ein Nachtrabe.“

Gottſched hatte viel guten Willen Flemmingen zu
men, aber er that es vielleicht nur aus Patriotismus,
unmöglich konnte ſein dürftig magerer Geiſt, der ſtets
ſchen zwei engen hölzernen Geländern ging, Freude fi
an dem lebenswarmen reichen Dichter, der ſich an den „Sc
derſcherz“ der falſchen Regeln nimmer gekehrt hat. G
ſcheds Anhänger thaten wie er, und lobten Flemminge
Proſa und in Verſen; aber es iſt nicht erfreulich, ihr „
kommen Bruder,“ zu vernehmen. Dennoch ſoll ihr g
Wille anerkannt werden, da er wenigſtens weit beſſe
als rohe Abſprecherei.

§. 35.

Späterhin erwarb ſich Zachariä einiges Verdienſt um den Dichter, oder vielmehr um einen ziemlich kleinen und nicht immer vorzüglichſten Theil deſſelben. Zachariä ſcheint doch wohl mehr durch Flemmings Leben und ſeltſame Abenteuer als durch den Dichter ſelbſt angezogen worden zu ſein. Der Letztere erfreut ihn nur in ſeinen beſchreibenden und lehrenden Verſen; von den Oden, Liedern und Sonetten will er nicht viel wiſſen. So trägt Zachariä allerdings ſelbſt einen Theil der Schuld an der Kälte, mit der das Publikum ſeine Auswahl aus Flemming aufgenommen hat. Wer den andern Theil trägt iſt klar genug, denn jene Auswahl, ſo mangelhaft ſie auch iſt, hätte doch mehr Dank verdient als ihr zu Theil geworden.

Nach Zachariä ſchien Flemming ganz vergeſſen, und es war wohl nur des Herkommens wegen, daß man ihm in halbvergeſſenen Lehrbüchern und gutgemeinten aber ungenügenden Beiſpielſammlungen ein Plätzchen einräumte, bis endlich Wilhelm Schlegel in zwei würdigen Sonetten, das Andenken des Dichters feierte. Als aber — es war bekanntlich 1800 — dieſe beiden Gedichte zum erſtenmale im Druck erſchienen, da fragten manche, wer denn doch wohl dieſer Flemming ſei, der „durch Wüſteneien, Barbaren, ſelbſt bis an's Bett der Sonne vorgedrungen.“ Einige meinten kühnlich, er werde wohl mit zur ſogenannten neuen Schule, die freilich nie exiſtirt hat, gehört haben, und es möge doch wohl nicht viel an ihm geweſen ſein; Andere, gründlicher geſinnt, ſchlugen in alten Aeſthetiken und Beiſpielſammlungen nach und fanden, der Mann ſei lange genug todt, und könne deshalb allenfalls ein wenig gelobt werden. Geleſen ward er faſt gar nicht mehr, denn was die letzte Oſter- und Mi-

chaelmeſſe gebracht war viel leichter zu bekommen und be
quemer zu leſen.

§. 36.

Deshalb widmete ich in mehreren Schriften, inſonde
heit aber in meiner Geſchichte der deutſchen Poeſie und B
redſamkeit, dem theuern Dichter einen ziemlich ausführliche
Abſchnitt, in welchem ich ſeine Verdienſte näher anzudeute
ſuchte. Da mir die Sache recht von Herzen ging, ſo fan
was ich vorbrachte, einige Theilnahme, und ich habe ſei
dem mit Vergnügen geleſen und gehört, daß man ſeine
mit größerer Achtung und Liebe und mit beſſerer Kenntni
gedenkt als jemals.

Endlich iſt auch noch vor kürzem durch Guſtav Schwa
eine Auswahl aus Paul Flemmings Gedichten erſchienen
die mancher billigen Forderung ein Genüge leiſtet, beſonde
in Beziehung auf Flemmings Leben, welches genau und a
ziehend beſchrieben worden. Es würde indeſſen die Ausbeu
aus der Fülle der übergangenen Gedichte noch imme
bedeutend genug ſein, um den Wunſch rege zu erhalten, da
auch ſie mögen an das Tageslicht gefördert werden.

§. 37.

Friedrich Freiherr von Logau,

(geb. 1604, geſt. 1655.)

Von ſeinem äußern Leben wiſſen wir nichts weiter, a
daß er die Stelle eines Kanzleiraths bei Ludwig IV., He
zoge von Liegnitz und Brieg, bekleidete, und Mitglied de
Fruchtbringenden Geſellſchaft war, in der er den beſcheid
nen Beinamen des „Verkleinernden“ führte. Ueber ſei
inneres Leben geben ſeine Gedichte den beſten Aufſchluß

und er zeigt ſich uns überall als einen ſinnigen Mann voll tiefer Liebe für ſein Vaterland, deſſen Leiden und Irrungen er ſich ſehr zu Herzen nimmt, und bald mit Wehmuth, bald mit Witz, oft auch mit beiden zugleich betrachtet. Als einen würdigen Geſchäftsmann, der, in großen Verhältniſſen lebend, nichts häufiger vermißt als — Zeit zur Ausbildung ſeiner reinen und tiefen Anſchauungen und Gedanken, der aber ſtets in der Erfüllung ſeiner Pflicht und in der Poeſie des Lebens ſelbſt ſeinen Troſt findet. Da ihn jedoch ein großes Talent und eine unbezwingliche Neigung auch zu der Poeſie treiben, wie ſie ſich in gemeſſener Rede offenbart, ſo wählt er die Gattung, welche in ihrer gedrängten Kürze die wenigſte Zeit zum — Niederſchreiben erfordert: das Epigramm, die Ueberſchrift, das Sinngedicht, den Spruch. Solcher Gedichte gab er zuerſt im Jahre 1638 nur zweihundert heraus, und im Jahre 1654 einen Band von dreitauſend, denen er jedoch mit liebenswürdiger Liberalität noch 558 zugegeben hat.

§. 36.

Seine Zeitgenoſſen und die Nachwelt ſind über hundert Jahre lang höchſt ungerecht gegen ihn geweſen; denn man hat nur in ihm geblättert, nicht aber ihn geleſen, und ſo iſt es gekommen, daß alle deutſche Literaturhiſtoriker und Kritiker jener Zeit von ihm reden wie von einem erträglich mittelmäßigen Epigrammatiker. Führen ſie Sinngedichte von ihm an, ſo ſind es gewöhnlich die ſchlechteſten, deren nothwendig unter einer ſo ungeheuren Anzahl ſich auch einige finden. Wäre hier nicht von Deutſchen die Rede, die doch in der Regel gutmüthig ſind, ſo möchte man faſt einen böſen Willen vermuthen; es iſt aber nur Nachläſſigkeit, doch freilich eine unverzeihliche. Manche jener ſoge-

nannten Kritiker ſcheinen auch in dem unglückſeligen Wa
geſtanden zu haben, als ſei die ganze Gattung des Sinngedic
nicht ſehr hoch anzuſchlagen, und es dürfe ein Epigramm
tiker ſchon zufrieden ſein, wenn man in ſeinem Werke n
blättere. Bei Gottſched, der ſonſt allerdings eine große u
nutzbare Kenntniß wenn auch nicht von dem Geiſt doch v
den Titeln der Werke der altdeutſchen Dichter hatte, iſt j
elende Anſicht völlig deutlich. Er, der ſelbſt die unbed
tendſten kannte und leider auch wohl beſchützte, weiß ni
einmal Logau's Namen richtig zu ſchreiben, und
handelt ihn wie einen mittelmäßigen Mann, der einm
ein paar erträgliche Einfälle gehabt hat. Noch befremden
iſt, daß der grundgelehrte Morhof unſern Dichter gar ni
kennt, denn er wandte ſich an Wernike mit der Bit
den europäiſchen Völkern zu zeigen, daß die deutſche Spra
auch die epigrammatiſche Kürze erreichen könne. Was
von Wernike verlangte, und was dieſer, zuweilen kra
genug, doch ohne Anmuth erfüllte, hätte er bei Logau
der ſchönſten Fülle längſt finden können.

§. 39.

Aber das allerhöchſte Erſtaunen wird uns dann erſt
greifen, wenn wir erwägen, daß Logau's Sohn, der Fr
herr Balthaſar Friedrich, der Freund Lohenſteins, H
mannswaldau's und Chriſtian Gryph's, ein gelehrter Ma
und eifriger Beſchützer der deutſchen Poeſie, das große T
lent ſeines Vaters gar nicht gekannt zu haben ſcheint, u
deshalb auch nichts für die Werke deſſelben, von denen
ihrer Vollſtändigkeit nur eine einzige und wie es ſchei
ſehr kleine Ausgabe vorhanden war, gethan hat, — E
der doch in ſeinem literariſchen Eifer ſo weit ging, daß
Chriſtian Gryph's „Entwurf der Ritterorden" wider W

len des Verfaſſers drucken ließ. Was Wunder denn alſo, daß ein ſpäterer Enkel, Heinrich Wilhelm von Logau, welcher 1737 ein „poetiſches Vergnügen“ herausgab, ſich das viel beſſere poetiſche Vergnügen verſagte, der Werke ſeines edlen Vorfahren zu gedenken. Es wäre dies doppelt zu wünſchen geweſen, da der Enkel, im Beſitz einiger Kenntniß von dem Verdienſt des Vorfahren, ſeine eigenen matten Reime vermuthlich würde unterdrückt haben.

Aber auch ſchon in der früheren Zeit war der Name Logau, ſelbſt in der literariſchen Welt, ein gefeierter, denn wir finden einen Georg von Logau in der erſten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts, als einen der beſten Dichter, der ſich nur in der Sprache vergriff, indem er die lateiniſche wählte; doch ſelbſt dieſer Umſtand konnte unſern Friedrich nicht vor der ungerechteſten Zurückſetzung ſchützen. Er ſollte nun einmal den traurigſten Beleg für deutſche Vergeßlichkeit abgeben.

§. 40.

Nur ein einziger Schriftſteller ſcheint mit Ernſt daran gedacht zu haben, den Dichter ſeinen Landesleuten wieder zuzuführen, indem er ihnen im Jahr 1702 ein Werk unter dem Titel „S. v. G. (Salomon von Golau) auferweckte Gedichte“ übergab, wodurch deutlich genug gezeigt wird, daß er dieſelben als begraben (ja wohl lebendig begraben!) anerkannt. Der Wille ſelbſt mochte gut ſein, aber leider konnte Logau wohl kaum in ſchlechtere Hände fallen als in dieſe. Dieſer Auferwecker, der ſich ſelbſt nicht nennt, hat gleichſam nur zum Zeitvertreib den Logau vorgenommen, um ihn zu überarbeiten, erklärt aber nicht undeutlich, daß er ihn ſelbſt dem Herrn von Hoffmannswaldau ſo wie überhaupt den neueren deutſchen Poeten gebührend unterordne.

Ein ſolcher Menſch konnte natürlich nur ſchlecht n
und das Schlechtgewählte nur ſchlecht verändern; ja u
Uebel vollſtändig zu machen, hat er noch eine große
von unbedeutenden albernen und im höchſten Grade
loſen Gedichten von andern längſt vergeſſenen Poeten
geben. Ihm ſelbſt aber haben dieſe heilloſen Sche
wohl gefallen, daß er die ganze Sammlung auf dem
blatte „heroiſchen Geiſtern“ widmet.

§. 41.

Für alle dieſe Ungerechtigkeiten ſollte Logau endli
der ſpäten Nachwelt Erſatz finden. Ein nunmehr gün
Geſchick wollte, daß vielleicht in der regſten Zeit
Literatur der regſamſte aller damaligen Schriftſteller, L
die Werke des Vergeſſenen fand, deſſen Werth, wi
von ſelbſt verſteht, ſogleich erkannte und mit ſchönem
und reinem Eifer der Mitwelt verkündete. (S. Lit
briefe 36 u. 43). Im Jahre 1759 kam endlich di
zwölf Büchern beſtehende Auswahl der Sinngedichte h
ein Werk, für welches wir allerdings den Heraus
Leſſing und Ramler ſehr zu danken haben, das jed
nesweges in jeder Rückſicht als genügend erſcheinen
Zuvörderſt wäre in jedem Falle aus den 3553 Ged
des Originals noch gar manches Schätzbare nachzu
doch wenn wir auch hier den Umſtand gelten laſſen
daß das deutſche Publikum auch durch ein ſcheinb
Zuviel leicht verſchüchtert werden kann, ſo iſt doch Ra
überharte Feile, die bekanntlich mitunter zur völligen
ſpel wird, hier oftmals ſehr ſtörend, läſtig und Ge
mend. Wie aber der Irrthum, als ſolcher, überhaupt
Gränze hat, ſo wuchs auch der Irrthum der Ramler
Feile faſt mit jedem Jahre; daher iſt es gekommen, d

der neueſten Auflage jener Sinngedichte (vom Jahre 1791) mit noch größerm Starrſinn gegen den Geiſt des lieben Alten angekämpft worden iſt.

§. 42.

Deſto größeres Lob verdient Leſſing, theils für ſein Finden und Verkünden des Dichters, theils für ſeine Anmerkungen über die Sprache deſſelben. Zwar weiſet man ihm in dieſer Hinſicht nur die zweite Stelle nach Opitz an, denn auch Tſcherning wird über ihn geſtellt; dennoch heißt es gleich darauf ſehr richtig: „das Sinngedicht konnte ihm (dem Logau) die beſte Gelegenheit geben, die Schicklichkeit zu zeigen, welche die deutſche Sprache zu allen Gattungen von Materie unter der Bearbeitung eines Kopfs erhält, der ſich ſelber in alle Gattungen von Materie zu finden weiß. Seine Worte ſind überall der Sache angemeſſen: nachdrücklich und körnicht wenn er lehrt; pathetiſch und vollklingend, wenn er ſtraft; ſanft einſchmeichelnd, angenehm tändelnd, wenn er von Liebe ſpricht; komiſch und naiv, wenn er ſpottet; poſſierlich und launiſch, wenn er bloß Lachen zu erregen ſucht.“

Mit Recht betrachtet deshalb Leſſing den Dichter auch als eine wahre Fundgrube für die Sprachforſcher *); aber

---

*) Wer würde es glauben, wenn es nicht mit deutlichen Buchſtaben gedruckt zu leſen wäre, daß Leſſing in dem kleinen Wörterbuche, welches er für die Ausgabe des Logau verfaßte, bei dem Worte „bieder“ klagen mußte: „Wir laſſen dieſes alte, der deutſchen Redlichkeit ſo angemeſſene Wort muthwillig untergehen.“ Er beruft ſich auf Friſch, der den Paſſionsgeſang anführe: „O Menſch bewein dein Sünde groß u. ſ. w.“ worin es noch vorkomme. Er rühmt dann ferner die nachdrücklichen Compoſita „Biederweib, Biederherz, Biederweſen“ und vorzüglich „Biederlob,“ welches das Lob bedeute, das ein Bie-

weil er alt iſt, hätte auch noch viel mehr von ihm aufgenommen werden können.

§. 43.

Betrachten wir nunmehr den Dichter ſelbſt, ſo iſt allerdings unwiderſprechlich was von den Herausgebern angeführet wird, daß wir in ihm allein einen Martial, einen Catull und Dionyſius Cato beſitzen. Aber ich möchte nicht gern bei dieſen Bezeichnungen durch alte Namen ſtehen bleiben, ſondern wir wollen überhaupt in ihm anerkennen: Unerſchöpflichkeit bei der größten Originalität; denn unter hundert Sinngedichten findet ſich kaum eines wo er etwas entlehnt hat — Leichtigkeit, Anmuth, großartige Satire, ernſte Sinnigkeit, blühender, derber, feiner, ſcharfſchneidender, gutmüthiger, Witz. Auch er iſt, wie Opitz, Flemming, Gryph und wie alle ſeine dichtenden Zeitgenoſſen verwundet durch die greuelvolle Zeit; aber dieſe Wunde hat ihn nicht nur nicht um die Geſundheit, ſondern auch nicht um die Beweglichkeit und Raſchheit des Geiſtes gebracht. Auch bei den tiefſten Leiden iſt ihm noch ein Lächeln übrig geblieben, ein kleines wenigſtens, ohne welches ein Dichter nie ſein kann, wenn er als Dichter leben will.

§. 44.

Beileau erklärt bekanntlich, das Epigramm ſei oft nichts weiter als ein mit zwei Reimen geſchmücktes Bonmot, ein Ausſpruch, der dem etwas welken Manne nicht viel Mühe kann gemacht haben. Es ſoll nicht geleugnet werden, daß ſich dergleichen gereimte Bonmots auch bei

---

mann dem andern ertheile. — — Darauf aufmerkſam zu machen war alſo nöthig im Jahr 1759!

Logau finden; faſt immer aber iſt ihm das Epigramm, wie billig mehr, viel mehr: — eine Ueberſchrift zu den bedeutendſten Lebenskapiteln, oft ein in die Kürze gezogenes Lebenskapitel ſelbſt, eine Ouvertüre zu der Lebensoper, deren Charakter in wenigen Accorden angedeutet wird, ein kleiner Lebensgenius, der den Lebensgott bekränzend erklärt, oft eine Biene, die nur leiſe ſtechend gleich den erfreuenden Honig ſtechend mitbringt, ein goldener Pfeil, deſſen bloße Schwingungen ſchon erfreuen, und der faſt immer an das rechte Ziel gelangt, oft eine kleine Welt, die doch ſo groß iſt, ſich aber ſchonend ſcherzend verhüllt und — klein gemacht hat. In der That würde nur ein ſehr geringes Talent vonnöthen ſein, um aus manchen zwei- oder vierzeiligen Sinngedichten ein Gedicht von hundert Zeilen zu verfertigen, das mit Ausnahmen der — doch wohl eigentlich überflüſſigen — 96 oder 98 Zeilen recht gut ſein möchte.

§. 45.

Logau ſelbſt ſcherzt mitunter über die große Menge ſeiner kleinen Sinngedichte; aber es fehlt ihm doch auch keinesweges ganz an größeren, von denen manche als Lehrgedichte, manche als Catulliſche Lieder, ohne doch im Mindeſten nachgeahmt zu ſein, gelten können. Zugleich erzählt er uns, daß er in ſeiner Jugend gar viel von Liebe geſungen habe, welches ihm jedoch alles im Kriege abhanden gekommen ſei.

Was in meiner Jugend Maien
Von der Venus Kindeleien
Ich getändelt auf Papier
Dieſes auch entführt er mir u. ſ. w.

Da er ſelbſt dem Mars dieſen Raub verzeiht, ſo wollen wir uns nicht mehr weiter über dieſen Verluſt grämen, ſondern uns deſto mehr an das halten, was ſich gerettet hat. Niemand glaube, Logau ganz zu kennen, der ihn nur durch die Ramleriſche Ausgabe kennt; aber wie lernt man ihn kennen, da die Originalausgabe ſo überaus ſelten iſt, daß in ganz Deutſchland vielleicht kaum noch vier oder ſechs Exemplare aufzutreiben ſein möchten. Mir ſelbſt hat ein günſtiger Zufall eines dieſer ſeltenen in die Hand geſpielt, und ich halte für meine Pflicht, hier aus demſelben zu geben was zu des Dichters Charakteriſtik nöthig und bedeutend iſt. Der Titel lautet „Salomons von Golau deutſcher Sinngetichte dreitauſend," welcher, in Kupfer geſtochen, zwiſchen zwei höchſt widerwärtig gezeichneten Genien, Luſt und Koſt, ſo wie unter einer ſchwebenden Fama, (hier: Gerüchte) die ein Nachtwächterhorn zu blaſen ſcheint, aufgeſtellt iſt. Unten ſitzen an einem großen verhangenen Tiſche drei Männer ſtattlich gekleidet, aber mit ſehr unintereſſanten Geſichtern, als hielten ſie Gericht über die Gedichte, welche in einiger Ferne, ſo daß ſie dieſelben nicht leſen können, aufgeſchlagen liegen. Dann folgt der gedruckte Titel nebſt der Unterſchrift „Breßlaw In Verlegung Caſpar Kloßmanns, Gedruckt in der Baumanniſchen Druckerey, durch Gottfried Gründern." Eine Jahrszahl fehlt. Die Seitenzahlen endigen mit jedem Tauſend der Gedichte, das erſte hat 237, das zweite 194, das dritte 190 Seiten, die Zugabe geht dann bis 261.

§. 46.

Der Inhalt der Gedichte iſt allerdings höchſt mannigfaltig, denn ein Theil derſelben, welcher reine Lebenserfahrungen mittheilt, iſt ſo reich, daß wir ihn in keine einzelne Fächer, die wir ohnehin nicht lieben, eintheilen mögen, ein anderer iſt rein chriſtlichen Inhalts, tröſtlich, ſanft und

kräf

kräftig, und, wenn auch manche mittelmäßige hier mitunter laufen, ſo verdient es doch Rüge, daß Ramler von dieſer Gattung ſo ſehr wenige aufgenommen. Ein anderer Theil ſchildert meiſt mit Bitterkeit das Hofleben, ein anderer (der bei weitem ſchlechteſte) wird ſelbſt zuchtlos, indem er ſich gegen die Zuchtloſigkeit in den Verhältniſſen unreiner Liebe und verletzter Eheheiligkeit richtet, ein anderer und nicht geringer ſchildert den damaligen Krieg und deſſen Folgen. Dieſer letzte Theil iſt auch hiſtoriſch ſehr wichtig, und um ſo wichtiger, da über jene Zeit ſo manche große Irrthümer bei der Mehrheit des deutſchen Publikums ſich feſtgeſetzt haben. Man hat gar manche neuere Darſtellungen deſſelben, in denen jener Krieg faſt romantiſch erſcheint, mit großem Vergnügen geleſen; und als lebhaft geſchriebene Halb-Romane laſſen ſie ſich auch mit Intereſſe leſen; doch von dem Kriege erfahren wir wenig, wohl aber manches Irrige. Hören wir deshalb über tragiſche Weltbegebenheiten unſern Logau mit gebührender Aufmerkſamkeit an, ihn, den Zeitgenoſſen, der genau bekannt war mit Fürſten und Edelleuten, mit Staatsmännern und Kriegern, Bürgern und Bauern, ihn, der alles theils geſehen, theils ſelbſt durchkämpft hatte. — Wir laſſen ihm dabei gänzlich ſeine alte Sprache.

Die unartige Zeit.

Die Alten konnten frölich ſingen
Von tapffern deutſchen Helden-Dingen
Die ihre Väter außgeübet.
Wo Gott noch uns ja Kinder giebet;
Die werden unſrer Zeit Beginnen
Beheulen, nicht beſingen künnen.

Die blühende deutſche Sprache.

Deutſchen ſind ſo alte Leute,
Lernen doch erſt reden heute,

Wann ſie lernen doch auch wollten
Wie recht deutſch ſie handeln ſollten

An die Schweden.

Alles Inſelt von dem Vieh, das ihr raubtet durch d
Land,
Aſche von geſammtem Ort, den ihr ſetztet in den Brand
Gebe Seife nicht genug: Auch die Oder reichte nicht,
Abzuwaſchen innren Fleck, drüber das Gewiſſen richt;
Fühlt es ſelbſten was es iſt, ich verſchweig es jetzt mit Fle
Weil Gott was ihr ihm und uns mitgeſpielet, ſelbſten we

Haus-Weſen.

Viel erdulden, nichts nicht fechten,
Schaden leiden, doch nicht rechten
Andere vällen, ſich entleeren;
Lohnen, doch den Dienſt entberen;
Immer geben, nimmer nemen;
Nimmer lachen, immer grämen;
Herrſchen, gleichwol dienen müſſen
Viel verwenden, nichts genieſſen;
Wenig haben, offte geben;
Selbſten fallen, andre heben;
Wann denn Gut, Blut, Mark und Kräfften
Liegen für ſo viel Geſchäfften,
Wie der alte Hund den Knüttel
Dulden den Rebellen-Tittel;
Dieſes bringt die Wirthſchaft mitte
Lobt ſie, lieben Leut, ich bitte!

Aus einem Gedicht: „Deutſche Sprache.“

Die Muſen würckten zwar durch kluge Tichter-Sinnen,
Daß Deutſchland ſollte deutſch und artig reden künnen;
Mars aber ſchafft es ab, und hat es ſo geſchickt
Daß Deutſchland iſt Blut-arm, drum geht es ſo geflickt.

§. 47.

In einem langen Gedicht „Die aufgeweckte Chimära" heißt es:

Es iſt der tolle Krieg; der ſein ſelbſt eigne Wiege
Hat um und um geſtürtzt, daß unten oben liege
Es iſt der thör'chte Krieg; der ſonſten nichts erſiegt,
Denn daß er ſagen mag „doch haben wir gekriegt."

Dieſer Krieg, lehrt das Gedicht, ſei zuerſt ein Löwe geweſen, habe kühne Thaten verübt und Deutſchland ſei noch deutſch geweſen. Dann kam der „ſüße Brauch auf, fette Beute zu machen," ſelbſt aus dem „was Gott gehabt." Sold zahlte man nur ſelten noch, und ſo ward der Krieg zu einer — Ziege. Man machte keinen Unterſchied mehr zwiſchen Freund und Feind, vertrieb den Wirth vom Hauſe, und nahm alles was man fand wie eine ſchuldige Gebühr.

Als wie der ſcharffe Zahn der Ziegen auch die Rinden,
An Blättern nicht vergnügt, von Bäumen pflegt zu ſchinden

— — — — — — — — — — —

Drauß kümmet nun der Drach, das Ende wird zur Schlange,
Der Krieg, der aller Welt bisher macht ängſtlich bange,
Wird ärger noch als arg, keucht gar in's Teufels Art,
Wird raſend, ſo ein Menſch noch wo gefunden ward
Der Gott, der Ehre, Zucht und Recht wünſcht nachzuſtreben,
Will gar nicht daß ein Menſch auff Erden mehr ſoll leben
Der nicht Soldate ſey, und ihm ſich ähnlich macht,
Und was nur menſchlich iſt, verwirfft, verbannt, veracht.
Sein Gifft ſchont keinen Stand, Amt, Würde, Freundſchaft, Ehre,
Was lebt, lebt darum noch, daß er es gantz verſtöre,

Bis daß nichts übrig ſey, und niemand mehr nichte hat,
Drauff braucht er alle Macht, drauff ſucht er allen Rath
Sein Gifft iſt ſo vergifft, daß er ſich ſelbſt vergifftet
Und ihm ſein eignes End auß eignen Raſen ſtifftet;
Und wie der Scorpion in ſich zuletzte ſticht,
Wann Feuer umb ihn her wird etwan angericht
Und wie es Schlangen geht, daß ihnen ihre Jungen
Zu einer ſchönen Rach auf ſo vergiffte Zungen
Zerreiſſen ihren Bauch: Auf daß des Krieges Frucht
Der Mutter Henker ſey u. ſ. w.

Der deutſche Krieg.

Was hat doch bracht das deutſche Kriegen.
Daß wir nun ruhn, weil wir ja liegen.

Künftige Barbarei.

Wie ſparſam werden ſein nach uns die Künſte-Künner,
Weil jetzt ſo ſparſam ſind bei uns die Künſte-Günner,

Theure Ruh.

Deutſchland gab fünf Millionen
Schweden rechtlich zu belohnen,
Daß ſie uns zu Bettlern machten
Weil ſie hoch dies Mühen achten:
Nun ſie ſich zu Ruh gegeben
Und von Unſerm dennoch leben,
Mus man doch bei vielen malen
Höher ,noch die Ruh bezahlen *).

---

*) Die ſchwediſchen Heere koſteten dem deutſchen Reic
nach dem Friedensſchluſſe noch täglich 120,000 Thaler, u
man erließ dem armen zerquälten Deutſchland von den fr
her als Contribution geforderten 5 Millionen Thalern nicht n
nichts, ſondern verlangte auch noch 200,000 dazu, die man f

Der rechtſchaffene Friede.

Der Fried iſt nun gewiß, Ruchloſigkeit gewiſſer,
Viel Frevler hat es noch, und wenig rechte Büßer:
Iſt Friede da mit Gott? Wird Friede Friede ſein
Iſt Friede nicht mit Gott? Iſt Friede nur ein Schein.

§. 48.

Es ſei genug an dieſen Kriegs- und Friedens-Sinngedichten, die leicht noch mit gar vielen andern in der Sammlung befindlichen vermehrt werden könnten. Sie geben, dünkt mich, ein deutliches Bild von jener Zeit, denn hier redet nicht der Phantaſiereiche Dichter, ſondern der ſcharfdenkende und anſchauende Mann, der nur auf Einen Punkt verſammelt was zerſtreut und zerfahren umherliegt.

Auch fehlt es ihm bei aller Bitterkeit, die ihm der Anblick ſolcher — zum Theil durch eigne Schuld veranlaßten — Leiden geben mochte, doch keinesweges an Troſt, wofür ſich häufig ſchöne Belege finden, von denen hier nur einer der vollgültigſten mitgetheilt werden möge.

Ueberall Krieg.

Weil nunmehr die gantze Welt
Wider ſich zeucht ſelbſt ins Feld,
Kann der Glaub in ſolcher Zeit
Auch nicht bleiben ohne Streit.

---

den letzten Transport der Truppen anzurechnen vergeſſen habe. Fürſt Piccolomini gewährte alles, da er ſich in der traurigen Lage zu befinden glaubte, nichts mehr nicht wollen zu dürfen. Um jene Summen aufzubringen wurde in den meiſten deutſchen Landen eine Steuer ausgeſchrieben, über welche Logau häufig bittere Klage führt, denn nur zu häufig fand ſich völlige Unmöglichkeit noch etwas zu geben.

Dennoch führt er ſo den Krieg,
Daß Geduld behält den Sieg,
Daß die Hoffnung kriegt die Kron,
Und beſtand den rechten Lohn.

Wer aber ſo geſinnt iſt, dem dürfen wir zutrauen, daß er nicht auf grelle Uebertreibungen ausgehe.

Uns aber ſei die Erinnerung an jene Zeit, ſo ſehr ſi auch unſer Herz verletzt, eine Aufmunterung zur freudigen Dankbarkeit, über die unendlich glücklichere und rühmlicher Zeit, in der wir leben.

§. 49.

Gern theilte ich hier noch gar manche liebe Gedicht aus der füllreichen Sammlung mit, aber der Raum dieſe Werks erlaubt nur noch wenige ausgezeichnete aufzunehmen um doch nicht mit jenen trüben Kriegsepigrammen z ſchließen.

Der natürliche Menſch.

Ein Maulwurf in dem Geiſtlichen, im Weltlichen ein Luch
Ein Eſel in dem Nützlichen: im Schädlichen ein Fuchs,
Iſt jeder Menſch der ſeinen Geiſt
Der Himmliſch iſt, mit Erde ſpeiſt.

Frage.

Wie willſt du weiße Lilien zu rothen Roſen machen?
Küß eine weiße Galathee: ſie wird erröthend lachen.

Grabſchrift eines lieben Ehegenoſſen.

Leſer, ſieh! Erbarme dich dieſes bittern Falles!
Außer Gott war in der Welt was hier liegt, mir Alles!

Dienſtag und Freitag.

Eh als der Freitag kümmt, kümmt Dienſtag immer vor:
Welt ſpannt zuvor in's Joch, eh Himmel hebt empor.

Gute Werke.

Daß Gott mir durch ſein Werk in mir den Glauben ſtärke
Für diß Werk gelten nichts viel tauſend meiner Werke.

Die Augen.

Wie viel Augen hat der Himmel, da er mit die Erd anblickt?
Was für Augen hat die Erde, die ſie auf gen Himmel ſchickt?

Braut und Bräutigam.

Lieb und Haß bepaart ſich, die ſonſt gezweit;
Liebe: zur Geſellſchaft, Haß: der Einſamkeit.

Stunden-Glocke.

Die Glock iſt unſer Wächter und ſaget uns die Stunden
Nicht die, die kummen ſollen, nur die die weg ſich funden.

An den Leſer.

Leſer wie gefall ich Dir?
Leſer wie gefällſt Du mir?

Der Mai.

Dieſer Monat iſt ein Kuß, den der Himmel giebt der Erde,
Daß ſie, jetzo eine Braut, künftig eine Mutter werde.

Das letzte Epigramm iſt allgemein gekannt und allgemein bewundert, und ſchwerlich dürfte ſich in irgend einer Sprache ein Maigedicht finden, das mehr ſagt, und in zwei Zeilen gewiß nicht. So iſt auch das vollendet naive Sinngedicht „an den Leſer" durch Jakobi's Allwill berühmt geworden, aber vergeſſen ſcheint, was doch deutlich genug iſt, daß dieſes Gedicht gewiſſermaßen für alle bedeutende Werke, als beruhigendes Motto paßt.

Ich ſchließe dieſen Abſchnitt mit dem erneuerten Wunſche, den Logau, ſeiner Urgeſtalt genähert, dem deutſchen Publikum von neuem überliefern zu können. „Genähert" ſage ich, denn was die Rohheit und Zuchtloſigkeit der Zeit, die auch ihm in einzelnen unglücklichen Momenten nicht fern blieben, eingegeben haben, ſoll, wie billig, gänzlich unterdrückt werden. Bleibt ihm doch des Trefflichen ſo viel.

§. 30.

Andreas Gryph,

(geb. zu Glogau in Schleſien am 2 Oktober 1616, geſt. als Landſyndikus des Fürſtenthums Glogau am 16 Julius 1664.)

Früh berührt von dem Leiden Deutſchlands zeigte er ſich ſchon als Jüngling wie ein kraftreicher Mann, bis endlich im Jahr 1636 Verfolgung ihn veranlaßte, das unglückliche Vaterland zu fliehen, worauf er, mit ſteter Sehnſucht nach der Heimath, zehn Jahre lang bald in Holland, Frankreich, England und Italien ſich aufhielt. Die Fremde hatte keine andere Wirkung auf ihn, als daß ſie ihm neue Anſchauungen und Kenntniſſe gewährte; aber auf ſein Gemüth machte ſie gar keinen andern Eindruck, als es in ſich ſelbſt zu ſtärken, denn er war einer der aller entſchiedenſten Deutſchen, wenn anders zugegeben wird, daß intenſive Gedrängtheit deren Hauptcharakter ausmacht.

Im Jahr 1646, wo die Verhältniſſe für ihn ein wenig günſtiger wurden, kehrte er mit großer Herzensfreudigkeit nach Deutſchland zurück, und nur dieſe erklärt uns, wie er, einer der allerernſthafteſten, mitunter ſogar ſchwerſinnigſten Dichter auch Luſtſpiele und Poſſen habe ſchreiben können. Bereits im folgenden Jahre erhielt er, mit rühmlicher Auszeichnung ſeines Fürſten, die Stelle des Landſyndikus des Fürſtenthums, und mit großer Wärme und Liebe wurde jetzt alles aufgenommen was der ſo früh geprüfte Mann ſeinen Landsleuten als Dichter übergab, denn ganz beſonders erfreute er dieſelben durch den Gedanken, daß ſie in ihm auch einen ſehr bedeutenden dramatiſchen Künſtler beſäßen, deſſen Mangel ſie bisher gar wohl gefühlt hatten. Endlich ward er auch Mitglied der fruchtbringenden Geſellſchaft, deſſen glänzendes Oberhaupt ihm den höchſten Beinamen des „Unſterblichen“ beilegte, den jedoch der beſcheidene Mann abzulehnen bemüht war. Er ſtarb, innig betrauert, in ſeinem ſtaatsbürgerlichen Beruf, vom Schlage getroffen in der Mitte der verſammelten Landſtände.

§. 51.

Gryph's Talent hat ſich nach manchen Seiten hin ausgeſprochen. Seine Epigrammen bezeichnen oft einen nicht unbedeutenden Gefühls- oder Reflexions-Moment, doch erlaubte ihm ſein frommer Sinn nur ſelten, jenen Dichtungen den Stachel zu geben, nachdem er, durch einſeitige Theorie verführt, ſtreben zu müſſen glaubte. Weit größer iſt er im Sonett, in welchem er ſogar zuweilen Flemming übertrifft und ſelten ihm nachſteht. Hier iſt es — ſo ſchrieb ich bereits vor achtzehn Jahren — wo ſich ſeine Individualität am deutlichſten und anziehendſten offenbart. Wir ſehen ihn hier als einen nachdenklich frommen, rüſtigen, fleißigen und gelehrten Mann, der ſich im Kreiſe ſeiner Familie, die er zärtlich liebte, gar wohl befunden haben mag. Daher denn auch der Reiz den jene Sonette, welche an einzelne Glieder ſeiner Familie gerichtet ſind, auch noch für uns haben müſſen, die wir ſie alle nicht kannten, ein Reiz, der eben durch die Deutlichkeit und Klarheit, mit der ſie ſich geben, durch das ausdrucksvolle mimiſche Leben, das dieſen Gedichten eigen iſt, und durch die Freundlichkeit, mit der wir uns durch ſie gleichſam eingeführt ſehen in ſeinem Hauſe, in uns erweckt werden muß. Gern verzeihen wir ihm auch die kleinen Härten, von denen die meiſten dieſer Gedichte allerdings nicht frei ſind, da es ja ſogar ſehr leicht iſt, ſolche Fehler mit einem einzigen Federſtriche zu verwiſchen.

§. 52.

Das ganze Weſen und die Form des Sonettes ſcheint ſeinem ſinnigen frommen Gemüthe beſonders zugeſagt zu haben, und ich glaube auf den Dank aller der Leſer, welche fühlen wie er, rechnen zu dürfen, wenn ich hier zwei derſelben als vollendet in ihrer Art mittheile *).

Auf die Geburt ſeines älteſten Sohnes Chriſtian.

Willkommen ſüßes Kind, der Mutter höchſte Luſt,
    Doch die ſich ſchwer mit beider Tod erkäuft,
    Willkommen, Kind, das, weil die Nacht umläuft,
Mit neuer Freud erquickt des Vaters trübe Bruſt.

Wie, gleich um Mitternacht? iſt dir denn nicht bewußt
    Was Mitternacht, in der nur Furcht ſich häuft,

---

*) Man findet ſie auch nebſt einigen andern von Gryph, in dem erſten Jahrgang meines Taſchenbuchs Luna, S. 238 f.

Und Wahn in Angſt und Angſt in Weh ſich täuſt:
Wie daß du denn gleich jetzt das Leben grüßen mußt?

Dies iſt der Engel Feſt, die oft bei Nacht erſchienen,
Die führen dich in's Licht, mit dieſen ſollſt du dienen
Dem welcher dich an's Licht hat in den Tag gebracht.

Die Engel kommen mit! O daß ſie dich begleiten,
O daß ſie durch die Welt durch die geſetzten Zeiten
Dich führen wo ihr Heer um deinen Schöpfer wacht.

2. Ueber die Geburt Chriſti (1657).

Kind, dreimal ſüßes Kind, in was bedrängten Nöthen
Bricht dein Geburtstag ein! Der Engelſchaaren Macht
Bejauchzet deine Kripp' und ſingt bei ſtiller Nacht,
Die Hirten preiſen dich mit hellgeſtimmten Flöten.

Ach! um mich klingt der Hall der raſenden Trommeten,
Der rauhe Paukenklang, der Büchſen Donner kracht;
Du ſchläfſt, der tolle Grimm der ſchnellen Zwietracht wache,
Und dräut mit Stahl und Schwerdt, und Flamm' und Haß und Tödten.

O Friedefürſt lach uns aus deinen Windeln an,
Daß mein beſtürztes Herz, das nichts als ſeufzen kann,
Dir auch ein Freudenlied, o Sohn der Jungfrau, bringe.

Doch wenn ich, Gott, durch dich mit Gott in Friede ſteh',
So kann ich fröhlich ſein, ob auch die Welt vergeh;
Indem du in mir ruhſt. O Kind mein Wunſch gelinge!

§. 52.

Zur Ode ſcheint Gryph viel Neigung gehabt zu haben, und es fehlt nicht an Stellen in denſelben, welche tief und bedeutend anſprechen; dennoch können wir nicht verhehlen, daß die zu häufigen Betrachtungen über Grab, Tod und Verweſung oft etwas Ermüdendes haben, und daß ſein Ernſt zuweilen in Schwermuth übergeht. Der wahre Dichter wird die Nichtigkeit des irdiſchen Lebens nicht ſo materiell faſſen, wie Gryph häufig gethan, und es iſt bereits von einem früheren Kritiker mit Recht bemerkt worden, daß in ſeinen Vorſtellungen von der Nichtigkeit des Lebens, das Leben zugleich ſelbſt verſchwindet. Wir begreifen recht wohl daß eine Zeit wie die, welche Gryph gelebt hatte, alſo wirken konnte; aber wir dürfen mit Recht bedauern, daß ſie auf ihn ſo gewirkt habe.

Indeſſen würden weder die Epigramme, noch Sonette, noch Oden bei den Zeitgenoſſen und der Folgezeit einen ſo bedeutenden Ruhm begründet haben als Gryph wirklich genießt, indem man doch nun einmal die Oberſtelle an Opitz vergeben hatte. Den höchſten Ruhm erreichte Gryph durch ſeine Schauſpiele, die deshalb der genaueſten Betrachtung, auch noch heute werth ſind.

Zuvörderſt wollen wir ſeine reine Luſt und Liebe zur Sache anerkennen, die, wäre ſie nicht ſo ächt geweſen, durch den traurigen Umſtand, daß er faſt gar keine deutſche Bühne und ſtehende Schauſpielergeſellſchaft vorfand, gar wohl hätte zurückgeſchreckt werden können. Einige herumziehende Komödianten, und ein Publikum, das vor der Bühne kaum wußte, was es verſchmähen, viel weniger fordern dürfe, konnte unmöglich reizen, für ſie zu dichten, und dennoch möchte man wünſchen, er hätte es gethan, nämlich ſo, wie ein Dichter das thun kann, indem er ſie zu ſich heraufzieht. Gryph hat zuweilen allerdings auf das Volk Rückſicht genommen, und geſucht es zu erheben und zu erfreuen. Da er aber dabei große Schwierigkeiten fand, und ſelbſt den Vorwurf tragen muß, daß er dem romantiſchen Sinne des

Volkes nicht genug zu bieten hatte, ſo ſcheint er zuletzt faſt nur nach dem Beifalle der Gelehrten oder ſolcher Perſonen geſtrebt zu haben, die den höchſten Genuß im Drama in den eingeſtreuten Reflexionen und Sentenzen ſuchen.

§. 54.

Die hierher gehörigen Werke ſind:

1) „Leo Arminius“ wurde in früheren Zeiten für ſein vortrefflichſtes Schauſpiel gehalten, vielleicht weil es in einzelnen pathetiſchen Scenen hervorragt, und einige Handlung zu haben ſcheint, die manchen anderen Schauſpielen unſers Dichters faſt gänzlich fehlt. Dennoch iſt hier, wie geſagt, die Handlung nur eine ſcheinbare, und der Umſtand, daß zwiſchen Leo und Michael Balbus doch eine Art von Kampf ſichtbar wird, der erſt im letzten Akte mit dem Tode des Leo endigt, erregt einiges Intereſſe. Kräftigkurze und überlang geſchweifte Sentenzen, ächtes Feuer und gemalte Flammen wechſeln ſeltſam.

2) „Catharina von Georgien.“ Da dieſes Trauerſpiel, wie faſt alle Gryphiſchen Werke höchſtwahrſcheinlich auf die Bühne gebracht worden iſt, ſo giebt es einen Maaßſtab von dem, was die — Nerven unſrer Vorfahren haben ertragen können. Dieſe Catharina wird nämlich von dem Schach Abas, deſſen Liebe ſie, die Tugendhafte, die aber auch von ihrer Tugend ausnehmend viel redet, mit Recht verſchmäht hat, auf das grauſamſte gemartert, und der Dichter wagt es, die halb geſtorbene und zerriſſene Dame auf die Bühne zu bringen, daß Jeglicher ihren Jammer ſehe.

3) Noch übler, in Hinſicht des gänzlichen Mangels an Handlung, ſteht es mit dem „ſterbenden Papinian,“ einer Tragödie, welche ehedem wegen ihrer endloſen Sentenzen ſehr bewundert worden iſt. Daſſelbe gilt von dem Trauer-

ſpiel „Karl der Erſte,“ der letzten Arbeit des Dichter Hier iſt überall eine ganz beſondere Anſtrengung ſichtbar, ab auch eine Trockenheit in der Anordnung und ein Haſche nach Effect wie wir es ſonſt niemals an Gryph bemerke Aber alles iſt vergeblich, und eine gewöhnliche Zeitungsrel tion von der Hinrichtung dieſes unglücklichen Königs möch vielleicht tiefer rühren als dieſes Trauerſpiel in fünf Au zügen.

§. 55.

Und dennoch bei allen dieſen großen, ja wenn ma will ungeheuren Fehlern, bleibt Gryphs Talent ein bede tendes, welches allein in ſeiner anziehenden Perſönlichke gegründet iſt. Eine zuweilen bleiſchwere Gelehrſamkeit un das Streben den Gelehrten zu gefallen, hindert ihn am romantiſchen Fluge. Dieſer Umſtand und ſein durch den Jammer des Vaterlandes verletztes Gemüth — welches wir ni vergeſſen müſſen, um ihm und den Dichtern ſeiner Zei nicht Unrecht zu thun — verengen ſeine Bahn; aber au dieſer Bahn ſteht er rühmlich, und der genauſten Betrachtung werth. Er bleibt bei aller innern Verletzung dennoc ſtark und die Sprache begünſtigt ihn, beſonders in der ruhig feierlichen Rede, ſo daß wir, trotz aller oben angegebenen Fehler mit inniger Liebe auch bei ſeinem Trauerſpie verweilen.

Am meiſten aber finden wir den Dichter in ſeinem Drama „Cardenio und Celinde, oder unglücklich Verliebte.“ Dieſes Stück, bei welchem der Verfaſſer ſelbſt beſorgt geweſen, daß es nicht gefallen werde, weshalb er eine um Nachſicht bittende Vorrede hinzugefügt hat, iſt in früheren Zeiten faſt ganz überſehen oder mit langweilig unächter Vornehmheit getadelt worden; und ich glaube faſt ſagen zu dür ſen, daß es zum erſtenmal mit Auszeichnung in meiner Geſchichte der deutſchen Poeſie und Beredſamkeit genannt worden iſt. Zwar hat Gryph aus ſeinem romantiſch wunderbaren Gegenſtande, der dem Trauerſpiel überaus günſtig iſt, bei weitem nicht gemacht, was ein ſich freier fühlender Dichter würde gemacht haben, zwar treffen ihn inſonderheit zwei Vorwürfe; daß er den über die Liebe ſiegenden Tod zu materiell genommen, und die wunderbare Geiſterwelt, welche in dieſes Stück entſcheidend eingreift, weder dramatiſch noch novellenartig vorbereitet hat; — dennoch bleibt ihm manches Verdienſt. Die geheimen Schauder einer verbrecheriſchen Leidenſchaft, und die noch tieferen einer überirſchen und unterirdiſchen Welt, werden hier zwar mehr rhetoriſch als dichteriſch herauf geführt; doch liegt ſelbſt in dieſem Rhetoriſchen, ſo ſchwer es auch mitunter einhertritt, ein gewiſſer Reiz, den wir bei andern dramatiſchen Dichtern des ſiebzehnten Jahrhunderts faſt ganz vermiſſen; obwohl die Gründlichkeit mit der Gryph hier wie überall verfährt, mehr als Gemeingut aller beſſeren Dichter ſeiner Zeit betrachtet werden muß. — Der Schluß des Ganzen hat eine wehmüthig fromme Feierlichkeit, und wenn auch das irdiſche Leben faſt vor unſerm Blicke verſchwindet, oder, was noch ſchlimmer iſt, faſt nur als Laſt erſcheint, ſo werden wir doch, wenigſtens Theilweiſe beruhigt, durch den Erſatz, den uns der Dichter ſelbſt in dem einſeitig aufgefaßten Gedanken des Todes bietet.

§. 56.

Es iſt bekannt, wie oft ſich die Dichter irren können, wenn ſie den Werth ihrer Werke nach dem Maaß der Anſtrengung, oder gar nach den mehrern oder weniger Jahren berechnen, die ſie bei deren Abfaſſung zählten; aber unerträglich iſt es, wenn ſelbſt Kritiker ihnen darin blindlings folgen. So hielt Gryph den Cardenio und Celinde für ein unreifes Jugendwerk; das möchte hingehen, hat ſogar etwas naiv-anziehendes; daß aber ſo manche Beurtheiler des ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts ihm auf's Wort geglaubt, ohne ſich lange zu beſinnen das Ganze für mislungen erklärt haben, zeigt von betrübtem Leichtſinn, den ſich kein deutſcher Mann erlauben ſollte.

Als Gegenſätze ſtehen hier die bereits genannten Trauerſpiele; der ſterbende Papinian und Karl I. von England. Beide Stücke ſind in ſehr reifen Jahren (1659 und 1663) mit größter Anſtrengung und rühmlichſter Sorgfalt geſchrieben und doch iſt von ihnen nichts weiter zu ſagen, als daß ſie verfehlt und faſt ungenießbar ſind. Papinianus, der, wie billig, einen Brudermord für eine große Sünde erklärt, und für dieſes Urtheil von einem tyranniſchen Kaiſer getödtet wird, kommt in dem Stück, das ſeinen Namen führt, zu nichts weiter als zum Reden, und obwohl er manches recht Gute ſpricht, ſo kann er uns doch nicht ſehr beſchäftigen. Da ferner ſein Tod unvermeidlich iſt, ſo möchte man ihm denſelben faſt ſchon im erſten Akte wünſchen, damit er weniger zu leiden und zu ſprechen habe. Faſt daſſelbe gilt von Karl, welches Stück obendrein noch durch eine Menge von phyſiognomieloſen Perſonen und unintereſſanten Geſpenſtern, die alle nichts zur Handlung beitragen, läſtig wird. Selbſt eine gewöhnliche Rührung, die doch hier ſo leicht zu erreichen war, hat Gryph nicht erreicht.

§. 56.

Ich übergehe einige andere wenig bedeutende Stücke, die größtentheils Nachbildungen nach — über die Gebühr geſchätzten — niederländiſchen Muſtern ſind, um für die bei-

beiden ſehr berühmten Luſtſpiele unſeres Dichters einigen Raum zu gewinnen. Das erſte „Wählende Liebhaber,“ bekannter unter ſeinem zweiten Titel „Horribilicribrifax“ iſt vielleicht ein ganzes Jahrhundert ein Lieblingsſtück der Deutſchen geweſen, eine Auszeichnung, die wohl nur ſehr ſelten einem Luſtſpiel zu Theil werden dürfte. Es verdient auch noch heute die genauſte Betrachtung, nicht ſowohl wegen ſeines poetiſchen Werthes, als wegen ſeiner wahrhaft hiſtoriſchen Bedeutung, denn es beantwortet die wichtige Frage, was auf der Bühne unſern lieben Vorfahren im Ernſt und im Scherze wohlgefiel. Der Ernſt mußte ſehr ehrbar und feierlich, oder wehmüthig, rührend erſcheinen. Als Repräſentanten dieſes Ernſtes ſtehen hier Palladius, Bonoſus und Cleander. Steif und geſchnürt ſind ſie alle, doch hat ſich der Statthalter Cleander, wie billig, auch auf ſogenannte Klugheit gelegt, und zeigt nicht übel Luſt als eine Vorahnung des Saraſtro zu glänzen. Sie wickeln ſämmtlich ihre Redensarten von dicken rhetoriſchen Knäueln, ohne ſich jemals zu verwickeln, ſehr geſchickt ab; ja ich möchte faſt behaupten, daß ſie, in ihrer (man verzeihe das ſeltſame Wort) intereſſanten Langweiligkeit, noch luſtiger ſind als die luſtige Perſon ſelber, obwohl ſie das durchaus nicht ahnen.

Eine gewiſſe Gattung von fataler Klugheit, wird durch die Mutter Flaccilla repräſentirt, denn als ihre Tochter Sophia ſie tröſten will durch den guten Ausſpruch: „Gott ſorget dennoch für uns und hat mehr als ein Mittel die Seinigen zu erhalten“ erwiedert ſie mit guter Zähheit: „Dieſe Worte füllen den Magen nicht, und tügen (taugen) weder zu ſieden noch zu braten.“ Wie viel hundert zweckmäßig widerwärtige Mütter, Tanten, Hofmeiſterinnen ſind nach dieſem Recepte für die Bühne componirt worden.

§ 58.

Der rührende Ernſt und die tugendhafte Wehmuth wird von dem Dichter der ſo eben erwähnten Sophia übergeben, die auch beides recht gut zu verwalten verſteht. Sie heißt gleich im Perſonenverzeichniſſe des Scherzſpiels „eine keuſche doch arme adeliche Jungfrau,“ und zeigt ſich ſanft und liebenswürdig, indem ſie, um der armen zähen Mutter Nahrung zu verſchaffen, ihr ſchönes volles Haar abſchniedet, und es zum Verkaufe ausbieten läßt. Wie leicht hätte bei dieſer Gelegenheit unſer Dichter in eine gewiſſe äſthetiſche Weichlichkeit verfallen können, wäre er nicht zum Glücke — Gryph geweſen. Sophia bleibt gleich entfernt von Weichlichkeit und Tugendkoketterie; aber ſie geht gegen das Ende aus ihrem Charakter hinaus, da jener ältere Bruder des Saraſtro, der Statthalter Cleander in ſeiner Tugendprüfung zu hart und arg verfährt. Das arme Kind ruft die tragiſchen Worte aus: „Gute Nacht Himmel, ſei zum letztenmal gegrüßet Erde, verziehe ich weiter?“ Dann „holet ſie mit dem bloßen Meſſer aus,“ wird aber Gottlob von der böſen Sünde abgehalten, von dem nunmehr befriedigten Statthalter zur vornehmen Gemahlin erkoren, und ſogleich mit reichen Kleidern angethan, damit das Publikum mit eignen Augen ſehe, es ſei dem guten, ſchlimmen und vornehmen Manne ein wirklicher Ernſt. Dieſes (damalige) Publikum kannte Gryph ohne Zweifel ſehr genau: Es wollte im Trauerſpiel nicht bloß Blut, ſondern Martern ſehn, — wer den dreißigjährigen Krieg erlebt hatte, kannte jede Art des Blutvergießens und jede Art des Marterns — und im Luſtſpiele mußte ſelbſt eine Dame mit dem bloßen Meſſer ausholen, wenn man ſie in der That und Wahrheit bemitleiden ſollte. — Wie oben bei der Mutter, der Muter vieler Komödienmütter, darf ich wohl auch hier hinzuſetzen, daß dieſe Sophia hundert und wieder hundert wehmüthige Komödienjungfrauen der neueren Zeit anführt, und zwar mit den größten Ehren, denn man vergleiche ſie nur mit den Kotzebueſchen Perſonen dieſer Art, und ihr großes Uebergewicht wird jedem bald deutlich werden.

§. 59.

In der Zeichnung der entſchieden ſcherzhaften und komiſchen Perſonen, der weiland reformirten Hauptleute Horribilicribrifax und Daradiridatumdarides, des verdorbenen Dorfſchulmeiſters Sempronius und der alten Kupplerin Cyrilla, hat der Dichter alles aufgeboten, um Luſt und Lachen zu erregen und es iſt ihm ohne Zweifel in früheren Zeiten damit gelungen; indeſſen müſſen wir geſtehen, daß gerade hier die ſchwächſte Parthie ſeines Stückes ſei *). Möge es immerhin am Schluſſe jenes Krieges gar manche prahleriſche Hauptleute gegeben haben; bei dieſen Gryphiſchen iſt alles ſo unendlich übertrieben, daß ſie in jedem Augenblicke faſt mit ſich ſelbſt Spott zu treiben ſcheinen. Sie ermangeln jeder innern Haltung, und geben deshalb der Anſchauung gar kein Bild. Das letztere kann man zwar von Sempronius und Cyrilla nicht ſagen; aber das Bild iſt kein er-

---

*) Intereſſant iſt die Scene zwiſchen dem prahleriſchen Daradiridatumdarides und der nicht minder leichtſinnigen Seleniſſa, als ſie endlich dahinter gekommen ſind, daß ſie ſich gegenſeitig betrogen haben (Akt V, 3). Sie erinnert lebhaft an einen ähnlichen Auftritt in Beaumont und Fletchers Luſtſpiel: Rule a wife and have a wife, (welches auf unſern Bühnen durch eine ſchwache Bearbeitung von Schröder, unter dem Titel: „Stille Waſſer ſind tief" bekannt iſt) ein Umſtand, der indeſſen nicht vorſchnelle Vermuthungen veranlaſſen, wohl aber in ernſte Erwägung gezogen werden möge.

freuliches, kein luſtiges; und mit Recht hat man ſchon früher bemerkt, daß um die außerordentlich vielen Mißverſtändniſſe zwiſchen dieſen beiden Perſonen zu genießen, Kenntniß der lateiniſchen und griechiſchen Sprache unentbehrlich ſei, die doch bei der Mehrheit des Publikums nicht wohl vorauszuſetzen iſt. So hat ſich alſo in gewiſſem Sinne Gryph ſelber mit ſeiner eigenen Gelehrſamkeit geneckt, ein Feſt, an dem doch nur ſeine gelehrten Freunde Theil nehmen konnten.

Merkwürdig bleiben jedoch bei der alten, widrigen Cyrilla manche ſeltſamen Liederanfänge Reime und Sprüche, die ſie beſonders in ihre Monologen verwebt. Sind jen ſchon alle ergänzt worden? Aeſthetiſch wichtig ſind keine hiſtoriſche Bedeutung möchte doch wohl einigen nicht abzuſprechen ſein.

§. 60.

Am gelungenſten unter den rein ſcherzhaften Perſonen iſ Florian, der Page des Palladius, der freilich nur als Beiläufer erſcheint, aber vielleicht zu ſeinem Glücke, denn dieſe Umſtand hinderte den Dichter ſeinen ganzen poetiſchen Farbentopf auch über ihn auszugießen, ſo daß er am leichteſte und friſcheſten auftreten kann. Er, der nur von Küſſe und Scherzen, ſüßem Wein und Marcipan *) lebt, träg

---

*) Ueber die Koch- und Backkunſt unſerer lieben Vorfahren wiſſen wir freilich faſt gar nichts; doch iſt ſie in keine Falle ſo einfach geweſen, als manche vielleicht glauben möchten Auch der Wein wurde nicht ſelten geglüht, und durch Zucker Gewürz und Obſtſaft pikanter gemacht, welches beſonders de Dichtern zugeſagt haben muß, da ſie gern davon reden. Befremdend aber bleibt, wie häufig auch vom Confect die Re

wie mich dünkt, die ganze Schaar von Cherubins (S. Figaro) und vielen hundert ſeltſam verliebten, mädchenhaften Knaben, welche durch deutſche Komödie und Romane hinlaufen, in ſich, aber ich kann es ihm unmöglich danken, daß er uns mit dieſer Erbſchaft beſchenkt hat, oder vielmehr den Dichtern nicht, daß ſie ihm ſolche Erben geſetzt haben. Auch iſt er wirklich viel beſſer als Cherubin, der bekanntlich voller Prätenſionen iſt und dadurch unerträglich wird, während der gar nicht berühmt gewordene Florian ſich und andere harmlos gehen läßt.

So viel nun aber auch an dem genannten Luſtſpiel zu loben iſt, ſo fehlt doch gar viel um es ganz zu loben. Die Scenen ſind nur locker an einander gereiht, aber ſie greifen nicht in einander. Wäre das Wort erlaubt, ſo würde ich ſagen, ſie „durchadern“ ſich nicht aus einem Mittelpunkte heraus, und in denſelben zurück. Das Luſtſpiel ſcheint in jedem Augenblicke auseinander fallen zu wollen, und wird weniger von dem Dichter als von dem — Buchbinder zuſammen gehalten.

§. 61.

Noch größern Beifall erwarb ſich nicht bloß in frühester ſondern auch in neuer — z. B. bei dem vor einigen Jahren verſtorbenen verdienſtvollen Bredow — das zweite Luſtſpiel Gryphs: „Absurda comica, oder Herr Peter Squentz.“ Ich nenne es das zweite, da es gewiſſermaßen nur als beſcheidenes Nachſpiel betrachtet ſein will, obwohl es laut Vor-

---

iſt, deſſen Flemming in dem herrlichen Strafſonett an die Deutſchen ausdrücklich gedenkt:
„Jetzt fällt man in's Confect, in unſre vollen Schalen“ u. ſ. w. weshalb G. Schwab es nicht hätte in: „Jetzt fällt man uns in's Mahl“ verwandeln ſollen.

rede früher gedichtet worden iſt als Horribilicribrifax, von dem wir mit ziemlicher Gewißheit vermuthen können, daß er gegen Ende des Jahrs 1648 oder in dem darauf folgenden erſchienen iſt, indem hier von dem Frieden zwiſchen dem deutſchen Kaiſer und der Krone Schweden wie von einer Neuigkeit geſprochen wird.

Peter Squentz ſchildert uns, wie arme unbeholfene Bürgersleute nebſt einem Pickelhering vor überaus vornehmen Perſonen ein „luſtiges Trauerſpiel," Pyramus und Thiſbe aufführen. Es erinnert ſich dabei wohl ein jeder, daß etwas Aehnliches im „Sommernachtstraum" geſchieht; aber es thut faſt weh, bei Peter Squentz jenes überaus lieblichen Stücks zu gedenken. Dennoch fragt es ſich: wie kam Gryph auf einen Gedanken, den Shakſpear einmal gehabt hat? Es wäre ſchön, wenn er, der in Shakſpears Sterbejahr geboren ward, von ihm geerbt hätte; aber es iſt leider nicht ſo. Er ſelbſt erklärt in ſeiner Vorrede, daß er ſein Stück einem andern Stücke verdanke, welches ein in allerhand Sprachen und mathematiſchen Wiſſenſchaften „ausgeübeter" Mann, Daniel Schwenter zu Altdorf auf den Schauplatz geführt habe. Dann ſei es nach und nach zu ihm gekommen, von ihm „beſſer ausgerüſtet" und mit neuen Perſonen vermehrt. Wo aber hat Daniel Schwenter den Gedanken her? Schöpfte er mit Shakſpear aus Einer Quelle? oder ſah vielleicht Gryph den Sommernachtstraum in London und nahm er ſich aus dem zarten Gewebe nur das Zwiſchenſpiel heraus, von dem ſich vermuthen ließ, daß es auch auf die Lachmuskeln ſeiner Landsleute wirken werde? Es iſt nicht wahrſcheinlich, weil Gryph der grundehrliche, der hier ja ohnehin nicht auf Originalität Anſpruch macht, es erzählt haben würde, und ſo bleibt eine Dunkelheit, die durch die bloße Verſicherung einiger

Literarhiſtoriker, es ſei keine vorhanden, gewiß nicht aufgehellt wird.

§. 62.

Was nun das Stück ſelbſt betrifft, ſo ſchadet ihm zuvörderſt der Umſtand, das hier ein Etwas, das offenbar nur zu einem Zwiſchenſpiel ſich eignet, als ein für ſich beſtehendes Ganze geboten wird. Ferner ſind die Perſonen mehr mitleidswürdig, zuweilen auch wohl gar Ekel erregend als wahrhafte Luſt erweckend. Eine Satire auf ſchlechte Meiſterſänger und ſchlechte Komödianten konnte als ſolche ſelbſt wohl in der damaligen Zeit nicht gefallen, wo es gar kein Theater gab, wo die Meiſterſängerzunft faſt ganz verblüht war, und die einzelnen Sprößlinge, die ſich vielleicht hie und da fanden, matt abwelkten. Das Stück ſelbſt, welches in dieſem Spiel aufgeführt wird, zeigt kaum eine Spur von wahrer Scherzhaftigkeit, ſondern iſt faſt nur widrig platt. Die vornehmen Perſonen, vor denen das Spiel aufgeführt wird, ſtehen nicht viel höher als die Leute, über die ſie ſpötten, und der einzige Weg, welcher noch übrig geweſen wäre, dem Ganzen aufzuhelfen iſt von Gryph verſäumt worden. Dieſes Mittel wäre: ironiſche Behandlung jener Perſonen, die, um des Spottes willen, den ſie mit den armen Komödianten treiben, über allen Spott hinaus zu ſein glauben. Daß Shakſpear dies, in Beziehung auf die Hofleute, welche der Komödie im Sommernachtstraum zuſehen, wirklich gethan, iſt meines Wiſſens noch nicht zur Sprache gekommen; man braucht aber ſein Werk nur mit Aufmerkſamkeit zu leſen um es deutlich zu erkennen. Derſelbe Fall iſt mit ſeinem Lord in dem Vor- und Zwiſchenſchenſpiele ſeiner Komödie „Zähmung einer Widerſpenſtigen,“ denn indem dieſer ſtattliche Herr ſeine ganze Kraft, ſeine ganze Hausgenoſſenſchaft und eine wohlgeübte Schauſpielergeſellſchaft aufbietet, um einen betrunkenen Keſſelflicker zu myſtificiren, wird ſeine eigne innere Langweiligkeit höchſt ergötzlich klar, und der Keſſelflicker erſcheint faſt als eine luſtig-erhabene Perſon, ſo wie denn überhaupt wohl in den meiſten Fällen der Myſtificirer noch unter dem Myſtificirten ſteht.

§. 63.

Iſt es nun ſo übel beſtellt mit dem Gryphiſchen Nachſpiel, ſo müſſen wir uns allerdings wundern, daß daſſelbe einen ſo großen Ruhm gewonnen hat, indeſſen erklärt die damalige Zeit manches, in ſo fern ſie nämlich ſich den früheren beſſeren Luſtſpielen und Poſſen entwachſen glaubte, und doch faſt keine neue hatte. Da mußte ſie wohl genügſam ſein, und ſich an einige beſſere Scherze halten, die ſich auch allerdings in Peter Squenz finden. — Um aber nicht mit dieſen meiſt tadelnden Bemerkungen den Abſchnitt über den im Allgemeinen höchſt ſchätzbaren Gryph zu ſchließen, ſo möge hier noch eines leidlich angenehmen, und wenn ich nicht irre, ihm allein zugehörigen Spiels gedacht werden, welches er an einer Stelle ſeiner Komödie mit dem Reim getrieben hat. Er läßt nämlich ſeinen Meiſter Bullabut, welcher in der Tragödie Pyramus und Thisbe die Wand vorſtellt, alſo ſprechen:

Ihr Herren, höret mir zu mit offenen Ohren
Ich bin von ehrlichen Leuten — gezeuget
Mein Groß-Vater ward gefangen und gebunden
Und wie man ſaget, ſo iſt er — abgezogen.
Mein Vater war der Bettler-König,
Er hat mir warhafftig gelaſſen nicht gar viel,
Meiner Mutter hat es wol gelückt,
Daß man ſie hat nach Fiſchen — geſand.

Dieſes Nichtreimenwollen, während der Reim ſchon gegeben iſt und gleichſam im Ohre ſchwebt, kann allerdings eine beluſtigende Wirkung thun, beſonders wenn man es bei einer gewiſſen Gattung von reinen Witzgedichten anbringen würde, und der Spaß nicht zu lange anhielte. Das Letztere kann man dem Dichter nicht nachſagen, denn er hat ſich mit vier und zwanzig ſolcher Zeilen begnügt; doch wäre allerdings ein witzigerer Gebrauch des guten Gedankens zu wünſchen geweſen.

§. 64.

Wenn es billig war, daß die vier Dichter, mit denen wir uns ſo eben beſchäftigten, den Reihen eröffneten, dem dieſer Abſchnitt gewidmet iſt, da bekanntlich dieſe ganze Periode von Opitz und Flemming den Namen zu führen pflegt, ſo iſt jetzt nicht minder billig, unſre Aufmerkſamkeit zu richten auf zwei Männer, die, im Leben gewiß durch Neigung und Urtheil getrennt, doch beide reichbegabt, und voll redlichen Willens, durch Rede und Schrift ungemeinen Einfluß auf die Richtung des geiſtigen und gemüthlichen Strebens der Deutſchen gehabt haben.

Jakob Böhme,

(geb. 1575 zu Alt-Seidenberg, einem Dorfe in der Ober-Lauſitz, geſt. am 13. November 1624 zu Görlitz.)

Dieſer oft ungeleſen verſpottete, oft verkannte, oft überſchätzte, ſeltſam originale, tiefſinnig dunkle Schriftſteller hat ſo ausgezeichnet auf die Gemüther, beſonders der früheren Deutſchen gewirkt, und iſt inſonderheit während der letzteren zwanzig bis vier und zwanzig Jahre von neuem dergeſtalt beſprochen worden, daß er ſchon um deswillen auch hier den ihm gebührenden Platz einnehmen muß. Wer, wie er, während ſeines Lebens und nach dem Tode ſich durch faſt alle nur denkbare Fegefeuer und — Triumphbogen feſt aufrechtſtehend hat hindurch arbeiten können, dem dürfen wir wohl ſchon um deswillen eine ſehr robuſte und tüchtige Natur zuſchreiben, und in keinem Falle wird der Leichtſinn, der ohnehin den Deutſchen am übelſten kleidet, über ihn reden dürfen.

Wir wiſſen von Böhme's Jugend nichts weiter, als daß ſie eine ſehr arme war, indem er bis zu ſeinem zehnten Jahre ohne allen Schulunterricht blieb, weil er das Vieh hüten mußte. Späterhin lehrte man ihn leſen und ſchreiben und leitete ihn zum Chriſtenthum an. Dann kam er bei einem Schuſter in die Lehre, hielt ſich gut, ging nach der alten Weiſe auf die Wanderſchaft, kehrte zurück nach Görlitz, ward Ehemann und Vater, und trieb daſelbſt das Schuhmacher Handwerk als Meiſter redlich bis an ſein Ende.

§. 65.

Die Geſchichte ſeines innern Lebens würde er ſelbſt ſchwerlich haben ſchreiben können, denn bis zum ſieben und dreißigſten Jahre, litt er nur jene fromme Begeiſterung, die den Mittelpunkt ſeines Weſens ausmacht, aber er vermochte wohl nur ſelten jenes Leiden in klares Wort und That übergehen zu laſſen. Nur erzogen durch die Bibel, die Natur, und ſich ſelbſt, fehlte ihm ohnehin anfangs das Medium der Sprache ganz, und auch ſpäterhin fühlte er oftmals, obwohl ſich ſeine Sprache immermehr ausbildete, die Mangelhaftigkeit des Ausdrucks, und verweiſt uns oftmals auf die Zeit wo er mit Engelszungen werde reden können.

In dem genannten Jahre (1612) riß er ſich zuerſt aus jener nur leidenden Begeiſterung los, und ſchrieb mit einer ihm ſelbſt faſt wunderbar erſcheinenden Raſchheit ſeine berühmte „Morgenröthe im Aufgang, das iſt: die Wurzel oder Mutter der Philoſophiä, Aſtrologiä und Theologiä aus rechtem Grunde, oder Beſchreibung der Natur wie alles geweſen und im Anfang worden iſt“ u. ſ. w. Man ſieht, die Aufgabe ſelbſt iſt eine unlösbare, und er ſelbſt ſah hinterher wohl ein, wie manches dieſem Buche fehle, obwohl er, irrend, faſt nur in der Sprache hie und da geirrt zu haben meint. Er ſelbſt erklärt ſich darüber in einem Briefe vom 14 Auguſt 1620 an H. P. K. folgendergeſtalt:

„Anlangende das Buch Morgenröthe, welches das erſte iſt, were an manchen Orthen nöthig beſſer zu erklären, dan der gantze Begrif war noch zu der zeit nicht gebohren in mir als ein Platzregen für übergeher, was der trift das trift er, alſo ging es auch mit dem feurigen Trieb, wiewohl mein fürhaben gar nicht war, daß es jemand leſen ſollte, ich ſchrieb allein die Wunder Gottes, ſo mir gezeiget worden, für mich zu meinem Memorial, und es iſt auch ohne meinen willen ausgangen, und iſt mir gewaltſam entzogen worden, und ohne meinen Bewuſt publicirt worden, dan ich gedachte es mein lebenlang bey mir zu behalten, und hatte keinen Fürſatz damit, leider ſo hohen Leuten, wie geſchehen bekannt zu werden, aber der Höchſte, in deſſen Händen und Gewalt alles ſtehet, hatte ein ander Fürhaben damit, wie es jetzt am Tage iſt, daß es, wie ich berichtet worden, ſol in vielen Städten und Landen bekannt ſeyn, welches mich zwar wundert, und doch auch nicht wundert, dan der Herr richtet ſein Werk wunderlich und ſpielend aus über alle Vernunft, und ſollte er einen Hirten darzu brauchen, dieweil ihm die Kunſt und äußere Vernunft nicht will ſtat und raum geben, ſo muß ſein Fürſatz doch beſtehen wider alles wüten des Teufels.“

§. 66.

Für Böhmes äußere Ruhe wirkte dieſes Buch ſehr nachtheilig, denn es fiel dem Paſtor Primarius Richter zu Görlitz in die Hände, einem hoffährtigen, argen Polterer, der aber leider ſo viel Macht hatte, daß kaum jemand wagte, ihm ſein öffentliches Wüthen gegen den beſcheidenen Böhme zu unterſagen. Es iſt gar ſehr der Mühe werth, von dem Betragen dieſes Mannes etwas Näheres zu berichten, denn ein fratzenhafter Charakter wie der ſeinige konnte nicht allein ſtehen, ſondern mußte der Genoſſen viele haben, und ſo dürfen wir den Schlagſchatten jener Zeit nicht mit Stillſchweigen übergehen. Zuerſt brach er auf der Kanzel in Schmähungen gegen Böhme los, daß derſelbe als ein unſtudirter, einfältiger Bürgersmann von göttlichen Dingen zu reden und zu ſchreiben wage. Der Angegriffene ertrug alles ſchweigend; da aber der Prieſter auch gegen einen jungen höchſt ſchüchternen Mann, einem Anverwandten (Schwager) Böhme's, mit einer faſt unglaublichen Härte verfuhr, ſo daß der arme Jüngling faſt ſchwermüthig darüber wurde *), ſo gerieth der Prieſter über Böhme's nicht

---

*) Die in ihrer Gemeinheit faſt einzige Angelegenheit iſt folgende: Der arme junge Mann, ein Bäcker, hatte kurz vor Weihnachten von dem Prediger einen Thaler geliehen, um dafür Weizen zu kaufen, und die Schuld nach dem Feſte wieder abgetragen. Er fügte etwas Backwerk, (einen Striezel) als ein Zeichen ſeines Danks hinzu, hoffend, es werde der ungeiſtliche Geiſtliche ihm nunmehr die Zinſen (!) für die 14 Tage erlaſſen, während welcher er den Thaler gehabt. Der Prediger aber wurde höchſt unwillig und dräute ihm „mit gräulichem Fluche“ und verkündete ihm „Gottes Zorn,“ ſo daß der ver-

bloß beſcheidene ſondern demüthige Einmiſchung und Fürbitte dergeſtalt in Wuth, daß er mit gewaltigem Schelten ſeinen Pantoffel nach ihm warf. Böhme hob den Pantoffel auf, ſtellte ihn wieder zu des Gegners Füßen, und ſchied mit den Worten: „Herr, zürnet nicht, ich thue Euch kein Leid, ſeid Gott befohlen.“ Aber dieſe Sanftmuth reizte den Feind nur noch mehr, und am nächſten Sonntage nannte er Böhmen auf öffentlicher Kanzel einen Aufrührer, unruhigen, leichtfertigen Mann und Ketzer, einen Tumultuanten und Reſiſtenten des heiligen Predigtamtes, der die Prediger beunruhige, ſie in ihren Häuſern überlaufe, und Ketzerbücher ſchreibe. Endlich forderte er den Magiſtrat und die ganze Stadt feierlich auf, „das Rachſchwerdt wider Böhme zu ergreifen,“ damit Gott nicht Urſache habe, wider ſie zu zürnen und „im Zorn die Stadt verſinken zu laſſen, gleichwie geſchehen den Aufrührern, die dem Moſes widerſtanden.“

§. 67.

Böhme ſtand während dieſer ganzen Predigt an einem Pfeiler, der Kanzel gegenüber, und ſchwieg geduldig, bis alles Volk zur Kirche hinausgegangen war, und näherte ſich dann endlich dem Prediger, der mit dem Capellan noch in der Kirche war, beſcheiden bittend, ihm doch nur ſeine Miſſethaten zu nennen, damit er wieder gut machen könne was er etwa verſchuldet. Der Prediger aber fing nach ſei-

---

ſchüchterte Jüngling in gänzliche Melancholie verfiel und an ſeiner *Seligkeit zu zweifeln anfing* (!). Selbſt Böhme's Zureden half nicht, der junge Mann antwortete nichts, ſondern überließ ſich einer ſtummen Verzweiflung, ſo daß Böhmen nichts weiter übrig blieb, als den Prediger ſelbſt zu bitten, den Fluch zurück zu nehmen, die Zinſen zu beſtimmen und zu empfangen.

ner Weiſe „gräulich zu injuriren und zu fluchen an,“
rief: „Hebe dich weg von mir, Satan, trolle dich in
grund der Höllen mit deiner Unruhe! kannſt du mich
zufrieden laſſen? mußt du mich hier beſchimpfen und
ſtiren? ſiehſt du nicht, daß ich ein Geiſtlicher bin un
meinem Amte gehe?“ Böhme erwiederte, er bitte ja
ihm zu ſagen, was er ihm zu Leide gethan, und erſ
zugleich den Capellan ihm bitten zu helfen; aber der
marius rief ſeinem Bedienten zu, er ſolle die Stadtkn
holen, um den armen Bittenden aus der Kirche hinau
den Thurm zu werfen, das verhinderte indeſſen der Cap
und Böhme ging ſchweigend nach Hauſe.

Am andern Tage verſammelte ſich der geſammte
giſtrat um Böhme zu richten. Dieſer erſchien, konnte
auf die Frage, was er dem Prediger zu Leide gethan,
Antwort geben, als er wiſſe es nicht, könne es auch
erfahren, bitte deshalb die Herren, daß ſie, als Obrig
den Mann zu einer Antwort veranlaſſen möchten.
Magiſtrat ſandte nunmehr zwei Männer des Raths zu
Prediger, mit der Bitte, entweder ſelbſt auf dem Rathh
zu erſcheinen, um ſeine Klage vorzubringen, oder ſie ih
den Abgeſandten, zu vertrauen. Aber der Paſtor ge
abermals in einen gewaltigen Eifer, rufend, er habe
ihrem Gerichts- und Rathhauſe nichts zu thun; was e
ſagen habe, das ſage er an Gottes Statt (!) von der
zel, da ſei ſein Rathſtuhl und Profeſſion-Bank; was e
geſaget habe, dem ſollten ſie nachkommen, und den leich
tigen, loſen, verwegenen Ketzer der Stadt verweiſen,
daß er nicht mehr dem heiligen Predigtamt widerſtehe,
die Strafe Core, Dathan und Abiram über die ganze S
bringe u. ſ. w. Dieſe Antwort erſchreckte die Herren
Rathes, dergeſtalt, daß ſie aus Furcht vor der „Vehem

ihres Predigers auf der Kanzel den Schluß faßten den unüberwieſenen getreuen Bürger durch die Gerichtsdiener aus der Stadt bringen zu laſſen. Nur einige beſſer und kräftiger geſinnte Rathmänner widerſetzten ſich, erklärten laut ihre Mißbilligung, und verließen, da ſie nicht durchdringen konnten, ein Verſammlung in der ſo Ungerechtes beſchloſſen worden war.

§. 68.

Böhme ſelbſt blieb in gleichmäßiger Beſcheidenheit und Ergebung, und bat nur, daß es ihm verſtattet ſein möge, noch einmal in ſein Haus zu gehen, die Seinigen mitzunehmen, oder, wenn dies nicht erlaubt ſei, ſie doch wenigſtens zu tröſten. Aber auch dieſe Bitte wurde ihm abgeſchlagen, denn, ſo hieß es, er habe ja ſelbſt gehört, daß er „ſtracks vom Rathhauſe mit Schimpf und Spott zur Stadt hinausgeleitet werden ſolle.“ So geſchah es wirklich, aber der ſchuldloſe Mann blieb nur eine Nacht verwieſen, denn ſchon am andern Morgen verſammelten ſich die Rathmänner von neuem, ſtießen den geſtrigen Schluß um, ſchickten nach allen umliegenden Orten Leute aus, um den verjagten Mann zurückzurufen, der denn auch endlich gefunden, und mit Ehren in die Stadt zurückgeführt wurde. — Welche Umſtände dieſen raſch veränderten Entſchluß des Raths veranlaßt hatten, wiſſen wir nicht; vermuthlich hatte eine beſſere Ueberlegung, Scham und Reue über die geſtern begangene beiſpielloſe Ungerechtigkeit hervorgebracht. (S. Dr. C. Weiſers Relationsſchreiben vom 21. Febr. 1651, ein Anhang zu der Amſterdammer Ausgabe von Böhme's theoſophiſchen Sendſchreiben, 1658. von neuem mitgetheilt in meiner Latona, 1811.)

So heilloſe Mißhandlungen wie dieſe mußten nothwendig bei allen Wohlgeſinnten den höchſten Unwillen und auf

der andern Seite eine günſtige Meinung für Böhme
gen, und ſo erwuchs für ihn aus dem Uebelſcheine
manches Erfreuliche. Mehrere würdige Edelleute, angeſ
Gelehrte und Bürger nahmen ihn in Schutz, und e
nete ſich jetzt für ſein geiſtiges Wirken ein größerer R
Anfangs hatte er indeſſen beſchloſſen, nichts mehr zu ſ
ben; aber, wie er ſelbſt ſehr richtig ſagt, nur „ſein
rer Menſch“ hatte dieſen Entſchluß gefaßt, bis es e
dahin kam, daß der „innere den äußern gefangen na
wo dann kein Widerſtand mehr Statt finden durfte.
ließ ihm jetzt eine geraume Weile Ruhe, bis endlich ein
ner ſpäteren Schriften, vermuthlich die über die Buße
Dresdener Theologen bedenklich ſchien, weshalb er vor
dert wurde, um ſich zu verantworten. Er folgte dem
wurde in Dresden mit Wohlwollen aufgenommen, un
thigte ſich vor den berühmteſten Doktoren der Theolog
damaligen Zeit, unter denen ſogar auch der wohlbek
ſtreng lutheriſche, überaus mächtige Beichtvater Hoe *)
mit ſo vieler Würde und Beſcheidenheit, daß man ih
dem Geſtändniſſe des Nichtverſtehens, aber auch mit
tung entließ. Es iſt in der That rührend und erba
daß der grundgelehrte Doktor Gerhard erklärte, „er
die ganze Welt nicht nehmen und den Mann verdamme
ſen,“ worauf der nicht minder gelehrte Doktor Meisner
derte: „Mein Herr Bruder, ich auch nicht; wer weiß wa
hinter ſteckt? wie können wir urtheilen was wir nicht beg
haben, noch begreifen können ob es recht, ſchwarz oder
ſei. Gott bekehre den Mann ſo er irret, und erhalte un

---

*) Bekanntlich hatte er ſogar Einfluß und zwar ſeh
deutenden bei der politiſchen Stellung des Kurfürſten wä
des 30jährigen Krieges.

ſeiner göttlichen Wahrheit, gebe uns dieſelbe je länger je beſſer zu erkennen, auch Sinn und Muth ſie auszuſprechen, und Vermögen ſie fortzupflanzen!“ (S. das oben angeführte Relationsſchreiben.)

§. 69.

Dieſe Geſinnung ſei auch die unſrige, und ſo geſtehe ich unumwunden, daß manche Blätter, ja manche Bogen in den Böhmiſchen Schriften mir gänzlich dunkel ſind, und daß es mir ſcheint, als ſei er inſonderheit dann am dunkelſten, wenn er methodiſch zu conſtruiren verſucht. Es iſt daher, dünkt mich, ein gänzliches Mißverſtändniß ſeiner Eigenthümlichkeit, wenn man ihn mit Plato vergleicht, von deſſen dialektiſcher Virtuoſität und klarer Auseinanderſetzung der in ſich einigen Ideen, dem deutſchen Theoſophen faſt nichts zu Theil geworden iſt. Faſt alles iſt bei ihm Bild, Gleichniß, farbige Gluth, während die Nacht als Unterlage erſcheint. Oft wühlt er auch wohl mit Luſt in Rieſenbildern, färbt ſelbſt die Farben, ſpielt mit der Morgenröthe und mit der Nacht, und freut ſich an der Kraft, die zu einem ſolchen Spiel gehört. Oft ſtört auch die Hinneigung zur Cabala, nimmt das Gemüth gefangen, und verliert ſich in unerſprießliches Grübeln. — Unter ſeinen Werken halte ich die Beantwortung der „vierzig Fragen von der Seelen Urſtand, Eſſenz, Weſen, Natur und Eigenſchaft, was ſie von Ewigkeit in Ewigkeit ſei u. ſ. w.“ (Amſterdam 1648), für eines der bedeutendſten, denn hier finden ſich viel köſtlich lichte Momente, z. B. manche Ideen über Nothwendigkeit und Freiheit, über den Tod, Seligkeit, Verdammniß *) u. ſ. w.; ſo wie vielleicht (denn nur von

---

*) So giebt er z. B. auf die Frage von der Pein der Verdammten unter andern folgende Antwort: „Sie ſind frei,

einem Vielleicht kann hier im Allgemeinen die Rede ſein) ſein kürzeſtes Werk „de Regeneratione das iſt: Von der neuen Wiedergeburt u. ſ. w.“ ſeine Idee von wahrer Gottſeligkeit am deutlichſten und praktiſchten mittheilt.

§. 70.

Am rührendſten und erfreulichſten iſt mir B., wenn er ſich ſelbſt anſchaut, das reine Ringen mit ſich ſelbſt und — mit dem Herrn, ob er gleich faſt immer — man verſtatte das Wort — verwundet aus dieſem Kampfe zurückkommt. Verwundet; aber geſegnet. In ihm wohnt eine Muſik, die er gerade dann am wenigſten begreift, wenn er ſie in ihre einzelnen Töne zerlegen möchte, eine Muſik, die ihn, wie bekannt, ſelbſt in der Stunde ſeines Todes nicht nur nicht verließ, ſondern gerade dann vielleicht am tröſtlichſten ward, und ſelbſt ſeinem irdiſchen Ohr vernehmlich wurde. So ſteht er da, wie eine alte gothiſche Burg, die man nicht anders als mit ſüßem Schauder betreten ſollte, weil drinnen ſeltſame Geiſter hauſen und wunderbare Stimmen tönen.

Ein ſo ganz eigenthümlicher Schriftſteller wie Böhme, muß auch wohl einen ganz eigenthümlichen Styl beſitzen, und ſo findet es ſich denn auch alle-dings. Er hat niemals die Sprache von andern gelernt, ſondern ſie (ſo wie Al-

---

in nichts eingeſperrt; ſie mögen fahren ſo tief ſie wollen, ſo iſ überall der Abgrund und die Finſterniß, und ſind doch auf der erſten Stelle; je tiefer ſie ſich begehren zu ſchwingen, je tiefer fallen ſie und ſind doch nirgend an einem Ende oder Grunde.“

Ganz im Gegenſatze mit der gewöhnlichen Anſicht iſt hier das Gräßliche einer unharmoniſchen, im Unbegränzten zerfallenden Willkühr kräftig angedeutet worden.

les) durch ſich ſelbſt allein; und dieſer Umſtand rächt ſich ohne Zweifel, ſobald er Wörter bildet, die nach dem Lateiniſchen ausſehen. Da er aber das Beſte hat was der geiſtige Menſch haben kann; ſelbſt eigene, von Grund aus erzeugte, mit dem Aufgebot jeglicher Kraft geborene Ideen, ſo iſt er dadurch im Beſitze eines Zauberſtaabes dem unſere Sprache liebend folgt. — Unſere Sprache, ſage ich, die, jedem Hoffärthigen, mit der Wiſſenſchaft nur eitel Spielenden ſich verſagt; aber vertraut jeder edeln Natur, dem unermüdeten Ringer ſich gern öffnet, und gleich mit erſcheint in ihrer ganzen Bedeutſamkeit, ſo oft jene Ideen und Anſchauungen ſich in des Mannes Bruſt erzeugen.

Böhme ſelbſt meint in dem oben angeführten Sendſchreiben von ſeinen Schriften, „man ſolle ſie nicht anſehen als eines großen Meiſters: denn Kunſt iſt nicht darinnen zu ſehen, ſondern großer Ernſt eines eifrigen Gemüthes das nach Gott dürſtet, in dem der Durſt große Dinge empfangen, wie der Erläuchtete wohl ſehen wird, und ohne das Licht keinem recht käntlich oder begreiflich ſein wird, wie es der Leſer in der that alſo empfinden wird, und hat doch auch leichter oder dem Verſtand näher nicht mögen geſchrieben werden: Wiewohl ich vermeyne, ſie ſind helle und einfältig genug in einer ſolchen tieffe; ſo aber etwas wäre das zu ſchwer ſein wolte, könnte ichs wohl etwas einfältiger fürbilden wan mir das angemeldet würde.“

§. 71.

Indem die letzte Meinung, er könne es deutlicher machen, doch wohl zu bezweifeln ſein möchte, halten wir uns hier bloß an das tief beſcheidene Wort, es ſei nicht Kunſt darin, daſſelbe ablehnend durch die Erkenntniß, daß doch nur in einem Gottinnigen Gemüthe die Kunſt wohnen könne; nur daß der Gottinnige, wenn er von ſich ſelber ſpricht, das Wort Kunſt zu vermeiden pflegt.

Abraham von Frankenberg, Böhmes Freund und Verehrer ſchildert uns ſeinen Meiſter mit folgenden kurzen Worten: „Seine äußere Leibesgeſtalt war verfallen und von ſchlechtem Anſehen; kleine Statur, niedrige Stirn, erhabene Schläfe, etwas gekrümmte Naſe, grau und faſt himmelblau blitzendes Auge, kurzer dünner Bart, kleinlautende Stimme, aber holdſeliger Rede, züchtig in Geberden, beſcheiden in Worten, demüthig im Wandel, geduldig im Leiden, ſanftmüthig von Herzen.“

Ich füge zu dieſer Schilderung meine eigene Anſicht, um ſie der Prüfung denkender Leſer vorzulegen: Böhme gehörte nicht zu der Gattung von begünſtigten Menſchen, bei denen das Göttliche, welches ſie in ſich tragen, ſtets auch äußerlich ſichtbar wird, und auch äußeres Gedeihen und Wohlbefinden veranlaßt; nicht zu denen, bei welchen (wenn das kühne Wort verſtattet iſt) das göttliche Wort auch zur irdiſchen Speiſe wird. Er war ein Virtuoſe im Leiden, Anſchauen und Sterben; weniger im reinen Denken, Handeln und Leben; vielleicht nur ſehr ſelten fröhlich, aber oft heiter; glücklich gewiß nie, aber ſelig.

Es findet ſich wohl noch ſonſt einmal Gelegenheit, dieſe hier nur ſehr kurz angedeuteten Gedanken, die, wie leicht zu erachten, nicht bloß auf Böhme paſſen, näher anzuſehen und zu entwickeln.

§. 72.

Böhme's Tod war ganz ſo rührend und erbaulich für die Umſtehenden, als er ſich bei einem ſo glaubensfeſten und tief demüthigen Manne erwarten ließ, und der Bericht davon wirkte bei entzündbaren Herzen auf eine ſo ausgezeichnete Weiſe, daß manche ſeiner Anhänger ihn für einen Heiligen und Märtyrer zu halten anfingen. Am lauteſten zeigte ſich die Begeiſterung für ihn in Holland und England. In Amſterdam wurden zuerſt ſeine Werke vollſtändig gedruckt, in ſo weit ſie nur irgend zu erhalten waren, und in England bildete ſich eine Sekte, die ſich nach ſeinem Namen nannte, deren Mitglieder ſich größtentheils durch frommen Wandel aber auch oft durch den Hang zur Myſtik und dunklen Schwärmerei kennbar machten.

Weniger laut, aber nicht minder innig war der Eifer für Böhme in Deutſchland. Hier bildete ſich für ihn eine zwar nicht große aber ſehr entſchiedene, ſtille Gemeine, in welcher die Liebe für ihn gewiſſermaßen vom Vater auf den Sohn vererbt wurde. In gedruckten Schriften iſt davon nur wenig zu erkennen, doch werden dem genauern Beobachter ihre Wirkungen ſich nicht verbergen. Noch heut zu Tage giebt es manche ſtille Familie, die im Beſitz von Böhme's Schriften, jedes andern weltlichen Buchs leicht entbehren zu können meint. Deſto ungünſtiger urtheilten die meiſten Gelehrten, denn ihnen, wenn ſie außer der Gelehrſamkeit nichts weiter hatten, war der Görlitzer Theoſoph nur ein ſchädlicher Schwärmer, ein dunkler Enthuſiaſt, ein auf der Gränze der Tollheit umwandelndes Geſpenſt. Viele haßten, viele verachteten, viele verſpotteten ihn, aber nur ſehr wenige laſen ihn, und ich kann unter allen deutſchen Gelehrten der frühern Zeit faſt nur einen Einzigen nennen, welcher ſich öffentlich günſtig über Böhme erklärt hat.

§. 73.

Es iſt der verdienſtvolle Mohrhof, deſſen Worte im zweiten Bande des Polyhiſtor S. 554 alſo lauten: Exortus est Jacobus Boehme, homo plebejus, sed miri ac singularis ingenii, cujus exstant tam theologica quam philosophica plena abstrusorum sensuumque cabalisticorum, de quibus quid dici debeat non liquet. Lutheranae ecclesiae membrum fuit, totiesque a theologis nostris in examen vocatus sic respondit, ut illum damnare non ausi sint. Quaecunque ab illo sunt scripta videntur quasi per enthusiasmum scripta, nec dissimulavit ipse visiones et somnia sibi divinitus, ut dicebat, oblata. Caetera vir erat pius, pacificus, nemini molestus, et quotidiano suo labore victitans. Scripsit prophetias de temporibus ultimis ineditas *), de quibus mira dixerunt, qui eas legerunt. Attingit quaestiones tam theologicas, quam philosophicas utilissimas. Synopsin doctrinae ejus recenset Henr. Morus in operibus suis philosophicis latine editis, qui damnare non audet virum hunc. Scripsit inter alia Responsiones ad 40 quaestiones de anima, quas ipsi proposuerat medicus aliquis, qui se plus ab ipso didicisse profitebatur, uno alteroque colloquio, quam longis per Orientem peregrinationibus. — Ein ſo wohlwollendes Urtheil fand indeß gar wenige Beiſtimmer.

Wo möglich noch ungünſtiger wurde das Urtheil über Böhme bei den meiſten Gelehrten des achtzehnten Jahrhunderts, denn obwohl die Unterſuchung über ihn erſt kaum begonnen hatte, ſo hielt man doch die ganze Sache für längſt abgethan. Die ſogenannte Aufklärung, welche in der letzten Hälfte des genannten Jahrhunderts nur zu

---

*) Iſt über dieſes Werk nirgends eine nähere Nachricht zu erhalten? Bei der groſen Verehrung der Böhmiſchen Schüler für alles was der Meiſter hinterlaſſen, iſt nicht wahrſcheinlich, daß es ſollte verloren gegangen ſein.

eſt mit der wahren verwechſelt wurde, war etwas ſo bequemes und leichtes (indem ſie faſt nur in der Fertigkeit beſtand, Nein zu ſagen, zu dem was ſonſt als groß und heilig gegolten hatte), daß man wahrlich nicht Luſt hatte, mit dem tiefſinnig dunkeln deutſchen Theoſophen, der ohnehin ja nur ein armer Handwerker geweſen, zu luſtwandeln. War doch ohnehin dieſer Mann ſchon in früherer Zeit verlacht worden, und wer nicht ganz beſondern Muth beſitzt, und wem die Wahrheit nicht über alles geht, der ſcheut ſich vor nichts ſo ſehr, als vor dem Verlachtwerden, und es kann ihn nicht tröſten, ſollte er auch ſelbſt im Innerſten gezwungen ſein, ſolche Verlacher für höchſt jämmerliche Geſellen zu erklären. — Und nun vollends des Verlachten ſich öffentlich annehmen, und noch dazu eines ſolchen, der die höchſte Anſtrengung anmuthet, das heißt wirklich etwas viel verlangt — obwohl nur eben das Rechte — und es ward nur ſelten gewährt.

§. 74.

Gegen das Ende des Jahrhunderts traten indeſſen vier wohlbekannte, geiſtreiche Männer auf, welche ſich kräftig genug fühlten, allenfalls dem Lachen von nicht bloß vier, ſondern vierhundert Lachern zu begegnen, weshalb ſie denn auch gar kein Hehl hatten, daß ſie den Böhme für einen der bedeutungsvollſten und tiefſinnigſten aller Neu-Europäiſchen Schriftſteller hielten; nur war zu beklagen, daß ſie bei ihrer vielſeitigen Thätigkeit verhindert wurden ihre Anſichten über den verkannten Landsmann genauer auseinander zu ſetzen. Das meiſte Studium ſcheint ihm Novalis gewidmet zu haben, in deſſen Schriften wir nicht ſelten an Böhme erinnert werden.

Zum Schluß, eine Erinnerung. — Der bekannte Phi loſoph Heraklit, aus Epheſus, ſchrieb ein Werk über die Natur, welches ſo ſchwer gefunden ward, daß man ihm deshalb den Beinamen des Dunkeln gab. Ihm gegenüber ſteht Socrates, in deſſen reinem Geiſte alles ſonnenhell geworden; der las nun auch jenes tief dunkle Werk, und warf es keinesweges mit ſprödem Lächeln oder mit der ihm ſonſt ſo wohl ſtehenden Ironie weg, ſondern eben weil er die wahre Ironie beſaß, hatte er diesmal gar keine, ſondern mit reinem Ernſt und der liebenswürdigſten Redlichkeit ſagte er: was ich in dem Werk verſtanden habe iſt vortrefflich; was ich nicht verſtanden muß voll von göttlichem Geiſt ſein.

Alſo erzählt es Diogenes Laertius. — Böhme iſt wohl kein Heraklit; doch ein ſehr redlicher Tiefdenker, wenn auch ſchwer und dunkel. Laſſet uns bei ihm und ſeines Gleichen der Worte des Socrates nicht vergeſſen.

§. 75.

Dem tiefen und dunkeln Böhme folge der helle;

Johann Valentin Andreä

(geb. am 17. Auguſt 1586 zu Herrenberg im Würtembergiſchen, geſt. am 27. Julius 1654 als Abt zu Adelberg und lutheriſcher Almoſenier des Herzogs).

Selten vereinigt ſich in einem einzelnen Manne ſo viel Ausgezeichnetes als in ihm: eine rein ſittliche Geſinnung, bewährt in den mannichfaltigſten Lebensverhältniſſen, umfaſſende Kenntniſſe, Klarheit der Anſicht und ſicheres Erfaſſen der Schwächen ſeiner Zeit, bei unermüdlichem Eifer ihnen abzuhelfen, Witz (doch ohne allen Humor, ja ſogar ohne beſondere Neigung zur Scherzhaftigkeit —) in einem Grade, wie wir ihn vielleicht bei keinem deutſchen Schriftſteller des ſiebzehnten Jahrhunderts wahrnehmen, u. ſ. w.

t man dazu noch das beiſpiellos große Auſſe-
welches ſeine Schrift über geheime theoſophiſch-chy-
cabaliſtiſche Geſellſchaften (die geiſtige Krankheit der
n ganz Deutſchland veranlaßte, ein Aufſehen, das um
ſer war, da man ihn, den ſatiriſchen Bekämpfer
Orden, mit ſeltſamem Mißverſtändniß für den Stif-
r Roſenkreuzer-Geſellſchaft ausgegeben hat, erwägt
erner den großen Einfluß, den er bei manchen prote-
hen Höfen Deutſchland ausübte, ſo müſſen wir uns
wundern, daß das achtzehnte Jahrhundert ihn ſaſt
ergeſſen hatte.

elbſt wenn man bereits an das große Talent der
hen, zu vergeſſen, gewöhnt iſt, — eine Anlage
Themiſtokles die Beſitzer beneiden würde, — ſo regt
ch in Beziehung auf dieſen einflußreichen Mann noch ei-
Erſtaunen; aber wir wollen dabei nicht verweilen ſon-
unſern zum Glück noch nicht vergeſſenen Herder den
rigſten Dank bringen, daß er den trefflichen Andreä aus
verdienten Nacht gezogen, worin man ihn hatte ſinken
Dieſen Aufſatz als allgemein bekannt vorausſetzend,
gleich eines neuern Werkes: „Johann Valentin An-
nd ſein Zeitalter, dargeſtellt von Wilhelm Hosbach“ (Ber-
319) mit gebührender Achtung gedenkend, bleibt mir
en Zweck dieſes Buches nur Folgendes zu erinnern

§. 76.

Andreä war ein ächter Theolog im Sinne der Refor-
en, gleich weit entfernt von nebliger Myſtik, wie von
mit der Religion höchſt unverträglicher unſtatthafter
aſtik. Wie Johann Arndt ſah er ſein Zeitalter ſin-
nach dieſen beiden unerſprießlichen Richtungen hin,

und, wie jener, ſuchte er daſſelbe zu dem wahren, zur Anbetung des Göttlichen im Geiſt und in der Wahrheit zurück zu führen. Er hat nicht die Milde, nicht die Phantaſie, nicht den Styl jenes vortrefflichen Mannes; aber er meint es im tiefern Sinne ſo wie jener, und übertrifft ihn an Gelehrſamkeit und Witz. Er ſcheint es ſelbſt zu fühlen, daß er nicht genügend vermag auf das Volk im Allgemeinen zu wirken, darum wendet er ſich unmittelbar an die Gelehrten, in denen er die Quelle des Uebels findet, und ſpricht zu ihnen — leider — in lateiniſcher Sprache. Doch liebt er, wie billig, ſein Vaterland über alles, und ringt wacker mit der Sprache deſſelben, wenn es gilt, das Volk kräftig anzuregen. — — Was er will iſt klar: die alte gediegene Luthers-Zeit; und es iſt erfreulich, von ihm ſelbſt die Namen zu vernehmen, die ihm beſonders theuer ſind. So führt er im zwei und vierzigſten Geſpräch ſeines „Minippus“ einen ſchreienden Verehrer der Gegenwart auf, der aber bald ſelbſt durch die bloße Nennung der großen und ausgezeichneten Namen der Vergangenheit zur Ruhe gebracht wird. — Sonſt pflegen die Schreier nicht ſo ſchnell ſich abweiſen zu laſſen; aber Andreä will es in dieſem Geſpräche nun einmal ſo.

„Vergleiche mir einen,“ heißt es hier, „mit der Beleſenheit Luthers, welche das ganze Alterthum einſog, mit ſeiner Schriftſtellerei, welche uns ungeheure Werke hinterließ, mit ſeiner Thatkraft, die in die Bewegungen des ganzen Europa eingriff, mit ſeiner Gelehrſamkeit die mit allen ausgezeichneten Geiſtern ſeiner Zeit kämpfte; und dieſe vier unvergleichlichen Dinge beſaß ein einziger Menſch. Ferner Erasmus, ein wahres Meer von Gelehrſamkeit, Philippus, aller Wiſſenſchaften Anwald und Phönix, Brenz, Luthers Nacheiferer in Schwaben, Facius, ein rechter Schwelger in

und Schriftſtellerei, Prätorius, der vollkommene
von achtzehn Sprachen, Zwinger, der treffliche Dar-
s menſchlichen Schauſpiels, Gesner, der bewunde-
rdige Widerſacher der Vergeßlichkeit, Copernikus,
folger des Atlas, Paracelſus, der Bändiger von
ern (??), und mehrere andere, wen haben ſie der
n zu vergleichen wagt? der nicht weit mehr ihre
Talente bewundert als ſie mit dem ſeinigen ver-
will? Der einzige Joſeph Scaliger, der Fürſt der
mkeit, hat es zu unſerer Zeit dahin gebracht, daß
mehr Sprachen als irgend ein Europäer inne hatte
Muſeum des ganzen Erdkreiſes, einen Inbegriff al-
ſchlichen Gelehrſamkeit in ſeinem Hauſe und in ſei-
bliothek beſaß, der letzte Aufſchwung vielleicht des
chen Geiſtes!“

§. 77.

r Gegenredner erſchrickt nicht ohne Grund vor die-
men; meint jedoch, es ſei eben die Menge, die ihn
wirrung bringe, doch auch aus dieſem Zufluchtsorte
verſcheucht, und unumwunden erklärt ſich Andreä
en Dunſt einer oberflächlichen Literatur, über die
igen, geputzten, vergoldeten, nicht ächten, koſtbaren,
öſtlichen Menſchen, die man etwa gegen jene ſtellen
Das Geſpräch endigt mit den Worten „die wahren
ten möge das tröſten, daß ſie auch nach dem Tode
eben, daß jene dagegen bei ihrem Leben ſchon für
gehalten werden können.“ (S. das oben angeführte
von Hosbach. S. 66. f.)

s iſt merkwürdig, daß in der Reihe der großen Män-
ch **Paracelſus** genannt wird, deſſen Lehre ſonſt
ä ſtets bekämpft, allein beides kann wohl neben ein-

ander beſtehen: Anerkenntniß der großen Talente des Mannes, und Widerſtand gegen den Misbrauch, den er mit ihnen trieb. Wirklich beſteht auch ein großer Theil der Verdienſte unſers Andreä in der ſiegreichen Beſtreitung der prunkenden Ueberweisheit des Heinrich Cornelius Agrippa von Nettesheim (geb. 1487) und des obenerwähnten Arztes Theophraſtus Paracelſus Bombaſtus von Hohenheim (geb. in der Schweiz 1493 geſt. zu Salzburg 1541). Es ſei fern von uns den ganzen Geiſt dieſer Männer mit der leicht auszuſprechenden, faſt tölpiſchen und doch ſehr beliebten Bannformel „tolle Schwärmerei" abfertigen zu wollen; wenigſtens darf nicht vergeſſen werden, daß, um als ſolche Schwärmer dazuſtehen, ein ungeheurer Schatz von Kenntniſſen aller Art erfordert wird: Geſchichte der Philoſophie, inſonderheit der eſoteriſchen, oder doch deſſen was als eſoteriſch geahnet werden kann in den Lehren des Zoroaſter, Pythagoras, Empedokles, Platon u. ſ. w., in der Naturwiſſenſchaft, Aſtronomie (Aſtrologie), Arzneikunde, ganz beſonders aber in der vor allen Scienzien hochgeſchätzten, magiſch gedachten und behandelten Chymie, mit der ſich neuplatoniſche und kabbaliſtiſche Myſtik verband *).

§. 78.

Was die Wiſſenſchaften dabei gewannen, und, auf der andern Seite, wie oft Uebermuth, Eigenmächtigkeit und

---

*) Auch reiche Sprachkenntniſſe ſind dem Agrippa nicht abzuſprechen; dem Paracelſus aber faſt ganz. Dieſer, nur in den Geheimwiſſen der Natur lebend, und ſich ſelbſt gleichſam als den geweihten Prieſter derſelben verehrend, ging zuletzt in ſeinem Uebermuth ſo weit, zu erklären, er bedürfe gar keiner überlieferten Kenntniſſe und könne aus keinem Buche etwas lernen, denn in ihm wohne ein göttliches Licht, das ihm alles deutlich zeige, ſo daß ihm der Kern und das Weſen der Dinge gänzlich enthüllt ſei.

ik manchen Theil derſelben willkührlich behandelten, das
rörtern kommt nicht mir zu, und am wenigſten in die-
der Geſchichte der ſchönen Literatur gewidmeten Buche;
l aber muß hier bemerkt werden, daß Religion und
ie bei ſolchen Beſtrebungen, immer weiter ſich aus dem
k verloren, ſchon um deswillen, weil ſie ein einfaches
tiefes, nicht aber hochmüthiges und nach bunten — Ge-
niſſen trachtendes Gemüth verlangen. Der alte einfache
ſtenglaube ſchien wohl gar manchen Nachfolgern jener Män-
nicht tiefſinnig genug (!) und ſo glaubte man ihm durch
magiſche Unterlage, und durch eine Säule von Myſtik zu
ſe kommen zu müſſen. Die Unglücklichen vergaßen, daß
Chriſtenthum ſelbſt in ſeiner Reinheit ſchon ſo tiefſinnig
erfreulich tiefſinnig iſt, daß wir Zeit und Ewigkeit be-
en um deſſen einzig wahrhaftige Geheimniſſe zu ergrün-
; ſie vergaßen ferner, daß der Weg, den ſie einſchlugen,
wendig zu der Vergötterung der Natur führen müſſe,
daß vielleicht kein Irrweg — ſo viel ihrer auch ſind —
er abführe vom reinen Chriſtenthum als jenes mit Selbſt-
lligkeit verbundene Anbeten der Natur *). Zugleich aber
en ſie dadurch einigen unter den Neueren Gelegenheit
ben, auf dem nunmehr gebahnten Irrwege weiter zu
eiten, oder, was noch bequemer iſt, mit der unweiſen
isheit jener Männer, die nur Wenigen zugänglich und
ſtaubigen Bibliotheken ruhte, zu prunken, als ſei ſie et-
s Neues, und aus ihren (der Späteren) eigenen Mit-
entſtanden.

---

*) Mit Selbſtgefälligkeit, denn nur zu oft trifft es ſich,
wer am lauteſten und gewaltigſten anbetet, ſich ſelbſt die
e Prieſterſtelle im Tempel der Natur zuerkennt. Nachwan-
de müſſen dann vorlieb nehmen mit geringern Plätzen.

In welche Abgründe aber hätte jener ſtolze Agrip Paracelſiſch-Weigelſche Irrthum führen können, wenn n Männer wie Arndt und Andreä, ein jeder nach ſeiner W ihn bekämpft und ſo den Weg zu einer reinen Theoſo oder Chriſtoſophie — wie wir ſie gegen die Mitte und Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts erblicken — geb hätte.

§. 79.

Wenn ein geläuterter Verſtand, ein reifes Urtheil, oft überraſchender, ſiegender Witz, und eine tugend männliche Geſinnung auf den Namen eines Dichters ſpruch geben könnten, ſo würden wir Andreä unbedenk ſo nennen dürfen; da dies aber nicht Statt finden kann, ſind wir wenigſtens verpflichtet, ihm nachzuſagen, daß einige Gedichte hinterlaſſen, die dieſen Namen allerdi verdienen. An reinem Frühlingswehen, an heiligen Ank gen aus einer höhern Welt konnte es in einem ſolchen ben nicht fehlen, doch hat Andreä in ſeiner Bedrängth und in der mühvoll trüben Zeit ſie nur ſelten metriſch faſſen können. — Dem ſinnigen Leſer darf ich deshalb geiſtliche Kurzweil ſehr empfehlen, denn es waltet darin Herz, das ſich in dem reinen Bronnen unſrer tiefſinnig f digen Religion erfriſcht und geſtärkt hat. Es iſt alles einfältig, d. h. auf die rechte Weiſe einfältig und gern ſchmähend den Prunk der Künſtlichkeit. — J. V.

Geiſtesfreud.

Mit Freuden will ich ſingen
Auf dieſe Morgenſtund,
Recht ſoll mein Geiſt ſich ſchwingen

In Gottes Huld Abgrund;
Ach, Herr, thu auf mein' Mund.

Mit Freuden will ich leben
Als mir mein Herr verleiht,
Richtig ſei'm Wort nachſtreben;
Innerlich Sorge weicht.
Ach! Herr mein Herz erleucht.

Das ſind freilich nur redliche Herzenslaute, die auch wohl der Mittelmäßige nachlallen kann; aber bei Andreä ſind ſie ächte Gemüths-Ergießungen.

Sehr charakteriſtiſch iſt auch das kleine Lehrgedicht: „Chriſtliche Gleichheit,“ aus dem hier wenigſtens die Schlußzeilen mögen mitgetheilt werden:

Wem Weisheit iſt wie Einfalt,
Der lobe Gott drum mannichfalt;
Wem Einfalt iſt wie Weisheit,
Der dank' des Gott zu aller Zeit;
Wem das Leben iſt wie der Tod,
Der preiſ' dafür ſeinen treuen Gott,
Wem der Tod iſt wie Leben,
Soll des Dank ſei'm Gott geben.

§. 80.

Ueber ſeine Art zu dichten hat ſich Andreä ſelbſt mit naiver Offenherzigkeit ausgeſprochen.

An den Grübler.

Ohn kunſt, ohn müh, ohn fleiß ich dicht,
Drumb nit nach deinem kopff mich richt,
Biß du witzt, ſchwitzt, ſpitzſt, ſcheitzſt (ſcheibeſt) im Sinn,
Hab ich angſetzt und fahr dahin;
Biß du guckſt, buckſt, ſchmuckſt, truckſt im Kopff,

Iſt mir ſchon ausgeleert der Topff:
Biß du flickſt, ſpickſt, zwickſt, ſtrickſt im Hirn,
Iſt mir ſchon abgehaſpt der Zwirn.
Gfelts dir nu nit wie ich ihm thu,
Machs beſſer nimb ein Jahr dazu.

Noch in ſeiner ſpätern Lebenszeit nahm die fruchtbringende Geſellſchaft Andreä zum Mitgliede auf; allein er betrachtete dies keinesweges als eine Ehre, ſondern äußerte ſich über den Geiſt dieſer Societät in dem Briefe an einen Freund auf eine ſehr harte Weiſe: talium nugarum, quas eruditionis nomine venditant, jam dudum satus, hoc genus hominum semipaganum, immo bis paganum abhorreo; quam enim non colluviem impietatis, lutulentiam gentilitatis monstra verborum rebus sacris, odis et numeris germanis vernaculaeque linguae sub illa Fructifera, verius Mortifera, societate inferunt! —

Das Jahr 1648, in welchem dieſer Brief geſchrieben worden, erklärt die ſehr übertriebene Säure ſeines ſonſt in einiger Hinſicht nicht ganz ungerechten Tadels. Er war alt geworden, und in einer Zeit alt geworden, von der jedes Jahr einen Gifttropfen für ihn, den Vaterlandsfreund, haben mochte. Darum halte ich es keinesweges für Laune, wenn er ſich in jener Geſellſchaft ſelbſt den Beinamen des „Mürben“ beilegte, ſondern für einen trüben Scherz, den er mit ſich ſelbſt trieb, einen Scherz, der ſehr nahe war bei der traurigen Wahrheit.

§. 81.

Wenden wir uns jetzt zurück zu den ſchriftthätigen Männern, die man ausſchließlich nach ihrer vorherrſchenden Wirkſamkeit mit dem Namen „eigentlicher Dichter“ zu bezeichnen pflegt, und zwar zu drei der katholiſchen Kirche angehörigen.

Friedrich Spee,

s dem adelichen, jetzt gräflichen Geſchlecht der Spee
n Langenfeld, wurde um das Jahr 1591 (nach an-
ren 1595) zu Kaiſerswerth am Rhein geboren, trat ſchon
s Jüngling in den Orden der Jeſuiten, und ſtarb am
Auguſt 1635. Er gehört zu den ausgezeichnetſten Män-
rn des Jahrhunderts; ja in Einer Hinſicht ſteht er ein-
g da, denn er war der Erſte, der öffentlich in einer
chrift **Cautio criminalis seu de processu contra sagas**
ber (zuerſt gedruckt zu Rinteln 1631) gegen den mit kei-
em Worte genugſam auszuſprechenden Jammer und ſcheuß-
chen Gräuel der Hexenprozeſſe auftrat. Er hatte eine lange
eit das Amt verwaltet, die Beichte der Unglücklichen zu
ören, welche der Zauberei und des Bündniſſes mit der
ölle beſchuldigt waren. Aufgewachſen, wie alle ſeine Zeit-
enoſſen, in dem Glauben an die Möglichkeit eines ſolchen
erbrechens, prüfte er die Beichten genau, fand faſt überall
ur phantaſtiſche Verworrenheit, die mit zuchtloſen und fre-
elhaften, aber in ſich ſelbſt leeren Bildern ſpielte, oder
uch wohl gänzliche Schuldloſigkeit, der es nur an Muth
ebrach, die gräßliche Folter zu beſtehen, oder, wenn ſie
ieſelbe verſucht hatte, in der Pein Verbrechen geſtand, die
nie begangen werden konnten. Er fand das und ſprach es
aus, und mußte dennoch eine lange Zeit die armen Schlacht-
opfer zum Tode bereiten und führen. Darüber ward, wie
er ſelbſt erklärte, ſein Haar frühzeitig grau, bis er ſelbſt end-
lich, völlig klar in ſich ſelbſt geworden, jenes Buch ſchrieb,
das des Segens ſo viel bereitet hat. Was er dabei wagte
für ſeine äußere Ruhe, ja für ſeine irdiſche Ehre und Leben
können wir nur dann recht ermeſſen, wenn wir jene Zeit
erwägen, in welcher, (um nur zwei Beiſpiele anzugeben)

der Biſchof von Bamberg 600 und der Biſchof von Würzburg 900 Hexen, Zauberer und Teufelsbanner verbrennen ließ, welches ſpäterhin (1659) durch die Behörden ſelbſt, als ſei hier von etwas gar Löblichem die Rede, in einer gedruckten Schrift bekannt gemacht wurde.

§. 82.

Wie ſo manches andere Verdienſt wurde auch dieſes große Verdienſt unſers Spee ſpäterhin faſt vergeſſen, bis endlich unſer trefflicher Leibnitz, wohl würdig einen Mann wie Spee zu loben, dieſes erfreuliche Geſchäft übernahm zugleich mittheilend, was ihm ſelbſt Johann Philipp von Schönborn, Kurfürſt von Mainz, der als Jüngling den edlen Geiſtlichen gekannt hatte, zu deſſen Ruhme erzählt hatte. Was anfangs nur in einem Privatbriefe ſtand, erzählt Leibnitz ſpäterhin in ſeiner Theodicee von neuem, und dennoch, obwohl dieſes Werk, wie bekannt, überſchätzt und in ganz Europa geleſen ward, muß Spees Verdienſt abermals vergeſſen ſein, denn faſt durchgängig wird dem Chriſtian Thomaſius das Verdienſt zugeſchrieben, welches jenem gehört. Was Thomaſius in Beziehung auf die Hexenprozeſſe ſpäterhin that, — denn im Anfange war er mit nichten auf dem rechten Wege — iſt gut und löblich zu nennen; aber es war denn doch ziemlich leicht und gänzlich gefahrlos. Er war Proteſtant, lebte unter dem Schutze zweier für den Proteſtantismus mit Eifer erfüllten mächtigen Fürſten, und fand denn doch jene mörderiſchen Prozeſſe ſchon im Abnehmen. Wie anders waren dagegen Spees Verhältniſſe!

Weniger dürfen wir uns wundern, daß Spees Gedichte über ein Jahrhundert vergeſſen waren, da Deutſchland, als eine bekanntlich unzärtliche Mutter, ſich zuweilen um die Kinder, welche ihr viel Ehre machen, nicht ſonder-

gu bekümmern pflegt. Spee iſt als Dichter nichts wei-
als ein liebes frommes Kind, und obwohl er als ſol-
ſehr viel iſt, tritt doch dabei der ungünſtige Umſtand
daß in der größern Hälfte des achtzehnten Jahrhun-
s dergleichen liebe fromme Kinder nicht viel galten, ſon-
eher, falls es ſich thun ließ, in den Winkel geſtellt
den. Spee vollends war bereits von einer etwas frü-
Zeit in den Winkel geſtellt worden, und ihn aus dem-
en mit einiger Unbequemlichkeit hervorzuholen, iſt zierli-
Leuten nicht zuzumuthen.

Friedrich Schlegel hat ſich dieſes Verdienſt erworben,
in dem poetiſchen Taſchenbuch für 1806 die Deutſchen
neuer Aufmerkſamkeit auf den überſehenen Mann einge-
n. Er hat dabei ſeine große Liebe für den Dichter un-
wunden ausgeſprochen; leider aber an manche von deſſen
dichten eine faſt zu gewaltſame Hand gelegt. Wer aber
den wahren Spee kennen will, braucht ihn nicht mehr
hſam in alten Bibliotheken zu ſuchen, denn er findet
neue, gänzlich unveränderte Auflage ſeiner „Trutznach-
al,“ welche zu Berlin 1817 erſchienen iſt, begleitet von
er Vorrede, welche über Spees Leben und Wirken einige
anziehende Berichte enthält.

§. 83.

Spee iſt oben ein liebes frommes Kind genannt, und
rch dieſes Wort faſt genugſam in ſeiner Eigenthümlichkeit
zeichnet. Soll ein Mann dieſes Lob verdienen und ein
nd genannt werden dürfen, ſo muß er zuvörderſt ein —
ann ſein; denn was wäre Kindlichkeit ohne den Grund
nd Boden von Männlichkeit; oder, damit auch der Frauen
sdrücklich gedacht werde, ohne Seelenfülle und Reiſe? —
ber Spee war auch ein ächt dichteriſches Kind, daß heißt: er

vermochte auf dem trüben Grunde ſeines Lebens, wie es ſich nun einmal in zeitlicher und räumlicher Hinſicht geſtaltete, ein neues aufzuführen, und da bei ihm wie billig die Kunſt nichts anderes war, als ein Ausſtrom der Religioſität, ſo vermochte er ſogar jene Scheidung zwiſchen dem gegebenen wirklichen und erſchaffenen wahren Leben aufzuheben, und zur Einheit zu führen. Das klingt ſehr ſchwer und geheim, und wird auch ſtets ſo klingen für den bloß natürlichen Menſchen, von deſſen Natur die heilige Schrift genauer Kunde giebt; aber es iſt nicht geheim, und wenn auch ſchwer doch glückſelig lohnend für den der aufgehört hat, nur ſich zu wollen, weil er das Höchſte erkannt hat, das uns auch mit dem Gegebenen verſöhnt, indem es uns einen neu ſchaffenden Geiſt verleiht.

Spee hängt mit dem Himmel nicht bloß durch Ahnen und Sehnen zuſammen, ſondern durch reine handelnde Liebe. Dieſe Liebe iſt ſeine Muſe, und ſo will ich es nur geſtehen, daß er auch von nichts anderem ſingt und zu ſingen vermag, als von dieſer göttlichen Liebe. Er weiß nichts weiter, und will nichts weiter wiſſen, als ſeinen Erlöſer und er iſt unerſchöpflich in Wendungen um dieſe Liebe auszuſprechen. Zwar kann er den Frühling köſtlich ſchildern; aber dieſe Farbenpracht iſt doch nur Decoration, vorbereitend die Erſcheinung des gläubigen Menſchen, der ſogleich auftreten und jene Liebe ausſprechen ſoll. Zwar verſagt ihm ſelbſt der ächte Romanzenton nicht; aber er bedient ſich ſeiner nur einmal, um uns den heiligen Xaver zu zeigen, der freilich auch ein ächt ritterlicher Chriſtenheld iſt.

§. 84.

Auch eine Art von dialogiſcher Form verſucht er, doch immer nur für ausdrücklich religiöſe Gegenſtände, wovon

doch ein kleines Beiſpiel geben wollen, vorausſetzend,
war einige Leſer ſodann erklären werden, der einfältige
n ſei mit nichten für ſie geeignet, andere dagegen ihm
Liebe zuwenden dürften. Die Stelle iſt aus einem
chte, das die Aufſchrift hat: „Anderer Bußgeſang ei-
erknirſchten Herzens,“ wo es am Schluſſe in Bezie-
auf den zum Vater zurückkehrenden Sohn alſo heißt:

Will ſprechen: O du Vater fromm
Laß fließen Gnad und Güte!
Zu dir ich jedoch wiederkomm,
Und bin doch dein Geblüte.
Bin zwar unwerth, mich Luft und Erd
In ihrem Schoß ertragen;
Doch zieh' mich ein, zun Knechten dein,
Erbarm dich meiner Klagen!

Wer weiß, er möcht entgegengahn,
Dem lang verlohrnen Kinde,
Mich möcht mit Armen heften an
An ſeine Bruſt geſchwinde.
Wer weiß, ob nit mit ſchnellem Ritt
Er ſchon zu mir kommt eilen,
Zwar ſeine Gnad, ohn End beſtaht
Sich thut ohn Maas ertheilen.

O da, du Vater, Vater mein!
O weh mir ſchönem Kinde!
O Kind, O Kind kehr wieder ein
O wo, daß dich noch finde!
Ach Vater ich's bekennen muß
O weh mir Frech und Stolzen!
Ach Kind, mein Herz ob deiner Buß
Iſt ſchon für Lieb zerſchmolzen.

Ach Vater mich nimm wieder an
Bin ſonſten gar verlohren!

Ach Kind was magſt in Zweifel ſtahn,
Mein Ingeweid erkohren!
Ach Vater will zun Knechten gahn
Mein Leib iſt gar erfroren!
Ach Kind; ſollt ich dein Knechten lan
Mein Fleiſch von mir geboren?

Ach Vater bin's mit nichten werth
Mich laß bei deinen Füßen!
Ach Kind, dein hab ich lang begehrt,
Muß dich nun herzlich grüßen!
Ach Vater, liebſter Vater mein,
Wann ich der Sünd gedenke!
Ach liebſtes Kind, nit alſo wein
Ich dirs von Herzen ſchenke!

Geſchwind, geſchwind, in aller Eil
Her, Sammet her und Seiden
Her was von beſtem Pupur feil!
Will ganz mein Kind bekleiden,
Bringt her Gold, Perlen, Edelſtein
Will frei dich prächtig zieren,
Richt zu die Tiſch, laßt fröhlich ſein
Laßt uns nun jubiliren.

O Vater, Vater viel zu frumm!
O Gnad ganz unermeſſen!
Vor Wunder ſchier ich bleibe ſtumm,
Die Sprach iſt faſt vergeſſen.
Ach Sünder all, aus aller Welt,
Laßt euch bei Zeiten ſagen,
In Eil in Eil euch unterſtellt
Wollt nie, ach nie verzagen!

§. 85.

Wie geſagt, daß iſt ein einfältig tröſtlicher Kindergeſang; aber man kann die Theilnahme nicht jedermann zu-

hen. Ich hätte viel Vornehmeres aus Spee wäh-
können; aber es ſchien mir Pflicht, ihn eben von je-
ihm ganz eigenen kindlichen Seite zu zeigen. — Erwä-
wir dabei etwa Folgendes: Vielleicht würden wir ſehr
l thun, wenn wir uns von der allerfrühſten Zeit an
— Shakſpear beſchäftigten. Selbſt als Kindern würde
der liebe kleine Arthur im König Johann herzliche
ude und Rührung bereiten, wir würden dann fortfahren
nach und nach an der kindlichen Imogen und Mi-
nda großen Theil nehmen, wir würden ſpäterhin Scherz
Witz verſtehen lernen, dann den Zuſammenhang des
herzes und Ernſtes, es ginge uns Hamlet, Lear, Macbeth
ſ. w. auf, endlich Alles, und wir empfingen unter Lei-
g jenes Dichters, aber durch unſre eigne Anſtrengung
en ganz vortrefflichen Lohn, nämlich einen allſeitigen Ge-
nack; das heißt: im Beſitze der Kenntniß des Urſchönen
Vermögen ſich an jeder Gattung, oder an jedem einzel-
Strahl des Schönen zu erfreuen. Dann dürfte man
auch gar nicht mehr wundern, wie ich von Spee auf
kleinen Arthur und von dieſem auf Shakſpear und die
eſchmacksallſeitigkeit gekommen bin.

Endlich möge noch des Eifers gedacht werden, mit wel-
em Spee die Vortrefflichkeit der deutſchen Sprache verkün-
t und beweiſet, ſo wie nicht minder, daß er die Anfangs-
ünde der Metrik, an die damals faſt niemand dachte, recht
ohl vorzutragen und praktiſch darzuſtellen weiß. Er ſteht
dieſer Hinſicht weit über ſeinen Vorgängern z. B. über
Seckhrlin, und nähert ſich Opitzen. Ueberfreigebig hat man
kanntlich lange genug den letzt genannten Dichter für den
rſten erklärt, der über den Bau und die Meſſung der ge-
undenen Rede gute Regeln gegeben, die er ſelbſt beobach-
t habe; allein Spee theilt dieſes Verdienſt, und da ein-

mal der ganze Mann an das Tageslicht zurück gerufen worden iſt, ſo möge ihm auch dieſes gerechte Lob nicht verkümmert werden.

Ich bilde mir indeſſen keineswegs ein, nunmehr für Spee einen allgemeinen Sieg gewonnen zu haben, und eine gewiſſe Gattung von Menſchen, die etwa alle Quartal einen lauen Halbſpaß auftreiben, wird auch wohl für ihn noch etwas dergleichen anzufördern wiſſen. — Es iſt ſehr möglich, daß Spee bereits im ſiebzehnten Jahrhundert mit ſolchen Gedichten von „Phariſäern" und „Schriftgelehrten" über alle Maaße ausgelacht worden; und auch im neunzehnten wird es an dergleichen Perſonen, ſo wie an bloß flachen Lachern, deren Lachen ſich indeſſen gewiſſermaßen ſelbſt auslacht, vermuthlich nicht fehlen. Doch hat es damit, wie natürlich, nichts auf ſich. Aufgewirbelter Staub kann läſtig werden, aber man gewöhnt ſich endlich daran, wie man ſich an Mücken, Fliegen u. ſ. w. gewöhnen muß. Man kommt doch an's Ziel.

§. 86.

Jakob Balde,

(geb. zu Enſisheim in Elſaß 1603, geſtorben 1668 zu Neuburg in der Oberpfalz.)

Ein Gerücht ſagt, er habe ſich zuerſt auf die Rechtswiſſenſchaft gelegt, aber bald gefühlt, daß er ſich nicht für dieſelbe eigne, worauf er mit nie ermüdendem Eifer das Studium der Theologie ergriff. Im zwanzigſten Jahre ſeines Alters begab er ſich — man ſagt aus unglücklicher Liebe — in den Jeſuitenorden, und wurde in das Collegium zu Landsberg aufgenommen. Der Orden, nicht ungeſchickt ſelbſt

ſchwächſten Anlagen zu erkennen und zu benutzen, fand
leicht die glänzenden Talente des neuen Mitgliedes aus,
auch bald als Lehrer der Rhetorik zu Ingolſtadt, ſo wie
Hofprediger zu München, einen Beifall erhielt, wie er
erhin wohl Keinem noch zu Theil geworden war. Der
rſche Hof zog ihn allen andern Predigern vor, das ganze
holiſche Deutſchland allen ſeinen andern Dichtern, ſelbſt
Ausland ſchätzte ihn, (wenn auch die kühleren bataviſchen
eien ihn nicht für klaſſiſch anerkennen wollten) und ſelbſt
Papſt belohnte ihn durch das Geſchenk einer goldenen
renkette. Auch bei ſeinem Tode zeigte ſich das Gefühl
Verehrung auf eine ſeltene, wenn auch ungeſchickt ſchei-
nde Weiſe. Die angeſehenſten Rathsherrn ſtritten um
ne — Feder, man konnte ſich nicht vereinigen und mußte
lich loſen, da ſie denn ein Rathsherr in Nürnberg be-
n, der ſie in einer ſilbernen Kapſel aufbewahrte *). Ver-
thlich exiſtirt die Feder noch, wenn nicht etwa ſpätere
üchternheit die weitere Aufbewahrung verſäumt hat. Bail-
iſt ſogar geneigt, jenes Beſitzthum der Feder für Kir-
nräuberiſch zu halten, denn ſie ſei dadurch einem Bilde
er Altar der heiligen Jungfrau entwandt worden, der ſie
alde vermacht habe. Herder bezweifelt dieſes Vermächtniß
der Dichter nicht ſo eitel geweſen ſei; mich dünkt es ſei
ne ſolche Anordnung von Balde's Seiten nicht bloß mög-
h ſondern höchſt wahrſcheinlich. Bei tauſend ja hundert-
uſend anderen wäre es eine Eitelkeit geweſen; bei ihm
cht, wie ich zu zeigen gedenke.

§. 87.

Was man gewöhnlich das Glück des Lebens nennt,
ar für unſern Dichter nicht vorhanden und jene Nachricht

---

*) Alſo Bayle in ſeinem Lexikon.

von einer unglücklichen Liebe, die ihn den entſcheidendſten Schritt ſeines Lebens thun ließ, ſcheint vollkommen gegründet. Sein äußeres Leben war geſchloſſen und hing nunmehr von den Oberen ab. Bei den mannigfaltigſten Leiden ſeines Gemüthes und bei ſtets erneuertem raſtloſen Studieren ging die Geſundheit des Körpers verloren und mehrere Jahrzehnte lang war ſein Leben faſt nur ein fortgeſetzter Kampf mit der Natur, die ihm daſſelbe, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, nur unter den härteſten Bedingungen erlaubte. Dennoch konnte ſelbſt eine Diät wie ſie nur der ſtrengſte Büßer zu führen pflegt, ihn nicht vor ſteter Kränklichkeit ſchützen, und der häufige Wechſel des für ihn rauhen deutſchen Klima's preßte ihm die traurigſten Klagen ab, da er ſich ſtets auch geiſtig durch denſelben gehemmt fühlte. Seine Phantaſie verſetzte ihn bald nach dem ſüdlichen Italien, bald nach dem reich blühenden Morgenlande. So angeregt ſchien er einige Zeit beruhigt, bis er endlich aufwachend ſich wieder in ſeinem Baiern befand, einem ohne Zweifel vortrefflichen Lande, für das aber er nicht paßte. — In ſeinen letzten Lebensjahren war ſeine Geſundheit dergeſtalt geſchwächt, daß er ſich von allem Umgang zurückziehen mußte.

Auch ſeine vielſeitige und feine Bildung gab ihm die vielſeitigſten und feinſten — Schmerzen. Er hatte der Bewunderer viele und der guten Bekannten, mit denen ſich auch über Wiſſenſchaftliches und Poetiſches reden ließ; aber ihm fehlte ein Freund, der ihn ganz erfüllte, denn in den Kreiſen, in welchen er ſich bewegte, fand man ſeinen Geiſt zu hoch und wagte nicht, ſich ihm ganz hinzugeben. Er ſelbſt ſcheint bei dieſem Mißgeſchick faſt ganz unſchuldig, denn kaum läßt ſich eine höhere Beſcheidenheit finden, als die er beſaß, und wenn er ſich auch, wie natürlich, als Dichter fühlte, ſo betrachtete er doch ſeine Fähigkeiten nur

ein Glück, nicht als Verdienſt, und im Gefühl derſel-
wurde er nur noch ſanfter und milder im Umgange
Menſchen.

Wie traurig: Die ihn am beſten verſtanden, ob-
l ſeinem tiefen Gemüthe fremd, waren Ausländer,
eine Barläus, ein Holländer, ein kühler verſtändiger
nn, und der andere Claude de Mesmes, Comte d'Avaux,
e uns allen wohlbekannte Franzoſe, der bei dem Weſt-
liſchen Friedensgeſchäft eine für Deutſchland ſo ſchmerz-
e Rolle ſpielte. Von ihm hatte der arme Balde viel Gu-
gehofft für ſein Vaterland, das er, trotz aller Klagen
r das Klima, doch unendlich liebte. Dem Grafen wid-
e er manche gar köſtliche Lieder, und war glücklich genug
bereden zu können, daß jener Freund bei den Friedens-
handlungen nicht habe anders verfahren können als er
fuhr und daß das Elend jenes Friedensſchluſſes nicht ihm
uſchreiben ſei.

§. 88.

Treten wir jetzt dem Bilde des Dichters noch näher,
vörderſt durch eine einfache Bemerkung. Da es billig iſt
s man als religiös Ueberzeugter iſt, ganz zu ſein, ſo
Balde als Katholik und noch dazu als Jeſuit in beider
nſicht vollſtändig und ſchon um deshalb höchſt intereſſant.
an kann und ſoll bedauern, daß er ſo höchſt eifrig
eſuit war, daß er in Baiern lebte, wo damals der
eiere Geiſt ſich wohl oft gehemmt fühlen mußte; aber es
heinen dieſe Klagen doch unerſprießlich, denn ſie heißen am
nde nichts weiter, als wir bedauern, daß Balde, den wir
s Balde mit Recht lieben und ſchätzen, nicht noch neben-
i etwas anderes war, als eben Balde. Solche Klagen
nd ſchon um deswillen unſtatthaft, weil wenn wir ſie uns

einmal erlauben nimmermehr ein Ende abzuſehen iſt, denn jedes einzelne Individuum würde Stoff zu ähnlichem Bedauern geben, weil es als Einzelweſen nicht das Löbliche aller Individuen zugleich haben kann, ſo daß wir zuletzt gar nicht mehr zu reinem Genuſſe gelangen könnten.

Im Gegentheil iſt es höchſt anziehend und lehrreich, dieſen rein katholiſchen eifrig jeſuitiſchen Balde den großen proteſtantiſchen Dichtern ſeiner Zeit gegenüber zu ſtellen; nicht um den einen auf Koſten des andern zu erheben, ſondern um ſie alle in ihrer Art anzuerkennen, ſobald dieſe Art nur überhaupt eine ächte und rechte iſt. Auch Balde erlebte, wie aus der Angabe ſeines Geburts- und Sterbejahrs zu erſehen, den ganzen dreißigjährigen Krieg; und der Anblick ſeines geliebten Vaterlandes, das faſt wie ein ungeheurer Scheiterhaufen in Flammen aufzugehen ſchien, verwundete ihn nicht minder tief als er Opitz, Gryph und ähnliche Männer verwundet hatte. Seine Leiden wurden, wie wir oben angeführt haben, noch vermehrt durch eine ſchwache Geſundheit; doch eben in ſolchen Verhältniſſen zeigt ſich am klarſten, daß ſeine Seele nicht ſchwach war, denn je tiefer er ſich angegriffen fühlte, je mehr neigte er ſich auf die Seite des Erhabenen. Das Erhabene allein wird aber in einer Welt, wie die damalige, ſeiner ſelbſt zuweilen überdrüſſig, und in ſolchen Fällen ſchlägt Balde den Weg der Polemik ein, oder läßt ſich von Schwermuth und Trübſinn leiten, oder nimmt leider auch wohl zu bitteren Scherzen, die ihm wie verzweifelte Mittel in Krankheiten vorgekommen ſein mögen, ſeine Zuflucht.

Daß Balde Luthern haßte, mag hingehn, da er ihn nicht kannte, ſeiner ganzen Lage nach, das Beſte im Luther nicht kennen konnte, und ſeinem Orden nach, nicht kennen durfte, daß er aber dieſen ungerechten Haß zuweien auch mit den härteſten und herbſten Worten ausſpricht, rfüllt uns mit gerechtem Bedauern gegen den ſonſt ſo wohl geſinnten Mann. Weit natürlicher, von ſeinem Standpunkte aus, iſt es, daß er dem Proteſtantismus Schuld giebt, den deutſchen Krieg veranlaßt zu haben, der nur mit der Erniederung Deutſchlands enden könne. In Zeiten ſolcher Noth, wie die damalige war, mochte der ſchwache Menſch wohl überhaupt gern die Schuld von ſich hinweg ſchieben und auf andere wälzen. Die anderen thaten wieder daſſelbe, und beide hatten ſehr menſchlicher Weiſe — Unrecht.

§. 89.

Traurig iſt ferner, daß der Haß gegen den Proteſtantismus Balden mit veranlaßt zu haben ſcheint, eine fremde Sprache zum Organ ſeines poetiſchen Geiſtes zu machen. Er hatte, als katholiſcher Süddeutſcher, nie die ganze Würde der deutſchen Sprache kennen gelernt, zu der Luther ſie geführt, er kannte ſie vielleicht nur von ihrer ſcherzend fröhlichen Seite, und von dieſer gewiß ſehr angenehmen Seite wußte er ſie, zuweilen wenigſtens, mit Leichtigkeit zu behandeln. Aber er fühlte ohne Zweifel, ſo ſcheint es, daß er die proteſtantiſchen Helden der deutſchen Dichtkunſt auf ihrem Gebiete der deutſchen Sprache nicht erreichen, viel weniger überflügeln könne, darum wählte er die lateiniſche in welcher alle ſeine bedeutenderen Gedichte geſchrieben ſind.

Nach dem was Herder und A. W. Schlegel über ihn als Dichter geſagt, ſcheint ſeine Charakteriſtik faſt geſchloſſen, doch möchten folgende Zuſätze noch nöthig ſein. An Correktheit übertrifft ihn keiner, doch iſt Opitz ihm vielleicht gleich, an Reichthum ſteht er über Opitz, doch überragt ihn Flemming an geiſtiger Friſchheit, an Macht der Phantaſie weicht er aber keinem Poeten ſeines Jahrhunderts, und in gewiſſen Oden an die Jungfrau Maria weht ein ſo ſüßer Duft und zauberiſcher Klang, daß wir ihn in dieſer Hinſicht faſt als einzig betrachten dürfen. Auch Herder hat, wie billig, dieſe Oden ſehr geliebt, aber vielleicht aus Scheu vor Mißverſtändniſſen uns nur in den Eingang dieſes herrlichen Marientempels geführt. Der Verfaſſer dieſes Werkes hat, ſo hofft er, wohl gezeigt, was er von Martin Luther hält und hofft deshalb, es ſoll mit ſeinem Lutherthum wohl beſtehen können, daß er in jenem Baldiſchen Tempel mit großer Rührung und Andacht verweilt hat.

§. 90.

Im Jahr 1674 erſchien zu Stuttgard ein Werk mit der Aufſchrift: „Reformirter Ehrenpreis, darinn die hochgelobte Jungfrau Maria die ihr vom Jeſuiter Jakob Balde angebotene göttliche Ehr ihrem Kinde Jeſu, dem ſolche allein zuſtändig, überreicht. Rosetum Parnassium, aut. Jo. Ulr. Erhard.“ Mehrere Gedichte lateiniſch und deutſch ſind hier parodirt. Ich habe dieſes Buch nicht geleſen, auch iſt es wohl nicht nöthig, da die Aufſchrift den Inhalt ausſpricht, einen Inhalt, der, wenn man ihn nur aus der, wie es ſcheint, ein wenig heftigen Erbittertheit in religiöſe Friedlichkeit überſetzt, ſich ganz — von ſelbſt verſteht. Spricht doch der Dichter ſelbſt deutlich genug aus, daß auch er im tiefern Sinne es ſo meine, und wollen wir es ihm dann wehren ihm dem Irdiſch-verarmten, dem keine Liebe und keine Freundſchaft auf Erden blühte, ſich mit ſeinen Schmerzen und ſeiner tiefen Sehnſucht an die heilige Jungfrau zu wenden, von der er nie ohne Troſt zurückkehrt? und hat er ſie denn je anders geprieſen, denn als ſelige Mutter des ewigen Heilbringers?

Laſſet uns ſehen, ob die Begeiſterung, welche ihn zu dieſem Altar führt, eine edle und reine ſei, und ob der Proteſtant hier zu fürchten und zu proteſtiren habe. — Wir geben, wie billig, die Herderſche Ueberſetzung.

Mutter und Kind.

Holder ſtrahlet das Auge Dir
Süße Mutter, im Glanz himmliſcher Freude, wenn
Auf den roſigen Knaben Du
Niederblickeſt, und Ihn leiſe dem Herzen nahſt.
Zarter ſchlingen ſich Blum' und Stamm
Nicht zuſammen, wie Du Kind, an der Mutter Blick.
Wie die Mutter an Deinem Blick
Hangt und trinket in ihm Athem der Seligkeit.
O Ihr Beide, die nur Ein Herz
Eine Seele belebt! Mutter dem Sohne Du,
Sohn der Mutter des Lebens Band *).

Wer möchte hier, mit irgend einem ſogenannten Syſtem in der Hand, kritteln wollen? und wer würde nicht in den Hymnus einſtimmen, mit dem er Maria's Himmelfahrt feiert.

An dem Tage, da Du der Erd', o Jungfrau,
Dich entſchwingend, hinüber die Geſtirne
Stiegſt, da neigete ſich beſtreut mit Blumen
Dir der Olympus.

Und ein ſüßer Geſang, als Du hineintratſt,
Scholl den Himmel hindurch Dir laut entgegen:
„Wer iſt Sie, die aus wilden dunkeln Hainen
Glänzend hervorgeht?“

Eine Göttin, in Sich, o ganz in Sich ſchön,
Ueberfließend an Reiz und ſüßen Freuden;
Um ſie duftet der Aether; lieblich lehnt ſie
An den Geliebten

---

*) Coagulum vitae.

Ihre holde Geſtalt. So tritt in ſeine
Stillen Reiche der Mond; ſo blickt die Sonne
Auf am Morgen; es küßt ihr Blick auf alle
Thränen Aurorens.

Unter ſolchen Geſängen hobſt Du höher
Dich o. Mutter im Arm des Sohnes und über
Stiegeſt Alles was Gott nicht iſt, und tauchteſt
Dich in der Gottheit

Glanz. O ſelige, Gnadenreiche Jungfrau,
Laß vom Meere der Freuden, laß aus deinem
Vollen Becher auch nur ein Tröpflein ſtillen
Unſere Thränen.

§. 91.

Er flüchtete mit allen ſeinen Schmerzen zu dieſem Altar. Schon kennen wir dieſe, in ſo weit ſie ſich in ſeiner, des an Liebe und Freundſchaft Verarmten, Bruſt erzeugten; aber kaum ahnet jetzt der kühlere Leſer, wie groß der Jammer des Vaterlandes war, und wie tief er ihn mit empfand. War es nicht wirklich ſo wie er Deutſchland reden läßt?

Was athm' ich länger? Ich der Verachtete!
Des Feindes Beute, Beute des Spottenden.
Ich ringe zur Geburt und kann nicht
Kann nicht gebären. O welchem Schickſal

Erſpar ich mich? von innen und außen gleich
Bedrängt, begraben. Neben einander liegt
Macht, Ehre, Tugend, Glück und Würde
War es nicht Höhe, die mir zum Fall ward?

und ſtimmt nicht jeder wahrhaftige Bericht aus jener Zeit mit ihm überein wenn er mit einer anderm Ode ſagt, man

önne die einzelnen Wunden Deutſchlands nicht mehr zäh-
en, denn es ſei nur „eine einzige Wunde?“ Längſt hatte
as Leben für ihn den raſchen fröhlichen Pulsſchlag und
ie blühenden Wangen verloren, er ſelbſt fand ſich wie ei-
nen Schatten unter unbefreundeten Geſtalten. Die Nich-
igkeit alles Irdiſchen ſteht in greller Deutlichkeit vor ihm,
und Kirchhof, Grab und Verweſung ſind die ewig wieder-
kehrenden Bilder zu denen ihn ſeine verwundete Phantaſie
hinführt. Und ihm ſollten wir die begeiſterte Liebe für die
Jungfrau wehren wollen, in der er die Quelle des ſüßeſten
Troſtes fand? jenes Troſtes, der nie verſiegt, und in deſ-
ſen Beſitze ihn nichts mehr zu irren vermochte?

§. 92.

Nur mit Misgefühl gedenken wir ſeiner deutſchen Gedichte in denen er ſich faſt nur polemiſch oder in gekünſtelter nicht geiſtreicher Scherzhaftigkeit zeigt, und es kann ihm ſchwer verziehen werden, daß er unſre edle Mutterſprache nur dann gebrauchte, wenn er gewiſſe Schlacken ſeines Innern, die ſich erſt nach und nach ſelbſt verzehrten, und die feindlichen Leidenſchaften von denen er nicht frei ſein konnte, für das größere Publikum verarbeiten wollte. Ganz übergehen darf ich ſie nicht, und um die etwanige Vermuthung einiger Partheilichkeit für ihn zu vermeiden, muß ich wohl hier ſogar eine kleine Probe von ſolchen ſehr ſelten gewordenen Gedichten geben. Wer würde es glauben, daß Balde den überhaupt nicht ſonderlichen Scherz der Macoroniſchen Versſpiele mitgemacht und noch dazu nicht einmal ſonderlich zu behandeln gewußt hat? So heißt es in ſeinem „Agathyrſus zum Preiß der Magerheit:“

Wohlan ſo will ich denn
Links, rechts, Latein und Teutſch zugleich

eins ſingen wie ich kann:
Exulta felix macies,
laetare, torva facies,
Du ſtehſt wohl an ei'm Mann.
Wann's Menſchen Leib nit wär
imago foedi carceris,
So wär' feiſt ſeyn ein Ehr.
Sed vere capti vivimus,
omnes enim peccavimus
von Adams Zeiten her, u. ſ. w.

§. 93.

Hin und wieder regt ſich jedoch in ſeinen deutſchen und buntſchäckigen Gedichten ein beſſerer Geiſt, doch freilich nur ſelten. Die deutſche Sprache will vollſtändig geliebt ſein, ſonſt kommt ſie auch dem großen Talent nicht zu Hülfe.

Da nun alſo ſeine beſſeren Gedichte in lateiniſcher Sprache tönen, ſo iſt leicht zu begreifen, daß er, wenig bekannt von dem deutſchen Volke und von den proteſtantiſchen Gelehrten verſchmäht, wenigſtens im nördlichen Deutſchland bald faſt ganz vergeſſen wurde *). Als Herder eine Auswahl der Baldiſchen Oden in deutſcher Sprache dem deutſchen Publikum übergab, war vielleicht unter hundert Leſern kaum einer, der jemals auch nur den Namen des Dichters gehört hätte, und ſo konnte man ſein edles Werk (Terpſichore 1795) als ein reines Geſchenk betrachten. Die

---

*) Nur an die Schlacken ſeiner Natur, die leider nicht im Stillen, ſondern öffentlich verloderten, erinnerte man ſich, an ſeine Tabacksgedichte, an die Brochüre: Paradoxon musicum, d. i. Neues geiſtliches Lied von einer wilden Sau u. ſ. w. — Es ſollen dieſe Verirrungen auch nicht verſchwiegen werden; dann aber werfe man den Mantel der Liebe, und den großen weiten poetiſchen Purpurmantel darüber, in dem der beſſere Balde faſt königlich einherſchreitet.

Deutſchen ſind ſo reich, daß ſie nicht leicht fürchten dürfen, nit ihren Schätzen zu Ende zu kommen, aber auch in der Mehrheit ſo vergeßlich, — ein Vorwurf, der ſich im Leben och noch öfter wiederholt, als in dieſem Buch, wo ich ihn zu viederholen nicht ſcheuen durfte — daß es doppelt verdienſtich wird, ſie von Zeit zu Zeit zu erinnern. Indeſſen iſt nicht jeder Sucher und Sammler geeignet, hier als Schatzgräber zu erſcheinen und die Wünſchelruthe mit Glück wiren zu laſſen. Nur dem Rufe des Dichters erſcheint der bgeſchiedene Dichter und redet vertraulich mit ihm, daß er unmehr der lebensfrohen Mitwelt verkünden kann, welch in edler Schatten dort um den ungekannten Grabhügel vandle.

§. 94.

Johann Angelus, (mit dem wahren Namen Scheffler)

eſſen Geburts- und Sterbejahr nicht bekannt iſt, war anfangs kaiſerlicher Leibarzt, ging zur katholiſchen Kirche über und wurde Prieſter. Seine Vaterſtadt iſt Breslau, wo er uch den größten Theil ſeines Lebens zugebracht zu haben cheint.

Es darf nicht befremden, daß dieſe Notizen von ſeinem Leben ſo dürftig ſind, da auch ſeine Schriften wenigſtens ein ganzes Jahrhundert faſt gänzlich vergeſſen waren, und faſt ungenutzt in dem Staube einiger alten katholiſchen Kloſterbibliotheken lagen. Ein günſtiger Zufall führte mir ſein wichtigſtes Werk zu, und ich ſah mich dadurch in den Stand geſetzt, eine Auswahl aus ſeinen Gedichten im Frauentaſchenbuch für 1819 dem deutſchen Publikum übergeben zu önnen. Der wiedergefundene Dichter hat ſehr innige und bedeutende Freunde geſunden, aber auch Feinde zur Genüge, wie denn das nicht fehlen konnte, da er ſehr bedeutend iſt.

Jenes Hauptwerk führt den Titel; „Johannis Angeli Silesii Cherubiniſcher Wandersmann. Geiſtreiche Sinn und Schlußreime zur göttlichen Beſchaulichkeit anleitende. Von dem Urheber auf's neue überſeh'n und mit dem ſechsten Buche vermehrt, den Liebhabern der geheimen Theologie und beſchaulichen Lebens zur geiſtlichen Ergötzlichkeit zum andernmahl herausgegeben. Glatz, aus neu aufgerichteter Buchdruckerei Ignatii Schubarthi, Anno 1674.“ Die erſte Auflage muß beträchtlich früher erſchienen ſein, denn die Approbationen der Cenſur ſind zu Breslau bereits 1656 und zu Wien 1657 gegeben worden. Die Vorrede der zweiten Auflage ſchließt: „In Schleſien am 7. Aug. 1675.“

§. 95.

Schon dieſe Aufſchrift des Werks zeigt uns, daß wir hier mit einem Myſtiker zu thun haben, bei welchem Worte — wie bereits oben angedeutet wurde — manche Neuere faſt zu erſchrecken pflegen, wie vor einem unheimlichen Geſpenſt. Andere ſind ſchon über das Erſchrecken hinaus, und haben ſich mit einigen für witzig gehaltenen Einfällen bewaffnet, von denen ganze Ladungen von jenſeit der Ardennen her nach Deutſchland herübergeführt worden ſind, ſo daß man jetzt nur unbedenklich zugreifen kann, ohne jemals Mangel befürchten zu dürfen. Andere ſind völlig anders geſinnt und begrüßen das bloße Wort Myſtik ſchon mit Jauchzen, ja fühlen ſich in ihr behaglich wie etwa Nervenkranke in einem warmen Kräuterbade. Wir haben ſogar Schriftſteller und Nicht-Schriftſteller, die ſich mit beſonderm Studium auf die Myſtik gelegt haben, und allenalls als Licentiaten und Baccalaureen derſelben auftreten önnen.

Meine eigne Anſicht iſt eine ganz einfache. Ich habe ie verhehlt, daß mir alle und jede Myſtik, welche die Bei- amen „neumodig“ oder „gemacht“ verdient, von jeher im ohen Grade zuwider geweſen iſt, und ſtets ſein wird, weil e in der That nie mehr ſein kann als ein Geſpenſt, nd zwar ein höchſt ſchwächliches. Es hatte ſich zwar in en Mantel eines Iſisprieſters gehüllt, und wollte in dem- elben und durch manche tönende Phraſen imponiren, da s aber auf verſtändige Fragen nicht antworten konnte, ſo vurde es verlacht, und mußte verdrießlich abtreten. Viel- eicht war es auch nicht einmal ein ordentliches Geſpenſt, denn s ſcheint jetzt wirklich geſtorben zu ſein, und man hat es eines ehrbaren Begräbniſſes gewürdigt. Es theilt dieſes raurige Schickſal mit einer gewiſſen ſogenannten Aufklärung die bekanntlich auch einmal Mode geweſen, und an er man ſich nur zu lange gelabt hat. Dieſe Aufklärung, nnerlich hohl und unerquicklich, iſt zuletzt ihrer eigenen Langweiligkeit faſt überdrüſſig geworden und hat ſich ſelbſt ein Grab gegraben, bei dem ihr noch häufig betrübte Leichenreden gehalten werden. Jene Myſtik war ohne Zweifel beſſer gemeint aber ſchwächlich wie ſie, und mußte deshalb ihr Schickſal theilen.

§. 96.

Wenn es aber ſchon höchſt unbillig iſt, das Kind mit dem Bade zu verſchütten, ſo iſt es vollends frevelhaft, dem Genius ein ſolches Bad bereiten zu wollen, und lächerlich obendrein, da beſagter Genius dergleichen Nachſtellungen nicht ſonderlich achtet.

Es gab beſonders im ſiebzehnten Jahrhunderte einige deutſche Schriftſteller, in deren Werken ein ganz eigener mächtiger und tiefſinniger Geiſt die Flügel regt. Es wird uns bei ihnen, wie etwa in einer mondlichen Sommernacht wo Muſik, Blüthenduft, Dämmerſchein, Quellen- und Waldesrauſchen mit wunderbaren Stimmen zu uns reden, und die Seele ſanft ſich löſet, die im Mittagsgetreibe des weltlichen Marktlebens doch wohl zuweilen zerſtreut oder verletzt werden kann. In ſolchen Nächten und in ſolchen Büchern beſinnt ſich die Seele gleichſam auf ſich ſelbſt und auf ihren höhern Urſprung, und kehrt wie das Kind aus der Fremde zu der liebenden Mutter zurück, bei der doch uns allen am wohlſten iſt. Den ſinnigen Naturen wird dann die Zeit wie Ewigkeit, und der Menſch fühlt die unendliche Gnade, durch reine hingebende Liebe in Gott und mit Gott vereinigt zu werden.

Nur der Philoſoph darf ſagen, und nur aus ſeinem Munde tönt bedeutſam das übelklingende hochmuthſchlagende Wort: The observation of human blindness and weakness is the result of all Philosophy. Was Hume vielleicht nicht ohne ſchweren Kampf niederſchrieb, hätte Angelus, der es gewiß noch tiefer fühlte, mit der größten Gelaſſenheit reden und ſchreiben können, denn er hatte gefunden, wo und wie bei vollendeter Anerkennung eigner Blindheit und Schwäche, reine ſelige Anſchauung und Kraft zu ſchöpfen iſt. Wo das Wiſſen aufhört fängt der Glaube an, denn das höchſte Wiſſen beſteht eben in dem Wiſſen und beſcheidenen Anerkennen — nicht des Nichtwiſſens überhaupt, ſondern des Wiſſens deſſen, was nicht gewußt, ſondern nur angeſchaut und geglaubt werden ſoll. Der höchſte Act des Wiſſens, iſt, ſich klar zu machen, daß über göttliche Dinge nur göttliche innere und äußere Offenbarung Statt finden kann. Frei iſt nur der Menſch, der ſich Gotte geſchenkt hat und nichts ſein will außer ihm, weil außer alles nur ewiger Tod iſt. Mächtig iſt nur der; der ſeine nacht erkannt hat, und nur in Gottes Kraft ruht und id wirkt.

§. 97.

Aber die göttliche Natur kann dem Menſchen im bloß lei- en Zuſtand nicht von außen kommen, und eben ſo wenig emand durch den bloßen Act des Sterbens ſelig werden , eben ſo wenig kann er durch bloßes Betrachten, und s Sich-aneignen-wollen des Verdienſtes Chriſti, des vollen- Friedens theilhaftig werden. Der Dichter ſpricht dieſes ſelten auf eine faſt überkräftige Art aus, in Epigrammen der tiefſten Betrachtung werth ſind, da ſie bei dem en Anblicke vielleicht als ſchroff befremden können. Z. B.

Die geiſtliche Maria.

ch muß Maria ſein, und Gott aus mir gebähren,
Soll er mich ewiglich der Seligkeit gewähren.

Das Aeußere hilft Dir nicht.

s Kreuz zu Golgatha kann Dich nicht von dem Böſen,
es nicht auch in Dir wird aufgericht, erlöſen.

In Dir muß Gott geboren werden.

Wird Chriſtus tauſendmahl zu Bethlehem geboren,
Und nicht in Dir; Du bleibſt doch ewiglich verloren.

Steh ſelbſt von Todten auf.

Ich ſag, es hilft Dir nicht, daß Chriſtus auferſtanden
Wo Du noch liegen bleibſt in Sünd und Todesbanden.

Kann der ruhigſte und beſonnenſte Denker hier etwas anderes angreifen als etwa einen einzigen Ausdruck? und müſſen wir nicht rühmend anerkennen, daß unſer Angelus ſich gar fern hält von den Myſtikern, die in faſt träumender Ruhe ihr ewiges Erbtheil zu erreichen glaubten? Eher kann es ſcheinen, als gehe er auf der andern Seite zu weit, indem er von dem Handeln in Gott das völlige Gottwerden der Seele erwartet. Indeſſen iſt der Satz: „die Seele wird was Gott iſt," der auf die verſchiedenſte Weiſe in dieſen Epigrammen ausgeſprochen worden, nie anders zu verſtehen, als daß die Seele aus Gnade werde, was Gott von Natur iſt. Darüber erklärt ſich der Dichter in der Vorrede ſehr ausführlich, und da er allerdings beſorgt ſein konnte vor Misdeutungen, ſo beruft er ſich auf Tauler, Rusbroch und andere auch in der katholiſchen Kirche gefeierte Männer, ja ſogar, und mit Recht, auf den heiligen Bernhard und Auguſtin.

§. 98.

Den Rusbroch kenne ich nicht, die andern genannten ſind mir, wie billig überaus theuer; dennoch kann, wie ſich von ſelbſt verſteht, bei uns evangeliſchen Chriſten keine menſchliche Autorität in göttlichen Dingen ſchützen. Möge es denn alſo immerhin ſein, daß Angelus mitunter zu kühn und zu ſtolz rede, daß ferner das beſchauliche Prieſterleben mitunter ungünſtig auf ſeine Sprüche wirke u. ſ. w. Des wahrhaft Vortrefflichen bleibt ihm genug. Und dann — man laſſe mich die erſte Frage thun — wollen wir denn ewig uns nur erfreuen an unſerm eignen Echo? und immer nur leſen, das was faſt jeder Leſer allenfalls ſelber geſchrieben haben könnte *) und eben deshalb kaum

---

*) Angelus ſelbſt ſagt darüber:

zu leſen brauchte? will die Mehrheit der deutſchen Leſer denn nicht endlich einmal das alte Geländer verlaſſen, an dem ſie bequem aber ohne ſonderlichen Erfolg für die Bildung wandelt, und wird man nicht mit den Worten „überſchwenglich phantaſtiſch u. ſ. w.“ etwas ſparſamer zu ſein ſich entſchließen wollen? — Das Unterkriechliche und Phantaſieloſe iſt denn doch noch weniger wünſchenswerth.

Ich hoffe, wie immer das Beſte, und das ſoll und das darf man auch von den Deutſchen im Ganzen immer.

Die Menge aber, die Mehrheit, der Haufen, oder wie man es ſonſt nennen will, wird, ſo lange ſie ſich nur mit dem Sichtbaren und Greiflichen befreundet, und das für Weſen hält was nur Schein iſt, auch nothwendig die wahre Weſenheit für Schein halten. Ja wagte ſie nur ihre Herzensmeinung recht zu ſagen, wir würden über den Apoſtel Johannes, über die Glaubensfreudigkeit des Paulus, über das ewig leuchtende Nachtgeſpräch Chriſti mit Nicodemus traurige Dinge zu hören bekommen; — haben ſie auch wohl zum Theil bekommen, da in der letzten Hälfte des verfloſſenen Jahrhunderts weder Frechheit noch Flachheit ſich ſonderlich zu geniren pflegte.

§. 99.

Damit aber niemand glauben könne, ich überſchätze den Angelus, ſo werde hier noch ausdrücklich erwähnt, daß ich keinesweges von allen ſeinen Gedichten lobend rede, daß

Ach, daß wir Menſchen nicht wie die Waldvögelein
Ein jeder ſeinen Ton mit Luſt zuſammenſchrein!

und zu ſehr beſcheiden:

Ich weiß, die Nachtigal ſtraft nicht des Kuckuck's Ton;
Du aber, ſing ich nicht wie Du, ſprichſt meinem Hohn.

manche einen ſtolzen Irrthum enthalten, manche der reinen Deutlichkeit ermangeln und deshalb gefährlich wirken können u. ſ. w. Im Ganzen aber iſt er in ſich ſelbſt faſt immer klar, und jene Undeutlichkeit entſteht zuweilen nur, weil er ſich bemüht, das Klare noch klarer zu machen. — Am liebenswürdigſten erſcheint er in reiner Kindlichkeit. J. D.

Ein Herz nur, das zu Grund Gott' ſtill iſt, wie er will,
Wird gern von ihm berührt; es iſt ſein Lautenſpiel.

Die Liebe, wenn ſie neu, brauſt wie ein junger Wein,
Je mehr ſie alt und klar, je ſtiller wird ſie ſein.

Ein einzig's Wort ſpricht Gott zu mir und dir und allen:
„Lieb!“ Thun wir dies durch Ihn, wir müſſen Ihm gefallen.

Die Weisheit findt ſich gern wo ihre Kinder ſind.
Warum? (O Wunderding!) ſie ſelber iſt ein Kind.

Wer ſich nicht drängt zu ſein des Höchſten liebes Kind,
Der bleibet in dem Stall, wo Vieh und Knechte ſind.

Das Wort, das Gott von Dir am liebſten hört,
Iſt wann du herzlich ſprichſt: Sein Wille ſei gehrt.

Zuweilen geht dieſe Liebe faſt in elegiſche Rührung über die aber ſo einfach und einfältig-zart iſt, daß wohl nur wenige ſich entſchließen möchten, dem Dichter hierin nachzufühlen, wenn er mit unendlichem Stolze und unendlicher Demuth ſpricht;

An den Gelehrten.

Du grübelſt in der Schrift und meinſt mit Klügelei
Zu finden Gottes Sohn: Ach? mache dich doch frei
Von dieſer Sucht, und komm in — Stall, ihn ſelbſt zu küſſen,
So wirſt du bald der Kraft des werthen Kinds genießen.

Ich die Urſach.

Sag, allerliebſtes Kind, bin ich's um den Du weinſt?
Ach ja, Du ſiehſt mich an: ich bin's wohl den Du meinſt.

Aber eben weil Angelus ſo klar denken, tief empfinden und rein anſchauen kann, verdient er doppelten Tadel, wenn er, wie leider zuweilen der Fall iſt, ſich in eine gewiſſe Gattung von unerſprießlich nüchterner Myſtik, oder wohl in der Philoſophie des abſoluten Nichts zu verlieren ſcheint. Belege für dieſen Tadel will ich nicht geben, da der Dichter erſt wieder ein ehrendes Publikum um ſich verſammeln möge, welches er gar wohl verdient, wo denn auch der ihm gebührende Tadel näher entwickelt werden kann. — Hier will ich lieber mit vier ſinnigen Epigrammen ſchließen. Die mögen ihm Liebe erwerben, das Höchſte, was der Menſch erwerben kann.

Die Einfalt ſchätz' ich hoch, der Gott hat Witz beſchert;
Die aber den nicht hat, iſt nicht des Namens werth.

Es iſt zwar wahr, daß Gott dich ſelig machen will;
Glaubſt du, er will's ohn' dich, ſo glaubeſt du zu viel.

Menſch! glaube dies gewiß: wenn du nicht lebſt in Gott,
Lebſt du gleich tauſend Jahr, du biſt ſo lange todt.

Freund! es iſt ſchon genug. Im Fall du mehr willſt leſen,
So werde ſelbſt die Schrift und werde ſelbſt das Weſen.

§. 100.

Wenden wir uns jetzt zu zwei Männern, die, völlig verſchieden von den letzt vorher gehenden, nicht nur nichts mit der Myſtik zu ſchaffen haben, ſondern mit beiden Füßen in der Wirklichkeit ſtehen, obwohl ſie zum Glück, Herz und Augen höher zu richten im Stande ſind, als dieſe reicht. Ohne dieſe Kraft würden ſie auch nicht vermocht haben jene Wirklichkeit zu ſchildern, denn wer von ihr überwältigt wird, oder ein Theil von ihr iſt, wird ſie nicht zu objektiviren verſtehen.

Samuel Greifenſon von Hirſchfeld,

deſſen Geburtsjahr nicht bekannt iſt, diente während des dreißigjährigen Krieges als Musketier, wir wiſſen nicht wie lange: doch iſt zu vermuthen, daß er den größern Theil deſſelben mitmachte. Ob er es weiter brachte als bis zum ſogenannten Gemeinen, iſt zu bezweifeln; in jedem Falle hätte er auch einer höhern Stelle Ehre gemacht. Nach dem Ende jenes Krieges, bereichert mit Erfahrungen aller Art, glaubte er ſeine Zeit nicht beſſer anwenden zu können, als indem er einen Roman ſchrieb, wo auf einem meiſt luſtigen oft grellluſtigen Grunde die mannigfaltigſten Geſtalten auftreten, wie ſie ihm theils eine reiche Phantaſie, theils eine reiche Erfahrung bot. Da er, wenn ich mich

drucks bedienen darf, bei der Flamme, die in ſein
nd geſchlagen, oder bei den noch rauchenden Trüm-
ſſelben ſchrieb, ſo möchte man vielleicht vermuthen,
e wohl viel Schwermüthiges oder gar Trübſeliges da-
usgekommen ſein. Allein, wie bereits vorhin angedeutet
iſt dies keinesweges der Fall; er hat zwar die Sache
nz leicht, doch auch nicht zu ſehr zu Herzen genom-
Er iſt wenigſtens friſch und munter geblieben, und
es auch eher bleiben, da ihm wenigſtens vergönnt
ei dem allgemeinen Kriege mitzuhandeln, worin
etwas Stärkendes liegt. Oft erſcheint ihm ſogar
Jammer nur wie ein ſeltſamer Wirrwar, und
ihm auch das Elend in tauſend gräßlichen Geſtalten
t, ſo behält er doch das Vermögen, darüber hinweg
n, und wohl gar zuweilen noch Ergötzen zu finden
bunten Verwirrung, wenn auch freilich nur das
e Auge an dieſem Genuſſe Theil nehmen kann. Er
geſunde, nicht ſehr tiefe, ſanguiniſch leichte Natur,
Phantaſie, — ich möchte ſie Phantaſie der Ober-
nennen — Raſchheit, Gewandtheit, Beſchreibungs-
Seine Gedanken ſind meiſt wohlgemeint, gehen aber
uf den Grund, und was wir im höhern Sinne
n nennen, dürfen wir bei ihm nicht ſuchen.

§. 101.

Seinen beſten Ernſt hebt er auf für Streitigkeiten um
atholizismus, dem er mit ganzer Seele und unerſchütter-
Conſequenz zugethan iſt. Viel Tauſende um ihn ver-
en zuletzt ganz, weshalb denn eigentlich dieſer Kampf
nen — mußte doch ſelbſt der gute verarmte Ferdi-
III. einen proteſtantiſchen General an die Spitze ſei-
nmer kleiner werdenden Heere ſtellen, um mit ihm die

Proteſtanten zu bekämpfen! — unſer Romandichtender Muſketier hat dies nie vergeſſen, ja er nimmt in ſeinem Buch nur zu gern Gelegenheit, das Lutherthum zu befehden, wobei indeſſen, wie kaum erinnert zu werden braucht, ſeine Kräfte nicht ausreichen. An rhetoriſchen und dialektiſchen Kunſtſtücken fehlt es ihm nicht; wohl aber an ächter Kenntniß unſers edeln Reformators.

Der Roman von dem hier die Rede iſt, hat den Titel: „Der abentheuerliche Simpliciſſimus, das iſt die Beſchreibung des Lebens eines ſeltſamen Vaganten, genannt Melchior Sternfels von Fuchsheim, wo und welcher Geſtalt er nämlich in dieſe Welt gekommen, was er darinnen geſehen, gelernt und erfahren und ausgeſtanden, auch warum er ſolche wieder freiwillig quittirt. Ueberaus nützlich, und männiglich nützlich zu leſen.“ Der Ausgaben (unter denen eine zu Mümpelgard 1669 erſchien) ſind ſehr viele, worüber Kochs Compendium Th. II. S. 255 bis 260. ausführliche Nachricht giebt. Ein Buch wie dieſes ſchien den Deutſchen gefehlt zu haben, und als ſie es hatten, konnten ſie ſich nicht genugſam daran ergötzen. Hier war ein Autor, der ſich in Feldern und Wäldern den rauhen Nord des Lebens hatte anwehen laſſen, und der ſchon um des Muthes willen, in das Elend der Zeit einigen Witz, Luſtigkeit und Verſchlagenheit hineinzuſtellen, anziehend wurde. Der Klugheit und Verſchlagenheit rühmt ſich der Verfaſſer ſelber, und da er wirklich ein wenig davon aufzuweiſen hat, ſo war die Mehrheit der Deutſchen gutmüthig genug es ihm zu glauben.

Mir ſelbſt ſind in dem Werke am intereſſanteſten: einzelne Schilderungen von Begebenheiten, welche der Verfaſſer ſelbſt erlebt, Anekdoten aus dem dreißigjährigen Kriege, welche oft wie eine epigrammatiſche Dolchſpitze Schreck und

n zugleich erregen, einzelne Sagen z. B. vom Galgen-
nlein, und der Kunſt ſich unverwundbar oder unſicht-
zu machen u. ſ. w. Selbſt das göttliche Bild von der
ndſtürzerin Courage" durfte uns nicht erlaſſen werden,
ie wie eine blutroth flammende Pechfackel doch auch
ches hiſtoriſch beleuchtet, wofür wir uns ſchon den widri-
Qualm gefallen laſſen müſſen.

Wie ſehr Leſſing das Buch geſchätzt und daß er ſich
dem Gedanken getragen es von neuem bekannt zu ma-
, wiſſen wir, und bedauern ohne Zweifel alle, daß der
ſatz nicht ausgeführt wurde.

§. 102.

Geiſtig verwandt mit dem Verfaſſer des Simpliciſſi-
iſt:

Johann Michael Moſcheroſch,

[geb. 1600. im Hanauiſchen, geſt. zu Worms 1669. *)].

Sein wahrer Name ſoll „Kalbskopf" geweſen ſein,
er aber ſo unerquicklich fand, daß er ihn gänzlich igno-
e; als Schriftſteller nannte er ſich Philander von Sitte-
d, und die fruchtbringende Geſellſchaft gab ihm noch
den Titel des „Träumenden," ſo daß er in einem
hren Ueberfluſſe von Namen lebte. Seine äußeren Ver-
tniſſe waren ungleich vornehmer als die ſeines Vorgän-
s, wir finden ihn in der Gunſt mehrerer Fürſten, ja

---

*) Dieſer Schriftſteller muß nicht mit ſeinem Bruder
irinus Moſcheroſch verwechſelt werden, welcher ein Mitglied
Hirten- und Blumen-Ordens an der Pegnitz war, und
„Poetiſches Blumenparadies" edirte. S. Amarantes
oriſche Nachricht von jenem Orden. Nürnberg 1744. S. 437.

ſogar zuletzt als ſchwediſchen Kriegsrath, denn der eifrige Proteſtant hatte in den Schweden die Retter ſeiner Glaubensgenoſſen zu erblicken gewähnt. — Wie er ſpäterhin die Angelegenheiten ſeines Vaterlandes betrachtete, zeigt ſein Buch: „Wunderlich und wahrhafte Geſichte Philanders von Sittewald, das iſt Strafſchriften Hans Michael Moſcheroſch von Wilſtädt, in welchen aller Welt Weſen, aller Menſchen Händel mit ihren natürlichen Farben der Eitelkeit bekleidet, öffentlich auf die Schau geführt, als in einem Spiegel dargeſtellt und geſehen werden. Straßburg 1750.“.

Die Idee dieſes Buchs iſt nicht original; Moſcheroſch verdankt ſie dem Spanier Don Francisco Quevedo de Villegas (geb. 1570, geſt. 1647) der inſonderheit durch ſeine Sueños y discursos berühmt geworden iſt. Dieſes Buch gab indeß dem deutſchen Werke nicht viel mehr als die Form, und man lieſt Moſcheroſchs Viſionen wie ein durchaus deutſches Werk. Es zeigt ſich in denſelben ein tüchtiger Verſtand, Gutmüthigkeit und ein reines Auffaſſungsvermögen. Zur poetiſchen Satire iſt er nicht heiter und gewandt genug, aber es iſt wenigſtens eine edle Indignation, die an die Stelle jener tritt. Er iſt zuweilen nüchtern und trocken, bitter und herbe aber wahrhaft und gerecht, und ſo ſind ſeine Schilderungen von dem elenden Zuſtande Deutſchlands während der letzten Hälfte des Krieges als hiſtoriſche Gemälde zu betrachten, aus denen wir gar manches lernen könnten. Der falſche Schimmer von Romantik, den einige Neuere auch auf jene Zeit haben hauchen wollen, ſchwindet gänzlich.

Moſcheroſch ſelbſt iſt ein beſcheidener Mann, der ſelbſt geſteht, daß es ihm um Form und Styl nicht zu thun ſei, woraus indeſſen keineswegs folgt, als habe er ihn mit Nachläſſigkeit behandelt. Er hat faſt nur zu viel zu ſagen, um

al-

s mit der gehörigen Würde vorzubringen. Er iſt ein
hlgeſinnter denkender Mann, der lehren will und lehren
nn, und unter allen Beinamen, die ihm gegeben werden
nnten, war der des Träumenden vielleicht der unpaſſendſte.
zu verleitete nur der Titel ſeines Buchs.

§. 103.

Es iſt nunmehr an der Zeit, die Geſellſchaften
her zu betrachten, die in Beziehung auf deutſche Sprache
d Dichtkunſt, in unſerm Vaterlande nach und nach ge-
ftet wurden.

Die erſte und berühmteſte iſt die fruchtbringende,
er deren Zweck und Mitglieder durch einen (ſpäterhin ge-
auer zu beurtheilenden) Dichter Georg Neumark wir in
nem eigenen Werke unterrichtet worden ſind *).

Im Jahre 1617 waren auf dem Schloſſe zu Weimar
rſammelt: die regierenden Herzoge Johann Ernſt der Jün-
re, Friedrich und Wilhelm von Weimar, die Fürſten Lud-
ig und Johann Caſimir von Anhalt, und die Ritter:
ietrich von dem Werder, — von dem als Dichter bald
e Rede ſein wird — Friedrich von Kospoth, Chriſtoph
on Kroſigk und Caſpar von Teutleben. Es war, wie es
heint, anfangs nur darauf abgeſehen, ſich gemeinſam freund-
haftlich zu berathen über den Sturm, welcher Deutſchland
edrohte, und deſſen Ausbruch bekanntlich ſchon im folgen-
en Jahre erfolgte. Aber Teutleben der Eifrigſte unter den
ifrigen, nahm dieſe ſchöne Gelegenheit wahr, um eine Ge-

---

*) Der Titel lautet: „Neuſproſſender teutſcher Palm-
aum, oder ausführlicher Bericht von der hochlöblichen frucht-
ringenden Geſellſchaft.“ Nürnberg 1668.

ſellſchaft zu ſtiften, deren edler Zweck auch die Nachkommen erfreuen muß. Es ſollte, ſo ſprach er, „bei dem bluttriefenden Kriegsjammer unſere edle Mutterſprache, welche ſowohl an Alter, ſchönen und zierlichen Reden, als auch an Ueberfluß eigentlicher und wohlbedeutlicher Worte, ſo jede Sachen beſſer als die fremde recht zu verſtehen geben können, einen nicht geringen Vorzug hat, welche, ſag ich, uns ganz rein in der erſten Milch eingeträufelt, nachmals aber durch fremdes Wortgepräng wäſſerig und verſalzen worden, hinwieder in ihre uralte gewöhnliche und angeborne teutſche Reinigkeit, Zierde und Aufnahme eingeführet, einträchtig fortgeſetzt, und von dem fremd druckenden Sprachenjoch befreiet, durch alte und neue Kunſtwörter befeſtiget und alſo endlich in den glorwürdigſten Ehrenthron verſetzt werden."

Es heißt ferner in dieſer Urkunde, daß unſere deutſche Mutterſprache ſo edel ſei, daß man ſich derſelben vor Kaiſer Königen und Fürſten nicht zu ſchämen habe, und mit beſonderer Eindringlichkeit wird der Satz eingeſchärft, daß nur ein tugendhafter Mann in Sprache, Kunſt und Wiſſenſchaft etwas Großes leiſten könne, denn „ein tugendloſes Gemüth ſei ärger als die Bettelei ſelber."

§. 104.

Es iſt eine Freude, ſich der Beſtrebungen dieſer wohlmeinenden Männer zu erinnern; aber die Wahrheit zwing uns zu geſtehen, daß dieſe Verordnungen und Ausſprüch faſt das Beſte waren, was überhaupt geleiſtet wurde. In jedem Falle aber bleibt es bedeutend und wichtig, daß dieſe wackeren Anſichten laut ausgeſprochen wurden, und zwar von ſolchen Männern, deren Namen einen reinen Klang in Deutſchland hatten. Sie ſtehen da, vergleich man ſie mit ſo manchen verzagten Reden ſpäterer Jahrzehnte, wie ehrwürdige Trümmer einer herrlichen deutſchen Zeit, die noch den edeln Stolz gerettet hat. Soll der Deutſche etwas leiſten in Sprache und Kunſt, ſo iſt ihm vor allen Dingen dieſer edle Stolz nothwendig, der, mit Beſonnenheit und Beſcheidenheit vereinigt, dem Mann ſo wohlſteht, und ihn eben am Beſten bewahren wird, vor ſchreiendem Hochmuth und prahlendem Prunk.

Wie es aber kam, daß dieſe Geſellſchaft dennoch ſo wenig wirkte, darauf iſt die Antwort nicht ſehr ſchwer, ſobald man nur erwägen will, daß ſie im tiefern Sinne des Wortes ſich gar nicht dynamiſch vereinigte. Dem wehrte jener völlig erſchöpfende Krieg, der oft auch nicht die kleinſte Lebensfreude aufkommen ließ, und wenigſtens jede irdiſche Hoffnung für viele Jahrzehnte zerſtörte.

Nach dem Kriege erinnerte man ſich erſt wieder der Geſellſchaft, und es ward zu einer Art von Ehrenſache in dieſelbe zu treten. Aber ein ungünſtiger Umſtand, der diesmal im Innern mancher Deutſchen zu ſuchen iſt, trat hinzu. Man hatte bei der Einrichtung des Ordens, deſſen Sinnbild ein Palmbaum war, ein ausländiſches Muſter vor Augen, welches in Deutſchland nie günſtig ausfallen kann.

§. 105.

Es war die Akademie della crusca (von der Kleie) *) welche zum Vorbild genommen ward, und leider gefiel un-

---

*) Sie ward 1582 zu Florenz geſtiftet, und hatte nur die Reinigung der Sprache zum Zweck; daher ihr allegoriſcher Name. — Eine poetiſche Geſellſchaft war ſie nicht und wollte ſie nicht ſein.

ſerem lieben Deutſchen nur zu ſehr die Spielerei mit Namen und Emblemen, welche in derſelben getrieben ward, und die man nun noch überbieten wollte. So hieß in dem Palmenorden der wackere Teutleben „der Mehlreiche,“ Moritz Chriſtoph von Schönberg „der Willigſte,“ Herzog Friedrich zu Sachſen Gotha „der Allerliebſte“ u. ſ. w., aber auch entſchieden widerwärtige Beinamen kommen vor, z. B. „der Gefährliche, der Furchtſame, der Gezeichnete, der Faſelnde;“ doch tröſtet dafür ein „Brauchbarer, Schmückender, Geſelliger, Vortrefflicher, Treumeinender, Auserwählter, Froher, Huldreicher, Sanftmüthiger, Unſchuldiger, Artlicher, Kernhafter, Nüchterner, Zärtlicher, Himmliſchgeſinnter.“

Das Band, welches die Geſellſchaft umſchlang, wurde immer lockerer und man ſchien ſich zuweilen ſogar mit dem bloßen Gedanken zu behelfen, daß ſie denn doch da ſei, und vortreffliche Mitglieder zähle z. B. Opitz, Gryph und ähnliche. Allein dieſe Männer ſind nicht vortrefflich geworden durch die Geſellſchaft, ſondern waren es ſchon als ſie hinein traten. Sie ſpendete eine Fülle von guten Ermunterungen, oft auch ſehr übertriebenem Lob; hat ſich aber die Ehre entgehen laſſen, ein unerkanntes Talent hervorzuheben, denn wir finden nicht, daß ſie jemals dem edeln Friedrich von Logau, der gleichfalls Mitglied war, einige Ermunterung und Auszeichnung habe angedeihen laſſen.

Mit dem Tode des dritten Oberhaupts, des Herzogs Auguſt von Sachſen, Adminiſtrators des Herzogthums Magdeburg, genannt „der Wohlgerathene,“ ſchlief die Geſellſchaft ein, 1680.

§. 106.

2) Die aufrichtige Tannengeſellſchaft, geſtiftet zu Straßburg 1633, iſt bloß als ein unbedeutender Schößling der

tbringenden zu betrachten, und hat, ſo viel mir be-
t, außer ihrem Namen nichts Merkwürdiges hinter-
.

3) Der löbliche Hirten- und Blumenorden an der
itz, geſtiftet 1644 zu Nürnberg, durch Harsdörfer und
Dieſe beiden regſamen Männer hatten in jenem Jahre
ie Hochzeit eines Freundes ein Gedicht zu verfaſſen und
trieb die Angelegenheit mit ſolchem Eifer, daß ein ſchö-
voller Blumenkranz als Preis für das Beſte ausgeſetzt
be. Beide laſen ihre Gedichte vor, und geriethen gut-
higer Weiſe in ein gegenſeitiges Entzücken. Klai wollte
eiden weichen, aber Harsdörfer ihm nicht an Großmuth
ſtehen. Der letztere zerſchnitt deshalb den Faden, welcher
Kranz zuſammen hielt, und verlangte, daß ſein Freund
etwas von dem Feldblumen ausleſen ſolle, Klai nahm
wenig Klee und Harsdörfer eine Maiblume. Dann
e Harsdörfer den Kranz wieder zuſammen, hängte ihn
den nächſten Baum, und ſagte: „Klajus behalte ſein
kraut und ich will meine Blume behalten. Die Blu-
ſollen das Merkmal unſrer Hirtengeſellſchaft ſein, welche
hin die Geſellſchaft der Blumen-Hirten heißen mag.
d ſich aber, nach der Zeit, einer oder der andere Lieb-
r der teutſchen Sprach belieben laſſen, zu uns zu tre-
. der ſoll von uns mit einer Blume aus jenem Kranz,
ſeinem Gefallen, beſchenket und in unſere Geſellſchaft
erzüglich aufgenommen werden; jedoch mit der Bedingung,
er fortan, unſrer Mutter-Zung mit nützlicher Ausübung
en und zierlichen Reim-Gedichten, und klugen Erfindungen
ig wolle bedienet und bemühet ſein, in Beförderung ihres
fnehmens. Dieweil aber, fuhr er fort, dieſe Blumen mit
Zeit verdorren, ſo will ich eine jede derſelben, ſo viel
en dem Kranz einverleibet, mit Seiden auf ein wei-

ſes Band ſticken laſſen, ſolcher Geſtalt, daß man an einem Ende die Blume, an dem andern aber den Hirten-Namen deſſen, der ſolche belieben wird, ſehen ſoll.“ Alſo ward zu dieſer Blumen- und Hirten-Geſellſchaft der Anfang gemacht.

§. 107.

Was gutmüthige Spielerei veranlaßt hatte, ſetzte gutmüthige Spielerei fort. Tändeleien mit Blumen und Bändern, Buchſtaben und Sylben, bildeten einen nicht geringen Theil der Beſchäftigung, nicht ſelten ging man ausdrücklich auf die ſeltſamſten Künſteleien aus, und oft wurde dem Kindiſchſten und Gezierteſten der meiſte Beifall. Wenn wir die beiden Stifter, ferner Kongehl, Neumark, die Müllerin, J. W. Peterſen, Johanna Eleonora Peterſen geborene von Merlau, und einige wenige andere ausnehmen, ſo ſehen uns in dem faſt endloſen Verzeichniſſe der Mitglieder, das uns Amarantes (mit dem wahren Namen: Herdegen) überliefert hat, die Namen wie abgeblaßt und verwiſcht an; und es kann uns wohl ein wehmüthiges Lächeln abgewinnen, wenn wir hören, wie dieſer Pegnitz-Orden ſo gutmüthig aufgejauchzt hat, ſo oft ihm ein neues Mitglied zu Theil wurde, in welchem er einen großen Mann ahnete, weshalb er ihm auch ſogleich jegliches Lob beilegte, welches er erſt — verdienen ſollte.

Schließlich iſt die wackere Stadt Nürnberg, und deren Magiſtrat ſehr zu loben, daß ſie den unſchuldigen Orden begünſtigte, und ihm einen nahe bei der Stadt gelegenen kleinen Wald zum poetiſchen Meditiren einräumte, den man deshalb auch denn Irrhain, oder das Poetenwäldlein nannte.

„Die allda befindliche Bäume (ſo lautet es in der von Sigmund von Birken verfaßten Pegneſis [1673 und 79] Seite 11) wäſſerte der nächſt anſtehende See, welchen die

mit einem Arm anzuſchwemmen pflegte, deſſen Cry-
Silber-Helle zeiget, als in einem klaren Spiegel, die
attende Stämme; ja die flammende Mittags-Sonne
r heitere Himmel ſelber, hatten ſich Bildungs-Weiſe
alt darein abgelaſſen, daß ſolcher Gegenſchein die Au-
efflich weidete." — Wir zweifeln durchaus nicht, daß
t ſehr erquicklich geweſen; ſchade nur, daß auch das
ſte Wäldlein, der Poeſie nicht helfen kann, wenn
wahre Poeten in demſelben luſtwandelnd ſingen.

§. 108.

wei Jahre nach der Stiftung des Pegnitz-Ordens er-
e Philipp von Zeſen, über den weiter unten noch ein-
geſprochen werden wird, in Hamburg die „deutſchge-
Genoſſenſchaft." Was ſie wollte ſpricht der Name
aus; aber ein ſo edler Zweck kann nur durch die höchſte
nenheit erreicht werden. An dieſer fehlte es ſowohl
Stiftern als den meiſten Mitgliedern, und Anfangs
it Unrecht der Uebertreibung beſchuldigt, und um der-
willen verhöhnt, machten ſie ſich derſelben zuletzt wirk-
n höchſten Grade ſchuldig, und ſo iſt es gekommen,
n den gewöhnlichen Lehrbüchern dieſe Gelegenheit nur
ſen wird, um einige leicht aufzubringende Scherze ge-
en Super-Purismus, bei denen kein Widerſpruch zu
en iſt, von neuem an den Tag zu bringen.

Daß auch in dieſer Geſellſchaft mit Namen und Bei-
ten, vorzüglich aber mit Roſen — es gab drei Zünfte,
erſte die Roſenzunft hieß, — ſehr geſpielt wurde, iſt
zu vermuthen. So hieß Siegmund von Birken, der
nte Verfaſſer des Oeſtreichiſchen Ehrenſpiegels, in der
nzunft „der Riechende," und hatte zum Zunftzeichen
Glas mit Roſeneſſig, welches in einem von rothen und

weißen Roſen gewundenem Kranze ſtand. Der Zunftſpruch war: „Es riecht lieblich und kühlt kräftig.“ Das Jahr, in welchem der Orden ſein Ende nahm, läßt ſich wohl nicht genau angeben, da er, der ohnehin nie ſehr geglänzt hatte, faſt wie ein kleines Lampenlicht ausgegangen zu ſein ſcheint, ohne lieblich geduftet oder kräftig gekühlt zu haben.

§. 109.

Die letzte poetiſche Geſellſchaft dieſer Art ſtiftete Johann Riſt, Prediger zu Pinneberg in Holſtein, (geb. 1607) unter dem Namen des Schwanenordens an der Elbe, kürzlich genannt der Elbſchwan oder Cimberſchwan. Der Stifter ſelbſt, ein überaus fruchtbarer Dichter und ſtets reger Mann, hatte nicht genug daran, Mitglied faſt aller deutſchen poetiſchen Geſellſchaften zu ſein, ſondern ſtrebte auch nach dem Ruhm, eine neue zu errichten, welches ihm auch im Jahre 1660 gelang. Er theilte, wie die andern, Bänder und Embleme aus, die man nicht ungern annahm, und empfing dafür den Dank in Proſa und Verſen zurück, und doppelt, da auch er mit Lobgedichten keinesweges ſparſam war. Da ſich durchaus keine auszeichnende Idee bei der Stiftung ſeines Ordens angeben läßt, ſo dürfen wir der Vermuthung Raum geben, daß theils ein immer reger Geſchäftstrieb, theils auch wohl Eitelkeit den Orden veranlaßte *). Der Vorſteher

---

*) Riſt iſt nicht bloß während ſeines Lebens, ſondern ſogar noch um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts überſchätzt worden. So liegt z. B. dem Amarantes an dem Ruhm, auch jener viel geprieſene Dichter ſei Mitglied des Pegnitz-Ordens geweſen, ſo viel, daß er ſogar die Beweiſe dafür häuft. Er führt unter anderen die „Guelfis oder Niederſächſiſchen Lorbeerhain“ von Siegmund von Birken (1669) an, worin der Verfaſſer, zweiter Präſident des Pegnitz-Ordens, in einem Gedichte an Riſt ſich alſo vernehmen läßt:

ſcheint völlig zufrieden geweſen zu ſein, wenn die Ge-
s eines Gedichtes nur nichts Sündliches enthielten und
eime erträglich leicht floſſen.

Noch rechnet man gewöhnlich hieher die gegen das Ende
ebzehnten Jahrhunderts zu Leipzig geſtiftete deutſche
ſchaft; doch, wie mich dünkt, mit Unrecht, da ſie mehr
em Verhältniſſe der Lehrer zu den Studirenden hervor-
gen war. Ein ſolches aber findet bei den früher er-
ten Orden nicht ſtatt, indem bei ihnen der Präſident
er Erſte unter den Gleichen war.

§. 110.

Außer den bereits angeführten Werken von Neumark
Amarantes, welche von einzelnen poetiſchen Geſellſchaf-
Nachricht geben, ſind zu dieſem Zwecke noch anzuführen:
ttel von der deutſchen Hauptſprache, Philipps von Ze-
ochdeutſches helikoniſches Roſenthal, (nicht zu verwech-
mit der hochdeutſchen helikoniſchen Hechel, Hamburg
; die größtentheils polemiſchen Inhalts iſt.) Neumei-
Diſſertation, Neukirchs Anfangsgründe zur reinen deut-

Und was ſoll ich viel erwähnen,
Hat man doch dein Schäfer-thönen
Aller Orten ſchon gehöret!
Er, der Rhein hat Dich vernommen,
Und die Elbe Dich bekommen,
Unſere Donau Dich verehret,
Schickt Dir einen Kranz von Blättern,
Der Dich aller Zeiten Nacht,
Mir zu Trutze lebend macht,
Der Dich gänzlich kan vergöttern.
Weil ſie Dich nennt ihren Hirten,
Zeigt die Pegnitz friſche Myrten u. ſ. w.

ſchen Poeſie jetziger Zeit, und Geißlers hiſtoriſche Nachricht von der fruchtbringenden Geſellſchaft.

Einzelne Notizen über dieſe Vereine, beſonders über den Pegnitz-Orden finden ſich noch in Siegmunds von Birken, Rede-, Bind- und Dichtkunſt (Nürnberg 1679) in der betrübten Pegneſis, und in der Diſſertation von Omeis: De claris quibusdam in orbe literato Noribergensibus (1708).

Schon ſind oben manche Gründe angegeben worden, weshalb dieſe Geſellſchaften nicht beträchtlich wirkten. Der Zweck, den ſie alle theilen, war kein anderer als der ſehr löbliche, mit gemeinſchaftlichen Kräften die deutſche Sprache auszubilden, und der Dichtkunſt gemeinſchaftlich zu huldigen. Allein vor lauter Anſtalten kam man ſelten zur Sache, und über dem vielen Reden von dem Zwecke, wurde dieſer Zweck ſelbſt nicht erreicht. Die Eintracht, welche faſt unter allen den an Stand, Vermögen und Talent ſo verſchiedenen Mitgliedern herrſchte, iſt allerdings ein erfreulicher Anblick, und da man gewohnt war einer an des andern poetiſchen Verſuchen ſich freundſchaftlich zu ergötzen, ſo mußte ſelbſt die Idee der Polemik entfernt bleiben. Hier aber, aus dieſer an ſich guten Quelle ſtrömte viel Unheil. Man konnte in gegenſeitigem Hegen und Pflegen, Rühmen und Preiſen kein Maaß finden, und bekränzte deshalb nicht ſelten auch gewöhnliche, ideenloſe Häupter. Man verlor die heilige Scheu vor dem Namen „Dichter" oder gar „großer Dichter," und verſchwendete ihn auch wohl an Männer und Frauen, denen etwa einmal ein leidlicher Vers zugefallen war. Deſto größern Reſpekt hatte man vor der wohlbekannten Reizbarkeit der Dichter, und man wagte kaum ſie durch die kleinſte Ausſtellung zu betrüben. Faſt möchte ich ſagen: man faßte ſich gegenſeitig wie man etwa junge, zarte, noch faſt federloſe Vögelchen berührt, ſehr leiſe nur, und mit warm angehauchten Händen. Mit Einem Wort: die Dichter verwöhnten und verhätſchelten ſich unter einander.

Ein ſo geſtaltetes Verhältniß gänzlich misbilligend, möchte ich jedoch darauf aufmerkſam machen, daß dieſes Uebermaaß von Zärtlichkeit wenigſtens nicht aus allgemeiner Schwäche hervorging; denn wie ſtanden dieſe Männer ſo beſonnen kräftig und tapfer da, im Bürgerleben und im Felde! Es gehört Tugend dazu, um in den gerügten Fehler zu verfallen, und nur wer ſich jener bewußt iſt, darf dieſen tadeln und belächeln.

§. 111.

Sibylle Schwarz,

(geb. zu Greifswalde 1621, geſt. am 31. Julius 1638, in noch nicht vollendetem ſiebzehnten Jahre ihres Alters).

Ueber dieſe Dichterin war bisher in allen Literaturhiſtorien nichts zu vernehmen, als etwa, das man nichts von ihr wiſſe *), daß ſie ehedem vielleicht einigermaßen berühmt geweſen, ihre Gedichte jetzt aber wie aus der Welt verſchwunden ſeien. Ein günſtiger Zufall führte mir vor einigen Jahren die zwar überaus ſeltene, doch nicht ganz verlorene Gedichteſammlung in die Hände, und gewährte mir einen Genuß, den jeder mitfühlen wird, der wie ich eine beſondere Neigung hat für das Unſcheinbare, falls es Weſen hat, und für das Ueberſehene, welches nicht überſehen werden ſollte.

---

*) Selbſt Bouterwek im Genuß der reichſten Bibliothek, weiß nichts von Sibyllen als den Namen, da ihm nicht gelungen, die Gedichte ſelbſt zu bekommen. (S. ſ. Werk X. 213.) Er wünſcht, und gewiß nicht er allein, nähere Auskunft.

In der Freude darüber ſchrieb ich einen genauen und ausführlichen Aufſatz über die liebe Vergeſſene, der im „Frauentaſchenbuch für 1818" zu finden iſt. Die Form jenes Aufſatzes ſcheint mir die zu ſein, in der ſich am Beſten über die gute Sibylle reden läßt, und ich bin faſt in Verſuchung gekommen, den ganzen dort gegebenen Brief hier wieder abdrucken zu laſſen, indem nur durch die dort herrſchende, wenn ich ſo ſagen darf, epiſchlyriſche Ausführlichkeit ein vollſtändiges Bild von der Dichterin gegeben werden kann. Da indeſſen die Geſtalt und der Rhytmus dieſes Buches, welches ſich ja eine Literarhiſtorie nennt, die Aufnahme eines Briefes verweigert, ſo möge hier verſucht werden, das Urtheil über ſie in's Kurze zu faſſen.

Sibylle Schwarz war aus einer angeſehenen, begüterten Bürgerfamilie, und ſcheint einer trefflichen Erziehung genoſſen zu haben; doch blieb jeder gelehrte Unterricht, mit Recht, fern, obwohl ſie an dem Magiſter Samuel Gerlach, dem wir die Herausgabe ihrer Gedichte verdanken, einen wackern Freund gefunden hatte. In den Kreiſen in denen ſich ihre Familie bewegte, war ſchwerlich viel von Poeſie die Rede, ja man war nicht einmal bemüht, der fleißigen Tochter grammatiſchen Unterricht in der Mutterſprache zu geben, weshalb denn auch in ihren Gedichten manche ſchlimme Verſtöße gegen die bekannteſten und gegründetſten Regeln der Grammatik ſich finden. Wir wollen dieſen Umſtand allerdings bedauern; da wir indeſſen immer nur Sprachfehler und keine Denkfehler bemerken, ſo wollen wir die erſteren ohne vieles Aufheben ſchnell verbeſſern, und uns nicht dadurch ſtören laſſen.

§. 112.

Sibylle zeigte bereits in früher Jugend einen lebhaften und raſchen Geiſt, der in die mannichfaltigen Erſcheinungen des bewegten Lebens Sinn und Bedeutung zu legen wußte, während ihr Herz jede Freude und jeden Schmerz tiefer aufnahm, als in der Regel bei den Menſchen der Fall ſein mag. Sie hatte noch nicht das dreizehnte Jahr zurückgelegt, als ſich ſchon der Trieb zur Dichtkunſt in ihr regte, ſo daß ſie auch bald mit Leichtigkeit und Raſchheit alles was ihr bedeutend und heiter erſchien, in gebundener Rede auszuſprechen vermochte. Es iſt, wie leicht zu begreifen, viel Unreifes und Mittelmäßiges darunter; aber dieſes Mittelmäßige ſoll uns nicht ſtören in dem Genuſſe des Beſſern und Vortrefflichen was ſie gleichfalls gegeben. In dieſen beſſeren Gedichten ſind drei ſehr verſchiedenartige Leitſterne, die ihrem ganzen, ſogar ſehr kurzen Leben geleuchtet haben. Zuerſt eine unbegränzte kindliche Hingebung an — den lieben Gott, zweitens eine wahrhafte Virtuoſität in der Freundſchaft, die mitunter ſogar leidenſchaftlich erſcheinen kann, drittens die Liebe für das Landleben, oder vielmehr für ein früherhin mir gänzlich unbekanntes Dorf Fretow, daß für ſie das wahre Eldorado des Lebens und der Edelſtein der ganzen Welt geweſen zu ſein ſcheint.

Spricht ſie von dieſen theils heiligen, theils bloß unſchuldigen Dingen, ſo iſt ſie liebenswürdig und kindlich, ja ſelbſt das, was man etwa *kindiſch* nennen könnte, iſt anziehend und wahr, denn ſie war ein Kind, und blieb es bis an ihr Ende.

Es iſt kaum glaublich, und doch leider wahr, daß die junge fröhlich fromme Dichterin, wegen ihrer ſchuldloſen Beſchäftigung gar manches zu leiden hatte. Grämelnde Menſchen misgönnten ihr die Freudigkeit des Herzens und die ſchöne Gottesgabe der Dichtkunſt, meinend ſie verſäume dadurch in ihren wirthſchaftlichen Arbeiten. Es iſt aber faſt das Gegentheil vorhanden, nämlich ein faſt ängſtlicher Fleiß, ſo daß ſie ſich die Freude der Poeſie nur wie im Fluge erlaubte, und leider auch zuweilen ihre Gedichte ſo überraſch hinſchrieb, daß der treugeſinnte Herausgeber in der Vorrede zu ihren Gedichten gerechte Seufzer vernehmen läßt, wie mühſam ſein Geſchäft dadurch geworden, und wie es ihm oft kaum möglich geweſen ſei, in einige Stellen Sinn hinein zu bringen. Andere warfen ihr vor, daß ſie ihr liebes Fretow doch auch gar zu ſehr erfreue u. ſ. w. Obwohl es ſchwer iſt, bei ſolchen wunderlichen Reden ernſthaft zu bleiben, ſo hat ſie ſelbſt doch alle dergleichen mit großem Ernſt gehört und es ſich nur zu ſehr zu Herzen genommen. Auch der Neid wurde rege wider ſie, das widrigſte Laſter, bei dem ſich der Menſch nicht einmal auf ein — Thier berufen kann.

So lernte denn Sibylle ſchon im Vorfrühling ihres Lebens die Menſchen von ihren unliebenswürdigen Seiten kennen, ganz beſonders aber als Freudenſtörer, da die meiſten allerdings von wahrer Freude nichts wiſſen, eben deshalb nichts zu verlieren haben, und im Gefühl innerer Dürftigkeit den Reichthum Anderer haſſen. Sie lernte ſie ſo kennen, damit ſie ſich die höchſte Tugend, deren der Menſch fähig iſt, erwerbe, die Menſchen dennoch, und zwar um Gottes Willen — der für ſie geſtorben iſt — zu lieben. Auch daß ſie darüber witzelnd lächeln, darf Niemanden irre machen; denn das iſt ja eben ihre innere Dürftigkeit.

§. 113.

Endlich ſollte ſie auch noch den ſchweren Gram erleben, daß ihr theures Fretow von rohen Horden verwüſtet und verbrannt wurde. Wann und wie, und durch welche Hände dieſes für die Welt höchſt unbedeutende, aber für treue wohlgeſinnte Menſchen nicht unwichtige Luſtdorf eingeäſchert ward, wiſſen wir nicht; und wie wäre es auch möglich, in einer Zeit wie die damalige, wo das Herz Europa's, unſer edles Deutſchland, wie durch ein Erdbeben erſchüttert ward, und unterzugehen drohte, die Schickſale jedes einzelnen Dorfes genau zu kennen? — Und dennoch, wenn auch tauſende und wieder tauſende und Millionen um uns her verwundet fallen; ſo hat doch auch der einzelne, verwundete, arme Menſch das Recht, auf ſeine Wunde hinzudeuten und zu ſagen: Ich Einzelner leide nun auch ſehr, und ich darf klagen auch über mich, obwohl ich euch alle noch mehr betraure. Da aber der Schmerz zu einer edeln Natur nie in tückiſcher, verzerrter Geſtalt treten darf, ſondern klar und rein erſcheinen muß, ſo ſehen wir ihn auch bei Sibyllen nur alſo; ja ſie hat vermocht, ihn in Poeſie zu tauchen, und zwar in eine feierlich vornehme, indem ſie jene Einäſcherung durch ein eigenes Trauerſpiel feierte. Die Sache wird wie eine große Weltbegebenheit von ihr betrachtet und der ganze Olymp in Anſpruch genommen, um ſie zu erklären und trauernd zu verherrlichen.

§. 114.

Mars hat von Jupiter, der nach Virgiliſcher Art faſt leidend erſcheint, erbeten, Fretow verbrennen zu dürfen, wobei ihm blos die Bedingung gemacht worden, daß er an die Menſchen ſelbſt „die harten Hände nicht ſchlagen" dürfe. Merkur, Neptun, Pan und Phöbus machen einige mäßige Einwürfe, die aber Mars durch die Hinweiſung, das Jupiter es erlaubt habe, beſeitigt. Phöbus allein erhebt ſich mit einiger Kraft gegen ihn, denn, obwohl einräumend, daß er nicht mit Erfolg widerſprechen könne wenn Jupiter befehle, wagt er doch an Mars ſelbſt die Rede des Haſſes. Dann heißt es:

Nun thu nur was du willt, nimm hin den liebſten Ort,
Laß meine Kinder gehn! die ſollen dir noch ſingen:
Wie meine Leier kann den Waffengott bezwingen.
Ich will den Kreis der Welt dir machen gar zu klein,
Du ſelbſt (mit einem Wort) du ſelbſt ſollt ſterblich ſein.

Vulkan bringt jetzt die Flammen, und Autor — (das etwa 14jährige Kind weiß mit dem Trauerſpiel noch nicht recht umzugehen) — ſchildert in einem überaus pathetiſchen Monolog wie das gute Fretow brennt, wobei faſt jede einzelne Muſe jammernd hinwegfliehend, mit etwas grellen Farben geſchildert wird.

Der Chor der Schäfer tritt jetzt ein, ruft vergeblich um Hülfe, und beginnt dann Klagen, welche ſelbſt trotz ihrer Länge nicht ermüden, da in denſelben ein gewiſſes poetiſches Heimweh ſpricht, das der ächt fröhlichen Jugend wie dem ächt ernſten Alter unzerſtörbar beiwohnt.

In der dritten Scene freut ſich der Neid, daß ihm ſein Werk gelungen; doch Phöbus erklärt in gelaſſener Verzweiflung, da er nicht mehr zu Fretow bei den Seinen bleiben dürfe, ſo ſei er ſeines ganzen Amtes müde, und die Menſchen möchten ſich nur nach einem andern Lichte umſehen. Venus und Pan ſtimmen in dieſen Ton gleichfalls ein; der Chor der Schäfer und Hirten geht in das Detail und ſchildert die große Fruchtbarkeit des lieben Ortes, der nun dahin ſei, wogegen die Muſen (nach etwas matten Klagen) zuletzt mit dem guten Worte ſchließen:

Ihr Fretow ſoll dennoch beſtehn,
Wiewohl es muß durch's Feuer vergehn:
Was uns nur einmal wird bekannt,
Wird, wenn's ſchon brennt doch nicht verbrannt *),

So

---

*) Ein vielgereißter Mann, der die Gegend, in welcher Fre-

So tröſtet ſich der Religiöſe, ſo der Dichter. Das wiſ n wir alle recht wohl, und freuen uns, daß wir es wiſ n; aber es iſt dennoch gar gut, wenn wir uns oft durch erfreuliche Beiſpiele erinnernd ermuntern.

§. 115.

Von den Gedichten, welche zärtliche Freundſchaft ihr ingegeben, möcht' ich gern auch hier, wie in dem oben an eführten Aufſatze Proben mittheilen; aber der Raum dieſes Werkes verſagt ſich denſelben. Dieſe Freundſchaft iſt eine klare Anſchauung, die Dichterin iſt wahr und des edelſten Zornes n der Liebe fähig, aber ſie zürnt nicht wider die Freundin, ſondern für ſie, oder um ihretwillen. Hat ſie ſich aber ausgeſprochen in ihrem reinen Tadel, dann erſcheint die lauterſte Zärtlichkeit und endlich die lauterſte Kindlichkeit, die ſich auf Scherz und Spiel, ja ſogar auf eine fröhliche Mahlzeit, wie billig, freuen kann.

Noch wichtiger und beruhigender iſt der Gedanke, daß die Jungfrau ſchon ſo früh zu einer klaren Anſicht von der erfreulichen Erhabenheit des Todes gelangt war, wovon wir in ihren Gedichten die unverkennbarſten Spuren finden. So oft ſie vom Tode ſpricht, iſt ihre Sprache ſo gelaſſen, ſo innig und einfältiglich, wie ihre Gedanken. Darum dürfen wir ihr vertrauen, da uns ſonſt jedes pathetiſche oder ſchwülſtige Wort Mistrauen einflößen dürfte. So tröſtet ſie einen Mann über das Abſterben ſeines Kindes auf eine Weiſe

---

tow gelegen, genau kennt, verſichert, ſie habe nichts Ausgezeichnetes. Deſto rühmlicher für Sibyllens Liebe, die wie jede ächte, eine ſchaffende und ſtets gebende war. In beſonderer Beziehung auf unſer Verhältniß zur Natur möge hier noch bemerkt werden, daß nur der ſie wahrhaft lieben kann, der ſie mit ſchaffender Phantaſie zu betrachten im Stande iſt.

die jeder weichlichen oder hochmüthigen Natur durchaus unerträglich ſein müßte. Sie ſagt nämlich mit der größten Ruhe (wie ſie Opitz kaum hat) und mit einem Gefühl das jeder Gefühlskoketterie widerſtrebt:

Herr Schöner, wenn Ihr nur erwägt des Lebens Pein
So werdet Ihr jetzt nicht ſo voller Trauer ſein;
Ihr werdet nicht mehr weinen
Im Fall ihr nur bedenkt
Daß Gott den lieben Seinen
Am meiſten Unglück ſchenkt.

Daß euer liebſtes Kind ſich aus der Welt enthebt
In ſeiner erſten Blüth da es doch kaum gelebt,
Gereicht ihm ja zur Freude;
Wer bald entkommt der Welt
Entkommt auch bald dem Leide,
Das ſich mit uns geſellt.

Nachdem ſie dann noch in drei Verſen auf ähnliche Weiſe dem Gegenſatz der Ruhe im Tode und des Unfriedens im Leben weiter nachgedacht hat, endigt ſie:

Darum, Herr Schöner *) gönnt dem Kindlein ſeine Luſt:
Es iſt genug, daß uns der Welt Müh iſt bewußt;
Wir haben auf den Wellen
Und auf des Lebens See
Mehr als zu viel Geſellen
Die rufen: Ich vergeh.

§. 116.

Indeſſen würde man ſehr irren, wenn man wegen der hier waltenden ruhigen Kraft meinen wollte, ihr ſeien

---

*) Dieſe einfache Anrede kann den durchaus modernen Leſer befremden; nicht den, der auch nur einigermaßen mit Opitz Flemming, Gryph u. ſ. w. vertraut iſt.

ren und weicheren Gefühle und Schmerzen um den irgend eines geliebten Weſens fremd geweſen. In ihrer Beruhigungsgedichte werden die Troſtesworte innigem Herzensweinen, ja mitunter ſogar von ſo fältiglichem Kinderſchluchzen (wie denn das wohl ch iſt) unterbrochen, daß wir das liebe Kind recht zu ſehen glauben, wie ihm ſo weh um's Herz iſt; aber in dieſem Wehe doch nie irre geht, und ſtets die Säule der Religion zu umfaſſen vermag. Einer ihrer Namens Jäger, hatte eine geliebte und noch junge loren. Sybille hatte noch nie geliebt, und konnte deſ- n Jammer des Verlaſſenen vielleicht nicht vollſtändig , aber dem dichteriſchen Kinde ſtellte ſich dennoch je- en in manchem einzelnen Theile, Herz und Phan- egend, deutlich dar:

Ich hör, es ſei groß Leiden
Sich lieben und ſich ſcheiden
Drum geht mir eure Pein,
Herr Jäger, ſelbſt zu Herzen;
Es kränkt mich euer Schmerzen
Gerad als wär es mein.

Mich deucht, ich ſeh euch klagen,
Mich deucht, ich hör euch ſagen:
Wo bleibt, wo bleibt mein Hort?
Wie ſehr mögt ihr euch kränken
Wie oft mögt ihr gedenken
Und ſprechen dieſe Wort:

Da pflag mein Licht zu ſtehen,
Dort pflag ſie bei mir gehen
Hier ſtund ſie bei der Thür,
Bald ſaß ſie bei mir nieder
Dann ging ſie hin und wieder
Nun kommt ſie nicht herfür.

Das Haus iſt mir zu kleine,
Thu nichts als daß ich weine,
Geh nicht mehr bei den Tiſch:
Bei mir iſt Trank und Eſſen
Und alle Luſt vergeſſen,
Mir ſchmeckt nicht Fleiſch noch Fiſch.

Hier iſt das Kind und wieder das Kind, und nichts als das Kind das ſpricht; aber ein Kind von dem ſelbſt große Dichter die Farben leihen könnten, um den Schmerz des Verlaſſenen mit reiner Einfalt zu malen. Endlich beſinnt ſie ſich, daß ſie tröſten müſſe, aber ſie wird auch hier immer wie von Weinen unterbrochen:

Doch laßt Euch gleichwohl tröſten:
Obwohl die Noth am größten,
Es kommt gewiß ein Tag,
An dem wir wieder kommen
Zu den'n die uns genommen;
Wir folgen ſchleunigſt nach.

Wohin ich mich auch wende,
Da naht es ſich zum Ende,
Da frißt der Krieg ſo viel!
Da liegen ſo viel Kranken,
Die in des Lebens Schranken
Gelanget ſind zum Ziel.

Ganz am Schluſſe erſt kommt das Kind zu vollendet freudigem Troſte und ſpricht:

Drum ſtopft den Quell der Zähren
(Weil ſie der Noth nicht wehren)
Nur fein geduldig zu.
Sie weiß von keiner Quale,
Iſt in des Himmels Saale,
Und lebt in ſtolzer Ruh.

§. 117.

Wie ſehr ſie ſich überhaupt mit der edlen Kunſt des
ens beſchäftiget habe, beweiſen gar manche Sterbelie-
nd chriſtliche Betrachtungen des Todes. Worte wie
de, nehmen ſich freilich in jedem Munde gar wohl
aber in dem eines Kindes gewinnen ſie einen neuen
Reiz:

Gieb mir Gott ein ſelig Ende,
Führ mich durch des Todes Thal,
Nimm mich feſt in deine Hände
Kürze mir des Todes Qual:
Laß mein Herze nicht verzagen
Vor des Todes grimmen Plagen.

Laß mir nach die ſchwere Sünde,
Gieb mir deinen Freudengeiſt,
Daß ich Ruh der Seelen finde
Darum bitt' ich allermeiſt:
Laß mich auch ja nicht berauben;
Sondern mehr' mir meinen Glauben.

Eine ſolche Geſinnung mußte ſich auch auf dem Ster-
ette bewähren, und es iſt überaus erfreulich, daß uns
Gedicht, mit welchem ſie ſcheidet, und durch welches
beim Scheiden ſich beruhigt hat, geblieben iſt. Ich habe
früherhin ganz mitgetheilt; hier werde deſſelben nur mit
nigen Worten gedacht. Sie nimmt Abſchied von der
elt, mit einem edlen Zorn gegen das was die Bibel
Welt" nennt, und mit einer ſüßen Freudigkeit in der
ewißheit deſſen was ihrer nunmehr wartet;

Fahr hin, fahr hin, ich laſſe dich;
Gott, mein Erlöſer, fordert mich.
— — — — — —

Wer iſt der in dir Ruhe findt,
Der Beſſerung verſpüret?
Gottlob! mich als ein ſel'ges Kind
Die Allmacht Gottes führet,
Da ich entbürdet aller Laſt.
Soll ſein ein werther Himmelsgaſt.

Nur wer das Leben in ſeiner ganzen großen und erfreulichen Bedeutung erfaßt und genoſſen hat, wird dem Tode ſo zu begegnen im Stande ſein.

Genug und für manche Leſer vielleicht ſchon zu viel. Viele zur Liebe zu bewegen für die gute Sibyllchen darf ich wohl nicht hoffen; dieſe will ich deshalb nur bitten mir die Neigung für mein liebes Findelkind — ſo nenne ich ſie gern — zu gönnen. Sie hat aber auch bereits die Liebe mancher höchſt vortrefflichen Menſchen gefunden, die näher zu bezeichnen nicht ziemen würde. Noch kenne ich aber — verſtattet den höchſt ſeltſam klingenden Schluß — zwei Perſonen ſehr genau, die, obwohl ſie nie gelebt haben, ewig leben werden, und mit denen ich faſt umgehe als lebten ſie. Dieſe zwei unſterblichen, mir überaus theuren Perſonen ſind — darf ich es ſagen? — die Prinzeſſin Imogen in Shakſpears Cymbelin und der Prinz Fernando im „Sturm,“ und von beiden bin ich innig überzeugt, daß ſie die kleine Sibylle in ihrer mondhellen Sittlichkeit herzlich lieben. Dagegen aber werden die nicht minder unſterblichen Malvolio und Junker Chriſtoph — ſonſt entzweit; hier aber einig — mich verſichern, ſie fragten nichts nach der Sibylle. — Sie muß ſich das gefallen laſſen, da es ja nicht viel zu bedeuten hat. Schreit doch ſogar der alte Capulet Julien an: Out, you green-sickness carrion! out, you baggage! you tallow face! vermag aber nicht uns das Bild von ihrem Reiz zu

en. Sibylle hat in ihrem Charakter keine Aehnlichkeit mit
ien, doch iſt ſie, wie dieſe, unantaſtbar durch Capuletſche
elworte.

§. 118.

Julius Wilhelm Zinkgref,

(geb. zu Heidelberg 1591, geſt. zu Worms 1635.)

Die Liebe zur Poeſie ſcheint ihm mehr von außen her
inſonderheit durch den Umgang mit Opitz gekommen
wenigſtens genährt worden zu ſein; doch möge ihm
deswillen der innere Antrieb und die innere Nothwen-
keit, ohne die kein wahrer Autor ſchreiben wird, wenig-
s nicht ganz abgeſprochen werden. Er zeigt ſich in ſeinen
rken überall als ein gebildeter Gelehrter, ſcharfſinniger Geiſt
überhaupt als ein tüchtiger deutſcher Mann, der unſer
den Fremden häufig verkanntes Vaterland gern beſchützt
kräftig erhebt. In dieſem Sinne ſchrieb er: „Der
utſchen ſcharfſinnige kluge Sprüche, Apophthegmata ge-
nnt, zwei Theile, Straßburg 1628 und 31," ein Werk,
leider ſehr ſelten geworden iſt, und gar wohl eine theil-
iſe Erneuerung verdiente.

Als Dichter hat er ſich inſonderheit im Epigramm ge-
gt, deren wir eine nicht unbeträchtliche Anzahl von ihm
itzen. Man findet ſie unter dem damals üblichen Titel
leberſchriften" in ſeinem Werk: Emblematum ethico-
liticorum Centuria. — Ob daſſelbe bereits bei ſeinen Leb-
ten erſchienen iſt, weiß ich nicht; eine ſpätere Auflage kam
Heidelberg 1666 heraus.

§. 119.

Dietrich von dem Werder,

(ein heſſiſcher Edelmann geb. 1584 geſt. 1657)

bereits als Mitſtifter der fruchtbringenden Geſellſchaft genannt worden, ein ausgezeichneter Staats- und Kriegsmann, der, obwohl eifriger Proteſtant, dennoch von Ferdinand II., der gern Talente anerkannte, hoch geſchätzt wurde. Dieſes Verhältniß hielt ihn ab, in den erſten Jahren des Krieges gegen Oeſtreich zu dienen, doch als Guſtav Adolf erſchien, fand er in ihm das würdige Haupt, an das er gern ſich ſchloß. Der König zeichnete ihn dergeſtalt aus, daß er ihn ſogleich zum Oberſten eines Regiments machte, eine Stelle, die er mehrere Jahre mit Ruhm bekleidete. Wie aber nach dem Tode des Heldenfürſten auch deſſen Geiſt gewichen ſchien und die Zuchtloſigkeit immer weiter um ſich griff, nahm Werder ſeinen Abſchied (1635) und lebte ſeitdem faſt nur für literariſche Studien.

Er iſt im vorzüglichen Grade merkwürdig als der einzige, wahrhaft talentvolle Ueberſetzer im ſiebzehnten Jahrhundert und als der einzige, welcher wenigſtens eine erfreuliche Ahnung vom romantiſch epiſchen Geiſte zeigte. In einer Zeit wo Opitzens übergroße Liebe für die niederländiſchen Poeten und für die didaktiſche Poeſie, den romantiſchen Sinn lähmten, wagte er ſich zuerſt an die Ueberſetzung des raſenden Roland *) und ſodann an das befreite Jeruſalem. Er achtete nicht, daß die Ueberſetzung der erſten dreißig Geſänge des Arioſtiſchen Werkes faſt ganz überſehen wurde, und wandte deſto größern Fleiß auf ſeinen „Gottfried oder erlöſetes Jeruſalem" das 1651 zum zweiten Mal heraus kam. Dieſes Werk iſt dem Kaiſer Ferdinand III. zugeeignet der es in dieſer Auflage mit nicht minderm Beifall aufnahm als es früherhin Ferdinand II. in der erſten empfangen hatte.

---

*) Um dieſe Kühnheit ganz zu würdigen, vergeſſe man nicht, daß ſelbſt noch um die Mitte des 18 Jahrhunderts die meiſten deutſchen Aeſthetiker den Orlando Furioso für ein Muſter fantaſtiſcher Abgeſchmacktheit erklärten.

die Fehler dieſer Ueberſetzung ſind leicht zu erkennen,
hen zum Theil aus der Alexandriniſchen Form, von der
leider nicht trennen konnte, hervor. Wichtiger iſt es
merken, daß Werder in der That, bei ſeinem eignen
tiſchen Sinn doch das ächte Talent des poetiſchen
ſetzers hatte, jene Vereinigung der inneren Selbſtſtän-
t mit beſcheidener Hingebung an das Original, des
mäßig ſchaffenden und empfangenden, activen und paſ-
Geiſtes.

§. 120.

Leider aber wirkten beide Uebertragungen faſt gar nichts.
der hatte nicht einen einzigen Nachfolger, ja man be-
te ſeine Werke ſo wenig, daß ich unter den Kritikern
Jahrhunderts nur den einzigen Schottel nennen kann,
ihrer mit Achtung gedenkt. Es iſt dieſes ein um ſo
mmeres Zeichen, da Werder ſonſt als Menſch, Staats-
und Ritter in hohem Ruhme lebte, und niemand ig-
ren konnte was aus der Feder eines ſo wichtigen Man-
floß. Von dieſer Hochachtung und Liebe, in welcher
überall ſtand, ließen ſich viele Belege geben, doch ſei es
einem genug, den der berühmteſte Dichter jener Zeit bie-
Opitz nämlich widmet ihm den zweiten Theil ſeiner
tlichen Gedichte, und ſchreibt in dieſer Zueignung mit
ihm eigenen gewohnten Beſonnenheit: er könne die Ge-
nwart des Freundes nur dadurch mit geringerer Ungeduld
ebehren, daß er von deſſen Liebe verſichert ſei, er ſei ſo
r in ſeiner Schuld, daß es nicht bei ihm ſtehe, dieſelbe
abzugelten;" deshalb habe er den Nachkommen, wenn er
h deren Gunſt verheißen dürfe, hiedurch zu erkennen ge-
n wollen, wie hoch er Werders Zuneigung halte, die bloß
s gutem Herzen herkomme.

„So weiß ich auch (ſchließt er) dieſem Buch ein beſſeres Anſehn nicht zu machen, als wann ich ihm deſſelben löblichen Nahmen an die Stirn ſchreibe, deſſen adeliche Beſchaffenheiten, Erfahrung der Weltſachen, ungefälſchte Frömmigkeit, Verſtand in Rathſchlägen, Hurtigkeit in Thaten, unvergleichliche Wiſſenſchaft in Ritterſpielen und alle Tugenden in gemein alle diejenigen wiſſen und hochhalten, die auch mit einer von allen begabet ſind. Dantzig den 21. Tag des Wintermonats, im 1637 Jahre.“

Allerdings giebt es gar viele Dedicationen, in denen die lobenden Worte ſich noch weit höher thürmen; allein hier redet der Sprecher des Jahrhunderts, ein ruhig klarer Mann, der in dem gerechten Rufe ſteht, jede Zeile genau abzuwägen. Und doch — wie ſeltſam! — dieſer gerechte Opitz, der ſeinen Freund auch ſo innig liebt, erwähnt mit keiner Sylbe deſſen Poeſien, obgleich bereits im Jahr 1634 ein Theil der Ueberſetzung des raſenden Roland erſchienen war. Dieſer Umſtand kann zu Betrachtungen veranlaſſen, welche durchzuführen dem Leſer ſelbſt überlaſſen bleiben möge.

§. 121.

Nur im Fluge gedenken wir neben Werder eines andern epiſchen Dichters, der faſt ſchon aus dem Kreiſe dieſer Periode tritt, wenn er anders überhaupt zu irgend einer Dichterperiode zu zählen iſt. Ich meine den Freiherrn Wolf Helmhard von Hohenberg, welcher zuvörderſt, eine „unvergnügte Proſerpina,“ und bald darauf einen „Habsburgiſchen Ottobert“ (d. h. Rudolph von Habsburg) in einem Heldengedichte gefeiert hat. Dieſe Feier iſt aber gewiſſermaßen ganz im Stillen geblieben, denn es iſt noch ſehr die Frage, ob außer dem Verfaſſer und dem Setzer, noch Je-

das Gedicht, welches unglücklicher Weiſe aus vier-
auſend Alexandriner-Verſen beſteht, ganz durchgele-
at. Die Geſinnung des Verfaſſers iſt eine ſehr reine,
ſeine Vaterlandsliebe wohl gegründet; aber ſein Werk
t an dem Fehler ermüdender Breite, ſo daß ſowohl die
enoſſen als die Folgezeit es faſt gänzlich unbeachtet ge-
haben. Auch ich, ſonſt ſehr geneigt, mich gewiſſer ver-
er Bücher nach Kräften anzunehmen, fühlte hier doch
s von dem murd'rous slumber und deſſen leaden
s *).

§. 122.

Auguſt Buchner,

b. zu Dresden 1591, geſt. 1661 als Profeſſor der Dichtkunſt zu
Wittenberg.)

Im Beſitze einer reinen Liebe für die Dichtkunſt und
Opitz, in welchem er den König der deutſchen Poeſie zu
icken glaubte, verſuchte auch er als Dichter aufzutreten;
aber vielleicht ſelbſt bald, daß die Liebe nicht immer
praktiſchem Talent verbunden iſt. Wie aber keine reine
Neigung ohne gute Frucht bleiben kann, ſo errang
er durch jene Liebe manches ſchöne Verdienſt. Die
ſchen Univerſitäten, zu denen während des ſiebzehnten
rhunderts, trotz alles Elendes der Zeit, noch ſechs hin-
kamen **), wirkten für Wiſſenſchaft und alte Sprachen
wohlbekannter deutſcher Gründlichkeit; aber für deut-

---

*) Brutus in Shakſpeares Cäſar nennt den Schlummer
örderiſch" und leiht ihm eine „bleierne Keule." (Act IV.
ene 3.)

**) Nämlich Rinteln 1621, Straßburg 1621, Heidelberg,
h der durch Tilly verübten Zerſtörung, wiederhergeſtellt 1653,
isburg 1655, Kiel 1665, Halle 1694.

ſche Sprache und Poeſie geſchah von dieſer Seite faſt gar nichts. Buchner iſt der erſte deutſche Profeſſor der Dichtkunſt, der nicht bloß mit griechiſchen und römiſchen Dichtern umging und in deren Sprache dichtete, ſondern auch die deutſche Sprache wie eine klaſſiſche behandelte, über die er Vorleſungen hielt, und in der er ſelbſt bei feierlichen Univerſitätsangelegenheiten dichtete.

In dieſem Geiſte ſchrieb er auch eine „Anleitung zur deutſchen Poeterei,“ Wittenberg 1665, in welcher er beſonders um Sprache und Metrik ſich verdient gemacht hat. Um dieſe Verdienſte, beſonders in letzterer Hinſicht, recht zu erkennen, müſſen wir erwägen, daß zu ſeiner Zeit dieſes Gebiet größtentheils noch wie umnachtet lag, und daß ſelbſt die trefflichſten Talente, z. B. Flemming, doch faſt immer nur in den gewöhnlichſten Versmaaßen einher wandelten. Die daktyliſchen und anapäſtiſchen Maaße, in denen ſich ſchon manche Minneſänger, z. B. Ulrich von Lichtenſtein, mit Leichtigkeit bewegt hatten, waren ſpäterhin faſt ganz vernachläſſigt, Buchner konſtruirte ſie, zeigte ihre Nothwendigkeit, verwies ſtets auf den in dieſer Hinſicht allerdings höchſt ſchätzbaren Opitz, und war beſcheiden genug, nie der Erſte ſein zu wollen. Aber auch ſelbſt ein ſo fein hörender, meſſender und wägender Mann wie er, konnte dennoch nur anfangen aufzuhellen, da man früherhin leider faſt nur Sylben gezählt und gleichſam nur nach dem materiellen Gewicht derſelben die Verſe geſtellt hatte. So erkennt Buchner z. B. den aufſchnellenden Amphibrachys, der nur zu oft in neueren Hexametern verderblich waltet, gar nicht an, ſondern rechnet ihn zu den Anapäſten. —

§. 123.

Mäßig geſinnt, wie überall, lobt er die Dichter welche „ſich unterfangen, heroiſche, Sapphiſche und andere Arten

ch der Lateiner und Griechen Satzungen zu ſchreiben;“
er nur „weil ſie die Mutterſprache bereichern und erhö-
n wollen.“ — „Doch halten wir dafür,“ ſetzt er hinzu
ſolches ohne Reime zu thun, ſei unſrer deutſchen, ver-
ittelſt aber der Reime ſolch Werk zu verrichten, ſei der la-
iniſchen Art zuwider. Ueberdieß ſei es auch ſchwer ſo hin-
uszuführen, daß die Verſe wohl lieſen. Doch hat ein je-
er ſein eigenes Belieben und will ich hierüber niemandem
twas vorſchreiben.“

Es blieb noch eine ſehr geraume Zeit zweifelhaft, wozu ſich die deutſchen Dichter in dieſer Hinſicht entſchließen würden. Wohl vertraut mit der ganzen Bedeutung und Wichtigkeit des **Reimes**, wollten ſie ihn ſelbſt in dieſen griechiſchen Versmaaßen nicht fahren laſſen; doch war ihnen auch die Entdeckung, die bereits Fiſchart gemacht, daß die deutſche Sprache „ſüßiglich wie griechiſch ſpringe,“ mit Recht viel zu theuer, um nicht zuweilen Proben davon zu geben. **Klai**, von dem weiter unten noch geredet werden wird, verſuchte ſich auch in Sapphiſchen ſo wie **Omeis**, (vierter Präſident des Pegnitz-Orden unter dem Namen „Damon der Noriſche,“ geb. 1646, geſt. 1708) in Alcäiſchen und choriambiſchen Weiſen. Es war aber alles, wie geſagt, gleichſam nur zur Probe, und um zu zeigen, man könne wenn man wolle. Vom Reime aber ſich zu trennen, wagte keiner *). Den überſchätzte man damals, wie man ihn in ſpäteren Zeiten oft bei weitem nicht wichtig genug nahm.

---

*) Für die Leſer, welche noch nie geſehen haben wie ſich ein griechiſches Metrum mit Reimen verbunden gebehrdet, ſtehe hier eine Probe in Sapphiſcher Weiſe von Klai.

Welche Regenwolke hat dich verſtecket?
Haſt du dich mit Trauerflor überdecket?
Deiner Schweſter ſilberbezäumte Pferde
Leuchten der Erde.

Das deutſche Volk bekümmerte ſich, wie es ſcheint, faſt gar nicht um jene Verſuche im griechiſchen Tact zu wandeln; und ſelbſt Heräus durfte, eine lange Zeit ungeſtraft, in einem Gedichte in gereimten Hexametern und Pentametern an den Kaiſer Karl VI., ſein Dichten „ein nimmer geſehenes“ nennen. So ganz verſchollen war die Sache.

§. 124.

Adam Olearius,

(geb. zu Aſchersleben 1600, geſt. 1671)

nahm wie Flemming an der erwähnten holſteiniſchen Geſandſchaft nach Perſien Theil, war deſſen treuer Freund und zeigte ſich überall als einen unerſchrockenen feſten Mann mit offenem Auge, tiefem Gefühl und achtungswerther Darſtellungskraft. Wir verdanken ihm ein höchſt merkwürdiges Werk, welches den Titel führt „Moskovitiſche und perſianiſche Reiſebeſchreibung vom Jahr 1633 bis 1639,“ in welchem er mit klarer Ueberſicht und Ruhe, ſo wie nicht ſelten mit Lebendigkeit und Anmuth alles Merkwürdige erzählt, was er und ſeine Reiſegeſellſchaft in den weiten Ländern, die ſie durchzogen, geſehen und erlebt hatten. Dieſes Buch enthält vielleicht das Detaillirteſte was wir in deutſcher Sprache über Rußland und Perſien, über die Länder und Einwohner, Fürſten und Volk beſitzen, und wenn auch manches Einzeln veraltet iſt, ſo möchten wir doch auch heute noch vielleicht eben ſo viel aus demſelben lernen können, als unſre Vorfahren daraus lernten. Der Styl iſt gleichmäßig, voll ſchöner Einfalt, Gelaſſenheit und Reinheit, und die Eigenthümlichkeit des Beſchreibenden zeigt ſich überß beſcheiden, würdig und ſchätzbar. Er iſt ein rechter Deutſcher, d. h. ſtets bemüht, nicht bloß gerecht, ſondern auch billig zu ſein, ein Mann, der das Löbliche bei allen Nationen freudig anerkennt, und was ihm mangelhaft dünkt, mit Offenheit, Mäßigung und ernſter Würde vorträgt. Einzelne Irrthümer walten auch hier, wie kaum zu erinnern nöthig iſt; doch wird der Genuß des Werkes noch ſehr erhöht durch den Umſtand, daß wir hier nicht bloß beſchauende und beſchreibende ſondern auch handelnde und duldende Menſchen, — die nach einem wichtigen Ziel hinſtrebenden Reiſenden ſelbſt — in den mannigfaltigſten Lagen des Lebens erblicken. Die Freundſchaft zwiſchen Olearius und Flemming legt ſich deutlich dar und manche liebliche Gedichte des letztern gehen wie ein ſchöner Strom durch das Ganze werthe Buch hin, wodurch es an friſchem Leben und Glanz gewinnt. Außer dieſem Werke beſitzen wir noch von Olearius einige Epigramme und eine Ueberſetzung des „Roſenthals“ d. h. eine Sammlung von Fabeln, Parabeln und Allegorien, die den perſiſchen Dichter Sadi zum Verfaſſer haben.

§. 125.

Es liegt in dem Charakter mancher altdeutſchen Dichter, ſich gegen jede rohe Gewalt von außen in ſicherer Kraft zu erhalten. Schon als Deutſche ſtanden ſie ſo, aber als Dichter wehrten ſie der Schroffheit, die ein ſolcher Vertheidigungszuſtand allerdings geben kann wenn er dauernd iſt. Auch den ſchweren nordiſchen Himmel, der keinen rechten Frühling will aufkommen laſſen, bekämpfen ſie wohl wakker und ſchaffen ſich einen ideellen Mai, während der ausbleibt, von dem im Kalender die Rede iſt. In ihrer Fröhlichkeit erkennen wir eine ſo muthige Erhebung des Gemüthe, ein ſo kerniges ſicheres Vertrauen zu ſich ſelbſt und der Natur, die ihm befreundet iſt, daß wir keinen wehmüthigen Nachklang zu fürchten haben, wie dies wohl bei manchen neueren Dichtern der Fall ſein dürfte, hinter deren Scherzen nicht ſelten Thränen, Tod und Grab verborgen ſind. — — Dieſe Bemerkung, welche ich bereits vor 16 Jahren ſchrieb, möge hier als Andeutung ſtehen zur Charakteriſtik des Beſſeren in den Gedichten zweier Männer, die uns jetzt begegnen, und wie vereint betrachtet werden ſollen.

Ernſt Chriſtoph Homburg,

(geb. 1605 zu Mila unweit Eiſenach, geſt. etwa 1680.)

und

David Schirmer,

(mit ungewiſſem Geburts- und Sterbejahr, um 1630 zu Dresden als Bibliothekar lebend.)

Große Dichter finden wir in ihnen nicht, das heißt das Vermögen das geſammte Leben in Poeſie zu verwandeln wohnt ihnen nicht bei; wohl aber finden wir bei ihnen einzelne Strahlen und Blüthen, in deren Beſitze ſie zu jener Oppoſition gegen das was als trübe Wirklichkeit erſcheint fähig werden. Homburg iſt vielleicht begabter, als er ſelbſt in ſeiner Ueberdemuth anerkennt; allein er hat ſein Talent am Ende leider ſelbſt vermindert durch die häufigen Nachahmungen der Franzoſen und Holländer. Nur wenn er ſich ſelbſt gehen läßt, iſt er der Betrachtung werth, und es gelingt ihm dann manches was auch heute noch erfreuen kann durch heitere Einfalt und Wohllaut.

§. 126.

Schirmer iſt reicher; doch wagt auch er nur ſelten ſich ſelbſt allein zu vertrauen. Da er mehr Phantaſie hat als

Hom-

ſo trägt er ſeinen Bewunderungstribut den die
utſchen Dichter der damaligen Zeit ſich nicht er-
nd von andern ſogar mit einiger Gewalt eintrie-
ht an die Holländer und Franzoſen ab, ſondern
ieſen Zoll den Italienern dar. Hätte er ſich nur
an die rechten Italiener gewandt, allein leider
Marino *), dem er ſeine Huldigung darbringt.
ſolches Vorbild verleitet, verfällt er oft genug in
berſchwenglichkeit, ja wohl gar in Abgeſchmackt-
nſinn, die, bunt aufgeputzt, etwas recht Schö-
ornehmes vorſtellen ſollen. Zum Glücke liegt im
Kern ſeiner Natur etwas ſo Tüchtiges und Dau-
daß dem völligen Verderben gewehrt wird. Die-
Natur verdanken wir denn auch einige anmuthige
denen ſich ein Gemüth zeigt, das ſich auf eine
Liebe verſteht, als die iſt welche Marino zu ver-
legt.

urgs Gedichte erſchienen unter dem Titel „Schimpf-
hafte Clio," Jena 1642; Schirmer, mehr in Blu-
d, verkündete dieſelben gleich durch den Titel:

---

iambattiſta Marino, geb. zu Neapel 1569, geſt.
Mann von großem Talent, das er aber ſelbſt ver-
ch Eitelkeit und Launenhaftigkeit. Er will nicht bloß
ben, ſondern weit beſſer als gut: darum wird er
d bunt. Um zu gefallen, (und zwar allen) ſcheut er
l, und da ihm leider auch noch die Keuſchheit der
angelt, ſo erreicht er ſelbſt mit dem Aufwand von vie-
rſinn, Witz und Farbenpracht kein reines Gemälde.
ühmteſten Gedichte ſind: Adone, voll endloſer Ueppig-
La strage degli innocenti (der Mord der Kinder zu
n) eine Art von Epos, in welchem Rabenſchwarz und
lamme vermiſcht werden, um tüchtigen Schauder zu
Das gelingt zuweilen ſo ziemlich; doch ungebeten
cht ſelten auch der Ekel mit.

„Poetiſche Roſengepüſche,“ Dresden 1657. (vergl. Kochs Compendium.)

§. 127.

Robert Roberthin,

(geb. etwa 1600 geſt. um 1648.)

Er war ein geborener Preuße, lebte als brandenburgiſcher Rath zu Königsberg, und ward durch Opitz, der ſein Freund war, angeregt, ſeine unleugbaren Talente für die Dichtkunſt zu entwickeln. Er ſelbſt ſcheint indeſſen ſeine Gedichte nie geſammelt und in der reinen Freude des Schaffens Befriedigung und Lohn genug gefunden zu haben. Vielleicht war es ihm auch ein Troſt, daß er Simon Dach, der ſich ſtets als ſeinen dankbaren Schüler betrachtete, zu immer erhöheter Liebe für die herrliche Kunſt entzündete. Daß Roberthins Gedichte wenigſtens zum Theil nicht untergegangen ſind, verdanken wir einem Organiſten Heinrich Albert zu Königsberg, der ſie nebſt mehreren Liedern anderer Poeten in Muſik ſetzte, und nebſt den Muſiknoten herausgab. (1648—52.)

Leider aber iſt dieſe Sammlung ſo ſelten geworden, daß ich mit manchen früheren Literatoren klagen muß, ſie nicht geſehen zu haben. Alles was ich von Roberthin weiß, verdanke ich lediglich Herders „Stimmen der Völker,“ weshalb ich auf den achten Band ſeiner zur ſchönen Literatur gehörigen Werke verweiſen muß. Zu manchem edlen Abgeſchiedenen ſprach unſer Herder, wie es in der größten modernen Tragödie heißt:

Thou com'st in such a questionable shape,
That I will speak to thee.—

Und ihm ward geantwortet.

§. 128.

Simon Dach,

l 1605, geſt. als Profeſſor an der Univerſität zu Königs-
berg 1659.)

ſflichſten Sänger ſeiner Zeit, der auch das beſon-
hatte, daß ſeine Gedichte, obwohl er nur wenige
ß, dennoch größtentheils im Munde des Volkes
e Muſik war bald gegeben, denn dieſe Lieder
größtentheils ſchon mit, wie z. B. das anzie-
nchen von Tharau.“ In dieſem Gedichte zeigt
inheit der Geſinnung und eine ſo fröhlich deut-
daß man eben ſowohl die Aechtheit ſeiner Liebe
Poeſie anerkennen muß.

che Lieder hat Herder mit Recht als Stimmen
betrachtet und wieder mitgetheilt.

ht iſt Dach unter allen Dichtern ſeiner Zeit der
beſonders in den ſpäteren Lebensjahren. Er war
reußiſcher Patriot, und ſo ſehr ihm auch das Lei-
hlands zu Herzen gehen mochte, ſo verſpürte doch
iche Herzogthum Preußen von dieſen Bedrängniſ-
inen kleinern Theil. Was aber ganz beſonders
, indem es ihn für ſein Vaterland zu den ſchön-
ungen berechtigte, war ſein näheres Verhältniß
oßen Kurfürſten von Brandenburg, der als Jüng-
Mann dem wackern Dichter ein ganz beſonderes
n ſchenkte. Dach lernte bald die Größe des Für-
, und ſo war er zu Hoffnungen für ſein Vater-
htigt, die ihn ſtets aufrecht hielten bei den Leiden
nwart. Aber der freundliche Fürſt begnügte ſich
Beifalls-Worten, er verlieh ihm ein Amt, das
igung vollkommen angemeſſen war, und ſchenkte

ihm ein Landgut, in deſſen Beſitze er ſich von allen engeren Sorgen des Lebens frei fühlte.

Vielleicht hat aber auch wohl kein Dichter der damaligen Zeit den Ruhm des Hohenzolleriſchen Hauſes öfter und lauter verkündet als er. Er ließ auch nicht die kleinſte Gelegenheit vorübergehn, um ſeine Liebe für Preuſſen und deſſen väterlichen Fürſten an den Tag zu geben, und er iſt unerſchöpflich in Wendungen und Formen um ſich ſelbſt ein Genüge zu leiſten. Er iſt kein Schmeichler, er meint es wirklich ſo, ja er meint es noch viel beſſer als er es auszudrücken im Stande iſt. Ueberall ſieht man den heitern treuherzigen Mann, dem es recht am Herzen liegt, ſeinem Fürſten zu erzählen wie ſehr ihn ſein Volk liebt.

§. 129.

So heißt es in einem Gedicht bei der unverhofften Ankunft des Kurfürſten in Königsberg:

Könnte doch dein Ohr nur dringen
Zu den Unterthanen hin!
Jedes reitzet ſeinen Sinn
Dich zu ſagen, Dich zu ſingen.
Jedes ſuchet um und an,
Ob es wo Dich ſehen kann.

Man vernimmt in dieſen Tagen
Nichts durch jedes Bürger-Haus
Als: Wie ſieht er jetzund aus?
Dieſen dies, den jenes fragen.
Aller Sorge Troſt und Ruh
Und Ergetzlichkeit biſt Du.

Welcher denn Beſcheid kann geben
Der weiſt die Geſtalt an Dir,
Huld, Verſtand und alle Zier

gt nach Gnüge zu erheben.
iſt Freude, Lied und Preiß
was man zu denken weiß.

uterweck's Litterargeſchichte X., S. 189.)

inder innig ſind ſeine geiſtlichen Lieder, und
es in ihnen, daß Reinheit der Liebe eins iſt
ömmigkeit (Vergl. über dieſe religiöſen Gedichte:
nsbeſchreibung der berühmteſten Liederdichter.)
ls dramatiſcher Dichter hat ſich Dach gezeigt,
an die Mühe, die ihm große Compoſitionen die-
ſtet, und nur in einzelnen lyriſchen oder heiter
Parthieen erkennt man den Dichter, der ſich in
chen Lied ſo liebenswürdig zeigt. Sein Schau-
nebes" wird durch eine zu weitſchichtige Allego-
und in der „Sorbuiſa" erfreuen faſt nur die
er unmittelbar ſeiner Vaterlandsliebe und ſei-
Anhänglichkeit an die Stadt Königsberg genug
Es wurde zur Feier des akademiſchen Jubel-
nigsberg aufgeführt, und 1644 gedruckt.
ed, der in dem Dichter vielleicht nur den be-
ndsmann ehrte, hat in dem neuen Bücherſaale
Wiſſenſchaften (Band 4.) einige Nachrichten über
rthin und andere preußiſche Dichter gegeben, wo-
mehr Dank verdienen würde, wenn er ihnen
eilig breiten Lobpreiſungen erlaſſen hätte.

§. 130.

Paul Gerhard,

(geb. zu Grafenhäinichen in Meißen 1606)

51 Probſt zu Mittenwalde, 1657 Diaconus zu
hielt 1666 ſeine Entlaſſung, wurde aber vom

Herzoge Chriſtian zu Merſeburg mit Achtung aufgenommen und 1669 von demſelben zum Archidiaconus in Lübben beſtellt, wo er am 27. Mai 1676 geſtorben iſt.

Wenige deutſche Dichter haben ſo tief und erfreulich auf Mit- und Nachwelt gewirkt, als er durch ſeine geiſtlichen Lieder. Sie wurden nicht bloß in der Kirche, ſondern auch von faſt allen frommen lutheriſchen Familien bei der häuslichen Andacht geſungen, ja ſie verbreiteten ſelbſt um das Bette der Sterbenden, in der Seele des Scheidenden wie der Abſchiednehmenden ihre wohlthätigen Wirkungen. Mehrere von andern Religionspartheien wurden zur lutheriſchen Kirche hingezogen bloß um Gerhards rührende Lieder mit zu ſingen. Faſt alle damals lebende Theologen waren ihm mit einer gewiſſen ehrfurchtsvollen Freundſchaft zugethan, und ich habe nirgends auch nur Ein Wort des öffentlichen Tadels finden können, das bei den damaligen theologiſchen Streitigkeiten ſo leicht hätte über ihn geſprochen werden können. Unter mehreren Zeugniſſen, welche der wackere, fleißige Küſter in ſeinem „alten und neuen Berlin" anführt, und die es klar zeigen, wie ſehr Gerhard ſeine Zeit beherrſchte, mögen folgende auch hier angeführt werden. Der Gothaiſche Theolog Dr. Johann Heinrich Feuſtking ſpricht alſo über ihn:

„Ich ſage es frei, kein vergebliches kein unnützes Wort findet man in Gerhards Liedern, es fällt und fließt ihm alles aufs lieblichſte und artlichſte, voller Geiſtes, Nachdrucks, Glaubens und Lehre; da iſt nichts gezwungenes, nichts geflicktes, nichts zerbrochenes; die Reimen, wie ſie ſonſten ins gemein etwas himmliſches und geiſtliches mit ſich führen, alſo ſind ſie auch abſonderlich im Gerhard recht auserwählet, leicht und auserleſen ſchön, die Redensarten ſind ſchriftmäßig, die Meinung klar und verſtändig, die

elodien nach unſers unvergleichlichen Lutheri und
ten Meiſter-Sänger Tone lieblich und herzlich:
a, alles iſt herrlich und tröſtlich, daß es Saft
hat, herzet, afficiret und tröſtet u. ſ. w. Ich
geſtehen, daß dieſes Mannes Lieder-Andacht mir
hen redlichen Dienſt in meinem Amte gethan u. ſ. w.
r auch ſicherlich, hätte er unſers großen Lutheri
Zeiten erreichet, daß er ſein Beiſtand und Mit-
n dem ſeligen Reformations-Werk geweſen wäre,
die Evangeliſche Lehre noch weiter ausgebreitet
in“ u. ſ. w. *)

§. 131.

nn Chriſtoph Olearius, Georg Heinrich Götze,
Caſpar Wetzel, Daniel Seifart und Crenius ſtim-
g in jenes Lob ein. Ueberhaupt betrachtete man ihn
der feſteſten Säulen des Lutherthums, und nach ſei-
ung ſtand er gewiſſermaßen als ein edler Märtirer
von allen Seiten Huldigungen gebracht wurden.
ßte gar manches Beiſpiel zu erzählen, daß Mit-
nderer Religionspartheien bloß durch Gerhardiſche
rührt zur Lutheriſchen Kirche übergetreten ſeien, wes-
h Crenius ſchreibt: **Ego sane iis me motum ita
ut quotidianum meum pietatis exercitium ex il-
nere soleam animumque ad devotionem prae-**

Ich habe dieſes Urtheil eines berühmten Mannes über
ch berühmtern angeführt, weil es hiſtoriſch wichtig iſt.
ber darf nicht vergeſſen werden, daß eben dieſer Fauſt-
r hier ſehr gerecht urtheilt, auch ſehr hart ſein konnte,
gen den wackern Peterſen, den er wegen einiger ab-
er Religions-Anſichten bitter haßte. (S. Peterſens
graphie, vom Jahr 1717, S. 322. f.)

parare. Neque ego solus sic sentio, sed omnes linguae Germanicae gnari hoc mecum fassi sunt et fatebuntur. Est enim singularis quaepiam hujus in theologi carminibus commovendi vis, quae ob verba scripturae sacrae vel spiritus sancti tenacissime ac summo studio retenta magnaque venae ac naturae facilitate et ingenti cura rhytmo inligata apud caeteros non temere reperitur.

Ob er das herrliche, ewigen Troſt in ſich tragende Lied: „Befiehl du deine Wege“ (das in mehreren neuen Geſangbüchern auf eine unverantwortliche Weiſe verwäſſert worden) in jener unglücklichen Zeit der Abreiſe von Berlin zum Troſte ſeiner Gattin gedichtet habe, iſt in neueren Zeiten bezweifelt worden. Sicher aber iſt, daß in dieſe Zeit das nicht minder nachdrucksvolle Lied fällt:

Iſt Gott für mich ſo trete
Gleich alles wider mich.

Da heißt es denn im dreizehnten Verſe mit ächt deutſcher Kraft und Gelaſſenheit:

Die Welt die mag zerbrechen
Du ſtehſt mir ewiglich!
Kein Brennen, Hauen, Stechen
Soll trennen mich und Dich
Kein Hunger und kein Dürſten,
Kein' Armuth, keine Pein,
Kein Zorn des großen Fürſten
Soll mir ein Hind'rung ſein.

Kein Engel, keine Freuden,
Kein Thron, kein Herrlichkeit,
Kein Lieben und kein Leiden
Kein' Angſt, kein Herzeleid;
Was man nur kann erdenken,
Es ſei klein oder groß,

Der keines ſoll mich lenken
Aus Deinem Arm und Schooß.

Mein Herze geht in Springen,
Und kann nicht traurig ſein,
Iſt voller Freud und Singen,
Sieht lauter Sonnenſchein.
Die Sonne die mir lachet
Iſt mein Herr Jeſus Chriſt,
Das was mich ſingen machet,
Iſt was im Himmel iſt.

§. 132.

Man ſieht: hier iſt keine weichliche Herzenszerfloſſenheit ine übermyſtiſche Phantaſiezerfahrenheit, kein gefährlich uctuirender Gefühlsluxus, — vor ſolchen Abwegen weiß erhard ſich wohl zu hüten, denn ſeine Natur iſt kraftreich nd er ſcheint jede Weichlichkeit, die geiſtige wie die leib- che ſehr verachtet zu haben. Seine Lieder athmen jene chte Frömmigkeit, die ſtark macht und tapfer, gelaſſen und rgeben; und er war wie ſeine Lieder. Er handelte ſeiner eligiöſen Ueberzeugung gemäß; denn was wäre er wenn er ich ſelbſt verloren hätte? —

Einige Schriftſteller, denen ſolche ruhig überzeugte und apfer fromme Männer nicht recht deutlich werden können, haben ihn der Streitſucht beſchuldigt, allein abgerechnet, daß aus dem Zuſammenhange ſeines ganzen Lebens das Gegentheil zu erſehen iſt, ſpricht auch das Zeugniß für ihn, welches ihm das Berliniſche Miniſterium gab, als es ihn 1651 dem Magiſtrat zu Mittenwalde zum Probſt vorſchlug. Es heißt darin, „man halte ihrer chriſtlichen Gemeine eine ſolche Perſon für, deren Fleiß und Erudition bekannt, die ines guten Geiſtes und ungefälſchter Lehre, dabei auch eines ehrlichen, friedliebenden Gemüths, und chriſtlich untadelhaften Lebens iſt," u. ſ. w. (S. Küſters altes und neues Berlin.)

Bekannt iſt auch, daß Friedrich Wilhelm der Große ſeinen Verluſt ſehr bedauert und ihn hinterher oft vermißt hat, ſo wie auch, daß das Lied „Befiehl du deine Wege" dem tiefen Gemüth des Fürſten ſehr theuer war; indeſſen hatte er einmal ſeiner Ueberzeugung gemäß gehandelt, und ſo kann, da jene nicht verändert wurde, von Reue nicht die Rede ſein *).

Gerhard war ein fruchtbarer Dichter, denn ſelbſt das nicht ganz vollſtändige Verzeichniß ſeiner geiſtlichen Lieder, welches Küſter anführt giebt ſchon 120, welches uns ſeine ſchöne Fertigkeit und erfreuliche Gewohnheit zeigt, mit Gott und von göttlichen Dingen zu reden. Die erſte Ausgabe dieſer Kirchenlieder erſchien zu Berlin 1666, iſt aber ſo ſelten geworden, daß ich die Leſer nur auf die älteren Berliniſchen Geſangbücher (das Porſtiſche) verweiſen kann, in denen ſich mehrere Gerhardiſche Lieder unentſtellt erhalten haben.

§. 133.

Andreas Tſcherning,

(geb. zu Bunzlau in Schleſien 1611, geſt. 1659.)

Es trifft ſich wohl, daß talentvolle Jünglinge, welche häufig in das Theater gehen, zuletzt ſelbſt Bühnenſtücke ſchreiben, in der feſten Ueberzeugung es müſſe ihnen gelingen, da ſie ja ſo viele Stücke geſehen haben, und wohl wiſſen

---

*) Ueber Gerhards Abſetzung möge man meine Biographie Friedrich Wilhelms des Großen (Berlin 1814) nachleſen wollen.

was gefällt. Noch häufiger begiebt es ſich, daß Jünglinge oder Männer, welche viel mit Dichtern umgehen nun ſelbſt anfangen Verſe zu machen. Alſo Tſcherning, der noch obendrein in dem Umſtande, daß Opitzens Vaterſtadt auch die ſeinige war, eine Anreizung zur Dichtkunſt erblickte. Er iſt ein mäßiger, nüchterner und rechtlicher Mann, voll guter Einſicht und Beſcheidenheit, nicht mehr als ein Opitziſcher Schüler aber ein guter. Man hat ihn ehedem zu ſehr gelobt wegen ſeiner correcten Sprache, allein es ſcheint vergeſſen worden zu ſein, daß die mittelmäßige Fehlerloſigkeit nicht eigentlich correct ſollte genannt werden, indem man auf dieſe Weiſe leicht correct ſein haben würde, wenn man geiſtig eng überhaupt nicht viel Sonderliches vorzutragen weiß.

Indeſſen bleibt ihm manches Lob, z. B. daß er als ein trefflicher Gelehrter, der ſelbſt mit der arabiſchen Sprache wohl vertraut war, den Werth der deutſchen Sprache laut verkündete und darthat, daß er den engen Kreis der früheren Current-Versmaaße häufig überſchreitend, das deutſche Lied auch nach anapäſtiſchen und daktyliſchen Weiſen wandeln lehrte, was früherhin nur ſehr ſelten und höchſt ſchüchtern gewagt worden war.

Seine Jugendgedichte gab er unter dem Titel „deutſcher Gedichte Frühling“ Breslau 1642 heraus. Hier findet ſich das einzelne Gute und halbweg Blühende, was er zu geben vermochte. Ihm ſelbſt aber ſcheint ſpäterhin dieſe gewiß ſehr mäßige Jugend noch ſehr überſchwänglich vorgekommen zu ſein, weshalb er wenige Jahre vor ſeinem Tode den „Vortrab des Sommers,“ Roſtock 1655 folgen ließ. Hier iſt aber leider faſt alle Flamme ausgegoſſen und das Ganze meiſtens ſteif und winterlich gerathen.

§. 134.

Jakob Schwieger,

(aus Altona, mit unbekanntem Geburts- und Sterbejahr,)

diente eine geraume Zeit als Soldat, ließ ſich aber den ganzen Krieg und das Elend der Zeit nicht anfechten. Von jener innern Wunde, die wir faſt bei allen Dichtern dieſer Periode bemerken, iſt bei ihm auch nicht eine Spur zu erblicken. Betrübniß und Kummer ſind ihm läſtig und langweilig, aber tändeln und ſcherzen, trinken und küſſen und im Graſe liegen mag er gar gern, und es ſteht ihm meiſtens wohl an, da er nicht bloß vergnügt ſcheinen will, ſondern es wirklich iſt. Faſt alle ſeine Gedichte haben etwas höchſt muſikaliſches, allein oft ſind ſie leider auch nur ein bloßer angenehmer Klang; denn Ideen muß man bei ihm nicht ſuchen, und er macht vermuthlich ſelbſt keinen Anſpruch darauf. Leichte Gefühle, halb ironiſch girrende Zärtlichkeit, friſch flatternde Späße mit untermiſchten Plattheiten und tüchtiges geſundes Blut, das findet man bei ihm. Dies alles ſcheint ihn auch zu beträchtlichem Alter verholfen zu haben, wenigſtens finden wir ihn noch 1665 am Leben, und als Dichter beſchäftigt. Wer ſich nicht entſchließen kann, ihn ſo zu nennen, der möge ihn etwa als einen — poetiſchen Tänzer mit guter Tanzmuſik verſehen, betrachten.

Seine Gedichte erſchienen unter dem Titel „Geharniſchte Venus," von Filidor dem Dorferer, welchen Namen, ſo wie den des Flüchtigen, er als Mitglied der deutſchgeſinnten Genoſſenſchaft und des Schwanenordens führte. Seinen Zeitgenoſſen ſcheint er nicht beſonders werth geweſen zu ſein; wenigſtens finden wir keine beſondere Auszeichnung für ihn; und ſo viel mir bekannt, erlebten ſeine

ichen Schriften nur eine Auflage. Die ſolgende Zeit
ihn ganz, und erſt durch Eſchenburg iſt ſein Anden-
neuert worden; allein es waltet noch immer manche
heit über ihm; und es läßt ſich nicht einmal mit
heit angeben, ob Schwieger ſein wahrer Name ge-
*).

ollen wir unſer ganzes Urtheil über ihn in zwei
zuſammenfaſſen, ſo dürfen wir ihn einen von den
Belegen nennen zu dem Schillerſchen Ausſpruch, daß
chtes Genie den Menſchen veredle und das Urtheil
ein leichtes Talent aber den Verſtand ſchmücke und
iche.

§. 135.

Andreas Scultetus.

Bir wiſſen von ihm nichts weiter, als daß er im Jahr
Gymnaſiaſt zu Breslau war, und dürfen mit Ge-
it annehmen, daß er noch vor ſeinem zwanzigſten
jahre, und ohne die Univerſität bezogen zu haben,
Unter der faſt ungeheuren Menge von Dichtern oder
ehr nach Dichtkunſt Strebenden ſeiner Zeit, konnte
runkloſe Jüngling mit ſeinen wenigen Gedichten, die
auf einzelnen Bogen gedruckt erſchienen, nicht durch-
en, und ſo iſt leicht zu begreifen, daß er, der nie ſehr
et worden war, gar bald in gänzliche Vergeſſenheit
ık. Leſſing entdeckte ſein vorzüglichſtes Gedicht „Oeſter-
Triumphpoſaune,“ nur durch einen günſtigen Zufall,
er auf der Bibliothek zu Wittenberg in einem gewal-

) Herder nennt ihn J. G. Schoch. S. deutſches Mu-
, Oktob. 1779, vergl. ferner Bragur II., S. 400. ff., wo
iener Name gleichfalls zuerkannt wird.

tigen Convolut von Gelegenheitsgedichten blätterte. Jenes innige, aus dem tiefſten Herzen aufflammende Gedicht entzückte den trefflichen Mann ſo ſehr, daß er es auswendig lernte und ſtets auswendig behielt, ja daß er es Jahre lang — nicht drucken laſſen wollte, um es, wie ein köſtliches Kleinod, nur den nächſten und edelſten Freunden (z. B. Kleiſt) mitzutheilen. Erſt im Jahre 1771 ließ er ſich durch ſeinen Freund Zachariä bewegen, was er von Scultetus gefunden, dem Publikum zu übergeben. Er ſchenkte es dem bittenden Freunde, der es ſodann mit dem Briefe des Gebers wieder abdrucken ließ. Späterhin hat man noch einige kleinere Gedichte von Scultetus hinzugefügt, welche zu Breslau in den Jahren 1774 und 83 erſchienen.

Jene öſterliche Triumphpoſaune iſt ein herrliches feierliches Gebet, das wie köſtlicher Weihrauch auf einem reinen Altar ſich entzündet und aufſteigt, und nur wer ſelbſt ſo beten kann, hat ein Urtheil über daſſelbe. Wer aber ein ſolches Urtheil hat, wird in dieſem Fall bald auch etwas Beſſeres haben, als ein Urtheil; ich meine eben jenes Mitgebet und Selbſtgebet. — Leſſings Anſicht, daß nur der Tod die weitere Laufbahn eines ſolchen Dichterjünglings hemmen konnte, iſt wohl unzweifelhaft und — beruhigend.

Da ſich vorausſetzen läßt, daß Leſſing und Zachariä in den Händen gar vieler Leſer ſich befinden, ſo darf ich mir die Mittheilung einzelner Stellen aus Scultetus erlaſſen. Dem beſſern Leſer aber darf ich dringend empfehlen, jenes Gedicht von neuem zu genießen.

§. 136.

Georg Philipp Harsdörffer,

(geb. am 1. November 1607 zu Nürnberg, geſt. daſelbſt am 22. September 1658.

Selten hat ein deutſcher Schriftſteller eine ſo ausgezeichtete Berühmtheit gewonnen als er. Zuvörderſt als der hauptſächliche Stifter des poetiſchen Blumenhirtenordens an der Pegnitz *), deſſen frühere Mitglieder gewiſſermaßen zu beſonderer Hochſchätzung des Meiſters in Eid und Pflicht genommen wurden, ſo daß nicht leicht einer jener unſchuldigen Hirten die Gelegenheit vorbeigehen ließ, den Haupt-Einweiher zu loben, da ohnehin auch manches an ihm mit Recht zu loben war.

Er war ein wackerer Bürger voll herzlicher Liebe für Deutſchland und für ſeine Vaterſtadt, deren wohlverdienten Ruhm er nach Kräften zu vermehren ſtrebte. Seine Kenntniſſe waren von nicht geringem Umfange, und wenn es ihm auch an wahrhaftem Genie für die Dichtkunſt fehlte, ſo war doch ſeine Neigung für dieſelbe ſo groß, daß ſie wohl als ein Analogon von Talent betrachtet werden darf. Seine beſondere Liebe für die Fabel, Parabel und Allegorie war den Deutſchen ſeiner Zeit gerade recht, die eben bei ihrer großen Lebensſchlichtheit und redlichen Offenheit in allen Handlungen; in ihren Schriften gern etwas Bedenkliches, Halbdunkles, Verhüllendes wohl leiden mochten. Zwar können wir die Vielſeitigkeit in den literariſchen Beſtrebungen dieſes Mannes nicht immer loben, indem das Streben darnach ihn verhinderte, irgendet was mit ganzem und ungetheiltem Gemüthe zu ergreifen, ſo wie auch die Leichtigkeit, mit der er ſchrieb, dem tiefern Ernſt im Nachforſchen, nicht ſelten nachtheilig ward; — allein ſeine Zeitgenoſſen hatten des tiefſten und traurigſten Ernſtes im Leben ſo viel, daß es ihnen

---

*) Der andere Stifter dieſer (noch jetzt nicht eingegangenen) Geſellſchaft war, wie bereits oben angeführt worden, Klai. Der Orden begann 1644, nicht 1642 wie Omeis in der Diſſertation de claris quibusdam in orbe literato Noribergensibus (Altdorf 1708) behauptet (Vergl. §. 106.)

ſehr willkommen war, durch Harsdörffer ein wenig zerſtreut zu werden. Wirklich war er auch einer der wenigen, die trotz der immer ſteigenden Jammerhaftigkeit der Zeit doch noch einige fröhliche Lebendigkeit behalten. Zwar hatte Nürnberg die Greuel der Zeit ſo gut erfahren, wie die meiſten andern deutſchen Städte, ganz beſonders in jener Zeit als die beiden Heere Guſtav Adolphs und Wallenſteins in ihrer Nähe verſammelt waren; allein es war die alte Reichsſtadt in der damaligen Zeit noch immer wohlhabend und reich genug, um viel leiden zu können ohne gänzlich zu verarmen. Die Regſamkeit der gewerbfleißigen Bürgerſchaft konnte wohl auf Monate und Jahre gehemmt, aber nie ganz unterdrückt werden, und ſo kam es, daß man ſelbſt in der für Deutſchland ſo heilloſen Zeit an Stiftung unſchuldiger poetiſcher Orden denken konnte, und Harsdörffer, der auch durch ſeltene Wohlhabenheit begünſtigt wurde, ſah ſich in Umgebungen und Verhältniſſen, die an gute alte, damals ſchon längſt entflohene Zeiten erinnern.

§. 137.

Unter der beträchtlichen Anzahl ſeiner Schriften zeichnen wir aus:

1) Specimen philologiae Germanicae 1646, von welchem Morhof in ſeinem Polyhiſtor (B. IV. K. 4. §. 7.) ſagt: Praeterea non contemnendum est multaque continet notatu digna specimen philologicum Germ. à G. P. Harsdorfero scriptum.

2) Geſprächsſpiele, 8 Theile, 1642 bis 49, (Libitinam Harsdorferus effugit suis, ut ipse vocat, Geſprächſpielen, varios ingenii lusus atque una eruditionis suae profundioris (?) vim complexus, u. ſ. w. S. Neumeiſters Diſſertation, S. 46.)

athan, Jotham und Simſon, oder geiſtlicher und
Lehrgedichte erſter und zweiter Theil, 1650, 55.
und ähnliche Schriften erwarben ihm wie bereits
kt worden, einen nicht geringen Ruhm, und da
es Rühmens ſelbſt etwas hiſtoriſch-Charakteriſti-
ſo möge hier Tſchernings Lob ſtehen, deſſen Ue-
lichkeit freilich an das alte Wort erinnert, daß
ſche große Bewunderer ſind:

ter ille cognitus mihi Harsdorfer,
a Phoebi, patriae suae lumen,
arum multiformium mystes,
atelles et severus exactor
culaeque restitutor ac vindex
s loquelae, tota quem Caballino
ta fonte perculit Cirrha,
diligam plus an colam haud satis constat.

§. 138.

r die Ausländer, die ſich ſonſt größtentheils das
iche Vorrecht, die Deutſchen zu verkennen, aus
hkeit nicht gern nehmen laſſen, bezeigten ſich ge-
dörffer freundlich, ja verehrungsvoll, und der be-
redano *) verſprach ſogar, was er freilich frü-
thun ſollen, die deutſche Sprache zu erlernen, weil

---

an findet in den Briefen dieſes Poeten auch einen
rffer, worin es heißt: Non posso esprimere la mia
ne nel vedere le mie opere vestite alla Tedesca. —
endo la lingua, ma comincio ad apprenderne i prin-
poter leggere le mie obligationi. Sono sicuro che
enza di V. S. haveranno le mie compositioni rice-
o spirito, che non le ha potuto communicar la mia
. (S. Lettere del Sig. Giov. Francesco Loredano,
Sa. T. I. p. 331.)

jener ſeine Diana überſetzet hatte, eine Höflichkeit, die den ganzen noch viel höflichern Blumenorden in ein jubelndes Erſtaunen ſetzte.

Auch noch ſpäter ertönte manches überſchwengliche Lob, und Neumeiſter bleibt nicht zurück. Cuius ingenium et eruditionem dignaque tot meritis praeconia calamus noster haud capit etc. Quod si sigillatim de poesi ipsius sententiam ferre jubemur, ea quidem inventionum praestantia rerumque et sententiarum majestate commendari prorsus meretur, nur ſetzt er hinzu, nisi quod nimium sibi in fingendis vocibus novis ac dithyrambis indulsit doctissimus vir. (S. die angeführte Diſſertation S. 46.)

Dieſer letztgenannte Fehler der übergroßen Luſt, neue und oft ſeltſame Wörter zu bilden, die ihm die Zeitgenoſſen und die Nächſtfolgenden wenigſtens verziehen, oder größtentheils ſeinem Freunde Philipp von Zeſen aufbürdeten, haben ihn ſpäterhin faſt verrufen gemacht, und vielleicht iſt in der ſpätern Zeit der gute Gellert der Einzige, der in der Vorrede zu ſeinen Fabeln, ihn wenigſtens ohne Spott beurtheilt, und bei mancher gerechten Ausſtellung, doch nicht jedes Talent abzuſprechen ſcheint, da er eine gute kleine allegoriſche Erzählung von ihm mittheilt.

§. 139.

Neben ihm, wie im Leben, ſtehe hier

Johann Klai,

(geb. zu Anfange des ſiebzehnten Jahrhunderts [näher iſt die Zeit nicht anzugeben, da ſelbſt der Geſchichtſchreiber des Pegnitzordens darüber ſchweigt] geſt. 1656.)

Dieſer Freund und Nebenbuhler Harsdörffers iſt nicht bloß als Mitſtifter des Pegnitzordens, ſondern auch als

erkwürdig. Faſt alle ſeine Werke ſind geiſtlichen
und man darf auch ihm nachſagen, daß es ihm
ein hoher Ernſt mit der religiöſen Poeſie war,
e leider oft zur Fantaſterei ſich hinneigt. Hierher
lgende Werke:
eihnachtsandacht, Nürnberg 1644.
erodes der Kindermörder, ein Trauerſpiel, 1645.
ngel- und Drachenſtreit, 1650.
all herrſcht eine gute Meinung, aber auch gänz-
angel an Geſchmack. Das merkwürdigſte Werk
n ohne Zweifel: „Der leidende Chriſtus, ein Trau-
und es möchte in der That ſchwer zu beſtimmen
man in der Idee, das Leiden und den Tod Jeſu
Bühne zu bringen, mehr die Keckheit oder den vol-
Irrthum, der ihr zum Grunde lag, bewundern ſoll.
ers Urtheil über ihn lautet alſo: **Diffitendum non**
um nostrum, prout erat ingenio ad poesin mi-
ili, poetam excellentem evadere potuisse, nisi ab
manicae linguae Germanica quidem sinceritate
recederet, poesi incongruis dithyrambis suis tot
aspersisset. — Einige Zeitgenoſſen des Dichters
in ihm einen zweiten Ovid (!) zu finden, und ei-
elben, welcher durch Buchſtabenwechſel aus dem Na-
annes Clagus die Worte: „**En hic alius Naso**“
lich herausgebracht hatte, ſuchte dieſen Einfall durch
s Epigramm zu verewigen, welches zugleich ein Zeug,
dem damaligen Geſchmacke ablegen möge:

ul ut is quondam, spurcorum lusor amorum
Carminibus periit Naso poeta suis:
en hic alius castorum lusor amorum
Carminibus vivit Naso poeta suis.

Klai hat freilich, wie ſelbſt das blödeſte Auge erkennen kann, nicht die mindeſte Aehnlichkeit mit Ovid; es müßte denn die ſein, daß ſie beide — Verſe ſchrieben; allein der Buchſtabenwechſel war nun einmal beliebt, und der eben angeführte lag ſo nahe, daß man ſich die Gelegenheit zu einem, wenn auch nicht viel bedeutenden, doch hochtönenden Lobe nicht wollte entwiſchen laſſen.

§. 140.

Einiges Lob verdient indeſſen Klai wirklich, und es iſt nur zu bedauern, daß er ſeine große Neigung zu dramatiſchen Arbeiten ſo ganz ohne Geſchmack hinwandeln ließ, und darüber ſein größeres Talent zur lyriſchen Poeſie völlig auszubilden vergaß. Er iſt wahrhaft liebenswürdig, wenn er ſeinem reinen Gefühle einmal erlaubt ſich auf eine ungekünſtelte Weiſe auszuſprechen. Aber es geſchieht leider ſelten nur, denn faſt immer ſcheint er zu glauben, daß nur ſpitzig geſchliffene oder geſchraubte Gefühle Intereſſe erregen können. Die Spielereien mit Empfindungen, und noch öfters mit bloßen Klängen, die keinesweges immer wohltönen, Unarten durch die ſich leider faſt die ganze Pegnitzgeſellſchaft ausgezeichnet, lagen ihm ſehr am Herzen. Da er aber der Miterfinder jener Spielereien iſt, überall nach Originalität ſtrebt, und einen in jener Zeit ſeltenen phantaſtiſchen Sinn zeigt, ſo darf man ihn wenigſtens in dieſer Hinſicht intereſſant nennen, und ihm nachrühmen, daß er den Muth hatte gar keine didaktiſche Gedichte zu liefern.

Zu einer ſolchen Unterlaſſung gehörte wirklich Kühnheit, indem faſt alle deutſche Dichter ſich mit einem ganzen Wall von gereimter Moral umgaben, hinter dem ſie dann ihre eigne fröhliche Wiſſenſchaft ungeſtört übten.

§. 141.

pp Cäſius (gewöhnlich von Zeſen),

entem Geburts- und Sterbejahre, doch vermuthlich etwa
vom Jahre 1610 bis 80 lebend),

von guten Anlagen und reichen Kenntniſſen, den-
mmer ein Gegenſtand des Spottes, da ihm überall
zur Uebertreibung ſchadete. Es darf ihm nachgeſagt
aß er ſein ganzes Leben ſetzte an einen einzigen
an eine Idee: Reinheit der Sprache; aber dieſe
de von ihm nicht klar aufgefaßt, ſondern mit phan-
Sinn ergriffen; und in der Nothwendigkeit ſich
ehren bald gegen die Angriffe geiſtreicher, bald ge-
hohn ſeichter Gegner die mit ihm ein leichtes Spiel
glaubten, nahm der Gedanke für den er focht im-
fremde unſtatthafte und lächerliche Zuſätze an, ſo
zuletzt nicht ſelten durch die bloße Erinnerung an
on Zeſen, auch jedes beſſere Bemühen um Rein-
Sprache ablehnen zu können glaubte. Betrachten
ihm ausgehend aber auch weit über ihn hinaus-
die Angelegenheit mit Unbefangenheit, ſo möchten
icht Manche über folgendes einfache Fragment ei-

er Deutſche, der ſich an die Geſellſchaft Gebildeter
möchte, hat allerdings die heilige Pflicht, für die
der Sprache, deren er ſich bedient, nach allen
zu ſorgen. Laſſet uns aber dabei Folgendes bedenken.
Es glaube nie ein Einzelner, als könne er jedem
Schriftſteller und Sprecher ſo wie dem Volke über-
llgemeine Reinheitsgeſetze geben. Denn hier kann
Dichter (der Dichter im weiteſten und tiefſten
es Worts) entſcheiden; für die anderen bleibt nur

das ehrenwerthe Geſchäft der Grammatik, tadelfrei können ſie ihren Styl bilden; aber nimmermehr ſchön. Welch eine Anmaßung für einen Nichtdichter, einem großen Dichter vorſchreiben zu wollen, wie er reden ſoll.

Zweitens: Ein „Dichter“ alſo, iſt geſagt worden; und durch dies Eine Wort iſt jeder Willkühr ein Riegel vorgeſchoben. Dabei fällt uns allen wohl zuerſt Goethe ein, über deſſen vielſeitige, ja künſtleriſch vollſtändige Bildung wohl niemals ein Zweifel herrſchen kann. Iſt es billig anzunehmen, er habe die vielen Fremdworte in ſeinen Schriften nur aus Bequemlichkeit, oder in den letzteren Jahren wohl gar nur aus Trotz gewählt und beibehalten? Er, der die ganze Urkraft und den köſtlichen Reichthum unſrer Sprache ſo genau kennt, und der, nächſt Luther, als der höchſte Meiſter des Styls ſich zeigt, er ſollte jemals einer Willkühr fähig ſein? oder traut ihr — ich meine nur die Uebertreibenden — euch zu, tiefer einzuwirken als er mit ſeiner Sprachgewalt? oder meint ihr ein Ohr zu beſitzen offener für die Melodie der Rede als er? — Einige von euch thäten wohl, ſich zu erinnern, daß ſie ſelbſt die erträgliche Bildung und Kraft, mit der ſie Goethes Sprache bekämpfen, größtentheils nur ihm verdanken, und billig ſolltet ihr mit Waffen, die euch der Gegner ſelbſt geliehen hat, vorſichtig umgehen.

§. 142.

Glaubt nicht, daß ich eure Uebertreibungen, deren tiefern Grund ich achte, durch irgend eine Autorität bekämpfen will. Ich will euch nur rathen, ſelbſt den Verſuch zu machen, die ſogenannten Fehler, die ihr in Goethes ſogenannten proſaiſchen Schriften findet, zu verändern, euch dann ſelbſt ſie vorzuleſen, und ſodann euch zu fragen, ob ihr ſie verbeſſert habt. Verſucht es, ſchreibt einmal den

Cellini und die Selbſtbiographie des Dichters in
annten reinen Deutſch, und ſehet zu, ob ihr
ch inne werdet, daß ihr damit den Geiſt der
eit und Behaglichkeit, der nun einmal der
er Schriften iſt, verletzt oder gar verbannt
will damit durchaus nicht ſagen, daß nicht viel-
nd da ein Fremd-Wort könnte getilgt werden,
Geſammtgeiſte Eintrag zu thun; allein an die-
Tilgung iſt euch, wie billig, nichts gelegen, da
nzliche Reinheit dringet, und dieſe könnt ihr mei-
ens nicht erreichen ohne den genannten Büchern
as Leben zu kommen.

t ihr nun vollends mit eurem Meſſer an die ge-
erſe, ſo — ſchaudert mich bei dem Gedanken, wie
eblichkeit tödten würdet, und folgerecht tödten
z. B.

Uns vom Halben zu entwöhnen,
Und im Ganzen, Guten, Schönen,
Reſolut zu leben.

hr das „Reſolut" verſchonen? ihr dürftet nicht;
ntet ihr irgend ein anderes Wort finden, das bei
Sinne denſelben muſikaliſchen Zauber hätte? Ich
s würde mir immer das Reſolute zurück erbitten
en Erſatz annehmen.

dann die leicht flatternden ſcherzenden Gedichte: z. B.

Ritterlich befreit ich dann
Die Prinzeſſin Fiſch
Sie war gar zu obligeant,
Führete mich zu Tiſch,
Und ich war galant.

h ſehe einige von euch ſchon im Geiſte mit der ſchauverhaßten Ueberſetzung der Galanten und Obligeanten daherfahren, aber ehe ihr es thut, nehmt lieber das ganze liebe Gedicht mit.

So möge hier auch noch kürzlich erwähnt werden, daß unſere liebe, höchſt reiche, aber auch ſehr keuſche Sprache gewiſſe aus der Fremde gekommene fatale Dinge und widrige, ſündhafte, dem deutſchen Charakter gänzlich widerſtrebende Gemüthsrichtungen gar nicht überſetzen will, z. B. das Wort „frivol.“ Sie will eben durch das Verſchmähen ſolche Worte zu überſetzen, andeuten, daß die bezeichneten Dinge nicht nach Deutſchland gehören. Daß ſie könnte wenn ſie wollte, verſteht ſich von ſelbſt; wer aber ſo reich iſt, braucht nicht jede Gelegenheit zu ergreifen, um zu zeigen, daß er es ſei.

§. 143.

Ferner kann auch der Humoriſt einer humoriſtiſch gebildeten Sprache nicht entbehren; aber er wird für jedes wohlgebildete, ja ſogar für manches überſchwenglich geformte neue Wort gern danken, denn als Humoriſt iſt er im Stande das Neue wie das Alte zu gebrauchen, das Verworfene wie das Geprieſene. Aber auch hier ſoll durchaus nicht der Willkühr Thor und Thür geöffnet werden, denn es iſt hier die Rede von einem humoriſtiſchen Dichter, der auch in der höchſten Freiheit ſich dennoch ſtets hüten wird vor allem was Unmaaß, Frechheit, Willkühr iſt. Der bloße Nachahmer, oder der fratzenhafte Humor wird doch leider thun was ihm gut dünkt, und unter ſeinen Händen wird ſich doch der grünende Zweig der Sprache in einen knorrenden Aſt verwandeln.

Es kann vielleicht befremden, dieſe Anſichten in den Paragraphen über — Zeſen zu finden; doch denke ich, ſte-

überall ziemlich wohl, da ſie auf das Maaßhal-
deuten. Die alten Scherze gegen den unglücklichen
wiederholen, fühlte ich mich nicht aufgelegt; glaube
t, daß ein Mann ſie verdient habe, der mit Recht
rfte, man werde in allen ſeinen Schriften „ſein
erze gegen ſein liebes Vaterland und deſſelben edle
erkennen.“

§. 144.

Johann Riſt,

8. März 1607, geſt. 1667 als Prediger zu Wedel, Meklen-
iſcher Kirchenrath, Kaiſerlicher gekrönter Poet u. ſ. w.)

n ihm iſt ſchon oben bei Gelegenheit des von ihm
n Schwanenordens die Rede geweſen, ſo wie auch
ziemlich lang dauernden Ueberſchätzung, die ihm zu
eworden. Seine geiſtlichen Lieder, deren eine große
, ſind leicht gereimt, entbehren aber meiſtens des
und der Kernhaftigkeit. Seine Bewunderer, die
n kleinſten Tadel der etwa hie und da gegen ihn
rochen wurde, nicht ertragen konnten, tröſteten ſich
n Gedanken: „Haben doch manche Weltkinder an
ligen Pſalmen Davids vieles auszuſetzen vermeint,
er Spötter ſagte: Sordet mihi lyra Davidica prae
oratiana (S. das angeführte Werk des Amarantes.
.). Sie bedachten aber nicht, daß Riſt ſelbſt, bei
ſteten Streben nach Ruhm und der Mittelmäßig-
d Kraftloſigkeit ſeiner Gedichte, faſt ein Weltkind
zu werden verdient, und daß kaum irgend ein geiſt-
Dichter die Vergleichung mit den Davidſchen Pſalmen
zu ſcheuen hat als er. Seine weltlichen Gedichte
m Theil noch breiter, und gehen dergeſtalt auf all-
e Faßlichkeit aus, daß man in dieſer Hinſicht den Ver-

faſſer als Gottſcheds Vorläufer betrachten darf. So heißt es in einem Glückwünſchungsgedicht an Siegmund von Birken, als derſelbe ſeinen öſtreichiſchen Ehrenſpiegel beendigt hatte:

Mein großer Freund, Schmuck der Gelehrten!
Den ich geliebt vor langer Zeit,
Den ich ſtets nennte meinen Werthen
Und Ausbund aller Zierlichkeit,
Die Phöbus uns hat zugebracht:
Wie rühmlich habt Ihr euch erwieſen,
Indem Ihr Helden ſo geprieſen,
Daß ſie vom Sterben frey gemacht.

In dieſem Tone geht das ganze Gedicht fort, bei dem nichts weiter zu bewundern iſt, als daß es endlich doch ein — Ende nimmt, da die gutmüthige Flachheit eigentlich gar keines hat.

§. 145.

Juſtus Georg Schottel,

(geb. zu Eimbeck im Hannoverſchen 1612, geſt. als Conſiſtorialrath zu Wolfenbüttel 1676.)

Der ehrenwerthe Name dieſes Mannes darf hier nicht übergangen werden, obwohl wir ihn faſt nur als Grammatiker, ſehr ſelten als Dichter loben können. Allein es hat ſein großes Werk: „Ausführliche Arbeit von der Teutſchen Hauptſprache, in fünf Büchern,“ (Braunſchweig 1663) ſo viel Gutes gewirkt auch im Gebiet der Dichtkunſt, daß wir gern an ihn zurückdenken. Es war in der damaligen Zeit, wo die Deutſchen ihre eigene Sprache vernachläſſigten und verkannten, ſchon wichtig, wenn ein anſehnlicher Mann und wohlbekannter Gelehrter, mit Kraft und Genauigkeit auf die Würde der vaterländiſchen Sprache auf-

machte und dieſelbe wie eine klaſſiſche behandelte.
timme iſt nicht verhallt und wenn wir jetzt mit
rühe in ſeiner Sprachlehre Fehler finden, ja bedeu-
er, ſo wollen wir das ſehr begreiflich finden, da er
rſten Bahnbrecher war, dem vor allen Dingen daran
in mußte die vielen Schläfenden umher zu wecken.
dlage iſt Schottels Buch noch heute zu gebrauchen,
als eine ſolche, von wo aus wir noch tiefer grün-
e reine keuſche Ur-Eigenthümlichkeit und Ur-Frei-
er Sprache hat Schottel ſehr wohl eingeſehen; aber
ehr eingeſehen als durchgeführt. Denn im Einzelnen
erdings der Vorwurf auf ihm, daß er die deutſche
mitunter zu der lateiniſchen in die Schule ſchickt.
bleibt ihm manches Treffliche, und was in Gott-
utſcher Sprache Gutes iſt, verdankt er größtentheils
orgänger, und nächſt ihm dem fleißigen Schulref-
ker. Gottſched ſelbſt geſteht das freilich nicht, ſon-
nt jene Vorgänger nur im Allgemeinen; doch hat
ieſes Vergeſſen des Dankes ſich ſelbſt das Misgeſchick
n, daß einige ſeiner Schüler — er hat ihrer bis
heutigen Tag obwohl ſie es nimmermehr einräu-
in ihren Sprachlehren, die zuweilen faſt nur ein
l vom Nachhalle ſind, des Leipziger Reſtaurators faſt
mähend gedenken. Sie können ihn dann bequemer
iben; weil die Mehrheit der Leſer gutmüthiger Weiſe
aubt, daß man einen Geſchmäheten noch obendrein
n werde.

§. 146.

ch als Dichter hat ſich Schottel gezeigt, d. h. indeſ-
, er hat in einer correcten Sprache, Opitzen nach-
nd, manches nicht ohne Kraft an den Tag gelegt,

was ſeinem Verſtande und Herzen wichtig war. Am beredteſten iſt er in den Klagen um das verwundete faſt verblutende Vaterland; da wir aber dieſen Schmerzensergießungen faſt in allen Dichtern jener Zeit begegnen, ſo wollen wir hier nicht dabei verweilen.

Als Beurtheiler mehrerer deutſchen Dichter iſt Schottel einſeitig. Ihm fehlt jener Verein jugendlicher Friſche mit männlichem Ernſt und tiefer Beſonnenheit. Er hat nur ſeine eigene mäßige Individualität vor Augen, und er erkennt, in derſelben befangen, nur als letztes Ziel: Opitzen. Jugendliche Lebendigkeit und hellflammende Lyrik ſind ihm faſt ein wenig unheimlich, wenigſtens unklaſſiſch, ſo daß ich faſt ſagen möchte: da er nicht ſich in ihnen finden kann, ſo vermag er auch nicht ſich darein zu finden.

Zuweilen ſcheint es auch, als möge er den Werth der Dichter nur nach der Summe von Lehrſprüchen ab, die in ihren Werken ſich finden; wenigſtens iſt moraliſche Erbaulichkeit bei ihm der letzte Zweck der Kunſt.

§. 147.

Georg Neumark,

(geb. zu Mühlhauſen am 16. März 1621, geſt. am 8. Juli 1681.)

gehört zu den wackeren und ſchlichten Männern; die, durch Leiden geprüft, doch nie ihre Lebendigkeit verlieren, und, wenn auch nicht durch beſondere Tiefe ausgezeichnet, doch manches Nützliche hervorbringen, und in einzelnen Momenten frommer Begeiſterung, ſogar etwas Unvergängliches. Dürfen wir auch nur ein einziges ſeiner Lieder mit jenem Ausdrucke bezeichnen, ſo möge er uns wenigſtens um dieſes einzigen Gedichtes willen ſtets werth ſein. Es iſt das allbekannte, einem reinfühlenden Herzen entſtrömte Lied: „Wer nur den lieben Gott läßt walten.“ In dem ſchon

ten Werke über den Pegnitz-Orden findet ſich
erüber folgende denkwürdige Nachricht die der
dem Munde eines damals (1744) als er ſein
noch lebenden berühmten Gottesgelehrten hatte:
Neumark, lebte zu Hamburg als dienſtlos in
th, ſogar daß er ſeine Viola di Gamba *),
rtrefflich ſpielen konnte, verſetzen mußte. End-
er recommandirt an den ſchwediſchen Reſi-
n von Roſenkranz. Der gab ihm zur Probe
e Reichsräthe in Schweden aufzuſetzen, und da
ieth, nahm er ihn an zum Secretario, mit 100
wer Geld zur Gage. Als Neumark ſeine Viola
wieder eingelöſet, machte er das Lied: „Wer nur
Gott läßt walten;" und, da er's componirt,
das erſtemal darauf mit Vergießung vieler
**).

ark fand endlich an dem Weimariſchen Hofe eine
g und nächſt ihr eine Gelegenheit, ſich um die
ichte verdient zu machen, durch den mit großer
faßten Bericht von der hochlöblichen fruchtbringen-
ſchaft (1668). Da dieſes Buch mit ſeinen Ku-
in Nürnberg gedruckt ward, ſo übernahm der
iegmund von Birken die Durchſicht, und es ent-
urch zwiſchen beiden Männern ein Briefwechſel,
Amarantes, 1744 noch vorhanden war. Nach

Kniegeige, ehedem faſt ſo beliebt als die Viola
jetzt gänzlich aus der Mode.

Dieſe gänzlich vergeſſene Geſchichte, welche ich zuerſt
Geſchichte und Kritik der deutſchen Poeſie und Be-
t 1805 wieder mittheilte, iſt . tdem in gar manche
hriften aufgenommen, worüber ich mich herzlich freue,
wiſſermaßen zu jenem Liede mitgehört deſſen ſchlichte-
nentar ſie iſt.

den wenigen Proben, welche Amarantes giebt, enthält er manches Intereſſante und vielleicht wäre auch noch heute eine Auswahl aus demſelben zu veranſtalten.

§. 148.

Neumark zeigt ſich in demſelben als einen galanten, beweglichen, vielleicht ſogar in heftigen Augenblicken ein wenig zu ſehr um Beifall beſorgten Mann. Im Jahre 1673 ſchrieb er: „Daß die edle Jungfer von Senitz, mit dem Namen Celinde *), in unſere Geſellſchaft getreten, iſt mir lieb zu hören, ſie iſt eine vortreffliche Dichterin, und hat mich auch mit ihrer Hand mit einem netten Sonnet beehret. — — Ich bin daher willens ſelbſt ein Pegnitzer zu werden, wenn der edle Floridan (Birken) den geringen Thyrſis (dann ſo hab ich mich vor etlichen 20 Jahren in meinen Schriften genannt) zum Mit-Schäfer würdigen wollte. Ich bin zwar alt und habe das funfzigſte Jahr erſtiegen, jedennoch grünet bei mir die Luſt zu ſolcher edlen Tugend-Kunſt und Schäferey. — Wer iſt doch Dorus, der die Macarie geſchrieben? Er muß ein wackerer Mann ſein.“ (Da vielleicht unter hundert Leſern einer ſein könnte, der doch auch wiſſen möchte, wer dieſer Dorus geweſen, ſo will ich ihm dem Blühend-lebenden, und — dem ſeligen Neumark antworten, daß derſelbe Heinrich Arnold Stockfleth hieß, ein tüchtiger, gelehrter Geiſtlicher, den man ſogar den andern Chryſoſtomus nannte.)

Noch glauben wir, dem auch auf das Aeußere wie billig ein wenig haltenden Neumark ſchuldig zu ſein, aus

---

*) In einer Diſſertation de eruditis Germaniae mulieribus von Uranius (Dr. Med. Paullini) findet ſich folgende kurze Nachricht über ſie: Elisabeth de Senits, flos nobilitatis Silesiae, virgo generosa, pietatis ac scientiae poeticae ornatissima. In Florigera ad Pegnes. Societate Celinde appellata.

rieſe Birkens von 12. Mai 1668 (wir wiſſen nicht
folgende Stelle wieder in Erinnerung zu bringen
s beſchwert ſich auch in dieſem Schreiben, daß ſein
t am Titul — (ſeines Werkes über die fruchtbrin-
eſellſchaft) — ganz und gar nicht getroffen, der
re zu dick, die Naſe auch zu lang und groß, und
r gar zu ſchlecht. — Ich, ſchreibt er, habe zwar
räußeltes, doch auch nicht ſo gar Schneiderhafftig
möchte ein wenig lockigter geſtochen werden."

Schluſſe wollen wir hier noch des, ſo viel ich weiß,
berührten und doch ſehr klaren Umſtandes geden-
ß unter den ſehr vielen geiſtlichen Liederdichtern der
en, wenigſtens dreiviertel Lutheraner ſind, und das
iertel wieder in Reformirte und Katholiſche getheilt
muß. Neumark war reformirt; die größeren: Flem-
Dach, Gerhard lutheriſch.

umarks poetiſche Werke, z. B. Perlenkrone (1672)
hiſtoriſcher Luſtgarten (1666) u. ſ. w. ſcheinen ehedem
ſen-worden zu ſein, ſind aber jetzt vergeſſen. Selbſt
ls zu ſehr lobende theils zu ſehr tadelnde Neumeiſter
ſeiner angeführten Diſſertation S. 74. von ihm: Non
ndae artifex elegantiae, quamvis non unam sibi
em sumserit passim, cujus tamen ut ipsi gratiam
s cum caeterae suadent poetae virtutes tum vero
ius ille hymnus Wer nur den lieben Gott läßt wal-
m deposcere videtur.

§. 149.

mund Betulius, bekannter unter dem Na-
men von Birken (den er annahm als er
geadelt worden war)

(geb. zu Wildenſtein 1626, geſt. 1681.)

eine Jugend war ihm eine ſtrenge Schule, ſein Vater, Prediger zu Eger wurde der Religion wegen vertrieben; nach einer gefahrvollen Flucht nahm den Verfolgten „die Königin der Reichsſtädte, das nie genug geprieſene Nürnberg" auf, wie Birken in gerechter Dankbarkeit die wakkere Stadt nennt. Bald folgten Peſt und Hungersnoth, es kamen wunderbare Zufälle hinzu, ein Sturz in's Waſſer, ein drei Klafter tiefer Fall im Hauſe u. ſ. w.; aber ſtets rettete ihn theils Geiſtesgegenwart, theils das Glück: beim Unglück doch wenigſtens die erträglichſte Stelle zu finden. Im Jahre 1646 ernannte Herzog Auguſt von Braunſchweig den Frühgereiften zum zweiten *) Erzieher ſeiner Söhne Anton Ulrich und Ferdinand Albrecht, wobei ihm die für die damalige Zeit nicht kleine Summe von hundert Thalern Beſoldung ausgeſetzt wurde. Die zwei Jahre, in welchen er dies Amt verwaltete, ſcheinen die verdienſtvollſten ſeines Lebens. Er weckte inſonderheit in dem talentvollen Anton Ulrich den Trieb zur Wiſſenſchaft und zur Poeſie, deſſen Früchte wir im zweiten Bande dieſes Werkes näher kennen lernen werden. Der Prinz bediente ſich ſchon als Knabe ſeines Talentes häufig um den lieben Lehrer auf das überſchwenglichſte zu loben; aber auch als Jüngling Mann und regierender Fürſt behielt er eine treue Anhänglichkeit für den Leiter ſeiner Jugend, und ein ſteter Briefwechſel bewahrte das ſchöne Verhältniß vor allem fremden Einfluß **).

---

*) Der erſte war und blieb ſtets Schottel.

**) Nach Birkens Tode ſchrieb der Herzog an ein Mitglied des Pegnitz-Ordens: „Des guten Seligen von Birken ſchleuniges Abſterben als eines ſehr angenehmen alten Freundes iſt mir ſehr zu Herzen gegangen, hätte ihm ein längeres Leben gerne gönnen mögen u. ſ. w." Und zu einer Zeit: „Wann mein ſtets perturbirter Geiſt ſo könnte, als wie mein Will wollte, müßte ich billig auch einige Gedächtniß-Reime dem Seligen aufſetzen.' — Nur wer die Geſtalt und den Styl des 17. Jahr-

§. 150.

In Nürnberg wohin Birken zurück ging, ſuchte er, wie es ſcheint, kein eigentliches Amt; deſto mehr aber wirkte er bei manchen feierlichen Gelegenheiten, wo er ſich die Gunſt der Mächtigen zu erwerben wußte. Der Fürſt Octavio Piccolomini war ihm ſo gewogen, daß er ihm auftrug den Nürnberger Friedenſchluß von 1659 zu feiern, ſo wie auch den Amalfis zu ſchreiben; der Graf Gottlieb von Windiſch-Grätz, einer der Miniſter des Kaiſers, ließ ſich von Birken eine kurze Anweiſung zur deutſchen Dichtkunſt aufſetzen; und, zeigend wie nützlich ſie ihm geweſen, wandte er ſogleich die ihm gegebenen poetiſchen Regeln an, um Birken faſt gränzenlos zu rühmen. So heißt es z. B. nachdem bereits geſagt worden iſt, „zum Trotz der Zeit auch dann noch beſtehen, wenn die Welt ſelbſt ſich ſcheiden müſſe:

Nun beneid' uns von jetzt an das Weltſtolze Römerland,
Worzu Rom, Madrit, Paris niemals kunte noch gelangen,
Das weiſt jetzund mein von Birken, der allein ſich würdig fand
Mit der Götter Lorbeer-Wald ganz ſiegprächtig herzuprangen,
Er ſchreibt Göttlich u. ſ. w.

Der Graf blieb indeſſen nicht bei den ſchriftlichen Dankſagungen ſtehen, ſondern verſchaffte ihm die Gunſt des Kaiſers, als deren erſtes Zeichen, im Jahre 1655, die Erhe-

---

hunderts kennt, wird die ganze Liebe erkennen die in dieſen wenigen Worten liegt. — Noch iſt zu bemerken, daß der Fürſt ſeine eigene literariſchen Werke vor dem Druck ſtets an Birken ſandte, damit er ſie durchſehe und ſeine Ausſtellung mache. Für dieſes ehrenvolle Geſchäft wurde Birken ſo reichlich belohnt, daß er in ſeinen Tagebüchern dieſer Geſchenke mit den Worten gedenkt: „Der Durchlauchtigſte Sieg-prangende hat mich abermal mit einem guldenen Regen erquickt.“ (S. Amarantes a. a. O. S. 100 f.)

hebung in den Adelſtand zu betrachten iſt, nach welcher Zeit er von Birken genannt wurde. In den Antworten, welche ſeinen Dank und ſeine Freude faſt trunken bezeichnen, erſcheint indeſſen ſehr befremdend und faſt komiſch eine Stelle, nach der wir jene Trunkenheit für nicht ganz ächt erklären dürfen. Wir leſen nämlich: „In dem Lädlein“ (welches den Adelsbrief und vermuthlich auch noch andere Geſchenke des Grafen enthielt) „iſt noch ein Raum für ein Trümmlein Ketten. Euer Gnaden helfen eine allerhöchſte Kaiſerliche Gnade mit der andern vermählen.“

Der Graf wurde nicht ungeduldig, ſondern vereinigte ſich noch mit dem nicht minder mächtigen Grafen von Harrach um den Kaiſer zur Befriedigung des Bittſtellers zu bewegen, was denn auch leicht gelang. —

§. 151.

Das Verhältniß mit dem Wienerhofe dauerte fort, und Leopold der Erſte gab dem Nürnberger Schriftſteller im Jahre 1660 den Auftrag, das große und auch heute noch unvergeſſene Werk: „Der Oeſterreichiſche Ehrenſpiegel“ zu ſchreiben. Das Werk koſtete dem Verfaſſer acht Jahre, und wurde ihm durch die Unbequemlichkeit, daß er jedes Blatt erſt nach Wien an den dazu beſtellten Hofrath zur Cenſur einſenden mußte, ſehr erſchwert. Der erſte dieſer Hofräthe, Suttinger, ſo wie der zweite, Mannagetta, zeigten eine erträgliche Zuneigung für Birken; deſto härter aber benahm ſich der berühmte Peter Lambeck, des Kaiſers Hiſtoriograph und Bibliothekar, welcher das ganze Unternehmen zu verachten ſchien, und es gern rückgängig gemacht hätte.

In welchen Feſſeln Birken bei der Abfaſſung dieſes Werks ging, iſt ſchon daraus zu erkennen, daß ihm gleich voraus befohlen war, durchaus nichts gegen den Papſt und die

Geiſtlichen zu ſchreiben. Nicht ſelten las auch der Kaiſer ſelbſt die Handſchrift durch, ſtrich und ſetzte zu. So befahl r z. B., daß der Tod Heinrichs VII. den Prieſtern nicht zugeſchrieben, und der Geſchichte von der vergifteten Hoſtie widerſprochen werden ſolle, er veränderte manches in der Geſchichte der Schweizerkriege, ließ ſich aber in Beziehung auf Ludwig von Baiern zur Anerkennung von deſſen höchſter Würde (die freilich klar genug iſt) geneigt finden. Was nun bei ſo bewandten Umſtänden aus einem hiſtoriſchen Werke werden konnte bei dem die leitenden Oberen der Geſchichte befehlen zu können meinten, iſt leicht zu erachten. Zwar enthält es demungeachtet noch manche gute einzelne Parthie auch einige Licht verbreitende Anekdoten; doch ſcheint mir der Briefwechſel zwiſchen dem Verfaſſer und den Cenſoren, ſo wie ihn Amarantes giebt, noch wichtiger (d. h. traurig-wichtiger) als das Buch ſelbſt. — Um deswillen wurden auch die Lebensverhältniſſe des Verfaſſers hier genau betrachtet.

Die Pegnitz-Schäfer, die bereits an ihrem Harsdörffer, ein ſehr vornehmes Oberhaupt gehabt zu haben glaubten, fühlten doch, daß es mit Birken faſt noch erhabener beſtellt ſei, weshalb ſie ihn denn einſtimmig zu ihrem Präſidenten erwählten. Er verwaltete dieſes Amt mit großer Thätigkeit, und präſidirte und dichtete und lehrte bis an ſein Ende. Seine Gedichte erheben ſich nur ſelten über das mittelmäßige; aber in ſeiner Proſa iſt, bei allem falſchen Prinzip ſteifer Pracht, gute Anlage nicht zu verkennen. Sein Vorgänger Klai ſcheint ihm auch die Neigung zur dramatiſchen Poeſie gegeben zu haben, eine Liebe, die indeß, da ſie von außen gekommen, keine ſonderlichen Reſultate geben konnte. Er zeigt ſich in dem Feſtſpiele, das er dem weſtphäliſchen Frieden zu Ehren aufführen ließ, ſo wie in dem Schauſpiel Pſyche als einen Mann, der einen mäßigen Stoff wohl zu ordnen verſteht, dem aber faſt alle Phantaſie fehlt. Er gewährt einiges Vergnügen ſo lange er ſich in ſeiner Natürlichkeit gehen läßt; aber er wird unerträglich ſobald er jenen Mangel durch künſtliche Erhitzung, oder, noch wohlfeiler, durch feuerſpeiende Drachen und andere Ungeheuer erſetzen will.

Eines ſeiner letzten Werke iſt die Anweiſung zur deutſchen Reimkunſt, ein Buch, das die Kritik nicht weiter führet als ſie bereits durch Opitz geführt worden war.

Möge hier die Dichterperiode, die gewöhnlich von Opitz und Flemming den Namen trägt, geſchloſſen werden, doch ſei fern von uns, das Reich der Geiſter ſo gewaltſam abzumarken, daß irgend ein einzelner Autor oder eine beſtimmte Jahrezahl den Schlußſtein bilden ſollte.

Einige nähere Betrachtungen über den ganzen Abſchnitt werden im zweiten Bande dieſes Werks folgen, um uns durch dieſelben den Uebergang zur nächſtfolgenden Periode zu bahnen.

Ende des erſten Bandes.

Gedruckt bei A. W. Schade, Alte Grünſtraße Nr. 18.

Die

Poeſie und Beredſamkeit

der Deutſchen,

von Luthers Zeit bis zur Gegenwart.

Dargeſtellt

von

Franz Horn.

Zweiter Band.

Berlin 1823,
bei Theod. Joh. Chriſt. Friedr. Enslin.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

[illegible]

Vorrede.

Wenn das Schöne und das Sittliche, ähnlich den beiden unzertrennlichen Flügeln eines Adlers, ſich durch Einheit der Kraft und harmoniſchen Schwung zu offenbaren pflegt, ſo wird jede Abweichung von dieſem reinen Wege ſich ſelbſt rächen und verrathen müſſen; möge auch der Abweichende noch ſo ſehr mit einzelnen Talenten prunken können. — So verwandelt ſich der edle Reichthum der deutſchen Literatur, der faſt zum Sprichwort geworden iſt, in der Periode, die dieſer zweite Theil abhandelt, in Ueberfülle, die nicht immer aus wahrer Kraft hervorgeht, zuweilen ſogar in ein chaotiſches Gewühl irrender Beſtrebungen. Die bedeutungsvolle Farbenpracht des Regenbogens wird in ihre einzelnen Theile aufgelöſt, und die einzelne Farbe ſoll durch Grellheit erfreulich wirken, was ſie auf ſolche Weiſe nie vermag. Die ſchöne Sicherheit und Klarheit wird zur gezierten Selbſtgefälligkeit, die beſcheidene Milde zur ſüßlich lächelnden Demuth, die freie Anmuth zur künſtlich gemachten Grazie, vor der die wahre Grazie erſchrickt u. ſ. w.

Das alles und noch gar viel Bedeutendes lehrt der Abſchnitt unſrer Literatur, den man viel zu eng durch die Namen Hoffmannswaldau und Lohenſtein bezeichnet. Er iſt bei weitem wichtiger als man gewöhnlich zu glauben ſcheint, und nie wird mich die große Sorgfalt gereuen, die ich ihm gewidmet habe. Ich war gezwungen, die hiſtoriſch-literariſchen Aktenſtücke alle — man verſtatte das Wort — von neuem genau durchzugehen, ich mußte erklären, was früherhin faſt nur wie ein ſeltſames Wunder hingeſtellt worden war, ich mußte zeigen, wo die Quelle des Irrthums ſei, wie die Irrthümer ſich durchkreuzten; zugleich aber auch, welch eine Summe von Kraft und Talent zuweilen nöthig war, um Irrthümer dieſer Art hervorzubringen. — Wir haben vortreffliche Werke über die altdeutſche Literatur, und auch für das ſechszehnte Jahrhundert, ſo wie für die erſte Hälfte des ſiebzehnten iſt manches ſehr Löbliche geleiſtet worden; aber für den Zeitabſchnitt der nun folgt war früherhin nur wenig gethan, ja es hatten ſich manche Irrthümer völlig verhärtet und verſteinert, und ich mußte mir bei jedem Schritt einen eignen Weg zu bahnen ſuchen. Für den Abſchnitt über Volksſchauſpiele, beſonders die ungedruckten, fand ich gar keine Vorgänger, und ſo reichlich auch die Quellen floſſen für die Geſchichte unſrer geiſtlichen Liederpoeſie, ſo war doch dieſer herrliche Theil unſerer Literatur nur ſelten in ſeiner ganzen Bedeutung aufgefaßt worden.

Hat man im erſten Bande dieſes Werks einige Namen vermißt, ſo iſt es wohl möglich, daß man in dieſem zweiten eine zu große Anzahl zu finden glauben möchte; es ſcheint mir indeſſen, daß gerade dieſe Ueberfülle unerläßlich war zur Charakteriſirung des ganzen Zeitabſchnittes.

Möge man dieſe Bemerkungen nicht misdeuten. Sie ſchienen mir nöthig, theils zur Geſchichte des Buchs, weshalb ja oft Vorreden geſchrieben werden, theils um die Bitte um weitere Belehrung einzuleiten, eine Bitte die ich an alle diejenigen richte, welche Belehrung geben können, und ſolcher Männer ſind Gottlob in unſerm lieben Deutſchland noch gar manche.

Vielleicht erwarten Einige, bereits in dieſem Theile Mosheim, von Bünau u. ſ. w. zu finden;

da indeſſen dieſe Männer einzeln ſtehen und keine Schule geſtiftet haben, ſo ſchien es mir beſſer, ſie im nächſt folgenden Bande auftreten zu laſſen.

Ich ſchließe mit dem Wunſche, daß die würdigen Männer, welche im Abendblatt (Junius 1822) und im Journal für Deutſchland (Auguſt 1822) den erſten Theil dieſer Schrift mit Geiſt und Sorgſalt beurtheilt haben, auch dieſem zweiten Theile eine ähnliche prüfende Theilnahme widmen wollen. In einer Zeit wie die unſrige iſt es doppelt erfreulich, die Stimme ruhiger Partheiloſigkeit zu vernehmen.

Berlin, am 10. Februar 1823.

Franz Horn.

Inhalt des zweiten Bandes.

Drittes Buch (des ganzen Werks).

Deutſchlands Zuſtand in Beziehung auf das Ausland. Rückblick auf den dreißigjährigen Krieg. Wirkung deſſelben auf die Stimmung des Volks und der Dichter. §. 1—5.
Wirkungen des weſtphäliſchen Friedens. Was Deutſchlands Untergang verhindert. §. 6. 7.
Ferdinand III. — Friedrich Wilhelm v. Brandenburg — Leopold I. §. 8.
Ludwig XIV. — Das Elend welches er, ſo wie die Türken, über Deutſchland brachte. §. 9—13.
Karl XII. §. 14.
Spaniſcher Erbfolgekrieg. — Troß aller rühmlichen Siege ungünſtiger Friede. §. 15 und 16.
Wirkung deſſelben in Beziehung auf deutſche Bildung und Literatur im Allgemeinen. §. 17. 18.
Allgemeine Bemerkung über die Richtung der Poeſie und Beredſamkeit der Deutſchen. §. 19.
Johann Wilhelm Laurenberg. 20. 21.
Joachim Rachel. §. 22. 23.
Chriſtian Hoffmann von Hoffmannswaldau. 24—32.
Daniel Caſpar von Lohenſtein. 33—52.
Rückblick auf Andreas Heinrich Buchholz §. 53—55.
Magnus Daniel Omeis. §. 56.
Georg Daniel Morhof. §. 57. 58.
Anton Ulrich Herzog zu Braunſchweig Wolfenbüttel. §. 59—61.
Chriſtian Gryph. §. 62. 63.
Heinrich Mühlpfort. §. 64.
Johann Laſſenius. §. 65. 66.
Heinrich Anſelm von Ziegler. 67—70.
Chriſtian Weiſe. 71—75.
Otto Friedrich von der Groeben. §. 76.
Franzöſiſche Anſicht von deutſcher Kunſt. — Urtheil des Paters Bouhours. §. 77—82.
Wilhelm Ernſt Tenzel. §. 83.
Geſtörter Friede der deutſchen Dichter unter einander. — Chriſtian Wernack. §. 84. 85.
Chriſtian Heinrich Poſtel. §. 86. 87.
Chriſtian Friedrich Hunold (Menantes). §. 88.
Der Kampf der drei letzt genannten Schriftſteller. §. 89.
Barthold Feind. §. 90.

Benjamin Neukirch. §. 91—95.
Gottlieb Stolle. §. 96.
Chriſtian Thomaſius. §. 97—100.
Schulen. Univerſitäten. Wiſſenſchaftlicher Zuſtand in Deutſchland. §. 101—104.
Leibnitz. §. 105. 106.
Chriſtian Wolf. §. 107. 108.
Beredſamkeit der Deutſchen. Theorie und Praxis. Talander. Schröter. Männling. Riemer. §. 109—113.
Samuel von Königsdorf. 114.
Neukirch. §. 115.
Ben Jude. §. 116.
Auguſt Bohſe (Talander). Complimente. Briefe. Allgemeine Lehrbücher. Der kurzweilige Redner. Harsdörfer. Klaj. Birken. Kindermann. Rothe. Weiſe. Ludwig. Hübner. Uhſe. §. 117—121.
Abraham a Sancta Clara. §. 122—131.
Gottlieb Cober. §. 132—134.
Johann Groß. §. 135.
Johann Ludwig Praſch. §. 136. 137.
Bemerkungen über die Mode-Kleidung der Deutſchen jener Zeit. §. 138—141.

Viertes Buch.

Allgemeine Betrachtung. Überführer und Nachwandelnde. §. 1.
Die geiſtlichen Lieder der Deutſchen. Gediegenheit und Reinheit dieſer Epoche. Rückblick auf Luthers Verdienſte um das geiſtliche Lied. — Speratus, Jonas, Mattheſius. — Ph. Nicolai.
Tiefe Bedeutung des geiſtlichen Liedes. Johann Heermann. §. 2—6.
Louiſe Henriette, Kurfürſtin v. Brandenburg. §. 7.
Chriſtoph Runge. §. 8.
Rückblick auf Paul Gerhard — Dach — Angelus — Altenburg — Riſt. §. 9.
Großer Reichthum an geiſtlichen Liedern. §. 10. Anſicht von denſelben §. 11. Einwürfe gegen den Werth derſelben und Beantwortung. §. 12.
Verſchiedene Quellen der Irrthümer in den geiſtlichen Liedern §. 13—18.
Religiöſe Beredſamkeit. Rückblick auf Luther, Schwenkfeld, Mattheſius, Arnd, Böhme. §. 19.
Johann Chriſtoph Arnſchwanger. §. 20.
Chriſtian Scriver. §. 21.
Hans Aßmann von Abſchatz. §. 22.
Erasmus Franciſci (Finx). §. 23.
Anna Sophie, Landgräfin von Heſſen Darmſtadt. §. 24.
Aemilie Juliane Gräfin von Schwarzburg Rudolſtadt. §. 25.
Ludämilia Eliſabeth Gräfin von Schwarzburg Rudolſtadt. §. 26.
Michael Kongehl. §. 27.

Wilhelm Peterſen. §. 28.
Johanne Eleonore Peterſen. §. 29.
Philipp Jakob Spener. §. 30. 31.
Chriſtian Knorr von Roſenroth. §. 32.
Joachim Neander. §. 33.
Johann Kaſpar Schade. §. 34. 35.
Auguſt Herrmann Francke. §. 36—38.
Erdmann Neumeiſter. §. 39. 40.
Benjamin Schmolke. §. 41.
Nachwort von Luther. §. 42.
Volksſchauſpiele. Allgemeine Bemerkungen. §. 43—45.
Genoveva. §. 46.
Don Juan. §. 47.
Die Stiefmutter. §. 48.
Der verlorene Sohn. §. 49.
Fauſt. 50—65.
Wichtigkeit des deutſchen Volksdrama's. — Seltenheit mancher gedruckten Schauſpiele. §. 66.
Wirthſchaften. §. 67.
Opern. Dichter und Componiſten. §. 68. 69.
Aeußere Verhältniſſe der deutſchen Bühne. Verhältniſſe der Schauſpieler. §. 70.
Velthem. Haupt- und Staatsactionen. Hanswurſt. §. 71. 72.
Frau Velthem. §. 73.
Joſeph Anton Stranizky, als Schauſpieler und Schriftſteller. §. 74. 75.
Quoten. Denner. Karl von Eckenberg. §. 76.
Reidehand. Kuniger. §. 77.
Fortſetzung von den deutſchen Romanen. Pauls von Winkler „Edelmann." Eines Ungenannten „Schleſiſcher Robinſon." §. 78.
Große Anzahl der Romane. Schelmuffsky. §. 79.
Verſuche Einzelner den Geſchmack zu verbeſſern. Johann von Beſſer. §. 80. 81.
Friedrich Rudolph Ludwig Freiherr von Canitz. §. 82—86.
Carl Guſtav Heraus. §. 87.
Johann Valentin Pietſch. §. 88. 89.
Chriſtoph Woltereck. §. 90.
Johann Chriſtian Günther §. 91—96.
Chriſtoph Heinrich Amthor. §. 97.
C. F. Weichmann. Poeſie der Niederſachſen. Poſtels Iphigenia. Telemanns Sinngedicht auf die deutſchen Muſiker. Hindeutung auf Fabricius und Richey. §. 98—100.
Johann Burchard Menke. §. 101.
Barthold Heinrich Brockes. §. 102—104.
Friedrich Chriſtian Henrici (Picander). §. 105. 106.
Ulrich von König. §. 107.
In wie weit haben dieſe Männer gewirkt? — Politiſcher Zuſtand Deutſchlands. §. 108. 109.

Die mächtigſten Fürſten Deutſchlands, Kaiſer Karl VI. und Friedrich Wilhelm I. König von Preußen. §. 110.
Zuſtand der Dichter. §. 111.
[illegible] Kettel. J. G. Wahll. Joachim Statius. §. 112.
Eines Ungenannten Anleitung zur Poeſie. §. 113.
Erdmann Uhſe. §. 114.
Johann Hübner. §. 115.
Neue Schulen durch Bodmer und Gottſched errichtet. Deren Zwietracht. Schilderung J. J. Bodmers. §. 116—121.
Johann Chriſtoph Gottſched. §. 122—126.
Louiſe Victorie Adelgunde Gottſched, geb. Kulmus. §. 127—129.
Früchte dieſer Schulen. Hinblick auf eine beſſere Zeit. §. 130.

Drit-

Drittes Buch.

§. 1.

Auch in früheren Zeiten hatte Deutſchland als Staat manche harte Bedrängniß von ſeinen Nachbarn erlitten, indem ſowohl die ſeit den frühſten Zeiten nur zu häufig ſich zeigende Uneinigkeit ſeiner Fürſten und Völker, als auch die Schwerfälligkeit und Vielgliedrigkeit ſeines politiſchen Körpers die raſcheren Gegner begünſtigte. Das Geheimniß unſerer Schwäche bei aller Kraft, konnte noch weniger verborgen bleiben, ſeitdem durch den Religionsfrieden die zwei Hälften des Reiches gewiſſermaßen ſanktionirt waren. Es zeigte ſich bald deutlich genug, daß die alte heilige Scheu vor dem deutſchen Reiche, als ſolchem, gewichen war, und Heinrich IV. von Frankreich verhehlte nicht, daß er ſich mächtiger fühle in der Eigenſchaft eines Königs der Franzoſen, als ſeit den Friedrichen von Hohenſtaufen irgend ein deutſcher König ſich gefühlt haben könne. Sein Tod wandte noch einmal die Gefahren von uns ab, die um ſo bedenklicher für uns hätten werden können, da Heinrich, der gewandte geiſtreiche Franzoſe, mit klugen und höflichen Worten ſeine für uns verderblichen Plane zu verhüllen wußte. Dennoch war damals der bloße deutſche Name, ſo wie der des Kaiſers noch gefürchtet genug; denn die Erinnerung an die alte kraftreichere Zeit konnte nicht ſo bald verlöſcht werden. Selbſt in den erſten Jahren des dreißigjährigen Krieges wagte kein Fremder ſich in den großartigen Kampf zu miſchen, den Deutſche mit Deutſchen begonnen hatten, und als endlich Chriſtian von Dännemark wirklich den Verſuch machte, lehrte ihn eine einzige Schlacht, wie wenig vermögend er ſei, ſelbſt einem vereinzelten deutſchen Heere zu widerſtehen.

§. 2.

Als aber Wallenſtein ſpäterhin faſt jede Form des Rechts verletzte, und, den Kern Deutſchlands verwüſtend, die verarmten Proteſtantiſchen Fürſten und Völker bis aufs äußerſte getrieben hatte, als endlich der gefürchtete Feldherr auf dem Fürſtentage zu Regensburg abgeſetzt worden war, da erſt konnte der große Guſtav Adolph mit Recht hoffen, es ſei die Zeit gekommen, wo auch ein Fremder — aber nur ein ſolcher wie er ſich fühlte und zu fühlen Urſach hatte, — mit Erfolg in Deutſchland auftreten dürfe. Die alte Ehrfurcht vor der Römiſchdeutſchen Kaiſerhoheit war indeſſen noch immer ſo tief begründet, daß ſelbſt die von Oeſterreich mit ſchonungsloſem Uebermuth behandelten proteſtantiſchen Fürſten ſich nur ungern und zögernd entſchloſſen, ihre Sache an die Sache Guſtavs zu knüpfen. Gar viele deutſche Schriftſteller verargen es den deutſchen Fürſten Bogislav von Pommern und Georg Wilhelm von Brandenburg, daß ſie ſich nicht augenblicklich den Schweden in die Arme warfen; ſie vergeſſen aber dabei, daß der hochfahrende Leichtſinn, den vielleicht einige von ihnen (den Schreibern) ſelbſt beſitzen, nicht jedermann gegeben ſei, und daß das Band, welches damals Kaiſer und Fürſten des Reichs verknüpfte, viel enger ſich wob, als ſie es erlebt haben. Endlich aber bedenken ſie nicht oder wollen nicht bedenken, daß doch am Ende ein Menſch wie ein Staat ſich — im höchſten Sinne des Worts — nur *ſelbſt* helfen könne, und daß jede Hülfe von außen keine wahrhaftige ſei, indem ſie ihn dem Helfenden unterordnet. Es gehörte die ganze Fülle von Geiſt und Gemüth, von Tapferkeit und Frömmigkeit dazu, wie wir ſie bei dem Könige von Schweden im ſchönen Verein erblicken, um ihn erreichen zu laſſen was er erreichte. Ueber die tieferen Plane, welche ſich ſpäterhin vielleicht in ſeiner Seele bewegten, haben wir nur Vermuthungen, da ſein früher edler Tod uns das End-Ziel verbirgt, das er ſich ſelbſt geſetzt haben mochte. Mit ſeinem Fall ändert ſich die ganze Geſtalt der Dinge, und wie wir in dem vorigen Abſchnitte mit Schmerz geſehen haben, fand ſich in Deutſchland ein Zuſtand ein, deſſen greuelhafte Verworrenheit mit Worten kaum genugſam zu beſchreiben iſt.

§. 3.

Aber ſowohl die erſte Hälfte des dreißigjährigen Krieges, in welcher das Unglück mit einer gewiſſen Großartigkeit verbunden war, als auch die zweite, in der alles verworren aus und in einander fiel, bietet uns das anziehende Schauſpiel einer Reihe von Dichtern und Rednern dar, wie ſie nur höchſt ſelten ſich in einem ſo kurzen Abſchnitte zuſammen finden. Es war, als hätte ſie das Geſchick verſammelt, wie einen edlen Chor, den ſcheinbaren Untergang des geliebten Mutterlandes zu feiern. Ganz Deutſchland fand ſich überſchwemmt von fremden Kriegern, die nicht mehr deutlich erkannten weshalb ſie eigentlich gekommen waren, und kaum noch ein anderes Geſchäft zu haben ſchienen als zu rauben und zu morden. Die deutſchen Völker wußten oft ſelbſt nicht mehr recht, an welch' ein Haupt ſie ſich ſchließen ſollten, und ſchienen zuletzt kaum mehr an die Möglichkeit zu glauben, den allgemeinen Untergang zu hemmen. Wir ſehen deutlich, daß ſich endlich bei gar ſehr

Vielen der Glaube erzeugt hatte, es ſeien wirklich und wahrhaftig die „letzten Zeiten“ gekommen, und Menſchenhülfe könne hier nicht mehr erwartet werden. Ein ſolcher Gedanke wirkte in jeder ungeläuterten Bruſt verderblich fort, und veranlaßte bald die empörendſten Grauſamkeiten, bald luſtige Verzweiflung, bald trübe wehrloſe Verzagtheit, wovon uns Greifenſon, Moſcheroſch und andere die Zeit beſchreibende Autoren Belege genug geben *). Fern ſei es daher von uns, den Fremden allein das Elend des Landes Schuld zu geben, auch die Mehrheit der Deutſchen erſcheint als verirrt oder verwildert, ja manche in einer Stimmung, die wir am liebſten als Wahnſinn betrachten, da ſie Verhältniſſe und Scenen erzeugte, in denen wir auch nicht eine Spur von der alten, ſonſt allgemein anerkannten Biederkeit erblicken, die das eigentliche Lebenselement des Deutſchen iſt und ſein ſoll.

§. 4.

Um ſo nothwendiger und um ſo tröſtlicher erſcheint deshalb jene Reihe von Religioſen und Dichtern, die wir im zweiten Buche des erſten Bandes dieſes Werks zu ſchildern verſuchten. Reinheit der Geſinnung finden wir faſt bei allen, ſo wie edlen Zorn, tiefe Sanftmuth, Hoffnung, Geduld. Laut verkünden ſie der Nachwelt, daß ſie nicht Theil genommen an dem eindringenden Verderben, und daß, wie grimmig auch der Wahnſinn wüthen möge, und wie er auch die Menge entzünde, doch noch die alte Treue und Sittlichkeit wohnen bei gar manchem deutſchen Fürſten, ſo wie im Kern des Volkes. Nicht den Verluſt der irdiſchen

---

*) Nur wer die Schriften dieſer Männer und die Chroniken einzelner Länder, Städte und Dörfer kennt, vermag jenen Zuſtand zu beurtheilen. Gewöhnliche Staatsſchriften aus jener Zeit geben nur das Exoteriſche und helfen wenig.

Güter, obwohl faſt alle ihn erlitten, beklagen ſie: ein beſſerer und höherer Schmerz iſt es den ihr beredter Mund verkündet.

In dieſer Hinſicht haben die Schriften dieſer Dichter faſt alle einen gemeinſamen Haupt-Inhalt, den ein jeder erſt auszuſprechen hat, ehe er irgend etwas anderes mittheilen darf: — Klage und Ermahnung, edlen Zorn in Liebe, gerechtes Strafen und religiöſe Erhebung: das auszuſprechen mochte ſich faſt keiner erlaſſen. Sie ſtreben dabei nur nach Einfachheit und Tiefe, weniger nach Anmuth, faſt niemals nach Zierlichkeit. Es iſt genug, wenn der Menſch auf den noch rauchenden Trümmern ſeines Hauſes und ſeines Vaterlandes in männlicher Würde erſcheint. Feine und graziöſe Tänze auf ſolchem Platze aufzuführen, und nur in den kunſtreichſten Formen ſich zu bewegen, mag wohl kein Billiger von ihm verlangen.

§. 5.

In einer ſolchen Stimmung bietet ſich den Dichtern die Ode, das Lied, das Sonett, das Epigramm; und dieſe Gattungen ſind es deshalb, welche wir mit Vorliebe und Auszeichnung kultivirt ſehen. Aus dem Klagegedichte wird aber bei den Beſſeren ein Troſtgedicht, der tiefe Ernſt, durch Religion beruhigt, verſchmäht den Scherz und Witz nicht, der edle Zorn führt zur Satire, und ſelbſt der ganze Jammer des irdiſchen Lebens läßt ſich oft für den Moment beſchwichtigt einſchließen in die zwei Zeilen eines Epigramms.

Für den Roman zeigen ſich glückliche Anlagen, aber eine falſche Anſicht. Man ſchien zu glauben er ſei beſtimmt, in unendlich breiter Form alles aufzunehmen, was man nur irgend mit einigem Intereſſe denken, fühlen und ausſprechen könne; an künſtleriſches Auffaſſen, Anordnen und Concentriren dachte man nicht. Genug, wenn man nur irgend etwas Ernſthaftes oder Scherzhaftes vorbrachte, welches unterhalten und nächſtdem auch ein wenig belehren konnte. Was wir dadurch in künſtleriſcher Hinſicht verloren haben, iſt durch die Darſtellung der damaligen Wirklichkeit für den bloßen Aeſthetiker keinesweges erſetzt worden; dennoch wollen wir mit rein menſchlicher Anſicht den Simpliciſſimus z. B. als ein in hohem Grade wichtiges Buch gern anerkennen, das uns Belehrungen giebt, welche wir in der Geſchichte, die nur im Spaniſchdeutſchen Mantel oder im Prieſterrock einhergeht, vergeblich ſuchen würden. Verletzen freilich werden uns dieſe Belehrungen faſt überall, denn wir finden hier ſogar häufige Beiſpiele von einer Grauſamkeit, die wir nicht anders als raffinirt-abſcheulich nennen können; allein wir dürfen uns nun einmal der Wahrheit nicht weigern, ſondern ſollen den ganzen heilloſen Wahnſinn jener Zeit kennen lernen. Dafür ſorgt jener Roman, der kein Roman iſt, ſondern eine bloße, aber ſehr gründliche und mit Geiſt und Sprachgewalt verfaßte Abſchilderung des wirklichen Lebens. Wären ſolcher Bücher nur mehr vorhanden, aber leider finden ſich aus der damaligen Zeit nur wenige.

§. 6.

Der Abſchluß des weſtphäliſchen Friedens gab dem erſchöpften Deutſchland nicht ſogleich Ruhe wieder; denn, wie bereits früher bemerkt worden, erſt im Jahr 1653 ſehen wir unſer Vaterland von den fremden Truppen verlaſſen, in ſo weit ſie daſſelbe verlaſſen ſollten. Wie war alles anders geworden! Die herrlichen Biſthümer Metz, Toul und Verdün, (eigentlich Tull und Verden), waren an Frankreich übergegangen, das zugleich eine Oberhand über den

Elſaß gewonnen hatte, die ſchon jetzt das künftige Schickſal des ſchönen Landes ahnden ließ. Der bei weitem größeſte Theil von Pommern und die Herzogthümer Bremen und Verden waren an Schweden abgetreten worden, das noch zu guter letzt mit ſtets erneuerten Forderungen für ſeine aufgewandten Kriegskoſten hervortrat, die man ſämmtlich bewilligen mußte, und nur mit der letzten Anſtrengung zu erſchwingen vermochte. Der alte Glanz der Kaiſerkrone war verdunkelt und die ſchneidende Theilung Deutſchlands in ein proteſtantiſches und katholiſches zeigte ſich dem Blicke nur zu deutlich. Aber nicht bloß der Glaube, auch Urtheil und Neigung überhaupt ſchien die deutſchen Völker von einander zu trennen, und mancher Süddeutſche ſah in dem Norddeutſchen nur einen verlornen Bruder, ſo wie dieſer von jenem, der noch immer als der mächtigere erſchien, ſtets Gefahr beſorgte. Das Band der gemeinſamen Sprache war nur ein ſehr lockeres, denn leider vernachläſſigte und verkannte man jetzt größtentheils unſere herrliche Sprache, den Franzoſen huldigend, die uns am meiſten verletzt und geſchwächt hatten. War doch ſchon dort in Osnabrück und Münſter, — in jener Gegend wo einſt Herrmann das Vaterland und deſſen Urſprache und Bildung gerettet hatte! — von den kleineren Enkeln mehr Franzöſiſch als Deutſch verhandelt worden. Unter den deutſchen Fürſten und Staatsmännern fanden ſich wenig ausgezeichnete; viele dagegen leicht zu überwinden von den größtentheils ſehr geübten und übermüthigen fremden Geſandten. Wahrhaft groß dürfen wir vielleicht nur den Einen Friedrich Wilhelm von Brandenburg nennen, der ſtets leuchtend, unter den Fürſten ſeiner Zeit keinen gleichen, kaum einen entfernt ähnlichen findet, ſo wie der Graf Trautmannsdorf unter den Staatsmännern.

§. 7.

Deutſchland wäre verloren geweſen, hätte man ſich nicht wenigſtens jetzt, nach dem Ende des Krieges, wieder auf den Anfang beſonnen, und wäre nicht wirklich dieſes Einzige errungen worden: die Freiheit der evangeliſchen Kirche. Man fühlte mehr oder minder deutlich was alles man verloren, darum freute man ſich deſto inniger des Einen was man gewonnen hatte, und ſo können wir das große einfache Wort rühmend ausſprechen, daß es damals wirklich eine ſichtbare und unſichtbare lutheriſch-proteſtantiſche Kirche gab, deren Glieder mit reinem Eifer zuſammen hielten. Was für ſie geſchah durch Lehre und Predigt, iſt mehr als jetzt manche glauben mögen; aber noch weit größer iſt das Verdienſt welches ſich die Deutſchen erwarben um den geiſtlichen Geſang und das Kirchenlied, deſſen ſpäterhin näher wird gedacht werden.

War aber dieſer edle Religionseifer gerettet, ſo fand ſich auch jetzt wieder die alte nie ganz zu vernichtende Tugend ein: religiöſe Geduld in Beziehung auf irdiſche Verhältniſſe. Sie zeigte ſich in ihrer ganzen Stärke, indem man, klar einſehend daß ſelbſt in Jahrhunderten nicht wieder gewonnen werden konnte, was in einigen Jahren verloren worden war, dennoch gelaſſen anfing wieder aufzubauen in ſo weit man es vermochte. Man verzweifelte nicht, obwohl die irdiſche Klugheit keinen Rath wußte, und jedes Jahr neue Wunden mitzubringen ſchien. In dieſem Nichtverzweifeln und gottvertrauenden Forthandeln liegt die beſte Tugend der damaligen Deutſchen.

§. 8.

Ferdinand III. ſtarb im Jahr 1657, ein Fürſt der Deutſchland an den ſelbſt geſchlagenen Wunden faſt hatte verbluten ſehen, und von allen Tugenden eines Mannes faſt keine andere hatte üben können als Anſtand im Unglück und Geduld. Gleich nach ſeinem Tode zeigte ſich der durch den Friedenſchluß genährte Uebermuth Frankreichs, indem es mit nichts geringerem umging, als das Haus Bourbon mit der deutſchen Königskrone und Römiſchen Kaiſerwürde zu ſchmücken. Schon waren mehrere Stimmen der Kurfürſten, geſchreckt durch die Nähe des übermächtigen Gegners, für dieſen Plan gewonnen, als noch zu rechter Zeit die andern deutſchen Fürſten, inſonderheit Friedrich Wilhelm von Brandenburg, das ganze Elend und die ganze Schmach zu überſchauen anfingen, die über Deutſchland kommen mußte, wenn Frankreichs Vorhaben geglückt wäre.

So erreichte endlich Oeſtreich ſeinen Zweck, und der Erzherzog Leopold beſtieg den deutſchen Thron, um ihn vom Jahr 1658 bis 1705 zu behaupten. Es iſt nicht leicht, dieſen Fürſten völlig gerecht zu beurtheilen, denn er zieht uns faſt eben ſo oft an, als er unſere Neigung zurück ſtößt. Wir erkennen in ihm eine rechtliche, gutmüthige und fromme Geſinnung, die er, beſonders als Ehemann und Vater zeigte, wir achten ſeine Standhaftigkeit und Geduld, ſeine Unermüdlichkeit in langem, oft jahrelang unbelohntem Harren, wir ſchätzen ſeine Gelehrſamkeit und Kunſtfertigkeit; aber wir vermiſſen in ihm das Herrſchertalent im höheren Sinne, ein Talent, das die eiſerne Zeit gebietriſcher wie je von einem deutſchen Könige begehrte. Er ſchien ſelbſt zu fühlen, daß er in dieſer rauhen gewitterſchweren Periode nicht Kraft genug beſitze, um das von vielen Seiten her drohende Unglück abzulenken, und wandte deshalb ſeine ganze Vermögenheit nur an, um die ihm unabänderlich ſcheinenden Leiden mit Standhaftigkeit zu erdulden. Sein Fehler war, daß ihm viel zu früh unabänderlich ſchien, was durch muthiges, raſches und beſonnenes Handeln oft gar wohl hätte geändert werden können *). Sein ſittliches Gemüth war verfeindet mit ſeiner fehlervollen Zeit; aber er verſtand ſie nicht ganz, und vermochte deshalb nicht ſie recht zu behandeln und zu erheben.

§. 9.

Ihm gegenüber ſtand Ludwig XIV. gewiſſermaßen der Normalkönig der Franzoſen, mit dem großen Talente begabt, alles was Großes, Nützliches, oder auch nur Glänzendes in ſeinem Reiche vorhanden war, um ſich her zu verſammeln, und zu ſeinen Zwecken zu gebrauchen, und dabei jedem Auslande zu imponiren. Den Zweck ſtets vor Augen habend, Frankreich zu dem mächtigſten Staate Europa's zu machen, war er nicht verlegen um die Mittel, die ihm alle ziemlich gleich galten, ſobald ſie ſich nur durch irgend eine kühne oder nur prachtvolle Phraſe beſchönigen ließen. Faſt alles was ihm im Laufe des ſiebzehnten Jahrhunderts zu unternehmen gefiel, gelang, theils durch die Macht der Waffen, theils durch kluge Verträge, theils durch Liſt und

---

*) Es iſt bekannt, daß, ſo oft ihm eine traurige Nachricht überbracht wurde, was in den erſten vierzig Jahren ſeiner Regierung faſt ohne Unterbrechung geſchah, er mit ſchwer errungener Ruhe zu erwiedern pflegte: „Es iſt ſchlimm, ſehr ſchlimm, aber es wird noch viel ſchlimmer werden, ehe es beſſer wird.“ Es iſt zu hart, wenn Coxe behauptet, ſeine Tugenden ſeien nur die Tugenden eines Mönchs geweſen, aber es iſt nicht zu leugnen, daß ſich mitunter auch wohl eine gewiſſe Dumpfheit und mechaniſche Fertigkeit im Dulden bei ihm zeigte. — Wie viel die Erziehung der Jeſuiten, in deren Händen er ſich ſo oft befand, verſchuldet hatte, iſt als allgemein bekannt vorauszuſetzen.

Betrug. Unter allem was ihm glückte, iſt aber das Höchſte: die Bewunderung, welche er faſt dem ganzen Europa einflößte für den kriegskünſtleriſchen Verſtand, die politiſche Klugheit, den geſelligen Ton, die Sprache und Poeſie ſeines Volkes. In mancher Hinſicht war allerdings hier etwas zu bewundern oder wenigſtens anzuerkennen, in anderer Beziehung, z. B. auf Sprache und Poeſie, mußte Täuſchung gar ſehr zu Hülfe kommen, um dieſe übertreibend trunkene Liebe hervor zu bringen, ſo wie es vollends nur durch eine gänzliche Gefangennehmung der Geiſter zu erklären iſt, daß ſeine Politik, wie ſie ſich häufig zeigte, nicht überall als beinahe atheiſtiſch, und eben deshalb durchaus verwerflich erkannt wurde. Daß er aber dennoch ſo viele Geiſter gefangen nehmen konnte, zeigt allerdings von einer großen Anlage; doch mögen wir uns nicht abermals täuſchen, und etwa wähnen, als habe dazu eine faſt unerhörte Geiſteskraft und Feinheit gehört. Die Zeit ſelbſt half ihm am meiſten, ſie war recht ſehr ermattet, ja man könnte ſie theilweiſe faſt ein wenig abgeſtanden nennen; Ludwig hatte noch die friſcheſten Kräfte, und wußte ſie zu benutzen. Jene übergütige Zeit bewunderte ſo gern, und fand doch nicht viel Stoff, Ludwig gab doch oft Gelegenheit zu ſtaunen, und nahm deshalb gern Huldigung an.

In ſeinen Kriegen war er ſo glücklich, die großen Feldherrngaben eines Türenne, Villars u. ſ. w. benutzen zu können; auf ein paar tauſend verbrannte Städte und Dörfer in Feindesland kam es ihm eben nicht an, und ſelbſt die abſcheulichſten Grauſamkeiten eines Melac *) in dem

---

*) Die armen Deutſchen ſuchten ſich an dem gewaltigen Mordbrenner dadurch zu rächen, daß ſie ihren Hunden den Namen Melac beizulegen pflegten, wodurch der Name eine

gehaßten Deutſchland verübt, fanden keinen ſtrengen Richter an ihm. In ſeiner Politik wußte er ſich zu helfen durch klugen Wechſel lockender Artigkeit und in Schrecken verſetzender Drohung, unbefangener, naiver Härte, Ueberraſchungen, vieldeutiger Worte und ſo weiter. Mitunter wurden auch reine Gewaltſtreiche nicht verſchmäht, denn er nahm Luxenburg und Straßburg mitten im Frieden weg, und äußerte ſpäterhin nicht viel mehr als ein kühles Erſtaunen, daß man über dieſe Unternehmungen erſtaunen könne, da es ihm doch nun einmal gefallen habe ſo zu handeln. — Deutſchland litt hier faſt Aehnliches wie König Lear. Es hatte in dieſer Hinſicht faſt zu ſehr recht, um Recht zu bekommen.

§. 10.

So glänzend angethan, und faſt mit jedem Jahre in noch künſtlicher gemachten Stralen wachſend, berührte Ludwig gewaltig Spanien, die Niederlande und vor allen unſer armes Deutſchland. Spanien verarmte, ungeachtet ſeines Peru und Mexico, immer mehr; aber die ewigen Pyrenäen konnten doch nicht von der Stelle gerückt werden, und ſo blieb das Land in ſich ungeſchmälert, und man durfte für die Zukunft eine gute Hoffnung feſthalten. Holland konnte überrannt werden und für den Moment gar

---

ſchlimme Unſterblichkeit gewonnen hat. Indeſſen iſt dieſe Benennung durchaus nicht zu billigen, denn womit hatten es die armen, ehrlichen, treuen — Hunde verſchuldet, daß man ſie ſo ſchalt? — Wer übrigens den Melac ganz kennen will, der halte ſich — man verſtatte die abermalige Wiederholung, zu der indeß guter Grund vorhanden — an deutſche Chroniken, ſo wie an die Biographien einzelner geflüchteter Deutſchen, die genau und deutlich beſchreiben, ohne Vorgunſt und Verhaß.

vieles leiden, aber man raffte ſich bald wieder zuſammen, in aller Beſonnenheit, deren Zähheit (man verſtatte das Wort in gutem Sinne) hier gerade die beſte Schutzwehr wurde; auch blieb ja das reiche Meer, deſſen Mitbeſitz man keinesweges aufgegeben hatte.

Doch wie anders war es beſtellt mit Deutſchland und wie betrübend! Hier war kein vereinigender Mittelpunkt, hier zeigten ſich zwei gegen einander überſtehende, eiferſüchtige Hälften; ja in den Hälften ſelbſt waren wieder Hälften, Spannungen und Zertrennungen. Ehe man ſich in Regensburg nur über die Art der Zuſammenkünfte, über die Formen des Vortrages, ja ſogar über die — Farbe der Stühle vereinigen konnte, auf denen die kurfürſtlichen, herzoglichen u. ſ. w. Geſandten ſitzen ſollten, hatten die raſchen Franzoſen längſt den Rhein überflogen, einzelne Mitglieder des deutſchen Reichs in der Nähe des Stroms geworfen oder gewonnen, und bedrohten den eigentlichen Kern Deutſchlands. Es iſt dabei nicht zu verhehlen, daß es leider auch einige deutſche Fürſten gab, denen das Unglück der Rheinländer faſt wie eine — fremde Sache erſchien, indem ſie ſich beruhigt hielten, ſo lange nur der Feind ihr eignes Land oder Ländchen nicht erreicht hatte.

§. 11.

Betrachten wir nun die vorzüglichſten Kriege Ludwigs mit unſerm Vaterlande, ſo finden wir zuerſt den von 1672 bis 1679, Jahre, in denen ſich das ganze Elend der durch keine große Idee zuſammengehaltenen deutſchen Zerſtückeltheit nur zu deutlich zeigte. Das einzige Jahr 1674 ſtellt uns die Franzoſen als Sieger in fünf Treffen dar: bei Sinsheim, Ladenburg, Mühlhauſen, Enſisheim und Türkheim, und nur mit großer Anſtrengung machte Montecuculi im folgenden Jahre einen Theil dieſes Unglücks wieder gut. Aber auch Türenne's Lorbeer war nicht mehr rein geblieben, denn die unerhörte Verwüſtung der Pfalz bringt den talentreichen Feldherrn um den ſchönen Namen des ritterlichen Helden, der ſich nimmer verträgt mit ſchonungsloſer Härte. — Und wie verträgt ſich wieder dieſe mit ſeinem Benehmen, als der zürnende Kurfürſt ihn zur Rechenſchaft forderte im Einzelkampf!

Der Friede zu Nimwegen war eines ſolchen Krieges vollkommen würdig, und er wurde von Oeſterreichiſcher Seite mit einer ſolchen Uebereilung geſchloſſen, daß man ihn kaum auch nur für einen rechten Waffenſtillſtand anſehen konnte. Ludwig zeigte auch ſogleich, daß er durch die erlangten großen Vortheile noch bei weitem nicht befriedigt worden ſei, und das in aller Geſchichte beiſpielloſe Reunionsſyſtem vollendete eben ſowohl ſeinen Uebermuth, als die ſchmachvolle Unterwerfung der meiſten Deutſchen.

§. 12.

Während aber auf dieſer Seite jedes Jahr, ja faſt jeder Monat neue Leiden mitbrachte, war es auf der andern ſogar den barbariſchen Völkern, die ſich ſelbſt als „ewige Feinde des Chriſtenthums" rühmen, gelungen, das (nicht ohne Schuld der Oeſterreichiſchen Regierung) empörte Ungarn durchbrechend, in das Erzherzogthum ſelbſt verheerend einzufallen und mit ungeheurer Macht die ehrwürdige Kaiſerſtadt ſelbſt einzuſchließen. Es kann nicht verhehlt werden, daß Ludwig ſelbſt, der bekanntlich als König von Frankreich den Namen des Allerchriſtlichſten führte, dem widerchriſtlichen Volke Rath, Hülfe und Officiere geſchickt hatte, und ſo ſchien alles den Untergang oder doch wenigſtens die Zerſtückelung der Oeſterreichiſchen Monarchie zu ver-

verkündigen. Die Verwüſtung, welche die Türken anrichteten, konnte die Deutſchen nicht befremden, die an faſt ewigen Krieg gewöhnt waren, wohl aber reizte das faſt neue Elend von vielen Tauſenden, Männern, Frauen und Kindern, die von den Barbaren als Sklaven fortgeſchleppt wurden, zu edlem Zorne, und mit Rührung ſehen wir die braven Bürger Wiens unter dem tapfern Fürſten Stahrenberg, männlich kämpfend und ausharrend gegen das faſt endlos überlegene Feindesheer, mit Rührung ſehen wir endlich einige (von Leopold oft gekränkte) deutſche Fürſten, unter dem Polenkönig Sobiesky herbei eilen, und die alte Kaiſerſtadt befreien (1683). Es iſt für uns ein lichter Augenblick in einer langen, ſchweren, dumpfen Nacht; zugleich aber auch vielleicht der einzige politiſche Schmerz Ludwigs, während der ganzen letzten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts.

§. 13.

Faſt mit demſelben höchſten Widerwillen wie bei den Kämpfen der Siebziger Jahre verweilt der Blick bei dem neuen Eroberungskriege Ludwigs in den Jahren 1689 bis 97, und kein Wort iſt genügend, die Greuel zu ſchildern, mit welchen (1689) abermals die herrliche Pfalz und ein Theil der Rheinlande von den Franzoſen verwüſtet und verbrannt wurden, und keine Zeit wird das Gefühl verlöſchen dürfen, das die Deutſchen über jene größtentheils zweckloſen Grauſamkeiten empfinden müſſen. Zum Ruhm der Brandenburger ſoll und darf jedoch nicht verſchwiegen werden, daß ſie unter dem viel verkannten Friedrich III. durch die Schlacht bei Urdingen, ſo wie durch die Wiedereroberung von Bonn und Kaiſerswerth den Niederrhein retteten *). Späterhin wurde

---

*) Bekanntlich iſt er um deswillen von gar manchen, dem achtzehnten Jahrhundert angehörenden Geſchichtſchreibern,

der Krieg mit erneuertem Unglück geführt, und wenn es ja ſcheinen möchte, als ſei der Friede zu Ryswic (1697) weniger ungünſtig ausgefallen als ſich erwarten ließ, ſo iſt klar genug, daß Ludwig ſich diesmal nur um deswillen ein wenig mäßiger benahm, weil er Zeit gewinnen wollte, ſich zu neuem Kampfe zu rüſten, der bei der nahe ſcheinenden Thronveränderung in Spanien unvermeidlich war. —

§. 14.

Wirklich ruhten die Waffen auch nur drei Jahre, denn ſchon das beginnende achtzehnte Jahrhundert brachte neue ungeheure Kämpfe mit. Karl XII. von Schweden erſchütterte den Norden, gab aber, indem er ihn erſchütterte, dem Gegner das Bewußtſeyn eigener, früherhin nie in ihrem ganzen Umfange gehandhabter Kraft. Wohl hätte Karl, der den reichſten Kranz des Genies bei einem ſtreng ſittlichen, faſt eiſernen Gemüthe oft ſtolz und oft beſcheiden trug, einen ſchönern Lohn für manche ſeiner Thaten verdient, als ihm gewährt wurde; aber die Ueber-Raſchheit mit der er handelte, ließ ihn die ſchwere Kunſt des Wartens und Duldens vergeſſen, ſo wie in den letzteren Jahren ſeines Lebens auch jene edle Mäßigung, ohne die ſelbſt bei den reinſten Abſichten das Glück nicht zu feſſeln iſt. Mit Ausnahme Sachſens, das den Zorn des Siegers nur zu ſchwer em-

---

die ſich ſelbſt philoſophiſch-pragmatiſch nannten, ſehr angefahren werden, daß er ſich um fremde Angelegenheiten (d. h. um den deutſchen Kaiſer und das deutſche Reich) ſo eifrig bekümmert habe. Im ſiebzehnten Jahrhunderte und zu Anfange des achtzehnten glaubte man dagegen, ihm und ſeinem tapfern Heere den größten Dank ſchuldig zu ſeyn, daß er ſeine eigenen weſtphäliſchen Länder, ſo wie überhaupt ganz Weſtphalen und den Niederrhein vor dem Andrange der übermächtigen und beutelüſtigen Feinde gerettet habe.

ſtand, berührte Karls Siegeslauf — oft einer Kometenbahn vergleichbar — Deutſchland ſelbſt nur an einigen Gränzen, auch dort nicht verweilend, und oft ſogar den unterdrückten Proteſtanten wenigſtens für den Augenblick Hülfe bringend. — Für vaterländiſche Bildung konnten dieſe nordiſchen Kriege, an denen Deutſchland, als Staat, nicht Theil nahm, weder ſonderlich nützen noch ſonderlich ſchaden. Die Deutſchen ſahen in dem Könige einen Helden, der in manchem Charakterzug ihrem Gemüthe nicht fremd war, und ſeine Krieger waren (unähnlich den Franzoſen jener Zeit) weit entfernt, ſich uns als Lehrer aufdringen zu wollen. — Nur die tragiſche Stimmung hätte der naheliegende Gedanke, daß die Wiege des Jahrhunderts auch auf dieſer Seite im Blute ſtand, erhöhen können, und wohl hätte man hoffen mögen, daß die Phantaſie der deutſchen Dichter ſich hier neu würde entzündet haben; aber es war eben keine ſolche Stimmung vorhanden, und es entzündete ſich in dieſer Hinſicht nichts. Man war größtentheils zu einer gewiſſen fühlbaren Geſetztheit gelangt, die nicht viel mehr zu ſagen weiß als etwa: „Es iſt nun einmal ſo; wir haben ſchon viel Schlimmeres erlebt und auch das wird vorüber gehn, ohne uns Glück zu bringen; was aber das Unglück betrifft, ſo kennen wir das ſchon ganz, und neues giebt es kaum mehr für uns.“ Eine ſolche Stimmung aber bringt nichts Poetiſches hervor.

§. 13.

Weit wichtiger und — unerfreulicher für den Gang unſrer Bildung wurde der neue Krieg mit Frankreich, über den hier nur Folgendes erwähnt werden möge. Ludwig XIV. ſtreckte, da der König Karl II. von Spanien kinderlos geſtorben war (16. Nov. 1700), nach der reichen Erbſchaft die Hände aus, und ſo tief geſchwächt ſich auch Leopold durch die beiden früheren jammervollen Kriege, die er mit ihm geführt hatte, fühlen mußte, ſo vermochte er doch zu dieſer neuen Anmaßung nicht zu ſchweigen. Während die Unterthanen in ſeinen Erbſtaaten ſich mit Eifer rüſteten, erging an die Fürſten Deutſchlands der Ruf und die Mahnung um pflichtmäßige Treue und Hülfe. Mit beſſerm Eifer als gewöhnlich folgte man dem Ruf, denn Preußens Friedrich I., der das neue Jahrhundert mit einer Selbſtkrönung begann, und Herzog Ernſt Auguſt von Braunſchweig-Lüneburg, der 1692 die neunte Kurwürde erhalten hatte, beide durch Dankbarkeit an den Kaiſer gefeſſelt, gingen den übrigen Fürſten mit edlem Beiſpiele voran. Nur der Kurfürſt von Baiern, Maximilian Emanuel, (reg. 1679 bis 1726) von Frankreich gewonnen, trennte ſich von dem würdigen Bunde, doch die Strafe ereilte ihn diesmal mit raſcheren Schritten als ſie ſonſt zu ereilen pflegt, und erſt ſpät wurde das, was ſich von außen her zurückgeben läßt, ihm wirklich zurückgegeben.

Es ſchien als hätten die Deutſchen durch ihre früheren unglücklichen Kriege mit Frankreich eingeſehen, daß ſie nicht wetteifern könnten mit dieſer Nation in Hinſicht des Vermögens den Moment raſch aufzufaſſen und zu benutzen, nicht in der ewig regen ſinnlichen Anſchauung, und, wenn ich ſo ſagen mag, in der Arithmetik des Verſtandes. So hatte man denn aus dem Auslande würdige Feldherrn gewählt, Eugen von Savoyen und den engliſchen Fürſten Marlborough, und wenn ſich auch der deutſche Stolz dadurch verletzt fühlen mußte, ſo gab es doch den Troſt, daß auch ein rein deutſcher Mann, Ludwig von Baden, ihnen zur Seite ſtand, und an Feldherrntalent nicht unrühmlich mit jenen großen Führern wetteiferte.

§. 16.

Es giebt Jahre in dieſem Kriege, bei denen der Blick des Vaterlandsfreundes mit Freuden verweilt, und die Schlachten bei Höchſtädt, Turin, Ramillies, Malplaquet ſtehen als ewige Säulen des Ruhmes auch für deutſche Tapferkeit und Beharrlichkeit da. Welche Hoffnungen ließen ſich anknüpfen an ſo glänzende Erfolge! Aber ein anderes war in dem höhern Rath beſchloſſen, und aus der blutigen Siegesſaat ging für uns kaum eine belohnende Frucht auf. Eine armſelige Kabale riß die Seele des Krieges, Marlborough, aus unſrer Mitte und England aus der großen Verbindung wider Frankreich. Dieſem Abfalle folgten andre, die Franzoſen benutzten den für ſie günſtigen Umſtand mit gewohnter Klugheit und Raſchheit, und der Friede von Utrecht und ſpäterhin der von Raſtatt ſanktionirte abermals Frankreichs Uebermacht. Nicht das Haus Habsburg, ſondern das Haus Bourbon errang den Thron von Spanien, und wenn auch Ludwigs früheres unmäßig ſtolzes Wort: „Jetzt giebt es keine Pyrenäen mehr," ſich bald (und auch noch ihm ſelbſt) als Irrthum zeigte, ſo war doch ſein Wille äußerlich durchgeſetzt, und wenigſtens der Schimmer ſeines Ruhmes hatte nicht gelitten, der noch oft genug, ſelbſt lange nach ſeinem Tode (1715, 1. Sept.) für wahren Glanz gehalten wurde.

Wenn aber ſchon bei einzelnen Individuen große und gerechte Hoffnungen, die ſich plötzlich in Nichts auflöſen, auf die ganze Stimmung des Gemüths nachtheilig zu wirken pflegen, ſo mußten die Wirkungen jenes trotz der höchſten Anſtrengung doch am Ende mißlungenen Kampfes, für die Stimmung der deutſchen Nation noch ungleich nachtheiligere Folgen haben.

§. 17.

Es ſchien vielen, als könne Frankreich nicht beſiegt werden, denn nachdem es ſechs bis ſieben Jahre hinter einander faſt alle ſeine Schlachten verloren, hatte es ja am Ende doch triumphirt; und wodurch konnte dies anders ſeyn, als — wie man eben ſo voreilig als trübe ſchloß — durch die ihm allein eigenthümliche (?) höhere Macht des Verſtandes? — Schon früher hatte ſich die Bemerkung beſtätigt, daß die Deutſchen ihre ſchöne Liebe zur Gerechtigkeit zuweilen übertreibend zur Karikatur machen, woraus dann jene demüthige Uebergerechtigkeit entſteht, die bei vielen Einzelnen mit Reſignation in Beziehung auf ſich ſelbſt, und mit geiſtlähmender Bewunderung alles Ausländiſchen endigt.

Das höchſte Geſetz des Geſchichtſchreibers iſt bekanntlich Wahrheit, und ſo ſchmerzlich es auch ſeyn muß, ſo iſt doch auch hier ſchlechthin dieſem Geſetz gefolgt worden in der Schilderung der äußerlichen Verhältniſſe und des politiſchen Sinkens jener Zeit. Ohne eine genaue Kenntniß dieſer rein hiſtoriſchen Grundlage, iſt die Cultur jener Periode und die ſeltſame Richtung des ganzen geiſtigen Strebens während derſelben, ſchlechthin nicht zu verſtehen: aber ſehr klar wird uns das ganze Gebiet ſelbſt der ſeltſamſten Literatur, wie ſie uns nun begegnen wird, wenn wir erkannt haben, unter welchen vaterländiſchen und welthiſtoriſchen Beziehungen die deutſchen Dichter, Redner, Religioſen u. ſ. w. während der letzten Hälfte des ſiebzehnten und zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts ihre Arbeiten componirten. Sie ſollen dadurch nicht entſchuldigt oder gar gerechtfertigt werden da wo ſie Tadel verdienen; — es iſt hier nur davon die Rede, ſie in ihrer ganzen Eigenheit zu erklären, und es iſt ein großer Uebelſtand in den meiſten früheren Literargeſchichten, daß das Verhältniß der geiſtigen und gemüthlichen Beſtrebungen zu dem rein faktiſch Gegebenen, hiſtoriſch und politiſch Wirklichen nicht gezeigt oder als unwichtig behandelt wird.

§. 18.

Dieſer große Irrthum findet ſeine Wurzel in der verkehrten Anſicht, als ſei die Kunſt überhaupt etwas ganz *außerhalb dem Leben* Stehendes, etwas bloß Fantaſtiſches und Ueberſchwengliches, dem Flügel des Paradiesvogels gleich, der, nach der *Fabel*, keine Füße hat, um auf der *Erde* zu ſtehen. Geht man aber auch nicht immer gerade ſo weit in der fantaſtiſchen Anſicht, ſo meint man doch wenigſtens, die Dichter hätten eigentlich kein anderes Vaterland als die *Welt* überhaupt, und brauchten ſich deshalb um das Unglück des Landes wo ſie geboren und erzogen worden ſind, nicht ſonderlich zu bekümmern. Die Muttererde gehe ſie wenig an, und ſie zu lieben dürften ſie ſich erlaſſen. In dem ihnen zugehörenden Reich der Fantaſie ſei Krieg und Friede nur Scherz, und ſie könnten nach Gefallen hier ſchalten und walten. Eine ſolche Anſicht iſt eben ſo *unſittlich* als *unſchön*; und, wäre ſie *gegründet*, würde der *Staat* das vollkommene Recht haben, ſeine ſämmtlichen Dichter des Landes zu verweiſen. Sie iſt aber völlig leer und gehaltlos, und obgleich die beſſere Ueberzeugung, wie ich hoffen darf, aus dieſem *ganzen Buche* hervorgehen wird, ſo möge doch auch hier ausdrücklich geſagt und wiederholt werden, daß auch der größeſte Dichter ein Kind ſeiner Zeit iſt, und ſelbſt dann, wenn er ſie gewaltig erhöht, in ſteter Wechſelwirkung von ihr empfangend und ihr gebend, daß er ſich mit tauſend Banden an das Vaterland gefeſſelt fühlt, daß deſſen Ehre und deſſen Fall ſeine innigſte Freude und ſein innigſter Schmerz iſt, daß er ein feſter und freigeſinnter, aber den Geſetzen freudig gehorchender Bürger iſt, daß ihm heilig iſt der reine Altar ſeiner Kirche und theuer der trauliche Heerd ſeines ſtillen Hauſes.

Nur wenn wir dieſe Anſicht erfaßt haben, wird uns die große und tiefe Bedeutung des Amtes der wahren Dichter deutlich werden, die als Lehrer, Berather, Helfer und Tröſter ihrer Zeit daſtehen, ſo wie wir auch nur dann in der Literatur eines Volkes die ganze Bedeutung verſtehen lernen werden. Dieſe Literatur iſt dann nicht mehr etwa ein Haufe guter, mittelmäßiger und ſchlechter gedruckter Bücher, ſondern die Erſcheinung des geiſtigen Lebens im Volke, deſſen ganzes Wollen und Nichtwollen die Dichter, die es ſelbſt anerkannte, ausgeſprochen haben.

§. 19.

Jetzt erſt, nachdem wir uns dieſen Weg gebahnt, können die Dichter und Redner jener Zeit an uns deutlich vorüber geführt werden, zu denen wir uns jetzt wenden wollen. Man nennt die Periode, welche nunmehr unſere Betrachtung in Anſpruch nimmt, gewöhnlich die Hoffmannswaldau-Lohenſteiniſche, nach den beiden berühmten Anführern der geiſtigen Richtung der Zeit. Dieſer Abſchnitt in unſerer Culturgeſchichte iſt ſo verrufen, und erſcheint in der That ſo höchſt ſeltſam, daß wir uns mitunter wie in einer fremden Welt zu befinden glauben, und daß wir ſtets auch den politiſchen Fall Deutſchlands vor Augen behalten müſſen, um uns in dieſem wunderlich verwachſenen Garten beſſer zurecht zu finden.

Schon gegen das Ende der früheren Periode (der Opitz-Flemmingiſchen) begegneten uns manche Dichter, die den Ab-

ſt von der alten Gediegenheit, Treuherzigkeit und Einfalt
erkündeten. Sie wollten viel beſſer ſein als jene alten,
ber dieſes Wollen war bei den meiſten ein eitles, das ſich
ehr um den augenblicklichen Erfolg als um die Sache ſelbſt
ekümmerte. Wirklich blendete man auch die Zeitgenoſſen
ur zu bald, und, da die Kunſt ſo zu blenden ſich mit
emlicher Bequemlichkeit erreichen ließ, ſo fehlte es nicht
n einer Menge nachwandelnder Genoſſen. Indem ich mich
eshalb auf die Charakteriſtik einiger am Schluß des zwei-
n Buchs bereits genannter Dichter beziehe, gehen wir
tzt zu der Betrachtung anderer, welche dieſe Periode
heils vorbereiteten, theils begründeten.

§. 20.

Johann Wilhelm Lauremberg,

(geb. zu Roſtock, 1591.)

ebte eine geraume Zeit daſelbſt als Profeſſor der Mathema-
k und Poeſie, wurde ſpäterhin in derſelben Eigenſchaft an
ie Ritterakademie zu Soroe verſetzt, und ſtarb im Jahre
659.

Wer dieſe Jahreszahlen betrachtet, möchte befremdet
ein, dieſen Mann, dem ohnehin in den meiſten Literar-
eſchichten ein überaus günſtiges Urtheil zufällt, erſt jetzt
ier auftreten zu ſehn, allein es ſcheint er gehöre eigentlich
ar keiner Periode an, habe mit der Opitz-Flemmingiſchen
ur ſehr wenig gemein, ſtehe zwar faſt gänzlich fremd der
Schule, welche von Hoffmannswaldau und Lohenſtein den
Namen führt, falle aber dennoch theilweiſe in den gro-
en Abſchnitt der irrenden Beſtrebungen. Er iſt ein Sati-
iker, dem es nicht an loyaler Geſinnung, leidlicher Men-
chenkenntniß, Munterkeit und einzelnen guten und witzigen

Einfällen gebricht; und da man nun leider manche der früheren reicheren deutſchen Satiriker vergeſſen hatte, ſo ſchien er faſt allein zu ſtehn, und es kam leicht zur Ueberſchätzung ſeines Werthes. Betrachten wir ihn aber näher, ſo findet ſich, daß er, um als poetiſcher Satiriker zu gelten, bei weitem nicht frei, umfaſſend und gebildet genug iſt. Der Satiriker bedarf aber gerade der tiefſten, heiterſten und jener durchaus poſitiven Bildung, welcher die irrigen und unächten Principe der Zeit längſt klar geworden ſind, weshalb ſich ihm dieſelben auch leicht als Gegenſtand des behaglichen Humors zeigen werden. Laurenberg iſt völlig zufrieden, daß er einige Modethorheiten der Zeit erhaſcht hat, über die er dann mit Recht ein wenig ſpaßen kann. So faßt er z. B. die thörichten Kleidermoden, die franzöſirende Sprache, die falſche Erhabenheit im Ausdruck bei den deutſchen Rednern und Dichtern der damaligen Zeit wohl auf, und ſpottet ihrer mit ziemlichem Salz; das Unglück aber iſt, daß er nur verneinen, doch an die Stelle des mit Recht Verneinten nichts poſitiv Gutes und Schönes ſetzen und geben kann. Um wahrhaft poetiſch ſcherzen und ſpotten zu können, muß der Dichter ſehr viel ſein, und Laurenberg iſt nicht genügend.

§. 21.

Zuweilen macht er ſogar das bloß Erbärmliche, über welches niemand lachen mag, zum Gegenſtand der Satire. So bringt er z. B. einen kläglichen Bettelpoeten in Colliſion mit einem reichen, aber auf andere Weiſe nicht minder armſeligen Kaufmann, doch ſchlägt ſich der Satiriker auf die Seite des Letzteren. — Man dürfte fragen, wie es möglich ſei, dergleichen Widrigkeiten angenehm zu finden; daß es aber möglich geweſen, iſt mir nicht unbekannt geblieben.

Was Laurenbergen einigermaßen entſchuldigt, doch nur in den Satiren, welche die früher genannten Thorheiten angehen, iſt der Umſtand, daß ſein Zeitalter überhaupt noch nicht reif für die Satire war; deſto ſchlimmer aber daß er, bei ſeinen nicht zu verkennenden Talenten, doch jenes Zeitalter kaum halb verſtand und nicht ahndete was es mit Recht verlange und was demſelben gegeben werden ſollte. Sein Eifer für Reinheit der Sprache und Geſinnung iſt an ſich höchſt löblich; doch ſind leider ſeine Schriften nicht immer geeignet, jenen Eifer zu unterſtützen. Genau betrachtet iſt es auch nur ein halber Eifer, der nicht viel erreichen kann.

Er ſchrieb bekanntlich in plattdeutſcher Sprache, die er mit Leichtigkeit zu behandeln weiß. Gern verzeihen wir ihm daß er dieſen Dialekt beſonders liebte, und denſelben, der in früheren Jahrhunderten bekanntlich häufig, und zuweilen mit Glück gebraucht worden war, auch jetzt noch hervor zu heben ſuchte; wenn er aber das Niederdeutſche überhaupt dem Hochdeutſchen vorzieht, ja wohl gar zur Univerſalſprache der Deutſchen machen möchte, ſo iſt dies ungerecht und verkehrt und müſſe nothwendig wirkungslos verhallen.

Wir geben eine kurze Probe ſeines Styls, welche hinreichend ſein mag, da ſeine Gedichte nicht gar ſelten ſind.

Er klagt in dem Eingangs-Liede, daß ſich jetzt alles in Deutſchland ſo raſch verändere, und was vor einem Jahre gegolten, heute nicht mehr in Ehren gehalten werde.

Solcke Doerheit werd gehalet
 All uth Frankrick, darvör vs
 Mennig Schilling, ja gewys
Mennig Tünne Gelds betalet.

Vör Vernunfft und Wyßheit geet
Gifft men kum ein Stücke Brot.

Die letzte Strophe des Gedichts lautet:

Kleder, Sprake, Verſche ſchriwen
Endert ſick faſt alle Jahr,
Man ick acht ydt nicht ein Haer.
Bei dem Olden wil ick blyven.
Höger ſchall myn Stoll nicht gahn
Als myne Vaders hefft gedaan.

§. 22.

Joachim Rachel,

(geboren zu Lunden im Ditmarſchen 1618, geſtorben als Schulrektor zu Schleswig 1669.)

Auch dieſer Schriftſteller würde, wenn wir *nur* die Zeit in Anſchlag bringen, in der er lebte und ſchrieb, einer frühern Periode angehören; allein die Richtung ſeines Geiſtes iſt zum Theil von ſolcher Art, daß wir ihn faſt wie Lauremberg als einzeln ſtehend betrachten dürfen. Er hat ſich ganz ausſchließlich auf die Satire gelegt, dieſelbe aber nur ſelten mit freiem *poetiſchen* Geiſte, ſondern faſt durchaus ſubjectiv, obwohl mit rühmlicher Geſinnung und oft recht männlichem Gefühl behandelt. Jene Heiterkeit der Seele, wie wir ſie bei Hans Sachs, Fiſchart und einigen anderen früheren deutſchen Dichtern wahrnehmen, fehlt ihm faſt ganz, er hat das ſelbſt gefühlt, und ſich deshalb den zürnenden Juvenal und den kernigen Perſius zu Muſtern gewählt. Selten nur verſucht er zu ſcherzen, noch ſeltner glückt es ihm, obwol es ihm im ſtrengern Sinn des Worts nicht an Witz und Salz gebricht. Er ſelbſt iſt klar genug ſich den *Humor* (natürlich kennt er auch *das Wort* nicht)

prechen, und giebt deshalb bald ein Feld auf, auf wel-
er ſich nicht ganz frei bewegen kann. — Indeſſen bleibt
noch gar manches, wofür er ausgezeichnetes Lob verdient.
ſt ein ächter deutſcher Mann, voll einfacher Bildung,
Theil erworben durch das Studium der Alten, ſeine
lderungen ſind oft lebhaft und kernig, und — was das
iſt — er ſchildert nicht, wie ſo manche ſeiner Zeit,
chte und laſterhafte — Griechen und Römer, die wir
och am liebſten von ihren Landsleuten ſelbſt geſchildert
, ſondern manche deutſche Thorheiten ſeiner Zeit,
alb er auch hiſtoriſch ſehr wichtig iſt. Schade nur daß
on Deutſchland nur wenig kennt, und, wie es ſcheint,
über Holſtein und Meklenburg hinaus gekommen iſt.
Fehler aber, die er wirklich kennt, z. B. die immer
überhand nehmende Gallomanie, die oft ſehr verkehrte
erzucht u. ſ. w. weiß er meiſtens kräftig zu ſchildern,
ſtets werden wir gern den lebhaften Darſteller hören,
den rechtlichen, für Zucht und Sitte wohlbemüheten
nn hochachten.

Am berühmteſten ſcheinen ſeine Klagen über den erſt-
nnten Uebelſtand der Ausländerei geworden zu ſein. Hier
er oft ſehr bitter, und ſcheut ſich nicht das Härteſte
uſprechen über manchen der damaligen Jünglinge, den
ndſucht verderbt hatte:

Er meidet das Latein.
in jeglich ander Wort muß nur franzöſiſch ſeyn.
ranzöſiſch Mund und Bart, franzöſiſch alle Sitten,
ranzöſiſch Tuch und Wams, franzöſiſch zugeſchnitten.
as immer zu Paris die edle Schneider-Zunft
at neulich aufgebracht, auch wider die Vernunft,
as liebt dem Teutſchen zu. Sollt' ein Franzos es wagen

Die Sporen auf dem Huth, die Schuh an Händen tragen,
Die Stiefeln auf dem Kopf, ja Schellen vor dem Bauch,
Anſtatt des Neſtelwerks, ein Teutſcher thät es auch! —

Es gehörte aber eben zu dem Charakter der damaligen Gallomanie, daß ſie ſelbſt für den giftigſten Spott und Hohn wie taub erſchien. Was wußte, meinte man vielleicht, ein Schleſwigſcher Schulrector von jener ſüßen Galanterie, um die man ſich zu bemühen anfing? Mochte er brummen und ſchelten; man fuhr fort bei den Franzoſen in die Schule zu gehen, und ihnen theures Lehrgeld zu bezahlen; erhielt aber dafür außer manchem andern Spott auch noch die Bemerkung zum Lohn, daß die Deutſchen große Bewunderer ſeien. Doch auch das machte die robuſten und galanten Admirateurs nicht irre, und ſo iſt es gekommen, daß auch die Kritiker beſonders in der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts dieſe Stelle häufig angeführt haben, theils mit Seufzen, theils mit Bitterkeit.

Sprache und Versbau zeigen Racheln als einen Schüler Opitzens; aber als einen ſelbſtſtändigen und ſinnigen. Er ſelbſt übertreibt die Beſcheidenheit ſo ſehr, daß er redet von einem

— — — Unterſtehn (!)
Die vorgemachte Bahn dem Opitz nachzugehn,
Wiewohl bei weitem nach. —

§. 23.

Allerdings ſteht er ihm nach im äußern Umfange der Bildung, ſo wie vielleicht der klaſſiſchen Gelehrſamkeit; aber er übertrifft ihn oft an Lebendigkeit und Kühnheit, welche ei Opitz nicht ſelten durch den Umgang mit der ſogenannen vornehmeren Welt gehemmt ſeyn mochte. — Rachel ſchrieb folgende Satiren: 1) Das poetiſche Frauenzimmer oder böſe Sieben. Nur der Schluß, wo er von der böſen Sieben zu der guten Achten übergeht, erhebt ſich auf eine anziehende Weiſe, und der ſonſt ſehr ſtrenge Mann wird hier freundlich und angenehm. 2) Der vortheilige Mangel, 3) die gewünſchte Hausmutter, 4) die Kinderzucht, 5) das Gebet, 6) das Gute und Böſe, 7) der Freund, und 8) der Poet. Zwei andere Satiren, betitelt „Jungfern-Anatomie“ und „Jungfernlob,“ nebſt einem kleinern Gedicht: „Verehrtes Weiberlob,“ die man ihm häufig zugeſchrieben, ſind ermuthlich nicht von ihm, denn ſie haben nicht immer jene ſtrengere Rechtlichkeit, die in Rachels ſchriftſtelleriſchem Charakter liegt. Hin und wieder iſt faſt ein Vor-Hoffmannswaldau in ihnen ſichtbar.

Es iſt merkwürdig, daß der beſcheidene Rachel erſt zwei Jahre vor ſeinem Tode (1667) eine Ausgabe von ſeinen Satiren veranſtaltete. Mit einem ſo kleinen Büchelchen, von kaum acht Bogen *) glaubte er wohl ſchwerlich auf die Nachwelt zu kommen, was allerdings in Deutſchland (welches oft von ſeinen Dichtern nicht bloß viel ſondern vieles verlangt) zu den größten Seltenheiten gehört. Dennoch hat es ſich zugetragen, Rachel ward bald als Klaſſiker

---

*) In der vor mir liegenden Ausgabe: „Joachimi Rachelii Londinensis Neu-verbeſſerte Teutſche X. Satyriſche Gedichte, Deme beygefüget Laurenbergii Scherz-Gedichte, Samt einem Anhange etlicher in dieſer Zeit neu herausgekommener Nieder-Sächſiſchen Teutſchen Verſen, vor die Liebhaber der edlen Poeſie von neuem wiederum aufgeleget und gedrucket. Bremen, bey Johann Weſſeln, E. E. Hochw. Raths Buchdruckern, 1700“ — füllen die Racheln mit Sicherheit gehörenden Gedichte nur 138 Seiten in Duodez.

anerkannt; ſeine Gedichte wurden häufig gedruckt, und noch im Jahr 1743 erſchien eine zierliche Auflage.

Nur ſeine lateiniſchen Epigramme, deren eine große Zahl ſein ſoll, ſind, wie es ſcheint, völlig vergeſſen worden, und es iſt mir nicht gelungen, ſie aufzutreiben.

§. 24.

Chriſtian Hoffmann von Hoffmannswaldau,

(geb. zu Breslau, 1618, geſt. daſelbſt am 18. April, 1679.)

Dies iſt der Mann, der von ſeinen Zeitgenoſſen und von denen, die gleich nach ihm lebten, vergöttert, ſpäterhin als die Schmach und das Unheil der deutſchen Literatur betrachtet, und mit einem faſt allgemeinen, poetiſchen Fluch belegt wurde. Es iſt deshalb ſehr der Mühe werth, ihn mit Genauigkeit zu beurtheilen.

Er war ein Mann von ſchönen Kenntniſſen, vorzüglich in neueren Sprachen, ſtets reger Fantaſie, leichtem Witz, der ſich beſonders durch Unerſchöpflichkeit in Gleichniſſen auszeichnet, und einem Reim-Talent, welches ihm das Mechaniſche der Dichtkunſt ſehr erleichterte. Selbſt Opitz, der ihn als Knaben kannte, zeichnete ihn aus, und Andreas Gryph, deſſen frommem Sinne eine ſo frivole Natur durchaus zuwider hätte ſein müſſen, geſteht dennoch, daß er „lauter Wunder ſpreche.“ Das Höchſte im Ruhmreden aber erreichte Lohenſtein in dem Leichenſermon, den er ſeinem Freunde hielt, worin er ihn den großen Pan nennt, und ſeinem Loben durchaus kein Ende ſetzen kann *). Es giebt wenige

---

*) Dieſe Leichenrede, welche 46 Seiten lang iſt, findet ſich in der Ausgabe der Hoffmannswaldauiſchen Gedichte vom Jahre 1690.

wenige ſchmückende Beiwörter, die ſich dem Redner nicht hätten borgen müſſen, ſo daß faſt ein Epitheton ornans auf das andere ſtürzt, und den abgeſchiedenen Dichter zu erdrükken droht. Gegen das Ende wird Hoffmannswaldau gar noch eine „fromme Seele“ genannt, und nicht ohne beſondere Zierlichkeit beigefügt „er habe die Spitze ſeines Herzens, wider den gemeinen Stand, wie die Zedernblätter auf dem Berge Libanon jederzeit durch Andacht gegen den Himmel gekehrt.“ Chriſtian Gryph, der wenig bedeutende Sohn eines ſehr bedeutenden Vaters, erkennt ihm in ſeinem „bethränten Breslau“ den Preis zu: über Guarini, Loredano, Marino und Opitz. Nicht weniger beeifert ſich der zu ſeiner Zeit gleichfalls berühmte Dichter Heinrich Mühlpfort, den Ruhm des Verſtorbenen zu verkünden, der in einem weitläufigen Gedichte pater patriae, sanctissimus iustitiae custos, vindex legum, ingenii dictator, arbiter aevi u. ſ. w. genannt wird. Bei Hoffmannswaldau's Tode (ſo erzählt Mühlpfort) haben die Najaden und Dryaden in Thränen geſchwommen, und (faſt wie die Troerinnen in dem Senecaiſchen Trauerſpiel) ſich die Bruſt zerſchlagen; Apollo ſelbſt verlor die Tramontane, die der Gott der ſchöngemäßigten Kraft billig nie verlieren ſollte, er warf die Cither weg, und wollte nicht ferner dem verwaiſten Pindus vorſtehen. Es wird nicht erwähnt, ob und wie man den verzweiflungsvoll Klagenden am Ende noch wieder zufrieden geſprochen habe. — Auf dieſe Weiſe wurde damals größtentheils die äſthetiſche Kritik gehandhabt, man ſcheute ſich vor der Berührung wunder Stellen, und das ganze Weſen lief faſt auf nichts weiter hinaus als auf Verhätſchelung, ein Wort, das ſich hier nicht umgehen läßt, da es die Sache wohl bezeichnet.

§. 25.

Möge Folgendes zur Erklärung von Hoffmannswaldau's literariſchem Charakter dienen. — Daß die Poeſie eine heilige Sache ſei, indem ſie den eigentlichen Kern des Lebens und der Geſchichte darſtellt, haben ſtets alle Dichter, die dieſen großen Namen verdienten, mit vollendeter Ueberzeugung geglaubt, und mit ihnen alle ihre würdigen Leſer, weßhalb auch zwiſchen beiden Theilen ſtets ein reines, zartes und ſinniges Verhältniß waltet. Den deutſchen Dichtern der früheren Perioden iſt ganz beſonders nachzuſagen, daß ſie an eine ſolche Heiligkeit geglaubt, und dieſelbe oft zur Sprache gebracht haben. Andere Mindere, ſowohl an Talent als an Geſinnung, haben die Poeſie doch wenigſtens im Allgemeinen als etwas ſehr Bedeutendes, Großartiges genommen, und wenn ſie auch mitunter dadurch in einſeitige Ernſthaftigkeit verſanken, ſo haben ſie dadurch nur wenig geſchadet; indem ſie ſelbſt und jeder freiere Geiſt am Ende ja doch den Weg zum reinen Scherze finden konnten, ſo bald ſie nur völlig wollten, da ihr tüchtiger Ernſt ſie deſſelben würdig machte.

Wie aber, wenn einmal ein reichbegabter Mann, vielleicht nach langer Anſtrengung und Leiden denen er nicht gewachſen war, endlich etwa alſo zu ſich ſelbſt geſprochen hätte: Die guten Deutſchen und ich mit ihnen haben bisher an die Heiligkeit und Großartigkeit der Kunſt geglaubt und wohl manches erreicht, was ſich mit allen Ehren ſehen und hören laſſen darf. — Aber was hat es uns viel geholfen? Das größere Publikum bewundert dergleichen nur ehrenhalber und mit Scheu, und — greift nach leichterer Waare. Wie weit es mit der Ernſthaftigkeit der Deutſchen geht, hat ſich während der erſten Hälfte des dreißigjährigen

Krieges gezeigt, und ſpäterhin, da wir faſt verblutet waren, machten fremde Völker, wobei wir ihnen mit letzter Kraft halfen, faſt das geſammte Vaterland zu einer ausgeplünderten Brandſtätte. Jetzt herrſcht Frankreich und nicht bloß in Frankreich, ſondern bei uns politiſch und geiſtig. Unſere Fürſten, Großen und Reichen reden faſt nur franzöſiſch, und ihre Kinder werden von Franzoſen erzogen und unterrichtet. Die Deutſchheit geht umher wie eine gute alte Matrone mit faſt verweinten Augen, bittend, ermahnend und ſcheltend, aber fruchtlos: denn faſt alle werben nur um die Gunſt der leichtflüchtigen galliſchen Nymphe. — Wohlan denn! auch wir können uns ja wohl der Heiligkeit und der Ernſthaftigkeit entäußern, auch wir können ja wohl, wenn nicht mit Gottes Hülfe, doch mit des Teufels Gewalt, nicht blos leicht und flüchtig, ſondern auch fade und frivol, laſciv und obſcön ſein, wenn auch unſre Sprache — ſittlich-vornehmer Weiſe — für dergleichen kein rechtes Wort hat und haben will. Die Sachen laſſen ſich doch finden. —

§. 26.

Wie? wenn Hoffmannswaldau ſo gedacht, und, vielleicht mit andern Worten, ſich ausgeſprochen hätte? Seine poetiſchen Handlungen laſſen es vermuthen. denn was iſt es das wir an ihm bemerken? Treffliche Anlagen; aber überall auf den heilloſeſten Abwegen. Seine Poeſie iſt ein leichtſinniger Aff, der mit geiſtloſen Augen luſtige Sprünge macht, ſein Witz iſt ohne Kraft und Freiheit, aber voll frecher Willkühr und undeutſcher Weichlichkeit; ſeine Fantaſie empört durch ihre Laxität jeden Leſer von reinerem Gefühl, ſeine Leichtigkeit wird Zerfloſſenheit, ſeine Süßlichkeit endet mit Ekel, und die Gemeinheit wird um ſo widerlicher, je luſtiger ſie ſich gebehrdet. — Freilich trägt ſeine beſſere Mannzuweilen noch den Sieg davon; in ſolchen Augenblicken ſcheint er ſich ſelbſt vor ſeinen ſchlaffen Geſinnungen zu ſchämen, und ſtimmt Bußlieder an, die wenigſtens von dieſer Seite betrachtet, etwas Anziehendes haben können. Da findet er denn wenig Freude mehr an der gemeinen Weltluſt, der falſche Schimmer und Prunk iſt ihm zuwider, und der Gedanke des Todes ergreift ihn nicht ſelten mit einer ſo ſchauderhaften Gewalt, daß man wohl ſieht, wie wenig Erfreuliches ihm ſein Geiſt und ſeine Fantaſie über dieſen Gegenſtand zu ſagen wußte. Auch bleibt es nur bei dem Bereuenwollen, und jene unglückſelige Halbwolluſt, die er beſonders in einigen ſeiner Heldenbriefe an den Tag legt *), ſcheint leider niemals ganz und gar von ihm gewichen zu ſein. Ohne dieſe innere Weichlichkeit, die ihn niemals etwas Feſtes ergreifen ließ, hätte er bei ſeinen bedeutenden Anlagen und Kenntniſſen etwas Vorzügliches leiſten können.

§. 27.

Wie aber iſt zu erklären, daß er den ungemeſſenen Beifall fand, von dem alle Zeitgenoſſen voll ſind und der ſich faſt bis in die vierziger Jahre des achtzehnten Jahrhunderts erhalten hat? Es wirkte hier viel zuſammen. Zuvörderſt die politiſche Erſchöpfung Deutſchlands, und die Uebermacht Frankreichs in jeder Beziehung. Man fragte ſich, was es

---

*) Dies iſt beſonders der Fall in dem Briefe Abälards an Heloiſen und Adelindens an Heldenreich. (S. Ch. von Hoffmannswaldau's ſinnreiche Heldenbriefe u. ſ. w. 1650. S. 131—62.) Er war der Erſte der dieſen üppig frivolen Ton anſtimmte, in welchem er indeß gar bald viele Nachahmer, ja ſogar Uebertreffer, gefunden hat, bis zuletzt auch der nothwendig erfolgende Ekel dem ganzen Unweſen ein Ende machen mußte.

denn nun ſei wodurch Frankreich herrſche, und glaubte — die anziehendere geſellige Bildung und den Witz der beſſeren damaligen Franzoſen nicht anerkennend — den Zauberſtab nur in jener fröhlichen Leichtigkeit und Leichtſinnigkeit der Meiſten derſelben zu finden. Ein ſolcher Dichter wie Hoffmannswaldau war noch nie unter uns aufgetreten. Von der oft gerügten vaterländiſchen Schwerfälligkeit ſchien er nichts zu haben, er war leicht wie dünne Luft, keck wie eine Fliege, forderte nicht die mindeſte Anſtrengung, und wer wollte konnte ihn ſelbſt im Halbſchlummer leſen, ohne das gänzliche Einſchlafen befürchten zu dürfen, denn ſeine gaukelnden Späße hielten wach. — — Aber ſeine frechen Obſcönitäten! wie vertrugen ſich die keuſchen biedern Deutſchen mit ſolchen Verworfenheiten? Gewiß verachteten ſie das tief innerlich; aber, auch ſchon ſehr geſunken in der Anſicht von den Dichtern, meinten ſie, mit ſolchem leichten Völkchen müſſe man es nicht zu genau nehmen, und, gänzlich ſicher vor Anſteckung, ſahen ſie mit einer gewiſſen Neugier zu, wie weit es der keck frivole Mann wohl noch treiben werde. Hatten ſie doch ferner gar zu oft hören müſſen, daß dergleichen Spaßhaftigkeit beliebt ſei, daß eine gewiſſe witzige Ruchloſigkeit nicht übel laſſe, und ſo waren ſie vielleicht ſogar im Herzen froh, daß ſich doch auch einmal ein Mann unter ihnen gänzlich aufopfere, und zeige, er könne, wenn er nur recht wolle, ungemein frivol ſein.

§. 25.

Wer die früheren deutſchen Dichter nur oberflächlich geleſen, könnte hier den Einwurf machen, daß ja doch auch einige unter ihnen reich genug ſind an rohen Scherzen, z. B. Hans Roſenplüt, zuweilen auch Hans Sachs und Ayrer, und daß man leider nur zu oft bei ihnen durch überderbe

Natürlichkeit, Rohheit und Gemeinheit verletzt wird. Es kann dies leider nicht geläugnet werden; aber es iſt zwiſchen dieſen gerügten Fehlern und der ganzen Hoffmannswaldauiſchen Art und Kunſt noch ein ungeheurer Unterſchied. Jene Alten ſtellten, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, das Thier im Menſchen gern dar, und, da daſſelbe bekanntlich nicht immer ein Löwe oder ein Lamm iſt, ſo bekamen wir in ſolchen Schilderungen gar manches Anſtandwidrige zu ſchauen und ſchlimmes Getöſe zu vernehmen. Sie verdienen Tadel, daß ſie jenes Thier oft ſo gänzlich ungenirt reden ließen und dadurch den Geſchmack beleidigten; aber der Sittlichkeit haben ſie dadurch wenig oder gar nicht geſchadet, denn ſie ſind ſehr ehrlich, und geben jenes Thier für nichts anderes aus als für ein Thier, das eben durch das Göttliche im Menſchen gänzlich beſiegt werden ſoll; — leider aber bei gar vielen Menſchen herrſcht. Sie bauen keine goldene Brücke vom Laſter zur Tugend, und vom dunkeln Sumpf zum ſonnigen Hügel, ſondern ſie wollen nur eben ſchildern wie es in dem Sumpfe ausſieht. Daß dabei auch des Witzes der Sünde gedacht wird, und daß ſich derſelbe luſtig genug macht, liegt in der Natur der Sache, denn im tiefern Sinne kann ſich überhaupt jedes Laſter nur durch gewiſſe untergeordnete Gattungen von Witz erhalten, ein Gedanke der uns höchſt wichtig erſcheint, und auch den größeſten Dichter bei der Zeichnung mancher ſeiner Charaktere, z. B. des Baſtards im Lear, Richards III. u. ſ. w. geleitet haben mag, worauf ich hier nur hindeuten kann, da eine genauere Unterſuchung außerhalb der Gränzen dieſes Buchs liegt.

§. 29.

Wie ganz anders bei Hoffmannswaldau! — Bei ihm zerfließt ſelbſt das gemüthlich Widerſtrebendſte *in* einander, und da er nichts Feſtes erfaßt hat, ſo iſt bei ihm das Laſter gewiſſermaßen nur ein luſtiger *Anhang* der ernſthaften Tugend, und die Buhlerei verträgt ſich bei ihm recht gut mit frommen Gebeten. Das ganze Leben wird bei ihm zu — *weichem Schlamm*, auf den er eine Menge Blumen wirft, die aber an ſolchem Ort keine Freude gewähren können.

Man hat dieſen Schriftſteller eines Theils dadurch anklagen, eines Theils dadurch entſchuldigen wollen, daß man ſeiner bekannten Vorliebe für die Italieniſche Poeſie der *neueren* Zeit erwähnte, ſo daß er bei ſolchen Vorbildern nicht wohl anders habe werden können. Dieſe Anſicht, von einem Literarhiſtoriker dem andern nachgeſchrieben, iſt aber, meines Bedünkens, gänzlich unſtatthaft. Hoffmannswaldau's Lieblinge in der italieniſchen Literatur waren Guarini und Marino. Dem erſtern, bekanntlich einem der anmuthigſten Dichter, deren ſich Italien jemals zu erfreuen gehabt, hing ſeine beſſere Natur an, und er überſetzte deſſen „getreuen Schäfer.“ Wer möchte ihn tadeln, daß er dieſes Werk den Deutſchen in ihrer Mutterſprache zu geben wünſchte; hätte er nur *beſſer* überſetzt. So aber iſt ſeine Arbeit durchaus mißlungen zu nennen, denn von dem Reiz des Originals iſt beinah jegliche Spur verwiſcht, ſo daß man die Ueberſetzung faſt für ein ſchlechtes Original halten möchte *). Was den Marino betrifft, ſo iſt allerdings bekannt genug, daß er inſonderheit in ſeinem berühmten Gedicht „Adonis“ eine laxe Geſinnung und inſonderheit einen Hang zu üppigem, falſchem Witze zeigt; allein Hoffmannswaldau hat ihn weder überſetzt, noch eigentlich nachgeahmt, und wir finden kaum einen Anklang aus deſſen Werken in den ſeinigen, die, ihrer originellen Verworrenheit wegen, einen ſolchen auch kaum aufnehmen konnten. Freuen mochte ſich Hoffmannswaldau allerdings, daß auch der berühmte Marino manches Ueppige geſchrieben habe, und daß er ſich im Nothfalle mit deſſen Autorität decken konnte; ſonſt aber ſteht er mit ihm nur in ſeltener Berührung, und iſt was er iſt, faſt völlig auf ſeine eigene Hand und aus ſeinen eigenen Mitteln.

---

*) Dennoch ſchätzte ſie Lohenſtein ſehr, und fügte ihr noch den vorredenden Alpheus bei, den ſein Freund nicht hatte zur Sprache kommen laſſen.

§. 30.

Von Hoffmannswaldau's Werken ſind bereits im Laufe dieſer einfachen Unterſuchung einige genannt, unter denen die „Heldenbriefe“ leider am berühmteſten geworden ſind. Außerdem finden wir noch: vermiſchte Gedichte, Hochzeitgedichte, geiſtliche Geſänge, Bußlieder, Begräbnißgedichte und poetiſche Grabſchriften. Ernſt iſt es ihm faſt nur mit den Bußliedern, bei denen er wirklich einige Zerknirſchung gefühlt zu haben ſcheint; ein leichtes Talent aber findet ſich faſt in allen ſeinen Erzeugniſſen; doch nur ein ſolches, das aus der weiteſten Ferne blendet; näher betrachtet aber als des verſtändigen Urtheils und des Geſchmacks gänzlich entbehrend erkannt wird.

So ſteht denn alſo dieſer Poet als ein trauriges Warnungszeichen für alle Zeiten da, und die Schmach die auf ihm haftet, wird um ſo größer, je entſchiedener die Anlagen ſind, welche er mißbrauchte Wohl verdienen auch manche deutſche Dichter vor ihm Tadel von mancherlei Art;

aber wahrhaft zuchtlos, flach und ſeicht, und zwar dies alles mit Fleiß und kokettirend mit dieſen Fehlern: dieſen ungeheuren Vorwurf verdient er zuerſt. Von allen Deutſchen zuerſt! ein Urtheil, das, obwohl deutlich genug begründet, ſich dennoch nicht ohne Schauder niederſchreiben läßt.

§. 31.

Und wie hat ſein Beiſpiel geſchadet! Er war der Chorführer, und wer nur fade Scherze und zuchtloſe Liebeleien in leichte Reime kleiden konnte, der galt als ein guter Poet und guter Nachahmer des Vielgefeierten. Wenn, wie bekannt, ſelbſt Männer wie Canitz und Thomaſius, in Beziehung auf ihn, ſo wunderbar irrten *), wer hätte damals wagen wollen gegen ihn aufzutreten? — Neumeiſter, der bekanntlich eine Kritik faſt aller deutſchen Dichter des ſiebzehnten Jahrhunderts geſchrieben (1708), giebt ihm geradezu den erſten Preis **), und Herdegen, ein frommer Prediger, der eine Geſchichte des Pegnitz-Ordens geliefert, erklärte noch im Jahre 1744, bei einer Gelegenheit, wo von Hoffmannswaldau gar nicht die Rede ſein konnte, und gleichſam nur durch ſein kritiſches (ſehr irrendes) Gewiſſen getrieben, jenes Mannes Gedichte würden je älter deſto anmuthiger. Solcher Urtheile ließen ſich leicht noch eine große Menge hinzuſetzen; doch ſei es für jetzt genug, zu erwähnen, daß des Dichters Name allein ſchon hinreichte, um einer Collection von Gedichten in ſieben Bänden, die in den Jahren 1695 bis 1727 erſchienen, viel Anſehen und Abſatz zu verſchaffen. Denn abgerechnet, daß auch die erſten Bände dieſer Sammlung doch nur ſolche Gedichte von ihm enthielten, die er ſelbſt des Druckes für unwerth gehalten, bringen die letzten Theile kaum ein Paar Blätter mit ſeiner Namensüberſchrift, und noch obendrein ſolche, von denen es kaum wahrſcheinlich iſt, daß ſie ihn wirklich zum Verfaſſer haben. Es war ja ſo leicht, Hoffmannswaldauiſch zu dichten; gab man aber dergleichen Fratzen für Reſte aus dem Nachlaſſe des Seligen aus, ſo hielt ſich faſt jedermann zur Bewunderung verpflichtet; und die große Menge von unbekannten Poeten, die ſich hinter den gefeierten Führer ſteckte, wurde nun mit bekannt, und gelegentlich mit geſchätzt.

---

*) **Thomaſius** erklärte öffentlich, Hoffmannswaldau und Lohenſtein ſeien ihm lieber als — ſechs Virgile!!

**) Er bewundert inſonderheit als vollendet klaſſiſch zwei Zeilen von ihm, deren eine nur eine Plattheit, die andre einen entlehnten Gedanken enthält:

„Die Schwindſucht der Vernunft, ſo man die Liebe nennt,“ und:

„Ich bete ſtets: O Gott, behüte mich vor mir.“

Noch möge hier angeführt werden, daß die Unterſchrift des Hoffmannswaldauiſchen Bildniſſes kein geringeres Lob enthält als folgendes, das wol bis zum jüngſten Tage kein Menſch ganz verdienen wird:

Pieridum, populi, Charitum, patriae, atque Senatus
Delicium, columen, cor, Deus, anchora erat.

§. 32.

Und wer war denn nun der Erſte, der die Hoffmannswaldauiſche Autorität gänzlich verwarf, und den ganzen Mann als einen Geſchmacksverderber anklagte? Nicht der Epigrammatiſt Wernike, (wie gewöhnlich von denen angeführt wird, die dieſen Dichter nicht ſelbſt geleſen) denn er ficht nur im Allgemeinen gegen die Nachahmer der Schleſiſchen Poeten, und faſt mit Scheu gegen ein Paar Stellen aus Lohenſteins Trauerſpiel „Ibrahim Sultan;“ den Hoffmannswaldau ſelbſt aber hält auch er für das größte Genie der Zeit. Jener erſte Bekämpfer war niemand anders als der wohlbekannte, viel beſprochene und faſt (wenn ich ſo ſagen darf) zerſprochene Gottſched. Wohl ruht auf dieſem Manne gar mancher ſehr gerechte Tadel, und der Hochmuth, der ſich beſonders in ſeinen ſpäteren Lebensjahren zeigte, hat ihm nicht ſelten auch gerechten Spott zugezogen; doch jenes genannte Verdienſt wollen wir ihm gern zuerkennen. Indeß iſt leider, wie immer, ſeine Kritik nur Wortkritik, und die innere Hohlheit des zu Bekämpfenden läßt er gänzlich unangetaſtet. Verdienſt bleibt ihm aber dennoch, weil wenigſtens Muth dazu gehört, um einen ſeit ſechszig Jahren allgemein gepflegten, und durch die lange Zeit verhärteten, ja faſt verſteinerten Irrthum anzugreifen.

§. 33.

Daniel Caspar von Lohenſtein,

(geboren 1635 am 26 Januar, zu Nimptſch in Schleſien, geſtorben zu Breslau 1683 am 28. April.)

Von ſeinem äußern Leben iſt nur wenig und zwar Folgendes zu ſagen: Er beſuchte die Schule zu Breslau, war bereits im ſechszehnten Jahre reif zur Univerſität, ging nach Leipzig und Tübingen, dann auf Reiſen durch Deutſchland, Holland und Ungarn, beſtand glücklich einige Gefahren, kehrte dann nach Breslau zurück, ward Syndikus, und heirathete 1657. Von da an folgte eine Ehre der andern, die man ſowohl dem Staatsmanne als Dichter brachte. Selten vielleicht hat ein Mann ſein ganzes freilich nur kurzes Leben ſo mannigfaltig genoſſen, wie er. Seinem — wie ſich deutlich zeigt — menſchenliebenden Gemüth begegnete überall die Freundſchaft, er hatte die Freude als Staatsbürger Bedeutendes zu wirken, und als Sprößling eines edlen alten Hauſes vermochte er manches, was in beſchränkterer Lage zu erreichen unmöglich geweſen wäre. Seine Amtstreue war ſo groß, daß er ſeine dichteriſchen Arbeiten faſt nur bei Nacht unternahm, und außerdem doch noch Zeit übrig behielt, faſt ſämmtliche nur irgend erlernbare Sprachen der alten und neuen Zeit ſich zu eigen zu machen. Ruhm und Ehre wurden ihm in ſo hohem Grade zu Theil, daß vielleicht ſelbſt Opitz nichts gleiches aufzuweiſen hat, und es ſcheint dennoch nicht, daß ihn alle dieſe Auszeichnungen unbeſcheiden gemacht hätten. Sein Tod wurde als ein öffentliches Unglück betrachtet, und die Gedichte, mit denen er gefeiert werden ſollte, ſind kaum zu zählen.

§. 34.

Wenn wir nun nach dieſen Anführungen, die nur gerecht ſind, ſeine Werke genau durchgehen, ſo müſſen wir billig — erſchrecken, und es ſcheint faſt unbegreiflich, wie ein ſolcher Mann ſo manches unſerm Geiſt, Herzen und Geſchmack völlig Widerſtrebendes habe hervorbringen können. Es dünkt uns faſt, es müſſe dennoch ein gewiſſer Hang zum Unſittlichen, beſonders zur ſinnlichen Ueppigkeit und grellen Grauſamkeit in ihm gewohnt haben, indem viele Scenen in ſeinen Schriften jene böſe Farbe ganz ohne Noth tragen; allein es wird ſich dennoch ergeben, daß keinesweges ſein Gemüth ſündigte, ſondern nur ſein Geſchmack, der von Jahr zu Jahr mehr verderbend, mitunter faſt das Aeußerſte des Irrthums zu erreichen ſtrebte. Jedes Aeußerſte aber, wenn es mit Kraft erreicht worden iſt, hat etwas Imponirendes, am meiſten aber in einem ſo ungeläuterten und unglückſeligen Zeitraume als der war, in welchen ſeine poetiſche Wirkſamkeit fiel *).

Es iſt entſchieden, daß Lohenſtein nicht nur als Lebender ſeine ganze Zeit geiſtig beherrſchte, ſondern daß er auch noch lange nach ſeinem Tode als das größeſte tragiſche Genie, welches jemals in Deutſchland aufgetreten ſei, betrachtet wurde. Rechnen wir einige wenige, ohnehin faſt ſcheue Stimmen ab, die ſich gegen Einzelnes in ſeinen Schriften erhoben, ſo dürfen wir ſagen, daß während eines halben Jahrhunderts kein gedruckter Deutſcher an der poetiſchen Vollendung dieſes Dichters zweifelte.

§. 35.

Steht es aber alſo mit ihm, ſo iſt nichts unerſprießlicher als der hoffährtige Leichtſinn, mit dem er während der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts durchgängig be-

---

*) Auch bei Lohenſtein hat man die Unſittlichkeiten durch ſeine Vorliebe für Marino erklären wollen; — eine ſich ſeltſam im Cirkel bewegende, nichts erklärende Erklärung — Hiſtoriſch wichtig bleibt es allerdings, daß man damals Arioſt und Taſſo faſt ganz vergaß; wie wenige können aber auch jetzt ſich in dieſer Hinſicht einer vollſtändigen Kenntniß rühmen; wie wenige kennen z. B. Taſſo's Sonette, Canzonen, Madrigale und Stanzen. Ich ſelbſt geſtehe, daß ich erſt durch die treffliche Ueberſetzung von Karl Förſter (Zwickau 1821, zwei Bändchen) auf dieſelben aufmerkſam gemacht worden bin, und ſo möge mir denn erlaubt ſein, für dieſe Belehrung und Genuß dankend, auch andere zu demſelben Genuſſe einzuladen, ohne ſonderlich in Sorgen zu ſtehen, ob gerade hier auch der rechte Ort ſei, dieſen Fingerzeig zu geben. — — Uebrigens darf man vielleicht behaupten, es ſündige faſt jede Zeit durch Vernachläſſigung irgend eines großen Dichters, oder großen religiöſen, oder hiſtoriſchen Schriftſtellers, — eine Anſicht, die wohl nähere Betrachtung verdienen möchte.

handelt worden iſt Ein Kritiker ſchrieb dem andern nach, der Breslauſche Poet habe nichts weiter als halbtollen Schwulſt, und widerwärtige Geſchraubtheit. Man vergaß aber dabei, daß man mit pathetiſchem Halbunſinn allein doch wohl ſchwerlich ein halbes Jahrhundert hindurch faſt allgemein für einen König der deutſchen Poeſie gehalten werden könne, möge auch jene Zeit in welcher er herrſchte noch ſo tief ſtehen. Zwar findet bekanntlich ein Thor wohl noch einen größern Thoren der ihn bewundert; aber wenn er nichts weiter iſt, gewiß nicht hundert tauſende, gewiß nicht ein edles Volk. Um deswillen verſuchte ich ſchon 1805 eine genauere Kritik dieſes Dichters zu geben; und es ſoll gegenwärtig ſein ganzes Weſen noch tiefer entwickelt werden, in ſo weit ich es vermag und der Raum ſich findet.

Lohenſteins Kinderjahre fielen noch in den dreißigjährigen Krieg, ſein reger Geiſt empfand ohne Zweifel lebhaft das Mißgeſchick ſeines Vaterlandes, und flüchtete ſich früh in eine andere Welt, die er erſt ſelbſtſtändig erſchaffen mußte. Es iſt faſt beiſpiellos in aller Literaturgeſchichte, wie früh dies geſchah, denn nach den ſicherſten Nachrichten hat er ſein Trauerſpiel „Ibrahim Baſſa,“ als Schüler, im funfzehnten Jahre ſeines Alters gedichtet. Erwägt man nun die Kraft, die zu der bloßen Organiſation einer Tragödie gehört, die wohlklingenden Alexandriner, die Gewandtheit des Reimes, vor allem aber die Gemeſſenheit des Ganges, der doch der Kühnheit der Fantaſie keinesweges Nachtheil bringt, ſo werden wir mit gerechter Achtung für ein ſo frühzeitig ſich verkündendes großes Talent, zugleich aber auch mit tiefem Bedauern erfüllt werden, daß ein ſo reich begabter Geiſt ſpäterhin oft ſo tief ſinken konnte. —

§. 36.

Der Stoff, welchen er in der genannten Tragödie be-
ndelt, iſt bekanntlich aus einem franzöſiſchen Roman von
cuderi entlehnt, aber mit ungleich muthigerer Fantaſie
ſgefaßt, als der Vorgänger beſaß. Die Art, wie hier das
ktiſche Weſen, und, um nur Eines zu erwähnen, die
eichheit und Zerfloſſenheit, vereint mit unmenſchlichem
tolz und Grauſamkeit, im Charakter des Soliman behan-
t worden, iſt zwar rein fantaſtiſch, aber nicht ganz co-
mwidrig und nicht wirkungslos. — Mich dünkt, (falls
erlaubt iſt, noch einen Augenblick bei dieſem Gegenſtande
verweilen) es ließe ſich aus dieſem Stoffe ein wahrhaf-
Trauerſpiel bilden, dem vielleicht die Aufſchrift „der
lige Schlaf“ zukommen dürfte, nebſt dem Motto:
Macbeth hat den Schlaf ermordet, und ſoll nun nie wie-
ſchlafen.“ Soliman hat geſchworen, daß, ſo lange er
de, Ibrahims Leben geſichert ſein ſolle. Jetzt haßt er
, wünſcht ſeinen Untergang, und fühlt ſich gedrückt
ch jenen Schwur. Da giebt man ihm den witzig-grau-
nen Gedanken, daß er ja ſchlafend nicht eigentlich lebe,
d das ſchöne ſanfte Bild des Todes wird hier zum har-
Mord des Feindes; denn ſobald der Sultan eingeſchla-
, vollziehen die Diener der Rache das Urtheil an dem
rahim. Die Erinnerung an Macbeth drängt ſich hier
, obwohl im reinen Gegenſatz, denn hier tödtet, wenn
mich ſo ausdrücken darf, der ſchlafende Macbeth
rch den Schlaf den wachenden Dunkan. Der tiefe
ntergrund, der ſich bei dieſer Tragödie ſo leicht beut,
d dem ganzen Stücke tragiſche Erhöhung und Beruhi-
ng gegeben haben würde, iſt von Lohenſtein, dem funf-
nzjährigen, überſehen worden. Aber auch ſo, wie das

Stück jetzt iſt, verdient es eine nicht geringe Theilnahme, und es iſt dankenswerth daß Tieck im zweiten Theile ſeines deutſchen Theaters daſſelbe wieder hat abdrucken laſſen.

§. 37.

Lohenſtein ſelbſt ſchätzte in ſeinen Mannesjahren dieſe Tragödie, welche er früherhin mit ſeinen Mitſchülern aufgeführt hatte, ſehr gering, und bittet deshalb in dem Vorbericht um Nachſicht, da ſie ihm in ſeinem funfzehnten Jahre „aus der Feder gewachſen“ ſei, weshalb man auch den Ausdruck, der in ſeinen ſpäteren Trauergedichten herrſche, vermiſſen werde. Allerdings iſt der ein ganz anderer; aber vermiſſen wird ihn nur wer Unnatur, Schwulſt und Bleiſchwere dem natürlichern Ausdrucke vorzieht.

Es haben ſich ſchon oft Beiſpiele gefunden, daß die Dichter über den Werth ihrer eigenen Werke ſehr irrig geurtheilt, indem ſie denſelben nicht ſelten nach der Mühe beſtimmen, die das einzelne Erzeugniß ihnen gekoſtet. Bei Lohenſtein iſt ein ſolcher Irrthum nicht ſchwer zu begreifen; aber höchſt wichtig bleibt doch die Frage, wie er, anfangs auf einem ſo guten Wege, bald darauf zu einem ſo unſäglich irrenden Abwege gerieth. Höchſt wichtig, denn es iſt hier nicht bloß von ihm die Rede, ſondern faſt von dem ganzen dichtenden Deutſchland, das er mit ſich zog auf ſeinen ſchlimmen Pfad.

§. 38.

Zwar hat die Einleitung dieſes Buches ſchon manches mitgetheilt, was die Antwort begründet, aber es werde hier noch ein einfacher Satz aufgeſtellt, der über das geſammte poetiſche Beſtreben jener Zeit Licht verbreitet. Er lautet: Der Menſch, wie der Dichter, hat die Aufgabe, daß alles was er thut und leiſtet, gut und ſchön ſei, denn in der Bedeutung dieſer ſchlichten Worte liegt bereits die vollſtändige Welt. Es giebt aber Charaktere, denen das Gute, deſſen Uebung doch bekanntlich jede Kraft in Anſpruch nimmt, noch lange nicht gut genug dünkt, die weit tugendhafter ſein wollen als — tugendhaft, und deshalb auf Tugend-Abenteuer ausgehen. So finden ſich auch Dichter, welche das Schöne noch weit ſchöner haben wollen als ſchön, und die Poeſie poetiſcher als poetiſch, ein Wunſch dem keine Erfüllung kommen kann, da er in das Leere geht, und in ſeinem innern Weſen gehaltlos iſt.

Wer beſſer ſchreiben will als gut, ſchreibt ſchlecht. — Das finden wir bei Lohenſtein beſtätigt. Unbekümmert, oder auch wohl wie die meiſten ſeiner Zeitgenoſſen wenig wiſſend von der frühern Zeit der deutſchen Poeſie (den Nibelungen, Minnegeſängen u. ſ. w.) fand er bloß Opitz als den allgemein gefeierten Meiſter. Auch er erkannte ihn an als gut, und in dieſem Geiſte trat er mit dem obengenannten Drama auf, obwohl ohne Zweifel ſchon manches kleinere Gedicht vorangegangen ſein mochte, denn wo wäre der Funfzehnjährige, der zu allererſt mit einem Trauerſpiele in fünf Aufzügen auftritt? — Aber er fand auch Gryph, der beſonders in ſeinen Trauerſpielen ſchon nicht mehr frei von ſchwülſtiger Rede iſt. Das war in des Dichters klügelndem Sinne ſchon beſſer, und von dieſem ſogenannten Beſſern finden ſich leider auch im Ibrahim Baſſa ſchon manche unangenehme Spuren. Es blieb alſo nur noch übrig: das Beſte, — das Allerbeſte, — das Allerallerbeſte, und ſo in das Verkehrtunendliche und unendlich Verkehrte fort.

§. 39.

Es iſt Schade, daß wir nicht bei jedem ſeiner einzelnen Gedichte, Schauſpiele und Büchern des Arminius das Jahr ihrer Entſtehung mit Genauigkeit angeben können: doch zeigt ſich der Uebergang deutlich genug, bis er endlich in jenem widerlichen Allerbeſten ſich verfeſtigte, wobei jedoch, wie wir gleich jetzt mit Vergnügen hinzuſetzen wollen, ſeine beſſere Natur nie ganz unterdrückt werden konnte.

In der Vorrede zu der Ausgabe ſeiner Werke vom Jahr 1733 wird behauptet oder als bekannt vorausgeſetzt, daß auch die Trauerſpiele „Agrippina" und „Epicharis" in ſeinem funfzehnten Jahre geſchrieben worden ſeien. Da aber Lohenſtein ſelbſt das Jahr der Entſtehung der letztgenannten Werke nicht angiebt, ſo bezweifeln wir die Richtigkeit jener Angabe; ja es erſcheint uns die ganze Sache faſt wie eine Unmöglichkeit. Jene Trauerſpiele enthalten beinah das Gräßlichſte und Abſcheulichſte, was jemals ein mit der Geſchichte der Nero's-Zeit Vertrauter nur hat zuſammen ſchleppen und mit den Gebilden eigner verbrannter Fantaſie hat verſetzen können: Scenen, (wie z. B. in der Agrippina die zweite im dritten Akt) deren widrige Ueppigkeit durch kein genügendes Wort bezeichnet werden kann, raffinirte Grauſamkeiten, wie ſie ein funfzehnjähriger Jüngling kaum zu denken und noch weniger zu ſchildern im Stande ſein hätte *).

---

*) Uebrigens gebe ich meinen Zweifel nur für einen ſolchen, und es iſt Pflicht, hier noch anzuführen, daß ſelbſt der Verfaſſer der „Anleitung zur Poeſie" u. ſ. w. Breslau bei Hubert, 1725. die alte Nachricht wiederholt. (S. 83 des angeführten Werks.)

Lohenſtein ſelbſt ſcheint geglaubt zu haben, daß die Schilderung aller jener Scheußlichkeiten dem Dichter nicht erlaſſen werden könne, und doch eine reine Moral vortrete, wenn er nur die Böſewichter ſpäterhin zu einiger Strafe ziehe, oder ſie wenigſtens an Gewiſſensbiſſen leiden laſſe. Allerdings ſollen wir den Dichter nie entgelten laſſen, daß er den Böſen bös fühlen, denken und handeln läßt, aber wir dürfen ihn mit Recht tadeln, wenn er ausmalt was nur leiſe angedeutet werden ſollte, und wenn die Wolluſt- und Henkerſcenen, ewig wiederkehrend, der hundert und wieder hundert eingeſtreuten Sittenſprüche faſt zu ſpotten ſcheinen. Welch' einen vortrefflichen Unterricht hätte ihm hier Tacitus geben können, dem er ja größtentheils den Stoff zur Agrippina und Epicharis verdankt. Mit welcher großartigen ſittlichen Vornehmheit erzählt der gediegene Mann die ſämmtlichen Fehler Nero's, ſtellt er dar die ſinkende Welt, und wie ſich die Kraft der Guten faſt nur noch in der Kraft zu ſterben zeigte, und wie weiß er ſelbſt aus dieſen Trümmern noch Troſt hervorzurufen! Lohenſtein kannte den Tacitus und liebte ihn unter allen Schriftſtellern vielleicht am meiſten; aber er wollte ihn ja überbieten; und ſo entſtand die ſiebenmal übermalte tragiſche Fratze, die er uns in den beiden letzt genannten Tragödien für ein reines Bild Melpomenens auszugeben wagt.

§. 40.

Daſſelbe gilt von dem (nicht mit dem „Baſſa“ zu verwechſelnden) Trauerſpiel „Ibrahim Sultan,“ einem Stücke, über welches man kaum reden kann, ohne den Anſtand zu verletzen. Es ſtellt das Bild eines in ſinnlichen Lüſten und überlegter Grauſamkeit, theils wüthend theils beſonnen doch immer feig hinlebenden Despoten dar. Manche der in das Gemälde verwebten Züge ſind ohne Zweifel pſychologiſch richtig; aber das ganze zu betrachten iſt ohne die Empörung des innerſten Gefühls unmöglich. Faſt noch widriger indeſſen iſt die Schilderung der Ambre, der vierzehnjährigen kindlich ſchuldloſen Jungfrau, theils weil ſie nur zu häufig ſelbſt von ihrer Unſchuld mit Hochmuth ſpricht, — indem ſie ſogar behauptet, daß „vor ihrer Adern Bronn Cryſtall nicht rein und Schwanen fleckig ſind *)“ — theils weil ſie das Laſter, welches man ihr zumuthet, mit greller Genauigkeit ſchildert.

Ein wenig beſſer iſt die Tragödie Sophoniſbe.

Die Sprache iſt etwas gemäßigter, es tritt ſogar zuweilen ein wenig Handlung hervor; aber der Stoff iſt dem Dichter zu mächtig geworden, und, indem er bald bei einer Situation zu lang verweilt und den breiten Strom ſeiner Sentenzen ergießt, verſäumt er den Augenblick, die Handlung fortzuführen und den reinen Kreis der Tragödie zu ziehen.

§. 41.

Damit aber der neuere Leſer, dem Lohenſtein gänzlich unbekannt iſt, doch etwas näher mit ſeinen Tragödien vertraut werde, wollen wir ein wenig verweilen bei ſeiner „Cleopatra,“ in der, wie es ſcheint, der Dichter ſich am ungenirteſten hat gehen laſſen, und mit allen ſeinen ungeheuern Fehlern, aber auch mit ſeinen einzelnen guten Eigenſchaften aufgetreten iſt.

Erſter Act. (Hier Abhandlung genannt.) Antonius verzweifelt über das treuloſe Betragen einiger ſeiner Solda-

---

*) Was dann weiter in dieſem für engelrein geltenden Mund gelegt wird, iſt ſo beiſpiellos roh und widrig, daß es keine Mittheilung verſtattet.

ten, die ihn, der bereits einen halben Sieg über den Auguſt davon getragen, im entſcheidenden Augenblicke verlaſſen haben, will ſich erſtechen; unterläßt es aber für jetzt, und berathſchlagt noch einmal mit ſeinen Kriegsoberſten was zu thun ſei. Cleopatra unterbricht die Verſammlung, und verkündet, durch Vorzeichen belehrt, ihrem Geliebten und ſich ſelbſt den Untergang. Antonius, der noch eben verzweifelte, wird jetzt zum Troſtredner, verleiht dem (gänzlich überflüſſigen) Sertorius, der ihm Sicherheit bei den Cantabiern anbietet, Gehör, und ſodann dem Proculejus, der mit den bekannten Verſchlägen von Auguſt an ihn abgeſandt worden.

Lohenſtein, der ohne Zweifel die trefflichen Schlag-auf-Schlag-reden im Sophokles und Euripides ſehr liebte; aber vergaß, daß ſie nur durch edle Sparſamkeit und am ſchicklichen Orte wirken können, überbietet hier ſeine Vorgänger weit, indem er den Proculejus und Anton ſechs eng gedruckte Seiten lang, in Sentenzen, Concetti's und Bonmots gegen einander ankämpfen läßt. Es iſt überaus ergötzlich, daß ſie zuletzt auch über das Maaß der Schönheit Cleopatrens und Octaviens in Streit gerathen, wobei dann folgende zierliche Wechſelreden vorfallen:

Procul. Octavie giebt nichts Cleopatren zuvor.
Anton. Cleopatra beſitzt was jene längſt verlor.
Procul. Was kann dem Römer an der Mohrin (!) viel gefallen?
Anton. Rubin deckt ihren Mund. **Procul.** Octaviens Korallen.
Anton. Die Glieder ſind aus Schnee; **Procul.** Dort gar aus Helfenbein.
Anton. Die Bruſt' aus Alabaſt. **Procul.** Und dort aus Marmelſtein.
Anton. Ihr Sternen des Geſichts! **Procul.** Dort ſind die Augen Sonnen!

Anton. Hier hat die Hold den Siz: **Procul.** Und
dort den Thron gewonnen.
Anton. Hier ſtrahlt der Jugend Bliz auch durch die
düſtre Welt;
Procul. Ach daß man ſchimmernd Glas für Gold und
Perlen hält,
Daß der gewölkte Schaum gefärbter Regenbogen
Dem Schneckenblute wird des Purpurs fürgezogen!

Antonius bricht das fatiguante Geſpräch ab, mit der Verſicherung, daß Proculejus noch heute ſeinen Entſchluß melden ſolle, und der Geſandte geht mit den widerwärtigen Worten ab:

Sehr wohl, allein erwägt, daß einer Frauen Hold
Nur ſchlüpfrich Zucker ſei; der Zepter aber Gold.

§. 42.

Antonius, angegriffen durch den fatalen Dialog, macht es ſich jezt mit den Redensarten bequem, und ſpricht matt genug:

„Wir ſchweben leider jezt recht zwiſchen Thür und Angel.“

Er fragt ſodann die Seinigen um Rath; da dieſe aber von neuem anfangen, ſich ſogenannte Schlagreden zuzuwerfen, ſo kann unmöglich viel Geſundes dabei heraus kommen. Ueberhaupt iſt dafür geſorgt, daß der eine immer ein Wort ausſprechen muß, welches der andere umkehren und wie einen Pfeil wieder zurückſchicken könne (peloter les bon-mots et les renvoyer, pour voir à qui resteroit le dernier. — Le Grand.) Der Feldhauptmann Candidius, der gleichfalls zur Unterwerfung räth, glaubt ſeine Unpartheilichkeit am beſten dadurch zu beurkunden, daß er, ganz im Gegenſatz des Proculejus, Cleopatrens Schönheit eine Standrede hält, wobei der Dichter die willkommene Gelegenheit findet, ganz nach ſeiner Weiſe zu malen und zu übermalen.

— — — Die holden Wangen lachen,
Auf denen Schnee und Gluth zuſammen Hochzeit machen,
Ihr himmliſch Antlitz iſt ein Paradies der Luſt,
Der Adern blauer Türks durchflicht die zarte Bruſt,
Zinober quillt aus Milch, Blut aus den Marmel Ballen,
Der Augen ſchwarze Nacht läßt tauſend Blitze fallen,
Die kein beherzter Geiſt nicht ohne Brand empfindet,
Ihr ſüßer Athem iſt ein eingebiſamt Wind.
Es kann der Schnecke nichts auf Zung und Muſchel rinnen,
Das den Rubinen wird der Lippen abgewinnen.
Ihr wellicht Haar entfärbt der Morgenröthe Licht;
Es gleicht kein Helfenbein ſich ihren Gliedern nicht u ſ w.

§. 43.

Der zweite Act geht faſt ganz hin mit gehaltloſen Intriguen, welche Auguſts Freygelaſſener Thyrſus, ſodann Cäſarion, Archibius und Cleopatra ſelbſt gegen den Antonius ſpinnen. In ſolchen Darſtellungen ſcheint ſich der Dichter ganz beſonders zu gefallen, denn je ungeſchickter er ſelbſt, der nach allen Nachrichten offene und redliche Mann, zu ſolchen Kabalen ſein mochte, je mehr glaubt er ſich in die Bruſt werfen und zeigen zu müſſen, er kenne das Hofleben gar wohl. Ueberhaupt hatten die guten Deutſchen ſeit dem weſtphäliſchen Frieden ſo viel von der „Staatsraiſon" im Gegenſatz der chriſtlichen Moral gehört, daß ſie dergleichen doch wenigſtens in ihre Bücher aufnahmen. Die hier geſchilderten Intriguen ſind höchſt verworren, und es geht dabei nicht ohne einige Langeweile ab. Cleopatra faßt endlich den bekannten Entſchluß, den Selbſtmord zu wagen, während Proculejus von Antonius mit abſchlägiger Antwort an den Auguſt zurückgeſandt wird.

Im dritten Act führt Cleopatra ihren Entſchluß aus, indem ſie im Tempel der Iſis, den ſie zu ihrer Todtengruft geweiht hat, den Schlaftrunk nimmt, den ſie für einen Gifttrank ausgiebt, bei welcher Procedur der Dichter Gelegenheit findet zu ſüßlich unbeholfenen, weinerlichen Reden mit den Kammerdienerinnen, von denen nur die Vertrauteſte, Charmium, um den wahren Plan weiß.

Cleop. So komm, O ſüßer Tod, O liebſtes Wohlgefallen!
Kommt und erquicket mich, vergiftete Kriſtallen.
Ich küſſe Gift und Glas. Charm. Was thut ſie, Königin?
Cleop. Was das Verhängniß heißt. Iras. Wo denkt ſie, Göttin, hin?
Cleop. Nun in die Ewigkeit. Beliſ. Soll die ein Gift-Glas ſchenken?
Cleop. Dis nimmt zu rechter Zeit den Preis den Perlentränken.
Salamb. Gift rührt von Typhon her. Cleop. Auch Typhons Trank iſt gut,
Wenn er die Seel auflöſt, wie des Saturnus Gluth.
Sida. Ach weh uns wo wir ſie ſo ſchnöde ſterben laſſen!
Cleop. Verflucht ſei die, die uns will wehren zu erblaſſen.
Wah. Reißt ihr das Gift-Glas aus, die Angſt hat ſie verrückt.
Cleop. Zähmt euch Verwegene! Charm. Verſchmerzet was Gott ſchickt.
Iras. Ach ſie beſinne ſich! Cleop. Umſonſt! ihr wehrt vergebens.
Charm. Ach Gott was ſehen wir? Cleop. O Nectar unſers Lebens!
O Labſal unſrer Seel! O Zuckerſüßes Gift!
Wohl dieſem, der durch dich ſo trüber Noth entſchifft!
Der in dem Todten-Bild ſich ewigs Heil vermummt!
Wohl dieſem! Charm. Sie erblaßt. Iras. Durchlauchtſte! Charm. Sie verſtummt.

Sida. Sie röchelt! Charm. Sie erſtirbt. Iras. Seht
wie das Herze klopft.
Bab. Reißt ihr die Kleider auf. Beliſam. Der Adern
Quell verſtopft
Sich leider. —

§. 44.

Da Gryph kein Trauerſpiel hatte ſchreiben können ohne die Zuthat von einem oder mehreren Geſpenſtern, ſo glaubte auch Lohenſtein ſich dieſelben nicht erlaſſen zu dürfen, ja er überbietet ſeinen Vorgänger wie immer ſo auch in dieſer Hinſicht. Es iſt faſt ſchon zu viel, daß er drittehalb Acte hat vorbei gehn laſſen ohne dergleichen unheimliche Geſtalten; dafür aber, damit das Verſäumte wieder gut gemacht werde, ſehen wir auch jetzt um den ſchlafenden Antonius drei Geſpenſter mit einemmale erſcheinen. Es ſind die Geiſter der von Anton hingerichteten Könige Antigonus, Jamblichos und Artabaces, die wir gern gelegentlich bedauern wollen; für die wir aber in dieſem Augenblicke, wo gar nicht von ihnen die Rede geweſen, kein Intereſſe auftreiben können. Sie ſtellen ſich vor das Bette des ſchlafenden Helden, prophezeihen die allerſchlimmſten Dinge und ſchließen chorartig:

Wache Tyranne, denn Donner und Rache
Krachet, erwache Verräther! erwache!

Antonius, ſo arg geſtört, ruft dem ſchlafenden Diener zu:

Auf, Eros, Diener, auf! es iſt nicht Schlafens Zeit,
Nun auch der Abgrund ſelbſt auf uns ſein Feuer ſpeit!
Auf auf! Mord, Gift und Brand iſt emſig uns zu tödten,
Auf! laßt der Ampeln Glas durch brennend Oel errëthen!
Auf, Eros! iſt kein Menſch, der um den Fürſten wacht?

Eros: Ach! leb' ich? bin ich todt? wer ſtört die ſchwarze Nacht?

Auch die Trabanten werden erweckt und vereinigen ihre Schreckensempfindungen mit denen des Gebieters. Der treue Eros erzählt, wie er die drei „grimme" Geiſter in das Gemach habe eindringen ſehen, zeigt ihm den Dolch, welchen das eine Geſpenſt an den Boden geworfen habe, und Antonius erkennt ihn für den ſeinigen. Ein zweiter Diener verkündet ein anderes böſes Geſicht, welches er gehabt, wie um Mitternacht des großen Tempels Thor von ſelbſt entzwei geſprungen ſei, wie er dann von fackeltragenden wilden Satyrn ein Geſchrei gehört habe, und Bachus ſelbſt, nebſt dem trunkenen Silen durch die Stadt zum Thore hinaus nach Cäſars Lager hingezogen ſei. Antonius erkennt ſich als verloren, da die Götter vor ihm fliehen. Er erinnert ſich, daß ſein väterliches Haus vom Bachus abſtamme, daß er ſich ſelbſt im frevelichen Uebermuth ſtets „wie Bachus angekleidet, und ihm alles nachgethan" habe. Das hat den Schutzgott nun ſo ſehr verletzt, daß er ſich von ihm wendet und zum Cäſar hinzieht.

§. 43.

So weit wäre nun in dieſer Scene manches recht gut; aber Lohenſtein läßt es dabei nicht bewenden. Antonius muß noch eine Menge Betrachtungen über den ſchweren Stand der hohen Häupter anſtellen, wodurch der Zuhörer einen noch ſchwerern bekommt, da die Betrachtungen gar kläglich ausgeſponnen ſind. Aber der härteſte Schlag erwartet den Antonius noch, da ihm jetzt der hereintretende Proculeius den Selbſtmord der Cleopatra erzählt. Anfangs kann der verlaſſene Held nicht recht in das Pathos hinein-

nmen, denn er fragt ſehr nüchtern: „Löſcht das Verhäng-
ß denn die Unglücksgluth mit Oele?“ Nachher aber geht
etwas beſſer, da er die „leichten Götter“ anruft, „die
n Erbarmniß reget:“

nglücklicher Anton, verlaſſenſter auf Erden!
Nun muß dein Lebensſchiff ſchiffbrüchig zu Grunde gehn,
Da dieſer Anker nicht hat können feſte ſtehn.
leopatra, mein Licht, Cleopatra mein Leben,
Du Seele meiner Seel *) um deinen Schatten ſchweben
Die Lebensgeiſter ſchon, die mich die herbe Noth
Dir aufzuopfern zwingt. Komm, angenehmer Tod,
rwünſchter Jammerport ich ſuche dein Geſtade;
Wer deine Küſte ſieht, der ſegelt recht gerade
Der Glückesinſel zu. Cleopatra, mein Licht,
ch ich erblicke ſchon Dein ſternend Angeſicht!
chaut ihren neuen Stern in den geſtirnten Zimmern,
nd den verklärten Geiſt um dieſe Pfoſten dämmern;
ört wie die Turteltaub um ihren Buhlen girrt,
Der in der Sterblichkeit einöder Wüſten irrt.
Schaut, wie die Augen ihr als Lebenskinder glänzen,
Schaut, wie ihr Roſenmund gleich einer Sonne ſpielt,
Die ſteter Athemsweſt mit feuchtem Balſam kühlt —
— — — — — — — —
— — — — — — — —
Wie noch die Liebesflamm' aus Herz und Adern quillt,
nd unſer ſchattig Nichts mit güldnem Licht umhüllt.
Schaut ihrs? Hier ſteht ſie ja. Sie reicht uns Arm und
Hände,
ie küßt, ſie armet uns. Cleopatra, nein wende
Dein Antlitz nicht hinweg u. ſ. w.

---

*) Vielleicht iſt Lohenſtein der erſte Deutſche geweſen,
dieſen rührend einfachen Ausdruck des zärtlichen Leidens ge-
uchte, der nachher ſo oft wiederholt worden iſt. Nur ein
iges Gefühl konnte ihn erfinden. Shakſpear, in deſſen Wer-
wir ihn bekanntlich auch antreffen, hatte damals noch kei-
n Eingang in Deutſchland gefunden.

§. 46.

Nach dieſem Monolog, der ſtellenweis gewiß nicht ohne Empfindung iſt, leider aber nur kein Ende finden kann, verſinkt Lohenſtein wieder durch die dialogiſche Form, wofür er bloß künſtlich gemachtes Talent, d. h. keines hatte, in ſeine gewöhnliche Unart, die antithetiſche Gezwängtheit, doch iſt das Verhältniß zwiſchen Anton und Eros, ſelbſt in dieſem Moment, wo die äußeren Beziehungen des Lebens aufzuhören ſcheinen, doch bei weitem Römiſcher gedacht und dargeſtellt als in manchem neuern Stück dieſes Stoffs, wo die zerfließende Weichheit prädominirend erſcheint.

Mit Antonius ſinkt das Intereſſe des Stücks, welches Cleopatra allein mit allen ihren Intriguen, die Auguſt mit eben ſo viel Gegenintriguen bekämpft, nicht erhalten kann. Hiſtoriſch treu iſt der Dichter hier, und es finden ſich einzelne gelungene Pinſelſtriche; allein an ein Ganzes iſt nicht zu denken, da das endloſe Gerede gewiſſermaßen keinem Charakter erlaubt, einen Charakter zu haben. Um ja nichts zu vergeſſen, was er jemals über die Aegyptiſchen Verhältniſſe geleſen, ſo führet der Dichter am Ende noch zwei „Pſyllen" herein, welche die durch die Nilſchlangen veranlaßten Wunden der Cleopatra ausſaugen müſſen, welches der unzarte Dichter auf dem Theater thun zu laſſen kein Bedenken trägt. Wer ſind aber dieſe Pſyllen? Völker im innern Lybien, Nachbaren der Garamanten, nach einem Könige Pſyllus alſo genannt, als Schlangentödter und Giftausſauger beim Plinius und [illegible] vorkommend. Hier helfen ſie zu gar nichts, denn Cleopatra bleibt, wie bekannt, todt; und von hundert Zuſchauern weiß vielleicht kaum einer von den Pſyllen etwas zu ſingen und zu ſagen; aber

läßt ſich dabei eine gelehrte Anmerkung anbringen, da-
n müſſen auch ſie ſelbſt angebracht werden.

§. 47.

Solcher Anmerkungen hat Lohenſtein bei allen ſeinen
uerſpielen eine große Menge, von denen einige mit Ach-
g betrachtet werden müſſen, da ſie von den immenſen
nntniſſen und der ungeheuern Beleſenheit des Dichters
gen. Wir ſehen die furchtbaren Anſtalten und den gan-
Apparat vor unſern Augen, der erſt emporgethürmt
rden mußte, ehe der Dichter ſein Werk begann; wir wol-
ihn loben, daß er ſo fern von Leichtſinn war und es
ſo ſchwer machte, aber auch bedauern, daß dieſe Gebirgs-
ſſen von Gelahrtheit über ihn zuſammenſtürzen.

Wie aber ein großer Theil ſeiner Gelehrſamkeit in dieſe
merkungen flüchtet, ſo zieht ſich ein Theil ſeiner Moral
ſeine „Reihen“ zurück, die, eine Nachahmung des grie-
chen Chore, ſchon Gryph zu dieſem Zweck gebraucht hatte.
ſind gewöhnlich allegoriſche Perſonen, die am Schluſſe
es jeden Acts auftreten, und bald eine kleine moraliſche
mödie unter ſich aufführen, bald im Allgemeinen nur
ttenſprüche vernehmen laſſen, bald des Dichters Vater-
dsliebe und Hochachtung für das Haus Oeſterreich beur-
nden.

Es entſteht nun, wie billig, die Frage: Sind dieſe
ücke ehedem wirklich auf die Bühne gebracht worden?
e meiſten Compendien und älteren Theaterchroniken ſchwei-
n davon, und in den Literargeſchichten der letzten Hälfte
achtzehnten Jahrhunderts heißt es gewöhnlich, es ſei
mals geſchehen. Da aber kein Gewährsmann für dieſe
einung angegeben wird, ſo kann ſie auch nicht als gewiß
ten, und es iſt im Gegentheil Wahrſcheinlichkeit vorhan-

den, daß ſie alle, wenn auch mit manchen Veränderungen und Auslaſſungen, über die Bühne gegangen ſind. Vom Ibrahim Baſſa erzählt es uns der Dichter ſelbſt, und der Ibrahim Sultan iſt ausdrücklich zur Feier der Vermählung des Kaiſers Leopold mit der Prinzeſſin Claudia Felicitas gedichtet worden. Lohenſtein ſagt in der Dedication an den Fürſten, dies Schauſpiel entwerfe „die Gemüthsflecken und die zu unſrer Zeit ſichtbare Verfinſterung eines Ottomanniſchen Mondes," im Gegenſatz der Tugenden Leopolds und der ſtets wachſenden Macht des Oeſterreichiſchen Herrſcherſtamms. — Sollte er ſich begnügt haben ein ſolches Werk, mit dem er ſelbſt wohl zufrieden ſcheint, bloß für den einſamen Leſer geſchrieben zu haben? Wenn die Schauſpieler der damaligen Zeit die Werke des berühmteſten aller deutſchen Dichter, gegen den ſich auch nicht ein einziges Tadelwort öffentlich vernehmen ließ, übergehen wollten, welche Stücke ſollten ſie dann als Prunk- und Prachtwerke geben? Aber wenn ſie auch milderten und ausließen, was ſich allerdings von ſelbſt verſteht, ſo muß es uns doch wunderbar, ja faſt unbegreiflich erſcheinen, wie ſich das deutſche Publikum jene abſcheulichen Henkersſcenen, von denen oben die Rede geweſen, hat gefallen laſſen. Dieſer Einwurf kann indeſſen nicht entſcheiden, denn wenn wir erwägen, daß Lohenſtein denn doch in der That und Wahrheit der Liebling aller Deutſchen war, und daß (wie bereits oben erwähnt worden iſt) ſelbſt Canitz und Thomaſius nichts an ihm auszuſetzen fanden, ſo ſtehen wir bereits in dem an das Unbegreifliche gränzenden Wunderbaren, und der Zuſatz, es ſeien auch dieſe Stücke mit großem Beifall aufgeführt worden, erhöht das Wunder nicht ſonderlich *).

---

*) Uebrigens gebe ich meine Muthmaßung für nichts wei-

§. 48.

Lohenſteins andere Gedichte theilen ſich nach ihrem In-
lte wohl am leichteſten ein in Liebesgedichte und religiöſe.
ter den erſteren finden ſich auch einige Heroiden, z. B.
s Königs Peter von Caſtilien Brief an Johanna Caſtria,
nigs Philipp an die Fürſtin Eboli. Der Dichter iſt hier
ht originell, und ſcheint nur ſeinem Freunde Hoffmanns-
aldau zu Gefallen in dieſer — gar nicht ſonderlichen —
attung gedichtet zu haben, oder auch wohl dem Publi-
m zu Liebe, welches ſich ausnehmend gern mit den Lie-
bhändeln hoher Häupter beſchäftigte, und ſehr erfreut war
erfahren, wie wohl ein königlicher Liebesbrief ausſehen
rfte. Ein Herr von Lohenſtein, meinten ſie, konnte dar-
er ſchon einige Auskunft geben. Deſto origineller iſt Lo-
nſtein in der Rede der ſich ſelbſt tödtenden Maria Cor-
lia, aber die hier waltende Originalität iſt eine ſolche,
n die ihm niemand beneiden wird. Unter allen Dichtern,
lche je gelebt, iſt vielleicht er der Einzige, der einen Ge-
nſtand zu behandeln wagen mochte, von dem ich auch
ht die leiſeſte Andeutung in unſrer keuſchen Sprache ge-
n mag *).

---

aus, als nur für Muthmaßung, da ich keine Nachricht aus
ichzeitigen Schriftſtellern habe finden können, die hier allein
tſcheiden kann. — Sollte nicht Caſtelli, dem wir ſchon
nche anziehende Notiz über die altdeutſche Bühne verdanken,
ch hier Licht geben können?

*) Die von Lohenſtein ſelbſt angegebene Stelle, die ihm
n gräulichen Stoff gegeben, findet ſich im Mariana de reb.
ſpan. lib. XVI., c. 17. und lautet: Maria Coronelia, Alfonsi
ronelii uxor, cum mariti absentiam non ferret, ne pravis cu-
ditatibus cederet, vitam posuit, ardentem forte libidinem igne
tinguens adacto per muliebria titione. Er ſetzt hinzu: Dig-
m meliori seculo feminam, insigne studium castitatis!! —

In den geiſtlichen Gedichten zeigt ſich Lohenſtein als einen denkenden und frommen Chriſten, doch ſteht er als Dichter hier tief unter manchen ſeiner edlen Vorgänger, und es iſt ihm nicht gelungen, auch nur ein einziges Gedicht zu liefern, das in die Geſangbücher der ſpätern Zeit hätte aufgenommen werden können.

§. 49.

Alle dieſe literariſchen Arbeiten, deren bisher Erwähnung geſchah, ſcheint Lohenſtein ſelbſt nur als Vorbereitung zu ſeinem größern Werke: Arminius, angeſehen zu haben, einem Roman, der an äußerm Umfange vielleicht alle Werke dieſer Art, welche je geſchrieben worden ſind, weit übertrifft; und vielleicht würde es ſelbſt dem Helden läſtig geweſen ſein, das zu ſeiner Ehre geſchriebene Buch auf den Händen zu tragen. Es führt den Titel: „Großmüthiger Feldherr Arminius oder Hermann, nebſt ſeiner durchlauchtigen Thusnelda, in einer ſinnreichen Staats- Liebes- und Heldengeſchichte.“ Leipzig 1689, in zwei Theilen. Die neueſte Ausgabe iſt vom Jahr 1731 in vier Bänden. Der Verfaſſer hat es meiſtens nur bei Nacht, und zwar unter heftigen, von Podagra herrührenden Schmerzen geſchrieben, iſt auch nicht gänzlich damit zu Ende gekommen, denn die letzten Abſchnitte ſind von ſeinem Bruder Johann Ludwig Lohenſtein hinzugeſetzt worden, weshalb es auch erſt ſechs Jahre nach Caspars Tode erſcheinen konnte.

„Lohenſteins Arminius,“ ſagt Breitinger, „gleicht einer koſtbaren Mahlzeit, wo der reiche Wirth keine Koſten geſpart hat; wo alles was Garten, Heerde, Wald und Meer Leckerhaftes und Niedliches geben können, in vollem Maaße aufgetiſcht iſt, wozu die entfernteſten Theile der Welt ihre theuerſten Seltenheiten geliefert haben. Aber bei alle die-

ſem

ſem Ueberfluſſe ſind die Speiſen ſo übel zubereitet, die Gerichte ſo ungereimt gemiſcht, endlich die Brühe ſo verſalzen, und die Würze ſo übermäßig verſchwendet, daß die Gäſte bei überladner Tafel vor lauter Ekel hungern.“ — Dieſes Urtheil, das man ehedem nicht ſelten als recht tiefſinnig bewundert hat, und vielleicht nicht ſo viel Minuten koſtete, als der Arminius Jahre, beweiſt nur zu deutlich, wie leicht es zu Breitingers Zeit war, ſich mit dem zu befaſſen, was man damals Kritik nannte.

Lohenſteins Streben bei dieſem Werke war gewiß ein ſehr löbliches und künſtleriſches. Angefeuert von ächter Liebe zum Vaterlande floh ſeine Fantaſie in die entfernteren Zeiten zurück, wo ſie einen freiern Spielraum fand, als in der beſchränkenden Gegenwart. Er wählte Hermann, den viel gefeierten, zu deſſen Schilderung ihn vielleicht die Lektüre des großen, herrlichen Tacitus begeiſterte, und nun ſollte hier eine Dichtung hervorgehen, die er mit allem ausſtattete, was ſein Geiſt zu geben vermochte, eine Minerva, die ſchon vollkommen gerüſtet und mit aller Pracht der Götterherrlichkeit angethan, hervortreten ſollte. Aber das große Unternehmen gelang nicht in ſeiner Lauterkeit; denn er gab zu viel, er färbte, wenn ich ſo ſagen darf, die Farben ſelbſt noch an, betonte den Ton, und bewies deutlich, daß ihm, bei manchem ſchätzbaren geiſtigen Beſitzthum, doch gänzlich mangelte: der Geſchmack. — Einzelnes kann Genuß gewähren; aber der Roman ſelbſt iſt mißlungen *).

---

*) Den würdigen Ernſt mancher einzelnen Stelle in dieſem Werke erkannten auch die Berliner Literatur-Briefe an, da man ſonſt nur gewohnt war, Lohenſtein unbedingt zu tadeln.

§. 50.

Lohenſtein mißverſtand ſein Talent, ja man darf ſagen, daß er zuweilen, in dem ſeltſamſten Irrthum über ſich ſelbſt, gegen daſſelbe einſtürmte, gleichſam um es ſelbſt zu vernichten. Hätte er beſonders geſtrebt, ſich zum Rhetor auszubilden; hätte ſich nicht ſeine ungeordnete breite Gelehrſamkeit wie Blei an ihn gehängt, ſo würde er ſicher etwas Großes in dieſer Gattung geleiſtet haben. Aber auch ſo wie er ſich einmal gebildet, ſtattete er ſeinen Arminius mit einigen Reden aus, die in ihrer Art ſehr bedeutend ſind, und was Würde der Geſinnung, energiſche Fülle und Pracht der Sprache betrifft, mit manchen der trefflichſten Orationen im Livius und Salluſtius wetteifern dürfen *).

In der That beginnt auch mit dem genannten Werke, das für die folgenden 40 bis 50 Jahre faſt ausſchließliches Muſter war, wie der proſaiſche Styl gebildet werden müſſe, die zweite Periode der deutſchen Beredſamkeit. Wenn wir den Charakter der erſten, wie ſie ihn von Luther empfing, als großartig, keuſch und gediegen erkannt haben, ſo finden wir dieſen pomphaft, hochfahrend und geſchweift. Die Perioden ſchlingen ſich kühn durch einander, um ſich deſto künſtlicher zu löſen; der Styl verliert ſeine nothwendige Eintracht mit dem Stoff, und er wird als eine Kunſt, die für ſich ſelbſt beſteht, und auf ſich ſelbſt beruhet, getrieben. Und wohl verſtanden, giebt es denn auch allerdings eine Wiſſenſchaft des Styls, die ſich freilich nicht aus unſern ge-

---

*) Vgl. über Lohenſtein: Hiſtoriſcher Schauplatz berühmter Staats- und Rechtsgelehrten, Th. I. S. 51 — Neukirchs Vorrede zur Sammlung der ſogenannten Hoffmannswaldauiſchen Gedichte, Observationes Halenses, T. VI. p. 84—100.

wöhnlichen Lehrbüchern erlernen und überhaupt nicht einzeln betreiben läßt.

Indem aber Lohenſtein jene Wiſſenſchaft iſolirt trieb, ging eben jene nothwendige Harmonie der Sprache und des Stoffs verloren, und ſo iſt es zu erklären, daß hier die Prinzeſſinnen ihren Sprechſtyl eben ſo abrollen laſſen wie die Helden, die Prieſter u. ſ. w.

Dennoch ſoll er für den großen Fleiß und das künſtleriſche Bemühen in Beziehung auf den Styl das gebührende Lob unverkümmert behalten, und es ſoll derſelbe, wie er ſich in den geglückteren Partien zeigt, wenigſtens weit vorgezogen werden der matten, zerhackten, buntſcheckigen Sprache, wie wir ſie ſpäterhin in ſo manchen Romanen, moraliſchen Schriften, Wochenblättern u. ſ. w. antreffen. Jene nordiſche Geſchweiftheit des Styls im Arminius iſt doch wenigſtens eine Seite, wohin ſich unſere Sprache mit leidlicher Würde neigen kann, und nur der böſe Hang alles zu übertreiben, ſtört den Genuß zuweilen; doch jene Zerriſſenheit, Mattheit u. ſ. w. iſt von allem Styl ſo ganz entfernt, daß man ſagen dürfte, jene Schriften ſeien eigentlich gar nicht in wahrhaft deutſcher Sprache geſchrieben, ſondern gleichſam in farblos dünne oder dicke Luft getaucht. Hätte doch irgend ein günſtiges Geſchick unſerm Poeten den Don Quixote in die Hände geſpielt, oder — denn geleſen mag der Vielleſende ihn vielleicht haben — hätte er doch dieſen herrlichen Roman auch von Seiten des Styls recht eifrig ſtudirt, er würde dann gelernt haben, was wahrhafte Würde, anmuthiger Wechſel bei innerer Einheit der Sprache, fröhliche Gediegenheit, angenehme Ausführlichkeit u. ſ. w. ſei; er würde dann hoffentlich nicht nachgeahmt, ſondern den Genius der deutſchen Sprache beſchworen haben, in ſeiner Sphäre ähnliches zu leiſten. So aber iſt er leider, wie geſagt, ſchon zufrieden wenn er nur künſtlich verſchränkte Perioden abrollen, und ſich in breiter Geſchweiftheit künſtlich (nicht künſtleriſch) bewegen kann.

§. 51.

Was den Inhalt ſeines Buchs betrifft, ſo iſt derſelbe ſo mannigfaltig, daß er recht gut für vierzig bis funfzig Erzählungen, und für hundert bis tauſend Abhandlungen hingereicht haben würde. Allein es glaubte der Verfaſſer, ſich und ſeinen Leſern in dieſer Hinſicht nie genug thun zu können. Es ſollte der Poet, der Philoſoph, der Antiquar, der Hiſtoriker, der Theoſoph, der Politiker, mit einem Worte jeder der für irgend einen Zweig der Wiſſenſchaft Sinn hat, in dem Labyrinthe ſeines Romans luſtwandelnd ſich erbauen, belehren und ergötzen können. Was in dieſer Anſicht Schätzbares vorhanden iſt, möge nicht überſehen werden, und wir wollen uns dabei (auch zu ſeinen Gunſten) eines Ausſpruchs von Herder erinnern, der alſo lautet: „Keine Gattung der Poeſie iſt von weiterm Umfange als der Roman; unter allen iſt er auch der verſchiedenſten Bearbeitung fähig. Denn er enthält oder kann enthalten nicht nur Geſchichte und Geographie, Philoſophie und die Theorie faſt aller Künſte, ſondern auch die Poeſie aller Gattungen und Arten — in Proſa. — — — — Homers Gedichte ſelbſt ſind Romane in ihrer Art; Herodot ſchrieb ſeine Geſchichte, ſo wahr ſie ſein mag, als einen Roman; ſo ſchrieb Xenophon die Cyropädie und das Gaſtmahl, ſo Plato mehrere ſeiner Geſpräche; und was ſind Lucians wunderbare Reiſen? u. ſ. w.“ (Siehe Briefe über die Humanität. Theil VIII.) Dieſer Ausſpruch, obwohl er in ſeinem ganzen Umfange nicht einzuräumen ſein dürfte, möge doch unſerm ſeltſamen Dichter einigermaßen zu Gute kommen; nur muß ihm leider nachgeſagt werden, daß er über dieſem Mannigfaltigen, nach dem er ſtrebte, die Einheit vergaß oder verlor, und daß er im Beſitze des Vielen, des reinen Leitſterns des Geſchmacks gänzlich entbehrte.

§. 52.

Am freieſten bewegte er ſich im Umfange dieſes Romans, ſeltſam genug, in zwei Extremen: da wo er die deutlich gegebene *Geſchichte* würdevoll darzuſtellen ſucht, und da wo er rein *fantaſtiſch* erſcheint. Ganz beſonders wenn er das ſchöne Reich der Blumen auf ſeine Weiſe vorſtellt, gelingt ihm zuweilen, wie mit einem Zauberſchlage wunderbare Flammen hervorzurufen, die wenigſtens aus der Ferne wie Poeſie leuchten. So darf man ihm beſonders nachſagen, daß er den ſüßen Duft und die zarten Farben der Blumen beſſer verſtanden und in tiefſinniger Allegorie höher zu beziehen gewußt habe als mancher neuere Dichter, der in ſeinen Gedichten ſchon ein Uebriges gethan zu haben glaubt, wenn er nur gleichſam eine Mappe mit getrockneten poetiſchen Blumenſtengeln und Blättern vor uns aufrollt, wobei die Species nach dem Linné angegeben: aber mit zart wehmüthig gebildeten Namen vertauſcht werden. Tiefer blickte Lohenſtein, wie man ſich davon inſonderheit durch ſeine Gedichte: „Das von der Sonne geſungene Lob der Roſe“ und „Roſenliebe“ überzeugen kann. (Siehe Arminius, Buch IX.)

Wie ſehr die Deutſchen, beſonders die Schriftthätigen der damaligen Zeit, Lohenſteins Tod betrauert, und wie übermäßig ſie ſein Verdienſt geſchätzt haben, läßt ſich am beſten theils durch die große Menge von Lob- und Trauergedichten *) erkennen, die durch ſeinen Tod veranlaßt wurden, theils auch durch das fortdauernde (für uns betrübte) Streben faſt Aller, auf dem einmal von ihm betretenen Wege zu bleiben. Wirklich verhehlten auch die meiſten folgenden Dichter keineswegs, daß ſie Lohenſteins Superiorität anerkannten, und ſich ſelbſt nur als ſeine Schüler und Nachahmer anſahen. Dieſes Verhältniß zu ihm dauerte faſt bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, denn — Günther allein ausgenommen, der, trotz aller Ueberſchätzung für Lohenſtein, ihn dennoch nie nachahmte — finden wir ſelbſt den frommen Brockes und den größern Haller anfangs auf mehreren ſeiner Pfade wandelnd. Möge auch dieſer Umſtand die Ausführlichkeit der hier gegebenen Charakteriſtik rechtfertigen. Es war hier viel zu thun, um ein wahres Bild von ihm zu liefern, denn wie früherhin ſeine eifrigen Anhänger, ſo hatten ſpäterhin zwei ſeiner eifrigen Gegner, unter denen ſich zwei ganz fantaſieloſe — ſonſt in faſt aller Hinſicht uneinige — (Gottſched und Bodmer) befanden, unrecht. Man hatte zu lange dem ſeltſam geſchmackloſen Geſchmackstyrannen gehuldigt, um, als man endlich die Ketten brach, noch gerecht ſein zu können. In der ſpätern Zeit hielt man die Sache für abgethan, und begnügte ſich mit dem verworrenen Bilde, das man von ihm erhalten hatte. Damit ſoll man ſich aber nie begnügen; und ſo habe ich verſucht, den überberühmten und überberüchtigten Schriftſteller genau darzuſtellen und zu zeigen, wie er war und was er wirkte.

---

*) Siehe die Einleitung zu der 1733 veranſtalteten Aus-

---

gabe der Lohenſteiniſchen Gedichte. Seine Funeralien wurden indeß faſt alle durch mehr oder minder glückliche Wortſpiele mit „Lohe" und „Stein" geziert. Auch die Trauer lieh die Form von tändelnder Künſtlichkeit, denn einfach zu weinen ſchien bei dem Tode eines ſolchen Mannes nicht anſtändig.

§. 53.

Da die meiſten Dichter dieſes Zeitraums mehr oder weniger Nachahmer der beiden Männer ſind, von denen die ganze Periode den Namen hat, ſo können jene uns nur in gewiſſer Hinſicht intereſſiren, in ſo weit ſie nämlich ihre Vorbilder überbieten oder hinter ihnen zurückbleiben, oder wenn etwa eine unverwüſtlich gute Natur durch das nachgeahmte und angearbeitete Uebel hindurch brächte. Außerdem aber gehören in dieſe Periode diejenigen Männer, welche gleichſam als Vor-Lohenſteine anzuſehen ſind; denn nicht die Zeit allein, ſondern die totale Richtung des Geiſtes ſollte bei der Ordnung der Schriftſtellernamen das Meiſte entſcheiden. Wir nennen deshalb hier

Andreas Heinrich Buchholz,

(geb. 1607, geſt. 1671.)

Von ſeinem äußern Leben wiſſen wir nichts weiter, als daß er Hofprediger und Superintendent zu Braunſchweig war, einer Stadt, die ſich bekanntlich von jeher als Schützerin und Schirmerin mancher bedeutenden Männer gezeigt hat. Seine geiſtlichen Gedichte, welche daſelbſt 1651 erſchienen, haben keinen beſondern Eindruck hinterlaſſen, vielleicht nur weil wir in dieſer Hinſicht ſo reich, ja überreich ſind, daß nur das Vortrefflichſte ſich auszeichnen kann.

Deſto mehr Aufſehen machte zu ſeiner Zeit der Roman: „Des chriſtlichen teutſchen Großfürſten Herkules und der böhmiſchen königlichen Fräulein Valiſka Wundergeſchichte, in ſechs Büchern,“ Braunſchweig, 1659.

Es iſt wahr, daß ſchon die äußere aufgetriebene Geſtalt, auf innere wüſte Unförmlichkeit hindeutend, von der Lektüre dieſes Buches abſchrecken könnte, ſo wie überhaupt manche Heldenromane jener Zeit den Leſer der ſie glücklich zu Ende bringt ſelbſt zum Helden machen.

§. 54.

Allein auch hier möge uns, was dem Deutſchen ſo wohl ſteht, die Gerechtigkeit, nicht verlaſſen. Die Geſinnung, mit welcher Buchholz ſchrieb, iſt eine ſehr löbliche. Er wollte zeigen, daß jede ächte Tugend, und inſonderheit die Tapferkeit und Liebe ihren Mittelpunkt in der Gottesfurcht finde. Zugleich hatte ihn empört, wodurch ſchon ſo mancher deutſche Mann ſich gekränkt gefühlt hat, daß ſowohl in Deutſchland als außerhalb ſo manche thörigte Vorſtellungen über deutſchen Charakter und Weſen im Schwange gehen. Darum wollte er zeigen, wie er ſelbſt mit ehrlichem Zorne ſagt, „daß die Deutſchen nicht lauter wilde Säue und Bären ſind,“ ſondern manchen trefflichen Mann unter ſich gehabt haben. Man ſollte freilich glauben, daß niemals ein auch nur mit einem halben Verſtand begabter Menſch daran habe zweifeln können: doch iſt dem Verfaſſer wohl zuzutrauen, daß er jene Erbärmlichkeit im Urtheil Einzelner müſſe gekannt haben, weshalb ihm eine ſolche Erklärung nöthig ſchien. Hätte er nur, um einen ſo guten Zweck zu erreichen, nicht alle Wahrſcheinlichkeit verletzt, und das Vermögen beſeſſen, ſich mit Natürlichkeit und Freiheit zu bewegen; allein ſo iſt alles bei ihm übertrieben und aufgedunſen, und Tugend und Laſter erſcheinen nicht ſelten wie zwei ungeheuere Berge, die nicht ohne mechaniſche Fertigkeit hingeſtellt ſind. Gewiß hat der brave Buchholz dies nicht gewollt, ſondern gerade das Gegentheil, das Nicht-mechaniſche im Leben darzuſtellen beabſichtigt; allein es iſt ihm nun einmal nicht gerathen, obwohl einzelne kraftvolle und von Scharfſinn zeigende Parthien unbeſtritten bleiben mögen. — Das Riterliche liebt Buchholz ſehr; doch hat er es leider überaus ſeltſam aufgefaßt, und es dünkt uns zuweilen, als würden wir durch ihn in irgend eine ſeltſame Geſellſchaft von Männern und Frauen geführt, die es meiſtens recht wohl meinen, faſt alle aber in gefärbtes Steifleinen gekleidet und mit goldpapiernen Kronen auf dem Haupte geziert ſind, jedes natürliche Wort unter ſich verbannt haben, und in einer Sprache reden, die weder das wirkliche Leben noch die Poeſie kennt. Es klingt zuweilen faſt wie Ironie, doch iſt bei Buchholz daran nicht zu denken.

§. 55.

Dennoch hat dieſer Roman großen Beifall gefunden, man freute ſich ſogar dieſer Steifheit, meinend das müſſe nun einmal ſo ſein, man freute ſich des chriſtlichen Patriotismus, der ſich überall ausſprach, und mochte es mit Recht wohl leiden, daß der Verfaſſer nicht wenig auf die „freche Liebe," den „Zauberglauben" und die „Amadisſchützen" ſchalt.

Ein ſo günſtiger Erfolg veranlaßte den Verfaſſer, ſeinem größern Werke ein ähnliches folgen zu laſſen, das ſelbſt im Titel die genaueſte Verwandtſchaft mit dem vorigen beurkundet. Es heißt: „Des chriſtlichen königlichen Fürſten Herkules und Herkuladiska Wundergeſchichte," und iſt gleichfalls häufig aufgelegt worden, zuletzt 1713. Jenes frühere, das, als die erſte Liebe, immer den Vorzug behielt, erlebte noch 1744 eine neue, wenn auch hie und da verkürzte Ausgabe. Dieſer Umſtand iſt merkwürdig, denn er zeigt deutlich, daß das deutſche Publikum damals gar manche Geſchmackloſigkeit verzieh, wenn nur die Sittlichkeit nicht beleidigt ward.

Sollte indeſſen wol manchen Autoren der neuern Zeit, die ſo oft der nicht mindern Geſchmackloſigkeit gehuldigt haben, und zwar nicht ſelten einer ſolchen, der ſeine tüchtige Geſinnung aufzuhelfen bemüht war, ein Recht zukommen, auf Werke dieſer Art bloß hohnlachend herabzuſehen? — Das Leichteſte iſt das freilich; aber nicht das Erſprießlichſte.

§. 56.

Magnus Daniel Omeis,

(geb. zu Nürnberg am 6. Sept. 1646, geſt. am 22. November 1708, als Profeſſor der Beredſamkeit zu Altdorf.)

Dieſer Autor, von deſſen Leben nichts weiter zu ſagen iſt, als daß es ruhig, heiter und nicht ohne äußern gelehrten Ruhmes-Glanz geweſen zu ſein ſcheint, zeigte ſich ſtets als einen deutſchgeſinnten, Poeſie liebenden Mann und des Blumenhirtenordens treuen Hüter. In der Eigenſchaft eines Profeſſors der Beredſamkeit hatte er Gelegenheit, alle Jahre den Kaiſer Leopold in lateiniſchen Diſſertationen zu rühmen, und damit niemand in Zweifel bleiben könne, wie er es meine, ſo fing er gleich in der erſten Diſſertation an, den Fürſten mit Otto dem Großen zu vergleichen, und auch in der Folge ſtand jedesmal, um augenblicklich die etwanigen Zweifler zu ſchrecken, der Beiname des Großen mit auf dem Titelblatt. Außerdem iſt noch unter den Diſſertationen eine ſehr ins Große gehende und nützliche de claris quibusdam in orbe literato Noribergensibus, die aber nur bis zum Namen Major geht, da er die Form eines Wörterbuches gewählt hat, und der Tod ihn in der Mitte des Alphabets abrief.

Berühmter oder vielmehr berüchtigter iſt ſeine „gründliche Anweiſung zur Teutſchen accuraten Reim- und Dichtkunſt,“ Altdorf 1704, in der die deutſche Poeſie wie ein gutes Handwerk gelehrt wird, wobei wir allerdings lächeln dürfen, obwohl wir nicht in Abrede ſtellen können, daß die Ehrbarkeit, mit der dieſes Handwerk gelehrt wird, wenigſtens tauſend mal löblicher ſei, als die frivole Leichtigkeit die uns heut zu Tage nicht ſelten als Kritik aufgetragen wird.

Noch gewann er Ruhm als Präſident der Pegnitzſchäfer, in welcher Würde er den Namen des Noriſchen Damon führte. Es iſt dies aber eine ganz eigene Gattung von Celebrität, indem die größtentheils etwas ſeltſamen und gezierten Blumenmänner ihr Weſen gewiſſermaßen apart trieben, und, wenn ſie ſich einmal in das Freie, das heißt in das größere Publikum wagten, nicht ſelten Spott und Hohn davon trugen, gleichſam als ſollte ſchon damals die Gellertſche Fabel von der Ente und der Gans aufgeführt werden. Man ließ ſich aber nicht irre machen, und je mehr die Schäfer von den Nicht-Schäfern getadelt wurden, je mehr lobten ſie ſich unter einander, und in Nürnberg und Altdorf hatten ſie vollends gute Tage, da hier die wechſelſeitige Verehrung faſt wie eine reine Bürgerpflicht angeordnet war.

Omeiſens Beſtes ſcheint das zu ſein, um deſſentwillen er gar nicht berühmt geworden iſt, nämlich ein geiſtliches Lied: „das fröhliche Herz,“ in welchem eine ſo tüchtige, kernhafte Geſinnung waltet, daß wir dem wackern Rambach billig danken müſſen, der es im dritten Theile ſeiner „Anthologie chriſtlicher Geſänge“ von neuem hat abdrucken laſſen. So einfach gute Zeilen wie:

Martern uns auf allen Seiten
Hunger, Peſt und Kriegeszeiten,
Doch noch fröhlich, unverzagt!
Wenn des Kahnes Trümmer krachen,
Weiß ſchon Jeſus aufzuwachen.
Nur im Glauben friſch gewagt!

und ſpäterhin:

Immer fröhlich, immer fröhlich!
Ich bin auf der Erd' ſchon ſelig;
Hier fängt ſich mein Himmel an

vermag nur der zu dichten, der wirklich ſo fühlt und anſchaut; aber um ſo fühlen und anſchauen zu können, bedarf es eines ächten und glaubenvollen Gemüthes, das wir freudig anerkennen wollen, wo wir es finden. — (Die Härte in der Zuſammenſtellung des „Erd' ſchon" ſoll nicht überſehen werden, doch iſt eben nicht nöthig ſich ſonderlich dadurch ſtören zu laſſen.)

§. 57.

Georg Daniel Morhof,

(ein Meklenburger, geb. 1639, geſt. 1691 zu Lübeck.)

Ueber das Leben dieſes berühmten Mannes enthält die Einleitung zum Polyhiſtor (Lübeck 1714) die ausführlichſten Nachrichten *), ſo wie er denn überhaupt ſelbſt ſehr lebhaft dafür ſorgte, daß kein Zug zu ſeiner Biographie fehlen möchte. Seine Kenntniſſe in Sprachen und Wiſſenſchaften waren in der That bewundrungswürdig, und nur die Eitelkeit, mit der er die Lobreden und Lobſchriften deshalb genoß, war vielleicht noch größer. Selten iſt aber auch dem literariſchen Hochmuth eines Mannes ſo ſehr gefröhnt worden

---

*) Zur Wiederherſtellung ſeiner durch unermüdetes Studiren erſchöpften Geſundheit war er nach Pyrmont gereiſt; aber es verſchlimmerte ſich nur dadurch ſein körperlicher Zuſtand. Daher das traurige Wort, welches er den Freunden zurief: Unde alii vitam, ego mortem hausi! Ibo igitur Lubecam ad socerum ocius, ut domi ejus moriar. Valete o mei; nunquam enim huc redire dabitur. Dieſe Herzlichkeit lag tief in ihm; aber im Leben wollte er nur exoteriſch vornehm erſcheinen.

als dem ſeinigen, und Holländer, Engländer, Franzoſen, Italiener (unter denen beſonders der bekannte Florentiner Magliabecchi ſich auszeichnete) und Deutſche beeiferten ſich nicht wenig, demſelben Genüge zu leiſten. Ein vollſtändiges Verzeichniß ſeiner gar ſehr zahlreichen Schriften liefern die Prolegomena zum Polyhiſtor, S. 34—71. Es iſt faſt unbegreiflich, wie ein einziger Mann, dem ohnehin kein langes Leben beſchieden war, ſo ſehr viel und unter dieſem Vielen denn doch auch ſo manches Bedeutende hat liefern können; allein dem deutſchen Fleiße iſt nichts der Art unmöglich.

Mirarer et ipse, ſagt der Vorredner zum Polyhiſtor (S. 15.) nisi stupenda et incomparabilis Morhofii diligentia ex familiari cum illo mihi innotuisset conversatione. Totus ille, uti biographiae, ab ipso inchoatae, continuator vere affirmat, in litteris erat et libris continuaeque lectioni sic deditus, ut ne cibum quidem caperet, vel iter faceret, quin librum simul legeret, vel evolutum penes se haberet.

§. 58.

Von Genialität findet ſich bei Morhof keine Spur, auch Fantaſie fehlt faſt ganz; was aber aus einem an ſich nur mäßigen Verſtande durch ununterbrochenes Bemühen tüchtiges gebildet werden kann, hat er redlich verſucht, und iſt dadurch zu einem höchſt einflußreichen Schriftſteller geworden. — Seine teutſchen Gedichte (zuerſt Kiel 1682, dann Lübeck 1700) können nur durch die Anſtrengung und Sorgfalt anziehen mit der er die Sprache behandelt; poetiſches Leben und Feuer fehlt ihnen faſt ganz, und nur in den Epigrammen finden wir zuweilen Neuheit und Energie der Gedanken. Ungleich wichtiger iſt er als Kritiker, denn obwohl er nicht die höchſte Stuffe der Kritik erreichen konnte, eben weil er kein Dichter war, ſo ahndete er doch beſſer als die meiſten ſeiner Zeitgenoſſen was alles zu einem Dichter gehöre. Er haßte mit Recht die breite und zerfahrene Sprache ſeiner meiſten Zeitgenoſſen, und verlangte Gedankenkraft und Sprachkürze. Daher ſeine beſondere Liebe für das Epigramm, welcher Dichtungsart ſich zu widmen er manche talentvolle Jünglinge, z. B. Wernike, aufforderte, wobei nur Verwunderung erregt, wie bereits oben erwähnt worden, daß ſelbſt er der Allbeleſene, Logau nur oben hin, d. h. gar nicht kannte. Seine Kritik iſt meiſtens frei von Eigenſüchtigkeit, und es iſt überaus löblich, mit welcher Mäßigung er ſelbſt über die Schriftſteller urtheilt, deren Weſen ſeiner eignen Natur nicht zuſagen konnten, z. B. über die ſogenannten Enthuſiaſten, Myſtiker und Theoſophen, z. B. über Jakob Böhme. So iſt ihm auch wohl anzurechnen, daß er der Erſte war, der Paul Flemmings Werth, wenn auch nicht ganz erkannte, doch pries, da früherhin von demſelben nur obenhin wie von einem leidlich begabten aber uncorrekten Dichterjünglinge die Rede war.

Morhofs Werk: „Unterricht von der deutſchen Sprache und Poeſie, deren Urſprunge, Fortgange und Lehrſätzen, wobei auch von der reimenden Poeterei der Ausländer mit mehrerm gehandelt wird“ (Lübeck 1700.) iſt nicht bloß ſeiner hiſtoriſchen Notizen wegen, ſondern auch in Hinſicht mancher treffenden Bemerkungen über den Charakter und Werth unſerer Sprache, und über das Techniſche der Poeſie noch jetzt der Aufmerkſamkeit werth, wobei es ſich jedoch faſt von ſelbſt verſteht, daß ein Mann wie Morhof dem Fleiße und der Anſtrengung — ſo höchſt ſchätzbar ſie auch ſind — doch zu viel Vermögen einräumt, und das Göttliche in der Bruſt des Dichters faſt ganz vergißt.

Noch iſt merkwürdig, daß das genannte Buch, ſo viel ich habe herausbringen können, das erſte in deutſcher Sprache geſchriebene iſt, in welchem der Name „Shakſpear" vorkommt; aber auch nur der Name, gepaart mit Ben Jonſon, Beaumont, Fletcher u. ſ. w. So lange alſo hat es gedauert, ehe auch nur der Name des größten modernen Dichters nach Deutſchland hinüber kam!

§. 39.

Anton Ulrich, Herzog zu Braunſchweig-Wolfenbüttel,

Ritter vom goldenen Vließ, Oberhaupt der fruchtbringenden Geſellſchaft unter dem Namen des Siegprangenden, geb. am 4. October 1633, regierte gemeinſchaftlich mit ſeinem ältern Bruder Rudolph Auguſt, bis zu deſſen Tode 1704, dann allein bis zu ſeinem Ende, welches am 27 März 1714 erfolgte. Er gehört zu den geiſtreichſten und thätigſten Fürſten ſeiner Zeit, ja wenn wir alle ſeine Geſchäfte in den mannigfaltigſten, glänzendſten und gefahrvollſten Verhältniſſen, ſo wie ſeinen ſchriftſtelleriſchen Fleiß erwägen, ſo möchten wir ihm ſtatt jenes eben angegebenen unmäßig prunkenden Beinamens lieber den wohlverdienten des Unermüdlichen beilegen.

Er hatte das große Glück — wie Fürſten ſelten [illegible] worden — in dem wackern Schottel einen geſchickten und treuen Lehrer zu finden, ſo wie auch der gewandte Betulius in der kurzen Zeit ſeines Lehramts günſtig auf ihn gewirkt hat. Ihnen verdankt er ohne Zweifel ſeine Neigung zum Sprachſtudium, und in einer Zeit der Undeutſchheit, die reine Neigung für deutſche Kunſt und Sprache. Seine Frömmigkeit ſprach ſich zuerſt in einem Werke aus, das den Titel führt: „Chriſt-Fürſtliches Davids-Harpffen-Spiel."

Nürnberg 1667, in welchem die meiſten ſeiner geiſtlichen Gedichte enthalten ſind. Sie ſind zum Theil ruhiger Erbauung wohl zuſagend, zeigen von männlichem Ernſt und löblichem Streben ſtets fortzuſchreiten in religiöſer Bildung. Mit der Sprache hat er noch häufige Kämpfe; doch lohnt ihn dafür mitunter ein erfreuliches Gelingen und das Versmaaß begünſtigt meiſtens die muſikaliſchen Compoſitionen, welche von des Herzogs Mutter, der Fürſtin Dorothea von Anhalt, herrühren, und mit dem Werke zugleich erſchienen. Feurige Begeiſterung und Tiefe der Gedanken werden wir vermiſſen, doch verdient ein kleiner Theil jener Lieder ſelbſt heute noch die Theilnahme der Deutſchen, die ihnen auch, wie es ſcheint, geblieben iſt, z. B. dem Liede: „Ich trau auf Gott.“ Eine ſpätere Sammlung „Die mit Teutſchen Saiten überzogene heilige Kronharpffe,“ Nürnberg 1680, ſcheint nicht von ihm zu ſein, da die Zeitgenoſſen davon ſchweigen.

§. 60.

So ſehr man aber auch in Deutſchland billigte und pries, daß ein ſo angeſehner Fürſt geiſtliche Lieder verfaſſe, ſo würden dieſe ihm doch nicht eine ſo allgemeine Liebe erworben haben als er wirklich genoß, da man ſich nicht verbergen konnte er ſtehe manchem Vorgänger und Zeitgenoſſen nach, ſo rühmlich auch ſein Bemühen auf dieſem Wege ſei. Um ſo berühmt zu werden als er wirklich geworden iſt, mußte er auch für das größere Publikum rein ergötzliche Werke ſchreiben, und zwar Schauſpiele und Romane. Da der Herzog ſelbſt ein Theater unterhielt, ſo lag bei dem Mangel an guten deutſchen Schauſpielen der Wunſch nahe genug, ſelbſt ſolche zu geben. Leider aber war dieſer Wunſch nicht durch hinreichendes Talent unterſtützt. Er verſteht nicht mit Glück zu dialogiſiren, Leichtigkeit und Raſchheit fehlen — wie faſt allen ſeinen Zeitgenoſſen — auch ihm, und die Gelegenheit, an die er ſeine Stücke knüpft, ſo wie die Muſik, die alle begleitet, mußten wohl das Beſte thun, um ihnen einigen Beifall zu verſchaffen.

Um ſo allgemeiner war der Dank für ſeine Romane: „Die durchlauchtigſte Syrerin Aramena“ (1669.) und „die römiſche Octavia“ (1685). Zuvörderſt war es für das Publikum höchſt angenehm, daß man an dieſen Büchern — viel zu leſen hatte, denn es iſt nicht zu läugnen, daß die Deutſchen in der Mehrheit kleine Schriften nicht liebten, und ein dickes Buch mit einiger Ehrerbietung zu betrachten pflegten. Und nun war es vollends ein Herzog, der ſich doch lediglich um ihretwillen eine ſo große Mühe gegeben hatte, fünf Bände der Syrerin, und ſieben der Römerin, oder vielmehr — ihnen, den Leſern, zu ſchenken *). Sie hatten mit ihrer Dankbarkeit nicht unrecht; denn in der That iſt in der Aramena die Compoſition wenigſtens leidlich zu nennen, und manche gute Sentenz läßt ſich daraus ſchöpfen.

Die Octavia freilich geht locker und los faſt ganz aus einander, und es iſt nicht wohl zu ſagen, wo der Anfang, die Mitte und das Ende iſt, aber ſie hat doch einen ziemlich fließenden Styl, manche leidenſchaftliche Scenen, und iſt mit Gedichten durchwebt, von denen einige nicht ohne Lebendigkeit ſind.

---

*) Und welche Bände ſind es, die hier gegeben werden! Der erſte hat 1091 Seiten, der zweite (Zugabe genannt!) 1234, u. ſ. w., das Ganze 6822. Uebrigens ſind nicht 6, ſondern 7 Theile vorhanden, obwohl gewöhnlich die erſte Zahl angeführt wird. Eine ſolche Zugabe iſt doch wohl ein Band.

§. 61.

Was aber die Deutſchen am meiſten erfreute, war der Umſtand, daß dieſe Werke nicht ohne politiſche Beziehung ſind, und daß ſie, wie es ſchien, wichtige Staatsgeheimniſſe unter dem leichten Schleier des Romans verhüllten. Gern hätte man dieſen Schleier gehoben, denn auf Staatsgeheimniſſe, auf die ſich doch der Herzog wohl verſtehen mußte, war man gar ſehr erpicht; und ſo betrachtete faſt ein jeder Leſer jene Werke als intereſſante Räthſel, die zu löſen den Verſtand beſchäftige und ergötze. Daher erſchien auch ein apartes Werk, welches den „Schlüſſel" zur Octavia enthält, und es iſt bekannt, daß ſelbſt noch am Schluſſe des achtzehnten Jahrhunderts nach einem ſolchen Schlüſſel geſucht wurde. (S. den literariſchen Anzeiger 1797. Nr. 66. 118. und 1798. Nr. 116.)

Eigentlichen Kunſtwerth haben beide Romane nicht, und es iſt auffallend, daß ein ſo geiſtreicher Fürſt, der gewiß eine bedeutende Menſchenkenntniß beſaß, dennoch faſt alle aufgeſtellten Charaktere ſo ärmlich ausſtattet, und ſo ſchwach mit Waſſerfarben malt, daß kaum eine Individualität zu erkennen iſt. Anlage zum guten Styl iſt vorhanden; aber nur das Fließende iſt ſo ziemlich erreicht; ſelten Wohllaut, ſelten Kraft.

Gegen das Ende ſeines Lebens betrübte der Fürſt, in welchem man bis dahin eine der trefflichſten Stützen des Lutherthums anerkannt hatte, ſämmtliche proteſtantiſche Deutſche, gar ſehr, indem er unvermuthet zur katholiſchen Kirche übertrat (1710). Einige hatten dabei den elenden Troſt, es ſei nur im Drang der Verhältniſſe, und aus politiſchen Gründen geſchehen, wodurch man aber den Herzog am meiſten, und gewiß unverdient beleidigt. Faſt allgemein wird indeſſen vermuthet, daß ihn ſein Uebertritt bald gereuet habe, wenigſtens wird häufig berichtet, daß auf ſein Verlangen nur lutheriſche Geiſtliche es waren, die ihn zum Tode bereiteten, ein Umſtand der allerdings bedeutend und tröſtlich iſt.

§. 62.

Chriſtian Gryph,

(ein Sohn des Andreas, geb. 1657, geſt. 1706.)

Der Vater (der die Geburt ſeines Sohnes durch ein wahrhaft edles Gedicht gefeiert hatte) konnte ihn unmöglich mit der ſchönen Literatur bekannt machen, (obwohl ein bekannter Literarhiſtoriker ein wenig zu raſch dieſe Verſicherung giebt) da er bereits in Chriſtians ſiebentem Lebensjahre ſtarb; wohl aber blieb er ihm ein ſtetes Vorbild, das er nach dem Maaß ſeiner geringeren Kräfte zu erreichen ſtrebte. Sinnigkeit, Nachdenklichkeit, zuweilen an Trübſinn gränzend, Rechtlichkeit der Geſinnung, Gründlichkeit in Sprachen und Wiſſenſchaften und unverdroſſene Arbeitſamkeit theilte er ganz mit ſeinem Vater; aber die poetiſche Kraft, mit der ſich dieſer, wenigſtens zuweilen, aus dem bedrängten Zuſtande zu retten vermochte, die Erhebung des Gemüths, ſelbſt bei drückenden Verhältniſſen, und die Tiefe der Seele vermiſſen wir in dem Sohne. Chriſtians äußere Lage war eine ſehr beſchränkte, aber ehrenwerthe, denn er ſtand als Rector des Magdalenen-Gymnaſiums zu Breslau, ſo wie als Profeſſor der griechiſchen und römiſchen Literatur am Eliſabethanum mit mäßigem Gehalt und vieler Arbeit *). Er

---

*) Faſt rührend iſt die Klage in einem ſeiner Epigramme, daß beſſer bezahlt werde wer den Fuß, als wer den Kopf „zurechte ſetze.“ — Dies Sinngedicht erlebt wohl alle Jahr eine unſichtbare neue Auflage.

verwaltete dieſe Aemter mit ſo großer Pflichttreue und ſo günſtigem Erfolg, daß noch heut zu Tage, ſein Andenken im Werth bleibt; dennoch ſcheint das Uebermaaß der Arbeit, noch mehr aber häusliches Unglück, ſeinem poetiſchen Productionsvermögen geſchadet zu haben. Für die Ausführung eines großen Stoffes fehlte es ihm an Kraft und Fantaſie; und er hat nur Gelegenheitsgedichte geliefert, in denen wir bei vielem Matten und Nüchternen, doch auch einige glückliche Gedanken in correkter Sprache antreffen. Nur dann erhebt ſich ſein Darſtellungsvermögen, wenn er von den Leiden ſeiner Schweſter ſpricht, bei denen er, ihrer Seltſamkeit und Langwierigkeit wegen, irgend ein trauriges Wunder ahndete. Noch müſſen wir ihm zum Ruhme nachſagen, daß alle ſeine Gedichte frei ſind von jener damals ſo beliebten, zuchtloſen und falſchen Spaßhaftigkeit, ſo wie er denn auch ſeinen Abſcheu vor allem was unſittlich iſt, häufig an den Tag legt.

§. 63.

Und dennoch: dieſer Mann, deſſen ganzer wackern Natur alles Frivole und Freche im höchſten Grade zuwider war, liebt und lobt dennoch über alle Maaßen den Hoffmannswaldau und Lohenſtein, wie die auf jene Männer verfaßten Ehrengedichte überſchwenglich zu erkennen geben. Er vermochte das, der doch ſchon als öffentlicher Lehrer täglich mit den großen Dichtern Griechenlands und Roms umging! — Bei ſeiner Liebe für Lohenſtein dürften wir eher noch entſchuldigend hoffen, er werde wohl nur einiges im Arminius meinen; aber bei dem durch und durch ſeichten Hoffmannswaldau wiſſen wir für ſeine Liebe gar keine Entſchuldigung. Wahrlich, wenn wir ſeine Hochachtung, ſo wie die außerordentliche Neigung ſo manches andern ehrenwerthen Mannes jener Zeit für den verkehrteſten Dichter erwägen, ſo möchten wir faſt auf die Vermuthung gerathen, es müſſe noch einen ganz andern Hoffmannswaldau geben als den, der ſich bis zu uns gerettet hat; allein es iſt dieſes (wie kaum hinzugeſetzt zu werden braucht) keinesweges der Fall, und wir haben nur den Einen.

Gryphs Beſcheidenheit erlaubte ihm nicht, ſeine Gedichte ſelbſt zu ſammeln; aber ſeine Freunde, wohl erfahren u. der poetiſchen Haushaltungskunſt, gaben ſie nach ſeinem Tode heraus, unter dem damals ſehr beliebten Titel „Poetiſche Wälder,“ in zwei Theilen, Frankfurt und Leipzig 1707 und 1717.

§ 64.

Heinrich Mühlpfort,

(geboren zu Breslau 1639, geſtorben 1681.)

Es iſt ſchon oft geklagt worden, daß gar viele deutſche Dichter des 17. Jahrhunderts ihre meiſte Kraft und Anlage für Gelegenheitsgedichte aufwandten. Streng genommen iſt freilich jedes Gedicht ein Gelegenheitsgedicht, indem doch irgend ein zündender Moment die Veranlaſſung geweſen ſein muß, und in dieſer Hinſicht könnte man, wie Goethe die Langeweile die Mutter der Muſen nennt, mit noch größerm Rechte die Gelegenheit alſo bezeichnen. Nur ſei es eine wahrhaft würdige Gelegenheit, ſie befehle nicht; ſondern ihr werde befohlen. So war es aber leider nicht. Zuweilen freilich mochten ſich die Poeten wohl freuen, wenn einmal eine Hochzeit, eine Kindtaufe, eine Doktorpromotion ihnen Raum gab, ſich zu zeigen und Veranlaſſung wurde, auszuſprechen was ihnen auf dem Herzen lag. Bei ſolchen Feſtlichkeiten fühlten doch wohl ſelbſt die verſteinertſten Philiſter ſich ein wenig erwärmt, und wenn der Dichter recht rauſchend in die Saiten griff, und wohl ein wenig übergewaltig mit den Flügeln ſchlug, ſo fühlten doch vielleicht auch jene für den Moment eine leiſe Ahndung von Poeſie, vor der man ja Gottlob ſich nur ſelten ganz verbauen kann. Noch öfter aber mochte es den Dichtern wohl ſehr ſchwer fallen, auch nur den kleinſten Anflug von Begeiſterung zu gewinnen, ſobald der bloß proſaiſche Imperativus der Gelegenheit an ſie erging, und wir müſſen deshalb leider wenigſtens zwei Drittheile der damaligen von außen her veranlaßten Verſe für völlig ungenießbar erklären.

Dieſe allgemeinen Betrachtungen enthalten gewiſſermaßen auch das Urtheil über Mühlpfort, den wir bereits oben als einen überſchwenglichen Lobredner Hoffmannswaldaus haben kennen lernen. Seine Natur iſt indeſſen offenbar eine beſſere, er iſt ernſt, bedächtig, mitunter ſogar geiſtvoll; nur hat ſich bei ihm kein dichtendes Talent ausbilden können, denn ſeine Berufsgeſchäfte, als öffentlicher Lehrer zu Breslau, nehmen *alle* ſeine Kräfte in Anſpruch. Ihm fehlt es an Zeit, und er muß, wie es ſcheint, alle ſeine Gelegenheitsgedichte in den Zwiſchenminuten der Unterrichtsſtunden verfertigen. Seine Gedichte erſchienen zu Breslau 1698, erlebten nur eine Auflage und wurden bald vergeſſen, obwohl ſchon der Umſtand, daß er, der Lobredner, doch den Gelobten niemals nachahmte, zu ihren Gunſten ſprechen dürfte. Anthologen, die auch jene Zeit beachten, möchten doch wohl eine gute, wenn auch nur kleine Ausbeute finden. Er iſt wenigſtens rein von den meiſten Unarten ſeiner Periode und zeigt ſich als einen wohlgeſinnten, zuweilen ſogar rein fühlenden und denkenden Mann *).

---

*) Als dieſe Zeilen längſt geſchrieben waren, finde ich

§. 65

Johann Laſſenius,

eb. am 26. April 1636 zu Waldau in Pommern, geſt. als Hofpredi-
ger zu Copenhagen, am 29. Auguſt 1692.)

Er hat faſt alle Europäiſchen Länder durchreiſt, und es
lang ihm, was wohl ſonſt ſehr wenigen deutſchen Gelehrten
iner Zeit gelungen iſt, ſich die Gunſt Ludwigs XIV und
s Cardinals Mazarin zu erwerben, da er in Dingen, die
für **nur** weltlich hielt (worin er aber gar ſehr irrte)
n wenig ſchmeicheln konnte. Deſto ſtrenger war er in al-
m was ausdrücklich auf die proteſtantiſche Kirche Bezug
atte, und er ſprach und ſchrieb ſtets ſo kräftig und heftig
gen die Jeſuiten, daß dieſe — die bequemſte Polemik
ählend — ihn auf dem Wege von Nürnberg nach Wien
ffangen ließen, ihn eine geraume Zeit in Wien einkerker-
n und ſehr hart hielten. Neun Tage lang, ſo wird er-
hlt, ſaß er faſt ganz ohne Nahrung in „eine Grube ver-
errt," (ein Ausdruck, der vielleicht nur um an Daniel zu
innern gewählt wurde) ja man ſchleppte ihn endlich mit
npörender Grauſamkeit bis an die äußerſte Gränze von

---

och in einem faſt ganz unbekannt gebliebenen Büchlein: „Der
ohlgebahnte Weg zu der Teutſchen Poeſie u. ſ. w. von Johann
oachim **Statius**, (Bremen 1716) folgende auffallende Nach-
cht: „Epitaphium sane ridiculum (!?) ipsi adhuc viventi, ex-
ogitavit ei Hoffmanns-Waldau. Es lautet alſo:

Neun Wörter und nicht mehr ſoll dieſes Grabmal haben:
ier unter dieſem Stein liegt Gicht und Durſt begraben." —

Was Statius hier Lächerliches findet, beruht gewiß auf
nem Mißverſtändniß. Ein Trinker war der dürftige, kranke
chulmann ſchwerlich; es bleibt alſo nur Spott über den Un-
ücklichen, und zwar ein höchſt verächtlicher des reichen Pa-
rons gegen den armen Clienten.

Ungarn, um ihn dort an die Türken als Sklaven zu verkaufen. Allein er wußte ſich (wir wiſſen nicht durch welche Gattung von Klugheit) zu befreien, ward wegen des ausgeſtandenen Märtyrthums im proteſtantiſchen Deutſchland mit großer Auszeichnung empfangen, und ſtieg von einer höhern Predigerſtelle zur andern, bis er endlich in Copenhagen das erſte geiſtliche Amt im ganzen Königreich zur Verwaltung bekam. Allein ſeine Geſundheit war für immer zerrüttet, dergeſtalt, daß er in jeder Predigt mehreremale auf öffentlicher Kanzel ſtärkende Tropfen einnehmen mußte, ein Umſtand, der Erwähnung verdient, da hinzu geſetzt wird, daß dieſe Procedur ſeine höchſt aufmerkſame und liebende Gemeinde niemals auch nur zu dem kleinſten Geräuſch oder Geflüſter veranlaßt habe *).

§. 66.

Als geiſtlicher Dichter iſt er nicht immer ſehr bedeutend; doch haben ſich die beſſeren Lieder: „Freu dich ſehr, o meine Seele," „Herz und Geiſt erhebe dich," „O Vater aller Frommen," Auf, auf, ihr meine Lieder," mit Recht erhalten. Hier nähert er ſich Gellerts Sanftheit, mit dem er in dieſer Hinſicht viele Aehnlichkeit hat. Am berühmteſten iſt er jedoch als geiſtlicher Redner, und wir finden in ihm den entſchiedenſten Gegenſatz vieler andern. Ihn widerte an: die breite Unbehülflichkeit, und die faſt

---

*) Zu den Merkwürdigkeiten ſeines Lebens gehört noch, daß er in der frühern Jugend ein bewundertes Mitglied der — vielleicht erſten — deutſchen Schauſpielergeſellſchaft war, die nach dem Namen ihres Directors, die Treuiſche hieß. S. J. F. Löwen's Schriften, Theil IV., Hamburg 1766., S. 13. in der — ſehr mangelhaften — Geſchichte des deutſchen Theaters.

dles umherfahrende Geſchweiſtheit der meiſten damali-
n Redner, und im Haß der langathmigen, kruſtver-
genden Perioden, befleißigte er ſich der äußerſten Kürze
nd Gedrängtheit. Schade nur, daß er dieſe ſchöne Ge-
ängtheit, welcher unſere Sprache gern ſich fügt, mit der
rſchnittenheit verwechſelte und dieſe formloſe Zerhacktheit
en für das Rechte zu halten ſchien. In Gottſcheds aus-
hrlicher Redekunſt (5te Auflage, Leipzig, 1759) findet ſich
lgende in der That merkwürdige Stelle, aus einem ſeiner
iſtlichen Werke, die ſeinen Styl klar zeigt: „Ein Chriſt
ht den Tod in dieſem Kleide nicht an. Was häßlich an
m iſt, läßt er ihm. Das Beſte wählet er. Sein Grau-
t trägt der Tod nur vorn. Hinten iſt er ganz lieblich.
s iſt ein Wagen, der zu Gott fährt. Die Roſſe ſind
naubende wilde Thiere, gleichwol ſitzt man wohl darauf.
ſt der Weg gleich krumm, führet er doch zum rechten
wecke. Iſt der Wagen nicht bequem genug? Der Führer
geſtüm? Wie bald geht's über! Iſt man einmal daheim,
htet man der Fuhrleute nicht mehr. Der Tod, Gottes
ot. Bringt er gleich ſein Gewerb nicht mit ſüßen Wor-
n an; was ſchadets? Er rede wie er wolle. Ein getreuer
necht thut nicht mehr, als ihm ſein Herr befohlen hat.
n Geſandter auch nicht. Was Gott dem Tode befohlen
t muß man für genehm halten. Vorhin war der Tod
ein Feind. Jetzt iſt er mein Freund worden. Vorhin
ein Henker. Der Tod der Sünden Sold. Jetzt iſt er
ein Erlöſer. Mit ihm werde ich alles meines Jammers
der Welt entbunden. Vorhin war er mein Teufel. Er
hrte mich zur Finſterniß. Jetzt mein Engel. Er führt
ich zum Lichte. Vorhin war er mein ſtrenger Gläubiger.
ch ſein Schuldner. Jetzt iſt die Handſchrift bezahlt. Ich bin
ei.“ (S. Laſſenii Sionitiſche Erquickſtunden. Th. II. S. 15.)

Wie geſagt, dieſe Kürze iſt faſt nur eine ſcheinbare, und ich bin weit entfernt, dieſelbe, die ich ſo eben eine Zerhacktheit und Zerſchnittenheit genannt habe, zu loben. Dennoch iſt ſie viel beſſer als die in neuern Zeiten häufig begegnende Zerfahrenheit und Verſchwommenheit, denn ſie giebt doch zu denken; und wer wie Laſſenius zu ſchreiben ſich anſchickt, muß wenigſtens zu denken verſuchen. Das iſt doch etwas, wenn auch nicht immer viel; dem Laſſenius aber darf man nachſagen, daß er nicht bei dem Verſuche ſtehen blieb, und nur leider die Unart hatte, ſeine Gedanken wie Polypen zu zerſchneiden.

§. 67.

Heinrich Anſelm von Ziegler und Kliphauſen,

(ein Edelmann aus der Niederlauſitz geb. 1663, geſt. 1697.)

beſchäftigte ſich während ſeines ganzen nur kurzen Lebens größtentheils mit der Literatur, weshalb er auch in Leipzig lebte, um dem literariſchen Getreibe ſtets nahe zu ſein. Er hatte bei weitem mehr Gemüth und wahres Talent als Hoffmannswaldau, den er leider für das größte Genie der Deutſchen anſah, und dem nachzuſtreben er für die größte Ehre hielt. So ſich ſelbſt verkennend und verderbend ſchrieb er ſeine „bibliſchen Geſchichten und Heroiden,“ *) in denen Adam und Eva, Abraham und Sara mit einander Briefe wechſeln, in denen leider mit der ernſteſten Miene die allerzuchtloſeſten, widerlichſten und gemeinſten Dinge in

---

*) Es iſt doch ſeltſam, daß die Ovidiſche Erfindung — falls hier von einer Erfindung die Rede ſein kann — der Heroiden nur ein einziges Mal Glück gemacht hat, und zwar in Deutſchland im 17. Jahrhundert.

ſchwer gearbeiteten Alexandrinerverſen vorgetragen werden. Das Publikum nahm das ekelerregende Buch mit großem Beifall auf; aber Ziegler wandte ſich jetzt (vor ſeiner eigenen Arbeit vielleicht ſich ſchämend) zur Geſchichte, die er jedoch auf eine höchſt fantaſtiſche Weiſe für den Geſchmack der Zeit zurecht machte. Es iſt ſchon oben erwähnt worden, daß die Deutſchen gerade jetzt, wo ſie einen politiſchen Fehler nach dem andern begingen, ſehr gern und häufig von Staatsklugheit, ja ſogar von politiſchen Ränken und Pfiffigkeiten redeten, zu denen ſie aber in der wirklichen Welt nie gelangten. In dieſem Sinne ſchrieb Ziegler ſeinen „hiſtoriſchen Schauplatz, oder hiſtoriſches Labyrinth der Zeit,“ in welchem der gewandte Weltmann und franzöſirende Sprachverderber ungemein bewundert wurde, wie die häufigen Auflagen und Fortſetzungen von fremden Händen genugſam beweiſen.

§. 68.

Hätte Ziegler nichts weiter geſchrieben als das bisher erwähnte, ſo würde er entweder ganz vergeſſen, oder doch nur als ein durchaus tadelnswerther Scribent zu verwerfen ſein; allein er zeigte ſich in den letzten Jahren ſeines Lebens von einer intereſſantern Seite, indem er uns einen Roman gab, der faſt durch ganz Europa berühmt oder berüchtigt geworden iſt, und unſern lieben Vorfahren das höchſte poetiſche Labſal geweſen zu ſein ſcheint. Dieſes Werk, genannt „die aſiatiſche Baniſe, oder das blutige und doch muthige Pegu,“ zuerſt erſchienen Leipzig 1690, enthält ſo ziemlich alles, was man damals von einem Roman forderte. Ein tugendhafter und unglücklicher Prinz, der ſelbſt im höchſten Jammer künſtlich geſetzte Reden hält, eine noch tugendhaftere, noch unglücklichere und noch erhabner rekende Prinzeſſin, ein entſetzlicher Tyrann, mehrere Opferprieſter, unter denen auch ein ſchlimmer Böſewicht, viele Soldaten und Schlachten: was konnte man mehr verlangen? Erhöht wurde das Intereſſe noch durch die Decoration der Geſchichte, den weit entlegenen Boden *), die wunderlichen ausländiſchen Gebräuche, und durch den Gedanken, der dem deutſchen Publikum große Freude machte, es liege eine wahre Geſchichte zum Grunde, die der verſchlagene Autor nur klüglich verhülle und ſo geſtellt habe, um am bequemſten ſeine Gedanken von der Staatsraiſon (damaligen Lieblingswort) anbringen zu können. Noch iſt merkwürdig, daß Ziegler in ſeinem Roman, der eine durchaus ernſthafte Grundlage hat, und faſt durchgängig feierlich-pathetiſch gehalten iſt, (weshalb er auch um den Leſer zu erſchrecken, gleich mit „Blitz, Donner und Hagel“ anfängt) dennoch eine Art von Spaßmacher zur Abwendung des Uebermaaßes der Schmerzen hinein gemalt hat. Es iſt ein ſehr gelinder, ziemlich zahmer Spaßer; doch bleibt es lobenswerth, daß Ziegler auch nur einen ſolchen aufzuſtellen wagte, eingedenk der altdeutſchen Komödien, in denen ſelbſt der allertugendhafteſte oder auch der allerruchloſeſte Held faſt nie ohne den ziemlich luſtigen Casperle erſcheint, der ihn und — das Leben parodirt, in welchem Verhältniſſe nicht ſelten eine einfach tiefſinnige Weltanſicht liegt. Wie geſagt: ſo weit geht es leider bei dem Dichter der Baniſe nicht; doch hat er eine Ahndung davon, wie ſie bei den ſogenannten Klaſſikern ſeiner Zeit, die ſich vom Romantiſchen ganz entfernt hatten, durchaus nicht anzutreffen iſt.

---

*) Für das was in Deutſchland verging, hatte man kein ſonderliches Intereſſe; auch war es freilich meiſtens traurig. In Indien aber, glaubte man, wohne die Romantik.

§. 69.

Die Erfindung des ganzen Romans iſt erträglich, die Perſonen erregen eine mäßige Theilnahme, die Anordnung iſt nicht ohne Fehler, doch findet ſich das Ueberflüſſige wenigſtens leidlich geſtellt, und mit Genauigkeit aufgefaßt. Der Styl verräth großen Fleiß; iſt aber im allerhöchſten Grade pretiös, und faſt bis zur Vollendung naturwidrig; doch kann die Conſequenz, mit welcher der Irrthum durchgeführt iſt, demſelben einiges Intereſſe verleihen *).

Ob während der letzten ſechzig Jahre jemals ein Roman (ſei es auch der vortrefflichſte) von den Deutſchen mit größrer Liebe aufgenommen worden iſt, als damals die Baniſe, darf man wohl bezweifeln. In dieſem Buche glaubten die Meiſten endlich empfangen zu haben, wonach ſie ſich lange genug geſehnt, eine gelungene Miſchung des Angenehmen und Wirklichen, etwas Erhabenes und doch Ergötzliches, etwas Vornehmes und doch Verſtändliches u. ſ. w.

---

*) Den beſten Beleg giebt der Anfang des ganzen Buches ſelbſt, der alſo lautet: „Blitz, Donner und Hagel, als die rächenden Werkzeuge des Himmels, zerſchmettere die Pracht deiner mit Gold bedeckten Thürme, und die Rache der Götter verzehre alle Beſitzer der Stadt, welche den Untergang des königlichen Hauſes befördert, oder ſolchen nicht nach äußerſtem Vermögen, auch mit Darſetzung ihres Blutes gebührend verhindert haben. Wollten die Götter! es könnten meine Augen zu donnerſchwangern Wolken und dieſe meine Thränen zu grauſamen Sündfluthen werden: ich wollte mit tauſend Keilen als ein Feuerwerk rechtmäßigen Zorns, nach dem Herzen des vermaledeyten Bluthundes werfen, und deſſen gewiß nicht verfehlen; ja es ſollte alſobald dieſer Tyrann, ſammt ſeinem götter- und menſchenverhaßten Anhange überſchwemmt und hingeriſſen werden, daß nichts als ein verächtliches Andenken überbliebe.“

§. 70.

Der Nachahmungen ſind denn auch, wie dies nun einmal in Deutſchland immer der Fall iſt, faſt unzählige vorhanden; aber auch nicht eine derſelben hat ſich neben dem Original erhalten können. Dennoch möchte ich auch an manchen dieſer Nachahmungen, ſo wie an den meiſten der damaligen Zeit etwas rühmen, welches in unſern Tagen bei Nachahmern nicht ſehr häufig gefunden wird, ich meine nämlich die große Ehrlichkeit, mit der ſie gleich auf dem Titelblatte eingeſtehen, daß ſie nachahmen wollen, denn hier heißt es ſehr offen: „die ägyptiſche Baniſe, die Engliſche, die Aethiopiſche,“ u. ſ. w. Es fällt den Kindern nicht ein, die Mutter verdrängen zu wollen.

Der Ruhm der Baniſe erhielt ſich bis in die ſechziger Jahre des achtzehnten Jahrhunderts, ja man darf vielleicht ſagen, er habe ſich noch erhalten, und es dürften ſich wohl auch jetzt gar manche Familien, beſonders in kleineren Städten und auf dem Lande befinden, denen jenes Buch noch oft eine wahre Sonntagsfreude bereitet. — Selbſt die Bühne hat ſich des Stoffs bemächtigt; aber freilich auf eine Weiſe, die das Charakteriſtiſche des Romans gänzlich verwiſcht hat. Das Stück iſt, mit ſorgfältiger Beobachtung der ſogenannten Einheiten, matt und ohne Leben, und hat mit Recht ſelbſt den Spott der Kritiker erfahren. Es befindet ſich in der Gottſchedſchen Schaubühne, und hat zum Verfaſſer den in ſpäteren Jahren ſehr berühmt gewordenen, gänzlich in Gallicismus getauchten Baron Grimm.

Die letzte Ausgabe der ächten Baniſe iſt vom Jahre 1766.

§. 71.

Chriſtian Weiſe,

(geb. 1642, geſt. 1708 als Schulrector in Zittau.)

Bei dem geſunden Verſtande, der die Deutſchen ſelbſt in ihrer betrübteſten Bildungsperiode nie ganz verließ, konnte es nicht fehlen, daß ſich doch hie und da Männer fanden, denen die ſteife Pracht und die krankhafte Schwülſtigkeit Lohenſteins nicht recht zuſagen wollte. Sie hatten freilich nicht den Muth, das laut auszuſprechen; aber ſie ſuchten ſich doch andere Wege. Ein ſolcher Mann iſt Weiſe; doch nur in Beziehung auf den letztern Umſtand. Mit den Lohenſteinern ſelbſt wollte er es nicht verderben, und die Poeſie ihres Meiſters hielt er in großen Ehren; meinte aber, ſie ſei faſt zu vornehm für das alltägliche Leben, nicht luſtig, leicht und galant genug. Es war ſein Plan, dem erſtaunten Europa zu zeigen, daß man ſehr wohl griechiſch und latein verſtehen, und als Schulrektor in einer ziemlich kleinen Stadt, vielleicht acht Stunden täglich, dociren und doch dabei ein anmuthig ſchlanker, gewandter und galanter Mann ſein könne, woran billig niemand hätte zweifeln ſollen. — Galant zu reden und zu handeln, zu philoſophiren und zu dichten: das war der Zweck den er ſtets vor Augen hatte, und er ſcheint ſich deshalb in Zittau eine ganz eigene fröhliche Welt gebildet zu haben, wie denn das einem geſchickten und heitern Schulmanne gar wohl gelingen kann; leichter ſogar, nach meiner Anſicht, als in irgend einem andern Stande. Dazu kam noch der vortreffliche Umſtand, daß Arbeiten des Mannes höchſte Luſt war, und daß er in der Schuljugend, als einer höchſt erfreulichen Idee, ſeine Muſe ſah. Da er nun dieſelbe ſtets in ſich, und die Repräſentanten ſtets um ſich hatte, ſo ging ihm, dem Guten aber etwas Schwachen, eine gewiſſe Gattung von Diminutiv-Begeiſterung niemals aus, und er ſchrieb ſo lange als er die Feder halten konnte.

§. 72.

Um mit Ehren als ein fröhlicher und zierlicher Dichter auftreten zu können, mußte er zuvörderſt mehrere geiſtliche Lieder ausarbeiten. Das brachte ein für allemal die Sitte mit ſich, denn — hier wollen wir mit rechter Innigkeit die Deutſchen loben — nur aus einem Munde, welcher Gott und Tugend preiſen konnte, ließen ſich die wackeren Leſer Scherze und Späße gern gefallen. Man hört es auch den Weiſeſchen geiſtlichen Gedichten wohl an, daß es ihm ein rechter Ernſt mit der Frömmigkeit iſt, ſo wie denn ja überhaupt ein berufstreuer Mann gar nicht ohne Religion zu ſein vermag; ausgezeichnet aber ſind ſeine Lieder durchaus nicht, welches jedoch ihm nicht zur Schande, Deutſchland aber zu einem großen Ruhm gereicht, denn wie unendlich viel würde dazu gehören um ſich neben Luther und Gerhard noch auszuzeichnen! —

Jetzt aber zeigte er ſich von der galanten Seite, die er zuweilen ſehr beſcheiden bloß als das „Curiöſe,“ bezeichnet, für welches er eine ganz beſondere Neigung hat, die er ſogar mitunter ſelbſt auf den Titeln ſeiner Werke zur Sprache bringt. So ſchrieb er „Curiöſe Gedanken von deutſchen Verſen,“ „Curiöſe Gedanken von deutſchen Briefen,“ einen „galanten Hofredner,“ „ſatiriſche Romane,“ „oratoriſche Fragen“ u. ſ. w. Alle dieſe Werke, die der wohlmeinende Mann größtentheils ſeiner lieben „grünenden“ Jugend widmet, ſind ſo über alle Maaßen verſtändlich geſchrieben, daß ſie jeder, der auch nur mit dem allerkleinſten

Thei-

Theile ſeines Verſtandes hervorrückt, bequem einnehmen kann. Das wollte er eben, man ſollte ihn ja galant und curiös finden, und den Abſcheu theilen, den er vor aller Pedanterie und dunklem Style im Leben wie in Schriften hegte. Lieber wollte er ſogar ein wenig locker, loſe und ſchalkhaft erſcheinen. Schade nur, daß die Deutlichkeit bei ihm nicht eben Tugend iſt, und in das Bekämpfen der Pedanterie ſich doch gar häufig eine gewiſſe — ſeichte Pedanterie einſchleicht. Davon aber ſollte der Leſer nichts merken, und darum ſtreut der behagliche Mann manche muntere Späßchen und curiöſe Einfälle dazwiſchen, denn die grünende Jugend muß nicht zu ſehr angeſtrengt, oder gar verdrießlich gemacht werden.

§. 73.

Damit aber niemand glaube, er könne in ſeinen Lehrbüchern doch auch gar nicht ohne Spaßhaftigkeiten fertig werden, ſo ſchrieb er, außer andern ernſten Lehrbüchern, auch: „Ordentliche Fragen über die chriſtliche Tugendlehre," (Leipzig 1697) ein Buch, das, trotz ſeiner Breite, einiges Lob verdient und gewiß Nutzen geſtiftet hat. In der Vorrede ſehen wir den für die Gemüthsbeſchaffenheit ſeiner Schüler eifrig beſorgten Mann, und es heißt am Schluſſe derſelben: „Es mangele niemahls an Leuten, die was Rechtes ſtudiren wollen: doch niemand werde ſeines Wunſches gewähret, niemand werde ſeiner Qualitäten wegen ſecundiret, niemand werde der geringſten Promotion würdig geſchätzet, der etwas gelehrtes und etwas fruchtbares außer der Pietät zu erhalten gedenket." — Es iſt zu bedauern, daß ein ſo einfach guter Gedanke nicht auch in reinem Deutſch vorgetragen worden iſt, allein dieſe bunte Sprache war nun einmal beliebt, und für galant gehalten. — In der ganzen Geſchichte des ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts kann man kaum einen Schritt gehen, ohne auf die Franzoſen oder etwas Franzöſiſches zu ſtoßen, und in der damaligen Zeit glaubten manche übergutmüthige Deutſche, man könne kaum genug franzöſiſche Worte einmiſchen, um ſich wenigſtens auf dieſe Weiſe den gefährlichen Leuten zu näheren. Je mehr Franzöſiſch unter das Deutſche gemiſcht wurde, je galanter; es blieb doch immer noch deutſches genug, und die Franzoſen ſelbſt, dieſe Mutter der Galanterie, ſprachen ja bekanntlich — nur franzöſiſch, und gar kein Deutſch. Wie weit alſo blieben die deutſchen Sprachmenger, auch die bunteſten, noch immer hinter jenen glänzenden Vorbildern zurück! —

§. 74.

Weiſe's ausgezeichnetſte Seite iſt ſein Talent für das Luſtſpiel und das Drama überhaupt, wobei wir jedoch nicht vergeſſen wollen, daß die Anforderungen des neunzehnten Jahrhunderts — in der letzten Hälfte des ſiebzehnten noch nicht zur Sprache gekommen waren, und daß er, da nun einmal Hans Sachs, Ayrer u. ſ. w. gar nichts mehr galten, kein anderes Vorbild in unſrer Sprache hatte, als Andreas Gryph. Weiſe's Luſtſpiele gehen ſtets in eine ungebührliche Breite und ſind mit einer Menge von völlig überflüſſigen Perſonen beladen. Der gutmüthige Mann richtete ſich nämlich dabei nach der Anzahl ſeiner Schüler, welche mit wahrer Herzensluſt, und zur Freude ſämmtlicher Zittauiſcher Bürgerſchaft, dieſe Schauſpiele aufführten. Wie würde ſich aber ein Schüler und deſſen Eltern gekränkt gefühlt haben, wenn er gar nichts dabei hätte zu thun gehabt! Ein paar Worte fielen doch immer für jeden ab; ja ſelbſt für die kleinſten Kinder wußte der galante Rektor zu

ergen, indem er ſie gewöhnlich als Engel erſcheinen ließ,
eren es nie zu viel geben kann. Dabei iſt noch der ange-
nehme Umſtand zu bemerken, daß alle dieſe Schüler zur
Muſik angehalten worden ſein müſſen, denn am Schluſſe
aſt aller Weiſeſchen Luſtſpiele fallen ſämmtliche auf dem
Theater befindliche Perſonen auf die Knie, und ſingen ein
eiſtliches Lied. Wir können es auch heute noch mitſingen,
enn Weiſe hat Muſiknoten dazu drucken laſſen.

Jene Breite der Schauſpiele rührt bei Weiſe ohne
weifel auch von ſeiner geſchwätzigen Behaglichkeit und dem
bergroßen Streben nach Deutlichkeit her. Alle ſeine Per-
onen machen es ſich bequem, und ſo lange nur irgend noch
ine Möglichkeit vorhanden iſt etwas zu reden, hören ſie
ewiß nicht auf. Dem Verfaſſer iſt gewiß nichts trauriger
ewesen als jemals zu endigen; aber der Umſtand, daß die
uſchauer doch nicht um ſeinetwillen die ganze Nacht auf-
leiben mochten, gebot freilich einmal das Endpunktum zu
tzen. Doch freilich ſo ſpät als möglich.

§. 73.

Dieſer Fehler ungeachtet ſind in den Weiſeſchen Luſt-
ielen häufige Spuren von guter Anlage zu finden, ſie ſind
ſt durchgängig fröhlich, mit einzelnen witzigen Einfällen,
weilen ſogar mit einiger Ironie ausgeſtattet. Erinnern
ir uns, daß ſelbſt Tiecks „verkehrte Welt“ einer Weiſe-
en Schulkomödie den Urſprung verdankt, und daß ſelbſt
r Humor, mit dem im „geſtiefelten Kater“ das Publi-
um als eine handelnde Perſon behandelt worden, bereits
rch Weiſe obenhin angedeutet iſt. Ein Mann wie er
urfte bei ſeiner Gutmüthigkeit, die nie verletzen wollte,
anches wagen, was ein anderer minder beliebte ſich gewiß
cht ungeſtraft hätte unterfangen dürfen.

Als das Wichtigſte ſeiner Dramen erſcheint mir ſein Maſaniello, ein Werk, das bei aller Kunſtloſigkeit und bei manchen gänzlich undramatiſchen, unbeholfenen und kindiſchen Scenen, doch ein treues Gemälde jener dunkeln Zeit und des traurigen Verhältniſſes des damaligen Neapolitaniſchen Adels zum Bürgerſtand liefert. Vielleicht ohne zu wollen und zu wiſſen hat Weiſe hier manches tiefer genommen und ahnden laſſen, als es zu ſeiner Zeit Sitte war. Soll ich des Einzelnen gedenken, ſo möchte ich inſonderheit auf den ſinkenden Helden des Stücks hindeuten, deſſen Wahnſinn, (durch übergroßen Eifer und die Erſchöpfung einer ſonſt zur Größe hinſtrebenden edeln Kraft entſtanden) einige tragiſche Rührung hervorzubringen vermag, in der man ſich billigerweiſe durch einzelne ungeſchickte Worte nicht ſtören laſſen ſollte, ſo wie auch nicht durch einzelne Irrthümer des überdemüthigen Verfaſſers *).

---

*) In früheren Zeiten ſcheint man der Comödie: „Absurda comica“ eine beſondere Gunſt gewidmet zu haben; doch iſt dieſe Poſſe nichts weiter als eine Nachahmung von Gryphs Squenz, und zwar eine das grelle Muſter noch überbietende. — Einzelne leidliche Scherze verſchwimmen faſt unter der ungeheuern Menge von Rohheiten, und es giebt kaum eine Scene, in welcher nicht Prügel ſtatt des Witzes fallen. Merkwürdig iſt, daß ſich aus der Komödie von Tobias, welche hier in der Komödie aufgeführt wird, einige ſehr ſchlechte Reime dennoch im Munde des Haufens erhalten haben, ſo wie nicht minder, daß Weiſe einen der gräflichen Räthe den Vertheidiger ſolcher Poſſen machen läßt. (Cicero pro domo sua.) Noch merkwürdiger aber iſt, welch ein ganz eigner Reiz darin liegen müſſe, das Theater auf dem Theater zu parodiren, indem ſelbſt in einer Zeit, wo eigentlich noch gar kein deutſches Theater exiſtirte, dennoch die beiden fruchtbarſten Dichter, Gryph und Weiſe, zu dieſer Gattung von Scherz ihre Zuflucht nahmen. Soll aber eine gute Parodie entſtehen, ſo muß doch wohl vor allen Dingen erſt ein zu parodirendes tüchtiges Etwas vorhanden ſeyn.

Bekanntlich hat auch Leſſing den Weiſeſchen Maſaniello eſchätzt und zum Studium empfohlen, welches ich mit ergnügen hier anführe, theils überhaupt wegen der Wich- gkeit eines ſolchen Urtheils, theils auch für diejenigen Le- r, die aus gewöhnlichen Literarhiſtorien den ganzen Weiſe ls einen bloßen Schwätzer haben kennen lernen, und des- alb wohl noch einer aparten Autorität bedürfen möchten, m von jenem harten Urtheil etwas abzulaſſen.

Streng genommen kann indeſſen kaum von einem har- en **Urtheile** die Rede ſein, denn es iſt in der That bei en meiſten Literarhiſtorikern der letzten Hälfte des achtzehn- en Jahrhunderts, in Hinſicht mancher früherer Dichter, ar nicht auf ein eigenes **Urtheil** abgeſehen, ſondern wir rfahren oft nur, daß eine Hand die andere abſchreiben ann, woran freilich niemand gezweifelt hat. Man hatte olgendes unter einander gleichſam ausgemacht: In Lo- enſtein iſt das Maximum ſchwülſtiger Verrücktheit, und n Weiſe nichts als geſchwätziges Bathos. — Das klang ls **wäre** es etwas, und bildete eine Art von Antitheſe, ie ſich auch in einem ſchwachen Gedächtniſſe behalten ließ. eberhaupt iſt ja bekannt genug, daß, wenn nur erſt das reuz gezimmert iſt, ein Leib oder ein — Buch ſich leicht aran ſchlagen laſſe. Von neuem die Akten der literariſchen rozeſſe durchzuſehen, war nicht ohne Schwierigkeit, die an ſich gern erließ. Um ſo mehr aber ſei Ehre und ank gebracht unſerm Leſſing, der auch hier mit gutem eiſpiele voranging, und nächſtdem dergleichen unfrei nach- andelnde Schwierigkeits-Scheuer gerecht und derbe anfuhr nd zurückwies.

§ 76.

Otto Friedrich von der Gröben,

gab im Jahre 1700 ein großes poetiſches Werk, das den Titel führt: „Bergenens und ſeiner tugendhaften Areteen Lebens- und Liebesgeſchichte.“ Das Gedicht iſt eine fortgehende Allegorie des menſchlichen Lebens, das hier mit einer Reiſe in das gelobte Land und zum heiligen Grabe vorgeſtellt wird. Das Unglück tritt auf als ſein Bruder der Tugend, der hier den Namen Sfortunian führt. Im Ganzen iſt die Allegorie einfach genug, dennoch ermüdet ſie auf die Länge, da die ſtete Abſicht zu lehren das Gedicht nothwendig erkälten muß. Deſſenungeachtet verdient es manchen ſpäteren Schriften dieſer Art (z. B. von Duſch) in welchen mehr Verwickelung, Halb-Gelehrſamkeit und Anmaßung herrſchen, vorgezogen zu werden. Wie oft überhaupt dergleichen fortgeſetzte Proſopopöien ſpäterhin nachgeahmt werden ſind, iſt Jedermann zur Genüge bewußt.

Das Geburts- und Todesjahr dieſes Dichters iſt unbekannt, obwohl er aus einem der älteſten Adelsgeſchlechter Preußens entſproſſen iſt. — Uebrigens läßt ſchon der Name „Bergone“ durch Buchſtabenwechſel aus „Gröben“ entſtanden, vermuthen, daß der Dichter ſein eignes Leben in allgemein allegoriſchen Umriſſen habe darſtellen wollen.

§ 77.

Während die meiſten deutſchen Dichter und Nichtdichter dieſer Zeit der franzöſiſchen Poeſie die größten Huldigungen brachten, erlebten ſie das Mißgeſchick, daß man von franzöſiſcher Seite ihnen nicht nur keine Gegenhuldigung, ſondern nicht ſelten Spott und Hohn zukommen ließ.

Seitdem man nämlich in Frankreich durch ſo manche glückliche Erfolge im Felde und im Kabinette, durch ſo manchen oft nicht ſehr rühmlichen Sieg über das Herrenreiche, damals faſt in hundert Theile zerſtückelte, arme Deutſchland nicht wenig hochmüthig geworden war, hatte ſich in jenem Lande auch eine immer ſeltſamere und verkehrtere Anſicht von deutſcher Art und Kunſt, ganz beſonders aber von deutſcher Poeſie und Literatur überhaupt verbreitet. Zwar iſt von jeher bei den Franzoſen, die ſonſt bekanntlich nicht arm begabt ſind, das Talent fremde Nationalität zu erkennen und zuzugeben, ſehr ſelten geweſen; aber ſo lange Deutſchland noch mächtig daſtand, hatte man doch meiſtens mit einer gewiſſen Mäßigung, wenn auch nicht im ſtillen geurtheilt, doch öffentlich geſprochen. Man begnügte ſich gewöhnlich damit, ſich ſelbſt zu loben, und die Deutſchen als ehrliche Leute gelten zu laſſen, welche gern fechten und trinken. Von ihrer Wiſſenſchaft und Kunſt war nicht oft die Rede, denn faſt nur nordiſche Völker, und insonderheit die Deutſchen bei ihrem Streben nach univerſeller Bildung, ſtudiren häufig auch neuere Sprachen, und ſo beſchied man ſich in Frankreich, wo dies Studium ſeltener iſt, doch meiſtens (ſchlimme Ausnahmen von Vorlautheit gab es freilich immer) über deutſche Kunſt und Literatur nicht viel reden zu können.

§. 78.

Allein ſeit dem unglücklichen weſtphäliſchen Frieden wurde das alles anders. Die Deutſchen waren überwunden worden; im Felde zwar (genau betrachtet) nur durch ſich ſelbſt; im Kabinette aber allerdings durch die Franzoſen, denn die deutſchen Diplomatiker waren ohnehin meiſtens nicht der glänzendſte Theil unſers Volks. Dazu kam, daß man die übergroße Beſcheidenheit der Deutſchen gänzlich mißverſtanden und wohl gar auf Mangel an Verdienſt geſchloſſen hatte. Die deutſche Sprache verſtanden die Franzoſen nicht, und leider waren wir ſo übergutmüthig, mit ihnen faſt während der ganzen zweiten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts in ihrer Sprache zu verhandeln.

So verbreiteten ſich über uns, unſre Sprache, unſere Sitten, geſelliges Leben, Kunſt, Poeſie und Literatur höchſt ſeltſame Anſichten, oder vielmehr Unanſichten, denn es dienten nur wohlfeile Späße und verzerrte Pſeudo-Bonmots ſtatt derſelben. Der Verfaſſer dieſes Buches hat die ſchwere Arbeit nicht geſcheut, ſich in Kenntniß zu ſetzen von einer Menge ſolcher Verkehrtheiten, die damals ein franzöſiſcher Doktor dem andern, und ein Marquis dem andern nachſagte; aber man wird ihm nicht zumuthen, dieſelben hieher zu ſetzen, indem er es für hinreichend hält, zu erklären, daß die Franzoſen eine beſſere Kenntniß hatten von den Einwohnern von Chili und Paraguay, als von ihren Nachbaren am Rhein, der Donau, Elbe und Spree. Conſequenterweiſe darf ich auch jene einzelnen ſpöttiſchen und höhniſchen Einfälle gegen die deutſche Literatur nicht abdrucken laſſen, denn es ſoll hier eben beklagt werden, daß man damals ſo viel Notiz davon nahm. Die Franzoſen, die, wie geſagt, kein Deutſch verſtanden und denen deutſche Geſinnung völlig fremd war, betrachteten die deutſchen Bücher, die ſie zuweilen in großen Staatsbibliotheken oder auch wohl gelegentlich auf ihren Feldzügen zu Geſicht bekamen, mit einer gewiſſen Aengſtlichkeit, denn ſie fielen meiſtens ſtark ins Gewicht, man blätterte und fand Armuth im — Papier, Druck und Kupferſtich, und ſo ging denn jene ſcherzende Aengſtlichkeit bald in eine ſpöttiſche über. Wenn nun die Deutſchen dergleichen ſchlimme Späße in den franzöſiſchen Journaſen, — die ſie leider alle laſen — antrafen, ſo ärgerten und grämten ſie ſich darüber erſtaunlich; ließen ſie aber alle von neuem abdrucken, denn ſo wollte es ihre von allen, auch den abſurdeſten Druckſachen, Notiz nehmende Gründlichkeit, wodurch denn der Aerger und Gram faſt endlos ſich erneuerte. Natürlich ſchrieb man auch dagegen, zuweilen in deutſcher, zuweilen in lateiniſcher Sprache; aber die Franzoſen laſen die Gegenſchriften nicht; und ſo war und blieb der Kampf ſehr ungleich, und gewann faſt etwas rührend-komiſches.

§. 79.

Nur eines Kampfes muß ich hier namentlich gedenken, weil in deutſchen Autoren beſonders Dichtern am Schluſſe des 17ten und zu Anfang des 18ten Jahrhunderts ſehr häufig davon die Rede iſt. Ein gewiſſer Pater Bouhours hatte in Frankreich als Kritiker eine nicht kleine Berühmtheit gewonnen, denn der Mann verſtand ſogar ein wenig griechiſch und latein, und ſo hatten die Deutſchen ihn gleichfalls aus Gutmüthigkeit als einen berühmten Mann gelten laſſen. Es kam aber ſchlimm, denn es hatte der Pater kein gutes Gemüth gegen die Deutſchen, ſondern er ließ ein Geſpräch im Druck ausgehen, in welchem die Frage „ob ein Deutſcher ein bel esprit ſein könne,“ aufgeworfen und — zum Erſchrecken des geſammten ſchreibenden und leſenden Germaniens — höchſt ungroßmüthig und tyranniſch verneint wurde.

Das war zu viel, und hier ſcheiterte ſelbſt, was ſonſt nicht leicht ſcheitert: deutſche Geduld. Man hatte die Liſten der fruchtbringenden Geſellſchaft, der Pegnitzſchäfer, des Schwanenordens u. ſ. w. vor ſich, wo man die beaux esprits bei hunderten finden konnte. Man hatte ſich unter einander ſo häufig mit Eichenlaub und Lorbeer bekränzt und mehrere deutſche Dichter weit über die Dichter Roms, Griechenlands und Italiens geſetzt und nun ſollte man ſo etwas erleben? und noch dazu von einem Manne, welcher eine Maniere de bien penser dans les ouvrages d'esprit geſchrieben hatte?! Aber eben weil man ſich viel zu hoch angeſchlagen und unter einander verwöhnt hatte, fühlte man ſich jetzt auch meiſtens nicht kräftig genug, um den ganzen Pater Bouhours und ſeine thörichte Frage mit Gelindigkeit verwinden zu können. Ein ignorirendes Achſelzucken, vielleicht gelegentlich ein Epigramm von zwei Zeilen, eine Parentheſe, oder eine Anmerkung gelaſſen hingeworfen, das wären die rechten Waffen geweſen gegen den Pater. Damit aber begnügte man ſich keinesweges, ſondern ſchlug ordentlich Feuerlärm auf dem Parnaß, rannte herbei mit Spritzen und Feuerleitern, und machte auf dieſe Weiſe die Sache wichtig, die in ſich ſelbſt höchſt unbedeutend war. Die deutſchen Fürſten und die Großen, die ohnehin ſchon franzöſiſch genug laſen, aber den langwierigen Bouhours ſchwerlich würden geleſen haben, wurden doch nunmehr aufmerkſam auf ihn, und ihr Verhältniß zur deutſchen Poeſie wurde dadurch wo möglich noch ungünſtiger. In die Stimmung mancher deutſchen Dichter aber miſchte ſich eine Bitterkeit, die jeder Arbeit ungünſtig iſt, am ungünſtigſten aber der ſchaffenden und bildenden Phantaſie.

§. 80.

Nicht die angegebenen Verhältniſſe allein, noch weniger der Pater Bouhours ſind wichtig genug, um länger bei ihnen zu verweilen; wohl aber iſt das Verhältniß, in welchem ſich unſere Literatur überhaupt zu dem Urtheil frem der Völker befindet, von einer noch nicht genugſam zur Sprache gebrachten Bedeutung.

Was wir in rein deutſcher Eigenthümlichkeit hervorgebracht haben, z. B. Volkslieder, einzelne lyriſche Gedichte, Schauſpiele, Romane, werden die ſüdlichen und weſtlichen Völker Europa's ſchwerlich jemals ganz zu verſtehen und zu genießen wiſſen, da ihre Eigenthümlichkeit von der Art iſt, daß ſie in ſich ſelbſt, trotz aller Lebhaftigkeit, etwas geſchloſſenes hat, weshalb das Fremde nicht nur nicht ganz aufgenommen, ſondern auch oft nicht einmal mit Genauigkeit betrachtet wird. Sie ſind meiſtens völlig befriedigt durch die Ideen und Gefühle, welche ſeit zwei oder drei Jahrhunderten, von ihren berühmteſten Dichtern in melodiſcher, oder auch nur ſehr correcter Sprache vorgetragen worden ſind. Daher ihr ſtetes Feſthalten an dem was ein für allemal als klaſſiſch betrachtet wird, und es iſt die Frage, ob ſich wohl viele Italiener und Franzoſen finden möchten, welche ſich auch nur denken können, daß Taſſo und Racine jemals übertroffen werden können.

Wie anders bei uns! Faſt keines deutſchen Dichters Ruhm iſt gänzlich von allen Deutſchen anerkannt, und eine Autorität, die auch nur fünfzig Jahre unangefochten beſtanden, haben wir nicht; ja wir lieben überhaupt nicht, daß uns Autoritäten begegnen. Wo wir nur irgend Lehre und Unterricht empfangen können, da hören wir gern zu, oft nur zu gern, was dem ſelbſtſchöpferiſchen Talente ſchaden kann; oft ſogar auch da wo wir gar nichts lernen können, weil wir es viel beſſer ſelber haben. Die Eigenthümlichkeit fremder Völker anzuerkennen halten wir für Pflicht, wir lieben es, uns in ſie hinein zu verſetzen, und für unſere Gutmüthigkeit giebt es keine größere Freude als fremde Tugend und fremdes Genie zu loben. Laſſet uns nur nie vergeſſen, woran ſchon Klopſtock mahnte: „ſeid nicht allzu gerecht, ſie erkennen es nicht, wie ſchön euer Fehler iſt.“ Urtheilen nun aber jene fremden Völker über uns, ſo vergeſſen wir gewöhnlich, daß ſie, jener Eigenthümlichkeit wegen, ein ſolches Unternehmen eigentlich gar nicht wagen ſollten. Sie thun es aber dennoch, und dieſes Dennoch begründet ſich abermals in jener Eigenthümlichkeit, indem ſie manches ſehr leicht nehmen, was ſehr ſchwer iſt; wir aber fehlen auch, wenn wir uns dergleichen zu Herzen nehmen, was bloß als hiſtoriſche Notiz gelten kann.

§. 81.

Wir ſind — in der Regel — nicht gewohnt über etwas zu urtheilen, was wir nicht verſtehen, und — wenigſtens war es ſonſt ſo, — niemand wird z. B. über die Sprache und Mythologie der Indier reden, der der erſtern nicht mächtig iſt. Bei den klaſſiſch alten und den neuern Sprachen verſteht ſich dies ohnehin ganz von ſelbſt, ſo wie denn auch bei den meiſten Klaſſikern uns muſterhafte Ueberſetzungen zu Hülfe kommen. Jene Völker aber lernen kein Deutſch — einzelne Individuen, welche eine ſchöne Ausnahme machen, erkennen wir gern an — und wenn ſie dem ungeachtet über unſere Literatur urtheilen, ſo ſollten wir uns darüber nicht betrüben, ſondern uns der unbeſtrittenen Erlaubniß bedienen, mit leichtem Behagen darüber zu lächeln. So beſitzen ſie auch, ſo viel mir bewußt, bis auf den heutigen Tag noch gar keine klaſſiſche Ueberſetzung eines klaſſiſchen Werkes, am wenigſten eines Deutſchen. Dazu kommt, daß überhaupt ein wahres deutſches Meiſterwerk in die romaniſchen Sprachen vielleicht gar nicht vollendet hinein überſetzt werden kann, was die geiſtreichſten Franzoſen und Italiener, z. B. Benjamin Conſtant, Frau von Staël, St. Martin, Siſmondi, Charles Villers und einige andere wohl eingeſehen haben.

Erwägen wir dies alles mit der gehörigen Gelaſſenheit, ſo wird unſere Ruhe nicht mehr ſo leicht geſtört werden können durch ſo manches unverſtändige, verkehrte Wort was in Liſſabon und Madrid, Paris und Florenz über deutſche Kunſt und Literatur geſprochen und geſchrieben worden iſt, und etwa noch geſprochen und geſchrieben werden möchte. Einige jener Sprecher und Schreiber glauben im Herzen wohl ſelbſt nicht recht an das was ſie über uns zu Tage fördern; wenigſtens wäre eine einzige vollkommen helle Minute hinreichend, um ihnen die einfache Wahrheit beizubringen, daß ſie von deutſcher Art und Weſenheit nichts verſtehen.

§. 82.

Betrübender ſind die Mißverſtändniſſe, in denen auch die meiſten *Engländer* befangen ſind, welche bisher über deutſche Literatur im *Druck* geſprochen haben. Wenn wir indeſſen bedenken, daß ſie — ich meine abermals nur die Gedruckten — auch über Shakſpear nur ſehr Ungenügendes vorgebracht, und ihn gewiſſermaßen an uns Deutſche zu beſſerm Urtheil überlaſſen haben, wenn wir ferner betrachten, wie ſehr ihre eigene äſthetiſche Literatur — einzelne höchſt glänzende Erſcheinungen können den Satz nicht widerlegen *) — ſeit zwei hundert Jahren geſunken iſt,

---

*) Warum nicht? möchte man hier fragen. Weil nicht einzelner Glanz, ſondern nur ein gewiſſer Allgemeingeiſt unter den äſthetiſchen Schriftſtellern, die als Lehrer des Volkes daſtehen, eine Hinneigung zu Einem allgemein erkannten edlen Ziele, — bei der die ſchönſte und farbigſte Mannigfaltigkeit der Individualitäten nicht bloß ſtatt finden *kann*, ſondern ſtatt finden

(aus welchem Verfalle ſie ſich erſt jetzt, und vielleicht größtentheils durch den Impuls von Deutſchland her, erfreulich emporarbeitet) wie ſehr ferner die fantaſieloſe, correkt glatte Addiſon-Popeſche Geſchmack-periode auch der **Kritik** ſchaden mußte, ſo wird jene Betrübniß in Beziehung auf uns nicht beſonders groß ſein können; viel größer in Hinſicht auf die Urtheilenden ſelbſt, denen wir wohl mehr Tiefe und Klarheit gönnen möchten.

Kehren wir endlich zu Bouhours zurück, ſo bedarf es wohl der Wiederholung nicht, daß er nur als ein noch unter dem Mittelmäßigen ſtehender literariſcher Casperle zu betrachten iſt, der bei weitem nicht genug Verſtand und Witz beſaß, um ſich auch nur zu einem erträglichen clown aufzuſchwingen. Bloß die vielen Gegenſchriften, welche das frühere Deutſchland gegen ihn erließ, haben nöthig gemacht, ihm hier einen Platz einzuräumen.

§. 83.

Wilhelm Ernſt Tenzel,

(geb. 1659. geſt. 1707.)

Nachdem er mehrere grundgelehrte und ſteife Werke geſchrieben hatte, z. B. de Phoenice, de Polycarpo, de

---

muß — das Weſen der Literatur bildet. Man betrachte nur die Shakſpear-Periode. Wie tief ſtehen z. B. Beaument und Fletcher unter ihm, und dennoch iſt hier eine wirkliche poetiſche, freie Schule. Dann vergleiche man die dramatiſche Periode unter Karl II. und Jakob II., unter Wilhelm und Anna. Auch hier ſind Schulen; aber welche! Theils zuchtloſe, theils froſtig correcte. Von den erſten riß ſich das brave Volk bald los, die anderen dauerten länger. Es iſt hier nicht Raum zur genauen Auseinanderſetzung, ich hoffe aber es wird deren auch nicht bedürfen.

Apophthegmata Ignatii u. ſ. w., die aber kein ſonderliches Aufſehn erregt hatten, weil es damals eben nichts Neues war, grundgelehrt und ſteif zu ſein, ſo ſchlug er mit einemmale um, und ſuchte den Beifall des größern Publikums durch eine gewiſſe behagliche Flachheit zu erringen, und in der That lächelte das Glück einem ſo humanen Streben. Obwohl feindlich geſinnt gegen den Thomaſius (den wir weiter unten näher kennen lernen werden) ſtrebte er ihm dennoch nach, und ſchrieb das Journal: „Monatliche Unterredungen von allerhand Büchern,“ (1689 bis 1706.) die „curiöſe Bibliothek,“ verſah mit Anmerkungen die „Paquete aufgefangener Briefe“ u. ſ. w. Auf dieſem Wege konnte freilich die Berühmtheit nicht ausbleiben, und die Unſterblichkeit wurde ihm von mehreren Seiten gleichſam in das Haus getragen. Nach Berühmtheit ſtrebte er denn auch ſo ſehr, daß ihm jeder literariſche Streit, der nur einigermaßen Aufſehen verſprach, willkommen war. Auf das Publikum hat er gar ſehr gewirkt, und ſein kritiſches Journal iſt nicht ſelten, obwohl meiſtens ohne ihn zu nennen, von den folgenden Zeitſchriftſtellern zum Muſter genommen *). Wer ihn heutzutage noch lieſt, — und man ſollte ihn wegen mancher brauchbaren literarhiſtoriſchen Notizen und Bemerkungen nicht ganz verſäumen — wird freilich abgeneigt ſein müſſen, ihn für ein bedeutendes Haupt anzuerkennen; doch immer gern geſtehen, daß er, verglichen

---

*) Dennoch gehört auch dieſer Schriftſteller zu den vielen Deutſchen, welche während ihres ganzen Lebens, trotz aller Gelehrſamkeit und Vielſchreiberei, mit drückender Armuth zu kämpfen hatten, und es wird als eine traurige Merkwürdigkeit angegeben, daß er bei ſeinem Sterben nicht mehr als dreißig Thaler hinterließ.

mit einigen der jetzigen Journaliſten, als eine Art von Heros in Hinſicht der Gelehrſamkeit und des Fleißes erſcheint.

§. 84.

Bisher hatten die deutſchen Dichter entweder in den Verhältniſſen des Wohlwollens und der Freundſchaft oder doch wenigſtens ohne feindliche Beziehung mit einander gelebt; ja, wie wir geſehen haben, zuweilen im Uebermaaß des gegenſeitigen Bewunderns ſich einander verwöhnt und verweichlicht. Es iſt ſeltſam und rührend, daß im Laufe ſämmtlicher Jahrhunderte bis zum äußerſten Anfange des achtzehnten, keine einzige wahrhaft polemiſche Schrift zwiſchen ihnen gewechſelt worden iſt; wenigſtens habe ich nie eine entdecken können, ſo ſehr ich mich auch danach umgeſehen. Theologen und Philologen kämpften am gewaltigſten mit einander; auch Juriſten und Aerzte finden wir nicht ganz ſelten im Streit begriffen; nur die Dichter gingen wie edle Löwen oder meiſtens wie ſanfte Lämmer, zuweilen auch wohl wie Schafe, mit einander um. War ihre Kunſt in Deutſchland auch nicht immer eine fröhliche Wiſſenſchaft wie bei den Provenzalen, ſo war ſie doch eine unſchuldige und harmloſe. Aeußern Schutz genoß ſie ſelten, und ſpäterhin gar nicht; um ſo mehr aber hielten die Poeten unter einander zuſammen, um im Nothfall für Einen Mann zu ſtehen. Aber dieſer Friede ſollte geſtört werden, und zwar auf eine unwürdige Weiſe, die indeſſen, weil ſie eine traurige, faſt möcht ich ſagen: allegoriſche Bedeutung hat, wenn auch kurz, doch genau erzählt werden muß. Betrachten wir deshalb zuvörderſt die drei Autoren, welche als die erſten poetiſchen Friedensbrecher betrachtet werden müſſen.

§. 85.

Chriſtian Wernike, oder Wernigk, oder Warnigk, oder Wernack.

(Das letzte ſcheint das richtigſte, da ihn Barthold Feind, ein gleichzeitiger und in ſeiner Nähe lebender Poet, alſo nennet, ein Umſtand, der früherhin ganz überſehen worden, und doch in Hinſicht des vielbeſprochenen Namens entſcheidend iſt.) Wir wiſſen weder Wernack's Geburts- noch Todesjahr, nur daß er ein Preuße iſt, unter Morhof ſtudirte, ſich viel mit neueren Sprachen beſchäftigte, und bald zu London, bald zu Paris und bald zu Hamburg als Geſandtſchaftsſecretair lebte. So viel Glück er in bürgerlichen Geſchäften zu machen ſchien, ſo wenig machte er bei ſeinen Zeitgenoſſen als Dichter, denn ſelbſt Logau war nicht ſo ganz vergeſſen als er. Wernack's Ueberſchriften oder Epigrammata (Hamburg 1701) waren ſchon in den vierziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts ſo ganz verſchollen und verbraucht, daß nur mit Mühe einige Exemplare derſelben aufgetrieben werden konnten; und doch verdient er trotz ſeiner vielen Mängel als einer der wichtigſten deutſchen Epigrammatiſten zu gelten. Er zeigt oft einen ſcharfen Verſtand, es gelingt ihm manches Verhältniß gleich von vorn herein wie ein Epigramm zu betrachten, faſt überall entdeckt er die Spitze, und giebt dieſe hin faſt wie einen ſchneidenden Dolch. Indeſſen wird dieſe glänzende Eigenſchaft durch manche Fehler verdunkelt, er iſt durchaus ohne Anmuth, ohne Wärme, ohne Leichtigkeit, ſeine Sprache iſt ungelenk, ſtachlich-rauh, mit Einem Wort: er hat nichts weiter als Verſtand und Witz und deshalb ſind ſeine guten Epigramme wie Eiſenſpitzen, die mißlungenen aber wie ſchmutzige Eiszapfen. Am übelſten geht es ihm, wenn er ſich, vielleicht nur der Mode wegen, auf Schäfergedichte einläßt, die er ſeinen Epigrammen als Zugabe beigeſellt hat, denn hier iſt er, der von Liebe nichts gewußt zu haben ſcheint, völlig nüchtern und langweilig. Dennoch verdienen die Zeitgenoſſen großen Tadel, daß ſie ihn faſt ganz überſahen, und ihm dadurch vielleicht nur noch mehr Bitterkeit und ſäuerliche Verſtimmung gaben: ein Zuſtand der vielleicht unter allen Zuſtänden dem Dichter am ungünſtigſten iſt. Sein Andenken iſt ſpäterhin am erfolgreichſten durch Ramler erneuert worden; denn obwohl wir die unmäßige Härte der Ramleriſchen Feile keinesweges billigen, ſo müſſen wir doch geſtehen, daß manche der Wernickſchen Epigramme ohne die Tilgung widerlicher Wörter und Wortſtellungen kaum genoſſen werden können. — Faſt ſcheint es, als ſei Wernack ſpäterhin nicht ſelten überſchätzt worden, und wenn ihn einige ſogar über Logau haben ſetzen wollen, ſo iſt es wahrſcheinlich, daß dieſelben den wahren Logau nicht kannten oder nicht kennen — konnten.

§. 86.

Chriſtian Heinrich Poſtel,

(geb. zu Freiburg im Lande Hadeln 1658, geſt. 1705.)

Er hatte die Rechte ſtudirt, aber auch ſehr viele Kenntniſſe in alten und neueren Sprachen erworben, und wählte, nachdem er manche Reiſen unternommen, Hamburg zum Wohnſitz, wo er, als ein begüterter und angeſehener Mann, bald als Advocat, bald als Muſiker, am häufigſten als Dichter beſchäftigt war. Er gehört zu den ſeltſamſten Erſcheinungen in der Literatur. Gänzlich ohne Geſchmack, und in einer ſteten träumeriſchen Verworrenheit, wollte er dennoch, wie es ſcheint, den Geſchmack der Griechen und Engländer, Spanier und Deutſchen, den höchſten Ernſt und die gewaltigſte Erhabenheit mit Scherzhaftigkeit und Humor vereinigen. Nebenbei aber wollte er auch ſehr berühmt werden, und das gelang ihm am beſten durch mehrere Opern, welche, in Homburg aufgeführt, den allgemeinſten Beifall erhielten. Dazu trug indeſſen nicht wenig die Muſik bei, mit der der Hamburgiſche Kapellmeiſter Kaiſer die abſtruſeſten Sachen ausgeſtattet hatte, ſo wie der hinreißende Geſang der damaligen Prima Donna, der Jungfer Conradine *).

Wie abſtrus und bunt dieſe Opern waren, iſt kaum zu beſchreiben. Alles ſollte groß und erhaben ſein, darum reden auch die erhabenen Perſonen kein natürliches Wort. Haben ſie aber erſt mit der Scheitel die Sterne berührt, dann zerfließen ſie wieder in weichlichſter Empfindſamkeit. Da indeſſen, wie Poſtel vielleicht ſelbſt fühlte, kein Menſch auf die Länge dergleichen aushält, ſo iſt er auch auf luſtige Perſonen bedacht, die ſich ſehr bemühen, der Langeweile zu ſteuern, und trotz ihrer Abgeſchmacktheit doch noch ein klein wenig vernünftiger ſind als die meiſten ſeiner Helden. Dennoch finden ſich auch in dieſen Singſpielen,

---

*) Dieſe erſte Sängerin der damaligen deutſchen Welt ward bald ſo berühmt, daß gar viele Höfe ſich um ſie bewarben; doch gab ſie ihre Verbindung mit Hamburg nie auf. Indeſſen waren die Hamburger gütig genug, ſie zuweilen den wünſchenden Höfen auf kurze Zeit zu leihen. So finden wir ſie z. B. nicht ſelten in Berlin, wo ſie in den Beſſerſchen kleinen Feſtopern ſtets die erſte Rolle ſang, und mit königlicher Freigebigkeit beſchenkt wurde. Von ihrer Stimme ſagt ein Zeitgenoſſe, ſie ſei geweſen wie der ſchönſte und ſtärkſte — „Trompetenton.“ In wie weit der Mann Recht gehabt, möchte ſich in dieſer Welt, wo ihre Stimme längſt verhallt iſt, wohl nicht mehr entſcheiden laſſen.

deren er ganzer fünf und zwanzig geſchrieben, einige Spuren von Talent, ſo wie er auch eine Bekanntſchaft mit der ſpaniſchen Bühne verräth, die damals bei uns faſt gänzlich unbekannt war. Beſonders beliebt unter dieſen Opern ſcheinen Herkules, Bajazet und Ariadne geweſen zu ſein, denn etwas vornehm Mythologiſches, oder auch ſchrecklich Türkiſch-tartariſches hatte das Publikum gern. Nicht minder begünſtigt ward Iphigenia in Aulis, wo wir unter andern einen Helden die faſt mörderiſchen Reize ſeiner Geliebten in einer ſchwer gepreßten Arie ſingen hören. Er fängt die Beſchreibung ihrer Schönheiten von den Augen an, und geht dann mit billiger Genauigkeit zu den andern Vortrefflichkeiten über. Alle dieſe Schönheiten, ſo wie jede einzeln, ſind vollkommen hinreichend ſein Herz tödtlich zu verwunden, doch wenn er auch alle dieſe noch glücklich überwunden hat und mit dem Leben davon gekommen iſt, ſo iſt er doch noch mit nichten in Sicherheit, denn nun — ſo ruft er aus:

— — „dräuen mich zu tödten
Der güldenen Haare geflochtene Cometen,“

welches vielleicht die kühnſte Metapher iſt, die jemals geſungen worden *).

---

*) Dieſe Iphigenia iſt in dem erſten Theile der „Poeſie der Niederſachſen“ abgedruckt; leider aber von dem Herausgeber *Weichmann* gemildert worden, ſo daß wir in ihr doch ſchon einen etwas zahm gemachten Poſtel bekommen haben. Eine ausführliche, nicht unintereſſante, aber vergeblich nach Witz ſtrebende Kritik mancher der ſeltſamſten Stellen dieſes muſikaliſchen Drama's findet ſich in Schwab's und Gottſcheds Abhandlung „von dem Bathos in den Opern,“ Leipzig 1734, S. XXVII—LX.

§. 87.

Da aber Poſtel auch zeigen wollte, wie gelehrt er ſei, ſo fing er an, eine freie Ueberſetzung der Ilias zu verfertigen, von der er 1700 eine Probe gab, unter dem Titel „Die liſtige Juno, wie ſolche von dem großen Homer im vierzehnten Buche der Ilias abgebildet worden.“ In den Anmerkungen ſind ganze Berge von Gelahrtheit aufgethürmt, und damit man glauben möge, daß er, der vielleicht keine Fliege täuſchen konnte, doch auch im Nothfalle liſtig ſein könne, und wohl wiſſe wovon die Rede ſei, ſo fügte er noch einen weitläufigen Lobgeſang auf die Liſt hinzu, in welchem die Verſe beſſer fließen als die Gedanken.

Um das Publikum von allen Seiten anzugreifen, wählte er endlich auch einen vaterländiſchen Stoff, und verfertigte mit vieler Mühe ein Heldengedicht daraus, welches den Titel führt: „Der große Wittekind.“ Der Tod rief ihn indeſſen früher ab, als es vollendet war, und die Handſchrift kam in Beſitz des oben genannten Weichmann, der ſie 1724 herausgab. Der Mann hatte ſich alſo etwa 19 Jahre Zeit genommen, brachte aber auch dafür folgendes Urtheil über Poſtel an den Tag: „Er hat den Geſchmack der Alten und Neueren zu verbinden gewußt: ich erſtaune über die vielfältige und wohl angebrachte Wiſſenſchaft. Die Lebhaftigkeit und das Feuer, womit die verſchiedenen Affekten ausgedrückt ſind, rührt mich öfters auf das Empfindlichſte. Den Reichthum und die Stärke der Sprache bewundere ich. Die häufig einfließenden erbaulichen Sittenlehren dienen mir zu eben ſo viel Wegweiſern durch die Welt, kurz, ich bin verſichert, daß wenn dies Werk völlig wäre ausgearbeitet worden, Deutſchland weit größern Ruhm davon gehabt hätte, als Italien von ſeinem Taſſo und Marino zugleich.“ (!!)

Dieſe Stelle iſt für die Geſchichte der äſthetiſchen Kritik bei den Deutſchen um ſo wichtiger, da jener Lobredner als einer der ſcharfſinnigſten Beurtheiler faſt allgemein anerkannt wurde. Diesmal aber hatte er es denn doch dem Publikum zu arg gemacht, man fand das Heldengedicht langweilig, ſteif und hart, und ließ den Herausgeber mit ſeiner erſtaunlichen Bewunderung und empfindlichen Rührung allein.

§. 88.

Chriſtian Friedrich Hunold, bekannter unter dem Namen Menantes,

(geb. 1680 in Thüringen [eine genauere Angabe kenne ich nicht] geſt. zu Halle 1721.)

Er hatte zu Jena die Rechte ſtudirt; es gefiel ihm aber in ſeinen früheren Jahren nicht, davon Gebrauch zu machen, ſondern er lebte lieber eine geraume Zeit als literariſcher Vagabund von Verſemachen, wozu er einige Anlage hatte, ſobald man nichts weiter verlangt als leichte Reime. In Hamburg verdiente er ſich ſein Brodt durch Opernſchreiben, ward unterſtützt von dem begüterten Poſtel, und übernahm dafür das Geſchäfte ihn zu bewundern, welches ſich der Gönner auch gefallen ließ, da freilich der ſeichte Hunold auch von ihm noch manches lernen konnte. — Nach Poſtels Tode erregte er in Hamburg durch einen platt-ſatiriſchen Roman allgemeines Mißfallen, verließ die Stadt, und durchſtreifte einen großen Theil Deutſchlands, indem er ſich überall durch Gelegenheitsgedichte, galante Romane u. ſ. w. Unterhalt zu verſchaffen ſuchte. Endlich fing er an die Armſeligkeit eines ſolchen Lebens einzuſehen, bereuete (auch öffentlich) ſeine literariſchen und nicht literariſchen Sünden, und begab ſich nach Halle, wo bekanntlich damals der Pietismus herrſchte, und ſtrenge Ehrbarkeit, zuweilen auch wohl ſüßliche Frömmigkeit allein empfehlen konnten.

Hunold ſuchte jetzt die Frömmigkeit und die Galanterie zu vereinigen, doch war er nicht der Mann, ein ſolches Ziel zu erreichen. Er las hier juriſtiſche Collegia, von denen wir nichts wiſſen, und äſthetiſche, die er leider zum Theil drucken ließ, z. B. „Auserleſene neue Briefe, nebſt einer Anleitung, wie in den allermeiſten Begebenheiten die Feder nach dem Wohlſtand und der Klugheit zu führen“ in zwei Bänden, beinah 1400 Seiten ſtark. Dieſes Buch, obwohl nicht originell, ſondern nur in der wenig verbeſſerten Manier Talanders, ſcheint ſehr beliebt worden zu ſein, und erlebte vier Auflagen, denn man glaubte in ihm den wahren Nothhelfer und den bequemen Führer bei allen Briefplagen zu finden, da der gewandte Mann für ſo manche Fälle, wo die Leute brieflich gelobt oder geſcholten, gemahnt oder beruhigt werden mußten, Sorge getragen hatte. Das Motto zum zweiten Bande:

„Annehmlich und beliebt; doch ohne Flatterie,
So wie's von Herzen geht: doch kluglich überleget:
Nie flüchtig und zu ſchnell; doch munter angereget:
Kurtz: redlich, klug, geſchickt, recommandiret hie.“

ſpricht — freilich in heilloſer Wortmengerei — guten Willen und leidliche Anſicht aus; leider aber iſt an den gegebenen als Muſter aufgeſtellten Beiſpielen nichts zu loben als etwa einige Leichtigkeit im Styl; doch nur im Vergleich mit einigen früheren Briefſammlungen, in denen das Maximum von Steifheit erreicht worden. Darin iſt Hunold faſt immer ſeicht und fade, ſo daß man beinahe jene Steifheit zurück wünſchen möchte.

§. 89.

Dieſe drei Männer waren es, welche zuerſt das friedliche Leben der deutſchen Dichter unterbrachen. Es hatte nämlich Wernack in den Anmerkungen zu ſeinen Epigrammen hie und da gegen die Nachahmer Lohenſteins und Hoffmannswaldau's geſpöttelt, und ſie ziemlich gelinde „poetiſche Zuckerbäcker“ genannt. Gegen die Heerführer ſelbſt war er höflich genug verfahren, und hatte an Lohenſtein, von deſſen Talenten er übrigens mit Uebertreibung rühmlich ſpricht, nur ein paar ſchreiend ſchwülſtige Zeilen getadelt. Das hieß aber Poſteln, der nichts Höheres kannte als Lohenſtein, an das Leben kommen. Uebervornehmer Weiſe glaubte er die ganze Sache durch ein Sonett beendigen zu können, in welchem er Wernack mit einem Haſen vergleicht, der muthwillig-frech auf dem todten Löwen (Lohenſtein) herumſpringt. Wernack rächte ſich durch ein ſogenanntes Heldengedicht „Hans Sachs,“ in welchem der wackere alte Meiſterſänger gleichſam als der Vater der Dummheit auftritt, und Poſteln (durch Buchſtabenwechſel hier: Stelpo) zu ſeinem Nachfolger weiht. Das Gedicht iſt pöbelhaft und gemein; doch hat es leider Bodmern gefallen, der es deshalb wieder abdrucken laſſen. Poſtel antwortete nicht; aber Hunold ergriff für ihn die Feder, und ſchrieb gegen Wernack ein Poſſenſpiel: „Der thörigte Pritſchmeiſter,“ (1704.) ein Stück ohne Kraft und Salz, worauf Wernack noch ein paar Epigramme fliegen ließ, in welchem er andeutet, daß Poſteln zu tadeln doch der Mühe werth ſei; Hunolden aber nicht. — Das eigentliche Gift aber reichten ſich die Feinde in den Anmerkungen, wovon ich nur Eine traurige Probe geben will. Wernack ſcheint in London eine bedeutende Rolle geſpielt zu haben, und erzählt in der Vorrede zu ſeinen

Ueberſchriften, er habe groſſe Hoffnung zur Beförderung gehabt; „ein unverhoffter Zufall aber habe den Compaß verrückt, und er erfahren, daß keine Feinde gefährlicher ſeien, als die heimlichen.“ Dieſe Aeußerung benutzt Menantes und giebt in ſeiner Comödie (S. 90 und 91.) deutlich zu verſtehen, Wernack ſei wegen „gefährlicher Machinationen wider den König (!), unter welchem er gelebt, in das Gefängniß geworfen, ſei aber aus demſelben gebrochen, und habe als ein Landläufer ſich ſalviret.“ Ferner: „König Wilhelm von England habe 1696 eine Execution mit unterſchiedlichen Verräthern vorgenommen; ſeit der Zeit liege Wernacken der Strang (!) immer im Kopfe, ſo daß er auch andere damit belegen wolle.“ — So abſcheulich dieſe Vorwürfe ſind, ſo iſt doch auch nicht zu läugnen, daß Wernack damit angefangen, und von Strang und Ruthe geſprochen, die Menantes verdient habe, „weil er des verſtorbenen Königs von Spanien letztes Teſtament getadelt und alſo ein crimen laesae majestatis begangen habe.“ (Siehe Wernacks Ueberſchriften 1704. S. 328. ff.) Menantes entſchuldigt ſich deshalb, daß er als Unterthan des Kaiſers nicht verpflichtet ſei, ein Teſtament zu loben, um deſſentwillen der Krieg ausgebrochen ſei, und er habe nur eine Aeußerung des kaiſerlichen Manifeſts in Reime gebracht.

So ward denn alſo der Streit ſchlecht begonnen, ſchlecht geführt und ſchlecht beendigt. Nur der Umſtand, daß er, wie geſagt, der erſte öffentliche, und in das Groſſe und Breite gehende unter den deutſchen Dichtern iſt, kann dem an ſich unwichtigen Gezänk einige litterarhiſtoriſche Bedeutung verleihen.

§. 90.

Barthold Feind,

(geb. zu Hamburg 1664, geſt. 1721.)

Dieſer Schriftſteller, der, wo möglich, die Lohenſteiniſche Art und Kunſt noch zu ſteigern verſuchte, gehört zu den ſeltſamſten Erſcheinungen in unſrer Literatur, ob er gleich nur ſehr wenig gekannt iſt. Bei einer nicht gemeinen Anlage zum Studium der Philoſophie und der ſteten Hinneigung zu einer oft ſich ſelbſt mißverſtehenden Myſtik, ſcheint ſich zuletzt noch ein mit jenen Beſtrebungen ſchwer zu vereinigender unglückſelig verworrener Enthuſiasmus für die Politik ſeiner bemächtigt zu haben, der, — bei der Ohnmacht, in der er ſich befand, ſeinen Träumen Realität zu geben, — eine Art von Wahnſinn in ihm erzeugen mochte, von dem ſich einige leiſe Spuren in ſeinen Gedichten antreffen laſſen. Eines der auffallendſten unter denſelben ſcheint mir das Hochzeit-gedicht, welches ſich auch in dem von Junker herausgegebenen ſiebenten Theile der ſogenannten Hoffmannswaldauiſchen Gedichte befindet. Feind fängt an von der Erſchaffung der Welt aus dem Chaos, wo er bald dem griechiſchen, bald dem hebräiſchen Mythos folgt, dann fallen ihm die erſten 14 Verſe aus dem Evangelium Johannis ein, und er ſucht ſie zu erklären, dann kommen ihm Ideen aus dem Plato, Spinoſa, Jordanus Bruno, Thomas a Cempis u. ſ. w., und erſt ganz am Schluſſe erinnert er ſich, daß er eigentlich nur zu einer anſpruchsloſen Hochzeitfeier Glück wünſchen wollte.

Die poetiſche Richtung gewann er wahrſcheinlich auf einer durch Frankreich und Italien gemachten Reiſe, dann trat er in Schwediſche Dienſte, ward aber bald darauf, man weiß nicht genau aus welcher Urſach, ſeiner Freiheit beraubt, und endete ſein Leben im Gefängniſſe.

Seine Gedichte erſchienen zu Stade 1708 in einem ſehr ſtarken Bande. Eines derſelben, welches 36 Seiten enthält, und die Ueberſchrift hat: „Die vornehmſten Weltweiſen,“ giebt ein nicht unbedeutendes Zeugniß ſeines Fleißes in der Geſchichte der Philoſophie, indem wir hier den Verſuch einer Darſtellung jedes bedeutenden ältern und neuern philoſophiſchen Syſtems finden, wobei wir, bei allen Mängeln des Gedichts, doch nicht ſelten die Gewalt der Sprache anerkennen müſſen, mit der dies Unternehmen ausgeführt worden iſt. — Außerdem beſitzen wir noch von ihm vier Opern, unter denen „Die kleinmüthige Selbſtmörderin Lucretia, oder die Staatsthorheit des Brutus,“ und „Die kränkende Liebe, oder Antiochos und Stratonice“ die merkwürdigſten ſind. Der abgeſchmackte Titel der erſten läßt faſt ſchon vermuthen, in welchem Geiſte oder Ungeiſte das Ganze abgefaßt worden ſei.

§. 91.

Benjamin Neukirch,

(geb. 1665, geſt. 1729.)

Er machte ſich zuerſt bekannt durch die Herausgabe des Lohenſtein'ſchen Arminius, den er mit ausſchweifenden Lobgedichten auf den Verfaſſer begleitete (1689), ſo wie überhaupt ſeine frühere Poeſie nichts weiter war als ein ſchwacher Nachhall jenes Breslauiſchen Choragus. Als er ſich aber mehrere Jahre mit jener ſchwülſtigen, von aufgeraffter Gelehrſamkeit ſtarrenden Schreibart befaßt hatte, ſo wurde er ihrer endlich überdrüſſig und wollte es einmal auf eine andere, ihm natürlicher ſcheinende Weiſe verſuchen. Er erklärte deshalb im Jahr 1700, in einem Hochzeitgedichte, welches er nach Breslau zu ſenden hatte, ſeine gänzliche äſthetiſche Bekehrung. Dieſes Gedicht, welches ein — faſt möcht' ich ſagen — offizielles Anſehn hat, und als ein Teſtament bei Lebzeiten betrachtet werden darf, iſt bei den damaligen und ſpäter folgenden Dichterpartheien ſo berühmt geworden, und ſo oft mit Ruhm oder Tadel belegt, daß eine Literaturgeſchichte nicht wohl davon ſchweigen darf. Es beginnt folgendermaßen:

Ihr Muſen helft mir doch, ich ſoll ſchon wieder ſingen,
Und ein verliebtes Paar in Teutſche Verſe bringen:
Und zwar in Schleſien. Ihr kennt dies Land und mich,
Ihr wißt auch, wenn ihr wollt, wie vor Budorgis ſich
Zum Theil an mir ergetzt. Jetzt ſcheinen meine Lieder
Ihm, wo nicht ganz veracht, doch mehr als ſonſt zuwider.
Mein Reim klingt vielen ſchon ſehr matt und ohne Kraft:
Warum? Ich tränk' ihn nicht in Muskateller-Saft,
Ich ſpeiſ' ihn auch nicht mehr mit theurem Ambrakuchen,
Denn er iſt alt genug die Nahrung ſelbſt zu ſuchen.
Zibeth und Biſam hat ihm manchen Dienſt gethan:
Nun will ich einmal ſehn, was er alleine kann.
Alleine fraget Ihr? Ja, wie gedacht, alleine:
Denn was ich ehmals ſchrieb, war weder mein noch ſeine.
Hier hatte Seneca, dort Plato was geſagt,
Da hatt' ich einen Spruch dem Plautus abgejagt,
Und etwa anders wo den Tacitus beſtohlen.
Auf dieſem ſchwachen Grund, ich ſag' es unverholen,
Baut' ich von Verſen oft damals ein ganzes Haus
Und ziert' es noch dazu mit Sinnebildern aus.

§. 92.

Er erklärt ſodann ehrlich, daß er der Abgeſchmacktheiten (die er einſt als Poet begangen) ſelber lachen müſſe, daß ſie aber dennoch gefallen hätten, und man ihn ſogar dem Opitz vorgezogen habe, den er doch noch lange nicht erreichen könne. Er beſchreibt ferner, wie ſauer ihm jetzt das Dichten ſei, ſeitdem er den Horaz geleſen, der den Poeten „ſo viel Laſt aufgelegt habe.“ Ehedem ſei es ganz anders und leicht gegangen.

„Kommt, ſprech ich oftermals, Gold, Marmel und Porphyr!
Nein, denk ich wiederum, flieht, fliehet weit von mir,
Ihr ſeid mir viel zu theur bei dieſen ſchweren Jahren,
Ich habe jung verſchwendt, ich will im Alter ſparen.“

Er findet ſich dann in den Gedanken, daß ſeine Verſe jetzt den Schleſiern nicht mehr gefallen werden, und kommt endlich auf das faſt aus den Augen entſchwundene Paar, welches er beſingen will, und dem er das zweideutige Zeugniß giebt, daß bei ihrer Liebesgluth „Cupidens blinder Rath“ nicht das Geringſte gethan habe, ſo wie denn überhaupt Cupido und Venus nichts anders als „gemalte Fabelgötzen“ ſeien; wobei nur zu erinnern ſein möchte, daß ein Dichter nicht ſo arg aus der Schule ſchwatzen ſollte. Er preiſet ſie glücklich, daß ſie beide ſchon wiſſen wie man ſich vermählen müſſe, und deshalb kein Kind (Amor) zum Führer zu erwählen brauchen; überhaupt rühmt er ihnen das Bedenkliche nach, daß ſie bereits „bei Jahren“ ſeien, wo man nicht mehr leicht an die Ueberſchwenglichkeit der Liebe glaubt *).

§. 93.

Dieſes Gedicht nun, gegen deſſen ruhige Plattheit der Lohenſteiniſche Schwulſt faſt erfreulich und anziehend iſt, hat man nicht bloß zu der Zeit, als es erſchien, vortrefflich

---

*) S. des Herrn von Hoffmannswaldau und anderer Deutſchen auserleſene Gedichte, Theil VI. Leipzig, 1709. S. 101. ff.

gefunden, ſondern noch volle ſechszig Jahre darauf in Lehrbüchern und äſthetiſchen Lexicis angeprieſen.

Neukirch ſchrieb der Gedichte gar viele, unter denen auch manche Satiren ſind, ferner: Galante Briefe, eine poetiſche Ueberſetzung von Fenelons Telemach, und eine Lobrede auf die berühmte Königin von Preußen Sophie Charlotte, welcher letztere Panegyricus (von dem noch die Rede ſein wird) von der Leipziger Poeten-Sekte als ein Muſter deutſcher Rhetorik bewundert worden iſt.

Könnte indeß irgend ein äußerer Umſtand die Kritik gefangen nehmen, ſo dürfte vielleicht bei Neukirch ein ſolcher eintreten. Faſt ſein ganzes Leben war ein fortgeſetzter Kampf mit der drückendſten Armuth, und ſelbſt ſeine Kenntniſſe, ſein Fleiß und ſeine poetiſchen Bemühungen konnten die gemeinſten Sorgen des äußern Lebens nicht von ihm abwehren. Er lebte mehrere zwanzig Jahre in Berlin, in ewiger Bemühung ein Amt zu erhalten. Es verging faſt kein Feſt bei Hofe, welches er nicht beſang, er pries in gar vielen Gedichten den Kurfürſten Friedrich III. (nachmaligen erſten König in Preußen); aber es ſcheint, als ſei dies alles dem gefeierten Manne nicht zu Geſicht gekommen, denn der ſonſt bekanntlich ſehr freigebige Fürſt hat nie etwas für ihn gethan.

Neukirch klagt oft über das ſtete Mißgeſchick das ihn plagt, dennoch verließ er Berlin nicht, welches er überaus geliebt zu haben ſcheint, und wenn er auch ſtets in der Hoffnung auf die Hülfe des Fürſten ſich getäuſcht ſah, ſo wurde dennoch ſeine Liebe und Verehrung für ihn nie geringer. Er ſpricht dieſes Gefühl recht häufig, beſonders aber in einem Gedichte bei Gelegenheit der Aufführung der Statue des großen Kurfürſten, nicht ohne Weichheit aus. Nachdem er den König unendlich gelobt, klagt er, daß, während ſich alle ſeiner Milde erfreuten, nur er verlaſſen bleibe, und ſchließt dann:

Doch thue was Du willſt, ich ändre nicht den Sinn,
Ich liebe dennoch Dich, ob ich gleich elend bin.
Heiß mir, wenn Dir's gefällt, bei wilden Mohren leben,
Ich will bei Mohren auch Dein wahres Lob erheben.
Verſage mir das Brodt, das von der Tafel fällt;
Ich ſinge dennoch fort, ja ich will, großer Held,
Sollt' ich noch ärmer ſein, ſollt' ich auch Hungers ſterben,
Doch die Unſterblichkeit durch Deinen Ruhm erwerben.

§. 94.

Wie man auch über dieſe Geſinnung und die Art ſie auszuſprechen denken möge, ſie zeigte ſich wenigſtens ehrlich; denn Neukirch hat in ſeiner mitleidswürdigen Lage nie aufgehört Friedrichen zu beſingen, und es kann keineswegs als Lohn angeſehen werden, daß er endlich eine Profeſſur bei der neu angelegten Ritterakademie in Berlin erhielt, denn dieſe Stelle war — wie er ſelbſt ſingt — ohne Gehalt. Nach dem Tode des Königs jeder Hoffnung in Berlin ein Unterkommen zu finden beraubt, ging er als Unterhofmeiſter des Erbprinzen nach Anſpach, wo er endlich durch die Ueberſetzung des Telemach den Hofrathstitel erhielt, und den Reſt ſeines Lebens unter erträglichen Umſtänden zubrachte.

Neukirch genoß ſchon während ſeines Lebens eines großen Anſehns bei den deutſchen Dichtern. Man lobte ihn, da er noch dem Lohenſtein anhing, als einen von deſſen fähigſten Schülern, und als er von demſelben abfiel, fand man das wenigſtens intereſſant, und — verzeihlich. Man ließ ſich in der Liebe für den alten Lohenſtein nicht ſtören; glaubte aber nunmehr in Neukirch einen zweiten zu finden, der indeſſen, wie nun die Genies einmal ſind, erwas Apartes haben wolle. Dazu kam noch der Umſtand, daß Neukirch für einen gewandten Weltmann galt, der nur leider bei aller Gewandtheit kein irdiſches Gut in die Taſche zu ſtecken bekommen, weshalb ihm aber auch die Verſe deſto beſſer und leichter flöſſen. Ferner ſchrieb er in vielen ſogenannten Fächern der Poeſie, bald Oden, Epiſteln, Satiren, Elegien, Schäfergedichte, Ueberſetzungen aus dem Boileau u. ſ. w., ſo daß es ſchien, der Mann ſei zu allem brauchbar, und fülle alle Fächer, denn auf Fächer hielten die Kritiker ungemein viel.

Hätte man die Neukirchiſchen Verſe näher betrachtet, ſo würde man ohne Zweifel gefunden haben, daß in den Oden, Schäfergedichten u. ſ. w. doch immer nur Ein Geiſt wehe, der Geiſt der Armuth und der Mittelmäßigkeit; häufig auch der Plattheit. Allein er hatte denn doch auch wohl einmal einen erträglichen Gedanken, reimte ſo leicht und fließend, machte alles ſo bequem, und ſo ward er einer der Lieblinge der Deutſchen, der des Brodts ermangelnd, einigen Ruhm empfing.

§. 95.

Nur eines ſchadete ihm: die Ueberſetzung des Telemach in Alexandriner-Verſen. Das Originalwerk des edlen Fenelon war in Deutſchland zu bekannt, denn faſt ſämmtliche Hausfranzoſen und Franzöſinnen laſen es mit den deutſchen Knaben und Mädchen, damit dieſelben lernen ſollten, wie ſie ſich mit einer modernen Calypſo in Acht zu nehmen hätten, und die gute Proſa des Buches hatte mit Recht gefallen. Ein wenig Verwäſſerung hätte man gern hingehn laſſen; diesmal aber hatte es Neukirch zu arg gemacht, und, wie es ſchien, faſt alle Gewäſſer Deutſchlands über den griechiſchen Helden und ſeinen franzöſiſchen Bearbeiter ausgegoſſen.

Neukirchs Gedichte erſchienen während ſeines Lebens nur zerſtreut in den ſieben Theilen der ſogenannten Hoffmannswaldau'ſchen Sammlung, ſo wie (gegen ſeinen Willen) theilweiſe von einem gewiſſen Hanke, einem überaus ſchlechten Reimer, den eignen Verſen, gleichſam als Hülfe, beigeſellt. Eine vollſtändige Sammlung hat Neukirch nie gegeben: vielleicht aus Beſcheidenheit, vielleicht aus Ueberdruß an der ganzen Sache. Eine ſolche Sammlung erſchien erſt 1744 zu Regensburg, von Gottſched herausgegeben, und mit einer Vorrede verſehen, in welcher er den verſtorbenen Mann als den Bringer einer wahrhaft poetiſch-goldenen Zeit ausruft, und mit Lorberkränzen faſt erdrückt. Dieſe Vorrede, — wenige Jahre vor Klopſtocks und Leſſings erſtem Auftreten geſchrieben — ſpricht das eigentliche dichteriſche Glaubensbekenntniß der Gottſchediſchen Schule am offenherzigſten aus, und iſt deshalb hiſtoriſch wichtig genug, um ſpäterhin noch einmal auf dieſelbe zurück zu kommen.

§. 96.

Gottlieb Stolle,

(geb. 1673, geſt. 1744.)

Wie es ſcheint war es zuerſt drückende Armuth, welche ihn zur Schriftſtellerei veranlaßte *); ſo wie man denn auch wohl in dieſem Umſtande den Grund ſeiner ſo vielſeitigen und eben deshalb nicht ſelten oberflächlichen literariſchen Thätigkeit finden mag. In der That ſchrieb er faſt über alle Fächer des menſchlichen Wiſſens: hiſtoriſche, beſon-

---

*) Jöcher erzählt in ſeinem Gelehrtenlexicon (Th. IV. S. 856.), daß Stolle eine geraume Zeit ſich bloß mit trocknem Brodte behelfen mußte.

ders literargeſchichtliche, mythologiſche, theologiſche, juriſtiſche, medizinische (eine Anleitung wenigſtens zur Hiſtorie der medizinischen Gelahrtheit), rhetoriſche und poetiſche Werke. Nur in Beziehung auf die letzteren iſt er hier zu betrachten. Als Dichter ſchrieb er unter dem Namen „Leander aus Schleſien," und gab unter andern den fünften und ſechsten Theil von „des Herrn von Hoffmannswaldau und anderer Teutſchen auserleſenen Gedichten" heraus.

In der Vorrede tadelt er ſowohl die großen Lobredner, als auch die Tadler der Poeſie, woraus denn der höchſt betrübte Satz hervor zu gehen ſcheint, die Dichtkunſt ſei eigentlich eine — mittelmäßige Sache, und man müſſe in Beziehung auf ſie völlig neutral bleiben. Nach einer ſo kläglichen Anſicht ſollte man allerdings noch weniger erwarten, als er wirklich leiſtete. Unter ſeinen Gedichten, die er ſelbſt faſt alle „galant" nennt, ſind viele ſchlechte, rohe oder gezwungene Verſe, und ob man es ihnen gleich wohl anſieht, daß er ſich mit gutem Fleiß und löblicher Anſtrengung auf die Verliebtheit und Zärtlichkeit gelegt habe, ſo will es ihm denn doch nicht immer glücken, unter dieſer Schäfermaske anſtändig oder witzig zu erſcheinen. Eine Eigenſchaft wohnt ihm indeß bei, auf die er ſich etwas zu Gute thun darf: die Kürze, welche faſt alle ſeine poetiſchen Verſuche bezeichnet. Einige der beſſeren ſind, da ſie faſt gänzlich verſchollen waren, in dem Taſchenbuch Luna für 1805 (S. 263 bis 266) mitgetheilt worden, und mögen zum Theil auch hier einen kleinen Platz erwerben, da ſie in der That charakteriſtiſch und bei allen Fehlern nicht ganz ohne Leben und Gefühl ſind.

Er findet in ihrer Gegenwart überall den Himmel.

Fahr ich deswegen in die Hölle,
Weil ich was ſterblich iſt
In dir, Calpurnia, zur Göttin auserkieſt:

So iſt doch auch vorlängſt ſchon eine Stelle,
Von wegen deiner Grauſamkeit
Allda für dich bereit;

Ja deine Qual wird größer ſeyn als meine:
Denn einmal ſtrafet dich die Höll', in der ich bin,
Dann zieht mein Anblick dich in neue Marter hin;

Ich aber, weil mein Aug' an deiner Anmuth Scheine
Sich hier erquicken kann,
Treff in der Hölle ſelbſt noch meinen Himmel an.

An Sylvien, als ſie ſeine Klagen nicht anhören wollte.

Wie weiß dein Mund zu klagen,
Wenn irgend eine Bien' ihm einen Stich verſetzt;
Allein wenn Sylvia die Herzen ſelbſt verletzt,
Da hat kein Menſch ein Wort zu ſagen.

Die glückliche Nachtigall.

Du Kern der Nachtigallen,
Mein Zuſtand trifft faſt mit dem Deinen zu.
Ich bin gefangen gleich wie Du:
Du ſingſt, und ich ſing' auch, um beſſer zu gefallen,
Die mir und Dir die Feſſel angelegt.
Doch mein Verhängniß will Dir nicht in allem gleichen,
Dieweil Dein Lied die Sylvia bewegt,
So ſingeſt Du und lebſt; ich ſing' und muß erbleichen.

Als ſie ſich in einem Brunnen ſpiegelte.

Climene warf den Blick nach einem Brunnen zu
Und lächelt ſich in guter Ruh.
Ich aber, werthes Licht,
Denkſt Du denn an Narciſſen nicht?
Laß ſeinen Fall Dir doch die Bruſt verriegeln (!!)
Und ſchau nicht mehr hinein;
Willſt Du Dich aber ſicher ſpiegeln,
So laß mein naſſes Aug' anſtatt des Brunnen ſeyn.

Als er ſie Kirſchen eſſen ſah.

So ſetzte Flavia ſich in das grüne Gras,
Als ihre Hand viel Kirſchen abgepflücket:
Indem ſie nun dieſelben aß,
So ſtand Leander ganz entzücket.
Sein Auge konnte nicht die Lippen unterſcheiden,
(Und gleichwohl war er ihr ganz nah)
Weil er nichts als rothe Kirſchen in blutrothen Kirſchen ſah.

In den letzten vierzehn Jahren ſeines Lebens war Stoll Vorſteher der deutſchen Geſellſchaft in Jena, deren Schriften er herausgab.

§. 97.

Wenden wir uns jetzt von dieſem Manne, der, wie es ſcheint, es ſich ſehr ſauer hat werden laſſen, berühmt zu werden, und dennoch keine ſonderliche Celebrität erworben hat, zu einem andern, dem es damit beſſer geglückt iſt. Vielleicht hätte er ſchon früher hier auftreten ſollen, doch wird ſchließlich einige Entſchuldigung zur Sprache gebracht werden.

Chriſtian Thomaſius,

(geb. 1655 geſt. 1728.)

ſt bei dem größten Theile der Deutſchen nur ſehr oberflächlich
gekannt. Es iſt das Gerücht zu ihnen gekommen, er habe
gegen die Hexenprozeſſe und den in denſelben nur zu häufig
vorkommenden Teufel, der hier eine theils klägliche, theils
fratzenhaft furchtbare Rolle ſpielt, mit Eifer geſprochen und
geſchrieben. Dieſes Verdienſt bleibt ihm allerdings, doch iſt
s ungleich geringer als das ſeines Vorgängers Spee (vergl.
en Abſchnitt über ihn), der tauſend Hinderniſſe fand, die
em Thomaſius in der ſpätern und ſchon hellern Zeit, im
roteſtantiſchen Deutſchland und unter dem Schutze eines
wiſſenſchaftlich gebildeten und wohlgeſinnten Fürſten, nim-
mermehr begegnen konnten.

Die wiſſenſchaftliche Kultur der Deutſchen hatte um
iese Zeit zwar nichts von ihrer alten Gründlichkeit verlo-
en, doch deſto mehr von ihrer regen Lebendigkeit. Die al-
en ariſtoteliſch-ſcholaſtiſchen Formen, noch dazu ſehr oft irrig
ufgefaßt, beſtanden in ganzer furchtbarer Strenge, und es
chien als dürfe ſich keine neue große Idee gegen ſie aufwagen.
Die Philoſophie war zur bloſen, nicht einmal klar gedach-
en Logik geworden, die Theologie nicht ſelten zur dürren
Zwangsmoral und liebeleeren Polemik. Wohl gab es Manche,
ie dieſen traurigen Zuſtand einſahen und eine Umwand-
ung wünſchten, aber der kühne, ſelbſtſtändig ſchaffende Geiſt
ehlte, der ſie allein hätte hervorrufen können. So hatte
man ſchon früherhin in ſchmählicher Selbſtverleugnung an-
gefangen vom Auslande zu borgen, traurig irrend, als
könne irgend etwas wahrhaft Gutes von Außen her an-
geeignet werden. Doch dieſer Irrthum war nur zu bald
on Vielen geheiligt worden, und ſo kam es, daß man

nicht selten mit den geliehenen Waffen fremder Seichtigkeit und Gemüthloſigkeit die im Inlande ſelbſt erzeugte Trockenheit und Pedanterie bekämpfen wollte. Da war kein rechter Kampf und kein rechter Sieg möglich, wo *beide* Theile Unrecht hatten.

§. [illegible].

Ein ſolcher Kämpfer war auch Thomaſius, denn bei allem einzelnen Lebenswerthen fehlte ihm Tiefe und Reichthum des Geiſtes. Eine entſchiedene Unzufriedenheit mit dem, was er in Literatur und Kunſt der Deutſchen vorherrſchen ſah, machte ihn zum Schriftſteller. Ihn, den Raſchbewegten, ärgerte das trockene Formweſen der Wiſſenſchaft, und die Elephantenartige Steifheit im äußern Leben der meiſten ſeiner Landsleute. Was tiefer bei ihnen lag, ſah er wohl ſelbſt nicht ein; um ſo mehr aber fand ſein witziger Geiſt das Lächerliche an ihnen auf, und da er ſie dennoch liebte, und von allen Seiten den Spott des Auslandes auf Deutſchland eindringen ſah, ſo ſchien es ſein Plan, ſelbſt ſpottend ſie nach und nach von jenem Spotte zu befreien.

Er bot ihnen einiges Gute und viel Schlechtes. — Er wollte die deutſche Sprache, die damals faſt kein deutſcher Gelehrter *wahrhaft* verſtand und redete, wieder zu Ehren bringen; nur muß man mit Recht beklagen, daß das Erſte, was er in der vaterländiſchen Sprache ſchrieb, eine Einladung an die Deutſchen war, ſich der „franzöſiſchen, galanten Manieren“ zu befleißigen, wobei denn auch noch der Umſtand, daß er ſelbſt ſtets ein kläglichbuntes, zerfahrendes und verworrenes Deutſch ſchrieb, den Gipfel des ſeltſam Lächerlichen bildete. Da er ſeine leichten, witzigen und meiſtens flachen Schriften raſch von der Hand ſchlug, ſo wollte er mit denſelben und mit dem wohlfeilen Ruhm, den ſie ihm brachten, nicht immer bis zur nächſten Oſtermeſſe

er Michaelismeſſe warten, und gab deshalb den Deutſchen
erſte Monatsſchrift, in welcher er ein wunderliches, bald
ziehendes, bald abſtoßendes Weſen trieb.

Er gab den erſten Stoß zur ſogenannten Aufklärung,
d ſchien ſich meiſtens im Neinſagen zu gefallen. Dann
eder genügte ihm dies Weſen nicht und er empfahl den
eutſchen die Myſtik, die er aber am Ende wieder verwarf,
n von neuem zu einer nur noch mehr geklärten Aufklärung
rückzukehren. — Bei den großen Lobeserhebungen, die ihm
ch immer gebracht werden, ſcheint es als wiſſe man nicht,
er wolle nicht wiſſen, daß er das gründliche Studium
er Sprachen ohne Scheu für abgeſchmackte Pedanterie
klärte, daß er die Kebsehen entſchuldigte, daß er behaupte,
die Vielweiberei ſei dem natürlichen Recht durchaus
cht zuwider, daß er ſelbſt der willkührlichen Gewalt der
ürſten ſchmeichelte, und daß endlich, was den Geſchmack
trifft, eine ſolche Finſterniß in ihm herrſchte, daß er (wie
reits oben erwähnt worden) den Lohenſtein für beſſer er-
ärte als ſechs Virgile.

§. 99.

Bei allem dieſem Wankelmuth, bei allen dieſen Irr-
hümern verdankt ihm dennoch die Wiſſenſchaft etwas Be-
utendes, eine Ahnung von freiem lebendigen Leben,
enn auch, wie nicht geläugnet werden kann, ihm ſelbſt
n höheres Prinzip gemangelt hat, ſo wie ſich denn auch
in Gutes nur fragmentariſch zeigen konnte. Er war kein
hiloſoph, doch bezeichnete ein einſeitig heftiges Streben
ach dem, was er allein als Philoſophie anerkannte (der
echts- und Tugendlehre), ſein ganzes Leben *). Es ge-

---

*) Merkwürdig iſt ſeine Eintheilung des ganzen Menſchen
eſchlechts in — Beſtien, Menſchen und Chriſten.

lang ihm wenigſtens hie und da bei den muthigeren Jünglingen, an die er ſich, wie billig, ganz beſonders wandte, die bequemen Polſter mancher alten faſt verſteinerten Formen der Philoſophie lächerlich zu machen, was ihm um ſo mehr gelingen mußte, da er in die dürre Zeit wenigſtens etwas von Witz und Laune mitgebracht hatte, deſſen nur wenige damals Lebende ſich rühmen konnten. Abgerechnet aber, daß auch bei dieſem Streben das Zeitalter zu — ſalzen, ſehr viel Witzelei und Afterlaune mit unterläuft, gerieth er nach und nach immermehr auf Abwege, und ſein irre flatternder Geiſt konnte kaum noch etwas Feſtes erfaſſen, da er zuletzt die Möglichkeit einer Form der Philoſophie gänzlich beſtritt. Schon früh hatte er mit einem eben ſo thörichten als widerlichen Haſſe gegen den Ariſtoteles angefangen, in deſſen Kern er nie zu dringen vermochte, ja deſſen Schale er nicht einmal begreifen konnte, weil er, wie bekannt, in der griechiſchen Sprache ſtets eine arge Schwäche bewies. Da nun eine Sünde die andere erzeugt, ſo dürfen wir uns nicht wundern, daß er auch der ſtreng wiſſenſchaftlichen Methode Wolffs ſehr abgeneigt war. Zwar hat man zu ſeiner Entſchuldigung anführen wollen, er habe nur dem Misbrauche, der mit jener Methode gar häufig getrieben worden, wehren wollen; allein der aufmerkſamere Leſer ſeiner Schriften wird leicht erkennen, daß er überhaupt die ganze Methode haßte, ſo wie jede ſtreng wiſſenſchaftliche Form.

§. 109.

Für die Berühmtheit ſeines Namens hat er ſelbſt große Sorge getragen, als unermüdlicher, nie aufhörender Schriftſteller und durch ſtete Wiederholung deſſen, was beſonderes Aufſehen zu machen geeignet ſchien. Aber auch die Menge ſeiner Gegner ſcheint ihm nicht unwillkommen geweſen zu ſein, da der Kampf mit ihnen ſeinen Namen ſtets über den Wellen der Tagesliteratur erhielt. Unter dieſen Gegnern ſind zu nennen: Alberti, Carpzov, Maſius, Gabriel Wagner, Tentzel, Tſchirnhauſen, Praſchius, Johann Friedrich Mayer, Albrecht Chriſtian Rothe, Ludwig Stelze, Breithaupt, Fecht, Reinbeck, Edzardi, Juſtinus Meyer, Albrecht Joachim von Krakewitz, Johann Andreas Grammlich u. ſ. w. An gründlichen Kenntniſſen waren wohl die meiſten ihm überlegen; dafür aber er ihnen an Leichtigkeit, ſo wie denn überhaupt ſein Geiſt faſt korkähnlich auf dem Waſſer ſchwamm, ohne unterzuſinken. Dabei hatte er noch (wohl wiſſend, daß die *Mehrheit* der Deutſchen am Ende doch glaube was man ihr funfzig bis hundertmal zuſchreit) ſich die Methode angeeignet, ſehr häufig zu wiederholen, er habe immer und durchaus Recht gehabt, und alle ſeine Gegner ſeien aus dem Felde geſchlagen worden. — Wäre man heutzutage allgemeiner und genauer unterrichtet über die Art, wie mehrere dieſer Streitigkeiten geführt wurden, ſo würde man vielleicht weniger Aufheben von der Polemik einiger neueren Schriftſteller (am Schluß des 18ten und zu Anfang des 19ten Jahrhunderts) gemacht haben.

Wenn deshalb auch jetzt noch ein Schatten ſeiner theils erſchlichenen, theils erſtürmten, und nur dem kleinſten Theile nach verdienten Celebrität fortdauert, ſo iſt dies nur zu erklären durch den Umſtand, daß man ſeine Schriften — nicht mehr lieſt, und ihn lediglich als muthigen Kämpfer gegen die Gräuel der Hexenproceſſe betrachtet, als welcher er auch ein billiges Lob verdient. Aber das Reſultat ſeines anderweitigen Wirkens war nur temporär, ja ſogar nur momentan, denn er fand nie den Weg, auf das *Gemüth* der Deutſchen im Allgemeinen zu wirken, da es ihm leider ſelbſt fehlte.

§. 101.

Nach ſo vielem Unerfreulichen aus dem Gebiete der Dichtkunſt, welches wir haben erzählen müſſen, ſcheint hier der Ort zu ſein, der Schulen und Univerſitäten, ſo wie überhaupt des wiſſenſchaftlichen Zuſtandes in Deutſchland, wenigſtens im Fluge zu gedenken. Die Schulen verdienten, wenn wir den Mangel an Eleganz und Geſchmack von Seiten der meiſten Lehrer abrechnen, vieles Lob. Die Diſciplin war ſtrenge, zuweilen faſt eiſern, denn der Knabe ſollte gehorchen lernen damit er einſt befehlen könne, und man fürchtete keinesweges, daß dieſe Strenge, wie man ſpäterhin oft (weichlich genug) gefürchtet hat, dem Muthe und dem ganzen Charakter der Schüler Nachtheil bringen werde *). Die alten Sprachen, Arithmetik und Geſchichte wurden gründlich getrieben; in der Methode blieb man bei dem Alten, wie einſt Luther und Melanchton die ſächſiſchen Schulen geordnet hatten. Das Gedächtniß wurde freilich nicht ohne Uebertreibung geübt; vielleicht auf Koſten der andern Seelenkräfte; nur vergeſſe man nicht, daß ohne die Grund-

---

*) Indeſſen iſt nicht zu verhehlen, daß wir zuweilen auf empörende Härte, ja Grauſamkeit von Seiten der Lehrer ſtoßen, welche natürlich den Oppoſitionsgeiſt der Knaben und Jünglinge wecken mußte. So treffen wir z. B. in der Lebensgeſchichte des Propſtes Schnaderbach (geb. zu Wismar [illegible], geſt. zu Berlin 1716) einen Schulrektor an, welcher einen gewaltigen Streithammer vor ſich liegen hatte, mit dem er den Kopf des armen kränklichen Schnaderbach gefährlich verletzte. Dergleichen Abſcheulichkeiten ſind jedoch wohl nur als Ausnahmen zu betrachten, und im Ganzen ſcheint etwa Chriſtian Weiſe mit ſeiner chriſtlichen Strenge und Freundlichkeit als Normalſchulrektor des 17. Jahrhunderts gelten zu können.

lage eines ſtarken Gedächtniſſes keine eigentliche Gelehrſamkeit möglich ſei, ferner, daß ein in der Jugend verſäumtes Gedächtniß ſpäterhin faſt immer ſchwächlich bleibt, ja daß ſich wohl gar zuweilen eine gänzliche Gemüths- und Verſtandesſchwäche (Gemüths-gedächtnißloſigkeit und Zerfloſſenheit) dazu geſelle; — endlich, daß die Verſtandeskräfte, denen auch die ſchwerſten Uebungen des Gedächtniſſes in der Jugend Nachtheil bringen können, überhaupt nicht ſonderlich geweſen ſein müſſen, weshalb wir ihr Geſchick nicht ſehr zu beklagen haben. Von den ſogenannten Verſtandesübungen der Baſedow'ſchen Schulen, welche bekanntlich nicht ſelten zu armſeligen Spielereien und Verſtandesſchwächungen wurden, wußte man nichts, und wollte auch vermuthlich nichts davon wiſſen, denn die Erfindung ſelbſt würde ſonſt nicht viel Kopfbrechen gekoſtet haben. Dafür war täglich ſtrenger und feierlicher Unterricht im Chriſtenthum, jener heiligen Wiſſenſchaft, durch welche die anderen Wiſſenſchaften erſt ihren wahren Adel empfangen in Beziehung auf das Individuum, welches ſich ihnen widmet.

§. 102.

Auf der Univerſität erwartete den Jüngling ein Zuſtand von Freiheit, an den er bisher kaum wie einen Traum gedacht hatte. Die großen Vortheile, ſo wie die bei Einzelnen gewiß nicht ausbleibenden Nachtheile eines ſolchen Uebergangs zu entwickeln, iſt hier nicht der Ort; wohl aber wollen wir Andere und uns erinnern an das einfache Wort, welches unſer Goethe dem edlen Meiſter ſelbſt in den Mund legt:

> Ein Jüngling muß die Flügel regen,
> In Lieb' und Haß gewaltig ſich bewegen

— und ſodann die Geſetzgebung der damaligen Zeit und die

Anordnungen der Fürſten in Beziehung auf die hohen Schulen mit gerechtem Ruhm anerkennen. Der Jüngling fand hier ferner die berühmteſten Gelehrten ſeiner Zeit in allen ſogenannten Facultätswiſſenſchaften, oder doch wenigſtens ſolche, die als Schüler der Ausgezeichnetſten das Ueberlieferte treu zurück gaben. Mit Stolz nennen wir Otto Guericke, Johann Hevel die Naturforſcher, die Alterthumsforſcher Goldaſt und Schilter, den Polyhiſtor Morhof, den Aſtronomen Kepler, den vortrefflichen lateiniſchen Styliſten Freinsheim, einige vielſeitige thätige Mitglieder der ausgebreiteten Familie Carpzov u. ſ. w., als die Unſrigen, ſei es nun als akademiſche Lehrer, oder als mittelbare Lehrer der Lehrer; ja wir wagen zu behaupten, daß im gründlichen Studium der Theologie und der alten Sprachen auch im ſiebzehnten Jahrhunderte kein Volk die Deutſchen übertraf. Mit einem Worte, der Jüngling fand alles; nur nicht — deutſche Sprache, deutſche Poeſie und Geſchmack. Es kann befremden, daß ſo manche Männer, welche faſt ihr Leben lang ſich mit der Erklärung griechiſcher und römiſcher Poeten beſchäftigten, für die deutſche Poeſie und Kritik gar nichts oder doch nur Geringfügiges oder gar Irriges thaten; allein dieſes Räthſel löſt ſich, wenn wir erwägen, daß das Schöne überhaupt nur von dem ſchönen Geiſt aufgefaßt werden kann, und nur da befruchtend wirkt, wo aus eigner Kraft der Keim ſich erzeugt hat. Wer aber das Schöne nicht in ſich trägt, der möge ſich umgeben mit allem Köſtlichen was nahe und ferne Jahrhunderte hervorgebracht haben, es wird doch nicht ſein Eigenthum werden, denn auch hier gilt das tiefſinnig große Wort: „Wer da hat, dem wird gegeben.“ Daß aber damals nur ſo wenige Deutſche hatten, war verſchuldet worden durch den Hochmuth, der ſich entfernt hatte von der eigentlichen Wurzel der Nationalität, und, ſelbſt ein Irrlicht, andern Irrlichtern nachtaumelte.

§. 103.

Die Vorträge auf den Univerſitäten geſchahen faſt alle in lateiniſcher Sprache, worüber wir faſt nur in ſofern klagen wollen, als ſich manches Tiefere in der Theologie und Philoſophie in dieſer Sprache nicht ausdrücken läßt; ſonſt aber wollen wir, wie ſich von ſelbſt verſteht, einen ſolchen mit Ernſt und Fleiß verbundenen, und ohne dieſe Tugenden gar nicht *möglichen* Vortrag in allen billigen Ehren laſſen. Daß Thomaſius Programme in deutſcher Sprache ſchrieb, und manche ſeiner Vorträge in deutſcher Sprache hielt, wirkte nur nachtheilig, denn er ſchrieb nur Schein-Deutſch, und fand in dieſem Kauderwälſch ein bequemes Geländer für die ihm mangelnde höhere Anſtrengung.

Zwar finden wir unter den damaligen Lehrern an den Hochſchulen auch einige glückliche Dichter in deutſcher Sprache; aber was ſie als ſolche gaben, war ihrem *Amte* völlig fremd, und wir ſehen deutliche Spuren, daß ſie dadurch bei der ſteifen Pedanterie in den Verdacht der Ungründlichkeit geriethen; bei den *franzöſirend* galanten Weltleuten aber faſt nur thörichtes Mitleid erregten. Konnten ſie es deshalb möglich machen, ſo ſchützten ſie ſich gern durch Anonymität oder Pſeudonymität; war aber das nicht zu bewerkſtelligen, ſo ſorgten ſie wenigſtens durch eine halb trotzige, halb verzagte Vorrede ſich einigermaßen in Sicherheit zu ſtellen. Sie erzählten in einem ſolchen Prodromus, daß man ja doch wohl ehedem die Poeſie für etwas Göttliches gehalten habe, daß ſelbſt deutſche Kaiſer und Könige gedichtet und die Dichtkunſt beſchützt hätten u. ſ. w., wurden aber dann plötzlich wieder überdemüthig, und verſicherten, ſie hätten ihre anderweitigen, wichtigeren Geſchäfte gewiß nicht vernachläſſigt, ſondern bloß in ſparſam zugemeſſenen Erholungsſtunden einige Poeterei getrieben, welches man ja wohl allenfalls gönnen oder vergeben könne.

§. 104.

Die *Philoſophie*, als Wiſſenſchaft, vermochte, obwohl einzelne ſehr bedeutende Männer derſelben ihre Kraft widmeten, nicht zu gedeihen, da ſie entweder nur als Metaphyſik, oder als ein Anhang und Stütze (!!) der Religion betrachtet wurde. — Als Metaphyſik konnte ſie ſich zu nichts höherm erheben, als zur Reflexion über das, was als ſinnliche Erſcheinung galt; die eigentlichen Grundfragen, welche ſie zu löſen hat: Bewußtſein und Natur, Freiheit und Nothwendigkeit, — wurden entweder ſcheu umgangen, oder gar an die Logik verwieſen, die als Lehre von den bloßen Formen des Denkens, unmöglich eine Antwort dafür haben kann. Eine ſolche Philoſophie mußte ſich dann freilich mit dem vierten Platze in der Ordnung der Facultäten behelfen, da man oft ſelbſt nicht recht zu wiſſen ſchien, was man mit ihr anfangen ſollte und den läſtigen Gaſt doch nicht gewaltſam zu entfernen wagte. — Betrachtete man ſie aber als Anhang und Stütze der Religion, ſo gerieth man vollends mit ihr und mit ſich ſelbſt in Widerſpruch, denn was die Philoſophie uns bieten kann, iſt im Gebiet der Religion *längſt gelöſet*, und zur *vollendet-friedlichen Klarheit* geworden. Die Religion iſt keine Wiſſenſchaft, ſondern unendlich mehr als die Wiſſenſchaften alle, ſie iſt die Urſonne, die unſer ganzes Leben erhellt, ernährt und erwärmt; und wer ſich noch in der Wiſſenſchaft nach Stützen für ſie umſieht, der weiß wohl weder was Wiſſen noch was Glauben iſt.

Daher aber auch ſo oft, und beſonders in damaliger

Zeit, die wunderlich ängſtliche Scheu vor der Philoſophie, als könne ſie wohl gar Gefährliches für die Religion vorbringen, daher die furchtſamen und um der Furchtſamkeit willen tadelnswerthen Warnungen vor Spinoſa, Jordanus Bruno u. ſ. w. Dieſe und ähnliche höchſt ſcharfſinnige Denker können allerdings, ſo bald ſie ihr eigentliches Gebiet der Philoſophie verlaſſen, und das Chriſtenthum bekämpfen, dem Halb- und Dreiviertel-Chriſten bedeutend ſchaden; allein hier würde eben dem Lehrer der wahren Philoſophie gebührt haben zu zeigen, wo die Gränze der Weltweisheit ſei, und wo die Gott-Weisheit und Gott-Innigkeit beginne, und wie alles, was von dem Standpunkte jener Philoſophie gegen das Chriſtenthum geſagt werde, daſſelbe gar nicht treffen könne. Jene Männer ſind den Titanen gleich, welche Berge auf Berge thürmten, um den Himmel zu erreichen, den ſie mit eigener Kraft erſtürmen wollten; aber ſelbſt der griechiſche Mythos weiß gar wohl, daß Zeus und Athene dem frevelntlichen Beginnen genug Widerſtand leiſteten, und welch ein trauriges Loos die Titanen traf. — Und das Chriſtenthum ſollte ſich jemals vor Menſchen-Weisheit ſcheuen können? wir, die wir Den kennen, welcher das größeſte aller Worte ſprechen durfte: „Ich bin die Auferſtehung und das Leben,“ wir ſollten jemals fürchten können? — Haben wir nur ein einziges mal dieſes „Ich bin“ gefaßt, was können uns dann alle Skeptiker der Welt ſchaden?

Aber, wie geſagt, man ſcheuete dennoch die Philoſophie und belauerte jeden ihrer Sätze, wodurch man ſowohl der Theologie ſchadete, welche, ſobald ſie noch irgend etwas fürchtet, keine göttliche Wiſſenſchaft iſt, und der Philoſophie, welche, in dem Bewußtſein Furcht erregen zu können, bald übermüthig, bald ängſtlich, mit ſich ſelbſt in Mißverſtändniſſe gerathen iſt.

§. 105.

Hier iſt nunmehr unſer tiefſinniger **Leibnitz** zu nennen; doch kann hier nicht der Ort ſein, ſeine Philoſophie darzulegen, und ihren Mittelpunkt aufzuweiſen; zweckmäßiger ſcheint es vielmehr einige der Hauptgründe anzugeben, warum er bei aller Geiſtestiefe nicht ſo viel auf ſeine Landsleute und Zeitgenoſſen wirkte als man billig vermuthen ſollte. Wir erwähnen zuerſt ſein Prinzip des Sich-accommodirens, das er früh genug an den Höfen gelernt hatte, deren Luft er faſt während ſeines ganzen Lebens einathmete. Jene Accommodation, die in ſeinem praktiſchen Leben galt, ging leider auch nur zu bald in einige ſeiner philoſophiſchen Schriften über (z. B. in die häufig zu ſehr geprieſene Theodicee), und es begegnet uns nicht ſelten in ſeinen Schriften, von dem Trefflichſten, tief und kühn Gedachten, auf manchen mittelmäßigen oder gar falſchen, nicht ohne Süßlichkeit vorgetragenen Gedanken übergehn zu müſſen. Es iſt als wolle er gleichſam durch die letzteren manche der bequemeren Leſer um Vergebung bitten, daß er ſo oft durch ſeinen herrlichen Scharf- und Tiefſinn ihren Verſtand auf eine faſt gefährliche Weiſe in Anſpruch nimmt. Es iſt nicht ganz unmöglich, daß bei manchen mittelmäßigen Stellen eine gewiſſe Gattung von Ironie bei ihm gewaltet habe, aber die Deutſchen ahndeten das nicht, und wurden nicht ſelten dadurch in ihrer Verehrung für ihn geſtört, und wenn auch wir jetzt Lebenden uns keinesweges ſtören laſſen wollen in dem Gefühl der innigen Hochachtung für den herrlichen Denker, ſo müſſen wir doch geſtehen, daß vielleicht kein einziger Philoſoph ſo vielen und häufigen Misverſtändniſſen ausgeſetzt ſei, als er. Davon trägt er zuweilen ſelbſt die Schuld, und dieſer Vorwurf kann, dünkt uns, nicht von ihm genomnommen werden, indem er nicht immer frei ſcheint von einem gewiſſen Geiſtes-Dualismus, der nur hemmend wirken kann.

Den zweiten Hauptgrund, weshalb Leibnitz nicht ſo vollendet auf ſeine Nation wirkte, als es ihm möglich geweſen wäre, finden wir in der ausländiſchen Sprache, deren er ſich bediente. Der Irrthum, den er beging, ſcheint gedoppelt. Zuvörderſt dünkt uns, oder vielmehr wir ſind vollkommen überzeugt, daß unter allen neueren Sprachen die Deutſche die einzige ſei, welche ſich für die Darſtellung der höhern Philoſophie eigne, ein Wort, das, ſo paradox es klingen mag, zu einer ganz klaren, einfältigen Wahrheit wird, ſobald wir nur verſuchen wollen, irgend ein klaſſiſches deutſches philoſophiſches Werk in eine fremde Sprache zu übertragen, wovon wir gar bald abzuſtehn gezwungen ſein möchten. Sodann, ganz abgeſehen von der Darſtellung der Philoſophie, raubt ſich der welcher in einer fremden Sprache etwas über das Hiſtoriſche hinaus gehende ſchreibt, gewiſſermaßen ſein eignes Gemüth, und er wird oft nur den ſchwachen Hall und Schatten von dem geben, was eigentlich in ihm wohnt. Daß auch Leibnitz hier gebüßt und gerechte Strafe gelitten habe, wer würde es auch bei der innigſten Verehrung für ihn, zu läugnen wagen? Einen großen Theil der Schuld trägt freilich die Zeit, die die deutſche Sprache verkannte und für die Philoſophie noch nicht geeignet hielt; doch Leibnitz hätte auch in dieſer Hinſicht über ihr ſtehen und Geſetze geben ſollen, ſtatt zu empfangen. Nur das Eine wollen wir hier noch zu ſeinem Ruhme erwähnen, daß er die vaterländiſche Sprache keinesweges gering achtete, daß er ſogar manches that, um zum Studium derſelben und zur Liebe für ſie zu befeuern; doch er ſelbſt trauete ſich nur oberflächliche Kenntniſſe von ihr zu, und wagte nicht, irgend ein größeres Werk in ihr zu ſchreiben.

§. 106.

Da Leibnitz mit ſeltner Klugheit (die nicht immer Weisheit war) für die verſchiedenartigſten Leſer, wenigſtens etwas Gefälliges zu geben wußte, und auch fremden Völkern, beſonders den Franzoſen, imponirte, ſo hätte er dieſen günſtigen Umſtand benutzen können und ſollen, um beſſere Ideen über das Volk, dem er angehörte, in Umlauf zu bringen; allein er verſäumte nicht nur dieſe Pflicht, ſondern ließ ſich wohl gar zuweilen in ſchwachen Augenblicken verleiten, die Würde der Deutſchen zu verkennen und zu verläugnen. Ein ſolcher Vorwurf muß bewieſen werden, und ſo ſtehe hier denn der traurige Beleg.

Huetius hatte im Anfange der ſiebziger Jahre des ſiebzehnten Jahrhunderts die Beſorgung einer Ausgabe der alten klaſſiſchen Schriftſteller zum Gebrauche des Dauphin übernommen. Die Arbeit wurde unter manche ausgezeichnete Gelehrte vertheilt, und auch Leibnitz nicht vergeſſen. Er ging den Antrag ein, bat aber, daß man ihm einen Autor anvertrauen möge, bei welchem er als Philoſoph ſich zeigen könne *). Er wählte ſich mit großer Beſcheidenheit den Martianus-Capella, den er als einen geiſtreichen Schriftſteller anerkannte. Seine Arbeit iſt leider verloren gegan-

---

*) Er gab bei dieſer Gelegenheit der Philoſophie das Beiwort der „geſunden," eine Bezeichnung, die in ſeinem Munde ſich allerdings gar wohl ausnimmt; heut zu Tage aber nicht ſelten als Euphemismus für „Gemein" gebraucht wird. Ueberhaupt iſt leider dann am meiſten von Geſundheit die Rede, wenn die Mehrheit ſich krank fühlt, und dennoch, hochmüthig wie immer, mit Kraftgefühl ſich brüſtet.

gen; nicht aber ein Brief, den er bei dieſer Gelegenheit an den Huetius ſchrieb, obwohl man gar ſehr wünſchen möchte, daß irgend ein Zufall ihn vernichtet haben möchte. Da ihn aber leider auch die Sylloge nova epistolarum varii argumenti (Vol. 1. libros 3. priores continens, Norimbergae 1760.) aufgenommen hat, ſo würde es doch vergeblich ſein, ihn ignoriren zu wollen. Es heißt hier: Id enim fateor, tametsi neque ingenium neque doctrinam mihi arrogem (!) diligentiae tamen laudem aliquando apud aequos censores conſecutum. Et quid aliud expectes a Germano, cui nationi inter animi dotes sola laboriositas relicta est (!!). Wollen wir ihm auch das erſte Punktum, in welchem er ſich ſelbſt ſo großes Unrecht thut, vergeben, ſo iſt ihm doch das Zweite, in welchem er ein ſo klägliches, kleinlautes Wort über eine ganze edle und geiſtreiche Nation ausſpricht, durchaus nicht zu verzeihen, wie denn auch bereits Leſſing in den Literaturbriefen (Th. IV., S. 354.) etwas Aehnliches geäußert hat.

Es iſt ſchmerzlich, dieſe Irrwege anführen zu müſſen; aber ſie mußten gezeigt werden um zu erklären, warum er, der Berufene, Reichbegabte, auf die Cultur des Gemüthes und der Phantaſie, der Sprache und Poeſie der Deutſchen keinen größern und glücklichern Einfluß bekam. Ihn zu loben iſt bei weitem erfreulicher; aber hier war nicht immer die Gelegenheit vorhanden.

§. 107.

Mit geringeren, doch immer noch höchſt ſchätzbaren Geiſteskräften betrat Chriſtian Wolff die Bahn, auf welcher Leibnitz vor ihm gewandelt hatte und noch einige Zeit mit ihm wandelte. Erſt durch ihn floß manches von der Leibnitziſchen Philoſophie in breitern Strömen über

Deutſchland hin, denn Vieles kam zuſammen, um Wolffs Wirkſamkeit (in Beziehung auf die Zahl der Hörer und Leſer) bei weitem größer zu machen als Leibnitzen zu Theil geworden war. Er war über die Hälfte ſeines Lebens akademiſcher Lehrer, und wußte wenigſtens in den erſten Jahrzehnten die jungen Männer auch durch den Vortrag anzuziehen; er ſprach und ſchrieb meiſtens deutſch, und zwar, wenn auch nicht eben kraftvoll, doch ziemlich rein und wohlfließend, ſo wie denn auch ſeine zahlreichen Gegner, ihm meiſtens weit nachſtehend an Ordnung des Verſtandes, dialektiſcher Kunſt und Styl, nicht wenig beitrugen, ſein ausgezeichnetes Verdienſt in ein helleres Licht zu ſtellen. Dazu kam ein großes, allgemeine Aufmerkſamkeit erregendes, unverſchuldetes Unglück, das er mit männlichem Muthe beſtand, wodurch ihm die wohlwollende Theilnahme der Deutſchen in immer höherm Grade als Geſchenk zufiel *). In ſpäteren Jahren, wo Glücksfälle aller Art, häufige Vocationen, die Erhebung in den Freiherrn-Stand, die ehrenvolle Zurückberufung nach Halle u. ſ. w., aufeinander folgten, ſcheint er in der Gunſt der meiſten Deutſchen verloren zu haben. Die Mehrheit derſelben liebt nun einmal mehr die *unglücklichen* Gelehrten; und will auch wo

---

*) Dennoch möchte ich dem erſten Veranlaſſer von Wolff's Verbannung, dem wohlbekannten *Joachim Lange* keineswegs böſen Willen Schuld geben. Er handelte nach ſeiner, leider nur ſehr beſchränkten, Anſicht und Ueberzeugung und wollte nicht die Entfernung des Mannes, ſondern nur ſeiner Lehre, die ihm gefährlich ſchien. Der ungeheure Irrthum, den er, in dieſem Sinne handelnd, beging, iſt klar genug und rächte ſich an ihm während ſeines ganzen noch übrigen Lebens, indem er dadurch als ein übelwollender Ketzermacher verrufen ward. Sonderen wir aber Abſicht und Erfolg, ſo finden wir bei ihm nur jenen Irrthum und kein ſündhaftes Wollen.

möglich alle Jahre etwas Neues, was Wolff bei vorgerückten Jahren nicht mehr geben konnte. Auch ſein mündlicher Vortrag wurde matter, er ſchien faſt erſchöpft und verlor einen großen Theil des frühern Beifalls.

Wolff hat nicht Leibnitzens Tiefſinn und combinirenden Geiſt, aber er hat ganz das, was wir ruhigen, ſcharfen Verſtand nennen. In ſeinen Werken hängt alles in der feſteſten Ordnung mit mathematiſcher Strenge an einander, er iſt durchaus ohne Phantaſie, ohne Begeiſterung, ein ſtiller gelaſſener Wanderer, der auf dem logiſchen Fahrwege ſich nicht verirren kann. Da aber der ſtrenge Zuſammenhang einer Lehre deren innere Wahrheit keinesweges verbürgt, indem jener Zuſammenhang oft nur ein formaler, ja ſogar zuweilen nur ein Zahlenzuſammenhang ſeyn kann, ſo haben viele ſeiner Nachtreter in ſeiner Methode Mittel und Waffen der Sophiſtik zu finden gewußt, oder uns wenigſtens bei der Aufſtellung und Verfolgung ganz gemeiner Sätze nicht ſelten durch ein ſchwerfälliges Gerüſt von ſogenannter mathematiſcher Folgerechtheit beläſtigt, und ſo iſt es gekommen, daß ſpäterhin manche mittelmäßige Analytiker, oder alltägliche Spürer nach der Mechanik der Seele, (wodurch allein ſchon die antiphiloſophiſche Abſicht ſich verräth) für Philoſophen gehalten werden konnten.

§. 108.

Möge immerhin Wolff nicht frei geſprochen werden können von aller Mitſchuld an dieſem Uebelſtand; immer bleibt ſein Verdienſt weit überwiegend und für alle Zeiten groß. Schon um deswillen weil er gezeigt hat, wie die einzelnen Sätze müſſen geſtellt werden, um zu der Demonſtration des Hauptſatzes zu gelangen, wie ohne mathematiſche Form keine Logik gedeihen konne, und wie dieſe dem gefährlichen Hinüber- und Herüberſchwatzen mit Sicherheit begegne. — Was die philoſophiſche Begeiſterung ſelbſt erzeugt kannte Wolff nicht, doch wird die ächte weder ihn zu ſcheuen haben noch einer Begründung durch ihn bedürfen.

Zum Schluſſe noch zwei kurze Bemerkungen: Soll der Meiſter nach den Schülern beurtheilt werden, ſo ſtehe es mit Wolff übel, denn es giebt kaum einen ſteifen oder ſeichten, ſüßen oder ſäuerlichen Schwätzer während der Jahre 1720 bis etwa 80, der ſich nicht der Wolffſchen Methode rühmte. Man vergeſſe indeß nicht, daß auch der größere Kant ähnliches Unglück erfahren hat; weniger Fichte und noch weniger F. Jacobi, indem beide gewiſſermaßen gar nicht nachzuſprechen ſind, ſondern nur — nachzudenken.

Zweitens: Da Wolff längſt aus der Mode gekommen iſt, ſo wäre es wol möglich, daß er einigen Leſern völlig unbekannt ſein könnte. Um dieſen das Studium zu erleichtern, zu dem ſie ſich etwa gelegentlich entſchließen möchten, werde hier das Buch genannt, in welchem er ſich vielleicht am deutlichſten ausſpricht. Es heißt: „Vernünftige Gedanken von Gott, der Welt und der Seele des Menſchen“ u. ſ. w. Halle 1720. — Der Reichthum und die Armuth ſeiner Lehre wird hier ſonnenklar, ſo wie die Nothwendigkeit der Gottinnigkeit, um von Gott wahrhaft reden zu können.

§. 109.

Die Beredſamkeit der Deutſchen war um dieſe Zeit auf die mannichfaltigſte Weiſe verderbt werden, doch macht theils dieſe Mannichfaltigkeit, theils die Conſequenz, mit der die leitenden Irrthümer verfolgt wurden, das Geſchäft wichtig, einige dieſer Irrwege näher zu bezeichnen.

Daß man bereits im fünfzehnten Jahrhunderte gute, ſchlichte, kernige Proſe gehabt hatte, war faſt ganz vergeſſen worden, und wenn ja einer der gefeierten Redner der Zeit um jene alten Volksromane und ihre einfältig-gute Sprache wußte, ſo diente das nur um ihn zu einer deſto hochmüthigern Verachtung gegen jene redlichen Autoren und zu einer deſto größern Selbſtgefälligkeit zu veranlaſſen. Man wollte eben nicht einfach und ſchlicht ſein, ſondern geputzt und gekräuſelt, man war arm, darum wollte man reich ſcheinen, und ſo müſſen wir leider das traurige Wort ſagen, daß die meiſten Proſaiker des letzten Drittheils des ſiebzehnten und des erſten Drittheils des achtzehnten Jahrhunderts theils in enger hemmender Steifleinwand, theils in einem jämmerlichen Bettelprunk erſcheinen, und daß alle ihre Künſte nur darauf ausgehen, jenen Prunk für blöde Augen imponirend zu machen. Man ſchien ſich faſt das Wort gegeben zu haben, kein natürliches Wort mehr zu reden, und das ſogenannte gewöhnliche Leben, in welchem denn doch zum Glücke das Natürliche verwaltet, ſcharf abzuſchneiden von allem was der Kunſt und der Schule zufalle. — Schon vor Lohenſtein war bei Einzelnen eine heilloſe Putzmethode eingeriſſen; Er aber brachte ſie auf den höchſten Gipfel, indem er ſelbſt das Koſtbare nicht koſtbar genug fand, ſondern nur mit dem allerkoſtbarſten ſeine Rede zu ſchmücken ſtrebte. In jener elenden Zeit, wo faſt alljährlich ein Viertel oder halbes Tauſend Städte, Flecken und Dörfer in den Kriegen mit den Franzoſen in Flammen aufgingen *), und die Armuth der Deutſchen nicht ſelten zur

---

*) Wem dies übertrieben ſcheint, der erinnere ſich nur an das einzige Jahr 1689, deſſen Gräuel ich in der Biographie des erſten Preußiſchen Königs angedeutet habe. Und nach allen die-

Dürftigkeit wurde, funkelte es in Gedichten von Rubinen und Smaragden, Amethyſten und Türkiſen, indem Gold und Silber als viel zu gemein kaum als Einfaſſung geduldet wurde. Während die Noth mit eiſernen Armen die Deutſchen faßte, duftete es in ihren Romanen weichlich von Ambra, Moſchus und Zibeth; man wuſch ſich die Hände in Nectar und badete in Roſenduft und Roſenöl. Man konnte kaum mehr einen einfachen guten Morgen oder gute Nacht wünſchen, denn Titans Strahlen mußten mit dabei ſein und genügend vergolden, ſo wie Luna's ſanfter Schimmer verſilbern, aber durch alle dieſe unächte Vornehmheit brach dann oft plötzlich wieder die Rohheit und Gemeinheit faſt wie eine Zigeunerhorde hindurch, und verrieth wes Geiſtes Kind der Autor ſei.

§. 110.

Man ſuchte inſonderheit ſo viele ſogenannte Realien zuſammen als irgend möglich. Was man eigentlich unter dieſem Worte verſtand, kommt ſelten genau zur Sprache. Es waren meiſtens curiosa aus der alten und neuern Geſchichte, doch faſt nie aus der Deutſchen, denn das Ausländiſche, mochte es auch noch ſo abgeſtanden ſein, galt viel mehr. Je verlegener die Waare und je weiter ſie hergeholt war, deſto beſſer; nur curios mußte ſie ſein, denn alſo wollte es das curioſe Zeitalter. Sehr geſchätzt wurden beſonders die Curioſa aus Aegypten, China, Oſtindien; doch wurden auch Mexiko und Peru nicht verachtet, indem ſie dem Redner glänzende Schätze bieten konnten.

ſen faſt in der geſammten Weltgeſchichte beiſpielloſen Verheerungen, zeigte der Herzog von Crequi noch 1200 Städte und Dörfer an, welche auf Ludwigs Befehl verbrannt werden ſollten.

Der Lehrer theilte gewiſſermaßen die ganze Welt und alle Dinge, über die ſich reden ließ, in gewiſſe Klaſſen ein und ſtellete ſie in Fächer, wie Bücher in einer Bibliothek auf, angebend zugleich, was man etwa Plauſibles über dieſelben ſagen könne. Es hätte z. B. jemand von Drachen zu reden, ſo muß er im Talander (den wir weiter unten noch näher kennen lernen werden) nachſchlagen, wo er unter anderm, was das Gemüth erquicken ſoll, leſen wird, daß Alexander in Indien einen Drachen geſehen, welcher ſechszig Schuh lang geweſen und Augen gehabt ſo groß wie ein macedoniſches Schild, daß Mammäa, die Mutter des Alexander Severus, zwei Tage vor der Geburt dieſes Sohnes geträumt habe, ſie bringe einen kleinen Drachen zur Welt, daß Nero einen Drachen mit eigner Hand geſpeiſet und ernährt hat u. ſ. w. Wechſelt er dann die Rede, — denn wer wollte zu lange von Drachen reden? — und lenkt etwa zu Palmen, und Lorbern über, ſo erzählt ihm der fleißige Lehrer, daß der Palmbaum Meſſer und Sägen ſtumpf machen ſoll, wenn man ihn zerſchneiden will, weswegen er auch ein Zeichen des Friedens geworden; auch kann es nicht ſchaden, wenn er erfährt, daß der König von Frankreich bei dem Castrum doloris des Feldherrn Türenne viel Palmen mit Lilien umſchloſſen aufrichten ließ. Von dem Lorber aber ſoll er wiſſen, daß die Soldaten, bei dem Triumphwagen herlaufend, die Häupter damit umwunden hatten, ſo wie daß der Blitz diejenigen nicht trifft, welche mit Lorbern umwunden ſind, — welche Schonung er, beiläufig geſagt, in der modernen Welt leider nicht mehr zeigt. — Und nun denke man ſich einen hoffnungsvollen Jüngling mit ſolchen curiosis bewaffnet, im großen Hörſaale einer Schule auftreten; wie müſſen die Väter der Stadt geſtaunt haben über dieſe und viele hundert ähnliche Gelehrſamkeitsblitze, mit denen er ſie angeſtrahlt hat! —

Andere Lehrer glaubten, man müſſe jungen Anfängern noch mehr zu Hülfe kommen und ſchrieben deshalb poetiſche und rhetoriſche Wörterbücher, aus denen man ſich in allen Nöthen, ja ſelbſt ohne alle Noth, Raths erhohlen konnte. Die wahre Zierde der Poeſie und Beredſamkeit, ja das innere Weſen derſelben beſtehe — darüber waren faſt alle einig — in zweckmäßigen, paſſenden .... Beiwörtern und ſolche lieferte nun das Lexicon in Fülle. Hier konnte man bei dem erſten Blicke erfahren, der Aal ſei glatt, ſchlüpfrig u. ſ. w., der Adler kühn, erhaben, zur Sonne ſtrebend u. ſ. w., ſo daß man mit einem ſolchen Buche in der Taſche die ganze Beredſamkeit bei ſich herumtrug und gar nicht mehr irren konnte.

§. 111.

Endlich aber war man auch noch auf neue Zierrathen bedacht, und wählte dazu die Sinnbilder und Inſchriften, durch die jemand mit kurzen Worten ſeine Anſichten oder Geſinnung hatte ausſprechen wollen. Dabei mußte man aber wohl zuſehen, ob dieſer jemand auch ein ſehr vornehmer oder doch höchſt berühmter Herr geweſen ſei, denn nur das Symbolum eines ſolchen war ſicher, Glück zu machen. Ein einfacher Bürgersmann mochte ſich noch ſo viel Schönes erſonnen haben und malen und einſchreiben laſſen; daran war ſo viel nicht gelegen. Wie aber wenn z. B. bei den Exequien des Herzogs von Savoyen, Viktor Amadeus, ein Deſtillir-Ofen gemalt worden war, und das heimliche Feuer, durch die herabſchwimmenden Tropfen verrathen, ſich vollends kund that durch die Beiworte: Imbribus incendia prodit (durch Thränen wird das Liebesfeuer kund), wer konnte hier ungerührt bleiben? Wie wenn ein vornehmer Miniſter, der zu der traurigen Erkenntniß gekommen war, daß er nichts gelte ohne des Fürſten Gnade, eine Sonnenuhr malen ließ, die nichts zeiget wenn die Sonne nicht ſcheint, mit den Beiworten: Si aspicis, aspicior; — oder wenn ein mühſeliger Staatsminiſter eine Uhr zeichnete, von außen ſchön geputzt; doch mit den Beiworten: Nulla quies intus, wer bewunderte nicht den Scharfſinn? und was ließ ſich alles darüber ſagen! — oder wenn Heinrich III., erſt König von Polen, dann König von Frankreich, zwei Kronen auf die Erde, und eine dritte in den Himmel hinein malen ließ mit der Beiſchrift: Manet ultima coeli — wer hätte ſich damals nicht gefreuet, daß ein ſo mächtiger Fürſt doch auch noch die Himmelskrone in allen Ehren hielt? Es war freilich ſeine Schuldigkeit; doch immer löblich.

§. 112.

Was etwa Sinniges in ſolchen kleinen Gemälden und kurzen Sprüchen liegt, ſoll gern anerkannt werden; daß aber ein Redner, der an dem Geländer ſolcher Inſchriften einher geht, höchſt froſtig werde, bedarf des Beweiſes nicht. So dachten aber die damaligen Redner nicht, ſondern ſie glaubten eben durch dieſe häufig eingeſtreuten Sprüche ihren Orationen das eigentliche Salz zu geben. War deshalb z. B. eine Rede zu halten bei einer Hochzeit oder bei einer Leiche, ſo erkundigte ſich der aufgeregte Sprecher ſorgfältig, was etwa bei ſolchen Gelegenheiten in London und Amſterdam, Paris und Turin gemalt und geſchrieben worden war, erzählte das den freudigen oder traurigen Zuhörern, machte einige Bemerkungen darüber, und ließ ſich gern anſtaunen.

Einige Redner gingen noch weiter, und ſuchten in ihren Orationen wo möglich alles anzubringen, was in ihrem Kopfe oder in ihren Heften über den Gegenſtand ſich finden ließ: Realia im Allgemeinen, Sprüche in hebräiſcher, ſyriſcher, griechiſcher und römiſcher Sprache, Curioſitäten aus Pegu und Peru, Inſchriften aus Picinelli mundo symbolico und dem theatro Europaeo, Wort- und Tonſpiele u. ſ. w. Man wollte nicht umſonſt ſo viel gelernt haben; es ſollte auch um jeden Preis angebracht werden.

Solche Männer gab es viele, z. B. Chriſtian Schröter und Männling. Der erſtere ſchrieb eine „Anweiſung zur deutſchen Oratorie, nach dem hohen und ſinnreichen Stylo des vortrefflichen Herrn von Lohenſtein,“ Leipzig 1704, in welchem eine an Anbetung gränzende Verehrung für das genannte Muſter zu finden iſt. Ergötzlich ſcheint inſonderheit ſeine Anweiſung Briefe zu ſchreiben, indem eines der dort aufgeſtellten Ideale alſo beginnet: „Wohlgebohrner, inſonders hochzuehrender Herr. Das Leben des Menſchen iſt einer Zuguhr nicht unähnlich“ u. ſ. w. wobei nur zu fürchten iſt, daß der wohlgeborne Herr ſich nicht augenblicklich wird in die Zuguhr hinein verſetzen können. —

Männling überbietet Schrötern noch, und hat ſein ganzes Leben der Bewunderung Lohenſteins gewidmet, auch einen Arminius enucleatus geſchrieben, deſſen Zuſchrift alſo beginnt: „Was Artemisia für ein lebendig Grabmahl ihrem geliebten Mausolo aufgerichtet, welches auch die Koſtbarkeit des künſtlich erbaueten Mausolei, wie das Gold den Meſſing, das reiche Peru die arabiſchen Sandwüſten, und der Tag die Nacht übertraf, indem ſie deſſen verbrannte Aſche, mit dem Perlenwaſſer ihrer heißen Thränen vermiſcht, ihren täglichen Labetrunk ſein ließ, um auf dieſe Art den Todten in ſich einzuſcharren, und wie Tancredo das Herz Guiscardi in ein güldenes Grab, ſie ihren Mausolum, welcher ihr im Leben über alles das vollkommenſte geweſen, unter ihr Herz zu legen ſich auf die Weiſe bemühete; dies iſt ein Heiligthum der Alten, ein Wunder der Welt, und ein Gedächtniß der unvermoderten Liebe, welche keine Livia wird übertreffen, kein Awacer in Guyana verbeſſern, kein Zeitenſchwamm auslöſchen, und kein Andenken vergeſſen heißen; ſo gar daß wann ſchon alle Marmelſeulen der Alten, alle Pyramiden Egyptens, alle Prachtgräber Siniens werden ein Ziegelgraus der Einäſcherung werden, hier doch das Echo der Liebe unvergeßlicher ſoll ausrufen, was bei dem Grabe Coeciliae an der Via Appia es vormals ertönt: Coecilia, semper honor nomenque tuum laudesque manebunt; geliebter Mauſolus, dein Ruhm, dein Name, dein Lob ſoll nimmermehr untergehen“ u. ſ. w. Dieſe Stelle, auch ſonſt ſchon bewundert, kann genau bezeichnen, wie ſich der pſeudo-vornehme, gelehrte, ausgeſtopfte, langgeſchweifte, in einander ſich ſchlingende und verwickelnde Styl annimmt.

§. 113.

In einer andern Rede, die ſich in den „Reden großer Herren“ findet, treffen wir in elf Zeilen 1) den Xenokrates, 2) die Frage wie viel hunderttauſend mal die Buchſtaben im Alphabet ſich verſetzen laſſen, 3) den Ariſtomachus, 4) die Anatomie einer Fliege, 5) den Barbonius, 6) die Keule des Herkules, 7) den Bart des Ajax, 8) die Mütze des Ulyſſes, 9) den aufgeweckten Sohn des Cicero, 10) den Cratippus, und 11) zwei Zeilen in lateiniſcher Sprache. Dieſer Redner ſcheint alle anderen übertreffen zu wollen, denn er führt ganze Frachtſchiffe voll bleierner Gelehrſamkeit nebſt einigen Heuwagen voll pedantiſchen Witzes herbei.

Auch jene nüchterne Wort- und Tonſpiele, an denen inſonderheit die Pegnitzſchäfer in Gedichten und Reden ſehr reich waren, ſchadeten der Würde des Styls ſehr, und es bedarf dazu kaum eines Beiſpiels, da ſie ſehr häufig zu finden ſind *).

Was aber noch traurig-wichtiger iſt als aller vorhergehende Uebelſtand, erſcheint uns in dem häufigen Mangel an würdiger Geſinnung und gediegener Gemüthsfreiheit, einem Mangel, den wir leider bei den meiſten damals auftretenden Rednern bemerken. Wir zweifeln nicht, daß manche derſelben ſonſt recht wackere Männer geweſen ſind, aber das Unglück iſt, daß ſie, ſobald ſie den Rednerſtuhl beſteigen, in eine unmäßige Bewunderung, in eine Art von Anbetungsfieber verfallen. So ſagt z. B. Riemer von dem vortrefflichen und beſcheiden großen Kurfürſten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, es ſei ſein geringſtes Lob, daß er unübertrefflich geweſen, Scipio's, Hannibal's, Cäſar's Thaten ſeien gegen die ſeinigen Kinderſpiele, ja alle Helden Griechenlands und Roms hätten unter ihm im Feld und in Belagerungen kaum als — Unterofficiere gelten können!!

§. 114.

Samuel von Königsdorf, Syndicus der Stadt Breslau, damals allgemein anerkannt als ein Muſter in der Rhetorik, hielt 1705 eine öffentliche Rede auf den Tod des Kaiſers Leopold I., in welcher gleich anfangs ſämmtliche Zuhörer wie mit Donnerkeilen beworfen werden. „Sogar," heißt es unter andern, „ſind die Länder verwüſtet und die

---

*) Die Lieblingsfiguren der Pegnitziſchen Schäferberedſamkeit haben ſich faſt auf jeder Seite der „betrübten Pegneſis;" ſelbſt in der bekannten Inſchrift am Eingange des poetiſchen Irrhains bei Nürnberg heißt es mit langweiliger Tändelei: „Steh, Fremder, und vernimm, eh man dich nimmer ein" u. ſ. w.

Städte umgekehret, daß die Erde ihre vorige Geſtalt ver-
oren und den Einwohnern nichts als das allgemeine Elend
brig verblieben! Die Waſſer ſieht man von Blute aufge-
hwellet, und der Ocean wird bald dem rothen Meere ſei-
en Namen zweifelhaft machen. Seine Fluthen verſchlin-
en ganze Flotten; dadurch wird der Abgrund ſeicht u. ſ. w.“
bgerechnet, daß auch in dieſem Pathos ſchon eine ſtörende
Spielerei ſichtbar iſt, *hält* ſich der Verfaſſer auch nicht
uf dieſer ſchwindelnd kahlen Höhe, ſondern ſtreut mitun-
r ſehr wohlgemeinte aber faſt komiſch ausgedrückte Be-
erkungen ein; und iſt unerſchöpflich in Behauptungen, die
Niemand auf der weiten Welt bezweifelt, z. B.: „Die
hränen ſchwächen ſo gewiß die Kräfte der Seelen als der
ugen, und des Parrhaſius Gemälde würden zu der be-
ahmten Schönheit nicht gelanget ſein, wenn er bei deren
erfertigung, anſtatt des Singens, geweinet hätte.“ — Mit
echt rühmt er auch diejenige Tapferkeit, welche nicht ſo-
ohl im Thun als im Leiden beſteht; ſetzt aber leider faſt
ſtig-platt hinzu: „Dieſe iſt eine harte Speiſe ſo nur die
ärkſten Mägen verdauen können,“ wobei wohl jedem un-
illkührlich der Strauß einfällt, der allerdings in mancher
eziehung als Symbol der damaligen Zeit betrachtet wer-
n kann.

Den Kaiſer genugſam zu loben ſcheint dem Redner un-
öglich; doch nennt er ihn fürs Erſte den Großen, als ver-
he ſich das von ſelbſt, ſodann den Atlas, welcher die fal-
nde Welt bisher noch aufgehalten habe; endlich ſpricht er
m *jede* Tugend zu, welche überhaupt ein Menſch beſitzen
nn. Allein was iſt das alles für ihn, der viel *mehr* ſa-
n möchte, als alles? *) —

---

*) Dennoch möchten wir dieſe Rede nicht ganz verwerfen

§. 115.

Dieſelbe Unmäßigkeit im Leben, ja eine noch größere und widrigere finden wir in Benjamin Neukirchs Rede auf den Tod der erſten preußiſchen Königin Sophie Charlotte. Der Verfaſſer hatte ſich ganze zwei Jahre Zeit gelaſſen, denn ſein Werk erſchien 1707; war aber auch dafür ein Muſter von geſchmackloſer Galanterie und widriger Vergötterungsſucht. Es iſt mit dieſem Werke leider ein völliger Ernſt, indem er faſt nie von ihr redet wie von einer Frau, ſondern gradezu und ungeſcheut wie von einer Göttin. Ja wir dürfen kaum ſagen „wie“ von einer Göttin, denn er nennt ſie gleich von vorn herein eine ſolche. Dennoch möchten wir auch ihn keinen Schmeichler nennen, denn der nicht bloß in Armuth, ſondern in der größten Dürftigkeit lebende Verfaſſer (vergleiche den Abſchnitt über ihn) hatte niemals von ſeiner Heldin auch nur das geringſte empfangen, und war niemals auch nur eines Wortes von ihr gewürdigt worden.

§. 116.

Den meiſten Ruhm als Redner ſcheint indeſſen der kurbrandenburgiſche Staatsminiſter von Fuchs erlangt zu haben, ein Mann, der allerdings auf ſeinem hohen Platze viel

---

und ihr wenigſtens manchen Vorzug vor vielen gleichzeitigen einräumen. Königsdorfs Vaterlandsliebe iſt wahrhaft ehrenwerth, denn ſie iſt gründlich, und ſeine Darſtellung mancher widerrechtlichen Feindſeligkeiten, welche die Krone Frankreich während des ſiebzehnten Jahrhunderts gegen Deutſchland ausgeübt hatte, vollkommen richtig und hiſtoriſch wahr. — (Ob eine Ausgabe der Königsdorf'ſchen Reden exiſtirt, iſt mir nicht bekannt; die angeführte findet ſich in Gottſcheds Redekunſt; 5te Aufl. 1759.)

ewirkt hat, obwohl die Urtheile über ihn in mancher an-
ern Beziehung nicht immer gleichmäßig günſtig lauten.
uf ihn ſahen die deutſchen Redner mit einem ganz beſon-
ern Vergnügen, denn er hatte ſo ziemlich alles was ſie
ünſchten. Er war von bürgerlicher Herkunft, hatte aber
urch ſeine Wiſſenſchaft den Adel erwerben, ein Umſtand,
er damals ſo ſelten war, daß manche deutſche Schriftſtel-
r darüber vor Freuden außer ſich geriethen. Ueberhaupt
ar er ſo ſehr gefeiert, daß man ſogar in topographiſchen
üchern anführte, auf welcher Univerſität die höchſt ver-
rliche Excellenz ſtudirt habe *). Dabei hatte der Mann
ch die Freude, bei vielen hohen Feſten und wichtigen
taatsangelegenheiten Reden zu halten, an denen ſelbſt
r Neid nichts auszuſetzen hatte. Eine der berühmteſten,
elche ſich auch in vielen Anweiſungen zur Oratorie als
chſtes Muſter aufgezeichnet findet, iſt die, welche er am
. Junius 1688 an die im Schloſſe zu Berlin verſammel-
n Stände hielt, welche Friedrich III. huldigen wollten.

Wirklich iſt die Eintheilung und Anordnung der gan-
n Rede beſſer, als man ſie in der damaligen Zeit gewöhnlich
det, und man ſieht den Geſchäftsmann, der ſich mög-
hſt kurz faſſen will; da aber dergleichen noch nicht das
hörige Entzücken hervorzubringen pflegt, ſo erregt er die-
s durch die vornehme Buntheit der Sprache, indem er
B. von dem verſtorbenen großen Kurfürſten ſagt, daß er
it mehrerm Rechte als jener römiſche Kaiſer die „Liebe
d estime“ des ganzen menſchlichen Geſchlechts genannt
werden verdiene. Der neue Kurfürſt aber ſei nicht min-
r gütig, indem er von ſeinem Rechte, die vorher began-

---

*) S. Marpergers geographiſche Beſchreibung der dem
Pr. Scepter unterworfenen Länder. Berlin. 1710. S. 36.
Duisburgs Ruhme.

genen Lehnfehler zu beſtrafen, abgeſtanden, denen daraus erwachſenden emolumentis genereusement renunciret, und nicht allein alles was darunter vorgegangen und noch zu vindiciren offen ſtände, condoniret“ u. ſ. w. — Damit aber auch niemand den gehörigen Witz vermiſſe, ſo erklärt er, daß, da auf Friedrich Wilhelm, Friedrich der Dritte folge, man auch erwarten dürfe, daß der Höchſte den bisher genoſſenen Frieden und Segen **dreifach** vermehren werde.

„Könnte wohl, ruft am Schluſſe der ganzen Oration Talander aus, eine Rede politer und netter abgefaßt ſein? Da iſt kein periodus, in welchem nicht ein ſonderbares Paronomasium ſteckt; und hat ſie durch und durch ſo viel Anmuth und Majeſtät des Styli in ſich, daß man ſelbige mit höchſtem Vergnügen durchlieſet.“ Allein mit ſolchen Ausrufungen begnügt ſich der eifrige Lehrer nicht, ſondern er zeigt in einem beſondern Abſchnitte die Vortrefflichkeit der Dispoſition, und wie auf die Explicatio intentionis, in der Amplification der Oration die argumenta persuasoria folgen, und zwar zwölf an der Zahl, damit wenn etwa einige derſelben nicht genügend wirken, doch die anderen ſiegend hervortreten.

Betrachten wir jetzt dieſen gefeierten Lehrer der Redekunſt näher.

§. 117.

Auguſt Bohſe,

(geb. zu Halle 1661, geſt. als Profeſſor zu Liegnitz, um 1730.)

Er war (unter dem Namen **Talander**) einer der fleißigſten Vielſchreiber, welchem das Traurige nachgeſagt wird, er ſei der erſte in Deutſchland, der die Schriftſtellerei als einziges Mittel zum Brodterwerb gebrauchte. Wie gut wenigſtens, daß eine ſolche Erſcheinung erſt ſo ſpät eintritt, und daß auch nicht ein einziger der früheren Dichter den Ruf veranlaßte, den Gegenſtand ſeiner höchſten Liebe zu einem bloßen Mittel für irdiſche Zwecke herabgewürdigt zu haben. Bohſe gehört zu jenen unglücklichen Menſchen, die bei geringem Talent, mannigfaltigen Kenntniſſen und großer Beleſenheit, doch nie zu etwas Rechtem gelangen, weil ſie überhaupt nichts Feſtes, Umfaſſendes, Harmoniſch-Erregendes und Beruhigendes zu ergreifen vermögen. Ohne Ruhe durchſtreifte er einen großen Theil Deutſchlands, und hielt Vorleſungen über Poeſie und Beredſamkeit, wo man ihn nur irgend hören wollte. Am beſten ſchien es ihm in Weißenfels zu glücken, wo ihn das damals ſehr berühmte Hoftheater anzog, für welches er Singſpiele verfertigte. Allein ſeine größte Neigung ging doch auf Romane, deren er eine große Anzahl verfaßte, von denen Koch (S. deſſen Compendium, Theil II. S. 251.) ein und zwanzig namentlich anführt. Dieſe Zahl mag allerdings nicht ganz außerordentlich ſcheinen; doch iſt zu bedenken, daß dergleichen altdeutſche Romane gewöhnlich die Form und den Umfang von — Schellers Lexicon haben; ſo wie denn auch ſelbſt der fleißige Koch unmöglich alle hat auffinden und aufzeichnen können. Es iſt genug, hier nur folgende anzuführen:

Der getreuen Bellamira wohlbelohnte Liebesprobe, oder die triumphirende Beſtändigkeit, Leipzig 1692.

Schauplatz der unglückſelig Verliebten unter der Regierung Karls VIII.

Der Liebes-Irrgarten, in welchem hoher Perſonen unterſchiedene Liebesgeſchichten vorgetragen werden, 1724.

Von dieſen Romanen iſt weiter nichts zu ſagen, als daß ſie in der damals ganz gewöhnlichen Unform gehalten, dem Publikum, welches leider ſchon damals nach Zeitver treib (welch ein häßliches Wort!) ſich um ſah, ziemlich wohl gefielen. Im Styl ſchien er anfangs Lohenſtein, dann den Herzog Anton Ulrich nachzuahmen; doch ſteht er beiden weit nach, da er leider die höchſte Buntheit der Sprache für galant hielt.

§. 118.

Nicht befriedigt durch ſein Beiſpiel zu ſchaden, ſorgte er auch bald dafür, ſeine Irrthümer in eine Art von Syſtem zu bringen, weshalb er ein gewaltiges Lehrbuch verfertigte, welches in der zweiten Auflage den Titel führt: „Talanders neu erläuterte Teutſche Redekunſt und Briefverfaſſung, oder Aufrichtige Anleitung, wie ſowohl bei Hofe, als auch in bürgerlichen Angelegenheiten ein geſchicktes Compliment, gute Oration, und wohlfließender Brief einzurichten, Alles mit genugſamen und vielen neuen Exempeln, ſo in voriger Edition nicht geweſen, gezeiget, und denen Liebhabern der teutſchen Oratorie und Briefſtellung aus dem Kern der Teutſchen Sprache zu beliebender Nachahmung mitgetheilet" Leipzig, 1700. In dieſem Werke, welches außer dem weitläuftigen Regiſter 1369 Seiten enthält und deſſen furchtbar langer Titel ſchon einigermaßen den Geiſt bezeichnet, der hier hauſet, werden die gelehrigen Herrmanns-Enkel in die Schule genommen, und unterrichtet, wie man das machen ſoll, was man eigentlich nie machen ſoll: Complimente. Sie werden gründlich belehrt, daß zu einem rechten Complimente 2 Stücke gehören: die Inſinuation oder die Einſchmeichelung, wodurch man des zu Becomplimentirenden Ohr gewinnen, und die Propoſition oder der Vortrag, durch den man andeutet was man eigentlich von dem andern haben will; faſt immer iſt jedoch auch noch ein drittes Stück, das Votum, oder der Wunſch, die Recommendation der Sache anzuhängen.

Schon früher hatte der oft genannte Chriſtian Weiſe in ſeinem „politiſchen Redner“ gezeigt, wie man ſolche Diſpoſition der Complimente, in einen Syllogismus einzuſchließen vermöge. „Die Inſinuation, ſagt er, giebt mir Majorem, die Propoſition iſt Minor; und der conclusion, welche aus den Praemissis folget, wird das Votum oder die Recommendation hinten angehenket“ *).

§. 119.

Bei ſo bewandten traurigen Umſtänden würde es unbegreiflich ſein, wenn ſich niemand gefunden, der den dargebotenen reichhaltigen Stoff zur Satyre nicht benutzt hätte. Indeſſen haben wir lange vergeblich nach einem ſolchen muntern Autor geſucht, und uns nur durch die Vermuthung getröſtet, die Satyre werde wohl meiſtens im Stillen geblieben ſein, da die gutmüthigen Deutſchen ſich ehedem ſcheuten, Schriftſteller, welche in Amt und Würden — beſonders in geiſtlichen — ſtanden, als Gegenſtand des Scherzes namentlich auf- und anzugreifen. Dennoch haben wir

---

*) Um doch eine Probe zu geben von dem, was nach dieſer und ähnlichen angeführten Dispoſitionen herauskommt, möge hier ein als klaſſiſch angeführtes Abſchiedscompliment an einen vornehmen Patron, der uns etwas aufgetragen hat, ſtehen: „Ich werde dann bei Ew. Excellenz mich nochmals unterdienſtlich recommandiren und gehorſamſten Abſchied nehmen: Und wie ich, nebſt ſchuldigſter Dankſagung vor alle genoſſene große civilités, von Herzen wündſche, daß Ew. Excellenz jedesmahl bei erfreulichem Wohlweſen nebſt dero geſamten Familie durch Göttliche Protection möge erhalten werden, alſo will nicht manquiren, die von Ew. Excellenz mir geneigt aufgetragenen Commiſſionen gehorſamſt auszurichten.“ — Ob der unglückliche Miniſter, der ſolcherlei ſüßliche, bunte, pedantiſche Rede anhören muß, darüber in eine gelinde Verzweiflung geräth; der Gedanke ficht den Verfaſſer nicht an.

endlich einen gefunden, der zwar nicht eigentlich als Satyriker, wohl aber als ein freier Mann zu betrachten iſt, der ſich zuweilen mit guter Laune und harmloſem Spaß über das ganze rhetoriſche Weſen ſeiner Zeit luſtig machte.

Es erſchien nämlich zu Merſeburg im Jahr 1689 ein Werk, das, gewöhnlich nur „der kurzweilige Redner“ genannt, auf dem zweiten Titelblatte, die ausführlichere Aufſchrift führt: „Der verbeſſerte und faſt auff den dritten Theil vermehrte Luſt-Redner, darinn die ernſthafften Regeln der neueſten Rede-kunſt mit lächerlichen Exempeln erläutert ſind, der müden Jugend zu beſſerem Gedächtniß der Rhetorica, allen andern aber zu einem lehrreichen Zeit-Vertreib. befördert und verlegt durch Chriſtian Forbergern, Buchhändler.“

Der Autor thut ſehr unſchuldig, und als trübe er kein Waſſer; auch war keines zu trüben, ſondern nur deſſen Trübheit zu zeigen. In den gewöhnlichen Lehrbüchern ging alles nicht bloß überaus ernſthaft, ſondern auch höchſt gravitätiſch zu, und die Jugend wurde inſonderheit auf das inſtändigſte und faſt mit Thränen beſchworen, in allen jemals zu haltenden Reden nicht bloß über alle Maßen höflich zu ſein, ſondern viel mehr als höflich, wobei noch vorzüglich eingeſchärft wurde, die höchſt ernſthaften Standesverhältniſſe ja doch auch höchſt ernſthaft und allenfalls mit einiger Angſt zu behandeln. Dadurch mußte denn freilich die Jugend ein wenig „müde“ werden, und der Verfaſſer des kurzweiligen Redners hat wohl nicht unrecht, wenn er ſie als ſolche begrüßt, um ſie dann durch ſein Buch wieder etwas aufzufriſchen.

§. 120.

Er ſcheint die Bemerkung gemacht zu haben, daß eben aus den allerernſteſten Standesverhältniſſen der beſte Scherz hervorgehe (wie Jean Paul ſehr richtig behauptet), und von dieſem Gedanken geleitet hat er in ſeinem ganzen Buche ziemlich leichtes Spiel. Seine Redner ſind meiſtens Bauern, Dorfſchulmeiſter, Kuhhirten u. ſ. w., die, ohne es zu wiſſen, ſämmtliche Regeln der auserleſenſten und langweiligſten Lehrbücher auf die kürzeſte Art befolgend parodiren. Daß er aber damit wirklich necken will, ſpricht er, wie billig, nicht mit dürren Worten aus, und ſo ſcheint es, als habe man ihn ſein Weſen ruhig treiben laſſen, oder, falls man wirklich es übel nahm, doch Bedenken getragen, ihn anzugreifen. Dazu kommt noch, daß er ſehr reich an luſtigen Geſchichten und Anekdoten iſt, die er ſo harmlos in ſeine Redekunſt hineinmiſcht, daß ſelbſt der Uebelnehmende nicht recht zum Zürnen gelangen kann. Auch eine Komödie flicht er ein (Th. I. S. 311.), in welcher Meliores Kranker (leider) weit überboten wird, und am Schluſſe derſelben ſagt er gelaſſen: „Mir iſt nicht ſowohl um das Spiel als um des Delo allegoriſche Reden zu thun geweſen, damit dieſer Figur auch rechte Satisfaction geſchehen möge.“

Leider müſſen wir indeß hinzu ſetzen, daß dieſer Autor, der eine Gattung von Geſchmackloſigkeiten, die geſittete Pedanterie, oft ſo glücklich bekämpft, zuweilen in eine andere verfällt, in das Rohe und Obſcöne; ein Unglück, das freilich damals nicht ſelten war, da die Luſtigkeit ein Vorrecht zu haben glaubte, das ihr aber nimmermehr eingeräumt werden darf, ſchon um deswillen, weil, geſtände man es ihr zu, ſie ſich ſelbſt vernichten würde.

Den Namen des Verfaſſers kann ich nicht mit Gewißheit angeben. C. Weiſe, den der ſehr alte Einband des vor mir liegenden Exemplars mit goldenen Buchſtaben nennt, iſt es in keinem Fall. Ob Johann Riemer (geſt. als Prediger zu Hamburg 1714) möchte ich gleichfalls bezweifeln, wenn es nicht etwa zwei Redner dieſes Namens giebt, denn ſchwer iſt zu glauben, daß der durch ſeine widrig geſchmackloſe Rede auf den großen Kurfürſten berüchtigte Riemer ſich jemals ſollte zu ſo heiterer Laune geſteigert haben, als in dem kurzweiligen Redner zu finden iſt. Iſt er es aber dennoch, ſo beſitzen wir von ihm auch noch eine Schrift, deren Titel gemein-ſprüchwörtlich geworden iſt: „Reime Dich oder ich freſſe Dich“ 1673. — Ich kenne dieſes Buch nicht; doch rühmt es Morhof in ſeinem Unterricht S. 396.

§. 111.

Rückkehrend zu Talander bemerken wir ferner, daß dem wohlmeinenden Mann auch noch eine andre ſchwere Sorge am Herzen lag. Die Deutſchen ſollten Briefe ſchreiben lernen, und er giebt deshalb eine Menge Muſter nach ſeiner Art, um ihnen deutlich zu zeigen wie ſie ſich in ſolchen Aengſten zu benehmen haben. Er geht hiebei dergeſtalt in das Detail, daß er ſich ſogar den ſehr bedenk[illegible] den Fall ſetzt, es habe ſich ein junger Mann in der „vornehmen Geſellſchaft“ eines zarten Frauenzimmers — „grauſam betrunken,“ weshalb er am andern Tage auf ein Entſchuldigungscompliment ſinnen muß. Einem ſolchen halb verzweifelnden Jüngling greift der Verfaſſer hier gutmüthig unter die Arme, und ſchreibt für ihn einen Brief, durch den die fatale Sache wieder ins Gleis gebracht wird. (S. Talans Th. II. S. 301.)

§. 112.

Nicht ſelten haben ſich uns im Laufe dieſes Werkes Männer begegnet, die, wie Talander, nicht bloß durch That, ſondern auch durch Lehre ſchadeten; allein ihre Zahl iſt bei weitem noch nicht erſchöpft, und wir müſſen bei dem überaus traurigen, oft jedoch recht luſtig-traurigen Zuſtand der damaligen äſthetiſchen Kritik noch ein wenig verweilen. Das einzelne Gute und Gründliche, was in Opitzens kritiſchen Schriften ſich befindet war faſt vergeſſen, und man ſuchte nach bequemeren Pfaden. Es erſchien ein poetiſcher Trichter, welcher die Kunſt zu dichten „in ſechs Stunden eingießen" ſollte, (Nürnberg 1650). Als Verfertiger des Trichters wird Harsdörfer genannt, doch iſt es merkwürdig, daß er in dem von ihm ſelbſt verfaßten Verzeichniß ſeiner Schriften denſelben nicht anführt (S. das angeführte Werk von Amaranthes). Was ein Buch mit einem ſolchen Titel lehren könne iſt wohl durch ſich ſelbſt klar. Die Poeſie muß ſich bequemen als Magd bei der Moral zu dienen, und man muthet ihr zu, ſich noch zu bedanken.

Klai und Birken wandeln auf ähnlichen Wegen, doch zeigt ſich hie und da eine Ahndung von etwas Höherm. Buchner in ſeinem kurzen Wegweiſer zur deutſchen Dichtkunſt, herausgegeben von Götzen (Jena 1663), ſagte ſchon rund heraus: „Der Poet ſoll die Dinge ſo vorſtellen, als es ihr äußerliches Weſen und der Augenſchein mit ſich bringt" und ſchien zu glauben, man könne ſich damit zufrieden geben. Balthaſar Kindermann betrachtet in ſeinem „Deutſchen Poeten" (Wittenberg 1664) die Dichtkunſt lediglich als ein Mittel, bei Hochzeiten, Kindtaufen und Leichen ſich hören zu laſſen, wodurch man oft bei großen Herren ſich beliebt machen könne. Da aber nicht jedermann bei ſolchen Gelegenheiten gute Gedanken habe, ſo ſtreckt er dieſe aus ſeinen Mitteln vor. Die Form der Poeſie lehrt er, wie man etwa Kinder lehrt, Vögelchen und Schiffchen aus Papier zu verfertigen.

Der Magiſter Albrecht Chriſtian Rothe ſagt in ſeiner „vollſtändigen Deutſchen Poeſie," welche zu Leipzig 1688 in 3 Theilen erſchienen iſt: „Die Poeſie iſt eine Nachahmung menſchlicher Verrichtungen, in ſo fern dieſelben in's gemein betrachtet werden, in einer angenehmen Rede vorgeſtellt, damit böſe Gemüthsregungen durch dieſelbe möchten gereinigt werden."

§. 123.

Was Chriſtian Weiſe als Kritiker an den Tag gebracht, iſt oben bereits angedeutet worden; noch unter ihm ſteht Neukirch, der in der Vorrede zu der ſogenannten Hofmannswaldauſchen Gedichtſammlung ohne Scheu erklärt, die Schönheit eines Gedichtes beſtehe in den guten, prächtig klingenden Beiwörtern, bei welcher Gelegenheit die „donnerharten Flammen," welche ſich leider in einem Trauerſpiele von Gryph finden, wie billig als zu hart anerkannt werden. Wirklich aber erſchienen den meiſten Dichtern die Beiwörter als die Hauptſache, ſo daß ſie es ſogar für gemein hielten, wenn dieſelben nicht mit vollen Händen ausgeſtreut würden. Man durfte z. B. nicht mehr geradehin ſagen „der Miniſter," ſondern ſtets der kluge, viel erfahrene, erleuchtete u. ſ. w.; nicht mehr „der Mund," das würde ärmlich lauten; aber der wohlredende, roſige, honigreiche u. ſ. w. kann des günſtigen Erfolgs gewiß ſein. — Es iſt überaus widrig durch ein ſolches todtes Meer von farbloſen Gleichniſſen und welken Redensarten zu waten; nur vergeſſe man nicht, daß — dieſer Uebelſtand im achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderte noch immer häufig genug vorkommt.

Im Jahre 1703 gab Gottfried Ludwig dem erſtaunten Publikum eine „Deutſche Poeſie dieſer Zeit, in Fragen und Antworten," in welcher nach vielem weitläufgen Gerede endlich der wirklich gute und einfache, wohl tauſend mal nachgeſprochene Gedanke erſcheint, die Poeſie müſſe „vom Herzen kommen um zu Herzen zu gehen.“ Bald darauf aber ſcheint der Verfaſſer ſeiner frühern Einfachheit überdrüſſig zu werden, und liefert, mit vorzüglichem Scharfſinn, ein Kapitel mit der Ueberſchrift: „Von noch beſonderen Gedichten,“ in welchem dieſelben eingetheilt werden: in Brautmeſſen, Dramen, Jägerlieder, Bergreihen, poetiſche Wälder, Brautſuppen oder Gedichte nach dem Hochzeittage (wobei mitunter ſehr zart geſcherzt wird), Anſingungen u. ſ. w. Hie und da zeigt der Verfaſſer, daß er von der Haupttugend der Deutſchen, der Geduld, wenig beſitze: ſo wird er bei dem Artikel „Drama“ ordentlich verdrießlich und ſagt: „es ſei gar zu weitläufig davon zu handeln.“ Deshalb erläßt er ſich die intrikate Sache.

Nach Hübner und Uhſe muß ſich die Poeſie bequemen, nichts weiter zu ſein als die Kunſt zu reimen, wobei von Erſterem obendrein noch geſeufzt wird, daß dergleichen Procedur ſo ſchwer ſei *). Menantes fügt indeß den ſchlimmen Troſt bei, daß man durch wohlfeile Späße ſiegen könne.

§. 124.

Wenden wir uns jetzt zu einem Schriftſteller, der, ſo oft er uns auch durch Geſchmackwidrigkeiten zurückſtoßen möge, durch Originalität, ſeltſame Geiſt- und Ungeiſtfülle und Witz und Aberwitz, den Blick des Betrachters nicht ermüden läßt.

---

*) Ueber dieſe Autoren und einige Gleichzeitige wird im folgenden Buche noch geſprochen werden müſſen.

Abraham a Sancta Clara, mit ſeinem weltlichen Namen Ulrich Megerle,

(geboren unweit Mößkirchen in Schwaben 1642)

trat in den Orden der Auguſtiner Barfüßer, erwarb ſich bald großen Ruhm im katholiſchen Deutſchland, wurde nach Wien berufen, und daſelbſt kaiſerlicher Hofprediger und Liebling des Volks und des Fürſten. Er ſtarb 1709.

Selten hat ſich die traurige wechſelſeitige Abneigung der Katholiken und Proteſtanten ſo deutlich ausgeſprochen als in der Anſicht über dieſen vielberühmten Mann, denn während die erſten größtentheils ihn als eine wahre Säule der Kirche, als einen überaus geiſtreichen und in der populären Redekunſt muſterhaften Prediger und Schriftſteller betrachteten, wurde er von den letzteren faſt nur mit Spott als ein abergläubiger Schwätzer und poſſenhaft alberner Witzling verſchrien. Das Unrecht war auf beiden Seiten, auf der letztern aber das größere.

Auch von dieſem weniger gekannten als beſpöttelten Schriftſteller — ſo ſchrieb ich bereits 1805, um ihm doch endlich einmal einige Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, — gelte das Wort, daß ein bedeutender und mit eiſerner Conſequenz durchgeführter Irrthum von weit höherm Talent zeuge und für den Geſchichtsforſcher ungleich lehrreicher ſei, als eine gewiſſe correkte Mittelmäßigkeit, an der nichts zu tadeln und nichts zu loben iſt. Seine Beredſamkeit gefällt ſich nur in dem Streben nach Effect, und verſchmähet ſelbſt die bizarreſten Wendungen nicht, wenn dieſer erreicht werden kann. Ueberall iſt die mit vieler Kraft und Gewandtheit verbundene Bemühung um Witz und Laune ſichtbar, und in dieſer Richtung ſcheint er ſich zuletzt ſo zu verfeſtigen, daß ſelbſt ſein höchſter Ernſt faſt immer nur wie ein potenzirter Spaß klingt, und ihn ſelbſt im leidenſchaftlichſten Moment der Rede die künſtlichſten antithetiſchen Wendungen unterbrechen und aus dem Geleiſe bringen. Die Liebe zum Wortſpiel iſt bei ihm ſo groß, daß er ohne Zweifel lieber eine Idee als ein ſolches Spielwort fahren laſſen dürfte, doch muß er dann dafür auch leiden, daß die Worte zuweilen auch wohl mit *ihm* ſpielen.

§. 125.

Dieſe Bemerkungen, obwohl an ſich richtig, erſchöpfen den Gegenſtand nicht. Abraham hat faſt alles was zu einem **Volksredner** gehört: Kenntniß vom Umfange der Sprache, in ſo weit er, als ſtrenger ſüddeutſcher Papiſt, **damals** ſie haben konnte, Leichtigkeit ſie zu gebrauchen, Lebhaftigkeit und Friſchheit des Tons und nicht ſelten farbige Mannigfaltigkeit. Er hat faſt alle ihm dem Ordensbruder zugängliche Werke des Alterthums geleſen, und weiß ſelbſt die trockenſten Data auf eine gutmüthige Weiſe zu beleben, er iſt mit dem Syſtem des Kirchenglaubens, auf das er geſchworen, ſo ganz vertraut, daß es bei ihm bis zur mathematiſchen Sicherheit gekommen iſt. Er weiß genau was er ſagen darf und was nicht; iſt aber kühn genug, mehr zu wagen, als tauſend andere, theils weil er, von hurtigem Geiſt beſeelt, überhaupt fröhliche Kühnheit liebt, theils auch weil die Neigung des Volks und die Gunſt des Kaiſers ihn ſchützte. Er hat die Geſchichte der Welt ſtudirt; die alte freilich nur um einiger Lehrſprüche und Curioſitäten willen; die neue, um der Kirche willen, die ihm als Mittelpunkt der Welt erſcheint. Er iſt reicher an hiſtoriſchem Stoff als vielleicht irgend ein Pater ſeiner Zeit, aber er weiß dieſen Stoff ſtets für ſeinen Zweck zu benutzen, und ihn oft auf eine frappant willkührliche Weiſe für ſich zurecht zu machen. Oft werden wir dieſe Willkühr, mit der er hier verfährt, ſehr tadeln müſſen; nicht ſelten aber auch Freude haben an dem fröhlich combinirenden Witz, mit dem er den Stoff behandelt. Er kann höchſt läſtig werden, wenn er gewiſſe, faſt möcht ich ſagen: vermooſte, eiſerne Anſichten und Grundſätze des Papismus wie bibliſche Glaubenswahrheiten hinſtellt, wiederholt, und wieder wiederholt, und abermals wiederholt; aber er iſt angenehm und liebenswürdig, ſobald er ſich für Momente von dieſen Ketten befreit. Mit wackerer Freimüthigkeit ſchildert er die Zeit, die er wirklich in mancher Hinſicht überſchaut, er ſchont keines Standes, ſondern lieſet einem jeglichen das ihm zukommende Strafkapitel, ſelbſt den Prieſtern ſeiner Kirche, obwohl die ihm ſonſt über alles gehen, und eine durchaus göttliche Würde bekleiden, indem ſie ja — wir erſchrecken mit Recht vor dem entſetzlichen Worte, das er oft genug ausſpricht — in jeder Meſſe Gott zwingen können, ſich in Brodt und Wein zu verwandeln. Aber er trennt die Würde von den Perſonen und die letzteren greift er oft mit den ſtärkſten Worten an.

Daſſelbe gilt von den Vornehmen und Reichen, von den Schlemmern und Praſſern, von den Faulen, die ſich weder um Staat noch Kirche bekümmern, von den untreuen Dienern des Kaiſers, mögen ſie auch die höchſten Aemter bekleiden, und er iſt unerſchöpflich an Salz und Lauge, ſo oft er auf jene Perſonen kommt.

§. 126.

Ueberhaupt iſt er faſt immer ächt und tüchtig, ſobald er über einzelne Kapitel der Moral redet, und in den köſtlichen Lehren von Gottes Segen, der bei allem menſchlichen Thun und Laſſen allein entſcheidet, von dem getroſten Muthe, und der friſchen unbeſiegbaren Heiterkeit im Glauben, welche die Grundlage im Charakter eines Chriſten bilden ſoll, iſt er oft wahrhaft poetiſch und rein religiös, ſobald man nur nicht etwa die Poeſie und Religion in vornehm und erhaben klingenden Worten ſucht.

Es giebt eine Menge Anekdoten über ihn, von denen gewiß zwei Drittheile erſonnen ſind; alles aber läuft darauf hinaus, daß er von Manchen — z. B. unter den Jeſuiten — ſehr gehaßt, von den Meiſten aber ſehr geliebt wurde. Der Haß richtete nichts gegen ihn aus, denn ſein Leben war unbeſcholten, er war nie reich, und wollte es nicht ſein, ſeine ſteigenden Würden machten ihn nicht ſtolzer, ſondern nur muthiger. Bekannt iſt, daß Leopold I. ihn wahrhaft liebte: ein Umſtand, der von großer Wichtigkeit iſt, da dieſer Kaiſer — was wir auch gegen ihn als Fürſten zu erinnern haben mögen, — bekanntlich von der ſtrengſten Rechtlichkeit war, und ſein Vertrauen als Menſch nicht leicht verſchenkte.

Wenn nun aber dem Pater manches Lob als Menſchen und als Schriftſteller gebührt, ſo verdient er doch neben dem bereits oben angegebenen viel Einzelnes treffenden Tadel, auch einen, der ihn im Großen und Ganzen und gleichſam vom Scheitel bis zur Ferſe trifft. Es fehlt ihm nämlich, wie gar Manchen ſeiner Zeitgenoſſen, gänzlich am Geſchmack; ja er iſt ſo vollſtändig geſchmacklos, daß er mitunter als ein wahrer Feind des Geſchmacks aufzutreten ſcheint. Wer aber ſo vollſtändig geſchmacklos und bizarr iſt wie er, der gewinnt gleichſam auf einem andern Wege ein neues Intereſſe, das die eiſerne Conſequenz veranlaßt, denn bei ſeiner vollendeten Ungereimtheit findet ſich doch Methode.

Daß wir Proteſtanten ſehr übel bei ihm angeſchrieben ſind, daß er in uns und unſerm theuren Luther völlig verlorene Leute erblickt, kann zuweilen betrüben, zuweilen zum Lächeln reizen; befremden aber nicht, denn er iſt nun einmal, wie er iſt, und wie es von dem wahnſinnigen König Lear ſo bedeutend heißt: „Jeder Zoll ein König," ſo heißt es hier: „jeder Zoll ein Papiſt, ein Mönch." Wenn aber Katholiken katholiſch, und Papiſten papiſtiſch geſinnet ſich zeigen, ſo wollen wir das — bedauern, aber ſehr begreiflich finden. Im tiefſten Herzen ſcheint es Abraham doch gut auch mit uns gemeint zu haben, und gewiß hat er nicht ſelten auch für unſer Heil gebetet, denn ſo lange wir leben hegt er auch für uns noch Hoffnung; nur nach dem Tode weiß er für uns keinen Rath.

§. 127.

Gehen wir jetzt zu der Betrachtung ſeiner einzelnen Schriften über, ſo finden wir hier zuerſt: eine Grammatica religiosa, in lateiniſcher Sprache, eine Jugendarbeit; für die Papiſten ſeiner Zeit vielleicht ſehr erbaulich; für uns ohne Wichtigkeit, da der Verfaſſer hier noch nicht ſeinen eigentlichen Charakter gewonnen hat, durch den allein er uns anzieht. Es iſt ſpäterhin von einem unbekannten Mönch in's Deutſche überſetzt worden, hat aber auch in dieſer Geſtalt kein beſonderes Glück gemacht. Unter ſeinen kleineren Schriften ſind die merkwürdigſten:

1) Merck's Wienn, das iſt: Des wütenden Tods ein umſtändige Beſchreibung, in der berühmten Kayſerlichen Haupt- und Reſidentz-Stadt in Oeſterreich. Im ſechszehnhundert und neun und ſiebentzigſten Jahr. Mit Beyfügung ſo wohl Wiſſen als Gewiſſen antreffender Lehr. Zuſammen getragen mitten in der bedrangten Stadt und Zeit u. ſ. w. Dieſe Schrift zeigt uns den Verfaſſer als einen

wohl

wohlgeſinnten und muthigen Mann, der in den furchtbaren Monaten Julius bis November 1679, in welchem die Peſt in der deutſchen Kaiſerſtadt, nach genauer Zählung über achtzigtauſend Menſchen wegraffte *), ſeinem Amte vollkommen treu blieb, und während viele tauſend Bewohner Wiens geflohen waren, von einem Kranken- und Sterbebette zum andern ging, um zu ermahnen und zu tröſten in ſo weit er vermochte. Ohne Zweifel war ſein muthiger Glaube, daß dem Menſchen auf ſeinen Berufswegen doch nimmer etwas eigentlich Schlimmes begegnen könne, die beſte Rüſtung gegen die Krankheit, die ihn auch unangetaſtet ließ. Als endlich die Peſt aufhörte, verfaßte er noch eine, uns weniger angehende, ihn ſelbſt aber gewiß intereſſirende Schrift: „Löſch Wien,“ in welcher er die Lebenden aufruft, ihrer im vorigen Jahre ſo plötzlich hingerafften Mitbrüder und Mitſchweſtern zu gedenken, d. h. durch Gebet, Meſſeleſen und Opfer an die Kirchen und Klöſter, die Seelen, die wohl faſt alle im Fegefeuer leiden, befreien zu helfen.

Deſto wichtiger, auch für uns, iſt ſeine groſſe über alle Predigtform hinaus gehende Predigt: „Auf, Auf! ihr Chriſten! Das iſt: Ein bewegliche Anfriſchung der chriſtlichen Waffen wider den Türkiſchen Blut-Egel: Samt beygefügtem Zuſatz vieler herrlichen Victorien und Sieg wider ſolchen Ottomanniſchen Erb-Feind; Wie auch andere Sittlicher Lehr und Lob Verfaſſung der Martialiſchen Tapferkeit; in Eyl ohne Weil zuſammen getragen“ u. ſ. w. Sie wurde gehalten (Theilweiſe wenigſtens) und in den Druck gegeben bald nach Wiens ruhmvoller Entſetzung durch Sobieskys

---

*) Das Theatr. Europ. giebt eine noch weit größere Zahl, nämlich 190,518 Perſonen als Opfer der Peſt an.

Polen und die Sachſen *), und glüht in einem höhern Feuer als irgend eine ſeiner anderen Reden. Seine Kenntniſſe von der Religion und den Sitten der Türken ſind nicht gering, wenn auch zuweilen mit aus fantaſtiſchen Büchern geſchöpften Ueberſchwenglichkeiten vermiſcht, und ausgezeichnet ſeine Vertrautheit mit all dem Jammer, das jenes Volk über das chriſtliche Europa gebracht hat. Seine Ermahnungen an die Chriſten zur Tapferkeit und Ausdauer ſind, trotz alles pedantiſchen Witzes, den er nie ganz unterdrücken kann, nicht ſelten rührend und erbaulich; aber auch mit wahrhaft chriſtlichem Muthe erklärt er geradezu, daß die Sünden der Chriſten nur zu oft den Sieg gehemmt und vernichtet haben.

§. 128.

Bei dieſer Gelegenheit finden wir denn auch jene berühmte Strafrede an die Soldaten, welche Schiller theil-

---

*) Nur mit Mühe, und bei der allergenaueſten Durchleſung dieſer unſäglich langen Predigt habe ich dieſen Zeitpunkt herausbringen können, denn obwohl Abraham die Kämpfe ſämmtlicher Europäer gegen die Barbaren, von den früheſten Zeiten an, mit großer Sorgfalt nennt und beſchreibt, ſo erwähnt er doch des für die Chriſten ruhmvollen Jahres 1683 nur ein einziges mal, wie im Vorbeigehen, und zwar an einem Ort, wo man es eben nicht ſuchen ſollte. Nachdem er nämlich erzählt hat, wie in den früheren und ſpäteren Zeiten Fürſten und Völker geſiegt haben durch das Gebet, ſo ſetzt er hinzu: „wie auch wir Anno 1683 und ferners in dieſem Türkenkrieg wider ſolchen Ottomaniſchen Erbfeind, unfehlbar durch das H. Gebet nicht Einen, ſondern mehrere Victorien erhalten.“ (S. 256. in dem Werk „Reim Dich“ u. ſ. w.) Jener herrliche Entſatz und entſcheidende Sieg bei Wien wird alſo nur gleichſam in einer Parentheſe flüchtig erzählt! — Das (nur zu wichtige) Räthſel wird aber gelöſt, wenn wir uns erinnern, daß es theils proteſtantiſche Krieger — die wackeren Sachſen u. a. — waren, welche Wien befreiten, und die zu rühmen war weder Leopold noch — Abraham ſonderlich geneigt.

weiſe dem Capuziner in Wallenſteins Lager in den Mund legt. Da eine Vergleichung ergötzlich, und für den Zweck dieſes Buchs eine Probe ſeines Styls nothwendig iſt, ſo möge hier einiges aus jener Rede mitgetheilt werden:

— — Et ubi erit victoria, si Deus offenditur? wo wird dann ein Hofnung ſeyn zum Sieg und Victori wider dieſen gröſten Feind, wann Gott beleidiget wird? (— —) Wo werd' ihr die Gnad von Gott haben, den Feind zu ſchlagen, wann ihr alle Gebott Gottes thut ausſchlagen? — — — — Vor zeiten bei den Iſraeliten, wann ſie in das Feld gezogen, war der gemeine Brauch, daß man vor dem Kriegsheer und Armee die Archen des Bunds führte, in welcher auch aufbehalten waren die Taflen Moyſes mit den 10 Gebotten, dadurch zu zeigen wofern ſie ihre Feind wollen obſiegen, ſeye nothwendig, daß ſie die Gebott halten, und dergeſtalten ſich ſiegwürdig machen.

Laſſt aber ſehen, ihr chriſtlichen Soldaten, wie halt ihr die Gebott? ich will nur dero etliche beibringen.

Es iſt ein Gebott: du ſollt den Namen Gottes nicht eitel nennen; wer iſt der mehrer flucht und ſchwört als ihr? wol recht fangt das Wörtl Zung von einem Z an; dann ſolche war bei den mehreſten Leuten vil Z. forderſt aber bei euch Soldaten, Zet dieſe vil gotteslaͤſterliche Wort, daß ſie faſt niemand zehlen kann.

Plinius ſchreibt, es ſeye ein kleines Fiſchel im Meer, mit Namen Remora, welches gantze Galee kan aufhalten und arreſtiren; die Zung eines Menſchen und folgſam eines Soldatens iſt nicht groß, dennoch iſt ſie ſo ſtark, daß ſie ganze Galee kann fortſchieben; wie oft heißt es bei euch Soldaten: Gottes Galee Sacker u. ſ. w. — Wann ihr müſſet von einem jeden Flucher Mauth ablegen, es ſteckte euch der größte Schatz nit bei den 7 Thürmen zu Constantinopel. Wann euch ſolte von einem jeden Flucher ein Härlein ausgehen, ſo würde euch in einem Monat der Schedel ſo glatt, und ſo er auch des Abſalons Strobel gleich wäre, als wie ein geſottener Kalbskopf. Wann auch der Himmel wäre ohne Wolken, und von den güldenen Sonnenſtrahlen ganz ausgeläutert, ſo muß doch bei Euch Donner und Hagel allezeit einſchlagen. So man zu allen Wettern welche eure Fluchzung ausbrütet, müßte die Glocken läuten, man könnte gleichſam nicht Meßner genug herbei ſchaffen. Viel ſeynd unter euch, die weder in teutſche Schul gangen, weniger die lateiniſche Bank gedruckt, und dannoch redet ihr faſt alle Augenblick (doch zu eurem großen Unheil) lateiniſch: dann das Wörtlein Sacramentum lateiniſch. Ihr habt zwar in eurem Calender oft mehrer Faſt- als Feſt-Täg, und müſſet nachmals über euren Willen ſo nüchter ſeyn, daß euch das Maul ſtaubet: doch aber trift man euch ſelten an, wo die Goſchen nicht voll mit Fluchen. Wann ihr ſo vil Kugel dem Feind thät in den Buſen werfen, wie vil gotteläſterliche Wort ihr gegen den Himmel werft, ſo wolten wir inner 6 Wochen zu Conſtantinopel in dem Tempel Sophiae die Vesper ſingen. Neben andern von der catholiſchen Kirchen vorgeſchriebenen Ceremonien in dem Heil. Tauf pflegt der Prieſter creutzweis das Kind anzublaſen, mit dieſem Zuſatz: Exi male spiritus, weiche von dannen du böſer Geiſt, ein geringer Blaſer wäre nicht mächtig (glaub ich) alle Teufel von euch zu treiben, ſondern würde hiezu ein ſtarker Sturmwind erfordert: dann ihr faſt allezeit mit vil tauſend Teufel verſehen, und fließet kaum ein Wort von einer Zung, wo nicht auch ein Teufel mitſchwimmet. (S. die Sammlung mehrerer kleineren Schriften des Abraham unter dem Titel: „Reim Dich oder Ich liß Dich." Die Approbationen des Werks ſind vom Jahr 1684; die — vermuthlich — letzte Ausgabe erſchien Augsburg 1754.). Welch eine Liebe mußte Abraham bereits bei dem Volke und ſelbſt bei den Soldaten erworben haben, daß er wagen durfte, alſo zu ihnen zu reden! —

§. 129.

Eine ſeiner Künſte, die Aufmerkſamkeit der Zuhörer in Anſpruch zu nehmen, befindet ſich oft in den ſeltſamen Anfängen ſeiner Predigten, bei denen niemand ahnden ſollte, wohin er eigentlich wolle, bis endlich der ganze Vortrag wie durch einen Blitz erleuchtet wurde. Hier waltet nicht ſelten eine intereſſante Bizarrerie; aber auch die höchſte Geſchmackloſigkeit. Da er jedoch über dieſes wunderliche Talent am allermeiſten angeſtaunt, und hie und da ſelbſt bei neuern Papiſten einige Nachahmung ſichtbar iſt, ſo ſcheint zweckmäßig, auch hier Proben zu geben. — Wer noch nicht mit Abraham vertraut iſt, wird kaum ſeinen Augen traun, wenn er lieſt, daß eine ſeiner Predigten „über den Tod" alſo beginnet:

„Wann zwölff Tauben auf einem Dach ſitzen, und du ziehleſt mit deiner geſpannten Flinten oder Rohr auf dieſe, und ſchießeſt 4 herunter, wie viel bleiben ſitzen? Der Einfältige ſagt, 8 bleiben: aber der Witzige ſagt, daß keine ſitzen bleibe, aus Urſachen weilen ſie von dem Schuß erſchröckt davon fliegen: alſo wann du aus 12 Tauben 4 herunter ſchießt, bleibet keine. Der grimmige Tod mit ſeinem Pfeil thut nach dem Leben ziehlen, er ſcheuſt den Bogen ab in Eyl und läßt mit ſich nit ſpielen. Dieſer zaundürre Schütz ſchießt die gantze Zeit unter uns Menſchen, und fallt jetzt da, bald dort einer in's Grab; gleichwol ſeynd wir ſorgloſe Adams-Kinder ſo unbedachtſam, daß wir uns nit förchten. Wir ſeynd kein Jahr verſichert, hat ſich wol

Jahr; wir ſeynd kein Monat vergewiſt, hat ſich wol Monat: wir ſeynd kein Wochen verſichert, hat ſich wol Wochen; wir ſeynd keinen Tag verſichert, hat ſich wol Tag; wir ſeynd kein Stund verſichert, hat ſich wol Stund: wir ſeynd keinen Augenblick ſicher vor dem Pfeil dieſes Schützens! und leben dannoch als müßten wir nit ſterben. O Gott, O Gott!"

Eine andere Predigt über die **Geduld** fängt alſo an:

„Es iſt zu verwundern, wie Moyſes, dieſer groſſe Mann Gottes, aus einem harten Felſen das Waſſer gelocket hat: Zu verwundern, wie er mit der Ruthen das groſſe Meer von einander vertheilet, daß es beiderſeits wie zwey Criſtallene Mauren geſtanden: Zu verwundern, wie er mit einem Holtz ein gantz bitteres Waſſer verſüßt hat; Zu verwundern wie er den Himmel eröffnet hat, und von dannen das häufige Himmel-Brod erhalten; Zu verwundern wie er ein unzahlbare Menge der Wachteln den murriſchen Iſraelitiſchen Galgenvögeln zugeſchickt; aber noch eines iſt über alles zu verwunderen, wie folget. Deut. 34. ſtehen dieſe Wort: Und Moyſes, der Knecht des Herrn, ſtarb allda im Land Moab, auf des Herrn Befehl, und Er begrub ihn im Thal des Lands Moab gegen Phogar, und kein Menſch hat ſein Grab gewuſt biß auf den heutigen Tag. Und Moyſes war hundert und zwanzig Jahr alt, da er ſtarb, ſeine Augen ſeynd nie verdunkelt, und **ſeine Zähne nie beweget.** — Das letzte, das letzte iſt zu verwundern! Moyſes hundert und zwanzig Jahr alt, nec dentes moti sunt, und iſt ihme kein Zahn ausgefallen. Der muß gute Zähne haben gehabt! Ach, ſagt einer zu mir in die Ohren, hätte ich bald auch ſo gute Zähn! Warum? ich brauchte ſie wol, dann die Frau Mutter des H. Laurentii, Patientia mit Namen, hat mich zu Gaſt geladen, und mir nichts anders aufgeſetzt als lauter Nus, verſtehe Verfolg-Nus, Kummer-Nus, Betrüb-Nus u. ſ. w. Getroſt! ſage ich mein lieber Freund, ſey nur wol auf! beiße darein im Namen Gottes! wann es ſchon hart ankommt, du muſt wiſſen wann man Nüß aufbeiſt kommt es freilich wohl nit gar gering an, aber hernach haſt du den ſüßen Kern, alſo wann du einige Betrübnuß, ſo dir Gott zuſchicket, mit reſignirtem Willen aufbeiſſeſt, ſchickt und ſchenkt dir Gott nachmals den ſüßen Kern eines Troſtes und göttlicher Hülff. Dann ſolche Manier hat er, daß er jedesmal den ſauren Wein aufſetzet; nachmals erſt den guten. Mortificat gehet vor; vivificat geht nachher.

§. 130.

Das berühmteſte aller ſeiner Werke iſt indeſſen „Judas der Erzſchelm" in vier Bänden. Es muß uns Proteſtanten freilich ſehr befremden, wie man über jenen unglücklichen Sünder, von dem die Evangeliſten mit edler Mäßigung nur ſo wenig erzählen, ein faſt endloſes Buch ſchreiben möge; allein es lag nun einmal unſerm Abraham am Herzen, ſich über ſämmtliche Sünden, in ſo weit er ſie erkannte, einmal gänzlich auszuſprechen, und damit die Sache intereſſanter werde, häuft er ſie alle auf einen einzigen Menſchen, von dem er glaubt, daß man ihm nie Unrecht thun könne. Judas nimmt ſich dabei traurig aus, wie etwa Typhoeus unter dem Aetna; zuweilen aber auch ein wenig lächerlich. Abraham bedenkt nicht, daß zwar allerdings möglich oder denkbar ſei, ſämmtliche Tugenden, die ja, als Poſitives, in ſich ſelbſt eins ſind, zu vereinigen; nicht aber ſämmtliche Laſter, da dieſelben, als ins Endloſe hinein verirrte Verneinungen, ſich ſelbſt unter einander widerſprechen, weshalb der größte Sünder, auch bei dem feurigſten Enthuſiasmus für die Ruchloſigkeit, doch nur die Hälfte aller möglichen Sünden in ſeiner eignen einzelnen Perſon beſitzen kann.

Mit dieſem Werke hat Abraham aber auch ſeinen Gipfel erreicht, und alles andere, z. B. „neu ausgehecktes Narrenneſt,“ „ſeltſames Gemiſch-Gemaſch,“ „Etwas für Alle,“ „Lauberhütt“ u. ſ. w. verräth nicht ſelten den halberſchöpften Mann, der wohl nur aus zu großer Nachgiebigkeit für die Leſer, die ihn zu ſehr liebten, immer fort ſchrieb, und ſich deshalb häufig wiederholen mußte. Merkwürdig iſt, daß Abraham ein Jahr vor ſeinem Tode, ſich aus allen glänzenden Verbindungen zurückzog, und in ſeinem ſtillen Kloſter ſich mit nichts beſchäftigte als mit dem Gedanken an den Tod. Die Frucht dieſer letzten Zeit iſt ſeine „Todtenkapelle,“ in welcher Schrift wir ihn nicht ohne Rührung faſt von allem guten, erträglichen und ſchlechten Witz verlaſſen, und ſchwer ernſthaft erblicken; doch trauen wir dem Vorredner des Werkes völlig, wenn er uns erzählt, daß der Pater den Tod nicht nur mit Unerſchrockenheit beſtanden, ſondern ihn auch, ganz nach ſeiner alten Weiſe, muthig ausgelacht habe, da er deſſen traurige Geſtalt auch mit ſinnlichem Auge zu erblicken glaubte.

§. 131.

Da vielleicht manchen Leſer dünken möchte, als ſei dem Abraham ein zu langer Abſchnitt gewidmet worden, ſo möge, um dieſe Meinung zu beſeitigen, bemerkt werden, daß wir in ihm faſt das ganze Muſter der katholiſchen Popular-Beredſamkeit beſitzen, dem faſt alle ſpäteren Redner der genannten Kirche mehr oder minder gefolgt ſind. Es war nun einmal nicht zu leugnen, daß Abraham auf die verſammelte Menge ungemein gewirkt, daß er Eingang gefunden hatte bei Hohen, Mittleren und Geringen, und ſo glaubte man ſich ſeiner Waffen bedienen zu dürfen. Die trefflicheren Reden der Proteſtanten exiſtirten für die Katholiken entweder gar nicht, oder man glaubte doch nicht ihren Spuren nachgehen zu dürfen. Selbſt als das proteſtantiſche Deutſchland ſchon einen Mosheim hatte, luſtwandelten die katholiſchen Kanzelredner noch immer mit dem alten Abraham; aber ihr Gang war meiſtens unfrei und unbeholfen, und ſo finden wir z. B. in der Lobrede auf den heiligen Cajetanus, von Steger, der Heuſchrecken-Predigt des Paters Dorn, der Leichenrede auf den Kaiſer Karl VII. nichts weiter als einen ſchwachen Nachhall der Abrahamiſchen Art und Kunſt, und ſelbſt die Gottſchediſche Kritik war hinreichend, dieſe gehaltloſen und aberwitzigen Orationen in ihrem Unwerth zu zeigen. Selbſt noch ſpäter als bei uns Poeſie und Beredſamkeit immer reicher zu blühen begannen, blieben gar manche Katholiken in der Nachahmung des Abraham verharren, und es kann uns in der Anſicht nicht irre machen, daß mehrere derſelben ihren Meiſter öffentlich verleugneten. Giebt es doch der Beiſpiele genug im katholiſchen wie im proteſtantiſchen Deutſchland, daß man erſt ſchilt, um dann deſto bequemer rauben zu können.

§. 132.

Wir laſſen ihm einen Schriftſteller folgen, der, als ſtrenger Lutheraner wie billig ſehr verſchieden von ihm, dennoch in der Form Einiges mit ihm theilt:

Gottlieb Cober,

(mit unbekanntem Geburtsjahr, ſtarb noch als Student der Theologie, an der Engbrüſtigkeit im April 1717 zu Dresden.)

(S. Wetzels, des Zeitgenoſſen, Liederhiſtorie, Th. III. S. 86.) Dieſe Nachricht hat etwas befremdendes, indem theils die beſondere Berühmtheit, die Tober erreichte, theils einzelnes in ſeinen Schriften den reifen Mann, ja faſt den Greis zu verrathen ſcheint. Allein in Beziehung auf den erſtgenannten Umſtand bemerken wir, daß die Celebrität doch erſt nach ſeinem Tode den höhern Grad erreichte, und jener Schein der reifern Männlichkeit bei näherer Betrachtung ſchwindet, oder zu einem bloß künſtlichen wird. — Jugendliche Raſchheit, verbunden mit ſtrenger, durch Krankheit, Verfolgung und Leiden mancher Art geprüften Geſinnung tritt dagegen als wahrer Charakter hervor. Wir beſitzen von ihm ein ſehr wichtiges, aber ſelten gewordenes Buch „der aufrichtige Cabinetprediger“ in zwei Theilen, deſſen zweite Auflage nach dem Tode des Verfaſſers 1723 zu Leipzig erſchienen iſt. Er zeichnet ſich vor ſo manchen weiten und breiten, überhöflichen und pompos unbehülflichen Schriftſtellern ſeiner Zeit rühmlich aus, und der Gedanke, welcher ſeinem Buche zur Unterlage dient, daß er als ein treuer Prediger ſämmtlichen Gliedern der chriſtlichen Kirche, den Fürſten wie den Bettlern, in die ſtille Kammer folgt, um ihnen dort das Gewiſſen zu ſchärfen, oder das verwundete Herz zu heilen, iſt meiſtens gut durchgeführt. Wir finden hier nicht ſelten eine noch größere Kühnheit der Rede, als wir ſie bei Abraham a S. Clara zu vernehmen gewohnt ſind. Er ſchont durchaus niemanden, erwartet aber auch für dieſe Welt faſt nichts als Haß und Verfolgung von Seiten einiger übelwollenden Mächtigen, und, wie es ſcheint, iſt ihm auch für ſein Buch eine Fülle von Mühe und Noth zu Theil geworden, die er jedoch nicht bloß mit männlichem Muthe, ſondern mit kühler Gelaſſenheit ertragen hat. Es iſt ſein völliger Ernſt, wenn er gleich auf dem Titelkupfer des zweiten Bandes uns die Worte vor Augen hält: Opto placere bonis, malis odiosus haberi.

§. 133.

In Hinſicht des Vortrags läßt er ſich, wie bereits oben angedeutet wurde, am beſten mit Abraham a S. Clara vergleichen, doch nur in der Hauptſache, daß beide ſich in einer allgemein verſtändlichen, aus dem Umgange mit dem Volke ſelbſt geſchöpften lebendigen, raſch hingeworfenen Sprache ausdrücken. Sonſt aber waltet große Verſchiedenheit zwiſchen beiden. Abraham iſt reicher an Phantaſie, Witz und Fröhlichkeit, und braucht für das alles einen großen Raum; Cober iſt ſtrenger, faſt immer ernſthaft, mitunter ſogar hart und bitter, doch wohlmeinend, eifriger Lutheraner, und nicht ſelten von reiferm Urtheil als jener. Sein Styl iſt höchſt ſeltſam, denn im Haſſe gegen alle breite Perioden, verfällt er nun in den entgegen geſetzten Fehler, und vermag es nur ſelten über das Herz zu bringen, einen längern Perioden zu machen als von — Einer Zeile. Da ein Fehler nie ein Aequivalent für einen andern ſein kann, ſo mögen wir ihn deshalb nicht loben; dennoch glauben wir, daß in der damaligen Zeit dieſe zerhackte doch nicht kraftloſe Sprache Gutes wirken konnte, da ſie wenigſtens zeigte (wie auch Laſſenius ſchon gezeigt hatte) daß man ohne jene widerwärtigen verflochtenen Wortknäuel, welche die damaligen Redner zu wickeln pflegten, fortkommen könne.

Von ſeiner Kühnheit gegen die Mächtigen finden ſich überall Proben in ſeinen Werken, z. B. in dem Abſchnitte „das geſtäupte Recht“ (Th. I. S. 140. ff.) von der Kälte mit der er ſeine Verläumder behandelte, „der geſunde Giftfreſſer“ (Th. II. S. 102. ff.), von ſeiner herben Anſicht der Menſchen und ihrer Verderbniß „das allerärgſte Thier“ (Th. II. S. 151. f.)

§. 134.

Als Probe ſeines Styls dürfen wir nicht lange wählen, da er ſelbſt nie lange gewählt zu haben ſcheint. In dem erſten Abſchnitte des zweiten Theils „der gewarnte Einſiedler" (S. 3.) heißt es: Syrach recommandiret daher die Geſellſchaft frommer Leute. Syr. 9. v. 12. Wo ſind dieſe? ſprichſt du. Der frommen Leute ſind wenig im Lande, Mich. 7. v. 2. Es iſt wohl wahr. Gott giebt aber doch den Frommen noch hie und da einen guten Freund. Deſſelben bediene dich. Ein guter Freund, ein ſüßer Zeitvertreib. Salomo ſagt: er ſei lieblich um Raths willen der Seele, Sprüchw. 27. v. 9. Zeit-Freunde, Maul-Vettern. Lieber davon geblieben. Ich ſitze nicht gern bei ſo eitlen Leuten, noch hab Gemeinſchafft mit den Falſchen, Pſ. 26. v. 4. Meine Seele iſt bei ihnen in großer Gefahr, Offenb. Joh. 18. v. 4.

Kurz; die Welt mir nicht gefällt. Wie das aber? Sie iſt im Grund verderben. Woher weißt du es? Ich hab ſie einſt durchreiſet; all ihr Thun geſehen, und dafür heſſtigen Eckel bekommen. Was gutes haſt du denn drinnen geſehen? Sehr wenig. Nichts, gar nichts vergnügte mich in ihr. Ich ſpatzierte in ihre Gärten. Lieber Gott! Da rochen die meiſten Blumen nach Welt. Ich ging auf's Feld. Da fand ich anſtatt des guten Weitzens, Unkraut, Dornen und Diſteln. Ich hatte wenige Schritte ausgeſetzt, da begegnete mir eine aus dem Kloſter entwiſchte Nonne, die ängſtlich ſeufzte: Böſe Welt! böſe Welt! ach wär ich wieder in meinem Kloſter! Ich fragte nach der Straße die da heißt die Richtige, Apoſtg. 9. v. 11., bekam aber zur Antwort: Der Staub der Eitelkeit habe ſolche verwehet. Sie ruffte mich wieder zurück. Der Vorwitz verbot mir Folge zu leiſten. Sie deutete mir an, wie alles in der Welt ſchlecht beſtellt; grob Brodt, dünne Bier, lange Meilen. Ich ſollt mich nicht verweilen. Ich ließ mich doch nicht abhalten. Ich ſatzte meinen Stab fort. Sie indeß ging ſeufzend dahin: Ich eil zu meiner Zellen, die Welt führt mich zur Höllen.

Viel tauſendmal hat mich dieſer Vorwitz gereuet. Nun hab ich mir des Pythagorä Höle erkieſet. Ich empfinde, daß allein daheim ein rechtes Honigſeim. — Freund! gebrauche Maße.“ u. ſ. w. Hier folgt dann die Ermahnung zum Maaßhalten in allen Dingen: doch zeigt ſich faſt überall, daß Cober ſelbſt die Einſamkeit zu ſehr geliebt habe.

Wie ſehr das Werk geleſen und gekauft wurde, beweiſet eines der Empfehlungsgedichte, die dem zweiten Theile vorangehen, in welchem mit dürren Worten (die nur ehrenhalber in Reime gezwungen ſind) behauptet wird,“ es zeige Teutſchland wohl bis zwanzigtauſendmal des Predigers erſten Theil.“

§. 135.

Neben ihm, dem vom Volk geliebten und vielgeleſenen Redner, ſtehe der wenig gekannte Dichter

Johann Grob,

deſſen Geburts- und Sterbejahr mir unbekannt iſt. Er hätte vielleicht bald nach Logau kommen ſollen, doch mag er, als vermuthlicher Nachahmer deſſelben, auch hier in ſpäterer Reihe ein Plätzchen finden, da der bloße Nachahmer gewiſſermaßen mit jedem zufrieden ſein muß. Mehr als ein ſolcher iſt er in der That nicht, und es verdient ſchon eine ſtarke Rüge, daß er ſein Vorbild nicht einmal genannt hat. Dennoch wollen wir die Möglichkeit gelten laſſen, daß auch er den Logau nicht gekannt habe, obwohl ſeine Gedichte bereits 1678 zu Baſel gedruckt wurden *), ſo daß er in dieſem, doch nur mit Mühe zu denkenden Falle allerdings ein ſchwaches Original ſein würde.

Nur der tiefere Geiſt kann wahrhaft heiter ſein, und nur dem reichen mögen wir lobend nachſagen, daß er ſich zu beſchränken und zu concentriren wiſſe. Das gilt beſonders bei dem Epigrammendichter. Dem ächten ſoll man es anſehen, daß der flüchtige Gruß und Kuß der Muſe, der die genannte Dichtungsart bezeichnet, die innigſte Vertrautheit mit ihr vorausſetzt. So war es bei Logau; ſo nicht bei Grob. Er iſt ein mittelmäßiger Geiſt, ſeine Gedanken ſind mittelmäßig, und ſeine Weltanſicht und Sprache desgleichen. Seine gute Meinung erklärt er gleich auf dem Kupferblatt, das den Gedichten vorangeht. Hier überreicht ein im langen Talare prangender, mit einer Sonne auf der Bruſt verzierter, ſeltſam lächelnder, häßlicher Herr, (iſt es etwa gar Apollo ſelbſt?) einem luſtwandelnden trübſelig geputzten, weitläufig und reichlich zugeknöpften Jünglinge und deſſen nicht minder geſchmückten faſt ſchauerlichen geliebten Dame eine Rolle, auf welcher man die Worte lieſt: „Johann Groben Verſuchgabe.“ Die Unterſchrift lautet:

Suchet Althea ſich under ſcherzen anzubringen,
Diß iſt ohne widerred' eines von erlaubten Dingen.
Dieſe Nymphe kömmt offt lachend an dergleichen orten ein,
Da ſie, wann ſie ernſtlich thäte, vor den Thüren müßte ſein.

Der deutſchen Epigramme ſind 159, dann folgen vermiſchte Gedichte (von ihm ſeltſamer Weiſe „Stimmgedichte“

---

*) Unter dem Titel: „Dichteriſche Verſuchgabe, beſtehend in Teutſchen und Lateiniſchen Aufſchriften“ u. ſ. w. in Duodez.

genannt) nebſt 140 lateiniſchen Epigrammen. Für den nach dichteriſcher Schönheit Suchenden wird die Ausbeute arm genug ausfallen; hiſtoriſch merkwürdige Data in Beziehung auf Cultur und geſelliges Verhältniß finden ſich jedoch einige, und ſo mag im Vorbeigehen bemerkt werden, daß im 147ſten Epigramme Klage geführt wird, die Sprache der alten Deutſchen tauge jetzt nicht mehr, da unſer edles Frauenzimmer „die Jungfer abgeſchafft und das Fräulein aufgebracht habe.“ — Mancher der ſeit einigen Jahren über ähnliches geklagt, würde ſich vielleicht die Mühe erſpart haben, hätte er gewußt, daß bereits 1678 ſolche nicht ſehr bedeutende Seufzer in Reime gebracht wurden.

§. 136.

Johann Ludwig Praſch,

(geb. wann? geſt. als Conſiſtorialpräſident zu Regensburg, am 11. Junius 1690.)

Dieſer Schriftſteller, der vielleicht ſchon früher hätte in die Reihe treten ſollen, wäre beinahe ganz ausgeblieben, wenn nicht eine Gunſt des Zufalls ihn mir in die Hand geſpielt hätte. Einer ſolchen bedurfte es wirklich, da es kaum einen weniger gekannten Dichter giebt, denn ſelbſt die fleißigen Literatoren Wetzel, Heerwagen und Koch wiſſen nichts von ihm. Auch ſeine Zeitgenoſſen haben ihn faſt ganz ignorirt, worüber man ſich billig wundern muß, da die weichherzigen Kritiker ſeiner Periode nicht gern eine Gelegenheit vorbei ließen, eine Verbeugung zu machen, ſo wie man ihnen auch faſt die Luſt anſehen kann, mit der ſie einen neuen Dichter in ihre Regiſter eintragen. Wäre Praſch ein junger literariſcher Wanderer oder überhaupt nur ein titelloſer Mann geweſen, ſo würde man ſich weniger wundern dürfen, aber unbegreiflich faſt bleibt es, wie jene Kritiker, die ſonſt immer laut jubeln, wenn auch einmal ein vornehmer Herr in die Saiten griff, vergeſſen konnten, einem Oberſcholarchen und Conſiſtorialpräſidenten den Lorbeer anzubieten. Verdient hat er ihn freilich nicht, doch merkwürdig bleibt er immer und einiges iſt an ihm zu loben.

Wir haben von ihm eine „lobſingende Harfe, oder geiſtliche Lobgedichte mit kunſtreichen Melodeien und dienſamen Anmerkungen“ Regensburg 1682. Dieſe geiſtlichen Gedichte zeichnen ſich vor allen andern dadurch aus, daß ſie faſt nur für gelehrte Leute beſtimmt zu ſein ſcheinen *), denn um ſie zu verſtehen ſind eine Menge und zum Theil lateiniſcher Anmerkungen, ſowohl aus den alten Klaſſikern als aus den Kirchenvätern nöthig geworden, die man mit Nutzen nachleſen kann; aber unſtudirte Bürger und Bauern können ſich doch wie bekannt auf ſo etwas nicht einlaſſen, und haben deshalb trauernd Verzicht thun müſſen dieſe vornehmen Lieder zu ſingen. Eines ſeiner beſſeren Gedichte hat die Aufſchrift „der Löwe aus Juda,“ in welchem der Vergleich Chriſti mit einem Löwen nach manchen Seiten hin recht glücklich, zuweilen aber auch auf eine ſehr ungehörige Weiſe ausgeführt wird. Z. B.:

Die Löwen kreuzigt Africa;
Auch Jeſus hängt am Kreuze da.

wobei die Anmerkung nöthig geworden: Polybius meldet bei Plin. H. N. l. VIII. c. 16.: leones vetulos obsidere Africae urbes: eaque de caussa crucifixos vidisse se cum Sci-

---

*) In dieſer Hinſicht iſt Praſch faſt einzig, aber tadelnswerth einzig, denn, wie wir im folgenden Buche ſehen werden, waren ſelbſt die gelehrteſten Dichter in ihren geiſtlichen Liedern popular.

Scipione, quia caeteri metu poenae similis absterrerentur eadem noxa.

Der dritte Vers lautet:

Ein Löw' erzeigt an Feinden Rache,
Und iſt barmherzig gegen ſchwache:
    Verſehret kein geſpielig Kind,
    Zumalmet nur was Jäger ſind.

Deßgleichen thut auch unſer König.
Er weiß zu ſiegen, feyret wenig
    Die ſtolzen Ritter ſo ihm gram.
    Bey zahmen Hertzen iſt er zahm.

Guter Wille und mäßige Geſinnung iſt überall ſichtbar; leider aber auch faſt immer das falſche Prinzip nach dem er dichtet. Feurige Begeiſterung, falls ſie ihm je ſollte gekommen ſein, hat er ſich nie erlaubt.

Eine zweite Gedichtſammlung von ihm erſchien unter dem Titel: „Aſtrea“ (Regensburg 1681) deren Vorrede mit dem eben ſo beſcheidenen als kecken Reime beginnt:

Nachdem der Höchſte mir aus Gnaden kund gethan
Der Verſe reines Maß, ſo leg ich's billig an.

Der Dichter meint es überall gut mit ſeiner Aſtrea, unter deren Namen er bald die politiſche Gerechtigkeit, bald die höhere chriſtliche verſteht, aber er wird durch Künſtelei ermüdend.

§. 137.

Endlich iſt noch eine kleine aber nicht unwichtige Schrift von ihm anzuführen, die er ſelbſt für ſein Beſtes gehalten zu haben ſcheint, da er ihr ſeinen ganzen Namen vorſetzte, was bei den Gedichtſammlungen nicht der Fall iſt, die er nur mit den Anfangsbuchſtaben ausſtattete. Der Titel dieſes Schriftchens lautet: „Gründliche Anzeige von

Fürtrefflichkeit und Verbeſſerung Teutſcher Poeſie. Samt einer Poetiſchen Zugabe.“ Regensburg 1680. — Es iſt erfreulich, auch hier wieder, wie ſchon ſo oft, die Unverwüſtlichkeit der deutſchen Natur und ihres edlen Stolzes zu betrachten, denn unter ſo vielen äußern Leiden, wie oben bereits angedeutet worden, und während manche ihrer eigenen Fürſten und die ſiegenden Fremden faſt alle, das ganze Volk und deſſen Literatur verkannten, ließen ſich die lieben Deutſchen in der Mehrheit doch durchaus nicht irre machen, ſondern ſchrieben ein Buch nach dem andern, in welchem ſie ihre Sprache und Poeſie geltend zu machen ſuchten. Praſch ſetzt die „Fürtrefflichkeit“ der Poeſie gleich auf das Titelblatt, wo ſie, mit großen Lettern gedruckt, ſelbſt dem blöden Auge erkennbar werden muß. Seine Anzeige hat die Tugend der Kürze und des edeln Eifers; aber von Poeſie ſelbſt iſt weit weniger die Rede als von Reimen. In dieſer Hinſicht ſetzt er die deutſche Sprache über alle alte und neuere, da ſie hier einen beſondern „Reichthum, Wohlſtand, Lieblichkeit und regelmäßige Geſchicklichkeit erlanget habe“ und manche Dichter „einen Ton durch mehrfache Reime wie durch ein vielfältiges Echo zu geben wüßten. Dergleichen ſeien: die Wiederkehr, Gegentritt, gleichreimende Reime, dreigeſchränkte, endſchallende, doppelgängige Reime, und Wechſellieder.“ „Darnach, fährt er fort, darf ich nicht ein jedes Wort mit dem andern, das ihm ähnlich ſcheinet, reimen; ja eben darum, weil die Wörter manchmal einander gar zu gleich, muß ich Unterſchied und Kunſt gebrauchen oder auch zuweilen (welches ebenmäßig für Kunſt zu halten) mich der Kunſt begeben nach Beſchaffenheit der Sachen, des Klanges und der Mundart. Kurz wir habens mit den Reimen dahin gebracht, daß wir alles, was nicht füglich und vernünftig iſt, „ungereimt“ heißen; daß gute

Reime durchdringen, und zum Beyfalle bewegen wie Oracula. Als, wann die Kirche aus Röm. 5. v. 18. wider die Zweifelslehrer ſinget:

Wie uns nun hat ein' fremde Schuld
In Adam all gehöhnet;
Alſo hat uns ein' fremde Huld
In Chriſto all verſöhnet.“

Er führt ferner eine Menge kräftiger gereimter Sprüchwörter an, in denen allerdings der Reim durchaus nicht zufällig, (welches er gleichfalls hätte anführen ſollen) indem ihre Kraft nicht bloß durch den Reim überhaupt, ſondern durch die Nothwendigkeit deſſelben hervorgebracht wird.

„Wie die Verſe ſteigen oder fallen (heißt es endlich) in den Jambis und Trochäis (am merklichſten aber beſchihet es in Dactylis) ſo beweget ſich gleichſam unſer ganzes Gemüth, und muß folgen als mit Ketten oder Zauberſprüchen gezogen.“

Man ſieht, der wackere Praſch war hier allerdings auf dem rechten Wege, und wenn auch hie und da ein faſt trunkenes Wort mitunterläuft, wie viel beſſer und poetiſcher iſt doch dieſe Anſicht als die ſpätere wahrhaft jämmerliche von der Entbehrlichkeit oder gar Unnützlichkeit der Reime, von welcher blinden Meinung an gehörigem Orte noch in dieſem Bande wird die Rede ſein.

§. 138.

Am Schluſſe dieſes Buchs finde endlich noch folgende, ſcheinbar nur Einzelnes betrachtende, doch auch in Beziehung auf das Ganze nicht unwichtige Bemerkung eine Stelle:

Die ganze Geſchmackloſigkeit ſtelle ſich faſt wie auf Einen Blick dar in den damaligen Modekleidungen der civiliſirten Europäiſchen Völker, und inſonderheit der Deutſchen. Die äußere Tracht, in der wir uns und andre täglich ſehen, iſt für die Fantaſie, ja ſelbſt für Geiſt und Herz von größerer Wichtigkeit, als man meiſtens zu glauben pflegt, indem die gewöhnlichen Geſchichten der deutſchen Bildung gänzlich davon ſchweigen. — Nehmen wir die Sache ganz einfach, ſo giebt es eigentlich wohl nur zwei ſchöne Kleidungsarten, 1) die griechiſche und römiſche, (für uns unnachahmlich, da das Chriſtenthum das Verhältniß der Geſchlechter anders beſtimmt hat) und 2) die rein Deutſche des Mittelalters, die, mit wenigen Veränderungen die das Clima veranlaßte, bei allen gebildeten Europäern herrſchte, und vielleicht in Spanien ſich der höchſten Schönheit näherte. Der Uebergang von dieſen reinen Formen zu der widrig geſchmackloſen Tracht der zweiten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts, iſt hart und grell, und wir ſtehen vor den hiſtoriſchen Gemälden jener Zeit, wenn wir bloß die Kleider betrachten, bald mit Widerwillen und Ekel, bald mit Lächeln und Staunen über das Unmaaß ſolcher Formen. — Und vollends wir armen Deutſchen, die wir doch in dieſer Hinſicht eine ſo gute Originalität beſeſſen und wackere äſthetiſche Geſetze gegeben hatten, empfingen jetzt demüthig jene bizarren und häßlichen Moden vom Auslande her.

§. 139.

Mit Hülfe des Pulvers, welches wir erfunden hatten, waren wir von den Franzoſen beſiegt worden, und durch die Druckſchrift, welche wir gleichfalls erfunden, wurde jetzt der Spott der Fremden gegen uns vervielfältigt. Damit aber noch nicht zufrieden, unterrichtete uns jetzt Frank reich, indem es uns ſeine Tracht aufdrang, in der Geſchmackloſigkeit, die es uns vorwarf. Unſre Sünde beſtand darin, daß wir uns ſo demüthig unterrichten ließen, und unſer gutes ſelbſt erfundenes Eigenthum gegen das Häßliche vertauſchten. Denken wir uns den Knaben, den Jüngling und den Greis, die Jungfrau und Matrone, gegen das Ende des genannten und zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, ſo erblicken wir eine methodiſche Verunſtaltung, einen ſiegreichen Kampf gegen Natur, Anmuth und wahre Würde, bauſchige Ueberfülle bei geleckter Geſchniegeltheit und höchſter Unbequemlichkeit in der Gezwängtheit des Einzelnen; ja bei dem weiblichen Geſchlecht eine das höchſte Mitleid in Anſpruch nehmende eingeſchnürte Steifheit. Faſt möchte man ſagen, das Muſenroß ſelbſt habe ſich ſcheuen müſſen vor ſolchen Reitern und Reiterinnen, und in der That, wenn wir einige wenige Lieblinge ausnehmen, warf es ſie auch faſt alle ab, wie wir ja wohl wiſſen, daß gerade recht muthige Roſſe bei dem Anblick von Männern in bauſchigen Damaſtſchlafröcken ſich ſcheu und widerwillig gebehrden.

§. 140.

Ich will nicht in das Detail jener Tracht gehen, bei dem jedes einzelne Stück gerechten Unmuth erregen muß, ſondern bloß erinnern: Was mußte die Fantaſie leiden in der Umgebung von faſt lauter künſtlich-häßlichen Geſtalten? und indem ja ſelbſt die Schönen, an denen es in Deutſchland nie gefehlt, gezwungen wurden, ſich nach Möglichkeit zu verdunkeln, was mußten die Maler dulden bei der Verewigung ſolcher Figuren? was ſollten die Bildhauer anfangen mit dieſen viereckigen Röcken, Weſten und Schuhen? was mit jener umgekehrten Pyramide der durch Schnürbeſtie gequälten Frauenleiber? wie mochten dieſe guten Halbzerdrückten, denen kaum ein freier Athemzug verſtattet wurde, mit Anmuth wandeln oder tanzen? — Ging man doch der Natur ſelbſt in der Gartenkunſt auf die heilloſeſte Weiſe zu Leibe und beſchnitt jeden kühnen Gedanken derſelben mit Meſſer und Scheere, ſtatt ihn in edlen Kunſtformen zu benutzen. Dichter und Muſiker haben freilich in der tiefſten innerlichen Welt noch manche Hülfe; aber großen Schaden hat doch auch ihnen jene häßliche Umgebung gebracht.

Nur Einer der charakteriſtiſchſten Unformen, die leider eine gar traurige Wichtigkeit hat, will ich hier namentlich gedenken. Es ſind die Perücken, die wir als eines der vielen unſchönen Geſchenke des — weſtphäliſchen Friedens zu betrachten haben. Niemand denke dabei an die, wenn auch unerfreulichen, doch ziemlich ſchuldloſen harmloſen kleinen Perücken, deren wir uns wohl noch aus unſerer Kindheit her erinnern. Die, von denen hier die Rede iſt, verhalten ſich zu jenen wie ungeheure Büſche gegen einen kleinen Weißkohlkopf. Sie reichten bei den Vornehmeren in vier bis ſechsfachen gleichſam gefrorenen Lockenflüſſen bis an das Knie, und es iſt durchaus keine Uebertreibung, wenn der Wiener Hofdichter Heräus ein ſolches Ding den „weißbeſtaubten Buſch“ nennt, „der ganze Leiber deckt.“ — Selbſt wenn wir die Geſchmackloſigkeit auf einen Augenblick verzeihen könnten, — ſie iſt um ſo größer, da hier die nachahmenden Deutſchen die ſündigenden Originale noch überboten — ſelbſt wenn wir vergeſſen wollen, wie die größtentheils verarmten Deutſchen ſo häufig in Sorgen geſetzt wurden durch den Aufwand, den jene fatalen weißbeſtäubten Büſche verurſachten — ein Umſtand, über den nur der lächeln wird, der die genauere bürgerliche Geſchichte, z. B. Brandenburgs und Sachſens in jener Zeit, nicht kennt — ſelbſt wenn wir das alles vergeſſen wollten; immer bleibt ein faſt ganz überſehener Umſtand ungünſtig wirkend da. Raſchheit und Heiterkeit iſt es hauptſächlich, nach der die Deutſchen ſtreben ſollten; jene Trachten aber haben etwas lähmendes, jede freiere Bewegung hemmendes; ja ſie machen grämlich und finſter. Sehet nur die Portraits aus damaligen Zeiten (oft von ſehr tüchtigen Malern) darauf an, und ihr werdet es gewahr werden.

§. 141.

Um aber auch ſelbſt hier, wo es des nothwendigen Tadels ſo viel giebt, gerecht zu bleiben, ſo werde mit Lob der Tracht der *Geiſtlichen* gedacht. Sie war und blieb einfach und ſchlicht, aber würdevoll und dem edlen Stande gemäß, und weit entfernt war hier der Gedanke an eine grelle Scheidung des Geiſtlichen auf der Kanzel und des Geiſtlichen im gewöhnlichen Leben, eine Scheidung, die ſpäterhin nicht ſelten auch in dieſer Hinſicht manches Anſtandwidrige veranlaßt hat. Wie Luther oder Zwingli ſich gekleidet hatte, ſo wollten auch ihre Nachfolger einhergehen. — Wären ſie nur auch immer Luthers *Geiſte* treu geblieben! — Möge uns dieſer einfache Gedanke hinüber leiten in das folgende Buch.

Viertes Buch.

§. 1.

Wir ſind im Fortgang der partheiloſen Unterſuchung auf gar manches Irrige, Verkehrte, ja gänzlich Abſurde, auf gar viele graue und ſchwarze Punkte in der deutſchen Bildung und Literatur geſtoßen. Wir haben geſehen, wie ſelbſt manches treffliche Talent, in der Irre gehend und gänzlich ohne Geſchmack, zuletzt ſein eignes Grab graben und ſich ſelbſt vernichten mußte. Wir haben ferner geſehen, wie eine ſchwerfällige und doch ſeichte Kritik die Irrthümer der Dichter befördern und verfeſtigen half, wie man ſich immer tiefer in das Verkehrte hinein ſtudirte, und in der bizarreſten Seltſamkeit nicht ſelten noch hochmüthig und eigenſinnig ſich bezeigte. Dabei iſt noch eines beſondern übeln Umſtandes zu gedenken, der, wenn auch andern Nationen nicht ganz fremd, doch am meiſten in Deutſchland traurige Wirkungen veranlaßt hat. So oft nämlich unter uns ein mehr oder minder ausgezeichneter Schriftſteller auftritt, der mit Kühnheit und Talent ſich eine Bahn bricht, auf der ihm das Publikum mit Intereſſe folgt, ſo läßt ſich alsbald voraus ſehen, daß eine Menge Autoren ihm faſt blindlings folgen und nachahmend bewundern werden.

Eine ſolche Schule kann oft ſehr lehrreich ſein, und Alt-England bietet deren einige dar, die wir mit ſtets neuer Achtung und Liebe betrachten. Bei uns aber ſind jedoch leider faſt alle, welche eine Schule veranlaßten, oder dasjenige was bei ihnen am meiſten bewundert und nachgeahmt wurde, keineswegs würdig die Schaar nachzuſchleppen, welche ſich das unmäßig geprieſene zu eigen machen möchte. Wie mancher Dichter des ſiebzehnten Jahrhunderts hat ſeine guten Anlagen ſelbſt verderbt, da er nichts weiter wollte, als eben ſo nüchtern correkt ſchreiben, wie Opitz zuweilen ſchrieb, und wie viele ſind untergegangen, weil ſie in den Schleſiſchen Schulen nachlallten was ihnen von ſchlechten Muſtern vorgeſprochen wurde. Eine nüchterne Correktheit, einen Lohenſtein, ja ſogar einen Hoffmannswaldau kann man ſich wohl noch gefallen laſſen; aber die Schaar der bald leiſe bald laut Nachtretenden gewährt einen traurigen Anblick. Man ſage nicht, daß an allen dieſen Nachtretenden doch auch nicht viel verloren ſei; manchen unter ihnen fehlte nur der Muth Nein zu ſagen, wenn Hunderte vor ihnen Ja geſagt; aber ſie ſind wie umgewandelt, wenn ſie einmal den eignen beſſern Waldgeſang anſtimmen. Darum aber iſt auch das Geſchäft des deutſchen Literarhiſtorikers ein ſehr ſchwieriges, indem er oft einen ganzen dicken Band voll Gedichte oder Reden hindurch arbeiten muß, um endlich vielleicht ein einziges wahrhaftes Gedicht zu finden, das ihn erſt die wahre Natur des Autors kennen lehrt, der ſonſt nur das Fremde unerſprießlich nachlallte.

§. [illegible]

Dennoch giebt es in unſrer Literatur von Luther an bis Klopſtock wenigſtens Eine Seite, bei deren Anſchauung wir einer nur ſelten getrübten reinen Freude genießen können, und die ſelbſt in der Lohenſtein-Periode Achtung verdient. Es ſind die geiſtlichen Lieder, in denen ſich das fromme Gemüth unſeres Volkes auszuſprechen ſucht. Hier ben wir einen ſo köſtlichen Reichthum, daß vielleicht alle ropäiſchen Nationen zuſammen genommen nichts ähnli- s aufzuzeigen haben. Zwar iſt bereits bei mehreren zelnen Dichtern ihrer Leiſtungen in dieſer Hinſicht ge- ht worden, dennoch iſt erfreulich hiebei noch zu verwei- , und ſich aus dem Gewühl der vermiſchten Literatur in ſen frommen Dichterhain zu retten.

Aber nicht bloß wohlthuend iſt dieſes Verweilen, ſon- n es erſcheint auch dieſer ganze Theil unſeres Schriften- ums ſo wichtig, daß wir denſelben genau und im Zu- mmenhange zu betrachten haben, weshalb ich auch für räglich gehalten, hier ein neues Buch zu beginnen, in lchem wir ungeſtört unſern Blick erſt auf dieſe Haupt- hn, und dann auf einige andre Richtungen des deutſchen iſtes und Gemüthes wenden.

§. 3.

Es iſt die Seele, es iſt das ganze Gemüth, das allein h zu Gott erheben und mit ihm reden kann, und dieſe eele, dieſes Gemüth hat keine anderweitige Geſchmacks- irrung jemals den Deutſchen rauben können. Hier ſte- n ſie in ihrer ganzen Reinheit da. In ihrem geſellſchaft- hen Verkehr war leider viel Steifes, Umwundenes, Schwer- liges, in ihren Lebensformen viel Gemachtes, Ermüden- s; in ihrem Umgang mit Menſchen viel Hemmendes, engendes oder auch ängſtlich Weitläufiges; aber in ihrem ngang mit Gott war reines Leben, demüthig ſtolzes Be- ußtſein und fromme Hingebung.

Das ganze proteſtantiſche Deutſchland war durch Lu- r entzündet worden, und es blieb im friſchen Angeden- n, wie viel es ihn und wie viel es die Deutſchen über- upt gekoſtet hatte das alte geiſtliche Joch zu zerbrechen.

Luther ſelbſt hatte durch ſeine herrlichen Lieder, die ſeinem edeln Gemüthe wie ein goldner Strom entquollen, bald den reinſten Troſt ausgeſprochen, (z. B. „Chriſt lag in Todesbanden.“ „Mit Fried' und Freud' ich fahr dahin“) bald die Gemüther auf das allgemeine Band, das alle Chriſten umſchlingt, hingewieſen, („Wir glauben all' an Einen Gott“ u. ſ. w.) bald Rechtes und Reines gelehrt, (z. B. „Chriſt unſer Herr zum Jordan kam“ u. ſ. w., „Es ſpricht der Unweiſen Mund wol“ u. ſ. w.) bald edle Märtirer gefeiert, („Ein neues Lied wir heben an“) bald durch das ernſte chriſtlichdemüthige Triumphlied „Ein' veſte Burg iſt unſer Gott“ alle Herzen erquickt. Ganz beſonders hatte er auch in ſeinen Liedern ſtets darauf hingewieſen, daß der wahre Proteſtant ſich ſtets auf edlen Kampf gefaßt machen müſſe, den er aber unter Gottes Beiſtand wohl beſtehen werde. Daher die Lieder: „Ach Gott vom Himmel ſieh darein“ und jenes allberühmte, deſſen einfach tiefe Bedeutung wir auch heute, wo es nicht minder noth thut, recht einſehen mögen;

Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort,
Und ſteur' des Pabſt's und Türken Mord *).

---

*) In ihrer völligen Reinheit findet man dieſe Lieder nebſt einigen von würdigen Zeitgenoſſen in dem Werke, welches den Titel führt: „Geiſtliche Lieder zu Wittenberg Anno 1541.“ Luther hat die Warnung vorgeſetzt:

Viel falſcher Meiſter jetzt Lieder tichten,
Sihe dich für vnd lern ſie recht richten,
Wo Gott hinbawet ſein Kirch vnd ſein Wort
Da wil der Teufel ſein mit trug vnd mord.

Auch die Vorrede iſt vortrefflich. Er erklärt zuvörderſt mit großer Beſcheidenheit, daß jetzt manche aufgetreten ſein, mit Liedern, welche die ſeinigen weit übertreffen, (welches jedoch wohl ſchwerlich jemand glauben wird) andere aber ſeien ſehr unge-

§. 4.

Auch hier zeigte Luther, daß es ihm durchaus nicht
ſeinen Namen zu thun ſei, und daß er überhaupt nichts
es in die für alle Ewigkeit geoffenbarte Religion brin-
wolle — wie hätte Er, der demüthig Große, einen
en Gedanken hegen können, und doch wie oft hat man
des beſchuldiget? — ſondern daß er nur zurückzubrin-
ſtrebe: das Alte in ſeiner lautern Heiligkeit. Nicht ge-
, daß er Huſſens Lied „Jeſus Chriſtus unſer Heiland“
ſſert wieder mittheilte, ſelbſt die alten unſchuldig kind-
n Lieder, z. B. die harmloſen: „In dulci jubilo, nun
t und ſeid froh,“ — „Ein Kind geboren zu Bethle-
“ u. ſ. w. gab er von neuem heraus, und freute ſich
Nachbarſchaft des Paul Speratus (geb. 1484. geſt.
) eines wackern und muthigen Mannes, der, wenn
weit unter Luther ſtehend, doch ſo redlich ſang: „Es
as Heil uns kommen her.“ Auch Juſtus Jonas

---

zu Werke gegangen, und hätten ſeine Lieder verbeſſern und
ehren wollen,“ das verbittet er ernſtlich und mit derbem Wiz.
s würde er geſagt haben, oder was ſollen wir ſagen, daß
z. B. in einigen Geſangbüchern aus: „Eine feſte Burg iſt
Gott“ das ſchwache, lahme: „Ein ſtarker Schutz iſt un-
Gott“ gemacht hat?) — Der wackere Schluß lautet: Bitte
vermane alle die das reine Wort lieb haben, wollten ſol-
unſer Büchlein hinfurt on unſer Wiſſen und Willen nicht
beſſern oder mehren. Wo es aber on unſer Wiſſen ge-
t würde, daß man wiſſe, es ſey nicht unſer zu Wittenberg
gangen Büchlin. Kann doch ein yglicher wol ſelbs ein
Büchlin vol Lieder zuſamen bringen, und das unſer für
llein laſſen ungemehret bleiben, wie wir bitten, begeren
hiemit bezeugt haben wollen. Denn wir ja auch gerne un-
Münze in unſer wirde behalten, Niemand unvergunnet für
ine beſſere zu machen. Auf das Gottes Name alleine ge-
t und unſer name nicht geſucht werde. Amen.“

(geb. 1493 geſt. 1555) gab ſein Lied: „Wo Gott der Herr nicht bei uns hält,“ und der treffliche **Mattheſius** (geb. 1504, geſt. 1565), der vielleicht unter allen Zeitgenoſſen Luthern in der Liebe am meiſten verſtand, „Aus meines Herzens Grunde,“ einen Geſang, zweifellos ruhige Freudigkeit athmend und gebend.

§. 5.

Auf der Höhe wohin Luther das Kirchenlied gebracht, konnte es ſich jetzt nur halten, aber es konnte nicht weiter ſchreiten, ja wir finden, daß den meiſten deutſchen Dichtern am Schluß des ſechzehnten und zu Anfange des ſiebzehnten Jahrhunderts faſt ein wenig der Athem ausging, doch hat es auch nicht ganz an Männern gefehlt, die wenigſtens den gebahnten Weg würdevoll gehen konnten. Wir nennen **Philipp Nicolai** (geb. 1556 geſt. 1608) deſſen: „Wachet auf! ruft uns die Stimme“ ganz im Geiſte jener frühern Zeit gedichtet iſt, und deſſen „Wie ſchön leucht' uns der Morgenſtern,“ ſogar eine neue Bahn gebrochen zu haben ſcheint, indem hier die leichte Allegorie ſelbſt den Anfänger im Chriſtenthum freundlich anſpricht.

Aber welcher Reichthum von geiſtlichen Liedern voll Geiſtes thut ſich nach jener doch nur kleinen Pauſe vor unſerm Blicke auf! — Faſt alle die Hemmungen und Störungen, die dem vaterländiſch geſinnten deutſchen Dichter auf den andern Gebieten der Poeſie entgegen traten, wurden hier, ſobald er ſeine Andacht rein chriſtologiſch nur Gott und der reinen Kirche darbrachte, zu günſtiger Neigung und Beflügelung. — Nur wer für das Chriſtenthum großherzig gelitten hat, oder doch **bereit** iſt, für daſſelbe zu handeln und zu leiden, beſitzt die feurige Liebe, die ein geiſtliches

Lied

Lied erzeugen kann. Durch Blut ſollte die junge evangeliſche Kirche ſich gründen, durch Blut wachſen, und freudig gaben die Deutſchen es hin, und in der heiligen Begeiſterung ertönten die Lieder, welche die Dichter nicht ſelten durch ihr Blut errungen hatten.

§. 6.

Auch der talentvollſte Dichter kann ſich nicht hinſetzen an den Schreibtiſch und ſagen: „Jetzt will ich einmal ein geiſtliches Lied anfertigen,“ er würde nur etwas zu Stande bringen, das halbweg ausſieht wie geiſtlich, aber ohne Mark und Saft und Leben iſt. Wer den Gott nicht in ſich ſelbſt lebendig trägt, wer Chriſtum nicht in ſich *erfahren* und *erlebt* hat, der kann nur den Todten beſingen, den ewig Lebendigen nicht. Es war jenen Männern ein Ernſt, ein ganzer vollſtändiger Ernſt um die heilige Sache und ſo mußte auch wohl ihr Geſang lebendig ſtrömen.

Wir haben im Laufe dieſes Buches nicht ſelten eine ſolche Geſinnung bei den Dichtern gefunden, und wir werden hier gern daran zurückdenken und neue Belege geben. So ausgerüſtet finden wir *Johann Heermann* (geb. um 1585, geſt. 1647) dem das traurige Loos zu Theil geworden war, in ſeinem ganzen Leben auch nicht einen geſunden Tag zu haben. Das hatte ihn gelehrt, in ſich ſelbſt geſund zu werden, die Heimath in Gott zu ſuchen und zu finden. Seine Lieder athmen heitere Ergebung, und nur ein einzigesmal geht die Bitte: „Geſunden Leib gieb mir,“ mit nackten Worten, aber deſto rührender durch die höheren Bitten hin, beſonders da noch in derſelben und nächſten Zeile hinzugeſetzt wird: „und daß in ſolchem Leib ein' unverletzte Seel' und rein Gewiſſen bleib'.“

§. 7.

Unter den edeln Frauen des ſiebzehnten Jahrhunderts, welche die Brandenburgiſche Geſchichte uns vorführt, ſteht mit unauslöſchlichen Zügen in ſanfter Erhabenheit Louiſe Henriette, die Tochter Friedrich Heinrichs Prinzen von Oranien, erſte Gemahlin des großen Kurfürſten, geb. im Haag 1627, geſt. zu Berlin 1667. Was ſie ihrem Gemahle war in reiner Liebe und Treue, und wie er in ihr alles fand was keine Zeit ihn vergeſſen ließ, wie ſie dem ganzen Lande als Muſter vorleuchtete, darüber ſpricht die Geſchichte des Landes ſelbſt vernehmlich; hier werde ihrer nur als Dichterin gedacht. Zuvörderſt verdient ſie großes Lob, daß ſie, die geborene Niederländerin, doch ſchon nach vier bis fünf Jahren der deutſchen Sprache mächtig genug war, um ſelbſt ihre frömmſten Empfindungen in derſelben, und zwar in gebundener Rede, auszuſprechen. Ihr verdanken wir eine reiche Sammlung geiſtlicher Geſänge, unter denen vier von ihr ſelbſt verfaßt worden ſind. Das bekannteſte iſt das erquickliche Auferſtehungslied: „Jeſus meine Zuverſicht.“ So wie ſie, die ſanfte Fürſtin, dort in der zweiten Zeile ausſprach „und mein Heiland iſt im Leben,“ ſo war auch des großen ſtarken Fürſten letztes Wort auf dem Sterbebette: „Ich weiß daß mein Erlöſer lebt.“ Ein anderes ihrer Gedichte „Rückkehr zu Gott“ zeigt von wahrer Kraft der Darſtellung und lehrt uns auf eine eindringliche Weiſe, wie der Menſch mit ſich ſelbſt ſtreng in's Gericht gehen müſſe, um rückkehren zu können.

§. 8.

Chriſtoph Runge, geboren 1619, geſtorb. um 1680, als Buchdruckerherr in Berlin. Er war es, dem die Kurfürſtin die Herausgabe des Geſangbuches anvertraute, welches er in Verbindung mit dem Muſikdirektor Crüger auf eine würdige Weiſe beſorgte. Ihm verdanken wir jene Nachricht von den Liedern der Kurfürſtin, wodurch jeder Zweifel, als könne ſie in ſo kurzer Zeit die deutſche Sprache nicht ſo gründlich erlernt haben, als unſtatthaft abgewieſen wird. Er ſelbſt war ein Mann, der, durch Trübſale aller Art geläutert, ſich des Vertrauens der Fürſtin würdig gemacht hatte. Er ſelbſt erzählt uns in der Vorrede, wie vielfältiges Unglück „in ſchweren Peſtzeiten, in Kriegsgefahr, auf höchſt gefährlichen Reiſen, in hohen Nöthen und Anfechtungen, in unverdienten Bedrängniſſen von Neidern und Haſſern, in Dürftigkeit und anderm Kreuz und Elend,“ er erduldet habe. Seine Gattin ſtarb ihm frühzeitig, ſo wie ſeine ſämmtlichen acht Kinder, ja er erlebte das ungeheure Geſchick, daß einmal an Einem Tage vier von ſeinen Kindern begraben wurden. (Vermuthlich hatte ſie die Peſt hinweggerafft.) Ein ſolcher Mann war wohl geeignet, ſein tief innerliches Leben und wie daſſelbe durch den Glauben ſtets gekräftigt worden ſei, auszuſprechen. Wir finden in ſeinen geiſtlichen Gedichten eine einfältige Kraft und Innigkeit, die uns mit Theilnahme erfüllt, ja wir glauben, daß ſelbſt ein erkältetes Gemüth durch ihn könne gerührt werden. So heißt es in dem „Dank nach überſtandener Anfechtung:“

Ich bat dich mit Thränen, Mit Leid, Angſt und Sehnen,
Mein Aug' und Geſicht
Hub ich auf und ſchrie, Neigte meine Knie,
Stund auch aufgericht't.
Ich ging hin und her; mein Sinn
War bekümmert und voll Sorgen
Durch die Nacht an Morgen.

Ich, als ich nicht ſahe, Daß du mir ſo nahe,
Sprach zu dir im Sinn:
Ich kann nicht mehr beten; Komm, mein Heil, getreten!
Sonſt ſink ich dahin;
Ja ich ſink. — „Ey, ſprach dein Wink,
Halt, meynſt du, daß ich nicht lebe,
Noch fort um dich ſchwebe?“

Wie ſehr ſein Geſangbuch, das den Titel führt: Praxis pietatis melica, geſchätzt wurde, geht ſchon aus dem Umſtande hervor, daß es im Jahr 1688 die 23ſte Auflage erlebte.

§. 9.

Erinnern wir uns ferner hier von neuem an **Paul Gerhard**, den wir bereits im erſten Theil haben kennen gelernt, an ihn, der uns faſt erſcheinen darf wie ein edler Sohn Luthers, ganz entflammt von dem feurigen Muthe und dem tiefen Geiſte des großen Vaters. Er achtete keine weltliche Rückſicht, um nur ſeiner heiligen Ueberzeugung treu bleiben zu können. Ihn konnte nichts verwandeln, und wie er gelebt, ſo ſtarb er auch, denn als er in ſeiner letzten Ohnmacht den Tod wie mit leiblichen Augen ſah, ſagte er mit letzter Kraft die Worte aus ſeinem eigenen Liede: „Kann uns doch kein Tod nicht tödten.“

Auch jener **Angelus**, obwohl wir mit Recht ſeinen Uebertritt zur katholiſchen Kirche beklagen, doch muß es ihm ſtets ein rechter Ernſt geweſen ſein, und nicht anrührend was die äußeren Kirchen trennet, ließ er unter andern das ſchöne Lied aufflammen: „Mir nach! ſpricht Chriſtus unſer Held.“ Minder feurig, aber ſinnig ruhig dichtete **Michael Altenburg** (geb. 1609, geſt. 1638), als Jüngling ſchon die beſte Weisheit hegend: „Was Gott thut das iſt wohl gethan.“

Wie viel tauſend und wieder tauſend Herzen hat Ei mon Dach durch ſeine Lieder: „Soll mein Geiſt gebücket gehen“ u. ſ. w. „Sei meine Seel' in Dich geſtellt,“ u. ſ. w. „Ich bin ja, Herr, in deiner Macht,“ und durch das köſtliche: „O wie ſelig ſeid ihr doch, ihr Frommen!“ geſtärkt und beruhigt, — und zu wem hat nicht Flemmings: „In allen meinen Thaten“ kräftig ſänftigend geſprochen? —

Selbſt Riſt, den wir gleichfalls bereits kennen gelernt haben auch in ſeinen Schwächen, erhob ſich dennoch zuweilen zu Liedern wie: „Ermuntere dich, mein ſchwacher Geiſt,“ — „O Ewigkeit, du Donnerwort“ u. a. *). — Erinnern wir uns an alles dieſes, ſo werden wir das fröhliche Ergebniß vor uns haben, daß ein ganz beſonderer Segen auf dieſem heiligen Felde der Poeſie ruhe.

§. 10.

Dieſer Segen zeigte ſich auch noch jetzt in der kläglichſten Zeit unſerer Literatur, denn manche Dichter, welche, ſobald ſie von weltlichen Dingen reden, widerlich und geſchmacklos erſcheinen, ſind tüchtig und machtvoll, oder ſanft und milde, ſobald ſie ihre Andacht ausdrücklich Gotte weihen. Ihre heiligen Augenblicke gingen nicht verloren, und immer größer und wunderbar größer wurde der Reichthum

---

*) In der That wenn Riſt, wie nicht geläugnet werden kann, mitunter ſich eitel zeigte, ſo tragen wirklich die lieben Deutſchen einen großen Theil der Schuld, denn in der Vorrede zu ſeinen muſikaliſchen Katechismus-Andachten, ſagt er ſelbſt, der doch wenigſtens niemals ſich lügenhaft gezeigt, man habe ihn ſchon mehr als tauſendmal (!) principem poetarum totius Germaniae in Briefen titulirt. Ja man fand durch Buchſtabenwechſel in dem Namen Johannes Riſt die Worte: In te ars omnis, welches Anfangs ſehr gefiel, und erſt von Wetzel in der Liederhiſtorie (Theil II. Seite 359.) ein allzu flatteuses anagramma genannt wird.

an geiſtlichen Kirchenliedern. Wetzel konnte um das Jahr 1720 ſchon mehr als 500 ſolcher Dichter zählen, Gerhard Ernſt von Frankenau (geſt. 1749) hinterließ einen Schatz von 33,712 Liedern in dreihundert Bänden, und Johann Jakob von Moſer hatte einige Jahrzehnte ſpäter ein geſchriebenes Regiſter von funfzigtauſend geiſtlichen Liedern der Deutſchen.

Möge immerhin in dieſer faſt endloſen Fülle manches höchſt unbeholfene und ſchwache vorhanden ſein; immer iſt doch der Aufſchwung eines ganzen wenn auch ſchwachen Gemüthes zur Hervorbringung eines geiſtlichen Liedes vonnöthen, und immer bleibt es für die Nation ſehr rühmlich, daß ſo viele bei ihr aufſtanden, die das höchſte geiſtige Bedürfniß fühlten und wenigſtens redlich ſtrebten es zu befriedigen. Immer ſetzt jene Fülle eine religiöſe Stimmung bei dem Volke voraus, eine geiſtige Richtung, die durch ſo manches von außen hereinbrechende Elend nicht gehemmt, ſondern nur befördert werden konnte. Bei einem Volke aber, das eine ſolche Stimmung ſich ſtets zu erhalten wußte, iſt die Geſchmackloſigkeit, die wir faſt in allen andern Theilen ihrer damaligen Literatur bemerken, gewiſſermaßen nur oberflächlich oder angeflogen, und theilweiſe faſt nur lächerlich.

§. 11.

Man möchte beinah ſagen: die Deutſchen irrten ſich in ſich ſelbſt als ſie meinten, der ſeicht üppige Hoffmannswaldau gefalle ihnen; denn ihrer beſſern Natur mußte er unerträglich ſein. Dieſe erfreute ſich der trefflichen edel ernſten Sänger, und nicht bloß erinnerte man ſich derſelben Morgens und Abends bei der häuslichen Erbauung und alle Sonn- und Feſttage in der öffentlichen Andacht, ſondern man lebte überhaupt ganz entſchieden mit ihnen, und in ihnen. In allem was ſeiner ganzen Natur nach ernſthaft iſt, Religion und Wiſſenſchaft, verlangte man das Höchſte und Tiefſte, Einfachſte und Herrlichſte, aber man war noch nicht gebildet genug, um von dieſem Standpunkte aus ſich den Weg zu reinem Geſchmack, inſonderheit aber zu reinem Scherz, Witz und Humor zu bahnen. Das hielt man alles nur für durchaus weltlich, und mit dem Weltlichen nahm man es nicht genau. Die menſchliche Natur vermag aber nicht immer und zu jeder Zeit den höchſten Ernſt und die glühende Andacht zu ertragen; und wie man im Mittelalter ſogar ohne Anſtoß und Aergerniß zu erregen, chriſtliche Oſtergelächter hatte, Eſelsfeſte feierte u. ſ. w. (ein Uebelſtand der mit Recht längſt aufgehoben war) ſo verlangte man jetzt, in weltlichen Dingen wenigſtens, zu denen leider auch die Poeſie gerechnet wurde, die höchſte Bequemlichkeit. Man wollte ſich erholen und nahm es ſich nicht ſonderlich übel, wenn man ſelbſt an äſthetiſchen Affentänzen einiges Vergnügen fand.

Selbſt der Umſtand, daß manche geiſtliche Geſänge nach den Melodien von bekannten Volksliedern verfaßt wurden, zeigt von der robuſten Natur der Deutſchen, die ſich in ihrer edeln Andacht durchaus nicht ſtören ließen durch die Erinnerung, daß ſie ja auch manche ihrer friſchen Wald-, und Feld-, Jäger-, Soldaten- und Liebeslieder nach derſelben Melodie ſangen, in welcher ſie einige ihrer rührendſten Kirchenlieder vortrugen, und es iſt bedenklich, daß ſpäterhin einige wohlmeinende Theologen, z. B. Schamelius im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, eine Abſtellung dieſer gemeinſchaftlichen Melodien wünſchten, und die geiſtlichen Dichter erſuchten, hinfort nicht mehr nach weltlichen Weiſen ihre Lieder aufzuſetzen. — Eine ſolche Warnung möchte nöthig ſein; daß ſie es aber geworden war, iſt kein gutes Zeichen.

§. 12.

Manche Leſer und manche Kritiker möchten vielleicht wohl kaum bis hieher gewartet haben, um mir zu ſagen, daß ſie überhaupt die geiſtlichen Lieder des ſechszehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts mit wenigen Ausnahmen nicht ſehr hoch anſchlagen, und daß ich meines Theils den Werth derſelben überſchätze. Was den Inhalt betrifft, (den die Meiſten aber nur von Hörenſagen kennen) ſo ſei derſelbe keinesweges ſo voller Aufklärung als in den geiſtlichen Liedern der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Es komme zu wenig Lehre vor, und zu viel Wunder, Blut, Flüchten der Seele in die Wunden des Erlöſers, ſo wie überhaupt das Erlöſungswerk oft ganz wörtlich bibliſch genommen werde. Die Natur des Menſchen werde ſtets als durchaus verderbt vorgeſtellt, und nur in der Gnade und durch Gnade werde ihm der Rückweg zum Paradieſe und der Aufſchwung zur Seligkeit gegeben. Der Glaube, der hier verlangt werde, ſei über alle Vernunft hinaus, und mitunter als Ueberglaube anzuſehen. Manches ſei offenbar geeignet, Schrecken und Zittern zu veranlaſſen, wie z. B. das Lied „O Ewigkeit du Donnerwort.“ Manches kindiſch und weichlich, wie z. B. die häufigen Betrachtungen Chriſti als eines Kindes, und der Name „Jeſulein“ könne einem ernſten Manne ſchwerlich gefallen. Die Liebe für Chriſtus, welche den Inhalt faſt aller Lieder ausmache, habe oft etwas leidenſchaftliches oder zärtliches, weichliches oder gar ſinnliches u. ſ. w. u. ſ. w. Die Sprache endlich ſei vollends hart, rauh, unbeholfen u. ſ. w.

Es kann nicht ſchwierig ſein, dieſe nur angedeuteten

Einwürfe noch gar ſehr zu vermehren und ich würde dieſes Geſchäft gern ſelbſt übernehmen, wenn ich nicht des Raumes ſchonen müßte. Was in jenen Einwürfen gegründetes iſt, habe ich ſelbſt bereits bei manchen Gelegenheiten eingeräumt, und es wird ſogleich näher unterſucht werden; in der Hauptſache bin ich verſchiedener Ueberzeugung, klar erkennend, daß einige jener gerügten Fehler wahre Tugenden ſind, worüber es hier in einer Schrift, die doch nicht unmittelbar auf Theologie hindeutet, keiner ausführlichen Beweiſe bedarf. Jene große Anzahl der geiſtlichen Lieder iſt nur wichtig, weil ſie, wie geſagt, die religiöſe Stimmung des ganzen Volkes zeigt und eine ſolche kann wohl nie zu hoch geſchätzt werden. Was aber die einzelnen Lieder betrifft ſo mögen immer von jenen fünfzigtauſend — neun und vierzig tauſend ungenügend und ſchwach genannt werden; das übrigbleibende Eintauſend iſt völlig hinreichend um dieſen Theil unſerer Dichtkunſt zu dem glänzendſten von allen in der damaligen Zeit zu machen.

§. 13.

Betrachten wir aber jenes Ungenügende näher, und ſuchen wir nach den Quellen der Wahrheit und des Irrthums in den geiſtlichen Geſängen, ſo möchte ſich ſodann etwa folgendes ergeben, welches hier ganz kurz ausgeſprochen werden darf. — Wenn die Religion der Griechen das Leben ſelbſt als des Lebens Preis anſah, wenn ſie die Götter ſelbſt zur Erde herab rief und den anmuthigen Verein von geiſtiger Bildung und feinſtem Sinnengenuß als das letzte Ziel alles menſchlichen Strebens betrachtete, ſo erſcheint das Chriſtenthum, in ſo weit es ſich in einem ſolchen Gegenſatze ausſprechen läßt, als die Religion des Lebens und des Todes, der Sehnſucht und der Erfüllung, des Wiſſens und des Glaubens. Aber nur zu leicht kann hier, ſelbſt bei wohlgeſinnten und begabten Menſchen, die Wahrheit nur zur Hälfte erſcheinen, wodurch die Harmonie im Innern geſtört wird. So hat mancher im Chriſtenthum nur die Strenge geſehen, aber nicht die Milde; nicht die Erfüllung, ſondern nur die ewige Sehnſucht; nicht die unendliche Heiterkeit und Freudigkeit, ſondern nur jene tiefſinnige Traurigkeit und Wehmuth, die doch gewiſſermaßen nur die noch verhüllte Ahnung zu begleiten pflegt, bis ſie endlich mit jener reinſten Freudigkeit ganz verſchmilzt. Mit Einem Worte: Man erkannte nicht immer die Religion des Lebens und des Todes, ſondern vergaß über der Herrlichkeit des Todes, die das Chriſtenthum erſt hervorgerufen hatte, die heitere Bedeutung des Lebens, die es nicht minder erklärt und verklärt. Man vergaß nicht ſelten, daß es ja für den wahrhaft Lebenden überhaupt keinen Tod geben könne, ſo wie ja auch das zeitliche Leben ſchon die Ewigkeit in ſich haben muß, weshalb es von dem größeſten Irrthum zeigt, wenn wir das Sterben allein für die Bedingung der Seligkeit erklären.

§. 14.

Faſſen wir dieſe Gedanken, ſo wird uns kaum mehr irgend eine Seltſamkeit in ſo manchem geiſtlichen Liede befremden können. Manche im Leben vielleicht ſehr ſanfte Dichter waren in ihren chriſtlichen Geſängen nicht ſelten rauh und hart *), theils gegen manche ſelbſt die harmloſeſte Neigung und ſogenannte weltliche Freude, theils gegen die Feinde des Chriſtenthums, die, als Unglückliche, wohl ſtreng, doch auch mit dem gebührenden Mitleid behandelt werden ſollen.

---

*) Sie erſcheinen in ihren geiſtlichen Liedern gemüthshart.

Andere betrachten das ganze Leben wie ein ſtetes Verweilen in einer Marterkammer oder gar in einer Mörderhöle. Viele ſind in ſtetem Seufzen, faſt gleich den — Wachteln (ſelbſt beim Aufgang des Mondes) oder den Leichenhühnern, oder Todtenuhren, oder ſie ähneln doch den Klagefrauen, die aus dem Jammern ein Geſchäft machen, ſie ſehnen ſich immerdar nach dem Tode und finden doch nie ein Ende in der Beſchreibung von den äußeren Schrecken deſſelben. Aber ſie wollen eben ſchrecken, ſich ſelbſt und andere; darum werden wir ſelbſt mit dem Klappern der Todtengerippe und mit dem Geruche der Verweſung nicht verſchont. Möchte das immerhin angedeutet werden; — es ganz vermeiden wollen wäre Weichlichkeit — aber es geht gewöhnlich durch mehrere Strophen monotoniſch hin, bis endlich ganz zuletzt ein ſpärlicher Strahl des göttlichen Lichts und der göttlichen Gnade durch die Ritzen der Särge hindurch ſchimmert.

Wie ganz anders iſt auch hier unſer herrlicher Gerhard, der als erläuterndes Muſter gelten kann, da er, wie in einer ewigen Freudigkeit wandelnd überall nur Leben ſieht, und der ſelbſt in dem furchtbar großen Gedicht „O Haupt

---

ja grauſam, während ſie (wir dürfen es hoffen) innerlich überzeugt waren, das ſei nur religiöſe Strenge: z. B. Wolfgang Dachſtein, Prediger zu Magdeburg, Zeuge der Zerſtörung der trefflichen Stadt (10. Mai 1631) und einer der wenigen Geretteten. In ſeinem Liede: „An Waſſerflüſſen Babylon“ ſind Stellen, die kein Chriſt ſingen ſollte, z. B. der Vers, welcher mit der Zeile beginnt: „Du ſchnöde Tochter Babylon.“ — Hier wie überall gelte das ewige Wort: „Prüfet alles und das Gute behaltet.“ — Wie innig aber manche altdeutſche Dichter auch die ganze unendliche Milde des Chriſtenthums erkannten, möge unter ſo vielen bereits gegebenen und noch zu gebenden Beweiſen, hier nur durch die Erinnerung an das einzige köſtliche Lied: „O wie ſelig ſeid ihr doch ihr Frommen“ (von Simon Dach) belegt werden.

voll Blut und Wunden" des ſüßeſten Troſtes in jedem Augenblicke genießt, weshalb wir auch hier die geliebten Worte finden:

Wenn ich einmal ſoll ſcheiden
So ſcheide nicht von mir!
Wenn ich den Tod ſoll leiden
So tritt du dann herfür!
Wenn mir am allerbängſten
Wird um das Herze ſeyn,
So reiß mich aus den Aengſten
Kraft deiner Angſt und Pein!

Aber ſelbſt Andreas Gryph iſt nicht immer frei von der Luſt an jenem Ausmalen der Verweſung.

§. 15.

Bei andern Dichtern geht oft die Wehmuth bis zur äußerſten Schwäche, ſie klagen und weinen ohne Ende, finden überall in den Menſchen gefährliche Feinde und ziehen ſich ſchüchtern von ihnen zurück. — Wie anders abermals Gerhard mit ſeinem ruhigen Kraftſpruch:

Unverzagt und ohne Grauen
Soll ein Chriſt,
Wo er iſt,
Stets ſich laſſen ſchauen.

Einige legen ſogar auf jenes Klagen und Weinen den höchſten Werth, wünſchen ein Meer von Thränen zu vergießen und geloben, daß „ſo lange das Herz ſich rege" ſie ſtets um Jeſus „weinen und heulen" wollen. Andere ſcheinen ſich faſt mit einer Art von Verzweiflung ſämmtliche Laſter anzudichten, nicht um zu erdichten oder zu heucheln, ſondern weil ſie das für wahre Demuth halten, und es iſt bekannt, daß Hoffmannswaldau in einem Bußgeſange geradezu erklärt, er ſei „von den ſchnöden Füßen bis an das Scheitelbein nichts als ein Höllenaas.“

Ganz beſonders gern ſchildern ſie die Leiden Chriſti, welches allerdings löblich ſein würde, wenn ſie nur nicht die Mißhandlungen der Kriegsknechte, die ſichtbare Dornenkrone, die fünf Wunden u. ſ. w. für die ausſchließlich zu betrachtende Hauptſache zu erklären ſchienen. Ferner iſt bekannt, daß manche mit der traurigſten Inconſequenz von Jeſu und mit ihm in ihren Gedichten reden, denn bald iſt er ihnen der ſtrengſte von jeder Gnade entfernte Richter, bald ſcheint er ſogar (es iſt traurig zu erzählen) faſt der Sünden der Menſchen ſich zu freuen, um nur deſto mehr vergeben zu können. Vorherrſchend bleibt jedoch faſt immer der Gedanke an die eiſerne Strenge der Gottheit, wie er es bekanntlich auch in der frühern katholiſchen Kirche war. Hier aber zeigte ſich die milde Mutter Gottes als gnadenreiche Vermittlerin, und nach ihr der Heiligen ſo viele, die kräftig fürbittend dem dräuenden Richter das Schwerdt entwinden. Luther hatte dieſen ungeheuren Aberglauben vernichtet, und in jedem ſeiner würdigen Nachfolger war ſtatt des frühern fabelhaften Troſtes der reine ächte ewige Troſt in Gott erſchienen. Aber den einſeitig-engen, trüben Gemüthern fehlte oftmals dieſer Troſt, und ſie ſprachen nur zu oft die Furcht und den Schrecken aus, der ſie gefangen hielt.

§. 16.

Um ſo näher aber lag der entgegengeſetzte Irrthum bei einer andern Gattung von Chriſten, und ihren Sprechern, den Dichtern. Die Freuden des Lebens wurden, als ſeien ſie durchaus irdiſcher Natur (!!) von dieſen Sprechern verſchmäht, ja ſelbſt die Freude an der Natur wagte ſich nur ſelten und ſchüchtern, etwa in einem Aerndteliede, hervor, nicht minder ſelten die Freude an der Freundſchaft und der Liebe: ja es ward die letztere gänzlich in die ſogenannten weltlichen Lieder und Romane verwieſen. Aber von dort aus flüchtete ſie ſich oft zurück dahin, wohin ſie allerdings nicht gehört: in die geiſtlichen Geſänge.

Es iſt freigeſinnten und kindlichen Gemüthern unmöglich; ſtets nur mit Furcht und Zittern an den Gott der Gnade zu denken, dieſe wandten nun ihre höchſte Liebe wie billig dem Erlöſer zu; aber ſie begingen den Irrthum, nunmehr auch jeden einzelnen Strahl und jede Aeußerung der Liebe, wie ſich dieſelbe hier auf Erden in menſchlichen Verhältniſſen bildet, in ihren Gedichten auf den Erlöſer zu übertragen. Sie ſprechen mit ihm bald wie die Braut zu dem Bräutigam, ja ſogar wie der heimlich-zärtlich Liebende zu der Geliebten, wie das Kind zu der Mutter, oder auch wohl faſt wie die Mutter zu dem zärtlich umfaßten Wunderkinde. Einige dieſer ſogenannten Jeſuslieder und gereimten Geſpräche mit ihm haben etwas kindlich-rührendes; aber die meiſten ſind des erhabenen Gegenſtandes unwerth, abenteuerlich, fantaſtiſch, tändelnd kindiſch und können ſelbſt bei dem beſcheidenſten und frömmſten Menſchen unwillkührlich Lächeln erregen; wie viel mehr bei dem frivolen Haufen, der die tiefere Quelle des Irrthums nicht zu erkennen vermag! — Denn, um es gerade heraus zu ſagen, nicht der ſeichte frivole Haufen, der um ſo ſeichter iſt je aufgeklärter er ſich hält, nicht der Liebeloſe hat ein Recht, jene irrigen Aeußerungen der Liebe zu verlachen, ſondern nur der innig und tief liebende: der aber wird eben deshalb ſein Lachen bald mit dem beſſern Bedauern des Irrthums vertauſchen. Und in der That dies Bedauern wird ihm oft abgefordert werden.

§. 17.

Man nimmt gewöhnlich an, daß Johann Wilhelm Peterſen der Anführer jener chriſtlichen Liebesdichter ſei; allein es iſt hier überhaupt kein einzelner Urheber zu nennen, und es finden ſich bereits im ſechszehnten Jahrhunderte, z. B. bei den ſogenannten Schwenkfeldern, Spuren von jener Richtung. Sollten wir aber wirklich einen nennen, ſo ſei es der bereits oben genannte Philipp Nicolai, ein ausgezeichneter Theolog, voll heißen Gefühls und blühender Fantaſie, der durch ſein allbekanntes und in mancher Hinſicht ſehr löbliches Lied „Wie ſchön leuchtet uns der Morgenſtern,“ die Gemüther anregte. Aber er wäre doch auch nur eine ſehr unſchuldige Veranlaſſung; bei ihm iſt faſt immer Maaß und Gränze, und der ſpätere Gefühlsluxus und die fantaſtiſche Weichlichkeit kann nicht ihm zur Laſt gelegt werden.

Mit nicht minderm Unrecht hat man auch wohl den ſanften fantaſiereichen Spee und den geiſtvollen, tiefſinnigen (nur zuweilen in gefährliche Myſtik fallenden) Scheffler (Angelus) als Führer dieſer geiſtlichen Liebesdichter betrachten wollen. Es war genug, wenn man nur etwa gelegentlich erfuhr, daß der letztere ein Werk geſchrieben habe unter dem Titel „Heilige Seelenluſt, oder geiſtliche Hirtenlieder der in ihren Jeſum verliebten Pſyche,“ um ſogleich mit rauher Hand den Stab über ihn zu brechen. Allein bei näherer Betrachtung finden wir, daß, mit Ausnahme des unerfreulichen Titels und einiger wenigen hyperfantaſtiſchen Ausdrücke, manche ſeiner Lieder von wahrhaftiger Begeiſterung und reiner Gottesliebe durchglüht ſind. Eben ſo wenig dürfen die großen herrlichen Männer Spener und Franke als Stifter dieſer Jeſuslieder-Schule betrachtet werden, obwohl allerdings dem frühern Halliſchen Geſangbuche der Vorwurf gemacht werden darf, manche jener ſchwärmeriſch überſchwänglichen Lieder aufgenommen zu haben. Dieſe finden aber — wir wiederholen es — ihren Urſprung überhaupt nicht in einem einzelnen Dichter, ſondern ſind, wie bereits oben angedeutet worden, entſtanden aus einer Oppoſition gegen manche furchtbar ernſte, dunkelſchwere, Fantaſie und Freude tödtende Theologen und deren ſchwarze Verweſungslieder. Die Oppoſition hatte, als ſolche, vollkommen Recht; aber ſie gerieth gar bald auf Irrwege, bis ſie zuletzt oft mit fader Süßlichkeit aufhörte.

§. 18.

Endlich finden wir auch noch eine Menge geiſtlicher Lieder, in denen nichts an die Poeſie erinnert als der Reim. Man könnte ſie eintheilen in die platten und matten Gefühlslieder, und in die noch matteren und platteren Compendiumsgedichte. Die erſteren haben, wenn man will, einen wirklichen Anführer, Chriſtian Weiſe, den wir bereits oben in manchen ſeiner guten und übeln Eigenſchaften haben kennen gelernt. Unter allen ſeinen Kirchengeſängen, deren man 258 zählt, iſt auch nicht ein einziges hervorſtechendes, überall guter Wille, aber gänzliche Kraftloſigkeit. Da nun dieſer Mann ſehr berühmt war, ſo gereichte er gar vielen Poeten zum großen Troſte, die, ihm gern folgend auf dem breiten ausgefahrnen Wege, die mittelmäßigſten Gefühle und Anſichten zuſammenreimten, die dann unter dem Titel „geiſtliche Gedichte“ erſchienen und Beifall fanden. Die eben genannten Compendiumslieder erklären ſich von ſelbſt. Es ſind ſchwerfällig gereimte Paragraphen aus theologiſchen Heften; Begeiſterung und Freiheit fehlen ganz, alles iſt eng eingezäunt, und, faſt möchte ich ſagen, Bruſt verletzend und Athem verſetzend.

Man ſieht, ich habe nichts verſchwiegen, was ſich gegen viele hundert ja tauſend geiſtliche Gedichte der Deutſchen mit Recht ſagen läßt. Auch da, wo wir uns arm fühlen, ſollen wir unſere Armuth nicht verhüllen wollen; hier aber wo wir uns ſo reich, ja überreich wiſſen, wäre Verſchweigen doppelt tadelnswerth. — Haben wir aber alle jene einzelnen Mängel offen und unumwunden ausgeſprochen, ſo kehren wir zu der ruhig ſtolzen Ueberzeugung zurück, daß wir ſeit Luther und durch ihn in der geiſtlichen Liederpoeſie eine Palme gewonnen, die in ihrem innerſten Mark geſund und kräftig, den Stürmen jeder Zeit widerſtanden hat und widerſtehen wird.

§. 13.

Aber nicht bloß das religiöſe **Lied** iſt hier mit Anerkennung zu betrachten: ſondern auch die religiöſe **Beredſamkeit**, die einzige Art der Redekunſt, welche den Deutſchen damals zugänglich war. Sie ſteht tief unter der geiſtlichen Dichtkunſt, wie ſie ſich damals zeigte, aber ſie ſteht doch höher als irgend ein anderer Theil ihrer damaligen Dichtkunſt. Von **Luthers** Beredſamkeit iſt **hier** gar nicht die Rede, denn die iſt — um es mit einem Worte unumwunden auszuſprechen — gewichtiger und gewaltiger als irgend eine, die ſich jemals in Europa gezeigt hat *); auch nicht von dem ſchweren und tiefen **Schwenkfeld**, nicht von dem einfach liebenswürdigen geiſtreichen **Matheſius**; dieſe Männer ſtehen weit über ihrem Zeitalter und haben deshalb im Großen und Ganzen erſt ſpä-

---

*) Wer dies übertrieben findet, der wolle zuvörderſt Luthers **ſämtliche** Werke leſen und wiederleſen und ſtudiren und dann urtheilen. Wenigſtens wird er mir dann für den guten Rath danken.

ter gewirkt und werden erſt noch recht wirken. Hier ſoll nur hingedeutet werden auf diejenigen beredten Männer, die unmittelbar als die beſten oder doch als ausgezeichnete Kinder ihrer Zeit, dieſe Zeit erfüllleten, und die Richtung beſtimmten, welche ſie nehmen ſollte. Hier rufen wir uns ferner zurück: Arnd und Jakob Böhme, Männer, die wir bereits im erſten Theile dieſes Werks näher betrachtet haben, und an die wir jetzt noch manche ſpätere knüpfen, keinesweges um ſie (was ja auch bei jenen nicht geſchah) unbedingt zu loben, ſondern um ihr Gutes und Mangelhaftes gelaſſen zu erkennen. Es iſt dies um ſo wichtiger, da über ſo manchem andern verkehrten Streben nach Beredſamkeit, deſſen ganzer Jammer eben deutlich geſchildert worden, die geiſtliche Beredſamkeit der Deutſchen, in der doch nicht wenig ausgezeichnetes geleiſtet wurde, jetzt faſt ganz vergeſſen ſcheint. Die Deutſchen fanden kein Parliament und keine öffentlichen Gerichtshöfe, in denen ſie hätten glänzen können; aber die Kanzel haben gar manche mit hoher Ehre erfüllt, und von dort herab mit ſiegender Kraft zu der empfänglichen Gemeine geredet, und nur kenntnißleerer Leichtſinn möchte hier die Sprache anklagen.

Es ſcheint indeſſen wohlgethan, die geiſtlichen Liederdichter und Redner nicht ſtreng von einander zu ſcheiden, beſonders da wir häufig beides in Einer Perſon vereinigt finden; und ſo mögen denn auch jetzt dieſe Poeten und Rhetoren dicht neben einander in Einer Reihe auftreten.

§. 20.

Johann Chriſtoph Arnſchwanger,

(geb. zu Nürnberg 1625, geſt. daſelbſt 1696.)

Er war das 853ſte Mitglied in der fruchtbringenden Geſellſchaft, wo er den Beinamen des „Unſchuldigen“ führte.

mit der Deviſe: „bleibt immer rein“ *). Wirklich verdient er auch dieſen Namen durch einige einfache und herzliche Lieder, die wir von ihm erhalten haben. Man findet ſie in ſeinen „Evangeliſchen Spruch- und Gebet-Reimen,“ Nürnberg 1653, und in den „Liedern und Geſängen,“ welche ebendaſelbſt 1659 erſchienen.

Er hat nie eine beſondere Berühmtheit gewonnen; doch verdient er hier genannt zu werden, weil er, trotz der hemmenden antipoetiſchen und hyperfantaſtiſchen Umgebungen, im Ganzen einfach bleibt. Doch fehlt ihm der Gedankenreichthum und die Tiefe, durch welche manche geiſtliche Liederdichter der frühern Periode ſo mächtig gewirkt habe

§. 21.

Chriſtian Scriver,

(geb. 1629 zu Rendsburg im Holſteiniſchen, geſt. 1693 zu Quedlinburg als Oberhofprediger.)

Sein Charakter iſt: Geſichertheit im Glauben, daher ſtrenge aber mit Sanftmuth, feierlich aber freundlich, ſelten ſüßlich, doch öfters ſo ſcheinend **). Mehr noch als durch ſeine ſanft frommen Lieder wirkte er durch ſeine Erbauungsbücher, inſonderheit durch den „chriſtlichen Seelenſchatz,“ ein Werk, das ehedem ſich in der Handbibliothek faſt jedes deutſchen Bürgers befand. Sein Leben ſtimmte zu ſeinen

---

*) S. das angeführte Werk von Amarantes über den Pegnitz-Orden S. 862.

**) Ausdrücke wie „allerliebſtes Jeſulein,“ ſo wie andere liebkoſende, der kindlichen ja kindiſchen Sprache ſich nähernde Diminutiven ſollten weniger befremden, als durch die Geſinnung, aus der ſie hervorgingen, erklärt werden. Man ſoll ſie durchaus nicht nachahmen, aber auch nicht vorlaut verſpotten. — Vgl. Herders Vorrede zum Weimariſchen Geſangbuch.

Schriften und deren Styl, und ſelbſt ſpätere Schriftſteller, z. B. Eoder und Wetzel, nennen ihn das höchſte Muſter eines Geiſtlichen.

§. 22.

Hans Aßmann, Freiherr von Abſchatz,

geb. 1646 zu Würbitz in Schleſien, geſt. 1699 als Landeshauptmann in Liegnitz.)

Ein ausgezeichneter Staatsmann, den der mäßig geſinnte, ſelten lobende Kaiſer Leopold I. mit beſonderm Wohlwollen behandelte. Seine Gedichte zeigen von wenig Fantaſie, aber von reinem Gefühl, das in einer reinen Sprache ſich ausdrückt. Es iſt erfreulich zu ſehen, wie die Fülle und Pracht, in der er, durch ſeine Aemter genöthigt, gelebt zu haben ſcheint, ſogar nicht ſtörend auf ſein Gemüth wirkte, denn nie iſt er beredter als wenn er die höhere Idee ausſpricht, in der er allein gedeihen mochte. Er war ſo wenig um Dichterruhm bemüht, daß er während ſeines Lebens von ſeinen Gedichten nur eine Auflage von hundert Exemplaren für Freunde veranſtaltet haben ſoll, weshalb ſie ſehr ſelten geworden ſind. Ihr Werth iſt ſehr ungleich, die beſſeren finden ſich in manchen älteren Schleſiſchen Geſangbüchern, z. B. das bekannte „Nun hab' ich überwunden."

§. 23.

Erasmus Francisci, mit dem wahren, aber faſt ganz unbekannt gebliebenen Namen Finx,

(geb. 1627 zu Lübeck, geſt. 1694 zu Nürnberg.)

Er bekleidete nie ein öffentliches Amt, ſondern lebte durch ſeine ſchriftſtellerische Thätigkeit. Seine hiſtoriſchen Schriften tragen die Mängel ihrer Zeit, waren für die Unterhaltung des größern Publikums berechnet und fanden ſo großen Beifall, daß er ſich leider dadurch zur Vielſchreiberei verführen ließ. (Mehrere derſelben findet man verzeichnet in Kochs Compendium.) Mehr als durch dieſe Unterhaltungsſchriften, die jedoch unter vieler Spreu auch manche befruchtende Körner enthalten, iſt ſein Andenken geſichert worden durch ſeine geiſtlichen Schriften und Lieder. Ihre große Anzahl iſt allerdings läſtig; wer aber zu ſuchen verſteht, wird einige lebenvolle Lieder finden und inſonderheit das Talent bemerken, mannichfaltige, bald unſcheinbare, bald wichtige Zuſtände des Lebens in genauer Beziehung zu dem Chriſtenthum darzuſtellen, z. B. in dem Liede: „Wittwen-Troſt.“ Leider tragen auch bei ihm die Büchertitel den Stempel ſüßlicher Geſchmackloſigkeit, z. B. „geiſtliche Goldkammer der Bußfertigen, Gott verlangenden und Jeſus-verliebten Seelen,“ Nürnberg 1675. Doch iſt billig, ſich ein für allemal in dieſe Ungebühr zu ergeben, da der Schluß davon auf den Inhalt zum Glück nicht immer zutrifft.

§. 24.

Schon früher fanden wir einige fürſtliche Perſonen in dem edlen Bemühen, durch chriſtliche Geſänge ſich ſelbſt und andre zu erbauen. Wir könnten noch gar manche hinzufügen, wenn ein edles Bemühen allein entſchiede; hier aber wo auch der glückliche Erfolg und die Dichtergabe in Anſchlag gebracht werden ſoll, ſind wenigſtens noch folgende edle Frauen jenes Standes zu nennen:

Anna Sophia, Landgräfin von Heſſen-Darmſtadt,

(geb. 1638, geſt. 1683 zu Quedlinburg als Aebtiſſin.)

Ihre geiſtlichen Gedichte ſind lautere Ergießungen eines überzeugten Herzens, gehoben zu demüthiger Freude in

Gott, ächte Zeugen weiblicher Zartheit, z. B. das Lied voll gottinniger Ergebung:

> Rede, liebſter Jeſu, rede,
> Deine Magd giebt Acht darauf u. ſ. w.

§. 25.

Emilie Juliane, Gräfin zu Schwarzburg-Rudolſtadt,

(geboren 1637, geſtorben 1706)

gehörte zu den muſterhafteſten Frauen ihrer Zeit, geiſtreich, fromm und ſtets bemüht für das Wohl ihrer Unterthanen. Das Dichten geiſtlicher Lieder war bei ihr zu einer ſchönen Gewohnheit geworden, aber zu einer ſolchen, wie unſer Goethe das Leben ſelbſt eine ſchöne freundliche Gewohnheit nennt. Unter den 587 Liedern, welche ſie hinterlaſſen, ſind allerdings *viele* ſchwache; doch findet ſich eines, das in die Reihe der vorzüglichen geſtellt zu werden verdient und ſtets geſtellt worden iſt. Es iſt das allbekannte: „Wer weiß wie nahe mir mein Ende,“ das wenige Jahre nach ſeiner Erſcheinung ſchon in faſt allen deutſchen Kirchen geſungen, in mehrere Europäiſche Sprachen, und auf ſechs verſchiedene Weiſen in das Lateiniſche überſetzt wurde. Da ſie bei keinem ihrer Gedichte ihren Namen genannt hatte, ſo wurde erſt durch die ihr zu Ehren gehaltene Leichenpredigt bekannt, daß ſie Verfaſſerin jenes Liedes ſei; doch trat einige Jahre ſpäter *Georg Michael Pfefferkorn* (geb. 1646, geſt. 1732 als Superintendent zu Tonna bei Gotha) mit der Behauptung auf, *er* ſei der Verfaſſer. Jetzt erhub ſich von vielen Seiten ein Streit, welcher faſt zwei Jahrzehnte dauerte, und über den wir wohl ein wenig lächeln dürfen, wenn wir auch im Allgemeinen die Nicht Unwichtigkeit deſſelben zugeſtehn. Man ſprach förmlich von einer Rudolſtädtiſchen und Pfefferkornſchen Parthei, man hörte Zeugen ab und behandelte die Sache wie einen großartigen Prozeß, ja von Rudolſtädtiſcher Seite ward die Angelegenheit faſt wie eine Staatsſache angeſehen. Schamelius, Olearius, Schreber u. ſ. w. ſchrieben theils für Pfefferkorn theils für die verſtorbene Gräfin, und Wetzel ſtellte zu drei verſchiedenen Malen in den drei erſten Theilen ſeiner Liederhiſtorie die Gründe jeder Parthei zuſammen, und ſchließt dann jedesmal mit der feierlichen Bemerkung, es laſſe ſich hienieden nicht mehr mit Gewißheit entſcheiden und werde erſt in jener Welt ans Licht kommen, welches Wort ihm indeſſen von einem der heftigeren Streiter ſehr übel genommen ward. Pfefferkorn ſelbſt ſchwieg bald ganz. Er hatte ſeine Autorſchaft lediglich in einem Privatbriefe behauptet, dann in einem zweiten wiederholt, wollte aber nichts darüber drucken laſſen. In jedem Falle iſt die größere Wahrſcheinlichkeit auf Seiten der Gräfin, denn abgerechnet die einſtimmigen Ausſagen mehrerer Männer und Frauen, die ihr ſehr nahe geſtanden, fand ſich auch das Blatt, auf welches ſie mit eigener Hand das Gedicht geſchrieben, nebſt ihrem Namen und dem Tage der (vermuthlichen) Verfertigung, 17. Sept. 1686 *), welches Document noch jetzt in der Kirchenbibliothek zu Gera aufbewahrt wird. Uebrigens iſt und bleibt allerdings unbegreiflich, wie ein unbeſcholtener und als Liederdichter wenn auch nicht bedeutender, doch zu ſeiner Zeit geſchätzter Geiſt-

---

*) Dieſer Umſtand iſt faſt entſcheidend, da Pfefferkorn ſelbſt erklärt hatte, er habe das Gedicht im October des genannten Jahrs verfaßt.

licher dazu gekommen ſein ſollte, ſich ein fremdes Lied zuzueignen, ſo daß man faſt, um niemanden zu kränken, ſich verſucht fühlen möchte zu glauben, daß beide, ohne von einander zu wiſſen, dieſelbe Gedanken in ziemlich gleiche Verſe gebracht hätten.

§. 26.

Weniger berühmt als Emilie Juliane iſt ihre Verwandte:

Ludämilia Eliſabeth, Gräfin zu Schwarzburg-Rudolſtadt,

(geboren 1640, geſtorben 1672)

auch iſt die Zahl ihrer geiſtlichen Gedichte um mehr als die Hälfte geringer; aber ſie iſt reicher begabt, und es herrſcht in einigen ihrer Geſänge eine Lieblichkeit und Friſche, die frei von aller Künſtlichkeit einen reinen Genuß bietet. Das Chriſtenthum hat, wie es ſoll, ihr die gehörige Klarheit und den ſchönen Muth zur Fröhlichkeit gegeben, es ſcheint ihr eine große Freude geweſen zu ſein, ſich ſelbſt und andere zur Freude aufzufordern, und ſo ſind manche ihrer Lieder demüthige Triumphgeſänge geworden; z. B.

Ich will fröhlich ſeyn in Gott,
Fröhlich, fröhlich, immer fröhlich,
Denn ich weiß in aller Noth,
Daß ich ſchon in Gott bin ſelig.
Weil der Freudengott iſt mein,
So kann ich wohl fröhlich ſeyn.

In den vier folgenden Verſen wird jeder Einwurf gehoben, der von den äußeren Hemmungen im Leben gegen dieſen Gedanken hergenommen werden könnte, und das Lied endigt ſich mit dem gelaſſenen Ton:

Laß mich fröhlich leben hier,
Fröhlich ſeyn in allem Leide;

Hilf mir fröhlich ſterben dir,
Gieb mir bald die Himmelsfreude!
So bleibſt du, die Freude, mein;
Da, da will ich fröhlich ſeyn.

Zuweilen geht ſie (etwa wie Sibylle Schwarz) mit kindlichem Herzen in das genaueſte Detail ihrer harmloſen Freuden, erzählt wie ſie zu Haus nicht bleiben könne, da die ſchöne Sommerszeit ſie in's Grüne treibe, da Gottes Wunder-Güte aus jedem „Gräſelein“ ſcheine, und wie ſie mit wahrer Luſt „wild und zahm Vieh ſpringen“ ſähe und Obſt und Honigſaft ſchmecke. Ja ſie wagt es, (denn was darf man nicht wagen bei wahrhaft harmloſem Herzen?) den lieben Gott ſelbſt wie einen ehrwürdig freundlichen, anmuthig geſprächigen Hausvater reden zu laſſen:

Kommt, kommt und ſammlet nun!
Erd', Waſſer, Luft und Feuer
Soll dienen euch auch heuer,
So viel euch nützlich iſt.

Ich mache euch viel Freude,
Ich decke euren Tiſch,
Nach Nothdurft ich euch kleide,
Schenk' Wein, Bier, Brodt, Fleiſch, Fiſch
Und will für alle Gaben
Ganz nichts nicht mehr ſonſt haben,
Denn eure Lieb und Treu.

Das iſt freilich nur Kindeslallen; wie oft aber hat wohl der Menſch, wenn er zu Gott und von Gott redet, mehr als das? Der gewiß am wenigſten, der mehr zu haben glaubt.

Ungern breche ich ab; doch werde noch erwähnt, daß ſie, die ſo manche kleine reine Freudenhimmel in ſich hatte und zu ſchenken wußte, als verlobte Braut ſtarb, ein Umſtand, der vielleicht eben ſo rührend als — beruhigend ſein möchte.

§. 27.

Michael Kongehl,

(geb. zu Kreuzburg in Preußen, geſt. 1710 als Bürgermeiſter in Königsberg.)

Er war ein Mitglied des Pegnitzordens unter dem Namen Prutenio. (Siehe das angeführte Werk von Amarantes S. 438. ff. wo aber weder Geburts- noch Todesjahr angegeben worden iſt.) Nicht ſo wohl ſelbſtſtändige Kraft als die Liebe für ſeinen vortrefflichen Landsmann Dach, am meiſten aber ein im Allgemeinen reger Geiſt und feurige Vaterlandsliebe haben ihn zur Poeſie geführt. Unter ſeinen Schriften iſt manches ganz ungenießbar, manches ſogar faſt unerklärlich, indem er z. B. im Jahr 1675 einen „Doppelſieg des römiſchen Kaiſers wider den überwundenen König aus Frankreich“ beſingt. Der Geſchichtforſcher weiß aber leider von einem ſolchen Doppelſiege in dem genannten Jahre gar nichts, und würde ſich ſchon ſehr freuen, wenn er nur einen einfachen zu berichten hätte. So würde ihm auch „das von dem ungerathenen Sauſewind verſuchte und verfluchte Kriegsleben und der unſchuldig beſchuldigten Innocentien Unſchuld“ (1676) keine ſonderliche Stelle unter den Dichtern des ſiebzehnten Jahrhunderts verſchaffen; wohl aber einige ſeiner geiſtlichen Lieder, unter denen ſich „So bleibt dennoch ein gut Gewiſſen das ſchönſte Kleinod von der Welt,“ und das Weihnachtslied: „So biſt Du nun zugegen du Heiland aller Welt“ *) ſehr vortheilhaft auszeichnen. Auch

---

*) Dieſer Geſang iſt in dem angeführten Werke S. 242. ff. abgedruckt worden. Vgl. ferner über ihn: Wetzels Liederdichter, Th. II. S. 50., die betrübte Pegneſis, S. 357.; Neumeiſters Diſſertation, S. 41 und 62., und Omeiſens Anleitung zur deutſchen Reim- und Dichtkunſt, S. 55. — Welcher Reich-

die Aufmunterung zum Leidenskampf: „Nur friſch hinein! es wird ſo tief nicht ſein“ u. ſ. w. verdient die Aufnahme in die chriſtliche Anthologie, die ihr auch geworden iſt. Nachahmung Dach's iſt freilich nicht zu beſtreiten, aber es iſt doch keine ſklaviſche; ſondern wie etwa ein minderer doch immer noch tüchtiger Mann von einem höhern Freunde in freier Liebe manches Gute annimmt.

§. 28.

Wilhelm Peterſen.

Dieſer Mann, durch gute und böſe Gerüchte halb gekannt und verkannt, bald übermäßig geſchätzt, bald verlaut geſchmäht, hat, als er ſich dem Greiſenalter näherte, ſein eignes Leben beſchrieben (Halle 1717) und uns dadurch ein Werk geſchenkt, das trotz einzelner Irrthümer die es enthält, für die Geſchichte der religiöſen Bildung der Deutſchen jener Zeit höchſt wichtig genannt zu werden verdient. — Da ich hier nicht in das Einzelne gehen darf, ſo möge mir vergönnt ſein, auf die Charakteriſtik zu verweiſen, die ich früher von ihm und ſeiner Gattin gegeben habe. (S. Frauentaſchenbuch für 1820.)

Wohl aber muß in dieſem Werk des Umſtandes gedacht werden, daß in jener Selbſtbiographie ein natürlich freier, doch meiſtens wohlgemeſſener Styl herrſcht, gleich weit entfernt von Lohenſteins ermüdender Geſchweiftheit und Laſſenius gezwängter Kürze, und daß Peterſens Beſchreibungen und Darſtellungen genau und deutlich ſind, zuweilen ſogar mimiſche Lebendigkeit haben, Vorzüge deren bekanntlich nur

---

thum an Nachrichten über einen Dichter vom etwa dritten Range, und wie dürftig ſind oft die Quellen über das Leben und die Werke der größeren und größten!

ſehr wenige deutſche Proſaiſten ſeiner Zeit ſich rühmen dürfen. Undeutlich iſt er nur da, wo es die Natur der Sache mit ſich bringt, d. h. wo er gewiſſen ſchwärmeriſchen Fantaſien und abſtruſen Halbgedanken nachhängt, die in ſich ſelbſt dunkel, kein Licht vertragen können. — Als Dichter iſt er inſonders durch ſeine „Stimmen aus Zion," ſo wie durch einige Lieder im ältern Halliſchen Geſangbuch berühmt geworden; aber auch ſeine Pſalmen, obwohl in ſogenannter ungebundener Sprache, zeigen ihn als einen Mann von trefflichen Anlagen und feurigem, ſtarkem Gefühl. — Es iſt, wie bereits angedeutet worden, durchaus nicht zu verhehlen, daß er einige ſchwärmeriſche und unhaltbare Anſichten hegt; aber den Namen eines Schwärmers im Allgemeinen verdient er nicht, denn jene einzelnen Irrthümer ſtehen nur wie etwa eine unangenehm bunte, ſtets den Einſturz drohende Decoration um ihn her, haben aber die Geſundheit ſeines innern Kerns nicht ergriffen. Das erkannte auch Leſſing, der bereits 1759 im erſten Theile der berliniſchen Literaturbriefe (bei Gelegenheit der Anzeige eines neuern ſüßlich und ſeicht-ſchwärmeriſchen Buches) Peterſen ein gerechtes Lob giebt. Dennoch iſt der bleiſchwere Fluch, der durch die häufige Wiederholung der Benennung „Schwärmer" auf ihm laſtet, dadurch nicht ganz hinweg genommen worden, indem bekanntlich die Liebhaber des Bequemen, — und ihrer ſind unſäglich viele — nichts leichter finden, als durch jenes einzige, ſo oft unverſtandene Wort die Charakteriſtik ſelbſt ſolcher Männer, die ungleich größer ſind als Peterſen, zu vollenden. Sie ſagen es, ſagen es noch einmal, wiederholen es und wiederholen das Wiederholte wiederholentlich, und gehen dann mit etwas ſaurem Lächeln ab, welches die ergötzte Menge dann für einen Sieg erklärt.

§. 29.

Johanne Eleonore Peterſen,

(die Gattin des vorigen, aus der altadlichen Familie von Merlau, geb. am 25. April 1644, geſt. um 1720.)

Das beſte Kunſtwerk, welches ſie geliefert, iſt ohne Zweifel ihr Leben ſelbſt, das uns deutlich zeigt, wie eine ſtille heitere Gelaſſenheit, die allein auf religiöſem Grunde ruhen kann, ſelbſt das von außen her einſchreitende ungünſtige Geſchick zwingen kann, ſich doch ſtets nur in reiner, nie in verzerrter Geſtalt zu zeigen, ſollte es auch noch ſo tiefe Schmerzen mitbringen. (Ich habe deshalb für nützlich gehalten, ihr Leben, das ſie ſelbſt geſchrieben [1718] für unſere Zeit zu bearbeiten, auf welchen im Frauentaſchenbuch 1820 mitgetheilten Verſuch ich hier verweiſen darf.) Als Schriftſtellerin iſt ſie bekannt geworden durch die „Herzensgeſpräche mit Gott“ (erſchienen etwa 1689) und durch ihre Selbſtbiographie. Dieſe letztere zeigt, dem größern Theile nach, eine mild kräftige, und, wenn ich ſo ſagen darf, eben ſo vornehme als kindliche Darſtellungsgabe, ſo daß wir manche einzelne Erzählung wahrhaft gelungen nennen müſſen. Da ſie indeſſen ihren Gatten noch an Tiefe übertraf, ſo zeigt ſich auch das einzelne Myſtiſche und Schwärmeriſche bei ihr gleichfalls noch tiefer, und um deswillen vielleicht auch für weniger geübte Leſer: gefährlicher. Aber auch bei ihr blieb der Kern des Geiſtes geſund und unangetaſtet, und wir ſtehen nicht an, ſie ſelbſt zu den bedeutendſten Erſcheinungen ihrer Zeit zu zählen, ſo wie denn auch, wie ſchon gedacht, ihre Sprache ſich ſehr rühmlich von dem Styl ihrer Zeit unterſcheidet. Sie hat ihr Leben ſtets als ein heiliges Geſchenk des Himmels betrachtet, dem man die höchſte Aufmerkſamkeit und Sorgfalt in der Ausbildung widmen ſoll, und desbald iſt ihr auch größtentheils gelungen, es würdig und genau zu beſchreiben.

§. 39.

Philipp Jakob Spener,

(geb. zu Rappoltsweiler im Ober-Elſaß 1635, geſt. 1705 als Conſiſtorialrath und Probſt an der Nicolaikirche zu Berlin.)

Vielleicht hätte man erwarten können, dieſen Mann, dem der Name des Edeln um ſo mehr gebührt, je weniger er ſelbſt Anſprüche darauf machte, an der Spitze aller dieſer Schriftſteller zu finden, unter denen ſo manche ſich von ſeinem Geiſte nährten; allein es ſcheint wohl gethan, ihn, der nie ſich voran drängte, auch hier beſcheiden mit und neben den anderen wandeln zu laſſen. Sein reines Leben, fleckenlos in ſo weit das Leben eines Menſchen ſo genannt werden darf, hier auch nur kurz zu erzählen, muß ich mir verſagen, da hier der Reichthum des Stoffes leicht zu weit führen könnte, ſo wie denn auch ſein Andenken in manchen zugänglichen neueren Büchern und auch von mir ſelbſt (im erſten Theil der freundlichen Schriften) erneuert worden iſt, worauf ich die günſtigen Leſer verweiſe.

Wie Johann Arnd, mit dem er überhaupt einige Aehnlichkeit hat, ſah er ſich einer ſeltſamen und in mancher Hinſicht verworrenen Zeit gegenüber. Manche Theologen waren wie verhärtet und erſtarrt in den Formen, und übten in ihren Gemeinen, oft wohl gar in ganzen Gauen, eine faſt päbſtliche Gewalt aus. Der ſtarre Buchſtabe, deſſen Todtheit Paulus und Luther ſo ſiegreich enthüllt hatten, war nur zu häufig herrſchend geworden, Gefühl und Fantaſie wurden als unſtatthaft verwieſen und Verſtand und Vernunft gingen in ſchweren Ketten. Was in ſolchen Verhältniſſen Spener Treffliches geleiſtet, darüber bedurfte es

es eigenen Buches, und ein ſolches fehle allerdings noch.
er aber werde bloß bemerkt, daß Spener auf eine faſt
underbare Weiſe wirkte, und zwar am meiſten durch ſein
nzes Leben, deſſen ſchöne Kinderreinheit ſich ſelbſt dem
ſöden oder gar dem Uebelwollenden deutlich zeigte. Es
währt einen ganz eigenen rührenden Anblick, wenn wir
s ihn den fein fühlenden, zartgeſinnten, faſt jungfräulich
nen Mann in ſo manchen widrigen Verhältniſſen und
hen Umgebungen verſtellen, die er jedoch am Ende faſt
e beſiegte, weniger durch Wort und Schrift als durch
n ſich ſtets gleich bleibenden ſanften Grundton ſeines gan-
Lebens, ſo daß wir hier zu der lehrreichen und ſtärkenden,
rch die Geſchichte oft bewährten Bemerkung gelangen,
e doch die „Macht des Gelinden“ ſo groß ſei.

§. 31.

„Weniger durch Wort und Schrift“ hieß es ſo eben
d ſo verhält es ſich allerdings. Faſt alles was Spener
ſchrieben, giebt Zeugniß von gründlicher Gelehrſamkeit,
nem und richtigem Urtheil und edler Geſinnung; den-
ch iſt der ſchreibende Spener bei weitem nicht der voll-
ändige, ſo überaus mächtig wirkende, wie die Geſchichte
n zeigt. Seine Proſa iſt, wie auch ſonſt wohl ſchon ge-
gt worden, mitunter ſchleppend, und mit Worten über-
llt; doch ſollen wir nicht vergeſſen, daß dieſe Wortfülle
ch immer tüchtige Gedanken umhüllt und keineswegs
e rhetoriſcher Kunſtgriff gemeint ſei, denn jede Geziertheit
ſehr fern von ihm. Sein Herz iſt ſo voll von dem,
orin es Freude und Beruhigung gefunden, daß der Mund
ets davon übergeht. Er möchte ſo gern alle Menſchen über-
ugen, daß er faſt kein Ende finden kann. Doch in dieſem
ein-Ende-finden-können übertritt er freilich eines der Haupt-

Geſetze der Redekunſt. Aehnliches gilt von ſeinen Gedichten, in denen überall frommer Eifer, ungetrübtes Gefühl, doch keine wahrhafte Poeſie waltet. Niemand war aber auch beſcheidener als er im Leben, und am beſcheidenſten wenn er ſich als Schriftſteller dachte. Um ſo gerechter ſollen wir gegen ihn ſein.

Schließlich möge noch erwähnt werden, daß nach Spee unſer Spener vielleicht als der Erſte genannt werden ſoll, der ſich den Hexenproceſſen widerſetzte, wie immer gelind und vorſichtig urtheilend; doch nicht ſelten um deſto ſiegreicher. Das that er bereits in den ſiebziger Jahren des ſiebzehnten Jahrhunderts; man hat es aber, wie es ſcheint, faſt vergeſſen, und alle Ehre auf Thomaſius übertragen.

§. 42.

Gewöhnlich ſtellt man folgende Autoren als die merkwürdigſten Schüler Speners dar:

Chriſtian Knorr von Roſenroth,

(ein ſchleſiſcher Dichter, geb. 1636 geſt. 1689)

war ein Mann von trefflichen Kenntniſſen in den verſchiedenartigſten Wiſſenſchaften, von glühender Fantaſie, aber auch geneigt zur Myſtik und Alchymie. Die letztere Neigung theilte er mit faſt allen Fürſten und Gelehrten des ſiebzehnten Jahrhunderts; doch hat man bekanntlich von jeher in den Geſchichtbüchern einzelne Autoren wie durch Decimation herausgehoben, um ſie apart zu beſtrafen, während die anderen glücklich durchſchlüpften. Roſenroth iſt unter den geadelten beſonders übel angeſchrieben. Seine Gedichte leiden theilweiſe an einer gewiſſen fantaſtiſchen Ueberſchwänglichkeit; doch finden ſich auch einige wahrhaft ſinnige und herzliche, ſo wie er denn überhaupt als ein gutes Gegeniſt der freudemordenden Verweſungsdichter, wie ſie oben eſchildert worden, anzuſehen iſt. Nur ſchlage man das Verdienſt eines Gegengiftbringers, wenn er nur das und weiter nichts iſt, auch nicht zu hoch an.

§. 33.

Weniger Tiefe, aber auch weniger Myſtik, weniger Fanaſie, aber noch mehr Herzlichkeit und Popularität finden wie bei

Joachim Neander,

(geb. [illegible] zu Bremen, geſt. daſelbſt [illegible] als Prediger.)

In ihm ſcheint eine wahrhafte Geſangesluſt geweſen zu ein, und ſelbſt ein gewöhnlicher Rede-Vortrag einiger ſeiner Lieer, klingt faſt wie Geſang, z. B. das bekannte: „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren.“ Man hat ihm en Vorwurf gemacht, daß er es mit der Proſodie nicht nur nicht genau nehme, ſondern faſt noch ärger dagegen ündige als manche ſeiner ſingenden Zeitgenoſſen und Mitbrüder. Mir ſcheint das nicht ſo, und obwohl ich ihn nicht frei ſprechen kann von einigen proſodiſchen Mängeln, ſo möchte doch auch bei ſeiner Sylbenzählung und Meſſung mitunter ein wirklich muſikaliſcher Sinn gewaltet haben. Woher man bei ihm den Vorwurf der Myſtik genommen hat, würde ſchwer zu begreifen ſein, da er, wie geſagt, überall Popularität erſtrebt, wenn wir nicht wüßten, daß jene Ausſtellung, im Munde gar vieler, nichts weiter bedeutet, als daß ſie doch auch etwas ſagen möchten was in der Ferne ausſieht, als wäre es etwas; oft aber nichts weiter heißt, als daß man den getadelten Mann doch nicht im Halbſchlummer leſen kann, welches man billig auch nicht verlangen ſollte.

§. 34.

Johann Caspar Schade,

(geb. am 13 Januar 1666 zu Kühndorf im Hennebergiſchen)

wurde 1691 Prediger in Berlin, ſchaffte 1697 die bisher gebräuchliche Privatbeichte und Abſolution eigenmächtig ab, erregte dadurch große Bewegungen nicht bloß in ſeiner Gemeine, ſondern auch überhaupt in der proteſtantiſchen Kirche und ſtarb, nach langen körperlichen und geiſtigen Leiden, zu Berlin am 25. Jul. 1698. Ich habe die Geſchichte dieſes Mannes, der bisher faſt überall auf die heilloſeſte Weiſe verkannt worden, im erſten Theil meiner freundlichen Schriften (Seite 79 bis 183) ausführlich mitgetheilt, worauf ich den Leſer, der ſich für ſolche Kämpfe und Siege intereſſirt, verweiſen darf. Da man, wie bereits oben angedeutet wurde, durch eine gewiſſe unwillkührliche Scheu verhindert wurde, den großen ſanften Spener mit den gewöhnlichen Schmähungen zu begrüßen *), ſo hielt man ſich am meiſten an deſſen Schüler, und unter dieſen vorzüglich an Peterſen und Schade. Des erſtgenannten robuſte Natur konnte dergleichen wohl ertragen, und es nahm der Mann gewöhnlich, wenn auch nicht gerade mit Vergnügen, doch mit Gelaſſenheit, vier bis ſechs ſeiner Gegner vor, (einem Einzelnen antwortete er ſelten) die er dann guten Muthes bei Seite ſchob. Nicht alſo Schade, deſſen zartes Herz, von der früheſten Jugend auf durch ſchwere innere Kämpfe ohnehin verwundet, die ganze Rohheit und Gemeinheit ſeiner Gegner kaum

---

*) Mayer, Schelwig und einige andere machen jedoch hier eine Ausnahme. Sie fragten nichts nach Speners vornehm zarter Natur, ſondern ſchalten mit munteren Kräften auch auf ihn los. Etwas, meinten ſie, hafte ja doch wohl.

faſſen vermochte. Von gekränkter Eitelkeit oder verletz-
Stolze kann bei ihm wie bei jedem ächt chriſtlich ge-
ten Menſchen nie die Rede ſein, ja es iſt mit Sicher-
anzunehmen, daß er von der Eitelkeit kaum den ſehr
higen klaren Begriff hatte, wohl aber iſt hier die Rede
einem faſt leidenſchaftlich menſchenliebenden Herzen, das
in dieſer Liebe verletzt worden iſt und an dieſer Ver-
ung ſtirbt.

§. 35.

Das beſte Wort über ihn ſagt Spener: „Es ſei der
ge Mann geweſen wie ein Faß voll Moſt; wo man das-
ige anbohret, ſo quillet der Moſt daraus; allein derglei-
geſchehe von ihm (Spenern) nicht, er fühle ſich oft
dürre, und gleichſam wie ein Klotz.“ Alſo erzählt es
Freund beider, der verdienſtvolle Freiherr von Canſtein.
ener ſelbſt bedarf wohl kaum einer Vertheidigung ſeiner
ſt gegen ihn ſelbſt, da ſeine Demuth, Stille und Ge-
enheit den erbaulichſten Anblick gewähret. Indeſſen fin-
ſich überhaupt nicht ſelten, daß der edlere Menſch ſeine
forderungen an ſich ſelbſt übertreibt, indem er ſelbſt das
er ganzen innern Weſenheit Widerſtrebende von ſich ver-
gt. Aber die Eiche kann nicht ſein wie der Palmbaum
r (in Beziehung auf Schade) wie die Cypreſſe, und
Palmbaum und die Cypreſſe nicht wie eine Eiche. Das
ividuel Gute kann nur ſich ſelbſt gleichen.

Schade hat ſowohl durch ſeine Perſönlichkeit als durch
e Schriften gewirkt. Dieſe ſind unter dem Titel „Herrn
Joh. Caspar Schadens geiſtreiche und erbauliche Schrif-
,“ in vier Bänden zu Leipzig erſchienen. Mehrere ein-
e Aufſätze unter denſelben hatten bereits 1720 die 13te
flage erlebt, ein Umſtand, der allerdings ſehr wichtig iſt.

da er uns zeigt, wie ſehr der Verfaſſer ſowohl mit ſeinen trefflichen als mit ſeinen einzelnen ſchwärmeriſchen Gedanken die Zeit traf.

§. 36.

Wenn wir nun in Spener und den beſten ſeiner Schüler den geiſtreichen und milden Pietismus hauptſächlich theoretiſch und nur individuell praktiſch ausgebildet finden, ſo erblicken wir denſelben in Auguſt Herrmann Franke, lediglich und im Allgemeinen praktiſch gebildet, und in ununterbrochener Wirkſamkeit erziehend; die Kindheit und Jugend der Zeitgenoſſen berückſichtigend und einen feſten Sitz und Schule gründend.

Franke,

(geb. zu Lübek den 12. März 1663, geſt. am 8. Junius 1727)

hat ſeinen großen Ruhm nicht durch einzelne Schriften erreicht, ſondern durch die Einheit ſeines ganzen Weſens, durch die unantaſtbare Sicherheit ſeines Handelns, und durch den beſcheidenen nie gelähmten Heldenmuth ſeines kindlich klaren Glaubens. In letzter Hinſicht ſteht er da wie ein kindlicher Held aus fernen Jahrhunderten, aus jener Zeit, wo noch die chriſtliche Begeiſterung ächt und feurig waltete und kein Zweifel die reine Thätigkeit in der Hingebung des eignen Willens an den göttlichen lähmte. Ueber ſein Leben und ſeine Wirkſamkeit fehlt es ſo wenig an Nachrichten, daß ich mir erlaſſen darf ſie zu wiederholen, doch werde hier auf die verſchiedene Art hingedeutet, mit der von dieſem größten Glaubenshelden ſeiner Zeit, ſpäterhin nicht ſelten die Rede geweſen. Manchen war der ganze Mann unheimlich, denn ohne innere Glaubensthätigkeit und ohne rechten

lauben an den Glauben fanden ſie ſich hier doch gewiſ-
rmaßen in dem hiſtoriſchen Gebiete deſſelben. Was
ranke geleiſtet ſtand und ſteht doch nun einmal als ſicht-
are Erſcheinung ſo glänzend da, und die Nützlichkeit der
on ihm geſtifteten Anſtalten kann ſo wenig geläugnet
erden, daß man ihm doch einiges Lob ertheilen mußte.
aum aber war das ausgeſprochen, ſo wurde es auch ſchon
ieder beſchränkt, man verzieh ihm allenfalls ſeinen Glau-
en, aber vermochte doch ein gewiſſes, für die ſogenannte
ornehmheit berechnetes Lächeln über denſelben nicht zu un-
erdrücken, und ſchrieb viel lieber das Gelingen auf Rech-
ung des „Glückes“ und der günſtigen „Zufälle,“ bei wel-
hen Worten übrigens von Adam an bis heute ſich noch
ein Menſch etwas klar vernünftiges gedacht hat, am we-
igſten aber diejenigen, die mit dem Zufall und dem Glück
en „Glauben“ ſchlagen wollen. — Beſſer geſinnte haben
enigſtens eine gewiſſe lächelnde Wehmuth nicht unterdrü-
ken können, eine Empfindung die freilich nahe genug liegt.

§. 37.

Dafür haben aber auch andere mit übler Keckheit dem
anne faſt alles Verdienſt abgeſprochen, weil er, wenn auch
icht ſelbſt ein „Kopfhänger,“ doch eine Art von Kopfhän-
er-Schule veranlaßt habe. — Hat man aber erſt einmal
in ſolches rohes Wort aufgegriffen, ſo hält ſich der Rohe
nd Flache leicht und gern daran, und meint, die Unter-
uchung ſei nunmehr nicht weiter nöthig. Auf Franke ſelbſt
aßt wohl kein Ausdruck weniger als der angeführte, da
ei ihm Kopf und Herz ſtark und aufgerichtet waren,
nnig vertraut mit den göttlichen Dingen wie mit der menſch-
ichen Bedürftigkeit in den zeitlichen und räumlichen Ver-
ältniſſen. Wer wie er bei dem Auffinden von vier Tha-

lern und ſechzehn Groſchen in der Büchſe für arme Kinder, mit freudiger Ueberraſchung ausrufen kann: „Das iſt ein ehrlich Kapital, davon muß man etwas rechtes ſtiften; ich will eine Armenſchule damit anlegen,“ der muß wohl einen ſehr freudigen Muth haben; wer aber dann am Schluſſe ſeines Lebens in äußerlicher Beziehung folgendes Reſultat hinterläßt: Das Pädagogium beſtand aus 152 Perſonen; in der Schule wurden 2125 Kinder von 130 Lehrern und 8 Lehrerinnen unterrichtet; im Waiſenhauſe wurden 134 Waiſenkinder, 255 Studenten und einige hundert arme Schüler geſpeiſet; bei der Haushaltung, Meierei, Krankenpflege, Buchhandlung, Druckerei und Apotheke wurden 53 und bei den Anſtalten für das weibliche Geſchlecht 24 Perſonen unterhalten — dem werden wir wohl auch eine ſehr freudige Beharrlichkeit nicht abſprechen dürfen. Daß ſpäterhin manche ſüßliche Schwärmer und trübſinnig verworrene Halbchriſten ſich nach ihm nannten, oder nach ihm genannt wurden, bedeutet nichts weiter als die Thorheit oder den Leichtſinn jener Namengeber *).

§. 38.

Wer Franke genau kennen lernen will, der leſe das Werk: „Segensvolle Fußſtapfen des noch lebenden und wal-

---

*) Es iſt wahrſcheinlich, daß manche und zwar mir ſehr werthe Leſer meinen werden, dieſe Rechtfertigung Franke's gegen den Vorwurf der Kopfhängerei ſei überflüſſig, worauf ich indeſſen erwiedern muß, daß ich in dieſer Hinſicht vielleicht reicher an Erfahrungen bin, was man mir ſchwerlich beneiden darf. — Das Chriſtenthum iſt nicht bloß die Religion der höchſten Heiterkeit, ſondern der Wonne und Glückſeligkeit, und jede ſchwache Trübſeligkeit liegt außerhalb ſeines Gebietes. Dies erkennend ſollen wir aber auch wachen und ſorgen, daß nicht gemeiner Leichtſinn — der ſein fades Lächeln für Freude hält, und ſeine Ideenloſigkeit für Lebensgewandtheit — Kopfhängerei ſuche, wo nur Innigkeit und Sinnigkeit zu finden iſt.

den liebreichen und getreuen Gottes," u. ſ. w. von Au-
ſt Herrmann Franke, Halle, 1709. — Ja man könnte
t ſagen, daß der bloße Titel die Richtung ſeines Gemü-
es bezeichnet. Wir haben eine einfach köſtliche, tüchtig
ruhigende, zum Sprüchworte gewordene Rede, daß „der
e Gott noch lebe," völlig gleichbedeutend mit jener: „Chri-
s geſtern und heute und in alle Ewigkeit." Es kommt
oß darauf an, ob wir aus dieſer Rede immer wahrhaften
d vollendeten Ernſt machen, ſie in Saft und Blut ver-
andeln und alle Wurzeln und Adern unſeres Lebens be-
uchten und durchglühen laſſen. Bei Franke war dies der
all, und ſo wurde er was er war.

Seine Beziehung auf geiſtliche Liederpoeſie näher zu be-
ichnen, würde um ſo überflüſſiger ſein, da wir in ihm
lbſt gewiſſermaßen ein erhebendes und beruhigendes Glau-
nsgedicht finden, den Rhytmus ſeines ganzen Lebens.

Da es ſchwer iſt, auf ihn einen gleichgeſinnten und
leichbedeutenden Zeitgenoſſen folgen zu laſſen, ſo möchte
elleicht zweckmäßig ſein, die farbige Mannigfaltigkeit der
eit bedenkend, einen ſehr verſchiedenartigen auftreten zu
aſſen, damit der Geſchichte auch in dieſer Hinſicht ihr Recht
iederfahre.

§. 39.

Erdmann Neumeiſter,

(geb. am 12. Mai 1671)

u Uchteritz, einem Dorfe bei Weißenfels, wo ſein Vater
ls Schulmeiſter in großer Armuth lebte. Bis zu ſeinem
ierzehnten Jahre zeigte der Sohn nicht die mindeſte Nei-
gung zum Studiren, wurde aber dann von einem deſto grö-
ßern Eifer ergriffen, erhielt bald nach der Univerſität eine
Predigerſtelle nach der andern, bis er endlich nach Hamburg

berufen wurde, welche Stadt er nie wieder verließ. Er feierte daſelbſt 1747 ſein funfzigjähriges Amtsjubiläum und ſtarb im ſechs und achtzigſten Lebensjahre am 18. Auguſt 1756. Er gehört zu den berühmteſten und rüſtigſten Theologen und Kritikern ſeiner Zeit, aber in dieſen Sphären ſehen wir ihn faſt immer nur als geharniſchten Polemiker, der über ſteten äußeren oft ungerechten Kämpfen den innern Sieg (d. h. die Milde der Kraft und die Kraft der Milde) zu erwerben vergeſſen zu haben ſcheint. Mit dem Buchſtaben Luthers — viel mehr hatte er nicht von ihm — und mit einer ſchweren Wucht von Gelehrſamkeit bewaffnet, glaubte er faſt in jedem ausgezeichneten Katholiken, Calviniſten, oder ſogenannten Theoſophen, Enthuſiaſten, Myſtiker, Pietiſten u. ſ. w. einen Feind zu erblicken, und er griff ſie faſt alle auf der Kanzel wie in Schriften mit Heftigkeit an. Unter der großen Zahl derer, gegen die er kämpfte, nenne ich hier nur Böhme, Gichtel, Felgenhauer, Frankenberg, Peterſen, Schaarſchmidt, Graf Zinſendorf u. ſ. w. Bei manchen dieſer theils todten, theils lebenden Gegner einzelne Irrthümer aufzudecken, konnte nicht ſonderliche Mühe koſten; andern iſt er in keiner Hinſicht gewachſen; ja es iſt ihm leider das Verſtändniß ſeiner Gegner oft gar nicht aufgegangen. Ihm iſt faſt ſchon genug, daß ſie nicht gänzlich denken wie er, und da er feſt überzeugt iſt, ſtets Recht zu haben, ſo folgert er, daß alle die auf einem andern Wege begriffen ſind, Unrecht haben müſſen; wenigſtens kenne ich nicht einen einzigen Fall, wo er eingeräumt hätte geirrt zu haben. Leider iſt dieſe widerwärtige Art zu polemiſiren nicht mit ihm zu Grabe getragen worden; ſondern es ſind der Erben viele geweſen, die ſich derſelben bemächtigt haben. Daß er feſt und unerſchütterlich war, würde ich ihm gern rühmend nachſagen, hätte er nur nicht ſtets den unermeßlichen Reichthum der Menſchennatur verkannt, und alles nach ſich als dem höchſten theologiſch-kritiſchen Muſter meſſen wollen.

Ein genaueres Urtheil über ſeine theologiſchen Schriften kann hier nicht gefordert werden; aber als Dichter geiſtlicher Lieder war er gleichfalls ſehr thätig. Was er in dieſer Hinſicht leiſtete, iſt gewiß wohlgemeint, aber ihm fehlt gänzlich Fantaſie, Milde, tiefere Herzensfreudigkeit u. ſ. w. Er iſt faſt durchweg ſtarr, oder wild ſchnaubend, oder matt proſaiſch. In dem Werke: „Zugang zum Gnadenſtuhl Jeſu Chriſti“ (Weißenfels 1717), welches faſt alle ſeine geiſtlichen Gedichte enthält, iſt wenig ausgezeichnetes, doch verdienen unter dieſen wenigen die Lieder „Jeſu meine Freude,“ „Von Gott will ich nicht laſſen,“ ſo wie in ſeiner „geiſtlichen Bibliothek“ (Hamburg 1720) die Lieder „Ach wie betrübt ſind fromme Seelen“ und „Aus tiefer Noth ſchrei ich zu dir“ genannt zu werden. Es wohnt Leben in ihnen und ſo haben ſie ſich auch bis heute in unſern Geſangbüchern erhalten. Selbſt der bloße Buchſtabe Luthers hat ihm hier geholfen.

§. 40.

Zu welcher Plattheit er aber herab ſinken kann, ließe ſich mit gar vielen Belegen darthun; doch ſei es genug an der Bemerkung, daß er Luthers großartiges Lied „Erhalt uns Herr bei deinem Wort“ im achten Verſe alſo ſchließen läßt:

Gieb daß unſer Lebenslauf
Von Herzen fromm und nie dabei
Kein pietiſtiſch Weſen ſei,

welches ſich beſonders im Geſang ſeltſam ausnehmen mag, wenn man ſich denkt, daß hier Gott ſelbſt mit dem Namen der verhaßten Sekte vertraut gemacht wird, und die armen Mitglieder derſelben in ihren Kirchenſtühlen zittern.

Was Neumeiſtern für uns die meiſte Wichtigkeit giebt iſt die auch in dieſem Werke nicht ſelten angeführte Diſſertation über die deutſchen Poeten des ſiebzehnten Jahrhunderts. Er hat faſt vierhundert derſelben, nebſt den Werken, die er für die hauptſächlichſten hielt, angeführt, und hier iſt ihm Dank zu ſagen, indem er uns auf manche Schrift hingewieſen hat, welche ohne ihn vielleicht jetzt in undurchdringlicher Nacht liegen würde. Daß unter jenen von ihm aufgezeichneten Hunderten auch gar viele verkehrte, höchſt armſelige Reimer ſind, verſteht ſich von ſelbſt und kann wenigſtens nicht ihm zugerechnet werden; deſto größern Tadel verdient er aber für die Ungerechtigkeit und die ſchalen Witzeleien, mit denen er alles verfolgt, was er für katholiſche myſtiſche Poeſie hält, ſo wie er auch unglücklicher Weiſe für Scherz und Humor gar keinen Sinn zu haben ſcheint. Trifft es ſich nun gar, daß ein talentvoller Humoriſt noch vollends ein Katholik iſt, ſo wird ſein Zorn zur gemeinen Wuth, z. B. bei Abraham a Sancta Clara. Dieſe Fälle abgerechnet iſt ſein Urtheil oft nicht ganz unwichtig, denn es iſt eine beſtimmte Aeußerung der Zeit, und es findet ſich nur ſelten ein kritiſcher Zeitgenoß, der ſich höher ſchwingen wollte als er. Auch fehlt es nicht an Lobpreiſungen ſeines „ſcharfen Kiels,“ der jedoch Hoffmannswaldau unendlich rühmt.

Die Schrift erſchien als Magiſter-Diſſertation zuerſt 1694, wurde mehreremale aufgelegt, und zuletzt 1708. Späterhin zog Neumeiſter ganz ſeine Hand von ihr zurück, weil der Verfaſſer, der eigentlich nie eine Idee von dem wahren Weſen der Poeſie gehabt hatte, nunmehr als berühmter Geiſtlicher die ganze ſogenannte weltliche Dichtkunſt verwerſen zu müſſen glaubte. Daher iſt jene Diſſertation auch ſelten geworden *).

§. 41.

Benjamin Schmolke,

(geb. 1672 zu Brauſtorf im Fürſtenthum Liegnitz, geſt. als Paſtor Primarius zu Schweidnitz am 12 Febr. 1737.)

Seiner Zeitgenoſſen viele betrachteten ihn mit beſonderer Exaltation, und nannten ihn (verworren genug) bald den ſchleſiſchen Opitz, bald den ſchleſiſchen Riſt, wodurch freilich gar nichts geſagt wird. Mein eignes Urtheil über ihn iſt ganz einfach. Er iſt faſt unerſchöpflich, aber nicht tief; voll Liebe, aber ohne bedeutende Kraft; ſanft, aber nicht gediegen. Oft ſind ſeine Lieder faſt nur Seufzer von Wehmuth erpreßt, daher auch ſo häufig der Anfang mit „ach" z. B. „Ach ihr Seufzer eilt von hinnen," „Ach mein Jeſus laß mich dir," „Ach was erblick ich Gnade," „Ach was ſeh ich! Jeſus weinet," „Ach wenn ich nur im Himmel wäre." — Das Liederdichten wurde bei ihm zu einer — für ihn ohne Zweifel ſehr erfreulichen; für den Leſer aber mitunter drückenden — Gewohnheit, die ſich nicht immer vom Mechanismus frei erhält; und vom Jahre 1704

---

*) Neumeiſter erklärt in ſeiner Jubelpredigt, daß ſeine Gemeine, obwohl er mitunter ſehr ſtreng, und manchem ſogar hart ſcheinend, habe reden und handeln müſſen, ihm dennoch ſtets gleichmäßige Liebe gewidmet. Iſt dem alſo — und wir zweifeln nicht daran — ſo beweiſt dies zuvörderſt viel Gutes von der Gemeine, und für ihn, daß er ein beſſerer Prediger und Seelſorger war als Schriftſteller. — Der wahrhaftig große Dichter iſt immer ein noch größerer Menſch; der geringhaltige irrigzürnende, ſchlechte Autor verſöhnt zuweilen wenigſtens, oder auch oft, durch einzelne Tugenden in ſeinem ungedruckten Leben.

folgten ſich die Sammlungen faſt ohne Aufhören. Man kann aber nicht alle Tage dichten, und ſoll es deshalb auch nicht wollen. Die Titel ſeiner Schriften müſſen heut zu Tage mit Recht befremden, waren aber ehedem ſehr beliebt, und galten für geiſtreich und geſchmackvoll, z. B.: „Das in gebundenen Seufzern mit Gott verbundene andächtige Herze“ (1715), „Eines andächtigen Herzens Schmuck und Aſche“ (1716), „Schöne Kleider vor (für) einen betrübten Geiſt“ (1723). — Selbſt einen „geiſtlichen Peſtweihrauch“ (1709) ließ man ſich wohl gefallen.

Bei ſo bewandten Umſtänden hatte der Leichtſinn mancher Neueren mit Schmolke leichtes Spiel; und da nun einmal der Leichtſinn, wie bekannt, das leichte Spiel am meiſten liebt, ſo ließ er es auch ſich nicht entgehen. So iſt es gekommen, daß hie und da ſelbſt der Name des wohlmeinenden Dichters faſt zu einem Spottnamen geworden iſt. Die Namen ſolcher ſeichten Spötter aber zu Spott machen ſoll man nicht, theils weil eine ſolche Widervergeltung unwürdig wäre, theils aber auch weil es der Mühe nicht werth iſt.

§. 42.

Da wir gern von Luther ausgehen und gern zu ihm zurückkehren, ſo ſchließe ich dieſe Umriſſe einer Geſchichte der Geiſtlichen Liederpoeſie der Deutſchen von der Zeit der Reformation an bis gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, mit einem ſchönen und heitern Worte jenes theuren Mannes, das einfach und deutlich ſeine Anſicht ausſpricht. Es befindet ſich in der ſogenannten „anderen und neuen Vorrede“ zu dem von Luther herausgegebenen Geſangbuche und lautet alſo:

Der 96. Pſalm ſpricht: Singet dem Herrn ein neues
, ſinget dem Herrn alle Welt. Es war im Alten Te-
ent, unter dem Geſetz Moſis, der Gottesdienſt faſt
er und mühſelig, da ſie viel und mancherley Opffer
 mußten von allem das ſie hatten, beyde zu Hauſe und
felde, welches das Volk ſo da faul und geizig war, gar
ern, oder alles um zeitliches Genuſſes willen that, wie
Prophet Maleachi am 1 v. 10 ſagt: Wer iſt unter euch
umſonſt eine Thür zuſchlieſſe, oder ein Licht auf meinem
r anzünde? Wo aber ein ſolch faul unwillig Herz iſt,
kann gar nichts, oder nichts Guts geſungen werden.
lich und luſtig muß Herz und Muth ſeyn, wo man
en ſoll. Darum hat Gott ſolchen faulen und unwilli-
Gottesdienſt fahren laſſen, wie er daſelbſt weiter ſpricht:
0. 11: Ich habe keine Luſt zu euch, ſpricht der Herr
oth, und eure Speiſopfer gefallen mir nicht von euren
den, denn vom Aufgang der Sonnen bis zu ihrem Nie-
ange iſt mein Name herrlich unter den Heyden, und
allen Orten wird meinem Namen Räuchwerk geopfert,
 ein rein Speiſopffer, denn groß iſt mein Name unter
Heyden, ſpricht der Herr Zebaoth.

Alſo iſt nun im Neuen Teſtament ein beſſerer Gottes-
ſt, davon hier der 96 Pſalm v. 11 ſagt: Singet dem
rn ein neues Lied! Singet dem Herrn alle Welt. Denn
t hat unſer Herz und Muth fröhlich gemacht durch ſei-
 lieben Sohn, welchen er für uns gegeben hat zur Er-
ng von Sünden, Tod und Teufel. Wer ſolches mit
ſt gläubt, der kanns nicht laſſen, er muß fröhlich und
 Luſt davon ſingen und ſagen, daß es andere auch hö-
 und herzu kommen. Wer aber nicht davon ſingen und
n will, das iſt ein Zeichen daß er's nicht gläubet und

nicht in's neue fröhliche Teſtament, ſondern unter das alte faule unluſtige Teſtament gehöret. (S. Luthers Werke, herausgegeben von Walch, Th. X. S. 1724).

§. 43.

Volksſchauſpiele.

Wir haben geſehen, daß die geiſtlichen Lieder die einzige Sphäre der Poeſie waren, an welcher *alle* Glieder und Stände des Volks Antheil nahmen, ſo wie die Fürſten nicht minder; während faſt alle andere Gattungen der Dichtkunſt ſich lediglich in den Händen der *Gelehrten* befanden. Dieſe ſorgten deshalb am meiſten, ja faſt ausſchließlich, nur den Gelehrten zu gefallen; um das *Volk* bekümmerten ſie ſich wenig oder gar nicht, oder ſahen wohl gar in thörichtem Hochmuthe kalt auf daſſelbe herab.

Wahr iſt's: das Volk war im dreißigjährigen Kriege ſehr verwildert, dann verarmt, und theilweiſe ein wenig eng proſaiſch geworden; allein die robuſte, gute Natur der Deutſchen kann viel vertragen, und wird nicht leicht in ihrer Wurzel angegriffen, in welcher der Trieb nach Poeſie und höherm freierm Leben nicht erſtirbt, ſondern ſtets und oft kühn genug ſich Luft zu machen ſtrebt. — Es entſteht deshalb hier die Frage: Wie ſtand es jetzt in dieſer Hinſicht mit unſerm Volke?

Die alten Volkslieder waren leider faſt verhallt, und faſt kein einziger Dichter des ſiebzehnten Jahrhunderts traf dafür den *völlig* rechten Ton, und in dem Volke ſelbſt zeigte ſich wohl mehr eine paſſive als active Liebe für jene Dichtungen, ſo daß nur wenige Lieder aus ihm ſelbſt hervor gingen. Im Anfange des genannten Jahrhunderts erſcheinen einige volksthümliche religiös polemiſche Lieder, katholiſch

er lutheriſch gemeint, vielleicht gar einige ſectirend cal-
niſtiſche, ſpäterhin einige Schlachtlieder von allen Par-
eien, zum Theil nicht ohne Werth, doch unvergleichbar
it Fiſchart oder Veit Weber. Nach der Mitte des 30jäh-
gen Krieges gingen auch dieſe zu Ende, denn was hätte
an beſingen ſollen? Die Siege der Schweden? Die Vor-
heile der Franzoſen? Die Zerrüttung des Vaterlandes?
reilich wurde die letztere ſehr oft zu einem Gegenſtand der
Gedichte genommen, aber Volkslieder konnten dieſe Klagen
icht werden, da hier ohnehin (nach Logaus Ausſpruch) mehr
on einem Beheulen als Beſingen die Rede ſein mochte. Spä-
erhin als die Lähmung immer peinlicher eintrat, wie hätte
a das Volk die Intriguen Ludwigs, die Siege Türenne's *),
ie Verwüſtung der Pfalz, u. ſ. w. ſingen können? Man
chwieg und duldete oder machte wohl einige Spottepigramme,
ie ſich aber im Munde der Unterdrückten nicht ſonderlich
usnehmen.

§. 44.

So fehlte überall der Volksſtoff, und ſelbſt in der ſchö-
nern Siegeszeit im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts
waren die Feldherren, unter denen die wackeren Deutſchen
iegten, zwar der Gegenſtand gerechter Verehrung für alle,
och meiſtens keine Deutſche. Ludwig von Baden aber
und ſein Talent in Belagerung der Städte war nicht

---

*) Ich habe mich zuweilen umgeſehen, ob nicht der tra-
giſche Tod des franzöſiſchen Feldherrn bei Sasbach einen deut-
ſchen Dichter zu einem Liede begeiſtert habe, aber nichts gefun-
den als einige erbärmliche Reimereien, z. B.:

Der durch vieler Stücke Knallen
Hat dem edlen deutſchen Land
Großen Schaden zugewandt —
Iſt durch einen Knall gefallen. (!!)

popular poetiſch genug, Leopold von Deſſau, wie bekannt, der Poeſie abhold, obwohl dennoch das Volk (zu deſſen großer Ehre ſei es geſagt) ſich nicht durch ſeine Rauhheit abſchrecken ließ, ihn nach Möglichkeit zu genießen; doch iſt ſeine glänzendere Zeit erſt ſpäter.

Was blieb nun dem Volke in ſo ſchlimmer Lage? und was für eine Poeſie — falls dies Wort erlaubt iſt — bildete es ſich auf ſeine eigene Hand? Ich antworte: Das Drama, höre aber auch ſogleich die Frage: Wo ſind dieſe Volksſchauſpiele? und welche Verfaſſer weißt Du uns zu nennen? Ich kann darauf nur erwiedern, daß die meiſten Stücke im Beſitze der ehemals ſehr beliebten und jetzt ſehr ſeltenen Puppenſpieler waren und zum Theil noch ſind, daß ſie aber im Herzen und Munde des Volkes lebten und längſt — nicht mehr leben. Die Verfaſſer kann ich nicht nennen, und ſchwerlich hat man ſie jemals gewußt; doch dürfte man zuweilen ſagen, der Verfaſſer ſei das Volk ſelber; wenigſtens bei den Schauſpielen vom Fauſt würde man das mit ziemlichem Grunde ſagen dürfen. In früheren Zeiten haben ſich die Schriftſteller wohl kaum darum bekümmert; die ſogenannten Vornehmen gingen nicht in ſolche deutſche Schauſpiele; die Gelehrten verachteten dieſelben ungemein, ſie wollten nicht umſonſt ſich in eine gewiſſe Schwerfälligkeit hinein ſtudirt haben, und ſo angethan konnten ſie ſich auch unmöglich mit den treuherzigen, romantiſchen, oder derbluſtigen Stücken vertragen. Das Volk aber ging gern in die kleinen Puppenſpielbuden, erfreute ſich königlich an dem wohl verdienten Jammer des verlorenen Sohns, weinte gute und ſtarke Thränen bei deſſen Wiederaufnahme, und lachte mit allen inneren und äußeren Lachkräften über die Späße des gewöhnlich zwar ein wenig ruchloſen,

doch

och naiven Kaſpars, deſſen etwanige ſchlimme Meinun-
gen und Gefühle niemandem Schaden thun konnten, da
er Beſitzer derſelben ſie gar nicht für tugendhaft ausgab.
Ob aber unter den Zuſchauern viele ſich um den Verfaſ-
er bekümmerten iſt gleichfalls zu bezweifeln, denn ver-
muthlich glaubten faſt alle, dergleichen Stücke könnten ſie
uch ſchreiben wenn ſie nur wollten, eine Täuſchung, die
ür die Stücke, welche ſie hervorbringt, meines Erachtens
iel Gutes bedeutete.

§. 45.

Gedruckt ſind dieſe Volksdramen faſt alle nicht worden,
velcher Umſtand auf mancherlei Weiſe zu erklären iſt. Zu-
örderſt ſind manche derſelben wohl nur Skizzen, mitbe-
echnet für die Laune des Prinzipals, welcher die Puppen
prechen läßt; aber auch die vollſtändig ausgearbeiteten ma-
en ſich durchaus nicht jene künſtleriſche Vollendung an, bei
er jeder Zuſatz und jede Auslaſſung vom Uebel iſt. Es
ilten daher die Verfaſſer nicht, ſie alsbald unter Glas und
Rahmen, das heißt unter die Preſſe zu bringen. Wollten
ie es aber wirklich einmal, ſo fanden ſich vermuthlich gar
iele Schwierigkeiten; die Buchhändler waren entweder ſelbſt
rträglich gelehrte Leute oder hatten doch immer einige ge-
ehrte Freunde an der Hand, die ihnen mit Rath und That
ei der Wahl ihrer Verlagsartikel beiſtanden; wie übel aber
ieſe Gelehrten auf ſolche ungelehrte unariſtoteliſche Stücke
u ſprechen waren, iſt oben gezeigt worden. Sie lobten ſich
en Gryph und Lohenſtein, obwohl auch mit dieſen Ariſto-
eles ſchwerlich würde zufrieden geweſen ſein. Indeſſen
ſt auch nicht wahrſcheinlich, daß die Verfaſſer ſolcher Schau-
piele nach der Druckerpreſſe ſonderlich trachteten, denn wer
as große Glück genießt, alle vierzehn Tage oder alle vier

Wochen einmal zu einer erregten Menge von Hunderten reden zu können, mag allenfalls der gedruckten Buchſtaben für ſein Werk entbehren. Es lebt doch, und er freut ſich daß es lebt, ohne der Nachwelt zu gedenken, die dann freilich zuweilen gerechte Klagen führt. — Freilich könnten auch noch jetzt manche dieſer Stücke gedruckt werden, doch würde ſich kaum dazu rathen laſſen, denn ſo wie ſie ſich jetzt in den Händen der Puppenſpieler befinden, ſind ſie durch manche ſpätere vorlaute Zuſätze verſchlimmert worden, oder ſo ſkizzenhaft und der Bühnendarſtellung ſo ſehr bedürfend, daß ſie ſich im Druck wohl nur mager ausnehmen würden. Endlich möchte ſich auch wohl nicht leicht ein Puppenſpieler finden, der ſeine Schätze herausgäbe und einige jener Männer haben ſogar bei redlich Bittenden unartige Ironie vermuthet, indem ſie gar nicht glauben konnten, daß ſo hochgebildete aufgeklärte Leute an Puppenſpielen könnten Freude haben. Daß dem aber in der That ſo iſt, konnte man inſonderheit 1804 in Berlin ſehr deutlich ſehen, wo man in dem Puppentheater der Herren Dreher und Schütz aus Potsdam (die in einer Literargeſchichte der Deutſchen gar wohl genannt zu werden verdienen) faſt alle Abend die geiſtreichſten Männer und Frauen, Philoſophen, Dichter und Kritiker zu finden hoffen durfte.

§. 46.

Wenn deshalb meine ſämmtlichen Vorgänger in der Geſchichte der deutſchen Poeſie jener Volksſchauſpiele gar nicht gedenken, ſo iſt dieſes ein trauriger Mangel, dem ich bereits in früheren Schriften abzuhelfen ſuchte. Manches wird deshalb hier zu wiederholen, manches hinzu zu ſetzen ſein.

Der Stoff jener Stücke iſt theils aus der Bibel entlehnt, theils aus dem bekanntern Theile der griechiſchen Mythologie, die aber ſtets mit großer Willkühr und modern fantaſtiſch behandelt wird, theils aus der ältern deutſchen Geſchichte, da wo ſie an die Legende ſtreift, theils aus der mittlern, da wo ſie in feindliche Berührung mit der neuern Bildung geräth. So beſitzen wir eine alte Comödie: „Genoveva,“ in welcher die großartig rührende Geſchichte ein wenig trocken und ſteif, doch nicht ohne Verſtand durchgeführt worden iſt. Die reine Tugend der Pfalzgräfin iſt unumwunden und ohne Ziererei — gleichſam als müſſe alles nur ſo ſein, wie es denn auch ſo iſt, — geſchildert. Die fromme Liebe für Golo fehlt, denn darüber ſpricht die Legende nicht deutlich und der Verfaſſer fühlte keinen Beruf ſie einzuflechten, obwohl ſie allerdings nothwendig iſt um die höchſte Liebenswürdigkeit der Heiligen zu zeigen. Siegfried hat die Heftigkeit des Sinnes und die Beſchränktheit des Verſtandes, die ihm zukommt recht wohl aufzuweiſen; aber Golo iſt leider nichts als ein koketter Sünder und forcirter Taugenichts, den nicht zu lieben keine Tugend iſt. Als moraliſches Gemälde iſt das Stück (das wenigſtens aus Einem Stücke iſt) noch immer beachtenswerth, doch freilich durch den Maler Müller und Tieck längſt gar ſehr übertroffen, doch dürften gerade dieſe Männer am wenigſten verachtend auf daſſelbe hinſehen.

§. 47.

Wir haben ferner: Don Juan, den Gegenſatz des Fauſt, indem der Held nach außen hin zu Grunde geht, und ſein inneres Weſen hingiebt für die ungenügenden Freuden der äußern Welt. Auf dieſem Wege können natürlich die heilloſeſten Sünden nicht ausbleiben, und der alte Autor hat auch mit nichten verhüllen wollen den ganzen Gräuel in einer ſolchen verderbten Menſchenbruſt. Don Juan ermordet hier ſo ziemlich alles was ihm unter die Hände kommt, wobei er ſich nicht einmal die Mühe giebt ſich zu entſchuldigen, ſondern die ganze Sache mit Scherz behandelt, in welchen dann auch Kasperl gar bald einſtimmt. Ich weiß nur zwei intereſſante Gedanken aus dem Stücke anzuführen: daß Kasperl allein dem Herrn imponirt durch Scherzhaftigkeit und Gewandtheit, und die Scene mit dem Eremiten, in deſſen Kleidung der Held den Octavio täuſcht. Dieſer ſucht den Mörder im Walde und wird von Juan mit verſtellter Stimme ermahnt, die Rache dem Himmel zu überlaſſen, wodurch er ſpottend die höhere Strafe ſelbſt auf ſich herabruft, da die Menſchen mit ihm nicht fertig werden können. Das Stück iſt nur ſkizzirt, und hat überhaupt etwas kaltes und trocknes in der ganzen Behandlung wobei vielleicht die Abſicht des Verfaſſers war, der Sünde ja nicht einen romantiſchen Schein zu leihen. Das iſt löblich; hätte ſich aber wohl auf beſſerm Wege erreichen laſſen.

§. 48.

Noch unter dieſem Stücke ſteht: „die Stiefmutter oder der Burggeiſt,“ und iſt unter allen vielleicht das unbedeutendſte. Die Langweiligkeit der ganzen Anlage erinnert an ſehr mittelmäßige Stücke der neuern Zeit, und ich würde es um deswillen auch für neu halten, wenn nicht einige andere Scenen voll ergötzlicher .... Albernheit, durch Kasperl hervorgerufen, auf eine frühere Zeit hinzudeuten ſchienen. Am Schluſſe wird das Stück ſogar rein — toll, indem der Ritter dem luſtigen Bedienten aufträgt, den böſen Pflegeſohn, der die ſchöne Stiefmutter, nach Art des Golo, verfolgt hat, mit einem ſo eben erfundenen (!) und von benachbarten Mönchen ihm geſchenkten Feuerrohr zu erſchießen. Die gute Frau aber, welche keine Rache will, ladet das Gewehr ſelbſt, und behält die Kugel zurück, ſo daß der jetzt reuige Sohn mit dem bloßen Schrecke davon kommt. Die Scene mag wohl eine gute Viertelſtunde dauern, da Kasperl erſt das Schießen lernen muß, und die Zwiſchenzeit durch Späße der verſchiedenſten Art ausfüllt.

Ich glaube nicht, daß das Stück früher hinauf zu ſetzen ſei, als in den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, ja wer weiß, ob nicht manche Mittelmäßigkeiten und Plattheiten deſſelben einen noch viel ſpätern Urſprung haben.

§. 49.

Ausgezeichnet iſt dagegen das Schauſpiel „der verlorene Sohn,“ über welches ich bereits vor mehreren Jahren ausführliche Nachricht gegeben habe. (S. die Schrift: „Leben und Wiſſenſchaft, Kunſt und Religion,“ Berlin, 1807. S. 187 bis 204). Hier werde nur bemerkt, daß in dem genannten Schauſpiel jene einfache und tiefſinnige, rührende und erfreuliche Erzählung einſeitig doch gründlich aufgefaßt und in die fantaſtiſch moderne Welt hinein verlegt worden iſt. Das Recht ſo zu handeln wie der Dichter hier verfahren iſt, ſcheint keinem Zweifel unterwerfen, denn jene Geſchichte iſt ewig alt und ewig neu, und die Beziehung auf rein moderne Verhältniſſe iſt um ſo leichter, da die Zeit doch höchſtens die Farbe der Sünde verändern kann; nicht ſie ſelbſt, ſo wie ja auch die Buße und Beſſerung ſtets nur Eine iſt. Anziehend iſt die harmloſe und doch ſehr wirkſame Ironie, mit der der Dichter beide Brüder behandelt hat, löblich die Mäßigung mit der beide Eltern, inſonderheit der Vater, daſtehen; die Buhlerinnen ſind ſehr grell gehalten, erregen aber durch eine gewiſſe naivfreſige Ruchloſigkeit, die ſie auch wohl in einzelnen Monologen dem Publikum erzählen, wahren Schauder. Nicht minder gut iſt das Verhältniß zwiſchen dem verlornen Sohn und Kasperle gedacht und theilweiſe auch durchgeführt, gerade in dieſem Verhältniſſe iſt eine Tiefe, die der Verfaſſer vielleicht ſelbſt nur ſchwach geahndet hat, während manche neuere Kritiker ſie wohl gar ganz misbilligen möchten. Ergötzlich iſt in der Scene, welche die Rückkehr des Sohnes vorbereitet, Kasperle's Erzählung von der hohen Würde die derſelbe eine lange Zeit bekleidet habe. Er ſei nämlich König geworden, aber über höchſt wunderliche rebelliſch murrende Unterthanen, deren Sprache, Sitten und ganze Lebensart ſich mit nichten fein erweiſe, und zu deren Beherrſchung ein beſonders langes, eigen geſtaltetes und nicht ſelten kräftig ſchwirrendes Scepter nöthig geweſen, bei welcher Erzählung die Mutter bedenklich ſchweigt; der Vater aber mit gehöriger Wehmuth und Majeſtät die ruhigen Worte ausſpricht: „So wäre denn alſo mein Sohn „Hochmuth" ein Sauhirt worden." Am Schluſſe des Stückes ſcheint eine fremde Hand mit gewaltet zu haben; wenigſtens haben wir das „gemäſtete Kalb," welches der Vater zu ſchlachten befiehlt, vermißt. Der alte Verfaſſer hat ſich gewiß nicht vor dieſem klaſſiſch gewordenen Thiere geſcheut, während der neuere Bearbeiter wohl den verkehrten Gedanken hegen mochte, es könne der Rührung ſchaden.

§. 50.

Noch wäre hier von vielleicht funfzig bis ſechszig ſolcher alten ungedruckten Schauſpiele zu reden; allein der Raum dieſes Werks verſtattet nicht bei ihnen zu verweilen, wären ſie auch (wie doch nicht iſt) mir alle bekannt. Aber eine genaue Erwägung fordert das Volksſchauſpiel „Johan-

es Fauſt,“ und es iſt hier der Ort manches zu wiederholen,
vas ich bereits über daſſelbe in dem zweiten Theil der freund-
chen Schriften (S. 49 bis 80) mitgetheilt habe und wor-
uf ich die genaueren Leſer gern verweiſen möchte. Es wird
ns die Mittheilung dieſer hier zuſammengedrängten und
heilweiſe verbeſſerten Anſichten auch in der Charakteriſtik des
Goethiſchen Fauſt ſehr zu Hülfe kommen, ſo wie überhaupt
nicht zu zweifeln iſt, daß dem vortrefflichen Dichter, dem
iefen Kenner deutſcher Culturgeſchichte, ſeine Vorgänger
ſehr wohl bekannt waren. — Um den ganzen Mythos von
Fauſt, (vielleicht der Höchſte, den je die Deutſchen erſon-
nen haben) zu erſchauen, ſcheint mir folgende Betrachtung
unerläßlich:

Der Wege zu Gott giebt es für uns im tiefſten Sinne
des Worts nur Einen. Es iſt der durch den, der ſich ſelbſt
die Wahrheit und das Leben nannte. Der Wege zum Untergang, oder, wie unſere Vorfahren ſagten und wie ich
keineswegs mich ſcheue mit ihnen zu ſprechen, der Wege
zum — Teufel giebt es unzählige. Dennoch dürfen wir
zwei Hauptwege annehmen; der eine geht durch ein unbefriedigtes Streben nach innen hin, der andere durch ein unbefriedigtes Streben nach außen hin in den Abgrund. Der letzte Weg wird am häufigſten betreten, denn die Welt lockt durch tauſend Töne und Farben, und es bedarf eines bedeutenden Aufgebots der Kraft, um ſtets zu widerſtehen. Unter denen, welche nicht widerſtehen, giebt es nun aber auch einige, die gar nicht widerſtehen wollen, ſondern in unächter Halbpoeſie wähnen, die Sünde, die doch ihrer ganzen Natur nach häßlich iſt, zu etwas Schönem ausbilden oder in Morgenröthe und Blumenduft tauchen zu können. Alſo Don Juan, in welchem wir eine Seite des modernen Trauerſpiels ausgeſprochen glauben.

Die andere Seite findet ſich in dem Zugrundegehen von innen heraus, und durch Innerliches. Der tiefere Menſch ſieht bald ein, daß was da draußen iſt, nur momentane Freuden, oft ſogar nur halbe Beſchwichtigung geben kann; und ſtolzer geſinnt, gräbt er nun in ſich ſelbſt und in der ſelbſteignen Weisheit nach der ewigen Quelle der Wahrheit und Beruhigung. Wohl findet er hier viel Herrliches und Köſtliches, aber nichts was vollendetes Leben und vollendete Beruhigung geben könnte. Immer hochmüthiger geworden, häuft er jetzt eine irdiſche Weisheit auf die andere, und verachtend was das rein kindliche Gemüth in höherer Ahnung gefunden hat, geht er zuletzt unter in der Nacht, die er für den hellen Tag anſah. Alſo Fauſt, der, als ein durchaus vaterländiſcher Mythus, die höchſte tragiſche Idee andeutet. Wir ſollen keinesweges einen einzelnen Dichter nennen als Urheber dieſer tiefſinnig allegoriſchen Sage, ſondern wir dürfen gar wohl behaupten, daß das ganze Volk mit daran gearbeitet hat. Das Ganze des Fauſt zu erfaſſen kann unmöglich allen gegeben ſein; aber etwas Gutes hat ſich vielleicht jeder mit Geiſt und Fantaſie auch nur mäßig ausgeſtattete Deutſche ſchon aus dem Fauſt genommen.

§. 51.

Man ſieht, daß Fauſt nicht ganz verſtanden werden kann, ohne den Gegenſatz im Don Juan zu erkennen, deſſen Held, wie bereits angedeutet wurde, nach außen hin zu Grunde geht, da er ſein ganzes Weſen an die ungenügenden Freuden der äußern Welt verſchleudert. Indeſſen iſt die Auffaſſung eines ſolchen extenſiv Untergehenden, um aus ihm eine Tragödie zu bilden, nicht deutſchen, ſondern ſpaniſchen Urſprungs, und wenn auch die früheren deutſchen Dichter ahndeten (was ich nicht mit Gewißheit behaupten kann) daß eine ſolche Tragödie zum Verſtändniſſe des den Deutſchen eigenthümlichen Fauſt nothwendig ſei, ſo behandelten ſie dieſelbe doch wie etwas fremdartiges mit minderm Geſchick, und gleichſam nur auszugsweiſe. Sie wollten nur keine Lücke laſſen und dramatiſirten mit Mühe was ſie lieber ganz verſchwiegen hätten. Niemand konnte wohl damals ahnden, daß einſt ein deutſcher Tonkünſtler mit einer zauberiſchen Kraft, wie wir ſie ſonſt nur im Shakſpear finden, den Don Juan hervorrufen würde.

Die deutſchen Dichter fühlten ſich dagegen bei dem Fauſt wie in ihrer Heimath, und er iſt deshalb von jeher häufig und zuweilen gründlich und bedeutſam behandelt worden. Obwohl wir nun, wie alle wiſſen, durch Goethe eine faſt vollendete Bearbeitung der großen Sage beſitzen, ſo iſt doch keinesweges überflüſſig, zu betrachten, wie frühere Jahrhunderte dieſen Stoff aufgefaßt haben; daher folgende einfache Mittheilung:

Fauſt ſitzt in ſeinem Studierzimmer bei einem bedenklich großen Buche, und erklärt, er habe nunmehr ſämmtliche Wiſſenſchaften durchſtudirt, aber er komme doch zu nichts Rechtem. Er wolle ſich deshalb aus Deſperation auf die ſchwarze Kunſt legen; die werde doch helfen. Da ertönt von der linken Seite ein aufmunterndes Wort; aber von der rechten eine Ermahnung, ja bei dem Studium der Theologie zu bleiben. Fauſt erkennt gar bald, von wem die Stimmen; beharret aber bei ſeinem Vorſatze. Er tritt in den magiſchen Kreis und beginnt die Citation der Teufel. Sie erſcheinen, und er thut an ſie die bekannte Frage nach ihrer Schnelligkeit. Ihm genügt nicht, daß einer ſo raſch iſt wie ein Vogel in der Luft, oder wie ein Pfeil, oder wie die Peſt, ſondern er wählt den der ſo ſchnell iſt wie die Gedanken des Menſchen.

§. 52.

Der Dichter hat genau gewußt, was er damit wollte, denn der in tieferm Sinne unbefriedigte Menſch, ſollte er ſich auch in tauſend Fällen noch leidlich beſchwichtigen können, wird doch ſtets bittern Haß empfinden gegen die hemmenden Schranken des Raumes und der Zeit. Er fühlt klar die Unendlichkeit des Geiſtigen in ſich, aber auch die Enge und Armuth des irdiſchen Lebens; und da er die Religion verſchmäht, die allein Beruhigung und Eintracht in dieſen Kampf zu bringen verſteht, ſo würde er ſelbſt das ſchlimmſte Mittel wählen, jene Schranken zu zerbrechen.

Man hat, wie bekannt, in neueren Zeiten jene Gedanken überbieten wollen, und Fauſten den Teufel wählen laſſen, der ſo ſchnell iſt wie der Uebergang vom Guten zum Böſen. Dadurch aber iſt der ganze Standpunkt verrückt, oder doch undeutlich geworden, von dem aus wir die Stimmung des Helden betrachten ſollen.

Fauſt wird unterbrochen durch den Famulus Chriſtoph Wagner, der ſich ganz ſo zeigt wie der innere Zuſammenhang der Sage will: geleckt, geſchniegelt, und die tiefere Eitelkeit des Herrn unbeholfen nachahmend.

Jetzt belebt ſich die Scene auf eine luſtige Weiſe, indem Kasperl in den öden Saal hinein tritt, und auf eine ſeltſame Weiſe ſeinem Unmuth Luft macht, daß es hier mit der Wirthſchaft ſo ſchlecht beſtellt ſei. Er iſt ein vacirender Bedienter und ſucht einen neuen Herrn, will ſich aber erſt durch Eſſen und Trinken ſtärken, und ſtaunt ſehr, als er durch Wagner erfährt, daß hier kein Wirthshaus ſei, wo man für Geld Speiſe und Trank bekommen könne; zeigt jedoch auch bald ſein mildes Gemüth, indem er erklärt, daß, wenn es nicht anders ſein könne, er auch wohl ohne

Geld eine gute Mahlzeit anzunehmen ſich bequemen wolle. Wagner lächelt zart über den einfältigen ungelehrten Menſchen, der doch ſo luſtig iſt, und da es bei ihm ſelbſt nicht ganz ohne innere und äußere Langeweile abgehen kann, ſo wünſcht er ihn als Diener beizubehalten. Aber Kaspar, in der Einfalt gründlich, fragt zuvörderſt, ob denn auch er ſelbſt ein Herr ſei, und da er erfährt daß dem nicht alſo iſt, verſichert er daß er höchſtens bei Fauſt dienen wolle, der, als ein Doktor, doch ohne Zweifel ein ganz anderer Mann ſein werde wie das geſchniegelte Weſen. Der Famulus läßt ſich das gefallen.

§. 53.

Es kommt jetzt zum Contracte, der als Gegenſatz zu dem bald darauf folgenden Vertrage zwiſchen Fauſt und Mephiſtopheles, nicht unbedeutend iſt. Wagner bietet ihm jährlich zwanzig Goldgülden Lohn, aber Kaspar meint das ſei zu wenig, und er könne ſich nur einlaſſen, wenn man ihm ſechs und dreißig Groſchen jährlich bewillige. Wagner belehrt ihn, er thue ſich ja ſelbſt den höchſten Schaden, und iſt gutmüthig genug, ihm nicht allein den Irrthum zu erklären, ſondern ihm auch anzubieten: Zwanzig Gulden Lohn, und ſechs und dreißig Groſchen Trinkgeld. Kasperl aber verlangt mit der größten Entſchiedenheit ſechs und dreißig Groſchen Lohn und zwanzig Goldgülden Trinkgeld, und nun erſt ſind die Schwierigkeiten bei dem Antritt des neuen Amtes beſeitigt. — Iſt hier nicht wirklich, bei aller anſcheinenden Kinderei, einige Ironie im Hintergrunde?

Als Kaſperl allein iſt, blättert er neugierig in Fauſts magiſchem Buche, bemerkt aber leider mit Betrübniß, daß er es in der Kunſt zu leſen zu keiner beſondern Stärke gebrochen habe. Er ſtößt einige rührende Klagen aus über das Unglück nichts ſonderliches gelernt zu haben, entſchuldigt ſich aber mit dem Umſtande, daß ſeine Großmutter, die ihn in der ſchweren Wiſſenſchaft unterrichtet habe, bereits in ſeinem neunzehnten Jahre geſtorben ſei, ſo daß er viel zu früh, in noch zu zarter Jugend das Studium habe unterbrechen müſſen und unmöglich mit allen Buchſtaben bekannt ſein könne.

Endlich iſt er doch ſo glücklich, ein paar recht wichtige und ſeltſame Wörter heraus zu buchſtabiren; und ſieht ſich belehrt, daß wenn man die Teufel citiren wolle, man nur „Perlik“ zu rufen habe; doch müſſe man „Perluk“ ſagen, wenn ſie wieder weg ſollten. Die bequeme Sache gefällt ihm ungemein, und da er nun auch den magiſchen Kreis gefunden, den er anfangs für ein Schneidermaaß gehalten, ſo ſtellt er ſich in denſelben und übt das eben erlernte Herrſcherwort. Es geräth zum Verwundern und eine Menge Teufel ſchweben zu ihm nieder. Die ſeltſame Wiſſenſchaft, oder vielmehr nur der pikante Duft derſelben, hat auch auf ihn ſchon einigen Einfluß gehabt, und er erſtaunt nicht ſehr, ſich mit einemmale in ſo befremdlicher, unheimlich peinlicher Geſellſchaft zu ſehen. Er findet das alles ſehr natürlich, da er nun einmal jene ſchweren Worte gefaßt hat. Er fragt die Teufel nach ihrem Namen, ihrem Alter, ihren Geſchäften, hat beſonders ſeine Ergötzung mit einem freundlichen handhohen Teufelchen, das doch ſchon 889 Jahr alt iſt, und giebt ihm den Troſt, es könne noch ein tüchtiger Kerl aus ihm werden, wenn es ſich nur hübſch angreiſe. Endlich aber wird er völlig muthwillig und neckt und ärgert die Teufel auf mancherlei Weiſe; ja, von dem magiſchen Kreiſe beſchützt, wagt er ſogar zu ſeiner Gemüthserheiterung einige der kleineren Teufel ein wenig — zu ſchlagen.

indem er ſchnellzüngig mit den beiden Wörtern wechſelt,
igt er ſie zu eben ſo raſchen Hinauf- und Herunterfah-
, ſo daß die armen Geiſterchen faſt ein Gegenſtand des
auerns werden. — Es verſteht ſich indeß von ſelbſt, daß
Schluſſe des Akts doch auch er ein wenig geneckt wird;
ſo daß wir für ſein eigentliches Heil nicht ſonderliche
ache zu fürchten haben.

§. 54.

Jetzt kommt nun die Zeit, wo Fauſt ſich näher mit dem
fel einläßt, und die Bedingungen angiebt, unter denen
as Bündniß mit ihm abzuſchließen bereit iſt. Die erſten
ehen ſich nur auf Eitelkeit und — Beſiegung des Rau-
und der Zeit. Höchſt wunderbar und tragiſch bedeu-
iſt die Bedingung, daß der Vater der Lüge ihm auf
Frage die Wahrheit ſagen ſoll. Es wird ihm alles
währt, und nun iſt Fauſt bereit zu unterſchreiben; aber
eholfen bei aller Wiſſenſchaft, will er erſt Dinte brin-
laſſen, worüber der Teufel lächelt und erklärt, dazu
ürfe es ſeines eignen Blutes. So ritzt er ihm denn die
er der Hand auf, und Fauſt bemerkt mit Erſtaunen, daß
hervordringende Blut die Buchſtaben H. F. bildet, wel-
s er als den Zuruf ſeines Schutzgeiſtes: Homo fuge
enſch fliehe!) erklärt. Jetzt bemächtigt ſich ſeiner ein
gſtliches Gefühl, das ſogar in körperliche Schwäche und
be Ohnmacht übergeht. Die Nähe des Böſen bringt
ſe Empfindung hervor, aber bei dem ſchon halb Verlore-
auch nur dieſe unfruchtbare körperliche Angſt.

Mephiſtopheles ahndet die Nähe des Schutzgeiſtes und
ß auf einen Augenblick weichen. Jener ſchwebt herab,
d warnt mild und ernſt den Schlafenden; aber es iſt zu
t, denn mit der Kraft, die durch den Schlaf wiederge-

kehrt, iſt auch der traurige Muth wieder da, ſich mit der Hölle einzulaſſen. Die Unterſchrift ſteht feſt, der Teufel erſcheint von neuem, und von der linken Seite her ſchwebt wie in Schwefeldunſt gehüllt ein Rabe herab, nimmt die unglückliche Verſchreibung in den Schnabel und fliegt damit zurück, um ſie dem Fürſten der Hölle (hier Pluto genannt) zu überbringen. So iſt alles geſchehen was der Böſe gewünſcht, und wohl berechnet auf Fauſts Gemüthsart, die um ſo ſchwächer iſt, weil er ſie für überſtark hielt.

§. 55.

Ich finde in alten Schriften, daß andere Bearbeitungen des Fauſt dieſe Scene ſehr verſchieden hatten. Fauſt muß auf eine furchtbare Weiſe der Gnade Gottes und dem Verdienſte des Erlöſers entſagen, ein Verlangen, das, ausgeſprochen, gar wenig Klugheit bei dem Teufel vorausſetzt. Ferner darf in keinem Falle dergleichen auf eine Volksbühne gebracht werden, und wir ſtimmen deshalb vollkommen den berliniſchen Geiſtlichen bei, die ſich am Schluſſe des ſiebzehnten und zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts der Darſtellung dieſer nur zu heftig wirkenden Scene widerſetzten, und deshalb eine eifrige Bitte an Friedrich III. ergehen ließen, die auch Philipp Jakob Spener unterſchrieb.

Kehren wir zurück zu unſerm Fauſt, in welchem, wie wir erzählt haben, jene große Scene ſo einfach und beſonnen angelegt und geordnet worden iſt. Der Teufel hat nun die Hauptſache erreicht die er erreichen wollte, und läßt ſein Opfer nicht mehr zu Athem kommen. Der Dichter giebt uns hier abermals einen tiefen Gedanken voll rein chriſtlicher Ironie. Fauſt mit der ganzen Kraft der Hölle belebt, weiß doch nichts anders mit ihr anzufangen, als wie ein reiſender Wunderdoktor, ſich ſchnell an den Hof eines italieniſchen Herzogs zu verſehen, der ſo eben Hochzeit gehalten hat. Er will dort als ein Tauſendkünſtler angeſtaunt werden und mit raffinirter Eitelkeit anfangs ſeinen Namen nicht ſagen, um, wenn er, der ſchon jetzt berühmt iſt, ihn endlich ausſpricht, ganz im ſüßeſten Lobesweihrauch wandeln zu können. Das iſt alles was er für jetzt will, und dafür hat er ſeine Seele hingegeben!! —

§. 56.

Nach ſo großem tragiſchen Ernſt iſt Kasperl, der nun die Scene wieder einnimmt, eine angenehme Erſcheinung. Er klagt, es ſei in dieſem Hauſe nicht mehr auszuhalten, denn in jeder Ecke ließen ſich Teufelchen ſehen, aber er klagt nur ſcherzhaft, denn ihm mache doch die Sache Spaß, und mehr als Spaß will er nie. Er hat ſich nur obenhin eingelaſſen mit den böſen Geiſtern, weil ſie ihm pikant-luſtig erſcheinen, und da ſie noch immer keineswegs ſeine Herren ſind, ſo glaubt er ohne ſonderliche Gefahr wagen zu dürfen, ſie ein wenig zum Beſten zu haben. Gefährlich im Allgemeinen bleibt ein ſolches Spiel immer, und das hat der Dichter auch angedeutet; doch durfte er als Dichter nicht minder andeuten, daß die Teufel denn doch auch etwas — dumm ſind, und ſelbſt von einer beſchränkten aber geſunden Natur ſich beherrſchen laſſen, wenn der beſchränkt behagliche Menſch nur nicht zu entſchiedenem Böſen ſich mit ihnen einläßt, und überhaupt nichts Böſes will. Das Böſe iſt nämlich, ſeiner ganzen Natur nach, traurig und düſter, und ſchon um deßwillen hat ein fröhlich ſcherzendes Gemüth weit weniger von ihm zu fürchten, als ein überernſthaftes und melancholiſches — Es wird Kasperln endlich eröffnet, daß ſein neuer Herr ihn mit nach Welſchland nehmen will, doch ſoll er nicht verrathen wer ſie ſeien.

§. 37.

Die Scene verwandelt ſich in einen Vorſaal bei dem italieniſchen Herzoge. Ein Kammerdiener, mit dem vornehmen Namen Karlos tritt auf, und hält einen in das Allgemeine hingehenden Monolog, wird aber plötzlich ſehr erſchreckt durch die Erſcheinung Kasperls, der durch die Luft geflogen kommt. Karlos vermuthet mit Recht, daß eine Converſation mit einem Manne, der ſelbſt der Luft zu gebieten vermag, intereſſant ſein müſſe, und beginnt deshalb ſogleich ſeine Anfragen. Kasperl, der, wie alle poröſen Naturen, nicht ſchweigen kann, verſichert, daß er ſehr wohl zu ſchweigen verſtehe, und niemand von ihm herauskriegen werde, daß er Kasperl heiße, aus Deutſchland komme u. ſ. w. und begreift die Seltſamkeit des Kammerdieners nicht, der ihm erwiedert, daß er es nun ja doch erfahren habe. Der Spaß iſt rein natürlich und gut; aber ſehr veraltet, woran jedoch — der Verfaſſer des Fauſt nicht ſchuld iſt, ſondern einige funfzig Luſt- und Schauſpiele der neueſten Zeit, die Aehnliches haben.

Den Namen ſeines Herrn aber will er nun durchaus nicht ſagen, läßt ſich jedoch bewegen ihn mimiſch darzuſtellen, indem er dem Karlos die geballte Fauſt zeigt. Jetzt wird der Kammerdiener ungemein höflich, denn von jenem deutſchen Wundermanne hat auch er gehört, und bittet den Kasperl ihm für ein gutes Trinkgeld doch einige Proben von ſeiner Kunſt zu geben, da er ohne Zweifel bei einem ſolchen Herrn Bedeutendes müſſe gelernt haben. Kasperl, ohne alle Verlegenheit, fragt ihn, ob es ihm etwa gelegen ſei, wenn er augenblicklich hier ein großes Gewäſſer hinſtrömen laſſe, das ſie beide verſchlinge, oder ein ungeheures Feuermeer heraufrufe, das ſie beide verzehre. Der Kammerdie-

ner

ner verſichert mit Angſt, daß er keineswegs mit ſo großen Gedanken umgehe, ſondern mit einem zierlichen Geſellſchaftsſtück ſchon zufrieden ſei. Er wünſcht nur etwas Neues zu ſehen. Kasperl ſpringt hüpfend und neckend um ihn herum, und fragt ihn alle Augenblicke, ob er noch nichts geſehen habe, und da Karlos verneint, ſo verſichert er endlich ehrlich, daß er durchaus nichts gelernt habe und nichts machen könne; und wenn der Kammerdiener etwas ſehen wolle, ſo müſſe er es ſelber machen. Damit läuft er ab.

Es erſcheint jetzt der Herzog mit ſeiner Gemahlin, die von einer Hofdame begleitet wird. Sie unterhalten ſich ſehr zierlich und feierlich von den Luſtbarkeiten, welche zu Ehren ihrer Vermählung veranſtaltet worden ſind, und die Herzogin, da ſie noch neue Feten vorſchlagen ſoll, bittet ſich endlich, die Ergötzlichkeiten von neuem anzufriſchen, ein Feuerwerk aus: worin wir abermals das ſiebzehnte Jahrhundert zu erkennen glauben, in welchem prachtvolle Feuerwerke als die höchſte aller menſchlichen Luſtbarkeiten zu gelten ſchienen. Der zärtliche Gemahl bewilligt dies billiger Weiſe augenblicklich; hört jedoch von ſeinem Kammerdiener, daß noch ganz neue Divertiſſements ſich hoffen laſſen, indem der weltberühmte Doktor Fauſt angekommen ſei. Man ſchickt dem Kasperl nach, doch dieſer hat ſich in der Angſt verſteckt und iſt nicht zu bewegen zurück zu kommen, da er überall Menſchen fürchtet welche Kunſtſtücke von ihm verlangen, die er doch nun einmal nicht machen kann. Da wird der Herzog, dem, witzigerweiſe, der Dichter keinen Namen gegeben hat, einigermaßen böſe, und von ſehr menſchlicher Neugier getrieben, entäußert er ſich auf einige Augenblicke ſeiner irdiſchen Hoheit und Grazie, und ſetzt dem Kasperl ſelber eilig ſcheltend nach.

§. 58.

Bald darauf tritt Fauſt ein, und wird von der allein zurückgebliebenen Herzogin mit Auszeichnung aufgenommen: leider aber durchaus **nicht** um ſeiner ſelbſt willen, ſondern abermals um der — Kunſtſtücke willen, die er machen kann und **ſoll**. Der Dichter hat dieſen Gedanken nie ausgeſprochen, wohl aber klar in Handlung gebracht.

Nun Fauſt iſt ſo ganz in Eitelkeit ertränkt, daß er gar keinen Unterſchied mehr zu machen ſcheint zwiſchen ſich und den — Kunſtſtücken. Er zeigt ſich ſteif und galant und hoch entzückt über die große Ehre, daß die Herzogin von ihm **gehört** hat und ihn einen berühmten Mann nennt. Die Dame aber hat nicht ſonderliche Luſt, ſich mit ihm ſelbſt zu unterhalten, ſondern geht ſogleich zu der Frage über, ob er Geiſter citiren könne. Darauf iſt ihr ganzer Sinn gerichtet, was bei einer Neuvermählten wohl befremdlich und bedenklich erſcheinen könnte; es [illegible] nur indeſſen, daß ſie vorhin doch noch freundliche Theilnahme für das zu brennende Feuerwerk gezeigt hat.

Fauſt bittet, ſie möge nur befehlen und ſie iſt auch nicht ſparſam im Befehlen, ſondern fordert nach einander die Erſcheinung des Simſon, des Goliath, des Salomon und der Judith, bei welcher letztern der kunſtreiche Doktor, außer dem Kopfe des Holofernes, noch das ganze Aſſyriſche Lager mit in den Kauf giebt, ſo wie er denn auch nicht vergißt die Geſchichte jedes einzelnen Erſcheinenden nach beſten Kräften auszulegen. Es thut ihm wohl ſich **reden zu hören**, und vollends hier zu der zwar anonymen, doch überaus hohen Dame.

§. 59.

Sei's durch Reflexion, oder ſei es durch allgemein gebildeten Takt; genug der Dichter hätte kaum zweckmäßigere

ſonen erſcheinen laſſen können als dieſe oben genann-
, die man in gewiſſer Hinſicht wohl etwas anbrüchig
men kann, da ſie durch geiſtige oder körperliche Ueber-
t die ſtille heilige Andacht des Gemüthes in ſich ſtör-
Bei Simſon und Goliath verſteht ſich das von ſelbſt,
daß der kleine David mit erſcheint, halte ich für einen
tern Zuſatz. — Bei der Judith iſt die mangelnde Weib-
keit und Liebenswürdigkeit zur Erklärung des Räthſels hin-
hend, ſo wie beim Salomon die Erinnerung an manches
ſeltſame Wort, das dem weiſen Manne doch auch ent-
en iſt, und an einige auch in ſpäteren Zeiten noch ſehr
ſene und gefeierte Kirchenväter, die dem in Glück und
gheit prangenden Könige die — Seligkeit abſprechen,
Urtheil, das auch die altkatholiſche Kirche ſanktio-
t hat.

Die Dame iſt überaus zufrieden mit ſo ausgezeichneten
weiſen von wohl erlernter ſchwarzer Kunſt, und wünſcht
Künſtler ſogleich ihrem Gemahl als den viel berühmten
ntſchen Doktor vorzuſtellen. Fauſt aber bittet, es nicht
thun, ſondern ihn noch unerkannt ſein zu laſſen. Er
le dann auch bei Tiſche ganz abſonderliche Kunſtſtücke
chen, und es ſollten zum Beiſpiel plötzlich die Gläſer an
ander hüpfend klingen, und kein Menſch rathen wie das
glich ſei. Dann werde man doppelt erſtaunen, wenn es
lich heiße, der Doktor Fauſt ſei unter ihnen und habe
s das Große verrichtet.

Der eben noch den Geiſt Salomons vor ſich ſah und
ganze Geſchichte deſſelben mittheilte, hat jetzt ſchon
um für kindiſche Albernheiten, denn der Eitelkeit iſt al-
recht, das Große wie das Kleine, wenn nur der Weih-
ch nicht fehlt.

§. 60.

Aber die ganze Herrlichkeit nimmt ein baldiges und klägliches Ende. Als Fauſt der Einladung zum Mittagsmahl folgen will, verrennt ihm plötzlich der böſe Feind den Weg und meldet ihm, faſt wie ein guter Freund, daß bei dieſem Gaſtmahl, auf welches er ſich ſo gefreut, ein Giftbecher auf ihn warte und daß dem Helden nichts weiter übrig bleibe, als nach einigem Hin- und Herreden mit Mephiſtopheles davon zu fliehen und zu fliegen.

Es drängen ſich hier einige zweifelnde Gedanken auf, die jedoch alle etwas Intereſſantes und ironiſch Tragiſches haben. Zuvörderſt: Warum iſt der Herzog ſo ſehr böſe auf den armen Doktor? und wie kann er, auch beim höchſten Zorne, ſeine Zuflucht zu ſolch' einem Mittel nehmen wollen? Mißgönnt er dem Fauſt die Audienz bei der Gemahlin? Fürchtet er wunderlicher Weiſe wohl gar, daß deſſen berühmter Name ſie bethören werde? oder hält er ihn jetzt mit einemmale für einen verhaßten Zauberer, gegen den ihm jedes Mittel erlaubt dünkt, um die Welt nur ſo ſchnell als möglich von dem Ungethüm zu befreien? oder iſt er gar eiferſüchtig? oder iſt er bloß im Allgemeinen tyranniſch launenhaft, daß er ſo plötzlich den Mann morden will, deſſen Bedienten er noch ſo eben nachlief? Der Dichter hat ohne Zweifel alle dieſe Fragen vorhergeſehen, aber nicht für gut gefunden ſie mit deutlichen Worten zu löſen. Das Beſte ſcheint uns deshalb anzunehmen, der italieniſche Herr ſei allerdings eine unſittliche verſchwenderiſche Perſon, und der Dichter habe ſich nicht geſcheuet, ihn in der Wahl der Mittel boshaft erſcheinen zu laſſen, da ja ebendrein die Scene in Welſchland iſt, wo inſonderheit die früheren Deutſchen Gift und Dolch genugſam hatten kennen lernen.

Noch könnte man hier fragen: Iſt nicht das Ganze vom Teufel erſonnenes Märchen? Aber ich antworte nell und ſicher darauf mit einem beſtimmten Nein; denn r ſollen in keinem Falle den wahrhaft tragiſchen Gedan- verlieren, daß der des Mannes Leib retten will und klich rettet, der die Seele auf ewig verderbt hat.

§. 61.

Jetzt iſt der arme Kaspar, den der egoiſtiſch eitle Fauſt hend vergeſſen hat, in dem unheimlichen Welſchland ganz ein. Er jammert und klagt auf die rührendſte und lu- ſte Weiſe, und um nur ſchnell dem traurigen Gefühl Einſamkeit zu entgehen, citirt er einen — Teufel. Es cheint ein überaus kleiner, zierlicher, weichherziger — bö- Geiſt, den Kaspar faſt freudeweinend und zärtlich um- nt.

Selbſt der Teufel ſcheint — gerührt, verſpricht ihn nell nach Deutſchland zu ſchaffen, und räth ihm, ſich t um die Stelle eines Nachtwächters zu bewerben. spar dankt herzlich für das ehrende Zutrauen, ver- hert aber viel zu beſcheiden er könne nicht ſingen, und öpft Troſt aus der Antwort, daß man in Deutſchland Nachtwächter nicht zu zwingen pflege, beſſer zu ſingen ſie — vermöchten. Er wiederholt ſich die entſcheidende twort um ſie ganz zu faſſen, und läßt ſich dann das Fuhr- rk vorführen, das der kleine böſe Feind für ihn beſtimmt e. Es iſt eine Art von Sopha, und auf demſelben ruht ſchönes junges Frauenzimmer, von welcher der erſtaunte aspar erfährt, es ſei ſeine Schweſter. Die Sache iſt n intereſſant, doch will er nicht mit der Dame fahren. zeigt ſich ein zweites Sopha, auf welchem abermals ein auenzimmer liegt, deren Anblick Kasparn noch mehr erfreut: befremdend aber iſt des kleinen Teufels Nachricht, das ſei ſeine Großmutter, denn es muß betrüben, daß die arme Frau, die ohne Zweifel bei Kaspars Erziehung und der ſchweren Anweiſung zum Leſen (ohne alle neuere Methode) viel Mühe gehabt haben mag, nun in der Hölle ſchmachten ſoll *). Aber Kaspar wundert ſich nicht ſonderlich, ja er ſcheint es ihr faſt, obwohl er es nicht ausſpricht, zu gönnen, da er ſich vielleicht der qualvollen Stunden erinnert, in der ihn die Frau zu der gefährlichen Wiſſenſchaft der Lektüre leiten wollte. Genug: Kaspar hat Geſellſchaft gewünſcht, aber dieſe iſt ihm doch nicht recht, und er beſteigt zuletzt einſam das ſeltſame Fuhrwerk, das ihm das ſchwarze Weſen vorführt.

Man ſieht, die ganze Scene iſt mit großem Muthwillen behandelt und das wäre gar ſchön, denn außer dem ächten Ernſt iſt nichts ſo ſehr zu lieben als der friſchflatternde Humor. Indeß kann ich eines nicht billigen: — der Teufel, der denn doch in jedem Falle ſtreben muß, Kasparn, den er ſchon zur Hälfte hat, ganz zu beſitzen, giebt ihm hier offenbar einen guten Rath, indem er ihn zur bürgerlichen Thätigkeit ermahnt, durch die er allein gerettet wird. Einen guten Rath aber kann Mephiſtopheles nie geben und der Dichter darf auch im höchſten Muthwillen deſſen Natur nicht vergeſſen.

Mir iſt deshalb wahrſcheinlich, daß hier eine fremde Feder mit gewaltet hat, und daß in irgend einer frühern

---

*) Weniger bedauert man die Schweſter, denn man hat ſie früherhin nicht kennen gelernt. Klar iſt übrigens die Intention des Dichters: die ganze Familie Kaspars hat ſich mit der Hölle familiariſirt, und indem man dem luſtigen Geſellen die Hauptmitglieder in angenehmer Geſtalt zeigt, ſoll auch er immer mehr ſchlimmes Vertrauen gewinnen.

ſchrift Kaspar jenen guten Plan ſelbſt faßt, da ihm
unheimliche Getreibe ſeines Herrn bald genug gefähr-
ſcheinen mußte. Ein beſchränkt luſtiger Menſch wie
ar ſieht von der Sünde wenigſtens das Finſtere, und
hm das zuwider iſt, ſo ſchickt er ſich wenigſtens zu ei-
gewiſſen Gattung von halbſchieriger Solidität an, bei
ſich doch eher einiger Spaß hoffen läßt.

§. 62.

Raſch iſt die Zeit, und die Jahre verrinnen wie Wol-
ebel. So ſind auch die dahin gegangen, die Fauſt ſich
em traurigen Bündniſſe bedungen durfte, und ſo ſehen
ihn zu Anfange des fünften Actes matt und traurig und
ich gekehrt. Wir finden ihn in Deutſchland und in einer
größeren und fröhlicheren Städte; aber auch das liebe
erland kann den nicht erfriſchen, der mit ſich ſelbſt zer-
n iſt. Er bereut; aber auch ſeine Reue iſt dunkel und
länglich, doch hinreichend um den Teufel zu beunruhi-
Er tritt zu ihm und fragt gleichſam mit ſanftem Vor-
f, warum er ſich denn jetzt gar keine Freuden und
lichkeiten mehr ausbitte; bei der Trübſeligkeit komme
nichts heraus. Fauſt verweigert jede ſinnliche Ergötzung,
ern erinnert ihn an jenen Punkt des Contraktes, ihm
die Wahrheit zu ſagen und thut dann die große
ge: „Kann ich noch zu Gott kommen?" an den
ufel, der ſcheu und zitternd ſich ſo gefragt zu ſehen,
ich ein leiſes „Ich weiß nicht" hervorſtammelt. Fauſt
derhole die Frage, und der Befragte flieht zitternd vor der
afe ſeines Ober-Herrn (Pluto), wenn ſich die Seele des
n verloren geachteten dennoch von ihm losreißen ſollte.
Fauſt kniet jetzt im Gebet nieder, und faſt könnte man
gen wieder für ihn zu hoffen, als plötzlich der Teufel

in Geſellſchaft einer ausnehmend ſchönen und reichgekleideten Dame zurückkehrt. Es ſei, ſo läßt er ſich vernehmen, die ſchöne Helena, die er ihm zuführe als Eigenthum; und Fauſt, der anfangs nicht hören will, unterbricht endlich ſein Gebet mit den thörigten Worten: „Nun anſehen kann ich ſie ja wohl.“ Aber im Anſehen entzündet ſich die verworrene Seele von neuem, und bald darauf führt er die ſchöne Geſtalt ab, unter dem Hohngelächter des Feindes, deſſen Beute er nun auf immer iſt. Nicht lange ſo kehrt er zurück, verzweifelnd, daß die Schöne, als er ſie an ſeine Bruſt drücken wollte, ſich in eine gräuliche Furie verwandelt habe.

Man könnte fragen: Iſt Fauſt nicht zu ſchwach hier geſchildert worden? — Es kann beim erſten Blicke ſo ſcheinen; bei näherm Anſchauen nicht. Die ſchönſte aller lebenden Jungfrauen der Stadt hätte ihm der böſe Geiſt ohne Gefahr verſprechen können; er wäre ungerührt geblieben; aber Helena! die berühmteſte aller Frauen Griechenlands, um derentwillen ein zehnjähriger Krieg geführt wurde, und von der er, der gelehrte Mann, hundertmal im Homer geleſen und im großen Hörſaal declamirt hat — die reizt die Neugier, die Wißbegierde ſogar, und — die Eitelkeit. Und er will ſie ja nur anſehen! — das iſt alles in der Ordnung und der Dichter hat recht wohl gewußt was er damit wollte.

§. 63.

Jetzt iſt alle Hoffnung für Fauſt verloren, und um ihn und in ihm wird es immer dunkler. Es ſchlägt neun Uhr und eine ſehr ernſthafte Stimme von oben her ruft ihm (in lateiniſcher Sprache) zu: „Bereite dich.“ Er fühlt die Bedeutung des Wortes zitternd nach, und im irren Halbgebete verliert er ſich im Hintergrunde.

Da erhebt ſich plötzlich, ungeſehen aber wohl gehört, Innern eines vorſtehenden Hauſes eine Scene, die recht entlich aus der Welt herausgenommen iſt, die ſich, als egenſatz der wahren, die wirkliche nennt. Wir verneh- n die wohlbekannte Stimme Kaspars, der des Herum- weiſens müde ſich in dieſer Stadt niedergelaſſen, und in That den Nachtwächterdienſt, leider aber auch eine böſe, eraus zänkiſche Frau bekommen hat. Es iſt erſt neun r, doch hat ſie ſich bereits zur Ruhe begeben, und es iſt zuwider, dem lieben Mann die Laterne anzuzünden, die doch bei ſeinem Berufe nöthig hat. Kaspar erſcheint dlich, ruft die Stunde ab und ſingt ein Lied, das uns nigſtens hinlänglich zeigt, es habe alter Zank mit der ver- ießlichen Ehefrau doch nicht ſonderlich gewirkt auf ſeine öhlichkeit, was allerdings viel ſagen will. Er iſt immer ch der Alte und will ſchlechthin nichts zu ſchaffen haben t dem Ernſt des Lebens.

Als er abgegangen, kehrt ſein unglücklicher Herr auf e Bühne zurück, und unter ſeiner wachſenden Verzweif- ng tönt die unbekannte Stimme von neuem in lateini- er Sprache: „Du biſt angeklagt.“ — Das Wort könnte ſelbſt den guten Menſchen ſchrecken, denn wie ſo man- es Fehlers, wie ſo manches Vergehens iſt auch der ſich wußt; und wenn wir uns nun denken, daß jede ſündige tunde, gleichſam lebendig geworden, jetzt die Anklage er- bt vor Gottes Gericht, ſo darf ja auch wohl der Beſſere rchten. Doch die Geprüften wiſſen dann an wen ſie h zu halten haben, und daß unſer Glaube dann wie ein iliges geflügeltes Kind empor ſchweben wird zum Thron s ewigen Vaters, demüthig und ſtill flehend um Gnade, wo allein Gnade zu bitten iſt, und wie dann tröſtend as Wort der Verheißung ſich erfüllen wird. — Nicht ſo

Fauſt. — Er hat ja allem entſagt, was Troſt bieten kann, und ſo ſteht er nun ſchauderhaft einſam und verlaſſen da, hingegeben an das Verderben, das er ſelbſt auf ſich herauf gerufen.

§. 64.

Es ſchlägt zehn Uhr und Kaspar beginnt von neuem den luſtigen Streit mit ſeiner unlieben Gattin, der aber diesmal gefährlicher iſt, denn der Frau kommt jetzt noch ein Etwas zu Hülfe, das mit einer entſetzlichen Baßſtimme ausruft: „Mutter! der Vater ſtört mich immer im Schlafe.“ Da erſchrickt ſelbſt Kasperle und bittet demüthig die Mutter, doch ja dem Kinde einen guten Hirſebrei zu bereiten, damit es ihm, dem Vater, nur vergebe. So hat der arme Mann ſogar zwei Herren: die Frau und das Kind, und wir könnten ihn faſt bedauern, wenn er es uns nicht ſogleich unmöglich machte durch neu hervorſtrömende Luſtigkeit, die bei ihm unantaſtbar iſt. Ein wenig Strafe aber durfte ihm der Dichter nicht erlaſſen; denn wer ſich ſo lange mit den Teufeln geneckt hat muß billig erfahren, daß man auch das nicht ohne Gefahr thun kann.

Er ſingt abermals die Stunde ab, die ſeinen Herrn der Hölle näher bringt; und da er abgegangen, erſcheint von neuem der Unglückliche, der nun die dunkle Stimme rufen hören muß: „Du biſt gerichtet.“ — So iſt alſo kein Rückgang mehr möglich, denn das Urtheil iſt gefällt und, wenn auch noch nicht ausgeſprochen, doch dem ahnenden Geiſte völlig klar. Jetzt erſcheint abermals Kasperl um die eilfte Stunde abzurufen, die ſchon angeſchlagen hat, und er ſtößt in der Dunkelheit der Nacht auf den verzweifelnden Herrn.

Als ich das Stück zum erſtenmale ſah, warf ich mir

rend des ganzen letzten Aktes die Frage auf: Wird der
hter den Fauſt und Kaſperl jetzt zuſammen kommen
n? Ich zweifelte, da allerdings ein geheimer Schau-
in dem Gedanken liegt, daß der luſtige Bediente dem
en Herrn die Stunden der Nacht zuſingt ohne ihn zu
n; oder ich erwartete wenigſtens, daß, wenn ſie ſich er-
nen würden, dieſes Zuſammentreten nur ein augenblick-
s und wertloſes ſein werde, da freilich jedes pathetiſche
rt hier unangenehm und ſtörend ſein dürfte.

Der altdeutſche Dichter hat an alles das nicht gedacht,
ern ganz gelaſſen die Sache auf ſeine Weiſe angegriffen.
par ſchreit laut auf, als er den Herrn wieder ſieht;
mt ſich aber gar nicht Zeit zu tragiſchen Gefühlen, die
ehin ſeine Sache nie geweſen ſind, ſondern des bedin-
den Lebensdranges ſogleich gedenkend, fordert er — den
ſtändigen Lohn für drei Monate.

§. 65.

Die Forderung hat ihre völlige Richtigkeit und iſt wich-
, weil ſie uns nochmals deutlich macht, wie ſo über alle
aßen wenig der arme Eule von der entſetzlichen Ver-
dung mit dem Böſen gehabt. — An Geld hat er gar
t gedacht, und wenn wir ihn auch tadeln müſſen daß
ſogar des Dieners vergeſſen hat, ſo rührt uns doch der
danke, daß er, ausgerüſtet mit der ganzen Macht der
le, dennoch niemals durch Habſucht geleitet wurde. —
lleicht wollte der Dichter auch nebenbei andeuten, daß
Teufel in der That ein armer iſt, und daß nicht bloß
Himmel, ſondern auch die Erde mit ihrem Geld und
lber Gotte gehört.

Fauſt erkennt die Schuld an, aber ganz verloren
ht er ſich jetzt noch durch eine überaus unbeholfene

Liſt — gleichſam die letzte Convulſion der Verzweiflung — zu retten. Er bittet Kasparn um deſſen Kleider, wofür er ihm die ſeinigen zu geben verſpricht, und will ihm weiß machen, das ſei nöthig, um das Geld für ihn zu holen. Er ſpricht in der Angſt reinen Unſinn und Kaspar merkt auch ſogleich, daß er ihn betrügen und dem Teufel Gelegenheit geben will, ſich zu irren und den Diener ſtatt des Herrn abzuholen.

So iſt denn auch der letzte Plan geſcheitert, ſich von dem Böſen zu befreien. Eine Stimme ruft: „Du biſt auf ewig verdammt!“ und nach einem kurzen verzweifelnden Monologe (in gereimten Verſen) fällt der Arme in die Gewalt der finſtern Welt, die er ſelbſt freventlich in das heitere Leben herauf gerufen hat.

Kaspar erſcheint von neuem um die Mitternachtſtunde abzurufen, und fühlt ſehr ſinnlich an dem Schwefeldunſt, daß eine Macht der Hölle hier geweſen iſt; läßt aber, wie die rein perſonificirte Poſſe, die ganze Sache gar nicht wirken auf ſein Herz. Er iſt ſicher, da er ja in ſeinem Berufe iſt, und auf den Berufswegen dem Menſchen eigentlich nie etwas Böſes begegnen kann; und, gefühllos-luſtig wie er nun einmal iſt, bedauert er bloß, daß er dieſe gute Gelegenheit verſäumt habe, einen Gruß an ſeine Großmutter aufzutragen. Sonſt ficht ihn die Sache durchaus nicht an, ſondern er ſingt ſein fröhlich Lied wie ſonſt.

Hier endigt ſich das Stück, denn die Neckereien, die Kaspar jetzt noch mit einigen halb verirrten Teufelchen ſich erlaubt, halte ich mit Entſchiedenheit für einen ſpätern Zuſatz, der ſehr unnütz und ſtörend iſt.

§. 66.

Ich habe für ſehr nöthig gehalten bei dieſem Drama ſo lange zu verweilen, theils weil ich in ihm den Mittelpunkt

ller damaligen deutſchen Volks-Dramen zu finden glaube,
eils weil früherhin von anderen Literarhiſtorikern dieſer
anze höchſt wichtige Abſchnitt übergangen worden iſt. In
elche Zeit jener Fauſt fällt, kann weder nach Jahren, noch
ach Jahrzehnten beſtimmt werden, ſondern wir können
ur ſagen, daß der großartige Stoff deſſelben ſehr häufig
ariirt, das deutſche Publikum während des geſammten
ebzehnten, ſo wie im erſten Drittel des achtzehnten Jahr-
underts, von der Bühne herab in Anſpruch nahm. Hier
ſt **deutſche** dramatiſche Kunſt, die eigentliche National-
unſt jener Zeit, nach der man ſo häufig vergeblich ſich um-
echt. Die Mängel dieſer Nationalpoeſie ſind klar; aber
hre Vorzüge ſollten es billig auch ſein. Nicht ſelten Ein-
igkeit, zuweilen ſogar Tiefſinn in der **Idee** der Dramen,
nzelne Charaktere glücklich angelegt und durchgeführt, gute
hnung des eigentlichen Weſens der Romantik; aber viel
ngeſchick im techniſchen Bau der Stücke, in der Farben-
ebung für das Einzelne, beſonders im Dialog, der meiſtens
art, ſteif und langſam ſich fortbewegt.

Von den während jener Zeit **gedruckten** Schauſpie-
en hat uns Gottſched ein genaues Verzeichniß gegeben;
iel **mehr** als einen Katalog findet man freilich nicht in
einem „nöthigen Vorrath;“ aber auch als ſolcher iſt jenes
Buch wichtig. Die meiſten jener Schauſpiele deuten an,
aß man im Geſchmack zwiſchen Alt-Frankreich und Neu-
rankreich und Italien, zuweilen auch, doch ſelten, nach
Spanien hin ſchwankte. Moliere gab uns nur ſeine Poſ-
en, — allerdings ſein Beſtes — aber die Ueberſetzungen
waren meiſtens ſteif und unbeholfen, und die mimiſche Kunſt,
o wie das muntere Extemporiren mußte helfen. Italien
ieh uns ſeinen Gherhardi, deſſen Intriguen deutlich und
deſſen Witz derb genug war, um die verſammelte Menge zu

erfreuen. Leider aber ſind faſt alle jene gedruckten deutſchen Komödien des ſiebzehnten Jahrhunderts ſo überaus ſelten geworden, daß meiſtens nur mit Vermuthungen über ſie geſprochen werden kann, denn leider iſt auch der ganze große Vorrath, den Gottſched mit der größten Mühe und Koſtenaufwand geſammelt hatte, und welcher nach ſeinem Tode ein Beſitzthum der Weimariſchen Bibliothek wurde, durch den bekannten unglücklichen Schloßbrand mit vernichtet worden.

§. 67.

Als eine rein deutſche Erfindung, doch im Gegenſatz der Volksſchauſpiele, mögen hier genannt werden: die ſogenannten Wirthſchaften, kleine dramatiſch epigrammatiſche Scenen, die an den deutſchen Höfen und von den Höfen ſelbſt aufgeführt, durch Kleiderpracht, Decoration und Muſik imponirend, eine der beliebteſten Vergnügungen abgaben. Der Gedanke der ihnen zum Grunde liegt iſt einfach und gut. Man denkt ſich das Leben als ein Jahrmarktsfeſt, an welchem alle Nationen Theil nehmen, und wo durch muntere Fantaſie ſelbſt Vergangenheit und Gegenwart eins geworden ſind, ſo wie auch die Verhältniſſe des Raumes nicht geachtet werden. Ein Scheerenſchleifer ſtellt die privilegirte luſtige Perſon vor, dem erlaubt iſt, jedem Einzelnen etwas witziges zu ſagen, wobei wir jedoch keineswegs behaupten wollen, daß er ſtets im Stande geweſen ſei, ſich dieſer Erlaubniß zu bedienen. Meiſtens entſchied nämlich das Loos, wem die Rolle zugetheilt werden ſollte, und wie oft mochte es ſich zutragen, daß gerade ein höchſt ernſthafter Mann, dem nicht immer der genügende Vorrath von Witz gegeben war, mit dieſem pikanten Amte auf einige Stunden behelligt ward. In ſolchen Fällen half zuweilen der Hofdichter aus, wie z. B. **Beſſer** dem Miniſter Dankelmann, einem bekanntlich ſehr verdienſtvollen, aber faſt zu ernſthaften Manne, der ſich in die Verlegenheit geſetzt ſah, jene luſtige Rolle zu übernehmen. Beſſers Gedichte, ſo wie ein bekannter Brief von Leibnitz über die Wirthſchaft zur Geburtstag-feier des Kurfürſten Friedrich (zu Charlottenburg 1699) geben über dieſes Analogon der Komödie einigen Aufſchluß; doch iſt derſelbe nur mangelhaft, da beide wie von einer bekannten Sache reden, die zu erklären ſie nicht erſt nöthig finden. Nähere Nachricht ließe ſich vielleicht nur aus den Papieren der — Fürſten und Grafen ſchöpfen, welche einſt die Hauptrollen ſpielten; doch möge wenigſtens im Vorbeigehen erwähnt werden, daß auch Leibnitz keinesweges ein bloßer Zuſchauer war, ſondern beſonders in der Rolle des pralenden Zahnarztes vielen Beifall erhielt. — Nur eine ungeſicherte Autorität hätte dabei zu fürchten gehabt; nicht Er.

§. 68.

Dem ſchnellern Fortſchreiten des recitirenden Schauſpiels ſchadete der Umſtand, daß das größere Publikum faſt ausſchließlich durch die Opern angezogen ward. In der That finden wir im Anfange des Jahrhunderts eine ganz beſondere Liebe, ja faſt Leidenſchaft für dieſelben, deren prachtvolle Aufführung beſonders in Hamburg *) und Wien, ja ſelbſt in dem beſchränktern Weißenfels ſehr bedeutende Summen wegnahm.

---

*) Selbſt der bekannte franzöſiſche Luſtſpieldichter **Regnard**, der auf ſeiner großen Reiſe über Hamburg kam (1681) ndet die dortige Aufführung der Oper Alceſte ſehr gut. Dem olzen, an Paris gewöhnten Fremden dürfen wir *dabei* wohl rauen.

Es iſt nicht unwichtig jene Neigung bis auf ihre Quellen hiſtoriſch zu erforſchen. Die erſte Oper, welche in Hamburg gegeben wurde, hieß: „Der erſchaffene und gefallene Menſch“ (vom Jahr 1678). Das Ganze, ſowohl Muſik als Text, war noch ſehr roh und ungeſchickt, obwohl man eine Menge Engel und Teufel, ſo wie den Himmel und die Hölle als glanzvoll entſcheidende Decorationen aufgeboten hatte, um dem Kunſtwerke nachzuhelfen. Wirklich ſiegte der Reiz der Neuheit und wir finden nun in fortlaufender Reihe der Jahre die Opern vor allen andern dramatiſchen Dichtungen in den wohlhabenden Städten Deutſchlands herrſchend. Es iſt ungemein, welch eine Fruchtbarkeit hier waltet, die zu belegen wir nur einige der berühmteren großen Singſpiele der damaligen Zeit anführen wollen: — „Orontes,“ in welchem man ſchon den Tanz, und zwar von perſonificirten Winden, Liebesgöttern, Bildſäulen u. ſ. w. zu Hülfe nahm, Sejanus, Michal und David, Andromeda und Perſeus, (voll unendlich langer Recitative und Arien, denen faſt die geſammte heidniſche Götterfülle zu Hülfe kommen mußte; die Maccabäer, Don Pedro, Aeneä des trojaniſchen Fürſten Ankunft in Italien, in welchem der Dichter, vielleicht nicht ohne divinirende Ironie gegen die Mehrheit unſerer heutigen Tragödien, das Fatum ſelbſt auftreten ließ, damit man doch endlich einmal dieſen tiefſinnigen Begriff, von dem ſo oft die Rede iſt, von Angeſicht zu Angeſicht erſchauen möge. Die Muſik hielt das Stück aufrecht, welches ſonſt wohl weder Venus noch Cupido, noch Vulkan, noch die Cyklopen würden vermocht haben, — Alceſte, aus dem Franzöſiſchen überſetzt, mit Muſik von Franke, Sein Selbſtgefangener, Charitinne (der Text von Elmenhorſt) Diocletianus, die Geburt Chriſti (vielleicht die merkwürdigſte Oper von allen, da es kaum begreiflich iſt, wie jemals ein

Dich-

ter den erhabenſten und heiligſten Gegenſtand zu einer
aſtiſchen Oper habe verarbeiten können) Theſeus, aus
Franzöſiſchen überſetzt, mit Muſik von Strunke, Erö-
(von Lukas von Boſtel) Cara Muſtapha, von demſelben.
beliebt alſo waren die Opern, daß ſelbſt ein Hamburgiſcher
sherr dergleichen ſchrieb.) Xerxes, Thaleſtris Königin
Amazonen, Tamerlan und Bajazeth, Diogenes Cynicus,
lus Magnus, die Zerſtörung Jeruſalems, in zwei Thei-
Achilles und Polyxena (Muſik und Text franzöſiſch)
smund, Gänſerich, Narciſſus und Hermione u. ſ. w.
n vergleiche: „Die Opern," ein Luſtſpiel in fünf Auf-
von St. Evremont, überſetzt und für die deutſche
ne eingerichtet von Gottſched, in deſſen Schaubühne
II. S. 106. ff., wo eine ausführliche, und in hiſtori-
Hinſicht nicht ganz unwichtige Abhandlung über die
ihm ſo ſehr gehaßten Singſpiele zu leſen iſt).

§. 69.

Weit entfernt in Gottſcheds und Bodmers unmuſikali-
ſeichte Klagen über die Liebe zu den Opern einzuſtim-
finden wir in ihr einen wahrhaft anziehenden Charak-
g des Deutſchen, deſſen an ſich ſehr löbliche Hinneigung
metaphyſiſchen Denken nothwendig endlich zur Ge-
hsverarmung führen müßte, wenn er nicht ſtets für ſein
hl eine Heimath in der Muſik fände, ein Gedanke
hier nur angedeutet werden kann, aber wichtig ge-
iſt um einmal genau ausgeführt zu werden. Die
ter, im Leben wie in ihren gewöhnlichen Gelegenheits-
en ſehr gebändigt, beengt und zahm, flüchteten ſich
all ihrer Fantaſie in die Oper; wenn aber träumeriſche
hpoeten wie Feind, Poſtel, Elmenhorſt, Breſſandt u. ſ. w.
thun, ſo bringen ſie freilich gar häufig Hyperfantaſte-

reien oder auch Albernheiten an den Tag, was indeſſen immer eher zu verzeihen iſt, als die vollendete Langweiligkeit ihrer ſogenannten correcten Nachfolger der nächſten Zeit, denn bei einer ſolchen erlahmt ſelbſt die Muſik und kann nichts daraus machen. — Ein Volk aber, das es endlich bis zu einer Zauberflöte und Don Juan gebracht hat, ſollte immer nur mit gutmüthiger Ironie auf die Wiege jener Werke zurückſehen — ich rede hier von den Werken im Ganzen, deren Eindrucke keine einzelne Unbeholfenheiten im Texte ſchaden können — Werke, die, beiläufig geſagt, — Shakſpear am beſten verſtehen würde, ſo wie wir gleichfalls ihn leichter verſtehen werden, wenn wir mit Mozarts Geiſte vertraut ſind.

Der berühmteſte Operncomponiſt der damaligen Zeit war Reinhard Keyſer, Meklenburgiſcher Kapellmeiſter (geb. 1673, geſt. 1739). Sein Talent war allgemein, ſelbſt im Auslande anerkannt, und in Hinſicht der Fruchtbarkeit iſt ihm vielleicht kein Componiſt gleich gekommen. Außer einer großen Menge von Oratorien und andern Kirchenmuſiken, ſchrieb er 116 Opern, und nach der Verſicherung mehrerer ſeiner berühmteſten Zeitgenoſſen, z. B. Mattheſon's und Scheibe's, hat er ſich in allen dieſen Werken niemals wiederholt. Der Erſtgenannte rühmt Keyſers Muſiken Melodie, Freiheit, Reichthum und Leichtigkeit nach, lobt ihn als einen Mann von den tiefſten Einſichten in die muſikaliſche Wiſſenſchaft ſowohl als in das Techniſche und Mechaniſche derſelben, und nennt ihn zuletzt geradezu den erſten Operncomponiſten in der Welt, ein Ausdruck, den auch Haſſe von ihm gebrauchte. — Und dennoch iſt er jetzt faſt ganz vergeſſen; ein Umſtand, der ſelbſt für den, welcher ſich nicht leicht mehr über deutſche Vergeßlichkeit der eignen Schätze wundert, in einiges Staunen ſetzen könnte.

§. 70.

Die äußerlichen Verhältniſſe des deutſchen Theaters
aren theils ſehr ungünſtig, theils ſehr günſtig. In erſter
eziehung gedenken wir abermals der Verachtung, welche
e meiſten deutſchen Fürſten ihm bewieſen, und fügen den
ch wichtigern Umſtand hinzu, daß die geſammte proteſtan-
ſche Geiſtlichkeit — vergeſſend, daß ihr großer Führer Lu-
er ſo mild geurtheilt hatte, — das Theater haßte und
rfolgte. Wo ſie irgend konnten, ſprachen ſie dieſen Haß
ch auf der Kanzel aus und bezeichneten das Schauſpiel-
us gewöhnlich als eine „Satanskapelle," welchem böſen
usdrucke dann noch gar manche fulminirende Beiwörter
nzugefügt wurden. Wir haben einige Beiſpiele, daß ſie
ihrem Zorn ſo weit gingen, den Pöbel aufzuregen, der
nn in Einer Nacht die leicht gebaute Bude, beſonders
enn der verhaßte Thalientempel in der Nähe einer Kirche
nd — niederreißen mußte. Man fürchtete in dieſer Hin-
ht ſelbſt die Strafe der Obrigkeit nicht, die ja auch be-
nntlich ſo viel als irgend möglich das gute Verhältniß zu
n Geiſtlichen aufrecht zu halten ſuchte. Aber man ging
ch weiter, und verweigerte manchen Schauſpielern das
bendmahl, ſelbſt wenn dieſe in Krankheit und Sterbens-
fahr demüthig darum bitten ließen: — ein Geſchick, wel-
es bekanntlich der brave und gelehrte Schauſpieler, Magi-
r Velthem in Hamburg (1692), und der Luſtigmacher
Courtiſan) Schernitzky in Leipzig erfuhr, bis endlich über
n erſtern ſich ein milderer Prediger in der Vorſtadt er-
rmte. — — Doch auch die bürgerliche Welt als ſolche
gte ſich den Schauſpielern außerhalb der Bühne nicht ge-
igt, man hegte manche traurige Vorurtheile gegen ſie,
nd der Zutritt in die geſelligen Kreiſe der Bürger und in-

ſonderheit der Frauen war ihnen im ganzen ſiebzehnten Jahrhundert, ſo wie in der erſten Hälfte des achtzehnten wohl nur ſelten und mit wenigen Ausnahmen geöffnet.

Dennoch darf auch hier von einer günſtigen Seite die Rede ſein. Unter allem äußern Elend, das einem Künſtler überhaupt, beſonders aber einem Mimen begegnen kann, iſt eine etwanige Sattheit des Publikums wohl das betrübendſte und lähmendſte; von einer ſolchen indifferenten Stimmung aber fand ſich damals bei den Deutſchen auch nicht die leiſeſte Spur, das Publikum zeigte lebhafte Theilnahme, und erhielt ſich rege, wobei noch der Umſtand förderlich war, daß man das Theater nur ſelten *) genießen konnte; dann aber auch als köſtliche Würze. Die Schauſpieler wanderten und gefielen ſich im Wandern, denn überall ſah man ſie gern und brachte zu ihrem Spiel das gute Talent mit, redliche Thränen zu vergießen und helltönendes Lachen vernehmen zu laſſen. Niemand fühlte ſich zu vornehm oder zu faul, ſeinen Beifall durch Klatſchen zu erkennen zu geben. War eine Schauſpielergeſellſchaft einmal in dem guten Rufe, daß ſie einen tüchtigen Heldenſpieler, vor allen aber einen jovialen Courtiſan, Pickelhering oder Hanswurſt habe, ſo ließ die Bürgerſchaft ſie bereits an der Gränze des Stadtgebiets ehrenvoll empfangen und bewirthen, und der Magiſtrat kam ihnen nicht ſelten gleich mit Geſchenken entgegen. Faſt immer findet ſich dieſer bei den

---

*) So wiſſen wir aus den erhaltenen, obwohl nicht immer ganz vollſtändigen Nachrichten, daß ſelbſt in dem reichblühenden Leipzig gewöhnlich nur während der Meſſen geſpielt wurde. Im Jahr 1712 ward während der ganzen Oſter- und Michaelismeſſe nur Eine dramatiſche Trilogie aufgeführt: „Balacin,“ „Chaumigrem“ und „Banise,“ und in der Neujahrsmeſſe deſſelben Jahres finden wir nur die einzige „Ariadne.“

eitigkeiten mit den Geiſtlichen (in ſo weit er es bei ſteter
onung alter Rückſichten vermochte) auf Seiten des Thea-
, und mochten jene auch noch ſo ſehr klagen, ſo bewirk-
ſie doch nichts weiter als den gewöhnlichen Befehl, daß
die Komödianten vor allen Gotteslăſterungen hüten, und
uſtige Perſon ſich einigermaßen moderiren ſolle. Auf das
wurde, wie billig, ſehr gehalten; mit dem letztern aber
n man es nie genau, ja man würde nicht einmal gern
hen haben wenn Hanswurſt ſich hätte geniren wollen.

§. 71.

Von den deutſchen Schauſpielern jener Zeiten ſind un-
n faſt nur Namen übrig geblieben, und ſelten nur tre-
einige literariſch oder überhaupt lebendig hervor. Von
ganzen Treue'ſchen Geſellſchaft, (der erſten von allen, der
nach) wiſſen wir nicht das geringſte, und die ſpäteren:
enner," Licenciat „Rademin" (der Mann ſoll ſich
um Regelmäßigkeit bemüht haben) „Salzhüter,"
eißler," „Hubert," gehen faſt geſpenſtiſch farblos an
rer Fantaſie vorüber, während „Judenbart" und
endſohn" dieſelbe faſt verletzen können; doch gereicht es
Troſt, daß der Kurfürſt von Köln dem Elendſohn auf
katholiſchen Hofe zu Schwalbach ein Denkmal in
arzem Marmor errichten ließ.

Die lebendiger hervortretenden ſind Magiſter Velthem,
n Gattin und vor allem Stranitzky. Velthem war
reiner Liebe zur Kunſt Schauſpieler geworden, ein
nn von trefflichen Kenntniſſen in den neueren Spra-
, ja ſogar im Spaniſchen, welches damals ſelten ge-
en wurde. Er überſetzte viel oder ſkizzirte wenigſtens
ſetzend, verdeutſchte im eigentlichſten Sinne das
nde und hatte beſonders eine große Geſchicklichkeit, in

jedes Stück, es mochte angelegt ſein wie es wollte, den Hanswurſt hinein zu tragen, denn ohne dieſen guten ſcheckigen Geſellen konnte nun einmal das deutſche Publikum nicht wohl ſein. Zu Velthems Zeit waren beſonders beliebt: die ſogenannten Haupt- und Staatsactionen, über welche faſt ſämmtliche Literaturhiſtoriker mit ſtattlichem Hohn gelacht haben, ohne jedoch eine Erklärung hinzu zu fügen. — Jene Actionen ſind wahrhaft deutſchen Urſprungs und ganz für den deutſchen Charakter geeignet. Die Liebe für das ſogenannte Reintragiſche war ſelten, aber der angeborene Trieb zum Romantiſchen wollte reiche Nahrung, ſo wie nicht minder die Luſt an der Poſſe, welcher gerade bei den nachdenklichſten Gemüthern am regſten zu ſein pflegt. Indeſſen giebt es noch eine dem Deutſchen ganz eigenthümliche Hinneigung, welche ſich bei allen dieſen Gattungen nicht völlig befriedigt fand, es iſt die zum Ernſt im Allgemeinen, zur Feierlichkeit, bald zur Breite, bald zur ſentenziöſen Kürze und — Geſchwulſtheit. Dafür erfand man jene ſogenannten Haupt- und Staatsactionen, zu denen die hiſtoriſchen Theile des alten Teſtaments, Griechenland und Rom, die Türkei u. ſ. w. faſt nie aber Deutſchland ſelbſt den Stoff bot. (Nur Karl der Große machte zuweilen eine Ausnahme, brachte aber faſt nur den Namen, ſehr ſelten eine Phyſiognomie mit, da die Dichter ſelbſt nicht recht einig waren über ihn.)

§. 72.

Hier erſcheinen die Könige und Fürſten mit ihren goldpapierenen Kronen auf dem Haupte ſehr trübe und traurig, und verſichern das mitleidige Publikum, es ſei nichts ſchwerer als regieren, und ein Holzhauer ſchlafe viel beſſer; die Feldherren und Officiere halten vortreffliche Reden, und erzählen von ihren großen Thaten, die Prinzeſſinnen ſind,

e billig, höchſt tugendhaft und, wie nicht minder billig,
aben verliebt gewöhnlich in einen der Generale, wobei
och große Sorge waltet, es werde der königliche Vater
rauf beſtehen, daß auch ſein Eidam von königlichem Ge-
ute ſei. Indeſſen erquickt die Hoffnung, der treffliche
ld werde noch mit ſeinem gewaltigen Schwerdte ſich ſelbſt
Königreich erobern — ſein guter Freund, der Dichter,
afft es ihm leicht — und ſodann das Vaterherz erweichen
nnen. Deſto weniger beliebt ſind bei dieſen Poeten die
iniſter, welche gewöhnlich ſchlimm geſinnt und mit ſchwar-
n oder wenigſtens grauem Charakter behaftet erſcheinen.
i dieſen ſchwer gemalten Bildern kam den Poeten viel-
cht der Haß gegen Richelieu und Mazarin zu Hülfe; denn
e ſie ſich dieſe Feinde dachten, ſo ſchilderten ſie ihre gehei-
n Komödien-Räthe, und mit wahrem Vergnügen ſetzten
dieſelben im fünften Acte nicht ohne Schimpf ab, wozu
Armen in der Wirklichkeit keine Macht hatten. Da wa-
ſie höflich, beſcheiden und demüthig genug. — Es ver-
ht ſich übrigens von ſelbſt, daß auch in dieſen Stücken der
es parodirende Narr nicht fehle und auch nicht fehlen
rfte, da der einſeitig breite Ernſt, iſolirt gedacht, noth-
ndig hätte ermüden müſſen.

Hanswurſt als die perſonificirte dem ganzen Menſchen-
en inne wohnende Spaß-Seite hat überall Zutritt, und
r wie Hamlet „mit ſeines Geiſtes Augen“ ſehen kann,
ht ihn auch alle Tage, und am meiſten bei feierlichen Ge-
genheiten. Dieſen Gedanken ſcheinen auch die altdeutſchen
chter gehabt zu haben und öffnen jener verkörperten
dee deshalb überall die Thüren. Hanswurſt, dem als Hof-
rrn freie Rede und Zutritt gegönnt wird, verſichert die
nige, deren Sorgen er nicht begreift, ſie hätten ein wahr-
ſt excellentes Leben, und mit den Sorgen ſei es nicht

weit her; er ſtört die Prinzeſſin in ihrer zarten Wehmuth und wird dafür ſehr angefahren, erhält aber am Ende Vergebung, da die Treffliche zuletzt ſelbſt einſieht, daß man doch nicht immer wehmüthig ſein könne. Den böſen Miniſtern ſagt er arge Derbheiten, die ihnen ſonſt keiner ſagen darf und über die das Publikum ſich doch ſo ſehr ergötzt; im Kriege hat er die Falſtaffſche Theorie der Ehre, aber der Dichter kommt ihm gewöhnlich zu Hülfe, indem er mit verdoppelter Ironie gewöhnlich das blinde Glück den Hanswurſt begünſtigend darſtellt. Der clown und fool iſt den Perſonen des Stücks oft ſehr läſtig; aber ſie können die verkörperte Idee der Parodie, die, als ſolche, ja unſterblich iſt, ſchlechthin nicht los werden, ſie glauben den Narrn weit zu überſehen, überſehen ihn auch wirklich oft, und erdreiſten ſich mit dieſem Gedanken, ſo wie mit der Macht ihn zu ſchelten und zu züchtigen *).

§. 73.

Haben wir nun jener Idee der Haupt- und Staatsaction ihr Recht widerfahren laſſen, dann (aber nur erſt dann) wollen wir laut geſtehen, daß wohl faſt alle dieſe Stücke in der *Ausführung* an den mannichfaltigſten Mängeln und nicht ſelten an gänzlicher Geſchmackloſigkeit leiden. Doch auch das kann uns nicht hindern, ſie wenigſtens über die Stücke zu ſetzen, durch welche ſie verdrängt wurden,

---

*) Daß übrigens der deutſche Hanswurſt in der Erſcheinung nicht ſelten, ja ſehr oft, *roh*, allen Anſtand *verletzend*, zuweilen auch wohl geradezu *gemein* geweſen ſei, iſt durchaus nicht zu bezweifeln. Hier iſt aber hauptſächlich von ihm als *poetiſcher Idee* die Rede, und dieſe Idee iſt es die leider ſehr häufig verkannt worden, weshalb es der Mühe gar wohl werth war, ſie genau zu betrachten.

ich meine die durch die Bodmerſche und Gottſchedſche Schule, oder ſpäter durch die Kritik eines Löwen oder Sonnenfels erzeugten, denn von dieſen letzteren läßt ſich faſt immer ſagen, daß ſie von Anfang bis zu Ende ideenlos, dürr und langweilig ſind, ein Fluch, der doch wenigſtens jene Actionen nicht drückt.

Die Frau Velthem (gewöhnlich nach guter alter Sitte die Velthemin genannt) verdient eine lobende Erwähnung, weil ſie die Ehre ihres Standes gegen einen vielvermögenden Magdeburgiſchen Prediger, J. J. Winkler, der auf der Kanzel und in Schriften die gänzliche Unzuläſſigkeit der Komödien behauptet hatte, in einer denkwürdigen Gegenſchrift eifrig verfocht. Wir müſſen inſonderheit die Mühe anerkennen, mit der die rüſtige Frau die Zeugniſſe vieler berühmter Theologen für die Komödien hier zuſammen getragen hat, wohl wiſſend, daß gerade dieſe Teſtimonia am beſten gegen die Blitzeſchleudernden Kanzelredner helfen konnten. — Auf dem Titelblatt nennt ſie ſich „Prinzipalin der königlich polniſchen und kurfürſtlich ſächſiſchen Hofkomödianten;“ aber in Sachſen ſelbſt fand ſie, wie es ſcheint, keinen Verleger, denn wir erfahren ferner auf jenem Blatt, daß die Schrift von den „hochfürſtlichen Meklenburgiſchen Hofkomödianten“ zum Druck befördert ſei, und zwar zum zweitenmal 1711. (Wann zum erſtenmal, weiß ich nicht.) Der Verleger hat nicht nur ſeinen Namen, ſondern auch den des Druckorts verſchwiegen. So gefährlich ſchien es, einen Geiſtlichen zu verletzen, ſelbſt wenn man ihm die Zeugniſſe andrer Geiſtlichen entgegen ſetzen konnte.

§. 74.

Joſeph Anton Stranizky, unter allen der Berühmteſte — obwohl man weder ſein Geburts- noch Sterbejahr angeben kann — ſtudirte zu Breslau und Leipzig, ward Mitglied der Velthemſchen Geſellſchaft, und zeichnete ſich inſonderheit als Hanswurſt durch extemporirenden Scherz und kecke Laune aus, ſo daß man ihn ſogar zuweilen den „Schöpfer des Hanswurſt“ genannt hat. Ohne Zweifel mit Unrecht, denn jenes ſeltſame Weſen hat überhaupt keinen andern Schöpfer als die Neigung der Deutſchen, den feierlichen irdiſchen Ernſt, den er ſehr liebt, zu parodiren, weil er ihn liebt, und um ihn ſtets friſch zu erhalten. — Um das Jahr 1708 finden wir Stranizky als Schauſpieldirektor zu Wien, doch mag dieſer Umſtand ſeiner Reiſeluſt keinen Eintrag gethan haben. Seine äußeren Verhältniſſe ſcheinen oft ſehr günſtig, oft aber auch ärmlich geweſen zu ſein; das letztere vielleicht durch eigene Schuld, da der muntere Mann vom Theater her nur zu ſehr gewohnt ſein mochte, ſich mit dem Ernſt des Lebens zu necken, der dann wohl zuweilen das Wiedervergeltungsrecht übte.

Was den Stranizky ſeinen Zeitgenoſſen zum Liebling machte, iſt größtentheils verhallt; für uns lebt er nur durch zwei Bücher: 1) „Ollapotrida des durchgetriebenen Fuchsmundi.“ u. ſ. w. 1711, ohne Angabe des Druckorts. Dieſes Buch enthält in 66 Kapiteln eben ſo viel dialogiſirte Scenen, in denen der Verfaſſer ſeine Satire theils gegen allgemeine, theils beſondere Zeit-Thorheiten und Sünden ausläßt. Der Dialog iſt ziemlich raſch, an Laune und einzelnen drolligen Einfällen fehlt es nicht, hin und wieder iſt ſogar Anlage zu humoriſtiſcher Charakterdarſtellung ſichtbar, ſo wie auch der Stand des Verfaſſers ihm zuweilen zu Hülfe kam, das Mimiſche der Perſonen durch Worte auszudrücken. Oft aber ſchadet auch wohl das mimiſche Talent ihm als Schriftſteller, denn wenn auch er das Mangelhafte des Wortes auf der Stelle durch jene Kunſt erſetzen konnte, ſo bleibt den-

ch jene Mangelhaftigkeit in ſich ſelbſt ungerechtfertigt.
Stoff iſt das Buch gleichfalls nicht reich; — er ſelbſt
ochte vielleicht reicher ſein und nur durch Rückſichten ge-
nmmt werden — denn hier finden wir faſt nur die ge-
öhnlichen Ingredienzen des ältern Luſtſpiels, die heiraths-
ſtigen Frauenzimmer, jung und alt, ſpitzbübiſche Lakayen,
upplerinnen, betrogene bornirte Väter u. ſ. w. kommen
häufig vor, und der Verfaſſer ſcheint den größten Theil
ner hier mitgetheilten Welt- und Menſchenkenntniß aus
brahams a Sancta Clara Predigten und Schriften ge-
öpft zu haben. Der iſt ihm das höchſte Ideal, deſſen
eſchichten erzählt er nach, deſſen Witz macht er ſich zu ei-
n, ja er ſchreibt mitunter ganze Seiten und Blätter aus
m ab, und, ſeltſamer übler Weiſe, ohne ihn zu nennen.
inzelne Dialoge haben indeß wirkliches Leben, z. B. der
chs und vierzigſte: „Fuchsmundi als ein Verliebter redet
it einem Schneider auf dem Weg,“ in welchem der fan-
ſtiſch Verliebte zu dem müden Wandrer, der ſo gern den
chten Weg nach Ulm finden möchte und alle Ausrufungen
lſch deutet, wie etwa eine einzelne gute Scene aus einem
chtigen Luſtſpiele erſcheint.

§. 75.

2) „Hannß Wurſt“ mit der guten, ſtets jungen
nterſchrift „gedruckt in dieſem Jahr.“ Hier iſt der Ver-
aſſer ganz in ſeiner Sphäre und zuweilen ſpaßhaft und
rollig genug; doch ſteht auch dieſes Buch ohne Zweifel
ef unter ſeinen Leiſtungen als Schauſpieler, wobei wir
och bedenken wollen, daß zwar der Witz und Humor ſich
ar köſtlich im Drucke ausnehmen, der bloße Scherz und
Spaß aber (viel mehr hat Stranitzky nicht) oft des leben-
igen Geſichts, der fröhlichen Gebehrde, des ausdrucksvollen

Tons und des begünſtigenden Moments bedarf. — Wie ſehr der Verfaſſer ſich in Wien gefallen habe, und wie ſehr er geſtrebt die erworbene Gunſt der Einwohner ſich zu erhalten, zeigt er beſonders in dem Abſchnitte ſeiner Schrift: „Hannß Wurſt, Neu angekommener Paſſagier aus dem Affen-, Schlaraffen- und Wurm-Land, wie auch aus dem Mond nacher Wien.“ Hier — um doch eine Probe ſeines Styls zu geben — heißt es: (S. 56) Verfügte mich nacher Wien, langte auch glücklich alldorten an, ſahe daß es noch an dem alten Orth ſtunde, verwunderte mich über den Pracht der Gebäuen, über den Zulauff des Volcks, meiſten aber über die ausbündige Höflichkeiten des großen Adels, ich dachte bei mir ſelbſten: Wien iſt doch die Fürſtin des Teutſchen Pracht, die Nähr-Mutter großmächtigſter Monarchen, die Vormauer der Chriſtenheit, die Cron der Europäiſchen Städte, der Schauplatz aller Seltſamkeiten, man mag alle Länder- und Reiß-Beſchreibung durchgründen, ſo wird niemand was beſſres als Wien darin finden. Zu Wien giebt es allerhand neue Sachen, bald etwas zu weinen, bald wieder etwas zu lachen, in denen Gewölbern ſieht man die koſtbahrſte Waaren, auf der Gaſſen die propreſten Wägen herfahren, darinnen ſitzen in ſchönſter Zier die vornehmſte Damen und Cavalier, die Kellner lauffen in Wirthshäuſern die Stiegen auf und ab; ſeynd gantz behänd und flüchtig, in aufſchreiben und Zechmachen gantz richtig, was man thut begehren das bringen ſie von Hertzen gern, mit lauter Reverentzen tragen ſie Brätl Vögl und Fiſch nach Verlangen auf den Tiſch. Da heißt es: Was beliebt? was ſchafft der Herr? ein paar ſaubere Carmindöl, und ſonſten was mehr? Die Innwohner zu Wien ſeynd höflich und fein, weit anderſt als die im Schlaraffen-Land ſeyn, dahero gedachte ich bey mir ſelbſten: Adio Schlaraffen und Wurm-

and, wie auch ihr Papagey und Affen, mit euch hab ich
inführo nichts mehr zu ſchaffen, du Kayſer in dem Mond
ehab dich wohl, ſobald der Mond wird wieder voll, will
h deine Städt, Wälder und Auen mit einem Perſpectiv
on Wien aus beſchauen, doch gib ich gewiß den Brieff dar-
ür, der Wurſtl reiſet nimmer zu Dir. Wie ich nun einen
eſten Entſchluß gemacht, meine Reiſen dieſes Jahr völlig
t beſchließen, alſo befehle mich allen, ſowohl hoch- als
iedern Stands-Perſonen (die dieſes mein weniges Werck
ein leſen) in beharrliche Gnad und Gewogenheit, mit un-
erthänigſter treuherzigſter Anwünſchung eines beſtändigen
eſund — fried- und freudenreichen Neuen-Jahre, ſammt
huldigſter Dank-Abſtattung, gegen alle Diejenige welche
ch (?) bißhero gewürdiget, durch dero anſehnliche Gegen-
art, als Sternen des Wieneriſchen Horizont, unſer armes
heatrum zu beleuchten, mit Bitte, daß ſie mich hinführo
us ihrem Gnadenbuch nicht gar auslöſchen, ſondern als
inen mündeſten Diener noch ferner aufzeichnet laſſen wol-
en, wie ich dann in dieſer Hoffnung verbleibe u. ſ. w.

Auch das Titelkupfer, obwohl roh gearbeitet, iſt nicht
anz unmerkwürdig, es ſtellt den Hanswurſt in ſeiner wah-
en, nicht eben bunten Tracht dar, mit der Rechten die
pitze Mütze ſchwingend und mit der Linken den breiten höl-
ernen Säbel faſſend. Er ſcheint eben tanzen zu wollen,
nd ſein ſtattliches obwohl melancholiſches Geſicht *) verräth
ennoch Behaglichkeit und Laune. Es iſt vermuthlich Stra-
itzky's eigenes Portrait.

§. 76.

Die Schauſpieler, welche um und neben Stranitzky
anden, oder auf ihn folgten als er (vermuthlich aus Ar-

---

*) Daß dunkle Schwermuth nicht ſelten mit greller Laune
echſeln könne, dürfte wohl nur wenigen Leſern neu ſein.

muth) ſeine Geſellſchaft entlaſſen mußte, verſchwimmen faſt alle in dämmerndem Nebel und nur wenige tauchen aus demſelben auf. Ein gewiſſer Quoten machte mit ſeiner deutſchen Geſellſchaft ſelbſt in Copenhagen viel Glück, mußte aber endlich in Holberg's Hände fallen, der ihn und alle ſeine Komödien durch den „Ulyſſes von Ithaka“ ſchlug, oder vielmehr geſchlagen zu haben glaubte. Dieſe treffliche, ja faſt einzig ſchöne Poſſe, eine Vorahnung von Tiecks „geſtiefeltem Kater“ und „verkehrten Welt,“ zeigt bei aller ihrer Trefflichkeit dennoch von Holbergs Irrthum, ſobald wir ſie als reine Satire anſehen ſollen, wie er vielleicht wünſchte, der als Dichter zuweilen mehr begeiſtert als wiſſend erſcheint.

Ein gewiſſer Denner wich von Stranitzky's Hanswurſt ab, neigte ſich zum Arlequin (der Unterſchied iſt klar) und hatte das ſeltene Glück, ſelbſt einem gekrönten Haupte, Georg I. Könige von England und Kurfürſten von Hannover, zu gefallen.

Im Brandenburgiſchen iſt aus jener Zeit am berühmteſten geworden: Carl von Eckenberg; doch nicht ſowohl wegen ſeiner Schauſpielertalente, als wegen ſeiner ungeheuren Körperſtärke. Dieſe, verbunden mit Taſchenſpielerſtücken und den Seiltänzerkünſten ſeiner Frau, ließ die Mangelhaftigkeit ſeiner Schauſpielergeſellſchaft überſehen, und er gewann nicht bloß Beifall, ſondern auch Ehre und Reichthum *).

---

*) Davon iſt in mehrern älteren Schriften die Rede, und mancher Notizenſchreiber der damaligen Zeit ſchlug jammernd in die Hände, wenn er dem ſtaunenden Publikum erzählte, daß Eckenberg mit acht und vierzig tauſend Thalern nach Berlin gekommen ſei, und ſich hier für fünfzehntauſend Thaler ein Haus gebaut habe. So genau hatte man ſich erkundigt, um ſich ſelbſt wunderlicherweiſe zu betrüben. Aber über die Schauſpiele, welche er aufführte, iſt faſt nirgends eine Nachricht aufzutreiben. — Irre ich nicht, ſo iſt der älteſte Berliniſche Komödien-

Der König von Dänemark verlieh ihm den Adel und Preu-
ens Friedrich Wilhelm I. erfreute ſich der gewaltigen Stärke
nd der fröhlichen Laune des Mannes; und, obwohl ſonſt
em Schauſpiele abhold, machte er doch mit dem Eckenber-
iſchen eine Ausnahme. Anders urtheilte die Prinzeſſin
Wilhelmine, ſpäterhin Markgräfin von Baireuth, die in ih-
en ſehr wichtigen und theilweiſe ſehr räthſelhaften Memoi-
en häufige Klage führt über die „abſcheuliche deutſche
omödie,“ die der König als das beſte Vergnügen ſeiner
ämmtlichen hohen Gäſte betrachte. Das Urtheil der Mark-
räfin kann indeß um ſo weniger entſcheiden, da ſie ihre
änzliche Hinneigung zum galliſchen Geſchmack überall offen-
art.

§. 77.

Noch ſind unter den deutſchen Schauſpielern ſehr be-
ühmt oder vielmehr berüchtigt geworden: Reibehand
nd **Kuniger**. Der erſte war durchgängig der Liebling
er **Menge**, (eben ſowohl zu unterſcheiden von dem edlen
Volk als von dem ausſchließlich gemeinen Pöbel) wollte
rgötzen um jeden Preis, und war nicht verlegen um die
Mittel, da ſelbſt ſein bloßes Erſcheinen als Hanswurſt ſchon
ur Luſtigkeit anregte. Kuniger, mehrere Jahre ſpäter, iſt
ei den Kritikern noch verhaßter geworden *), weil er ſelbſt
n die ſogenannten regelmäßigen Stücke, welche die dama-
igen Poeten (ungefähr von 1725 bis etwa 45) im Schweiß

---

ttel, der ſich flatternd bis zu uns hinübergerettet hat, nicht
lter als vom Jahre 1737.

*) Wer würde es glauben, wenn es nicht gedruckt zu le-
n wäre, daß Löwen, noch in den ſechsziger Jahren, auf
uniger ſcheltend, das häßliche und unſittliche Wort hinzuſetzen
onnte: „Er iſt, dem Himmel ſei Dank, ſeit verſchiedenen Jah-
n ſchon todt.“ (S. Löwen's Schriften, Th. IV., S. 32.)

ihres Angeſichts theils aus dem Franzöſiſchen überſetzten, theils aus eignen geringen Mitteln hervorbrachten, den Hanswurſt eintreten ließ. Es ſcheint, der Mann habe ſich durch ſolche Procedur gewiſſermaßen ein Hüttchen bauen wollen zwiſchen der Menge und jenen Poeten und Kritikern, aber er irrte gar ſehr. Das Volk fand die Stücke langweilig und wurde nur durch die Lazzi der luſtigen Perſon geweckt; die Poeten aber warfen ihm vor, er verderbe ihnen die Ueberſetzungen und Originale, nicht bedenkend, daß dieſe ohne den Hanswurſt vollends eine tödtliche Ermüdung hervorgebracht haben würden.

Die berühmte Neuberin wird in dem Gottſcheden gewidmeten Abſchnitte noch genannt werden. Hier ſtehe nur noch die Bemerkung, daß alles was bisher über das deutſche Schauſpielweſen des ſechszehnten und ſiebzehnten, ſo wie der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts mitgetheilt worden, nicht für befriedigend gelten kann, da es größtentheils nur Einzelnes oder gar nur Namen enthält, wobei noch obendrein höchſt oberflächliche und deshalb höchſt unerſprießliche Bemerkungen und Klagen über die freilich nicht zu beſtreitende Geſchmackloſigkeit der Zeit, — Klagen, die leider häufig ſelbſt auf die geſchmackloſeſte Art vorgetragen werden — die Blätter füllen helfen. Nur Archive, Chroniken, alte Tagebücher u. ſ. w., zu dieſem Zwecke durchforſcht, würden über das Weſen jener künſtleriſchen Innungen mehr Licht verbreiten. In Ermangelung jener Nachrichten habe ich daher verſucht, über das Weſen der Volksſchauſpiele, die bisher am meiſten vernachläſſigt wurden, mitzutheilen was ich vermochte.

§. 78.

Wenn ſich in dem Abſchnitte über die geiſtliche Lieder-
ſie viel Stoff zu gerechter Freude fand, und auch in dem
auf folgenden über das Volksſchauſpiel und die deutſche
hne doch wenigſtens zuweilen Geiſt, Talent und Origi-
tät der Deutſchen uns anſprachen, ſo werden wir mit
mmale wieder an die höchſte Geſchmacksverworrenheit er-
ert, wenn wir auf irgend eine andere Gattung ihrer da-
igen Poeſie hinblicken.

Schon oben wurde bei Buchholz, Lohenſtein, Anton
ch von Braunſchweig, Bohſe u. ſ. w. eine Charakteri-
der deutſchen Romane gegeben; doch bedarf es noch
Andeutung, daß man ſelbſt von den in poetiſcher Hinſicht
r höchſt fehlervollen, aber gemüthlich gründlichen drei erſt-
nnten Schriftſtellern in dieſem Fache bald abwich, und
allerbequemſte, doch für den Leſer widerlichſt ſtaubige
ſtraße einſchlug. Man wollte nicht mehr fromm,
rt, pedantiſch, ſchwerfällig auftreten, ſondern galant,
galant, und über alle Maaßen galant; erreichte aber
nichts als Seichtigkeit, die ſich um ſo kläglicher machte,
e ſelbſt des gewöhnlichen Vorraths von Witz ermangelte,
hr wohl ſonſt zu Hülfe kommt. Hier iſt faſt als Füh-
n nennen:

Paul von Winkler,

(geb. 1630 zu Glogau, geſt. [illegible] zu Breslau.)

Dieſe Jahrszahlen, die ihn als Mitgenoſſen einer frü-
Periode darſtellen, können uns nicht irre machen, denn
Roman „der Edelmann," — er liegt vor mir — er-
erſt 1697, und wirkte als Spätling höchſt ungünſtig
en Geſchmack, aber ſehr günſtig für den Nürnberger

Verleger. Da der Verfaſſer ein ausgezeichneter Geſchäftsmann war, der in Wien, Regensburg und Paris unterhandelt hatte, ſo glaubte man in ſeinem Werke eine wahre Schatzkammer von Geiſt und Erfahrung zu finden; was aber wirklich ſich zeigt ſind: geiſtloſe Charaktere, die ſich jedoch ſehr hoffährtig und aufgeklärt gebehrden, großes Bemühen ſich zu franzöſiren, heilloſe Urtheile über die alten Claſſiker, inſonderheit über Homer und Ariſtoteles, obſcöne Geſchichten u. ſ. w. Dennoch fand man das alles ziemlich angenehm, und rühmte den Mann der ſelbſt unter den heftigſten Schmerzen des Podagra noch ſo ſcharfſinnige Dinge habe ſchreiben können. Noch iſt anzumerken, daß man eine geraume Zeit nicht einig werden konnte, wer das vielgeleſene Buch verfaßt habe, und daß viele es ſogar dem bekannten E. W. von Tſchirnhaus beilegten, bis endlich an den Tag kam, wer der eigentliche Urheber ſei.

Unter den vielen Nachahmern verdient der ungenannte Verfaſſer des Schleſiſchen Robinſon (1723) vielleicht die erſte Stelle. Der Held iſt ein armer Edelmann, dem als Kind und Knaben jener Winkler beiſteht, der aber nach deſſen Tode bald hier bald dort ſein Glück ſucht und nicht findet. Er iſt in Wien während der Peſt, (1679) worüber er manches Traurig-Intereſſante — auch mehrere lange Recepte gegen die Peſt — mittheilt, bei der Belagerung von Wien und deſſen Entſatz (1683) fünf Jahre in Türkiſcher Gefangenſchaft, dann im Kriege gegen Frankreich (1689) bei der Krönung des römiſchen Königs Joſeph (1690), geht endlich auch zu Schiffe, kommt zu wilden Völkern, leidet Schiffbruch, und verläßt endlich nach Sturm und Ungewitter die ungünſtige Welt. Der Herausgeber zeigt ſich in der Vorrede als einen redlichen Mann, und bittet um Verzeihung, wenn er durch den Titel ſeines Buches die Hoffnung auf eine wüſte Inſel, welche in ſeinem Roman nicht erſcheine, erregt habe; tröſtet ſich indeß mit Recht, daß ja doch wohl Peſt, Türken, Schiffbruch u. ſ. w. nicht minder ſchauerlich intereſſant ſeien als dergleichen Eilande. — An Fantaſie und Beſcheidenheit ſteht er weit über ſeinem Vorbilde Winkler; leider aber hat er ſich nach deſſen Anleitung ſo viel als möglich zu franzöſiren geſucht.

§. 79.

Wie groß überhaupt die Zahl der deutſchen Romane der damaligen Zeit geweſen ſei, läßt ſich ſchon aus dem Umſtande ſchließen, daß der fleißige Sammler, Magiſter Schwab in Leipzig, (der bekannte Gehülfe Gottſcheds) eine Bibliothek von mehr als anderthalbtauſend deutſchen Romanen aus dem ſiebzehnten Jahrhundert hinterließ, die als merkwürdige Seltſamkeit wohl verdient hätten zuſammen zu bleiben, aber durch öffentliche Verſteigerung zerſtreut worden ſind.

Vielleicht iſt unter allen dieſen das meiſte humoriſtiſche und erzählende Talent in den lange überſehenen und vergeſſenen Abentheuern des Schelmuffsky, einem Roman, der durch heitern parodirenden Ton, ſtetes Necken mit ſich und der Welt, Behaglichkeit und Fantaſie, einzelne platte anſtandwidrige Scenen faſt vergeſſen läßt. Der Gedanke, eine kleine komiſche Geſchichte (die von des Helden wunderbarer Geburt und der Ratte) und den häufigen Vortrag derſelben zum Hebel der ganzen größern Erzählung zu machen, ferner einige Einzelnheiten, die Brüderſchaft mit dem Grafen, der jener Rattengeſchichte eine andere an ſich gar nicht üble (von den ſelbſt gefangenen und gebratenen Meiſen) fruchtlos entgegen zu ſetzen ſucht, der tröſtliche Unterricht in der Rechenkunſt, den der Held dem traulich wohlgeſinnten großen Mogul ertheile u. ſ. w., alles das verkündet wahrhaftes Talent, das um ſo angenehmer hervorleuchtet, je ſeltener in jener Zeit wahrhafte Behaglichkeit ſich zeigt. Da aber auch dieſer Dichter, deſſen Name noch immer nicht entdeckt worden, als Kind ſeiner Zeit, nicht ganz von ihren ſchlimmen Einflüſſen befreit ſein konnte, ſo dürfen wir uns nicht wundern, daß auch ſein Witz ſich zuweilen überſpringe, und daß er, wie bereits angedeutet worden, einige Scenen mitgiebt, bei denen man nichts weiter thun kann als ſie entweder ganz zu überſchlagen oder ſchnell zu vergeſſen.

§. 80.

Wenden wir uns jetzt von der Betrachtung dieſer einzelnen Theile der Poeſie zurück zur Geſchichte der deutſchen Dicht- und Redekunſt im Ganzen, ſo iſt es an der Zeit, die Verſuche zu würdigen, welche von einzelnen Männern und Frauen unternommen wurden, den Geſchmack zu reinigen und das Publikum weiter auszubilden. Dieſe Verſuche wurden theils mit bedeutendem Geiſt, theils wenigſtens mit Kühnheit unternommen, und es iſt deshalb wichtig, ſie der Reihe nach aufzuzeichnen, wo ſich denn aus der Charakteriſtik der Einzelnen ergeben wird, in wie weit das Streben gelang oder fehlſchlug. Der erſte, den wir hier zu nennen haben, iſt:

Johann v. Beſſer,

(geb. zu Frauenburg in Curland am 8. Mai 1654, geſt. 1729 zu Dresden.)

Ueber ſein Leben, ſo wie über das ſeiner Gattin, habe ich an einem andern Orte *) genaue und ausführliche Nach-

---

*) S. Deutſche Abendunterhaltungen S. 195 bis 274.

richt gegeben, weshalb hier nur folgende Data zuſammengedrängt werden mögen. Er ward berühmt durch die Tapferkeit, mit der er den mörderiſchen Anfall einer überlegenen Anzahl zurückſchlug, trat in die Dienſte des großen Kurfürſten, genoß während der fünf und zwanzigjährigen Regierung Friedrichs des Erſten eine Auszeichnung nach der andern (auch den Adel), ward von Friedrich Wilhelm I. ſeiner Dienſte entlaſſen, und erhielt endlich eine Anſtellung in Dresden, die aber dem Verwöhnten nicht zuſagte. Sein Jugendleben war bedeutungsvoll und durch die reinſte Liebe erhellt, ſeine männlichen Jahre glänzend, aber ohne Herzensbefriedigung, ſein Alter kalt umwölkt, genußleer und doch voll trüber Todesfurcht *). Mit dieſen drei Lebensperioden halten ſeine poetiſchen Beſtrebungen gleichen Schritt. Wohl finden wir in der erſten manches unreife Gedicht, doch nicht ſelten auch anziehende Innigkeit und Wärme, in der zweiten war Beſſer der völlige Hofdichter, ſtets um Pracht der Sprache bemüht, nach der äußerſten Correktheit ſtrebend, aber kühl, nicht ſelten ſogar froſtig und meiſtens Redensarten für Ideen ausgebend. Von den Erzeugniſſen der letzten Periode kann eigentlich gar nicht die Rede ſein, doch mag als ſeltſam trauriger Umſtand bemerkt werden, daß er, der faſt dreißig Jahre lang die poetiſche Thätigkeit wie ein vornehmes Handwerk und Erwerbmittel betrieben hatte, in den letzten zehn Jahren ſeines Lebens, trotz der größeſten Anſtrengung, kein vollſtändiges Gedicht, ſondern nur ein paar mühſelig zuſammen gereimte unvollſtändige Blätter zuſammen bringen konnte, obwohl ſogar ſein Amt ihm die

---

*) Von ſeinen letzten Jahren, wie ſie uns Ulrich König ſchildert, gilt recht eigentlich das kräftige Göthiſche Wort: „er zehrt ſich einſam auf in ungnügender Selbſtſucht.“

Pflicht auflegte zu ſingen. — So ganz unfruchtbar und geiſtesdürr war der Unglückliche geworden, ſeitdem ſein geliebter Gönner Friedrich I. geſtorben.

§. 81.

Seine Gedichte galten noch in ſpäterer Zeit größtentheils als Muſter der Pracht und Correctheit; und der „ſonnengierige Beſitzer hoher Alpen“ galt in vielen Lehrbüchern der Aeſthetik als ein unerreichbares Bild des Adlers. Seine „Ruheſtatt der Liebe“ durfte man freilich nicht wohl in ſolchen Lehrbüchern loben, da der ſonſt größtentheils ſehr ſittliche Poet hier faſt das Maximum von ſogenannter witziger Unſittlichkeit erreicht hatte, aber ein großer Theil der ſich vornehm nennenden Welt fand es vortrefflich und lobte ſelbſt auch — Leibniz.

Wichtig bleiben manche ſeiner gereimten Schriften auch für uns, da ſie einige Beiträge zur Culturgeſchichte ſeiner Zeit geben, und inſonderheit dem damaligen Hof- und Hauptſtadtleben einen Spiegel vorhalten. Wirkliche Gedichte finden ſich in der ganzen Sammlung nur zwei; aber auch ſolche zwei, welche nie untergehen können. Beide fallen in ſeine Jugendzeit. Das eine hat die Ueberſchrift „die blauen und die ſchwarzen Augen“ — es findet ſich in den angeführten Abendunterhaltungen, Seite 260 ff. — Das andere, gedichtet bei dem Tode ſeiner edeln Gattin (December 1688) hat nur 6 Zeilen und möge deshalb auch hier mitgetheilt werden:

Climene ſtarb, und ſprach im Scheiden:
„Nun, Liebſter, nun verlaß ich Dich,
Ich ſterbe willig und mit Freuden
Ließ' Eine Dich ſo treu als ich.“
Ach, ſprach er, mag Dich das betrüben?

Climene nur dein Tod iſt ſchwer!
Kannſt Du mich ſelbſt nicht länger lieben,
Bedarf ich keiner Liebe mehr *).

§. 82.

Friedrich Rudolph Ludwig Freiherr von Canitz.

(Geboren zu Berlin am 27. November 1654, geſtorben daſelbſt am 11. Auguſt 1699.)

Er war unter dem Kurfürſten Friedrich Wilhelm dem Großen, Kammerjunker, wurde unter Friedrich III. (nachmaligem Könige Friedrich I.) „wirklicher“ Geheimerath, und wegen ſeiner Geſchicklichkeit ſelbſt bei den bedeutendſten Staatsgeſchäften im Auslande gebraucht, wie er denn z. B. als Geſandter bei dem Congreß im Haag viel Umſicht und Treue zeigte. Reiſen durch Frankreich und Italien und viele Verbindungen von Männern des Geiſtes hatten ihm eine Gewandtheit gegeben, wie man ſie zu ſeiner Zeit bei den Deutſchen nur ſelten wahrnehmen, und die Liebe zur Poeſie, das Glück der Ehe **) und die treue Bewahrung der Freundſchaft, erhielten ihm die edlere Wärme in einem reinen und ſtarken Herzen.

---

*) Leſſing war der Erſte, der auf den Werth dieſer kindlich einfachen Zeilen aufmerkſam machte; (S. Literaturbriefe I. S. [illegible]) doch wußte er den Verfaſſer nicht.

**) Seine Gattin iſt die durch Schönheit, Frömmigkeit und Liebenswürdigkeit ausgezeichnete Doris, von der ich in den „milden Gaben,“ (Berlin, [illegible], weiter abgedruckt in den „deutſchen Abendunterhaltungen“ Berlin [illegible]) ein kleines einfaches Gemälde zu entwerfen verſucht habe. In der Mark und inſonderheit in Berlin iſt ihr Andenken auch jetzt noch nicht erloſchen; ſo rein und mächtig war der Zauber mit dem ſie gewirkt und bald öffentlich bald im Stillen gewaltet hatte.

Sein ganzes Leben iſt bei weitem intereſſanter als ſeine Gedichte, in denen er nur ſchwache Strahlen von dem was er dachte und fühlte, zu geben vermochte. Nicht bloß die Zeit überhaupt, ſondern auch ſeine Verhältniſſe waren für die Poeſie höchſt ungünſtig. Die Zeit wollte bekanntlich Lohenſteinſchen Schwulſt und Hoffmannswaldauſche Witzelei; das war freilich ſehr traurig, doch war die Erinnerung an die alte beſſere Zeit noch nicht ganz untergegangen; die ſogenannte vornehme Welt aber wollte eigentlich gar keine deutſche Poeſie mehr, weder gute noch ſchlechte. Sie wollte Franzöſiſches, nur Franzöſiſches, und da dies natürlicherweiſe nur Franzoſen geben können, ſo beurtheilte ſie den Werth aller andern lediglich nach dem Maaß, in dem ſich Jemand jenem ausländiſchen Geiſte näherte. Den deutſchen Geiſt hatte man mit kleinlauter Verzagtheit gewiſſermaßen aufgegeben und von dem Franzöſiſchen doch nur einen Schatten erhaſcht. Mehr war auch auf dieſem Irrwege nicht zu erreichen, denn wenn die Unmöglichkeit Grade hätte, ſo dürfte man vielleicht die Unmöglichkeit, daß ein Deutſcher ſich gänzlich franzöſiſchen Geiſt erwerbe, als die unmöglichſte bezeichnen.

In Canitz war wirklich deutſche Feinheit; aber er hat dieſelbe nie in ihrer ganzen Aechtheit ausbilden können, da er faſt von lauter galliſchen Tendenzen ſich umgeben fand. Auch er hat ſeinen Geiſt leider bei dem gedankenarmen, oft genug die Poeſie verhöhnenden Dictator Boileau in die Koſt gegeben, und es iſt ſchon viel, daß er ſich doch wenigſtens zuweilen frei fühlte. Sein ſchönes Gemüth rein auszuſprechen — in ſo weit das überhaupt möglich — iſt ihm nie gelungen; oder er hat es vielleicht auch nie gewagt, weil dies nun einmal (es iſt traurig zu ſagen) nicht Sitte war.

§. 83.

Wir finden bei ihm zuvörderſt geiſtliche Gedichte. Sie zeigen ihn uns von einer ſchätzbaren Seite, als einen Mann, der ausgerüſtet mit der Fähigkeit ſelbſt die verwickeltſten Verhältniſſe im äußern Leben leicht zu überſehen und zu überſtehen, dennoch auf ſich ſelbſt nur mit Demuth hinſieht, der in dem Glanze des Lebens die Unhaltbarkeit längſt erkannt hat, und ſeinen Sinn auf das Dauernde und Ewige lenkt. Einige dieſer Lieder ſind Morgen- und Abendbetrachtungen, ein Umſtand, der ſelbſt zu der rührenden Betrachtung veranlaſſen kann, daß ihm, dem vielbeſchäftigten Manne, vielleicht nur die früheſte und ſpäteſte Tageszeit zur Sammlung des Gemüthes ſich darbot. Ausgezeichnete Tiefe haben dieſe Gedichte nicht, wenn wir ſie mit einigen der früheren geiſtlichen Lieder vergleichen, aber ſie ſind rein und erbaulich, weshalb ſie eigentlich wohl nur mit ſich ſelbſt verglichen werden ſollen.

Bei den „Trauergedichten“ bemerken wir ungern, daß der Schmerz des Dichters ſelten die rechten Ausdrücke findet, ſo wie auch bei den „galanten“ Gedichten die charakteriſtiſche Farbe fehlt. Die Ueberſetzungen aus Horaz und Boileau hätten wir gern entbehrt; allein es war nun einmal in der damaligen Zeit Sitte geworden, den geiſtreichen Römer und den hochmüthig armen, glattkalten Boileau in Eine Klaſſe zu werfen. Noch weniger geglückt iſt das Fragment aus Juvenal, der dem deutſchen Dichter gänzlich fern ſteht.

Deſto beſſer ſteht es mit Canitzens poetiſchen Briefen und Satiren, nicht ſowohl um deswillen was er in der Satire wirklich geleiſtet, als um deswillen was er in der ſelbſt hätte leiſten können, wären ihm nicht überall Rückſichten in den Weg getreten. Sein „Tod des ungerechten Geizhalſes," iſt ehedem viel zu ſehr bewundert, denn in der That finden ſich nur negative Tugenden in demſelben. Geiz und Habſucht ſind für jeden redlichen Menſchen, beſonders aber für den Dichter, der gern friſch und fröhlich, frank und frei durch die Welt geht, ſo widerliche Laſter, daß es ſehr begreiflich iſt, wenn wir faſt bei ihnen allen, alten und neuen, ſatiriſche Ausfälle gegen jene ſündhafte Gemüthsverirrung finden. Allein um deswillen iſt es auch nicht ganz leicht, in dieſer Hinſicht noch neu zu ſein. Canitz hat hier einen unerfreulichen Mittelweg zwiſchen Ernſt und Scherz gewählt, und ſich bei ſeinem Gemälde der gewöhnlichen Farben bedient, die wir alle ſchon genugſam und öfter als billig haben anſchauen müſſen. In der Satire auf das Hofleben hat ſich der Dichter abermals mit dem zu nahe liegenden Gedanken begnügt, indem er den Sylvander neben den Hofmann ſteif hinſtellt, und beide einen Dialog führen läßt, der näher betrachtet nur aus zwei Monologen beſteht. Vermuthlich hätte Canitz bei ſeiner geiſtreichen Individualität, auch geiſtreich individuell bilden können; aber er vermied das, und ſein Satyr blieb, wie Herder ſagt, immer nur ein Lämmchen.

§. 84.

Dieſes Lämmchen bewegt ſich am kräftigſten und am liebenswürdigſten in der Satire, welche die Ueberſchrift hat: „Von der Poeſie." Hier zeigte die damalige Zeit ſo auffallende Mißſtände, daß Canitz bei ſeinem beſſern Geſchmack nicht leicht fehlgreifen konnte; auch hatte er nicht nöthig, beſondere Rückſichten gegen das nicht ſehr mächtige und ungefährliche Völkchen der Pſeudopoeten zu nehmen. So erklärt er denn auch geradezu, daß ſeit Opitzens, Lohenſteins und Hoffmannswaldau's Tode er nur den einzigen Beſſer für einen wahren Dichter zu halten geneigt ſei, wobei ihn freilich das Gefühl der Freundſchaft gar ſehr täuſcht. Manche Stellen in der genannten Satire, obwohl etwa um 1690 gedichtet, erregen auch jetzt noch ein ganz beſonderes Intereſſe und mögen hier angeführt werden, auch um doch eine Probe von ſeinem poetiſchen Styl zu geben.

Wer itzt aus Pfützen trinkt, tritt in Poeten-Orden,
So daß der Helikon ein Blocksberg iſt geworden,
    Auf welchem das Geheul des wilden Pans ertönt,
    Der ſeine Sänger-Zunft mit Haſen-Pappeln krönt.
Vor Alters, wo mir recht, ward nie ein Held beſungen,
Wenn er nicht durch Verdienſt ſich in die Höh geſchwungen,
    Und eine Redens-Art die göttlich ſolte ſein
    Ward zu derſelben Zeit den Sclaven nicht gemein.

Von manchem Dichter heißt es hier mit ſehr einfältiger und friſcher Wahrheit: er

Geußt ſolche Thränen aus, die lachenswürdig ſcheinen,
Und wenn er lachen will, ſo möchten andre weinen.

Der Schluß der ganzen Satire iſt ſo charakteriſtiſch wichtig, daß er hier, ſelbſt als eine geiſtreich ausgedrückte literarhiſtoriſche Notiz mitgetheilt werden muß:

Fällt das Geringſte vor in dieſen Krieges-Zeiten
So dünkt mich hör ich ſchon die Feuer-Glocke läuten:
    Ein Flammenſchwangrer Dampf beſchwärzt das Lufft-
revier,
    Der Cryſtal-beſchwänzte Blitz bricht überall herfür,
Der grauſe Donner brüllt und ſpielt mit Schwefel-Keilen,
Der Leſer wird betrübt, beginnet fort zu eilen,
    Bis er in's Trockne kommt; weil doch ein Wolkenguß
    Auf ſolchen ſtarken Knall nothwendig folgen muß.
Und läßt den armen Tropf, der Welt zur Strafe, reimen

Wie ein Beſeßner pflegt in ſeiner Angſt zu ſchäumen.
Geht wo ein Schul-Regent in ſeinem Flecken ab,
Mein Gott! wie raſen nicht die Dichter um ſein Grab;
Der Tod wird ausgefilzt daß er dem theuren Leben
Nicht eine längre Friſt als achtzig Jahr gegeben;
Die Erde wird bewegt, im Himmel Lärm gemacht,
Minerva, wenn ſie gleich in ihrem Herzen lacht,
Auch Phöbus und ſein Chor die müſſen wider Willen
Sich traurig ohne Troſt in Flor und Boy verhüllen.
Mehr Götter ſieht man oft auf ſolchem Zettel ſtehn
Als Bürger in der That mit zu der Leiche gehn.
Ein andrer, von dem Pfeil des Liebens angeſchoſſen,
Eröffnet ſeinen Schmerz mit hundert Gaukel-Poſſen,
Daß man geſundern Witz bei jenem Tänzer ſpürt,
Den die Tarantula mit ihrem Stich berührt.
Was er, von Kindheit an, aus Büchern abgeſchrieben
Das wird mit Müh und Zwang in einen Vers getrieben.
Die Seuffzer, wie er meint, erweichen Kieſelſtein
Die voll Gelehrſamkeit und wohlbeleſen ſein.
Des Aetna Feuer-Kluft muß ſeiner Liebe gleichen,
Und aller Alpen Eis der Liebſten Kälte weichen.
Indeſſen aber wird das arme Kind bethört
Und weiß nicht was ſie fühlt wenn ſie dergleichen hört;
Ja wenn ihr Coridon, gebückt vor ihren Füßen,
Der Klage Bitterkeit ein wenig zu verſüßen
Nichts anders als Zibeth und Ambra von ſich haucht,
Und ſie kein Bibergeil zum Gegenmittel braucht;
So mag des Mörders Hand was ihm von ſeinem Dichten
Noch etwan übrig bleibt, auf ihre Grab-Schrift richten.

§. 85.

Nicht minder anziehend ſind die poetiſchen Briefe, bei denen wir nur bedauern, daß wir ihrer nicht mehrere beſitzen. Sie ſind gerichtet an den in der Geſchichte des großen Kurfürſten einmal ſehr ſtark auftretenden Euſebius von Brand *), den er nach ſeinem Landgute Blumenberg (zwei

---

*) Im Jahre 1671 entführte er einen der entſchiedenſten

Meilen von Berlin) einlädt und zwar auf eine ergötzliche, in das Detail mancher Familienverhältniſſe gehende, Weiſe. So hin und her, doch nicht ohne Geiſt und Gemüth zu plaudern und zu ſcherzen, ſteht ihm vielleicht am Beſten. Brands Antwortſchreiben, das wohl nur aus Gefälligkeit für Canitz, gleichfalls in Reimen abgefaßt iſt, geht eigentlich die Kritik nichts an, indem es nie für den Druck beſtimmt wurde, und nichts weiter enthalten ſollte als ein fröhliches Ja. Dennoch haben ſich einige Literarhiſtoriker die Gelegenheit auf die allerbequemſte Weiſe ein wenig zu ſpotten nicht wollen nehmen laſſen.

Unter den „vermiſchten“ Gedichten iſt am berühmteſten geworden: die Feier der „Tabakspfeiſe,“ welches ſogar den Herausgeber, Ulrich von König, zu dem entſetzlichen Gedanken veranlaßt hat, den gefeierten Dichter in einem Fuchspelze (er geſteht nämlich, daß er gern warm ſitze, und ſelbſt zuweilen in den Hundstagen ſich dieſes übernordiſchen Gewandes bediene) und mit einer kleinen dampfenden Pfeife im Munde, auf dem Kupferblatte darſtellen zu laſſen. Weit beſſer iſt die wohlbekannte Fabel „die Welt läßt ihr Tadeln nicht,“ in welcher der Fabelton ziemlich glücklich getroffen.

Canitzens Tod galt mit Recht bei ſeinen Zeitgenoſſen und beſonders bei ſeinen Landsleuten als ein öffentliches Unglück, denn Fürſt und Volk hatten den thätigen geſchickten und uneigennützigen Geſchäftsmann geehrt, und den edeln

---

Gegner des großen Kurfürſten, den von Kalkſtein, mit Gewalt und Geſchicklichkeit aus Warſchau. Die gutmüthige Ironie, mit der Canitz dieſe That betrachtet, iſt ſo fein, daß ſie, ſo viel ich weiß, noch nie öffentlich anerkannt worden; Ulrich König hatte keine Ahnung davon.

ſanft geſinnten und gern alles zum Beſten kehrenden Menſchen geliebt. Seine Beſcheidenheit als Dichter ging ſo weit, daß er nicht nur nie zu bewegen war, auch nur eine gereimte Zeile drucken zu laſſen, ſondern auch wahrhaft zürnen konnte, wenn etwas von ſeinen Poeſien in der Abſchrift ſich weiter verbreitete als in dem Kreiſe ſeiner Freunde und Freundinnen. Deſto vortheilhafter dachte das Publikum von ihm und es wurden nach Canitzens Tode, innerhalb neunzehn Jahren neun Auflagen ſeiner Gedichte veranſtaltet: Die erſte von Joachim Lange (?), und die neunte von dem trefflichen Freiherrn Karl Hildebrand von Canſtein.

Die vollſtändigſte und beſte erſchien indeſſen erſt 1727, mit einer faſt übertriebenen Sorgfalt beſorgt von Ulrich von König, wodurch die von Bodmer (Zürich 1737) ſehr entbehrlich wird. Die neueſte iſt vom Jahr 1765.

§. 86.

Ueber den Werth dieſer Gedichte iſt bereits im Verlauf dieſer Charakteriſtik genau geſprochen worden. Faſſen wir das Urtheil in wenige Worte zuſammen, ſo wird es etwa alſo lauten: Canitz hat mehr negative Tugenden als irgend ein anderer deutſcher Dichter ſeines Jahrhunderts, er iſt ferner feinſinnig, gewandt, und dichtet in einer correkten rein fließenden Sprache; aber es fehlt ihm leider an ausgebildeter Originalität, Gedankenfülle, Ideentiefe und Fantaſie, und ſo könnte man freilich wohl Blumen, Berge und Freiheit in ſeinen Gedichten vermiſſen. Leider hat er auch jener Mängel wegen nicht bedeutend auf ſeine Zeit gewirkt, und keineswegs die Geſchmacksrevolution hervorgebracht, welche Deutſchland damals ſo ſehr bedurft hätte.

Indeſſen iſt Canitz noch mit beſonderer Achtung als Redner zu nennen. Als ſolcher hat er ſich freilich nur ein einzigesmal gezeigt, und zwar 1683 bei dem Todesfalle der Prinzeſſin Eliſabeth Henriette, erſter Gemahlin des damaligen Kurprinzen von Brandenburg Friedrich III.; allein dieſe einzige Rede ſteht hoch über faſt allen Reden der damaligen Zeit. Leider will das nicht ſehr viel ſagen, aber es ſagt doch etwas, das nicht verſchwiegen werden möge. Die Sprache iſt vermuthlich dem Seneca nachgebildet, der im ſiebzehnten Jahrhunderte mehr geleſen worden iſt als heut zu Tage der Fall ſein möchte. Manches was er glänzendes hat: imponirende Kürze, ſchlagende Gedrängtheit, anziehende Gedankenblitze hat Canitz von ihm zu erlernen geſucht, und einiges davon wirklich erreicht; leider iſt aber im hiſtoriſchen Inhalte ſelbſt manches ungenießbar. Auch ich zweifle durchaus nicht an den Tugenden jener Prinzeſſin, (und ich habe dieſelben, in ſo weit es mir möglich war, in meiner Biographie Friedrichs des Dritten billig anerkannt) aber Canitz erhebt ſie beinahe zu dem Range einer Göttin, kein Maß des Lobes genügt ihm, er baut gleichſam vor unſern Augen einen Thurm des Ruhmes und möchte ihn hinaufführen weit über die Wolken hin; aber der Erdboden vermag ſolches Gebäude nicht zu tragen und es ſtürzt aus den ſchwachen Fugen in ſich ſelbſt zuſammen. In dieſer Hinſicht iſt Canitz das Kind ſeiner Zeit; dennoch möge ihm der Ruhm, in jener Zeit der Form nach, die beſte Rede gegeben zu haben, unverkümmert bleiben.

§. 87.

Karl Guſtav Heräus,

(geb. in Schweden, etwa gegen Ende des ſechsten oder zu Anfang des ſiebenten Jahrzehnts des ſiebzehnten Jahrhunderts, geſt. als Hofdichter zu Wien, mit dem Titel eines kaiſerlichen Raths, 1725 (wer hebt dieſe Unbeſtimmtheiten in der Angabe?)

Er würde vielleicht vergeſſen ſein, wenn er nicht durch einen ſeltſamen Irrthum, in welchem er befangen war, unſerm Leſſing Gelegenheit zu einer kritiſchen Unterſuchung gegeben hätte. Heräus ſtand nämlich in dem Wahn, der Erſte zu ſein, welcher in deutſcher Sprache Hexameter und Pentameter hervorgebracht habe, wie er denn dies ſelbſt, ſchon auf dem Titelblatt eines Haupt- und Staatsgedichts verkündet, das er 1713 zur Geburtstagsfeier des Kaiſers Karl VI. verfaßte. Wie wenig klar er aber in dieſer Hinſicht ſah, zeigt ſchon die Aufſchrift: „Verſuch einer neuen Teutſchen Reimart, (!) nach dem Metro des ſogenannten lateiniſchen (!) Hexametri und Pentametri,“ und wie betrübend iſt es, daß ſelbſt ein Mann wie er ſo wenig Notiz von dem trefflichen Fiſchart genommen, daß er nicht wußte, wie dieſer ſchon längſt ſich gefreut und zu beweiſen geſucht hatte, „daß auch die deutſche Sprach ſüßiglich wie griechiſche ſpringe.“ — Da nun aber Heräus einmal, wie geſagt, gleich auf dem Titelblatte ſein Verdienſt ausgerufen hatte, — dergleichen Schreien hilft bei der Menge — ſo glaubten ihm die bequemen Critici alle, bis endlich der zum Glück nicht bequeme Leſſing die ganze Sache in das Reine brachte. (Literaturbriefe 1758.)

Heräus unbeſtreitbare Talente ſind nie zu dem Ziele gelangt das ihm vielleicht früher vorſchwebte, und da er ſich ſtets fragen mußte, was wohl dieſer oder jener Wieneriſche vornehme Mann zu ſeinen Gedichten ſagen würde, ſo vergaß er darüber, die Muſen und die Wahrheit ſelbſt zu befragen, und ſo findet das alte Wort: „Rückſichten ſind es die den Blick berücken,“ auch bei ihm eine traurige Beſtätigung.

Zu ſeinem Lobe werde jedoch noch angeführt, daß er, der geborene Schwede, mit großem Eifer bemüht war, zu Wien eine deutſche Sprachgeſellſchaft einzurichten. Man findet ſeine Gedanken über dieſen Gegenſtand als Anhang

zur

zur zweiten Auflage ſeiner Gedichte, Nürnberg 1721, wiederabgedruckt in den „Beiträgen zur kritiſchen Hiſtorie der deutſchen Sprache, Poeſie und Beredſamkeit“ St. II. Leipzig 1732, S. 269 bis 80.

§. 88.

Johann Valentin Pietſch,

(geb. 1690, geſt. 1733.)

Ein Lobgedicht auf den Prinzen Eugen und deſſen Sieg bei Temeswar, verſchaffte ihm im Jahre 1717 nicht bloß eine Profeſſur der Poeſie zu Königsberg (doppelt ehrenvoll für ihn, da er auch Leibarzt war), ſondern auch den faſt allgemeinen Beifall der Deutſchen. Jetzt brachte ſein Amt mit ſich, alljährlich das Krönungsfeſt Friedrichs I. und den Geburtstag des regierenden Königs Friedrich Wilhelms I. poetiſch zu feiern, und er that dies ſtets mit der Geſinnung des guten Unterthanen, in einer mäßigen, correcten Sprache, die gegen den oft ſehr überſchwenglichen Inhalt auf eine eigene Weiſe abſticht. Er gewann indeſſen immer mehr Fertigkeit und wandte deshalb ſeine Poeſie ſonſt noch andern hohen Häuptern zu, z. B. dem römiſchen Kaiſer, deſſen böhmiſche Krönung er beſang, der ruſſiſchen Kaiſerin und dem Könige von Polen; auch ſah er den ſeltnen Erfolg, daß dieſe Lobgedichte mit Beifall aufgenommen und zuweilen reichlich belohnt wurden. Sein berühmteſtes Gedicht „Karls des Sechſten im Jahr 1717 erfochtener Sieg über die Türken,“ in vier Abſchnitten, dem ſich noch zwei aparte Lobpreiſungen des Prinzen Eugen anreihen, iſt unvollendet geblieben, da ihn ſpäterhin die Begeiſterung zu verlaſſen ſchien, die er auch nie wieder finden konnte, obwohl ihm manche ſeiner Schüler — ſuchen halfen. In dem Gedichte ſelbſt finden wir eine genaue Kenntniß des Kriegsſchauplatzes und einige gute Beſchreibungen; aber es ermüdet auf die Länge, da das anfängliche Feuer bald nachzulaſſen ſcheint. — Seine ausführliche „Abbildung aller Leidensmartern und Todesqualen Jeſu Chriſti,“ ein Gedicht von 102 eng gedruckten Seiten, in groß Quart, zeigt ihn als einen wahrhaft frommen und in einzelnen Parthien als einen ſtreng denkenden und gemüthvollen Mann; doch läßt ſich kaum begreifen, wie ein ſo endloſes Werk jemals in Einem Strich habe aufgeführt werden können. Dies iſt indeß ohne Zweifel der Fall geweſen, da unſer großer Händel es in Muſik geſetzt hat. Alle übrigen Gedichte Pietſch's ſind, wie gewöhnlich, Verſe auf Hochzeiten, Leichenbegängniſſe u. ſ. w.

Es iſt nicht zu verkennen, daß Pietſch ſtets eifrig bemüht war, der geſunknen Poeſie ſeines Vaterlandes aufzuhelfen. Er fand, daß es Lohenſtein an Geſchmack gefehlt habe; aber er ehrte deſſen ſogenannten Reichthum an Realien, Bildern, Gleichniſſen; ihm war die Seichtigkeit der meiſten Weiſeſchen Schüler zuwider, aber er wollte ſie doch auch nicht ganz verworfen haben, da ſie zuweilen ganz artig und leicht reimten. So baute er ſich denn gleichſam in der Mitte ein Haus, in dem und aus welchem die Poeſie wie etwa eine ehrbare beleſene Hausfrau ſpricht. Ausgezeichnet Poſitives finden wir bei ihm wenig: aber vor manchen Fehlern hat er ſeine poetiſchen Zeitgenoſſen gewarnt und behütet.

§. 89.

Er ſelbſt ſcheint nicht um Ruhm bemüht geweſen zu ſein; deſto mehr aber ſorgten ſeine Schüler, daß es ihm nicht an Lobpreiſungen fehle. Gottſched, Pietſch's Schüler, hat im Jahre 1724 eine Sammlung Pietſchſcher Gedichte herausgegeben; und während ſeines ganzen Lebens ſich zur eifrigſten Pflicht gemacht, ſeinen Lehrer über alle

Gebühr zu preiſen, in welchem Geſchäft er ſich ſelbſt durch den ſpäterhin von mehrern Seiten einbrechenden Spott durchaus nicht irre machen ließ. Noch im Jahre 1744 erklärte er in der Vorrede zu Neukirchs Gedichten, das eigentliche goldene Zeitalter der deutſchen Poeſie ſei geweſen als Canitz, Neukirch, Pietſch geblüht. Nicht minder eifrig war Johann Georg Bock, Königsbergiſcher Profeſſor, dem wir eine möglichſt vollſtändige Ausgabe von Pietſch's Gedichten verdanken, welche zu Königsberg 1740 erſchien. Er ſagt von den Schriften ſeines Meiſters: „Sie ſind ſo weit über viele Muſter ſeiner Vorgänger erhöhet, daß man faſt zweifeln ſollte, ob die Poeſie der Deutſchen jemals bei den Nachkommen eine größere Vollkommenheit erhalten werde (!). Alles trifft hier zuſammen was den Ausdruck erhaben macht; die Gedanken weichen niemals von dem Gewichte eines geſetzten Urtheils, ſie erſchöpfen faſt alle Merkmahle der Sachen, und jede Abſchilderung iſt vermögend, das Herz der Leſer aufzuſchließen. Die innere Stärke zeiget ſich mit der äußern Anmuth in einer ſo edlen Eintracht, daß man jene nicht genug bewundern und dieſe nirgendswo zärtlicher empfinden kann. Nimmermehr würden wir uns eines Fehlers entlädigen, wenn wir, aus einer verwerflichen Unbedachtſamkeit, ſolche Würkungen des Witzes der Nachwelt benehmen ſollten, denen auch die größten Dichter unſrer Zeit ein Vorrecht zugeſprochen u. ſ. w.“

Ueberhaupt hat der Mann viel auf dem Herzen, welches er in der Vorrede an den Tag fördert, z. B. gegen manche der damaligen Kritiker, bei welcher Gelegenheit er endlich in folgende Zornesworte ausbricht: „Mit was Ungeſtüm fallen dergleichen Urtheilsprächer den tiefſinnigen Lohenſtein und einige von ſeinen Landsleuten an, ſchwärzen ſie mit den gräßlichſten (!) Benennungen, ſchelten jeden

Ausdruck für ſchwülſtig und ausſätzig, vergeſſen ſich ſelbſt bei dieſer Geringſchätzung, daß ſie ihrer ſchwindſüchtigen Schreibart wegen verdieneten an das Rieſen-Gebürge geſchmiedet zu werden (!!). Was würket ein ſolches Bezeigen anders, als daß die Gemüther gegen einander entbrennen und der wahre Zweck dabei ganz verloren gehet.“ — So weit alſo war es ſchon mit der deutſchen Polemik gekommen, daß ſelbſt gutmüthige und ſanfte Schriftſteller (wie Bock ſonſt zu ſein ſcheint) ihren Gegnern mit dem Rieſengebürge drohten. —

§. 90.

Chriſtoph Woltereck,

lebte bald zu Hamburg, bald zu Glückſtadt, und iſt wenig berühmt geworden, obwohl er es nicht minder, ja mehr verdient hätte als gar manche ſeiner Mitbrüder. Die Geſinnung welche aus ſeinen meiſten Gedichten ſpricht iſt eine ruhig ernſte und fromme, doch liebt er auch, wie billig, Scherz und Witz, der ihm wenigſtens zuweilen nicht abhold iſt. In dieſe Reihe gehört er, weil er die widerliche Aufgetriebenheit des Ausdrucks haßt und ſtets bemüht iſt um Correctheit der Sprache, die er auch faſt immer erreicht. Es finden ſich unter ſeinen Epigrammen manche, welche wahrhafte Anlage bekunden, obwohl er freilich weder Logau's blühenden Geiſt, noch Wernack's Schärfe beſitzt. Was ihn am anziehendſten macht iſt ſeine Individualität. Er iſt, ſo viel wir durchſchimmern ſehen, arm, aber klagt nicht weichlich, er liebt ſeine Eltern herzlich, und ſpricht dies beſonders am Neujahrstage mit rührender Einfalt gegen den Vater aus, denn die Mutter ward ihm früher genommen. Er ſchreibt poetiſche Briefe an den König von Dänemark und andere Gönner, aber das Lob welches er ihnen ertheilt, iſt wenigſtens bei weitem nicht ſo extravagant als andere Poeten ſeiner Zeit es zu bringen pflegen; es geht ihm von Herzen, und wenn er gelegentlich um ein Amt bittet, ſo geſchieht es mit geziemender Gelaſſenheit in einigen Schlußzeilen, welche wenigſtens entfernt zu verrathen ſcheinen, daß er wußte, es ſolle eigentlich das Amt um den Mann bitten, nicht der Mann um das Amt. Es iſt ihm ein hoher Ernſt um reine Religioſität *), aber eben deshalb iſt er auch ruhig und heiter, liebt die Menſchen und ſcheint ſehr geſellig. Dieſe letztere Eigenſchaft begünſtigt ſeine Neigung zum Epigramm, und die meiſten ſeiner Sinngedichte möchten vielleicht gleich nachdem er irgend eine fröhliche, trauliche oder — unbehagliche Geſellſchaft verlaſſen, geſchrieben worden ſein. In dieſer Dichtungsart liebt er ganz beſonders und viel zu ſehr das Wortſpiel, wofür er freilich leiden muß, daß zuweilen das Wort mit ihm ſpielt, und dem Gedanken eine kindiſche Hülle giebt. Ein ſinniges Epigramm iſt folgendes:

Die Hölle.

Brächt ein Verdammter nicht die Finſterniß hinein,
Die Hölle würde wohl ihm gnugſam helle ſein.

Ein gutgemeintes aber kindiſch klingendes auf Simon Dach:

Apollo eilt' einmal aus Königsberg heraus,
Die Muſen-Schaar verſchloß ihr ſchönes Götter-Haus,

---

*) Die bei weitem größte Anzahl ſeiner Gedichte iſt bibliſchen Inhalts. Manche darunter verdienen Lob, denn ſie ſind wohl geeignet zu erbauen; im Ganzen aber ſind ſie nicht ausgezeichnet und ermangeln der höhern Begeiſterung, weshalb wir dieſer Gedichte auch nur im Vorbeigehen gedenken.

Und ließ, indem ſie zog, ein Klag-Geſchrey erſchallen.
Verwunderſt Du dich des? Ihr Dach war eingefallen.

Eine kleine Auswehl aus ſeinen Sinngedichten würde wünſchenswerth ſein; hier wo er nur charakteriſirt und keinesweges allein ſein Beſtes gezeigt werden ſoll, mögen nur noch folgende drei kleine Gedichte mitgetheilt werden, die zugleich Zeugniß von ſeiner erträglichen Anlage zur Geſelligkeit geben, da wenigſtens das dritte — freilich ziemlich mangelhafte — offenbar aus dem Stegreif verfaßt iſt:

Er ſoll ihr etwas beſonderes ſagen.

Ich ſoll, ſo wurde mir im Spiele vorgeſchrieben,
Dir etwas ſeltenes von mir zu wiſſen thun.
Drum ſag' ich, daß mich nicht zwölff Wörter laſſen ruhn:
Ich muß, ich will auch gern, und darf dich doch nicht lieben.

Sie gefällt ihm nur in Einem nicht.

Du biſt beredt und ſchön, und drum mein Sonnenlicht,
Dich krönet der Verſtand, drum lieb' ich dich vor allen.
Doch eines, eines will mir nicht an dir gefallen:
(Ach daß ichs ſagen muß) Dein Herze liebt mich nicht.

Sie will von ſeinem Anliegen auf eine verdeckte Art verſtändigt ſein.

Ich ſoll Dir meine Wünſch' und Plagen,
Jedoch verdeckt in ſieben Zeilen ſagen?
Wohlan! ſo frag ich dann:
Was reimet ſich zu „Sonnenſchein“?
Oft beſſer mein als Dein.
Wenn man ſich in Geduld will „üben“?
Gar ſchön das Lieben.
Was aber ſchickt ſich auf „Juriſt“?
Daß er verſchlagen iſt.

Was hält des Unglücks ſchnellen „Lauf"?
Ein wenig nur die Vorſicht *auf*.
Was reimt ſich gut zu „wunderlich?"
Ich glaube Dich und *mich*.
Und endlich was gehöret auf „erdichtet?"
Ich weiß nicht ob *gerichtet*.
Gar recht, nun ſiehe doch wie artig Du gereimt:
$\left.\begin{matrix}\text{Mein}\\\text{Dein}\end{matrix}\right\}$ *Lieben*, ſprichſt Du, iſt auf $\left\{\begin{matrix}\text{Dich}\\\text{mich}\end{matrix}\right\}$ *gerichtet*.

Ein günſtiger Zufall hat mir Woltereckѕ eigenes Manuſcript zugeführt, einen ſtarken Quartband von 358 eng, aber ſehr zierlich geſchriebenen Seiten. Er beginnt mit dem Jahre 1701 und endigt mit dem 30. Julius 1714. Faſt überall iſt ſehr ſorgſam das Datum beigefügt, ſo wie überhaupt die ganze Handſchrift von dem ſoliden, ſtets um Ordnung bemühten Sinne des Verfaſſers zeigt. Sein produktivſtes Jahr iſt 1711, und im nächſt folgenden konnte er endlich ſeine „Holſteiniſchen Muſen" in 24 Bogen erſcheinen laſſen, die er, ſeiner eigenen Nachricht zufolge, an den König ſandte. Sie ſcheinen günſtige Aufnahme gefunden und dem wackern Manne ein Amt in Glückſtadt verſchafft zu haben.

§. 91.

Johann Chriſtian Günther,

(geb. zu Striegau am 8. April 1695, geſt. am 15. März 1723 zu Jena.)

Dieſer Dichter, welcher in gar manchen früheren Literaturgeſchichten eine ſeltſame Rolle ſpielt, indem er bald als ein ganz unreines unreifes Weſen verworfen, bald als ein leidliches Talent obenhin anerkannt, bald als verkehrtes [illegible] Genie u. ſ. w. hingeſtellt wird, erſcheint bei näherem Anblicke als einer der reichſtbegabten Dichtergeiſter, die irgend eine Zeit hervorgebracht hat. Als ſolchen, doch auch mit ſeinen hervorſtechendſten Irrthümern, verſuchte ich ihn bereits in der Literaturgeſchichte des 18ten Jahrhunderts, welche 1812 und 13 erſchien, zu ſchildern, und ſpäterhin ſchrieb ich die Geſchichte ſeines Lebens ausführlich, wie ſie in dem erſten Theil der freundlichen Schriften (S. 103 bis 131) zu finden iſt. Möge man dieſe genauen Angaben entſchuldigen, denn es muß mir daran liegen, daß diejenigen Leſer, welche ſich von Günther eine genaue ausführliche Kenntniß verſchaffen wollen, einen bequemen Weg finden, der ſie dann zu den Werken des Dichters ſelbſt leitet. Hier werde nur folgendes Hauptſächliche mitgetheilt:

Günther hatte das große Unglück einer ſtets umwölkten Kinder- und Knabenzeit; denn nicht bloß Dürftigkeit erzog ihn, — die hätte ihn vielleicht geſtählt, — ſondern das Entſetzlichſte was einem Kinde begegnen kann: gänzliche Gemüthloſigkeit und Liebeloſigkeit. Das tieffühlende geniale Kind vermochte einen ſolchen Zuſtand nicht zu erfaſſen, und die Freude nirgends findend — jenes Element, in welchem das warme, von keiner Philoſophie beſchirmte Kindesherz allein gedeihen kann — ward es bald einer unendlichen Wehmuth hingegeben, die nur der Jüngling und der Mann zu beſtehen vermag, weil er durch frühere Freuden und die ſpätere Wiſſenſchaft und Kunſt geſtärkt, zugleich das Vermögen beſitzt jenes Gefühl zu lindern. Das Leben erſchien ihm wie ein ununterbrochener ungeheurer Kampf, und der Knabe hatte keine Waffen, ſondern nur Thränen, Angſt und die Zuflucht zu dem was ihm in der Poeſie einzeln beruhigendes erſchien. Aber er wagte in jener Zeit nur ſelten ſich dieſe Freude zu erlauben, und es ſcheint bedeutend daß ſeine erſten Gedichte faſt alle in lateiniſcher Sprache abgefaßt ſind, gleichſam als habe er den Vater, der jede

Poeſie haßte, — am meiſten aus Lebensangſt als Beſchäftigung des Dürftigen, — durch den Gedanken beruhigen wollen, er dichte doch auch häufig in einer fremden und gelehrten Sprache, durch die ja bekanntlich Brodt genug erworben wird. Die Natur verlangt indeß ihre Rechte, und wie die Wehmuth dem tiefern Gemüthe eigenthümlich iſt, ſo iſt es der Muthwille und die Schalkhaftigkeit nicht minder, und es iſt ein großes Unglück, wenn dieſe fröhlichen Genien in der Kinderzeit zurückgedrängt werden. Sie treten dann in ſpäterer Zeit nicht ſelten in übler ja verzerrter Geſtalt hervor, und wollen alle die ermattenden Thränen rächen, die dem harmloſen Kinde von engherzigen, übelgeſinnten Erwachſenen abgequält worden ſind. Die Rache aber hat nie erfreuliche Folgen, äußere ſie ſich auch wie ſie wolle und affectire ſie auch noch ſo ſehr eine heitere Form.

Günther iſt ein Beleg für dieſen Gedanken. Mit heißem Durſt genoß er überraſch die herrliche Freiheit der academiſchen Jahre; aber jener Durſt ward bald fieberhaft; redliche Freunde und angeſehene Männer, (z. B. Burkard Menke) erklärten ihm laut und gern ſeine bei weitem überlegenen Geiſtesfähigkeiten, und jetzt da er ſein großes Talent deutlich einſah, ergrimmte er noch viel mehr über ſeine armſelige, verkümmerte Knabenzeit. Er verlor die innere Andacht, die beſcheidene Fröhlichkeit, endlich auch die unerſetzliche Unſchuld des Gemüths. Der Vater, der bis dahin eigentlich noch gar nichts für ihn gethan, und ihm auch die nothwendige geiſtige Lebensluft, die Liebe, verſagt hatte, zürnte jetzt heftiger und verbot mit widrig-thörichter Strenge jede Beſchäftigung mit der Poeſie. Der Sohn verſprach was er nicht halten konnte und eben deshalb nie hätte verſprechen ſollen, der Vater vernahm verworrene Gerüchte von unordentlichem Leben, häufigem Verſäumen der arznei-wiſſenſchaftlichen Vorträge, Schulden u. ſ. w., warnte, drohete, ſchalt, und da das nicht ſchnell genug half, ſo zog er ſeine Hand ganz von ihm ab und belegte den Ueberläſtigen mit der ganzen Schwere ſeines Fluches. Der Sohn bat und flehete, von Seelenangſt ergriffen; aber der Vater blieb ſtarr und fühllos, bis endlich ein entſetzliches Wort gegen den Vater über die Lippen des empörten Sohnes floh, wie es der Beſſere ſelbſt im ſchneidendſten Schmerze auch nur zu denken ſich würde verboten haben. Es ſoll auch deshalb hier nicht wiederholt werden. Die Reue folgte bald, Vergebung flehend knieete der Sohn, lange Nächte lang, auf der ungaſtlichen Schwelle vor der verſchloſſenen Thür, bis endlich der Vater ihn mit Gewalt — die Sage ſpricht ſogar von auf ihn gehetzten Hunden — vertreiben ließ.

§. 92.

Jetzt war der Stab über den unglücklichen Jüngling gebrochen, und er irrte unſtät-verworren von Land zu Land, faſt wie Kain der den erſten Mord beging. Würdige Männer und Frauen nahmen ſich des Verlaſſenen an, unterſtützten ſein Talent und ſuchten ihn zu einer regelmäßigen Thätigkeit zu bewegen. Aber es war alles vergeblich, er hielt nirgends lange mehr aus, und bei verlornem Vertrauen zu ſich ſelbſt vermochte er auch nicht mehr zu glauben daß andere ihm noch vertrauten. Er trachtete nur noch nach augenblicklicher Vergeſſenheit, und fand dieſe in poetiſchen Ergüſſen, in dem oft laut ausgeſprochenen Stolze auf ſein Dichtertalent und in dem ſtets vermehrten Genuſſe — geiſtiger Getränke, die doch am Ende für die geiſtigen Leiden nichts weiter geben können als eine kurze nächtliche Verhüllung, nach welcher ſie deſto ſchneidender zurückkehren.

Nach vielen nur durch Fantaſie und Sinnlichkeit erzeugten Liebesverhältniſſen, ſollte endlich eine reinere Neigung ſeinem Herzen helfen und ihm auch zu einer bürgerlichen Exiſtenz verhelfen; doch auch dieſe Hoffnung ſchwand bald, es war nichts Dauerhaftes mehr in ihm, und ſelbſt den Stunden der beſſern Exaltation folgte nur zu ſchnell Nüchternheit und Mistrauen in ſich ſelbſt und gegen die Menſchen. Völlig erſchöpft, gänzlich aufgerieben, oder, wenn man lieber will, ausgebrannt, ſtarb er in einem Alter von nur acht und zwanzig Jahren weniger drei Wochen. Seine Leiche ruht vor dem Johannisthor von Jena. Die Koſten zu ſeiner Beerdigung mußten von ſeinen Landsleuten zuſammen gebracht werden, denn er ſelbſt hinterließ durchaus gar nichts.

Günthers Vater, welcher bei der ihm innewohnenden Gemüthszähheit noch im Jahre 1742 als ein und achtzigjähriger Greis lebte, hat folgende Beſchreibung von ſeinem verſtoßenen Sohne gegeben: „Mein Sohn war von mittelmäßiger Statur und wohlproportionirten geſunden Gliedern, wohl harmonirenden länglichten Geſichtes, von ſchwarzbraunen Augen und Haupthaaren, wiewohl er ſpäter eine blonde Perüque zu tragen pflegte, ſein Angeſicht hatte was annehmliches und reizendes an ſich, daß er auch bald von Kindheit an und ſonderlich bei ſeinem Studiren und erwachſenen Jahren jedermann gefiel. Dem Temperamente nach war er ein Sanguineo-Melancholicus.“ — So weit der Vater.

§. 93.

Die Natur hatte für Günther alles gethan um einen wahrhaftigen Dichter aus ihm zu bilden und in mancher Hinſicht war er auch ihr zu Hülfe zu kommen bemüht.

Lebhaftigkeit der Fantaſie und des Gefühls, das Vermögen ſich in fremde Situationen zu verſetzen, Darſtellungskraft im Allgemeinen, große Leichtigkeit der Sprache und des Reims, Anlage zum Witz und zur Ironie: das alles ſpricht faſt überall aus ſeinen Werken; völliges Gedeihen aber finden wir faſt nirgends. Bei dem großen Mangel an nationalem Stoff und dem mitleidwürdigen äußern Standpunkte der damaligen deutſchen Poeſie überhaupt, mußte auch ſein Talent faſt immer nur der Gelegenheit, und meiſtens nur der gewöhnlichen, dienen. Sein herrlicher Genius ward zuletzt zu einem gutwilligen Affen, an deſſen Sprüngen man ſich ergötzte, der Arme mußte ſeinen Flügeln die Federn einzeln ausraufen um ſich nur einigermaßen warm zu halten, und die Lorbeerzweige, die ſeine Schläfe umwinden ſollten, zur Erhaltung des Küchenfeuers gebrauchen. Daß er aber zu müſſen glaubte, was der Menſch nie und unter keiner Bedingung muß, gereicht ihm, dem Menſchen und eben deshalb auch dem Dichter, zu ewigem Tadel. Selbſt für den gewöhnlichſten Spieß- und Pfahlbürger, wenn derſelbe Hochzeit machte, taufen ließ oder etwa Stadtſchreiber wurde, wußte er mit beſonderer Geſchicklichkeit und Schnelligkeit einen Triumphwagen zu bereiten, den der Mann gern beſtieg, völlig überzeugt es gehöre ihm derſelbe von Rechtswegen, weshalb es ihm auch in einer ſo ſchön erhöhten Stimmung auf einen Gulden nicht ankam, mit dem er den poetiſchen Triumphwagenverfertiger honorirte. In allen Fällen, wo bei Günther etwa gutmüthige Selbſttäuſchung waltete, möge ihm, wie billig, verziehen werden; zuweilen aber iſt es nur zu klar, daß er ſelbſt ſehr wohl wußte um die geruhten Lügen, welche er ausſprach und daß er die Poeſie zu einer blendenden Heuchlerin machte. Wehe aber dem der alſo zu verfahren nicht erröthet, denn ſelbſt den Reichſtbegabten wird dann die Poeſie verſtoßen, ſie, welche ja als höchſte Schönheit auch die höchſte Wahrheit iſt. Was alſo fehlte unſerm Günther? Nichts weiter als — die Hauptſache: ein geläutertes Gemüth, ein ſolches das die Menſchen kennt und doch liebt, in dieſer Menſchenliebe Gott gefunden hat, und in ihm die klare und ſanfte Löſung jedes Räthſels. Nur der innerlich beruhigte kann das bunte, unruhige äußere Leben mit anmuthiger Ironie nehmen, nur wer das ewige Ja in der Bruſt hat, begreift und überſieht den verneinenden Geiſt (vergl. Goethe's Fauſt) und nur wer des tiefſten philoſophiſchen ſo wie des rein religiöſen Ernſtes fähig iſt, kann wahrhaften Humor und heitern Witz haben.

§. 94.

Wollt ihr wiſſen wie Günther mit Gott umging? Faſt immer wie mit einem allmächtigen, erbarmungsloſen Tyrannen, gegen den er bald verzagt, bald trotzig thut; aber indem er doch am Ende nur ſich verletzt, ähnelt ſein Geſchick faſt dem der Medea der alten Bühne, die, um ſich zu rächen, ihre eignen Kinder würgt, doch indem ſie das tödtet was ihrem Herzen das theuerſte war, ihr eigenes Herz verbluten läßt und nach und nach vernichtet. Deshalb ſei ihm aber auch das höchſte Mitleid gebracht und nimmer miſche ſich auch nur der leiſeſte Hochmuth in das Urtheil über den tief verletzten Jüngling. — Oft möchte ſeine Flamme gern zur reinen Opferflamme werden; aber wie kann es ihm gelingen, da er nicht vertrauensvolle Demuth mitbringt? Daher der oft ſeltſam ungeduldige Ton in manchen ſeiner geiſtlichen Gedichte, in denen er geradezu mit Gott hadert. Einmal geſchieht dies auf eine Art, in welcher Bitterkeit, Erhabenheit und Demuth ſo ſeltſam vermiſcht worden ſind, daß die Stelle gar wohl werth iſt hier mitgetheilt zu werden. In einem Gedichte an Gott (S. 64. der Ausgabe von 1742) klage er zu Anfang, daß Gott ſo lange bleibe, daß er nicht wiſſe was er denken ſolle und Bett und Bibel voll weine. Der Sperling ſchlafe in hohlen Linden und finde Futter, nur Er nicht, dem Kummer und Armuth in Mark und Beinen wühle. Ihm helfe ſein Talent nicht, und er könne in der Strafe, die über ihn einbreche, nichts ſehen als — Grauſamkeit, wobei er dann folgenden Vorſchlag thut:

Verſuch einmal und geh gelinder,
Vielleicht gewinnt es eher Frucht:
Ein ſcharfer Streich und langer Grimm
Macht oft die beſten Herzen ſchlimm.

Er iſt ferner freigebig im eigenen Lobe, und ſchreibt ſich Langmuth, Wohlthätigkeit, Geduld und einen Glauben zu, der ſelbſt im härteſten Wetter ſtehe. Endlich heißt es:

Geburt, Exempel, Noth und Jugend
Sind Urſach daß ich fehlen muß:
Wer geht wohl ſtets den Weg der Tugend?
Ich ſtrauchle ſelber mit Verdruß,
Und bin nach ſchneller Reu und Leid
Der erſte der mich ſtraft und zeiht.

Was willſt du mit dem Schatten zanken?
Beweiſ' an Stärkern deine Macht:
Wer wird dir in der Hölle danken?
Ach! haſt du dies noch nicht bedacht?
Du kommſt mit Donner, Blitz und Sturm!
Wer iſt der große Feind? — ein Wurm.

Zuweilen überläßt er ſich der offenbaren Verzweiflung, und wird dann als ein roh Hinwüthender faſt krank in ſeinem Schmerz; häufiger aber iſt ſeine Verzweiflung witzig, und dieſer Witz hilft ihm zuweilen über Momente hinweg, um ihn durch andere Momente von neuem und nur deſto peinlicher zu verwunden.

§. 95.

Dieſelbe Wandelbarkeit und Ungeduld bemerken wir in ſeinem Umgange mit Menſchen. Bald erhebt er ſie bis an die Wolken, jubelt laut bei ihren Feſten, ſchraubt ſich herauf zu krampfhaften Dithyramben, oder ſinkt wohl gar zur gemeinſten Trunkenheit herab. Bald darauf ſehen wir ihn wieder mit der feindſeligſten Bitterkeit ihnen gegenüber ſtehen, und giftige Pfeile rauſchen aus der wohlgeübten ſchleudernden Hand auf die Herzen, an denen er noch vor kurzem ruhete. Aber auch hier ſei ihm Mitleiden geſchenkt, denn wir ſehen ihm an, welch' ein böſes Element der Haß für ihn war, wie übel er ſich in demſelben befand, und wie ſo gern er immer hätte lieben mögen.

In der Liebe für das weibliche Geſchlecht finden wir ihn bald tyranniſch heftig, ja wüthend, zuweilen roh, oft aber auch rührend durch die Wahrheit einer flammenden Empfindung. — Zeilen wie folgende:

In den Feldern will ich irren,
Und vor Menſchen will ich fliehn,
Mit verlaſſnen Tauben girren,
Mit verſcheuchtem Wilde ziehn,
Bis der Gram mein Leben raube,
Bis die Kräfte ſich verſchrein;
Und dann ſoll ein Grab von Laube
Milder als dein Herze ſein —

nähern ſich in Gewalt der Sprache und Empfindung den hinreißendſten Gedichten Bürgers an Molly, aber — o des Jammers in der ungeläuterten Bruſt! — auf dieſe herrliche

Strophe folgen augenblicklich zwei Zeilen, deren widrige Rohheit nicht einmal näher angedeutet werden darf.

Endlich im Verhältniſſe zu ſich ſelber ganz wieder die vorige ſtürmiſch unbefriedigte Ungeduld. Er iſt viel zu oft mit ſich ſelbſt beſchäftigt und doch nie ganz im Klaren über ſich ſelbſt, bald betrachtet er ſich und ſeine Fähigkeiten mit erhitztem Stolze, der nothwendig ſein Gemüth und mithin auch jene Fähigkeiten ſchwächen mußte, bald kränkt er ſich ſelbſt durch ausgeſuchte Härten und Ungerechtigkeiten; ja in der Verzweiflung zerpflückt er ſelbſt mit feindlicher Hand ſeine einzige Freude, die Kränze die ſein Talent allerdings verdiente. Liebenswürdig iſt er nur in der Treue, die er doch für einige wenige aus der großen Schaar ſeiner Freunde und Bekannten bewahrte, und in den Momenten wo er reine Reue fühlt. Dieſe Momente ſind jedoch nur ſelten, denn meiſtens weiß er ſich durch witzige Sophiſtereien und durch den bittern Gedanken wie ungünſtig ihn von der frühſten Kindheit an das Geſchick behandelt habe, wenn auch nicht zu beruhigen, doch zu beſchwichtigen. — Ganz klar iſt Günther ſelbſt auf dem Sterbebette nicht geworden, obwohl ihm ein günſtiges Geſchick das Vermögen verlieh, ſelbſt noch auf dieſem Schmerzenslager in harmoniſchen Worten auszuſprechen was ihm das Herz bewegte, und einige wichtige Momente ſeines Lebens im leichteſten Fluſſe der Reime zu erzählen oder wohl gar ſelbſt aufzuſchreiben.

Sei ihm die Erde leicht. —

§. 96.

Seit Flemmings Tode war bei uns kein Dichter ihm gleich an Fähigkeit aufgetreten; mit dieſem hat er manche Aehnlichkeit, aber auch große Verſchiedenheit. Flemming lebte

lebte im hellen Sonnenſchein eines kraftreichen, fröhlichen und tugendhaften Strebens; wie es in dieſer Hinſicht mit Günther ſtand haben wir geſehen: an offnem Sinne für die Natur, für die Freundſchaft ſind beide gleich; an Beweglichkeit, Leichtigkeit und Raſchheit, obwohl ſie Flemming durchaus nicht fehlen, möchte doch Günther vorragen, aber an Gemüthstiefe und ächter Heiterkeit übertrifft ihn jener weit. Als geiſtlicher Lieder-Dichter iſt Günther kaum zu nennen, und Flemming nimmt bekanntlich einen der höchſten Ehrenplätze ein. Aber, um noch einmal darauf zurück zu kommen: an Raſchheit übertrifft Günther nicht bloß alle deutſche Dichter des ſiebzehnten, ſondern auch faſt alle des achtzehnten Jahrhunderts, und gerade dieſe Bekundung einer bei uns nur ſeltnen Eigenſchaft war den Zeitgenoſſen höchſt wichtig. Dieſe, in der Mehrheit wenigſtens, verdienen in Beziehung auf Günther nicht geringes Lob. Sie ſchätzten neidlos aufrichtig und liebten innig ſein großes Talent; aber ſeine nicht minder großen Fehler verführten kaum einen, während ſie gar vielen Jünglingen als bedeutungsvolles Warnungszeichen dienten, und manches herzliche und wohlgemeinte Trauerlied, hat um die Gruft des armen früh geſchiedenen Dichters getönt. Ausſprechen konnte damals keiner was viel ſpäter Bürger bei einer ganz andern und ſchönern Gelegenheit ausſprach; aber vor ihm empfunden haben gewiß viele:

— Was Flecken war vermodert;
Nur der Himmelsfunke lodert
Einſt geläutert zur Verherrlichung.

Die nächſtfolgende Zeit war höchſt ungerecht gegen Günther. Bodmer, in trauriger Geiſtesbeſchränktheit, ſchalt auf ihn, den er nicht verſtand, Gottſched begriff ihn gleichfalls nicht; aber er redete doch mit gebührendem Anſtand von dem Genie des Verſtorbenen. Spätere Kritiker machten es ſich ausnehmend leicht, ſprachen das Hergebrachte über gute Anlagen, Unſittlichkeit und Unreifheit und ließen es dabei bewenden. — Wie ganz anders lautet das Urtheil unſers Goethe! — des Dichters par excellence, deſſen Namen auch in der geringhaltigen Geſellſchaft jener Kritiker zu nennen erlaubt ſein mag, theils um heilſam den Leichtſinn und die ſeichte Frivolität zu ſchrecken, theils um die Beſſeren zu erfreuen. In dem herrlichen Panorama, das Goethe von den Hauptmomenten der literariſchen Beſtrebungen ſeiner Zeit aufſtellt, wobei er jedoch nothwendiger Weiſe zuweilen auch in die erſte Hälfte des Jahrhunderts tritt, findet ſich folgende Stelle:

— — „Hier gedenken wir nur Günthers, der ein Poet im vollen Sinne des Worts genannt werden darf. Ein entſchiedenes Talent, begabt mit Sinnlichkeit, Einbildungskraft, Gedächtniß, Gabe des Faſſens und Vergegenwärtigens, fruchtbar im höchſten Grade, rhythmiſch bequem, geiſtreich, witzig und dabei vielfach unterrichtet; genug er beſaß alles was dazu gehört, im Leben ein zweites Leben durch Poeſie hervorzubringen, und zwar in dem gemeinen wirklichen Leben. Wir bewundern ſeine große Leichtigkeit, in Gelegenheitsgedichten alle Zuſtände durch Gefühl zu erhöhen und mit paſſenden Geſinnungen, Bildern, hiſtoriſchen und fabelhaften Ueberlieferungen zu ſchmücken. Das Rohe und Wilde davon gehört ſeiner Zeit, ſeiner Lebensweiſe und beſonders ſeinem Charakter, oder wenn man will, ſeiner Charakterloſigkeit. Er wußte ſich nicht zu zähmen, und ſo zerrann ihm ſein Leben wie ſein Dichten.“

Unter allen Wünſchen, deren Günthers beſſere Natur fähig war, ſtand gewiß der oben an, von einer höher gebildeten Nachwelt gerecht, aber auch liebevoll verſöhnend beurtheilt zu werden. Deshalb iſt aber auch jetzt eine Auswahl aus der reichen Sammlung ſeiner Gedichte nicht bloß wünſchenswerth, ſondern Bedürfniß, und wir dürfen von einer ſolchen, die der wackere Romanzendichter Guſtav Schwab verſprochen hat, das Beſte erwarten.

§. 97.

Chriſtoph Heinrich Amthor,

lebte und dichtete als Kanzleirath in Rendsburg. Er würde hier gar keine Stelle verdienen, wenn nicht wenigſtens mit zwei Worten zu erwähnen ſein möchte, daß er eine gewiſſe Celebrität erſtürmt und erwüthet habe, wobei ihm ſeine Freunde, die es mit dem gefährlichen Autor nicht verderben wollten, leider nur zu ſehr beiſtanden. Seine Muſe iſt die Schmeichelei und der Haß, die erſtere bringt er dem Könige von Dänemark Friedrich IV. und den zweiten dem Könige von Schweden Karl XII. — Je ehrenwerther der wahre Patriotismus iſt, je widriger iſt der enge, gehaltloſe, mit unreinem Zorn vermiſchte, und faſt-wie eine Brantweinsflamme aufziſchende, wie wir ihn zuweilen in Amthors Gedichten finden. Wenn aber ſeine feierlichen Gedichte (z. B. das vom 11. Oktober 1719 zum Geburtstage Friedrichs) durch krampfhafte Erhitztheit, Kriecherei und geſchminkte Unwahrheiten widrig werden, ſo ſind leider manche ſeiner für die bürgerliche Welt beſtimmten Poeſien, in denen er ſich leichter gehen läßt, mit unſittlichen und rohen Scherzen angefüllt, denn — um das gewöhnlich klingende doch bedeutſame Wort beizubehalten — nur der gebildete Menſch darf „ſich gehen laſſen“; der unſichere ſoll ſich Zwang anthun. Gerade für ihn iſt der Zwang erfunden, um wenigſtens die Ausbrüche des ungeläuterten Geiſtes zu hemmen.

Dennoch findet ſich auch bei Amthor einiges Schätzbare anzuerkennen, z. B. Kraft und Gewandtheit der Sprache, ſobald ihn nicht üble Gewöhnung oder falſche Anſicht ſtört, Pracht der Rede, ſobald er ſich einmal von der falſchen Ueberfeierlichkeit losreißt, ſelten Lebhaftigkeit und Raſchheit; doch auch das Seltene werde nicht verſchwiegen.

§. 98.

C. F. Weichmann.

Dieſer Schriftſteller iſt uns bereits bekannt geworden durch das überſchwengliche Lob, welches er Poſtels Heldengedichte Wittekind brachte. Wollten nun auch die Deutſchen von jenem Wittekind und jenem Lobe nichts wiſſen, ſo blieb doch der Lobredner ſelbſt in hohen Ehren, denn ein für allemal ſtand feſt der Ruf, er ſei ein überaus kenntnißreicher, feingebildeter, kritikverſtändiger Mann, der es mit den Poeten gar wohl meine, und deshalb zu einem Herausgeber und Vorredner wie geboren. Nun hatten damals manche Niederſächſiſche und Weſtphäliſche Dichter ihren Kummer darüber, daß ſie vor den Schleſiſchen und Meißniſchen Dichtern gar nicht recht aufkommen konnten, weshalb ſie auf die beſte Rache ſannen, welche ſich würde haben nehmen laſſen, wenn ſie mit ungleich beſſeren Gedichten aufgetreten wären. Es wurde deshalb eine Sammlung von ſolchen niederſächſiſchen Poeſien zu Stande gebracht, und der Hofrath Weichmann übernahm die Herausgabe derſelben. Er entledigte ſich des Auftrags auf die plauſibelſte Weiſe, denn weil er es mit keinem einzelnen Poeten verderben wollte, ſo verdarb er es höchſtens mit der Poeſie ſelbſt, deren Zorn er nicht fürchtete, da er ſie überhaupt — nicht kannte.

Wir finden in den ſechs Theilen der „Poeſie der Niederſachſen“ vielleicht kein einziges Gedicht, welches ein

Gedicht im eigentlichſten Sinne des Worts genannt zu werden verdiente, und die hier ſich zeigenden Namen: Eyſenhardt, Eßmarch, Gertz, Höfft, Neudorf, Schlott u. ſ. w. ſind wohl ſchwerlich jemals weiter vernommen worden, als in einzelnen niederſächſiſchen Städten. Brockes, Weichmann, Richey tönten freilich weiter über die Gränze; im Ganzen aber ſind ſie doch nur dem Grade, nicht der Gattung nach höher als jene obſcuren Poeten. — Die zahlreiche Dichtergeſellſchaft, welche hier erſcheint, hat größtentheils etwas ehrbares, ſolides, wohlgenährtes und wohlhabiges; man ſieht es geht ihnen ganz gut, die meiſten haben ein einträgliches Amt, halten wie billig auf ein gutes Gerücht und ein gutes Gericht, und mögen die Poeſie ziemlich gern leiden, beſonders wenn ſie ſich in Geſtalt eines beſcheidenen Poeten zeigt, der bei Bürgermeiſterwahlen, Hochzeiten und Kindtaufen mäßige Geſinnungen in mäßigen Verſen abſingt. Fantaſie fehlt ganz, Witz nicht immer, freundſchaftliche Geſinnung iſt oft vorhanden, äußert ſich aber nicht ſelten als Familienabgeſchloſſenheit, oder als Lobſucht und geiſtige Verweichlichung. In dieſer Hinſicht haben mehrere damalige niederſächſiſche Dichter die Unart der ſpätern — ſonſt in mancher Hinſicht ſehr löblichen — Poetenperiode der Jahre 1740 bis 60 anticipirt, und faſt nie ein Ende finden können im Kränzewinden für, wenn auch nicht gemeine, doch höchſt mittelmäßige Stirnen. Der bloße Gedanke, daß Y oder Z ſich doch recht viele Mühe gegeben, mehrere hundert leidliche Reime zu Stande gebracht, und Anſichten und Gefühle vorgetragen haben, die ſich allenfalls anhören laſſen, rührte den weichen Weichmann ſchon dergeſtalt, daß er den ungefährlichen Mann gern in ſeinen niederſächſiſchen Tempel aufnahm und ihn auch wohl noch obendrein mit Verſen begrüßte, die dem beſcheidenen Ankömmling als papierne

Leiter zu den Geſtirnen dienen ſollte. Deshalb iſt dieſe Sammlung als Beitrag zu einem Charaktergemälde jener Zeit (vom Jahre 20 bis etwa 40) nicht unwichtig.

§. 99.

Intereſſant iſt auch, daß der Herausgeber bei aller Solidität und gänzlicher Hingebung an den frommen Brockes, dennoch auch ein Ehrenplätzchen ja ſogar einen Ehrenthron in ſeinem Herzen und auf dem Papier übrig hat für den ſeltſamſten Hyperfantaſten und wunderlichſten Träumer Poſtel, der auch in dem genannten Werk faſt zwanzig Jahre nach ſeinem Tode noch als girrender Schatten mit ſeinem Singſpiel „die wunderbar errettete Iphigenia“ auftritt. Zwar iſt bereits oben von Poſtel geredet worden; doch ſcheint mir gerade hier der Ort, noch ein paar Worte über jene Oper mitzutheilen, die vielen von unſern Vorfahren als das höchſte Meiſterwerk erſchien. Poſtel, ein grundgelehrter Mann, folgte dem Euripides; aber nur in der Abſicht ihn weit hinter ſich zu laſſen, denn da dieſer, unartiger Weiſe, die frühere Liebe des Achill zu Deidamia ausgelaſſen, ſo hebt ſie der Deutſche um deſto mehr hervor. Sie iſt nur leider mit ſich ſelbſt nicht einig, ob ſie erhaben oder wehmüthig ſein will; doch kleidet ſie das letzte beſſer, und die Arie:

„Armes Herz, du biſt verloren,
Dein Verderben iſt beſtimmt.
Dein Betrüben
Wirſt du lieben,
Weil dir das zum Troſt erkoren
Was dir Troſt und Hoffnung nimmt.
Armes Herz, du biſt verloren;
Dein Verderben iſt beſtimmt“

mag, von guter Muſik begleitet, wohl rührend genug geklungen haben. Doch wie ſo ganz verſchwindet Deidamiens

Zartheit gegen die fantaſtiſche Ueberſchwenglichkeit des Anaximenes, des Prinzen aller zärtlichen Opernprinzen. Dieſer weiche Jüngling, ganz vergehend in Liebe für Iphigenia, hat ſchon im dritten Acte nichts geringeres vor als ſich zu erſtechen, wird aber von Achill gehindert, verſpricht am Leben zu bleiben, und ſingt dann folgende myſtiſche Arie:

Mein entzündetes Verlangen
Löſcht der Schnee der ſchönſten Wangen,
Heilt der Lippen Blut-Rubin.
An den Augen von Saphiren
Kann ich Süd- und Nord-Stern ſpüren,
Die mich aus dem Sturm entziehn.
Dennoch dräuen mich zu tödten
Der güldenen Haare geflocht'ne Kometen.

Ueberhaupt iſt er in den kühnſten, ſich ſelbſt durchkreuzenden und vernichtenden Metaphern ſo groß, daß wir uns kaum mehr über die geflochtenen Kometen ſonderlich wundern, wenn wir vernommen haben, daß er bereits zu Anfang des zweiten Acts bei dem Anblick der ſchlafenden Geliebten, folgende über alle Zartheit hinaus gehende Zartheit dem erſtaunten Publikum vorgetragen hat:

Schönſtes Seel'chen, deine Lippen
Sind Korall'ne Roſen-Klippen,
Daran meine Freiheit ſtrandt.
In der Augen heitern Sonnen
Hat die Flamme Kraft gewonnen,
Dadurch dieſes Herz entbrannt.

Schau ich die beblühmten Wangen:
Grünt mein ſehnliches Verlangen,
Schließt mich Brunſt und Hoffnung ein!

Aber jener Schnee der Brüſte
Dräut, ein blaſſes Sterb-Gerüſte
Meiner Hoffnungs-Blüth zu ſeyn.

Wie die Scythen, die denn doch keine beſondere Höhe in der Zartheit erlangt haben, mit einem ſolchen Könige — als ſolchen verkündet ſich Anaximenes — auskommen mögen, iſt ſchwer zu begreifen. Uebrigens werde auch hier nicht verhehlt, daß der faſt immer träumeriſch taumelnde Poſtel *) dennoch etwas mehr Ahnung von Poeſie gehabt haben möge, als (trotz aller Bemühungen) der größte Theil der Gottſchediſchen Schule, die ſich faſt immer nur als Negation aller Fantaſie zeigt.

§. 100.

Es möge hier ferner gedacht werden eines Sinngedichtes von Telemann, einem ſehr berühmten Tonkünſtler der damaligen Zeit, da daſſelbe einige Namen nennt, die in einer Geſchichte der deutſchen Muſik nähere Betrachtung verdienen **). Gönnen wir deshalb auch hier den gutgemeinten Zeilen eine kleine Stelle:

---

*) Möge hier noch eine Anekdote aus Poſtel's Leben einen Platz finden, durch die er ſeine Zeitgenoſſen mehr ergötzte als durch ſeine theils überſchwenglichen, theils unterkriechlichen Poeſien. Sie zeigt, wie ſelbſt gelehrte Ausländer damals über das Land Germanien dachten. Als Poſtel nach Florenz gekommen war, fragte ihn der Bibliothekar Magliabecchi nach ſeinem Wohnorte, und da er Hamburg nennen hörte, äußerte er, nicht ohne innerliches Grauſen ſeine Verwunderung, wie man an einem Orte leben und athmen könne, der dem ſtarrenden Nova Zembla ſo nahe liege. Daß bei Hamburg ein Baum grünen könne, wollte der berühmte Mann ſich nicht einreden laſſen, ſondern lehnte den Gedanken als übertreibende Poetenfantaſie gelaſſen ab.

**) Obwohl ich die Geſchicklichkeit und den Fleiß ſehr gern anerkenne, womit manche Theile der Geſchichte der deutſchen Muſik bereits von einzelnen deutſchen Schriftſtellern behandelt worden ſind, ſo fehlt doch noch eine vollſtändige Geſchichte derſelben. Möge ſie nicht lange mehr fehlen! Wohl

Zeigt **Kuhnau** ſeine Pracht in ſeinen Kirchenſtücken,
Läßt **Kaiſer** ſeinen Geiſt in hundert Opern blicken;
Bemühe ſich **Hendels** Fleiß in ändernden (?) Cantaten;
Setzt **Petz** die Feder an zu ſchmeichelnden Sonaten;
Läßt **Pepuſch** ſeine Kunſt meiſt in Concerten ſpüren,
Und weiſt ſich **Patalon** in netten Ouvertüren,
So muß Venedig, Rom, Paris und London ſagen:
Die beſten Meiſter ſind in Deutſchland zu erfragen.
(S. Poeſie der Niederſachſen. Th. II. S. 254.)

Unmöglich aber konnte der gute Weichmann mit anſehen, daß der beſcheidene Telemann ſich ſelbſt ganz vergeſſen hatte, weshalb er ſogleich den unbeſcheidenen Beiſatz hinzu drucken ließ:

Wen aber wundert nicht, daß man in Telemann,
Gleich als im Mittelpunkt, dies alles finden kann?

Schließlich iſt noch anzuführen, daß Weichmann, der als Dichter und Herausgeber von Gedichten ſo manchen Tadel verdient, als Gelehrter und Vaterlandsfreund lobenswürdig iſt. Auch ſoll ihm die Gerechtigkeitsliebe angerechnet werden, die er dem ſtets verbitterten Bodmer empfiehlt. Dieſer Mann war nämlich im dritten Theile ſeiner „Diſcurſe der Maler“ in ſeiner Feindſeligkeit gegen den allerdings ſehr tadelnswerthen Amthor ſo unmäßig geworden, daß er in dreizehn angeführten Zeilen jenes Poeten ſechs bis acht falſche Lesarten anbringt, an die Amthor nie ge-

---

ſind die Schwierigkeiten zur Vollendung eines ſolchen Werks groß; aber der Lohn noch größer, denn eine ſolche Geſchichte der deutſchen Muſik, wie ich ſie mir denke, iſt eine Geſchichte des durch die höchſte Gründlichkeit und Genialität errungenen, nunmehr auch von allen gebildeten Nationen anerkannten Triumphs. Ein Volk, das die Bachs, Händel, Gluck, Haydn und den vollendeten muſikaliſchen Shakſpear: Mozart, ſein nennen darf, hat keine Nebenbuhler mehr zu fürchten.

tadelt hat. Gegen ein ſo verſtümmeltes Gedicht konnte dann freilich Bodmer leicht fechten, und es iſt faſt überflüſſig, wenn man hier noch von ſeiner Nachläſſigkeit im Abſchreiben redet.

Uebrigens enthalten die proſaiſchen Einleitungen zu dieſen Niederſächſiſchen Poeſien manche intereſſante gelehrte Forſchungen, z. B. von Fabricius und Richey *), ob man Deutſch oder Teutſch ſchreiben müſſe. Hier iſt manches nicht leicht zu findende Eſſen beygelegt, und einige Neuere haben auch nicht ermangelt ſich in dieſer gelehrten Küche frei zu bedienen, was ſehr erlaubt wäre, wenn ſie nur ſtets dabei die benutzten alten Werke mit einigem Dank genannt hätten.

§. 101.

Johann Burchard Menke,

(geb. 1674, geſt. als Hofrath und Profeſſor zu Leipzig 1732.)

Von ſeinen Gedichten, die er unter dem Namen Philander von der Linde ſchrieb, iſt nichts weiter zu ſagen,

---

*) Auch dieſer wackere Edelmann mag als Dichter hier wenigſtens in einer Anmerkung genannt werden. Seine andern Gedichte ſind in gewöhnlicher Form; aber im Epigramm hätte er ausgezeichnet werden können, wenn ihm nicht, wie es ſcheint, das ſtets wiederkehrende Streben unter den erhabenen Poeten zu glänzen, dazwiſchen gekommen wäre. Folgendes Sinngedicht erſchien manchem von unſeren Vorfahren fleiſchlich; uns wenigſtens lieblich angenehm:

Seltnes Glück.

Ein Stand der ohn' Gefahr iſt,
Ein guter Nahm der wahr iſt,
Ein Capital das baar iſt,
Ein Eſſen das fein gar iſt,
Ein Trunk der friſch und klar iſt,
Ein Weib das guter Haar' iſt,
Und unter zwanzig Jahr iſt, (!!)
Wenn dies zuſammen da iſt,
Das heißt ein Glück das rar iſt.

(Siehe Poeſie der Niederſachſen, Th. V., S. 147.)

als daß ſie aus einem ruhigen und nüchternen Verſtande entſprungen ſind. Sie verrathen Sorgfalt in der Sprache und das ſtete Bemühen ſich vor den Fehlern der neuſchleſiſchen, ſchwülſtigen Schule zu hüten; aber in ſteter Angſt vor jenen Fehlern kommt der Dichter ſelbſt nicht zum wahren Leben, und bei dem jammervollen Mangel an aller Fantaſie, den wir hier wahrnehmen, ſcheint es faſt, als habe Menke nur gedichtet weil es ſo Herkommens war. Selbſt der bekannte Gottſchediſche Schüler, G. F. Müller ſagt in ſeinem gereimten „Verſuch einer Kritik über die deutſchen Dichter," welcher 1737 erſchien, nichts weiter von ihm, als er ſei ein guter Nachahmer Canitzens geweſen:

Und Menkens kluger Vers kömmt ihm hierinnen bei,
Der eher mit Verſtand nichts muſtert und nichts tadelt,
Als was das Laſter höhnt, und was die Tugend adelt.

Ein ſolches Lob klingt zwar recht wohl; iſt aber wenig bedeutend im Munde dieſes ſonſt überlauten Weihrauchſpenders.

Weit rühmlicher ſteht Menke als Stifter und Präſident der Deutſch-übenden poetiſchen Geſellſchaft zu Leipzig, welcher er zur beſondern Pflicht gemacht hatte, die deutſchen Dichter der alten und mittlern Zeiten der größern Aufmerkſamkeit zu unterziehen und wo möglich heraus zu geben. S. Schediasma de instituto societatis Philo-Teutonico-Poeticae, etc. Lips. 1722. Er ſelbſt ging mit gutem Beiſpiele voran, denn wenn wir ihm auch keine Ausgabe eines ſolchen Dichters verdanken, ſo bahnen doch ſeine Scriptores rerum Germanicarum auch zu jenen den Weg und geben Zeugniß von ſeinen Kenntniſſen und ſeinem Fleiße. — Am berühmteſten iſt indeſſen ſeine Schrift de charlataneria eruditorum (1718) geworden und auch heut zu Tage noch unvergeſſen. Geiſt und Witz findet ſich freilich nicht viel in derſelben; wohl aber das ſichtbare Bemühen um Beides, nebſt manchen intereſſanten Anekdoten und — leider auch Klätſchereien *).

§. 102.

Barthold Heinrich Brockes,

(geboren zu Hamburg 1680, geſtorben daſelbſt 1747.)

Wenige Dichter haben ihr Leben ſo ganz und ſo rein genoſſen wie er; ja er iſt vielleicht zu den glücklichſten zu rechnen, die je gelebt haben. Er war der Sohn eines begüterten Kaufmanns, ſtudierte die Rechte, machte eine bei ſeinen begünſtigenden Umſtänden bequeme Reiſe durch einen Theil des gebildeten Europa's und kehrte dann nach Hamburg zurück, das ihm ganz ſo theuer war wie Nürnberg einſt dem Hans Sachs. Obwohl er nie ein bürgerliches Amt ſuchte, und in äußerer Hinſicht keines bedurfte, ſo nahm er doch aus reinem Pflichtgefühl die Würde eines Senators an, und verwaltete ſie mit ſolcher Treue, daß die häufigen Lobgedichte auf ihn nicht ſchmeicheln, wenn ſie ihn einen werthen Vater der Stadt nennen.

Er war ein mäßiger, ſtiller, ſittlichvornehmer und frommer Mann, deſſen gelaſſene Heiterkeit nie erſchöpft werden konnte, da ſie aus der ewigen Quelle der Natur und Religion ſelbſt floß. Er liebte die Natur ſo ſehr, daß ſie, obwohl er ſie im Großen und Ganzen philoſophiſch zu betrachten nicht vermochte, ihm auch in jeder ihrer kleinſten Einzeln-

---

*) Wenn hier z. B. von Simon Dach erzählt wird, er habe ſtill zu Hauſe zuweilen den ihm verliehenen Lorbeerkranz auf dem Kopfe getragen, ſo iſt dadurch noch nicht deſſen Charlatanerie erwieſen, ſondern es läßt ſich eher auf gutmüthige Ironie ſchließen. Ein ſo wackerer Menſch und Dichter wie Dach ſoll nicht ſo ſchnell kindiſcher Eitelkeit beſchuldigt werden.

heiten intereſſant und anziehend blieb. Jede Blüthe, jedes Blatt, jeder Thautropfe, jede Welle, ja jeder Sumpf und jeder Eiszapfen war für ihn anziehend und er konnte ſich nicht ſatt an ihnen ſehen. Die Jahreszeiten waren ihm in gewiſſer Hinſicht alle gleich lieb, und es iſt dieſelbe leiſe Begeiſterung, mit der er den reinſten Sommerabend und den trübſten Novemberhimmel beſingt; alle Gattungen von Wetter, ſo viele wir ihrer auch in unſerm wetterwendiſchen Clima haben, ſind ihm gleich, ſelbſt das ſogenannte Schlackerwetter nicht ausgenommen, denn er beſchreibt es in eben ſo fließenden Verſen wie jedes andere, und man ſieht ſehr deutlich, daß ihm alles recht ſei. Ueberall fand ſein frommes Gemüth einen unendlich weiſen und gütigen Schöpfer und Erhalter, den in den Werken der Natur zu erforſchen und zu preiſen ſein liebſtes und heiligſtes Geſchäft war.

Der ſinnige Angelus ſchrieb einſt ein Epigramm mit der Ueberſchrift „Man ſoll für alles danken:“

Menſch, ſo du Gott noch pflegſt für dies und das zu danken,
Biſt du noch nicht erlöſt aus deiner Schwachheit Schranken.

Wer das nicht begreift oder allzu überſchwenglich findet, der betrachte den nicht ſehr tiefſinnigen, antimyſtiſchen und waſſerklaren Brockes, der jenes ſchöne Vermögen für alles zu danken ſich wohl erworben und ſich bis an ſein Ende bewahrt hat *).

---

*) Walter Scott legt in ſeinem größtentheils vortrefflichen Romane „der Kerker von Edinburgh“ mit wahrhafter Weltironie dem Ratcliff die grämlich-naiven Worte in den Mund: „Ihr Leute habt immer Gott für was zu danken.“ — Ein ſolcher über-heidniſch-ſatiriſch-philiſterhafter Humor (!) wird freilich nur ſelten gehört werden; aber die ächten Philiſter haben ihn gewiß oft in Gedanken, und nur nicht den Muth, ihn auszuſprechen.

§. 103.

Eben dies ſo eben genannte letzte Beiwort läßt ſeinen poetiſchen Charakter ahnden. Brockes kann *nur* beſchreiben und zwar lediglich für die Paragraphen der Naturgeſchichte; *hat* er aber beſchrieben, ſo ſetzt er *jedesmal* hinzu, daß der wohl völlig blind ſein oder mit Gewalt ſich verhärten müſſe, der hier nicht Gott erkennen möchte. Einen andern Gedanken hat er nicht und will ihn auch nicht haben; leider aber ſpricht er ihn auch faſt immer auf dieſelbe Weiſe aus. Seine Verſe ſind leicht und fließend, aber ſie ſind gewiſſermaßen völlig — unnöthig, denn da er ſich niemals zu einer dichteriſchen Sprache erheben kann, ſo iſt faſt unbegreiflich warum er ſich den Zwang des Reims aufgelegt hat. Sein Unglück iſt, daß er nie ahndet, wo das Lächerliche anfängt, und er iſt deshalb nie bemüht es zu vermeiden. Es iſt ihm völlig genug wenn, was er vorbringt, ſich nur in der That und Wahrheit alſo verhält, und er ſcheint den häufig nothwendigen Zuruf, daß jedermann das ſchon wiſſe und nie bezweifelt habe, nicht bloß nicht zu fürchten ſondern ſogar gern zu ſehen. So heißt es einmal in einem Gedichte auf die fünf Sinne:

> Welchen Nutzen in dem Leben
>   Bringet der Geruch uns nicht?
> Will ſich eine Brunſt erheben,
>   Nützt er mehr als das Geſicht.
> Manche Gluth wär' ausgebrochen,
> Hätte man ſie nicht gerochen
>   Und zu recht dem Feu'r gewehret
>   Das ſonſt Hab und Guth verzehrt.

worauf man wohl mit Horatio's Worten erwiedern durfte: There needs no ghost, my Lord, come from the grave, to tell us this. (Hamlet, I, 5.)

So kann es auch nicht fehlen, daß er bei den häufi-
gen Vergleichungen, bei denen er meiſtens ungenirt zugreift,
uweilen in das lächerlichſte Pathos verfällt, z. B. in der
ekannten Stelle, wo er ſehr ernſthaft und feierlich die
Planeten mit Erbſen vergleicht, welche gewaſchen werden
ſollen:

Es kommen im Vergleich
Mit dieſes Lichtes weitem Reich,
Mit dieſem glänzenden unermeßlichen Revier,
Uns die Planeten ja nicht anders für
Als ſchwämmen in dem weiten Meer,
Damit ſie wohl gewaſchen werden möchten,
Nur ſechzehn Erbſen hin und her.

Wer aber ſo dichtet wie Brockes, dem iſt es kaum mög-
ich ein — Ende zu finden, denn die Natur iſt reich genug,
hm ſelbſt dem bloßen poetiſchen Regiſtrator täglich ein neues
Blatt zur Beſchreibung zu liefern und ein wahrhaft from-
mes Gemüth wird nie müde, die Wohlthaten Gottes zu
reiſen. Daß man dies aber mit größerer Ideenfülle thun
önne und ſolle, fiel Brockes nicht ein. Er ſchrieb weil er
s nicht laſſen konnte; ein Umſtand der ihn jedoch nur mo-
aliſch rechtfertigt. An eine äſthetiſche Rechtfertigung dachte
r ſelber wohl nicht, und ſo iſt es faſt zu verwundern, daß
ſeine Gedichte, welche alle Einen Gegenſtand haben: Be-
ſchreibung der Natur und Erkenntniß Gottes in ſeinen Wer-
ken, nur aus acht Bänden beſtehen, obwohl freilich der
Leſer ſchon bei dem erſten ermüdet. Dieſe Gedichte, auch
noch heut zu Tage bekannt unter dem Titel: „Irdiſches
Vergnügen in Gott" (Hamburg 1724 bis 48) gleichen ei-
ner reichen Vorrathskammer, in welcher man unter viel
unbedeutendem und unnützem, auch manches ſehr beachtungs-
werthe und treffliche findet. Wer nicht ſelbſt wählen will,

kann ſich an Friedrich von Hagedorns Auswahl wenden, welche bald nach Brockes Tode erſchien.

§. 104.

Traurig merkwürdig iſt noch, daß ſelbſt der gutmüthig heitere Brockes dem Geſchmacke ſeiner Zeit ein Opfer bringen zu müſſen glaubte, weshalb er mit großer Mühſeligkeit Marino's bethlehemitiſchen Kindermord überſetzte, ein Werk, das in ſeiner zuweilen gar an das Ekelhafte ſtreifenden Grellheit, Brockes beſſerer Natur hätte widerſtreben müſſen, und vermuthlich auch widerſtrebte.

„Vermuthlich" mehr können wir nicht ſagen; denn abgerechnet, daß es überhaupt vielen Muth erfordert — den Brockes vielleicht nicht hatte — in einer Zeit wo alles ein beifälliges Ja ſpricht, ein ablehnendes Nein dazwiſchen zu rufen, giebt es ſogar Gemüther die ſich eine ſolche Liebe nach und nach einreden laſſen. Es iſt gar nicht unmöglich, daß Brockes in dieſem Falle war, denn um eine Zeitthorheit mitzumachen, opfert man wenigſtens" nicht leicht Jahre.

Wie ſehr Brockes von ſeinen Zeitgenoſſen geliebt und verehrt, ja faſt möchte man ſagen angebetet wurde, davon finden ſich ſehr viele Zeugniſſe, doch genüge es an einem, das Weichmann, als Sprecher des niederſächſiſchen Poetenvereins, ablegen mag. Er nennt ihn zuvörderſt einen „niederſächſiſchen Apollo, oder, welches eben ſo viel geſagt iſt (!!) einen Teutſchen Loredano," verſichert, daß, „wenn man die Poeten vormals göttliche Lehrer, oder wohl gar Dolmetſcher der Götter genannt habe, ſo komme ihm dieſe Benennung mit weit größerm Rechte zu, als allen (!) denen, welchen obige Benennung jemals beigelegt worden ſei." Aber auch damit iſt er noch nicht zufrieden, ſondern er erzählt

dem

dem guten Brockes ſelbſt, welch ein männliches und großmüthiges, aber dabei freundliches und höchſt leutſeliges — Antlitz er (Brockes) habe. Wir, die Nachkommen, bezweifeln das Letztere gar nicht, und freuen uns vielmehr, daß einem ſo redlichen Manne auch ein gutes Geſicht zu Theil geworden war; (was ohnehin für den tiefern Blick immer der Fall iſt) doch kann es ihm ſelbſt unmöglich Freude gemacht haben, ſich alſo in ſteifer Proſa in einer Dedication anreden und anpoſaunen zu hören.

§. 105.

Friedrich Chriſtian Henrici, mit dem Schriftſtellernamen Picander,

(geb. 1700 zu Stolpen im Sächſiſchen, geſt. als Poſtſecretär zu Leipzig.)

Er dichtete von ſeinem vierzehnten Jahre an bis zu ſeinem Tode. — Es iſt bereits gar oft anerkannt worden, daß ein mittelmäßiger Dichter ein Unding ſei, oder daß, wenn doch einmal von einem ſolchen die Rede ſein ſollte, ein wahrhaft ſchlechter Poet demſelben weit vorgezogen werden müſſe. Die Urſach iſt klar: der erſte, zahm, kleinlaut und ſich ſelbſt nicht vertrauend, wandelt mit unſichern Schritten nur auf der befahrenen, breiten Heerſtraße, wo er vor jedem Irrwege geſichert zu ſein glaubt. Was ihm dort begegnet, kann ohnehin nicht ſehr intereſſant ſein, da vor ihm ſchon Tauſende daſſelbe erlebt haben; und die Art wie er es uns vorbringt, raubt dem Stoffe ſelbſt den letzten Reiz, den er ſonſt etwa noch haben könnte. Ein ſolcher ſogenannter mittelmäßiger Dichter oder anderweitiger Schriftſteller unterdrückt bei ſich ſelbſt jeden freien Athemzug, und wehrt jedem eigenen Pulsſchlage des Geiſtes, weil er ſtets mit feiger Afterdemuth beſorgt iſt, das könne ihn weit abführen wohl gar auf ungebahnte Straßen, wo noch keine Spur getreten, und wo niemand ihn leiten möge, als der eigene Genius, an den er nicht glaubt, und den er auch in der That nach und nach tödtete, weil er nicht an ihn glaubte. So gewöhnt er ſich denn endlich an die unſelige Beſcheidenheit, gar kein Eigenweſen mehr haben und ſein zu wollen, er empfängt jeden Gedanken aus der dritten oder vierten Hand, und verſtattet keinem Gefühl den Eingang, wenn es nicht bereits im matten Spiegel der Nachahmung zurückgeſtrahlt iſt und die Farbe verloren hat, ſo daß ihm dann gar oft nichts weiter übrig bleibt, als das längſt Nachgeahmte von neuem nachzuahmen.

Wie ganz anders ſteht es dagegen mit dem ſogenannten rein fröhlichen Schriftſteller! Er weiß nichts von der Anſtrengung, der Sorgſamkeit und den Schmerzen des edlen und großen Dichters, der ſtets nur das Vortreffliche will; aber auch nichts von jener mühſeligen Qual der verzagten Mittelmäßigkeit. Wie es ihm gerade eben zu Muth iſt, ſo ſchreibt er es hin, bald ein wenig bequem-ernſthaft, bald etwas Derbluſtiges, wobei er mit herzlichem Vergnügen daran denkt, wie die Menſchen dabei lachen werden. Er ahmt Niemandem nach, weil dergleichen doch immer einige Mühe zu machen pflegt; doch auch das Streben nach dem Ideal, wovon ihm in müſſigen Stunden einiges zu Ohren gekommen iſt, hält er, der Aufgeklärte, für eine ſeltſam lächerliche und beſchwerliche Thorheit, und begreift keineswegs, warum nun einmal Homer beſſer ſein ſoll als Chapelain, und Flemming beſſer als Gottſched.

§. 106.

Nach dieſer Vorerinnerung iſt es leicht, über Henrici zu urtheilen. Er gehört zu den ungenirteſten und luſtigſten

Schriftſtellern der Deutſchen, und es iſt ihm gelungen, ſelbſt in der öden Zeit der zwanziger und dreißiger Jahre, dieſe Behaglichkeit durch ſeine Gedichte in die Geſellſchaften hineinzubringen, von denen er wenigſtens ſo viel verſtand, daß man wohl thue, friſch und fröhlich mit einander umzugehen und ſich wo möglich jedes grämlichen Verhältniſſes zu entſchlagen. Die meiſten ſeiner Gedichte ſind durch eine Gelegenheit veranlaßt, und beſonders waren es die Hochzeiten, zu deren Feier man ſeine poetiſchen Künſte in Anſpruch nahm. Ohne Günthers Talent, das nicht ſelten bei dem kleinſten Feſt etwas Allgemeingültiges zu ſagen verſteht, weiß denn doch auch er für ſeine Perſon bei ſolchen Gelegenheiten manches Muntere und Spaßhafte vorzubringen. Daß er mitunter auch fade und gemein wird, braucht wohl kaum geſagt zu werden, da er nun einmal von der Scherzhaftigkeit Profeſſion macht, wobei bekanntlich jene Verirrungen nicht ausbleiben.

In dem Quodlibet, einer damals ungemein beliebten Dichtungsart, in welcher der Poet die Freiheit hatte, die ganze Welt, ſo wie ſich ſelbſt natürlich auch, auf den Kopf zu ſtellen und zu belachen, ahmte er anfangs Hunolden nach; doch übertraf er bald ſeinen Meiſter und bahnte ſich in dieſer komiſchen Wildniß neue Wege. Daß ein ſo gutmüthig ſcherzhafter Dichter, der in der That nichts weiter gewollt zu haben ſcheint, als alle Welt mit ähnlicher Luſtigkeit auszuſtatten, von ſeinen Landsleuten höchlich geliebt wurde, iſt nicht zu verwundern, weshalb die früheren Kritiker ſich wohl das grämliche Geſchrei hätten erſparen können, welches ſie bei jeder neuen Auflage der Picanderſchen Gedichte aufſchlugen. Es giebt ein Surrogat der alten Hofnarren, welches zu verachten eben ſo leicht als ungerecht ſein möchte.

Auf den Ernſt verſteht ſich Picander gar nicht, und er wird oft unerträglich, wenn er ſich auf denſelben einläßt. Doch muß man ihm nachſagen, daß dies nur ſelten geſchieht, und man ſieht ihm an, wie ſauer es ihm wird, auch hierin ſeinen Freunden Genüge zu leiſten, die denn doch zuweilen auch etwas Ernſtes, Feierliches, oder gar Trübes und Wehmüthiges genießen wollten, womit er, der ſonſt ſo gern aufwartete, nun einmal nicht wohl aufwarten konnte. — Henrici iſt von den deutſchen Leſern beinahe vierzig Jahre geliebt worden, und noch im Jahre 1768 erſchien zu Frankfurt und Leipzig eine Sammlung ſeiner vermiſchten Gedichte. — Hier verdient er eine Stelle, weil er, keiner Schule angehörend, und alles aufgetriebene Pathos haſſend, für die Reinheit der Sprache Sorge trug, inſoweit er, der ſanguiniſch leichtſinnige Autor überhaupt ſorgen konnte.

§. 107.

Ulrich von König,

(geb. in der Reichsſtadt Eßlingen 1688, geſt. zu Dresden 1744.)

Sein Leben hat manches Merkwürdige, er ſtudierte zuerſt Theologie, dann die Rechte, diente als freiwilliger Kriegsmann, machte dann Reiſen, gerieth in Hamburg in Lebensgefahr, wo er in der Nacht von mehreren Meuchelmördern angefallen, und gleich anfangs in die rechte Hand verwundet, ſich dennoch muthig durchſchlug, privatiſirte dann zu Dresden, wo er an Beſſer einen gelehrten, aber höchſt grämlichen Gönner fand, der ihn in der Ceremonielwiſſenſchaft unterrichtete, ohne welche koſtbare Scienz man damals weder leben noch ſterben konnte. Nach Beſſers Tode wurde er Hofdichter mit dem Titel eines Hofraths, ein Umſtand welcher beſondere Erwähnung verdient, weil bis dahin manche Hofpoeten ſich mit dem faſt ein wenig ſchauerlichen Titel eines Pritſchmeiſters hatten behelfen müſſen. Da der Kurfürſt und König Auguſt ſein Gönner geworden, ſo wurden es auch faſt ſämmtliche Vornehme und Reiche, und wir bekommen nunmehr an ihm das ſeltene Schauſpiel eines Dichters, dem von nah und fern der Hof gemacht wird. Der Dichter ſelbſt aber litt dabei ſehr, obwohl er ſich ſonſt vielleicht glücklich fühlen mochte, denn er ſchrieb nunmehr gerade wie ein mittelmäßiger Routinier zu ſchreiben pflegt, welcher ſehr Vielen gefallen will, beſonders der gemiſchtern Menge. Sein Gedicht „Auguſt im Lager" (bei Zeithain nämlich) ehedem als Meiſterſtück bewundert, iſt nichts weiter als ein dickgeſchminktes Prunkgedicht, in welchem ein bekanntes Prachtmanoeuvre mit einer Wichtigkeit behandelt wird, als ſei hier von einer über das Schickſal Europa's entſcheidenden Schlacht die Rede. Es iſt ſchon von Anderen bemerkt worden, daß König beſſer Pferde als Menſchen habe ſchildern können, allein es ſcheint mir als pflanze ſich dieſer Scherz faſt nur um des Scherzes willen fort, denn wer das Gedicht wirklich geleſen, wird einräumen müſſen, daß König auch zu einem poetiſchen Wouwermann noch gar viel fehle. Correctheit der Sprache und ſteife Pracht in der Darſtellung finden wir in vielen Königſchen Gedichten, aber des Feuers und des Gemüths ermangeln ſie faſt alle. Sein beſtes Verdienſt beſteht in den ſchon oben erwähnten, mit der größten, faſt beiſpielloſen Sorgfalt durchgeführten Ausgaben der Canitzſchen und Beſſerſchen Gedichte. Sie fallen in eine Zeit, wo er noch nicht durch falſche Vornehmheit geſunken war. Hier lernen wir ihn auch als Kritiker kennen und wenn auch in der Unterſuchung von dem guten Geſchmack in der Dicht- und Redekunſt, welche den Canitzſchen Gedichten beigegeben worden iſt, eigene Ideen faſt ganz mangeln, ſo zeigt ſich doch ein gutes Streben darnach und eine Beleſenheit in den Neu-Europäiſchen Sprachen, welche Anerkennung verdient. Man hätte vermuthen ſollen, ein ſo rüſtiger Mann werde nunmehr immer weiter dringen; aber er begnügte ſich mit der Erkenntniß einiger Irrthümer, und der eigentliche Kern der Poeſie blieb ihm ſtets fremd. Er ſchritt nicht vorwärts, folglich zurück. — Königs Gedichte erſchienen bald nach ſeinem Tode; ohne Sorgfalt geſammelt, und durch eine Vorrede (vermuthlich von dem obſcönen Roſt) verunziert, in der eine faſt gränzenloſe Grobheit gegen die ſogenannte Leipziger Dichterſchule, beſonders aber gegen die Frau Gottſched waltet. In ein näheres Detail dieſer witzloſen Schimpferei einzugehen verbietet der Anſtand.

Auch der Opern, deren König mehrere gedichtet, gedenken wir nur im Vorbeigehn. Einzelnen Arien fehlt es nicht ganz an Werth; ſonſt aber verräth ſich auch hier, daß er meiſtens ohne Freiheit dichtete.

§. 108.

Konnten nun alle dieſe um die Verbeſſerung des Geſchmacks redlich bemüheten und zum Theil auch mit trefflichen Anlagen begabten Männer, keine geiſtige Revolution in Deutſchland hervorbringen? Die Antwort iſt ein entſchiedenes Nein. Der inneren Gründe für dieſen Nichterfolg giebt es gar manche, und dem ſinnigen Leſer werden ſie bei der Charakteriſtik der einzelnen Poeten und Rhetoren ſchon deutlich geworden ſeyn. Gehen wir deshalb ſogleich zu den äußeren Gründen über, welche die Entwickelung der deutſchen Poeſie hemmten, und auf dieſe Weiſe zu inneren wurden, wobei es jedoch nur weniger Worte bedürfen wird, da wir bereits früherhin den Gang der politiſchen Geſchichte

Deutſchlands zu zeichnen bemüht waren. Dort anknüpfend ſetzen wir hier noch Folgendes hinzu:

Der Friede zu Utrecht hatte faſt ſämmtlichen Staaten, welche den langen Kampf gegen Frankreich mitgekämpft hatten, einen erfreulichen Frieden gegeben, es hatte ein jeder für ſich geſorgt wie er irgend konnte; aber das deutſche Reich, das abermals ſo viel gelitten und diesmal auch ſo viel Rühmliches gethan hatte, war von den Bundesgenoſſen verabſäumt und vergeſſen worden. Karl VI. im tiefſten Innern ſich gekränkt fühlend, ermannte ſich noch einmal und führte noch ein Jahr den Krieg allein; aber die Erſchöpfung zeigte ſich von allen Seiten, die meiſten Fürſten hatten ſich ſchon darein ergeben, es ſei doch nun einmal für Deutſchland als politiſchen Körper kein günſtiger Stern zu hoffen, und ſo mußte man denn endlich 1714 den Frieden (zu Raſtatt) annehmen, wie ihn der greiſe gleichfalls erſchöpfte Ludwig diktirte. Da man an Schlimmeres gewöhnt war, ſo fand man die Bedingungen noch leidlich; wer aber der zwölfjährigen rühmlichen Anſtrengung der Deutſchen gedachte, mußte dieſen Frieden doch wohl für traurig genug halten.

§. 109.

Es ſcheint aber, daß manches ſogenannte Leidliche weit übler wirkt auf den Geiſt als großes Unglück: denn nun folgt jene durchaus gelähmte Zeit, von welcher Goethe mit großem Recht ſagt, daß es den Deutſchen und ihren Dichtern gänzlich an nationalem Stoff gefehlt habe. Nicht augenblicklich, denn wenn auch die Beſiegung des eiſernen Karl XII. in Pommern keinen ſolchen Stoff bot *), ſo lie-

---

*) Mir iſt kein einziger deutſcher Dichter aus der dama-

ſetzte ihn doch der herrliche Krieg Oeſtreichs gegen die Pforte und mit inniger Freude ſah man, wie der chriſtliche deutſche Arm unter Eugen, der in dieſen Feldzügen faſt wie Deutſcher dachte und handelte, den Uebermuth der rohen Barbaren zügelte und züchtigte (1716). Wie die Dichter, von keinem Gebieter aufgefordert und begünſtigt, hier mitfühlten und ſangen, iſt wahrhaft erfreulich, wenn auch ihre Kräfte nicht ausreichten für unſterbliche Geſänge. Was Pietſch hier leiſtete iſt durch falſche Theorie geſchwächt; lebendiger, zuweilen ſogar genialiſch iſt der feurige Geſang den Günther über jene chriſtlichen Triumphe ertönen ließ; doch ſeine noch unreife und leider auch nie geläuterte Natur verwehrte ſeinen Siegesliedern die Vollendung. — Die dann folgende Zeit bot faſt völlige politiſche Todtenſtille, faſt die „Ruhe eines Kirchhofs.“ Niemand wird mich ſo gänzlich mißverſtehen können, als ſolle hier das Aufhören des Krieges beklagt werden; der wahre Friede iſt das Höchſte und Köſtlichſte was der Menſch auf Erden wünſchen kann; dieſer deutſche Friede aber *war* keiner, ſondern nur der tiefen Ohnmacht gleich, die nach langem Blutverluſt einzutreten pflegt. Man glaubte alles gewähren zu müſſen, um nur dieſen *Zuſtand* — bei dem man aber nicht an *Sterben* denken darf — ſich zu erhalten.

§. 110.

Zwei Fürſten waren es auf welche Deutſchland mit Recht am meiſten ſah: Kaiſer Karl VI. und Friedrich Wilhelm I. König von Preußen. Wir erkennen in Karls Charakter mit Vergnügen manche Züge von Sanftmuth und Feinheit, ſehen in ihm einen zärtlichen Vater, und erfahren

---

ligen Zeit bekannt, der Karls Unglück als Gegenſtand der Freude betrachtet hätte. Amthor, der eine Ausnahme machte, iſt kaum ein — Vierteldeutſcher.

manches von ſeinem löblichen Streben nach geſelliger Bildung. Aber das Glück, das ihm anfangs wohlzuwollen ſchien, war ihm ſpäterhin nicht günſtig. Der Streit über die Polniſche Königswahl führte zu einem unglücklichen Kampfe mit Frankreich, (1733 ff.) der mit dem gänzlichen Verluſte Lothringens an Frankreich, und mit dem Verluſt Neapels und Siciliens an Spanien endete. Konnte noch etwas ſchmerzlicheres ſein als dieſes Unglück, ſo war es der faſt unſäglich unheilbringende ſpätern Kampf mit den Türken, den Karl endlich durch die Abtretung von ganz Servien, der öſtreichiſchen Wallachei und andern nahgelegenen Ländereien bezahlen mußte. Dazu kam noch Eine Sorge, die Karls ganzes Leben trübte, daß mit ihm, dem das Geſchick einen Sohn verſagte, der männliche Stamm des Habsburgiſch-Oeſtreichiſchen Geſchlechts ausſterben werde. Im letzten Jahrzehnt ſeines Lebens ward die Sorge zur Gewißheit und nun verleitete ihn die Bemühung, ſeinem Hauſe dennoch die Erblande zu erhalten, zu Schritten, die faſt immer nur den Vater Marien Thereſiens nicht aber den erſten Monarchen der Chriſtenheit bezeichnen. Was er erreichte waren nur Pergamente, durch Aufopferungen ohne Zahl erkauft; aber das Pergament ſchützte im achtzehnten Jahrhunderte nicht mehr, wie wohl ſonſt, gegen Schwerdter, und nur in ihrem ſtandhaften Gemüthe, nicht in jenem Erbfolgegeſetze fand Maria Thereſia die Hülfe deren ſie bedurfte.

Was Karl für die Wiſſenſchaften that iſt von geringer Erheblichkeit; unter den Künſten zog ihn faſt nur die Muſik an, aber es ſcheint ein trüber Irrthum, daß er ſie mehr in Italien als in Deutſchland ſuchte, ſo wie er denn auch unter den Dichtern faſt nur Metaſtaſio liebte, in deſſen angenehm melodieuſen Verſen er den Mangel an Kraft und Charakter entweder nicht merkte oder verzieh.

Friedrich Wilhelm I. (der überhaupt den genauern Biographen noch erwartet) zeigte bei aller eiſernen Strenge oft ein deutſches Herz, und die religiöſe Ahndung, die in deſſen Tiefe lebte, erleichterte ihm die wahrhaft väterlichen Handlungen für ſein Volk, die wir nicht ſelten während ſeiner ſieben und zwanzigjährigen Regierung bemerken. Wie er aber über das Studium alter Sprachen, Wiſſenſchaften und Künſte urtheilte, iſt ſo bekannt, daß eine nähere Auseinanderſetzung hier nicht erwartet werden wird.

§. 111.

So waren denn alſo die deutſchen Dichter abermals wieder lediglich auf ſich ſelbſt verwieſen, ein Umſtand für den ſich Troſt genug finden würde, hätten ſie ſich nur nicht ſelbſt durch häufige Verzagtheit des Troſtes beraubt. Freilich iſt es die ſchwerſte Aufgabe, ohne alle Aufmunterung, ja ohne alles Bemerktwerden von Seiten der dennoch geliebten Fürſten und Großen ſich ſtets frei und klar zu erhalten; aber zu löſen iſt die Aufgabe allerdings, und eine ſpätere Zeit hat ſie wirklich faſt gelöſt. — Was aber damals erreicht wurde, oder vielmehr: wie ſich das Streben äußerte, möge jetzt der Gegenſtand unſrer Betrachtung werden, wobei wir wie immer, wohl vertraut mit den meiſten früher gefällten Urtheilen der Literarhiſtoriker, die wir ganz auf ihrem Werthe und Unwerthe beruhen laſſen, dennoch lediglich unſer eignes, von keiner frühern fremden Anſicht beſtochenes geben, und zur Prüfung denen, welche urtheilen und prüfen können, beſcheiden vorlegen.

Die Gelehrten hatten ſo oft von ungelehrten aber viel geltenden Weltmännern ſagen hören, es ſei mit der deutſchen Poeſie nicht ſonderlich beſtellt, („man nennt ſie nur die abgedankte Zofe“ ſagt Günther) daß ſie endlich ſelbſt wider ihre

ſſere Ueberzeugung meinten, es möge wohl alſo ſein, weshalb
e ſich nach Mitteln umſahen die Sache zu ändern und zu
rbeſſern. Das Hauptmittel glaubten ſie zu finden in der
ritik, wobei ſie aber leider gleich anfangs vergaßen, daß
e Kritik keine Poeſie ſchaffen, ſondern ſie nur reproduci-
n kann. Auf dieſem Standpunkte erſcheinen uns Bodmer
nd das Gottſchediſche Ehepaar als ſehr berühmt gewordene
chulenſtifter. Ehe wir jedoch dieſelben näher betrachten,
t vonnöthen, auf ihre nächſten Vorgänger noch einen Blick
werfen; weshalb wir hier an die frühere Darſtellung
§. 124. B III.) anknüpfen.

§. 112.

Die äſthetiſche Kritik blieb faſt ganz wie ſie geweſen,
der vielmehr es war gewiſſermaßen gar keine vorhanden.
eber Weiſe und Neukirch wagte ſich faſt niemand hinaus.
in gewiſſer J. S. Wahll, Subconrektor zu Altenburg,
ab im Jahr 1723 eine „gründliche Einleitung zu der rech-
n reinen und galanten teutſchen Poeſie“ heraus, in wel-
er nach alltäglichem und zum Theil ganz falſchen Anſich-
n über Quantität der Sylben, (Seite 66) auch von „Ket-
nverſen,“ einer Lieblingsſpielerei der damaligen Zeit, gehan-
elt wird. Er giebt davon folgendes Beiſpiel:

Nehre fort Auguſtus Zeit dieſes Mannes Glück und Ehre,
treibe deſſen Herrlichkeit ferner bis zur Sonnenſcheibe,
Noth und alles Unglück weiche, ſo kann einſt ein ſanf-
ter Tod
Ihn zu Jeſus Ehren-Reiche, zu der größten Freude
ziehn.

Unter den damals gern gehörten Dichtarten finden wir
uch Nachtigallen, kabaliſtiſche Verſe, Cubus, Irrgedichte
. ſ. w.; und wenn Wahll auch bereits ſo weit gekommen

iſt, mehrere derſelben für „gar abgeſchmackt und kindiſch" zu erklären, ſo ſteht er doch nicht an, die Ringelgedichte und pindariſchen Oden durch ein bloßes **und** zu verbinden.

Wo möglich noch tiefer ſteht **Johann Joachim Statius**, deſſen „wohlgebahnter Weg zu der Teutſchen Poeſie," (Bremen 1716) abermals nichts weiter iſt als ein Nachhall der oben angeführten Schriftſteller. Das ganze Büchlein iſt faſt tumultuariſch hingeworfen und in einem Styl gehalten, wie folgt: „Der Auguſtus iſt ein ſolcher artiger und inventieuſer Poete geweſen, daß nichts darüber. Der Julianus war gleichfals nicht allein ein guter General, ſondern auch ein galanter Poete, deſſen Anführer war der Auſonius. Arcadius und Honorius machten viel Weſens von dem Claudiano, ſo gar, daß ſie zu Rom auf dem Markte des Trajani, da die Tugenden der Helden carmine recitiret wurden, ihm eine ſchöne Statue aufgerichtet und mit herrlichen Lob-Sprüchen ausgezieret haben." Wie er die Kritik verwaltet mögen folgende Zeilen über Neukirch beweiſen: „Er hat geſchrieben galante Briefe und Gedichte. Dieſer Mann hat einen netten Stylum, und obſerviret genau die Conſtruction."

§. 113.

Ein wenig beſſer iſt die „Anleitung zur Poeſie ꝛc." Breslau 1725. Der Verfaſſer hat doch einige Kenntniſſe von dem Zuſtande der griechiſchen, römiſchen, und neueuropäiſchen Poeſie, und ſogar den Muth den Marino zu tadeln (S. 55.) Er weiß von Don Quixote, daß „ſelbiger zwar nicht in Verſen, aber doch ein Gedichte ſei, und zwar die allerlächerlichſte Satire die man finden könne." Er behauptet von dem zu ſeiner Zeit noch immer ſehr bewunderten Balzac, er ſei doch „von dem Gifte der ſchwülſtigen Redensart an-

üllt.“ Von den Engländern kennt er Benjamin Jon-
n (wenigſtens deſſen Grabſchrift) und Milton; aber von
hakſpear weiß er ſelbſt den Namen nicht. In ſeinem
rzen Bericht von dem Zuſtande der Poeſie in Teutſchland
manches geſunde Urtheil und er erklärt z. B. geradezu,
ß die neueren Poeten tief unter Opitz, Flemming und
ryphius ſtehen, und inſonderheit Weiſe „die Jugend von
e wahren Poeſie abgeführt und zu einer Schreibart ange-
hrt habe, welche niemandem als dem Pöbel gefallen könne.“
chade nur, daß er der ſo eben etwas zu hart war, ſelbſt überall
ne große Unſicherheit verräth und es oft faſt nur wie Zufall
zuſehen iſt, wenn er das Rechte trifft. So will er z. B. So
lle Schwarz (bei ihm: „Mademoiſelle Schwartzin“) loben
nd führt deshalb ein es ihrer ſchlechteſten Gedichte, ein höchſt
künſteltes Sonett an, welches er, wie früherhin Morhoff
than, vortrefflich findet. Grade ſolche ungeſchickte Lobes-
hebungen bewirkten endlich, daß die beſſeren Gedichte je-
es werthen Dichterkindes mitverſanken. Soll endlich der
erfaſſer ſelber Poſitives lehren, ſo zeigt er ſich leider gar
lber ſo unbehülflich als ſeine Collegen. Dennoch ſcheint
wegen jener angegeben einzelnen beſſeren Urtheile als ein
efährlicher kritiſcher Revolutionär gegolten zu haben. Er
lbſt hat vielleicht aus Furcht ſeinen Namen nicht genannt,
nd ich finde ſein Buch bei ſeinen Zeitgenoſſen nirgends an-
eführt.

§. 114.

Deſto beliebter war Erdmann Uhſe, der durch ſei-
en „wohlinformirten Poeten“ Leipzig 1726 ſelbſt den ver-
agteſten Gemüthern Troſt brachte, weil er gleich auf dem
itelblatt verheißt, die poetiſchen Kunſtgriffe vom kleinſten
is zum größten durch Frage und Antwort vorzuſtellen, und

alle Regeln mit Exempeln zu erklären. Gleich das Kupferblatt vorn hat etwas rührend einladendes. Es ſtellt die deutſche Poeſie dar, wie eine wohl eingeſchnürte, redliche — Magd, welche im Sonntagsputz ſpazieren geht. Ihr geſteiftes Kleid giebt ein treues Bild der damaligen Mode, aber mit den Falten des Obergewandes hat Uhſe gar eigene Gedanken gehabt, indem er dieſelben (Falten nämlich) mit den Titeln der von ihm anerkannten Hauptgattungen der Verſe hat bedrucken laſſen. Wir finden hier: madrigaliſche Räthſel, pindariſche, trochaiſche, jambiſche und dactyliſche Verſe verzeichnet; die letzteren ſchleppen auf der Erde nach. — Vor allem was man irgend überſchwänglich nennen könnte, hat ſich dieſer Mann höchſt ſorgfältig gehütet, und man darf ſein Büchlein ſelbſt denen empfehlen, welche gar nicht im Stande ſind zu denken. Gleich die erſte Frage: Was iſt die Teutſche Poeſie? wird hier ohne alles Bedenken alſo beantwortet: „Die teutſche Poeſie iſt eine Geſchicklichkeit ſeine Gedanken über eine gewiſſe Sache zierlich, doch dabei klug und deutlich, in abgemeſſenen Worten und Reimen vorzubringen.“ Die zweite Frage: Muß denn einer nothwendig Verſe machen können? wird wie billig verneint; daß es aber höchſt erſprießlich ſei wenn man es könne, wird beſonders durch die Bemerkung eingeſchärft: „Mancher muß andere in der Poeſie unterweiſen, und alſo nothwendig dieſelbe wohl verſtehen.“ Deſto glorreicher iſt die dritte Frage: „Was nützet aber eigentlich die Poeſie?“ beſeitigt: „Mehr als vielleicht mancher denken ſollte: Denn es bringet uns dieſelbe auf allerhand artige Inventionen, manierliche Expressionen, verſchaffet uns eine gute Copiam Verborum, beluſtiget unſer Gemüthe, und machet uns bei andern Leuten offtmahls überaus beliebt.“ Wenigſtens werden wir geſtehen müſſen, daß dieſe Erwiederung luſtiger und offener lautet als Adelungs Aufſchluß über den „Nutzen der Empfindung.“

Damals liebten die Deutſchen, ihren Gedichten auch eine äußerlich angenehme oder ſcherzhafte Geſtalt zu geben, z. B. die eines Bechers, Herzens, Eies, Kreuzes u. ſ. w. „Warum nicht auch eines Affen?“ ſetzt der muntere Uhſe hinzu, obwohl er noch ſo eben die Sache für artig erklärt hat. Er ſelbſt aber, mehr zur Erhabenheit geneigt, theilt uns ſogleich ein Gedicht in Geſtalt eines Palmbaums mit, welches in der That etwas imponirendes hat. — Die Versart, welche man „Madrigallen“ nannte, werden durch folgendes, romantiſchkühne Gedicht deutlich gemacht:

Mein Freund, du biſt beglückt, da dich die Eltern lieben,
Da deine Lehrer dich in guten Künſten üben,
Und deine Gönner ſtets auf deine Wohlfahrt ſehn,
Wohl dem, dem ſo wie dir, mein liebſter Freund, geſchehn.
Gönner, Lehrer, Eltern ſind ja diejenigen Perſonen,
Welche Fleiß mit Lob und That ſchon zu rechter Zeit belohnen.

§. 115.

Johann Hübner, ein trefflicher Schulmann, eifrig ſtrebender Hiſtoriker und Geograph (obwohl näher betrachtet faſt nur Chronolog, voll hiſtoriſcher Anekdoten und Sagen, und Topograph) fand ſich, weil man von einem Schulmanne alles verlangte, oder gar — wenn der alte Scherz verſtattet iſt der hier faſt zu bitterm Ernſte wird — alles und noch verſchiedenes andere, durch ſeine Lage in die Nothwendigkeit verſetzt, auch in der Poeſie oder vielmehr im Reimen Unterricht zu ertheilen. Erwägen wir, was der Mann alles zu thun hatte, als Rector eines ſehr anſehnlichen Gymnaſiums in Hamburg, als Verfaſſer weitſchichtiger Beſchreibungen von vier weitſchichtigen Welttheilen, als Darſteller aller alten und neuen Völkergeſchichten, welche Geſchichten ſich für ihn faſt ausſpannen zu einer überlangen, mitunter ſtaubigen Chauſſee, eines wohlgemeinten Zeitungslexicons, eines nützlichen und noch beſſer gemeinten Bilderbibelbuchs u. ſ. w., ſo werden wir wahrlich mit dem Manne Mitleiden tragen, der nunmehr auch noch eine romantiſch begeiſterte Perſon vorſtellen ſollte, wovon in ſeiner Beſtallung ſchwerlich etwas ſtand. Doch den wackern Hübner verließ auch hier die oftbewährte Geduld, von einem ſcherzhaften Gemüthe unterſtützt, nicht ganz, und wenn er auch nicht immer in Abrede ſtellen kann, die Poeſie ſei ihm eigentlich ein wahres Kreuz und Leiden, ſo weiß er ſich doch einigermaßen zu helfen, ſchreibt ein — Reimlexicon, und theilt zugleich einige Gedichte mit, die er ſelbſt hat machen müſſen, damit die Schüler doch wiſſen, wie man ſich in ſolchen ſchlimmen Fällen zu benehmen habe. Es ſcheint, man habe ſich häufig an den muntern Rector gewandt, wenn man Troſt bedurfte; in Proſa hätte er ihn gewiß gern gegeben; aber manche eigenſinnige Leute verlangten eine in ſteten Reimen fließende Troſtquelle, die doch nicht immer leicht zu entdecken iſt. Das wurde ihm endlich zu viel, und der ſonſt ſo joviale Mann zeigt ſich faſt verdrießlich im Geſchäft des Thränentrocknens; ja es findet ſich von ihm ein Gedicht, in welchem er eine jammernde Seele ſehr unmuthig anfährt, daß ſie ſchon wieder jammere, welches er für die Zukunft verbittet, und deshalb mit den ſtrengen Worten ſchließt:

„und ſprich mich niemals mehr um eine Troſtſchrift an.“

Dahin war es mit dem ſonſt ſo freundlichen und liebevollen Rector gekommen! — Auf eigentliche Aeſthetik läßt er ſich nirgend ein, und daß zur Poeſie doch noch etwas mehr

ge

[illegible] die Fähigkeit zu erwähnen; darüber geht er hinweg wie über glühende Kohlen.

§. 116.

In ſolcher Zeit alſo war es, in welcher Bodmer und Gottſched auftraten, Männer über die ſo ſehr viel, ja faſt endlos viel hin und her geſprochen worden iſt, daß deshalb das Urtheil über dieſelben ſich bei der Mehrheit, inſofern ſich dieſe um Literaturgeſchichte bekümmert, bereits fixirt und leider falſch fixirt hat. Um deshalb, in ſo weit es in meinen Kräften ſteht, die Anſichten in dieſem Punkte zu berichtigen, habe ich nicht ſcheuen dürfen, zu den oft ſehr trüben Quellen zurück zu gehen, dadurch aber in mancher Hinſicht ganz andere Reſultate gefunden als man ſonſt größtentheils antrifft. Gehen wir zur Sache. Im Jahre 1721 hatte man in Zürich eine moraliſche Wochenſchrift unternommen, in welcher mitunter auch von der Poeſie und Kritik die Rede war. Man wich von der gewöhnlichen Weiſe, ſich einander faſt unbedingt zu loben, gar ſehr ab. Lohenſtein, Hoffmannswaldau, Neukirch, Amthor u. ſ. w. wurden nebſt mehreren andern theils verſtorbenen, theils noch lebenden Dichtern gar ſehr getadelt, und nur Opitz, Canitz und Beſſer erhielten Lob. Ein ſchlechter Reimer, Hancke, nahm ſich der verachteten Dichter und ein ſchlechter Kritiker, Junker, der verachteten Wochenſchrift an. Die ganze Sache wäre in ihrer Unbedeutenheit geblieben, wenn nicht die Anführer der ſchweizeriſchen Parthei, Johann Jakob Bodmer (geb. 1698, geſt. 1783) und Johann Jakob Breitinger (geb. 1701, geſt. 1777) den Kampf gewünſcht und überall angegriffen hätten. Man fochte gegen die damals aufblühenden ſehr beliebten Wochenſchriften: den „Hamburgiſchen Patrioten," die „vernünftigen Tadlerinnen," des „Biedermanns" u. ſ. w., warf auch gelegentlich einige literariſche Zwerge nieder, und ward hochmüthig, indem man einige höchſt wohlfeile Siege errang oder doch errungen zu haben wiederholentlich ausrief. Gottſched, obwohl häufig direct und indirect angegriffen, wollte es anfangs mit den widerſpenſtigen Leuten nicht verderben, ſondern behandelte ſie höflich, ja, als Bodmer durch ſeine beiſpiellos rauhe Ueberſetzung von Miltons verlornem Paradieſe, den höchſten Ruhmeskranz verdient zu haben glaubte, zwang er ſich leider ſie zu loben. Ein mäßiges Lob aber war Bodmern zuwider, und es ſetzte ſich immer mehr und mehr Säure in ſeinem Gemüthe an. Nachdem zwanzig Jahre vergingen, ohne daß die Deutſchen ſonderlich Notiz nahmen von ſeiner Ueberſetzung, ging er zur völligen Rohheit über, ſchalt auf die Unempfindlichkeit und Geſchmackloſigkeit der Deutſchen, und tadelte auch ihre Sprache, die er thörichter Weiſe der engliſchen unterordnete.

§. 117.

Wir müſſen Gottſcheden, — deſſen ungeheuere Irrthümer und Schwächen nicht verſchwiegen werden ſollen — zum Ruhme nachſagen, daß die verletzte Vaterlandsliebe hauptſächlich es war, welche ihm veranlaßte den unangenehmen Kampf aufzunehmen, bei dem ſich beide Partheien auf eine unwürdige Weiſe benahmen. Wenn wir erwägen, daß dieſer Streit mehr als dreißig Jahre mit der größeſten Erbitterung, beſonders von der Seite der Schweizer, geführt wurde, ſo entſteht wohl billig die Frage, was denn eigentlich durch denſelben erſtrebt und geleiſtet worden ſei. Die Schweizer-Schriftſteller, die ſehr häufig, troß der gerühmten National-Anſpruchloſigkeit, verſicherten, daß die äſthetiſche Kritik der Deutſchen, mit ihren (die ſich als Ausländer

[illegible]!) beginnte, verwarfen beſonders mit großem Unge-
m den Reim **) und die Wortſpiele und rühmten dabei eine
wiſſe nüchterne Erhabenheit, wobei ihnen Opitz, und hin-
her Milton, die wohl beſſere Lobredner verdient hätten,
Muſter vorſchwebten. Opitz wurde ſpäterhin auch ziem-
vernachläſſigt; aber in den Milton hatten ſie ſich ſo
gerannt, daß man dabei an Dietrich in Tieck's Fortu-
erinnert wird; nur mit dem Unterſchied, daß ſie kein
nmermann losſagen konnte. — Von Shakſpear war nicht
Rede.

Niemals, wir wagen es mit der größten Beſtimmtheit zu
häupten, iſt in Deutſchland eine Celebrität ſo unrechtmäßig
d wohlfeil erworben worden, als von Bodmer, über den es
hl der Mühe werth iſt ein beſſeres und ſtrengeres Wort zu re-
als in den meiſten deutſchen Literaturgeſchichten vernom-
n wird. Als Kritiker wäre es hinreichend ihn zu charak-
iſiren, wenn wir nur das Einzige von ihm wüßten, daß
die Muſik haßte, und den Reim gänzlich verwarf, denn
Eine wäre ſchon genügend ihn als einen Mann von
beſchränkteſten Anſicht darzuſtellen. Dieſe Vornirtheit
d Ungerechtigkeit hat ihn ſein ganzes Leben nicht ver-
ſen.

§. 118.

Er höhnte den wackern Hans Sachs und ſah in ſämmt-
chen Meiſterſängern nichts als gemeine Reimer, ohne
ch nur entfernt die Idee jener Periode zu ahnden. Für
n war der größeſte Dichter des geſammten ſiebzehnten

**) Wer alle Schmähungen ſammeln wollte, mit denen
n den Reim belegte, würde ein dickes Buch füllen. Für
odmer war es genug, daß Jemand den Reim liebe, um den
nzen Mann zu ſchelten.

Jahrhunderts, Paul Flemming, nichts weiter als ein unbedeutender Nachahmer Opitzens, und der ſinnige Gryph nur der Verfaſſer einiger ſchlechter Tragödien und noch ſchlechterer Luſtſpiele. Von Leibnitz, Wolff, Baumgarten hatte er kaum eine leiſe Ahnung, denn er, der ſich ſtets als Denker rühmte, war ſo weit entfernt von aller Philoſophie, daß er nie auch nur eine Form des Denkens begriff — er haßte Klopſtock und hinterher Wieland, da ſie ſich der Sklaverei entzogen, in der er ſie anfangs gehalten hatte, als er ſie noch rühmte. Er höhnte Gellert, Leſſing *), Ramler, Weiße, Jacobi, Uz, Leiſewitz, Goethe u. ſ. w. Noch mehr: er haßte in der That und Wahrheit die geſammte deutſche Nation, und da er ſelbſt die Waffen der roheſten Polemik nicht immer aus eigenen Mitteln anzuſchaffen vermochte, ſo nahm er ſogar zu den abgeſchmackten Urtheilen mehrerer ausländiſchen Autoren, und zu den wo möglich allerabgeſchmackteſten eines gewiſſen Mauvillon, der im Jahr 1740 lettres germaniques geſchrieben hatte, ſeine Zuflucht, indem er die widrigſten Stellen derſelben überſetzte und pries. Da ihm die Grazie des Witzes und der Laune gänzlich fehlte, ſo ſuchte er dieſe ſelbſt verdächtig zu machen, konnte jedoch nichts weiter als einige Schimpfreden aufbringen, mit denen der Humor bekämpft werden ſollte. Den Witz nannte er, ohne ſich im mindeſten zu geniren „die Krätze des Geiſtes,“ und man darf ihm nachſagen, daß dieſe Krankheit fern von ihm blieb; deſto mehr aber befliß er ſich der ſchimpfenden Plattheit, in welcher er in der That faſt einzig daſteht. Er zeigte ſich gleich ſchlecht als literariſcher,

---

*) Er redete nicht ſelten geradezu von dem Leſſingſchen ſchlechten Geſchmack (!) ſpottete roh der Leſſingſchen Fabeln, und endlich des „guten Mannes“ der an Julius von Tarent Freude gefunden.

reund und Feind, wie wir denn dies überall haben erken-
en müſſen und vor kurzem noch aus den gedruckten Brie-
n Klopſtocks an ſeine Freunde.

§. 119.

Sollte Jemand dieſes Urtheil über Bodmer zu hart
eben, den verſichre ich zuvörderſt mit Beſtimmtheit, daß
das Reſultat einer mehrjährigen Ueberlegung, und der ge-
aueſten Bekanntſchaft mit den überaus zahlreichen Erzeug-
ſſen jenes Schriftſtellers iſt. Ferner verſichere ich einen
lchen, daß er, um mir beizuſtimmen, nur Folgendes von
odmer zu leſen braucht: „Ueber Homers luſtige Stücke“
om Jahre 1750) worin am Schluſſe heraus gebracht
ird: „daß die Odyſſee ein moraliſches und politiſches Werk
,“ ferner „über Homers Sprache“ (vom Jahre 1751)
orin es heißt: „daß Homer in der Ausbildung in poeti-
en Redensarten weit hinter unſern,“ das heißt, wie er
bald erklärt: „Schweizeriſchen guten Poeten zurückbleibe,“
rner: „Lob und Vertheidigung der Noachide,“ worin Bod-
er, ſo wie oftmals, ſich ſelbſt vergöttert, „Von dem Ur-
rung des Haſſes gegen die Patriarchaden,“ worin er von
uem ſeine eigenen über alle Gebühr langweiligen Gedichte
f die hochmüthigſte Weiſe rühmt, und mit einer faſt die
gte Höhe erreichenden Schamloſigkeit den wackern Uz ſchmähe.
ieſe ſämmtlichen Aufſätze nebſt mehreren andern ihnen
nlichen befinden ſich in dem Archiv der Schweizeriſchen
ritik (Zürich 1768) welches Buch von einer Vorrede beglei-
iſt, in welcher Bodmer gradezu gegen ganz Deutſch-
nd wüthet. Sodann leſe man die Dramen: Kaiſer Hein-
h IV., in welchem ein deutſcher Dichter der damaligen Zeit
Hexametern ſingt, folgendergeſtalt:

„Dreißig Biſchöfe und drei ſind bis zum heiligen

Anno“ u. ſ. w. Ferner: „Cato den Aeltern,“ den wir ganz abſchreiben müßten, um unſere Ueberzeugung darzuthun, daß hier faſt das Maximum der Geſchmackloſigkeit erreicht worden, und die rohe Perſifflage gegen Weiße's „Atreus und Thyeſt,“ ein Drama, das allerdings verfehlt genug iſt um großen Tadel zu verdienen; doch wahrlich nicht von Bodmer, der an Geiſt und Talent ſo ſehr unter Weiße ſtand. Hier benimmt er ſich auf eine Weiſe, die wir aus Anſtand nicht weiter bezeichnen dürfen, er der von ſeiner Pſeudo-Muſe zu ſagen wagt:

> „ſie hatten die Geiſter Elihus
> angeweht und ihn die zärtlichſten Pſalmen gelehret. —“

Bei einer andern Gelegenheit erklärt er unumwunden ſeine eigenen politiſchen Schauſpiele für eben ſo trefflich, ja für noch trefflicher als die ewigen Dramen des Aeſchylus und Sophokles. (!!)

Ueber Bodmers literariſchen Charakter geben auch die Schweizerbriefe (Zürich 1804) den widrigſten Aufſchluß, den wir nicht weiter bezeichnen wollen.

§. 120.

Von Bodmers ſonſtigen poetiſchen Werken zu reden iſt kaum vonnöthen, da jetzt hoffentlich nur Eine Stimme über dieſelben herrſcht und ſie mit vollem Rechte nicht mehr geleſen werden. Was etwa noch erträglich in ſeinem Noah iſt, verdankt er Milton, Addiſon und Klopſtock; was ihm ſelbſt angehört iſt nüchtern, ſteif und langweilig. Daſſelbe gilt von ſeinen übrigen epiſchen und dramatiſchen Werken, die alle nicht die leiſeſte Spur von Talent zeigen, und in ſchweißtriefender Mühſeligkeit erſchaffen worden ſind. Eine ſo gänzliche Fantaſieloſigkeit und Dürre, als wir bei ihm tref-

iſt wahrlich in unſerer Literatur eine große Selten-
. Was man etwa ſonſt noch an ihm rühmen möchte und
genug gerühmt hat, iſt die Bekämpfung der Gottſche-
en Schule und die Bekanntmachung mehrerer ſehr ſchätz-
en Gedichte, die zu ſeiner Zeit ſo ziemlich unter uns ver-
en waren *).

Wenn es bloß darauf ankommt, eine ſchlechte Schule
bekämpfen, ohne daß dabei von einem Wie die Rede
ſo müſſen wir es freilich Bodmern laſſen, daß er faſt
ganzes Leben daran gewandt hat, doch dürfen wir hin-
ſetzen, daß faſt niemals, ſo lange man die Feder geführt
, ein Streit ſo unerſprießlich und gehaltlos begonnen
geſetzt und geendigt iſt, als der zwiſchen Bodmer und den
ſten Leipziger Schriftſtellern. In der Form wie im Inhalte

---

*) Bekanntlich rühmt ſich Bodmer häufig einer großen
ntniß der Geſchichte der deutſchen Poeſie und Beredſamkeit,
zwar ſo laut, daß er viele Zeitgenoſſen getäuſcht hat, auch
te noch manche blendet. Die Schweizer Bibliotheken ver-
ſten ihm Kenntniß von den Nibelungen und den Minnelie-
; ſo weit geht ſein Lob, oder ſein Glück; im übrigen
ſteht es mit ſeiner Literargeſchichtswiſſenſchaft ſehr armſe-
aus. Von den altdeutſchen Dramen und deren Bedeutung
ß er nichts; den tiefen Sinn unſrer faſt überreichen geiſtli-
Liederpoeſie ignorirt er gänzlich, ſelbſt Flemming, Dach
Gerhard haben bei ihm nicht gezündet, von Logau und An-
s weiß er kein Wort, und von Böhme vielleicht weniger
nichts. Wer aber würde glauben, wenn es nicht klar
Sonnenlicht wäre, daß in ſeiner gereimten Kritik der deut-
n Dichter, die völlig wie Proſa anzuſehen iſt, — Luther
lt! Von dieſem Heros der Heroen wußte Bodmer über-
pt faſt gar nichts, welches faſt noch ſchlimmer iſt, als ganz
gar gar nichts von ihm wiſſen. Im letzten Falle wird man
meiſtens lernen wollen; im erſten urtheilt man wohl
hoffärthig, ohne etwas Rechtes gelernt zu haben.

war alles ſeicht und leer, ſo daß man wahrlich über manche ſchlechte polemiſche Brochüre der neuern Zeit hinwegſehen kann, wenn man der Streitſchriften der Bodmerſchen und Gottſchediſchen Schule gedenkt. Um es mit Einem Worte zu ſagen: dieſer Streit ging aus von Nichts, führte durch Nichts und endigte im Nichts.

§. 121.

Alſo lautete das Urtheil über Bodmer bereits in meiner Schrift: „Die ſchöne Literatur Deutſchlands während des 18ten Jahrhunderts," und ich finde für gut es hier mit wenigen Veränderungen wieder abdrucken zu laſſen. Einige Kritiker gaben mir (wenigſtens größtentheils) in dieſer Darſtellung des Bodmeriſchen Wirkens Recht; die meiſten aber fanden es zu ſtreng und zu hart. Eine ſolche Bemerkung iſt mir gewiß nicht gleichgültig und mit wahrer Begierde ſuchte ich nach Belegen für den Tadel, daß ich diesmal zu hart geweſen ſei. Leider aber fand ich keine, denn was man im Allgemeinen ſagte, daß er denn doch die Gottſchediſche Schule bekämpft, treffliche altdeutſche Werke von neuem herausgegeben habe u. ſ. w., war bereits von mir ſelbſt erwähnt worden. Da ich aber das Wie entſchieden misbilligen mußte, auch aus der Hand eines ſo durch und durch ſelbſtſüchtigen Literators wie Bodmer, der die Deutſchen haßte, und von Philoſophie, Poeſie, Muſik, Witz nichts wußte und nichts wiſſen wollte, unmöglich für uns viel Gutes kommen kann, ſo glaubte ich mir erlauben zu dürfen, jenen Tadel meines Urtheils über ihn — als unſtatthaft gelaſſen abzulehnen. Indeſſen werde ich mich wohl darauf gefaßt machen müſſen, die Ausrufungen „zu ſtreng! zu hart!" abermals zu vernehmen, und dann abermals das Geſchäft des Ablehnens üben müſſen. — Ganz anders aber

de es ſich verhalten, wenn ein Kritiker wirklich in das
all meines Urtheils einginge, und mir beweiſen könnte,
ich mich in irgend einer Hauptanſicht über Bodmer
rt.

Ein ſolcher Mann würde aber zuvörderſt die ſchwierige
gabe zu löſen haben, die ſämmtlichen Schriften Bod-
s — die kleineren mitgezählt ſind ihrer an hundert —
ſam durchzuleſen, wodurch er ſich auf den Namen ei-
Virtuoſen in der Geduld gerechte Anſprüche erwürbe,
in mir einen Leidensgefährten ſehen dürfte. Könnte mir
n ein ſolcher Mann wichtige Irrthümer beweiſen, ſo würde
ihm dafür innig danken, und meinen Irrthum gern öf-
lich eingeſtehn. Bodmer ſelbſt — ich muß das traurige
rt hinzuſetzen — hat in ſeinem ein und ſechzigjährigen
ftſtelleriſchen Leben, ſo viel ich irgend habe erforſchen
nen, nie einen Andere kränkenden Irrthum zurückge-
nmen, und nie iſt ihm eingefallen, gegen Klopſtock, Leſ-
g u. ſ. w. einzuräumen, daß er Unrecht gegen ſie gehabt
e. Schon um deswillen — denn liebloſe Selbſtſucht er-
eint uns wohl allen als die Sünde der Sünden — habe
auch dieſen ganzen Abſchnitt ohne alle Heiterkeit nieder-
chrieben, ein Umſtand den ich nicht verhehle, da ich ſo-
ch mit wahrer Luſt hinzuſetzen kann, daß ſie mir von
ite 1. des erſten Bandes dieſes Werkes bis zu Hübner
t immer zur Seite ſtand, und hoffentlich faſt immer
hen wird.

§. 122.

Johann Chriſtoph Gottſched,

(geb. 1700, geſt. 1766.)

Dieſer Name iſt durch häufiges Beſprechen ſo abgerie-
worden, daß er faſt alle Realität verloren zu haben

und zu einer gewiſſen Art von trauriger Allegorie geworden ſein ſcheint.

Widerſprechendere Urtheile ſind vielleicht nie über einen deutſchen Schriftſteller gefällt worden, als über ihn. Theils betrachtete man ihn als den eigentlichen Wiederherſteller der Poeſie und Kritik, als den äſthetiſchen Meſſias und den neuen Herkules Muſagetes; theils ſah man in ihm das Symbol des Ungeſchmacks und des hochmüthigen äſthetiſchen Eunuchismus, den Afterlehrer der dem Streben der Jünglinge eine durchaus verkehrte Richtung gab, den Sündenbock auf welchen jede poetiſche Untugend der Zeit gewälzt werden müſſe, weil er allein ſie veranlaßt habe. Hie und da war man ſogar mit allen dieſen gewaltigen Angriffen noch nicht zufrieden, ſondern man wurde völlig überſchwenglich und tadelte gleichſam den Tadel, daß er nicht hinlänglich tadeln könne. Nie, ſo lange es eine Literatur giebt, iſt Jemand ärger und öfter geſcholten worden als er, und ſelten trieben die Schelter ihr Geſchäft ſo ganz con amore als in Beziehung gegen ihn.

§. 123.

Es iſt eben nicht ſchwer ein gerechtes Urtheil über Gottſched zu fällen. Seine mäßigen Verdienſte ſowohl als ſeine mannigfaltigen großen Fehler verbergen ſich dem Blicke keinesweges. Er wirkte anfangs Gutes, indem er den Lohenſtein- und Weiſeſchen Geſchmack von dem Herrſcherſitze herabſtieß, aber er war zu beſchränkt um das einzelne Löbliche in den Schriften jener Männer zu erkennen. Er fand die deutſche Sprache in der tiefſten Erniedrigung, faſt möchte man ſagen aus ihrer Wurzel gehoben, kraftlos gedehnt, und auf die fadeſte Weiſe mit ausländiſchen Worten gemiſcht. Ich wiederhole auch hier: Man muß die Werke der damaligen Zeit geleſen haben, man muß wiſſen, daß ſelbſt die beſſern Köpfe, als Thomaſius, Fuchs u. ſ. w. durchaus nicht nur nicht frei von dieſem Fehler waren, ſondern ſelbſt recht eifrig, wie auf eine Tugend, auf ihn hinarbeiteten, man muß wiſſen daß faſt ſämmtliche deutſche Höfe in ihren öffentlichen Bekanntmachungen dieſe heilloſe Buntheit und widerliche grelle Gemiſchheit ſanctionirten. Hier iſt Gottſcheds Verdienſt allerdings anzuerkennen, daß er ſich ſtets jener Mengerei widerſetzte, und wenigſtens den Genius der deutſchen Sprache in der einen Hinſicht ahndete, dem nichts ſo ganz und gar widerſpricht als jene willkührliche Miſchung.

Aehnliche Verdienſte erwarb er ſich auch um die deutſche Grammatik und um die Geſchichte der deutſchen Literatur. Doch hier endet auch ſein Lob. Denn was er ſonſt noch begann war eitel thöricht flach und verkehrt. Er ſchrieb eine kritiſche Dichtkunſt und Rhetorik, doch außer den Stellen, die er aus den Alten mittheilte, iſt alles ſeicht und ſchwerfällig und um ſo ſchwerfälliger, je leichter er zu ſein glaubt. Seine eigenen Gedichte, ſeine Trauerſpiele: Cato (der 10 Auflagen erlebte!) ſein Agis, Pariſer Bluthochzeit u. ſ. w. ſind beiſpiellos froſtig und mühſelig, ſo wie nicht minder ſeine Reden, die er für ganz beſonders meiſterhaft gehalten zu haben ſcheint. Ueberhaupt hat er für das Theater, ſo ſehr er auch für daſſelbe zu wirken ſuchte, nichts als Verfehltes und Verkehrtes geleiſtet. Er haßte die alten Haupt- und Staatsactionen, ſo wie die derben luſtigen, mitunter freilich ein wenig roh ausgelaſſenen Luſtſpiele, am meiſten aber die Opern und Operetten, für die, wie wir oben erzählt haben, ſeit dem Schluſſe des ſiebzehnten Jahrhunderts, durch Deutſchland hin eine beſondere Neigung ſich verbreitet hatte. Jene Staatsactionen, die heute zu Tage weniger gekannt als belächelt ſind, mußten bald den roh geführten Waffen der drei ariſtoteliſchen Einheiten weichen, mit ihnen jene alten Dramen von Fauſt, dem verlorenen Sohn, Genoveva u. ſ. w., dafür erhielten wir ſogenannte regelmäßige Stücke, bei denen die Anſchauer nur den einzigen Troſt hatten, daß ſie ſich doch nun auf eine regelmäßige Weiſe langweilen konnten.

§. 124.

Mit den Komödien verfuhr er faſt noch ſchlimmer, und da ihm beſonders der gute alte Hanswurſt als ein arger Geſchmacksfeind erſchien, ſo beging er im Jahre 1737 nebſt der Schauſpieldirectorin Neuber *) die Grauſamkeit, den ehrlichen Geſellen öffentlich und feierlich zu begraben. So hatten die Deutſchen ihren alten Liebling verloren und ſollten dafür mit lauem Halbſcherz und froſtig ſteifem gelehrten Witz vorlieb nehmen, bei dem man weder lachen noch weinen kann. Am allerfeindſeligſten aber verfuhr Gottſched gegen die Oper, indem er ſich nicht begnügte, irgend etwas daran verändern zu wollen, ſondern darauf ausging, dieſe ganze Gattung mit Stumpf und Stiel auszurotten. Er hatte nämlich mit dem Aufgebot alles ſeines

---

*) Das Leben dieſer berühmten Frau iſt ſo häufig, wenigſtens nach dem Aeußern beſchrieben worden, daß ich mir die Wiederholung des Bekannten erlaſſen darf. Zehn Jahre wenigſtens war ſie eine große Verehrerin Gottſcheds, der ihr ſeinen ſchlechten Geſchmack bei der Wahl der aufzuführenden Stücke lieh, bis ſie plötzlich ſich in ſeine bitterſte Gegnerin verwandelte und ſogar Pasquille wider ihn auf die Bühne brachte, wodurch indeſſen, wie billig, ihr Geſchmack keinesweges ſich verbeſſerte. Als mimiſche Darſtellerin ſoll ſie Lob verdient haben; in Beziehung auf Poeſie ſelbſt ſcheint ſie nie im Klaren geweſen zu ſein.

Scharfſinns herausgebracht, daß es denn doch unnatürlich ſei, wenn zwei Liebende ſich ihre gegenſeitigen Gefühle zuſingen, wenn Alexander mit einer Arie in die Schlacht ziehe oder gar Cato trillernd in den Tod gehe. Dergleichen Gründe waren denn auch plauſibel genug erfunden worden; ſelbſt wer gar nicht denken konnte verſtand doch ſolche Gedanken, und es kam dahin, daß einige deutſche Opergeſellſchaften entlaſſen wurden, worüber Gottſched jedesmal, wie über einen neuen Triumph des guten Geſchmacks den lauteſten Jubel ertönen ließ.

§. 125.

In dem letzten Drittel ſeines Lebens ſank jedoch Gottſcheds Anſehn immer tiefer. Er verlor alles bis dahin äußerlich erhaltene Gleichgewicht, und ſtand vor ſeiner Zeit wie etwa vor einem geheimnißvollen Tempel, aus welchem Stimmen tönen, die er durchaus nicht begriff. Der erſte der ihn tödtlich verwundete war Klopſtock, und zwar durch das bloße Auftreten mit einigen Oden und den erſten zwei Geſängen des Meſſias. Ganz Deutſchland gerieth darüber in Entzückung, doch er mit ſeiner kritiſchen Dichtkunſt in der Taſche ſah in dieſen Entzückten nur abtrünnige und verlorene Leute, über die er vielleicht in müſſigen Stunden etwas weniges geweint haben mag. Der zweite war Leſſing, deſſen raſcher witziger Geiſt, wie er ſich ſchon in ſeinen erſten Luſtſpielen, Sinngedichten und kritiſchen Aufſätzen zeigte, für Gottſched etwas höchſt unheimliches hatte, ein Gefühl das ſtets wuchs, da jener raſche Witz ſehr häufig — gegen ihn ſelbſt gerichtet war.

Dieſer Jüngling ſchien gar nicht darauf zu achten, daß er mit einem Manne zu thun habe, der bereits 1724 „die vernünftigen Tadlerinnen,“ (nach deren vernünftigem Tadelſyſtem er ſich hätte richten ſollen) geſchrieben, der das erſtaunte Deutſchland mit Tragödien beſchenkt hatte, in welchen nicht bloß die Einheit der Zeit und des Orts — die Handlung fehlte freilich — ſondern noch obendrein die Einheit der correcteſten Langenweile ſehr wohl beobachtet worden war, mit dem Verfaſſer von Gedichten, in denen eine ſo dünne waſſerhelle Nicht-Begeiſterung waltete, daß ſie als Kühlbad dienen könnten, mit einem Manne, der alle Vierteljahr ein Buch ſchrieb, an den Fontenelle einen Brief abgelaſſen, den Voltaire ſelbſt ehrte, (wäre nur dem ſchlimm geſinnten Pücellendichter zu trauen geweſen!) mit einem Manne der mehreremale Rector magnificus geweſen war, u. ſ. w. Wie geſagt: der Jüngling achtete mit nichten darauf, ſondern ließ einen Pfeil nach dem andern gegen den Cato-Verfaſſer fliegen, und, mochte auch Gottſched ſich mit ſeiner ganzen Bibliothek ummauern, faſt jeder dieſer Pfeile traf. — Unter allen Pfeilen aber war keiner gefährlicher als den man von Shakſpear borgte. Dieſer Shakſpear war für Gottſched der entſetzlichſte Mann den es je gegeben, und vor ihm mehr als vor irgend einem andern zu warnen hielt er ſich im tiefſten Herzen für verpflichtet. Schon früher hatte er das Unglück erlebt, daß ein ſonſt wohlgeſinnter, zuletzt aber rebellirender Schüler, Elias Schlegel, öffentlich erklärt hatte, Shakſpear ſei doch nicht ſo ganz übel, und man dürfe ſeinen Julius Cäſar beinah ein gutes Stück nennen. Damals war es Gottſcheden noch gelungen, den revolutionären Menſchen zu ſtrafen, und ſeine Erklärung, Shakſpear ſei der gräßlichſte Barbar, und Julius Cäſar ein völlig raſendes Werk *), betäubte wenigſtens die Ohren der Meiſten

---

*) Bei dieſer Gelegenheit, ich ſage es mit Betrübniß, verlor Gottſched einen Theil ſeiner bis dahin noch leidlich be-

ergeſtalt, daß man einige Jahre noch das Studium des Stratforder Dichters aufſchob; aber mit Leſſing war es ein nderes; der ließ ſich nicht betäuben, und es kam endlich ahin, daß man Shakſpearn wirklich las und laut pries, s erſchien ſogar die Wielandſche Ueberſetzung und wo Gottched nur hinſah fand er irgend einen offenen oder heimlihen Freund und Verehrer des gehaßten Dichters, in dem r die Wurzel alles Uebels gefunden hatte. Das brach ihm ndlich das Herz und man darf vielleicht ſagen, er ſei an Shakſpear geſtorben.

§. 126.

Ehe er aber zu dieſem — in Einer Hinſicht glorreichen — Ende gelangte, hatte er in den letzten zwanzig Lebensahren Vieles und Schlimmes zu erdulden. Alle ſeine Schriften, alle ſeine äſthetiſchen oder philoſophiſchen Grundätze, er mochte ſie nun öffentlich oder nicht öffentlich vorgetragen haben, wurden der Gegenſtand der bitterſten Kriik oder des muthwilligſten Spottes. Faſt alle die Spötteeien hatten vollkommnes Recht, nur ſoll man nicht vergeſen, daß höchſtens die Hälfte jener Kritiker und Spötter geichert über ihm ſtand; die andere Hälfte aber gewiß noch nter ihm. In der That kam es zuletzt dahin, daß ſelbſt ie elendeſten verdienſtloſeſten Schriftſteller über den armen tarren und ſteifen Mann herfielen, um nur gelegentlich ihr Müthchen an ihm zu kühlen, oder gar eine Art von Celerität für 2 bis 3 Wochen dadurch zu gewinnen. Gott-

---

haupteten literariſchen Tugendhaftigkeit, indem er unter andern erzählt, der Shakſpearſche Brutus habe ſich über den Tod der Portia durch einen derben Rauſch zu tröſten geſucht, von welcher Procedur in meinem Exemplar des Shakſpear nichts zu finden iſt.

ſched blieb indeſſen bei allen dieſen Anfeindungen völlig unempfindlich, ja er ſcheint zuletzt ganz hart und verſteinert geworden zu ſein, und hat gewiß die ſelige Ueberzeugung mit in's Grab genommen, er ſei denn doch der kritiſch-poetiſch-rhetoriſche Meſſias der Deutſchen geweſen, und es werde einſt noch an den Tag kommen.

Das Verdienſtlichſte was Gottſched geleiſtet, findet ſich in den von ihm herausgegebenen „Beiträgen zur kritiſchen Hiſtorie der deutſchen Sprache" u. ſ. w., acht Bände, Leipzig 1732—44. Hier iſt ſein Sammlerfleiß oft ſehr dankenswerth, und niemand wird an dieſer reichen Quelle ohne allen Nutzen vorübergehen wollen*). Was uns ferner die Schlechtheit der von Gottſched herausgegebenen „Schaubühne" vergeſſen machen kann iſt ſeine Schrift: „Nöthiger Vorrath zur Geſchichte der deutſchen dramatiſchen Dichtkunſt, (2 Theile 1757 und 1765) in welcher er, ohne irgend einen hülfreichen Vorgänger, von faſt allen deutſchen Schauſpielen Nachricht giebt, die vom Jahre 1450 bis 1750 erſchieſchienen ſind. Die eigenen Urtheile, welche er einſtreut, ſind faſt alle theils trivial, theils ganz verkehrt, laſſen ſich aber leicht überſehen oder geben Stoff zum Lächeln über ſeine — faſt möcht' ich ſagen: hartgeſottene Beſchränktheit, und dürfen in keinem Falle uns das Verdienſtliche ſeines Fleißes vergeſſen laſſen. Dieſer Fleiß iſt um ſo merkwürdiger, da G. im letzten Drittel ſeines Lebens faſt gar keinen Dank, ſondern nur Spott und Hohn dafür erndtete, und zwar oft von Leuten, die an Geiſtesarmuth ihm etwa gleich waren, an Kenntniſſen und Arbeitſamkeit aber tief unter ihm ſtanden. Ueberhaupt beſaß er — ein Kleinod aus ſeiner friſcheren Jugend — einen überſchwenglichen und unverwüſtlichen Patriotismus, in welchem man ſogar eine Art von Poeſie des Herzens anerkennen möchte. Darüber zu ſcherzen iſt unendlich leicht, und eben deshalb hat man es oft genug gethan; ob indeß dieſe fantaſtiſch ſtolze Geſinnung nicht wenigſtens einen erträglichern Anblick gewähre, als der leere äſthetiſche Eunuchismus eines Bodmer, der ſtets die Deutſchen witzlos läſternd, doch nie etwas Rechtes gethan hat, um ihre Literatur (am wenigſten ihre dramatiſche) weiter zu fördern; dieſe Frage beantwortet ſich wohl von ſelbſt.

---

*) Würde nur das Buch häufiger gebraucht! Wie wenige z. B. kennen heut zu Tage Leibnitzens ſehr ſelten gewordene Collectanea etymologica (herausgegeben von Eckart, Hannover 1717.) Hier finden wir ſeine „unvorgreiflichen Gedanken, die Ausübung und Verbeſſerung der deutſchen Sprache betreffend," wo inſonderheit §. 11, die einfache „Rechtſchaffenheit" unſerer Sprache betreffend, zu Leibnitzens Ehre, nie hätte vergeſſen werden ſollen, wenn auch gleich darauf manche Mängel, die der Sprache Schuld gegeben werden, eigentlich nur Leibnitzens Schuld waren. Hier finden wir Nachrichten und Auszüge aus manchen theils ſehr wichtigen, theils ſeltſamen Werken, die damals faſt wie heute faſt vergeſſen waren, z. B. aus dem Theuerdank, aus Hohbergs Ottobert, Praſch's, Zeſens, Schottels u. ſ. w. Werken, Nachrichten von ſämmtlichen Ueberſetzungen griechiſcher und römiſcher Schriftſteller in die deutſche Sprache, von den erſten Briefſtellern der Deutſchen, von Schulcomödien u. ſ. w.

§. 127.

Gottſcheden zur Seite ſtand ſeine treue und hülfreiche Gattin Louiſe Victorie Adelgunde **Gottſched**, geb. Kulmus, geb. zu Danzig 1712, geſt. zu Leipzig 1762. Sie war die Tochter eines berühmten Arztes, deſſen „anatomiſche Tabellen" auch heute noch nicht ganz vergeſſen ſind. Ihre Eltern waren ohne Zweifel von wohlwollender Geſinnung, aber es zeigte ſich dieſelbe nach der Form der damaligen Zeit faſt nur in Strenge, die nicht ſelten an Pedanterie ſtreifte. Schon als Kind wurde Victorie zu einer unnatürlichen Ernſthaftigkeit geführt, da ſie unter andern auch die Pflicht hatte, faſt ſämmtliche lateiniſche und deutſche anatomiſche Schriften des Vaters ſauber nachzumalen. In ihrem ſiebzehnten Jahre lernte Gottſched ſie kennen, der ihr — das erklärte, was ihm als Liebe erſchien, ein Gefühl, das halb ächt und halb unächt war, denn deutlich zeigt ſich ſchon in dem Briefwechſel der erſten Jahre, daß er oft nur die zukünftige unermüdliche, literariſch-thätige Gehülfin in ihr ſah, deren Eifer ſehr wohl zu gebrauchen ſei. Doch ſoll auch das beſſere Gefühl, mitunter ſogar an Leidenſchaft ſtreifend, nicht geleugnet werden, das zuweilen bei ihm hervorleuchtete, wie Victoriens Antworten kund geben. Sie ſelbſt liebte ihn grade ſo ſehr als eine durchaus redliche, ernſt-ſtrenge, durch mittelmäßige engliſche und franzöſiſche Schriften aufgeklärte, pedantiſche, von den Grazien verlaſſene Jungfrau, die ohnehin von dem Leben ſehr wenig erwartet, lieben kann. Mit großem Rechte rühmt Frau von Runkel ihrer mäßiggeſinnten Freundin nach, daß ihre Zärtlichkeit ſtets eine höchſt vernünftige geweſen ſei; ja man könnte ſagen, daß dieſe Vernünftigkeit bis zur Ermüdung ſelbſt einer guten Geduld zu gehen ſchien, indem ſie den ſtolzen heftigen Liebhaber volle fünf Jahre warten ließ, weil jene vernünftige Zärtlichkeit ihr ſagte, es ſei gut, wenn der überfeurige Poet erſt Profeſſor ordinarius würde, ehe er die Braut heimführte.

§. 128.

Jetzt aber, in ihrem Beſitze, glaubte Gottſched ſich ſchadlos halten zu dürfen, indem er, weit entfernt auch nur die kleinſte Spur von Weiblichkeit in ihr gelten zu laſſen, ſie lediglich als Mittel zu ſeinen literariſchen Zwecken gebrauchte. Er ſah in ihr nichts weiter als eine un-

tereſſante — Famula, die um noch intereſſanter zu werden,
jeder weiblichen Beſchäftigung entſagen und ſtets arbeiten
ſollte wie ein Mann. Sie mußte ſelbſt die ſchwerſten, he-
terogenſten griechiſchen und römiſchen Schriftſteller in der
Urſprache leſen, hinter einer Tapetenwand ſeine ſämmtlichen
ſchreienden Vorleſungen mit anhören und nachſchreiben, täg-
lich ein ungeheures Penſum für den Druck überſetzen,
Trauerſpiele, Luſtſpiele, Kritiken, philoſophiſche Aufſätze
u. ſ. w. verfertigen, für des Mannes Ehre in Vorreden
und Epigrammen fechten, Correſpondenz führen mit vor-
nehmen Miniſtern und Autoren aller Art, ja ſogar, da-
mit ſie nicht zur Beſinnung komme, die ſchweinsledernen
Rücken vieler tauſend Bücher, im Beſitz des Ehemanns, mit
Titeln beſchreiben. Mit Einem Worte: es war ein gründ-
ich angelegter Vernichtungsprozeß gegen ihre beſſere weib-
iche Natur, und wir müſſen wahrhaft bewundern, daß ſie
dennoch wenigſtens einige leiſe Ahndungen derſelben ſich bis
an ihr Ende erhielt. Es iſt nichts leichter als der meiſten,
a faſt aller ihrer auf Befehl geſchriebenen Werke zu ſpot-
en; ihre Ueberſetzungen ſind ſteif, und trotz aller Gelehr-
amkeit nicht frei von einzelnen Uebereilungsfehlern; ihre
Bearbeitungen einiger franzöſiſcher Luſtſpiele ermangeln aller
Grazie und Leichtigkeit, und ſelbſt das Werk, welches ſie
für ihr beſtes hielt, „Panthea“, ein ſogenanntes Original-
Trauerſpiel (zum erſtenmal aufgeführt zu Wien 1751), das
ie bis in ihr letztes Lebensjahr ausfeilte, leidet an tödtli-
her Erkältung und keine Feile konnte ihm helfen.

§. 129.

Das intereſſanteſte ſcheint mir immer noch ihr Luſtſpiel
„die Hausmamſell“, doch wie ſich von ſelbſt verſteht nur
n hiſtoriſcher Beziehung, da es uns einen Blick thun läßt

in die gräßliche Verbildung mancher deutſchen Familie, ſo wie in den empörenden Hochmuth mancher Ausländer und Ausländerinnen, die ſich als Lehrer aufgedrängt hatten, und als ſolche die ſcheue Demuth und Beſchränktheit jener Familien zu ihren oft ſehr tadelnswerthen Zwecken zu benutzen wußten. Als Kunſtwerk aber iſt es nicht bloß ohne Werth, ſondern auch durch manche peinlich rohe und gemeine Scene zurückſtoßend. Man kann nicht ohne Mitleid wahrnehmen, wie eine tugendhafte und um den höchſten Anſtand in ihrem eignen Leben ſtets beſorgte Frau ſich hier gezwungen hat, überderb und widrig das Widrige zu ſchildern. Noch verdienen ein paar Epigramme bemerkt zu werden, die, überhaupt nicht ſchlecht, ihr um ſo mehr zur Ehre gereichen, da ſie zum Schutze ihres Mannes geſchrieben wurden, der aus ſeinem eignen ſtolzen und dürren Geiſte keines herauspreſſen konnte.

Dennoch würde Victorie entweder vergeſſen ſein oder doch nur eine unbedeutende Rolle in der Litteraturgeſchichte ſpielen, wenn nicht die oben genannte Freundin, für ihr Andenken beſorgt, uns mit ihren nachgelaſſenen Briefen beſchenkt hätte. Dieſe, in drei Theilen erſchienen, (Königsberg und Leipzig 1776) gehen vom Jahr 1730 bis 1762, und geben uns ein treues Bild von dem Charakter und der unermüdeten Thätigkeit der armen geplagten Frau *). Frei-

---

*) Wer könnte z. B. ohne Rührung leſen, was ſie am 4. März 1762, wenige Monate vor ihrem Tode (er erfolgte am 26. Junius) an ihre Freundin ſchreibt: „Ich muß Ihnen eine traurige Nachricht melden; ich verliere mein Geſicht faſt gänzlich. Meine Krankheit fängt ſich alſo eben ſo an, als des Profeſſor May ſeine, Gott gebe daß ſie ſich auch ſo endige: das heißt durch einen baldigen unſchmerzhaften Tod. Und wie ſehnlich wünſche ich die Stunde meiner Auflöſung ſchlagen zu hören! Fragen ſie nach der Urſache meiner Krankheit? Hier

lich tragen ſie faſt überall die Farbe der Zeit und der Verhältniſſe, in der ſie lebte; leider ſogar ſpäterhin einer bloß gemachten Zeit — denn die wahre, durch Klopſtock und Leſſing hervorgebrachte, ſtand bereits für ſie zu hoch, und ſie konnte keine rechte Notiz von derſelben nehmen. Dennoch werden wir bei dieſen Briefen gern verweilen, denn ſie zeigen faſt überall von einem Geiſt und einer Geſinnung, die wohl eines beſſern Looſes werth geweſen wäre. Ueberall ſieht man mit Betrübniß, wie es ihr, der gar nicht Geiſtloſen, nach und nach immer weniger möglich wird, ſich zur poetiſchen Anſchauung, zum Bilden und Geſtalten zu erheben; aber nicht minder wird man gewahr, wie ſie doch klar genug dachte, um den größten Theil von dem, was der Gatte ihr als Poeſie aufdringen wollte, als Nichtpoeſie zu erkennen. So iſt es auch wahrhaft rührend, wie ſie, in öffentlichen Schriften ihrem Manne nie widerſprechend, dennoch im Stillen und der Freundin gegenüber, manchen erhebenden, wohlgedachten und kurz ausgedrückten Spruch in Hallers Gedichten zu ihrer Beruhigung aufnimmt und herzlich rühmt. Möge ſie deshalb nie wieder als ein bloßes Werkzeug ihres Mannes betrachtet werden, dem ſie in mancher Hinſicht überlegen war. Vielleicht hat er ſpäterhin ſelbſt etwas davon geahndet, denn wenn auch das von ihm unmäßig weitläufig entworfene Leben ſeiner Gattin (Leipzig 1763) gar manche Spuren ſeiner überaus breiten, faſt mechaniſch fortarbeitenden Feder enthält, ſo zeigt ſich doch auch nicht ſelten eine

---

iſt ſie. Acht und zwanzig Jahre ununterbrochene Arbeit, Gram im Verborgenen und ſechs Jahre lang unzählige Thränen ſonder Zeugen, die Gott allein hat fließen ſehen u. ſ. w." Welch ein Gedanke iſt es: Die arme Frau hatte ſich die Augen ausſchreiben müſſen und ausweinen.

Anerkennung und Rührung, die wir wie billig für ächt halten.

§. 130.

Was konnte nun aus Schulen, an deren Spitze Männer ſtanden wie Bodmer und Gottſched, für Deutſchlands Geſchmack Gedeihliches erwachſen? Die Antwort iſt ſehr kurz und lautet: Wenig, ſehr wenig, faſt gar nichts. — Von der einen Seite empfingen wir Patriarchaden, die, von der Sündfluth ausgehend, das Gedicht, welches dieſen Namen führt, zu der traurigſten Allegorie machen, welcher der farbige poetiſche Verſöhnungsbogen gänzlich fehlt, Oden die wir mit dem Hammer auf dem Ambos verfertigt zu ſein ſcheinen; von der andern Seite: Heldengedichte in furchtbar langgeſchweiften Trochäen, die den Leſer, der ſie zu Ende bringt, ſelbſt zu einem Helden machen; Lieder, gedankenlos und unſchmackhaft wie dünne Luft u. ſ. w. — Wir werden das in der Folge noch näher berühren.

Um für Deutſchland eine beſſere Zeit zu begründen, bedurfte es ganz anderer, freier und ſelbſtſtändiger Geiſter, wie Hagedorn, Haller, Gellert; vor allen aber wie Klopſtock und Leſſing. Möge die Erinnerung an dieſe theuren Männer uns noch am Schluſſe dieſes zweiten Bandes zu gerechter Freude ſtimmen.

Ende des zweiten Bandes.

Gedruckt bei A. W. Schade, alte Grünſtraße Nr. 18.

Die

Poeſie und Beredſamkeit
der Deutſchen,

von Luthers Zeit bis zur Gegenwart.

Dargeſtellt

von

Franz Horn.

Dritter Band.

Berlin 1824,
bei Theod. Joh. Chriſt. Friedr. Enslin

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-

Vorrede.

Wenn man einen weiten und ſchwierigen Weg zurückgelegt und denſelben für Andere neu zu erhellen geſucht hat, ſo iſt es wohl natürlich, daß man gern auf ihn zurückſieht, und von den mannigfaltigen Mühen redet, die er koſtete, ſo wie von den Freuden die er gewährte. Indeſſen ſcheint es faſt ein wenig gefährlich, in ſolcher beſonders fröhlichen und ernſt-erregten Stimmung öffentlich zu ſprechen, da man leicht ein Wort zu viel ſagen kann, das ſpäterhin wegzuwünſchen wäre. Dies zu vermeiden, beziehe ich mich hier lediglich auf das Werk ſelbſt und deſſen frühere Vorreden, um es von neuem der Prüfung denkender und kenntnißreicher Männer zu empfehlen, ein Wunſch, der nunmehr auch im Converſationsblatt (14. Aug. 1823) und in Hinſicht des zweiten Theils beſonders, im Wegweiſer zum Abendblatt (3. Sept. 1823) auf eine geiſtreiche Weiſe erfüllt worden iſt.

Außerdem möge hier noch eine die Ausarbeitung des Buchs ſelbſt betreffende Notiz gegeben werden: — Die aus zwei Theilen beſtehende Schrift „die ſchöne Literatur Deutſchlands während des achtzehnten Jahrhunderts," fand eine ſo rege Theilnahme, daß ich nach einigen Jahren mich zur Veranſtaltung einer zweiten vermehrten Auflage aufgefordert ſah. Da ich jedoch längſt gefühlt hatte, daß die Beſchränkung auf Ein Jahrhundert, ſelbſt bei ſteter Hinſicht auf das Vergangene, manche Nachtheile mit ſich führe, ſo beſchloß ich, ein durchaus neues Buch zu beginnen, da anknüpfend, wo in Beziehung auf die Cultur des neuern Deutſchlands allein angeknüpft werden mag: an die unerſchöpflich bedeutungsvolle Reformation und ihren größten Helden, Luther. — So entſtand dieſes Werk, das, in Verbindung mit den früher erſchienenen „Umriſſen" *), nunmehr ein vollſtändiges Ganze ausmacht.

Berlin, am 4. März, 1824.

Franz Horn.

---

*) Umriſſe zur Geſchichte und Kritik der ſchönen Literatur Deutſchlands, während der Jahre 1790 — 1818. u. f., 2te vermehrte Auflage. gr. 8. Berlin, b. Enslin. 1821. 1 Rthlr. 20 Gr. (Die Nachträge zur 2ten Auflage ſind für die Beſitzer der erſten Auflage auch beſonders abgedruckt. Preis: 8 Gr.)

Der Verleger.

Inhalt des dritten Bandes.

Fünftes Buch (des ganzen Werks).

Friedrich der Große. — Politiſcher Zuſtand Deutſchlands in Beziehung auf deſſen äſthetiſche Cultur. §. 1. 2.
Gottſcheds und ſeiner Schüler Beſtrebungen für das Drama, in Originalen und Ueberſetzungen. §. 3 bis 5.
Für das Heldengedicht. Ch. Otto von Schönaich's Arminius. §. 6. 7.
Deſſen poetiſche Krönung. Das neologiſche Wörterbuch. §. 8.
Wilhelm Daniel Triller. §. 9.
Johann Joachim Schwabe. Stoppe. §. 10.
Samuel Gottbold Lange. §. 11.
Jakob Emanuel Pyra. §. 12.
Naumann. §. 13.
Beredſamkeit in beiden Schulen. §. 14.
Beſtrebungen außerhalb der Schulen. §. 15.
Friedrich von Hagedorn. §. 16. 17.
Albrecht von Haller. §. 18. 19.
Karl Friedrich Drollinger. Chriſtian Friedrich Zernitz. Chriſtoph Joſeph Sukro. §. 20.
Beredſamkeit. Johann Lorenz von Mosheim. §. 21.
Mascov. — von Bünau. §. 22. 23.
Chriſtoph Friedrich Liscov. §. 24.
Wochen- und Monatsſchriften. §. 25 bis 28.
Poeſie. Friedrich Gottlieb Klopſtock. §. 29 bis 39.
Der unter der Benennung „die Sächſiſche Schule“ bekannte Dichterverein. Karl Chriſtian Gärtner. §. 40.
Nicolaus Dietrich. Giſeke. §. 41.
Johann Elias Schlegel. §. 42.
Chriſtian Fürchtegott Gellert. §. 43 bis 45.
Abraham Gotthelf Käſtner. §. 46.
Joh. Adolf Schlegel. §. 47. 48.
Andreas Cramer. §. 49.
Gottlieb Wilhelm Rabener. §. 50. 51.
J. F. W. Zachariä. §. 52.
Friedrich von Cronegk. §. 53 bis 55.
Ch. Felix Weiße. §. 56. 57.
Johann Chriſtoph Roſt. §. 58.

Johann Arnold Ebert. §. 59.
Ueber das Verhältniß der Dichter dieſes Vereins unter einander. §. 60.
Wirkungen von Eberts Ueberſetzung der Youngſchen Nachtgedanken. Stunden der Einſamkeit. Scherze der lyriſchen Muſe. Mein Vergnügen in Zürich. Betrübte Nachtgedanken. v. Cronegk. §. 61. 62.
Karl Caſimir von Creuz. §. 63. 64.
Neue Richtung des poetiſchen Strebens. Chriſtoph Martin Wieland. §. 65 bis 69.
J. W. L. Gleim. §. 70. 71.
Ewald Chriſtian von Kleiſt. §. 72. 73.
Karl Wilhelm Ramler. §. 74. 75.
Gotthold Ephraim Leſſing. §. 76 bis 84.
Johann Peter Uz. §. 85.
Magnus Gottfried Lichtwer. §. 86.
Salomon Geßner. §. 87.
Anna Louiſe Karſchin. §. 88.
Hans Wilhelm v. Gerſtenberg. §. 89. 90.
Johann Chriſt. Krüger. J. W. v. Brawe. Chriſtlob Mylius. §. 91.
Joh. Friedr. Löwen. §. 92.
Romanus. §. 93.
Joh. Ludw. Huber. Joh. Ph. Lorenz Withof. Johanna Charlotte Unzer. §. 94.
Joh. Jak. Duſch. §. 95.
Anſichten der Zeit. §. 96.
Joh. Georg Sulzer. §. 97.
Moſes Mendelsſohn. §. 98.
Friedrich Nicolai. §. 99. 100.
Joh. Georg Hamann. §. 101 bis 104.
Thomas Abbt. §. 105.
C. C. L. Hirſchfeld. §. 106.
Joh. Georg Zimmermann. §. 107.
Chriſtian Adolf Klotz. §. 108 bis 110.
Joh. Georg Jacobi. §. 111. 112.
Joh. Gottfried v. Herder. §. 113 bis 121.
Joh. Winkelmann. §. 122.
Joh. Caſpar Lavater. §. 123.
Joh. Nicolaus Götz. §. 124.
Karl Friedr. Kretſchmann. §. 125.
Joh. Gottl. Willamov. §. 126.
Michael Denis. Verhältniß der äſthetiſchen Beſtrebungen des katholiſchen Deutſchlands zu denen des proteſtantiſchen. §. 127. 128.
Karl Maſtalier. §. 129.
Stephanie der jüngere. §. 130.
J. von Sonnenfels. §. 131.
Lorenz v. Haſchka. §. 132.

Sechstes Buch.

Zur Charakteriſtik des in Göttingen geſtifteten neuen Dichtervereins. §. 1. 2.
Gottfried Auguſt Bürger. §. 3 bis 6.

Chriſtian Boje. §. 7.
Ludw. Heinr. Chriſtoph Hölty. §. 8.
Joh. Martin Miller. Ueber die Empfindſamkeits-Periode. §. 9 bis 11.
Die Brüder Chriſtian und Friedrich Leopold, Grafen zu Stolberg §. 12.
Friedrich Wilhelm Gotter. §. 13.
Johann Heinrich Voß. §. 14 bis 17.
Johann Wolfgang v. Goethe. §. 18 bis 52.
Proſa. Friedrich von Moſer. Schlözer. Gatterer. §. 53.
F. W. Jeruſalem. J. J. Spalding. §. 54.
Juſtus Möſer. §. 55.
Matthias Claudius. §. 56. 57.
Heinrich Jung (Stilling). §. 58 bis 61.
G. Ch. Lichtenberg. §. 62 bis 64.
J. A. Eberhard. §. 65.
Chriſtian Garve. §. 66.
J. J. Engel. §. 67.
Moriz Auguſt von Thümmel. §. 68.
Theodor Gottlieb von Hippel. §. 69.
Gottlieb Conrad Pfeffel. §. 70.
J. M. R. Lenz. §. 71.
... Wagner. §. 72.
Friedrich Müller (der Maler). §. 73 bis 76.
Johann Anton Leiſewitz. §. 77.
Friedr. Max. v. Klinger. §. 78. 79.
Otto Heinrich v. Gemmingen. §. 80. 81.
Johann Chriſtian Brandes. §. 82.
F. M. Babo. §. 83. 84.
Johann Timotheus Hermes. §. 85.
Johann Gottwerth Müller. §. 86.
Johann Karl Wezel. §. 87.
J. K. A. Muſäus. §. 88.
Wilhelm Heinſe. §. 89.
Verirrungen in der Anſicht vom Roman. Friedrich Schulz. §. 90.
L. F. G. von Göckingk. §. 91.
Sophie von Laroche. §. 92.
Johann Benjamin Michaelis. §. 93.
Chr. Fr. D. Schubart. §. 94.
Johann Joachim Eſchenburg. §. 95.
Friedrich Ludwig Schröder. §. 96. 97.
Friedrich von Schiller. §. 98 bis 110.
Chriſtoph Auguſt Tiedge. §. 111. 112.
Friedrich von Matthiſſon. §. 113.
J. G. von Salis. §. 114.
V. W. Neubeck. §. 115.
F. A. Müller. §. 116 bis 118.
J. B. von Alxinger. §. 119.
L. Th. Koſegarten. §. 120 bis 22.
K. H. Heydenreich. §. 123.
J. G. Schloſſer. §. 124.
Johannes Müller. §. 125.
Georg Forſter. §. 126. 127.

K. Ph. Moritz. §. 128.
Adolf v. Knigge. §. 129.
Anton Wall. §. 130.
Friedrich Heinrich Jacobi. §. 131 bis 133.
Jean Paul Friedrich Richter. §. 134. 135.
H. P. Sturz. §. 136.
L. H. von Nicolay. §. 137.
Aloys Blumauer. §. 138.
J. Ch. F. Haug. §. 139.
Klamer Schmidt. §. 140.
J. Ch. Blum. F. X. Bronner. Overbeck. F. Gedike. §. 141.
A. F. E. Langbein. J. D. Falk. §. 142.
C. G. v. Brinkmann. F. W. Schmidt. §. 143.
Benedikte Naubert. §. 144.
Starke. §. 145.
H. G. Demme. §. 146.
J. P. Hebel. §. 147.
K. G. Cramer. §. 148.
Ch. H. Spieß. §. 149.
A. Lafontaine. §. 150.
Veit Weber (Leonhard Wächter). A. G. Meißner. Ignaz Feßler.
Heinrich Zschokke. Grosse. §. 151.
F. W. Großmann. §. 152.
K. M. Ziegler. §. 153.
J. F. Jünger. §. 154.
L. F. Huber. §. 155.
C. F. Bretzner. §. 156.
Emanuel Schikaneder. (Bemerkungen über die Zauberflöte. Hinsicht auf Figaro.) §. 157 bis 159.
A. W. Iffland. §. 160. 161.
August von Kotzebue. §. 162 bis 164.
Schlußbemerkung. Beziehung auf die „Umrisse“. Johanne Schopenhauer, die Verf. von Juliens Briefen, Lina Reinhardt. — von Auffenberg, Willibald Alexis, Castelli, von Eichendorff, Jakobs, Grauer, Heine, Hitzig, Immermann, Kerner, W. Müller, Raupach, Roos, Trinius, van der Velde. Erinnerung an die einfachsten Sprüche von Luther und Goethe. §. 165.

Fünftes Buch.

§. 1.

Das Jahr 1740, in welchem Friedrich der Große den Thron beſtieg, iſt für das ganze gebildete Europa als der Anfang einer neuen Periode anzunehmen, der wir uns durch folgende einfache Betrachtungen nähern wollen. — Was der große Kurfürſt mit beſonnener Kraft, gehaltener Mäßigung, und im Vertrauen auf das belebende Princip des reinen Proteſtantismus gegründet, was Friedrich der Erſte mit Glanz umgeben und Friedrich Wilhelm I. innerlich befeſtigt hatte, ſollte durch ihn zu einem neuen, regern und erweiterten Leben geſteigert werden. Deutſchland war jetzt durch einen langen, nur auf kurze Zeit unterbrochenen Frieden dergeſtalt geſtärkt und beruhigt, aber theilweiſe auch ſo ſehr dem Schlafe nahe gebracht worden, daß die Erſcheinung einer kühnen Flamme durchaus erforderlich war, um die unterdrückte Kraft des Jahrhunderts von neuem zu wecken.

Zwar mußte man beklagen, daß die beiden erſten Schleſiſchen Kriege hindurch faſt immer nur Brüder gegen Brüder kämpften; aber der Edelmuth, mit dem ſie ſtritten, verſöhnte das Gefühl, und daß ſie es durften, ohne durch bedeutende Einmiſchung von Fremden gehemmt zu werden, war ſchon ein erfreuliches Zeichen, wie man im Auslande die neu erwachende Kraft des deutſchen Volks anzuerkennen, zu ſchätzen und zu fürchten [illegible] — Wie würde Ludwig der Vierzehnte einen ſolchen Kampf für ſeine Plane benutzt haben; wie wenig aber geſchah jetzt von Seiten Frankreichs für ähnliche Zwecke, und dies wenige wie bald und wie leicht wurde es von Friedrich beſeitigt! — Der ſiebenjährige Krieg erhöhete vollends die Meinung und den edlen Stolz der Deutſchen. Der Styl, in dem er geführt wurde, war bald ſo erhaben und großartig, und dabei ſo ſchlicht, treuherzig, mitunter ſogar humoriſtiſch und ironiſch, daß die Gemüther alle ſich dadurch angeregt fühlten.

§. 2.

Bald kam es dahin, daß man den ganzen Kampf nicht mehr als Bürgerkrieg betrachtete, ſondern daß man gleichſam zwei edle Brüder in einem edlen Zweikampf erblickte, der wunderbarerweiſe nur unternommen ſchien, um ſich ſpäterhin deſto mehr zu achten. Es entwickelten ſich Charaktere und Verhältniſſe, die, in ſich ſelbſt bedeutſam und poetiſch, auch die Anſichten der Zeitgenoſſen erweitern mußten. Manche alte Formen, die man ehedem theils geachtet, theils bewundert, und an welche eine lange Gewohnheit uns geknüpft hatte, ſtürzten jetzt zum größten Bedauern gar mancher Zeitgenoſſen ein; da ſie aber ſtürzen konnten, ſo zeigten ſie ſchon dadurch, daß ſie innerlich wirklich veraltet und gelähmt waren, und die ſchmerzlichere Theilnahme mußte durch dieſen ſich aufdringenden Gedanken gemindert werden. — Eine neue Zeit wollte ſich Bahn brechen, man fühlte das, und lebte im Zuſtande der Erregung und Erwartung.

Für das deutſche Volk, das ſtets den guten Willen hat, ſich geiſtig und gemüthlich zu bilden, war ein ſolcher Zuſtand günſtig; läſtig aber für die, welche bereits —

was der Menſch nie darf — ihre Bildung abgeſchloſſen hatten. — Auf dieſem Standpunkte finden wir die beiden Männer, welche als Führer von zwei poetiſch-kritiſchen Schulen, bereits am Schluſſe des zweiten Theils dieſes Werks geſchildert worden ſind. Jener ſo eben bezeichneten bedeutenden und bewegten Zeit gegenüber, nehmen ſie ſich freilich doppelt ärmlich aus, doch ſind ſie leider als Schattenwerfende Schatten für die Culturgeſchichte nur zu wichtig, und wenn uns heute der Contraſt faſt ſchreiend lächerlich dünkt, ſo war dies mit nichten bei den Zeitgenoſſen der Fall.

§. 3.

Gottſched, der ſein ganzes Leben der Poeſie und Beredſamkeit gewidmet hatte, ohne auch nur ein einzigesmal zu einer leiſen Ahnung von dem Weſen derſelben zu gelangen, trug nur Sorge, daß das Fachwerk, worein für ihn die Poeſie zerfiel, nach Möglichkeit gefüllt werde. Lyriſche, idylliſche und elegiſche Gedichte aller Art, Sonette und Epigramme hatten die Deutſchen in großer Anzahl, das erkannte er gern an, und rühmte es nach Kräften; doch mit Ausnahme der Sonette, die dem unkünſtleriſchen Manne ſchon viel zu künſtlich erſchienen. Aber wie manches fehlte noch, wie manches Fachwerk war leer oder gefüllt auf eine Weiſe, die der nüchtern gequälte, correkte Mann nicht liebte! Er wußte am beſten, welch ein zahlloſes Heer von Tragödien und Comödien die früheren Deutſchen aufzuzeigen hatten; und er war gutmüthig genug, die Titel derſelben zu ſammeln. Als Vaterlandsfreund und Literarhiſtoriker war ihm jene Menge mit Recht ſehr wichtig, und er benutzte ſie, um manchen thörichten Tadel der Unkenntniß zurückzuweiſen; leider aber war ſeine eigene Anſicht von jenen dramatiſchen Werken eine gänzlich irrige. Er hätte die beſſeren alten Poſſen, Luſtſpiele und Tragödien der Deutſchen in ihrem Kern unterſuchen ſollen, und er würde dann an das Reſultat dieſer Forſchung die Schöpfung eines neuen Lebens unſerer Bühne geknüpft haben. Das aber vermochte der beſchränkte und befangene Mann nicht, er verwarf die ganze alte deutſche Bühne als roh und regelwidrig, und obwohl ſonſt der größte Franzoſenfeind, und in ſteter Oppoſition gegen einzelne von ihren hochmüthigen geiſtigen Anmaßungen, wußte er dennoch — ſeltſam genug — keinen andern Rath, als ſeine lieben Deutſchen bei ihnen in die Schule zu ſchicken.

§. 4.

Er erließ endlich die Aufforderung an ſämmtliche Schüler, ſie ſollten in möglichſter Schnelligkeit Luſtſpiele verfertigen; was aber auf dieſe Aufforderung an Originalen erſchien, war höchſt ſpärlich und faſt mitleidswürdig mangelhaft. — Wir gedenken hiebei als Beleg: des Nachſpiels „die Auſtern, von Quiſtorp,“ über welches man billig erſchrecken darf, denn ſelbſt die ſchlechteſten Stücke der deutſchen Bühne des 16ten und 17ten Jahrhunderts erſcheinen faſt geiſtreich und witzig im Vergleich mit demſelben; ein wenig beſſer iſt „der Hypochondriſt“ von demſelben Verfaſſer, „die Haus-Mamſell“ von der Gottſchedin u. ſ. w.; aber ſie hätten nicht bloß ein wenig, ſondern viel beſſer ſein können als ſie ſind, und würden doch nicht im Stande ſein, nur den erſten Grund zu einer neuen deutſchen Bühne zu legen. So mußte man denn — überſetzen, und es fragt ſich nun, wozu man in dieſen Nöthen griff.

Die ſpaniſche Literatur war faſt ganz unbekannt, die engliſche in Hinſicht der Dramen der beſſeren Zeit gänzlich verrufen, und Shakſpear galt als der Vater alles Unheils, die italieniſche Bühne ward in ihren ſchöneren Beziehungen faſt nicht minder überſehen, und ſo blieb abermals nichts weiter übrig als die franzöſiſche. Wohl hätte uns hier Moliere helfen können, allein leider zeigten ſich dabei manche ungünſtige Umſtände, denn das einſeitige Urtheil Boileaus trat dazwiſchen. Ihm hatten die freieren Luſtſpiele und reichen Poſſen des trefflichen Dichters nur theilweiſe gefallen, ja es gab unter den letzteren manche, die er ganz verwarf. So verwies denn auch die Schule faſt nur an Moliere's ernſte Charaktergemälde, die dem tieferen deutſchen Sinne noch gar manches zu wünſchen übrig laſſen, und auf Poeſie im höchſten Sinne des Worts nicht Anſpruch machen dürfen.

Am meiſten aber ward Deſtouches in Anſpruch genommen. Man überſetzte ihn am liebſten, weil er oft nüchtern genug iſt, und ſeine ſehr mäßige Scherzhaftigkeit, von ſpärlicher Phantaſie getragen, den bequemſten Weg zu den Gemüthern findet die am zahlreichſten vorhanden ſind. Ganz beſonders zündete ſein „poetiſcher Dorfjunker,“ ein höchſt mittelmäßiges Produkt, deſſen erträglichere Einzelnheiten ſelbſt nur ein nationelles Intereſſe haben können, da der Hauptcharakter wenigſtens im Jahre 1740 in Deutſchland durchaus nicht heimiſch war. Was Verſtand und Gefühl in Deſtouches wirklich Gutes hervor gebracht haben, blieb der deutſchen Bühne fremd.

§. 5.

Außer dieſen und ähnlichen ſogenannten Claſſikern, galten aber auch faſt alle franzöſiſche Luſtſpieldichter für überſetzenswerth, ſobald ſie nur die drei ſogenannten Einheiten beobachtet hatten, und ihre etwanige Unſittlichkeit leidlich zu verhüllen gewußt hatten.

Was aber vollends alle dieſe Beſtrebungen der Schule in Beziehung auf das Drama unleidlich macht, iſt der Mangel an Ueberſetzertalent, der ſich überall kund gab, denn ſelbſt die Gottſchedin erſcheint in ihren Uebertragungen höchſt mangelhaft, der Dialog wird unter ihren Händen ſtarr und ungelenk, das ernſte Gefühl wäſſrig weitſchweifig predigend, und der Witz verliert ſeine Schärfe, indem jedes im Original durch Flüchtigkeit und Spitze gefallende Bonmot zu einer breiten Fläche verarbeitet wird.

Im Trauerſpiel ging es der Schule nicht beſſer. Zwar ſagte ein dunkles Gerücht, Gottſcheds Cato ſei ein unübertreffbares Meiſterſtück, und faſt zwei Jahrzehnte lang hatte ſich das deutſche Publikum, das ſich mitunter ſeltſame Dinge einreden läßt, dieſes unſäglich langweilige Produkt gefallen laſſen; aber es bedurfte nur Eines nicht ganz ſtumpfen Blickes, um deſſen charakterloſe Nüchternheit zu erkennen. Was der Meiſter ſpäterhin in Tragödien lieferte, war nicht ſchlechter, vielleicht ſogar ein klein wenig beſſer; gab aber immer ein vollgültiges Zeugniß von der bleiſchweren Unbeholfenheit des Verfaſſers, (z. B. Agis und die Pariſer Bluthochzeit). Ganz in dieſem Ungeiſt waren die Original-Trauerſpiele Darius von Pitſchel, Aurelius von Quiſtorp, Baniſe von Grimm, doch gerade dieſe gequälte Correktheit und ideenloſe Zahmheit ward dem Publikum als beſondere Schönheit zu bewundern angemuthet. Indeſſen waren ſolcher Tragödien immer noch viel zu wenig, um ſelbſt nur Eine Leipziger Meſſe hindurch hinreichend wechſeln zu können, und ſo blieb abermals der Haupttroſt auf Ueberſetzungen beruhen. Doch welch ein Troſt, und welche Ueberſetzungen! Alle Nationen galten für uncorrekt; nur die Franzoſen nicht; doch hatte die brittiſche Inſel ſich einer einzigen Ausnahme, Addiſons, zu erfreuen. Von dem nahm man den Cato an, von Corneille den Cid, die Horazier u. ſ. w., von Racine die Iphigenia, von Voltaire Zaire und Alzire u. ſ. w. — Hier hätte ſich nun allerdings trotz des großen Irrthums, auf welchem alle dieſe Tragödien ruhen, dennoch viel lernen laſſen; aber die unſägliche Geſchweiftheit und matte Farbloſigkeit in den Ueberſetzungen ſelbſt verderbte alles. (Vergl. Gottſcheds deutſche Schaubühne und die ausführliche Charakteriſtik derſelben in der ſchönen Literatur Deutſchlands während des achtzehnten Jahrhunderts, Th. II. S. 45 bis 56.)

§. 6.

Vergeblich hatte ſich bisher Gottſched nach einem Schüler umgeſehen, der ſeine große Sehnſucht nach einem deutſchen Heldengedichte befriedigen könnte. Was er in der altdeutſchen Literatur in dieſer Beziehung vorfand, wollte ihm nicht zuſagen. Der Theuerdank, dem er ſonſt gern die Nüchternheit in der Ausführung vergeben hätte, verſtieß doch gar zu ſehr gegen die aus dem (misverſtandnen) Ariſtoteles und Horaz hergenommenen Regeln, und noch viel weniger konnte er ſich mit dem Habsburgiſchen Ottobert vertragen, der, als verſificirter ſeltſam phantaſtiſcher Roman, auch in ſeinen einzelnen leidlich gelungenen Parthien ihm höchſt misfiel, weil er überhaupt der Phantaſie nicht wohlwollte. Hätte er nur weiter zurückgehen wollen, ſo würde er die Niebelungen gefunden haben, jenes wahrhaft große, höchſt bedeutende und des tiefſten Studiums werthe Gedicht, aber er wollte es nicht kennen, denn ſein Feind Bodmer hatte es, freilich auf eine ſehr unzweckmäßige Weiſe, gerühmt, und dies war genug für ihn um es nicht zu lieben. Auch in dieſer Hinſicht wurde der Streit von beiden ſogenannten äſthetiſchen Sekten auf eine höchſt unwürdige Weiſe geführt, indem was bei einer derſelben Gegenſtand der Liebe ward, bei der andern gewöhnlich unbeſehen als tadelnswerth oder unbedeutend ausgerufen wurde. Nun war Klopſtock mit den erſten und trefflichſten Geſängen ſeines Meſſias aufgetreten (1748), und hatte mit wunderbar ſchneller Kraft alles, was in Deutſchland Phantaſie und Gemüth beſaß, zur Bewunderung und Freude aufgeregt. Deſto mehr zürnte G., denn um den Meſſias zu bewundern, mußte man vorher das ganze Capitel „von Heldengedichten“ in ſeiner kritiſchen Dichtkunſt rein vergeſſen haben. Anfangs wählte er die gewöhnliche Taktik des Ignorirens; da aber die nicht ausreichte, ſo mußte er ſich nach einem Manne umſehen, den er dem jungen Meſſias-Dichter entgegenſtellen konnte. Ein ſolcher fand ſich in dem Freiherrn Chriſtoph Otto von Schönaich, geb. 1725, geſt. 1807.

§. 7.

Er ſtammte aus einer uralten Lauſitziſchen Familie, in der ſogar nahe fürſtliche Verwandten glänzten, zeigte gute Kenntniſſe in alten und neuen Sprachen, und ſchrieb ein Deutſch, das durch die Gottſchediſche Grammatik zu leidlich reinem Waſſer abgeklärt worden war. Ein ſolcher Mann konnte als ein wahrer Glanzpoet gebraucht werden, und er ließ ſich auch ganz gern bereden, die gehörigen Strahlen zu werfen. Die Sache war ſo ſchwierig nicht, der deutſche Held Herrmann ließ ſich finden, der Vater Siegmar, die tugendhafte Prinzeſſin Thusnelda, der ſchlimm geſinnte Schwiegervater Segeſt u. ſ. w., verſtatteten gleichfalls bequemen Zugang. Die Schlacht ſelbſt konnte mehrere Geſänge füllen, Herrmanns Reiſe zu Marbod, ein böſer Miniſter, eine allzuzärtliche, in Liebe und ſpäterhin in Blut hinſchmelzende Tochter deſſelben, dazu die übel ankommenden unſittlichen Römer, der hochmüthige, zuletzt prachtvoll verzweifelnde und ſich ſelbſt mordende Varus, — wenn das ordentlich in Geſänge abgetheilt und in langen achtfüßigen Trochäen beſungen wurde: die Welt mußte ſtaunen, auch wenn ſie ſich ſonſt nicht leicht auf das Staunen eingelaſſen hätte. Da aber die Menſchen, und auch der leſende Theil derſelben, mitunter etwas wunderlich ſind, ſo ſchrieb der Meiſter zu dem Werke ſeines Schülers eine Vorrede, in der er ſeine bereits gegebenen Anſichten von dem Heldengedicht etwa zum zwanzigſtenmale wiederholte, den Schönaichiſchen Arminius damit verglich, alles wie die Rechnung eines pflichttreuen Amtsverwalters richtig und zuſammenſtimmend anerkannte, und deshalb das Gebot ergehen ließ, ſich zur gehörigen Bewunderung anzuſchicken. Er fand aber das alte gefällige Deutſchland nicht mehr, und obwohl das Buch in noch nicht zwei Jahren völlig vergriffen war, ſo durfte man doch die Berühmtheit, welche es erlangt hatte, keinesweges eine günſtige nennen. Ernſte und bittere Kritiken, ernſte und epigrammatiſche, auch wohl bloße Schelt-Gedichte erſchienen von vielen Seiten, denn das Epos fiel wirklich auf als nüchtern und dürftig. In der That iſt es voll von einer gewiſſen unergötzlichen, falſchen Vornehmheit und Aufklärung. Es iſt ohne alles Feuer und gleichſam auf der Schnitz- und Hobelbank verfertigt. An Charakteren fehlt es ganz, was um ſo ſchlimmer wirkt, da überall die Abſicht vorleuchtet, dergleichen zu geben, ſtatt deſſen finden wir überall das trockne Hinſtellen allgemeiner und farbloſer Begriffe, wie Tugend, Laſter, Tapferkeit, Zorn, Zärtlichkeit u. ſ. w., von Leidenſchaft, wahrem Gefühl und individueller Aeußerung deſſelben iſt nirgends eine Spur, und es kann z. B. der alte Siegmar in der affectuoſeſten

Hinneigung zu ſeinem Sohne nichts weiter aufbringen, als: „Herrmann haſt Du Tugend?“ u. ſ. w. Dieſes ewige unſäglich ermüdende bloße *Nennen* und Bereden der allgemeinſten Begriffe, ſtatt der Charakteriſtik und der poetiſchen Darſtellung und Bildnerei ſelbſt, iſt eines der Grundübel *beider* Schulen, das unverkennbare Zeichen des in vager Pſeudo-Rhetorik ſich herumtreibenden Nichtdichters; leider aber werden wir auch bei manchen nicht zur Schule gehörenden Autoren der ſpätern Zeit und der Gegenwart jenes Grundübel antreffen.

§. 8.

Gottſched war indeſſen weit entfernt ſeinen Lieblingsſchüler aufzugeben, ſondern gleichſam als ſei gar nichts übles vorgefallen, und als habe er die gerechteſte Sache, veranſtaltete er eine feierliche Krönung des Dichters, wobei er nur zu bedauern ſchien, daß das Capitolium ſich nicht ſogleich nach Leipzig verſetzen ließ. *Schönaich* war nicht gegenwärtig, ſondern empfing nur durch einen ſtellvertretenden Freund den poetiſchen Lorber; in feuertrunkenen Gedichten zeigt er indeſſen ſeine dankbare Freude, und wurde ſeitdem nicht ſelten in öffentlichen Schriften der „belorberte Baron“ genannt. Der Meiſter ſelbſt übergab bei dieſer Gelegenheit dem Publikum, das nicht recht wußte, wie es die Sache zu nehmen habe, eine Diſſertation in etwas unbehülflichem Latein, worin er von poetiſchen Krönungen handelte. Das einzige was dabei mit einigem Lobe anzuerkennen, iſt der gute Wille, ſo wie überhaupt der Umſtand, daß Deutſchland, des öffentlichen Lebens faſt ganz ermangelnd, nicht ſelten bedarf geweckt zu werden; nur freilich auf eine beſſere Weiſe als hier veranſtaltet ward. Wirklich ſchlug auch die ganze Sache zum höchſten Leidweſen des Krönenden und Gekrönten aus; und wohl nur ſelten ſind zwei Dichter unter eine ſolche Trauſe von guten, mittelmäßigen und ſchlechten Spottgedichten und Spottreden gerathen, als jetzt der Leipziger Dictator und ſein Schüler. Aber das Lachen der Gegner ging in den höchſten Unwillen über, als Schönaich jetzt auch noch mit einer ſatyriſchen Schrift gegen die ganze Tendenz der neueren Poeten, (guter und ſchlechter) auftrat. Es war die ganze Aeſthetik in einer Nuß, oder das neologiſche Wörterbuch (1754 ohne Druckortsangabe) *), in welchem er manche Verirrungen der Phantaſierei gezwungen-ſcherzend angriff, leider aber auch jeden höhern Aufſchwung des Gemüths und der Phantaſie mit völlig gehaltloſem Spott zu bekämpfen ſuchte. Jetzt war es mit ſeinem Ruf als Dichter gänzlich vorbei, ein zweites ſogenanntes Heldengedicht „die gedämpften Hunnen," einige Trauerſpiele und die Sammlung ſeiner Gedichte fanden faſt gar keine Leſer mehr, und ſind heut zu Tage kaum mehr aufzutreiben. Seit der Mitte der ſechsziger Jahre war S. zum Schweigen verurtheilt, und es kam bald dahin, daß man ihn für todt hielt. Das war aber keinesweges der Fall, denn er erreichte im täuſchenden Bewußtſein verkannter literariſcher Unſchuld und Poeſie ein Alter von 82 Jahren, noch immer in ſeinem **Herrmann** lebend, von dem er zu eigner Ergötzlichkeit eine Prachtausgabe veranſtaltet hatte. Die Nachricht von ſeinem Tode erregte ein ſeltenes Erſtaunen der Deutſchen, die ſeine Exiſtenz faſt nur noch wie eine Sage aus der graueſten Vorzeit betrachteten. Was man mit jener Nachricht zugleich erfuhr (Morgenblatt 1807), mußte jedoch theils erbauen, theils zur bedauernden Theilnahme ſtimmen. E's moraliſcher Charakter iſt nicht blos unbeſcholten, ſondern ausgezeichnet, indem er nicht nur große, ſondern auch die zarteſten und dauerndſten Schmerzen mit würdiger Standhaftigkeit ertrug, bis er ſchon im Greiſenalter, zu einer gewiſſen Freiheit der äußern Exiſtenz gelangte.

---

*) Selbſt auf dem Titelblatt dieſes vor mir liegenden Buchs iſt der bekannte leere Spaß: „ſehr affiſch" ſtatt „ſeraphiſch."

§. 9.

Ueber einige andere zu ihrer Zeit nicht unberühmte Anhänger der Leipziger Schule möge hier nur Folgendes erwähnt werden. Wilhelm Daniel Triller, ein ſtattlicher ehrenfeſter Mann, tüchtiger Philolog und Arzt, verwechſelte leider eine recht löbliche Liebe zur Poeſie mit dem Talent dazu, und dichtete ſo ziemlich während ſeines ganzen Lebens hindurch, wie man ſich etwa das Tabakrauchen angewöhnt und es nachher nicht wohl laſſen kann. Er ſchrieb Fabeln, Erzählungen, polemiſche Vorreden, gab die Opitziſchen Gedichte in vier Bänden heraus, nahm ſich aber in ſeiner Unſchuld die Freiheit, unter wiederholten Verſicherungen der größten Ehrerbietung und mit der ausgezeichnetſten Höflichkeit gegen den poetiſchen Altmeiſter, die Verſe deſſelben häufig zu verändern. Er feierte ferner das Andenken ſeines wackern Vorfahren des Köhlers Triller, welcher bekanntlich die durch Kunz von Kaufungen geraubten Sächſiſchen Prinzen rettete, in einer langen gereimten Erzählung, die gut gemeint und mit einigen nicht zu verſchmähenden hiſtoriſchen Notizen belegt, aber für den trefflichen ſchwarzbraunen Helden, den ſie beſingen will, lange nicht gut genug iſt. Er endete ſeine literariſche Laufbahn als ein achtzigjähriger Greis, mit einer nicht ſehr bekannt gewordenen gereimten Diätetik, die ſich wenigſtens an ihm bewährt hatte. Die beſte Kunſt das Leben zu verlängern war bei ihm ohne Zweifel die Liebe zur Poeſie ſelbſt, und ſelbſt der bloße redliche Wille ohne Erfolg hatte ihn doch durch ein blüthenvolleres Leben geführt, als ſo vielen andern zu Theil wird.

§. 10.

Demüthiger und nicht ſo glücklich ſieht der Magiſter Joh. Joachim Schwabe in dieſem Kreiſe. Selbſt zu reimen ward ihm ſauer, darum gab er gern die Reime Anderer, z. B. Gottſched's ſelbſt, heraus, die er mit einer überaus gelehrten geſchmacklos witzelnden Vorrede verſah. Beſſern Erfolg ſah er in den erſten Jahren bei der Veranſtaltung der „Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes," zu denen er von einigen guten, aber auch von manchen ſehr beſchränkten Köpfen, Beiträge erhielt. Man überſah die letzteren, freute ſich der erſten, und lobte den Herausgeber, daß er den Druck beſorgt habe, wobei denn doch ſein Name genannt wurde. Da er indeſſen in der Folgezeit immer mehr Aufſätze ſelbſt zu geben ſich herausnahm, ſo wurden die beſſeren Mitarbeiter, Käſtner, Gellert, Rabner u. ſ. w., ſeiner überdrüßig, und vereinigten ſich deshalb zu einer andern Zeitſchrift, die, beſonders von Gärtner geleitet, unter dem Namen der Bremiſchen Beiträge bekannt geworden iſt. In ſpäteren Zeiten nahm Schwabe, wie es ſcheint, ſich die ſteten Anfeindungen der Gegenparthei ſehr zu Herzen, die ganze Gegenwart war ihm unverſtändlich und unangenehm, und er beſchäftigte ſich größtentheils mit einer Sammlung von ſämmtlichen deutſchen Romanen des 17ten Jahrhunderts, über die bereits oben geſprochen worden. (Th. II.) Er hätte dadurch einem wichtigen Theile der Literargeſchichte Nutzen bringen können, doch iſt ſeine hinterlaſſene Bibliothek zerſtreut worden.

Schwabe konnte als Sprachkenner ausgezeichnet genannt werden; aber ein trauriges Gelüſt, bei ſehr beſchränkten Geiſteskräften auch als ſchöner Geiſt gelten zu wollen, raubte ihm alle Sicherheit im Leben und Wirken, und machte es zu einem faſt ununterbrochenen Irrthum.

Rüſtiger und ſorgloſer zeigte ſich der Schleſier **Stoppe**, an welchem als Fabelnerzähler ein wenig Erfindungskraft wahrzunehmen iſt; doch gehört freilich ſehr viel Ueberwindung dazu, um irgend etwas Gutes bei ihm anzuerkennen, da ſeine Darſtellungsweiſe faſt immer platt und manche ſeiner Aeußerungen wahrhaft gemein ſind, weshalb wir ihn auch ſchnell verlaſſen wollen.

§. 11.

Nicht minder übel ſtand es mit den eigentlichen Schülern der Schweizeriſchen Aeſthetiker, obwohl ſie ſich meiſtens viel ſtolzer gebehrdeten.

Samuel Gotthold **Lange**, ein Sohn des bekannten Grammatikers und Polemikers Joachim, hatte durch einige reimloſe Oden und noch mehr durch ſein Widerſtreben gegen die Gottſchediſche Kritik, ſo wie durch beſondere Demuth auf der einen und Stolz auf der andern Seite **Bodmers** Beifall erhalten, der deshalb auch **Lange's** und ſeines Freundes **Pyra** Gedichte, unter der Aufſchrift „Thyrſis und Damons freundſchaftliche Lieder“ herausgab (1745, zweite Auflage 49.) Sie ſind meiſtens trocken und höchlich ideenarm, und ob ſie gleich gegen die Leipziger Schule gerichtet ſind, ſo theilen ſie doch mit ihr manche Gebrechen. So werden z. B. auch hier die Empfindungen faſt nur genannt, oder etwa wie mit einem in Waſſerfarbe getauchten Flederwiſch breit hingeſtrichen. Von der eigentlichen Darſtellung iſt kaum eine Spur zu finden, oder, wenn ja einmal, auf eine ſehr unmelodiſche Weiſe. Mit guten Reimen verſehen, würden Langens Gedichte zwar immer mittelmäßig bleiben, doch ohne Reim wie ſie jetzt ſind und ſtolz thun, erregen ſie durch ſpröde Starrheit Widerwillen. Das ſchlimmſte war indeſſen ſeine Ueberſetzung der Horaziſchen Oden, deren gänzliche Erbärmlichkeit Leſſings Zorn dergeſtalt reizte, daß er ſie mit einem Schlage vernichtete. Die Sache war ſchreiend; dennoch gelang es Langen, ſich in einer Art von halbem und mittelmäßigem Anſehn zu erhalten, da er mit einigen theils rechtmäßig, theils unrechtmäßig berühmten Schriftſtellern eng verbunden briefwechſelte, und dieſe Correſpondenz ſpäterhin (1769 und 70) als ſchützenden Schild herausgab

§. 12.

Ein wenig beſſer ſteht es mit ſeinem Freunde Jacob Emanuel Pyra (geſtorben als Conrector zu Berlin 1744). Er brachte ſein kurzes Leben in den ungünſtigſten Verhältniſſen zu, lebte in ſteter drückender Dürftigkeit, und verſagte ſich alles, um ſeiner Mutter und andern Verwandten zu helfen. Einem ſolchen Manne kann es nie an reinem Feuer und Gefühl fehlen, und es iſt deshalb zu beklagen, daß das Darſtellungstalent ihm gänzlich fehlte, und daß falſche Theorien auch ihn einengten. Wenigſtens betrog ihn der Gedanke, daß die bloße oft nur halbe Einſicht von dem Irrigen ſchon die Wahrheit ſelbſt mitbringe. Ein Mann wie er, von dem erwieſen iſt, daß er, was wir mit dem dürreſten Worte „Hunger“ nennen, niemals ſcheuete, um der Poeſie ſich hingeben zu können, iſt in jedem Falle ein kraftreicher Menſch; aber das Talent des Ausdrucks ſolcher Geſinnung war ihm nicht gegeben, obwohl ſich hie und da einige leiſe Spuren davon finden.

In ſeiner Anſicht, daß die Gottſchediſche Schule den Geſchmack verderben, hatte er, wie ſich von ſelbſt verſteht, völlig Recht, als er aber 1743 den Erweis davon liefern wollte, wußte er leider keinen beſſern Geſchmack an deſſen Stelle zu ſetzen. Einige ſeiner noch ſeichteren Gegner behandelten ihn aber ſo hart, daß er, ohnehin ſchon durch drückende Arbeit, Hunger und Kummer geſchwächt, ſich die Erbärmlichkeiten, die er hätte gründlich verachten ſollen, zu Herzen nahm, und ſchon im folgenden Jahre ſtarb. Einige dieſer Gegner gingen in mehr als thieriſcher Nichtswürdigkeit ſo weit, daß ſie ſich laut rühmten, ihn durch ihre Kritiken zu Tode geärgert zu haben, wenigſtens iſt dieſe Behauptung damals nicht ſelten öffentlich ausgeſprochen, und nie widerlegt worden.

§. 13.

Noch unter beiden genannten Poeten ſteht der ehedem gar viel beſprochene und von ſämmtlichen Schulen und Nichtſchulen verſchmähete Naumann, der aber gewiſſermaßen Dank verdient, indem er in ſeinem Heldengedicht Nimrod eine gute Satyre gegen ſämmtliche Patriarchaden, mit denen wir überſchwemmt waren, lieferte. Hier war eine complete nüchterne Raſerei in der Anlage und Ausführung, und wie auch ſpäterhin oftmals noch die Hexameter geknarrt und geſchnarrt haben: Naumann ſteht hier noch immer oben an. Auch ein ſchlimmer Vergleich, etwa mit einem Wagen, der, Eiſenſtäbe führend, über einen Steindamm kreiſcht, iſt noch nicht ganz genügend. Uebrigens denke man ja nicht, daß der Dichter muthwillig genug geweſen ſei, eine Satyre geben zu wollen; die iſt ihm nur ſo gekommen, ganz wider ſeinen Willen, und er hat lediglich ein höchſt erhabenes und zugleich möglichſt rührendes Heldengedicht zu liefern gedacht.

§. 14.

Stand es nun mit der Poeſie der Bodmerſchen und Gottſchediſchen Schüler ſo übel, ſo darf uns nicht wundern, daß es mit der Beredſamkeit derſelben nicht minder traurig beſtellt war.

Die kritiſchen Geländer, Verhacke, Gräben, Schlingen u. ſ. w., welche G. für den künftigen Rhetor aufgeführt und verfertigt hatte, waren ganz geeignet, das Genie zu hemmen, in ſoweit es ſich hemmen läßt. Er ſelbſt ſtellte ſich auf, und galt auch mehrere Decennien, als das vortrefflichſte Muſter; da ihm aber Phantaſie, Gefühl und Feuer gänzlich fehlten, ſo mußte dies alles künſtlich nachgeahmt werden. Zur Künſtlichkeit aber gehört doch wenigſtens ein gewiſſes untergeordnetes Talent, das er gleichfalls nicht beſaß, und ſo blieb nicht viel mehr übrig, als Aufgetriebenheit, Weitſchichtigkeit und durch wohlfeile Phraſen und Ausrufungen aufgeſtutzte — Schläfrigkeit. Dennoch ſteht auch hier Bodmer und ſeine eigentlichen Schüler unter den Leipzigern, theils weil ſie bei ähnlicher Aufgetriebenheit noch verworrener und prätenſionsvoller ſind, theils aber, weil ſie die deutſche Sprache auf die widrigſte Weiſe mißhandeln. Ein ſehr ſeichter, aber reinlicher Bach, iſt wenigſtens nicht ſo unangenehm als ein durch Lehm und Schlamm getrübter.

§. 15.

Suchen wir deshalb nach dem Erfreulichen oder wenigſtens Bedeutenden, das ſich jetzt zu regen und zu zeigen begann, ſo müſſen wir es außerhalb beider Schulen ſuchen. Zwar hat man auch in der Folgezeit noch nach neuen Schulen geſucht und die Namen der alten, gleichſam als wären ſie doch noch fortgegangen, beibehalten. Man hat ferner von einer ſächſiſchen und ſchweizeriſchen, einer märkiſch preußiſchen, öſtreichiſchen u. ſ. w. geſprochen, allein es ſcheint dieſe provinzielle Abſonderung unſtatthaft, theils weil alles was wirklicher Geiſt iſt, ſich nicht in ein ſolches enges Wort einkerkern läßt, theils auch weil wie bekannt, wenn nur erſt das Kreuz gezimmert iſt, ſich leicht die unſittliche Luſt findet, den lebendigen Leib daran zu ſchlagen. Innere Merkmale und Abſonderungen finden ſich in keiner Literatur ſo viele als in unſrer, da bekanntlich in Deutſchland jede wahre Bildung individuell iſt. Aber es giebt auch vielleicht nirgends ſo viel geiſtige Hingebung an den für den Höhern erkannten, als ebenfalls bei uns. Es giebt, um mich des nachdenklichen Ausdrucks zu bedienen, nirgends ſo viel weibliche Genies als bei uns, die ſich als ſolche das höhere männliche Genie zum Führer erwählen. Solcher Führer ſind bei uns Klopſtock, Leſſing, Goethe und einige wenige andere, und nach ſolchen etwa ſollte man, wenn man überhaupt von Schulen reden will, dieſelben benennen; nie aber allein nach den deutſchen Provinzen. Was dieſe an Charakter und Farbe geliehen, ſoll keinesweges geleugnet werden, doch iſt es oft nur hiſtoriſch wichtig; ſonſt aber ſind jene Farben meiſtens durch die Zeit abgeblaßt, oder ſobald ſie unmittelbar auf Poeſie Anſpruch machen wollten, nur als Irrthümer wichtig. Nicht zu beſtreiten, ſondern fröhlich anzuerkennen ſind die großen Vorzüge einzelner deutſcher Provinzen; ſonſt aber ſtehe feſt: Des deutſchen Dichters Vaterland iſt das geſammte Deutſchland.

§. 16.

Der Erſte, dem wir nunmehr in gänzlicher Freiheit von Schulen- und Provinzenenge begegnen, iſt Friedrich von Hagedorn, geb. 1708 zu Hamburg, geſt. daſelbſt 1754.

Wenn wir den einzigen Unglücksfall ausnehmen, daß ſein Vater, ein wackerer, geiſtreicher Mann, ſein anſehnliches Vermögen verlor, ſo wiſſen wir in dem Leben des Dichters auch nicht ein einziges Misgeſchick, wohl aber eine Fülle von günſtigen Erfolgen und Freuden. Vielleicht war es gerade dieſe frühere Vermögensbeſchränktheit, die ſchon den Knaben nachdenklicher machte, und in den Ernſt der Sprachen und Wiſſenſchaften führte, ein Ernſt, der aber nie einſeitig wurde, ſondern meiſtens eine anmuthige Fröhlichkeit zur Begleiterin hatte. Ein ſolches Gemüth will ſich früh ausſprechen, und ſo darf es uns nur mäßig wundern, daß H. bereits in ſeinem zehnten Jahre eines ſeiner naivſten Lieder dichtete, was ſpäterhin nur der Feile bedurfte. Einem ſo glücklichen Naturel konnte es an Freunden kaum fehlen, und wir nennen unter dieſen beſonders Brockes, der das Talent des Knaben und Jünglings begünſtigte. Es iſt dieſer Umſtand für Br. doppelt rühmlich, da er, in poetiſcher Anſicht und Ausführung gänzlich verſchieden, dem höhern und heitern Genie, das ſich niemals auf jene oben erwähnte phyſicotheologiſche Poeſie einließ, dennoch immer freundlich zur Seite ſtand. Schon im Jahre 1729 gab H. eine kleine Sammlung von Gedichten heraus, die bei aller Unreifheit doch ein Talent verriethen, das wenigſtens in einer ſo dürren Zeit als die damalige war, ein Talent genannt zu werden verdient. Späterhin verwarf er dieſe erſte Ausgabe gänzlich, und wandte den größten Theil ſeines Lebens an, jene mit jugendlicher Uebereilung hingegebenen Gedichte durch reifere Produktionen in Vergeſſenheit zu bringen. Sein Leben war in der That ſelbſt Poeſie, und er durfte den Geiſt deſſelben gewiſſermaßen nur abſchreiben, um uns zu geben was er wirklich gab. Ein ihm angenehmes bürgerliches Amt, das nur wenig Arbeit forderte, und doch vor dem Verflattern ſchützte, gab ihm auch äußerliche Sicherheit und verſtattete ihm genugſame Muße ſeiner ſchönen Neigung nachzuhängen. Dieſe Neigung und ſein Leben ſelbſt waren, wie geſagt, völlig Eines, und er erſcheint uns als Dichter: Nicht reich aber angenehm, oft dünn und waſſerhell doch ſtets friſch und auch nicht ſelten erfriſchend, die nothwendige geiſtige Oeconomie anerkennend aber fein und künſtleriſch in derſelben, löblich nutzend die einzelnen produktiven Momente, doch mit noch größerm Glücke das Fremde ſich aneignend. Seine Begeiſterung iſt rein aber nicht dauernd, nicht beſonders kühn, doch auch nicht ganz ohne Muth; darum gelingt ihm am beſten die Fabel, wo ruhiges Urtheil und Erfahrung in leicht faßlichem Bilde vorgetragen wird, und das kleine Lied, das ein einziger glücklicher Moment erzeugen kann. Eine gewiſſe, bald gelaſſene, bald neckende Fröhlichkeit, ein Sinn, der von keinen großen Leidenſchaften bewegt, mit ſich ſelbſt, der Natur und den Menſchen wohl zufrieden iſt, gewährt doch immer eine angenehme Erſcheinung; bei ihm beſonders, deſſen Sprachcorrektheit wahres Lob verdient, da ſie nicht wie in der Gottſchediſchen Schule eine bloß negative iſt.

§. 17.

Da Hagedorn auch heut zu Tage, wenn auch nur ſelten geleſen, doch in vielen Händen iſt, und manche ſeiner Fabeln und Lieder wenigſtens durch Anthologien bei der Jugend noch leben, ſo würde es unnöthig ſeyn, auf einzelne hinzudeuten. Das rührendſte ſeiner Gedichte ſcheint mir ſein letztes, in welchem er, der ſein ganzes Leben faſt nur in Mitgefühl für andere lebte, gleichſam um die Erlaubniß bittet, nunmehr auch mit der eigenen Pein, als eigener Freund, Mitleiden zu haben. Wie ganz anders und größer ſteht der dichteriſche Heldenjüngling Flemming in ſeinem letzten Sonett da; wer aber würde nicht gern auch die zarte Wehmuth Hagedorns als gut und rein menſchlich anerkennen?

Daß H. ſeine ſämmtlichen Gedichte mit einer Fülle von gelehrten, moraliſchen und äſthetiſchen Anmerkungen begleitet, iſt bekannt und nicht ſelten verſpottet. Ich ſelbſt geſtehe gern, daß ich ſie nicht entbehren möchte, ſie gehören gewiſſermaßen mit zu ihm, denn ſeinem fröhlichen, aber auch reflectirend beſcheidenen Geiſte ſtellten ſich, wie es ſcheint, faſt bei jedem Gedichte eine Vorrede, eine Nachrede und einige dicta probantia zu Hülfe. Er kann ſeiner Bibliothek nicht entbehren, und obwohl er uns faſt immer nur den Honig giebt, ſo will er aber ſich nebenbei auch als ſinnig ſammelnde Biene zeigen. Indeſſen findet ſich hier leider manche Ueberſchätzung der Ausländer, z. B. Prior's, der ihn, den ſonſt Reinen, zu einigen Anſtandwidrigkeiten veranlaßt hat.

§. 18.

Albrecht von Haller, geb. zu Bern 1708, geſt. 1777. Man darf ihn als einen reinen Gegenſatz Hagedorns anſehen, denn wie dieſer nur nach anmuthiger und fröhlicher Weisheit ſtrebte, ſo war er nur bemüht, ſeinem Leben Würde und Erhabenheit zu geben. Nicht mit gewöhnlichem Auge, ſondern mit ganzem Gemüth nahm er die reiche Natur ſeines Vaterlandes in ſich auf, aber von allem ihrem Reichthum zog ihn immer nur ihr Hohes und Grandioſes an. Alles Gewöhnliche und Alltägliche ward ihm verhaßt und dieſe Sonderung und Polemik ſcheint ihn zuerſt zum Dichten veranlaßt zu haben, wie man etwa aus einer ſandigen Ebene gern auf die Höhen flieht. Sein Geiſt, mit den mannigfaltigſten Wiſſenſchaften ſchon früh genährt, fand auch in dieſem Gebiet nicht völlige Beruhigung, und ſo ſchuf er ſich außerhalb derſelben eine neue Welt, welche er Poeſie nannte. Er war ſchon im funfzehnten Jahre ein fruchtbarer Dichter; allein im zwanzigſten verbrannte er mit ſchonungsloſer Härte unzählbare poetiſche Verſuche, Hirtenlieder, ein epiſches Gedicht von 4000 Verſen und einige Tragödien, ein überſtrenges Gericht, deſſen er ſich im Alter gern erinnerte und das er öffentlich ſelbſt gerühmt hat, während der Kritiker es bedauert, der ſo gern das erſte Flügelſchlagen ſeines Genius vernommen hätte. Was H. dann der Aufbewahrung würdig hielt, beſteht aus Oden und beſchreibenden Lehrgedichten. In den Oden der frühern Zeit iſt manches an Lohenſteinſche falſche Pracht erinnernde, welches er abermals ſelbſt geſteht. Das möchte immer hingehen, da ihn ſein beſſerer Geſchmack vor weiterem Schreiten in dieſe Untiefen gar bald warnte; ſchlimmer aber iſt, daß ſelbſt ſchon in einigen ſeiner früheſten Gedichte (z. B. an die Ehre), ein gewiſſer lähmender Trübſinn, ja ſogar zuweilen eine vorlaute mönchiſche Moral herrſcht, die, um ein Beiſpiel anzuführen, den genialen und großen Alexander unmöglich begreifen kann, und leider nur ſcheltend beurtheilt. Doch ſind wir ſehr geneigt, dieſes Ungemach auf Boileau's Rechnung zu ſetzen, der bekanntlich über den Schüler des Ariſtoteles mit ungenirter Behaglichkeit den Stab gebrochen hatte.

§. 19.

Im zwanzigſten Jahre ſchrieb Haller das beſchreibende Gedicht: „Die Alpen.“ Die Sprache in demſelben iſt hart und rauh, wie die Gebirgs-Maſſen die er ſchildert; doch die Ideen ſind kühn und feurig, und laſſen ſchon die tiefe Befreundung mit der Natur ahnden, die er einſt in ſeiner Phyſiologie ſo herrlich bewährte.

Am höchſten und reinſten ſtehen Haller's elegiſche Gedichte, und wir dürften ihn ſchon dann für einen trefflichen Dichter halten, wenn er auch nur die einzige Elegie auf den Tod Marianens gegeben hätte. Der tiefſte Schmerz des Mannes, durch Religion und innere Harmonie beruhigt, wird hier von der reinſten und kräftigſten Sprache mild umgeben, und Milde iſt es, in die ſich das geſammte Gefühl des Dichters wie des Leſers löſet. Es iſt daher, dünkt uns, kein gutes Zeichen, daß dieſe und ähnliche Elegien faſt immer den didaktiſchen Gedichten nachgeſetzt worden ſind.

Die politiſchen Romane Uſong und Alfred, vor allen aber das hiſtoriſche Fragment Fabius und Cato, ermangeln nicht bloß aller Anmuth, ſondern bringen auch manche Anſicht an den Tag, die ein unbefangenes heiteres Studium der Geſchichte entfernt haben würde.

Dieſer Mangel an Heiterkeit iſt es, wodurch der treffliche Gelehrte ſich inſonderheit während des letzten Drittels ſeines raſtlos thätigen Lebens gehemmt fühlte. An der Poeſie hatte er (wenigſtens in Beziehung auf ſich) längſt verzagt, und Einſamkeit, Heimweh u. ſ. w. ließen ihn zuletzt in jene finſteren Irrgänge gelangen, in denen wandelnd er die ſchöne Freudigkeit der Religion verkannte, während er doch mit dem edelſten Eifer nach klarer Erkenntniß derſelben und Beruhigung durch ſie ſtrebte.

Finden ſich aber in ihm auch außerdem Spuren von Abneigung und Bitterkeit gegen die Geſellſchaft, ſo wollen wir nicht vergeſſen, daß die höhere Kraft, die oft nur der Schwäche begegnet, ſo oft nur ihr gegenüber ſteht, ſich ſelbſt zuletzt in Unbefriedigtheit verletze und verwunde, bis ſie endlich in jene Schwermuth verſinkt, die wir bei Haller bemerken müſſen. Nur die Rückkehr zur reinen beſcheidenen Kindlichkeit hätte ihn retten können, denn ſie allein vermag das ſcharfgeritzte, verwundete und ermüdete Herz wieder zu heilen und zu erquicken. So aber ward die Verwundung zu einer bleibenden Wundheit: ein Gedanke, der ſtets, beſonders aber in Beziehung auf den ſo ſehr reich begabten, mit den Kränzen der Poeſie und Wiſſenſchaft geſchmückten Haller, betrüben muß.

§. 20.

Wenn Männer, wie die zwei ſo eben genannten, faſt zu gleicher Zeit auftreten, ſo iſt es wohl begreiflich, wenn andere, mit nicht gleichen Kräften auf jenem Pfade wandelnd, darüber faſt überſehen werden.

Ein ſolches Schickſal hatten z. B. Carl Friedrich Drollinger, (geb. wann? geſt. 1742 als Baden-Durlachiſcher Hofrath). Man würde ihm Unrecht thun, ihn einen bloßen Nachahmer Haller's zu nennen; aber er iſt ohne es zu wollen, mit ihm in einen Kampf gerathen, den er nicht beſtehen kann, denn unwillkührlich drängt ſich doch eine Vergleichung auf. Er iſt ein kraftreicher und wohlgeſinnter, nur leider überernſter und feierlicher Mann, der allein durch Sittlichkeit der Geſinnung und geſunde Sprache anzieht. Oft genug tönt dieſe auch rauh und hart, ja es ſcheint, als liebe er ſolche Töne. Um die Gunſt der Grazien hat er ſich nie bemüht, und ihr Ausbleiben mag auch dem nur Moralität erſtrebenden Poeten keinen ſonderlichen Kummer bereitet haben. Seine Gedichte wurden erſt nach ſeinem Tode geſammelt, 1743, und ihm ſelbſt ſchien an dem etwa zu hoffenden Beifall ſeiner Landsleute wenig oder nichts gelegen.

Mehr Talent aber weniger Kraft hatte Christian Friedrich **Zernitz**, ein Brandenburger, geb. 1717, geſt. 1744. Gedankentiefe darf man bei ihm nicht ſuchen, und in ſeinem Gedicht „über den Endzweck der Welt“ ſehen wir faſt immer nur den philoſophiren wollenden, ſelten den wahrhaft philoſophirenden. Um aber auch denen, die durch Gottſcheds Poeſien verwöhnt, auch das leichtere Denken unbequem finden, keinen zu großen Schreck einzujagen, ſuchte er durch Schäfergedichte in der gewöhnlichſten Form die Sache wieder ins Gleiche zu bringen.

Noch unter ihm ſteht Chriſtoph Joſeph **Sukro**, geſt. 1756, der ohne **Haller's** Kraft ſich deſſen didaktiſche Gedichte zum Muſter nahm; oft aber auch dem in Hinſicht des Denkens bequemern Pope huldigende Nachahmung bietet, in der jedoch die Popiſche Eleganz vermißt wird. — S. iſt ſo redlich, daß er ſelbſt durch den bloßen Titel ſeines Gedichtes „Verſuch über den Menſchen“ ſogleich an das Vorbild erinnert.

§. 21.

Während dieſer Eifer in der Poeſie faſt überall rege zu werden anfing, hatte ſich in der Proſa ſchon früher einzelnes ſehr beachtenswerthe und löbliche gezeigt. Wir nennen hier zuvörderſt:

Johann Lorenz von **Moſheim**, geb. zu Lübeck 1694, geſt. als Abt und Kanzler zu Göttingen 1755. Er ſteht in ſeiner Zeit faſt wie ein Fremdling aus einer beſſern, verſunkenen Vergangenheit; doch da ſein ſtrenger Ernſt von Liebe ausging, ſo war ſein ſchöner Eifer auch für die Mitwelt nicht verloren. Der jammervolle Zuſtand der deutſchen Beredſamkeit, wie er im zweiten Bande dieſes Werks geſchildert worden, widerſtrebte ſeinem gediegenen Geiſte, und er verſuchte nicht bloß ſie zu verbeſſern, ſondern gänzlich umzugeſtalten. Der Stand des öffentlichen Lehrers begünſtigte ſein Vorhaben, — da die Deutſchen nun einmal mit ihrer mündlichen Beredſamkeit ſich nur auf die Kanzel und das Katheder beſchränkt ſehen — und da er mit wohlverdienter Auszeichnung zu immer glänzendern Staats- und Kirchen-Aemtern erhoben wurde, ſo wirkte dieſer Umſtand ſelbſt bei denen, die nur das öffentlich anerkannte Verdienſt betrachten mögen. Man glaubte, ihn nicht mehr ignoriren zu dürfen, und ſelbſt ſolche Gelehrte und Prediger, die in Weiſeſcher, Zieglerſcher, Talanderſcher u. ſ. w. Beredſamkeit faſt erſtarrt ſchienen, mußten ihm wenigſtens einige Aufmerkſamkeit ſchenken, und wenn es ihnen auch nur ſelten gelang, dem gefeierten Redner in ſeinem Poſitivguten nachzuſtreben, ſo war doch der Vortheil wenigſtens negativ, und ſie ließen ab von einigen der ausgeſuchteſten Irrthümer und Geſchmackloſigkeiten, die nach und nach ein Gegenſtand des Spottes wurden.

Mosheim's Beredſamkeit ermangelt freilich jener reinen und tiefen Urſprünglichkeit, die wir als das Eigenthum der größeſten Genies erblicken. Sie iſt das oft in den Formen wechſelnde Erzeugniß eines die Muſter vergleichenden und ſich nach Kräften aneignenden Nachdenkens; aber es fehlt dieſem Geiſte ſelbſt, indem er vergleicht, wählt und miſcht, nicht an innerer eigenthümlicher Kraft und Lebendigkeit. Luther's nie ganz erreichtes, ſtets ächtes Feuer, großartige Sicherheit und kernige Behaglichkeit, wie ſie nur die herrlichſte innere Poeſie des Lebens gewähren kann, hat M. nicht; aber deſſen ruhiger Würde ſtrebt er mit Glücke nach. Von Lohenſtein's proſaiſchem Styl nimmt er, was allerdings Achtung verdient, die feierliche Pracht; doch ſchützt ihn ſein geläuterter Geſchmack, daß er ſie nicht, wie L. ſo oft, durch Geſchraubtheit und Geziertheit verderbe. Einige der erträglicheren Wochenſchriften der Engländer ſcheinen ihm das nöthige Streben nach Popularität erleichtert zu haben, und ſeine glänzenden Verhältniſſe, ſo wie überhaupt ſeine ganze Zeit, ſtatteten ihn meiſtens mit ächter, zuweilen aber auch mit nur ſchimmernder Vornehmheit aus. Es darf nicht verſchwiegen werden, daß er zuweilen in Worten wühlt, daß er nicht ganz frei iſt von rhetoriſchen Künſteleien, daß er zuweilen zu dunkelfarbig und ſchwer auftritt, zuweilen aber gar nur von der Oberfläche zu ſchöpfen ſich begnügt. Doch im Ganzen bleibt er dem alten rüſtig frommen deutſchen Genius getreu, und gar manche der heutigen Prediger könnten in vieler Hinſicht wohl noch von ihm lernen. An Macht und Rundung der Sprache kommt ihm kein Gleichzeitiger bei, am wenigſten dann, wenn er die rein chriſtlichen Vorſtellungen von den Leiden des Lebens vorträgt, oder über Tod, Grab, Auferſtehung und Gericht redet.

§. 22.

Auch für die Geſchichtſchreibung geſchah jetzt einiges ſehr Löbliche, indem zwei angeſehene Männer, Mascov (Profeſſor zu Jena) und von Bünau (Geheimerath zu Weimar), ſich faſt zu gleicher Zeit bemühten, die Deutſchen mit der Geſchichte ihres Vaterlandes von neuem vertraut zu machen, der erſte 1726, der zweite 1728. Der Sinn für Geſchichte war bei den Deutſchen nie erloſchen, und in den früheren Zeiten hatten ſelbſt manche Chronikenſchreiber eine gute Einſicht in das Weſen der Geſchichte überhaupt, ſo wie Anlage zum hiſtoriſchen Styl bewieſen. Mit ruhig klarer Einfachheit waren ſie Schritt für Schritt der Geſchichte ihrer Provinz gefolgt, hatten redlich mitgetheilt was ihnen gewichtig erſchienen war, und ſtets geſucht, ihres Gaus oder Staats kleinere Verhältniſſe auf die höheren des geſammten Europa zu beziehen, in dem Geiſte etwa wie wohlmeinende Lehrer beim erſten Unterricht in der Geographie, die Kinder von dem Wohnzimmer aus, durch die Straßen der Vaterſtadt, auf das Land, durch andere Städte, andere Länder u. ſ. w. im Geiſte fortführen, bis ihnen endlich die geſammte Erde im Zuſammenhange erſcheint *). Den höchſten Muſtern der Alten, z. B. dem tiefſinnigſten aller Hiſtoriker Tacitus, vermochten ſie nichts Aehnliches entgegen zu ſtellen, aber ihre Offenheit, Harmloſigkeit und einfache Gründlichkeit gewährte doch den möglichen Erſatz. Dies änderte ſich jedoch am Schluſſe des 16ten Jahrhunderts, am übelſten aber in dem 17ten, das meiſtens in falſcher Vornehmheit die ſchöne Einfalt der Vorfahren verſchmähte, und eben deshalb von jenem großartigen Tiefſinn der klaſſiſchen Hiſtoriker weit entfernter war als je die Vergangenheit ſich gezeigt hatte. Eine wackere Geſchichtsforſchung blieb freilich auch damals — dieſen Ruhm haben die Deutſchen nie verloren — aber die Anſicht der Geſchichte trübte und verengte ſich, und der Styl verſchlimmerte ſich ſo ſehr, daß eine ächt deutſche Geduld dazu gehört, um ſich hindurch zu arbeiten, und die

---

*) Sollten etwa einige Leſer mit ſolchen Chroniken noch nicht vertraut ſein, ſo darf ich ſie fürs erſte nur auf den trefflichen Pommer Kantzow verweiſen, deſſen Pomerania (von Koſegarten 1816 herausgegeben) faſt alles leiſtet, was man von einer guten Chronik erwarten darf. Auch der Styl iſt lebhaft und behaglich, wovon ſich jeder leicht überzeugen kann, ſelbſt wenn er nur die Geſchichte des Herzogs Bogislav X. geleſen. Wie deutlich tritt die unglückliche Jugend des Fürſten hervor, wie wohl gezeichnet in rüſtiger und ruhiger Einfalt der rettende Bauer, wie farbig des Herzogs Kampf mit den Türken u. ſ. w.

einzelnen Goldkörnchen zu ſammeln, die hier unter oft widrig gemengten ungeheuern Worthaufen vergraben liegen.

§. 23.

Es iſt klar, daß man faſt nur für die fürſtlichen Kanzleien und zum Nutzen derſelben ſchrieb, und ſo wurden die genealogiſchen Tabellen (an ſich allerdings wichtig genug) die Friedenstractate mit allen ihren oft unbedeutenden Einzelnheiten, die Vorbehalte, die halben Anſprüche, die von Frankreich erborgte und ſchwächlich nachgeahmte Staatsraiſon u. ſ. w., als die Krone der Geſchichte betrachtet, die man in einem Styl vortrug, der von den geſchmackloſeſten deutſchen Juriſten ausgegangen war. Dieſe Art des Vortrags, üblich und ſeßhaft in den deutſchen Kanzleien, galt für vornehm, und ſo bedienten ſich auch die Hiſtoriker deſſelben, denn ſie wollten ja nun einmal jenen gefallen, damit ſie ſich einmal zu gelegener Zeit ihrer Werke bedienen könnten, z. B. bei Friedensſchlüſſen, um etwa nach langem Blutvergießen durch dergleichen hiſtoriſch-politiſche Deductionen ein halbes oder ganzes Dorf, oder wohl gar einen halben oder ganzen Gau zu gewinnen. (Ludwig XIV. hatte dieſe Methode in den Reunionskammern ins Große getrieben, und ſo ſehr man ihn haßte, verſchmähten doch Einzelne nicht, von ihm zu lernen.)

Erwägen wir dies alles, ſo werden wir gern Mascovs „Geſchichte der Deutſchen," und Bünaus „Teutſche Kaiſer- und Reichshiſtorie" als Epoche machende Werke betrachten, denn nicht berechnet für jene engen Zwecke, zeigen ſie eben ſowohl von gründlichem Studium, als von dem erfolgreichen Beſtreben, ſich von jenem langgeſchweiften und ſchwerfälligen Styl zu befreien. Man wird nicht erwarten, daß die Spuren deſſelben ſogleich gänzlich verwiſcht ſein ſollten, aber ſelbſt das bloße kräftige Bemühen würde ſchon Lob verdienen. Die bildſamen Deutſchen erkannten auch bald den beſſern Geiſt, der in dieſen hiſtoriſchen Werken lebte, und noch lange verglich man übertreibend ſie mit den Werken des Livius und Tacitus, mit denen ſie faſt gar keine Aehnlichkeit haben. Faſt alle deutſche Hiſtoriker bis zu J. Möſer, ahmten ihnen nach, oft nur den Ruhm der redlichen Gründlichkeit im Forſchen erreichend, und in der Darſtellung ſich begnügend mit dem negativen Verdienſt, den alten Kanzleiſtyl zu vermeiden, der noch oft genug wie ein Geſpenſt drohend einſchreiten wollte.

§. 24.

Gänzlich befreit von aller Schwerfälligkeit im Styl, finden wir dagegen: Chriſtoph Friedrich Liscov, geb. im erſten Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts im Mecklenburgiſchen, geſt. 1759 — (einer unverbürgten Nachricht zufolge im Gefängniß zu Eilenburg). Er hat ſich während ſeines nur kurzen literariſchen Lebens, — mit der Sammlung ſeiner ſatyriſchen Schriften im Jahre 1739 endigte er dieſe Gattung der Thätigkeit — lediglich der Satyre gewidmet, die er aber häufig mit der bloßen Perſifflage verwechſelt. Ob er gleich die Celebrität nicht verdient, die man ihm in ſpätern Zeiten noch zuerkannt hat, ſo muß man doch einräumen, daß er ſich durch eine zierlich leichte Beweglichkeit des Geiſtes vor manchem frühern Satyriker auszeichnet, ſo wie er auch nicht arm iſt an einzelnen witzigen Einfällen und parodirender Laune. Doch zur ächten Satyre fehlt ihm leider jene hochſinnige und vollkräftige Freiheit des Geiſtes, die das Zeitalter kühn und ruhig überſieht, ohne von deſſen irrem Getreibe berührt zu werden. Ihm iſt es ſchon genügend, ein paar über die Gebühr elende

Au-

Autoren in ihr Nichts zurück zu weiſen, und wenn gleich dieſe Vernichtung nicht ohne eine gewiſſe Behaglichkeit geſchieht, ſo reicht denn doch zu dieſem Unternehmen ſelbſt eine gewöhnliche laue Halbkraft hin, welches Wort überhaupt einen beträchtlichen Theil des Liscovſchen literariſchen Strebens bezeichnet. — Wen muß nicht Widerwillen ergreifen, wenn er einen Mann wie Liscov ſeine Talente ſo misbrauchen ſieht, daß er Jahre lang einen armſelig verworrenen Autor (Philippi in Halle) verfolgen konnte, während der Gegner gar bald ein Gegenſtand des Mitleids wurde, da ſich ſogar Spuren von Wahnſinn in ſeinen Schriften finden. — Auch die zu große Hinneigung zum franzöſiſchen Geſchmack muß dem Satyriker zum Nachtheil angerechnet werden, da er billig hätte einſehen ſollen, daß in demſelben für die Deutſchen kein Heil zu finden iſt. Wenn er ferner bald nach ſeinem erſten Auftreten eine ſatyriſche Abhandlung lieferte: „über die Unnöthigkeit guter Werke zur Seligkeit,“ ſo läßt ſchon die bloße Aufſchrift ahnden, daß er über das Weſen der ächten Ironie im Dunkeln war; noch mehr aber müſſen wir bedauern, daß dieſer Aufſatz, obwohl er ſcheinbar nur gegen einige wenig bedeutende lutheriſche Theologen gerichtet iſt, doch auch heimlich die ganze lutheriſche tiefſinnige Anſicht, die der Verfaſſer gänzlich misverſtand, mit den Waffen ſeichter Sophiſterei anzugreifen wagt.

Wer mit einer klaren Einſicht in das Weſen der Satyre, des Witzes und des Humors Liscov's Werke genau geleſen, und wieder geleſen hat, wird dieſes Urtheil keinesweges zu hart finden.

§. 25.

Um dieſe Zeit herrſchte in Deutſchland noch immer der Geſchmack an Wochen- und Monatsſchriften. Den erſten

Verſuch in der letztern Gattung hatte bereits Thomaſius im letzten Jahrzehnt des ſiebzehnten Jahrhunderts gemacht (1694), und Tenzel, der ſogleich ſeine „unſchuldigen Nachrichten“ darauf folgen ließ, zeigte nur zu oft eine ähnliche Ungründlichkeit. Dieſe herrſcht bei Thomaſius ſtets, ſobald er mit dem engen Nützlichkeitsſyſtem bewaffnet, von dem Studium der alten Sprachen redet, und ſein Urtheil von den Griechiſchen Klaſſikern giebt *), wofür er gleichſam zur Strafe auch meiſtens nur buntes, kraftloſes Halbdeutſch zu ſchreiben im Stande iſt. Dennoch ſteht Gundling noch tief unter ihm als Nachahmer des Nichtnachahmungswürdigen.

Kaum mögen wir in dieſer Geſellſchaft nennen die Acta eruditorum, die erſte kritiſche Zeitung der Deutſchen, die man in Hinſicht ihres Werthes auch wohl eine der erſten ſämmtlicher Europäiſchen Nationen der damaligen Zeit nennen dürfte. Immerhin möge uns die Weitläufigkeit, Steifheit und Pedanterie, welche hie und da in jenem Werke waltet, ein Lächeln abgewinnen; nimmer werden wir die umfaſſende Gelehrſamkeit, den ſtrengen und doch frommen Ernſt, ſo wie die tiefe Gründlichkeit, Vorzüge, die uns hier noch öfter begegnen als jene Fehler, verkennen dürfen. Selbſt dann, wenn wir die meiſten jener Recen-

---

*) Man muß in ſeinem Journal ſelbſt geleſen haben, um an die unſägliche Frechheit zu glauben, mit welcher er, jede ächt ſpeculative Philoſophie und jede wahrhafte Poeſie ſchmähend, von Homer und Heſiodus, von Plato und Ariſtoteles redet. Ganz beſonders iſt der Letztere das Ziel ſeiner Schmähungen, und er läßt keine Gelegenheit vorbei und kein Mittel unverſucht, um ihn als Menſchen und Schriftſteller widrig und verächtlich zu machen. Vergl. Ludens Thomaſius, herausgegeben von Joh. v. Müller, Berlin 1805.

ſionen nicht für eigentliche Kritik im höhern Sinne, ſondern nur für Relationen von gegebenen Büchern annehmen wollen, ſo wird uns dadurch wenigſtens der hiſtoriſche Erwerb nicht verkümmert werden, indem jene Berichte faſt immer mit einer ſolchen Genauigkeit abgefaßt ſind, daß wir zuweilen ſogar das Buch ſelbſt, von dem ſie handeln, entbehren können. Es drängt ſich dabei die Frage auf, von wie vielen ſich brüſtenden Recenſionen der neuern Zeit wir wohl ein ähnliches Urtheil fällen dürften: eine Frage, deren Beantwortung wohl ſchwerlich zu unſerer Zufriedenheit ausfallen möchte.

Späterhin wurden jene Acta in deutſcher Sprache fortgeſetzt, doch brachten ſie nur einen Theil ihrer ehemaligen Gründlichkeit unter dieſer neuen Form mit, bis ſie endlich zur Mittelmäßigkeit und von da zur Unbedeutenheit herabſanken. Ihre Dauer war vom Jahr 1682 bis 1756.

§. 26.

Der äſthetiſch-moraliſchen Wochenſchriften hat es in Deutſchland ſehr viele gegeben, unter denen wir folgende bemerken: Diskurſe der Maler, 1721, der Patriot, 1724 (von Hoffmann, Richey, Weichmann und andern). Die vernünftigen Tadlerinnen, 1725 und 26. Der Biedermann, 1727 f. Der preußiſche Einſiedler, Königsberg 1740. Der Weltbürger, Berlin 1742. Der Maler der Sitten, Zürich 1744. Der Fremde, Kopenhagen 1745. Der Schutzgeiſt, Hamburg 1746. Der Geſellige, Halle 1746. Der Jüngling, Leipzig 1747. Die Matrone 1749. Der Menſchenfreund 1749. Der Druide, Berlin 1749. Der nordiſche Aufſeher, Kopenhagen 1749. Daphne 1750. Der Menſch, Halle 1751. Der Schwärmer oder Herumſtreifer, Stralſund 1754. Der Freund 1755. Der Bienenſtock, Hamburg 1756*). Ferner: Der Pilgrim, der ehrliche Alte, der Redliche, das Schauſpiel menſchlicher Handlungen, der Mann, der Greis, die Frau u. ſ. w. Die meiſten dieſer Zeitſchriften haben es zu mehrern ſehr anſehnlichen, manche ſogar bis zu zwölf ſtarken Bänden gebracht. Die fleißigſten Wochenblatt-Schriftſteller waren: Hoffmann, Richey, Weichmann, Gottſched, Bodmer, Breitinger, Lamprecht. Bock, Elias und Adolph Schlegel, Andreas Cramer, Meier (Prof. der Philoſophie in Halle), Sukro, Cronegk, Mylius u. ſ. w.

§. 27.

Faſt alle dieſe Zeitſchriften ſind für die höchſte Bequemlichkeit derjenigen Leſer und Leſerinnen berechnet, denen man auch nicht die kleinſte Anſtrengung zumuthen darf. Sie tragen deshalb faſt durchgängig den Stempel der ſüßlichen Flachheit, die ſich nur an Diminutiv-Gedanken und Miniatür-Empfindungen ergötzen mag; ſie tragen faſt überall den Wunſch witzig und humoriſtiſch zu ſein zur Schau, den aber das Geſchick keineswegs gewährt. Denn der Witz und Humor iſt nur das Eigenthum mächtiger und großartiger Naturen, die in ſich ſelbſt einig, und die Verhältniſſe des Lebens überſchauend, jede Uneinigkeit und Entzweiung ſcharf und ſicher mit einer gewiſſen epigrammatiſchen Ruhe zu erfaſſen wiſſen. Eben ſo wenig glückt es dieſen Wochen- und Monatsſchriftſtellern mit der Philoſophie, Aeſthetik und Moral, die ſie mitunter ausſtreuen. Die Erſtere muß ſich bequemen, ein Toilettengeſchenk für die Damen, wie ſie etwa Gellert in einigen ſeiner Erzählungen und Luſtſpielen ſchildert, zu werden. Die Zweite größtentheils vom Auslande her geborgt, beginnt mit Unſicherheit, geht durch Peinlichkeit und endet — faſt möchten wir ſagen: triumphirend in Seichtigkeit. Die Dritte endlich wandelt die wohlbekannten Pfade der gemeinen Vornehmheit, und bequemt ſich nur zu oft nach dem Wunſche weichlicher Leſer, weshalb denn immer das ſtrenge Soll der Pflicht in ein blöde ſeufzendes „Ach möchte doch,“ oder „Es dürfte vielleicht anzurathen ſein,“ verwandelt worden iſt *).

---

*) Bei den letzteren 16 Journalen iſt die Jahreszahl der ſpäteren Ausgaben angegeben worden.

§. 28.

Der Schaden, welchen die Mehrheit der Wochenſchriften vielen deutſchen Leſern gethan hat, iſt kaum zu berechnen, denn zum Theil von ihnen ſchreibt ſich jene frivole Anſtrengungsſcheu her, der zu Folge man faſt mit jeder tiefſinnigen und durchgreifenden Schrift ſchnell fertig wird, indem man ſie für unverſtändlich und eben deshalb auch für ungenießbar erklärt. Von ihnen zum Theil ſchreibt ſich her jene hohle Geſchwätzigkeit, die in ewigen Tautologien ſich müde jagen müßte, könnte jene Gattung von breiter und unſeliger Redſeligkeit überhaupt nur müde werden, jenes leere Raiſonnement, das um ein Nichts ſpatzieren geht, und die Leſer mit ſchwächlicher Höflichkeit einladet, ſich an dem Nichts zu erfreuen, und es für ein Etwas zu halten, jene endloſe Danaidenarbeit der Alltagsſchriftſteller, die das ſchon hundertmal Geſagte, das Einmal zu ſagen ſchon überflüſſig wäre, ſtets von neuem in die poröſen Gemüther ihrer Leſer hineingießen, jene kümmerlich mit Bildung prunkende Anſicht, als ſei der Zweck des Lebens nur das Vermögen, über tauſenderlei Dinge von A bis Z hinüber und herüber, die Kreuz und Quer zu reden, wobei niemals ein tüchtiges Etwas ausgemacht, und in das Reine gebracht wird, und auch nicht gebracht werden ſoll, weil ja ſonſt jenes inſtinktmäßige Schwatzen ſeinen Spielraum beſchränkt ſehen würde u. ſ. w.

---

*) Man überſehe bei dieſem Urtheil nicht die Worte „Faſt“ und „Mehrheit,“ denn es verſteht ſich von ſelbſt, daß einzelnes Schätzbare ſich auch in den Wochenſchriften findet. Das laſſen ſchon einige oben angeführte ehrenwerthe Autoren vermuthen, ſo wie ja auch einige wenige beſſere Monatsſchriften an ihrem Orte angeführt worden ſind. Immer aber bleibt bedenklich, daß ſelbſt manche gute Schriftſteller, ſobald ſie für jene Wochenſchriften arbeiteten, wie verwandelt erſcheinen, gleichſam als meinten ſie, das Mittelmäßige gehöre hier gerade hin, und ſei eben gut genug. Man leſe nur zum Beiſpiel den „nordiſchen Aufſeher,“ und man wird kaum glauben können, daß der kraftreiche A. Cramer mitunter ſo Schwächliches und ſo ſchwächlich ſchreiben konnte.

Damit aber der Vorrath jener Journale nicht ſo leicht zu Ende gehe, obwohl das Erzeugen derſelben aus eigenen Mitteln nicht eben ſchwierig ſein konnte, ſo nahm man auch zum Auslande die Zuflucht und überſetzte den Spectator und die Spectatrice, den Guardian, Rambler, Tatler u. ſ. w. In ihnen weht bekanntlich ein viel beſſerer Geiſt, als in den meiſten deutſchen Wochenblättern jener Zeit; allein auch ſie leiden nur zu oft an zierlichſtbequemer Aeſthetik, die es Allen recht machen möchte, an lauer Halbmoral, converſirender Geſchwätzigkeit u. ſ. w.

Erſt ſpät erfolgte die Ueberſättigung und mit ihr die Entfernung jener Wochenſchriften. Doch iſt der Geiſt der Ungründlichkeit leider auch in manche neuere Journale gefahren, und es hat eben nicht das Anſehen, als würde er ſobald verſchwinden.

§. 29.

Zurückkehrend zu der Geſchichte unſerer Poeſie im eigentlichſten Sinne des Worts, werden wir jetzt durch einige ſehr glänzende Erſcheinungen erfreut werden.

Friedrich Gottlieb Klopſtock, geb. 1724, geſt. 1803. Es bedurfte eines eben ſo gewaltigen als milden Geiſtes, um die Deutſchen zur ächten Deutſchheit und ſomit zur ächt deutſchen Poeſie zurückzuführen. Es bedurfte des allerkräftigſten Anfaſſens und Aufrüttelns aus manchen behaglichen Träumen, in die man ſeit ſo langer Zeit verſunken geweſen war. In den Wiſſenſchaften hatte man von jeher nur ein gründliches Beſtreben anerkannt und geachtet, und meiſtens nur das Vortreffliche war als ſolches gefeiert worden. Doch in den Künſten war das alles anders. Hier herrſchte das ſeltſamſte Vorurtheil, Bequemlichkeit, und ein ewiges ſich zur Ruhe ſetzen und andere zur Ruhe einladen. Ein gewöhnlicher Zeichner, oft kaum gut genug für den Hausbedarf, ward nicht ſelten mit Raphael und Correggio verglichen, eine halbweg erträgliche Statue wurde des Phidias für würdig erklärt u. ſ. w. Und nun vollends in der Poeſie! Der alltäglichſte Kopf, wenn er nur das mechaniſche Talent beſaß, plauſible Gedanken, mochte er ſie auch entlehnt haben, in erträgliche Reime zu bringen, oder mit der Unform eines roh hintappenden Hexameters zu umgeben, wurde gewöhnlich ſogleich bei ſeinem Auftreten mit dem heiligen Namen eines Dichters begrüßt. Es war nicht genug, daß man dergleichen ganz mittelmäßige Leute mit Opitz und Flemming verglich, man war auch patriotiſch genug ſich zu freuen, daß wir doch nun auch den Alten und den neuern Ausländern muthig die Stirn bieten könnten. Die Redacteurs der damaligen äſthetiſch-kritiſchen Blätter zündeten faſt alle Monate in ihren Heften ein Freudenfeuer an, daß nun doch endlich einmal die reine goldene Zeit angebrochen, und ordentlich mit Händen zu greifen ſei.

§. 30.

Und das ſollte nun alles nicht mehr ſo gelten! Es ſtand ein Dichter auf, der ſchon als Jüngling ſeine höhere Abkunft beurkundete, der einige Oden gab, die man keinesweges im Halbſchlummer zu leſen wagen durfte, der in einer derſelben (der Lehrling der Griechen) den Horaz nur deshalb nachgeahmt zu haben ſchien, um ihn zu übertreffen, und der endlich, noch immer als Jüngling, mit den erſten Geſängen eines epiſchen Gedichtes auftrat, das durch die Kühnheit des Plans und der Anſicht, ſo wie durch die Form im Allgemeinen den Kritiker überraſchte, während es den einfachen Leſer durch die reinen und frommen Geſinnungen, die überall hervorleuchteten, ſo wie durch die Gewalt der Sprache und Situationen in das innigſte Entzücken verſetzte.

Als er ſo daſtand gefeiert wie noch keiner gefeiert war, traf ihn der größeſte Schmerz der den Dichter treffen kann, indem eine tiefe und heftige Leidenſchaft (für Fanny) unerwiedert blieb. Es iſt wahrhaft rührend und zum Lächeln einladend, wie ganz Deutſchland ſtaunte, daß der größeſte Dichter lieben könne ohne wieder geliebt zu werden, und wie die arme Fanny, die nun einmal das Unglück hatte ihn nicht zu lieben, von allen Seiten beſtürmt wurde, ſich in möglichſter Schnelligkeit eines Beſſern zu beſinnen. Sie vermochte es nicht, und ſo büßte Klopſtock den größten, faſt ganz unverſchuldeten Irrthum ſeines Lebens durch den Verluſt eines gewiſſen zarten Blüthenſtaubs der Seele, für den ſelbſt der Gewinn an höherer Kraft keinen hinreichenden Erſatz zu bieten ſcheint. Jene Kraft aber ward ihm jetzt im hohen Maaße zu Theil, und ihr geſellete ſich eine gewiſſe großartige Vornehmheit zu, die ihn während ſeines ganzen übrigen langen Lebens nie verließ. Durch ſie vermochte er in der ſpätern Zeit, ſelbſt in dem Verhältniſſe zu der vortrefflichen Meta, der von neuem rege gewordenen Neigung überall Maaß und Ziel zu ſetzen, und dem Schmerze über ihren baldigen Verluſt gewiſſermaßen vorzuſchreiben, wie weit er gehen ſolle, und daß er ihn nicht zu tief verletzen dürfe. Im Bewußtſein ſeiner großen Dichterwürde nahm er im gewiſſen Sinne nie mehr den Lorbeer von ſeinem Haupte, und des Lebens Blitze zogen unſchädlich an dem ſo feierlich Bekränzten vorüber.

§. 31.

Jetzt ließ er mit immer größerer Ueberlegenheit die Impulſe wirken, welche ſeine Gedichte ſchufen. Sie heißen: Freundſchaft, Vaterlandsliebe und Religioſität.

Zu ſeinem Glücke, d. h. hier: zu ſeiner Bildung, fehlten die Feinde nicht; aber ausgeſtattet mit jener Vornehmheit, verwehrte er ihnen allen — was nicht immer zu billigen ſein dürfte — auch den geringſten Einfluß auf den Gang ſeines Strebens, ihre Namen wurden von ihm kaum genannt, faſt nie geſchrieben, und niemals durch den Druck verewigt, nie hat er einem von ihnen geantwortet, ja ſelbſt in ſpätern Zeiten hat er die ihm unbequemen Anſichten einiger in mancher Hinſicht überlegenen Wohlgeſinnten, z. B. Herders, kühl und faſt ohne alle Achtung abgelehnt. Aber früher vom Jahre 1748 bis in die nächſt folgenden Jahrzehnte, war auch die Schaar der Freunde die ſich um ihn verſammelte, bei weitem zahlreicher und gewichtiger. Klopſtocks Seele ſehnte ſich damals mit ganzer jugendlicher Kraft nach der Freundſchaft, ja er wußte dieſes Gefühl zu einer Art von ſich ſelbſt vergeſſender Liebe zu geſtalten, denn das Schickſal vergönnte ihm keinen Freund, an dem er mit freudiger Demuth hätte hinauf ſehen können, keinen, der ihm ganz hätte genügen dürfen. Und doch genügten ſie ihm. Seine mächtige Phantaſie verhüllte ihm ihre geiſtigen Unzulänglichkeiten, und ließ ihn ſogar bei manchem nicht einmal die innere Halbheit und Gemüthskälte bemerken. Es iſt eine rührende Erſcheinung, wie er dieſe zum Theil etwas mittelmäßigen Menſchen ſo innig an ſich ſchließt, gleichſam um ſie mit dem Ueberfluß ſeiner Liebe in ein neueres bedeutſameres Leben einzuführen. Manche Treffliche unter denſelben gaben ſich dafür auch alle mögliche Mühe ſeiner würdig zu werden, andere hingegen glaubten genug zu thun, wenn ſie nur die alten Künſte der Verhätſchelung bei ihm anwendeten, und ihn mit Schmeicheleien groß zu füttern ſuchten. Aber Klopſtock blieb immer er ſelbſt, und ſtand nicht weniger ſchön ſeinen Freunden als ſeinen Feinden entgegen. Das Publikum freute ſich mit Recht über eine ſolche Eintracht, die ja bei ihm nur Gutes wirken konnte, und lächelte aus Zartheit nur im Stillen, wenn Klopſtock von einem geringhaltigen Poeten zu ſagen für gut findet:

„— der mir gleich iſt, den die Unſterblichen
Des Hains Geſängen neben mir auferziehn“

denn es fühlte ſich bloß verpflichtet, die Milde zu rühmen, ohne ſich jene undienlichen Haingeſänge aufreden zu laſſen.

§. 32.

Die Freundſchaft iſt bei Klopſtock — wir wiederholen das Damals — keinesweges etwas bloß Zufälliges, keinesweges ein bloßer Wunſch, eine bloße Freude, ſie iſt ſelbſt mehr als ein bloßes Herzensbedürfniß, ſie iſt die vollendete Nothwendigkeit des geſammten Menſchen, und eben deshalb ſeine Gottheit, ſeine Muſe. Ihr verdanken wir ſeine ſchönſten, von jugendlicher Wärme durchglühten Oden. Als ſie ihn verließ, ohne Zweifel durch Schuld mancher Freunde, deren Blöße denn doch nicht immer mit dem Purpurmantel ſeiner Phantaſie verhüllt werden konnte, da verließ ihn auch, möchten wir ſagen, der herrlichſte Pulsſchlag ſeines Lebens, und er war gewiß nicht glücklich in der Abgeſchloſſenheit ſeines ſpätern Alters. Zwar bleiben ihm auch dann noch die wackern Männer Ebert (bis 1795) und Gleim, der faſt mit ihm zu gleicher Zeit ſtarb, und einige wenige andere; aber K. bedurfte der Freunde viele, und ſobald er ſich nicht reich fühlte, erſcheint er arm. Was in der Mitte liegt konnte ihn wenig befriedigen. — Iſt er aber hier ſchuldfrei? — Gewiß nicht. — Was hätten ihm Leſſing und Herder, Schiller und Goethe ſein können!

§. 33.

Der zweite Impuls zur Poeſie war bei ihm die Vaterlandsliebe, die, ſeiner ſtolzen Seele ganz gemäß, nach und nach ſich immer mehr vertiefte, durch Widerſtand ſich ſtärkte und zur edeln Leidenſchaft wurde. Daher iſt dieſe Vaterlandsliebe nicht ruhig-epiſcher Natur, ſondern lyriſch-polemiſch und dithyrambiſch zürnend. In einem Deutſchland wo alle Deutſche für ihr Vaterland geglühet hätten, wäre Klopſtock vielleicht ganz ruhig und gelaſſen da geſtanden. Aber ſo war es nicht, und ſo iſt Klopſtocks Erſcheinung als eine vollendet nothwendige zu achten, die im ſteten heiligen Verfechten des Heiligen verharren mußte. Auch der geborene Dichter iſt nicht immer der Sieger ohne Kampf, aber der Kampf den der Sieg krönt, gewährt einen Anblick, von dem Seneca wohl auch in dieſer Beziehung mit Recht ſagen würde, daß ſelbſt die Gottheit ihn mit Luſt anſchaue.

Dieſe Vaterlands-liebe hat die köſtlichſten Früchte getragen. Sie erzeugte nicht bloß einige ſtolze kühne Oden, ſondern in ſpätern Jahren auch noch das immer tiefere Eindringen in das Weſen der Sprache, das in ſeinen grammatiſchen Geſprächen, ſo lange verborgen, verkannt oder blöde angeſtaunt, erſt nach **Klopſtocks** Tode zum erſtenmale von J. H. Voß gehörig gewürdigt worden iſt, ein Ruhm den wir unſern Zeiten nicht verſagen können, da die frühern Jahrzehnte träge genug ſich ihn nicht anzueignen vermochten.

§. 34.

Der dritte Impuls ſeiner Poeſie war die **Religion**, und zwar die Verherrlichung des Chriſtenthums, in ſo weit **Klopſtock** es erfaßt hatte. Wohl iſt es wahr, daß die höhere Natur des ausgezeichneten Dichters **der Zeit befiehlt** und ihr ein neues Gepräge giebt; dennoch wird auch ſie dem Einfluſſe der Zeit in der ſie aufſteht, nicht ganz entgehen können, denn ohne die ſtete Wechſelwirkung von Geben und Empfangen iſt kein Leben, alſo auch nicht das des eminenteſten Geiſtes möglich. So trägt denn auch **Klopſtocks** Religioſität die Spuren ſeiner Zeit. Einem Theile ſeiner Zeitgenoſſen war freilich der alte ſchöne deutſche **Glaube** in ſeiner Lebendigkeit und Wärme noch geblieben, man hatte ihn hinübergerettet aus einer frommen Vergangenheit und ihn geſchützt vor dem frechen Antaſten einer meiſt unheiligen Gegenwart. Bei einem andern Theile war die Religion in Erſtarrung und Verſteinerung übergegangen, und der Buchſtabe hatte ſeine alte tödtende Kraft bewieſen. Der dritte und größeſte Theil ſeiner Zeitgenoſſen hatte ſeine Zuflucht genommen zu dem jammervollen Encyclopädismus und zu jener lauen unſeligen Aufgeklärtheit, die durch Unbefriedigtheit erzeugt, ihren Durchgang durch Unbefriedigtheit hat, und in Unbefriedigtheit endigt.

Klopſtocks Religioſität iſt ein edles Ringen, Ahnen, ein heißes, oft auch wundes Sehnen nach dem was Antwort hat auf jede Frage und Befriedigung für jede tugendhafte Ahnung. Aber er findet nicht immer jene vollendete Befriedigung, jenes ewig ſelige Ja. Oft iſt es nur eine gewiſſe, wenn wir ſo ſagen dürfen, geräuſchvolle Erhabenheit, durch die er ſich beſchwichtigt. Zuweilen iſt es wohl gar nur ein gewaltſames Flügelſchlagen, wodurch er ſich ſelbſt vielleicht ermüdet; zu einem durchaus klaren ſeligen Anſchauen bringt er es ſelten. Doch jenes Ahnen und Sehnen finden wir oft ſehr rührend ausgeſprochen, z. B. in den Oden: der Allgegenwärtige, der Erbarmer u. ſ. w. Aber wenn wir Luther, Flemming und Gerhard ganz kennen, oder wenn wir, abgeſehen von allen Namen und vorhandenen Werken, uns bloß ein religiöſes Ideal vorhalten; ſo kann uns Klopſtock hier nicht vollkommen genügen.

Klopſtocks Geiſt — es muß eingeſtanden werden — war nicht geſtärkt durch reine Speculation, nicht genährt durch ächte tiefe deutſche Philoſophie, und auch er mußte dafür büßen, ſo wie denn noch Niemand auf Erden ungeſtraft der Philoſophie ſich entäußert oder wohl gar ſich ihr widerſetzt hat. Höchſt ungern nur erwähnen wir ſolcher polemiſcher Verſuche gegen die Philoſophie bei dem edeln Klopſtock, doch ſind ſie leider nicht zu übergehen, da wir ohne dieſe Hindeutung ihn nicht verſtehen, ſo wie er auch, redlich und ohne Scheu, ſeine Anſichten nie verhehlte.

§. 35.

Innig anerkennend aber, und mit hohem Ruhme wollen auch wir gedenken der Idee zum Meſſias. Wenn wir dieſe in ihrer ganzen Größe und Herrlichkeit überdenken, und zugleich die Kühnheit berechnen, die erforderlich war, ſie als Vorwurf des Epos aufzufaſſen, ſo werden wir ſchon um ihretwillen unſerm Klopſtock den Namen eines wahrhaften Dichters nicht verſagen dürfen. Dann erſt mögen wir anerkennen, was allerdings keinen Zweifel leidet, daß dieſe Idee nicht ſo klar und vollendet zur Erſcheinung gebracht worden iſt, als ſie in ſeiner frommen Phantaſie, in ſeinem ſtill kräftigen Gemüth entſprang. Es iſt heilſam ſich auch hiebei zu erinnern an den Unterſchied zwiſchen dem, was durch das Materiale der Poeſie, d. h. durch die Worte bezeichnet werden kann, und dem, was der Poeſie als ſolcher allein angehört. Das erſtere iſt beſchränkt, doch in dem letztern iſt allerdings das Eine und das All. Manche herrliche Idee, es ſei zu einem Roman, Epos, einer Tragödie oder zu einem Sonett, ja ſelbſt Epigramm, iſt vielleicht nimmer ganz rein und lauter zur Erſcheinung zu bringen, weil die Poeſie am Ende denn doch nur Worte hat, mit denen ſie ſelbſt das, was das Wort fliehet, ergreifen ſoll. Manches reizende Gebilde der Phantaſie wird durch das ſchwere Wort niedergedrückt wie der zarte Flügel des Schmetterlings durch den kühlen Thautropfen der Nacht.

Das Talent der mimiſchen Darſtellung im Styl, beſitzt Klopſtock nicht in vorzüglichem Grade. Die geiſtige Phyſiognomie ſeines Chriſtus ſchwankt zwiſchen den Schöpfungen des tiefen Albrecht Dürer und denen der neuitaliſchen Schule; doch eben dieſer Mittelzuſtand erreicht nichts ganz Entſchiedenes. Sein Gott der Vater iſt zu populär erhaben, und hat zuviel mit einem gewiſſen — wenn wir ſo ſagen dürfen — arithmetiſchen Pathos zu thun, ſein Johannes iſt mehr der Begriff eines vortrefflichen Schülers als der einzige Jüngling ſelbſt. Die Engel ſind fantaſtiſch geflügelte — Lämmer und ſingen beſonders gegen das Ende des Werks ſo viel, daß Ermüdung zu beſorgen iſt.

§. 36.

Am verfehlteſten aber iſt, meines Erachtens, der Charakter des Satan, des Mahleriſchſten und Geſtaltvollſten was unſre Mythologie hervorgebracht hat. Hier iſt es dem Dichter genug geweſen, das (nicht klar genug gedachte) Prinzip des Böſen perſonificirt redend einzuführen, und zwar abermals wieder mit ſteter Hinneigung zum Erhabenen, nur daß dieſes Letztere, um es von dem des guten Prinzips zu unterſcheiden, mit einiger Krampfhaftigkeit verſetzt worden iſt. Um den Klopſtockiſchen Satan verfehlt, und, trotz aller ihm in den Mund gelegten Heldenſprüche, kraftlos zu finden, bedarf es nicht erſt einer Vergleichung deſſelben mit dem durchaus vortrefflichen in Goethe's Fauſt, ſondern es iſt genug ſich an manche Andeutungen dieſes Charakters in den alten deutſchen Komödien und Heldenſpielen zu erinnern. Wir geſtehen daß wir einige altdeutſche Schauſpiele kennen und von Puppen haben aufführen ſehen, in denen der unſelig negirende, witzig ruchloſe, aus innerer Zerſtörtheit zerſtören wollende Charakter des Satan im Ganzen mit einer ſo beſonnenen Umſicht, Conſequenz und lebendigen Deutlichkeit geſchildert worden war, daß wir einzelne Unbeholfenheiten gern verziehen, während die gebildete Kraftſprache und die anziehenden Sentenzen Klopſtocks, für jene fehlenden Charakterumriſſe nicht hinreichend Erſatz geben. Der Satan, der eben (wie bereits gezeigt worden) in einem gänzlichen Verneinen alles Poſi tiven beruht, weiß von keinen ſolchen Sentenzen, denn es giebt für ihn gar keine feſte Wahrheit, und ein auf Erhabenheit ausgehender Mephiſtopheles iſt in ſich ſelbſt eben ſo gehaltlos als die erhabenen Hexen, welche ein ſonſt vortrefflicher Dichter in den Macbeth eingeführt hat.

Ohne Zweifel trägt bei dem mislungenen Satan im Meſſias Milton die meiſte Schuld, indem damals in unſerm Deutſchland eine etwas unfreie Liebe für den wakkern, aber höchſt einſeitigen Engliſchen Dichter in Umlauf geſetzt worden war; aber es iſt keinesweges unſere Meinung, einen Mann wie Klopſtock, der höher ſtand als ſeine Zeit, durch ein Gebrechen ſeiner Zeit entſchuldigen zu wollen.

Daß die zweite Hälfte des Meſſias tief unter der erſten ſteht, iſt als allgemein bekannt voraus zu ſetzen, ja es dürften vielleicht unter tauſend Leſern kaum zehn ſich finden, die das ganze Werk mit gleicher Aufmerkſamkeit durchdrungen hätten *).

§. 37.

Klopſtocks Trauerſpiele ſind von den Deutſchen mit einer Kälte empfangen worden, die in dem auffallendſten Gegenſatz ſtand mit dem glühenden Enthuſiasmus, den ſein Meſſias erregt hatte. Man betrachtete ſie, wie es ſcheint, nur

---

*) Sollte nicht auch die hexametriſche Form, mit der Kl. bekanntlich häufig genug zu kämpfen hatte, — einen ſehr edlen und verdienſtlichen, doch ſichtbaren Kampf — dem großen Werk geſchadet haben? Würde nicht hier der Reim, etwa in der reichſten Fülle der Ottaven, oder in der Majeſtät der Terzinen, von der herrlichſten Wirkung geweſen ſein? Es iſt nie zu ſpät, dieſe Frage aufzuwerfen; denn nur eine praktiſche Antwort könnte ganz entſcheiden.

nur mit einer gewiſſen verlegenen Scheu, und während man ſich beſann, was eigentlich darüber zu ſagen ſei, ging vielleicht der Augenblick des Ergreifens und Auffaſſens verloren. In der That ſind dieſe Tragödien, bei der erſten Lektüre wenigſtens, dem Scheine der Härte und Kälte ausgeſetzt, auch iſt nicht zu leugnen, daß der ruhige Stolz, in dem ſie ſich geben, zuweilen herbe wird und ſchroff, auch zu viel von ſich ſelbſt und daß er ſo ſtolz ſei, redet, und daß das Ganze ſich nur wie ein kühner harter Fels erhebt. Der Styl, in dem dieſe Tragödien geſchrieben ſind, hat eine Nacktheit, die den Liebhaber der blumenreichen Schreibart zurückſtoßen muß, denjenigen aber ſehr anziehen wird, der hier eine Beſonnenheit ahndet, die von dem geſunden Baume ſelbſt die Blüthen und Blätter abzuſtreifen wagt, da ſie des innern Lebens ſelbſt gewiß iſt. Ein Irrthum waltet hier allerdings ob, denn der Lapidarſtyl gehört bekanntlich der Tragödie nicht an, aber es iſt ein höchſt bedeutender Irrthum, der neues Zeugniß giebt von dem ſelbſtſtändigen Streben des trefflichen Mannes.

So bleiben die drei vaterländiſchen Schauſpiele: Herrmanns Schlacht, Herrmann und die Fürſten, und Herrmanns Tod, eine höchſt wichtige und in ihrer Art faſt einzige Erſcheinung. An Gründlichkeit in den Vorſtudien, und rein hiſtoriſcher Forſchung iſt **Klopſtock** ſchwer zu übertreffen, er hat ſich in den Herrmann völlig hineingelebt, und manches, was er zu deſſen Charakteriſtik gegeben, iſt unübertrefflich, ſteht aber leider mit andern Theilen deſſelben Gemäldes im Misverhältniſſe, da Herrmann zuweilen faſt zu einem **Klopſtock** ſelbſt gemacht wird. Daſſelbe gilt von Thusnelden, deren einzelne wahrhafte und köſtliche Naivetät (z. B. als ſie ſich den ungeheuern Schild des Varus reichen läßt: „So groß! und hat doch nicht gehol ſen**) leider auch durch ſo manches daneben vorkommende Ungehörige nicht zur rechten Freiheit gelangen kann. Einige der altdeutſchen Fürſten erſcheinen faſt nur wie graue Eiſenrüſtungen in Nebel gehüllt, mitunter aber wahrhaft imponirend und für den ſinnigen Leſer voll prophetiſcher Bedeutſamkeit. — Weniger anſprechend für die Tragödie ſcheinen die aus den alten hebräiſchen Urkunden genommenen Stoffe, die bei manchen glänzenden Details, durch eine ſeltſame Miſchung von Schwere und Weichheit, von Weitläufigkeit und Willkühr erkältet worden ſind.

§. 38.

Die beiden letzten Jahrzehnte von Klopſtocks Leben entfernten ſich nach und nach von der Poeſie, und eine gewiſſe, weniger geiſt- als herzvolle Politik zog den Dichter in ihre Wirbel, und das ruhige Ebenmaaß, das ihn ſonſt meiſtens begleitet hatte, wich. Faſt ſämmtliche Oden und Epigramme, die ihm das durch die franzöſiſche Revolution erregte Gefühl eingab, entbehren der poetiſchen Freiheit und ſind theils Erzeugniſſe eines wackern Enthuſiasmus oder Zornes, der zwar wohl weiß was er will, doch das Höchſte nicht erfaſſen kann, theils wohl gar Ergießungen des Ingrimms und einer Wehmuth, die nicht ohne Mistöne ſingt, theils auch nur Ergebniſſe des — Irrthums.

Nach und nach fand ſich auch etwas zu eng Abgeſchloſſenes in ſein Leben hinein, er hörte auf, die geſammten Fortſchritte der deutſchen Literatur zu betrachten, obwohl er in manchen einzelnen literariſchen Beſtrebungen noch immer weit über der Zeit ſtand. Er war ſo ſehr von Anderen verwöhnt worden, und hatte ſich ſelbſt ſo ganz an den Gedanken gewöhnt, ſein Geiſt ſei ein alles durchdringender, daß er faſt immer ſich ſelbſt allein Recht geben mochte, wenn ihm die bedeutendſten Erſcheinungen der neuern deutſchen Literatur misfielen. Hiedurch gerieth er denn auch in eine Härte und Strenge gegen andere, die um ſo unangenehmer auffällt, wenn wir der milden Heiterkeit und des freudigen Anerkennens gedenken, welches er während ſeiner Jugend geübt hatte. Er ſpottete über Herders meiſtens treffliche Kritik der deutſchen Literatur, aus der er wahrlich gar ſehr viel hätte lernen können. Er übertrieb in einem harten Epigramm den Tadel gegen den mild-freundlichen Wieland, und ſah in Goethe, dem er ſogar einmal öffentlich vorwarf, er verſtehe die deutſche Sprache nur ſo halb und halb, nicht viel mehr als ein unbändiges Genie, das aber eben deshalb ein wenig unbequem zu handhaben ſei. Daß er Wieland nicht liebte mochte hingehen, beſonders da die Abneigung nach Kräften erwiedert ward, daß er ihn aber nicht einmal eines ernſthaften Tadels würdigte und die ganze Sache mit einem einzigen Epigramme abzumachen meinte:

> Er hinkt am Griechenſtab, und lahmt am Römerſtocke,
> Und doch ſtaunt alle Welt, und ſchreit: Er macht Epoche!

kann nicht wohl der Billigkeit gemäß erachtet werden. Warum ſah er nur Stock und Stab, (die freilich oft genug in die Augen fallen,) da doch W's angenehme Leichtigkeit und behagliche Raſchheit dem Blicke früher begegnen ſollten, und gerade für Klopſtock etwas höchſt Wünſchenswerthes geweſen wären!

§. 39.

In den letzten Jahren ſeines Lebens ſcheint Kl. die ganze Gegenwart ignorirt zu haben, und es iſt zu zweifeln, ob er von den wahren Edelſteinen unſerer Literatur, Egmont, Taſſo, Wallenſtein, **Wilhelm Meiſter**, **Siebenkäs** u. ſ. w., Notiz genommen *).

Es iſt eine betrübende Erfahrung, die der Literaturhiſtoriker nicht ſelten machen muß, daß manche ſelbſt der trefflichſten deutſchen Schriftſteller, in der Jugend verzogen und verweichlicht, ſich in den ſpäteren Mannsjahren verhärtet zur Ruhe ſetzen, und dann oft, nicht bloß abgeſchloſſen, ſondern auch künſtlich eingeſäumt und zugeſchnürt erſcheinen. In Beziehung auf Klopſtock kann natürlich nur von einer gewiſſen gletſcherartigen Verhärtung im ſpätern Alter die Rede ſein, doch auch dieſe, ſelbſt wenn, wie hier, noch einige Abendrothſtrahlen den Blick anziehen, iſt immer ein trauriges Loos, das wir beſonders von dem herrlichen Odendichter hinweg gewünſcht hätten.

Als ſolcher, wir wiederholen es — denn wer möchte den Abſchnitt über K. mit einem trüben Worte ſchließen? — als Odendichter ſteht er im Ganzen noch immer unerreicht da, und wie man auch über einige, die faſt nur ein (an ſich ſehr achtungswerther) grammatiſcher oder rhetoriſcher Enthuſiasmus erzeugt hat, urtheilen möge: die Hälfte derſelben iſt vollkommen hinreichend ihm die Unſterblichkeit zu ſichern.

---

*) Einem Gerücht zu Folge, das einmal ausgeſprochen worden, ſoll Klopſtock Shakſpearn nicht geliebt haben! Wir überwinden den Widerwillen, ohne welchen eine ſolche Nachricht nicht wohl mitgetheilt werden kann, durch die Hoffnung, daß irgend ein Deutſcher, welcher Klopſtocks perſönlichen Umgang genoß, veranlaßt werde, ihr zu widerſprechen. Indeſſen, auch ohne hiſtoriſchen Beweis führen zu können, lehnen wir jene Notiz als in ſich ſelbſt unhaltbar ab, da wir ſonſt wohl ſchwerlich Klopſtock für einen Dichter würden erklärt haben können. Und als ein ſolcher iſt er uns ſtets erſchienen; einſeitig zwar, doch in der Einſeitigkeit wahrhaft groß und herrlich

Wie in Deutſchland gewöhnlich jeder bedeutende Schriftſteller, ſo wurde auch Klopſtock von einer Menge Nachahmern begleitet. Es gab Poeten genug, die ſich getrauten, auch wohl ein Epos zu Tage zu fördern, und es wimmelte bald ſo ſehr von Heldengedichten unter uns, daß ein nicht geringer Heldenmuth erfordert wurde, dieſelben zu ertragen. Auch die Oden wurden fleißig nachgeahmt, d. h. man ſtellte einige pathetiſche Ausdrücke neben einander, vermiſchte ſie mit Wodan, Freya, Iduna ꝛc., und brachte ſie dann in das Alkaiſche, Asklepiadeiſche, Sapphiſche oder gar in ein nach Willkühr ſelbſt erſchaffenes, taumelndes, ja trunknes Metrum, welches letztere man leider nicht ganz ſelten für den wahren Diamant in der Krone des Dichters hielt.

§. 40.

Es iſt ſchon oben (§. 10.) erwähnt worden, daß ſich zu Anfange der vierziger Jahre einige junge Männer, ausgerüſtet mit mannigfaltigen Anlagen und edler Neigung für die Poeſie, zuſammen fanden und vereinten, einen beſſern Geſchmack in Deutſchland hervor zu rufen, da ſich hoffen ließ, er ſei nicht todt, ſondern ſchlummre nur. Sie hatten ſich nicht getäuſcht, und gar bald krönte der Beifall aller Beſſeren ihre Bemühungen. Zwar finden wir in ihrer Kritik und in ihrer Proſa noch viel von Gottſchediſchem Waſſer, auch wohl von Bodmerſcher Starrheit, aber es regt ſich doch auch hie und da ein freierer Geiſt; und die durchaus uneigennützige, reine Liebe für die Poeſie, ſo wie die edle Freundſchaft unter einander war ihnen die Muſe ſelbſt. Man nennt den Verein dieſer Männer wohl die Sächſiſche Schule, vielleicht nur weil ſie ſich meiſtens auf der Univerſität zu Leipzig hatten kennen lernen, und bezeichnet ihren Geiſt nach einem gemeinſchaftlich herausgegebenen Journal, das lediglich nach dem Druckorte „die Bremiſchen Beiträge" hieß; obwohl nicht alle, die zu jenem Verein gehören, an demſelben Theil genommen haben *). Einen eigentlichen dominirenden Herausgeber hatten jene Beiträge, die im Jahr 1744 begannen, nicht. Die Freundſchaft, welche die Verfaſſer verband, war eine tüchtige republikaniſche, doch fein und zart, jeder Aufſatz, jedes Gedicht wurde der Kritik **aller** unterworfen; nur ſcheint es, als habe man beſonders auf das Urtheil **Gärtners** beſonderes Gewicht gelegt.

Karl Chriſtian **Gärtner**, geb. zu Freiberg im Sächſiſchen Erzgebirge, geſt. 1791 als Profeſſor am Collegium Carolinum zu Braunſchweig, galt für einen trefflichen Kritiker, weil er bei ſehr ausgezeichneten Kenntniſſen in den alten Sprachen, mit Sorgfalt auch das Beſſere der Modernen ſich anzueignen ſuchte, und ſtets mit liebender Strenge verfuhr; vielleicht auch weil er der Ältere war. Da ſeine Anlagen zur thätigen Poeſie ein wenig geringer waren als bei meiſten in jenem Vereine, ſo erſchien er am ſeltenſten mit eignen Arbeiten, und begnügte ſich meiſtens mit der Beurtheilung und Herausgabe der Werke ſeiner Freunde. Man ſchien zu glauben, der nicht ſehr productive Dichter ſei am geeignetſten für die Kritik, ein ſeltſamer Irrthum, der ſich jedoch dreißig Jahre darauf bei dem ſogenannten Göttinger Verein, wiederholte, der bekanntlich auf das Urtheil des wackern, aber nicht ſehr poetiſchen **Boie** das meiſte Gewicht zu legen ſchien. — Man darf von **Gärtner** ſagen, daß er in der Poeſie und beſonders in der Beredſamkeit, manche früh eingeſogene Gottſchediſche Gedanken nie ganz hat verbannen können, ein Uebelſtand, der in ſeinem Schäferſpiel: „Die geprüfte Treue,“ und in ſeinen gedruckten Reden genugſam an den Tag kommt; aber ſein ganzes Naturel und ſeine ganze Geſinnung war von der Gottſchediſchen gar ſehr weit entfernt, und ſo gelang es ihm, Treffliches zu leiten, ohne ſelbſt Ausgezeichnetes geben zu können. Der würdige Mann zeigte wenigſtens ſtets das wahre **Gemüth** des ächten Kritikers, dem nur daran liegt, daß das Häßliche **nicht** ſei, und das Schöne ſich Bahn mache. An ſich ſelbſt, und ob er beſonders das Schöne geben könne, dachte er wohl nur ſelten, denn das erkannte oder doch geahndete Schöne wurde ja durch die Erkenntniß ſein Eigenthum.

---

*) Einen beſſern Sinn würde der Name: „Sächſiſche Schule" bekommen, wenn man dabei bedenken wollte, daß Sachſen die Wiege des edlen Proteſtantismus iſt, und deshalb auch eine rein proteſtantiſche Poeſie vorhanden ſein müſſe. Eine rein Lutheriſche giebt es gewiß, und wer erkennt ſie nicht als tief bedeutungsvoll!

§. 41.

Ein verwandter Geiſt war Nicolaus Dietrich **Gieſeke**, ein Ungar, geb. 1724, geſt. 1795. Er empfing ſeine Bildung in Deutſchland und zeigte ſich beſonders thätig in dem genannten Dichterverein. An Gelehrſamkeit ſteht er vermuthlich unter **Gärtner**, aber an productiver Kraft geht er ihm voran, es fehlt ihm nicht an Kühnheit und Feuer, aber es iſt zu beklagen daß er dieſe ſchönen Eigenſchaften oft faſt zu unterdrücken bemüht iſt, weil er, der Allzubeſcheidene, ſich ſelbſt nicht recht traut, und ſtets der ſtrengen Kritik des Freundes ſchon im voraus gedenkend, ſich eine gebahnte bequemere Straße vorzeichnet, wo die Geländer auf beiden Seiten das Verirren faſt unmöglich machen. Aber auch auf dieſem Wege iſt er nicht ſelten wahrhaft liebenswürdig durch Sanftheit der Empfindung.

der eine correkte und weiche Sprache zu Hülfe kommt. — Er hat ſich verſucht im lyriſchen und didaktiſchen Gedicht, und in der Fabel; im erſten am glücklichſten, im zweiten hemmte ihn ein wenig die Ueberſchätzung Opitzens, in der dritten zeigte er ſich nur als einen leidlichen Nachahmer Gellerts. — Seine poetiſchen Werke, von Gärtner herausgegeben 1767, ſind leider faſt vergeſſen worden, doch werden manche ſeiner Gedichte, gleichſam wie reine Milch, ihre erfriſchende Kraft nie verlieren.

§. 42.

Johann Elias Schlegel, geb. zu Meißen 1718, geſt. als Lehrer an der Ritterakademie zu Soroe 1749. Er hat faſt unter allen Dichtern, die man gewöhnlich zu der ſogenannten Sächſiſchen Schule rechnet — nur daß man dabei nicht vergeſſen möge, daß eben dieſe Schule allen Schulen praktiſch entgegen arbeitete, und eben deshalb nicht eine Schule genannt werden ſollte, — den meiſten Umfang des Geiſtes, obwohl nicht die größte Tiefe gezeigt. Der innern Freiheit und Selbſtſtändigkeit, ſo wie raſcher Lebendigkeit ſich bewußt, gefiel es ihm, ſich faſt in allen Gattungen der Poeſie muthig umher zu treiben. Sein „Herrmann“ noch in den dreißiger Jahren des Jahrh. gedichtet, nimmt ſich, auch abgeſehen von faſt allen Trauerſpielen jener Zeit, durch Geſinnung und Kernhaftigkeit der Sprache ſtattlich genug aus; aber leider ſchnürt ihm die Pſeudo-ariſtoteliſch-Corneilliſche Theorie die tapfere Bruſt dergeſtalt zuſammen, daß er faſt zu nichts kommt, als zu — Worten. Daſſelbe gilt faſt auch von den andern Trauerſpielen des Dichters, die durch eine oft beängſtigende Form in ihrem innern Weſen aufgehalten und gedrängt werden, ob ſie gleich ſtellenweiſe ſehr zu rühmen ſind, und die edle Geſinnung des Dichters oft hervorleuchtet.

Auch für das Luſtſpiel hatte S. entſchiedene Anlage, denn wenn auch anfangs im „geſchäftigen Müſſiggänger“ ſeine Raſchheit zu einer faſt alltäglichen Bequemlichkeit herabgeſunken war, ſo erhob er ſich doch bald darauf ein wenig zu dem „Triumph der guten Frauen,“ in welchem Luſtſpiele bei allen Mängeln (z. B. Undeutſchheit der Charaktere), doch ein ziemlich guter techniſcher Bau und raſcher Dialog zu erkennen iſt. Den Dichter aber bezeichnen nur ſeine Vor- und Nachſpiele in gereimten Verſen, z. B. „die ſtumme Braut.“ In dieſem Felde iſt bei S. faſt alles angenehm und künſtleriſch begränzt, während die oben genannten proſaiſchen Luſtſpiele (ſelbſt den in ſich recht komiſchen Geheimnißvollen nicht ausgenommen) an wäßriger Breite leiden.

Damit noch keinesweges zufrieden, ſchrieb er auch Oden, Cantaten, didaktiſche Epiſteln, Kritiken, den erſten Verſuch Shakſpearen bei den Deutſchen einzuführen (indem er ihn wohlwollender Weiſe mit Andreas Gryphius verglich), und die erſten zwei Geſänge eines ſehr weitläufig angelegten epiſchen Gedichts Heinrich der Löwe, an welchem aber faſt nichts bedeutend iſt als der Name des Helden.

Was als Uebermuth gelten kann in dieſer Ueberfülle und dem Umherſchweifen nach allen Seiten hin, ſoll nicht überſehen werden; eben ſo wenig aber auch die Beweglichkeit und der Reichthum der Phantaſie, ohne den ein ſolcher oft mit Glück durchgeführter Uebermuth gar nicht zu denken iſt.

Leider bewogen manche Verhältniſſe, wie ſie in Deutſchland bei den Dichtern nicht ſelten ſind, den Verfaſſer des Herrmann das geliebte Vaterland zu verlaſſen und im Auslande ein Glück zu ſuchen, wo es faſt nie zu finden iſt. Faſt alle Dichter bedürfen nicht bloß der Vaterlandsliebe, ſondern auch des ſichtbaren Vaterlandes und der vaterländiſchen Freunde, der mahnenden, tadelnden, rühmenden, liebenden, und wie hätte Schlegeln was er damals in Dänemark fand erſetzen können was er verlor? Was er in Copenhagen und Soroe ſchrieb, zeigt ſtets von redlichem Streben, aber wir vermiſſen faſt immer jene köſtliche Behaglichkeit, die ſich auch bei kräftigen Gemüthern nur im Umgange mit lieben trauten Freunden am ſicherſten erhält. Hochachtung konnte er erzwingen auch bei Fremden; Liebe nicht, und ihrer bedurfte er. Daher tritt ſeine Männlichkeit nicht ſelten rauh auf, ſeine Kraft mit Härte vereinigt, ſeiner Deutſchheit fehlt die Lieblichkeit, ſeinem Stolze die ſüße Blüthe, ohne die er ſtarr und eiſern wie in ſteter Rüſtung ſich bewegen muß. — Unmäßige Anſtrengung, und eine vielleicht nur ſelten ausgeſprochene, doch deſto lebhafter gefühlte Sehnſucht, in tiefes Heimweh übergehend, rafften den reichbegabten Jüngling im noch nicht vollendeten einunddreißigſten Lebensjahre hinweg.

§. 43.

Chriſtian Fürchtegott **Gellert**, geb. 1715, geſt. als Profeſſor zu Leipzig 1769.

Keinem deutſchen Schriftſteller des achtzehnten Jahrhunderts iſt es gelungen, eine ſo große Anzahl der verſchiedenartigſten Leſer aus allen Provinzen, allen Ständen, ja ſelbſt Religionspartheien in Liebe an ſich zu ziehen, als ihm, und es iſt kaum nöthig, der einzelnen Momente zu gedenken, in denen ſich jene Neigung der Deutſchen für ihn auf eine beſondere Weiſe kund that, da die Erinnerung daran durch gar viele Schriften und mündliche Traditionen noch immer friſch und rege erhalten worden iſt. Wie aber die kühlere Nachwelt nicht leicht den Eifer ihrer Vorzeit theilt, oft wohl gar, ihre Nüchternheit für höhern Verſtand haltend, ſich nach Waſſereimern umſiehe, die alte Flamme auszulöſchen, ſo iſt es auch in Beziehung auf Gellert der Fall geweſen. Man glaubt, er habe ſeinen Lohn dahin, und iſt eben nicht geneigt, im Lohnen weiter fort zu fahren. Endlich findet ſich auch wohl eine ſtehende Redensart, oder ein lobendes Beiwort ein, das man in allen Fällen, wo von einem ſolchen Manne die Rede iſt, mit Bequemlichkeit brauchen zu können meint. Ein ſolches Wort iſt für Gellert ſchon längſt gefunden, es heißt „der fromme Gellert,“ und damit gut. Allerdings wäre das auch recht gut, da es in der Hauptſache alles nennt, was von Gellert zu ſagen iſt, nur iſt es übel, daß die meiſten alſo redenden nicht recht wiſſen was ſie damit ſagen. Bei manchen iſt ein ſolches Wort von einem gewiſſen Lächeln begleitet, das theils Bedauern über den armen Mann ausdrückt, der ſich ſo gequält hat um etwas zu werden, welches man in den äſthetiſchen Thees ſelten in ſeiner wahren Bedeutung vernimmt. Zugleich aber bekündet auch jenes Lächeln mitunter das ſtolze Bewußtſein des Lächlers, daß er für ſeine Perſon ſich mit nichten alſo plage, ſondern ungleich beſſerer Aufklärung genieße. Laſſen wir alſo dieſe wie jede andere ſtehende Redensart beiſeite, ſondern betrachten den ganzen Mann noch einmal mit gewohnter Unbefangenheit.

Eine altväterlich gottesfürchtige ſtrenge Erziehung, tief inniger Glaube, ſo wie auf der andern Seite Unbeholfenheit im äußern Leben, die mitunter zur Aengſtlichkeit zu werden ſchien, und ſtete Kränklichkeit: das waren ſeine Führerinnen zur — Poeſie. Gellert iſt ein ſchönes (doch gar nicht ſeltenes) Beiſpiel, daß jene ſtrengſte Gottesfurcht dem Witz nicht nur nicht wehre, ſondern ihn auf die köſtlichſte Weiſe befördere, und daß jene Kränklichkeit und ſcheinbare Lebensängſtlichkeit eine gewiſſe Gattung von ſcherzhafter Laune gleichfalls begünſtige. Der fromme, arme, aber poetiſch gebildete Kranke iſt faſt immer am meiſten zur — Scherzhaftigkeit aufgelegt, während der im dicken Honig des äußerlichen Wohllebens Taumelnde gar bald mit verklebten Flügeln des Aufſchwungs vergeſſen wird.

§. 44.

Gellerts Fabeln, welche in einer ſehr dürren literariſchen Zeit (von 1740 bis 50) erſchienen, gewannen durch freundliche Gutmüthigkeit, leicht verſtändliche Moral, treuherzige Schalkhaftigkeit und populären Witz, die Liebe des Volks, und während es ſie liebte, ward es auch durch ſie gebildet. Die Verhältniſſe des Lebens ſtellten ſich hier theils ernſt einfach, theils fröhlich dar, eine gewiſſe offenherzige Ironie, die keinem wehe that, entzündete ähnliche Gemüther und erweckte ſogar den alten faſt verſchlafenen Geſelligkeitsgeiſt. — Freilich wird der Kritiker tadelnd noch hinzu ſetzen müſſen, daß dieſen Fabeln oft eine gewiſſe Breite, Schwatzhaftigkeit und Verwäſſerung beiwohne, doch wird er niemals jene angeführten Vorzüge derſelben leugnen können: ſo wie denn überhaupt bei jedem Schriftſteller, welcher der wahrhafte Liebling des Publikums geworden, doch nothwendig irgend Ein guter entſcheidender Grund obwalten mußte.

Wenn Gellerts Fabeln durch ihre Allverbreitung auf die Verſtandescultur des Volkes bedeutend wirkten, ſo bemächtigten ſich ſeine geiſtlichen Gedichte des Herzens der Nation, und es gelang ihm, einige Ahndungen von Religioſität ſelbſt bei dem großen Haufen in der ſogenannten vornehmen, wie in der ſogenannten geringen Welt zu retten. Er erreicht nur ſelten die Tiefe und Gluth eines Flemming und Gerhard; aber Innigkeit und Hingebung zeichnen auch ſeine geiſtlichen Gedichte aus, ja er weiß ſelbſt den oft zu durchſichtigen Gefühlen eine gewiſſe rührende Wärme und leichte wohlthätige Erhebung mitzutheilen. Einzelne Strophen treten beſonders mächtig und großartig hervor, das helle Siegel der edelſten Begeiſterung tragend; und jene allgekannten Zeilen:

Da ruft — o möchte Gott es geben! —
Vielleicht auch mir ein Sel'ger zu:
„Heil Dir, denn Du haſt mir das Leben,
Die Seele mir gerettet, Du.“
O Gott, wie muß das Glück erfreun,
Der Retter einer Seele ſein!

ſind wie Harfentöne aus einer höhern Welt, die dem frommen Dichter gern erklingen, und die ſelbſt einer gedrückten Seele ſüße Ahnung zuflüſtern.

Iſt aber im Allgemeinen vom Talent die Rede, und wo es ſich bei G. am meiſten und ſicherſten gezeigt habe, ſo tritt die kleine fröhliche Erzählung hervor, weil es ihm zu Statten kommt, daß hiebei eine gewiſſe Gattung von Geſchwätzigkeit eben nicht zu den Fehlern gehört, und daß, wie geſagt, die Kränklichkeit des Liebenswürdigen oft witzig iſt. Freilich iſt der Stoff dieſer Erzählungen faſt immer derſelbe, doch macht ſich ſein ſpaßhafter Weiberhaß und ſeine komiſche Scheu vor der Ehe ſtets ſo gutmüthig und oft ſo angenehm ſchalkhaft, daß er wohl niemals eine Frau im Ernſt erzürnt hat. Das bekannte Wort:

Ridetur chorda qui semper oberrat eadem hat bei Gellert nur ſelten Anwendung erlitten, eben weil er die Eine Saite mit einer gewiſſen Zierlichkeit zu handhaben wußte.

Für den Roman hatte Gellert durchaus kein Talent, und es iſt niemandem mehr zuzumuthen, ſeine ſchwediſche Gräfin zu leſen. Man wird ſogar einräumen müſſen, daß Baniſe, Octavia, Aramena, ſo wie ſelbſt die liebſeligen und galanten Celinden und Bellamiren manche Vorzüge vor jener Gräfin haben.

§. 45.

Wenn auch faſt eben ſo mislungen, doch erfreulicher und wichtiger ſind ſeine Schauſpiele. Mit ihnen iſt es ihm ein ungleich höherer Ernſt, und wenn auch ſein Orgon und Damis, Siegmund und Simon, ſo wie ſein Lottchen und Julchen, immer nur Umriſſe von allgemeinen und nur ſelten recht deutſchen Charakteren geben, ſo iſt doch wenigſtens der Dialog ſelbſt in ſeiner zierlichen Weitſchweifigkeit und ehrbaren Gelaſſenheit als ein ſehr merkwürdiger Beitrag zur Culturgeſchichte der Deutſchen anzuſehn. Nur der Uebellaunige kann dieſe Stücke trocken nennen; der fröhlicher Geſtimmte wird ſie Alle, beſonders aber ſein „Loos in der Lotterie“ recht wohl genießbar und ſcherzhaft in der Trockenheit, ſo wie nicht minder beziehungsreich und bedeutend finden. Da wo der Scherz und Spott ſo leicht iſt, als es in Beziehung auf dieſe Schauſpiele zu ſein ſcheint, iſt er oft ſchon um deswillen ungerecht. Und ſo gelte dieſes Urtheil denn auch ſogar von Gellerts Schäferſpielen, bei denen wir uns durch die vielen grünen und blauen Bänder (die einem neuern Kritiker ſo ſeltſam widerlich geweſen ſind) durchaus nicht irre machen laſſen wollen, indem wir ſie für die Hüte und Schäferſtäbe, die doch nun einmal durchaus vorkommen müſſen, recht zweckmäßig finden.

Gellerts Briefe, die man bei ihrem Erſcheinen als durchgängig muſterhaft und vollendet betrachtete, gelten jetzt bei Vielen für überkünſtlich und wohl gar für affectirt. Ich geſtehe gern, daß ich bei weitem milder über dieſelben denke, und einige derſelben in ihrer Sphäre als vorzüglich erkenne. Dieſe Sphäre iſt nämlich das ſogenannte goldene Zeitalter der deutſchen Literatur von 1740 bis 60, das von Manchem für wahrhaft golden und einzig, von Manchem aber auch für größtentheils ſeicht und fade, oder wohl gar für ein wäßriges Faſtgarnichts erklärt worden iſt. Das erſte Urtheil iſt ſo verkehrt als das letztere. Jene Periode iſt allerdings ein entſchiedenes und bedeutendes Etwas. Wenn ſich ein Menſch oder ein Volk oder eine Literatur von der Rohheit losreißt, ſo pflegt man jenes Losreißen nicht bloß durch die That zu beweiſen, ſondern auch ſehr häufig durch ſelbſtgefällige Worte zu verkünden. Oft begnügt man ſich ſogar mit den Worten allein, und hält ſie ſchon für die That, oder denkt doch wenigſtens, die letztere werde wohl von ſelbſt nachkommen. Daher die ewig ausgeſprochene Verſchmähung des Rohen und Gemeinen (welche ſich ja billig unausgeſprochen von ſelbſt verſtehen ſollte), daher die Liebäugelei und Koketterie mit der Feinheit und Zierlichkeit, die nicht ſelten in die Süßlichkeit und Stutzerhaftigkeit übergeht. Ganz frei von dieſen Fehlern ſind auch die Gellertſchen Briefe nicht, doch haben ſie weniger von denſelben als die meiſten übrigen der damaligen Zeit, denn Gellerts Geiſt war in der That ein zarter und feiner, während manche andere Poeten, die ſich um ihn drängten, nicht ohne Unbeholfenheit und Anwandlung von Rohheit, ſich auf die Zartheit legten, wie auf eine mechaniſche Kunſt.

§. 46.

Abraham Gotthelf Käſtner, geb. 1719, geſt. 1800. Wenn Novalis einſt wagen wollte, in ſeinem „Heinrich von Ofterdingen" die Mathematik ſingend auftreten zu laſſen, ſo würde ſchwerlich der ſcharfſinnige Käſtner dieſe Göttin für die ſeinige erkannt haben, wohl aber zeigte er, daß ſeine Wiſſenſchaft, wenn auch nicht Geſang, doch gar treffenden combinatoriſchen Witz gebe, oder vielmehr ſelbſt witzig ſei. Seine Epigramme ſind zum Theil ein wenig gallicht und athmen mitunter eine etwas drükkende, wenn auch von künſtlichen Wohlgerüchen durchwürzte Stubenluft, manche andere aber ſind leicht hinflatternde Pfeile, die von ſicherer Hand geworfen, das Ziel nicht verfehlen. Andere machen zu viel Umſtände um witzig zu ſein, und bedürfen oft langer erklärender Ueberſchriften, andere verſchwenden ihren Witz an unbedeutende und unerquickliche Commeragen, die bekanntlich leider genug in der gelehrten Welt vorfallen; immer aber wird doch ein nicht kleiner Theil übrig bleiben, an dem wir uns rein erfreuen. K. iſt auch wichtig, um an ihm den Unterſchied des poetiſchen und proſaiſchen Witzes zu zeigen; den letztern beſaß er in hohem Grade, den erſten faſt nie oder doch nur in ſeltnen Stunden. Sein Witz iſt ein treffendes Schwerdt und ein wohl abwehrender Schild; aber faſt immer iſt es nur eine einzelne Sache, die er kräftig verficht oder deckt, ſelten eine umfaſſende Idee, faſt nie eine poetiſche Anſchauung. Die Philoſophie, der er von jeher nicht ſehr gewogen geweſen zu ſein ſcheint, da er wohl nur Wolfiſche Metaphyſik ganz kannte, wurde ihm in ſeinen letzten Lebensjahren zu mächtig, und die Pfeile, die er gegen Kant und Fichte ſchleuderte, trafen nicht dieſe Männer, ſondern nur ſelbſtgeſchaffene Luftbilder.

Aller dieſer Ausſtellungen ungeachtet, beſitzt die deutſche Literatur in Käſtner einen Mann, von dem wir wenigſtens einhundert in ihrer Art klaſſiſche Sinngedichte aufweiſen können, die an Salz und Gift — auch Gifte mögen in gewiſſen Fällen Heilkräfte in ſich haben — ſo überreich ſind, daß ſie tauſend andere Epigramme damit noch leidlich ausſtatten könnten.

Noch muß bemerkt werden, daß K. ſchon hier ſeinen Platz einnimmt, weil er einer der allererſten war, welche der deutſchen Proſa wenigſtens etwas von ihrer alten Reinheit und Kernhaftigkeit zurück zu geben ſtrebten, wovon ſich ſchon in den „Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes“ (1741 ff.) Proben finden, die bei aller Mangelhaftigkeit doch in ihrer Zeit ſich löblich auszeichneten.

§. 47.

Johann Adolph **Schlegel**, geb. 1721, geſtorb. 1793, merkwürdiger als Bruder von Elias und Vater von Auguſt Wilhelm und Friedrich, denn als Dichter. Als letztern machte er ſich bekannt durch mehrere geiſtliche Oden, die — freilich ohne das Feuer der Ode — gute Geſinnungen und fromme Gefühle in correcter Sprache ausdrücken. Dies iſt aber auch alles, was man zu ihrem Lobe ſagen kann, und ſelbſt die am meiſten bewunderte: „Gottes Größe in den Meeren“ iſt des erhabenen Gegenſtandes durchaus nicht mächtig. Selbſt bei den bloßen Anfangszeilen:

„Gott, Herrſcher, groß in allen Landen,
Du biſt auch in den Meeren groß“

iſt es vielleicht kaum möglich, in dem gebührenden Ernſt zu bleiben. Wenigſtens ließe ſich wohl gleich von vorn herein die harmloſe Einwendung machen, daß wohl noch niemand ſo ſeltſam geweſen ſei, zu behaupten, auf dem Lande zwar ſei Gott allerdings groß; doch auf dem Meere werde man eben nicht viel davon gewahr. Der erſte Vers des genannten Gedichtes ſcheint aber allerdings mit einem ſolchen nicht exiſtirenden Individuum zu thun zu haben.

Wir beſitzen ferner von ihm Fabeln und Erzählungen, die der Herausgeber (Gärtner) durch die Berufung auf Gellerts Beifall zu ſchützen meinte. Indeſſen war es gerade Gellert ſelbſt, der bekanntlich durch ſeine eignen Fabeln den Deutſchen des achtzehnten Jahrhunderts ein Muſter von Zierlichkeit und angenehmer Geſchwätzigkeit gegeben hatte, und ſein Beifallswort konnte nicht hindern, daß man eine Vergleichung Schlegels mit ihm dem Beifallgebenden anſtellte, die dann natürlich nicht zu Gunſten des Erſten ausfallen konnte. Auch die damaligen Kritiker (1769) tadelten ſchon die Gedehntheit der Fabeln, die kalte Geſchwätzigkeit der Moral und die Monotonie des Vortrags, und ſie hätten dieſes öffentlich ausgeſprochenen Tadels nicht bedurft, da ihn wohl faſt jeder Leſer für ſich mit leichter Mühe übernehmen konnte.

§. 48.

Früher ſchon hatte S. ſich auch als Kritiker gezeigt, indem er die bekannte Schrift von Batteux „Einſchränkung der ſchönen Künſte auf einen einzigen Grundſatz“ für die Deutſchen bearbeitete. Ein Auszug daraus nebſt unendlichen Anpreiſungen war bereits durch Gottſched den ſtaunenden Deutſchen überliefert worden, doch war Schlegel allerdings ein ganz andrer Mann, und ſo mußte ſeine Arbeit auch in jeder Hinſicht beſſer ausfallen; gut aber konnte ſie nicht werden, denn das Original iſt bekanntlich oberflächlich genug, und triumphirt noch dazu, die ganze Sache ſo leicht und ſeicht gemacht und abgemacht zu haben, während ſelbſt das erſte Verlangen des Leſers, eine wenigſtens erträgliche Anſicht von der Idee der Natur ſelbſt, ſo wie der Nachahmung, hier zu finden, unerfüllt bleibt.

Bei ſo ſtrengem Tadel, dem ſich S. ausſetzt, werde dennoch nicht verkannt, daß er durch Reinheit der Geſinnung, heitere von aller Pedanterie freie Gelehrſamkeit, geläuterte Sprache und leichten Reim auch als Schriftſteller löblich für ſeine Zeit gewirkt habe; am meiſten aber als Prediger, in welchem Amte er der höchſten Auszeichnung werth gehalten wurde. Immerhin möge ſeine edle Perſönlichkeit einen Theil beigetragen haben, den Beifall zu ſteigern; das Lob würde dadurch nur reiner werden, denn es giebt keine geiſtliche Beredſamkeit ohne tief innerliche Würde.

§. 49.

Andreas Cramer, geb. 1723, geſt. 1788. Ein reines und ſinniges Gemüth, voll Feuer für alles Schöne und Große, kann gar leicht eine ſolche Begabung und inneres Leben für Poeſie ſelbſt halten, am leichteſten wenn noch eine edle, aber faſt leidenſchaftliche Neigung für einen trefflichen Dichter ſich dazu geſellt, der dieſes Gefühl erwiedert. Klopſtock hat Cramern ohne Zweifel zu ſeinen werthern Freunden gezählt und in ſeinem herrlichen Wingolf ſchaut Iduna auf ihn zurück „wie auf die Wipfel des Hains der Tag ſieht.“ Indeſſen hat bei Cramern keinesweges die große Verehrung für Klopſtock (die war ohne Zweifel gerecht), wohl aber zuweilen die Nachahmung des nicht Nachzuahmenden geſchadet. Unter ſeinen Oden iſt die berühmteſte: „Luther,“ und ſie verdient allerdings, daß ſie auch heute noch mit Liebe geleſen werde, denn ſie zeigt den herrlichen Mann wenigſtens in einzelnen Zügen recht löblich und treu, und man ſieht überall den flammenden Ernſt des Dichters. Dennoch kann auch dieſe Ode nicht genugthun, indem das noch weit über dem herrlichen und hochnöthigen lutheriſchen Proteſtantismus liegende Poſitiv-Dauernde und rein Göttliche in ihm, nicht zur Anſchauung gekommen iſt.

Eher wäre Melanchthon, dem Cramer bekanntlich auch eine Ode widmete, zur reinen Erſcheinung gelangt, wenn nicht leider, wie es ſcheint, die Begeiſterung gegen die Mitte ſchwächer geworden wäre. Zu C's Ruhme aber muß noch gedacht werden, daß er ſich wenigſtens durch ſeinen großen in dieſer Hinſicht ſehr irrenden Freund nicht bewegen ließ, dem Reim zu entſagen, welcher ihn aber auch dafür ganz vorzüglich begünſtigte.

Cramers Proſa, wie ſie ſich im nordiſchen Aufſeher zeigt, iſt von Leſſing in den Literaturbriefen mit Recht getadelt worden, und es bleibt wirklich traurig merkwürdig, wie ein oft ſo kerniger Dichter einen ſo lang geſchweiften entnervten Styl ſelbſt ertragen konnte. Das aber ſoll uns dennoch nicht hindern, ihm in Beziehung auf Einzelnes in dem (dort gleichfalls getadelten) Inhalte, trotz allem Glanz der Leſſingſchen Dialektik, Recht zu geben, obwohl er leider ſelbſt durch einige Uebertreibungen ſo wie durch mangelhafte Waffenführung ſich dieſes Recht ein wenig verkümmerte.

§. 50.

Gottlieb Wilhelm Rabener, geb. 1714, geſt. 1771. Wenn wir erwägen, daß Deutſchland ſchon lange vor ihm einen Sebaſtian Brandt, Fiſchart und ähnliche männlich ſtarke, witzreiche Schriftſteller gehabt hat: ſo iſt es ſchwer zu begreifen, wie man Rabener ſo ſehr hat erheben können als früherhin geſchehen, denn in der That ſteht er trotz mancher ſchätzbaren Einzelnheiten doch tief unter jenen, die nicht ſelten eine wahrhaft poetiſche Weltanſicht bekunden. Man hatte ſich aber ſeltſam genug eine lange Zeit vorgeredet, es mangele den Deutſchen überhaupt das Talent der Satyre, und man war zuletzt ziemlich all gemein dahin gekommen, dieſe eben ſo ſchmackvolle als unwahre Anſicht als unbeſtreitbar anzunehmen. In einer ſolchen Zeit von wehmüthig-ſchlaffer Verzweiflung an ſich ſelbſt, trat nun Rabener auf und wußte die Meinung von ſich zu verbreiten, als ſtröme ihm der Witz und der Humor aus einem gar reichen Füllhorn zu. Man wünſchte ſich ordentlich unter einander Glück, daß man nun doch endlich einmal einen ſatyriſchen Deutſchen aufzuweiſen habe, welches, nach hergebrachter Meinung, faſt wie ein Widerſpruch im Beiworte klinge. Da nun der Uebergang von übertriebener Demuth zu übertriebenem Stolze ſo leicht iſt, ſo ging man in der Ueberſchätzung Rabeners ſo weit, daß man ihn oft den geiſtreichſten Engliſchen Satyrikern und Humoriſten an die Seite ſetzte, oder wohl gar vorzuziehen wagte, ihn, der ſelbſt nur auf einigen Witz, nie aber auf Humor Anſpruch gemacht hatte.

Jener Irrthum konnte indeß nicht von Dauer ſein, und da ſich ſeit geraumer Zeit ſchon unter uns ein freierer und kühnerer Geiſt der Satyre geregt hat, ſo iſt die frühere Ueberſchätzung längſt gewichen; doch möge nie R's einzelnes Treffliche verkannt werden. Die Geſinnung iſt in mancher Hinſicht löblich: man ſieht faſt überall den heiter ſtolzen, niemals ſich ſchmiegenden und bückenden, muthigen Bürgersmann, den wahrhaften, mitunter ſogar faſt bittern Patrioten, (nur daß er das allgemeine Vaterland Deutſchland zuweilen nicht hoch genug hielt) den freien beweglichen, zu Schutz und Trutz bereiten Freund und Feind, je, nachdem ſich ſein Gemüth aufgefordert fühlen mußte.

Die Art ſeiner Satyre ermüdet durch Monotonie, denn ſie bewegt ſich faſt immer nur auf der unterſten Stufe der Ironie, auf welcher man bekanntlich nicht viel mehr zu thun hat, als mit einiger Schalkhaftigkeit das Gegentheil von dem zu ſagen, was man wirklich meint; aber auf dieſer Stufe iſt er zuweilen recht angenehm. Statt die Welt im Großen und Ganzen mit Humor zu betrachten, und die einzelnen Irrthümer und Fehler freiſinnig parodirend auf den Mittelpunkt zurück zu führen, reißt er freilich nur aus jener weiten und breiten Welt, wie ſie ſich ihm abſpiegelt, einzelne wunderliche, doch nicht ſehr gefährliche Perſonen, demüthige Gratulanten, hungernde Poeten *), pedantiſche Magiſter, alte Jungfern, rohe, übermäßig adelſtolze Dorfjunker heraus, tödtet ſie mit leichter Mühe, legt ſie in ſein ſatyriſches Salzwaſſer und ſtellt ſie in ſeinem ſcherzhaften Naturaliencabinette auf, wo aber billigerweiſe größere Merkwürdigkeiten aufbewahrt werden ſollten. Dennoch nehmen wir auch manches von dem was er zu geben für gut findet, mit Dank an, ſchon um der hiſtoriſchen Wahrheit willen, wie man etwa ein Wachscabinet beſucht, obwohl man die Kunſt, die es hervorgebracht hat, unmöglich für eine ächte und wahrhaft erfreuliche halten kann. In den Jahren

---

*) Seltſam hart und grauſam, aber auch zugleich höchſt unpoetiſch, ja philiſterhaft iſt es, daß die armen Deutſchen — ſeit dem dreißigjährigen Kriege iſt es, wie bereits oben gezeigt worden, die bei weitem größte Mehrheit, ſie mag es einräumen wollen oder nicht — ſo häufig in ihren Schriften vom Hunger der Poeten, Philoſophen u. ſ. w. reden, und wohl gar über denſelben ſpotten. Iſt denn wirklich dieſes ſchlimme und gefährliche Gefühl ſo häufig unter uns? und wenn es ſo iſt, ſollten wir es nicht lieber ſchamhaft verſchweigen? ſchon um der Ausländer willen, die (wie gewiß auch gar viele unter uns) dergleichen Scherze für höchſt gemein halten. — Etwas anderes iſt es — möge der Zuſatz erlaubt ſein — mit dem Durſt, der eben weil er tragiſcher iſt, auch ſogleich ſeine komiſche Seite mit ſich bringt, die man nicht erſt in Wein oder Waſſer unterzutauchen braucht, um ſogleich eine Anzahl von hübſchen Epigrammen auf ihr — und zwar gegen ſie — leſen zu können.

1740 bis etwa 60 waren die Rabenerſchen Figuren wirklich vorhanden, und ſo wollen wir ihnen immerhin einige Beachtung gönnen.

§. 51.

Rabener ſelbſt ſcheint eingeſehen zu haben, daß man wohl eine bedeutſamere Satyre von ihm verlangen dürfe als er ſie in den vier vorhandenen Bänden gegeben, weshalb er auch anfing, höhere und vornehmere Perſonen in den Kreis derſelben zu ziehen. Da aber auch der furchtloſeſte Steuerrath auf einem ſolchen Wege manches zu befürchten hat, welches er nicht gern über ſich ergehen läßt, ſo beſchloß er und erklärte öffentlich, daß alle dieſe höhern Satyren erſt nach ſeinem Tode gedruckt werden ſollten, eine Annonce, wobei er doppelte Klugheit zeigte. Zuvörderſt lebte er nun gewiſſermaßen als ein ſtets unſichtbar waltender Autor noch immer glänzend fort, ſodann hatte er auch die Gefahr von ſich abgewandt und auf andere übertragen, die von ihm dem harmloſen, jetzt aber bedenklich gewordenen Manne Schlimmes beſorgten, und doch wann einſt die Beſorgniß erfüllt würde, an dem Todten keine Rache nehmen konnten. Es ſollten aber jene Verzagten mit der bloßen Furcht davon kommen, denn wie bekannt gingen Rabeners höhere Satyren bei dem Bombardement von Dresden in Rauch auf. Allerdings wollen auch wir den Verluſt bedauern, doch uns freuen, daß wir dadurch zu einem Briefe gelangt ſind, in welchem Rabener ſeinen ganzen tüchtigen und muthigen Character zeigt, ſollten wir auch Einzelnes in demſelben nicht billigen können. An Herſtellung jener Papiere war nicht zu denken; das Verlorene iſt nie wieder herzuſtellen — ein ſchlimmer Umſtand, der auch durch Leſſings und andrer trefflicher Männer Leben ſchreiend hindurch geht.

In den letzten Lebensjahren arbeitete **Rabener** nicht mehr auf dem Felde der Satyre, wenigſtens nicht mehr öffentlich, und ſei es nun daß er Gefahr fürchtete oder ſich erſchöpft fühlte, in jedem Falle wollen wir ihm danken, daß er zur rechten Zeit aufhörte. Nur die poetiſche Satyre, die aus einer vollendeten Harmonie des Innern hervorgeht, wird heiter bleiben bis ans Ende; die einſeitige ſubjective, möge ſie ſich auch zu Zeiten noch ſo heiter geberden, wird doch am Ende trüb verdrießlich nüchtern ſchließen. Selbſt **Hogarth**, obwohl freier, kühner, beweglicher — wenn auch zuweilen härter und widriger — als **Rabener** endete ſo wie wir es eben geſchildert. Wenigſtens kann ich nicht verhehlen, daß mir ſein letztes Blatt mit der Unterſchrift: „Finis or the manner of sinking in sublime paintings“ keine andere Empfindung zu verrathen und zu geben ſcheint, als eine ſolche, die uns etwa nach einem wild verſchwelgten Abend und einer dithyrambiſch trunknen Nacht, in dem halb zerſtörten Saale voll zerſchlagener Gläſer und Punſchbowlen, am nüchternen Morgen darauf befallen dürfte. Einzelne wahrhaft witzige Gedanken auch auf jenem Kupferſtich können die innere Troſtloſigkeit des Bildes nicht verhüllen. Vor einer ſolchen war der feinere und ärmere **Rabener** geſichert; ſchwerlich aber vor der Verdrießlichkeit, und eine ſolche fühlend hörte er mit Recht auf zu ſchreiben.

§. 52.

J. F. W. **Zachariä**, geb. 1726, geſt. 1777. In keiner Gattung der Poeſie ſcheinen die Deutſchen der frühern Zeit ſo leicht vorlieb genommen zu haben, als in der komiſchen. Ein paar handgreifliche Späße, überderber Witz, und die ſtete Beziehung auf Dinge, die man recht bequem überſehen kann, ſcheint der Mehrheit ſchon genug geweſen zu ſein, und ſo kam es denn auch, daß man Zachariä's Phaeton, Murner in der Hölle u. ſ. w., weil ſie doch weit beſſer waren als etwa Schönaich's „Picknik" als ſehr gelungene komiſche Epopöen anſah. Für uns ſind jene Gedichte faſt nur noch hiſtoriſch merkwürdig; wohl aber darf auch noch heute ſein „Renomiſt" auf beſondere Theilnahme Anſpruch machen, denn er ſchildert mit Lebhaftigkeit und Behagen einige ergötzliche Thorheiten des frühern deutſchen Studentenlebens, und wir bedauern nur, daß Z. den trefflichen Stoff nicht geiſtreich genug benutzt, und die unergötzlichen Thorheiten des Philiſterthums faſt ganz übergangen hat. Dennoch finden ſich einige faſt klaſſiſche Stellen in dieſem Renomiſten, der billig alle zehn Jahre nicht etwa eine zweite und dritte, ſondern überhaupt eine neue veredelte Auflage erleben ſollte, weil er ſie in der Wirklichkeit zuweilen erlebt.

Es erregt faſt Mitleiden, wenn wir ſehen, daß der fröhliche feine Z., der ſich in eigenthümlicher Sphäre oft mit Leichtigkeit und Gewandheit bewegte, auch zu feierlichem Ernſt in Hexametern bewogen wurde. In ſeiner „Schöpfung der Hölle" ſehen wir nur einen vergeblichen Verſuch ſich ſelber ſchauerliche Gedanken abzupreſſen, und in ſeiner Ueberſetzung von Miltons verlorenem Paradies rollen Hexameter an uns vorüber, deren Misgetön faſt nervenangreifend genannt zu werden verdient.

Dagegen iſt Z. als Nachahmer des Burkard Waldis ein Nachahmer - wie Nachahmer wenigſtens nicht oft ſind: ein beſcheidener und freier Fabel-Erzähler. Verdienſtlich iſt ſeine Auswahl aus Opitz, weniger die aus Flemming, denn er ahndet keineswegs den großen Werth dieſes genialſten Dichters des ſiebzehnten Jahrhunderts, ſondern ſieht in ihm nur ein ziemliches Talent, das auf Opitzens Feldern leidlich gut einher wandelt *).

§. 53.

Friedrich Freiherr von Cronegk, geb. zu Anſpach 1731, geſt. daſelbſt 1758.

Dieſer früh geſchiedene Jüngling verdient in gar mancher Hinſicht eine große Auszeichnung. Sein Gemüth zeigte ſich ſtets ſo rein und durchdrungen von dem ſchönſten Feuer der Tugend und Religion, daß Gellert in ihm den geliebteſten Freund und Schüler fand, den er ſpäterhin allen Jünglingen, die ſich ihm vertrauend näherten, als das Muſter der Sittlichkeit aufſtellte. Ein ſolches Gemüth ſteht gewiſſermaßen ſchon innerhalb des Zauberkreiſes der Poeſie und ſo ſehen wir ihn auch bald in demſelben wirken. Wie edel aber auch ſein Streben ſein mochte; jene reine Glückſeligkeit der Dichter ſchönerer Zeiten, jene Naivetät des Gefühls und der Anſchauung, von der wir die Spuren aus frühern Tagen noch mit Rührung anſchauen (während ſchon dieſe Rührung ein bedenkliches Zeichen iſt, daß wir jenen Schatz meiſtens verloren haben), — konnte ihm nicht zu Theil werden. Die — im Ganzen wenigſtens — noch immer dem Fremden nachjagende Zeit, die ſtarren Conventionen, die Chineſiſche Mauer des Herkommens u. ſ. w., das alles übte auch bei ihm einen theils hemmenden, theils ver-

---

*) Außer der lobenswerthen Auswahl aus Flemmings Gedichten von dem wackern Dichter Guſtav Schwab, iſt uns ganz vor kurzem auch von Wilhelm Müller, rühmlich bekannt durch einige in reinſter Flamme der Begeiſterung glühende Griechenlieder, eine zweite gegeben worden, die nicht mindern Beifall verdient als die erſte. Möge F. immer einheimiſcher unter uns werden: er iſt ja ſo ganz der unſrige, ewig jung und fröhlich ernſt.

letzenden Einfluß. Er wurde ſentimental, meiſtens zwar im guten Sinne, wo dann die Sentimentalität keineswegs unter dem Naiven ſteht; oft aber auch in jener Bedeutung, wo wir das Wort von dem trüben Reflectiren über die Empfindung gebrauchen, und wo die Reflexion, ſich ſelber ſtets anſchauend, mit der traurigen Anſicht ſchließt, daß die Ideale geflohen ſind. Dennoch bleibt von C's Gedichten manches das wie ein farbiger Regenbogen leuchtet, in welchem Sonnenſchein und Regen gewiſſermaßen eins werden, und wo das Gefühl von ſanft melodiſcher Sprache getragen in das Gefühl des Leſers ſelbſt übergeht. Wir wollen dabei nur eines einzigen Gedichts: „Günthers Schatten" namentlich gedenken, das, freilich für ihn zu langathmig, um ſtets mit melodiſcher Kraft und Klarheit zu athmen, dennoch zu den bedeutendſten Aeußerungen ſeines Geiſtes gehört.

§. 54.

Da die damalige Zeit oder wenigſtens ihre Sprecher, der Schätze der Vergangenheit vergeſſend, häufig verkündeten, es ſei doch ein großes Unglück, daß die Deutſchen keine recht ſolide Trauerſpiele hätten, ſo griff endlich der erſte Herausgeber eines neuen kritiſchen Journals „Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften" der Buchhändler Friedrich Nicolai die Sache ernſthafter an, denn um muntere Dichter — die ja auch leben wollen — anzufeuern, ſetzte er auf die Erſchaffung einer guten Tragödie einen Preis von funfzig Thalern. Nicht bloß dieſer Preis iſt hiſtoriſch wichtig, ſondern auch der Umſtand, daß niemand über denſelben ſpottete. Cronegk lieferte, vielleicht ſchon jetzt auf Leſſings Kritik als den beſten Preis hoffend, ſeinen Codrus; verbat aber in jedem Falle die ausgeſetzte Summe, was man (merkwürdige Aeußerung der Zeit!) nicht wenig bewundert hat. Dieſer Codrus zeigt uns deutlich, wie ſelbſt ein ſchönes lyriſches und elegiſches Talent, von der falſchen franzöſiſchen Theorie gehemmt, in der Sphäre des Drama's gar ſehr irren könne. Das ganze Werk iſt fehlerhaft angelegt, die Mahlerei der Charaktere gleicht faſt der grellen Farbengebung auf den alten Homanniſchen Karten von Europa; nur mit dem Unterſchiede, daß auf dieſen doch mehr Verſchiedenheit der Farben herrſcht. Im Codrus ſind — mit Ausnahme eines gräulich redenden Tyrannen — faſt ſämmtliche Perſonen unendlich tugendhaft, d. h. aber leider nur: ſie ſprechen — oft in recht ſchönen Worten — viel von der Tugend. Faſt alle haben die größeſte Luſt, für das Vaterland zu ſterben, ſo daß dem Leſer das wahre rein tragiſche Bild des Todes entrückt wird, und ihm die ganze Sache faſt nur vorkommen muß, wie etwa eine leidliche Spazierfahrt, zu der man ſich in jeder Stunde ganz gern entſchließt. Als endlich Codrus den Tod wirklich leidet, macht er nicht den mindeſten Eindruck, denn wir haben ja ununterbrochen davon reden gehört und die andern Leute ſind ſo gut dazu entſchloſſen geweſen wie er, ſo daß man dieſe faſt bedauern möchte, wie etwa Kinder, die für diesmal zu Hauſe bleiben mußten, weil kein Platz im Wagen mehr vorhanden war.

Noch müſſen wir leider hinzuſetzen, daß die Perſonen bei Cronegk auch über die Leidenſchaften viel ſprechen, von denen wir ſie eingenommen glauben ſollen. Dieſer Uebelſtand, der ſich damals bei den meiſten nicht bloß Deutſchen, ſondern auch Europäiſchen dramatiſchen Dichtern findet, begegnet uns auch in C's unvollendeter Tragödie „Olint und Sophronia,“ wo z. B. Clorinde ſich alſo vernehmen läßt:

„O Wuth! o Raſerei! — Die ganze Hölle glühet
In meinem Herzen. Flieht, ihr edlen Triebe fliehet!
Kein Mitleid kenn ich mehr! Wild ſiegend und beſprizt
Vom Blut Sophroniens ſeh mich Olint anizt.“

Bald darauf heißt es:

— — — — — — — — Verzweiflung — Raſerei!
Verfluchte Geiſter, kommt, ſteht meiner Rache bei!
Kein Löwe, der nach Blut in öden Wüſten brüllet,
Kein Tiger, der den Wald mit Tod und Schrecken füllet,
Gleicht mir an Zorn und Wuth — — — — —

(S. J. F. v. Cronegks Schriften, Lpzg. 1760. Bd. I. S. 334. 335.)

Iſt es nicht faſt als bitte uns der Dichter um die Höflichkeit, an die Wuth einer Dame zu glauben, die ſelbſt verſichert ſie ſei wüthend? und die ſogleich ein naheliegendes Gleichniß aufgreift, um uns über die Art und Weiſe ihrer Wuth ins Klare zu ſetzen?

§. 55.

Das Andenken Cronegks iſt uns dennoch wahrhaft theuer, und wir ſehen in ihm eines der ausgezeichnetſten Mitglieder der ſogenannten Sächſiſchen Schule, ja er überragt ſie faſt alle in der rührenden Wahrheit ſeiner meiſten lyriſchen und elegiſchen Gedichte; aber eben weil wir ihm dieſe ſchöne Anlage zuſprechen dürfen, zeigten wir an ihm, dem Reichbegabten, jenen lange nicht genug beachteten Fehler, der uns ſchon ſo oft in den dramatiſchen Productionen jener Zeit und der Gegenwart gequält hat. Wenn ſelbſt Cronegk, der treffliche, ſtets nach Natur und Wahrheit ſtrebende Dichter ſo irren konnte in der Zeichnung der Charaktere und Leidenſchaften; wie mußten die Dramen der minder begabten, oder gar der Nachahmer beſchaffen ſein! — Es wird leicht begreiflich, wie eine ſpätere Zeit, im Ueberdruß, auf die andre Seite hinüber fliehen und ſelbſt eine gemeine Natürlichkeit ſchätzen konnte, bis endlich auch hier der gerechte Ueberdruß eintrat, und immer eifriger die reine, ſchöne Natur geſucht wurde.

Noch verdient C. ein großes Lob, daß er nebſt Leſſing faſt der einzige Dichter war, der zu dieſer Zeit die ſpaniſche Sprache gründlich verſtand, und bemüht war, ſeinen Landsleuten beſſere Anſichten von den Dichtern jenes Landes beyzubringen *).

§. 56.

Ch. Felix **Weiße**, geb. 1726, geſt. 1804. Bei allem Lobe, das man ſeiner Bemühung für die Comödie und Operette widmen muß, iſt doch nicht zu verhehlen, daß ſeinen Luſtſpielen nur ein temporäres Leben beywohnt, und daß er die Oper nur von der idylliſchen, nie von der romantiſchen Seite aufgefaßt habe. Dieſe idylliſche Seite glückt ihm zuweilen, und es iſt ihm gelungen, manche leichte und angenehme Lieder aus ſeinen Singſpielen in die Herzen und auf die Lippen des deutſchen Volks zu bringen, die leider ſo oft tonlos und geſanglos ſind. Am weiteſten verbreitete ſich indeſſen ſeine Wirkſamkeit als Schriftſteller für die Jugend, der er ſich auf mannigfaltige Weiſe zu empfehlen wußte. Doch, dünkt uns, liegt eben in jener Mannigfaltigkeit man-

---

*) Auffallend iſt es, wie bei ſteter Treue für das Griechiſche und Lateiniſche, die beſonderen Liebhabereien für einzelne neuere Sprachen und Literaturen in Deutſchland gewechſelt haben. **Lohenſtein** und **Hoffmannswaldau** verſtanden und liebten nicht nur die italieniſche, ſondern auch die ſpaniſche Sprache, und den Theil der ſpaniſchen Literatur, der ihnen zuſagen konnte; im achtzehnten Jahrhundert bis zu **Leſſing** trieb man faſt nur Franzöſiſch; dann erſt das Engliſche, endlich faſt **alle** neuere Sprachen.

ches Verfehlte. Er blieb nicht frei von den traurigen Einwirkungen des Baſedowianismus, und ob er ihm auch, wenn wir ſo ſagen dürfen, nur ein Hinterpförtchen geöffnet hätte, ſo wäre doch ſchon Raum geweſen, um die Oberflächlichkeit, die unzertrennliche Gefährtin des Baſedowſchen Geiſtes, einzulaſſen. Dazu kommt bei einigen gelobten Knabencharakteren im „Kinderfreunde“ noch die zu ſorgſam geputzte, überzierliche Galanterie, welche wir faſt eben ſo gern untergegangen ſehn, als die widerwärtige Rohheit, die uns ſpäterhin zuweilen als Deutſchheit hat aufgedrungen werden ſollen.

Was indeß bei Weiße manches wieder gut macht, iſt eine gewiſſe ſanfte Freundlichkeit und Gelindigkeit, die ſich in ſeinen Kinderſchriften an manchen Stellen offenbart. Eine ſolche Stimmung ſiegt für Momente gewiß.

§. 57.

Der ſteten Luſt und Leichtigkeit im Arbeiten viel zu ſehr vertrauend, wagte ſich W. auch an die höhere Tragödie, von der ſeine begränzt ſanfte Natur kaum eine Ahnung hatte. Was er erreichte? Bau nach franzöſiſchem Styl, pathetiſche Worthaufen, mit dem Lineal gemeſſen und gereihet, ſtetes Bereden und wohlfeiles Ausmalen der Gefühle, vom leicht gereimten Alexandrinerverſe nur zu ſehr begünſtigt. Man traut kaum den eigenen Augen, wenn man ihn bei dem Verſuche ſieht, einen Charakter wie Richard III. zu ſchildern, wie trotz Mühe und Anſtrengung doch alles matt und verwaſchen ausfällt. Eine einzige Seite im Shakſpear hätte ihm beſſere Farben leihen können; den kannte er aber damals vermuthlich noch gar nicht, und ſpäterhin als er ihn obenhin geleſen hatte, — weniger als gar nicht. Nur ein ſolcher, von dem man dieſes letztere Wort ſagen darf, konnte ſich wie er entſchließen, das lieblichſte aller romantiſchen Dramen, „Romeo und Julie,“ zu einem ſteif gezierten Converſationsſtück zu verarbeiten, und dabei doch zu glauben (wie er in der Vorrede ahnen läßt), daß er S. übertroffen habe!! —

Um nicht mit ſo herbem Gefühl zu ſchließen, wollen wir noch einmal ſeiner Luſtſpiele gedenken, die freilich als Kunſtwerke noch unter den Gellertſchen ſtehen, doch hiſtoriſch als Aeußerungen der Zeit nicht unwichtig ſind. Seine „Poeten nach der Mode“ — in künſtleriſcher Hinſicht offenbar werthlos — zeigen dennoch von dem guten und zu ſeiner Zeit ſehr nöthigen Muth, den Unwerth der Gottſchediſchen und Bodmerſchen Schule dem gerechten Gelächter Preis zu geben. Daß er nunmehr die Gunſt beider irrenden Partheien verlor, ließ ſich voraus ſehen, und es macht ihm Ehre, daß er das nicht achtete.

§. 58.

Johann Chriſtoph Roſt, geb. zu Leipzig 1717, geſt. zu Dresden 1765. Der ganze Autor würde nicht verdienen, hier auch nur eine kleine Stelle einzunehmen, wenn er nicht zu einer unangenehm wichtigen Bemerkung veranlaßte. Er iſt durchaus undeutſch, unrein, ja im widrigſten Sinne des Worts lasciv und obſcön; dennoch haben ſich einige Kritiker der ältern und neuern Zeit über ihn gefreut, weil ſie glaubten, er könne das noch leere Fach eines aimable roué ausfüllen, wobei man es jedoch mit dem genannten Wort nicht genau nehmen muß. Seine „Epiſtel des Teufels an Gottſched,“ iſt hiſtoriſch nicht ganz unwichtig; aber der Witz iſt breitgetreten platt, und der Gottſchedin antwortendes Epigramm, obwohl auch viel zu ſehr bewundert, doch ſchon um der Kürze willen beſſer. Seine „Schäſerzählungen" (zum erſtenmal erſchienen 1742) ſind es, die ihm die gerechte Verachtung der Deutſchen zuzogen, während einzelne Kritiker gleichſam nur einen Märtyrer in ihm ſahen, der ſich ſelbſt dem Teufel übergebe, um doch einmal unſrer Literatur durch einen brillanten Sünder aufzuhelfen. Als ſolchen trugen ſie ihn dann zu Buche, mit herzlicher Freude, daß es doch wenigſtens immer mehr ſich fülle.

§. 59.

Johann Arnold Ebert, geb. zu Hamburg 1723, geſt. als Profeſſor am Collegium Carolinum zu Braunſchweig 1795. Einer der ausgezeichnetſten Männer ſeiner Zeit, als Lehrer unſchätzbar, als geſchmackvoller Kenner der Alten, inſonderheit der Griechen und ihrer Sprache vielleicht keinem Zeitgenoſſen weichend, ſtets redlich bemüht um die ſittliche und äſthetiſche Bildung ſeines Volkes. Das Gottſchediſche Weſen, das auch er in Leipzig gar wohl hatte kennen lernen, war, wie es ſcheint, bei ihm völlig ſpurlos vorüber gegangen, und er wäre um deswillen vielleicht noch geeigneter geweſen zum alleinigen Herausgeber der Bremiſchen Beiträge als ſelbſt Gärtner es war. Seine Kritik iſt meiſtens frei, und, wie es ſich in einem wohl organiſirten Gemüthe ſtets vereinigen muß, mit gleicher Liebe dem tiefern Ernſt wie der heiterſten Scherzhaftigkeit zugeneigt: denn nur wer beides hat, wird das Leben klar erfaſſen können. Ebert hatte in der That beides, wenn auch nicht im höhern Sinne des Wortes, dennoch im kleinern Umkreiſe erworben und mit ruhiger Sicherheit behauptet. Es iſt um deswillen kaum auffallend, wenn er als Originalſchriftſteller in ſeinen Epiſteln und Liedern immer leicht, heiter, fein und behaglich ſcherzend auftritt; als Ueberſetzer aber ſich ſtets das Ernſte wählte, z. B. Glovers Leonidas, dem er, um des meiſtens tüchtigen Ernſtes willen, auch den Mangel an Phantaſie, den man einem Dichter nicht verzeihen ſoll, dennoch zu nachſichtig verziehen hat. **Ebert** ging aber auch noch einen großen Schritt weiter, und wollte nicht bloß mit dem Ernſt, ſondern auch mit dem Tiefſinn, leider aber auch mit den trübſten Klagen und dumpf tönendem Jammer ſich befaſſen, und überſetzte deshalb **Youngs** Nachtgedanken, ein Werk, das in der That den anziehendſte Tiefſinn und milde Ergebung oft dicht neben die laſtende Düſterheit und lähmende Trübſeligkeit ſtellt. Der Verfaſſer hat uns ſeine großen Kämpfe und halben Siege, ſein oft fruchtloſes Anklopfen an die Pforte der Ewigkeit, und die ſchönen Stunden, in denen er befriedigende Antwort von dort her zu empfangen ſchien, zuſammen vorgeführt, und es iſt daraus ein Werk entſtanden, das, je nachdem der Leſer ſelbſt thätig iſt, eben ſowohl Verwundung als Heilung nachlaſſen kann. Die **Ebert**ſche Ueberſetzung iſt vortrefflich; zwar nicht in den Verſen des Originals (was allerdings in unſern Tagen wunderlich klingt), ſondern in Proſa; aber in einer ſo nervigen numeroſen, von allem Putz entfernten Proſe, daß wir recht gern ſelbſt leidlich gute und erträglich klingende Verſe dafür hinzugeben bereit ſind.

§. 60.

Wie ſehr **Klopſtock** **Eberten** geliebt habe, iſt durch manchen feurigen Herzenslaut in ſeinen Oden, vor allen aber durch die herrliche Elegie, die des Freundes Namen an der Spitze trägt, bekannt geworden. Ueberhaupt iſt es das köſtlichſte Zeichen dieſer Zeit, daß die Dichter Deutſchlands — die ächten verſteht ſich — einander mit inniger Liebe zugethan waren, denn, um es nur abermals gerade heraus zu ſagen, ohne dieſe Liebe giebt es überhaupt gar keine Poeſie, und nur wer zu lieben vermag, kann ein Dichter ſein. Wir ſehen deutlich, daß dieſe Poeten ſich unter einander nicht nur nicht beneideten, ſondern daß ſie jedes neu erſcheinende lobwürdige Werk gewiſſermaßen als das Eigenthum aller betrachteten, weshalb nur von ſtets reger Lernbegierde, reiner Theilnahme und Freude an dem Werthe Anderer die Rede ſein konnte. Zwar darf man wohl wünſchen, ſie wären mitunter ſtrenger gegen einander geweſen, wir finden ſogar einige, die, ſelbſt ein wenig verwöhnt, auch andere gern verwöhnten, vielleicht ſogar verhätſcheln mochten, und man hätte manche ſehr ernſtlich erinnern ſollen, daß ſie ihrem ſchönen Talent zur Liebe auch das nicht minder ſchöne des edlen Zorns zugeſellen möchten; — immer wird dennoch die Erinnerung an jene Zeit etwas erfreuliches, erfriſchendes und erbauliches haben. Jene Dichter faſt alle hatten doch nur zuzulernen zu dem was bereits gut und ſolid in ihnen war. — Wie ganz anders und gefährlich aber ſteht es mit dem, der gleich von vorn herein nur mit Zürnen (das eben um deswillen kein ganz ächtes ſein kann), oder gar mit eitler Selbſtgefälligkeit, übelwollendem Neid, und engherziger Verkennung fremden Verdienſtes anfängt! Welch giftiges Unkraut wird er erſt aus ſich herausreißen müſſen, ehe er nur den Grund und Boden ſeines Herzens rein bekommt, damit dann das Poſitiv-gute, die ächte Liebe und der ächte Zorn, d. h. die Elemente der Poeſie ihm zu Theil werden können. Denn in ein liebelos verbittertes Gemüth würde ſelbſt das Wunder aller Wunder keine Poeſie hinein zu tragen vermögen. —

So bleibe uns denn jene Dichterzeit, trotz ihrer einzelnen Mängel, ſtets werth und theuer, und wenn wir auch die Bezeichnung „Sächſiſche Schule“ nicht billigen können, ſo werde doch nie der Dank vergeſſen, den ganz Deutſchland dem wohlgeſinnten und feingebildeten Sachſen ſchuldig iſt für den gründlichen Unterricht und die ehrende Pflege, die es mehrern jener Männer zu Theil werden ließ. Aber auch das treffliche Braunſchweig werde dabei nicht vergeſſen, das in jener Zeit manchem eine heitere bleibende Stätte bot, und ſelbſt im guten Streben nach ſtets höherer Bildung, ſich gern das Gebildete aneignete.

§. 61.

Eberts Ueberſetzung der Nachtgedanken übte einen großen Einfluß auf die Gemüthsſtimmung und den Ton mehrerer deutſchen Dichter, die leider nur zu gern einem Vorbilde folgen, auf welches ſie ſich berufen mögen. Dieſem Vorbilde Young iſt es, wie bereits oben angedeutet wurde, ein rechter Ernſt mit dem Ernſt, der Schwermuth, den Klagen und dem Sichſelbſtverhüllen in Nacht. Ging er doch gar bei der Abfaſſung ſeiner Trauerſpiele ſo gewaltſam gegen ſich ſelbſt zu Werke, daß er (wie die Sage geht) ſeinen Schreibtiſch mit Todtenköpfen beſetzte, damit ſeine Phantaſie von ihnen, wie von einer gräßlichen Mauer, begränzt werde, und nimmer zu etwas Fröhlicherm hinüberflattern möge. Er hätte deſſen nicht bedurft, denn jene Todtenköpfe waren bereits zur Genüge in ihm, und man kann wohl von ihm ſagen, er habe Freude gefunden am Schmerze und in dem Gram. Daß es an Monotonie bei ihm nicht ganz fehle, iſt leicht begreiflich, allein im Ganzen ſteht er doch ziemlich kräftig und in intereſſanter Einſamkeit da, und manche ſeiner Klagen wiſſen wohl was ſie wollen, und können nur leider die beruhigende Antwort nicht finden.

Die Ueberſetzung ſeiner Nachtgedanken fiel bei uns in eine Zeit, die dem düſtern Ton des Engländers durchaus nicht zuzuſagen ſchien. Viele waren damals recht eifrig beſchäftigt den ſüßlich vergnügten Pſeudo-Anakreon nachzuahmen und zu überbieten. Die Dichter verſicherten in tauſend Liedern, daß ſie den ganzen langen Tag nichts weiter vernähmen, als trinken, küſſen, ſich ſalben und bekränzen in der Rebenlaube; an Sorgen und Kummer, Grab und Tod zu denken falle ihnen, die ſich auf vornehmen Leichtſinn gelegt, nicht mehr ein. Allein was half's? Young hatte in England gezündet, und ſollte nun auch Deutſchland entzünden. Man hatte ohnehin ſchon gemerkt, daß das Publikum, welches ſo viele ernſte Geſchäfte hat, des ewigen Tändelns und Koſens müde werde, und ſo ward man es denn auch, oder machte wenigſtens gute Miene zu dem böſen Spiel. Man nahm deshalb die Kränze ab, warf die Salben weg, und erklärte die Becher und Küſſe für unſtatthaft, man ging ſchaarenweiſe in einſame Gegenden, eben um in Geſellſchaft der Einſamkeit beſſer zu genießen. Man beſuchte die Kirchhöfe, ſtudirte die Leichenſteine, und ließ ſich auch wohl von einigem Verweſungsgeruch anwehen, um eine erträgliche Melancholie, nach der nun einmal ſo viel Nachfrage war, zuwege zu bringen. — So nun verarbeitet brachten ſie ihre Empfindungen über das Leben und deſſen Leiden, über das Grab und deſſen Ruhe, über die Unſterblichkeit der Seele u. ſ. w. zu Papiere, wobei nur zu beklagen iſt, daß faſt alle dieſe Empfindungen der bloßen Nachahmer gehaltlos und leer waren, und eben deshalb in das Leere gingen.

§. 62.

Einer ſchrieb: „Stunden der Einſamkeit,“ (Leipzig 1760) in welchen faſt nichts vorkommt als Schrecken und Nacht, Zärtlichkeit und Donner, Thränen und Betäubung.

Auch macht er, die Rührung zu erhöhen und den Leſer zu ängſtigen, faſt eben ſo viel Gedankenſtriche als Worte. — Ein Andrer, noch verſchlagener als jener, ſuchte ſowohl den luſtigen als den traurigen Leſern zu gefallen, und ſchrieb „Scherze der lyriſchen Muſe,“ (Leipzig 1760) in welche er, nachdem die erſten Bogen mit hergebrachter Scherzhaftigkeit gefüllt worden waren, plötzlich auch ſeine ſämmtlichen trübſeligen Gefühle einſchwärzte. Er ſelbſt geſteht in den unmelodiſchſten Hexametern, daß er es eben ſo zu machen gedenke, wie Young, und Zachariä es gemacht haben, deren Recht, ihre Empfindungen der Nacht anzuvertrauen, er ſich nunmehr auch aneignen wolle. An das Recht des Leſers, der Aufſchrift des Buchs gemäß, Scherze zu verlangen, denkt er nicht weiter.

Dieſe Methode, durch den Titel zu täuſchen, ſchien Beifall zu finden; denn ein Dritter ſchrieb: „Mein Vergnügen in Zürich“ (Halle 1761), wo aber in ſeiner Geſellſchaft leider an kein Vergnügen zu denken iſt, denn der Verfaſſer liebt nichts als alte Mauern, Leichenſteine u. ſ. w. Ja er geht endlich ſo weit, daß er wünſcht, es möge „der Verweſungsdunſt aus der Aſche ſeines Vaters hervorſteigen, und durch ſein ganzes Weſen dringen, damit er in ſüße Betäubung entzückt werde.“ — Ein Vierter endlich machte ſich gar anheiſchig, alle ſieben Tage dem Publikum mit überaus „betrübten Nachtgedanken“ unter die Arme zu greifen, denn in der That gab er unter dieſem Titel eine Wochenſchrift heraus (Wien und Leipzig 1761); allein er hielt nur in Hinſicht des Termins Wort. Gar bald ermüdet ihn die Traurigkeit, und er theilt uns, ſtatt der verheißenen Traurigkeiten, ausführliche Nachrichten über das Jubiläum der Univerſität Jena mit, bei dem er ſelbſt, wie billig, recht vergnügt geweſen iſt.

Daß jedoch auch wahrhaft gemüthvolle deutſche Dichter (z. B. Cronegk) viel in jenem feierlichen, wie Grabgeläute klingenden Tone geſungen haben, iſt ſchon oben erwähnt worden. Dieſer Ton iſt ja ſo alt als das — Menſchenherz ſelbſt, welches ſeine Schmerzen gern poetiſch verklärt, und wird inſonderheit bei manchem Dichter des 17ten Jahrhunderts, z. B. bei A. Gryphius, nur zu häufig vernommen. Wer möchte ihn tadeln, ſobald er nur rein aus einer wahrhaften und tiefen Seele ſtrömt; wer aber dieſe hat, ſollte nicht erſt bei Young in die Schule gehen, um von dieſem zu lernen, wie er ſeine tiefen und edlen Leiden auszuſprechen habe, denn nur die rein individuellen Klagen können Gedichten dieſer Art ein beſonderes Intereſſe verleihen. In Deutſchland iſt indeſſen Vieles möglich, was ſonſt wohl unmöglich ſcheinen könnte, denn die übergroße Beſcheidenheit, die wir ehedem bei manchem ſelbſt wohlbegabten deutſchen Dichter finden, läßt ihn zuweilen nachſingen, während er, der eigenen Kraft vertrauend, glücklich hätte vorſingen können.

§. 63.

Als einen ſolchen oft zu beſcheidnen Dichter nennen wir:

Friedrich Carl Caſimir Freiherrn von Creuz, geb. 1724, geſt. 1770.

Schon in den Jahren 1742 und 43 wurden einzelne Gedichte von ihm in vermiſchten Sammlungen abgedruckt, die nicht beachtet wurden, obwohl die dürftige Zeit ſie dankbar hätte aufnehmen ſollen, da ſie wenigſtens beſſer waren, als das Meiſte was damals an den Tag kam. 1751 erſchienen ſeine Oden; doch auch ſie wurden faſt ganz überſehen. Unabgeſchreckt durch die ihm begegnende Kälte gab er endlich 1760 ſeine „Gräber“ heraus, die aber gleichfalls nicht ſehr beachtet wurden, bis endlich Herder ihnen einen ehrenvollen Platz anwies, und das Stillſchweigen der Literaturbriefe über dieſes Werk tadelte. Creuzens Misgeſchick kam größtentheils daher, daß Gottſched ihn gelobt hatte, an dem man nun einmal ſchlechterdings kein gutes Haar finden wollte. Im Jahr 1769 erſchienen endlich die ſämmtlichen Werke des Dichters in zwei Theilen (Frankfurt am Main bei Varrentrapp) die uns ihn leicht überſchauen laſſen. Sein Geiſt war weder ſehr tief noch glänzend, aber ſorgſam und nachdenklich, ſein Gemüth kränklich, aber in dieſer Kränklichkeit nicht zerriſſen und nicht ohne Melodie. Für die Ode iſt ihm nicht hinreichend Kraft und Feuer zu Theil geworden, doch hat er ſich in dieſer Gattung nicht ſelten verſucht. Seine Briefe, deren eine große Menge mitgetheilt worden, größtentheils literariſchen Inhalts, ſind voll unſicherer Kritik, die in eine durch falſche ängſtliche Theorie beengte Subjektivität hinein gebannt iſt. Ein merkwürdiges Beiſpiel, wie wenig er eine geniale Proſa zu lieben im Stande war, findet ſich im achtzehnten Briefe, wo er den Styl einiger Neueren (vermuthlich meint er beſonders Leſſing) höchſt charakteriſtiſch für ihn, die „beſtürzende Schreibart“ nennt. Er hatte ſich ſo ſehr an das gewöhnliche Geländer der Alltags-Proſe gewöhnt, daß ihn jeder kräftigere, raſchere Gang beſtürzt machte. Wie überhaupt ſo ſeltſam ſich Wahres und Falſches in ihm miſchte, zeigt ſich unter andern im 24ſten und 26ſten Briefe. Im erſtern bemerkt er ſehr richtig, wie wenig die franzöſiſche Poeſie ſich über die Proſa erheben könne, und in dem zweiten kann er nicht begreifen, wie Leſſing zu der Unart gekommen ſei, den Cicero einen ſchlechten Philoſophen zu nennen. Gegen die Lieder des Scherzes, zuweilen wohl gar gegen die der Freude, äußert er entſchiedene Abneigung, und es hilft ihm wenig, wenn er hinterher gewiſſermaßen widerruft und erklärt, er wolle den Parnaß darum doch nicht zu einem castrum doloris machen. Seinen Trauerſpielen „Socrates“ und „Seneca“ mangelt faſt alles, was Anſpruch auf Lob geben kann. Selbſt die Wahl der Stoffe iſt verfehlt und man erinnert ſich, wie auch Kleiſt am Seneca ſcheiterte. Creuz hat wenigſtens demſelben dadurch ein tragiſches Intereſſe zu geben geſucht, daß er den gegen Nero Verſchworenen die Abſicht leihet, den Seneca auf den Thron zu ſetzen, welches auch Tacitus als eine Sage anführt, die dem Dichter zuſagt.

§. 64.

Das einzige große Gedicht: „die Gräber“ begründet des Dichters Ruhm, denn hier iſt er ganz in ſeiner Sphäre. Wir fühlen mit Theilnahme, wie tief die mannigfaltigen Drangſale des Lebens ihn verletzt haben, deren er ſchon in frühern Gedichten gedacht, z. B.

> Mich, der ich meine ſchönſten Jahre
> In dem Verborgnen hingeweint,
> Mich ſpart der Tod?

und an einer andern Stelle:

> Geheimer Sorgen voll,
> Die einſt ein Grab mit mir der Welt verbergen ſoll,
> Hauch' ich mein Leben hin, und find' in meinen Klagen
> Oft einen Troſt, den Zeit und Glücke mir verſagen.

Wir ſehen klar, daß er ſich ſelbſt meint oder wenigſtens meinen durfte, wenn er von Young die rührenden Worte ſagt:

> Der wie ein Pelikan, vertieft in ſeinen Gram,
> Zu ſeiner wunden Bruſt die große Zuflucht nahm.

Solche Leſer, die den Sinn dieſer Zeilen tief in ſich aufnehmen können, d. h. die bereits in bedeutenden Momenten etwas Aehnliches empfunden oder gar mit denſelben Worten ausgeſprochen haben (weil es in der That keine andre dafür giebt), werden ſich durch die Mittheilung derſelben dem Dichter auf eine entſchiedene Weiſe angenähert fühlen, und ihm dafür die oft ſich einſchleichende Monotonie verzeihen, die bei einem Stoffe wie der gewählte iſt, nicht wohl ausbleiben konnte.

§. 65.

Wenden wir uns jetzt von dem faſt überſehenen Creuz zu einem Dichter, deſſen Name weit über Deutſchlands Gränzen hinaus erſcholl, und dem vergönnt ward, bei einer faſt ununterbrochenen Geſundheit und Heiterkeit, ſechs Jahrzehnte und darüber, der literariſchen Wirkſamkeit ſich zu erfreuen.

Chriſtoph Martin **Wieland**, geb. 1733, geſt. 1813. Sehr früh entwickelten ſich bei ihm die Anlagen zur Poeſie, doch unter dem traurigen Einfluſſe Bodmers und Breitingers, die ſich in ihm einen bequemen Schüler und Lobredner zu erziehen ſuchten. Wieland gehörte damals zu jener Gattung von Genies, die wir als leidend und empfangend bezeichnen dürfen. Aber der bloße offne Sinn für das Göttliche, der ſich beſonders in der Freude an einzelnen rührenden Geſchichten im alten Teſtamente gezeigt hatte, die Empfänglichkeit für die einzelnen Reize der Natur u. ſ. w. machen noch keinen Dichter. Die Lektüre des tiefen Platon in unreifen Jahren, ſeltſam verbunden mit dem häufigen Genuſſe einiger Engliſcher Poeten, welche Schwermuth für Erhabenheit zu halten ſcheinen, gaben dem blühenden Jüngling eine ganz verkehrte Richtung und machten ihn, der noch durchaus keinen feſten Boden gefunden hatte, zu einem poetiſch religiöſen Schwärmer, d. h. zu einem, der Religion und Poeſie nur außerhalb der einfachen Wahrheit und dem Leben ſucht, und deshalb nothwendig ſich in das Leere verirren muß. Deshalb misfielen auch ſeine frühern Verſuche, z. B. ſeine Johanna Gray, Empfindungen des Chriſten u. ſ. w., und zogen ihm inſonderheit Leſſings geiſtreichen und witzigen Tadel zu. Wieland ſelbſt ſah bald darauf auch ein, daß er nicht auf dem beſten Wege ſich befinde, er fühlte ſich durch die nur von außen gekommene Schwärmerei ſelbſt gelangweilt, die nüchterne Schwermuth machte ihm Verdruß und ſo ſtand er bald zum Staunen Deutſchlands und der Schweiz als ein gänzlich veränderter Mann da. Er ging jetzt allem was nur den leiſeſten Anhauch von wirklicher oder ſcheinbarer Schwärmerei hatte (zuweilen faſt ein wenig bang) aus dem Wege, und alles was er bisher als Liebe, Natur, göttliches Weſen, Chriſtenthum, ohne es wahrhaft zu kennen, geſchildert hatte, dünkte ihn nunmehr höchſt gefährlich und verdächtig. Wer aber die Charybdis vermeiden will, ſtürzt nicht ſelten in die Scylla, eine Redensart, die ſelbſt Lanzelot Gobbo kennt, und die dennoch häufig vergeſſen wird. Wielands frühere Schwärmerei war in der That ein Nichts, und von da aus giebt es keinen Gegenſatz, der etwas Erquickliches haben könnte.

§. 66.

Nach dem ſehr ſchwachen Don Sylvio von Roſalva erſchien der Agathon, ein Werk, das gewiſſermaßen den geſammten Kern der Wielandiſchen Lebensphiloſophie enthält. Aus Liebe für die Grazie ſollen wir ſittlich ſein: dieſer in Einfachheit höchſt intereſſante Gedanke iſt es, den er hier mit ungemeinen Anſtalten in mehreren ſtarken Bänden an den Tag fördert; aber er hält ihn weder in dieſer noch in manchen andern Schriften ganz feſt, und ſo iſt es gekommen, daß ihm mitunter auch die Tugend als ein Heroismus erſcheint, zu dem man nicht alle zwingen könne, weshalb es genug ſein dürfte, wenn man nur nicht gänzlich feige iſt. Religiöſe Beruhigung, poſitiv philoſophiſche Geſichertheit, Wahrheit die da Wahrheit iſt und bleibt, hat W. (in ſeinen Schriften, denn nur von dieſen, nicht von ihm als Menſchen iſt die Rede) nicht gefunden und bezweifelt auch daß ſie gefunden werden könne. Die beiden Mächte, welche vor unſrer Erſcheinung in Raum und Zeit und jenſeit derſelben liegen, ſind für ihn kein wohlthätiger Gegenſtand der Betrachtung, er will recht gern das Beſte hoffen; zu etwas Höherm aber kann er ſich nicht entſchließen, eben aus Furcht vor der Schwärmerei, die ihm früherhin nicht wohl bekommen iſt. — Wie man aber das Leben, was man ſo das Leben nennt, das Hiervorhandenſein 70 bis 80 Jahre etwa, redlich, leidlich-vernünftig, graziös, angenehm converſirend hinbringen könne, darüber giebt er manche in ihrer Art ſehr ſchätzbare Lehren. Wie würden dieſe erſt ausgefallen ſein, wenn dem als Menſchen und Bürger ſehr ehrwürdigen und Reichbegabten jene ewigen Sterne geleuchtet hätten, wenn er ſich hätte entſchließen können, an die ewige Idee der reinſten Tugend zu glauben, von welcher der edelſte Kämpfer, Schiller, ſagt, daß der Menſch ſie auf Erden üben, und ſollte er auch ſtraucheln überall, dennoch nach der göttlichen ſtreben könne, mithin ſolle. Wenn er, möchten wir fortfahren, an dieſe Tugend geglaubt hätte, ſchon um deswillen weil der Glaube daran möglich iſt, weshalb auch Millionen, ja Milliarden einzelne üble Erfahrungen nicht im mindeſten dagegen entſcheiden und nichts als eine für die Nichtglaubenden höchſt unerſprießliche — Unterhaltung bieten.

§. 67.

Wegen dieſes Nichtglaubens an das Göttliche im Menſchen allein, ſind manche Wielandiſche Schriften wirklich als unſittlich zu betrachten, keineswegeſ aber wegen einzelner üppiger Scenen, die oft die Geſchichte des Romans, wie er einmal angelegt iſt, mit ſich bringen kann, obwohl wir allerdings bedauern können, daß Wieland ſich ſo oft Geſchichten erſann oder aufnahm, in denen jene Schilderungen nothwendig ſcheinen können. Dennoch möge auch hier ausdrücklich anerkannt werden, daß ein gutes Naturel Wielanden vor den Sümpfen der eigentlichen Philiſterhaftigkeit ſtets bewahrte, und mit dem was Fichte als Deutſchbibliothekariſche Aufklärung bezeichnete, hat er nie zu ſchaffen gehabt, ſo wie er denn überhaupt alles, was er von ſeinem Standpunkte aus als roh und gemein, ſeicht und flach erkannte, ſtets herzlich verachtete und ablehnte. Betrachten wir ihn z. B. wie er nicht ſelten in einzelnen Stellen ſeiner Briefe an Sophie Laroche daſteht, ſo iſt er ſelbſt die beſte Widerlegung jenes früher angedeuteten Grundirrthums in den meiſten ſeiner Schriften.

Kehren wir zurück zu der merkwürdigen Geſchichte ſeines literariſchen Wirkens. Agathon entzückte faſt ſämmtliche Kritiker Deutſchlands, und Leſſing ſelbſt, in großer Freude über Wielands Bekehrung von aller Schwärmerei, rühmte jenen Roman als den klaſſiſchſten jener Zeit (!!) — Durch franzöſiſche Dichter ſchon längſt gewöhnt und verwöhnt, verzieh ihm die Mehrheit der Deutſchen recht gern manche ſchlüpfrige Schilderung, manche Laxität in den ethiſchen Grundſätzen, die man in W's Schriften hatte bemerken müſſen. Ja man ſprach oft aus, man müſſe es mit dem Genie nicht ſo genau nehmen, wenn es auch nicht immer der ſtrengen Moral zugethan ſei. Einmal im Verzeihen vergab man ihm auch den länglich dünnen oder in einander geſchweiften proſaiſchen Styl, ja man überredete ſich, das ſei eben eine Schönheit mehr.

Früher erwarb ſich Wieland ein ſehr großes Verdienſt um die Deutſchen durch die Einführung des Shakſpeare. Freilich nicht in deſſen wahrer Geſtalt, freilich nicht wenig verſtümmelt und oft genug in den Noten getadelt als ein unbändiges Genie; dennoch für den Moment immer dankenswerth genug. Auch des trefflichen Hans Sachs wollen wir nicht vergeſſen, um Wieland zu rühmen, daß er ihn, den hundert klägliche Kritiker geläſtert hatten, von neuem den Deutſchen an das Herz legte, das allerdings ein etwas vergeßliches Herz iſt. Idris und Zenide, Oberon, und manche andere ſehr angenehm erzählte kleinere Gedichte, vollendeten den Ruhm dieſes Mannes, in welchem Deutſchland zuletzt ein durchaus allſeitiges Genie anzuſtaunen ſich gewöhnte.

§. 68.

Jenes Deutſchland war indeſſen nur das ſogenannte vornehme, und ein Theil des ſchreibenden; das Volk ſelbſt nahm wenig Notiz von dem Vielgeprieſenen. Deshalb wollen wir ſogar bedauern, daß man ein Gedicht von nur mäßigem Umfange: „Geron der Adliche,“ welches uns als das allervortrefflichſte ſeiner Werke erſcheint, in welchem es dem Dichter mit dem tiefen göttlichen Ernſt faſt durchgängig ein wahrhafter Ernſt iſt, ganz überſah oder doch nur mit lauer Theilnahme betrachtete, ſo daß wir fürchten müſſen, es möchten auch manche von unſern heutigen Leſern jenes Gedicht nicht kennen.

Es haben aber manche deutſche Dichter ein ganz eignes Schickſal. Wenn nämlich ihre Berühmtheit am größeſten iſt, ſo iſt auch der Tadel am nächſten. Als nämlich **Wieland** einige dreißig Jahre hintereinander faſt ungeſtört und einſtimmig gerühmt worden war, ſo ſchien es, als werde man dieſer Sache ein wenig überdrüßig. Im Herbſt 1796 erſchien **Schillers** Muſenalmanach, in welchem bekanntlich die mehr berühmten als gekannten Xenien befindlich ſind. Hier erhoben ſich Stimmen, die von dem Concert der Mode gänzlich abweichend, manchen auffallenden, damals befremdenden Tadel hören ließen. Zwar nannte man ihn die zierliche Jungfrau in Weimar, und ſchrieb ihm einen reichen Geiſt zu, doch ſchon in der nächſten Zeile war man ſtreng genug, die Ausdrücke: „fade und leer“ auf den ſonſt ehrwürdigen Greis anzuwenden, und ihm zum Geburtstage zu wünſchen, daß ſein Lebensfaden ſich ausſpinnen möge, wie in der Proſe ſein Periode. Wenig Jahre nachher trat die Zeitſchrift Athenäum hervor, in welcher von neuem ein kühler Witz, oft ſogar harter Spott gegen ihn gerichtet wurde. **Wieland** hatte in der Vorrede zur letzten Ausgabe ſeiner ſämmtlichen Werke angeführt, er habe mit der Morgenröthe der deutſchen Literatur begonnen, und jetzt am Abend ſeines Lebens ſcheine auch eine nächtliche Dämmerung über beſagte Literatur anzubrechen. Das hatte man nun für einen optiſchen Betrug ausgegeben, der bei der Augenſchwäche des Alters leicht zu begreifen ſei. Endlich ging man in der Freiheit ſo weit, eine förmliche Ediktal-Citation anzuſtellen, und mehrere große und bekannte Schriftſteller, Platon, Ariſtophanes, Lucian, Horaz, Cicero, Shakſpeare, Cervantes, Crebillon, Voltaire u. ſ. w. zuſammen zu rufen, um ſie aufzufordern, das ihnen von **Wieland** geraubte Eigenthum zurückzunehmen, nach welcher Beſitzergreifung der deutſche Dichter nicht mehr ſehr reich daſtehen würde. Seit dieſer Zeit iſt es beſonders unter manchen jungen Leuten ordentlich zu einer betrübten Mode geworden, **Wielands** poetiſchen Ruhm zu verkleinern, ja es giebt wenige, die nicht einmal gelegentlich irgend ein bon mot oder mauvais mot gegen **Wieland** ſich erpreßt hätten. Aber auch die ältern Männer, die noch an der deutſchen Literatur Theil nehmen, ſcheinen einen großen Theil des ehemaligen Intereſſes für den berühmten Dichter verloren zu haben, ſo daß auch einmal ſehr keck behauptet worden iſt, ein paar gelegentlich hingeworfene Scherze hätten ſchon hingereicht, **Wielands** Ruhm zu vernichten, wie etwa der alte Priamus (wenn wir anders der pathetiſchen Rede des Schauſpielers in Hamlet glauben dürfen), vor dem bloßen Schatten von Pyrrhus Neoptolemus Schwerdte geflohen ſei.

§. 69.

Mich dünkt, aus der bloßen Erzählung dieſer zum Theil unerfreulich leichtſinnig genommenen Vorfälle, gehe ſchon durch ſich ſelbſt der Ernſt und die Wahrheit hervor. Die Jünglinge, welche W. am Ende des achtzehnten Jahrhunderts, in Oppoſition gegen eine durch vier Jahrzehnte verbreitete Meinung, nicht mehr als einen wahrhaftigen Dichter gelten laſſen wollten, haben, ſo übel ſie auch damals angefahren worden ſind, dennoch im Großen und Ganzen Recht behalten; doch haben die beſſeren auch damals ſtets anerkannt, daß hier dennoch von einem ſehr ausgezeichneten Talente die Rede ſei. Dem **wahren** Ruhme, den ein fünfzigjähriges durchaus edles literariſches Streben verleiht, würde keine, auch nicht die geiſtvollſte, ſo-

phiphyſiſche Kritik und noch viel weniger bloßer Witz, Scherz oder Hohn haben Abbruch thun können. Jene Jünglinge, jetzt Männer geworden, ſprachen nur aus, was ein bedeutender Theil der Deutſchen gewiß ſchon längſt im Stillen gedacht und empfunden hatte. Seitdem iſt ein neues Geſchlecht erſchienen, das größtentheils dem frühern Urtheil nicht bloß zu folgen, ſondern den ganzen **Wieland** zu ignoriren ſcheint: was wir (wie ſich von ſelbſt verſteht) entſchieden misbilligen müſſen, da in ſeinem Geiſte doch auch gar manches Feine und Anmuthige wohnte, deſſen viele Deutſche beſonders bedürfen. Da dieſe jedoch nie ganz vergeſſen können gerecht zu ſein, ſo darf man mit Zuverſicht hoffen, daß ſich das Misverſtändniß bald löſen und ruhiges Urtheil alles wieder ins Gleiche bringen werde.

§. 70.

Wielanden zur Seite ſtehe hier ſein Freund J. W. L. **Gleim**, geb. 1719, geſt. 1803. Seine erſten poetiſchen Verſuche konnten wohl nur in einer ſehr dürftigen Zeit auf einen beſondern Beifall rechnen, denn eine ſolche mochte wohl gar noch von ihm borgen. Für uns ſind indeß ſeine anakreontiſchen Lieder bloß eine jugendliche Verirrung und mittelmäßige Nachahmung eines talentvoll weichlichen Dichters, der ſich unter die Griechen gleichſam nur geſtohlen, und den Namen Anakreon unrechtmäßiger Weiſe an ſich geriſſen hat. Können wir aber ſchon dieſe Richtung **Gleims** nicht billigen; wie viel weniger die ſeiner zahlreichen Nachahmer! Nichts in der Welt ſollte billig dem deutſchen Dichter ſo fremd ſein als das Süßlichflache; und dennoch wollte eine ganze Schaar von Poeten damit ſogar noch prunken. Blumen, Küſſe, Wein und Liebe wurden zuletzt ſo durcheinander gearbeitet, daß keine gute Faſer mehr daran blieb. Und welche Liebe, welche Küſſe waren es auch, von denen hier geſprochen wurde, wie matt, unſcheinbar und zu welchem Nichts verrieben! — Zu Gleims Lobe muß jedoch hinzugeſetzt werden, daß er ſich in ſeinen ſpätern Lebensjahren den Namen eines deutſchen Anakreon ſtreng verbat.

Gleims Fabeln ſind ſehr ungleich, einige trocken, durch einſeitig politiſche Richtung oder durch unerſprießliche teleologiſche Anſichten ermüdend, andere aber wahrhaft kindlich und eben deshalb angenehm und eindringlich. — Wie treten aber alle dieſe Bemühungen zurück gegen das was der Dichter während des ſiebenjährigen Krieges unter dem Namen eines Preußiſchen Grenadiers ſeinen Landsleuten feurig zuſtrömte, da Friedrichs Kampf gegen eine halbe Welt ſein Gemüth entzündete. Man darf dieſe Kriegslieder nicht bloß als den Gipfel ſeiner Poeſie betrachten, ſondern ſie ſind in der That ſein Ganzes und völlig hinreichend ſeinen Ruhm für immer zu begründen. Faſt alles lebt und glüht in denſelben, ohne daß doch mehr als billig von Leben und Gluth die Rede wäre — ein Fehler, auf den wir in dieſer Literaturgeſchichte ſo oft zurückkommen müſſen. — Manches iſt einfach, kernig kurz, anderes ausführlich, bequem, heiter, voll wahrhaft charakteriſtiſchem Soldatenhumor, deutlich, farbig; (doch ſtören zuweilen einige Uebertreibungen und Grellheiten). Andere von dieſen Liedern ſchreiten feierlich und ſtolz, andere ringen hinauf wie im Sturmſchritt, andere geben eine reine Rührung, indem ſie nach dem heißeſten Kampf die kleine Heldenſchaar in ruhiger Betrachtung darſtellen, oder edler Todten gedenken. Es wäre wenig verloren, wenn alle gedruckte Exemplare dieſer Gedichte untergingen, denn ſie könnten ohne Zweifel noch von tauſend Lebenden ſehr bald wieder hergeſtellt werden, da ſie ſtets von Mund zu Munde gingen und im Herzen und auf den Lippen wohnen. —

§. 71.

Nach dieſer herzlichen Anerkennung jener vortrefflichen Gedichte, müſſen wir freilich hinzuſetzen, daß die Poeſie unſern *Gleim* nach Abſchluſſe des Hubertsburger Friedens faſt ganz verließ. Vielleicht wird man dagegen einige geiſtlich reflectirende Gedichte anführen; allein wir werden doch wohl bei näherer Anſicht einräumen müſſen, daß weder Poeſie, noch wahre Philoſophie, noch *tiefe* Religion in denſelben wahrzunehmen ſei. So ſind ſelbſt die meiſten im Halladat vorgetragenen Ideen von Gott, Vorſehung, Unſterblichkeit, in der That nicht viel mehr als die hergebrachten, etwas abgeblaßten Gedanken der unbegeiſterten Schule Frankreichs und Deutſchlands während der letzten Hälfte des 18ten Jahrhunderts; nur daß des Dichters kräftige Individualität ihnen zuweilen einigen Schwung leiht. Da indeſſen auf dem Gebiet des Meinens und des Wahrſcheinlichfindens nichts dauernd Feſtes zu erreichen iſt, ſo kann auch unmöglich eine faſt nur meinende Poeſie von wahrer Begeiſterung durchglüht ſein.

Auch das polemiſche Verhältniß *Gleims* zur Philoſophie hat ſich oft bei ihm gerächt. Ungeſtraft — es ſei die Wiederholung des Satzes erlaubt — ſchloß ſich wohl noch niemand von ihr aus; aber härter noch büßen müſſen hat man ſtets das Unternehmen, ſich dem kühnen Lauf der philoſophiſchen Bildung zu widerſetzen. Der Triumphwagen dieſer Urwiſſenſchaft wird von ewigen Flügelroſſen getragen, und fruchtlos iſt es, ihnen wie ſterblichen Thieren in die Zügel fallen zu wollen. Wer ſolches unternimmt, läuft Gefahr zerſchmettert zurückgeworfen zu werden, oder doch wenigſtens ſein Lebelang in dem Staube wühlen zu müſſen, den die Räder aufwerfen. Vor einem ſolchen Geſchicke ward Gleim jedoch durch ſein ſchönes Naturel geſchützt, das ihn nach einigen mislungenen Verſuchen bald abſiehen ließ und wieder zur beſſern Thätigkeit führte.

Bei allem dieſem einzelnen Tadel möge indeſſen keinesweges überſehen werden, daß die rüſtige Jugend *), welche Gleimen bis in ſein vierundachtzigſtes Jahr begleitete, ſo wie das ſtete Umgebenſein von Freunden, keinesweges ein bloßes Glück, ſondern auch ein wahrhaftes Verdienſt zu nennen ſei, und ſo wird das Andenken an dieſen Jünglings-Greis ſtets rühmlich unter uns fortleben.

§. 72.

Ewald Chriſtian von **Kleiſt**, geb. 1715, geſt. 1759.

Wenn die Elegie der Modernen überhaupt aus dem ewigen Gegenſatze der Idee und Erſcheinung, der Freiheit der Phantaſie und der Nothwendigkeit des Wirklichen, hervorgegangen, ſo iſt dieſes ganz beſonders bei den Deutſchen der Fall, die gewöhnlich erſt dann dichten dürfen, wenn ſie vergeſſen haben, was um ſie her vorgeht. Aber es iſt ſchwer zu vergeſſen, **Kleiſt** vergaß nicht und dichtete doch, denn er vermochte nicht ſelten, den reinen Purpur oder Trauermantel der Phantaſie auf jene Mängel des erſcheinenden Lebens zu werfen. Sein herrliches Gemüth war eben ſo tapfer als ſanft und zart; eben ſo rüſtig im Widerſtehen als gelinde im Hingeben. Was er als Krieger war, als gottinniger Held wird keine Zeit vergeſſen, denn ſein Muth war Eins mit ſeiner Menſchenliebe, und ſeine Kraft mit ſeiner Milde. Wenige Menſchen haben ſich vielleicht ſo auf die Freundſchaft verſtanden als er, und was ihm Gleim und Leſſing waren und er ihnen, laſſen einige tiefrührende Briefe aus jener Zeit ahnen.

---

*) Wenn wir erwägen, zu welcher Zeit Gleims Bildung ihre Richtung empfing, und dann vernehmen, daß ihn Jean Pauls unſichtbare Loge und Hesperus wahrhaft entzückten, ſo werden wir ihn wohl alle mit Luſt einen achtzigjährigen Jüngling nennen. — Weniger kannte er Goethen; noch minder Schillern, den er faſt ganz verkannt zu haben ſcheint.

Seine „Sehnſucht nach Ruhe" iſt nicht die gewöhnliche halb poetiſche Weichmüthigkeit, die ſich gern in den Schatten legen will, ſondern ſie iſt nichts weiter — denn einige widerſtrebende Ausdrücke können nicht entſcheiden — als die Sehnſucht nach friedlicher Klarheit, und nach jenen für das geſammte Menſchengeſchlecht beſſeren Zeiten, von denen die „innere Stimme ſpricht" und ewig ſprechen wird, wie oft auch Stürme von außen her ſie überrauſchen mögen. Hin und wieder finden wir freilich in den Kleiſtſchen Gedichten einige Verletztheit der Bruſt, aus der ſie ſtrömten, ſie geht hervor aus der Zeit, deren Mode-Philoſophie nicht ſelten nur ein frecher Marodeur im Gebiet der Religion, und deren Religion leider auch oft genug nur ein wehmüthiger Optativus war. Kleiſt iſt nicht bloß viel beſſer als dieſe eben geſchilderte Seite jener Zeit, ſondern er ſteht ihr oft ſehr ſiegreich entgegen, aber gelitten hat auch er durch ſie, wie dies wohl keinem Menſchen als einem Kinde der Zeit ganz erlaſſen werden kann. Den Schmerzen der Menſchenliebe — nur der Verödete im Geiſt und Herzen kennt ſie ſo wenig wie ihre reinen Freuden — wird ſich kein edler Menſch entziehen wollen.

§. 73.

Weit mehr als dieſe Elegien, deren hier vorzugsweiſe gedacht worden iſt, wurde in früherer Zeit das beſchreibende

Gedicht „der Frühling" geſchätzt, und in der That verdient es um mancher wahrer, aus der lebendigen Natur ſelbſt herausgegriffenen Bilder, die das Kind und der Dichter am beſten erſchauen, die Neigung und Theilnahme, welche man ihm gewidmet hat, wenigſtens zur Hälfte, und es iſt erfreulich zu ſehen wie die Ausländer durch ihre zahlreichen Ueberſetzungen des Gedichts ſelbſt zu geſtehen ſcheinen, daß ſie in dem Talent der genauen Beobachtung der Natur ſich uns unterordnen müſſen.

Daß übrigens dem genannten Werke eine entſchiedene Einheit fehlt, iſt auch wohl früher ſchon geſagt worden, und man dürfte es deshalb einer intereſſanten aber unbegränzten und unbeſchloſſenen Moſaik vergleichen. Was aber den Genuß ſtört oder doch theilweiſe verkümmert, iſt die pſeudo-hexametriſche Form; denn anders können wir dieſe Hexameter mit einer Vorſchlagsſylbe (d. h. dieſe Hexameter mit ſiebentehalb Füßen) nicht nennen. Hier iſt in jedem Falle die unglückſelige Schweizeriſche Schule ſchuld, und der zu beſcheidene Kleiſt — der ihr ſonſt ſo wacker widerſtand — ließ ſich leider durch manche damals gefeierte Beiſpiele verleiten, in ſeinem Gedichte dem Reime zu entſagen, der ihm ſonſt ſo wohl ſteht. Es bedarf aber kaum des Beweiſes, wie ſehr daſſelbe durch dieſen Mangel mit ſich ſelbſt im Streite liegt, und wie ſehr der ganze Inhalt nach dem Reim verlangt, der ihm durch eine fehlerhafte Theorie verweigert worden iſt.

§. 74.

Karl Wilhelm Ramler, geb. 1723, geſt. 1798. Es iſt beſonders in den letzten Jahrzehnten ſo häufig über ihn die Rede geweſen, daß wir uns wohl der Pflicht überheben können, ausführlich über ihn zu ſprechen. Uns fallen

Schillers gute einfache Worte aus dem Gedicht: „Breite und Tiefe“ ein:

Es leben viele in der Welt,
Sie wiſſen von Allem zu ſagen,
Und wo was reizet und wo was gefällt,
Man kann es bei ihnen erfragen.
Man dächte, hört man ſie reden ſo laut,
Sie hätten wirklich erobert die Braut.

Dieſe Braut nun, dünkt uns, hat Ramler nicht erobert, obwohl er ſein ganzes Leben hindurch mit hohem, rühmlichem Eifer danach ſtrebte. Eben deshalb misbilligen wir aber gänzlich jeden bittern Scherz, der ſo oft von einer gewiſſen Seite her gegen ihn angewandt worden iſt. Manche ſeiner Gedichte haben den Charakter der errungenen, zuweilen ſogar mühſeligen Begeiſterung. Oft glauben wir in ihnen bloß den Zuſtand eines ſolchen Ringenden in Worte überſetzt zu erblicken. Meiſtens haben ſie auch eine äußere Veranlaſſung, die der Poeſie nicht immer günſtig ſein kann. Selten finden wir jenen Hauch der Liebe, jenen „goldnen Duft der Morgenröthe,“ der uns in den Geſängen der wahren Dichter entgegen weht, vieles iſt ſchwer und in eine gewiſſe ſtarre Ueberpracht der Sprache gekleidet, die jedem milden Auffluge wehrt. — Wie er, deſſen Hexameter zu den unbeholfenſten gehören, die je gemacht wurden, zu dem Rufe der Correktheit gelangt, iſt uns, wir verhehlen es nicht, ſtets unbegreiflich geweſen. Andere Versmaaße gelingen ihm beſſer, und gerade dieſe ſind weniger beachtet worden.

Wenn wir aber auch Ramlern nicht für einen Dichter halten, ſo wollen wir ihm doch nicht abſprechen, daß einige treffliche Gedichte von ihm vorhanden ſind *), un-

---

*) Ein einziger wahrhafter geiſtiger Frühlingstag, ja ſoga

ter denen wir ganz beſonders das an den Frieden (vom Jahre 1760) auszeichnen, welches aus einem reinen und ſehnſüchtigen Herzen entſprungen, würdig war, die allgemeine Sehnſucht auszuſprechen. In dieſem Gedichte finden wir auch eine Anſchaulichkeit, die R. faſt nie hat, da er ſie durch kaltes Feuer zu erreichen meint, und ein Ebenmaß in den wohlgeordneten Bildern, das gerade von wahrer Begeiſterung zeigt. — Selbſt „die blonde Ceres, die ganz verdeckt in Aehren geht," hört in einem andern theilweiſe gelungenen Gedicht auf eine bloß mythologiſche Perſon zu ſein, und wird zu einer vertraulich freundlichen Königin der Fluren, die den harmloſen Fleiß begünſtigt.

§. 75.

Wie ganz anders und unerquicklich ſind dagegen manche ſeiner ehedem bewunderten, bloß künſtlich gemachten, in kalten Flammen prunkenden, innerlich lebloſen Oden, z. B. jene viel berühmte „an ein Geſchütz" u. ſ. w., bei der ſelbſt das Lächerliche in der phantaſtiſchen Vorausſetzung als ſei es lediglich „die frommen Dichter zu zerſchmettern" abgefeuert worden (ein Argwohn, der dem frommen Dichter am wenigſten einfällt), leider nicht vermieden worden iſt. Man entſchuldige den deutſchen Dichter nicht mit der Nachahmung des Horaziſchen: Ille et nefasto te posuit die u. ſ. w. Hat Horaz ſich wirklich ſo ungebührlich entſetzt, ſo ſoll man ihm das keineswegs nachmachen; ſehen wir aber ſeine Ode recht genau an, ſo möchte ſich doch wohl eine gewiſſe ſich ſelbſt neckende Ironie in derſelben finden, von der in der Ramlerſchen, die wie aus einzelnen ſtarren dick übermal-

---

nur eine einzige ſolche Lenzſtunde kann ein ächtes lebenhauchendes Gedicht geben.

ten Steifleinwandſtücken zuſammen geleimt iſt, keine Spur anzutreffen iſt.

R's Bemühungen um einige altdeutſche Dichter, z. B. **Logau**, **Wernike** u. ſ. w., würden wir doppelt ſchätzen, wenn er nicht leider mit beſonderer Eigenwilligkeit an ihnen verändert, gefeilt oder gar geraſpelt hätte. Doch möge ihm ein wenig zu Gute kommen, daß ſeine in dieſer Hinſicht verwöhnte Zeit es ſo haben wollte, ob es ſich freilich von ſelbſt verſteht, daß dadurch ſeine unerlaubte Gefälligkeit nicht gerechtfertigt wird. Als Menſchen entſchuldigt ihn, daß er gegen ſich ſelbſt nicht minder hart verfuhr, indem er, wie bekannt, in der letzten Ausgabe ſeiner Gedichte gar manche verderbte, zum warnenden Beiſpiel, daß, wenn die Zeit der productiven Kraft vorüber iſt, und der Froſt des Alters — (der ächte Dichter wird freilich wie **Sophokles** und **Goethe** nie alt, ſondern empfängt durch das Alter immer nur neue Liebenswürdigkeit) eigner Begeiſterung wehrend, auch die Begeiſterung Andrer nicht mehr begreift, kein beſſeres Talent — zu conjugiren („hängt, hangen wird, und hing") — den Mangel erſetzen kann.

§. 76.

Wenden wir uns jetzt zu dem allgefeierten, vielſeitig wirkenden Gotthold Ephraim **Leſſing**, geb. zu Kamenz in der Lauſitz, geſt. zu Braunſchweig 1781.

Sein äußeres Leben und ſeine Schickſale ſind ſo häufig beſchrieben worden, daß wir ihrer nur gedenken, um ſie als rein **Deutſch** zu bezeichnen, denn mancher Ernſt und manche Schmerzen ſollten das edle Metall läuternd **erproben**. Tüchtige fromme Eltern; aber arm, ſtrenge Erziehung; aber liebend. — Gründlicher Unterricht in den alten Sprachen und der Mathematik (zu Meißen), geniale Ueberkraft auf der Univerſität (Leipzig). Unvermögen, ein beſtimmtes Fach allein zu wählen, da die Fülle der Anlagen faſt für alle Fächer hinzureichen ſchienen. Schriftſtelleriſche Thätigkeit nach vielen Seiten hin, als Uebungen der Kraft, zuweilen ſogar mit Hülfe ſophiſtiſcher Dialektik, z. B. bei Rettungen einiger anbrüchigen Charaktere, wobei jedoch ſtets ſein treffliches Gemüth vorwaltet, das ſelbſt einen Simon Lemnius reingewaſchen zu ſehen wünſchte. — Geiſtreiches literariſches Herumtreiben in den Literaturbriefen u. ſ. w. — Fünfjähriges Stillſchweigen, unter den heterogenſten Amtsgeſchäften in Breslau, aber unſchätzbar für ſeine Bildung, die um dieſe Zeit feſten Halt zu gewinnen ſchien. — Heitere überall Herrliches wirkende Thätigkeit, bis etwa 1776. — Das Leben unter Büchern fängt an ungünſtig zu wirken. — Endloſe Streitigkeiten mit deutſchen Theologen, die er nicht lehren konnte, und die ihn nicht begriffen. — Höchſte, nicht immer günſtige Wirkſamkeit und Berühmtheit bei innerm Gram. Verſöhnender Tod, von ganz Deutſchland ſelbſt von den meiſten Feinden ſchmerzlich gefeiert.

Es kann ſein daß dieſe kurzen Lebensumriſſe manchen Leſern ſchon um deswillen nicht zuſagen, weil ſie gewohnt ſind, daß über Leſſing nichts Kurzes oder Epigrammatiſches geſagt werde, obwohl er ſelbſt faſt immer ſehr kurz und epigrammatiſch ſchrieb. Man kann mit Sicherheit behaupten, daß über keinen deutſchen Schriftſteller des verfloſſenen Jahrhunderts ſo viel geſprochen und geſchrieben worden iſt, als über ihn, der über ſich ſelbſt ſo wenig ſprach, und dies wenige faſt ein wenig leichtſinnig und mit muthwilliger Laune gegen ſich ſelbſt vortrug. Es war zuletzt dahin gekommen, daß man ſeinen Namen als eine hochflatternde Fahne betrachtete, bei der ſich die verſchiedenartigſten Menſchen zu den verſchiedenartigſten Zwecken verſammelten.

§. 77.

Was Gutes dabei waltete, verkennen wir nicht; aber auch die unendliche Uebertreibung, die nothwendig lächerlich werden muß, hat uns klar werden müſſen. — Wollte damals etwa jemand die tiefſinnige Bemerkung äußern, daß die Tugend doch etwas nicht Uebles und ein gutes Herz nicht ganz zu verachten ſei, wollte er darthun, daß die Viehzucht löblich, die Sparſamkeit zweckmäßig und die Glückſeligkeit wünſchenswerth ſei, ſo ſetzte er, um die Leſer durch ſolche Paradoxien nicht zu ſehr zu erſchrecken, ſchnell hinzu, „auch Leſſing habe das gemeint," worauf dann freilich alle etwanigen Zweifel ſchweigen mußten. Ob nicht zuletzt auch der Schriftſteller A., wenn er dem Schriftſteller B. einen „guten Morgen" bot, ſich über ſolche kühne Worte entſchuldigte, ſprechend, auch Leſſing liebe ſolche Art zu reden — das wollen wir dahin geſtellt ſein laſſen; vermuthen es aber faſt *).

Als einſt ein ſehr verehrter Mann, — einer der wenigen, welche Leſſings Werth ganz aber ohne Ueberſchwenglichkeit erkannten — mit dem Dichter der Minna von Barnhelm, durch eine ſchöne Gegend Deutſchlands fuhr, und ſeine herzliche Freude über die friſchblühende Natur, in einigen einfachen Worten kund that, ſo erwiederte Leſſing, er beneide ihn um dieſer Freude willen, könne ſie aber nicht theilen. Ja, ſetzte er dann hinzu, wenn der Frühling einmal roth blühete, dann wäre es doch etwas Neues, und ich wollte mich wohl freuen! — Wir wollen mit dem trefflichen Leſſing über ſolche Worte keinen unnützen Krieg

---

*) Wer wiſſen will, bei welchen Unbedeutenheiten, Plattheiten u. ſ. w. man oft Leſſings Namen citirte, der leſe — etwa tauſend deutſche Kritiken, philoſ. Abhandlungen u. ſ. w. aus den Jahren 1760 bis 1800.

beginnen, denn der Moment kann ja auch wohl einmal eine raſch hinflatternde Paradoxie erzeugen; aber wir ſind gewiß, hätte die Mehrheit der damaligen deutſchen Schriftſteller jene Aeußerung gewußt, ſie würde geradezu die Natur angeklagt haben, daß ſie grün blühe.

Bei dieſer unbedingten oft ſogar faſt mechaniſchen Hingebung an ihn, war es wohl natürlich, daß man ihn nicht nur für den größten Philoſophen und Kritiker, ſondern auch überhaupt für den größten Schriftſteller Deutſchlands hielt. — Es iſt aber bereits in dem Abſchnitte über Wieland bemerkt worden, daß wenn die Berühmtheit der deutſchen Schriftſteller am größeſten iſt, die Anfeindung am nächſten ſei. Auch Leſſing, obwohl Wielanden weit überragend, hat ein ähnliches Geſchick erfahren. Es erſchien nämlich im Jahr 1796 — ein ſeltſam geiſtreicher, wunderlich ſcharfſinniger Schriftſteller, der geradezu und mit einer faſt ſchneidenden Kühnheit behauptete, Leſſing ſei gar kein Dichter. Er hatte dabei von Einer Seite ziemlich gutes Spiel, denn unſer edler gegen ſich ſelbſt überſtrenger Gotthold Ephraim hatte in der Schlußrede zu ſeiner Dramaturgie 1769 ſelbſt erklärt, er ſei nichts weniger als ein Dichter, und was ſeine Luſt- und Schauſpiele betreffe, ſo danke er Gott, daß er „den ganzen Plunder“ längſt vergeſſen habe. — Dieſe faſt entſetzlichen Worte waren bisher nur etwa von Klotz, den faſt niemand liebte, urgirt und ſpäterhin — vergeſſen worden; jetzt aber machte man ſie auf eine Art geltend, die wir höchlich misbilligen müſſen. — Wie? es ſollte entſcheiden, wenn ein edelherber Mann in einem bittern Momente den eignen wohlverdienten Lorbeerkranz zerreißt? Wenn er, im herrlichen Streben nach dem Ideal, und im Vergleichen des Geleiſteten mit jenem, ſich ſelbſt und das Geleiſtete nur gering findet? Sollen wir, faſt hämiſch, ihn bei einem

Worte faſſen, und ſeiner That vergeſſen, die höher iſt, als alles Wort? — Das ſei ferne! — Ja, wollten wir Leſſingen in Beziehung auf jene trüben Worte den Dichterkranz abſprechen, ſo verdienten wir, daß wir jeglichem unbedeutenden, hochmüthigen, poetiſchen Schächer, der von ſich ſelbſt ausſpricht, daß er mit ſeinem Haupte die Geſtirne berühre, den Lorbeer aufſetzen müßten: denn wenn das harte Nein des gegen ſich ſelbſt zu ſtrengen Mannes für uns ſo ſehr entſcheiden ſoll, ſo muß es auch wohl das weiche ekle Ja des ſich verhätſchelnden Hoffärthigen und Eiteln. — — Es giebt der Halb- und Viertel-Poeten ſo viele, die ihren reſpectiven „Plunder“ für die köſtlichſte Poeſie halten, daß es ſchon um deswillen höchſt intereſſant iſt, einmal auf einen Mann zu ſtoßen, der ſich und ſeine verdienſtlichen Werke ſo rauh anfährt.

§. 78.

Verdienſtlich dürfen wir nämlich ſelbſt ſeine früheren poetiſchen Beſtrebungen faſt alle nennen. So hat z. B. das Luſtſpiel „der junge Gelehrte,“ das er in ſeinem ſiebzehnten Lebensjahre ſchrieb, bei aller Fehlerhaftigkeit der Compoſition und Breite in der Ausführung, dennoch eine unleugbare Wahrheit in der Zeichnung des Hauptcharakters, und iſt um deswillen ſchon hiſtoriſch merkwürdig, obwohl wir freilich nicht gern bei dieſem Gemälde verweilen. Es iſt ferner ein ſchöner Beleg, daß L. ſchon in frühſter Jugend faſt immer genau wußte, was er etwa ſchildern könne, indem er ſich ſchon damals nur ſolche Gegenſtände wählte, die er zu überſehen vermochte. Und welch ein Dialog im Vergleich mit dem matten Hin- und Herlallen der Gottſchediſchen Schule! — Ein kleines Luſtſpiel „der Schatz“ (1750) zeigt in dieſer Hinſicht ſchon eine treffliche Ahnung von dem was Leſſing in der Folge leiſten würde, eine Friſchheit und Raſchheit im Geſpräch wie ſie noch heut zu Tage ſehr ſelten iſt. Ueberhaupt iſt Leſſings Talent ein frei geſelliges, gern disputirendes, anreizendes, ſich ſelbſt und andern nie Ruhe laſſendes, herauslockendes; und ſelbſt in ſpätern Jahren, wo ſein Styl die höchſte und köſtlichſte Reife hatte, z. B. in den antiquariſchen Briefen, der Dramaturgie, dem Anti Goeze u. a. iſt ſein Styl am vortrefflichſten, wenn er ihn gleichſam dialogiſch bildet, und mit den Gegnern auf dieſe Weiſe den Kampf eröffnet oder ſchließt.

In Miß Sara Sampſon iſt nur die Anlage zu intereſſanten Situationen anzuerkennen, aber die Ausführung iſt, mit Ausnahme einzelner Scenen, ohne beſondere Kraft, und dieſer Mangel hat durch den Reichthum an Thränen erſetzt werden ſollen. Doch die Thränen die in Leſſings Werken um der Liebe willen geweint werden, ſind nicht eben ſehr rührend; und bei aller Anſtrengung, die L. dem genannten Drama gewidmet hat, konnte es nicht gelingen, da er diesmal einen ſeinem Gemüth fremden Stoff gewählt hatte.

§. 79.

Deſto beſſer ſteht es mit Minna von Barnhelm, welches ſeit beinah ſechzig Jahren mit Recht bewunderte Werk wir als ein wahrhaft deutſches betrachten und für die Blüthe der dramatiſchen Poeſie des ſiebenjährigen Krieges, oder vielmehr des Hubertsburger Friedens halten, ein Werk, dem wir, in dieſer Beziehung, unter den lyriſchen Gedichten, ſelbſt nicht die trefflichen Gleimſchen Grenadier-Lieder an die Seite ſetzen dürfen, ſchon um deswillen nicht, da ihnen das allgemein Ausgleichende und Verſöhnende mangelt, welches dem Leſſingſchen Drama den höchſten Reiz giebt. — Dieſe rein hiſtoriſche Bedeutung des Stücks anerkennend, finden wir ferner in der Zeichnung der männlichen Hauptcharaktere nicht bloß den allgemein anerkannten Verſtand, den antithetiſchen Witz und das epigrammatiſche Feuer Leſſings, ſondern auch eine wahrhafte Gemüthlichkeit, die man in ſeinen andern dramatiſchen Werken vielleicht hie und da vermiſſen möchte. — Die Art, wie z. B. das Verhältniß Tellheims zu Juſt und Werner (obwohl wir das zu häufige Geldanbieten des Letztern beſchränkt wünſchten) angelegt und durchgeführt worden, zeigt von wahrhaft deutſcher Poeſie.

Nur auf die Liebe hat ſich Leſſing nicht ſehr verſtanden; wenigſtens wird uns niemand überreden wollen, daß in dieſem Stücke eine ſolche walte. — Der vortreffliche deutſche Mann würde dies Urtheil wohl am erſten ſelbſt einräumen, er, von dem bekannt iſt, daß ihm nicht einmal die Darſtellung der Liebe im Werther genügte, ſondern in allen Dichtern der Welt nur eine einzige: die in Shakſpears Romeo. — Uebrigens thut der etwas preziöſe Amor, welcher zwiſchen Tellheim und Minna waltet, dem Totaleindruck des trefflichen Stücks um ſo weniger Eintrag, da er von Franziska — abſichtlos, aber deſto wirkſamer parodirt wird.

§. 80.

Emilia Galotti hat das Unglück, faſt überberühmt zu ſein, indeſſen iſt es zum Glück kräftig genug, auch dieſem Schickſale zu widerſtehen. Dieſes Geſchick war allerdings ein ſeltſames. — Wenn man vor dreißig oder vierzig Jahren etwa einen deutſchen Leſer nach Mitternacht, wo der Schlaf am ſüßeſten iſt, angetippt und ihm zugeflüſtert hätte: „Nenne mir das höchſte deutſche Drama,“ ſo würde derſelbe kaum nöthig gehabt haben, aus dem Schlafe ſich aufzuraffen, ſondern ſelbſt im Schlafe hätte er erwiedern müſſen, denn die Sache war zu einem Muß geworden: „Emilia Galotti.“

Wenn aber die Menſchen in der Mehrheit eine Zeitlang etwas gar zu ſehr bewundert und angebetet haben; ſo werden ſie zuletzt verdrießlich und verdroſſen, und bewundern dann faſt nur noch ehrenhalber und ſchläfrig weiter. Dahin war es gekommen, als im Jahr 1796 Friedrich Schlegel ſeinen berühmten Aufſatz über Leſſing ſchrieb, und die viel zu wichtig genommenen Worte ausrief: „Nun ich will es ja auch bewundern dieſes in Pein und Schweiß verfertigte Meiſterwerk, ich will es frierend bewundern, und bewundernd frieren.“ Dieſes unſtatthafte Wort traf gewaltig, und wenn man um jene Zeit die Mehrheit der deutſchen Leſer um ihre Meinung in Hinſicht Emiliens hätte fragen wollen, ſo würde man mit Sicherheit auf das Abrollen der Worte „Pein und Schweiß und Froſt“ haben rechnen dürfen.

Manche, — des ſind wir gewiß — froren vielleicht nur aus unmäßiger Gefälligkeit für Friedrich Schlegel mit, während ſie ſich bei dem Stücke ſelbſt innerlich warm genug fühlten. Solche, deren es auch noch einige giebt, möchten wir freundlich erinnern, dergleichen Täuſchung nicht ferner zu üben, denn es iſt gar wenig Genuß dabei. — Emilie iſt keinesweges ein poeſieloſes Verſtandeswerk, kein dialogiſirtes Rechnungsexempel; eben ſo wenig aber auch ein vollendetes, von der Muſe der Tragödie ſelbſt eingegebenes Drama. Bei Werken wie dieſes, das wir vorhin überberühmt nannten, thut man am beſten, wenigſtens drei Viertel von dem was man je darüber geleſen hat, zu vergeſſen, um dann deſto eher zu einem friſchern Genuſſe zu gelangen. Wir werden dann ſehen, daß nicht der bloße

Ver-

Verſtand jenes Werk hervorbrachte, ſondern eine großartige Vernunft. Wir werden die herrliche Ironie nicht verkennen, mit der L. ſeinen Prinzen Hettore zeichnete, nicht die Poeſie vermiſſen in dem Verhältniß der mild frommen und ſinnlich feurigen Emilie zu dem dunkelſchweren, metaphyſiſch melancholiſchen und doch liebens-würdigen Träumer Appiani, wir werden die faſt ſchweigende und im Schweigen noch beredte Kraft des Odoardo, vor allem aber den reichen Geiſt anerkennen müſſen, der bei der Zeichnung der Orſina aufgewandt worden iſt, deren Farbenglanz faſt brennend erſcheint; wenn wir ſie uns im Verhältniß zu dem gemüthlos-hohlen Hettore denken. Die Beziehung zu dieſem iſt uns ſtets als ein tragiſches Epigramm vorgekommen, wo Lächeln und Thränen zugleich hervorbrechen möchten. — Ein großes, bis in die kleinſten Theile mit muſterhaftem Scharfſinn ausgearbeitetes tragiſches Epigramm: ſo — um es mit Einem Worte zu ſagen, — möchten wir überhaupt das ganze Stück nennen.

Betrachten wir es auf dieſe Weiſe, ſo werden wir uns nicht mehr über die einzelnen Epigramme in demſelben wundern: nicht mehr über die Gewährung der Bitte, weil die Bittende Emilie heißt; über das: „Weniger redlich wäre redlicher,“ über das „Huſch, huſch“ und den „Schnickſchnack,“ nicht über die Allegorie im Munde der Sterbenden u. ſ. w. Selbſt den faſt unerklärlichen Umſtand, daß Emilie ſich vor dem leeren Hettore fürchtet (in den Worten: „Ich habe Blut, mein Vater“ u. ſ. w.) werden wir als einen bittern Scherz des Schickſals betrachten müſſen, der allerdings zu jenem tragiſchen Epigramme gehört, und in ſofern völlig zu rechtfertigen iſt.

Das einzige was dem Stück Schaden thun kann, iſt die Erinnerung an Virginia, die leider, wie nicht zu leugnen iſt, auch den Dichter mitunter ein wenig gehemmt hat.

§. 81.

Im Nathan, bei dem es doch bedenklich iſt, daß er gleich auf dem Titelblatt mit Weisheit prangt, wird wohl jeder Denkende der Zeichnung mancher Charaktere ſich gern erfreuen, z. B. des Sultans, des Kloſterbruders, der Daja; vor allen des Al Hafi, ſo wie des durchgängig kräftig lebhaften kecken und ſcharfen Dialogs; und gern wird man zugeben, daß manche Sentenzen eines Seneka und Schiller würdig wären. Die Fabel ſelbſt iſt ſo überaus einfach, daß wir ſie kaum ſo nennen dürfen, denn daß der Tempelherr am Ende in Recha eine Schweſter und der Sultan in beiden ſeines Bruders Kinder findet, iſt gewiſſermaßen nur eine hiſtoriſche Notiz oder Merkwürdigkeit. Der Geiſt des ganzen Werks iſt Polemik gegen jede poſitive Religion, wobei noch das Chriſtenthum das Unglück hat als die Religion der ſtolzen Schwermuth, und der eigenſinnigen Hypochondrie zu erſcheinen; wenigſtens kann ein ſolcher Verdacht entſtehen, da der Tempelherr neben der geſchwätzigen Daja, — eine nüchterne Halbſchweſter von Julien Capulets Amme — dem gutmüthig einfältigen Kloſterbruder, und dem übelgeſinnten Patriarchen doch ohne Zweifel noch als der leidlichſte Repräſentant daſteht. Dem Sultan wird jedoch Macht verliehen, ihn zurecht, und (was auch das bequemſte iſt) zur Ruhe zu verweiſen, wofür dieſer aber wieder unter der Oberhoheit des Nathan ſteht, der nach allen Seiten hin ſeine Weisheit in Bächen und Strömen, zuweilen aber auch wohl löffelweiſe austheilt. Dennoch giebt es eine Weiſe dieſes Stück wahrhaft zu genießen. Haben wir nämlich erſt einmal mit gebührender Gelaſſenheit alles was in demſelben gegen poſitive Religion angeht — mit Ernſt oder ironiſch abgelehnt *), ſo bleibt noch genug zu unſrer Freude übrig. Die Menſchen- und Völkerduldung, die hier mit ſtarkem Eifer gepredigt worden, wird uns freilich nicht als letztes Ziel erſcheinen; wohl aber die Menſchenliebe, die in ächt chriſtlichem Sinne nicht einmal von Duldung — die iſt ſchon ungenügend und unchriſtlich — wiſſen will, eine Anſicht, durch welche die ganze Fabel von den drei Ringen als längſt abgethan erſcheint. — Ueberhaupt was könnte wohl das Chriſtenthum zu ſcheuen haben? Gäbe es dergleichen, wie traurig ſtände es dann! aber welche Feigheit gehört dazu, um eine ſolche Beſorgniß auch nur im Mindeſten aufkommen zu laſſen. Die ſtärkſten Einwürfe gegen das Chriſtenthum ſind vielleicht noch gar nicht öffentlich gemacht worden, aber auch ſolche würden ſtets nur mit einem neuen ſtillen Triumphe deſſelben endigen. Jeder edle, ſinnige Feind des Chriſtenthums ſei — willkommen, ſeine Krankheit iſt der Geſundheit viel näher als alle Halbheit, ja wir möchten faſt ſagen, daß nur Der der Geſundheit ſicher iſt, der einmal ſo krank geweſen und ſich dann ſelbſt gerettet hat. Darum kein gewöhnliches Pathos, kein ſüßes Seufzen u. ſ. w., begegne ſolchen Feinden, ſondern die ruhig tiefe, unerſchütterliche Wahrheit, und das ſtill beſcheidene, aber unantaſtbare Glück deſſen, der die ewige Quelle von Beruhigung geſunden hat da wo ſie ſtrömt. Finden kann ſie jeder, der nur will, d. h. vollendet will.

Leſſing war verletzt durch die ſtarre Bonzenhaftigkeit und Unduldſamkeit mancher trotzig verſteinerten Prieſter, welche ſich Chriſten nannten, während ſie noch nicht ein-

---

*) Nichtpoſitive Religion wäre ein Widerſpruch im Beiwort, höchſtens ein blödes Vielleicht, faſt übler als das entſchiedenſte Nein

mal in dem äußerſten Vorhofe des Chriſtenthums ſtanden. Wie leicht konnte hier ſein an ſich gerechter und edler Zorn zu weit gehen, und wer würde nicht gern hier das Menſchliche menſchlich bedenken und menſchlich entſchuldigen wollen? — Aber würde nicht er, der Treffliche, dem ich das höchſte Lob geben möchte, was irgend einem Strebenden gegeben werden kann, daß er nie ſich ſelbſt allein wollte, ſondern nur die Idee um der Idee willen, würde nicht er, ſage ich, einräumen müſſen, daß alles wahrhaftig Lehrende ſeines Nathan, in dem einzigen tiefſinnig einfach erfreulichen Spruch: „die Erde iſt überall des Herrn,“ ſo wie in dem erſten dem beſten Pauluswort über die Liebe enthalten ſei? —

Mit den hohlen, ſeichten Gegnern des Chriſtenthums haben wir hier nichts zu ſchaffen, und Leſſing wird nicht größer, wenn man ſie auch nur als ſeine Caricatur betrachtet, denn ſie ſind nicht einmal das, ſondern höchſtens etwa — Bahrdte oder gar deſſen Caricaturen, denn B., bei allem frechen Leichtſinn, hatte doch wenigſtens etwas tüchtiges gelernt. Sie müſſen erſt Jahre lang zur Wiſſenſchaftlichkeit und Philoſophie angeleitet werden, damit man erfahre, ob ſie noch der beſſernden Scham fähig ſind, oder ob ſie als Ebenbilder der Oſriks und Poloniuſſe, oder gar des zuſammengeflickten Lumpenkönigs, der die Krone vom Sims nahm und in den Schnapſack ſteckte, — (welche allegoriſche Beziehung!) — verharren mögen *).

---

*) Wie ſehr Leſſingen, dem Gründlichen, die meiſte Aufklärerei ſeiner Jahrhunderts-Hälfte mißfiel, hat er häufig genug gezeigt, beſonders aber in einem Briefe an ſeinen Bruder, worin er eine gewiſſe ältere Theologie — er meint jene ſtarre Bonzenhaftigkeit — unreines Waſſer nennt; die neuere Aufklärung aber in ſehr kräftiger und ſehr unzarter Sprache „einer ſtinkenden Mißjauche“

§. 82.

Da wir die Fabeln, wie billig, nicht zu den Erzeugniſſen der Poeſie rechnen, ſo können wir der Leſſingſchen erſt jetzt gedenken, und zwar mit der freudigen Anerkennung, daß wir ſie in ihrer kernigen Art, für die vortrefflichſten halten, die überhaupt in deutſcher Sprache zu finden ſind, ein Wort, das wohl keines Beweiſes bedarf. Nur die Nichtachtung der Gellertſchen Fabel können wir Leſſingen nicht wohl verzeihen; ſo wie auch nicht, daß er ihnen die Hagedornſchen, die oft ein wenig trocken ſind, vorziehen mochte. — Auch für das Epigramm leiſtete Leſſing manches Vorzügliche; doch würde er ohne Zweifel bei weitem mehr geleiſtet haben, wenn er nicht zu ſehr nach dem ſogenannten Sinngedicht geſtrebt, und weniger aus alten und neueren Epigrammatiſten entlehnt hätte. Ueberhaupt tändelte er nur mit dem Epigramm, das ſeiner Natur nach, ſowohl im Scherz als im Ernſt tiefſinnig iſt, und wandte ſich in den reiferen Jahren gänzlich davon ab, gerade dann, als er es am ſorgfältigſten hätte pflegen ſollen, wenn er etwas Klaſſiſches hätte leiſten wollen.

Leſſings äſthetiſche Kritik zeigt ſich in den Literaturbriefen ſchon in ihrer Lebendigkeit und Gewandheit; zuweilen aber auch noch befangen lobend und zu herbe tadelnd. Ungleich reiner, wichtiger und auch noch heute völlig jung erſcheint ſie in der Dramaturgie, jenem herrli-

---

vergleicht. — Wer wie L. nach dem wahren Lichte ſtrebt, kann unmöglich ſich mit kleinen Oellampen behelfen, und muß wohl zürnen, wenn ihm dieſe als Geſtirne angeprieſen werden — Man vergleiche ferner ſeine reifſten Werke „Ernſt und Falk“ und die „Erziehung des Menſchengeſchlechts,“ Schriften, von denen bis zum Schluſſe des achtzehnten Jahrhunderts faſt gänzlich geſchwiegen ward (!).

chen Werke, das in dem edelſten Kampfe gegen die Anmaßungen der franzöſiſchen Kritik einen Sieg erhalten hat, dem unverwelkliche Lorbeern entblühen müſſen. Es iſt vortrefflich, daß L. die Galliſche Melpomene (oft nur eine vornehme kalte Giftmiſcherin, die mit ihren nobles et belles passions wie mit einem verſteinernden Meduſenhaupt prunkt), auf deren eigenem Grund und Boden angriff und beſiegte. Jener Grund und Boden wurde bis dahin fälſchlich der ariſtoteliſche genannt, bis L. zeigte, welche ungeheure Misverſtändniſſe voran gehen mußten, ehe man ſich entſchließen konnte, den ehrwürdigen Namen des Griechen ſo zu misbrauchen.

Allerdings fehlte L. jetzt auf einer andern Seite, und im Unmuth über die froſtige Unnatur und das liebeleere Halbleben in jenen Dramen, neigte er ſich zu ſehr auf die Seite einer gewiſſen allzunatürlichen Natürlichkeit, wie wir ſie z. B. bei dem unpoetiſchen Bußprediger Lillo und dem erhitzten Diderot finden. Nur vergeſſe man nicht, daß er ſelbſt niemals in jene Fehler verfiel, und ſo möge er uns zehnmal verſichern, wie ſehr er Diderots Geſchmack liebe; er wird uns nie überreden, daß ſein hellerer und tieferer Geiſt eines ſolchen Mitkämpfers bedurft hätte *). — Wie L. den eigentlichen Kern der Poetik des Ariſtoteles erfaßte, und was er in ſeiner Selbſtſtändigkeit von dem Drama verlangte, kommt klar an den Tag durch den einzigen Um-

---

*) Die großen Talente Diderots leuchten in ſeinem „Jakob und ſein Herr,“ „Rameau's Neffe“ u. ſ. w. ſo deutlich hervor, daß niemand ſie in Zweifel ziehen kann, obwohl man wünſchen darf, er möchte ſie öfter an ſchöneren Gegenſtänden geübt haben. Hier iſt lediglich die Rede von Diderot dem Dramendichter, den jetzt ohnehin wohl nur gar Wenige noch rühmen möchten

ſtand, daß er, nachdem er die franzöſiſchen Tragiker vom Thron geſtoßen, dieſen Thron weder für ſich noch für einen andern Zeitgenoſſen in Anſpruch nahm, ſondern Shakſpearn allein für würdig erklärte, denſelben einzunehmen.

§. 83.

Leſſings Styl, ſtets eigenthümlich, gewandt und mit dem Stoff künſtleriſch übereinſtimmend, iſt in der Dramaturgie bis zur Muſterhaftigkeit ausgebildet, kraftreich, blühend, eindringend, in den mannigfaltigſten Farben wechſelnd, volltönend ohne ſich ſelbſt zu behorchen *), behaglich durch Sicherheit, und *raſch* wie vielleicht noch keine Darſtellung in irgend einer neuern Sprache je geweſen. Daſſelbe gilt im Ganzen auch von einigen ſeiner ſpäteren Schriften, die, wenn wir ſie auch theilweiſe nur von Seiten der Form lieben können, doch als Muſter des polemiſchen Styls gelten dürfen. Jedes Wort ſteht hier gewiſſermaßen in Schlachtordnung und das Ganze bildet einen rein geſchloſſenen Phalanx, den wenigſtens keiner ſeiner damaligen Gegner durchbrechen konnte. *Leſſing* hatte eine beſtimmte Ahnung von der Polemik als Wiſſenſchaft, und hätten nur ſeine Nachfolger ſo fort gebaut, ſo wäre ſie als ſolche ſchon längſt beſtätigt worden, was in der That geſchehen muß, wenn ſie noch länger getrieben werden ſoll. Daß er aber ſie nicht bis zur Vollendung erreichte, lag nicht an ſeinem Genie, ſondern an dem Umſtande, daß er — laſſet uns verſuchen es mit Einem Worte zu ſagen — kein

---

*) Es giebt auch eine Gattung von leidlich klingendem Styl, der ſich *der* Muſik vergleichen ließe, welche gute Muſikanten (nicht Muſiker) oder auch talentvoll eitle Dilettanten machen. Da haben wir denn das „Sichſelbſtbehorchen.“

Luther war, der, bei dem herrlichſten, nie genug zu preiſenden Proteſtantismus, das Poſitiv-Religiöſe mit vollendeter Klarheit und Sicherheit erkannt, erfaßt und für alle Ewigkeit für ſich in Sicherheit gebracht hatte.

§. 84.

Leſſing ſtand faſt ſein ganzes Leben hindurch einſam, — obwohl ſehr geſellig — ohne vielleicht jemals das höchſte Glück der Liebe und der völlig genügenden Freundſchaft erreicht zu haben. Klopſtock, Winkelmann, Hamann, Kant, Herder und Goethe, Männer, die ſeiner werth waren, ſtanden faſt immer weit entfernt von ihm im Raum, oft noch getrennter durch Neigung und Urtheil. Glücklich können wir ihn nicht nennen, da ſeinem ewigen Streben nach Wahrheit nicht jene aufging, die da Wahrheit iſt, und bleibt, über alle Zeit hinaus, jene ſelige, ewig befriedigende; während doch der treffliche Mann jede Halbwahrheit redlich verſchmähete, die oft ſogar bei ſeinem bloßen Betaſten in ihr Nichts zerfiel. Wie er aber die mannigfaltigen Dornenkränze des Lebens trug, mit welchem edlen Anſtande, wie ſo ganz ohne alle Ziererei und eben deshalb ſo ächt erhaben, des reinen Gemüths und der reinen Abſicht ſich bewußt: das möge ſtets zu ſeinem Ruhme erkannt und bewundert werden. Denken wir ihn uns ſo: ſo findet ſich noch ganz am Schluſſe ſeines Lebens ein Umſtand, der gar manches Tröſtliche hat: ſein Vertrautwerden mit der Philoſophie des Spinoza, die als ein Aeußerſtes im negirenden Scharfſinn vielleicht am erſten das Wunder eines Ueberganges zu höherer Glückſeligkeit hätte veranlaſſen können — und der Umgang mit einem Manne, der ein ſolches Wunder in ſich ſelbſt erfahren hatte, der daſſelbe mit der größten Klarheit wenigſtens genetiſch erklären konnte und eben deshalb ſelbſt für einen Leſſing von allem Schein des falſchen Wunderbaren zu befreien vermochte. Es kam alles darauf an, die ewig feſtſtehenden Gränzen der Philoſophie, als der höchſten und einzigen menſchlichen Wiſſenſchaft, zu zeigen, wo dann die bloße einfältige (im Lutherſchen Sinne einfältige) Frage: „Was nun?“ die Nothwendigkeit deſſen bekundet, was Leſſing salto mortale nannte, ein Wort, vor dem Jacobi wie billig nicht im mindeſten erſchrak, da es in der That wohl charakteriſirend iſt. Leider aber blieb jenes Geſpräch mit Jacobi *) das einzige dieſer Art, da die hemmenden Verhältniſſe des Raums nur zu bald Trennung geboten. — Dennoch ſcheint es verdanken wir jenem Verhältniſſe manches Milde in ſeinen letzten Schriften, vielleicht ſogar die kleine faſt ganz überſehene: „das Teſtament des Johannes.“ — Doch als er nun endlich ſo empor reifte zum vollendeten Frieden in der Wiſſenſchaft und in ſich ſelbſt, da endete ein raſcher, doch milder Tod das traumloſe Leben, und der große Schmerz, den ganz Deutſchland bei ſeinem Verluſte zeigte, und laut, wenn gleich mitunter ein wenig unbeholfen, ausſprach, bewies wenigſtens, daß man das Talent der Ehrfurcht und Liebe ſich noch friſch erhalten hatte, ein Talent, das den Deutſchen ſo wohl ſteht.

§. 85.

Johann Peter Uz, geb. 1720, geſt. 1796. Ein wackeres, kräftiges, doch nicht reiches Gemüth, voll reiner Liebe

---

*) Da es möglich, vielleicht ſogar wahrſcheinlich iſt, daß manche Leſer — ſonſt wohl vertraut mit Leſſing — jenes Geſpräch mit Jacobi (es befindet ſich bekanntlich vor deſſen Briefen über die Lehre des Spinoza) noch nicht kennen, ſo möge hier die Bitte ſtehen, ſich bald möglichſt mit demſelben vertraut zu machen.

für Sittlichkeit und Vaterland; mitunter auch den Scherz verſuchend, der ihm nicht immer ungünſtig iſt. Ein Dichter, der in ſeiner Sphäre die Sprache beherrſcht, der mit einer ganz beſondern Strenge und Sorgſamkeit ſelbſt im Einzelnen, nach einer beſſern Correktheit ſtrebt als die iſt, welche man gewöhnlich anpreiſet: ein ſolcher iſt **Uz**, der leider faſt nur noch in Anthologien und Beiſpielſammlungen ein kümmerliches Leben unter uns lebt. Ich meine keineswegs, daß alle ſeine Oden, z. B. die Theodicee (in der ſich gleich anfangs das ſonnenrothe Angeſicht mit dem zur Gottheit aufgeflogen werden ſoll, zu pretiös ausnimmt) Beifall verdienen, aber etwa ein Drittheil derſelben, das wirklich Leben in ſich hat, warum — wie oft muß der Deutſche dieſe Frage thun? — warum iſt es mit vergeſſen werden? Sollte nicht, um nur Eines zu erwähnen, die kräftige Strafode an Deutſchland:

„Wie lang' zerfleiſcht mit eigner Hand,
Germanien ſein Eingeweide?“

hinreichend ſein, den Namen des wohlmeinenden patriotiſchen Mannes noch fernerhin zu ehren?

Betrübend iſt, daß **Uz** in den letzten Jahrzehnten ſeines Lebens von aller Poeſie verlaſſen wurde, und löblich, daß er während dieſer Zeit auch nicht zu dichten wagte. Leider gerieth er aber auch nach und nach in eine faſt harte, antipoetiſche Stimmung, und er ſtand während jener Zeit als ein Fremdling in einer ihm gänzlich unverſtändlich gewordenen poetiſchen Welt. — Wer nicht in der Jugend bemüht iſt, ewige Jugend zu erwerben, der muß freilich im Alter wirklich — alt werden, und ſelbſt die ſchätzbarſten Tugenden, im bürgerlichen Leben geübt, — (**Uz** war einer der verdienſtvollſten Geſchäftsmänner) — werden ihn nicht ſchützen, wenn er vergeſſen haben ſollte, die äußerlichen Lebensverhältniſſe aus einem höhern Geſichtspunkte zu betrachten, und, mögen ſie auch noch ſo eng ſcheinen, ſtets auf das Unendliche zu beziehen, d. h. mit Poeſie muthig fröhlich zu vereinen. — Was uns der Nekrolog in dieſer Hinſicht über die letzten 20 bis 25 Lebensjahre **Uzens** erzählt (z. B. daß ihm **Bürgers** Gedichte unerträglich geweſen ſeien), iſt nur um deswillen merkwürdig, weil es ihm, dem ſonſt ſo Trefflichen, begegnen **konnte**, und zu der höchſt wichtigen Warnung veranlaßt, die ein allbekanntes Sprichwort mit ehrlicher Einfachheit ausdrückt: „Wenn das geſchieht am grünen Holz“ u. ſ. w. — Konnte Uz, der einſt ſo ſchön gegrünt hatte (was ſtets dankbar erkannt werden möge), doch einmal aufhören zu grünen, d. h. weiter fortzuſchreiten; was wird an dem gleich von vorn herein dürren Philiſterholze werden? —

§. 86.

Magnus Gottfried **Lichtwer**, geb. 1719, geſt. 1783.

Gottſched ſprach in dem „Neueſten aus der anmuthigen Gelehrſamkeit“ ein unmuthiges und unanmuthiges Wort über die Deutſchen aus, daß ſie ſo ſehr anmuthige Gedichte wie die von L. gar nicht achteten, und es bleibt ihm deshalb der Ruhm unbenommen, daß er ſie aus der Nacht der Buchläden, in denen ſie etwa drei Jahre ungeleſen geruht hatten, herausgeriſſen habe. Zwei Drittel jener Poeſien hätten ohne allen Schaden dort liegen bleiben können, doch um des übrig bleibenden Drittels willen verdient L. ohne Zweifel zu den erſten Fabel- und Erzählungsdichtern gerechnet zu werden. Es iſt befremdend wie **Ein** Mann ſo überaus ſchlechte und gemeine Verſe anfertigen, und gleich darauf, vielleicht auf der nächſten Seite, ſo angenehm und geiſtvoll erzählen kann, weshalb er etwa einem Apriltage verglichen werden kann, der oft faſt indem man ihn noch lobt, uns wieder zum Unmuth veranlaßt. Die trefflichſten ſeiner Gedichte „die ſeltſamen Menſchen,“ die fröhlichſte Satyre auf das trübe Laſter des Spiels und der nicht minder lebenvolle „kleine Töffel“ werden indeſſen ſeinen Namen ſtets unvergeſſen erhalten.

In ſpäteren Jahren wollte L. zeigen, daß er in ſeinen Nebenſtunden auch Wolfiſche Philoſophie treibe, was an ſich ohne Zweifel löblich iſt, doch ſcheint es nicht eben nöthig, dergleichen Studien in Reime zu bringen, wie er in ſeinem „Recht der Vernunft“ gethan. Das deutſche Publikum, welches manche Lichtwerſche Fabeln liebgewonnen, und auch „Murners Schwiegervater, Hinz, der den Takt erbärmlich ſchön ſchlug,“ wohl hatte leiden mögen, ſtaunte ungemein, daß deſſen Sänger mit einemmale ſo erhaben geworden war, wollte aber mit der ganzen Sache nichts zu thun haben. Vielleicht meinte es, das Recht der Vernunft mache ſich am beſten in Proſa geltend, während daſſelbe durch die gereimten Alexandriner nur verkürzt werde.

§. 87.

Salomon Geßner, geb. 1730, geſt. 1787.

Die Zartheit des Gefühls iſt bekanntlich eine ſehr reizende, jedem Dichter nöthige Eigenſchaft, indeſſen iſt zu befürchten, daß man in Beziehung auf Manches im Geßner, mit einer faſt Leſſingſchen Redensart erwiedern dürfte: „weniger zart, wäre zarter“ und das Spielwort oder Wortſpiel würde Recht haben. Die Frömmigkeit, Feinheit und Zartheit der Perſonen, welche in Geßners Idyllen auftreten, iſt oft von einer ſo bequemen Gattung, daß man ſchon früher gewünſcht hat, es möge einmal ein Wolf zwiſchen ſie treten, um ſie ein wenig zu irritiren und ihre

Kraft an das Licht zu bringen. Sollte jedoch **Geßner** ſelbſt dieſe Wölfe zeichnen, ſo würde wahrſcheinlich nicht viel dabei gewonnen ſein, denn ein ſolcher Wolf möchte wohl nicht viel gefährlicher ſein als etwa ein zürnendes Schaf. — **Geßners** Sprache iſt mit Recht als ſehr melodiſch gerühmt; dabei aber vergeſſen worden, daß zur ächten Melodie auch eine tiefe Harmonie gehöre, und dieſe, dünkt uns, mangelt oft. **Ramler** hat ſich bekanntlich die ſeltſame Mühe gemacht, einige **Geßner**ſche Idyllen, z. B. den erſten Schiffer, zu verſificiren, doch wie billig wenig Dank dafür erfahren, denn das wirklich Fehlende hat er nicht erzeugen können, und das wirklich Vorhandene: Innigkeit des Gefühls und weiche Anmuth im Styl, theils verwiſcht, theils verderbt.

Selten hat ein deutſcher Dichter ſo vielen Beifall im Auslande gefunden als **Geßner**, denn es iſt faſt keine Nation in Europa, die ihn nicht in ihre Sprache überſetzt hat, ja man darf wohl ſagen, daß er in Frankreich und Italien noch mehr angeſprochen, als bei uns. Auch in der Idylle verlangen wir einen kräftigern Herzensſchlag; mögen wir indeſſen bei dieſem gerechten Verlangen nur niemals über der Kraft die Lindigkeit vergeſſen.

§. 88.

Anna Louiſe **Karſchin**, geb. 1722, geſt. 1791.

Wie etwa eine mit Pracht überladene Decoration die Phantaſie des Zuſchauers mehr ſtört als befördert, während eine einfach arme dieſelbe gleichſam bittend auf ihren eigenen Reichthum verweiſt, ſo finden ſich auch im Leben ſelbſt nicht ſelten ähnliche Verhältniſſe. Ein zu reiches, zu bequemes und behagliches Leben in der Jugend iſt faſt immer der Phantaſie gefährlich. Im hellen Mittagsſonnenſchein zeigt ſich kein farbiger Regenbogen, der wie bekannt nur auf dunklem Grunde ſich mahlt. Wenn wir daher aus einer armen Hütte einen bedeutenden Mann und Schriftſteller hervorgehen ſehen, ſo werden wir darüber nicht wie über etwas Seltenes ſtaunen; doch iſt es menſchlich natürlich und gut, daß uns ein ſolcher Anblick ſtets zur Rührung und Achtung ſtimmt. Die Deutſchen der frühern Zeit haben dies Gefühl, verbunden mit großem Mitleiden, gern an den Tag gelegt, und ſo iſt es gekommen, daß, als einige berühmte Schriftſteller, z. B. Gleim, dem Publikum vortrugen, Anna Louiſe, geb. Dürrbach, ſei die Tochter eines armen Schenkwirths, und leide, verheirathet mit einem armen Schneider Karſch, gar viel Kummer und Herzeleid, habe nie äſthetiſchen Unterricht gehabt, und verfertige dennoch eine Menge Verſe, welche ſich wohl leſen ließen, eine allgemeine Theilnahme in Worten und Werken ſich kund gab. Freiheit, Wohlleben, äſthetiſcher Unterricht, und der Name „Deutſche Sappho" folgten bald, aber dies alles ſchien ihr nicht recht zu bekommen. Ihr unbeſtreitbares Talent, manche Situationen und Gefühlszuſtände lebhaft und in leichten Reimen aufzufaſſen, erhöhte ſich nicht ſonderlich, eher ſchien ein gewiſſes ſtolzes Vertrauen auf jene Anlage dieſelbe zu ſchwächen. Was man gewöhnlich „großes Leben" nennt, giebt ſelten oder nie große Ideen, am wenigſten aber der Karſchin, die wohl nur als Zuſchauerin und Mitgenießerin, nicht als mithandelnd, dabei ſtand.

Nach und nach ſchien ſie ſich auch mit ihren Verſen dem momentanen Bedürfniß und Geſchmack gar ſehr zu bequemen, und der Beifall der ſogenannten höheren Stände, der oft nicht mehr heißt, als etwa: „es kommt auf die ganze Sache nicht viel an, darum mag es gut ſein," war gewiß nicht geeignet ihren Geiſt zu erhöhen. Sie lobdichtete viel zu viel und vergaß dabei nicht ſelten, daß man billig niemals mit poetiſchen Gaben einen Menſchen kränzen ſollte, dem nicht die Poeſie etwas Wichtiges, Würdevolles und Großes, wo nicht Heiliges iſt. Manche gedankenarme Verſe der Karſchin ſollte man nur mit jener Ironie leſen, die dem Dichter ſelbſt Ironie zutraut, und nicht zu ängſtlich fragen, ob eine ſolche Anſicht in Beziehung auf die K. ſich auch bewähren möge.

Wie dem aber auch ſei, immer wird die Art ihrer Bildung und das Ringen ihrer frühern Jugend nach dem Troſt der Poeſie ſehr intereſſant bleiben, und eine kleine Auswahl aus der großen Menge ihrer Gedichte auf den Dank der Mit- und Nachwelt Anſpruch machen dürfen. Selbſt der Hiſtoriker wird ſie nicht vergeſſen, und, falls ihm ſelbſt ein Körnchen Salz verliehen iſt, auch bei ihr ein wenig finden, das freilich zuweilen durch Waſſerfülle um einen Theil ſeiner Kraft gekommen iſt.

§. 89.

Hans Wilhelm von Gerſtenberg, geb. 1737. Dieſer edle Dichtergreis, der, faſt wie Neſtor, drei Menſchenalter ſah, begann ſeine poetiſche Laufbahn mit „Tändeleien“ (1758), die, nur drei gedruckte Bogen ſtark, dennoch ſeinem Namen große Ehre bereiteten, da es ſich wohl erkennen ließ, daß nur ein Genie ſie hervorbringen konnte. In der That gehören ſie zu den wenigen beſſern, was wir in dieſer Gattung beſitzen. Schade nur, daß die Abſicht zu tändeln der wahren Natur des Tändelns nicht recht zuſagen will, ſo wie überhaupt die beſten Tändeleien die ſind, die nur gedacht oder geſagt und höchſtens geſchrieben, nicht aber gedruckt werden können. Das Publikum iſt in ſolchen Fällen kein bequemer Zeuge. — In den Skaldenge dichten, mit denen er uns bald darauf beſchenkte, hat er, um mich eines Klopſtock'ſchen Ausdrucks zu bedienen, ſorgſam gehorcht auf das Wehen des Laubes in den vaterländiſchen Hainen. Wir geſtehen indeſſen, daß wir das Reſultat ſeiner Bemühungen in dieſer Hinſicht nicht ſehr gehaltreich finden können: denn damit iſt doch wirklich wenig gethan, daß man die Griechiſchen Götter vom Throne ſtößt, und phyſiognomieloſe oder widerſtrebende altnordiſche, oft ſogar leider nur die Namen derſelben hinauf hebt. Dennoch bleiben ſeine Beſtrebungen, in ſo weit ſie kritiſch waren, ſehr dankenswerth, obwohl neuere Bemühungen mehr gefruchtet haben, da man wenigſtens an der rechten Stelle den alten deutſchen Quellen nachgrub.

Größer ſteht Gerſtenberg als Verkünder Shakſpears, und wenn wir jetzt hier manches heller ſehen als er, ſo wollen wir nicht vergeſſen, ſondern dankbar rühmen, daß er nebſt Leſſing der Erſte war, der dieſe reichſte Welt der Poeſie den Deutſchen zu zeigen verſuchte.

§. 90.

Endlich gab er uns das Höchſte was er überhaupt vermochte, ſeinen Ugolino, eine Tragödie, in der die Macht ſelbſt vom Himmel herabzuſteigen ſcheint, um die ganze Erde mit ihrem Leichenſchleier zuzudecken. Wer will mag immerhin ſagen, es walte bei der Wahl des Stoffs ein großer, ja vielleicht der größeſte aller Irrthümer; nur bedenke er wenigſtens, daß dieſe koloſſale Verirrung mit einer Kraft eingeleitet und durchgeführt worden iſt, die jeden mit Hochachtung erfüllen muß, der ſich auch in ſolchen Fällen auf die Berechnung des Fonds von Genialität verſteht, deſſen es zur Ausführung einer ſolchen Idee bedurfte. Ueberhaupt möchte wohl der höchſte Irrthum dem Rechten bei weitem näher ſtehen, als jede Halb- oder Dreiviertel-Wahrheit, indem die letztere ſtets mit dem Fluch der Ohnmacht belaſtet erſcheint.

Was die frühere Kritik über den Ugolino vorbrachte, iſt größtentheils dürftig und eng, und die köſtliche Einfalt in der Anordnung, Charakteriſtik und Sprache wurde bei weitem nicht genug geſchätzt; ja man meinte wohl gar, es ſei lediglich der entſetzliche Stoff, der das allgemeine Mitleiden errege, während gerade dieſer Stoff an ſich geeignet iſt, widriges Grauen und Ekel hervorzubringen. Nur ein wahrhaft großer Dichter vermochte hier jene ſüßen Schauder zu erwecken, welche dieſes Trauerſpiel wirklich erregt; — obwohl der Verfaſſer dieſes gern geſteht, daß er nur in ſeltenen Stunden vermag, ſich ohne Ueberwältigung denſelben hinzugeben. — Ein geiſtreicher und witziger Brief Leſſings über die genannte Tragödie, ſcheint den Kunſtwerth derſelben doch auch nicht hoch genug anzuſchlagen; verdiente indeſſen gar wohl, bekannter geworden zu ſein, als durch den bloßen Abdruck im Intelligenzblatt einer Zeitung (vor etwa achtzehn Jahren) erreicht ſein mag.

§. 91.

Der nothwendigen Gränzen dieſes Werks gedenkend, laſſen wir folgende Schriftſteller nur raſch an uns vorüber gehn:

Johann Chriſtian **Krüger**, geb. zu Berlin 1722, geſt. als Schauſpieler zu Hamburg 1750, hatte vielleicht unter allen Dichtern dieſer Zeit das meiſte Talent für das Poſſenhaft-derbe; aber ſein ungeläuterter Geſchmack, ſo wie auch wohl ſubjektive, nicht immer ganz reine Gereiztheit verleiteten ihn mitunter zur Darſtellung des bloß Gemeinen, das in ſich ſelbſt widrig, lediglich das Talent bedauern läßt, das daran verſchwendet worden. Mit Recht hatte man indeſſen große Hoffnungen von ihm gefaßt, denn ſein Luſtſpiel „die Landgeiſtlichen“ war bei allen großen Fehlern doch nicht ohne komiſche Kraft, aber er ſtarb zu früh um die Erwartung zu erfüllen.

Joachim Wilhelm Freiherr von Brawe, geb. 1738, geſt. 1758, erhielt, als Cronegks Codrus den Preis empfing, mit ſeinem Trauerſpiel „der Freigeiſt“ das Acceſſit, und gab uns abermals durch ſich ſelbſt einen traurigen Beleg, wie ſelten in Deutſchland die Talente zur Reife kommen, ſei es nun durch die Ungunſt äußerer Verhältniſſe, durch eigne Schuld, oder wie hier durch einen frühen Tod. Sein Freigeiſt iſt nur ein Zerrbild, aber die edle Geſinnung des Verfaſſers hatte innern Gehalt genug, um zur Vermuthung zu veranlaſſen, daß er gar bald reinere Geſtalten würde haben geben können. Sein „Brutus,“ obwohl äußerlich gebildeter, iſt franzöſirt, und kann deshalb nur als Beweis gelten, daß Brawe's Geſchmack ſich noch nicht entſchieden hatte.

Chriſtlob Mylius, geb. 1722, geſt. 1754, ein Jüngling von der leichteſten Geiſtesbeweglichkeit, mannigfaltigen Anlagen, großen Sprachkenntniſſen, und beſonders ausgezeichnet als Naturkenner; aber ein unglücklicher Herumtreiber, der nie zur ruhigen Thätigkeit gelangte. Er war faſt noch Knabe, als er ſchon als feuriger Verehrer für — Gottſched auftrat, und ſich ſogar gegen Elias Schlegel auflehnte. Bald darauf aber wurde aus dem Verehrer ein Feind, doch in ungemeſſnem Streben nach Ruhm (der ihm gerade dadurch am wenigſten zu Theil ward), zeigte er ſich als Vielſchreiber und lieferte eine Menge lyriſcher und elegiſcher, lehrender und idylliſcher Gedichte, Comödien, Kritiken, naturhiſtoriſche Aufſätze u. ſ. w.; faſt überall aber erblickte man nur verſchleuderte Talente. Manche ſeiner Werkchen ſcheinen Makulatur geworden zu ſein, und es möchte z. B. kaum noch möglich ſein, ſein bizarres Luſtſpiel „der Unerträgliche“ (ein Titel, der zu manchen Alltag-Späßen Anlaß gab), noch aufzutreiben. Seine Wochenſchrift „der Freigeiſt“ entzog ihm vollends alle Gunſt, er verließ im Unmuth ſein Vaterland und ging nach Londen, wo er aber auch nichts fand als getäuſchte Erwartung, bis endlich der Kummer ſeinem Leben früh ein Ende machte. Leſſing, in deſſen Umgange er vielleicht die einzigen wahrhaft frohen Stunden genoſſen, gab gleich nach dem Tode ſeines Freundes eine Auswahl aus deſſen Schriften heraus (1754), aber auch ſelbſt dieſes Werk iſt ſelten geworden, trotz der pikanten Vorrede, mit dem L. es ausſtattete.

§. 92.

Johann Friedrich Löwen, geb. 1729, geſt. 1771. Auch bei ihm war es die Armuth, welche ihn veranlaßte als Schriftſteller aufzutreten, und es gelang ihm nach und nach eine gewiſſe Gattung von Beifall zu erlangen, die aber zur Verbeſſerung ſeiner äußern Umſtände nichts beitrug. Faſt alles bei ihm iſt mittelmäßig; nur ſeine Balladen ſind größtentheils noch weniger, denn man kann faſt nichts weiter aus ihnen lernen als was — ſchlechte Späße ſind, eine Kenntniß die uns das äußere Leben, wie es ſich wohl zu Zeiten gebehrdet, noch wohlfeiler giebt. Dennoch ſind ſie merkwürdig genug, da ſie leider gefielen, und ſelbſt in den Literaturbriefen gelobt wurden. Was eigentlich eine Ballade ſei, und wie manche treffliche Alt-Deutſchland und beſonders Alt-England beſitze, war damals unbekannt, und man ließ ſich deshalb die Späße von einem ſchwäbiſchen Junker unter der Reichsarmee im ſiebenjährigen Kriege, das von Huſaren überfallene Nonnenkloſter u. ſ. w. wohl gefallen, als ſei das eben das Rechte. Seinen Comödien fehlt es nicht ganz an Bildung in der Anlage; aber ſie bleiben in ihrer Richtung zum feinern Weltton auf halbem Wege ſtehn, und da der Witz faſt ganz ausbleibt, ſo ſtellt ſich oft die Müdigkeit an deſſen Platz. Seinen Trauerſpielen fehlt Kraft und Feuer, ſie ſind ſo locker zuſammengeſetzt, und das Pathos iſt ſo nüchtern und dürftig, daß nur die Kunſt der vortrefflichſten Schauſpieler ſie einige Jahre auf den Brettern erhalten konnte. Dennoch möge das im Allgemeinen löbliche Streben, die deutſche Bühne, der er einige Zeit ſeine Kräfte ausſchließlich widmete, ſtets mehr in Gunſt zu bringen, nicht verkannt und einzelne lichte Punkte in ſeinen Prologen und vermiſchten Gedichten nicht überſehen werden; ſo wie wir auch gern die Pflicht erfüllen, zur Erklärung ſeiner Autorſchwächen, der mannigfaltigen Hemmungen zu gedenken, welche aus ſeiner Lage als Theaterdichter, und ſpäterhin in einem ſehr geringen Amte (zu Roſtock) hervorgingen.

§. 93.

Der Luſtſpieldichter **Romanus** ſteht von Seiten des Talents über dem vorigen, obwohl auch er der Kritik manchen Stoff zum gerechten Tadel giebt. Das Drama: „die Brüder,“ zeigt wie gefährlich es ſei ein bereits vorhandenes, in der Anlage vortreffliches, ſeit beinah zweitauſend Jahren bewundertes Drama anders organiſiren zu wollen. R. hat ſich dadurch in Widerſprüche und Mißverhältniſſe verwickelt, denen kein Einzelwitz, der allerdings hie und da auftaucht, abhelfen kann. Ungleich intereſſanter bewegt er ſich in dem Gebiet der Poſſe, und es iſt ihm zum Lobe anzurechnen, daß er ſich durch das wiederholte Rufen der Kritiker nach bloß lehrreichen und ſtreng gefeilten Späßen nicht irre machen ließ, ſondern mit wohlerhaltenem Muthwillen ſeine harmloſen Geſtalten hüpfen und tanzen ließ. Für die luſtige Perſon hatte er eine vorzügliche, zuweilen auch leidlich belohnte Neigung; da er aber die leicht zu irritirende correkte Bildung des damaligen Parterres ſcheute, ſo wagte er nicht, den Gegenſtand ſeiner geheimen Liebe (d. h. den Hanswurſt) gerade heraus zu nennen, ſondern mußte ihn leider verſtecken unter dem nichtsſagenden Namen „Crispin." Dieſer Umſtand hat ihn oft ſichtbar gehemmt, denn um eine rein deutſche Gattung des Scherzes zu bezeichnen, darf auch wohl der deutſche Titel nicht fehlen, der, ſo trefflich zuſammengeſetzt aus einem bequemen traulichen Lieblingsnamen und Lieblingseſſen des Volks, durch den Humor des Dichters in das poetiſche Leben geſtellt werden — kann.

§. 94.

Johann Ludwig Huber, geb. 1723, geſt. 1800, verdient mehr um ſeiner edlen Vaterlandsliebe, als um ſeiner Gedichte willen im Gedächtniß der Deutſchen aufbehalten zu werden; da indeſſen eine reine Begeiſterung für den Staat, dem wir angehören, auch in poetiſcher Hinſicht nothwendig gute Folgen haben muß, ſo werden wir wenigſtens einzelne Strahlen auch in ſeinen Gedichten (Erlangen 1783) nicht vermiſſen.

Johann Philipp Lorenz Withof, geb. 1725, geſt. 1789, ein guter Denker, trefflicher Arzt, aber oft bizarrer Lehrdichter. Es ſcheint faſt, er habe nicht bloß zufällig die Sprache vernachläſſigt, ſondern zuweilen ausdrücklich geſtrebt, ſie ſo hart und rauh tönen zu laſſen als möglich, und leider iſt ihm in dieſer ſchlimmen Bemühung vieles gelungen. Seine

Gedanken ſind zuweilen recht gute Zeugniſſe ſeiner innern Kraft, aber ſie gleichen geſunden Früchten in bleiernen Gefäßen, wobei wir uns leider noch denken müſſen, daß mit dieſen Gefäßen unharmoniſch dumpf geklappert wird.

Johanna Charlotte Unzer, geb. Ziegler, geb. 1724, geſt. 1782. Man rühmte ihr nach, daß ſie in ihren poetiſchen Verſuchen die Zärtlichkeit mit der Sittlichkeit wohl zu vereinigen wiſſe, welches im tiefern Sinne billig immer der Fall ſein ſollte, ſobald wir nur nicht Prüderie verlangen und nach hypermodernen Katechismen examiniren. Bei der in den Unzerſchen Gedichten vorhandenen Zärtlichkeit und Sittlichkeit ſtellt ſich zuweilen ungebeten die Langeweile als Mittelsperſon ein, woran jedoch am meiſten die Zeit ſchuld iſt, welche nun einmal überall eine gewiſſe, mit Prunkreden ausgeſtattete, ſelbſtbewußte Tugend verlangte. Da gab dann wohl die U. nach, und machte es wie man es in den Kritiken beſtellte.

§. 95.

Johann Jakob Duſch, geb. 1727, geſt. 1787. Wenn wir die Literaturbriefe durchblättern, ſo finden wir häufig gar ſcharfen Tadel gegen dieſen Autor, und wir werden nicht umhin können, dem Kritiker völlig Recht zu geben. Duſch iſt ein mittelmäßiger Schriftſteller, der nur auf einem ſehr dünnen Haferrohr pfeift, und, da er wahrſcheinlich mit dem Urtheile über ſich ſelbſt ſo lange gewartet hatte, bis Andere das ihrige abgegeben haben würden, herzlich verdrießlich und betrübt wurde, als daſſelbe ſo ungünſtig ausfiel. Kränklich und empfindlich wie er ohnehin war, ſuchte er ſich gegen den Tadel zu rechtfertigen, machte aber das Uebel nur noch ärger, da er mit dem ſiegreichſten Polemiker ſeiner Zeit, Leſſing, zu thun hatte. So ſehr wir nun aber auch dieſem letztern Recht geben, ſo iſt doch ſchwer zu begreifen, warum er gerade aus der Menge der mittelmäßigen Schriftſteller jener Zeit den armen Duſch faſt allein herausgriff, und ihn — wenn wir das faſt zu populäre Wort gebrauchen dürfen — das ganze Bad austragen ließ, wobei ihm billigerweiſe einige Hunderte ſeines Gleichen hätten helfen ſollen. — Wohl mag zuweilen, wenn der übeln Autoren zu viel werden, eine Art von Decimation verzeihlich ſein, doch darf man bedauern, daß Leſſing ſich nicht einen berühmtern unter den tadelnswerthen Autoren (z. B. den eigenſüchtigen, oft ſeicht und eng denkenden Sulzer *)), auswählte.

Das merkwürdigſte bei Duſch iſt wohl der Irrthum, daß er ſich die Wiſſenſchaften ſelbſt, als Objekt eines Lehrgedichts aufgab, welches er denn auch in der That in acht Geſängen ausführte, ſo wie nicht minder das Gegenſtück: „Vom Gebrauche der Vernunft,“ oder wie es ſpäterhin hieß: „von der Zuverläſſigkeit der Vernunft“ hinlängliches Zeugniß giebt, welche gar ſeltſame Begriffe er von der Poeſie hegte. Demungeachtet dünken uns dieſe Irrthümer bei weitem intereſſanter, als ſein Roman: „Karl Ferdiner,“ und die ſüßlich vornehmen „Briefe zur Bildung des Geſchmacks an einen jungen Herrn von Stande.“ Eine Verworrenheit durch Ueberfülle entſtanden kann allenfalls noch wohl ertragen werden, doch eine Verworrenheit der Armuth nicht.

§. 96.

Faſt alle dieſe letzt genannten Namen ſind nur auf eine flüchtige Welle der Zeit geſchrieben; doch gab es damals viele,

---

*) Wer dieſe Beiworte zu hart findet, der wolle nur alles nachleſen, was in S's Lexicon die Poeſie ſelbſt, und inſonderheit die deutſche angeht, ſo wie ihm auch die Schweizerbriefe an Gleim (1801) eine ſehr widrige Auskunft geben werden.

welche meinten, es ſei eine ewige Säule. Dieſe Viele waren ſchon um das Jahr 1760 ſo ziemlich überzeugt, daß das goldene Zeitalter ihrer Literatur nunmehr im ſchönſten Flor ſtehe; und mit der größten Sorgfalt trugen ſie zu Buche, daß die neueſte Zeit eine überaus große Menge von klaſſiſchen, lyriſchen, elegiſchen, epiſchen und dramatiſchen Dichtern erſchwungen habe. Die Ueberſchwenglicheren vollends rühmten laut, daß ſelbſt die Ilias und Odyſſee bei weitem nicht ſo erhaben ſei als der Meſſias, Miß Sara ungleich rührender als Antigone, und Codrus ein ganz andrer Held als Oedipus, Philoktet, und Ajax mit der Geißel. Geßners Idyllen — das verſtand ſich ganz von ſelbſt — übertrafen an Bildung und Zartheit den Theokrit ſo ſehr, daß man aus Gutmüthigkeit den armen Griechen nicht weiter einer beſchämenden Vergleichung ausſetzen wollte, und von der „ſchwediſchen Gräfin“ und dem „Karl Ferdiner“ meinte man, daß ſie doch wenigſtens einigermaßen neben den beſſern Engliſchen und Spaniſchen Romanen beſtehen könnten. An den abentheuerlichen Simpliciſſimus, die Baniſe und Aramene, ſo wie an den im Irrgarten der Liebe herumtaumelnden Cavalier, ließ man ſich nicht gern erinnern, weil man nicht bedenken wollte, daß dieſe Werke bei allen Mängeln, doch einen bei weitem eigenthümlichern Charakter beſitzen, als die letztgenannten, die ſich völlig matt und phantaſielos ausnehmen. Auch der Vielſeitigkeit wagte man ſich zu rühmen, denn waren nicht gar viele Dichter vorhanden, die von Tod und Grab, Auferſtehung und jüngſtem Gericht die wehmüthigſten Sachen — leider oft nur wehmüthig in gewöhnlichem Sinne — ſingen konnten, während ſchon im Hintergrunde eine wahre Unzahl von Anakreontiſchen Poeten lauerte, um durch ausführliche und unermüdliche Späße die Rührung wieder ins Gleichgewicht zu bringen? Ja, vereinigten nicht ſogar einige dieſer Poeten Rührung und Spaß, Erhabenheit und Plaiſanterie in Einer Perſon, und trugen ſie nicht, ſo zu ſagen, die thränenreichſten Elegien und die luſtigſten Balladen in Einer Taſche? — Nur ein einziger Umſtand veranlaßte noch zuweilen einige ſtille Klagen: der nämlich, daß es mit dem Luſtſpiel nicht recht fort wollte. So gern man auch jede Gelegenheit ergriff, um die Comödien Gellerts, Weiße's u. ſ. w. zu rühmen, ſo konnte man doch bei dem böſen Worte Luſtſpiel, das nun einmal auf den Scherz und den Humor hindeutete, ein kleines Erröthen nicht unterdrücken, denn ſonderlich luſtig ging es in den genannten Comödien wahrlich nicht her. Indeſſen hoffte man auf die Zeit, die ja hoffentlich endlich einmal einen recht heitern und wo möglich ein wenig ausgelaſſenen Dichter hervorbringen würde. — Hier aber wußten leider die meiſten Sprecher am wenigſten was ſie wollten, denn wenn nun einmal wirklich ein fröhlich muthiges und muthwilliges Talent auftrat, ſo ward es meiſtens dergeſtalt — angefahren und geſcholten, daß es bald die Luſt verlor, die vor lauter correkter Bildung ſchwer hinwandelnden und faſt grämlichen Leute zu ergötzen.

§. 97.

Es iſt vielleicht von manchen Leſern ſchon früher erwartet worden, hier den wohlbekannten Namen Sulzer, Nicolai, Mendelsſohn, zu begegnen, die allerdings in einer deutſchen Literaturgeſchichte nicht fehlen dürfen. Da indeſſen dasjenige was die genannten Männer gegeben haben, die Aufmerkſamkeit der Deutſchen eine geraume Zeit in nicht geringem Grade auf ſich gezogen, ſo daß es auch keinesweges an ausführlichen Schriften fehlt, die ſich mit der Darſtellung des Lebens Nicolai's und Mendelsſohns beſchäftigen, — von Sulzer iſt weniger die Rede — ſo würden wir etwas Ueberflüſſiges zu thun fürchten müſſen, wenn wir eine vom Ei beginnende Biographie derſelben anheben wollten.

Verdienſtlicher dünkt es uns überhaupt, die dunkeln Stellen in unſerer Literatur hervorzuheben, und bei der Kritik der weniger oder nur theilweiſe gekannten Schriftſteller unbefangene Anſichten zu eröffnen, als das, was bereits hinlänglich in das Klare geſetzt worden iſt, noch einmal in das Klare, ja Ueberklare bringen zu wollen. Dieſer Fehler der Ueberdeutlichkeit und des bequemen Wiederſagens des ſchon genügend Geſagten, bleibe von dieſem Buche fern; nicht minder aber auch der des einſeitigen Stolzes, welcher das, was bereits von Andern gut und recht gemacht worden iſt, noch beſſer machen will. Seit Goethe und Schiller, Kant und Fichte, iſt das Urtheil über jene Autoren hinlänglich leicht geworden, und es würde deshalb unzweckmäßig ſein, das Licht der Kritik noch in das Licht ſtellen, und die Farbe anfärben zu wollen. Mögen deshalb folgende kurze Bemerkungen genügen:

Johann Georg Sulzer, geb. zu Winterthur 1720, geſt. zu Berlin 1779. In der Philoſophie ein Eklektiker, und zwar von der bequemen Gattung, der aus Leibnitz und Wolf, Baumgarten und Meier das Leichtere herausnahm und ohne ſonderliche Mühe in die Form eines Wörterbuchs brachte. Als Aeſthetiker hätte er von Alexander Baumgarten wohl noch mehr lernen können, da dieſer wenigſtens mit logiſcher Sicherheit in ſeinen theoretiſchen Schriften auftrat, und der Grundſatz einer verſinnlichten Vollkommenheit, als Gegenſatz der Logik, die es nur mit den Formen des Denkens zu thun hat, wenigſtens den Vorhof der reinen Aeſthetik berührt, während Sulzers

Erklärungen überall etwas ſchwankendes haben, und nicht ſelten mit der bloßen Aufzählung einzelner Eigenſchaften eines Kunſtwerkes endigen. Was ihn überhaupt auf den Gedanken brachte, ſich den größten Theil ſeines Lebens mit der Kunſt zu beſchäftigen, iſt ſchwer zu ſagen, da wir bei einer genauern Lectüre ſeines Wörterbuchs deutlich ſehen, daß ihm die ganze Sache nicht ſelten läſtig geweſen ſein müſſe. Wer, wie er, den Noah für ein vortreffliches epiſches Gedicht hält, aus dem er die meiſten Belege für die poetiſchen Artikel ſeines Buches hernimmt, wer den Reim verachtet und für ein peinliches „Gefängniß“ erklärt, von der Muſik nichts verſteht und nichts empfindet, von den herrlichſten Männern ſeiner frühern und ſpätern Jahre: Leſſing, Herder, Goethe u. a., nicht nur nichts lernen will, ſondern ſie hochmüthigerweiſe faſt ganz ignorirt oder nur tadelnd anführt u. ſ. w., ein ſolcher wird uns ſchwerlich überreden können, daß er die Poeſie wahrhaft liebe und zu lieben im Stande ſei. — Seine Anſichten von deutſcher Kunſt, Malerei, Bildhauerkunſt u. ſ. w., ſind näher betrachtet, in mancher Hinſicht nicht viel anders als die zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts bei manchen franzöſiſchen Marquis, Doctoren, Journaliſten geltenden, verſetzt mit Bodmerſcher Starrheit, die ihn denn auch veranlaßte in den letzten zwanzig Jahren kaum mehr Notiz zu nehmen von den herrlichen Fortſchritten der Deutſchen.

§. 98.

Moſes Mendelsſohn, geb. zu Deſſau 1729, geſt. zu Berlin 1786, iſt gleichfalls ſo häufig beſprochen worden, daß wir ſchon um deswillen wohl zu thun glauben, wenn wir nur andeuten, daß man ihn am genaueſten kennen lernt in ſeinem Verhältniß zu Hamann, Lavater und zu Friedrich Heinrich Jacobi. Da ſein Phädon die meiſte Theilnahme erregt zu haben ſcheint, ſo möge nur hier erinnert werden, daß man ſchwerlich mit genügendem Erfolg ein einzelnes Stück aus der Platoniſchen Philoſophie herausnehmen und entwickeln könne, wozu, falls es ja auf eine befriedigende Weiſe gelingen ſollte, wenigſtens ein ſehr gründliches Studium des tiefſten aller griechiſchen Philoſophen, ferner des Xenophon, ſo wie nicht minder des Geiſtes der ganzen Sokratiſch Platoniſchen Ironie erforderlich ſein dürfte. So machen wir denn auch von neuem aufmerkſam, was heut zu Tage hoffentlich nur bei wenigen Leſern nöthig iſt, daß man die Ariſtophaniſchen Wolken keinesweges ein bloßes Poſſenſpiel nennen ſolle, ſondern daß daſſelbe ein mit großem Gemüth und Witz verfaßtes Werk ſei, das höchſtens in einzelnen Scenen einigen genialen Uebermuth verräth, während es im Ganzen von der reinen Geſinnung eines ächten Atheniſchen Bürgers, der die herrliche Marathon-Zeit in ſich trägt und jede Sophiſterei und Schönſchwätzerei haßt, ein vollgültiges Zeugniß giebt. — Endlich iſt hier noch als ſchönes Gegenſtück zu dem Mendelsſohnſchen Jeruſalem Hamanns „Golgatha und Scheblimini“ anzuführen, das, Anfangs leider verhallend, jetzt, da es wieder herausgegeben worden iſt (Leipzig 1818), ohne Zweifel die glücklichſte Wirkung gehabt hat, und noch haben wird. — Als äſthetiſcher Kritiker blieb M. im höchſten Prinzip bei der „verſinnlichten Vollkommenheit“ ſtehen, doch zeigte er ſich im Einzelnen gewandter als manche neben ihm wirkende, und verdiente durch einige Beiträge dieſer Art in den Literaturbriefen Lob, z. B. durch die Recenſion von Elias Schlegels Werken, da er auf eine beſcheidene Weiſe aufmerkſam machte, daß auch deſſen beſten Luſtſpielen noch das Deutſche in den Charakteren fehle.

§. 99.

Friedrich Nicolai, geb. zu Berlin 1733, geſt. 1811. Ueber ihn als Schriftſteller ſind, wie es ſcheint, die Acten bereits geſchloſſen, und wir wollen deshalb nicht wiederholen, was inſonderheit ſeit den Xenien ſo häufig über ihn ausgeſprochen worden iſt, und worüber auch in meinen „Umriſſen“ ſich einige Auskunft findet. Das meiſte Licht über ihn empfangen wir, wenn wir die Hauptdata ſeines literariſchen Lebens kurz bemerken. Zuerſt heftiges Anſtreben gegen Gottſched; aber ohne beſondern Erfolg, da man ſich vergeblich nach dem Beſſern umſah, das er hätte zeigen oder gar geben ſollen. — Gründung der „Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften“ 1757, und zwei Jahre darauf „der Briefe über die neueſte deutſche Literatur.“ Bei einigen leidlichen und einem trefflichen Mitarbeiter (Leſſing) wurde hier manches Gute geleiſtet; aber was er ſelbſt gab, zeigte ſchon damals von unphiloſophiſchem und unpoetiſchem Geiſte. Die nun folgende „allgemeine deutſche Bibliothek,“ die es faſt zu zweihundert Bänden gebracht hat, iſt von Fichte kurz und genau charakteriſirt worden und wir wollen ſie nicht weiter berühren. Außerdem ſteter Kampf (doch meiſtens ohne Antwort von Seiten der Angegriffenen) gegen alles was ihm überſchwenglich ſchien, z. B. gegen Goethe, den er als Führer ſämmtlicher Genies und leider auch Pſeudogenies betrachtete, und durch ſeine Freuden des jungen Werthers zu ſtrafen und wo möglich zu beſſern verſuchte. Die beſte Antwort darauf iſt das Gedicht „Nicolai an Werthers Grabe,“ das aber leider nicht gedruckt werden kann, da Goethe ſelbſt (ſiehe deſſen Selbſtbiographie) Bedenken getragen hat, es mitzutheilen. — Gegen Bürger, der eine ſehr gerechte und große Liebe für die Volkslieder gezeigt hatte, ſchrieb N. den „feinen kleinen Almanach,“ der — da man ja ſo leicht die witzelnde nach Satyre ſtrebende Vorrede überſchlagen oder auch mit Ironie genießen kann — durch die Mittheilung einiger ſeltenen und trefflichen Volkslieder wahrhaft genützt und erfreuet hat, und als eine Erinnerung an unbekannte Schätze unſerer Literatur ſehr zu rühmen iſt. Daß N. ſelbſt zum Theil aus ganz andern Gründen dieſe Volkslieder mittheilte, kann uns wenig kümmern. Die Reiſebeſchreibungen gaben in vielen dicken Bänden manche nützliche ſtatiſtiſche Bemerkung, zeigten aber nach und nach immer mehr Uebermuth, und verſuchten ſelbſt die verdienſtvollſten Männer, z. B. Schiller und deſſen Horen zu verhöhnen, wofür die Strafe nicht ausblieb.

§. 100.

Der Kampf gegen den Katholicismus, wie er hier von N. geführt wird (ein gründlicher wäre großen Lobes werth), iſt theils ungerecht, theils, auf das Gelindeſte geſagt, ſehr verwunderlich, indem hier oft nichts weiter gezeigt wird, als eine Verwunderung, daß gar manche Katholiken wirklich und wahrhaftig — katholiſch ſind, daß ſie Meſſe hören, Heilige verehren, Prozeſſionen anſtellen u. ſ. w., Dinge die bekanntlich nicht ſehr neu ſind. Nicolai's Proteſtantismus iſt faſt nur negirend, entbehrt faſt alles Poſitiven, und verhält ſich zu dem rein Lutheriſchen etwa wie eine arme Steppe zu der reichſten und fruchtbarſten Welt. Dann ſuchte N. die bloßen Lacher durch ſeinen „dicken Mann“ zu erfreuen, der denn auch wie bekannt mit einer überaus breiten Feder hingeſtellt worden iſt. Der große Kant, der ſchon in den Reiſen und manchen unter N's Leitung geſchriebenen Recenſionen ſich gar viel Schlimmes hatte ſagen laſſen müſſen, wurde nunmehr auch in einem eigenen Buche mit den Waffen des bequemſten Scherzes angegriffen, und mehrere Leſer fanden es plauſible, daß nunmehr durch dieſen Roman das ganze Moralſyſtem, mit Inbegriff der Perfectibilitätslehre, in Grund und Boden zerſchlagen ſei, indem ja hier deutlich gezeigt werde, daß die Menſchen und die — Landſtraßen ganz anders beſchaffen ſeien, als der Königsberger Philoſoph ſie ſich gedacht zu haben ſcheine. Außerdem focht er noch in bogenreichen Schriften und ſehr ausführlichen Aufſätzen gegen Schiller und Goethe, Fichte und Schelling, die Schlegel, Tieck, Novalis u. ſ. w., erlebte aber, wie natürlich, in ſolchen Kämpfen keine Siege, ſondern manches Herzeleid in der ihm völlig fremd gewordenen literariſchen Zeit. Es iſt nicht zu hart wenn wir ſein ganzes Streben, in ſo weit es auf philoſophiſche Wiſſenſchaft und Kunſt gerichtet war, einen Irrthum nennen, indem es ja überall deutlich ſich zeigt, daß ihm alles was beſondere Tiefe hatte oder genialiſch iſt, unerträglich war. Nur als Sammler verdient er Lob, und manche hiſtoriſche Notizen, welche er gab, z. B. in der Beſchreibung von Berlin und Potsdam, zeigen von einem ſeltenen Fleiße. — Was er als Bürger und Vaterlandsfreund war, gehört nicht in die Literaturgeſchichte, doch möge erlaubt ſein, in einem Aufſatze der ſo viel Tadel enthalten mußte, ſeiner in der bezeichneten Hinſicht mit ſehr rühmender Anerkennung zu gedenken.

§. 101.

Möge ihm einer ſeiner edelſten Gegner folgen, ein von dem ſeinigen unendlich verſchiedener Geiſt:

Johann Georg Hamann, geb. 1730, geſt. 1788. Es ſei verſtattet, hier abermals zu erinnern an die bekannte Geſchichte, daß Heraklit, ein Philoſoph aus Epheſus, ein Werk über die Natur geſchrieben hatte, welches ſo ſchwer zu verſtehen war, daß man ihn deshalb den „Dunkeln" nannte. Die Griechen, welche ihn auch größtentheils nicht verſtanden, hatten die ſeltſame Gewiſſenhaftigkeit, ſich ſelbſt die Schuld des Nichtverſtehens beizumeſſen, und Sokrates, der bekanntlich ein gar großer Virtuoſe in der Klarheit war, fällte ein ſehr günſtiges Urtheil über jenes Werk *).

Die Mehrheit des deutſchen Publikums hat ſich mit dergleichen ſonſt liebenswürdiger Beſcheidenheit nicht ſonderlich oft abgegeben, ſondern gewöhnlich ganz gelaſſen abgeſprochen, ein ihm unverſtändliches Buch ſei eben deshalb auch höchſt tadelnswerth, ohne zu bedenken, daß die Unverſtändlichkeit billig in die objective und ſubjective eingetheilt werden müſſe, und daß ſehr häufig nur von der letztern die Rede ſein könne, deren Urſach gewöhnlich in der Bequemlichkeit liegt, die jegliche Anſtrengung ſcheut, und zuletzt zu einem Halbſchlummer wird, der viel ſchlimmer iſt als ganzer reiner Schlaf.

Wohl oft kann man in unſrer Literaturgeſchichte jene Bemerkung machen; doch bei Hamann dringt ſie ſich ganz beſonders auf. Als er lebte, hatten die meiſten Kritiker gar kein Hehl, er möge wohl ein wenig — wahnſinnig ſein, auch kam es ihnen nicht darauf an, ihr zartes und tiefſinniges Urtheil mit einigen ſeltſam klingenden Stellen aus ſeinen Schriften zu belegen. Der große Haufen, flach wie

er

---

*) Das Urtheil, mit dem er es zurückgab, iſt durch Diogenes Laertius bekannt genug und auch bereits im erſten Bande dieſes Werks angedeutet worden. Solche Sprüche können nicht leicht zu oft wiederholt werden, und man würde wohl thun, ſie früh auf Schulen auswendig lernen zu laſſen, als ein treffliches Mittel gegen hochmüthige Abſprecherei. Was das Gedächtniß erfaßt hat, kann denn doch einſt in das Gemüth übergehen und heilſame Früchte tragen.

er überall und immer iſt, blätterte wohl ein wenig in Hamanns Werken, konnte ſie aber, wie man ſehr treffend zu ſagen pflegt, nicht recht klein kriegen, und wollte ſich doch nicht entſchließen, ſie groß zu laſſen; mochte auch keinen Geſchmack an ihnen finden, da er, der beſagte Hanſen, überhaupt keinen gewonnen hat. Nicolai und Mendelsſohn, Anfangs wohlgeſinnt für ihn, wollten ihn aus Mitleid in die Schule nehmen; Hamann aber, ein guter Löwe, zeigte ſich zwar großmüthig, ja, wenn man will, ſehr höflich, verſchmähte aber einen Unterricht aus dem er nichts lernen konnte, und wurde nunmehr als ein unverbeſſerlicher dunkler Schwärmer faſt ganz aufgegeben. Der einzige Herder nahm ſich endlich des armen Mannes, der in einer in gewiſſer Hinſicht etwas armuthſeligen Zeit die Kühnheit hatte, überaus gelehrt und überaus genialiſch und chriſtlich fromm zu ſein, ein wenig an, und legte ein gutes Wort für ihn ein.

§. 102.

Er ſagt in ſeinen Fragmenten über deutſche Literatur unter andern: „Der Kern ſeiner Schriften enthält viele Saamenkörner von großen Wahrheiten, neuen Beobachtungen und eine merkwürdige Beleſenheit; die Schale derſelben iſt ein mühſam geflochtenes Gewebe von Kernausdrücken, Anſpielungen und Wortblumen. Der Philolog hat geleſen und allerdings ſehr viel, ſehr weitläufig und mit Geſchmack geleſen: (multa legit et multum). Allein die Balſamdüfte vom ätheriſchen Tiſch der Alten, mit einigen Vapeurs der Gallier und dem Brodem der brittiſchen Laune vermiſcht, ſind zu einer Wolke geworden. Dieſe umhüllt ihn, er mag ſtrafen oder weiſſagen, wie die Juno, wenn ſie den Ehebrecher belauſcht, oder die Pythiſſe, wenn ſie Weiſſagungen in kabbaliſtiſcher Proſa murmelt. Seine Beleſenheit iſt alſo zuſammen gefloſſen, ſo wie die königliche Schrift auf unzuſammenhängend Papier geſchrieben, dies zuerſt thut — u. ſ. w.“ In den reifen Mannesjahren dachte Herder noch günſtiger von ſeinem edlen Freunde.

Allein zum Unglück war Herder ſelbſt ein genialiſcher Schriftſteller, und ſtand im halben Bann. So kam es denn, daß man ſein Wort überhörte, oder, wenn man es hörte, meinte, das ſei nur ſo eine Ueberſchwenglichkeit, auf die man nicht viel geben dürfe. Es ging zuletzt ſo weit, daß faſt niemand mehr von Hamann etwas las, und nur ſehr Wenige noch um ihn und von ihm wußten. Ein tiefſinnig edler Geiſt wandelte unter den Deutſchen, und ſie hatten des nicht Acht. Man ließ ihn dort am Ufer der Oſtſee mit einigen guten Freunden, die ihm die Welt erſetzen mußten, und anregenden Gegnern ſein Weſen treiben, und trieb auf der andern Seite gleichfalls das alte Weſen fort, das meiſtens kein rechtes Weſen iſt. — Auch über Hamanns Grabe ruhte noch lange Zeit ein tiefes Schweigen. Man fand es noch immer zu unbequem, über ihn zu reden, und in der That machte er es einem auch nicht ganz leicht, über ihn zu urtheilen, wofür es hinwiederum viele deutſche Schriftſteller gegeben hat, und noch giebt, über die man gerade dann am beſten zu ſprechen ſcheint, wenn man — ohne alle Anſtrengung und ohne alles Intereſſe von ihnen redet. Da vernahm man endlich von Neuem Herders rühmendes Wort, Jean Pauls freudiges Anerkennen, und das häufige ehrende Hindeuten Jacobi's auf ihn, als auf einen tiefen ſeltſamen Geiſt. Nun hätte man, da ſich denn doch hie und da ein beſſerer Sinn zu regen anfing, gar gern nach Hamanns Schriften gegriffen, aber ſie waren leider vergriffen; nicht eben von Leſern, ſondern wahrſcheinlich von nicht leſenden Krämern. Das Schickſal hatte die bittere Satyre geübt, ſie aus der Welt verſchwinden zu laſſen, die ſich nicht um ſie bekümmert hatte.

§. 103.

Erſt in der allerneueſten Zeit iſt es einem geiſtreichen und ehrenwerthen Manne Friedrich Roth, durch Jacobi's Begünſtigung gelungen, zum Beſitze aller gedruckten und vieler ungedruckten Schriften Hamanns zu gelangen, und er hat den Anfang gemacht, ſie dem Publikum vorzulegen. Der beſte Dank für ein ſolches Geſchenk würde gewiß nicht der ſein, ſchon jetzt, wo wir noch ſo vieles zu erwarten haben, das anfertigen zu wollen, was man ſo etwa eine Recenſion nennt. Ehe eine ſolche möglich iſt, könnten wohl noch manche Jahre vergehen. Beſſer iſt es, ſich immer mehr und mehr mit Hamanns tief dunkler Welt zu befreunden, um der herrlichen Geſtirne willen, die ſie erleuchten. Dieſer Mann hat nicht geſchrieben um recenſirt zu werden, ſondern um, große Wahrheiten gebend, die Welt und ſich ſelbſt zu recenſiren. Hamann war — laſſet uns ihn zuerſt und für jetzt nur alſo betrachten — ein reiner gotterfüllter Menſch, der ein enges, dürftiges Froſtleben nicht bloß männlich ertrug, wie etwa ein Ueber-Stoiker, der ſeine Bruſt zum nichtsfühlenden Ambos gemacht hat, ſondern gelind, leiſe, überſchauend, und mit rein chriſtlicher Ironie. Das erreicht ſich nur durch jene herrliche Gotterfülltheit, die, weit entfernt von aller Schwärmerei, vielmehr deren reinſter Gegenſatz iſt. Von der Frömmelei, der ſcheuslichſten und ſündhafteſten Caricatur der Frömmigkeit, iſt bei H. keine Spur, und wenn er ſich der göttlichen Offenbarung vertrauend hingiebt, ſo geſchieht es weil er ſie kennt, ſo kennt, wie vielleicht unter hunderttauſenden kaum einer *).

§. 104.

Daß aber auf dieſem Wege gleichfalls ein edler Kampf gegen alle ungöttliche Aufklärerei, gegen alles Verflüchtigenwollen des Geiſtes, gegen allen Hochmuth auf die (gerade bei ſolchen Leuten ſo beengte) Vernunft, unausbleiblich iſt, hat die Geſchichte häufig beſtätigt, und wir finden ihn auch bei H. Wir geben deshalb zu ſeiner Charakteriſtik folgende Stellen aus ſeiner neuen Apologie des Buchſtabens H, wo er die „kleinen Propheten von Böhmiſch-Broda“ alſo anredet: „Ich ſehe euch, daß ihr in allen Stücken allzuabergläubiſch ſeid. Der unſichtbare und folglich euch unbekannte Gott iſt freilich der Vater der Vernunft und Religion, die aber Geiſt und Wahrheit, euren Sinnen daher eben ſo verborgen ſind, als der unſichtbare und folglich euch unbekannte Gott.

„Das kein Auge geſehen hat, das kein Ohr gehört hat und in keines Menſchen Herz gekommen iſt.“ — Hierin beſteht die einzige Religion, die eines höchſten Weſens würdig und ihm anſtändig iſt, und die Gott für diejenigen bereitet hat, welche ihn lieben.

„Iſt aber wohl menſchliche Liebe ohne alle Bekanntſchaft und Sympathie möglich? Ihr rühmt euch Gott zu kennen; wie ſeid ihr zu dieſer rühmlichen Erkenntniß gekommen? — Durch Betrachtung ſeiner Werke. — Woher

---

*) Als Lindner, Hamanns Jugendfreund, ihm einſt große Verwunderung über ſeine faſt beiſpielloſe Bibelkenntniß bezeigte, erwiederte H. nur vier Worte, die aber beſſer ſind, als alle andern, die hier gegeben werden könnten: „Daran ſind wir gewieſen.“

wißt ihr, daß dieſe Werke ihn beſſer kennen als ihr ſelbſt, und ſind ſie nicht weit unfähiger, als ihr ſelbſt, dieſer hohen Offenbarung und euch ſolche mitzutheilen? Um einen bloßen Menſchen — und den vertraulichſten von allen — euch ſelbſt kennen zu lernen, würdet ihr euch wohl auf *äußerliche* Werke verlaſſen? Wie wenig ähnlich, wie entfernt und fremd, ja wie widerſprechend ſind ſelbige nicht den Tiefen des inwendigen im Herzen verborgenen Menſchen!

„Lügt alſo nicht gegen die Wahrheit mit eurer prahleriſchen Kenntniß von Gott; denn Lügen gehören zur Weisheit die irdiſch menſchlich und teufliſch iſt. Lügen ſind alle Satzungen eurer ſogenannten allgemeinen, geſunden und geübten Vernunft — unbegreiflicher, widerſprechender und unfruchtbarer als alle Geheimniſſe, Wunder und Zeichen des allerheiligſten Glaubens u. ſ. w.

„— — Ihr kleinen Propheten von Böhmiſch-Broda! um die Erkenntniß des höchſten Weſens auf eurem kleinen Irrſtern, wie ihr ihn ſelbſt nennt, wirklich hervorzubringen, bleibt wohl kein natürlicheres und vernünftigeres Mittel übrig, als daß einer eurer Brüder ſelbſt hinauf gen Himmel fahre und wieder hinab fahre in den Abgrund der Todten; denn Gott iſt nicht ein Gott der Todten, ſondern der Lebendigen. Ihr aber ſeid lebendig todt und eure wahre Beſtimmung iſt, durch den Tod erſt zum Leben hindurch zu dringen. — —

„Dann erſt redet von natürlicher Liebe zu Gott, wenn alle Körper eurer Erde die Kraft ihrer Trägheit und die Grundgeſetze der Schwere verläugnen werden, durch die *Schnur* eurer *Wunderſtimme*.

„Der *Hang* aller eurer Neigungen, das Dichten und Trachten eures Herzens von Jugend auf zielt zum Mittelpunkt der Erde. Eine ungehinderte Aeußerung eurer Wirkſamkeit würde euch ins unendliche Leere vom Vater des Lichts entfernen, ohne ſeine höhere, gnädige, unmittelbare Anziehungskraft von oben; weil alles, was in der Welt iſt, nicht vom Vater, ſondern von der Welt iſt. Ihr aber gehört zur Welt, und wer nicht von der Welt iſt, deſſen Sprache kennt ihr nicht, und könnt ſeine Worte nicht hören.

„Ihr kleinen Propheten von Böhmiſch-Broda! Der Gegenſtand eurer Betrachtung und Andacht iſt nicht Gott, ſondern ein bloßes Bildwort, wie eure allgemeine Menſchenvernunft, die ihr durch eine mehr als poetiſche Licenz zu einer wirklichen Perſon vergöttert, und dergleichen Götter und Perſonen macht ihr durch die Transſubſtantiation eurer Bildwörter ſo viel, daß das gröbſte Heidenthum und blindeſte Papſtthum in Vergleichung eurer philoſophiſchen Idololatrie am jüngſten Gerichte gerechtfertigt und vielleicht losgeſprochen ſein wird.“

Alſo Hamann um das Jahr 1772; es verſtanden ihn aber nur gar Wenige; die Wortführer in ihrem Hochmuth wollten nichts davon hören, und am peinlichſten und unbegreiflichſten war ihnen die von H. angegebene Urſach, weshalb ſie ihn nicht begriffen. Das Schickſal, welches heut zu Tage auf ſeine Schriften wartet, wird ohne Zweifel ein günſtigeres ſein, wenigſtens werden die frivolen Schreier, in ſoweit ſie noch durch Eine Autorität geſchreckt werden können — das iſt ja leider faſt das einzige was ſie abhält — in Goethe ein Meduſenhaupt für ſich finden, da er bekanntlich mit wahrhafter Ehrerbietung von H. geredet hat.

§. 105.

Thomas Abbt, geb. 1738, geſt. 1766. Herders Ausſpruch über ihn, als er die einzelnen Züge deſſelben zu einem Bilde ſammelte, lautet kurz und raſch folgendermaßen: „Abbt war ein Philoſoph des Menſchen, des Bürgers, des gemeinen Mannes; nicht ein Gelehrter: er war durch die Geſchichte wie unter Thaten gebildet: in Tacitus Kürze verliebet, die er aber mit franzöſiſchen Wendungen und brittiſchen Bildern miſchte; zur Theologie erzogen, von welcher er auch etwas bibliſche Sprache behielt, und übrigens nicht für den ſtrengen ſyſtematiſchen Vortrag.“

Während in Deutſchland manches ausgezeichnete Genie Jahre lang verkannt, oder hart angefahren und getadelt, oder gänzlich überſehen wurde und — wird, genießen manche an das Mittelmäßige ſtreifende Geiſter, die etwa zur Hälfte guten oder leidlichen nicht ſelten eine beſondere Verehrung und Liebe. So iſt es Abbt ergangen, deſſen Werke „vom Verdienſt“ und „vom Tode fürs Vaterland,“ ohne Zweifel ſehr gut gemeint ſind, ſonſt aber keine ausgezeichnete Gedanken mitbringen und zuweilen wohl gar an Horazio's Ausſpruch im Hamlet erinnern, es brauche eben kein Geiſt aufzuſtehen, um uns zu ſagen, daß u. ſ. w. So eine Miſchung von guten, halbguten und ſeichten Gedanken, in einer lebhaften, wenn auch unharmoniſchen Sprache, gefällt aber gerade der Mehrheit der ſogenannten gebildeten Leſer. Es iſt ihnen dann als hätten ſie das Buch — ſelbſt geſchrieben, und es freut ſie, ſich gedruckt zu ſehn, wozu noch der ſchmeichelhafte Gedanke kommt, daß ſie es am Ende denn doch wohl noch beſſer würden gemacht haben. Aber auch höhere Geiſter, z. B. Herder, können hier überſchätzend irren *), doch freilich auf eine ganz andere und liebenswürdige Weiſe.

---

*) Daß H. Abbten zu hoch anſchlug, geht zwar nicht eigentlich aus der angeführten Stelle, wohl aber aus manchen andern in ſeiner Schrift über den Verſtorbenen hervor, deſſen Nachfolger in Bückeburg er war.

Abbts Sprache, die am meiſten gewirkt hat, iſt ſo eben als lebhaft aber unharmoniſch bezeichnet worden. Der Autor will viel mehr; gelangt aber zu nichts Künſtleriſchem. Ihm war mit Recht die gewöhnliche langgeſchweifte, verwaſchene dogmatiſche Schreibart zuwider, und er verſuchte, ihr neue Kraft zu geben; aber regelloſes Hüpfen iſt noch kein Tanzen, kleingeſchnittene Perioden ſind noch keine Kürze, und bluſtriges *) Flügelſchlagen kein ſonderlicher Beweis von Energie, am wenigſten aber von innerer Muſik, ohne die ſich kein künſtleriſcher Styl erreichen läßt.

Die deutſche Sprache, die noch unter Luther ſo jugendlich ſtark und in rüſtiger Friſche aufgetreten war, hatte ſeitdem viel von ihrer innern Kraft verloren, ſie war zahm und alt geworden. Abbts Bemühen, ſie zu ihrer alten — Jugend zurückzuführen, kann faſt nur als guter Wille angerechnet werden, da wir ſehen, daß er jene Jugend ſelbſt nicht genug kannte: ſo wie denn auch ein bloßes leichtes Talent noch weit entfernt iſt, jene Wünſchelruthe zu erlangen, die in der Hand des ächten Genies die Stellen zeigt, wo nachzugraben iſt, um das reine Gold zu finden.

Uebrigens wollen wir jene zu große Bereitwilligkeit, A. zu loben, nicht ſtrenge tadeln, weil auch der frühe Tod des Autors zur Milde erregen konnte. Immer bleibt es ein rührender Anblick, das Talent in der Mitte ſeiner Laufbahn hinweg genommen zu ſehen; und gleichſam im Bunde mit dem Frühgeſchiedenen erſetzt die Phantaſie gern und willig was er zwar nicht geleiſtet hat, wohl aber nach Maaßgabe ſeiner Anlagen einſt hätte leiſten können.

---

*) Das Wort iſt nur in einzelnen deutſchen Gauen heimiſch: ſcheint aber für gewiſſe Fälle der Aufnahme werth.

§. 106.

Chriſtian Cay (Cajus) Lorenz Hirſchfeld, geb. 1742, geſt. 1792. Er ſchrieb vom Landleben, von der Gartenkunſt, vom großen Manne u. ſ. w. Er iſt klar, aber nicht tief, allgemein verſtändlich und populär, erreicht aber dieſe Eigenſchaften nicht ſelten durch das Aufgeben des Höhern, und das ſich Anſchmiegen an die bequeme Nachdenkens-Unluſt der gewöhnlichen Leſer. Als Schilderer des Landlebens ſteht er unter Thomſon und Kleiſt: auch iſt er nicht individuell und charakteriſtiſch, ſondern giebt meiſtens nur das Allgemeine, ſich von ſelbſt Darbietende. An ein tieferes Eindringen in das Weſen und die Seele der Natur, (welches indeſſen auch wohl bei den früher genannten Schriftſtellern zuweilen vermißt werden möchte,) iſt bei ihm nicht zu denken. Dennoch wird er nicht ſelten erfreuen durch die ſtille Zufriedenheit und genügſame Geſchloſſenheit ſeines Gemüths, die hier häufig ſichtbar wird. Aber ſeine Sprache zeigt leider von Mechanismus, von angelernten Melodien; und ein gewiſſes Gewohnheits-Handhaben und Herumſchleudern der Worte deutet hin, daß er nicht immer aus lebendiger Quelle ſchöpfte. — Dennoch bleibt ihm der Ruhm, daß er ſich redlich bemühte, die in Deutſchland früher ſo oft vernachläſſigte Gartenkunſt wiſſenſchaftlich zu begründen und zu höhern Ehren zu bringen. Das Erſte hat er nicht erreicht, wohl aber das Zweite, denn ſeine Luſt und Liebe theilte ſich mit, und manche einzelne gute Bemerkung fand allgemeinen Beifall.

§. 107.

Mehr Feuer und Sturm zeigte Johann Georg Zimmermann, geb. zu Brugg im Canton Bern, geſt. als geadelter Leibarzt zu Hannover 1795. Betrachten wir ſeine

Schriften im Großen und Ganzen, ſo finden wir in denſelben zwar eine ziemliche Menge von zuſammengebrachten Kenntniſſen und Anſichten; aber es fehlt überall der geſicherte Geiſt, ein leitendes Prinzip, ein Mittelpunkt. Am berühmteſten iſt das Werk über den „Nationalſtolz“ und über die „Einſamkeit“ geworden, und auch im Auslande hat man durch Ueberſetzungen Intereſſe dafür gezeigt. Beide Schriften ſind in ihrem Inhalt mangelhaft, und faſt ohne End Ergebniß, ziehen jedoch durch Einzelnes an, welches ſchon um deswillen einiges Leben bekommen mußte, weil es dem Verfaſſer ſo ſehr am Herzen lag. Manche Gedanken zeigen von wirklicher Begeiſterung; mehrere aber von einem bloß ſprudelnden und irrenden, von Eitelkeit hin und her bewegtem Geiſte. Ganz ſo iſt auch der Styl, der ohne künſtleriſche Beſonnenheit mitunter dergeſtalt ſtrudelt und ſprudelt, daß man faſt glauben möchte, manche Blätter wären — zu Pferde, oder auf einem ſchaukelnden Schiffe geſchrieben. Was er vollends in ſpäteren Jahren, von Eitelkeit und Schwarzblütigkeit gequält, in das Publikum gebracht, hat eine ſo traurige Berühmtheit erlangt, daß wir uns ganz erlaſſen würden, deſſelben zu gedenken, wenn wir nicht zu Z's Tadel auch den Tadel der meiſten ſeiner Gegner, die ihn oft nicht bloß bitter, ſondern giftig reizten, hinzufügen müßten.

Die Charaktergröße, welche erforderlich iſt, ſich durch dergleichen nicht reizen zu laſſen, hatte er nicht und konnte ſie leider nicht haben, da er ja allerdings durch kecke Abſprechereien und Irrthümer verſchiedener Art zuerſt herausgefordert hatte. So ſtehe er denn als warnendes Beiſpiel wie man ſelbſt bei guten Anlagen und trefflichen Kenntniſſen in einem beſtimmten Beruf, durch vage Vielgeſchäftigkeit und Ruhmſucht ſinken und verſinken könne und müſſe.

§. 108.

Chriſtian Adolph Klotz, geb. 1740, geſt. 1771.

Dieſer Schriftſteller giebt ein merkwürdiges Beiſpiel, wie mißlich und unſicher es ehedem in Deutſchland mit dem literariſchen Ruhme geſtanden habe, und vielleicht auch noch ſtehe, denn es iſt ihm während ſeines kurzen Lebens, eben ſo häufig der Lorbeer- als der Diſtelkranz aufgeſetzt worden. — Bei den meiſten Deutſchen iſt die Langeweile nur ſelten die Mutter der Muſen geworden, wozu ſie Goethe ſcherzend hat machen wollen, deſto öfter die Ruhmbegierde und die Vergnügungsſucht. Alles, ſelbſt das Beſte was Klotz gelehrt und geſchrieben hat, war lediglich auf den einen Zweck hingerichtet, jenen unbezähmten Neigungen zu fröhnen, und es gelang ihm damit eine Zeitlang nicht übel. Im Beſitze einer leidlichen Gewandtheit im lateiniſchen Styl ſchrieb er: Mores eruditorum und opuscula poetica (Altenburg 1760 und 61) Produkte, die nur wenige Spuren von Talent verrathen, da die beſſern ſatyriſchen Züge in dem erſtern, und das hie und da erſcheinende Feuer in dem letztern Werke größtentheils erborgt worden ſind, ſo wie denn leider auch ſchon hier die vorlaute Selbſtgefälligkeit ſich offenbart. Klotz hatte die Freude, ſich in den ſo häufig und ſo ſtreng tadelnden Literaturbriefen gelobt zu ſehen; aber es ward dem zwanzigjährigen Jüngling ſchwer, ſich in das Glück dieſer Celebrität zu finden. Dennoch ging es eine Weile damit noch erträglich. Er ſchrieb lateiniſche Recenſionen, bei denen man die Mittelmäßigkeit des Inhalts um der ſogenannten Eleganz der Sprache willen verzieh; ja es hatte dieſe letztere für manchen deutſchen Gelehrten einen ſolchen Reiz, daß einige Bücher mit der Hauptabſicht geſchrieben wurden, in Klotzens zierlichem Latein gelobt zu werden. Doch er lobte faſt nur wenn er hoffen durfte wieder gelobt zu werden, und in der That täuſchte ihn dieſe Ausſicht faſt nie: denn der ſtillſchweigende Contrakt hatte nur zu oft ſeine Gültigkeit, während das gutmüthigere Publikum an dergleichen ungeziemende Gelehrtentraktate nicht glauben mochte.

Endlich ſtimmten ſelbſt Männer, wie Leſſing und Herder, ein kleines Loblied Klotzens an, und es ſchien als ſtehe nun ſein Ruhm wie auf ewigen Säulen. Allein es war nichts als ein ſchnell vorübergehender Traum und eine Unſterblichkeit von etwa acht Jahren geweſen. Um des Therſites, den er nicht begriffen, und der geſchnittenen Steine willen, über die er ſehr Unreifes geſchrieben hatte, veruneinigte er ſich mit Leſſing und nun ward ihm von dieſem ein Gericht gehalten, das an Schärfe und Bitterkeit alles übertrifft, was Leſſing bis dahin geſchrieben. Zwar hatte man vor Kurzem in dem Laokoon geleſen, Klotz ſei ein Gelehrter „von ſehr richtigem und feinem Geſchmacke,“ doch jetzt war das längſt verwirkt, und er wurde mit einem wahren Phalanx von Gelehrſamkeit und dialektiſch bitterm Witze angefallen.

§. 109.

Das größere Publikum, welches von den geſchnittenen Steinen, die ſich hier ſo breit machten, nichts Sonderliches wußte, vom Grafen Caylus nur ſehr wenig und vom Guilianelli gar nichts gehört hatte, dem ferner Marcus Tuſcher und Chriſtoph Becker die gleichgültigſten Perſonen von der Welt waren, begriff durchaus nicht, wie man über dergleichen harmloſe Dinge ſo heftig an einander gerathen könne. Es überſchlug daher in den antiquariſchen Briefen ſämmtliche gelehrte Bemerkungen über die geſchnittenen Steine, nach deren Beſitz es keine beträchtliche Sehnſucht gezeigt hatte; las aber deſto eifriger den rein polemiſchen Theil derſelben, und hatte ſeine große Freude daran, wie zwei berühmte Männer ſo leidenſchaftlich wurden, und beſonders Leſſing ſo gar ſehr witzig, bitter gelehrt und voll tönender Rede war.

Jetzt, da Klotzens Berühmtheit durch einen ſo gewaltigen Gegner erſchüttert worden war, und auch Herder ſeine anfänglich gute Meinung von ihm nicht nur zurücknahm, ſondern auch in einigen kritiſchen Wäldern die Klotziſchen Schriften gleichſam als Opfer verbrannte, folgten auch andere deutſche Schriftſteller nach, und drangen mit ſolcher Heftigkeit auf ihn ein, daß der noch vor kurzem Gefeierte mit einem Male als der Gegenſtand eines faſt allgemeinen Haſſes daſtand, und des Aufgebotes aller Kräfte vonnöthen hatte, um nur einigermaßen ſich zu wehren. Um ſeinen ſämmtlichen Gegnern die Spitze bieten zu können, hatte er ſchon im Jahre 1767, noch vor dem eigentlichen Ausbruch des Kampfs mit Leſſing, mit mehreren literariſchen Freunden zur Herausgabe der „Halliſchen Bibliothek der ſchönen Künſte“ ſich vereinigt, und dieſes Inſtitut wurde nach und nach der Strebepfeiler der Klotziſchen Tendenzen, den mehrere jüngere Freunde mit aller Kraft zu ſtützen trachteten. Jene Bibliothek enthält bei wenigem einzelnen Guten, einen großen Theil der literariſchen Streitigkeiten der Jahre 1767 bis 71, und iſt beſonders merkwürdig durch die ſchmähliche Art und Weiſe, wie hier Herder und Hamann beurtheilt werden. Es iſt leicht zu ermeſſen, wie das größere Publikum jene genialen Männer betrachtet haben müſſe, wenn ſelbſt der nicht eben talentloſe Klotz ſo ganz verkehrt über ſie aburtheilen mochte.

§. 110.

Die Strafe blieb nicht aus, und wie es wohl im bürgerlichen Leben zu geſchehen pflegt, daß der, den nach und nach die gute Geſellſchaft von ſich verbannt, endlich auch wirklich verſchlechtert werde, ſo finden ſich auch in der Literaturgeſchichte manche ähnliche Beiſpiele. **Klotzens** Gemüth bekam eine widrige Säure und Bitterkeit, die ſich ſelbſt wohl das meiſte Herzeleid verurſacht; doch um ſich einigermaßen zu helfen, gezwungen glaubt, ſich in herben Recenſionen auszulaſſen. Man kann nicht leugnen, daß ſeine Indignation mitunter von einigem Witz begleitet ſei, und daß, da ihn, außer jener guten Geſellſchaft auch manche ſchlechte ausſtieß, er wohl im Stande war, der letztern Reue genug zu bereiten. Einige Biographien ſagen, es ſei zuletzt bei ihm und ſeinen Anhängern Grundſatz geworden, daß jede Recenſion dem Gegner „eine böſe Stunde“ bereiten müſſe, eine Maxime, die noch heute von ihm den Namen hat. Daß bei Kl. ein ſolches Axiom zum Bewußtſein gekommen ſei, iſt indeſſen gar ſehr zu bezweifeln; es findet ſich überall nur die gereizte, ewig unbefriedigte Eitelkeit, die ſich wohl nie in ſanften und zierlichen Worten zu expectoriren pflegt.

Ein frech poſſenhaftes Buch: „Skurriliſche Briefe,“ an denen er Theil nahm, ſchadete ſeinem ohnehin ſchon ſehr geſunkenen Anſehen in der litterariſchen Welt noch mehr, und er verließ ſie (31. Dez. 1771) mit zerriſſenem und zerſplittertem Talent, mit dem Gefühl einer faſt immer misbrauchten Kraft. Keines ſeiner Bücher hat ein wahrhaftes Leben in ſich, keines wird ſeinem Namen Dauer geben und die Berühmtheit, nach der er faſt ausſchließlich ſtrebte *),

---

*) Wie weit es mit **Klotzens** Ruhmſucht ging, beweiſt unter andern auch der Umſtand, daß ſämmtliche deutſche oder lateiniſche Schriften, in denen ſein Name mit Ruhm genannt worden war, in ſeiner Bibliothek ſogleich recenſirt wurden, wobei man jedesmal und zuweilen auf ſehr ungeſchickte Weiſe, die

iſt längſt zu einer bloßen Berüchtigtheit geworden. Wenn es wahr iſt, was mehrere ſeiner Biographen angeben, daß er ſehr häufig das ſeichte Wort im Munde führte: Une éternité de gloire vaut-elle un jour de plaisir? ſo iſt zu fürchten, daß er ſelbſt das letztere nicht erreichte, denn die verletzte und unbefriedigte Eitelkeit wehrt ſelbſt dem, was man plaisir nennt. Von geſicherter Friedlichkeit und heller Freudigkeit im Innern, ſelbſt nur auf Stunden, kann nun vollends gar nicht bei ihm die Rede ſein. Um deswillen iſt Klotzens literariſches Leben lehrreich warnend und es ſchien gar wohl der Mühe werth, von ihm mit einiger Ausführlichkeit zu reden *).

§. 111.

Johann Georg Jacobi, geb. 1740, geſt. 1814. Der Charakter des Deutſchen iſt begründet auf Kraft und Ernſt,

---

Stelle anführte, in welcher der Weihrauch geſpendet worden. Seine Freunde ſchrieben nicht leicht auch nur einen Bogen, in dem ſein Name fehlte, ſo daß es faſt das Anſehen hat, als ſei ein förmlicher Befehl an ſie ergangen, die, demüthig genug, ſich befehlen ließen.

*) Noch verdient hier, wenigſtens in einer Anmerkung, bemerkt zu werden, wie leichtſinnig bequem K. mit den alten Klaſſikern verfuhr, deren er einige herausgab. So heißt es z. B. in ſeinem Strato (Altenburg 1761) ſehr häufig: non intelligo, non capio, non assequor sensum, welches man leider nicht für beſcheidene Einſicht in ſeine mangelhafte Kenntniß halten darf, denn nur zu oft äußert er vornehm genug, es fehle ihm nur an Zeit um alles aufs Reine zu bringen, z. B. in der Vorrede: Neque opus fuit (notis) neque nunc ob alia negotia nobis licuit. Seine Urtheile über das Charakteriſtiſche der zu edirenden Dichter ſind oft in flacher Allgemeinheit gehalten, z. B. Quot leges carmina, omni melle dulciora, quae ipsae Musae Gratiaeque poëtis dictasse videntur.

und nur wenigen glückte es, jene Kraft mit Milde, jenen Ernſt mit Scherz zu vereinigen, und auf dieſe Weiſe das Ziel einer harmoniſchen Bildung zu erreichen. Manche Dichter, denen der zu erringende tiefe Ernſt und die alte deutſche Kraft nicht genügten, verwendeten faſt ihr ganzes Leben, um ſich eine gewiſſe ſchwebende Leichtigkeit, flatterhafte Schalkhaftigkeit und zart hingaukelnde Scherzhaftigkeit zu verſchaffen; da indeſſen das Bemühen um Leichtigkeit die Leichtigkeit ſelbſt aufhebt, ſo konnte dabei wenig Erſprießliches und Angenehmes zum Vorſchein kommen. Als aber Jacobi auftrat, überließ ſich ein großer Theil unſerer Kritiker dem angenehmen Traum, wir beſäßen nun wirklich einen Dichter, den alle Grazien der Feinheit, Süßigkeit und Zartheit umflatterten, und den die Liebesgötter mit lauter Roſenhonig genährt hätten. Man verglich ſeine „Winterreiſe“ (zuerſt gedruckt zu Düſſeldorf 1769) mit den Werken eines Yorik, Chapelle u. ſ. w., und zeigte ſchon dadurch, daß man eigentlich nicht recht wußte, was man wollte, weil man ſo verſchiedenartige Schriftſteller zu gleicher Zeit mit ihm verglich. Bei der „Sommerreiſe“ (zuerſt gedruckt zu Halle 1770) verſicherte man nur im Allgemeinen, daß dergleichen Poeſien von allen Leuten, welche Geſchmack haben, mit „Wolluſt“ geleſen werden ſeien, und ſelbſt den Ausländern gefallen müßten.

Die Briefe von Gleim und Jacobi (Berlin 1768), betrachtete man als ein Denkmal dem Eros und Anteros gewidmet, und erzählte wie köſtlich es ſei, hier mit anzuſehn, wie Gleim und Jacobi „einer Nymphe in einem ſchattigen Gebüſch auflauern, einen Liebesgott, wenn er mit ſeinen Brüdern den Plan zu einer Eroberung überlegt, belauſchen, und tauſend andere Dinge thun, die in

der

der Schule der Venus gelehrt werden *)." Zu Gleims Lobe erinnerte man an die Manier eines Watteau, Boucher, Lancret, und von Jacobi hieß es: „Seine Briefe machen den größten Theil der Sammlung aus, und ſind alle ſcherzhaft, alle Kinderchen der Freundſchaft, der Wolluſt und der Freude. Man kann die Sammlung ſeiner Briefe als eine Galerie von der Hand eines Guido oder Albano anſehen. Sollte ich nicht auch hinzuſetzen können, daß die Liebesgötter, welche dieſen Künſtlern die Pinſel geſchenkt, die Farben gerieben, und ſie auf die Palette geſetzt **), unſerm Jacobi das Papier gebracht, die Federn geſchnitten, die Dinte bereitet? Durchgehends lieſet man die ſüßeſten Tändeleien, die lieblichſten Bilder und die naivſten Vorſtellungen der Liebe, welche durch ihre Abwechſelungen eben ſo ſehr gefallen, als durch ihre Kunſt." — Man verglich Jacobi'n mit Greſſet und Chaulieu (an denen man ein viel zu großes Behagen fand), ja man ſcheint ſelbſt die Ueberſchriften wie folgende: „An den älteſten der Liebesgötter im Dienſte des deutſchen Anakreon," recht angenehm gefunden zu haben.

§. 112.

Freilich widerſetzten ſich auch ſchon in jenen Zeiten einige ſtrengere Kritiker (unter denen jedoch auch ein Paar rohe und neidiſche waren) den übertriebenen Lobeserhebungen, mit welchen die Freunde den Dichter überfüllten, wobei indeß zum Ruhme des letztern angeführt werden muß, daß er ſich nicht ganz vergeben ließ, ſondern ſtets nur ein mäßiges Talent und eine geringe Dichterader ſich zuſchrieb. Indeſſen hatte er ſich einmal ſo tief in ſeine Manier hineingearbeitet, daß es ihm unmöglich geweſen zu ſein ſcheint, davon ſogleich abzulaſſen, und ſelbſt in manchen ſeiner ſpätern Gedichte ſpielt noch zuweilen der kleine Amor, Cupido mit Bogen und Pfeil, nebſt einer Schaar von Liebesgötterchen, eine aufdringliche Rolle, obgleich der feine Dichter ſtets auf Abwechſelung und neue Decorationen bedacht iſt.

---

*) Vergl. Klotzens deutſche Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften, Band II. S. 5. Aehnliche Stellen finden ſich ſo häufig, daß es nicht vonnöthen iſt, ſämmtliche Seitenzahlen anzuführen, die darauf hindeuten.

**) In Marſy's Gedicht: Pictura heißt es:

Te faciles, Albane, Joci, te Guido, Venustas
Te Charitum sequitur chorus omnis et omnis Amorum
Pars succos terere et patulis infundere conchis,
Pars offerre tibi calamos, pars ducere dextram u. ſ. w.

Jacobi iſt nicht ſelten verſchwebend wo er leicht, ſüß wo er zart erſcheinen möchte, aber wahrhaft ſanft und milde ſehen wir ihn doch auch nicht ſelten, und dann mit deſto größerem Wohlgefallen, ſo wie denn überhaupt bei ihm das Naturel viel zu gut und rein war, um ſich durch falſche Theorie und Beiſpiel jemals ganz unterdrücken zu laſſen.

Zwar gelingt ihm der Ton der wahrhaften Freudigkeit, oder des ächt muthwilligen Scherzes nur ſelten, doch möge der Dichter da wo er ihm gelingt, um ſo weniger verkannt werden, weil ſeine anderweitigen Vorzüge: Correktheit der Sprache (deren lebendige Fülle ſich freilich in ſeiner engen Sphäre nicht zeigen kann) und Leichtigkeit im Reime, ihm ſtets zu Hülfe kommen. Auch ein gewiſſer ſanfter und frommer Ernſt und milde Herzenslaute erfreuen in ſeinen beſſern Gedichten, und laſſen um ſo mehr bedauern, daß er ſich nur zu bald wieder in andern Poeſien auf die ſüßlichen, faſt möchte man ſagen „abgeſtandenen“ Tändeleien legt, die billig niemandem zuſagen ſollten. Zu jenen gelungenen Gedichten, deren Charakter vorhin bezeichnet werden.

iſt beſonders „die Litanei auf das Feſt aller Seelen“ zu rechnen, die in der That die ſanfteſte Beruhigung und Muſik in ſich ſelbſt trägt.

Die neueſte Ausgabe der Jacobiſchen Werke giebt ein rühmliches Zeugniß von der Strenge des Dichters gegen ſich ſelbſt, die um ſo wärmer anerkannt werden muß, da auch manche hier getilgte Fehler einem großen Theile der deutſchen Leſer nur zu ſehr gefallen hatten. — Zierlichkeit, Feinheit, Correktheit ſind freilich durchaus nicht die Hauptvorzüge eines wahrhaften Dichters; aber es iſt doch wahrlich etwas Köſtliches um dieſe Eigenſchaften, und da ſich dieſelben nur bei einer mäßigen Anzahl von deutſchen Dichtern finden möchten, ſo darf man beſonders einige jüngere Poeten, falls ſie noch nicht über allen guten Rath hinaus ſind, auf manche Jacobiſche Lieder, wie auf etwas angenehm Lehrreiches verweiſen.

§. 113.

Johann Gottfried Herder, geb. zu Morungen in Altpreußen 1744, geadelt 1801, geſt. zu Weimar 1803. Indem ich mich dieſem gefeierten Manne nähere, kommt mir der wohlbekannte Ausſpruch eines griechiſchen Philoſophen ins Gedächtniß, die Natur handle willkührlich und grauſam, daß ſie oft den Hirſchen und Raben ein längeres Leben ſchenke als den Menſchen. Obwohl es immer eine bedenkliche Sache bleibt, ſich mit der Natur ſelbſt in einen Kampf einzulaſſen, den ſie meiſtens nur mit einem neckenden Echo beantwortet, ſo iſt es doch kaum möglich, bei der Betrachtung des Lebens einzelner großer deutſcher Männer jene Klage ganz zu unterdrücken. Nur ſei jede Bitterkeit fern, und der höhere Troſt unantaſtbar in unſerem Herzen.

Wenn wir Herders Leben, wie es uns durch ſeine

Gattin und den treuen Georg Müller erzählt worden iſt, mit Ruhe überſchauen, ſo muß ſich unſer Blick trüben, denn was finden wir hier? — Eine faſt finſtere, dürftige, ſorgliche Jugend, kaum jemals ein Ausflug ins Freie, ſtetes, ſitzendes Studiren, faſt ängſtliches Aufraffen der höchſtmöglichen Summe von Kenntniſſen, eine tugendhafte Liebe für die Seinigen, aber faſt mit einiger ſchwermüthigen Scheu und der lähmenden Furcht verbunden, ihnen vielleicht bald durch die Cantonpflichtigkeit entzogen zu werden, endlich der Aufenthalt bei einem wohlmeinenden, aber meiſtens in der Trübſeligkeit (!) das Chriſtenthum ſuchenden, überfleißig ſchriftſtellenden Manne (Treſcho) — das alles konnte nicht günſtig wirken, und leider verſcheuchte es auch wirklich die Fröhlichkeit und den Muthwillen, ohne den kein Knabe und Jüngling wahrhaftig zu leben vermag. — Wir ſind weit entfernt, dem genialen Knaben, aus dem einmal ein tüchtiger Jüngling und Mann werden ſoll, ein bequemes weiches Leben zu wünſchen; im Gegentheil lerne er früh den rauhen Nord des Geſchicks kennen, er lerne ſich zur Wehr ſetzen und rüſten, er lerne auch Thränen und Schmerzen; aber es ſeien doch immer nur Kinder- und Knabenthränen. Was Herders Jugend drückte war ein trüber, faſt ſternenloſer Himmel, und nur dadurch, daß er ſchon aus der Knabenbruſt den Mannesmuth heraustrotzte, konnte er ſich retten; doch unverwundet geht man aus ſolchem Kampfe nie, und eine gewiſſe Wundheit, ſei ſie auch (wenn das Wort erlaubt iſt) zuweilen eine faſt verklärte, möchte wohl immer bleiben.

§. 114.

Es kann vielleicht Manchen befremden, dieſe Bemerkungen hier in Beziehung auf Herder zu finden; allein es ſcheint mir, als ſtänden ſie gerade hier an einem beſonders paſſenden Orte; wenigſtens dürfte dem leiſern Gefühl in Herders Gedichten und Kritiken mancher Schatten und manches blitzähnlich blendende Licht, mancher nur halb hingehauchte Seufzer und manches Wort des höchſten aber nicht ſehr glücklichen Stolzes durch die Erinnerung an die verkümmerte Jugendzeit des edlen Mannes deutlich werden. Jene Verhältniſſe trieben ihn aus dem Vaterlande in die Fremde, wo er im einundzwanzigſten und zweiundzwanzigſten Lebensjahre die Denkſchrift auf Abbt, die Fragmente über neuere deutſche Literatur, und die kritiſchen Wälder verfaßte. In jenen Fragmenten iſt das blühende Leben, der vergleichende Geiſt und der combinirende Witz eine höchſt anziehende Erſcheinung; aber die Sicherheit fehlt, die Vergleichung der deutſchen Dichter mit Griechen und Römern iſt oft unbillig, die Lebhaftigkeit des Styls wird mitunter faſt Luftſpringerei, und krauſe Figuren und phantaſtiſche Farbengebung erſetzen nicht was dem Geiſte noch an Klarheit fehlt. Aber alles das konnte kaum anders ſein, denn wir ſollen überhaupt nicht mit der Kritik beginnen und die Poeſie folgen laſſen, weil auch der trefflichſte Geiſt ſo lange er noch nicht ſelbſt in ſeligen Stunden geſchaffen und mit Fleiß gebildet hat, nicht völlig wiſſen kann, wie dem ächten Dichter zu Muthe ſei, weshalb er auch nicht hinreichend die Dichter wird genetiſch erklären können, was eine der vornehmſten Pflichten des Kritikers iſt. Jene kaltarme Knabenzeit machte indeß dem herrlichen, wahrhaft dichteriſch geſinnten Herder jetzt noch das eigene Schaffen unmöglich, denn um friedlich muthig zu ſein, mußte er vielleicht erſt kampfluſtig übermüthig werden. Einen trefflichern und geiſtreichern Uebermüthigen aber gab es wohl nur ſehr ſelten, als den Verfaſſer jener Fragmente und

Wälder. Das letzte Werk war eigends gegen **Klotz** gerichtet, den er Anfangs gelobt und jetzt ſehr ſiegreich bekämpfte; — und dennoch: welch eine ungenügende Beſchäftigung für einen Geiſt wie H., ſich Monate lang mit dieſem unheimlichen Manne herumtreiben zu müſſen! Daß **Klotz** nicht ſchweigen würde, verſtand ſich von ſelbſt, daß er toben, wüthen, läſtern, klatſchen, witzeln werde, und mit ihm mehrere ſeiner geſchworenen Anhänger, und zwar in der verſchiedenſten Form und den verſchiedenſten Blättern, ließ ſich gleichfalls vorausſehen, und **Herder** konnte unmöglich etwas anderes erwartet haben. Als es aber wirklich ſo erfolgte, ſchien es ihn dennoch zu überraſchen, und aus Ungeduld und Ekel über das ganze Getreibe der **Klotziſchen** Schule, verließ er die (ihm ohnehin nicht wohl zuſagende) Stelle in Riga, und reiſte nach Frankreich, um dort die ſüdlichen Sprachen gründlicher zu ſtudiren. Wir finden ihn in Straßburg wieder in der Geſellſchaft **Goethe's** und mehrerer **Goetheſcher** Freunde, die in reiner Achtung und Liebe die halbgeniale Uebellaunigkeit und ſtörrige Erhabenheit des Augenkranken mit freundlicher Großmuth ertrugen. Hier ſchrieb er die Beantwortung der von der Berliner Akademie der Wiſſenſchaften aufgegebenen Frage „über den Urſprung der Sprachen,“ und erhielt ſpäterhin den Preis. In Bückeburg, wo wir ihn im Jahre 1772 bis 77 ſehen, ſcheint er in ſich ſelbſt große Fortſchritte gemacht und ſich zu immer höherer Klarheit und Gediegenheit geſammelt zu haben.

§. 115.

Was er erreichen wollte, war nicht bloß das Hohe und Große, ſondern das Höchſte und Größeſte; ja wir dürfen ſagen, es war die Allheit der menſchlichen Bildung nach der er ſtrebte. Der Mittelpunkt war Theologie und Poeſie. Die Kenntniß der morgenländiſchen Sprachen, ſo wie der Griechiſchen und Römiſchen und der neuern gebildeten Völker war ſein fortwährendes ſtets glückliches Bemühen, aber auch ſelbſt die Sprachen der unliterariſchen Nationen lagen ihm nicht fern, und er ſuchte ſie ſich wenigſtens in ſo weit zu eigen zu machen, um wie das Gemüth jener Völker in ihren wenigen Liedern erſcheint, ahnen zu können. Es iſt eine der herrlichſten Seiten Herders, daß er alles was ſich irgend als Sprache des Herzens, ſei es auch nur reines Kinderlallen, offenbarte, mit freundlichem klarem Sinn auffaßte und zu beziehen wußte, und daß ihm ſelbſt ein finniſches und lappländiſches Lied höchſt wichtig ſein konnte, wenn es nur ein Gemeingut jenes Volkes war, in deſſen Herzen die Klänge jenes vielleicht ſehr unbeholfenen Liedes wiedertönten. Er, der griechiſch und orientaliſch gebildete, der mit dem Mark aller Klaſſiker genährte war nichts in der Welt weniger als vornehmthuender Pedant, ſondern iſt als der erſte zu rühmen, der uns zurückführte zur Liebe für die ächten Volkslieder und Legenden. Er gab nur wenige — wer ſo viel will wie er hat ja leider nicht viel Zeit — aber es war für damals genug, und wir dürfen ihm zurufen, daß ſeine Mahnungen nicht nur nicht verloren gingen, ſondern daß wir fortgefahren ſind und weiter gegraben haben, auch nie aufhören wollen fortzuſchreiten, wo er ſo redlich begann. — Welch' eine Reihe von Werken begann in der Weimariſchen Zeit (1777 ff.), vor allen in den achtziger Jahren, in welchen wir ſeine höchſte Blüthe ſehen. Er, dem die Zeit fehlte, durfte keine Literaturgeſchichte der Deutſchen ſchreiben wollen, aber er weckte außer den Volksliedern noch Hutten, Weckherlin, Andreä und ſpäterhin auch Balde. Er erkannte Roberthin, Dach und andere Treffliche, die ſo lange geſchlummert hatten, und gab uns endlich ſeine „zerſtreuten Blätter,“ einen Garten voll reicher Blüthen und Früchte, in dem man mit ſtets erneuerter Freude ſich ergehen mag. — So war er der wahre Gelehrte, der, im Beſitz von Schätzen die Tauſende nicht ahnen, doch niemals an ihnen ſchwer trug, ſondern ſie wie durch Zaubermacht ſchnell in ſein Eigenthum verwandelte; und es iſt nur Ein Herder, der die älteſte Urkunde und die Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit, — und die Paramythien und eine Reihe von trefflichen Gedichten ſchrieb.

§. 116.

Aber auch ihm war eine Gränze gezeichnet, und ſie offenbarte ſich und mußte ſich offenbaren, als er, der ſonſt ſo treffliche Denker, ſich auf einem Gebiete der Speculation zeigte, wo er nicht ganz heimiſch war. Im Jahre 1786 erſchien ſein „Gott,“ und veranlaßte durch eigene Schuld eine philoſophiſche Sprachverwirrung, die Jacobi gründlich niederſchlug. 1795 las man in den Horen einen Aufſatz betitelt: „Homer, ein Günſtling der Zeit,“ eine reflektirende Muſik, oder wenn man lieber will, muſikaliſche Reflexion, in der allerdings gar manches Geiſtvolle über Homer und Griechiſche Kunſt zu vernehmen iſt. Nur das können wir unmöglich billigen, daß hier manches zugleich für und wider Wolf gerichtet iſt, wodurch ſich die kleine Schrift nothwendiger Weiſe ſelbſt ſchlagen und aufheben muß. 1799 erſchien die Metakritik, von der ein böſes Gerücht ſogar behauptet, ſie gehöre nicht ihm, ſondern wenigſtens theilweiſe dem Magus aus Norden (Hamann), eine Schrift, deren hauptſächliche Kapitel am düſtern Feuer des Zorns oder vielmehr Ueberzorns verfaßt ſcheinen. Die

Strafe folgte Herdern auf dem Fuße nach, denn er ſah ſich jetzt manchen gefallen, denen er ſeiner ganzen Natur nach unmöglich gefallen konnte und wollte, und wenigſtens der polemiſche Theil ſeiner Aeſthetik trug noch Vieles bei, das Misgeſchick zu vergrößern. Fern ſei von uns, ihn tadeln zu wollen, daß er Kant angriff; aber daß er ihn auf dem Boden der Kritik der reinen Vernunft ſelbſt bekämpfen zu können meinte, mit Waffen des verletzten Gemüths und des Zorns, die in dieſem reinphiloſophiſchen Gebiet nicht gelten dürfen, mußte des günſtigen Erfolgs ermangeln. Weit leichteres Spiel hätte er gehabt, wenn er Kants Theorie des Schönen (ſiehe deſſen Kritik der Urtheilskraft) mit alter beſonnener Kraft bekämpft hätte. Dieſe ſchließt den edeln Zorn nicht aus; aber was Herder jetzt zeigte, war faſt nur Zorn, der ſelbſt manche ſeiner trefflichſten Bemerkungen zu verdüſtern ſchien.

Allerdings wird der Dichter nicht alt, denn ewige Jugend iſt ſein Lohn, dennoch wird auch er von der Bedingung endlicher Naturen ſich nicht ganz löſen können. Wenn deshalb der Philiſter im Alter vollends verknorpelt und verknöchert, — die Zeit allein heilt keinen Fehler, ſondern vergrößert ihn nur, und eine fehlerhafte Richtung erſtarrt gänzlich im Alter — ſo wird bei der höhern Natur, wenn ihre Kraft nicht ſtets vollendet einig war mit Milde, der an ſich höchſt edle Zorn überflammend zu Zeiten wohl die Bahn oder doch das Rechte verlieren durch Uebertreibung. H. konnte in der That glauben, daß die durch Kant veranlaßte geiſtige Revolution manches was ihm mit Recht heilig war, in ein fremdartiges Gebiet zu ziehen ſtrebe, und inſonderheit bei den gern philoſophirenden Deutſchen Schaden bringe, aber ſein ſchmerzlicher Unwille überſtieg jetzt alle Gränzen und ließ ihn ſelbſt da Unheil ſehen, wo keins war. Es iſt unſer, d. h. der Deutſchen Beruf und Amt, unter den Nationen Europa's am tiefſten einzutauchen in das Meer der Philoſophie, und es iſt unſer Stolz, daß wir ſagen dürfen, dieſem Berufe ſtets nachgekommen zu ſein. Einzelne ſelbſt treffliche Taucher werden freilich untergehen und nicht wiederkehren ans Tageslicht; aber die ächteſten Perlen ſind immer noch unſer Theil geworden. Die unverwüſtlich geſunde Natur des ächten Deutſchen iſt durch kein metaphyſiſches Formenweſen zu zerſtören, und das Reinpraktiſche und Religiöſe geht doch immer bald ſiegend wieder hervor. Gefährlicher allerdings hatte ſich die Kantiſche Theorie des Schönen gezeigt, da ſie ſogar auf Schillers Kritik ungünſtig gewirkt, und hier hätte Herder mit reiner Fackel prüfen ſollen, und da wo es Noth that, auch — brennen; aber die Fackel ſchwankte in ſeiner Hand, und die dunkle Flamme ſprühte unſichere Funken nach allen Seiten hin, die ihn ohne Zweifel am meiſten ſelbſt verwundeten.

§. 117.

Seit jener Zeit ſchien die harmloſe Heiterkeit von ihm gewichen, und wie ſehr er auch hinterher noch Treffliches wollte und leiſtete; ſie kehrte nicht zurück. War es ihm begegnet, gegen manche — wider ſeinen Willen der ſtets ein edler war — ungerecht zu ſein, ſo fand ſich jetzt eine große Zahl von Schriftſtellern und Nicht-Schriftſtellern, die noch bei weitem ungerechter gegen ihn ſelbſt wurden. Sei aber auch der Menſch und der Schriftſteller noch ſo groß, und habe er ſich noch ſo ſehr mit feſtem Muth gepanzert, immer bleibt es unerfreulich in einer Zeit zu ſtehen, die uns größtentheils verkennt. Herder fühlte ſich verletzt und es zeigten ſich ſeitdem Spuren von Trübheit und Bitterkeit.

Seine Adraſtea giebt genugſame Belege davon, denn oft finden wir dicht neben dem Trefflichſten, z. B. über Schickſal und Trauerſpiel, die ſchneidendſte und herbſte Polemik z. B. gegen Schiller, deſſen Maria Stuart er wahrhaft haßte, und deſſen Braut von Meſſina er faſt nur des Spottes für werth hielt. Dieſer unmäßige Tadel aber, ſo wie der witzige gegen den Schlegelſchen Jon verhallte und Herder ſtand faſt allein da mit ſeinem großartigen Schmerz, ſo wie mit ſeiner pathetiſchen Uebellaunigkeit und erhabenen, ihn ſelbſt aufzehrenden Feindſeligkeit. — Es giebt Stellen in ſeiner Adraſtea, welche zu verrathen ſcheinen, er habe in den letzten Lebensjahren die Deutſchen, an deren Bildung er ſo lange und mit herrlicher Kraft gearbeitet, faſt gänzlich aufgegeben, und ſelbſt die Hiſtorie gab ihm, der ſie jetzt trüb anſah, keinen Troſt. So wie er uns z. B. die Geſchichte der letzten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts und des Anfangs des achtzehnten in Umriſſen darſtellt — wobei ſich freilich die gerechteſten Klagen, die auch dieſes Buch enthält, hören laſſen dürfen, — erſcheint freilich alles wie ſternloſe Nacht, voll öder Hoffnungsloſigkeit. Ohne großartige Heiterkeit aufgefaßt wird alle Geſchichte mehr Schmerzen als Freuden geben; doch in der Heiterkeit erſchaut, wo wir allein klar ſchauen können, wird auch die Geſchichte, ſelbſt die jener unglücklichen Zeit, noch immer manches Tröſtliche mitbringen. Herder aber witzelte und wüthete jetzt das deutſche Volk an, das viel ſchwerer zu erkennen iſt als manche ſonſt löbliche Schriftſteller glauben mögen, ſpottete mit widrigen Beiwörtern der Germaniſchen Geduld, und verglich den deutſchen John Bull mit einer „meckernden Ziege,“ ja wenn der Witz ihm ausging brauchte er Wörter, die wir leider geradezu wildflatternd und roh nennen müſſen. — Was uns bei dem traurigen

Anblick, den uns **Herder** in dieſer Zeit gewährt, wenn auch nicht tröſten, doch erheben kann, iſt, daß, während er ſo gegen ſeine Deutſchen zürnte, er doch nur ſich ſelbſt am meiſten kränkte und ſtrafte. Er gleicht in ſolchen Augenblicken der Medea, die, um an dem treuloſen Jaſon Rache zu nehmen, ihre eigenen Kinder würgte, und ſo ſich rächend ſtrafte. Hier iſt vollends nur ein Treulosgeglaubter; und **Herder** wird deshalb in dieſer Zeit ein deſto tragiſcher Charakter. — Er liebte, und glaubte doch haſſen zu **müſſen** *).

§. 118.

Was er in dieſer Stimmung ſchrieb, oder vielmehr um ſich aus dieſer Stimmung zu reißen, ſcheint oft nur zur Befriedigung des allgemeinen und unbeſtimmten Thätigkeitstriebes unternommen worden zu ſein; aber wahre Befriedigung konnte dadurch unmöglich erreicht werden. Er verkannte den eigentlichen Gedanken des ſpaniſchen Succeſſions-Krieges und ſcheint ſich faſt ein wenig zu freuen, daß, trotz aller großen Siege der Deutſchen und der mit ihnen verbundenen Mächte, Ludwig doch am Ende ſeinen Hauptwillen durchgeſetzt habe. — In dem Aufſatze „Kalligeneia, oder die Mutter der Schönheit,“ ſetzt er der Aſtronomie, vielleicht zu deren eigener Ueberraſchung, den erſten

---

*) Ueberhaupt iſt **Herders** Nichtliebe häufig ſchon ein Haß, und zwar ein ſolcher, der mit den Jahren wuchs. So war ihm z. B. Ovid, den er 1770 bereits gegen **Goethe** (ſ. deſſen Leben) beſpöttelte, ſpäterhin völlig unerträglich. Warum verſchmähete er aber den Erſatz, den Ovid für ſeine freilich nicht zu bezweifelnden Fehler bietet? und warum verderbte er **Goethen** die mäßige Freude an dem Dichter? Gerechter war ſein Haß gegen **Pope's** Heloiſe; doch fehlte es auch hiebei nicht an Uebertreibung.

aller Ehrenkränze auf. In einem andern Fragment über Swift wird vielleicht das erſte gute Wort über dieſen tiefſinnig harten, genialiſch zerriſſenen Schriftſteller geſagt; doch ſtört es, daß hier deſſen abgeſchmackte Meinung von deutſcher Art und Kunſt ſo breit und grell hingeſtellt worden iſt, da doch hiebei eine bloße bedauernde oder ruhig vornehme Hindeutung völlig genug geweſen wäre. Bei dieſen Streifereien durch die Literaturgeſchichte, wird auch Bayle's viel zu günſtig gedacht, vielleicht weil eben Herders damalige Stimmung zu den Wiſſenſchaften in Wörterbuchsform ſich hinneigte, wobei freilich nicht viel Tröſtliches herauskommen kann. Schlegel, Tieck und andre, die er denn doch unter dem Ausdruck „neue Schule“ von der leider auch er geträumt hat, verſtehen mußte, kommen dafür deſto übler weg, und er bedient ſich zur Bezeichnung ihrer Poeſien eines Ausdrucks, den wir nicht wiederholen wollen. Dabei iſt er wieder die Milde ſelbſt gegen Canitz, Uz, und einige frühere Poeten, wogegen wir nichts haben würden, geſchähe es nur nicht des Contraſtes wegen, denn leider wird uns ſogar auch noch der eben ſo ſeichte als ſtarre Boileau zum Genuſſe anempfohlen.

Möge niemand glauben als ſtehe hier dieſe kurze Schilderung der letzten literariſchen Beſtrebungen H's nur um einen Schatten zu werfen auf den Trefflichen, dem wir ſo viel Schönes verdanken. Dieſer Schatten war wirklich um ihn, und mußte deshalb bezeichnet werden. H. gewährt, wie geſagt, einen ſehr tragiſchen Anblick, und wenn er ſich in ſeiner Zeit nicht wohl befindet, ſo fragen wir billig: Wer hatte die größere Schuld, er oder die Mehrheit der Sprecher jener Zeit? Er war der Liebe und Verehrung gewohnt, und man vergaß ihn damals faſt ganz; ja es gab Jahre in denen Jean Paul mit ſeiner innigen Liebe für H. faſt allein ſtand.

Jenes tragiſche Gefühl wird noch erhöht, aber auch auf das ſanfteſte gemildert, wenn wir bedenken, daß in dieſer Zeit wo wir manche ſeiner literariſchen Beſtrebungen misbilligen müſſen, die Poeſie dennoch ihm in einzelnen Stunden und Tagen liebend treu zur Seite ſtand, ja ſogar vertraulicher zu ihm redete als vielleicht jemals. Sie gab ihm die milde Ariadne-Libera, Admetus Haus, und den kühnen lebenvollen Cid.

Aber verwundet blieb er dennoch, und ſo näherte ſich ihm mit ſtarken Schritten das letzte Ziel. Es iſt öffentlich erzählt worden, er habe bei dem Gefühl des herannahenden Todes die entſcheidenden Worte geſprochen: „Sonne, ich bin Deiner müde“ und wohl mochte er bereits den neuen Tag geiſtig erwachen ſehen.

§. 119.

Ueber Herders Charakter und Weſenheit haben wir durch Goethe und Jean Paul die frühern bedeutenden Nachrichten bekommen; das Werk von Georg Müller macht nicht auf den Namen eines Kunſtwerks Anſpruch, giebt uns aber die intereſſanteſten Notizen von den Einzelnheiten ſeines Lebens, und zeigt uns ihn beſonders deutlich und liebenswürdig als Ehemann und Vater. Goethe's Anſichten ſcheinen beim erſten Anblick kaum mit denen, welche Richter giebt, zu vereinigen; doch abgerechnet die große Verſchiedenheit der Jahre, in welchen ſie Herdern kennen lernten, ſind ja auch die beiden Hälften des Stolzes und eignen Sinnes, ſo wie der Sanftmuth und Hingebung nicht ſchwer zu vereinigen. — Herders Verdienſte können wohl eine zeitlang vergeſſen, aber nie ganz verkannt werden. Er war forſchender Theolog, d. h. ein mit jeglicher Art von Sprach- und Geſchichtskenntniß ausgerüſteter begeiſterter Seher, und dieſes in einer Zeit, wo faſt niemand mehr ſchauen wollte und ſchauen konnte, wo ein wüſter irreligiöſer Lärm um ihn herum war, der ſelbſt manchen der Beſſern betäubte. Einzelne Irrthümer und exegetiſche Gewaltthätigkeiten (verzeiht das Wort) die ſich auch H. zu Schulden kommen ließ, können das Urtheil im Ganzen nicht aufheben. Er war Aeſthetiker, wie Deutſchland damals keinen hatte, denn wenn Leſſing ihn auch am Verſtand, leichtem Witz und Raſchheit übertrifft, ſo iſt ihm Herder überlegen an Phantaſie und vielleicht auch in der Tiefe der Vernunft und des Gemüths. Er war ein Dichter, und, ſollte man ihm ja aus Hochmuth oder Leichtſinn dieſen Namen abſprechen wollen, ſo war er (nach Jean Pauls herrlichem Ausſpruche) nur mehr, d. h. ein Gedicht ſelbſt.

§. 120.

Werfen wir indeß einen Blick auf ihn als reinen Proſaiſten, ſo iſt ihm hier der lohnende Kranz noch zu winden. Tauſend und wieder tauſend Schriftſteller gehen zu Grabe, ohne auch nur zu ahnen, was es wohl auf ſich habe mit dem Styl, ja wir müſſen dies ſelbſt von manchen ſagen, die ſonſt einzelnes Löbliche mitgetheilt haben. Jeder Schriftſteller ſollte ſeinen eigenen Styl beſitzen, wie er, nach Leſſings derb luſtigem Ausdruck, ſeine eigne Naſe hat. Laſſen wir aber die Naſe aus dem Spiel (für deren Ausbildung wir doch nun einmal nicht viel thun können) und nehmen wir lieber das freie Auge zur Vergleichung. Im Blick des Auges iſt der Menſch, ſein Charakter und die Richtung ſeiner Bildung, oder vielmehr: es könnte und ſollte billig dies alles aus demſelben hervorſtrahlen, obwohl, wie ſich von ſelbſt verſteht, nur dem Auge erſchaubar, das ſelbſt einem in ſich ſelbſt geſicherten, menſchenliebenden und menſchenkennenden Individuum angehört. Wie oft aber findet man hier Verwiſchtheit, allgemeine Verflachung oder ängſtliche Forcirtheit, widriges Bemühen intereſſant zu ſcheinen, oder unmännliche Furchtſamkeit, ſcheue Reſignation u. ſ. w. — Mit dem Styl iſt es faſt daſſelbe; wie viele ſtreben nach Bedeutſamkeit und Klarheit und wie wenige erreichen ſie. Gedanken, welche jedermann bequem auf allen Straßen finden kann, ſollen durch Bilder, die in allen rhetoriſchen Trödelbuden zu haben ſind, lebhafter werden. Andere beſcheidener ſchreiben nach Gottſchediſch-Adelungiſchem Lineal, und gehen, um mit Shakſpear zu reden, den wahren „Butterfrauentrab“ der Proſa. Da dies aber die alſo wandelnden ſelbſt gar bald ermüdet, ſo wagen ſie mitunter einige Sprünge, wobei ſie ſich benehmen wie etwa ein guter Greis, den plötzlich die Luſt anwandelte ein altes Steckenpferd zu beſteigen oder Kräuſel zu ſpielen. Andere ſind gleich von vorn herein erhitzt, und möchten gern kernig kurz ſein; erreichen aber nur das Sprudelnde und Zerhackte. Andere ſtreben ſchon vornehmer nach ruhiger Klarheit, benehmen ſich aber zu unruhig und unklar dabei, martern ſich etwa anderthalb Bogen lang, und vergeſſen dann was ſie eigentlich wollten. Andre verſuchen es mit dem epigrammatiſchen Styl, kommen aber ſchon Seite 7 oder 8 in den Aſiatiſchen. Andre wollen behaglich ausführlich ſein, werden aber faſt reifröckig breit. Andre ahmen nur nach, vergeſſen aber, daß jede Nachahmung des Styls eines andern ſchon eine Sünde gegen den eigenen Geiſt iſt, denn wenn jedes Individuum kein andres Ziel haben kann als aus ſich ſelbſt das Höchſte zu bilden, was irgend daraus gebildet wer-

wer-

werden kann (obwohl er die Bildungsweiſen der andern von A bis Z ſo viel als möglich kennen zu lernen ſuchen ſoll), ſo hat er auch in Beziehung auf den Styl keine andre Pflicht als den ſeinigen ſo vortrefflich auszubilden, als es, bei tüchtiger Kenntniß der klaſſiſchen alten und neuen Poeten und Rhetoren, ihm möglich iſt. Wahrhaft große Denker und Dichter denken und ſchreiben immer gut, denn der Styl iſt kein Kleid, das man nach Gefallen an- und ausziehen kann, ſondern er durchdringt die Gedanken wie die Gedanken ihn, und wer z. B. ſagen wollte, Shakſpeare habe wohl eine Menge vortrefflicher Ideen, aber ſeine Sprache ſei doch bei weitem nicht ſo harmoniſch als etwa Addiſon's und Pope's, der würde dadurch zeigen, daß er nicht bloß die Sprache, ſondern auch die Gedanken Shakſpears gänzlich misverſtehe. Eine Reihenfolge von Gedanken und Gefühlen, für die man erſt das paſſende Metrum, oder die rechte Stylart mühſelig ſuchen müßte, wäre ſchon um deswillen nicht rein poetiſch gedacht und empfunden. Ein rechtes Gedicht und eine rechte Rede wird gleich mit Seele und Geiſt und Fleiſch und Bein geboren.

§. 121.

Nur wer kräftig, tief und klar denkt und empfindet, wird das Geheimniß der Beredſamkeit anſchauen und in ſich aufnehmen. Anweiſungen können uns nur vor Fehlern ſchützen, aber das Poſitivgute nicht verſchaffen. Daß man das Letzte eine geraume Zeit geglaubt, hat unendlich geſchadet, und, da obendrein meiſtens nur ſehr mittelmäßige Anweiſungen vorhanden waren, jenes Wühlen in abgeſtandenen Bildern, jenes mechaniſche Handhaben und Herumſchleudern der Worte veranlaßt.

Herders Styl iſt rein individuell; Anfangs wohl zuweilen ein wenig kraus, ſich brüſtend, locker und keck, doch immer charakteriſtiſch. In den reifen Jahren verlor ſich was man etwa Ueberfluß hätte nennen können, und man würde z. B. (um den einfachſten Beleg zu geben) ſeinen ganzen Aufſatz über Hutten verderben, wenn man ihn, ſei es auf welche Weiſe es wolle, umſchriebe; denn die Herderſche Erzählung und Anſichten von dem trefflichen deutſchen Rittersmann können nicht anders vorgetragen werden, als gerade ſo wie ſie — Herder vorgetragen hat. — Dabei wollen wir noch bedenken, daß er bereits vor Goethe ſeine Proſa ſchrieb, und daß er auch nach Goethe ſich ſelbſt getreu geblieben iſt.

§. 122.

Johann Winkelmann, geb. zu Stendal 1717, ermordet zu Trieſt 1768. Dieſer größte aller Kenner der Kunſt des Alterthums und ihrer Geſchichte, dieſer ſelbſt zu einem klaſſiſchen Alten gewordene Mann, der aber ſtets ein kraftreicher ſtolzer Deutſcher blieb, von dem ganz Europa lernen ſollte und lernte, dieſer großartige Menſch, der aus den armſeligſten Verhältniſſen ſich emporſchwang, weil er es wollte, und der vollendete Wille des Menſchen eine Macht hat, die wir mit freudiger Bewunderung anerkennen, dieſer großartige Styliſt, aus deſſen kleinſten Briefen noch manches für viele Lehrer unſrer Sprache zu lernen iſt, die er, obwohl faſt zum Griechen geworden, und beinahe nur unter Ausländern lebend, dennoch ſtets innig ehrte und liebte — er verdient ein eigenes Werk, und es iſt ihm geworden durch Goethe, auf den wir uns hier gänzlich beziehen. — Winkelmann hat von jeher nur eine kleine ſtille Gemeine zu Leſern und Anerkennern gehabt; doch ſie genügt.

§. 123.

Johann Caſpar Lavater, geb. 1741, geſt. 1801. Dieſer vielberühmte Schriftſteller, der während ſeines folgereichen Lebens das ſeltſame Schickſal hatte, entweder vergöttert, oder auf die wegwerfendſte Weiſe getadelt zu werden, giebt dem gerechtern Leſer den reichſten Stoff zum Nachdenken über das Weſen der Poeſie und der Religion. — Es iſt — wie wir ſchon oft bemerkt haben — nichts Seltenes, daß der feurige und talentvolle Jüngling ſeine tiefe Neigung oder Leidenſchaft für die Poeſie, als den Beruf zu derſelben anſieht; aber das ſpätere Alter, jeder Täuſchung abhold, entſcheidet dann oft auf eine ſchmerzliche Weiſe. In **Lavater** war jene Neigung und jene Leidenſchaft mit großem Talent verbunden und ruhte in einem tiefen und reinen Gemüth; alles war vorhanden um die Poeſie als das reinſte Gottesgeſchenk, deſſen er wohl würdig ſchien, nun wirklich zu empfangen. Aber er, der im innerſten Kern doch mehr zum Praktiſchen aufgefordert ward, empfing die Gabe der darſtellenden Dichtkunſt nicht in beſonderm Grade, ſondern nur edle Anklänge, die ſeine Sehnſucht nicht völlig beruhigen konnten.

Er war ohne Zweifel ein kräftig religiöſer Menſch, aber er vermochte nur ſelten die religiöſen Empfindungen in einer ſtillen und harmoniſchen Sprache auszuſprechen. Er hat faſt immer zu viel Worte.

Man kann es oft nicht vermeiden, als religiöſer Schriftſteller polemiſch aufzutreten, aber man ſoll nicht gefliſſentlich in einer religiöſen Polemik ſeine Kräfte verbrauchen. Man ſoll ſich ſelbſt vor dem Schein hüten, als prunke man mit chriſtlichen Gefühlen. Es iſt groß und herrlich, als ein Märtyrer für die Wahrheit des Chriſtenthums zu leben und zu ſterben, aber man ſoll nicht ein Märtyrer werden wollen: ſchon um deswillen nicht, weil man dann kein wahrhaftiger ſein könnte, und den Lohn dahin hätte. — Niemand kann mit Luſt ein Märtyrer werden, da wir es nur durch die Verſündigung anderer an uns werden können, was uns mit reiner Trauer erfüllen ſoll.

Es iſt gefahrvoll, irgend eine einzelne Seelenkraft, und wäre es auch die ſchönſte und herrlichſte, alle andere geiſtige Fähigkeiten in ſich überragen und beherrſchen zu laſſen, weil ſelbſt das trefflichſte Talent dann gar leicht in Schwärmerei ausartet. Denn was iſt Schwärmerei anders als das Reſultat der einſeitigen Cultur, und der vernachläſſigten harmoniſchen Ausbildung?

Die Sehnſucht nach Ruhm iſt zwar der edelſte Fehler des Menſchen, ein Fehler, der als das Mittelglied, vielleicht ſogar als der Vereinigungspunkt von manchen trefflichen und glänzenden Eigenſchaften beſtehen kann; dennoch bleibt er immer ein Fehler, und wird am gefahrvollſten in edlen Naturen, die wohl gar zuletzt dahin gerathen, ihn für eine Tugend zu halten. Jeder Fehler aber, der den Schein und den Schimmer des Vortrefflichen an ſich zu ziehen weiß, wird zum Gift für den, der ihn hat, zum Gift für den befangenen Zuſchauer und den noch befangenern Schüler.

Die Polemik iſt eine Wiſſenſchaft, die nicht bloß Tiefe des Geiſtes, ſondern auch ſehr bedeutenden Reichthum an Kenntniſſen, und ein nicht bloß reines, ſondern auch ganz ruhiges Herz erfordert. Lavaters Polemik iſt größtentheils würdig und beſcheiden, doch ſtreift ſie, dünkt mich, in letzterer Hinſicht zuweilen an eine gewiſſe Gattung von Beſcheidenheit, die, mit ſich ſelbſt in einem beinah liebäugelnden Verhältniß, dem Stolze nicht ganz fern ſteht *).

---

*) Am reinſten zeigt ſich ſeine Beſcheidenheit als Dichter,

Wie ſtark und rein aber ſein innerer Kern war, hat er ſtets gezeigt, ſobald eine große Aufforderung zu handeln oder zu dulden an ihn erging (was freilich im Menſchenleben immer der Fall iſt), und die edle Geduld, die er auf dem faſt anderthalbjährigen, dem Tode vorangehenden Schmerzenslager bewies — eine in ſeinem Beruf empfangene Wunde hatte ihn dort hingeworfen — predigt doch noch beſſer als alle ſeine Predigten, obwohl auch dieſe voll Herz und Leben waren.

§. 124.

Johann Nicolaus Götz, geb. 1721, geſt. 1781. In einem der Poeſie höchſt ungünſtigen Verhältniſſe *), ohne Geiſtesgenoſſen und Freunde ſeines Strebens in der nähern

---

und wir finden z. B. vor der Sammlung einiger ſeiner tüchtigſten Lieder, in denen er altſchweizeriſche Helden feiert, folgende Zeilen als Motto:

> Wenn, Leſer, Dir mein Reim gefällt,
> Dank's dem Tyrtäus Gleim:
> Der ſang von Helden wie ein Held,
> Und deſſen iſt mein Reim.

An wahrhaft poetiſchem Reichthum ſteht Lavater nach unſrer Ueberzeugung über Gleim, und es iſt rührend, daß er ſelbſt nicht darum wußte.

*) Götz war ein Geiſtlicher, und zwar ein angeſehener Superintendent im Baden-Durlach'ſchen, und glaubte um deswillen nicht wagen zu dürfen, mit ſeinem Namen hervorzutreten, der auch wirklich mehrere Jahrzehnte lang ungenannt blieb, da bloß der feilende Ramler im Geheimniß war. Er traute der Menge, beſonders aber einigen in bleierner Amtswürde einhertretenden Perſonen eine gewiſſe faſt an Haß ſtreifende Scheu vor der Poeſie zu, und fürchtete, daß ſelbſt ſeine harmloſen Gedichte jene unerquickbaren Leute ärgern könnten, weshalb er ſich lieber — an ihnen ärgerte.

Umgebung, von ſteten eng bürgerlichen Rückſichten und Aengſtlichkeiten geplagt, widmete er dennoch mit wackerm Eifer jede beſſere Stunde ſeines einigermaßen dürftigen Lebens der Hervorbringung von poetiſchen Werken, die ihn einſt überleben ſollten. In einer Zeit von mehr als fünfunddreißig Jahren lieferte er nur eine geringe Anzahl von Gedichten, und auch unter dieſen ſind manche, die wir nur für leichtes, inhaltloſes Getändel anſehen können; andere aber ſind ſo innig gefühlt und ſo zart ausgeführt, daß nur unziemliche Vergeßlichkeit ſie überſehen und übergehen könnte.

Wenn davon die Rede iſt (und es war ehedem viel zu oft davon die Rede), welche deutſche Dichter wir wohl dem Chaulieu, Dorat und ähnlichen Franzoſen entgegenſetzen könnten, ſo würden wir nicht bloß Georg Jacobi, ſondern auch und oft vorzugsweiſe Götz nennen, der jene in anmuthiger Leichtigkeit vollkommen erreicht, an Sinnigkeit aber und Gemüthlichkeit übertrifft.

§. 125.

Karl Friedrich **Kretſchmann**, geb. 1739, gehört als „Rhingulph“ neben **Denis**, deſſen wir gleichfalls bald näher gedenken werden. K's Bardenlieder verrathen zuweilen daß es ihm, dem feingeſinnten und leicht reimenden Autor, kein rechter Ernſt mit der ganzen Gattung geweſen ſei, doch in ſeinen Sinngedichten, ſcherzhaften Liedern und Fabeln erkennen wir einen freundlich gebildeten Geiſt, der die Reſultate ſeines Denkens und Empfindens oft in einer angenehmen Sprache mittheilt. Man würde noch lieber bei ihm verweilen, wenn er nicht mitunter dem Streben nach Leichtigkeit die Kraft opferte. — Unter ſeinen Sinngedichten ſind einige, die auf Claſſicität Anſpruch machen dürfen.

§. 126.

Johann Gottlieb Willamov, geb. 1736 zu Morungen, geſt. zu Petersburg 1777.

Es iſt ſchon oben bemerkt worden, daß in der ſogenannten goldnen Zeit unſrer Literatur die Current-Kritiker nicht ſelten geängſtigt wurden, wenn ſie in den äſthetiſchen Lehrbüchern blätternd fanden, daß noch immer mehrere Gattungen der Poeſie gar nicht von den Poeten cultivirt worden ſeien. So entdeckte man dann auch, daß wir noch keinen Dithyramben-Dichter hätten, und man erließ deshalb gleichſam einen Hirtenbrief an alle verſemachenden guten Köpfe in Deutſchland, und mahnte eifrig, dieſe Lücke baldmöglichſt zu füllen. Aber es griff niemand zu, ſo daß es ſchien, als ſolle die ganze Gattung eingeſargt bleiben. Endlich aber nahm ſich unſer **Willamov** die Sache zu Herzen und beſchenkte uns mit einer beträchtlichen Anzahl von Dithyramben, in denen es an jauchzenden Mänaden, Thyrſusſtäben und dem Ausruf: Evan Evoe! nicht gebricht. Man war auch wirklich ſo ziemlich zufrieden geſtellt, und die Kritiker dankten dem Verfaſſer für ſeine beſchwerliche und erhitzende Arbeit; — mit Recht, denn ein ſo ſanfter, ſtiller Mann wie W. konnte ſolche heftige Sachen gewiß nur dem Publikum zu Liebe aufſetzen. Zur Erholung ſchrieb er deshalb Fabeln; da aber die Deutſchen in dieſer Dichtungsart ſchon ſehr reichlich ausgeſteuert waren, und er doch etwas Apartes haben wollte, ſo führte er den **Dialog** in die Fabel ein. Dadurch bekam nun freilich die Fabel ein viel vornehmeres Anſehen, und es wurden dem Setzer manche Zeilen erſpart, indem das häufige „ſagte die Katze,“ „replicirte die Maus“ u. ſ. w., nun nicht mehr nöthig war, allein es fanden ſich doch noch bedenkliche Gemüther, welche jenes „ſagte ſie“ u. ſ. w. für naiv erklärten, und es jetzt ſchmerzlich vermißten. Die Kritiker nahmen deshalb Gelegenheit zu unterſuchen, ob dergleichen Willamovſches Verfahren auch recht und billig ſei, konnten aber nicht ganz einig werden, und die ganze große Sache ſchwebt noch vor dem äſthetiſchen Richterſtuhl.

Uebrigens war W. ein wackerer, kenntnißreicher Mann voll ſchätzbarer Talente; aber ſein ganzes Leben war faſt eine ununterbrochene Kette von Kummer und Sorgen. Dürftigkeit trieb ihn aus dem Vaterlande, aber die Fremde gab ihm, außer getäuſchten Hoffnungen, nur noch das ſchmerzlichſte Heimweh, für das ſich keine andere Stillung zeigte als — der Tod.

§. 127.

Michael Denis, geb. 1729 zu Schärding in Baiern, geſt. 1800 zu Wien. Faſt alles Große, was bisher in der deutſchen Literatur ſich gezeigt, war von dem proteſtantiſchen Deutſchland ausgegangen, und das katholiſche hatte faſt nur genoſſen und nur ſelten Aehnliches geſchaffen. Da dieſe Erſcheinung ſehr leicht zu erklären iſt, und der gerechte proteſtantiſche Stolz auch nicht ſelten ſchon darauf hingedeutet hat, ſo ſcheint es beſſer, hier nur — wenigſtens im Fluge — auf etwas bisher faſt ganz überſehenes oder doch nicht in dieſer Beziehung zur Sprache gekommenes hinzudeuten. Es iſt gewiß, daß philoſophiſcher Tief- und Scharfſinn, rein hiſtoriſche Darſtellung, lyriſche, epiſche, tragiſche, elegiſche Poeſie faſt nur im proteſtantiſchen Deutſchland ſich zeigte; aber ganz verarmt war auch das katholiſche nicht, denn es bewies, meiſt begünſtigt durch ein reicheres und bequemeres äußeres Leben, nicht geringe Anlage zur populären und heitern Kanzelberedſamkeit — einzelne mit fratzenhaftem Aberglauben gefüllte Predigten geben uns hier nichts an, da hier lediglich von der Darſtellung die Rede iſt — und ſchöne Anlage zur muthwilligen Laune und harmloſem Witz, ja es war ſogar einmal nahe daran, ein wirkliches deutſches Volksluſtſpiel oder doch wenigſtens Volkspoſſe zu erreichen *). Aber auf das alles wurde kein beſonderer Werth gelegt; eher Spott und Hohn, und ſo fing man denn an, ſich nunmehr auch in den Einzelkampf mit einigen norddeutſchen Dichtern einzulaſſen.

Als Führer iſt Denis zu nennen, der ein Oeſtreichiſcher Klopſtock werden wollte, und deshalb zu Oſſians erſiſcher Bardenhaftigkeit ſeine Zuflucht nahm. — Zwar iſt Mäßigkeit und Beſonnenheit einer der entſcheidendſten Züge im Charakter der Deutſchen, und wenn ſie ſich auch einmal, (z. B. in der Sturm- und Drangperiode und in der empfindſamen Zeit) ein wenig leidenſchaftlich einem Irrthum überlaſſen, ſo darf man doch ſicher ſein, daß ſie ſich bald wieder durch nüchterne Satyre aufwecken. Aber in der Schätzung Oſſians überſchritten ſie alle Gränzen, und in dieſem heftigen Gefühl ahmten ſie leider faſt nur das in die Augen fallende, das Nebelvolle und Wolkige in den Poeſien des alten Barden nach. Wenn aber, nach dem bekannten Ausſpruche des Dichters, ſich jede Schuld auf Erden rächt, ſo rächt ſich auch jeder Irrthum der Ueberſchätzung, und dieſer, von dem hier die Rede iſt, den beſonders Goethe im Werther — wider Willen — durch Lobprei-

---

*) Eine vollſtändige Geſchichte des Wiener Theaters, die leider noch immer fehlt, würde ohne Zweifel viel Seltſames und Wunderliches, aber auch viel Erfreuliches aus der Vergangenheit zu erzählen haben. Selbſt Haffner, deſſen glänzendes Talent für das Luſtſpiel durch keine einzelne Rohheiten ſeines Geſchmacks verdunkelt werden kann, iſt bei weitem nicht ſo bekannt als er zu ſein verdient.

ſung und die Mittheilung eines Fragmentes, und Denis durch eine Ueberſetzung des Alt-Schottiſchen Dichters hervorriefen, konnte natürlich gleichfalls nicht ohne gefährliche Folgen für die ſchöne Literatur der Deutſchen ſein.

So leidenſchaftlich man aber auch Oſſian liebte, ſo war man doch bequem genug, ſich meiſtens mit der Ueberſetzung und der Paraphraſe des Macpherſon zu begnügen, ohne ſich um die Urquelle zu bekümmern, zu der bis in das vierte Jahrhundert ſich hinauf zu arbeiten, allerdings mit mehreren Schwierigkeiten verbunden ſein dürfte, als die empfindſamen Schriftſteller lieben *). Und nun vollends die Wahl des Hexameters, in welchem man den Caledoniſchen Barden reden ließ! Eben ſo wohl, d. h. eben ſo verkehrt hätte man ihn auch in Terzinen oder Ottaven ſingen laſſen mögen.

§. 128.

Denis eigene Lieder zeigen von einem ſteten Streben, nur das Erhabenſte zu leiſten, wodurch aber leider nicht ſelten Ermüdung hervor gebracht wird, die durch kein künſtliches Feuer verſcheucht werden kann. Selbſt wenn er einmal in rein natürlicher Empfindung, und von ächter Begeiſterung erfüllt, den Geſang beginne, ſo wird er doch bald wieder geſtört durch angewöhnte Redensarten, von denen nur noch ein Schritt iſt bis zu bloßem — ſtaubigem Wortgewühl. — Wie feierlich ertönt der Anfang des großen Gedichts „Wiens Befreiung,“ denn ſelbſt das faſt kokette Wort „Bardenarbeit“ in der zweiten Zeile, vergißt man,

---

*) Als ſchon die Liebe für Oſſian weniger heftig zu ſein ſchien, erhielten wir erſt eine Ueberſetzung des Dichters aus dem Alt-Schottiſchen durch Ahlwardt in Oldenburg 1810.

einmal zur Theilnahme gerufen an der ächten Empfindung, leicht. Schwerer ſchon iſt der „Schleier der leicht geſchürzten blauen Duft“ zu ertragen; doch auch hier tritt der gutmüthigere Leſer verhüllend oder ſchnell verbeſſernd ein, denn wir haben es doch nur noch mit einzelnen läſtigen Wörtern und Gleichniſſen zu thun, die ſich ja raſch verändern laſſen. Wie aber wird uns zu Muthe, wenn der Dichter Wien alſo anredet:

Und Dir, wie war Dir, harrende Kaiſerſtadt!
An dieſem Morgen? hohe Beängſtigte!
    Wie war Dir? Können Bardenharfen
    Deine Gefühle dem Enkel ſingen?

Kann die wahre Empfindung alſo fragen? und vollends der Dichter, der die Antwort längſt in ſich haben ſollte! — iſt es ferner dem Leſer zuzumuthen, daß er das Vermögen der Bardenharfe berechne? Wird er nicht vielmehr ſo ſchnell als möglich den nüchternen Autor verlaſſen, der mit einer abgeſtandenen Redensart angezogen kommt, während er eine der größten erhaben-rührendſten Weltbegebenheiten (Wiens Befreiung im J. 1683) nur kindlich einfach darzuſtellen brauchte, um alle Herzen zu erheben! — Und wenn es wirklich ſo iſt, kann man genug vor dieſer Redensarten-Poeſie warnen? denn wird nicht der Leſer, wenn er ja noch weiter fortfahren ſollte, und ihm die „ehernen Rachen“ vorgeführt werden, „die Erſchütterung ſpeien (!) auf die Thürme“ wird er nicht mit der kälteſten Gelaſſenheit ſagen dürfen: „Du erhitzeſt Dich umſonſt, alle Deine Pferderückenbrecherworte thun es nicht und wir wollen lieber in der erſten der beſten unſchuldigen Chronik nachleſen, wie ſich die Sache begeben.“

§. 129.

Noch unter ihm als Nachahmer des Nachahmers ſteht Karl Maſtalier, geb. zu Wien 1731, geſt. daſelbſt 1795, der in ſeinen „Gedichten nebſt Oden aus dem Horaz“ den Mangel an innerm Leben durch das zu erſetzen ſucht, was die Franzoſen Verve nennen, wofür wir bekanntlich im Deutſchen kein einzelnes Wort haben, vielleicht weil jener Fehler unter uns billig unbekannt ſein ſollte.

§. 130.

Stephanie der Jüngere. Wir finden unter den deutſchen Schauſpielern, welche zugleich als dramatiſche Dichter auftraten, manche, denen die Poeſie gewiſſermaßen nur als Folie der mimiſchen Darſtellung zu gelten ſcheint. Sie betrachten die Worte nur als Exponenten, und die Bühnendarſtellung als den Factor, weshalb denn auch die erſteren meiſtens etwas dürftig ausfallen, damit das Talent des Schauſpielers, der dann dem Todten Leben giebt, deſto glänzender erſcheine. Ein ſolcher Irrthum kann nur üble Folgen haben, und ſo läßt ſich denn auch von den meiſten Schauſpielen des jüngern Stephanie nicht viel Gutes rühmen. Sie ſind für ihre Zeit und für den Ort berechnet, und machten damals, wie die Theaternachrichten lehren, ihr Glück; jetzt aber, da jene Zeit vorbei gegangen iſt und jener Ort ſich verändert hat, ſind ſie ſo ziemlich vergeſſen worden. Nur ein Einziges hält ſich und wird ſich hoffentlich noch lange halten, die ergötzliche Operette vom Doctor und Apotheker, die, wenn gleich theilweiſe aus dem Franzöſiſchen entlehnt, ein friſches, faſt originales Leben verräth. Es findet ſich in dieſem Stück unter andern auch eine Stelle über das Schickſal, die in ihrer harmloſen Naivetät als wahrhaft klaſſiſch bezeichnet zu werden verdient, indem hier ein ſeltener unſchuldig prophetiſcher Witz waltet, der beſonders ſeit dem Beginn des 19ten Jahrhunderts eingetroffen iſt, oder, wenn man lieber will, eingeſchlagen hat *).

§. 131.

J. von Sonnenfels. Er hatte die löbliche Abſicht, für die Verbeſſerung des Geſchmacks, beſonders in Beziehung auf die Bühne, wirken zu wollen, und da er Wien, wo er lebte, mit Recht als vorzüglich wichtig erkannte, ſo eröffnete er ſich dort einen ausgezeichneten Wirkungskreis. Mit einer gewiſſen halbfranzöſiſchen Bildung, konnte er indeſſen nicht viel Großes ausrichten, ſo wie denn überhaupt der Mittelweg zwiſchen Leſſings Strenge und Gottſcheds bequemer Accommodation kein rechter Weg zu ſein ſcheint, denn zwiſchen dem Wahren und dem Falſchen liegt nur das ganz Leere und Nichtige.

Man hat ihn ehedem ſehr häufig gerühmt, daß er ſo muthig geweſen ſei, ſich dem Harlequin — der Name Hanswurſt wurde als höchſt unanſtändig gänzlich verſchmäht — zu widerſetzen, und ſtets auf noble Feinheit des Theaters zu dringen. Dieſes Lob ſcheint indeſſen ſehr zweideutig, denn Harlequin, beſonders der Italieniſche und Deutſche, iſt gewöhnlich eine höchſt unſchuldige Perſon, die für die ehrliche Bemühung, das Publikum in eine luſtige Stimmung zu verſetzen, keinesweges verdient ſo hart angefahren zu werden, als es von Sonnenfels geſchehen iſt. Sein Haß gegen

---

*) Es ſcheint zweckmäßig, wenigſtens in einer Anmerkung hinzuzuſetzen, daß dies Urtheil bereits 1812 geſchrieben wurde. (S. die ſchöne Literatur Deutſchlands während des achtzehnten Jahrhunderts. Th. II. S. 105.)

das Extemporiren im Schauſpiel geht über alle Gränzen; ja er ſcheint nicht übel Luſt gehabt zu haben, jeden friſchen Witz und muthwillige Poſſe zu unterdrücken, damit nur das hervortreten könne, was er für elegante Correktheit hielt. Erwägen wir ferner, wie engbrüſtig und geiſtlos ſich jene Correktheit, beſonders in den ſechziger Jahren, wo Sonnenfels wirkte, bei den Deutſchen meiſtens gebehrdete, ſo gewinnt dadurch faſt ſein ganzes Bemühen das Anſehen eines trübſeligen Irrthums. Einen ſolchen kauft man wohl immer in jeder Hinſicht zu theuer; am theuerſten aber, wenn man die gute alte deutſche Scherzhaftigkeit dafür hingiebt, der man, weit entfernt ihr zu wehren, lieber Thor und Thüren öffnen ſollte, damit ſie nur deſto bequemer eindringen könne.

Ueberhaupt iſt es nur ein enger Kreis von äſthetiſchen Anſichten und Urtheilen, in denen ſich S. bewegt. Da er aber überaus leicht zu verſtehen iſt, und dies Leichte ſtets mit einiger Feierlichkeit vorbringt, da ferner ſein perſönliches Beſtreben, frei von jedem Eigennutz, überall den beſten Willen zeigte, ſo iſt er deshalb ſehr häufig gerühmt worden, bis man ihn endlich, ſeit der gänzlichen Verbannung des Hanswurſt, gleichfalls mit aus dem Gedächtniß verloren hat. Der ergötzliche Beſiegte und der über Gebühr ernſte Sieger wurden, wie es ſcheint, von den Deutſchen in Ein Grab gelegt, nur daß, wie bereits früher bemerkt worden, der Erſtere als eine allegoriſche Perſon ſeine Unſterblichkeit geltend gemacht hat, und in mannigfaltiger Verkleidung und mit verklärtem Leibe aus dem Grabe aufgeſtanden iſt.

Das gegebene Urtheil über S. zu rechtfertigen, bedarf es nur der Anführung zweier ſeiner Schriften: „Briefe über die Wieneriſche Schaubühne“ (Wien 1768) und „Thereſe und Eleonore, eine Wochenſchrift“ (Leipzig 1769).

§. 132.

Sollen wir endlich am Schluſſe dieſes Buchs, faſt zum Ueberfluſſe, noch Lorenz von Haſchka nennen, ſo können wir ihn, den Odendichter, nur als geſchmackloſen Nachahmer von Denis und Maſtalier bezeichnen. Unmelodiſches Wörter-Geklirr und hohles Phraſen-Gebrauſe iſt faſt alles was er giebt und liebt. Man ſoll aber auch den wakkern Süddeutſchen nachſagen, daß ſie mit geſundem Urtheil dies ſtolze nichtsſagende Geraſſel gar bald verſchmäheten, ohne erſt der höhern Kritik der Norddeutſchen in dieſer Hinſicht zu bedürfen.

Sechstes Buch.

W

dig
der
Ja
ſch
rat
Je
der
blo
Ein
Ma
heit
Au
edle
ſchü
ten
bei
das
Ha
habe

dreiſ
Kl

---

§. 1.

Wie früherhin auf der Univerſität Leipzig ein Verein wür-
er junger Dichter ſich gebildet hatte, den wir oben ha-
kennen lernen, ſo ward jetzt zu Anfang der ſiebziger
hre in Göttingen eine neue, edle und freigeſinnte poeti-
e Geſellſchaft geſtiftet, welche für die ganze deutſche Lite-
ur große und meiſtens ſehr erfreuliche Folgen gehabt hat.
ne Alten hatten ſich ausgezeichnet als reine Umſchaffer
dürren Gegenwart, denn nicht zufrieden das Schlechte
ß abzuweiſen oder zu verhöhnen, wie bereits früher von
igen geſchehen war, gaben ſie auch ſelbſt das Beſſere.
ßigkeit der Phantaſie, aber Ebenmaaß im Ton, Correkt-
und Biegſamkeit in der Sprache; aber (mit einzelnen
nahmen) von der ganzen Fülle derſelben noch fern, voll
r Geſinnung und Liebe, aber oft ein wenig zahm und
chtern; in der lyriſchen und elegiſchen Poeſie, im leich-
und ſcherzhaften Liede oft vortrefflich, ſo wie in der Fa-
meiſtens rühmlich; aber nicht kühn genug für die Ode,
epiſche Gedicht und die Tragödie; das ſind etwa die
ptzüge im Charakter der meiſten Dichter, die wir oben
n kennen lernen.

Ganz anders mußte ſich der Verein geſtalten, den wir
ig Jahre darauf in Göttingen finden. Bei ihnen hatte
pſtock nicht bloß geweckt, ſondern gezündet; ja wir

finden einige unter ihnen, die keines Klopſtock bedurft hätten, da ihnen ein ähnliches urſprüngliches Feuer inne wohnte. Man war der Ueberbeſcheidenheit und Zahmheit überdrüßig geworden, man hatte ſich auf die ächte alte deutſche Kraft beſonnen, und des Dichters Aufruf:

Was that Dir, Thor, Dein Vaterland?
Dein ſpott ich, glüht Dir nicht das Herz
Bei ſeines Namens Schall!

hörte auf, Wort zu ſein, und ging ins Leben über. Man fing an, ſich näher und inniger an die Natur anzuſchließen, und ſie öffnete den frommen und kühnen Liebenden ſich gern, die Sprache zeigte ſich dem neuen Feuer nicht bloß günſtig, ſondern ſtand ſelbſt nach den reichſten Geſchenken an dieſe Kühneren, noch immer in ihrer Grandioſität und Anmuth unerſchöpft da; in mancher Hinſicht ſogar (z. B. Vielſeitigkeit in Harmonie und Melodie für den Ausdruck im Roman) noch kaum berührt.

§. 2.

Hatten jene wackeren Bremiſchen Beiträger ſich ſelbſt geſchadet, indem ſie faſt immer nur von Opitzens mäßigem, kühlem Geiſte ausgingen, und die deutſche Bildung faſt nur an ihn knüpften, ſo ſchritten Bürger, Voß, Stolberg u. ſ. w. gar ſehr viel weiter, und frei von allem Sektengeiſt, ſchätzten ſie was zu ſchätzen war, eigneten ſich an was der Aneignung werth ſchien, und ſtrebten dennoch mit Glück ihre eigene Selbſtheit zu behaupten. Man fing an Shakſpear zu ahnen, denn Leſſing, Gerſtenberg und Herder hatten mit Umſicht und einem Feuer über ihn geſprochen, dem Jünglinge wie die genannten unmöglich widerſtehen konnten. Es iſt wahrhaft erquicklich und herzerfriſchend zu ſehen, wie ſich dieſe jungen Männer unter einander ſo innig liebten, und doch ſo ſtreng gegen einander waren, wie fröhlich ſie hofften, arbeiteten, wirkten, mit welcher genialen Unbeſorgtheit, froher Laune und unerſchöpftem Muthe ſie die Schwierigkeiten beſiegten und die Anfeindungen zurückwarfen, welche ſteife Pedanterei, philiſterhafter Dünkel, gelehrter Phariſäismus und gereizte Eitelkeit ihnen in den Weg warfen. Selbſt an dem Ort, wohin ſie der Zufall geführt, trafen ſie in einigen vielberühmten Lehrern, — die, obwohl täglich bei dem Vortrage Griechiſcher und Römiſcher Dichter vom Genie handelnd, doch nichts unbequemer und unheimlicher fanden als das Genie, — bitterkalte Gegner. Den ächten Taucher in die Tiefen der Poeſie kann das nicht befremden, er ſoll ſich ſtets gefaßt halten nicht bloß auf „den ſtachlichten Rochen, den Klippenfiſch, des Hammers gräuliche Ungeſtalt“ — das ſind doch einigermaßen erhabene Weſen — ſondern auch das hoffärthige, halbgähnende Lächeln der Anti-Poeten und Philiſter mit friſcher Fröhlichkeit beſiegen können.

§. 3.

Der erſte Dichter dieſes Vereins — obwohl nur in der liberalſten Beziehung als reiner Freund deſſelben, nicht eigentlich als entſchiedener Bundesgenoß — iſt Gottfried Auguſt Bürger, geb. 1748, geſt. 1794. Wir finden leider oft genug in der Geſchichte unſerer Poeten, daß ein widerwärtiges Schickſal — zuweilen ſogar von ihnen ſelbſt gerufen — auf ſie eindringt, und alles vereinigt um ihr Gemüth zu verletzen, oder doch der Poeſie abwendig zu machen. Selten aber hat ſich dieſes Geſchick einen ſo tieffühlenden und ſo reichblühenden Dichter zur frühen Vernichtung auserleſen als Bürgern. Stete Sorgen für die gewöhnlichen Bedürfniſſe des Lebens, eine unfreundliche bürgerliche Exiſtenz in einer Stadt, deren damalige hauptſächlichſte Beziehungen ſeinem Gemüthe nicht zuſagen konnten, und zuletzt ein greller Schmerz, der ihn in ſeiner häuslichen Lage traf, führten ihn ſehr früh dem Grabe zu. Was dabei als Schuld ihm ſelbſt zugerechnet werden dürfe, ſoll nicht geleugnet werden; aber nie möge Härte richten, und wenn wir einräumen, daß B. ſelbſt und einige ſeiner Gedichte ſich zuweilen ſogar ein wenig zur Rohheit neigen, ſo fordert doch ſelbſt ein bloß gerechtes Gefühl, daß wir jene Rohheit oft nur als einen Tribut anſehen, den er (was freilich abermals Irrthum und Schuld vorausſetzt) an die Zeit abtrug, die ſich theilweis oft genug auch gegen ihn roh benahm. Wenn wir den Lebenslauf des Dichters, den ein edler Freund deſſelben (Dr. Althof) uns überſchauen läßt, genau betrachten, ſo wird uns nicht ſelten dabei recht weh um das Herz, denn faſt zu ſpät für den Leidenden, wenn auch in tauſend andern Hinſichten zu früh, löſet endlich der Tod das gefangene Leben des Dichters ab, dem alle Blüthen geraubt waren, bis auf den ewig grünenden Lorberkranz, den keine fremde Hand zu rauben vermochte. Um es mit Einem Worte zu ſagen, man kann bei jener Lebensbeſchreibung faſt ähnliches empfinden wie bei einzelnen Scenen in Shakſpears Lear, und jenes Trauerſpiel, das ſo oft ſeine großen Beziehungen auch im bürgerlichen Leben entfaltet, und das vielleicht unter allen Trauerſpielen am öfterſten in der wirklichen Welt auch wohl in Bürger- und Bauernhäuſern aufgeführt wird, wenn auch nur theilweiſe, dringt hier mit tiefer Bedeutſamkeit auf den Leſer ein. Auch Bürger konnte wohl ſprechen: „Ich gab euch alles,“ und in einer andern Beziehung: „Euch tadl' ich nicht, euch gab ich keine Königreiche,“ und wie er ſelbſt auch geſündigt haben mochte, immer war doch mehr geſündigt worden gegen ihn. Man möchte ſogar ſagen, daß Bürgers Leben ſelbſt der Freuden entbehrte, die jenes Trauerſpiel, auch nur hiſtoriſch genommen, in ſich aufzuzeigen hat. Man könnte z. B. Kent und den edeln weiſen Narren vermiſſen, und vor allen die ätherreine Cordelia.

§. 4.

Bürgers Leben war der eigentliche Verbrennungs- und Vernichtungsprozeß, den eine verfehlte, dann eine zwiſchen Sittlichkeit und Geſetzloſigkeit ſchwankende Neigung, endlich ein großer Irrthum in der Liebe ſelbſt vollendete. Der Beſſere wird die letzteren Worte nicht ohne Schauder ausſprechen können. Milder geſtimmt möge man auch bei dem Gedanken an ſeinen Tod, ſich des rührenden Epigramms auf den Seidenwurm erinnern:

Arte mea pereo, tumulum mihi fabrico ipse:
Fila mei fati duco, necemque meam.

Wohl ihm, daß ſeinen frühen Tod der Gedanke verſüßen durfte, daß wenigſtens zwei Drittheile ſeiner Gedichte niemals untergehen werde, ſondern ihm bei der gerechten Nachwelt die Unſterblichkeit ſeines Namens ſichern müſſe. —

§. 5.

Ob Bürgern ſelbſt dieſer Gedanke beglückte, müſſen wir faſt bezweifeln, da ihn leider eine nur zu berühmt gewordene Recenſion ſeiner Gedichte (A. L. Z. Januar 1791) trotz aller Proteſtationen von ſeiner Seite, dennoch in ſich ſelbſt hatte irre machen können. Sie iſt bekanntlich von Schiller; aber nicht von dem großartig kühnen, der die Räuber ſchuf und den herrlichen Poſa, der, frei geſinnt, einer dumpf engen Inquiſitionswelt muthig geiſtreich gegenüber ſteht, nicht von dem herrlichen Dichter des Toggenburg und des Tell, ſondern von jenem Schiller, der in metaphyſiſcher Uebertreibung, ſeinen eignen herrlich kühnen Genius für einige Jahre in die Kantiſche Schule ſchickte, wo er ſich mit der Formenlehre zerarbeiten mußte, und, weil es ihm ſelbſt ſo ſchwer geworden war, nun auch andere veranlaſſen wollte, ſich auf ähnliche Weiſe zu zähmen. Wohl darf es uns ſeltſam, ja faſt komiſch erſcheinen, daß Bürger durch eine Recenſion, die in der That nicht viel mehr enthält als einige abgeriſſene Gedanken über Objektivität und Idealität der Poeſie, ſich ſo tief verletzt fühlen konnte. Leider aber imponirte ihm das metaphyſiſche Gewand, worein ſie gekleidet iſt, gar ſehr, und er konnte in der Geſchwindigkeit für ſeine allzuheftige Antikritik kein gleiches Prunkkleid finden, das in ruhigen Stunden doch ſo leicht aufzutreiben iſt. Aber eben dieſe Ruhe war dahin, und wenn wir etwa darüber ein wenig lächeln ſollten, ſo ſei es doch nur das Lächeln der innigſten Rührung. Von dem was wir wohl ſo obenhin „Güter des Lebens“ nennen, war dem Dichter niemals viel zu Theil geworden, und mit Molly's Tode faſt alles genommen, er hatte nichts mehr als den ſchwer erworbenen Lorberkranz, dieſer allein ſollte unangetaſtet bleiben, und nun, dünkte ihn, ſei derſelbe halb zerriſſen ihm vom Haupte genommen. Wer aber leidenſchaftlich zürnend ſein letztes Gut vertheidigt, vertheidigt es ſelten geſchickt, und ſo dürfen wir uns kaum wundern über jene unglückliche Antikritik, in der er faſt um Hülfe zu rufen ſcheint, der er nicht bedurfte, und wie Macduff in Beziehung auf Macbeth ausruft: „er hat keine Kinder.“ Wie ſehr er hier irrte, und wie leicht es iſt, mit kühlem Witz auf dergleichen Schmerzensausrufungen zu antworten, verſteht ſich von ſelbſt; dennoch bleibt jener Herzenslaut wahrhaft tragiſch, und wir werden uns nie ohne inniges Mitgefühl daran erinnern können. Wie gut wäre es geweſen, wenn ſich Bürger erinnert hätte, was ja ſo nahe liegt und doch ſo häufig vergeſſen wird, daß von einem ächten Dichterkranze, und wenn ſich die ganze Welt dagegen verſchwören ſollte, auch nicht Ein Blättchen geraubt werden könne, und daß der edle Schiller keineswegs eine feindſelige Abſicht hegte, ſondern diesmal nur (gegen ſich ſelbſt nicht minder ankämpfend) irrte und in der individuellen Beziehung ſich vergriff. Aber freilich die Stacheln des Moments verwundeten Bürgern tief, und er hoffte wohl kaum die Zeit zu erleben, die dem Irrthum ein Ende macht. Er war ja — wir müſſen es leider wiederholen — irre an ſich ſelbſt geworden: das traurigſte Schickſal das einem Dichter begegnen kann.

§. 6.

Die beſte Kritik der Bürgerſchen Gedichte iſt, wie mich dünkt, von dem deutſchen Volke ſelbſt gemacht worden, indem es manche derſelben ſich in das Gemüth tief hineingeſchrieben und glücklich auswendig gelernt hat. Wenn nun in dieſer Hinſicht das alte Wort „Volksſtimme iſt Gottesſtimme“ ſeine gar gute Bedeutung in ſich trägt, ſo kann die anderweitige Kritik ſich mit kurzen Bemerkungen begnügen, wobei wir uns außerdem noch auf einiges in den Schlegelſchen Charakteriſtiken und Kritiken beziehen. „Auf einiges“ möge wiederholt werden, denn auch hier liegen auf der einen Wagſchaale noch immer zu viel Kantiſche Gewichte, die, an ſich ſelbſt ſchätzbar, doch hier nicht hingehören. — Bürger iſt nach Flemming und A. Gryphius der erſte ächte Wiederherſteller des Sonetts, aber indem er nur ſehr wenige gab, zeigte er zugleich, mit welcher Zartheit dieſe Dichtungsart behandelt werden müſſe. Das Sonett „an das Herz“

findet vielleicht in unſrer ganzen Literatur kein gleiches, und ähnelt einzelnen Accorden aus uralten Grabgeſängen, die V. ſchwerlich kannte. Der Mythus von Aurora und Tithon iſt nie ſo ſchauerlich tief, und doch wieder ſo ganz einfach aufgefaßt worden. Als Liederdichter gewährt er nur dann reinen Genuß, wenn er ſich ganz zuſammennimmt, oder wenn die Wehmuth der Kraft zur Seite ſteht, und er ſich von wilder Sinnlichkeit und witzelnder Luſtigkeit frei erhält. Als Romanzendichter iſt er in Hinſicht der mimiſchen Lebendigkeit und der Fülle in der Klarheit unübertroffen. Alles bei ihm iſt Bild, feurig fortſchreitendes oder leiſe ſich bewegendes, ſtets mit Sicherheit dem Ziele ſich nähernd. Einzelnes kann man anders und beſſer wünſchen; aber wahrhaft geſtört wird man nie, denn das Leben dieſer Balladen im Großen und Ganzen iſt vollkommen geſichert und unantaſtbar. In der Pracht, Fülle, und dem goldnen Strom der Sprache kommt ihm kein Dichter des letzten Jahrhunderts zuvor, vielleicht nur Einer gleich, wovon wir uns am ſchnellſten überzeugen können, wenn wir einige der berühmteren Verſe des „hohen Liedes“ uns ſelber einfach vorleſen. Uebrigens iſt es mir recht wohl bekannt, daß das genannte Gedicht kein vollſtändiges und zuſammenhängendes Ganze ſei; und ich bin allenfalls ſelbſt erbötig, den Kitt nachzuweiſen, mit dem die Fugen verhüllt werden ſollen. Dennoch behalten Gold und Perlen auch ohne genügende Vereinigung, bekanntlich ihren objektiven Werth. — Von den Gedichten an Molly, beſonders aber von dem: „Als Molly ſich losreißen wollte“ mögen wir nichts weiter ſagen, als daß wir uns von ihnen beinah dieſelben Wirkungen verſprechen dürfen als von — Tamino's Zauberflöte (Vielleicht noch größere, da bekanntlich die meiſten Thiere — die ſonſt nützlichen Hunde abgerechnet — ſich ohnehin ziemlich muſikaliſch erweiſen, was ſich leider von einer zahlreichen Gattung von Menſchen nicht rühmen läßt.) — — Dieſe Gedichte ſind furchtbare Gemälde einer großen tragiſchen Leidenſchaft, und es iſt entweder Irrthum oder Frömmelei, wenn man ſie deshalb unſittlich nennen will, da ſie ja keinesweges geſchrieben worden ſind, um Nachahmung zu veranlaſſen. Hat der Leſer dieſe Kämpfe nie zu beſtehen gehabt, ſo freue er ſich — vorausgeſetzt, daß nicht bloße Gemüthskälte ihn ſchützte — des größern Glückes demüthig; oder hat er ſie rein überſtanden, ſo danke er für die höhere Gnade mit noch tieferer, ſeliger Demuth, aber zucke nicht phariſäiſch die Achſeln. —

Der größte Fehler, den Bürger jemals beging, war, daß er auch ſcherzen wollte, welches ihm wenigſtens in gedruckten Schriften niemals geglückt iſt. Harmoniſche Bildung — die allein lehrt poetiſch ſcherzen — war ihm nicht gelungen zu erreichen.

§. 7.

Chriſtian Boje, geb. 1744, geſt. 1806, ein Mann von reiner Sinnesart, mäßigem Geiſt und uneigennütziger Liebe für die Poeſie, der ſich jedoch mit löblicher Beſcheidenheit die Productivität in höherm Sinne abſprach, und lieber als Kritiker auftrat. Als ſolcher iſt er freilich nicht ſehr bedeutend, denn das hauptſächliche Bemühen um Correktheit des Ausdrucks iſt bekanntlich bei weitem nicht hinreichend; wobei wir noch hinzuſetzen müſſen, daß er ſelbſt nicht einmal den äußern Bau eines Gedichtes genugſam in Betracht zog. Dennoch bleibt ihm ein nicht geringes Verdienſt als treuer harmloſer Herausgeber der Gedichte einiger ſeiner Freunde und als Begründer von zwei trefflichen Inſtituten, durch welche das Fortſchreiten der deutſchen Cultur wahrhaft befördert worden iſt. Das erſte iſt der ſogenannte „Göttinger Muſenalmanach,“ den (als erſten in Deutſchland) er nebſt Gotter 1770 beſorgte. Der Mitherausgeber, der gleich Anfangs mit ſeinem franzöſiſchen Geſchmacke hatte zurücktreten müſſen, entfernte ſich bald gänzlich, und Boje übernahm die nächſten fünf Jahre die Leitung ganz allein, wo dann Bürger ihn ablöſte. Mit nicht minderm Ruhm iſt das „deutſche Muſeum“ zu nennen, eine Zeitſchrift, die er in Verbindung mit Dohm, dem ſpäterhin berühmt gewordenen Staatsmanne, ſtiftete. Reiner Wille, Unpartheilichkeit und Furchtloſigkeit zeichnen beide Unternehmungen aus, und kaum bedarf es der Vergleichung mit ſo manchen frivolen, nur für den Moment berechneten Unternehmungen ſpäterer Zeit, um ihnen (deren Mängel wir übrigens gleichfalls nicht verkennen) das gebührende Lob zuzuerkennen.

§. 8.

Ludwig Heinrich Chriſtoph Hölty, geb. 1748, geſt. 1776. Die meiſten Lobeserhebungen, welche dieſem Dichter dargebracht worden ſind, klingen ein wenig dürftig, denn ſie gehen gewöhnlich nur darauf hinaus, er habe ſo etwas wie Blüthenduft, Mainacht und Mondlicht recht artig darſtellen können. Dies allein glaubte man ihm mit gutem Gewiſſen nachſagen zu dürfen. Doch hätte das noch hingehen mögen, wenn man nur ſelbſt gewußt, daß in jenem liederlich ausgeſprochenen „Blüthenduft, Mondlicht und Mainacht,“ die Symbole einer trefflichen Gattung der modernen Poeſie zu finden ſind.

Hölty fühlte ſich bekanntlich faſt immer körperlich krank, das Leben ſelbſt raubte ihm faſt regelmäßig nach und nach die Kraft zum Leben, er hörte faſt die Tropfen des verſiegenden Stromes fallen, und konnte ebenhin berechnen, wann etwa der letzte hinfließen würde. So iſt ſeine Stimmung eine rein ſentimental-elegiſche, und es ward ihm verliehen, ſie in den ſchönſten Melodien auszuſprechen. Mir ſcheinen faſt alle ſeine Gedichte gleichſam nur ein einziges auszumachen, in welchem der Gedanke durchgeht: das Leben dringt feindlich auf die Jugend ein, um ſie zu zerſtören; dieſe Tröſtungen nur bleiben: Liebe, Freundſchaft, Dichtkunſt und der Tod, deſſen Herbes Hölty zwar oft genug fühlt, deſſen Süßigkeit jedoch ihm nach und nach ſtets klarer geworden zu ſein ſcheint. — Daß man dieſen Dichter weichlich genannt hat, iſt ein Beweis, daß man ihn nicht begriffen, denn weichlich iſt nur der zerriſſene, ins Leere hinſtrebende Schmerz; nicht der frommberuhigte unſers Hölty, bei dem zuletzt alles harmoniſch und milde geworden. Ueberhaupt finden bekanntlich rohe oder weichliche Menſchen ein beſonderes Vergnügen daran, gewiſſe Dichter für weichlich zu erklären, und Hölty's reine Minneſängernatur ſchien vorzüglich bequem, alſo geſcholten zu werden.

§. 9.

Johann Martin Miller, geb. 1750, geſt. 1810.

Man darf dieſen Schriftſteller und ſeinen allbekannten Roman „Siegwart“ nur nennen, um an die Periode der Empfindſamkeit zu erinnern, die er in Deutſchland hervorrief. Wenige Schriftſteller ſind ſo ſehr geliebt und ſo ſehr verſpottet werden wie er. Wir misbilligen das Letztere, denn, wie manches auch bei ihm dem reinkräftigen Sinne und Geſchmack widerſtehen mag, ſo darf er doch nicht die Schuld ſeiner unberufenen, talentloſen Nachahmer tragen. Ihm war es in der That ein hoher Ernſt um reine und zarte Empfindung, und um die Darſtellung einer keuſchen, tief ſehnſüchtigen Liebe, die allerdings der Thränen nicht immer entbehren kann; aber er fehlte darin, daß er dieſes Gefühl nicht ſelten in einem Meer von mittelmäßigen Worten faſt ertrinken ließ. Daß jene Liebe gern mit der Nacht und den Geſtirnen, vor allen aber mit dem Monde zu thun hatte, durfte billig niemanden befremden — weil dies wahrſcheinlich ſeit Erſchaffung der Welt immer der Fall geweſen — leider aber wurde in jenen Romanen der Mond ſo häufig mit unbedeutenden und weitläufig ſchwächlichen Worten in ſein altes Amt „eines Vertrauten der Liebenden“ eingeſetzt, daß es zuletzt wohl läſtig werden mußte. Man dürfte faſt behaupten, das bekannte Wort aus dem (ſpäter gedichteten) Räuberliede: „der Mond iſt unſre Sonne“ war früherhin, wenn auch unausgeſprochen, das Motto mehrerer ſehr ſanftgeſinnten Poeten und Romanſchreiber, die zuletzt mit kranken Augen die Mittagshelle kaum mehr ertragen zu können ſchienen. Eine geiſtreiche Satyre gegen dieſes Uebermaaß von Empfindſeligkeit, Thränen und Mondſchein wäre ohne Zweifel wünſchenswerth und verdienſtlich geweſen, allein es fiel dieſelbe meiſtens in die Hände geiſtarmer Scribenten, die denn doch auch ein wenig berühmt zu werden hofften, wenn ſie nur gegen ſämmtliche ſehnſüchtige, weinende, am Mondlicht ſich freuende Perſonen wohlfeile Späße fliegen ließen, wie dies z. B. in faſt ſämmtlichen Recenſionen der damaligen Zeit zu finden iſt. Wirklich kam es zuletzt ſo weit, daß die Zarten und Weichen von der Ueberzahl der Nüchtern-Rohen gänzlich überſchrien wurden, und die Furchtſamen kaum mehr wagten irgend eine Thräne der empfindſamen Art zu vergießen, während über theuere Zeiten, Spielverluſt, böſe Zahler u. ſ. w., gelegentlich auch allenfalls ein wenig grimmig zu weinen von jenen Leuten nicht für beſonders unſchicklich gehalten wurde, da es doch etwas Solidem galt.

§. 10.

Manche gingen in der philiſterhaften Gemüthsfroſtigkeit ſo weit, daß ſie ſelbſt eine erhöhte Freude an der Natur gänzlich verwarfen, und, da dergleichen Perſonen nicht ſelten als Lehrer und Erzieher (!) auftraten, den armen Kindern die in ihre Hände fielen, jede ſüße Erhebung und Erweichung ſorgſam wehrten, weil dies alles für Siegwartiſch galt. Ueber das Nützliche aber, z. B. Spinnräder, Mausfallen, ſo wie über das Eß- und Trinkbare, z. B. Pumpernickel, Mumme u. ſ. w., war ſtarke Herzensfreudigkeit wohl verſtattet. — Für den Literarhiſtoriker, ſo wie für den bloßen Freund der deutſchen Poeſie wird es bedeutend genug ſein, daß jene empfindſame Zeit allerdings die beſten Gedichte „an den Mond“ verlieh, indem ſelbſt Bürger und Goethe *) an dieſer Richtung Theil nahmen, ſo wie auch der letzte bekanntlich durch ſeinen „Triumph der Empfindſamkeit“ auf eine geiſtreich ironiſche und doch anerkennende Weiſe die ganze Tendenz verewigte.

Zu Miller ausſchließlich zurückkehrend, müſſen wir ihn allerdings noch tadeln, daß er in ſeinem Siegwart und andern Romanen die Tugend faſt immer ſchwächlich nachgebend und in Thränen faſt verſchwimmend ſchildert, wie ſie, ſelbſt nach der Ableitung des Wortes „Tugend,“ nie ſein kann. Ferner erſcheinen die Mitglieder der ſogenannten höhern Stände bei ihm gewöhnlich ſehr hochmüthig geſinnt, weshalb es ſich doppelt übel ausnimmt, daß die anderen meiſtens ſo ſchwach ihnen gegenüber ſtehen, worüber

---

*) Sein Gedicht: „Fülleſt wieder Buſch und Thal Neu mit Nebelglanz,“ iſt ein fortſchreitendes Gemälde voll Tiefſinn und Phantaſie, Gefühl und Zartheit des Sinnes, unübertroffen und doch — nur ſelten bemerkt.

ſchon Bürger (in einem vor kurzem mitgetheilten Briefe an M.) mit Recht gezürnt hat. Am liebenswürdigſten iſt M. in den Schilderungen einfacher Landbewohner; Dorfpfarrer und deren Töchter gelingen ihm wohl; Studenten viel weniger, obwohl er ſich häufig mit der Schilderung derſelben befaßte. Die Fröhlichkeit, Galanterie und äſthetiſche Bildung derſelben tritt zuweilen ziemlich gut hervor; aber das ächt-deutſch-kernige und freiſinnige nur ſelten. — Wenn aber M's bogenreiche Werke nicht immer günſtig wirkten, ſo ſind es einzelne Lieder, die ſeinen Namen werth und theuer, ja unſterblich machen; und man braucht zuweilen nur eine Anfangszeile, z. B. „Das ganze Dorf verſammelt ſich" zu nennen, um bei ältern Leſern ſchöne Erinnerungen zu wecken, denn Lieder dieſer Art haben mit ihnen gelebt. Solchen Gedichten wohnt ein Zauber bei, dem keine Zeit etwas anhaben kann, weil es der Zauber der reinen Natureinfalt iſt.

§. 11.

Endlich darf auch nicht unbemerkt bleiben, daß die Periode der weichen Empfindſamkeit, mit der Sturm- und Drangepoche Hand in Hand ging, was freilich wunderlich genug ſcheinen kann, da es das Anſehn hat als ſei hier von zwei Extremen die Rede. Abgerechnet aber daß ja ohnehin die Extreme ſich gern berühren, läßt ſich auch dieſe Berührung gar leicht erklären. Die robuſte Natur der meiſten Deutſchen kann ſelbſt ein wenig Ueberzartheit und Weichheit gar wohl vertragen, und die Gefahr, in weichliche Zerfloſſenheit zu verſinken, bleibt meiſtens fern. Hat nun jene Natur eine Zeit lang in Gefühlen und Phantaſien geſchwelgt, ſo kehrt ſie auch eben ſo ſchnell wieder zur Ueberkraft, biedern Rauhheit und gutmüthigen Polterei zurück.

rück, ſo wie es ja Menſchen unter uns genug giebt, die etwa Vormittags ein wenig von der Wolfs- oder Löwennatur zeigen; Abends aber nach überſtandener Kraftäußerung recht gern als weiche Lämmer wandeln oder als zärtliche Tauben girren. Der Fehler liegt nur in dem Mangel an harmoniſcher Vereinigung, welcher Mangel denn auch nothwendig jenes Buntſcheckige hervorbringt, das uns im Leben wie in der Literatur läſtig werden kann. — Daß übrigens eine ſolche ſchöne Vereinigung der höchſten Zartheit mit der großartigſten Kraft (des Lammes und des Löwen in Einer Bruſt) ſehr wohl ſtatt finden kann, bedarf hoffentlich keines ausführlichen Beweiſes. — **Miller**, der den Siegwart ſchrieb, konnte freilich keinen Götz von Berlichingen liefern; **Goethe** aber ſehr wohl den deutſchen Rittersmann **und** die zärtliche Stella, Marie Beaumarchais u. ſ. w., ſo wie **Schiller** die Räuber und kurze Zeit darauf die zartrührenden Gedichte „die Blumen“ und „der Flüchtling“ zu geben vermochte.

Wie groß nun aber auch die Mängel ſein mögen, die wir in beiden gleichzeitigen Perioden, der Empfindſamkeit und des Sturmdranges, wahrnehmen; ſicher wird es unbillig ſein, ſie allzu vornehm zu belächeln, denn jene Zeit war wenigſtens productiv. Zwar producirte man oft in das Gelag hinein, aber man producirte doch, und die Kraft, welche dazu gehörte, gewährt werigſtens einen angenehmern Anblick als der — äſthetiſche Eunuchismus (verzeiht das Wort, das ſchlecht iſt wie die Sache *).) der ſich ſpäterhin zuweilen unglücklich und hochmüthig genug zeigte. — In jener frühern Zeit **las** das deutſche Publikum auch noch mit Theilnahme und zeigte inſonderheit ein ſchönes Talent

---

*) Die Parentheſe iſt aus einer Ode von **Klopſtock**

ſeine Dichter zu lieben: eine Anlage, die ſpäterhin bei einem großen Theile deſſelben verloren gegangen ſein ſoll.

§. 12.

Chriſtian Graf zu Stolberg, geb. 1748, geſt. 1820. Friedrich Leopold Graf von Stolberg, geb. 1750, geſt. 1819. Wir möchten die Gedichte dieſer im Leben ſo eng verbundnen Brüder — in zwei Theile ſonderen, von denen der eine, wie es ſcheint, ohne innere Nothwendigkeit und ohne innere Freiheit erzeugt, nur ein allgemeines, oft ſehr kraftvolles, zuweilen aber auch nur ſtürmiſches und zorniges Streben nach Erhabenheit bezeichnet; der andere und größere aber zu dem vortrefflichſten gehört was wir beſitzen, und ſchon wegen der tiefen innig rührenden Herzenslaute, welche in demſelben reden, unſrer ganzen vollen Liebe werth iſt. Da wo Friedrich Leopold mit Phantaſie und Gemüth in den einfachſten Tönen die Natur feiert *), oder in den Balladen vom Ritter Rudolph, in dem Zuruf „an Stilling,“ beim Anblick der „Berner Rüſtkammer,“ in dem Gedicht „an Homer“ u. ſ. w., erſcheint er überaus erfreulich und bedeutſam. — Iſt ſeine Ueberſetzung der Ilias — was nicht in Abrede geſtellt wird — ſpäterhin übertroffen werden, ſo bleibt ſie doch als erſter Verſuch, das ewige Gedicht in deutſche Hexameter zu übertragen, ſchätzbar, und es bedarf kaum einer Vergleichung derſelben mit der Bodmerſchen, die ſich auf ihre Ungelenkigkeit faſt ein wenig brüſtet. Die eigentliche Kunſt

---

*) Sein Lied: „Süße, heilige Natur“ ruft wohl bei manchen Leſern ſchöne alte, farbig leuchtende Kinderträume zurück, die, weil ſie ſo redlich einfach und ſinnig ſchön waren, ächte Wahrheit in ſich hatten

des Hexameters war 1778, wohl noch den meiſten deutſchen Dichtern fremd, aber Stolbergen iſt nachzurühmen, daß er die wahrhaft tiefere Melodie deſſelben, zuweilen durch innern Takt trifft, beſonders da wo ſein ganzes Gemüth ergriffen ſcheint. Dagegen wird man freilich auch eine Menge Hexameter bei ihm antreffen, die gar keine ſind, ein Umſtand der ſo leicht zu entdecken iſt, daß wir ihn nur deswegen anführen, um jenen innern Takt, der dennoch ſo oft das Rechte findet, deſto beſſer hervorzuheben. — In den „Satyren" findet der Stolbergiſche lyriſche Schwung nur ſelten die für ihn geeignete Bahn, während er in den „Trauerſpielen mit Chören" zuweilen für das mangelnde rein dramatiſche Leben einigen Erſatz bietet. — — Andere Ueberſetzungen und Originalſchriften, inſonderheit aber die Religionsgeſchichte, haben wie es ſcheint, die genauere Beurtheilung noch nicht gefunden, die auch hier nicht erwartet werden kann.

Der Uebertritt des Grafen Leopold von Stolberg hat bekanntlich eine beträchtliche Anzahl von Schriften in Proſa und Verſen veranlaßt, die indeſſen meiſtens, zum Glück für ihre Verfaſſer, wohl ſchwerlich auf die Nachwelt kommen werden. Deſto mehr Auszeichnung verdient ein Aufſatz von Friedrich Heinrich Jacobi, der, im Geiſt des edlen Proteſtantismus geſchrieben, auch heute noch und immer ſein Gewicht geltend machen möge. Er wurde damals wider Willen des Verfaſſers gedruckt, was wir höchlich misbilligen, da allerdings jeder Autor über das Bekanntwerden oder Nichtbekanntwerden ſeines Werks allein entſcheiden ſoll. Jetzt aber, einmal vorhanden, ſoll jener Brief nicht unberückſichtigt bleiben.

§. 13.

Friedrich Wilhelm Gotter, geb. 1746, geſt. 1797.

Sein Verhältniß zu dem Göttingiſchen Dichterverein iſt bereits oben angedeutet worden; es mußte ſich bald auflöſen, da hier nur von einem Bei einander, nicht von einem In einander die Rede ſein konnte, und faſt jedes Gotterſche Gedicht einen Bruch mit jener Schule beurkundete, die auf wahrhaftige Geiſtesfreiheit ſich gründete, eine Freiheit die Gottern faſt gefährlich zu ſein ſchien. Es iſt bekanntlich mit einiger Gefahr, in Mittelmäßigkeit zu verſinken, verknüpft, wenn der Dichterjüngling zu früh nach Correktheit, d. h. negativer Tadelloſigkeit ſtrebt, indem er wie billig vor allen Dingen jene arme Mittelmäßigkeit vermeiden ſollte. Dieſer Umſtand und eine zu einſeitige Hinneigung zu der Franzöſiſchen Literatur hat Gotters höherer Reife ſehr geſchadet, und ſeinen ſonſt mildfreundlichen und angenehmen Geiſt in enge Feſſeln gelegt. Faſt alle ſeine Schauſpiele und Gedichte ſind fremden Muſtern, beſonders, wie geſagt, Franzöſiſchen, nachgebildet, und es ſchien beinahe, als habe er in ſich ſelbſt jedem eignen Gedanken und jeder eignen Empfindung als unziemlich gewehrt. Er hatte den Muth, ſich der Leſſingſchen Polemik gegen das Franzöſiſche Trauerſpiel zu widerſetzen, doch war er dieſem Kampfe keinesweges gewachſen, und konnte ſelbſt durch wohlklingende Paraphraſen ſeinen ein- für allemal in ihrer Blöße erkannten Lieblingen die alte verlorene Liebe der Deutſchen nicht wieder gewinnen.

Als Verſificator verdient Gotter einige Auszeichnung, denn ſeine Sprache iſt gemeſſen und melodiſch; aber Straffheit und Kernhaftigkeit fehlen, ſo daß der Leſer doch endlich, wie durch eine leicht melodiöſe, aber zu lang dauernde und deshalb ſchlummerbringende Muſik, eingelullt werden dürfte.

Wie eng G. ſeine eignen Geiſtesflügel gebunden hatte, zeigte ſich beſonders am Schluß ſeiner literariſchen Laufbahn, wo er plötzlich einmal höher hinaus wollte, ſich an Shakſpear wagte und deſſen „Sturm“ zu einer Oper verarbeitete. Alles Großartige und wahrhaft Zauberiſche, jener reinſte, ſüßeſte Hauch der Liebe, der auf Fernando und Miranda ruht, ſo wie der magiſche Duft auf der ganzen Inſel, die herrliche Kraft und Ironie, mit welcher Kaliban und die ſeltſamen Trunkenbolde behandelt worden, der Witz der Hofleute, die feierliche Pracht des Proſpero, abermals durch leiſe und gutmüthige Ironie von Seiten des Dichters in das reinſte Verhältniß zum Ganzen geebnet und verwoben: — von alle dem Herrlichen iſt in Gotters Geiſterinſel faſt keine Spur geblieben. So oft er auch einen Anlauf nimmt, nach Möglichkeit ein wenig romantiſch zu werden, ſo will es doch nicht damit fort, und es iſt faſt, als ſtellten ſich Batteur und Marmontel ihm dräuend oder bittend entgegen, um den geliebten, bis dahin ſo loyal geſinnten Schüler noch einmal zu retten. — Was helfen in einem ſolchen Falle ſelbſt die correkteſten Verſe! — Hat doch ſelbſt Reichard durch die wenigſtens theilweiſe liebliche und in andern Parthien bedeutungsvolle Muſik dieſe Geiſterinſel nicht oben halten und vor dem Wegſchwimmen ſchützen können *)!

---

*) Man hat bekanntlich nicht ſelten aus Shakſpears Sturm eine Oper verfaſſen wollen, und nur dabei vergeſſen, daß man für dieſes Werk gar nichts mehr thun kann, da es bereits in ſich vollendet iſt. Leſet nur, um doch Einzelnes anzugeben, ſämmtliche Scenen zwiſchen Fernando und Miranda, und fragt euch ſelbſt, ob nicht in denſelben ſchon alle Muſik der Liebe gegeben worden iſt, weshalb jede andere, noch hinzutretende, läſtig ſein müßte. — Wer will, mag allenfalls das ganze Werk eine Oper nennen, die ihre muſikaliſche Compoſition gleich mitbringt, und gar keiner weitern Hülfe bedarf.

§. 14.

Johann Heinrich Voß, geb. 1751. In der bändereichen Sammlung ſeiner Gedichte dürfen manche aus einem kraftreichen, freien und fröhlichen Gemüth hervorgegangne *Lieder* und die meiſten der *idylliſchen* Gattung angehörigen Poeſien auf beſondere Auszeichnung rechnen; und vor allen iſt ſeiner „Luiſe“ eine ſtete Huldigung dargebracht worden *). — Mir erſcheint, wie ich nicht verhehlen will, „*der ſiebzigſte Geburtstag*“ in ſeiner ſtill rührenden, mildlächelnden Feier als das köſtlichſte idylliſche Gemälde. Ferner ſteht V. als Ueberſetzer meiſtens ſehr hoch. Nicht als glaubten wir, daß er die einzige in ſich ſelbſt gerechtfertigte Ueberſetzerweiſe habe, (im Gegentheil ſind wir überzeugt, daß *Wolfs* Uebertragung der Ariſtophaniſchen Wolken von höherer Genialität zeige) wohl aber ſind wir überzeugt, daß er in ſeiner Weiſe der höchſten Treue in Wort und Ton, ein ehrwürdiges und unübertroffenes Muſter ſei. Ganz beſonders in Beziehung auf Virgil. Keine Nation

---

*) Sie verdient es ohne Zweifel durch manche ſehr anziehende Details und durch die Harmonie im Bau der Hexameter. Dennoch dürfte für Manche noch manches zu wünſchen übrig bleiben. Dieſer ehrwürdige Pfarrer von Grünau iſt auch uns ehrwürdig durch Kraft und Freiſinnigkeit; aber es bleibt der Wunſch, daß er ſich ein wenig tiefer in die reine Poeſie des Chriſtenthums möchte getaucht haben, wo dann jene Tugenden noch ganz anders und ſchöner leuchten würden. Ferner dürfte man wohl fragen, ob nicht das faſt endloſe — Eſſen und Trinken, ſo ſchön es auch beſchrieben wird, etwas *Aengſtliches* habe, da es den ſonſt werthen Menſchen unmöglich gut bekommen *kann*. Ganz anders im Homer, wo wir mit wahrer Freude die Helden ſpeiſen ſehen, da entweder große *Anſtrengung* vorher geht oder folgen ſoll. Jene behagliche Landpfarrerfamilie hat aber nicht ſonderlich zu kämpfen, und würde bei der Hälfte der Speiſen ſich *friſcher* und *leichter* befinden.

hat ſolche Ueberſetzungen aufzuweiſen, und ſobald wir V's Prinzip einräumen, was er allerdings verlangen kann, ſo ſcheint es ungerecht, die Kühnheit und Gewagtheit mancher ſeiner neuen Sprachfügungen als Empörung gegen den Genius der deutſchen Sprache rügen zu wollen, und ſollte auch jene Kühnheit in ſeltnen Fällen das Maaß überſchreitend zur Willkührlichkeit übergehen, ſo möge wenigſtens nicht unbedacht bleiben, daß unter den ſeltnen Erſcheinungen die vielleicht die ſeltenſte iſt, wenn ſich die Kraft nicht Einmal überbieten ſollte. Uebrigens iſt auch jener Sprach-Genius ſelbſt unendlich kühner, als ſich tauſend und wieder tauſend deutſche Schriftſteller jemals haben träumen laſſen, und weit entfernt erſchreckt zu werden, liebt er es eher, die Zahmen zu erſchrecken.

§. 15.

Bei ſo mannigfaltigem Verdienſt, das wir freudig anerkennen, gehen wir ungern daran, von dem übeln Geſtirn zu reden, das über manchen der ſpäteren literariſchen Thaten dieſes Dichters gewaltet hat. Er gab uns zuvörderſt eine Ueberſetzung des Horaz, die mit ihrer eckigen Schroffheit, hinſtarrenden Uebertreue, und trocknen Schwere für den gewandten feinſinnigen Römer ein betrübtes Grab bereitet. (Erwiedert nicht, dieſes Urtheil ſei doch wohl zu hart, führt nicht einzelne gelungene Zeilen an, ſie können nicht über den Geiſt des Ganzen entſcheiden. Auch möchten wohl nur Wenige ſich finden, denen dieſe Voſſiſche Ueberſetzung ſo genau bekannt wäre wie mir, da ich bei Vorträgen über den Horaz mich derſelben Jahre lang bedient habe, und nur zu oft gezwungen ward, ſie als warnendes Beiſpiel hinzuſtellen, wie man nicht überſetzen ſoll.) Sodann kämpfte Voß bei Gelegenheit der Bürgerſchen Sonette gegen dieſe ganze Dichtungeart, und erklärte faſt heftig, daß er ſie — kalt verachte, wobei nur die einzige Bemerkung zu machen ſein dürfte, warum er wohl dergleichen Erklärung, die ihren Untergang in ſich ſelbſt trägt, öffentlich mitzutheilen der Mühe werth hielt. Bei dieſer Gelegenheit vergaß er ſich ſo weit, daß er einige der trefflichſten Sonette von Flemming und Gryphius mit Rauhheit und Ungeſtüm angriff, viel Dräuen und Schelten gegen die herrliche Schlußzeile des Flemmingſchen Sonetts an den Erlöſer:

„Dein Tod hat meinen Tod, du Todes Tod, getödtet"

hören ließ, und einmal im Zuge, endlich auch noch die meiſten altdeutſchen Volkslieder, als ihm mit nichten genehm, verwarf. Es bleibt dabei nur der Troſt, daß die meiſten derſelben in ihrer rüſtigen Kraft und innern Vortrefflichkeit nicht wohl anzufechten ſind, ſondern munter fortbeſtehen werden, wie ſie beſtanden ſind.

Endlich wählte ſich Voß die Romantik ſelbſt zum Gegenſtande ſeiner Polemik, muthig und unmuthig ſtrebend, das traurige Widerſpiel von dem erſten ſchönen chriſtlichen Wunder zu geben, welches das Waſſer in Wein verwandelte, oder wenigſtens als Anti-Pygmalion die blühend ſchöne, lebendig warme Galathea zu verſteinern. — Zuvörderſt wäre jedoch wohl nöthig geweſen, einigermaßen zu beurkunden, daß er auch eine klare philoſophiſche Anſicht von der Idee der Romantik habe, oder wenigſtens daß er ihre innere Nothwendigkeit (bei ihm Unnothwendigkeit) hiſtoriſch entwickelt hätte, damit nicht ſein ganzer Kampf, wie es der Fall geweſen, zu einem bloßen unerquicklichen Hinüber- und Herüber-Gerede geworden wäre.

§. 16.

Damit man mir nicht Aehnliches Schuld gebe, theilte ich bereits vor einer Reihe von Jahren einige einfache Bemerkungen über die Idee des Romantiſchen mit, und es ſei verſtattet, ſie auch hier wieder zu geben, da meine Anſichten in dieſer Hinſicht ſich zwar wohl erweitert haben; doch im Kern nicht verändert worden ſind, und gerade hier der rechte Ort zu ſein ſcheint, ſie der Prüfung von neuem vorzulegen.

Der Charakter des romantiſchen Drama (ſo wie der Oper) ſei Freiheit nach allen Seiten hin. Kein Schickſal bedinge hier die Handlungen des Helden, in üppiger Ungebundenheit tändle er mit dem Zufall, und in ſchöner Harmonie der Kräfte, von keiner feindlich engenden Außenwelt beſchränkt, nehme er frei den Reflex von den ihn umgebenden Menſchen auf. Keine ängſtliche Motivirung erkälte das ſchöne Leben, das ſich hier nur dann wohlgefällt, wenn es ſich losgeſprochen hat von allen den Feſſeln, die ein einſeitig waltender, und in der Einſeitigkeit nur klügelnder Verſtand ihm auferlegen wollte. Die Charaktere treten auf, kühn und unangekündigt, und entwickeln ſich in Begebenheiten und Handlungen, die ſchnell an einander vorüber eilen dürfen, und durch ſich ſelbſt zum ſchönſten Ziele ſich verſchlingen. Nichts ſtehe hier allein; ſondern alles ſchließe ſich an einander in blühenden Situationen, die ſelbſt der ſinnlichen Anſchauung genügen mögen, welche hier, wo alles ſich befriedigt ſieht, gleichfalls Anſprüche machen darf, erfreut zu werden u. ſ. w.

Der Mond am heitern Himmel iſt ſchön; bricht er aber durch Gewölk und Nebel hervor, ſo nennen wir den Anblick romantiſch. Der moderne Dichter giebt die Blume mit dem Thautropfen — die Schwüle, das Gewitter und den Regenbogen in Einem Gemälde.

Im Romantiſchen iſt ein Oſcilliren der Empfindungen auf die Seite des Sinnlichen (Angenehmen) und Geiſtigen

(Erhabenen). Daher erregt das Romantiſche die Phantaſie und bringt ein Intereſſe hervor. Die ſinnliche Natur wird nicht gedemüthigt wie im Erhabenen, und die geiſtige nicht vernachläſſigt wie im Angenehmen. Ein rauſchender Bach iſt romantiſch, ein ſtürzender Fluß erhaben. Der letzte wird nur dann romantiſch genannt werden können, wenn ſeine Furchtbarkeit ſich verbirgt, und er etwa den Proſpekt begränzt u. dgl. Ueberhaupt ſcheint jeder erhabene Gegenſtand romantiſch zu werden, ſobald er als Theil eines Ganzen, welches nicht erhaben iſt, betrachtet wird, z. B. Ruinen unter Geſträuch, in einer anmuthigen Gegend, der Ocean bei einer Villa u. dgl. Ueberall in dieſen Fällen macht das Oſcilliren der Empfindung zwiſchen dem Erhabenen und dem damit zugleich angeſchauten Angenehmen, die Natur des Romantiſchen aus.

§. 17.

Bei dieſer Anſicht kann das Romantiſche neben dem was als rein oder naiv ſchön gilt, ohne Erröthen ſeine Stelle behaupten, wenn es auch dadurch das Anſehen bekäme, als wenn es das Schöne in ſeiner Endlichkeit (Entzweiung) wäre, denn die Endlichkeit iſt ja in ſofern wieder aufgehoben, als beide Entgegengeſetzten zuſammen, und nicht Eins davon in ſeiner Einzelnheit angeſchaut wird. Das Anſchauen Entgegengeſetzter in ihrer Tendenz zur Einheit während der Entgegenſetzung aber iſt Harmonie, das Anſchauen derſelben als zu der Einheit verſchmolzen (durch einander neutraliſirt) iſt Indifferenz (Identität durch Syntheſis). Schönheit iſt eine ſolche Identität, daher darf man ſie mit dem identiſchen Licht in der Natur vergleichen. Romantik iſt Licht und Wärme, oder Lichtwärme als in ſich einig und eins geworden.

Ueberhaupt wäre es wohl endlich einmal an der Zeit, was die ewige Bedeutung in ſich trägt, auch als unverletzt und heilig anzuſehen und zu ehren. Daß einzelne Anklänge vom Romantiſchen ſich auch in griechiſchen Dichtern finden, ja daß ſelbſt einige Römer, z. B. Tibull *) eine gute Ahnung davon haben, kann wohl niemand in Abrede ſtellen. Noch ſchöner leuchtet die romantiſche Flamme in der Indiſchen Sacontala; am ſchönſten aber und reinſten iſt ſie durch das Chriſtenthum hervor gebracht worden, in welchem ſie der Tugend die mannigfaltigſte Farbe leiht. Die Poeſie der ſüßeſten Sehnſucht, der Fülle der Liebe, des zum Leben gewordenen Todes, der muthigſten und ſanfteſten Ironie, des aus dem tiefſten Ernſt hervorſprießenden überſchauenden Scherzes u. ſ. w., findet ſich nicht dies alles klar im Chriſtenthum? und treffen wir nicht von allem dieſem Köſtlichen die Welten erfüllt, welche uns der Erſte aller chriſtlichen Dichter, Shakſpear, vorführt. Er iſt der rein umſchauende praktiſche Chriſt, (und eben deshalb, wie ſich von ſelbſt verſteht, vollendet frei von aller Liebängelei mit dem Chriſtenthum und der lähmenden ſüßlichen Frömmelei) voll Greiſenernſt und Kindesanmuth, voll Mannesbeſonnenheit, und unverſiegender Jünglingskraft. Und ſo möge wohl verſtattet ſein, rein mit der Sprache heraus zu gehn: In

---

*) Ich kann den Namen Tibull nicht nennen, ohne Voßen für ſeine Ausgabe und Ueberſetzung meinen Dank zu bringen, den ich um ſo freudiger ausſpreche, da man, wie geſagt, ſeit etwa achtzehn Jahren nicht ſehr häufig dazu kommt, ihm mit ungetheiltem Herzen danken zu können. Die Gründe, welche ihn veranlaßt haben, Tibull und Lygdamus zu trennen, ſind wenigſtens für mich völlig einleuchtend geweſen, doch ſcheint, als fehle bis jetzt noch die allgemeine Anerkennung. Bei ſo wichtigen Gründen aber, wie die von V. angegebenen, kann ſie doch einſt nicht ausbleiben.

der reinen Romantik iſt eine reichere und vollſtändigere Welt als in der Griechheit; denn um es mit einem Worte auszudrücken: die Poeſie der griechiſchen Tugend iſt durch das Chriſtenthum erſt verklärt worden, und Sophokles findet ſich im Shakſpear; nicht aber Shakſpear im Sophokles.

Ueber Voßens neue Ueberſetzung des Shakſpear, iſt nicht ſelten zu hart geurtheilt worden, nicht ſelten aber auch zu günſtig. Einige Andeutungen darüber finden ſich in meinem erläuterten Shakſpear; doch möge auch hier der Wunſch erlaubt ſein, daß ungehörige Scherze wie der: „Zettel Du biſt verdolmetſcht“ nicht weiter vorfallen.

§. 18.

Haben wir nun ſchon jetzt geſehen, in welcher neuen Begeiſterung die Poeſie der Deutſchen zu Anfange der ſiebziger Jahre emporflammte; wie muß ſich das freudige Gefühl ſteigern wenn wir jetzt den Blick wenden zu

Johann Wolfgang von Goethe, geb. zu Frankfurt am Main am 28. Auguſt 1749.

So lange dieſer Genius Deutſchlands aufgetreten, iſt es ſelbſt den Kühlergeſinnten und Beſchränkteren klar geworden, daß ſie in ihm einen Dichter beſitzen, über den es beinahe eben ſo erfreulich iſt zu reden, als, ihn genießend, zu — ſchweigen. Ganz beſonders aber hat man in den erſten Jahren, als der junge Adler ſeine Flügel ſo gewaltig regte, mit bloßen Augen und mit kritiſchen Ferngläſern ihm ſtaunend nachgeſehen, und dabei vielerlei ausgeſprochen, welches jedoch, (mit Ausnahme einiger trefflichen Bemerkungen von Leſſing, Friedrich Jacobi u. ſ. w.) auf die nicht ſehr bedeutenden Ausrufungen hinauslief: „O welch ein göttliches Genie!“ oder: „Welch' eine gefährliche Hypergenialität!“ Der erſte Ausruf wird auch noch heute vernommen, und, ſo Gott will, ſtets vernommen werden; der letzte iſt als völlig unſtatthaft längſt verhallt; oder, falls noch dergleichen Ausrufer vorhanden ſein ſollten, ſo haben ſie ſich entweder auf ein unintereſſantes Seufzen gelegt, bei dem man ſie (ſo lange es ihnen ein nicht zu beneidendes Vergnügen gewährt) nicht ſtören ſoll, oder ſie haben aus innerer Langenweile jenes thörichte Geſeufz mit noch thörichterm und widrigerm Grimm zu verſchmelzen verſucht, worüber wohl am beſten ein ſiebenfacher Schleier geworfen wird. Späterhin ward man jener Ausrufungen müde und ſchwieg faſt ganz, bis endlich gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts ein neues Leben in unſerer Literatur begann, das ſich faſt immer an Goethe knüpfte. Seitdem iſt ſo häufig über ihn geſprochen, geſchrieben und gedruckt worden, daß wir die Summe deſſelben nicht mehr zu ziehen im Stande ſind. Es giebt ſchwerlich irgend einen auch nur einigermaßen namhaften Schriftſteller Deutſchlands, der nicht einmal wenigſtens irgend eine Bemerkung über ihn an den Tag förderte, denn wie man in der Geſchichte Deutſchlands ſeit 300 Jahren keinen Schritt gehen kann ohne Luthern zu begegnen, dieſem Doctor par excellence, ſo ſeit einem halben Jahrhunderte nicht mehr ohne Goethe. Es giebt ſchon jetzt eine umfangreiche Goethiſche Bibliothek, und wer die Geduld hätte, ſie ganz zu durchleſen, würde als ein Held erſcheinen, der ſich als Belohnung für eine ſolche Strapaze faſt ein — Goethiſches Gedicht ausbitten dürfte.

Der Verfaſſer gegenwärtiger Schrift hat manches aus jener Bücherei geleſen, anderes durchblättert, einiges genialiſch, lehrreich und treffend gefunden, anderes als von vorn herein unerquicklich irrend, und im Irrthum wieder irrend, billigerweiſe verſchmäht. In dieſem Augenblicke aber hält er für ſeine Pflicht, in ſo weit es ihm möglich iſt, die Kunſt der Vergeſſenheit bei ſich heraufzurufen, da in einer Kritik der deutſchen Poeſie der Leſer mit Recht die Frage thut, was denn der Unternehmer derſelben in eigner Perſon meine, und nicht bloß was vor ihm und neben ihm gemeint worden. Die Hauptpflichten möchten dabei wohl Ruhe, Deutlichkeit und Kürze ſein. Beginnen wir deshalb mit folgenden einfachen Bemerkungen:

§. 19.

Faſt alle Genialität (wir betonen das faſt) erſchien im achtzehnten Jahrhundert in Europa und beſonders in Deutſchland als eine Art von *Flucht aus dem Leben*, welches man gewöhnlich das — gewöhnliche oder wirkliche, bald anerkennend bald verſchmähend nannte. Bei *Goethe* iſt dies völlig anders. Er ſteht mitten im Leben feſt da, er weiß nichts von jenem gewöhnlichen und wirklichen, ſondern nur von dem wahren Leben, das zu dem anziehendſten und bedeutendſten zu adeln, völlig in des Menſchen Macht ſteht. Er weiß von keiner Flucht, ſondern von einem ſteten und bewußten Siege.

— Ferner erſcheint bei uns jene Genialität oftmals nur als großartige *Innerlichkeit*; während das Aeußerliche, wie es ſich in der Natur und Nothwendigkeit darſtellt, vernachläſſigt wird, der Geiſt feiert die erhabenſten Ovationen und Triumphe über die Natur; aber ihm iſt in ſeiner Einſamkeit doch nicht ganz wohl dabei zu Muthe. Ein ſolcher Sieger, denken wir ihn uns im Bilde, ſieht meiſtens ſehr blaß aus, die friſchen Kränze fehlen und die feurigen Roſſe, denn unmöglich kann die Natur jene Lorberzweige aus ihrem Schooße *dem* geben, der ſich unverſöhnt von ihr getrennt hat, und allein befindet mit ſeiner Innerlichkeit.

Ferner erſcheint die Genialität oft nur als eine reine Krankheit, in gewiſſen Fällen ſogar als eine edle und göttliche, unendlich beſſer als alle bloß proſaiſche und philiſterhafte Geſundheit; aber ewig wird doch als letztes Ziel die göttliche Geſundheit daſtehen, wenn wir anders die vollendete Harmonie im Leben und Dichten alſo nennen dürfen. — Was in dieſer Hinſicht Goethe geleiſtet hat, wird ſich ſpäterhin vielleicht ergeben; ſo viel dürfen wir indeſſen als klar annehmen, daß von Krankheit, göttlicher und ungöttlicher, nie und nimmer auch nur die kleinſte Spur in ſeinen Werken zu erblicken geweſen iſt.

§. 20.

Wir bemerken ferner bei den meiſten Talenten, daß ſie ſich des Anfangens, des Verſuchens, des Unternehmens nach allen Seiten hin ſehr erfreuen, wobei ſie nur leider nicht ſelten ſchon in der Mitte aufhören müſſen, und faſt nie zum Schluſſe gelangen. Oft iſt dieſer Uebelſtand ein natürliches Ergebniß, weil ihnen beim Beginn der Arbeit das Ganze nur noch dunkel vorſchwebte, oder überhaupt nur noch einzelne Theile ihre Phantaſie in Anſpruch nahmen, oder weil ſie ihren Kräften zu viel vertrauten, oder weil ſie überhaupt etwas — Unmögliches unternahmen. Wir brauchen nicht Belege für dieſe Bemerkung zu geben, da ſie ſich leicht von ſelbſt finden *). Auch unter Goethe's Werken treffen wir einige unvollendete; aber es iſt mit ſolchen ganz anders beſtellt als mit den eben bezeichneten, und von dem Nichtvollendenkönnen irgend einer angefangnen Arbeit iſt

---

*) Doch möge, um einiger Leſer willen, Novalis Ofterdingen genannt werden, der ſo gedacht und angelegt worden, daß er nie geendet werden kann.

bei Goethe vielleicht niemals die Rede geweſen. Nur die Luſt kann geringer geworden ſein, daß das Angefangene liegen blieb, und dem wichtigern oder auch nur wichtiger ſcheinenden weichen mußte. Dieſe Erſcheinung doppelt wichtig bei der großen und vielſeitigen Thätigkeit des Dichters, konnte nur möglich werden durch die genaueſte Selbſtkenntniß, durch das entſchiedenſte Wiſſen um das Maaß der eignen Kräfte, und durch die künſtleriſchſte und heiterſte Beſonnenheit bei der Wahl des zu bildenden Gegenſtandes. Man wende dagegen nicht ein den unvollendeten Fauſt, denn er iſt nur auf dem Papier (in ſo weit es dem Publikum mitgetheilt worden) unvollendet; im Geiſt vollendet iſt er in jedem Fall, und kann es für jeden Denkenden werden, ſobald er nur die erſte „Scene im Himmel“ deutlich erfaßt hat.

§. 21.

Alles iſt bei Goethe, ſobald er das Kunſtwerk beginnt, gewiſſermaßen ſchon fertig, nirgends ein Suchen mehr, ſondern ein ſtetes Finden und Gefundenhaben. Dabei aber bilde ſich niemand ein — denn über das Glück des Genies circuliren ſeltſame Gerüchte in der Welt — als ſei es ihm im Traum beſcheert worden, als habe er ſich je das redlichſte, mühevollſte Streben erlaſſen dürfen, oder auch nur erlaſſen wollen, und es iſt wahrhaft rührend und erbaulich wichtig für alle, die ſich der Wiſſenſchaft und Kunſt widmen, wenn er (wie noch vor kurzem) uns erzählt, er ſei ein Mann der es ſich von jeher habe „recht ſauer werden laſſen.“ Das Köſtlichſte dabei iſt ja eben, daß wir von alle dem früherhin nöthigen Herbeiſchaffen des Stoffs, der formenden Inſtrumente und des Gerüſtes nichts ſehen, ſondern nur die herrlichen Tempel ſelber. — Iſt dieſe Anſicht

ſicht gegründet, ſo wird eine neue faſt ſeltſam ſcheinende Bemerkung, die wir hier wagen wollen, kaum mehr etwas befremdendes haben. Wir finden nämlich bekanntlich das Streben andrer Dichter, ſelbſt der größeſten, ähnlich einem Hinaufſchreiten auf einen mehr oder minder erhabenen, anmuthig bekränzten und ſonnebeleuchteten Berg. Jeder Schritt, jeder Ruhepunkt iſt bedeutend, und wenn auch ſolche treffliche Naturen ſich einmal verirren oder vom Wege ablenken; immer werden wir doch ahnen, wohin ſie eigentlich mit ihrem ganzen Streben wollen. Bei Goethe würde indeſſen ein ſolches Bild des Hinaufſchreitens nicht ganz paſſen, denn jedes ſeiner größern Werke iſt eine für ſich geſchloſſene Welt.

§. 22.

Selbſt in den Werken ſeiner frühſten Jugend, (z. B. in den Mitſchuldigen, ja ſelbſt in dem übermüthigen Satyros) iſt nie bloße Jugendlichkeit, ſondern ſtets künſtleriſche Feſtigkeit und Genüge wahrzunehmen. Einer ſolchen äſthetiſchen Begränzung *) und Geſchloſſenheit ermangeln ſelbſt diejenigen unter ſeinen Werken nicht, die wir mit dem Maaßſtabe in der Hand, den Goethe ſelbſt anerkennt, im

---

*) Alles Unbegränzte oder unbegränzt ſcheinende iſt, wie mich dünkt, der ganzen Goethiſchen Natur unangemeſſen. Alles iſt bei ihm feſtes Land oder Inſel; niemals unendliches Meer; ein Gefühl, das ſich mir aufdrängte, als ich — darf ich es erzählen? — zum erſtenmal auf der äußerſten Spitze Deutſchlands (Stubbenkammer auf Rügen) die jähen Schauder vor der höchſten Erhabenheit der Natur empfand. Hier tritt nur Shakſpear ein, den man überall wieder findet: auf Bergen und in Thalesgründen, im Wald, am Strom, am Bach. Bis dahin ſteht Goethe ihm ganz zur Seite; aber am Meer und bei ſolchen Felſen am Meer iſt Shakſpear ganz allein.

höhern Sinne des Worts mislungen nennen dürfen, z. B. Stella, darum ſind aber auch ſelbſt ſolche Werke höchſt lehrreich, und die Irrthümer, auf denen ſie ruhn, für immer abgethan und beſeitigt. Jeder, der das letzt genannte Werk ſtudirt, wird klar einſehen, daß es ein für allemal nicht geht, eine wunderbare und rührende Sage des Mittelalters in modern geſellige Verhältniſſe zu ziehen, er wird inne werden, daß der Graf von Gleichen ſich nicht in einen unſeligen Fernando, die Gräfin nicht in eine philoſophirende Cäcilie, und die Emirs-Tochter nicht in eine trunkene Stella (obwohl dieſe Charaktere, innerlich wahr, vortrefflich gezeichnet worden) verwandeln laſſe, und man würde geradezu muthwillig ſündigen wollen, wenn man ſich durch das großartige Mislingen eines Werks des größten Meiſters nicht abſchrecken ließe, einen ähnlichen Weg einzuſchlagen.

So wäre alſo für ihn ein andres Gleichniß als das vom „Hinaufſchreiten auf die Höhe" zu finden, und wir würden ſagen: Goethe war ſtets im Beſitz des Mittelpunkts ſeines Weſens, und er bezeichnete von dort aus bald größere, bald kleinere künſtleriſche Kreiſe. Den Mittelpunkt konnte er nie verlieren.

Treten wir jetzt nach dieſen Bemerkungen, die ihn in ſeiner ganzen Weſenheit treffen, ſeinen einzelnen Werken näher, und möge dafür die Form beibehalten werden, die ich bereits in meinem Werk „Die ſchöne Literatur Deutſchlands während des achtzehnten Jahrhunderts" wählte, da ich ſpäterhin dieſes Umſtandes noch einmal werde gedenken müſſen, um höchſt ſeltſamen Misverſtändniſſen zu begegnen, die man aus jener Form geſchöpft hat.

Wenn wir uns eine Geſellſchaft von theilnehmenden Freunden der Poeſie denken, und das Geſpräch fiele, wie billig, nicht ſelten auf Goethe, ſo würden ohne Zweifel faſt alle vollkommen einig ſein in der innigen Liebe und Verehrung für dieſen Dichter, aber die höchſte Verſchiedenheit würde walten in der Art des Ruhmes, der ihm zu bringen ſei.

§. 23.

Da würde denn vielleicht Einer ſagen: Das Vortrefflichſte erſcheint in Goethe's erſtem Auftreten. Es war ihm nicht genug, das Flache, Süßliche und Gezierte, welches damals noch immer häufig als ſchön galt, zurückzudrängen und zu vernichten, ein Verdienſt, mit welchem manche neuere Schriftſteller ſich begnügt haben. Er gab uns zwei Werke, wie ſie Deutſchland, wie ſie Europa noch nie geſehen, er gab uns die Leiden des jungen Werther, den erſten ſentimentalen Roman der Modernen. Selbſt vollendet geſund, ſchildert er hier die ewige Krankheit in welcher die ewige Geſundheit wohnt: die Liebe, und feſt bewahrend den ewigen Frühling in der eignen Bruſt, malet er hier mit allen Farben die nur dem ſchon geſicherten Dichter zu Gebote ſtehen, das Untergehen eines andern reichen Frühlings, der die Winterſtürme ſelbſt in ſich hinein zaubert. Dieſer Roman iſt ſo höchſt vortrefflich, daß wir in ihm kaum mehr das Werk eines Einzelnen beſitzen, ſondern ihn gewiſſermaßen als das Produkt der Neu-Europäiſchen Bildung für die Liebe und den Schmerz anſehen müſſen.

Höchſt merkwürdig iſt, daß der Dichter alles was in ihm trotz jener anerkannten Geſundheit ſelbſt etwa noch Wertheriſches Leiden war, durch dieſes Werk ſich heraus- und hinwegſchrieb, während er den Wertherismus gar Vielen damaligen deutſchen Jünglingen und Mädchen einſang und einſtrömte. Freilich ohne ſeine Schuld; denn wie hätte der Dichter ahnen können, daß mancher den mit Freiheit dargeſtellten Helden als Muſterbild aufnehmen werde, ein Gräuel, den freilich auch noch heute ſelbſt einige Kritiker begehen. Dennoch hat eine gewiſſe Afternemeſis den Unſchuldigen nicht ſelten durch unbequeme Vertraulichkeiten geſtraft, denen er ſich zuweilen nur durch die Flucht entziehen konnte, worüber einige neuere intereſſante Confeſſionen Aufſchluß geben.

Wie wenig er ſelbſt aber jemals von dem Wertherismus beherrſcht wurde, zeigt ſich deutlich durch den Götz von Berlichingen, der bekanntlich ſchon ein Jahr früher als jener Roman geſchrieben ward. Hier iſt vollſtändige Geſundheit, alles klare Anſchauung, ächter Kern der Geſchichte, zur Poeſie verklärt; die Darſtellung der deutſchen Ritterwelt in ihrem Untergehen, die nicht etwa nur den kühlern und beſonnenern Formen des Geſellſchaftsvereins weicht, ſondern dem höhern Weltgeiſt ſelbſt, der allein jene einſeitig ſtarke Welt beſiegen konnte. Es iſt dieſes Werk der wahrhafte Codex der frühern Deutſchheit und „himmliſche Luft, Freiheit“ Worte, mit denen der alte mit Gott und ſich und uns verſöhnte Held ſtirbt, und mit denen er gleichſam ſeine alte deutſche Zeit zu ſich ins Grab zieht, ſind die Elemente des ganzen Werks.

§. 24.

Werther — ſo dürfte hier ein Zweiter reden — hat nicht gänzlich jenen zauberiſchen Duft, der über Romeo und Julie ſchwebt, aber in Hinſicht auf innere Wahrheit iſt er mit jenem Werke wohl zu vergleichen, ſie werden leben, ſo lange noch die Liebe nicht zu einem bloßen Namen geworden iſt, — obwohl man im Werther einiges Veraltete erkennen dürfte — Götz ſo lange es noch Deutſche giebt, und deutſche Sprache geredet wird. — (Hier dürfte vielleicht der

Erſte lächelnd entgegnen, daß im Werther höchſtens die Kleidung, bekanntlich ein blauer Frack mit gelber Weſte und gelben Beinkleidern, was ſich freilich nicht ſehr angenehm machen kann, als veraltet erſcheinen möchte.) — Ich erkenne im Werther mehr die Anklänge des Höchſten, als die Darſtellung dieſes Höchſten ſelbſt, und betrachte deshalb dieſes Buch mehr als lyriſch polemiſches Werk, denn als Roman. Ich finde auf dieſe Weiſe allerdings einen bedeutenden Genuß; ſetze aber gar gern noch hinzu, daß Werthers Anſicht, Verhältniß und Verkehr mit der Natur niemals veralten, und dieſe Darſtellung nie genug bewundert werden könne. Die Natur ſelbſt iſt hier eine großartig mitfühlende und mithandelnde Göttin, und die vier Jahrezeiten, gleichſam lebendig geworden, bilden den tragiſchen Chor zu den einzelnen Abſchnitten des ſchnell verblühenden und verglühenden Lebens des Helden.

So möge auch nicht vergeſſen werden, daß in dieſem Roman ein Styl der Empfindung herrſcht, und eine ſo rein zauberiſche Sprache, wie wir ſie bei keinem Dichter der damaligen Zeit wahrnehmen.

Was den Götz betrifft, ſo möge noch erinnert werden, daß das ſcheinbar Lockere und Loſe in dem Bau des Stükkes charakteriſtiſch künſtleriſch genannt zu werden verdiene, indem es ein ſprechendes Bild von dem immer locker und loſer werdenden Bande des deutſchen Reichs giebt, wie es unter dem Kaiſer Max ſich zeigt.

§. 25.

Indeſſen ſcheint die erſte Periode Goethe's noch einigermaßen der Feſtigkeit zu ermangeln, welches ich am Clavigo und Stella zu bemerken glaube. Clavigo iſt ein bürgerliches Trauerſpiel: das möchte immerhin ſein, denn das größte und tragiſchſte Schickſal — warum denken wir es uns ſo oft bloß ariſtokratiſch? — kann ſich eben ſo gut in einer kleinen unſcheinbaren Bürgerſtube offenbaren, als in dem Prunk- und Prachtſaale eines Königs. Aber jenes Drama iſt eng, peinlich, kränklich. Das Verhältniß des Clavigo zu ſich ſelbſt, zu Marien, zu Carlos und Beaumarchais iſt ſo durchaus ängſtlich, daß wir kaum begreifen können, wie dem geſunden Dichterjüngling Goethe ſolche trübe Gedanken gekommen ſein mögen. Die Scene zwiſchen Clavigo und Beaumarchais, in welcher der letztere dem armen Wochenblatt-Schriftſteller, mit dem Degen in der Hand, ſeine ſchwindſüchtige Schweſter aufdringt, gehört zu dem allerpeinlichſten was jemals ſeit Thespis auf die Bühne gebracht worden iſt, und ich geſtehe, daß ich den Eindruck, den ſie auf mich gemacht, nur mit dem einer Hinrichtung vergleichen kann, da bei Clavigo ja noch etwas Wichtigeres als das Leben hingerichtet wird: — die Ehre. — Der dramatiſche Dichter darf die Feigheit immer nur mit Humor ſchildern; ja er wird ihr ſtets ein Gegengewicht, z. B. des Witzes beimiſchen müſſen; als tragiſches Bild verletzt ſie ſelbſt das ſinnliche Auge des Zuſchauers dergeſtalt, daß er ſich faſt verſucht fühlen möchte, die bei dem Gemälde aufgewandte große Kunſt des Dichters zu verwünſchen.

— Philoktets Wehegeſchrei bei den Qualen ſeiner entſetzlichen Krankheit erſcheint faſt wie — Flötenton gegen die Klagelaute der Marie von Beaumarchais. Er iſt doch ein Mann und Held, er kann und ſoll ertragen, und wenn es ihm zuviel wird, erlauben wir ihm gern den Schrei des Schmerzes. Das arme Mädchen aber preßt der Weltanſtand zuſammen, daß der Athem ſchwindet. — Und wie hat der roh und ſcharfblickende Carlos uns auch mit ihren körperlichen Leiden bekannt gemacht! Ihr Tod iſt faſt daeinzige Beruhigende im Stück; für die arme kranke ungeliebte Jungfrau — (welch ein Gemälde!) — wie für uns.

Und nun vollends Stella! Ich kann nicht verhehlen, daß ich dieſes Stück, wie es in den erſten Ausgaben vor uns liegt, beinahe haſſe. Die alte Geſchichte von dem Grafen von Gleichen, dem ein ſeltſam verſchlungenes Schickſal zwei Frauen gab, iſt ſo rührend einfach und — in ihrer Art — fromm, daß wir wohl begreifen, wie ſelbſt der ſtrengſte Richter, der Papſt, dem höhern, unmittelbaren Winke der Vorſehung folgend, ſeine Einwilligung ertheilte. Dieſe ſchöne alte deutſche Geſchichte fand Goethe vor, und es wäre nichts weiter nöthig geweſen, als ſie einfach und ſchlicht zu erzählen, oder zu einem Schauſpiele zu verarbeiten, denn die Romantik liegt ſo tief in ihr, daß es wahrlich nicht vonnöthen iſt, die Sprache hinaufzuſchrauben, in der ſie vorgetragen werden ſoll. Auch Muſäus hat bei der Erzählung dieſer Geſchichte ſehr gefehlt, indem er ſie in einem gewiſſen halb witzigen, oft aber auch leer luſtigen Tone vortrug, der ſich hier beſonders unangenehm macht, indem nur ein edel einfältiger Ernſt, oder ein farbig wechſelnder, ächter Humor ſtatt finden konnte. Goethe hat aber, meines Erachtens, nicht minder gefehlt, indem er hier eine weiche und vage Empfindſamkeit anbrachte, und eine gewiſſe innere Langeweile der Perſonen durch vornehmthuenden Gefühlsluxus ausgleichen zu wollen ſcheint, wodurch ſie aber recht klar an den Tag kommt.

§. 26.

Wie kann man doch, (ſo dürfte hier der Dritte mit gutem Fug unterbrechen) ſo gerecht und ſo ungerecht faſt zu gleicher Zeit ſein. Anerkennend gegen die Hauptwerke; überraſch abſprechend gegen die zwar ſchwächeren, doch immer noch ſehr beachtenswerthen und lehrreichen begleitenden Nebenwerke. Iſt es doch faſt als hätteſt Du Dich im Reden ſelbſt noch mehr erhitzt, oder gar im Sprechen Dir etwas erſprochen, wovor der Kritiker ſich nicht genug in Acht nehmen kann, — denn iſt Dir nicht ſogar die Ungebühr begegnet, Fernandos trefflich gezeichnete ſchwächliche Ruchloſigkeit — ich ſcheue das Wort nicht — mit dem Stücke ſelbſt zu verwechſeln? Man darf ferner zugeben, daß Clavigo kein rein tragiſches Gemälde bilden könne, aber es wird ſtets gar vieles in demſelben zu ſchätzen und aus demſelben zu lernen ſein. Zuvörderſt wollen wir den Jüngling rühmen, der ſeine herrlichen Rieſenkräfte ſchon ſo früh faſt überſtrengen Formen widmen konnte, ſelbſt wenn er auch nur zu zeigen für gut fand, daß er das ſpielend vermöge, und künſtleriſch fügſam lehrend leiſte, was andere faſt aus Unbändigkeit — verachten. Wir wollen die Charakterwahrheit in ſämmtlichen Perſonen des Stücks, ganz beſonders in dem ſo oft getadelten Beaumarchais anerkennen *), wir wollen jener Beredſamkeit des Carlos, die nur bereden will, und die wie ein Phalanx in Clavigo eindringt, unſre Bewunderung nicht verſagen, und die wahrhafte Kunſt in dem ſchönen ſtrengen Bau des ganzen Stückes, ſo wie die ächte Herzenspoeſie in einzelnen Momenten, beſonders im vierten und fünften Akt nicht unerwähnt laſſen. — Auf dem Boden, der die Stella trägt, kann allerdings das Schöne nicht völlig heimiſch werden, doch komme auch hier das ſo eben über Clavigo geſagte uns zu Hülfe, ſo wie nicht minder die Erinnerung an

---

*) Eine kurze Entwickelung faſt ſämmtlicher Charaktere im Götz, Clavigo und den Geſchwiſtern findet man in den freundlichen Schriften (Th. II. S. 244 bis 277.); eine genaue Anſicht von der Stella im Dresdener Abendblatt (September 1821.)

einzelne auch dort lebende Roſen und Lilien voll ewigen Dufts. So werde auch nicht vergeſſen, daß mancher gerechte Tadel nur die erſte Auflage des Schauſpiels Stella trifft; nicht die neueſte, durch die es wurde was es werden konnte: ein geiſtreich angelegtes, furchtbares Gemälde zur Warnung und Belehrung.

Wie lieblich ſtehen in dieſer Periode noch die „Geſchwiſter“ da, das kleinſte aber köſtlichſte Familiengemälde welches wir bis jetzt beſitzen, zum ſchönſten Beleg daß die Gattung ſelbſt nicht zu verwerfen ſei. Endlich noch ein kleines ſatyriſches Drama, in welchem der Dichter auf eine einfache und witzige Weiſe das eben ſo ſchaale als freche und falſche Aufklärertreiben eines damals viel geleſenen Schriftſtellers zu Grunde richten wollte. Ich meine den Prolog zu den neuſten Offenbarungen Gottes, Gießen 1774.

§. 27.

Ich gönne euch, möchte hier ein vierter Sprecher beginnen, jede Freude an dieſer erſten Periode des Dichters, und theile ſie in mancher Hinſicht, doch zieht mich mein Gemüth am meiſten zu der zweiten, da doch nun einmal von Perioden geredet worden iſt, wobei wir uns indeſſen vor jeder ſtrengen Abmarkung hüten wollen. Wie höchſt erfreulich gebildet, ſinnig erhoben, und klar beruhigt erſcheint alles was in dieſem zweiten Abſchnitte gebildet wurde! Er wird bezeichnet in ſeinem Anfangspunkte durch Iphigenia auf Tauris, in ſeinem Endpunkte durch Torquato Taſſo. Man ſollte nicht ſagen, daß unſer deutſcher Dichter in dem erſtgenannten Werke mit Euripides gerungen habe, denn er hat ihn, wenn wir ſo ſagen dürfen, gleich von vorn herein beſiegt, und den alten Mythus den Griechen ſelbſt gewiſſermaßen erſt recht erklärt, indem er ihn als die Allegödie eines Haupttheils der Weltgeſchichte behandelt. Sollte es vonnöthen ſein, erſt in das Einzelne zu gehen? ſollen wir erwähnen, daß wir in jener griechiſchen Prieſterin das ewige Bild der Anmuth und Würde, d. h. der reinen Grazie, beſitzen, die um ſo graziöſer wird, je mehr Rohheit oder Frevel ſie umgeben? Des Oreſtes erwähnen, der, wie von einer dunkeln Wolke getragen und gehalten, den Weg des Lebens tritt und deſſen Seele mit jedem Schritte ſtiller wird? Der Schilderung des Wahnſinns, dem die Kraft der Sprache eben ſo zu Hülfe kommt, wie jenem franzöſiſchen Oreſt in der Oper die Töne unſres Gluck? des gewandten, feinen und freien Pylades? des ruhig mächtigen Thoas? oder iſt es nicht beſſer nur zu erwähnen, daß über dem allen die ſchaffende Seele des Dichters mit gleicher Liebe geruht hat, und daß eben deshalb keine Einzelnheit mehr vorhanden iſt, oder daß ein Einzelnes ſo vortrefflich erſcheint als das Andere.

Ferner iſt aus dieſer Zeit ein Trauerſpiel, in welchem ein köſtlich muthiger Leichtſinn mit reiner Poeſie des Lebens ſtill umgeben, ſeinen Preis erhalten hat. Ich meine Egmont, dem ein berühmter Kritiker nicht hat vergeben können, daß er, um den fremden Tropfen aus ſeinem Blute hinweg zu werfen, zu einem gar „freundlichen Mittel“ greift, welches Mittel darin beſteht daß er ſein Mädchen beſucht, und ſich ihrer Lieblichkeit erfreut. Er ſelbſt hingegen vergiebt gewiß den Kritikern alles, da er ihren Tadel ſchwerlich auch nur zu begreifen Luſt haben würde, und als unbegriffen deshalb auch ungenutzt bei Seite ſtellen müßte. Dieſer Egmont iſt gewiſſermaßen ein geflügelter Held, ein tändelndes Götterkind, dem alles Rohe und Feindſelige, das ihn umgiebt, nichts anhaben kann, weil er es kaum gewahr wird. Und da ihm das Leben Geſang war, ſo iſt es gar leicht erklärlich, daß ihm auch der Tod zur Melodie werden mußte. — Es iſt das Bekannteſte aller bekannten Dinge, daß faſt in jeglichem Trauerſpiel der Held den Tod leiden muß, doch eben in dieſem Tod-leiden liegt oft ſo viel Furchtbares, ja Gräßliches, daß während die rauhe Wahrheit an den Geiſt und an die Sinne ſchlägt, jeder ſchöne Schein ſchwinden muß. Im Egmont iſt von keinem Todleiden die Rede, ſondern von einem Gewinnen des Todes, wie eines Göttergeſchenkes, das ſich am Ende in ſeiner ganzen milden Herrlichkeit offenbart. Ich vergleiche dieſen Tod mit dem letzten Duett in Mozarts Belmonte und Conſtanze, in welchem die zauberiſchen Töne ſich gewiſſermaßen zu einem Triumph- oder Wolkenwagen bilden, um auf dieſe Weiſe die Liebenden dem drohenden Leiden der Erde zu entnehmen. Die höhere Vollendung iſt indeſſen — nach meinem Gefühl — bei Mozart, den ich deshalb ſonſt nur mit Shakſpear vergleichen mag.

§. 28.

Sollte ich auch hier von dem Einzelnen reden, ſo tritt uns zuerſt Clärchen entgegen, ein Mädchen, das, um es mit Einem Worte zu ſagen, in jedem Pulsſchlage, in jedem Nerv, in jeder Ader ein — Mädchen iſt. Das klingt freilich als wäre es nicht mehr und nicht weniger als eben recht und billig; aber wie viele Dichter des ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts wißt ihr mir denn zu nennen, die ein wahrhaft weibliches Weſen erſchaffen konnten? Ich finde freilich in allen Perſonenverzeichniſſen die den Dramen vorangehen: Mütter und Töchter, Tanten und Nichten genug, die theils tugendhaft, theils indifferent u. ſ. w. reden und ſich gebehrden; auch muß man den Romandichtern zum Ruhme nachſagen, daß ſie ihre Helden ſtets mit einer Geliebten und Liebenden verſehen. Aber es geht mir mit den meiſten Frauenzimmern dieſer Art nicht eben glücklich. Oft kann ich mir kaum denken, wie ſie, die Geſtaltloſen, oder halb männlich, halb weiblich, d. h. falſch geſtalteten, zu weiblichen Namen gekommen ſind, oder es ängſtigt mich wohl gar die Betrachtung, wie ſeltſam ſolchen weſenloſen Weſen die Frauenhaube oder der jungfräuliche Blumenkranz ſtehen möchte. Es iſt hier nicht der Ort, die mannigfaltigen Arten dieſer Verfehltheiten zu entwickeln, ſondern ich will nur lieber ſchnell, um niemandem ein Aergerniß zu geben, mehrere höchſt vortreffliche Ausnahmen gern und freudig einräumen. So viel aber iſt gewiß, daß ich für funfzig leidlich gezeichnete Männer kaum Ein erträgliches Frauengemälde aufzutreiben weiß, weshalb ich oft ſchon mich halbweg zufrieden gebe, wenn ich nur einige wohlgemalte weibliche — Finger oder Füße erblicke; — wahre Stirnen und Augen verſetzen mich ſchon in einiges Entzücken. Bei Goethe aber iſt alles anders, faſt alles was bei ihm einen Frauennamen hat, iſt auch wirklich fraulich, er hat uns eine ganze Gallerie von Frauen gegeben, und es wäre gewiß eine gute Aufgabe, einmal ein Buch zu ſchreiben unter der Aufſchrift: „Die Goethiſchen Frauen.“

§. 29.

Im Alba iſt die ganze Furchtbarkeit des conſequenten Willens, der nichts achtet als ſich ſelbſt und die eigne Anſicht. Es iſt bemerkenswerth, mit wie wenigen Mitteln der Dichter die Furchtbarkeit dieſes Mannes an den Tag legt. Alba weiß ganz genau was er will und was er nicht will, er iſt vollendet überzeugt, daß er in ſeinem Wollen und Verſchmähen immer Recht habe, und daß er überhaupt nicht irren könne. Wer in dieſer Anſicht ſicher wohnt, kann deshalb auch niemals lieben, da er ja lediglich irrende Weſen um ſich ſieht, die er nur als Mittel gebraucht, iſt aber aus demſelben Grunde ohne Zweifel ſelbſt höchſt unliebenswürdig, ja er iſt die Unliebenswürdigkeit ſelbſt; doch ſeine Furchtbarkeit wird ſchon um deswillen niemand verkennen. Nach den erſten Scenen, in welchen Alba auftritt, wiſſen wir ſchon mit Beſtimmtheit, daß Keiner im Stück, den wir haben kennen gelernt, ihm wird widerſtehen können, wenn er ſich mit ihm wirklich einläßt. Sein bloßes Nahen hat die Regentin unheilbar verwundet, denn dieſe Blicke ſind ſelbſt aus der Ferne hergeworfen faſt tödtlich. Sie kann nur noch — fliehen, aber ſie rettet dadurch nicht viel, denn wir haben es wohl vernommen, daß ſie nicht vermögen wird hinfort „unbedeutende Tage abzuhaſpeln,“ und daß man „vom Throne herab nur in das Grab ſteigt.“ Beſſer ſteht es mit Oranien. Ihm hilft eine gewiſſe moraliſche Zähheit, ſie heißt ihn jetzt zwar gleichfalls fliehen, doch nur um zu rechter Zeit wiederzukommen und jener unmoraliſchen Starrheit männlich zu begegnen.

Bedürfte es eines Gegenſatzes um dieſe vortreffliche Zeichnung des Alba deſto beſſer anzuerkennen, ſo möge man ſich an ſo manche ähnliche Charaktere bei andern Dichtern erinnern, bei denen man in der That verſucht wird, an den Löwen in dem Zwiſchenſpiel des Shakſpearſchen Sommernachtstraums zu denken. Denn wenn jene Helden faſt alle Augenblicke nur mit weniger offnen Worten auszurufen ſcheinen: „wir ſind ſehr furchtbar und es iſt uns nicht zu trauen,“ ſo finden wir ſie ſchon um deswillen ungefährlich, und es würde uns ſchon etwas beſſer gefallen, wenn ſie das Gegentheil ſagten, obwohl auch das nicht ſonderlich wäre. Wie gut meint es dagegen jener Löwe, der gelinde zu brüllen verſpricht, und obendrein noch die zarten

Herren und Damen bittet, ja nicht zu erſchrecken, denn er ſei kein rechter Löwe, ſondern Hans Schnock, der Schreiner. — Auch der herrlichen Volksſcenen im Egmont muß rühmlich gedacht werden, des hypochondriſchen Schneiders, der in des Heldenjünglings ſchönem Halſe ein „herrliches Freſſen für den Scharfrichter“ findet, und des köſtlich humoriſtiſchen Aufrührers, der ſich ſo trefflich auf das „Schneuzen der Sterne“ verſteht, der einzigen Wiſſenſchaft der aftergenialiſchen Pfiffigkeit, die ihn ſogar lehrt, die empfangenen Schläge gleichſam als weiterfördernde und bildende — Xenien zu betrachten.

§. 30.

Endlich Taſſo. — Unſre Lehrer haben wohlmeinend uns in früher Zeit häufig eingeſchärft, daß, wer da wiſſen wolle, was wahrhafte Feinheit und Urbanität ſei, die Reden und Briefe des Cicero und die Satyren und Epiſteln des Horaz fleißig leſen und ſtudiren müſſe. Wir haben gegen dieſes Urtheil im Ganzen nur wenig einzuwenden, ſind aber überzeugt, daß uns Deutſchen eine weit reinere Quelle ſtröme in Goethe's Torquato Taſſo. Dieſes Werk iſt indeſſen mit einem ſolchen Ruhm noch keinesweges befriedigt, ſondern darf weit höhere Anſprüche machen. Ungern nur bequemen wir uns zu dem Ausdrucke, es ſei in dieſem Schauſpiel die Poeſie ſelbſt poetiſch behandelt worden, indem bekanntlich jener Ausdruck ſeit länger als zwei Jahrzehnten durch überfreigebigen Gebrauch zu einer gewiſſen Unſcheinbarkeit abgenutzt und zerrieben worden iſt. Indeſſen giebt es keinen andern, der ſo genau und ſo bündig kurz ausſpricht was wir eigentlich meinen.

In dieſer Periode finden wir das Höchſte was Goethe geleiſtet hat, und täglich erneuert ſich uns der Genuß, den uns die genannten köſtlichen Werke bieten.

§. 31.

Nur Dein letztes Wort nicht einräumend, ja in ſeiner Einſchränkung entſchieden ablehnend, (ſo beginne hier der fünfte Redner) erfreue ich mich mit Dir völlig des großen Werthes aller dieſer Werke. Von Perioden will ich gar nichts wiſſen, ich will einen Dichter in ſeinen Werken nie einzäunen, und ich mag ſelbſt Deinen mit Blumen durchflochtenen Blumenzaun nicht, denn nur Pegaſus im Joche würde ſich eine ſolche Sonderung durch das Abſtechen mit der Pflugſchaar, und das Aufſtellen der Gränzſteine gefallen laſſen. Wenn ich ferner glaube, den Egmont als dichteriſches Werk weit über Iphigenia und ſogar über Taſſo ſetzen zu dürfen, ſo möchte ich dennoch dabei noch einen tiefen Herzenswunſch und eine — Kleinigkeit ausſprechen. Die letztere betrifft Alba's natürlichen Sohn. Ihr bezweifelt hoffentlich nicht, daß ich ſeine Nothwendigkeit und tragiſche Bedeutung einräume; aber ich darf fragen, ob ihm nicht zu viel Raum verſtattet ſei. Ein junger blühender Mann, der gleich von vorn herein erklärt und oft wehmüthig wiederholt, Hülfe bringe er nicht und könne ſie nicht bringen, mag noch ſo viel gute Empfindung und Mitleid zeigen; er wird doch bald mit ſeinen Klagen ein wenig läſtig werden. — Der tiefere Herzenswunſch betrifft den Helden ſelbſt, den niemand auch jetzt wie er iſt inniger lieben kann als ich, und der ohne Zweifel alles das iſt, wie Du ihn genannt, dem ich aber doch noch das — Allerhöchſte wünſchen möchte, das er — geſtehen wir es nur — doch nicht hat. Beſäße er es, würde nicht ſein leichter Sinn, ſeine Liebe, ſein kindlicher Heldenmuth, mit ſchöner Lebensluſt vereint, noch reizender erſcheinen? — Den etwanigen Zweifel, ob er, als hiſtoriſch-poetiſche Perſon, es haben könne, darf ich wohl als gänzlich unſtatthaft zurückweiſen.

Iphigenien nennt A. W. Schlegel einen Nachgeſang der Griechen; keineswegs aber des Griechen (Euripides). Das kalt ſcheinende Wort hat, wie ich vernehme, hie und da Befremdung veranlaßt, und allerdings kann es nur durch einen ſehr nöthigen Zuſatz gerechtfertigt werden. Dieſer Nachgeſang erreichte die Griechen nicht in dem worin ſie unmöglich zu erreichen ſind, d. h. um es mit Einem Worte zu ſagen: im — Griechiſchen; wohl aber übertrifft er ſie zum Theil im Rein-Menſchlichen. Für vollendete Griechen kann ich ſelbſt die Goetheſchen Oreſt und Pylades nicht anerkennen, ſie ſind bloß menſchliche Charaktere, vor allen aber Iphigenie ſelbſt. Wie viel das ſei, fragt Ihr nicht.

§. 32.

Im Taſſo finden wir wohl ſämmtlich die höchſte Gebildetheit der Gedanken und der Sprache, die höchſte Klarheit im Anſchauen der Verhältniſſe der höheren Stände und deſſen, der über allen Ständen friedlich klar und liebend wohnen ſollte, des Dichters. Iſt aber nicht hier mehr der Begriff des Fürſten und des Staatsmanns aufgefaßt? und vermiſſen wir nicht zuweilen die wahrhaftigen Lebenhauchenden Perſonen? Iſt nicht ferner die höchſte Wohlthat des Trauerſpiels, die Beruhigung, übergangen? und, was noch betrübender iſt, wird uns nicht ſtatt derſelben eine bloße Beſchwichtigung gegeben? und gleichſam angedeutet, es gebe nichts anders als dieſe mit höchſt möglichem Anſtand unternommene Beſchwichtigung? Ich verlange nichts Unmögliches, denn ich finde dieſe Beruhigung im Oedipus des Sophokles, und in den ſämmtlichen Shakſpearſchen Trauerſpielen aus ſeiner reifern Zeit (Othello vielleicht ausgenommen).

Hier unterbricht der frühere (vierte) Redner: Die ganze Anlage des Stücks, ſo wie der Charakter des eben ſo ſtarken als ſchwachen, verhätſchelten und mishandelten Taſſo verbot, wie mich dünkt, jeden andern Schluß. Ausdrücklich mit Worten gegeben konnte deshalb die Beruhigung nicht werden, aber dem tiefern Blicke erſcheint ſie im Hintergrunde, denn die Poeſie iſt doch wohl unendlich mehr als dieſer Taſſo, deſſen Schuld allein es iſt (wie ſich auch ſein Leben geſtalten möge), die tiefſte und unantaſtbarſte Beruhigung nicht geſchöpft zu haben. Aber nicht bloß die Poeſie ſelbſt, ſondern auch der Dichter des Taſſo iſt unendlich mehr als dieſer Taſſo, und ſchon in dieſem einzigen Gedanken liegt jene Beruhigung.

§. 33.

Laßt mich jetzt ein andres Werk des Dichters nennen, das keiner Periode anheim fällt, und keiner anheim fallen kann, weil es wie ein reines Göttergeſchenk und Götterbild daſteht, ganz umgeben und durchdrungen von der tiefſinnigſten Poeſie bis in das Innerſte hinein, durch und durch geheimnißreich wie die Idee des Lebens ſelbſt, und doch hell glänzend wie ſie. Ich meine Fauſt.

Wir haben geſehn, wie frühere Dichter dieſen Stoff auffaßten: — nicht ohne Tiefe, aber einſeitig. Die Gelahrtheit, welche den Fauſt umgab, machte ihn unbehülflich, denn ſie drückte ihn wie ein ſchweres, faltenreiches Kleid. Indem er von den höchſten Dingen ſprach, zeigte er ſich eitel und in der Eitelkeit unbefriedigt; dann ſollte der Hülfe bringen, der keine Hülfe hat, und als perſonificirte Lüge allem Troſte wehren muß, weil dieſer ja doch am Ende nur aus der Wahrheit entſpringen kann. Caspar ſtellte den gemeinen Menſchenverſtand vor, welcher auf ſeinem Gebiete völlig in das Reine gekommen, deshalb auch leidlich witzig iſt, und im Verhältniß zu Fauſt, der im Anfange thörichter Weiſe allen Witz verachtet, und ſpäterhin höchſtens den Witz der Verzweiflung hat, mitunter faſt den Herrn zu ſpielen verſteht. — Daß Casper endlich als Repräſentant der luſtig flachen Proſe, ſpäterhin als Nachtwächter die Nacht bewachen muß, die Freundin und Pflegerin des Tiefſinns und der Poeſie, iſt als wah[illegible]onie anzuerkennen, möge ſie nun dem Dichter [illegible] bewußtlos entwiſcht ſein.

Goethe gab im Fauſt den ganzen Kern der Geſchichte der innern Menſchheit, weshalb wir dieſes Werk als das einzige betrachten, welches mit dem Hamlet verglichen werden kann. Dieſe Dramen, nebſt dem ihnen gegenüberſtehenden Don Juan, enthalten die reinſten Elemente des neuern Dramas, indem hier die Muſe der Poeſie ſelbſt das moderne Weltgericht gehalten zu haben ſcheint. Fauſt zeigt uns, daß das Weſen der Menſchheit nur auf dem Unbegreiflichen ruht, weshalb auch alles Begreifliche und Begriffene (wer begreift mehr als Fauſt und Mephiſtopheles?) ihm keinen vollendeten Frieden geben kann, während die Myſtik der Hölle, ironiſch genug, doch einige Beſchwichtigung bietet. (S. die Hexenſcenen und einiges auf dem Blocksberge vorfallende.) Wo nun Befriedigung iſt — in religiöſer Demuth und Heiterkeit — das weiß er nicht und will er nicht wiſſen. — So glauben wir ſchon durch dieſe Andeutung gezeigt zu haben, wie im Hintergrunde die höchſte Beruhigung walte, die aber nur durch klare religiöſe Anſchauung, die einzige Quelle ewiger Poeſie, gegeben werden könne. — Laſſet mich jetzt nur dies Eine Wort über dies große Werk ausſprechen, ein Wort, das nicht ganz unwichtig ſein möchte, denn wenn auch hunderte und tauſende deſſen nicht bedürfen, ſo giebt es doch leider noch manche ſonſt gar wakkere Männer und Frauen, die ſich vor dem Fauſt wie vor etwas unchriſtlichem ſcheuen. Abgerechnet aber, daß das wahre Chriſtenthum, mithin auch der wahre Chriſt, ſich vor gar nichts zu ſcheuen habe, iſt gerade nach meiner Anſicht in dieſem Fauſt die wahre Apotheoſe deſſelben angedeutet.

Es ſei genug, ſpricht hier ein ſechſter Redner, denn entweder ſoll man über dieſes größeſte der deutſchen Dramen nur das Kürzeſte und Bezeichnendſte ſagen, oder es in allen einzelnen Theilen, ja Wort für Wort durchgehen. Was in der Mitte ſteht, das „vielerlei“ iſt überall, beſonders aber hier unſtatthaft. Prinz Hamlet hat etwas ähnliches im Sinne, wenn er den Horatio, der nicht übel Luſt hat, dem alten Dänenkönig eine lange Lobrede zu halten, mit den Worten unterbricht:

He was a man, take him for all in all,
I shall not look upon his like again.

die ſich freilich am beſten auf Shakſpear ſelbſt anwenden laſſen, doch auch — mutatis mutandis — gar leicht auch auf dieſes Werk unſers deutſchen Dichters.

§. 34.

So hoch es ſtellend, möchte ich dennoch nicht es alle andere Werke G's, ungebührlich vergleichend, überragen laſſen, welches einmal etwa ein Jahrfünf hindurch Mode geworden war. Wie? iſt denn nicht jedes wahre Gedicht ein Mikrokosmus? iſt nicht z. B. in dem „Jahrmarktsfeſt“ die ganze Welt in tragiſchen Humor getaucht, der eben weil er ſo tragiſch iſt, von weitem faſt ausſieht wie luſtig. Freilich ſchließt das „Orgelum Orgelei Dudeldumdei“ das Gedicht faſt zu grell — tragiſch; aber ſteht es nicht bei Dir, einen tiefſinnig beruhigenden Text dieſen Tönen unterzulegen? — Iſt nicht ferner im Wilhelm Meiſter eine nicht minder reiche Welt vor uns ausgebreitet — wie im Fauſt?

Wie ſtand es früher um den Roman! welche enge Anſichten hatte man von dieſer herrlichſten, und für die Modernen geeignetſten erſten Dichtungsart! Was gab ſelbſt Richardſon und Rouſſeau! der erſte ſchenkte uns ſehr intereſſante und theilweis erbauliche Exempelbücher, aber was er baute glich faſt einem zugemauerten Hauſe, in welches kein Sonnenſtrahl fröhlicher Poeſie dringen kann, Rouſſeau fand in dem Roman einen Zufluchtsort für ſeine zuweilen ſehr anziehende, oft aber auch geſtörte und kranke Phantaſie, und der ſchöne Schein (oft bloß der Schein des Schönen) konnte ſich lediglich in einzelnen Beſchreibungen, faſt nie in Darſtellungen ankündigen. — Was Goethe im Meiſter geleiſtet hat, iſt zum Theil trefflich ausgeſprochen im Athenäum vom Jahr 1798, und ich bin nicht gewillt zu wiederholen was für jeden zugänglich iſt. Laſſet uns aber doch endlich einmal die jämmerliche Elle zerbrechen, mit der man meiſtens den Roman miſſet. Er iſt die eigentliche Heimath der modernen Dichter. Hier mögen ſie in Charakteren und Begebenheiten, Geſinnungen und Leidenſchaften, unendlich frei und doch künſtleriſch begränzt, in Blüthenhainen und auf ſtarren Felſenſpitzen, in ſchimmernden Geſellſchaftsſälen oder auf mitternächtlichen Kirchhöfen ſich ergehen, hier mögen ſie die tiefſten Geheimniſſe der Menſchennatur, das Räthſel der Liebe und des Haſſes, die Abgründe der Charaktere, wie ſie ihnen das eigene Leben und die Geſchichte gezeigt hat, gelaſſen und feurig entwickeln. Hier mag ihnen ihre Luſt poetiſch in ihren poetiſchen Werken, ohne erforderliche Eile zum Ziel, ſpazieren zu gehn, — ein ächtdeutſches Vergnügen — oder in den künſtlichen Lauben und auf den duftenden Roſenbänken zu verweilen, (was ihnen als dramatiſchen Dichtern verwehrt iſt) gar wohl gegönnt werden. Hier möge ſelbſt ihr liebes reflectirendes, rhetoriſches, kritiſches Talent, das ſich überall Bahn brechen möchte, gewiſſermaßen als ein Theil der Handlung im Roman auftreten dürfen, hier möge endlich die freiſte Ironie (die herrliche Beglaubigung des edeln Dichters) Luft und Bahn finden.

Beſorget deshalb keineswegs, ihr Freunde, als könne ich jemals mit dem trefflichen Goetheſchen Roman einen unfreien Halbgottesdienſt treiben wollen, aber er verdient die größte Ehre ſchon um deswillen, weil er der erſte ſeiner Gattung iſt. Wir finden hier eine Reihe von leichten und anmuthigen Novellen, in einem köſtlich gebildeten, früherhin ſo noch nie vernommenen Styl vorgetragen, wir finden einen reinen Abglanz des Lebens, von Sinnigkeit und Ironie umgeben, zurückgeſtrahlt aus der Erſcheinung von Charakteren und Verhältniſſen, die leicht und anmuthig hingehaucht dem oberflächlichen Blicke faſt nur geringfügiges oder mäßig bedeutendes zu verkünden ſcheinen. Wir finden hier, um doch auch Einzelnes zu gedenken, einen durchaus neuen einzig vollendeten Charakter, Mignon, deren Exequien die Poeſie ſelbſt zu feiern ſcheint, einen Harfner, den die Poeſie ſelbſt einführt, — den aber die Proſa (hart und wahr genug) von dannen ſchleppt. Der vierte Band des Werkes hat wohl mitunter etwas Herbes; doch werden wir geſtehen müſſen, daß er, das ſpätere männliche Alter überhaupt repräſentirend, nicht ganz ohne jenes Element (der Herbigkeit) gedacht und ausgeführt werden konnte. Immerhin mag der feurige Jüngling zornig ausrufen, daß er hier den herrlichen Vater Goethe nicht ganz erkenne, daß eine gewiſſe ſchauerlich anſtandsvolle, höchſt gebildete, aber durchfröſtelte Halb-Poeſie und Ueber-Vornehmheit ſich triumphirend in den Hintergrund ſtelle, wo dann nothwendig manche ſchöne Farben verlöſchen und die muſikaliſchen Töne verſtummen müſſen.

Er mag immerhin ſagen, daß Jarno, Lothario und der Abbé gewiſſermaßen die Theſis, Antitheſis und Syntheſis der mehr oder minder gebildeten, kryſtaliſirten Proſa darſtellen, weshalb die Göttin dieſer Proſa ihre Krone, die ſonſt nur Einer tragen kann, in drei Theile zerbrechen müſſe, um keinen dieſer würdigen Competenten leer ausgehn zu laſſen. Wie geſagt, der Jüngling möge ſich immerhin alſo ausſprechen, es kann ſeiner Geſinnung Ehre machen, und wir vergeben ihm gern, ja wir loben ihn, daß er, jeder Verſtellung abgeneigt, ſich wenigſtens aufrichtig erhitzt; aber der Mann wird (obwohl auch er Einzelnes in jenem vierten Theile anders wünſchen darf) dennoch denſelben als im Ganzen nothwendig und künſtleriſch ſtets zu beziehen wiſſen, ſollte ihm auch von dem alten freudigen Genuſſe ein wenig verkümmert werden.

§. 35.

Laſſet uns endlich der einzelnen Goetheſchen Gedichte gedenken, in denen der ewige Blüthenhauch der Jugend und Schönheit Leben gebend und ergreifend waltet. Hier iſt der ewige Frühling der Poeſie, hier das Eldorado und die Hesperiden-Inſeln, das Morgenroth und der Abendhimmel, und farbiger Glanz und ſanft und kräftig anklingende Töne der Jugend, der Sehnſucht, der Freude, der Liebe, des lebenvollen Behagens u. ſ. w. Soll ich erwähnen der Naturfeier, der Frühlings- und Freudenlieder, der von dem reinen Geiſte der Geſelligkeit eingehauchten Geſellſchaftsgeſänge *), (die ich ſo nenne, weil ſie die Muſik gleich mit-

---

*) Sehr viele Dichter machen in ihren Trink- und Freu-

bringen) des Erlkönigs, des Gottes und der Bajadere, der Braut von Corinth u. ſ. w., oder feiern wir ſie nicht beſſer durch Stillſchweigen oder durch Geſang? oder, wenn wir ja darüber reden wollen, iſt es nicht beſſer, dem großen Dichter bloß froh und innig dafür zu danken, als rühmend zu unterſuchen und unterſuchend zu rühmen? Können wir etwas anders ihm ſagen, als was einſt Virgil einen ſeiner Hirten ſagen ließ:

> Tale tuum nobis carmen, divine poeta,
> Quale sopor fessis in gramine, quale per aestum
> Dulcis aquae saliente sitim restinguere rivo.

und werden wir nicht dieſe melodiſchen Worte und ihren ganzen Sinn noch weit beſſer verſtehen müſſen als ſelbſt — Virgil, der ſie wenigſtens keinem ſeiner Zeitgenoſſen mit ſo überſchwenglicher Wahrheit zurufen konnte, wie wir unſerm Goethe.

§. 36.

Ihr Männer, lieben Brüder, — ſo möge hier der ſiebente Mann reden — wollt ihr, daß auch die Menge euch höre, ſo iſt nöthig, daß Ihr nicht bloß, wie Leſſing ſagt, zweifelnd bewundert und mit Bewunderung zweifelt, — eure mitunter vielleicht recht ſeligen Anſchauungen ſind ihr vollends zuwider — ſondern ihr bedürfet einer tadelnden Maske *). Ich will ſie theilweiſe widerlegend vorzuſtellen

---

denliedern erſt weitläuftige Anſtalten zum Vergnügen, die erſt gehörig abgeſungen werden müſſen, ehe es zu einigem Ergötzen kommt. — Bei Goethe iſt es gleich vorhanden und ſtets einig mit der herrlichen Schlußmahnung, ſich vom Halben zu entwöhnen, und im Ganzen, Guten, Schönen, reſolut zu leben.

*) Faſt wie ſie dem ſechsten Redner in der „ſchönen Literatur Deutſchlands während des achtzehnten Jahrhunderts“

ſuchen, verſpreche jedoch billige Kürze. — Man könnte die oft gerühmte Grazie in den Goetheſchen Werken in einzelnen Fällen angreifen, als verdiene ſie wenigſtens nicht den höchſten Ruhm, da der Dichter, wie die erſten Phönizischen Schiffer, ſich nicht immer auf das hohe Meer des Schickſals und der Leidenſchaften begiebt, ſondern oft nur gemächlich am Ufer herumſchiffe. Allerdings kann es ſcheinen, als gäbe er zuweilen nur die Exponenten, oder mit einem andern Ausdrucke: das Exoteriſche des Gefühls und der Geſinnung, und liebe mitunter die bequem heitere Behaglichkeit zu ſehr. Man könnte ferner, in das Einzelne gehend, die römiſchen Elegien von Seiten der objektiven Moralität mit Recht angreifen, und inſonderheit die Venus tuta auch als unpoetiſch

---

geliehen worden iſt. Es ſchien mir damals (1811) nöthig, auch einzelne harte Aeußerungen über G. nicht zu ſcheuen, da ſie für die Literarhiſtorie wichtig waren, und ich überzeugt war, es werde nach allem vorhergehenden unmöglich ſein zu glauben, ich könne wohl gar alle Anſichten jenes ſechsten Redners theilen. Dennoch ſind die ſeltſamſten Misverſtändniſſe nicht ausgeblieben, und man hat gerade die härteſten jener Reden häufig gerühmt (!) ja es iſt ein ganzer verfehlter Roman, nebſt vielen Beilagen damit dick übermalt worden, wobei jedoch der Autor deſſelben noch aus eignem Beutel eine Menge klappernder Kupfermünzen hinzugefügt hat. Auch an Luſt- und Freudenfeuern hat es nicht gefehlt, angezündet in gewiſſen Zeitungen zur Feier der Siege (!) über Goethe; und manche muntere literariſche Handwerksgeſellen ſind häufig in gewiſſen kritiſchen Vorſtadt-Herbergen zuſammen gekommen, um über den edlen „Statthalter der Poeſie auf Erden“ den Stab zu brechen, wie man „bei Bier und Tabak, ſich über Feldherrn erhebt.“ — Daß hier nicht die Rede ſei von Männern, die geiſtreich und beſcheiden gegen Einzelnes in Goethe's Werken Zweifel erhoben haben, oder noch erheben werden, verſteht ſich freilich ganz von ſelbſt; doch will ich es zum Ueberfluß ausdrücklich hinzufügen, um den Wenigen, die etwa möchten misverſtehen wollen, den unſchönen Spaß zu verderben.

ablehnen, wobei wir allerdings Urſache haben zu wünſchen, daß ja kein Andrer wagen wolle ſie zu preiſen, da der romantiſche Geiſt beſtimmt will, daß Liebe und Gefahr beiſammen ſeien. — Der vierte Band des Wilhelm Meiſter, kann, ſobald wir ihn als letzten anſehen, an Milde und Grazie nicht mit den drei erſten wetteifern, will es auch wahrſcheinlich nicht; aber Herrmann und Dorothee darf nimmermehr die Schuld tragen, daß einſt eine geiſtvolle, aber überſchwengliche Recenſion das herrliche harmloſe Werk an den unrechten Platz ſetzen wollte. Die edle, beſcheidne, gründlich deutſche Geſinnung, die plaſtiſche Kraft und die unnachahmliche, eben ſo feine als tüchtige, ſtets liebenswürdige Ironie, die wie reinſter Blüthenhauch das ganze Gedicht umſchwebt, ſichern ihm unvergängliche Liebe zu, und kein bitterer Tadel wird jemals haften.

§. 37.

Bei der „natürlichen Tochter“ könnte man von Marmorglätte und Marmorkälte reden, welche in den Sälen des poetiſchen Herzogs walte; doch würde man dann vergeſſen, daß der Stoff im Einzelnen gerade dieſe Temperatur mit ſich brachte, und daß ſonſt wahrlich die tiefſte Innigkeit da nicht fehle, wohin ſie gehört. Giebt es etwas rührenderes als die Klagen des Vaters um die verloren geglaubte Tochter? und — wenn ich Einzelnes anführen darf — ſind es nicht ewige Empfindungen, welche die Worte ausſprechen:

> O jetzt erſt fühl' ich und erkenn' es klar,
> Welch ungeheures Schickſal den betrifft,
> Der ſeines Tags gewohntes Gut vermißt.

Was iſt doch faſt aller Theaterjammer von Corneille bis Kotzebue gegen dieſe tiefſte und einfachſte Klage! und ſollte es nicht gerade jene traurige Sehnſucht nach beſagtem Jammer ſein, der ſo oft unſtatthafte Klagen über Kälte veranlaßt? Sollten wir nicht lieber die große hiſtoriſche Bedeutung, in ſo weit ſie ſich in dem leider unvollendeten Werke andeutet, zu erforſchen ſtreben, die wahrlich eben ſo tiefſinnig als edel-offenherzig hier von dem Dichter geboten wird.

Der Roman „die Wahlverwandtſchaften“ hat, wie es ſcheint, in den erſten Jahren nach ſeiner Erſcheinung nicht immer günſtig gewirkt, und um der Seichten gar nicht zu gedenken, welche faſt immer nur wiederholten was niemand zu wiſſen begehrte, daß Eduard ihnen durchaus nicht gefalle, daß Ottilie zu zart ſei u. ſ. w., verhehlen wir nicht, daß auch ſehr wackere Männer und Frauen dieſen Roman nicht liebten und für gefährlich erklärten. Man hat von einem Eisfeld geſprochen, auf das ein ſternenloſer Himmel herabhänge, und unter andern gemeint: „Da das ganze Buch, wie es ſcheint, auf eine chemiſche Zerlegung der Sünde hinauslaufen ſollte, und ſein moraliſcher Werth doch nicht zu retten war, ſo möchte man faſt wünſchen, daß es wenigſtens wirklich zum Sündigen käme. Statt deſſen bleibt es ewig nur beim Sündigenwollen, was den Menſchen ſchlimmer verödet, als die Sünde ſelbſt, die ja durch Freiheit der Reue wieder vernichtet werden kann. Oder wäre etwa einer unter uns, dem der verlorene Sohn oder Maria Magdalena nicht theurer wäre als ein Phariſäer oder Schriftgelehrter?“ (S. „die ſch. Lit. D's.“)

§. 38.

Alles dieſes iſt an ſich richtig; aber es paßt nicht hieher. Der Dichter lieſt uns aus dem Buche des Schickſals vor, und zeigt uns in künſtleriſcher Darſtellung jede Farbe und jede Verſchmelzung der Farben im Leben. Er ſtellt uns die Thaten dar und den Lohn den ſie in ſich ſelbſt haben, ſo wie in der Verknüpfung mit den äußern Verhältniſſen, mit dem ewigen Geſetz. Im ſchönen Beſitz des goldnen Friedens mahlt er uns ſowohl den Unfrieden und die Unklarheit, als die reine Himmelsluft und die ſchöne Tugend die ſich der Menſch aneignen kann. Er zeigt uns (mit Einem Worte), daß was Leben hat auch leben wird, und was den Tod und die Sünde in ſich aufgenommen — ſei es auch die zarteſte und feinſte — ſterben und untergehen müſſe. — Sollte er etwa von Zeit zu Zeit aus den Couliſſen hervortreten und ſagen: dieſen Gedanken des Grafen, Eduards, Ottiliens, Charlottens, des Hauptmanns u. ſ. w., billige ich ſelbſt nicht; nehmt deshalb ja kein Aergerniß daran. — Soll er ſich der Würde des Dichters, die unter andern auch darin beſteht, daß er nur durch ſein Ganzes, nie durch Einzelnes lehrt, entäußern? Hat der Dichter überhaupt Einzelnes, das, als Einzelnes genoſſen, vollkommenen äſthetiſchen Genuß gewähren kann? — Soll er etwa — um ein Beiſpiel zu geben — den großartig tragiſchen Herbſt nicht ſchildern, weil hier nothwendig die Blätter fallen, und dieſer Anblick gar manche zu wehmüthig ſtimmen kann? Iſt es nicht genug, wenn er nur ſtets deutlich ahnen läßt, daß es dennoch einen ewigen Frühling giebt?

Von dieſem Standpunkte aus, finden wir in den Wahlverwandtſchaften einen Roman, der an tragiſcher Kraft, ſo wie an innerer Klarheit ſelbſt den Werther überragt, und wenn wir verlangten, er ſolle auch die Lieblichkeit des Wilhelm Meiſter haben, ſo würde dies nicht minder ungerecht ſein, als wenn wir von Shakſpear verlangten, er hätte uns auch in ſeinem Timon die Anmuth des Wintermärchens mitgeben ſollen. Könnte man nicht ferner ſagen, und mit einer Menge von Scheingründen belegen, daß ſein Hamlet zu einer koloſſalen Verzweiflung führe, während doch dem tiefern Blicke das reine Gegentheil aufgeht.

§. 39.

Genug! (ſo möge hier der Achte unterbrechen) laſſet uns jetzt lieber zu dem trübſten Worte übergehen, das die neuere Zeit gegen Goethe auszuſprechen gewagt hat; laſſet es uns aber nur mit gebührender Zartheit berühren, denn die Sache iſt zu heilig, um irgend einen Wortprunk zu vertragen. Es kann nicht die Abſicht irgend eines feingeſinnten Mannes ſein, den großen Dichter in die Schule nehmen und ihn nach dem chriſtlichen Catechismus prüfen zu wollen. Es kann niemand zweifeln, daß er das Chriſtenthum hiſtoriſch genau kenne, er, der ewig helle Geiſt, deſſen Scharfſinn auch die fremdartigſten Wiſſenſchaften (z. B. Oſteologie und Mineralogie) durchdringen konnte, und es iſt dem alles Beziehenden ohne Zweifel zuzutrauen, daß er ſelbſt einige Theile des Chriſtenthums, da wo es als Religion der Sehnſucht und des Todes erſcheint, — Saiten, die in ſeinen Gedichten nur ſelten berührt werden — dennoch in ihrer ganzen Herrlichkeit anerkenne. Er iſt ferner überaus zu loben, daß er nie mit religiöſen Gefühlen Prunk getrieben; und wer, dem das herzloſe Klingeln einiger heutigen Pſeudodichter mit heiligen Namen und Worten zuwider iſt und mit großem Recht frevelhaft erſcheint — würde nicht Goethen ſchon um deswillen rühmen, daß er auch in dieſer Hinſicht ſich ſtets in edler Keuſchheit erhalten und ſelbſt den Namen Chriſtus nur höchſt ſelten genannt hat. Er hat das mit Shakſpear gemein, der den heiligen Namen auch nur ſehr ſelten ausſpricht, oder ihn nur umwunden andeutet (z. B. the blessed Mary's son:

Und welcher Vernünftige hätte wohl je gezweifelt, daß Shakſpears Geiſt, vor dem der Menſchen ganzes Geſchick ſo ſonnenhell dalag, ein vom Chriſtenthum rein durchglühter ſein müſſe? — Ob aber Goethe's Werke alle von dieſem Geiſt durchdrungen ſind; ob ſie alle ihre Wurzel im Chriſtenthum finden, und der reinchriſtliche Tiefſinn eins geworden iſt mit der Heiterkeit und Milde, (welche letztere Tugenden bei G. als allgemein anerkannt zu betrachten ſind) — dieſe Frage allein ließe ſich aufwerfen; aber nur eine gründliche Beſcheidenheit darf ſo fragen und ſich ſelbſt antworten.

Bei dem wüſten Lärm aber, den einige angerichtet haben, denen noch vor etwa vierzehn Jahren eine ſolche Frage gar nicht eingefallen wäre, ſcheint es am zweckmäßigſten, wenn wir mit hinlänglicher Verachtung jenes wüſten oft frechen Getreibes bloß folgende kurze Bemerkungen in reiner Liebe für Goethe ausſprechen. Die chriſtliche Religion iſt ewig nur Eine: des Geſetzes Löſung durch die Gnade, Menſchenliebe bei innerer Klarheit, edler Zorn aus Liebe und Freundlichkeit aus Kraft. — Und nun betrachtet Goethen. Giebt es chriſtlichere Dichtungen als Götz von Berlichingen, Clavigo, Herrmann und Dorothea? giebt es eine köſtlichere Darſtellung der Gnade als in dem „Gott und der Bajadere?“ (den Einwurf, das ſei ja eine Indiſche Legende, wird wohl jeder ſogleich als unſtatthaft verwerfen). — Sind nicht viele Goetheſche „Gedichte“ klare Zeichen der liebenswürdigſten Menſchenliebe? einer Tugend, aus der alle andern Tugenden fließen.

Aber es findet ſich einzelnes Widerſtrebende. Das kann nicht beſtritten werden; vergeßt aber nicht — wenn ihr zuvörderſt euch an die viel zu häufig citirte, aber in ſich ſelbſt wahrhaft große und einfältige Sentenz Homo sum etc. erinnert habt — daß einzelnes für widerſtrebend geachtete nur einen edlen Kampf bezeichnet, der keinem Sterblichen erlaſſen wird, und daß es, näher angeſehen, nicht ſelten nur einen Accord andeutet, der, bis dahin ungehört, und vielleicht Anfangs befremdend, die Harmonie mit den frühern Accorden ſpäterhin wohl noch wird geltend machen. — Könntet ihr euch nur entſchließen, die Worte „Seid fröhlich und getroſt“ *lebendig* in euch zu machen, und den Spruch „Die Erde iſt überall des Herrn“ tiefer, unendlich *tiefer* zu nehmen als er gewöhnlich verſtanden wird: wie manche Klage würde wegfallen, und wie *oft* (Nicht ſage ich „immer“ und „im Ganzen“) würde auch unſer geliebter Dichterfürſt gerechtfertigt daſtehen!

Man *kann* allerdings *noch* glücklicher ſein, als ſelbſt der begabteſte aller Europäiſchen Dichter ſein mag, und zwar durch eine vollendete Einigkeit mit Chriſtus, indem man Ihn ganz in ſich aufgenommen; — wer aber ſich *alſo* fühlt, wird gewiß am *beſcheidenſten* ſein, und mit hellem Geiſt auch *Goethen* deutlich erfaſſen. Auf einem ſolchen Standpunkte kann überhaupt von einem „ſich-überheben-wollen“ gar nicht mehr die Rede ſein. — — Ich rufe jetzt mir ſelbſt ein „Genug!“ zu, um Dir, Du neunter Sprecher, Raum zu laſſen.

§. 40.

Es waren faſt vierzig Jahre ſeit *Goethe's* erſtem Auftreten verfloſſen, (ſo beginnt hier der Angeredete) und man hatte häufig geklagt, der herrliche Dichter ſei ſo über alle Maaßen vornehm, daß er niemals in eigner Perſon zu dem Publikum rede und auch nicht eines ſeiner Werke mit einer Vorrede verſehen habe. Abgerechnet, daß jene Uebervornehmheit *nicht* einzuräumen iſt, würde ich ſelbſt *eine ſolche* doch *weniger* tadeln als eine gewiſſe übermäßige Cordialität einzelner Schriftſteller im Verhältniß zum Publikum. Denn haben wir nicht wirklich manche, die faſt ihre ſämmtlichen Wehmuths- und Sehnſuchtsthränen — (die *ächte* Sehnſucht und Wehmuth iſt *ſehr ſchamhaft* —) in die Drucker-Preſſe ſchicken, um zur Oſtermeſſe in den Leihbibliotheken zu glänzen? und dürfen wir nicht einige gar wohl mit Aurelien im Wilhelm Meiſter vergleichen, die in der Rolle der Orſina ihren ganzen *eignen* Herzensjammer auszuſchütten ſtrebte? Wie herrlich ſtrahlt dagegen *Goethe's* edle Künſtlernatur — und wie hat er ſeitdem die Schranke *niedergeriſſen*, welche zwiſchen ihm und dem ächten Publikum zu ſtehen ſchien; denn nur von Scheinen kann hier die Rede ſein. — Er gab uns eine *Darſtellung ſeines Lebens*.

Ein kalter Tadler könnte freilich meinen, es wehe im erſten Theil deſſelben häufig ein nur eroteriſcher Geiſt, es überſchreite das Maaß, wenn der Verfaſſer mit ſeinen erſten funfzehn Lebensjahren vierunddreißig gedruckte Bogen fülle, wenn er uns von jeder Privatſtunde unterhalte, die ihm ſein ſorgſamer Vater habe geben laſſen, es herrſche in dem ganzen Bande eine faſt ununterbrochene Ironie, die eben deshalb faſt ſich ſelbſt verletze u. ſ. w.; allein alle dieſe Ausſtellungen ſchwinden, ſobald wir nur *recht leſen*, und nicht bloß wünſchen, daß der Dichter *uns* gefalle, ſondern *wir* auch *ihm*. — Hatte er ſo lange gewartet ehe er ſich entſchloß, über ſich ſelbſt zu reden, ſo iſt es nun auch billig und rühmlich, daß er ſich zu ſeinem Geſchäfte gelaſſen *Zeit nimmt*, und mit epiſcher Ruhe nach der höchſten Ausführlichkeit und Vollſtändigkeit ſtrebt. Streng genommen giebt es auch *keine Kleinigkeit* in dem Leben eines wahrhaft bedeutenden Mannes; wenigſtens würde ein feſter, durchſchauender Blick des Letztern auf dieſelben, der ſie im Zuſammenhange ergriffe, ihre ſcheinbare Unbedeutendheit im Einzelnen aufheben.

§. 41.

Es iſt ein genußverkümmernder Irrthum der meiſten Leſer, die im Homer immer nur die Kämpfe des Ajax, Achill und Hektor, oder Andromache's und Priams Schmerzen rühmen; auch Nauſikaa und der göttliche Sauhirt, ſo wie jede Eß- und Streitſcene, der Schiffskatalogus ſogar, und der Schild des Achilles haben ihr beſcheidnes Theil aus dem allgemeinen Fond von Poeſie erhalten. Man wende dies auf das *Goetheſche* Werk an, und man wird die zerbrochenen Schüſſeln, Clavierſtunden, und jene philiſterhaften Halbjünglinge, vor allen aber die meiſterhaft geſchilderten Hausfreunde, das Pfeifergericht, und die Krönungsfeierlichkeiten mit beſonderer Anerkennung und Freude genießen. Ueberhaupt iſt der ganze Eindruck dieſes Buches *behaglich*, *bequem* und *heiter*, und es thut ihm keinen Abbruch, daß dieſe drei letzten Wörter ſelbſt ſehr häufig darin vorkommen, denn es liegt in der Natur jener angenehmen Zuſtände, daß ſie ſich ſelbſt als ſolche nennen und wiederholt ausſprechen. So erfreulich uns aber auch jene Heiterkeit, Behaglichkeit und Bequemlichkeit ſein muß, ſo findet ſich doch noch etwas Höheres in dieſem Werke, ein Höheres, welches zwar die meiſten *Goetheſchen* Schriften auszeichnet, doch dieſe ganz beſonders. Ich meine den durchgängig herrſchenden, rein gebildeten, *geſelligen* Geiſt, und den klaren, muſikähnlichen Styl.

England und Frankreich haben ohne Zweifel manche auch in der genannten Hinſicht lehrreiche und achtungswerthe Werke geliefert. Dennoch hält vielleicht keines mit dem

Wilhelm Meiſter und der Selbſtbiographie eine Vergleichung aus. Hier wird nämlich nicht bloß ein guter Catechismus der Geſelligkeit gegeben, — obgleich wir auch einen ſolchen gern empfangen würden, — ſondern es iſt der geſellige Geiſt ſelbſt in den mannigfaltigſten Formen zur Erſcheinung gebracht worden, und die Begriffe haben Geſtalt angenommen. Es iſt noch nicht genugſam zur Sprache gebracht, was die Deutſchen auch in dieſer Hinſicht Goethen verdanken, und es dürfte vielleicht der höchſte Tadel für eine Geſellſchaft ſein, wenn wir zu dem Urtheil gezwungen würden, es herrſche auch nicht eine Spur von Goetheſchem Geiſte in ihr; denn ſelbſt in dem Falle, daß ſie ſich etwa zu Shakſpearſchem, Jean Paulſchem u. ſ. w. Geiſte (es verſteht ſich mit reproducirender Freiheit) entſchloſſen hätte, würde doch der Goetheſche nie verbannt ſein. Wo wir ihn finden, da iſt gut Hütten bauen und gut ſein, denn nur der Freie kann, wie geſagt, Goetheſchen Geiſt reproduciren, der kein iſolirt Goetheſcher iſt, ſondern ein rein menſchlicher. — Ueber ein gewiſſes Goetheſches Geſpenſt, das hie und da herum geht, (ich möchte es faſt nur ein Goethianiſches nennen) ſollte man lediglich mit leichtem Spott hinübergehen; aber es kann hier nicht davon die Rede ſein, wo nur von Goetheſchem Geiſt, der ein allgemein menſchlich geſelliger iſt, geſprochen wurde.

§. 42.

Was den Styl dieſer geſelligen Bücher betrifft, ſo iſt es nicht vonnöthen weitläufig darüber zu reden; wohl aber dürfen wir jedem noch nicht völlig geübten Leſer anrathen, ſich dieſelben laut vorzuleſen oder lieber angenehm vorleſen zu laſſen, um ſich mit einemmale und für alle Zeiten auf die fröhlichſte Weiſe zu überzeugen, welcher köſtlichen Ründung und welches unendlichen Wohllauts unſere geliebte alte Sprache fähig iſt. Der geübtere Leſer bedarf jenes lauten Vortrages freilich nicht ſo ſehr, ſondern kann mit dem bloßen Auge die ſchöne Architektur des Styls leicht erkennen, oder er wird, wie der Muſikkenner mit der Partitur in der Hand, die erfreuliche Compoſition anſchauen, auch ohne ſie zu ſpielen *).

Noch höher ſtehen der zweite und dritte Band der Selbſtbiographie, in denen der tiefſinnigſte, aber zur völligen Heiterkeit gelangte Mann, das blühendſte ſich ſtets reicher entfaltende Jugendleben vor unſern Augen entfaltet. Der Genius des Romans und des Drama bieten ſich hier traulich die Hand. Während aber der Dichter ſein eignes Leben darſtellt, hat er ſich ſelbſt mit eben ſo menſchlicher als künſtleriſcher Würde und Beſcheidenheit nur als Theil eines Ganzen hingeſtellt, bald vorausſchreitend, bald trau-

---

*) Aber auch der größte Muſiker wird ſich doch mit dem ſtummen Leſen der Partitur des Belmont und Don Juan, obgleich ſie ihm völlig klar iſt, nicht immer begnügen, ſondern ſelbſt an das Fortepiano treten, um die herrlichen Schöpfungen beſſer zu genießen, oder in das Opernhaus wandern, um alles vollſtändig zu haben. Goethe ſagt ſogar, daß „das Lied ſchwarz auf weiß ihn häßlich anſehe.“ Laſſet, ihr lieben Deutſchen, dieſes Wort, auch wenn ihr es dem trefflichen Manne in Beziehung auf ihn ſelbſt nicht zugebt, doch Nutzen für euch bringen, und lernet — ich meine die es noch nicht können; und ganz ausgelernt haben doch wohl nur wenige — leſen, laut leſen, einfach klar, melodiſch, und, um Gotteswillen, ohne alle Ziererei und Koketterie. — Die Poeſie und eure vortreffliche Sprache verlangen es, und ihr ſeid bekanntlich viel zu gerechte und liebenswürdige Menſchen, als daß ihr ein ſo billiges Verlangen, das, wie geſagt, nicht ein Einzelner, ſondern die Poeſie und Sprache ſelbſt an euch richten, kalt ablehnen ſolltet

lich in der Mitte, bald einſame Pfade betretend; doch ſtets im Andenken an das Ganze und in der Mitwirkung für daſſelbe. — Welch eine Fülle von Charakteren und Geſtalten erhebt ſich hier vor unſern Blicken, wie ſicher und genau, und doch wie leicht iſt alles gezeichnet, wie ſprechend jede Figur, und in welchem Einklange mit der Natur, die bald nur als ſchöne Decoration, bald als nothwendig und mithandelnd erſcheint. Und dennoch iſt auch hiemit die Kritik dieſer Biographie noch nicht vollſtändig auch nur angedeutet worden, denn ſie erreicht ihren höchſten Triumph erſt durch die vaterländiſch hiſtoriſche Bedeutung, die ſie in ſich trägt. Es iſt die Geſchichte der deutſchen Cultur ſeit etwa achtzig Jahren, welche zu einem Kunſtwerke geſtaltet, ſich hier vor unſern Augen entwickelt, das herrlichſte Panorama der mannigfaltigſten Beſtrebungen des deutſchen Geiſtes, von einem ruhig und freundlich überſchauenden Tiefdenker aufgefaßt und aufgeſtellt. Mit „Milde“ und „Freundlichkeit“ — wohl dürfen wir hier dieſe Worte wiederholen, denn was bedeuten ſie anders als die Erſcheinung der harmoniſchen Bildung? — Und welche Kritik begegnet uns hier! wie gerecht und — mehr als gerecht, wie menſchlich billig, wie zart und leiſe, wie berückſichtigend alles was hemmen konnte, wie entſchuldigend, zum Beſten kehrend, und verſöhnend! — Wer noch lernen kann — und das ſollte jeder — der lerne hier ganz beſonders von unſerm größten Dichter: Milde.

§. 43.

Faſt alle deutſche Dichter des höhern Rangs, denen die Vorſehung ein langes Leben gewährte, haben im Alter manche Zeichen wahrnehmen laſſen, die auf irgend ein Misverhältniß hindeuteten. Einigen hatte das Leben ſelbſt ein wenig Bitterkeit gegeben, und ſie ſprachen das, ſich ſelbſt verletzend, zornig oder — kalt genug aus. Andre wurden völlige Fremdlinge in der Gegenwart und entzogen ſich ihr ſo weit es möglich iſt; da indeß nun einmal die Gegenwart ſich überall mehr oder weniger geltend macht, und oft am feindlichſten wenn man ſie ignoriren will, ſo können wir auch jene Männer nicht glücklich nennen.

Andre hatten ſich in ihren ältern eignen Lieblingszeiten und Lieblingsſchriften zu eng feſtgeſetzt, wollten nicht weiter, und klagten dann über das Publikum, ſo wie über die Kritik, welche ſchon zu höhern Forderungen ſich berufen fühlte. — Andre, ſtets klüger aber auch ſtets nüchterner werdend, blickten auch auf ihre eignen Jugend- und Manneswerke faſt mitleidig herab, konnten aber leider nichts Beſſeres geben; — Andre ſchwiegen gänzlich in rühmlicher Selbſtkenntniß, erlebten jedoch dabei das Misgeſchick, das leider in Deutſchland ſo häufig iſt, faſt vergeſſen zu werden. Nie verſtattet das Publikum, auf den Lorbern lange zu ruhen: es will ſtets neu angeregt ſein, und fragt zu viel nach dem neueſten Meßkatalog. — — Von allem dieſem Misgeſchick hat Goethen keines getroffen. Er hat ſeit ſeiner Selbſtbiographie ſtets fortgefahren, ſich dem Publikum in ſchöner Vertraulichkeit zu nähern, er hat ſtets Kenntniß genommen von faſt allem, was in unſrer Literatur auf wahre Bedeutung Anſpruch machen kann, ja es hat Fälle gegeben, wo wir ſogar von einer gewiſſen Uebermilde haben reden dürfen. Wenn aber die Kunſt ihm geblieben iſt, wie ſollte die Natur ihm fremd geworden ſein können! Die alte Liebe iſt ſtets gewachſen, und was er noch in den neueſten Zeiten in der Wiſſenſchaft geleiſtet, wird lebhafter anerkannt, als früherhin der Fall geweſen iſt. Sein „Kunſt- und Alterthum“ und die morphologiſchen Hefte ſind gleichſam Briefe an das geſammte Deutſchland, die, ſtets willkommen, Zeugniſſe geben von der unerſchöpften Kraft und ungetrübten Klarheit des theuern Meiſters.

§. 44.

Indem ich hier den Verſuch eines Geſprächs über Goethe, oder vielmehr die neun Monologe über ihn, ſchließe, glaube ich kein Misverſtändniß mehr fürchten zu dürfen, wie ſich daſſelbe leider bei den acht Monologen, die meine „ſchöne Literatur Deutſchlands während des achtzehnten Jahrhunderts“ enthielt, bei einigen Leſern ereignet hat. Damals hoffte ich allerdings, daß der Leſer wohl wiſſen werde, von welchem Standpunkte aus ſich das charakteriſtiſch-bedeutſame in allen jenen Urtheilen vereinigen laſſe; da aber einige nur an Einzelnes ſich hielten, ohne alles zuſammen zu nehmen, ſo ging bei ihnen manch trüber Wahn hervor. Was von meiner Seite — vielleicht durch einzelne Ausdrücke, welche einzelne Richtungen der Zeiturtheile beſonders kräftig hervorheben ſollten — zu jenem Misverſtändniſſe beigetragen ſein könnte, iſt dieſes mal gänzlich getilgt worden, ſo wie ich überhaupt mit billigem Fleiß geſtrebt habe, alles ſo deutlich hinzuſtellen als irgend möglich. Auch hat ja die Reihe von Jahren, die zwiſchen jenem Werke und dem gegenwärtigen liegt, unmöglich fruchtlos ſein können: weder für den Leſer, noch für mich.

§. 45.

Eine Geſchichte der Kritik der Goetheſchen Werke in Deutſchland würde ein lehrreiches Unternehmen ſein; doch kann ſie hier nur in kurzen Umriſſen auftreten. Die Wirkung ſeiner erſten Erſcheinung, welche ſogleich die wahrhafte Götterabkunft des Dichters klar bezeichnete, iſt ſchon oben im Fluge berührt worden. Der Jüngling erregte Staunen, Starren, Anbetung, aber auch ſchreienden Haß, kalte Stürme u. ſ. w. Die Polterkammer oder das Raſpelhaus unſrer Literatur liegt voll von jenen Produkten des gehaltloſen Lobes und der irren, rohen Anfeindung. Es ſcheint, als habe ſich faſt jeder einigermaßen nahmhafte Schriftſteller der damaligen Zeit, ein Gewiſſen daraus gemacht, über Werther nicht zu reden, und es würde dem ſeligen Melchior Götze das Herz abgedrückt haben, wenn man ihm Schweigen anbefohlen hätte.

Hier zeigte ſich nun ſogleich die ganze Armſeligkeit der meiſten damaligen äſthetiſchen Kritik, indem man häufig von der Gefährlichkeit jenes Buches redete, das offenbar an die Verhältniſſe der Welt feindlich ſtoße, zum Selbſtmord auffordere u. ſ. w. Man hatte ſich einmal gewöhnt, daß der Held eines Romans ſtets eine Beiſpielſammlung von Tugenden mitbringe, und ein für allemal als nachahmungswürdiges Muſter gelten müſſe. In deutſchen Romanen der frühern Zeit war ohnehin die ganze Kraft des Autors auf ein paar leicht zu erkennende Charaktere gerichtet, und wenn Richardſon reicher auftrat, ſo war doch auch er ſtets beſorgt geweſen, daß deutlich genug über allen ſeinen Zeichnungen gleichſam eine Ueberſchrift mit brennenden Lettern ſtehe: „Folge!“ oder „Fliehe!“ ja er war es gerade von dem man meiſtens die Romantugend- und Romanlaſtertheorie abſtrahirt hatte. -- Götz von Berlichingen wurde nicht minder bewundert als Werther, doch auch faſt in Einem Athem für roh erklärt, und hatte Moritz und nach ihm Huber den Werther verſtanden und ihn dem Publikum deutlich zu machen geſucht, ſo erſchien doch ſelbſt dieſen für G's Verſtändniß bemüheten Männern das genannte Schauſpiel nicht ſo vollhaltig als der Roman. — Clavigo, Stella und andere Jugendwerke vermehrten den Beifall im höchſten Grade, und die Ruhmesausrufungen wurden noch eine geraume Weile mit großer Exaltation fortgeſetzt; dann aber ward es mit einemmale ſtill, faſt todtenſtill über ihn, ſo daß man hätte glauben können, das größere Publikum ſei, wie es ihm auch ſonſt wohl begegnen mag, über ſeinem guten und über ſeinem böſen Willen ſanft eingeſchlafen.

§. 40.

Man darf annehmen, daß dieſe Schweigſamkeit zehn bis zwölf Jahre gedauert habe, und zwar in einer Zeit, als der Dichter uns ſeine Iphigenia in Tauris, Taſſo, die Vögel, Triumph der Empfindſamkeit u. ſ. w. gab. Es fing an ein wahres Kreuz und Leiden für die Kritiker zu werden, wenn die Nothwendigkeit einmal verlangte über ihn zu reden. Man war befangen, beengt, ängſtlich, man flüchtete zu allgemeinen Ausdrücken, mit denen man ſich und andere wohl einlullen konnte, z. B. er ſei griechiſch, recht ſehr griechiſch, über alle Maaßen griechiſch; doch gab es auch eine andere Seite, auf welcher die Platten ſtanden, die ſich theils ungeſchlacht gebehrdeten, theils wohl gar mit Gelaſſenheit erklärten, der Taſſo z. B. ſei doch wohl ein wenig langweilig, ein Urtheil, das nicht ohne billiges — Grauen vor jenem mehr als grauen Unverſtand angeführt werden mag. Zuletzt las man jene Muſterwerke faſt gar nicht mehr, bis endlich, wie bereits erwähnt worden, Huber mit gerechtem Zorn und gerechter Satyre einige ſehr pikante und wenigſtens theilweiſe geiſtreiche Recenſionen über die Schriften des großen Dichters lieferte. Aber auch ihn hörte man nicht ſonderlich, denn die Zeit war ungünſtig und hatte eine größtentheils ſehr verworrene gehaltloſe Leidenſchaft zur Politik veranlaßt — ſchon um deswillen verworren zu nennen, weil ſie der Dichtkunſt entfremdete, da doch z. B. bei den Griechen in ihrer ſchönern Zeit, Geſchichte, Politik und Kunſt ſich ſo wohl zuſammen vertrugen. Jenes laute Getreibe ſchien leider geeignet, das bischen Poeſie, das der Mehrheit noch innewohnte, vollends zu übertäuben, ja man blickte hie und da mit nüchternem Hohn herab auf die fröhliche Wiſſenſchaft, deren man, plötzlich überklug geworden, gänzlich entrathen zu können meinte. Es verſteht ſich, daß es auch um dieſe Zeit noch gar manche innige und verſtehende Freunde Goethe's gab, aber ſie waren ſelten, und die Poeſie blickte traurend auf ein Land, in welchem früher ſo viele Herzen wenn auch nur ahnend für ſie ſchlugen.

§. 47.

Endlich erſchien im Jahr 1797 die Recenſion von Herrmann und Dorothea, dann das Athenäum, und ähnliche ſehr gehaltvolle Schriften, denn ſo dürfen wir ſie, trotz aller ihnen innewohnenden Mängel, nennen: ſchon um deswillen, weil hier nach langer Zeit zum erſtenmale wieder eine edle Begeiſterung für Goethe's Dichterwerth ſich ausſprach. Dieſe Kritik war ferner nicht bloß dem Grade, ſondern der Gattung nach verſchieden von der meiſten frühern, die wir über Goethe vernommen hatten. Sie griff tief in das innere Weſen des Dichters ein, und war nicht minder geeignet, durch ſcharfe ſtechende Sprache und Witz und gefliſſentliche Polemik nach vielen Seiten hin, Staunen und Studium, Zorn und Liebe zu veranlaſſen. Mit großem Rechte hatte man ſelbſt Ausſprüche wie die: daß Goethe der Statthalter der Poeſie auf Erden ſei, daß Wilhelm Meiſter als eine der Tendenzen des achtzehnten Jahrhunderts betrachtet werden müſſe u. ſ. w., nicht geſcheut, denn eine edle und in ſich ſelbſt gerechtfertigte Liebe, in Oppoſition zu einer größtentheils matten Zeit, die das Herrlichſte dicht neben ſich hat und nicht erkennen will, mag und darf gar wohl ſich alſo äußern. Die Folgen waren im Ganzen ſehr günſtig, doch konnte freilich nicht fehlen, daß auch einige Rohe und Platte ſich einmiſchten, und einen ſo argen Lärm begannen, daß nicht bloß zarte Gemüther ein gerechtes Aergerniß daran nahmen, und ſich Falſtaffs Talent des Nicht-Hinhörens und Nicht-Aufmerkens hätten wünſchen mögen.

Daß ſpäterhin die Wahlverwandtſchaften bei Vielen ungünſtig wirkten, iſt bereits oben angeführt worden. Es waren ohne Zweifel manche darunter, die reinen Sinnes es wohlmeinten und nur nicht zum völligen Verſtändniſſe gelangen konnten; doch fand ſich auch ein unwohlmeinender, ſogenannt-berühmter Autor, der wenige Wochen nach der Erſcheinung des Werks, in der Hoffnung, daß man ſeine ſeichte Verdrießlichkeit werde für Geiſt und Witz nehmen, eine Recenſion voll Aerger und Grimm darüber anfertigte, aus der man weiter nichts lernen kann, als daß es ſehr übellaunige Menſchen giebt, die in der Uebellaunigkeit noch beſchränkter und kecker auftreten als ſonſt, woran, ſo viel ich weiß, noch niemand gezweifelt hat. Deshalb würde denn auch die ganze Sache nicht werth ſein hier angeführt zu werden, wenn nicht leider jene geiſt- und witzlos-hämiſche Recenſion, (die zu Anfang des Jahres 1810 in der A. L. Z. erſchien) ſpäterhin noch hie und da gerühmt worden wäre, weshalb ihrer in einer kurzen Kritik der Goetheſchen Werke und ſeiner Zeit im Vorbeigehen gedacht werden mußte.

§. 48.

Die Zeit wurde jetzt immer ernſter, und man hörte den Flügel des Weltgeiſtes immer lebendiger rauſchen; aber während die Deutſchen unendlich zu leiden hatten, zeigte ſich bei ihnen gar manches Rühmliche, das in ſeinem Mittelpunkte wir als ein beſcheiden-ſtolzes Sich beſinnen auf ſich ſelbſt bezeichnen wollen. — Weit entfernt, ſich der Poeſie zu entfremden, fühlte man ſich ihr jetzt näher als jemals; und wie könnte auch, wer ſich in ſeiner Wurzel zu erfaſſen ſtrebt und die Zweige in die reine Himmelsluft hinauf ſtreckt, jemals die Ahnung der Poeſie verlieren. Geläuterter als vielleicht jemals, zogen die Deutſchen 1813 in den großartigen Kampf, und wohl dürfen wir ſagen, daß in dieſer Zeit, wo ohne Zweifel von der Kunſt weniger geredet wurde als je, und trotz einzelner ſeltſam mißverſtehender Aeußerungen, bei der Mehrzahl der Männer und Jünglinge eine große Liebe für die Poeſie und klare Anſchauung waltete. Es iſt wahr: man ſehnte ſich am meiſten nach Schiller, in dem man den feurigſten Ausſprecher der neuen und doch ſo alten Gefühle zu finden glaubte, und wer würde dieſe Sehnſucht im Allgemeinen nicht theilen? Iſt ſie aber eine ächte, ſo kann natürlich Goethe dabei nur gewinnen, und wenn vielleicht manche Jünglinge den Dichter von Herrmann und Dorothea zu kühl fanden in deutſcher Geſinnung, ſo kann hier nur der Irrthum des Augenblicks gewaltet haben, dem bald ein tiefer ſchauender folgen mußte.

Abermals ungünſtig bei der Mehrheit wirkte jedoch das herrliche, leider faſt nie hinreichend erkannte Feſtſpiel „Epimenides Erwachen.“ Wer erlebt hatte, was die Deutſchen ſeit 1805 erlebten, kann freilich, beſonders in gewiſſen unkünſtleriſchen Stimmungen, ſich wohl durch kein auch noch ſo geiſtreich gedachtes Gemälde, das all jenes Leiden und Thun allegoriſch zuſammenfaßt, befriedigt fühlen; aber ſolche unkünſtleriſche Stimmungen ſollten wenigſtens nicht häufig ſein. In beſſern Augenblicken wird uns deutlich werden, daß hier von Kühle oder Kälte in der Darſtellung gar nicht die Rede ſein kann, ſondern von dem rein weltgeſchichtlichen Styl, der auch für das Drama gebraucht, ſich nicht wohl anders zeigen kann, als er hier ſich wirklich zeigt. — Und wo wäre hier ſonſt noch die ſo oft faſt nur mechaniſch gerügte Kälte? — Wir dürfen, des Raums gedenkend, nicht in eine nähere Kritik eingehen, und wollen deshalb nur aufmerkſam machen, daß unſre Leiden wohl am beſten hier als Schattengeſtalten einer kurzen Nacht vorüber geführt werden, die geheimnißvoll und ſchwer auf uns ruhte, und hier nur als grauer Morgennebel, Phantaſie und Hoffnung nicht ausſchließend, geſchildert wird. — Liegt nicht ferner in dem einfachſten Gedanken, daß das bloße Erwachen genügend war, um uns zu retten, ein ſüßer Triumph? und könnte der feurigſte Patriotismus einen ſchönern erdenken?

§. 49.

Seitdem iſt die Verehrung und Liebe für den herrlichen Dichter in Deutſchland ſtets gewachſen, und es ſei — bei der Wichtigkeit dieſer Wahrnehmung — verſtattet, in dieſer Beziehung ein kleines Wort zu wiederholen, welches ich im Jahre 1819 gleichſam zur Feier ſeines ſiebzigſten Geburtstages ſchrieb:

„Keine Liebe macht dem Deutſchen mehr Ehre, als die für *Goethe*; zugleich aber iſt es damit auch etwas Wunderbares, denn nicht kann verhehlt werden, daß unter Hunderten wohl kaum zehn auf ein wahres Verſtändniß dieſes Dichters hinarbeiten. Eine große Anzahl gutmüthiger Leſer wünſcht nichts als die Schilderung gutmüthiger Leute und verwechſelt ſtets den Darſteller und das Dargeſtellte. Wie kann dieſe Klaſſe ihre Rechnung finden bei Goethe, der unpartheiiſch die ganze Menſchennatur darſtellt? Andere wollen bloß das ſogenannte Erhabene, lieben viel zu hören von der Größe der Geſtirne, Starrheit der Gebirge und Schönheit der Natur im Allgemeinen. Dieſem Dichter aber kann man das große Wort nachſagen, daß er nie ein großes Wort gemacht, ſondern nur ſchöne und große Werke hingeſtellt habe. Er ſcheint zu glauben, daß man Gott am beſten dadurch lobe, wenn man ein guter und gebildeter Menſch wird, und was jene oft unbeholfene Gattung von Naturfreunden betrifft, ſo erlaubt er Philinen, dieſelben durch ein Lied vom Kuckuk zu verjagen.

Ferner: die meiſten Leſer freuen ſich nur an Einzelnheiten; dergleichen hat Goethe aber gar nicht, weil es ihm immer nur um das Ganze zu thun iſt. Man kann ſich nur ſelten eine Stelle aus ihm abſchreiben, er liefert wenig für Stammbücher u. ſ. w. — Ferner: Jene wollen geſchont ſein und ſcheuen ſich vor den tiefen Gründen im menſchlichen Herzen, oder wenn ſie ja einmal erlauben, daß davon geredet werde, ſo muß es doch pathetiſch ſchwer und dunkel geſchehen. Goethe aber iſt nicht nur in ſich ſelbſt durchaus hell, ſondern er verbreitet auch überall Helle hin, und es iſt ihm eben ſo leicht, darzuſtellen, wie Lotte Butterbrot austheilt, wie im Wilhelm Meiſter Punſch getrunken wird, wie der koloſſale Gottſched ſeinem Bedienten eine Ohrfeige gegeben, als die — liebliche Tiefe in Mignon und dem Harfner, die Furien des Oreſt und das Untergehen Taſſo's.

Endlich, um den ganzen Jammer auszuſprechen, lieben viel tauſend Leſer nicht nur den Inhalt — — das, wohl verſtanden, würde ſehr zu rechtfertigen ſein — ſondern ſie verlangen auch (verzeihet das Wort das ſchlecht iſt wie die

Sache) einen recht maſſiven Inhalt, oder wohl nur hiſtoriſche Facta und Notizen, ganz abgeſehen von Form und Styl. Goethe aber iſt ein Künſtler, bei dem, wie ſich von ſelbſt verſteht, Inhalt und Form gar nicht geſchieden ſind, ſondern einig und eins. Er will nicht erſchüttern, ſondern kräftigen, nicht zerreißen, ſondern in eine Einheit ſammeln, nicht zur Weichheit rühren, ſondern friſch erheitern. Er will den Menſchen in ſeiner Ganzheit auffordern und in ſeiner Ganzheit befriedigen; mit dieſer Ganzheit rücken die wenigſten Leſer heraus, ſondern geben dem Dichter gewöhnlich nur ein paar Seelen-Einzelnheiten hin: mit denen mag er etwa auf ein halbes Stündchen ſpielen.

Und dennoch dieſe faſt allgemeine Liebe und Bewunderung für ihn! Selbſt die Frechheit wagt ſich nicht leicht mehr an ihn heran wie wohl ehedem, und die gutmüthige Bornirtheit trägt Bedenken, ihre Bedenklichkeiten öffentlich über ihn auszuſprechen, mit Recht beſorgend, ſie werde nicht weit damit kommen. Aber außer dieſen Frechen und Beſchränkten giebt es jetzt noch eine ſehr große Zahl von Perſonen, die ich im Allgemeinen die Lauten, mit der Unterabtheilung der Vorlauten und der Nachlauten nennen möchte, und die man nie verwechſeln möge mit den früher bezeichneten. Sie ſind nur laut, aber nicht frech; mitunter wohl ein wenig roh, aber nicht gemein; krank allerdings, aber nicht aus Schwäche, ſondern aus Ueberkraft, die nur nicht weiß wo ſie hin ſoll; ſo daß wir von den meiſten dieſer im Jahr 1819 lauten Leute überzeugt ſein können, daß ſie ſchon im Jahr 1829 mit angenehmer Ironie auf ſich ſelbſt zurück blicken werden. Jetzt aber, wo ſie nun einmal ſind wie ſie ſind, kann man ſich denn doch wahrlich nicht genug verwundern und freuen, daß auch ſie Goethen überaus lieben, obgleich er, wie ſie ſich in guten Stunden ſelbſt geſtehen müſſen, wohl unter allen deutſchen Dichtern das laute Weſen am wenigſten beſchützt, ja am ſiegreichſten bekämpft hat.

Was iſt es denn nun, das auch ſie und alle an Goethe knüpft, ſei es nun daß er ſie zum Theil erſchreckt, oder ihnen imponirt, oder ſie zur Liebe zwingt? Was läßt ſich anders darauf antworten als: Es iſt der Zauber der in einer beſtimmten Sphäre vollendeten Poeſie, der hier waltet, es ſind die goldenen Pfeile die aus dem vollen Köcher genommen und von helltönender Bogenſenne geſchnellt, des Ziels nun einmal nicht verfehlen können. — Man ſchreckt und imponirt nur dann, wenn man nicht ſchrecken und imponiren will, und zwingt zur Liebe, wenn das Beſtreben zu lieben und geliebt zu werden niemals ängſtlich ſichtbar wird. Es iſt — ich bediene mich hier eines Worts des Marquis von S—a— das „Dämoniſche“ in Goethe's Natur, oder deutlicher: die ruhige Klarheit und des Sieges ſtete Gewißheit, die alle dieſe ſcheinbaren Wunder hervorbringt und die Liebe lehrt. Gewiß wird noch die Zeit kommen, und ſie iſt vielleicht ſchon da, wo unter Goethe's Bilde ſich ehrliche Feinde gern die Hand reichen, um hinfort etwas Beſſeres zu ſein, und etwas Erfreulicheres.“ —

§. 50.

Ueberhaupt verweilt der Blick gern auf jenem Geburtstage, deſſen literarhiſtoriſche Bedeutung auch von den Kritikern des zwanzigſten Jahrhunderts nicht wird überſehen werden. Es war nämlich um jene Zeit bei den Deutſchen ein löbliches Streben ſichtbar, die Liebe, die ſie ſonſt oft nur ſchweigend hegen, auch öffentlich für G. zu zeigen. Man fühlte lebhafter wie je, was das Vaterland ihm ſchuldig iſt, und wie er, der hohe herrliche Lehrer, doch auch e
ſo milder freundlicher Vater ſei, der nicht müde wird i

ſeiner Wirkſamkeit für das wackere Volk, dem er angehört. So wurde denn jener Geburtstag zu einem eben ſo heitern als bedeutungsvollen Feſte für die Deutſchen, und man erfreute ſich innig an dem Gedanken, daß die Jugend in ihm auch noch in äußerer Kraft und Geſundheit blühe, und daß er den reichſten, faſt ſchweren Kranz von Talent und Ruhm, den ihm das ganze gebildete Europa zuerkannt hat, noch immer nicht bloß mit ſeiner Mannswürde, ſondern auch mit der Anmuth des Jünglings trage.

Wer hätte damals glauben mögen, daß zwei Jahre darauf ein geringhaltiges, mit entlehnter und mißverſtandener Polemik und eigner Salbung prunkendes, mitunter ſogar freches Buch, das ausdrücklich gegen Goethe gerichtet war, von Vielen als etwas ſehr Anſehnliches und Bedeutendes würde aufgenommen werden können. Ich geſtehe, daß ich es in jenem Sinne auch noch nicht glaube: denn wer einmal wußte was er in Goethe beſitzt, war, wie es ſich ohnehin von ſelbſt verſteht, nicht irre zu machen, am wenigſten durch eine gedankenarme, verworrene Schrift, und würde ſie nach einer kurzen und genügenden Anſicht, mit gelaſſenem Achſelzucken ſchweigend bei Seite gelegt haben. Das Geräuſch entſtand nur durch mehrere Tageblätter, welche theils aus guter Abſicht, theils aus unlöblicher (an ſich höchſt unintereſſanter) Abneigung gegen Goethe, viele Stimmen — auch wohl einmal eine an ſich nicht unwichtige — für und wider ertönen ließen, ſo daß nunmehr auch Manche, die ſonſt wohl ſchwerlich das Buch ihrer Aufmerkſamkeit gewürdigt hätten, ſich aufgefordert fühlten, es anzuſehen, wo dann gewiß hunderte mögen im Stillen betrübt werden ſein, daß man der Mühe werth finden konnte, über ein ſolches Buch ſo viel und oft ſo unerſprießlich zu reden. Es iſt auch damit nunmehr vorbei; da aber jenes Aufſehen doch einmal wirklich Statt fand, ſo mußte der unangenehmen Sache auch hier gedacht werden, denn immer geht doch daraus hervor, daß es mit dem Verſtändniſſe und der Begründetheit in der Liebe für Goethe im Ganzen noch immer nicht ſo wohl ſteht, als wir gutmüthiger Weiſe uns haben träumen laſſen.

§. 51.

Laſſet uns darüber nicht in müßige Traurigkeit oder gar Bitterkeit gerathen, ſondern lieber der Hemmungen gedenken, welche der allgemeinen äſthetiſchen Bildung der Deutſchen noch immer oft genug begegnen. Betrachtet die gewöhnliche Erziehung, die Art des Unterrichts auf gar manchen Schulen, und die Erziehungsbücher und Unterhaltungsſchriften, mit denen unſre Jugend beſchenkt wird. Wenn Baſedow's, Campe's und Andrer Kinderſchriften die Phantaſie geſchwächt oder gelähmt haben, wenn das eigennützigſte und engſte Nützlichkeitsſyſtem, das ſich ohnehin nie ſelbſt verſtehen kann, von manchen Lehrern den Knabenſeelen hundert- und wieder hundertmal wiederholt eingeſchärft worden iſt, wenn ſelbſt Eltern, für welche ſchon die bloße Pietät, Ehrfurcht, ſelbſt in Beziehung auf ihre Anſichten fordert, die fröhlichen Kinder mit Rührung und Herzensangſt nur beſchwören, des Brotſtudiums ſtets eingedenk zu ſein; — oder wenn auf der entgegengeſetzten Seite, (der Willkühr) ein irres Umherflattern der kindiſchen Phantaſie begünſtigt wird, wenn die leeren, und in ihrer Leerheit ſchon raiſonnirenden Knaben, als Herren betrachtet, ſo verweichlicht werden, daß ſie ihre Einfälle für Genie halten, in welcher Lage ſie dann ihren Geiſt mit dem gewöhnlichen äſthetiſchen [illegible] der Leihbibliotheken füttern, — wenn ſchlechte Romane, Gedichte, und noch ſchlechtere Comödien ihre

ihre Einbildungskraft vergiftet haben, wenn ferner in ſpäterer Zeit die Armen in nervlos dumpfem falſchem Pietismus Ruhe ſuchen für die kranke Seele, die oft noch dazu in einem kranken Körper wohnt, wo iſt dann das klare Auge und Gemüth, um Goethe's helleuchtende, und doch ſo beſcheiden wahre, ſinnvolle Welt rein aufzunehmen? — —

Aller Bildung Anfang und Ziel iſt Religion, und iſt dieſe entzündet worden, wird äſthetiſche Erziehung leicht mit ihr zu vereinen ſein; ja ſie iſt gewiſſermaßen ſchon durch ſie begründet. Kinder ſind eine eben ſo fröhliche als heilige Sache, und wir können ihre Erziehung nie zu hoch und zu wichtig nehmen. Glaube nicht, daß die wahrhaftigen kräftigen Kinder nur das Leichte und Bequeme lieben. Verſucht es nur einmal, und gebt ihnen etwas Beſſeres und Tüchtigeres als die gewöhnlichen moraliſch-äſthetiſchen Waſſerſuppen, und ihr werdet auf ihren Dank rechnen dürfen, verſucht es aber mit Verſtand, Mäßigung und Beſonnenheit. Iſt Goethe dem Greiſe, dem Manne und dem Jüngling theuer, warum ſollten nicht auch Kinder, in ſoweit ſie vermögen, den Genuß theilen dürfen?

§. 52.

Ein ſolcher Wunſch kann kaum überraſchen, denn Goethe iſt nicht bloß ein Dichter für erwachſene, vielerfahrene und gelehrte Männer, er redet nicht etwa von einer Studierſtube in die andere hinein, ſondern ſein Wort ergeht an Alle, und dringt in den Kern eines jeglichen reinen Menſchen, wobei deſſen Jahre nur in eine untergeordnete Betrachtung kommen. Er iſt bekanntlich ſehr erfahren und ſehr gelehrt, aber er iſt zum Glück auch viel mehr als das; und wie im Homer gar viel Genuß auch für Kinder iſt, ſo nicht minder in Goethe's Werken. Wir erinnern uns wohl alle noch des ſüßen Schauders, den uns in früher Jugendzeit der Erlkönig, der Fiſcher, der König von Thule und ähnliche köſtliche Gedichte einflößten; aber wie würde ſich dieſer Genuß erhöht haben, wenn etwa ein befreundeter Lehrer ihn getheilt und geleitet hätte. Es iſt hier weniger die Rede vom Leſen als vom Hören, das Kind verlangt daß man ihm erzähle, mit Liebe und Ausführlichkeit, wie etwa in den Nibelungen erzählt wird, oder noch beſſer wie Homer oder Luther erzählen. Manches Kind mit lebendiger Phantaſie wird ſich dann was es gehört hat ſchon ſo ausmahlen, daß ſelbſt das vielſeitigſt beſchäftigte Jünglings- und Mannsleben auch nicht eine dieſer ſchönen Farben wird auslöſchen können; und wenn es einſt als Mann ſeinen Geiſt verſenkt hat in die Tiefe, z. B. des Fauſt, ſo wird ein ſo Erwachſener gern den Anknüpfungspunkt in den Phantaſien ſeiner Kinderjahre finden.

Verſucht es nur, ihr lieben Lehrer und Erzieher — ich darf hier ſchon als vieljähriger Mitgenoſſe ein wohlgemeintes beſcheidenes Wort fröhlich mitreden — und erzählt den Kindern etwas aus Homer, aus Shakſpear — wie würde z. B. deſſen Wintermärchen, einiges aus Cymbelin u. ſ. w., ſie entzünden! — und aus unſerm Goethe. Erzählt es nur recht herzlich und ja ohne große Worte, und ſie werden ſchon etwas ahnen von dem was in Götz von Berlichingen lebt oder im Egmont, und wenn ſie dann tief innerlich erregt worden ſind, ſo laſſet immerhin den gefährlichen Rattenfänger ſie ſcherzend erſchrecken, und die Zwergenhochzeit, wo ſich wie billig, „ein jeder beim feſtlichen Mahl neben dem Liebchen erfriſchen will,“ eine luſtig phantaſtiſche Traumwelt vor ihnen ausbreiten. — Dann ſollte man beſonders aus Goethe's Selbſtbiographie ihnen vorerzählen, damit ſie zu ihrer Belehrung und Freude erfahren, daß der große Dichter auch ein ächter vielſeitigſt gebildeter Menſch ſei, der ſtets gar tüchtig gearbeitet hat und noch arbeitet zu unſrer aller Luſt und Freude. Für das größte Genie ſind gerade die höchſten Anſtrengungen vorhanden, und wer es bis zur größten Leichtigkeit gebracht hat, kennt am beſten das Schwere. — Das lehret liebevoll und ernſt, wie er es gelehrt hat.

— Wie es nicht leicht war, den Abſchnitt über Goethe zu beginnen, ſo iſt es faſt noch weniger leicht ihn zu ſchließen. Ueber Mangel an Raum klagen darf ich kaum, da ich früher nicht ſelten ſcherzend bemerkt habe, daß die häufigen Raumklagen ſelber oft zu viel Raum koſten; doch rächt ſich die Nemeſis nicht minder ſcherzend. Was allein beruhigen kann, daß man doch einmal über Goethe endigen muß, iſt der Gedanke, daß ſich ja überhaupt kein ächter Dichter jemals ganz auslernen und erſchöpfen laſſe; daß er aber täglich zu neuem, höchſt erfreulichem Lernen Gelegenheit biete. Dann endlich werde der alte innige Wunſch noch einmal laut, daß ein günſtiges Geſchick die Freude und den Stolz Deutſchlands uns noch lange erhalten möge. Die Deutſchen bedürfen Goethe's und geſtehen es gern. Er liebt ſie und weilt gern unter ihnen. — Aber auch Europa bedarf ſeiner, und es giebt in unſerm Welttheile keine Sprache mehr, in welcher nicht jener Wunſch wiederholt wird.

§. 53.

Für die Bildung der Proſa war, wie wir geſehen, ſeit Mosheim ſchon manches Erſprießliche gethan, und man hatte nicht gefeiert, ſich immer mehr von dem leblos trocknen Kanzleiſtil loszureißen, der inſonderheit ſeit dem weſtphäliſchen Frieden geſchmackverderbend gewirkt hatte.

Häufig blieb es jedoch bei dem bloßen Losreißen von Fehlern, und die poſitiven Schönheiten des Styls wollten ſich nicht ſobald einfinden. Bei dem tiefen Gefühle der Deutſchen für alles Gute und Große war man auch wohl zuweilen nur um Wahrheit bemüht und ſchien zu glauben, die ſchöne numeroſe Proſa werde ſich wohl von ſelbſt finden. — Wie manche Talente vereinte in ſich Karl Friedrich von Moſer, der in faſt zahlloſen Schriften die wohlgemeinteſten und kühnſten, zuweilen faſt ein wenig ungeſtümen Gefühle und Gedanken niederlegte. Wie mußte man es anerkennen, daß ein Reichshofrath zu Wien ſich alſo auszuſprechen wagte, aber wie wenig entſpricht ſein Styl den gerechten Forderungen, und doch zeigt er zuweilen auf einzelnen Blättern, daß er ſeine Kühnheit auch wohl mit der Form des Schönen hätte umgeben können, wenn er nur mit ganzem Ernſt darnach geſtrebt hätte.

Faſt daſſelbe gilt von Schlözer, deſſen Kühnheit indeſſen nicht ſelten durch engern Provinzialpatriotismus gehemmt wird. An Fülle von Materialien, gründlichen Vorarbeiten, und, wenn wir ſo ſagen dürfen, Anſtalten zur Geſchichtſchreibung, kann ihn und ſeinen trefflichen Collegen Gatterer kaum jemand übertreffen; kommt es nun aber wirklich zur Darſtellung des angehäuften Stoffs, ſo hängt ſich gewiſſermaßen ſeine ganze Privatbücherſammlung nebſt der ungeheuern Göttinger Bibliothek an ſeine Feder an, und es kann unmöglich zu einer gelungenen Compoſition kommen. Er kannte ohne Zweifel ſämmtliche Griechiſche und Römiſche Hiſtoriker; aber von ihrer Kunſt zu organiſiren, zu geſtalten, Farben aufzutragen, Licht und Schatten zu vertheilen u.ſ.w., hat er nur wenig abgelernt, denn (um es nur gerade herauszuſagen) iſt nicht ſelbſt der unter den Alten bekanntlich tief ſtehende Florus — ſobald man ſeine ungehörigen Exclamationen und einzelnen falſchen Schimmer hinwegdenkt — doch im Ganzen ein beſſerer Componiſt? Schlözer ſcheint auch nur ſelten auf Compoſition auszugehn, wohl aber auf Leichtigkeit, wofür er indeſſen zuweilen bloß ſtolz hingeworfenes und fragmentariſches giebt. Dennoch bleiben beiden Männern große Verdienſte für die Geſchichte, beſonders als Erſchütterer von verjährten falſchen Anſichten.

§. 54.

In Beziehung auf Kanzelberedſamkeit war man ſeit Mosheim nicht beſonders vorgeſchritten; doch hatte man wenigſtens ſtete Sorgfalt bewieſen, nicht wieder in die alten Fehler zu gerathen. Ein Mann wie Friedrich Wilhelm Jeruſalem wirkte von einem erhabenen Standpunkte (als Hofprediger und Präſident des Conſiſtoriums zu Braunſchweig) durch edles Beiſpiel, eifrigen Unterricht und öffentliche Vorträge, die indeſſen ohne Zweifel im milden Feuer der mündlichen Rede ſich noch ganz anders mögen ausgenommen haben, als heut zu Tage in den ſtarren Lettern. Dem Styl fehlt die höhere Sicherheit; da wo der Redner ausführlich ſein will, wird er nicht ſelten weitſchichtig; und wenn er Kürze verſucht, fehlt das Prägnante und Natürliche. (Auch in dieſer Haupthinſicht der Sicherheit bleibt Luther einzig; er hatte den Muth, ſeinem gotterfüllten Geiſte zu vertrauen, und dieſer kann ja nicht irre führen.)

Gleichmäßiger iſt der Styl bei Johann Joachim Spalding, deſſen ehrwürdiger Name in einer Geſchichte der deutſchen Cultur mit beſonderm Glanz erſcheinen muß. Wenige Redner haben die Sphäre ihres Vermögens ſo genau gekannt wie er die ſeinige. Es iſt die der ruhigen freundlichen Sinnigkeit, ohne beſondere Kühnheit, aber oft rührend in der Mäßigkeit. Er begann ſeine ſchriftſtelleriſche

Laufbahn ſchon ſehr früh durch einen Aufſatz „die Vortheile der Herrſchaft einer geſunden Weltweisheit“ (abgedruckt in den Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes, Auguſt 1741) wo trotz der veralteten Einkleidung in einen Traum, und des ununterbrochenen Allegoriſirens und Perſonificirens, ein ſehr geſunder Sinn und frommes Gemüth hervorleuchtet. Sein Hauptwerk „die Beſtimmung des Menſchen“ läßt ſchon die große Revolution in der Philoſophie ahnen, die ſpäterhin erfolgte, ohne daß er beſondern Theil daran nahm.

§. 55.

In Hinſicht der Objekte für die Kunſt der Rede am vielſeitigſten, erſcheint Juſtus Möſer, geb. zu Osnabrück 1720, geſt. daſelbſt 1794. Eine ausführliche Kritik würde überflüſſig ſein, da noch vor wenigen Jahren Goethe über ihn ausführlich und mit innigſter Anerkennung ſeiner Verdienſte geſprochen hat. Wenn wir aber auch gern einen großen Theil des Ruhms zugeben, den er ſich als praktiſcher Staatsmann und als Unterſucher der innern Verhältniſſe der deutſchen Staaten erwarb, ſo glauben wir doch aufmerkſam machen zu dürfen, daß eine Miſchung von dem Talent des ruhigen Eingehens in das Beſtehende, mit großen Kenntniſſen und witzig praktiſcher Phantaſie, nicht immer die tiefſte Wahrheit finden läßt, die denn doch wohl ein freieres und philoſophiſcher gebildetes Gemüth vorausſetzen möchte, als Möſer gewöhnlich zu zeigen pflegt. Es mag in einer Zeit wie die unſrige beſonders nöthig ſein darauf aufmerkſam zu machen; nicht minder aber das viele Treffliche anzuerkennen, was er dennoch leiſtete. Mir ſcheint Möſer am meiſten in ſeiner Sphäre zu ſein, wenn er als Bürger und fröhlicher Menſch und Hausvater ſchreibt, und etwa (um doch ein Beiſpiel zu geben) mit angenehmer Behaglichkeit, und — ſcheinbar nur ſcherzend; doch im ächten Scherz den Ernſt verkündend — erzählt, welch' ein Aufſehen es machen kann, wenn da — „eine alte Eule geſeſſen hat.“ Aehnliches Lob verdient er, wenn er ſich des rein Luſtigen annimmt in ſeiner „Vertheidigung des Harlekin,“ wenn er, wohl vertraut mit dem hiſtoriſch-deutſchen, aufmerkſam macht, welch ein großer Theil unſrer Literatur nicht deutſch ſei; wie aber z. B. Götz von Berlichingen wahrhaftig ſo genannt werden dürfe u. ſ. w.

Möſer hat bekanntlich ſelbſt erklärt, ſeine Schriften alle hätten einen „Erdgeſchmack,“ worauf man jedoch während ſeines Lebens und nach ſeinem Tode, häufig mit ſüßer Höflichkeit geantwortet hat, man bitte recht ſehr nicht ſo hart zu reden, ſie ſchmeckten viel beſſer. Mir ſcheint, es gäbe keine beſſere Recenſion von den Möſerſchen Schriften als die von ihm ſelbſt durch das einzige genannte Wort. Wehe dem Schriftſteller in deſſen Schriften die Erde nicht mitgeſchmeckt wird; er ſteht im Leeren und aus dem Leeren erzeugt ſich nichts. Aber freilich der bloße Erdgeſchmack kann dem Menſchen, der ſeine höhere Abkunft — es verſteht ſich: ohne alle Schwärmerei, ſondern mit heiter ſinniger Gelaſſenheit — erkannt hat, nicht genügen, und ſoll es auch nicht. — Laſſet uns deshalb gar Vieles mit Dank annehmen, was **Möſer** auf ſeinem Standpunkte geſpendet, ohne uns jedoch irgend eines höhern Gedankens zu begeben. Das würde der wackere Mann und Schriftſteller gewiß ſelbſt nicht wünſchen.

Wenden wir uns von ihm zu einem Autor, bei dem der Erdgeſchmack durch Himmelsluſt verſüßt worden iſt.

§. [illegible]

Matthias Claudius, geb. 1740, geſt. 1815. Es giebt ſeltene Menſchen, die zu einer ſo köſtlichen innern Harmonie und zu einem ſo klar einfältig durchſchauenden Auge gelangt ſind, daß ihnen das ganze Leben ſtets in ſeinem innerſten Kern erſcheint, und den reinſten Genuß, oder doch ſtete Unverworrenheit und Geebnetheit ſelbſt in Schmerzen und Thränen, bietet. Ein ſolcher Zuſtand kann allerdings nicht ohne tiefe Kenntniß der Religion und innige Hingebung an dieſelbe erreicht werden; aber unerreichbar iſt er nicht.

Es iſt bekanntlich eine gar herrliche Sache um den fröhlich getroſten Glauben, wie ihn uns Der gelehrt hat, der wohl zu heilig iſt, um ſeinen Namen häufig auszuſprechen. Wenn nun ſchon ein rein gläubiger Menſch und Schriftſteller einen ſehr erfreulichen Anblick gewährt, ſo wird dieſer Genuß noch ſehr erhöht, wenn wir denſelben auch mit großem poetiſchen Talent, rüſtiger Fröhlichkeit und guten einfachen Kenntniſſen ausgerüſtet erblicken. Claudius trat in einer Zeit auf, in welcher ein mit gutem Fug frech zu nennender Unglaube und eine höchſt unerquickliche vornehmthuende Seichtigkeit an der Tagesordnung war, die er zuweilen ernſthaft, öfter aber mit angenehmem Scherz und Spott bekämpfte. Er hatte den Muth gerade das herrliche Gegentheil von ſeiner Zeit zu ſein, und man würde ihm dies ſchwerlich haben hingehen laſſen, wie es ihm in der That eine geraume Zeit ſo hinging, hätte man es nur wirklich geglaubt, daß es ſo mit ihm ſtehe wie es in der That ſtand. So aber meinte man oft, da er ohnehin einen ſcherzhaften und muntern Charakter zeigte, es ſei ihm mit ſeinem Eifer für den Glauben und für das ächte alte Chriſtenthum kein rechter Ernſt, und er wähle nur dieſe Methode, um etwas Apartes zu haben. (!)

Es war aber auch kaum möglich, dem Manne, der mit der herrlichſten Erhabenheit und kindlichen Beſcheidenheit im Innern, ſo viel Munterkeit, harmloſen Witz und Schalkheit verband, mit ſonſt gewöhnlicher Grämlichkeit zu begegnen, und man bewunderte lieber die Güte Gottes, die ſelbſt einem alle bloß negative Aufklärung verſchmähenden Manne, wie Cl., einen ſo reichen Schatz von anmuthigem Humor verliehen habe; wobei wir nur das „dennoch“ tilgen und vielleicht gar in ein „eben deswegen“ verwandeln möchten. In der That haben ſeine Lieder ſowohl als ſeine proſaiſchen Aufſätze einen ſo ganz eignen Zauber, daß ſie einem ſelbſt dann gefielen, wenn man ſich auch dagegen ſetzte, und es iſt nun einmal ſchlechthin nicht zu leugnen, daß wir in Claudius einen der köſtlichſten, naivſten und gemüthvollſten Dichter beſitzen, die Deutſchland je gehabt hat.

§. 57.

Endlich aber, da er es gar zu arg machte, da er den Fenelon überſetzte, und in der Vorerinnerung rund heraus erklärte, daß er dem Glauben dieſes Mannes wahrhaft zugethan ſei, und daß während es Hunderten und wieder Hunderten erlaubt ſei, ſich als Ungläubige zu geriren, auch ihm hoffentlich verſtattet ſein werde, auf ſeine eigne Hand gläubig und in dieſem Glauben ſelig zu ſein, da er endlich ſogar den wohlbekannten Urian, eine luſtige „Nachricht von der neuen Aufklärung“ ſingen ließ, ſo riß auch den langmüthigſten Kritikern die Geduld. Man meinte, ſelbſt der vortrefflichſte umfaſſendſte Purpurmantel der Poeſie könne dergleichen Verſtandesfehler nicht ganz verhüllen, ja man bediente ſich keinesweges ſolcher milden Metaphern als wir uns eben bedient haben, ſondern erklärte ſeinen Unwillen rund heraus, und faſt mit gröblichen Worten.

Claudius ſelbſt ſchien aber bereits ſo verſtockt zu ſein, daß er wenig oder gar keine Notiz davon nahm, ſondern immer nur da fortfuhr, wo er es gelaſſen hatte. Wenn deshalb einige unſrer Literaturhiſtoriker, die ihn denn doch nicht ganz umgehen können, von ihm reden müſſen, ſo ſieht man ihnen faſt die Verdrießlichkeit an, daß ſie gezwungen ſind, dies und jenes an ihm zu rühmen. Auch ich will nicht in Abrede ſtellen, daß in einzelnen Schriften ſeiner ſpätern Jahre mitunter etwas zu weiches, und, leider auch einzelne unproteſtantiſche Aeußerungen, zu unſrer wahrhaften Betrübniß ſich vorfinden, und obwohl ich gänzlich den Widerwillen theile, den der Wandsbecker Bote gegen eine gewiſſe Gattung von Leuten empfand, von denen es höchſt ergötzlich heißt:

„Sie ſchrieben und lectürten ſehr,“ ſo möchte ich doch um keinen Preis und in keinem Falle den „Brummelbären“ zurückwünſchen, was Cl. leider einmal wirklich gethan!

Wo aber ſo viel zu lieben und zu rühmen iſt wie bei ihm, vergißt ſich einzelnes Misfällige leicht. Das herrliche, mit ſtets erneuerter Kraft und Luſt durchgeführte Verhältniß zwiſchen Aſmus und dem Vetter Andres, das Geſpräch mit dem Kaiſer von Japan, der Aufſatz über die Unſterblichkeit der Seele, (dem er zum erſtenmale ſeinen edlen wahren Namen unterſetzte) die Lieder und Epigramme alle, die Recenſionen u. ſ. w., das ſind gar würdige Gegenſtände der innigen Verehrung, Liebe und Freude, — und ſo lange es noch Deutſche giebt, und der Rhein ſtrömt, wird das Rheinweinlied geſungen werden, das mächtig woge und heiterklar wie er.

§. 58.

Heinrich Jung (Stilling), geb. 1740. Man könnte nicht bloß die deutſchen, ſondern auch ſämmtliche Europäiſche

Schriftſteller in zwei große Klaſſen eintheilen. Die erſte überaus zahlreiche umfaßt diejenigen, welche eigentlich dem Publikum gar nichts zu ſagen haben, und dennoch, ſei's durch frivole Willkühr, Eitelkeit oder durch äußere Scheinveranlaſſungen bewogen, die Feder ergreifen, gelaſſen eintauchen, und niederſchreiben was eben bequem und erträglich ſcheint. Da unter jenem Ausdrucke „Nichts zu ſagen haben“ natürlich nur das nicht Bedeutende, nicht Nothwendige, den Urhebern ſelbſt nicht einmal nothwendig Scheinende verſtanden wird, ſo darf man wohl urtheilen, daß dieſe ganze Maſſe von Literatur ohne Schaden für das Publikum und ohne Schaden für die Autoren ſelbſt, — verbrannt oder in das Meer geworfen werden könnte.

Die andere Klaſſe hat in der That und Wahrheit den Zeitgenoſſen etwas zu ſagen, und da die Menſchenſtimme im Geſpräch ſo leicht verhallt, und die Hirtenbriefe nicht mehr circuliren, ſo will und muß ſie ſich vervielfältigen durch gedruckte Lettern, die in jeder Hinſicht für den noch nicht völlig in Leichtſinn Verlorenen etwas entſchieden Heiliges haben. Bei einem ſolchen Schriftſteller iſt die innere Nothwendigkeit vorhanden ſich mitzutheilen: darum ſpricht er auch nicht wie die alten und neuen Phariſäer und Schriftgelehrten um des eiteln Wortgefechts oder um der bloßen Converſation willen, die nur zu oft in ein bloßes Vielleicht, oder auch wohl in ein reines Nichts zerflattert, ſondern um der unerſchütterlich für wahr anerkannten Sache ſelbſt willen, die er als ſolche überall anerkannt haben will.

Indeſſen iſt vollkommen zuzugeben, daß jene Wahrheit zuweilen nur eine ſubjektive ſei, welcher der Beſitzer zu raſch eine allgemeine Bedeutſamkeit leihen will, oft iſt es ſogar nur ein einziger großer Irrthum, den der Redende mit ganzer Seele umfaßt, und er kann in dieſem Falle höchſt gefährlich werden, indem jenes „mit ganzer Seele umfaſſen“ ſtets eine Kraft und ein Leben in den Buchſtaben hineinzaubert, von dem tauſend mittelmäßig-gute Autoren, die ſelbſt nur halb glauben an das, was ſie vorbringen, auch nicht die entfernteſte Spur erreichen.

Jene beiden Klaſſen von Schriftſtellern ſind deshalb nicht etwa bloß dem Grade, ſondern der Gattung nach unterſchieden.

§. 59.

Zu welcher von beiden Ordnungen nun Heinrich Stilling zu rechnen ſei, iſt wohl um ſo deutlicher, da gerade er es iſt, bei deſſen Erwähnung ich jene Bemerkungen voranzuſchicken für nöthig fand.

Er begann ſeine literariſche Laufbahn, wider alle Gewohnheit, mit ſeiner Lebensbeſchreibung; doch eben dieſes aus dem Koſtum gehen iſt bei ihm charakteriſtiſch. Ihm iſt das Leben mehr als das (an ſich löbliche) lernende Umherſchauen nach vielen Seiten hin, ihm iſt der Zweifel tödtlich, das Wiſſen faſt nur ein bloß irdiſches Vergnügen, ihm iſt der Glaube nicht bloß das Höchſte, ſondern das allein Entſcheidende und Göttliche. Stillings Selbſtbiographie trägt ohne Zweifel noch manche Spuren von Ungleichheit und Unreife in der Anſicht und Darſtellung, dennoch gehört ſie im Ganzen zu den lebendigſten, gemüthvollſten und lauterſten Schriften der Deutſchen. Sie feſſelt nicht etwa durch die Darſtellung großer Begebenheiten, oder äußerlich ausgezeichneter Menſchen, wir werden hier eingeführt in ſehr enge Bauernſtuben: Kohlenbrenner, Schneider, Schulmeiſter, höchſtens einmal ein Prediger ſtellen ſich unſerm Blicke dar, und verlangen, daß wir ſie freundlich begrüßen ſollen, ſo wie ſie es mit uns gehalten haben. Sie erreichen dasbald, denn ſie haben faſt alle eine ſinnvolle Bedeutung, innere Lebendigkeit und äußere Anſchaulichkeit. Es iſt allen dieſen Perſonen mit dem was ſie thun, und dem Verfaſſer mit dem was er ſchildert, ein heiliger Ernſt, weshalb denn auch der Leſer nur zu wählen hat zwiſchen gänzlicher Widerſetzlichkeit oder freundlicher Hingebung. Dazu kommen noch die herrlichen altdeutſchen Volkslieder, die wie ferne Heimathsberge auf die der Strahl der Abendſonne fällt, die einzelnen Lebensabſchnitte mild und ernſt begränzen. So ſchauen wir denn von jenen Bauerhütten aus nicht bloß in die ewige unergründliche Menſchenbruſt, ſondern auch durch jene Lieder in manche alte Rieſenburg die nun geſunken, in manche alte Königshalle in der nun keine Muſik mehr ertönt. Unter Stillings eignen Liedern iſt vielleicht auch nicht ein einziges, dem man das traurige Beiwort „gemacht“ beilegen dürfte, ein Wort, das dieſe Literaturgeſchichte leider hat recht häufig gebrauchen müſſen, weil ſich für die Unzahl von anderweitigen Gedichten, Schauſpielen, Romanen u. ſ. w. nun einmal kein andres ſo bezeichnendes Wort wieder auffinden ließ.

Soll übrigens aus der Stillingſchen Lebensbeſchreibung ein Charakter ganz beſonders hervorgehoben werden, ſo iſt dieſes Vater Stilling, den das Herz ſelbſt gezeichnet zu haben ſcheint, und das Herz iſt es ja, wie ſchon die Alten gar wohl wußten, das beredt macht. Da jetzt ſo häufig auf wunderliche Weiſe und deshalb größtentheils zum Verdruſſe der Deutſchheit, von der Deutſchheit die Rede iſt, weshalb denn auch manche ſich unter derſelben ein recht hoffährtiges vollmundiges Weſen denken, ſo ſcheint es wohlgethan auf dieſen alten Vater Stilling hinzudeuten und zu ſagen: Sehet her, dies iſt ein Deutſcher, ein ſtill kräftiger, durch und durch geſunder, einfach thätiger

Mann, ſtolz auf ſein Vaterland, aber viel zu ſtolz um viel davon zu reden, ſtolz auf ſeine Bürgertugend, muthig und fröhlich ſelbſt im ſchweren Leide, ein treuer Hüter der Familie, feſt und entſchloſſen gegen alles Unwürdige, aber unendlich beſcheiden und demüthig bis in den Mittelpunkt des Herzens hin, gegen Gott und den Erlöſer. Laßt euch durch die Darſtellung ſeines Todes nicht ſchrecken. Er iſt ernſt und tragiſch, doch weil er wahrhaft tragiſch iſt, gewiß nicht zerreißend, ſondern führt auch wieder den Troſt mit ſich.

§. 60.

Mit größern Anſprüchen, doch bei weitem weniger genügend, erſcheint das ſehr weitläufige „Heimweh,“ ein Werk, deſſen Anlage im Ganzen und in mehreren einzelnen ſeiner allegoriſchen Beziehungen misglückt iſt, und nothwendig misglücken mußte.

Die Flügel, die eine rein allegoriſche Dichtung tragen, ſind gewöhnlich ſo zart, daß ſie den breiten Weg durch mehrere Alphabete hindurch, oder, wie nicht minder hier der Fall iſt, vom Rhein bis zu den ägyptiſchen Pyramiden hin, nicht wohl ertragen können, ohne ſich ſtaubig und ſchwer zu machen.

In einem alten Engliſchen Buche: „Reiſe des Chriſten nach der ſeligen Ewigkeit,“ von Bunian, wird eine ähnliche Idee einfacher und glücklicher ausgeführt, obwohl Stilling in einzelnen Parthien ſeines Werkes mehr Tiefe und Bildung zeigt. Störend in dem letztern iſt beſonders die zu häufige Erwähnung des metaphyſiſch-religiöſen Heimwehs ſelber, das ſich zuweilen durch die theilweis unbeholfene Handhabung der Sprache, als eine wirkliche Krankheit oder gar als etwas ſich mit ſich ſelbſt Brüſtendes darſtellt.

Freilich ſoll und wird der beſſere Menſch jenes religiöſe Heimweh haben, aber es ruht am beſten in der Tiefe der Bruſt und es wird ungern durch die Frage geſtört, ob es denn auch wirklich vorhanden und recht lebhaft da ſei, was hier nur zu häufig geſchieht. Die modernen Hauptfeinde des Chriſtenthums werden nicht mit gehöriger Ueberſicht geſchildert, und die allegoriſche Frau von Traun nebſt ihrer Freundin, dem Fräulein Miſchlin, ſpielen hier eine weniger gefährliche als ſeltſam komiſche Rolle, beſonders wenn die letztere den allegoriſchen Helden (Oſtenheim) mit Gewalt fangen läßt, und ihm zuletzt mit ungeahneter Offenheit erklärt, daß ſie ihn liebe und nicht von ihm laſſen wolle. — Zu den anderweitigen Störungen gehört noch der Dialog, der dem Verſ. nie recht zuſagt.

§. 61.

Den philoſophiſchen Atheismus, dem auch noch der hiſtoriſch-politiſche beigeſetzt werden könnte, ſollte Stilling nicht auf deſſen eignem Grund und Boden beſiegen wollen, der nur Nahrung hat für den zu Bekämpfenden. Nur frei in den reineren Lüften kann jenes Ungeheuer überwunden werden, und dort hat auch St. ſchon manchen redlichen Sieg über daſſelbe davon getragen.

Manche ſpätere Schriften dieſes Dichters haben ein nicht glückliches Aufſehn erregt, doch möchte es zweckmäßiger geweſen ſein, wenn man ohne alle Heftigkeit und ohne allen wohlfeilen Witz bloß ruhig und ernſt erklärt hätte, daß St. durchaus nicht wohl gethan ſie zu ſchreiben. Gefahr dürfte wohl nur für Wenige davon zu fürchten ſein, denn ſelbſt für den Aberglauben ſcheint die Mehrheit unſrer Zeitgenoſſen durch Flüchtigkeit geſichert.

Was wir aber mit beſonderm Tadel erwähnen müſſen, iſt, daß Jung in ſeinen Schriften dieſes Leben überhaupt nicht in der Selbſtvollendung deſſelben, ſondern faſt immer nur in ſeiner Unzulänglichkeit und Unbefriedigtheit betrachtet, wodurch er mehr verletzt und betrübt als ſtärkt. Jedes Leben und jede Welt hat ihre in ſich ſelbſt beruhende große Bedeutung, und eine wechſelſeitig höchſt erfreuliche Beziehung, und ſo kann und ſoll uns ſchon die Zeit zur Ewigkeit werden.

So findet ſich denn auch in den geiſtigen Ahnungen, in dem Hinüberſchauen nach jener Welt, und in den Verkündigungen von dorther, wie wir ſie bei Stilling finden, zuweilen etwas Unheimliches und Peinliches; man dürfte ſagen: eine Beimiſchung von — Leichenduft, von dem die Seele ſich frei erhalten ſoll.

Unſre Religion der reinen Sehnſucht und der reinen Freude weiß von dieſen Schrecken nichts.

§. 62.

Georg Chriſtian Lichtenberg, geb. 1742, geſt. 1799. Mit Recht erheitern ſich die Deutſchen, wenn vom Witz geredet und der Name Lichtenberg ausgeſprochen wird. Es kommen ihnen dabei ſo manche ſcherzhafte oder ſatyriſche Einfälle dieſes Schriftſtellers, die ſich leicht behalten laſſen, in das Gedächtniß, und man hat Beiſpiele, daß, während ſie dieſelben wieder erzählen, ſie ſelbſt für den Augenblick gleichfalls witzig geworden ſind. Allerdings iſt Lichtenberg in manchen einzelnen Bemerkungen ein ſehr verſtändiger proſaiſcher Epigrammatiker, der ganz beſonders in den Erklärungen der Hogarthiſchen Kupferſtiche die rechte Rennbahn für ſeinen Scharfſinn und Witz gefunden hat. Man darf ohne Uebertreibung behaupten, daß kein Engliſcher Schriftſteller, ſelbſt nicht Ireland, den Geiſt jener Carikaturen

turen

turen ſo treffend aufgefaſſt und ſo reichlich commentirt hat als er; ja es iſt ſo gar entſchieden, daß Lichtenbergs Commentar noch witziger iſt als Hogarths Zeichnungen ſelbſt, der denn auch in ſeiner Analyſis of beauty (vom Jahr 1753) bekanntlich mehr Talent als Verſtand gezeigt hat. — Die Wellenlinien-Theorie iſt als genialer Einfall zu loben; doch wird er von Hogarth ſelbſt faſt zu Tode gejagt. Für den wahrhaften Humor iſt Hogarth bei weitem nicht philoſophiſch tief und fromm, und eben deshalb bei weitem nicht friſch-fröhlich und muthwillig genug. Er ſcheint zuweilen mit wahrer Luſt in den eigentlichen Verweſungsſünden zu wühlen und ſelbſt ein gewiſſer ekelhafter Schauder wird von ihm nicht immer verſchmäht. Ueberhaupt giebt ſein letztes Blatt hinlängliches Zeugniß, welch ein Abgrund von Unſicherheit in ihm ſelber war, den auch das allerreichſte Talent nicht verhüllen kann. Lichtenbergs freierer Blick hat einige dieſer Fehler wohl anerkannt, andere beſſer verhüllt; andere aber leider auch als Schönheiten acceptirt.

§. 63.

Nachdem wir nun Lichtenbergs Verdienſte um Hogarth freudig anerkannt und angedeutet haben, ſcheint es uns zweckmäßig hier einige ſehr einfache Bemerkungen einzuflechten, zu denen L. die beſte Gelegenheit bietet:

Es giebt eine reine und freie Philoſophie, es giebt aber auch eine unfreie, die nur das Gegebene verarbeitet, oft ſogar ſich begnügt an das Gegebene nur noch etwas anzuhängen, weshalb man ſie denn auch die Anmerkungs-Philoſophie nennen kann und wirklich genannt hat. Man will behaupten, daß dieſe letztere Gattung von Philoſophie, obwohl gegen ihren Werth von verſchiedenen Seiten her ſehr ernſtlich proteſtirt worden, in Deutſchland, vor allen in England und Frankreich noch immer die beliebteſte ſei. Eben ſo giebt es bekanntlich auch eine freie und göttliche Poeſie. und eine unfreie und weltlich enge Halb-Poeſie, einen freien von der höchſten Abkunft zeigenden Witz und Humor und einen aus einer unbefriedigten Seele hervorgehenden Anmerkungswitz und Proſa-Humor. — Der ächte Witz und Humor zeigt ſich am Beſten im Roman und dem Drama und erſcheint hier als Charakterwitz, Verhältnißwitz, Situationswitz ꝛc. Der ſchönſte Witz iſt in einem geiſtreich gedachten und durchgeführten menſchlichen Verhältniß zu finden, z. B. in dem des Don Quixote zum Panſa, des Siebenkäs zum Leibgeber, der beiden Freunde zur ganzen Welt u. ſ. w. Auch des bloß wiſſenſchaftlichen Witzes werde rühmlich gedacht, (hier ſiegt L. zuweilen recht glänzend) ſo wie in mancher Hinſicht auch des Fragmentenwitzes. Wortwitz an ſich ſoll nicht verachtet werden, doch iſt er der gewöhnlichſte, und nur poetiſche Gemüther können ihn adeln.

Lieben die Deutſchen in der Regel den Witz und Humor? Im Leben ſelten; da dünkt er ſie oft gefährlich und unbequem und Manche mögen lieber den bloßen Spaß, (den wir in gewiſſer Hinſicht auch gar wohl in Schutz nehmen möchten, deſſen er jedoch nicht bedarf.) — Lieben ſie den Witz und Humor in Schriften? Allerdings; doch meiſtens nur den leichten, bequem zu überſehenden; und vor allen Dingen darf es ihnen damit nicht zu viel werden. Zu wenig Witz verzeihen ſie gern; zu viel ſelten; doch drücken ſie das gewöhnlich durch das Wort „überladen“ aus, welches man ſogar hie und da auch in Beziehung auf Jean Paul hört. — Ferner circuliren die Worte „das iſt zu weit hergeholt“ und „das liegt zu nah.“ Das erſte wird verdrießlich ausgeſprochen, das letzte leichthin. Welche Weite aber zu weit iſt, und welche Nähe zu nahe, in Beziehung auf das Witzherhohlen; darüber iſt nichts zu vernehmen.

Es giebt ferner nicht bloß geſunde und kranke Schriftſteller, ſondern auch halb kranke und halb geſunde, ja es laſſen ſich Beiſpiele von einer Neun und neunzig Hundertel Geſundheit anführen.

Der reine Dichter und der reine Philoſoph, das heißt: der rein chriſtlich gebildete Geiſt athmet die friſch erhebende und beruhigende Himmelsluft; aber es giebt auch eine Stadt-, Dorf- und Stubenluft, und der Verfaſſer dieſes Werks geſteht, daß er das nicht ſehr glückliche Talent beſitzt, dieſe letzteren Luftarten ſogleich zu erkennen, und daß er ſie leider in den Werken der meiſten Deutſchen Dichter und Philoſophen antrifft.

§. 64.

Indem dieſe Bemerkungen auch wohl ohne nähere Auseinanderſetzung ſich verſtändlich machen werden, und in Hinſicht des Umſtandes, wie weit man ſie auf Lichtenberg anwenden darf, kein Misverſtändniß bei den Verſtändigen zu fürchten iſt, fügen wir nur noch hinzu, daß er ſelbſt mit ganz beſonderer Offenherzigkeit erklärt hat, er liebe die Poeſie meiſtens nicht, ja er haſſe und verachte ſie ein wenig. — „Leſet Euler und Newton, und werft Klopſtock und Goethe in den Winkel!“ ſo ſagt er einſt rund heraus, und zeigt dadurch, daß er bei weitem ehrlicher geſinnt iſt, als die Vielen, die während ſie im Herzen die ganze Poeſie für ein wunderliches halb lächerliches und unnützes Weſen halten, doch dabei das Anſehn haben wollen als möchten ſie die Sache ganz wohl leiden, als fänden ſie dieſelbe plauſibel genug und als ſeien gerade ſie die nicht übertreibenden, ſondern ſtreng gerechten Dichterfreunde.

Zum Glücke ſtraft indeß Lichtenbergs innerſtes Weſen die angeführten antipoetiſchen Worte Lügen, und wir dürfen mit Recht aus der Schilderung, die er von ſich ſelbſt macht, vermuthen, daß er ſich nicht ſelten, faſt wider ſeinen Willen, von künſtleriſchen Gefühlen ergriffen geſehen habe. Es ließe ſich ſogar fragen, ob er nicht ſelbſt durch Goethe, gegen den er oft und keinesweges mit Glück, den Witz verſucht, wenigſtens in geheimen Stunden, doch deſto herzlicher, erfreut worden ſei. Ueberhaupt äußerte ſich gegen Lichtenberg in dieſer Hinſicht eine eben ſowohl ſehr komiſche als ſehr ernſthafte und rührende Nemeſis, indem ihn nicht nur zuweilen poetiſche Anklänge und Anflüge befielen, ſondern mitunter ſogar die fantaſtiſchſten und abergläubigſten Empfindungen, wie er dies ſelbſt in der ſehr anziehenden Schilderung ſeiner ſelbſt geſteht. Man möge daraus abnehmen, wie ſchwer es ſei, dem Gotte und dem — Dämon in uns, Widerſtand zu leiſten. Außer dieſer ſchönen und rührenden Rache, welche die Poeſie an ihm nimmt, finden ſich auch noch Spuren von einer bittereren, wohin wir z. B. rechnen, daß derſelbe Mann, welcher doch nun einmal an den Tag gegeben hatte, daß er Goethe nicht liebe, dafür zur Strafe in einen ungebührlich übertreibenden Enthuſiasmus für Müller's Siegfried von Lindenberg verfallen mußte.

Sollen wir zum Schluſſe noch ein Wort von L. anführen, das unter allen treffenden Ausſprüchen, die wir von ihm haben, uns am meiſten zuſagt und am wichtigſten erſcheint, ſo wäre es Folgendes: „Unſere Welt wird noch ſo fein werden, daß es eben ſo lächerlich ſein wird, einen Gott zu glauben, als heut zu Tage Geſpenſter.“ — Wir können nicht mit Gewißheit beſtimmen, ob Lichtenberg den ganzen furchtbaren Inhalt dieſer wenigen Worte ſelbſt erkannte, ſo wie ihn F. H. Jacobi in einem Taſchenbuch für 1802 auf die eindringlichſte Weiſe erklärte; doch verrathen uns manche ſeiner hingeworfnen Fragmente, daß er nur mit geheimem Schauder an die Zukunft denken mochte, die dem größtentheils gottberaubten Geſchlecht nichts anderes bringen konnte, als verworrenen unreinen Schmerz.

§. 65.

Wie wir früherhin Nicolai, Sulzer und Mendelsſohn zuſammenſtellten, ſo ſei jetzt verſtattet, die drei folgenden Autoren neben einander zu nennen. Sie ſind oft ſo weitläufig beſprochen, daß wir deſto kürzer ſein wollen.

Johann Auguſt Eberhard, geb. 1738. geſt. 1809.

Er gab ſich die unſers Erachtens nicht ſehr nöthige Mühe, die Seligkeit der tugendhaften Heiden, inſonderheit des Sokrates darzuthun, deſſen Giftbecher ihn mit Recht gerührt hatte. Nur Schade, daß er dabei die köſtliche Ironie, die eigentliche Lebensluſt des Mannes (der ihm für ſein Buch wohl ſchwerlich mit beſonderer Ernſthaftigkeit danken würde) faſt ganz überſehen hatte. Auch giebt es, dünkt uns ſehr ernſt, in der Welt- und Privatgeſchichte der ſichtbaren und unſichtbaren Giftbecher, die gar Manchem Tugendhaften vorgeſetzt wurden, ſo viele, daß der des Sokrates nicht ſo oft allein genannt werden ſollte. Wir wollen dabei ferner erinnern daß unſer theurer Luther die ganze, allerdings höchſt wichtige Angelegenheit von der Heiden Seligkeit mit wenigen ſchön beſcheidenen Worten beſprochen hat, die uns (obwohl ſie nicht erſchöpfen ſollen und können) doch bedeutender dünken als das Eberhard'ſche Werk, das ohnehin bald darauf von dem wahren Kenner des Sokrates, J. G. Hamann, eine nicht ſehr günſtige Nachrede empfing, die jedoch damals, weil man ſie nicht ohne großes Nachdenken leſen kann, nur ſelten ſtudirt wurde, während die Eberhard'ſche Schrift ſich faſt von ſelber lieſet.

Merkwürdig iſt die große Gemüthsruhe, mit welcher E. der Aeſthetiker, Kants Kritik des Schönen und Erhabenen aufnahm, denn ſie ſchien noch im Jahr 1803, wo er mit ſeiner Aeſthetik in Briefen auftrat, noch nicht bis zu ihm gedrungen zu ſein. Kant und Fichte, Schiller und Schelling hatten für ihn nicht geſchrieben; er hält ſich an Baumgarten, und ignorirt das Widerſtrebende. Da er nun aber einmal nicht weiter gekommen iſt, als der ſchätzbare Baumgarten, deſſen Schriften doch noch glücklicherweiſe in der Welt ſind, ſo ſcheint uns ſeine Aeſthetik nicht eben nöthig. — Doch wollen wir abermals gern zugeſtehn, daß ſie bequem zu leſen iſt, welches für ein Verdienſt zu halten oder nicht zu halten, wie billig dem eignen Urtheil des Leſers überlaſſen bleibt.

§. 66.

Chriſtian Garve, geb. 1742, geſt. 1798. Wenn es einen Irrthum giebt, den man einen ſchönen nennen dürfte, ſo wäre es der, den die früheren Deutſchen nicht ſelten begingen, daß ſie den tugendhaften Schriftſteller auch wohl leicht für einen großen hielten. Garve's reines Leben war nicht minder bekannt worden, als die lange ſchmerzliche Krankheit, die, mit ununterbrochenem ſichern Schritte wachſend, ihn langſam verzehrte, während er ihr nichts entgegen zu ſetzen hatte als unermüdlich edle Geduld. Seine Ueberſetzung von Cicero's Werk über die Pflichten gab einigen Stoff zu gerechter Klage; aber man ließ ſie aus Zartgefühl nicht gern laut werden, weil man ſich erinnerte, wer dazu aufgefordert hatte; ſo wie denn auch einige geiſtreiche Anmerkungen ſchadlos zu halten ſchienen. Als ſpäterhin, beſonders durch den Aufſatz über Geduld, die Rührung der Deutſchen immer größer wurde, verſahen es einige dergeſtalt, daß ſie G. für einen großen Philoſophen erklärten, welches dann nothwendig die Oppoſition reizen mußte, die hier ohne Zweifel ein nicht ſehr ſchweres Spiel hatte. Wir ſelbſt nehmen ihn nur als Aeſthetiker und Styliſtiker in Anſpruch, und glauben lediglich auf die nach ſeinem Tode gedruckten Briefe an Weiße hindeuten zu dürfen, um unſer Urtheil, daß ihm Poeſie und Styl im höhern Sinne fremd waren, zu belegen. — Seine anderweitigen Verdienſte ſicheren indeſſen den Ruhm ſeines edeln Namens.

§. 67.

Johann Jakob Engel, geb. zu Parchim im Mecklenburgiſchen 1741, geſt. zu Berlin 1802. Ein leichter genußliebender Geiſt, vom Geſchick begünſtigt, auch in äußerer ſorgenfreier Lage; nicht eben ideenreich, aber mit dem Talent: was er beſaß geltend zu machen; ohne ſonderliche productive Kraft, aber über das Geſchaffene gern und zuweilen mit Glück reflectirend, von guter Anlage für den Styl, und im Beſtreben nach mimiſcher Deutlichkeit deſſelben nicht ſelten durch angenehmen Erfolg belohnt. Seine kleinen Luſtſpiele haben in ſich ſelbſt keinen beſondern Werth und erhalten ſich vielleicht nur durch guten Dialog und erfreuliche Erinnerungen, die ſich daran knüpfen. Seine Rede auf den König zeigt von der Kunſt, die Inſtrumente gut zu ſtimmen; läßt aber kalt durch kalte Berechnung. Der Philoſoph für die Welt machte ſchon wegen ſeines Titels Glück, denn das war es ja eben was man wollte: Leichtes, amüſantes, doch möglichſt moraliſches Allerlei-Raiſonnement, durch welches die Welt ſich geehrt fühlen mußte, da man ſie mit in's Spiel zog. "

Sie fühlte ſich auch ſehr geehrt und dankte. — Wie unbequem waren dagegen die früheren Philoſophen: Leibnitz und Wolff, Cruſius und Baumgarten! und nun vollends Kant und Fichte! die ſogar vor allen Dingen erſt das Räthſel der Welt und des Bewußtſeins ſchaffend erklären wollten, und von der vorhandnen Welt ſo Manches verlangten, das ſchwer zu erfüllen war.

Wer die höheren Forderungen des Gemüths entweder nicht thut oder gelegentlich zu beſeitigen verſteht, wer die Freiheit der Natur, den Flügelſchlag der Begeiſterung und Phantaſie, die Fülle des Lebens mit Tiefſinn und Ironie aufgefaßt, in einem Romane nicht verlangt, und, wenn jene ſchönen Dinge fehlen, ſie nicht ſehr vermißt, dem wird ohne Zweifel Lorenz Stark vollkommen Genüge leiſten, denn in der That wird er gar manches Gute und Treffende, was ſich ohne jene Beſitzthümer erreichen läſſt, hier finden. Einige wohlgelungene Charaktere (der des Helden würde noch angenehmer ſein, wenn er nicht ſelbſt ſtets Wache hielte über ſeinen Charakter und die andern nicht zu ſehr ſorgten, daß ſein Ruhm verkündet werde), einige Nebencharaktere ungleich trefflicher, (nur nicht die naiv liſtige Doctorin) einige glückliche Miniatürbilder aus einer gewiſſen Sphäre der Zeit, endlich ein mit großer Sorgfalt ausgefeilter Styl, der in jener bereits genannten mimiſchen Lebendigkeit wahrhaft ausgezeichnet iſt, — dies möge nie verkannt werden, denn es verdient wahres großes Lob.

Als Kritiker zeigte ſich Engel ſehr vortheilhaft, ſobald er zu einzelnen pſychologiſchen Bemerkungen Gelegenheit fand; da er aber das Studium der höhern Philoſophie nicht liebte und die Poeſie theils an fremde Zwecke knüpfte, theils faſt nur auf Charakterdarſtellung einging, ſo müſſen wir ſehr beklagen, daß er von Shakſpear, den er ſonſt auf ſeine

Weiſe ſehr liebte, nicht mehr lernte. — Auch iſt der (durch die vor kurzem im Druck erſchienenen Briefe) an den Tag gekommene Umſtand, daß Engel ſich durch die erſten ſchimmerreichen Dremen Kotzebues genugſam täuſchen ließ, um in ihm einen wahrhaften Dichter zu erkennen, wenigſtens ſehr bedenklich, und dürfte wohl unſre ſo eben gegebene Anſicht beſtätigen helfen.

§. 68.

Moritz Auguſt von Thümmel, geb. 1738. geſt. 1818. Es iſt dieſer Schriftſteller von Lichtenberg, Garve, Klinger, Eichhorn u. ſ. w. mit ſo vieler Luſt und Ausführlichkeit gerühmt worden, daß es den meiſten Leſern ſcheinen dürfte, als ſei das Talent dieſes Dichter bereits hinlänglich aus einander geſetzt worden. Nimmt man zu den Urtheilen jener Männer, das geiſtreichere Urtheil des ältern Schlegel, ſo dürfte man allerdings annehmen, als habe die Kritik ein genügendes anerkennendes Wort über ſein Talent geſprochen.

Behagliches Wohlſein iſt das Element in dem der Dichter lebt, und dieſes iſt geeignet genug, um ſich ſelbſt dem Auge des trübſten Leſers zu erſchließen. Des Dichters „Wilhelmine“ ein proſaiſch komiſches Gedicht, fiel in eine der heitern Laune nicht ſehr günſtige Zeit, dennoch riß ſie die meiſten ſonſt ein wenig trockenen Leſer mit ſich fort. Sie zwang ſelbſt dem einſeitigen übermüthig geſpreizten Klotz eine günſtige Recenſion ab, und lockte gleichſam die heitere Natur in ihm hervor, und als Michael Huber ſie nur mittelmäßig ins Franzöſiſche überſetzte, erwarb ſie ſelbſt bei unſern ſtolzern Nachbaren eine nicht geringe Gunſt und ein bleibendes Wohlgefallen. Ich fühle deshalb, doch ohne beſondern Schauder, ganz die Gefahr, worein ich mich begebe, wenn ich offen erkläre, daß mir dieſe Wilhelmine mit ihrem, theils mittelmäßigen, theils frivolen Lächeln, dem aller edle Hintergrund fehlt, ſo wie die wohlfeile Scherzhaftigkeit, welche mit gewiſſen geiſtlichen Magiſtern getrieben wird, nicht zuſagen könne.

Eine ſehr anmuthige Leichtigkeit im Styl bemerken wir dagegen in den erſteren Theilen der „Reiſen in die mittäglichen Provinzen von Frankreich“ und wenn uns überhaupt ſchon das Verhältniß zu Margot auf mancherlei Weiſe intereſſirt, ſo möchten wir in ihr ſogar die Muſe ſelbſt ſehen, die den Verfaſſer begeiſtert und mit friſchem Leben erfüllt. — Dennoch müſſen wir auch hier den Mangel an Hintergrund rügen, der in Yorik nur ſelten, und bei Jean Paul (ſelbſt in ſeinen muthwilligſten Burlesken) nie fehlt; ſo wie uns auch ferner ſcheint, als habe hie und da ein gewiſſer übervornehmer Cynismus, der von Poeſie noch entfernter iſt, als mancher derbe (z. B. der altengliſchen und altdeutſchen Bühne) einzelnen Theilen des Werkes geſchadet. — Wenn wir uns ferner noch auf das ſehr geiſtreiche Urtheil in dem Anhange zum Campaner-Thal beziehen, ſo ſcheinen dieſe wenigen Züge zu dem Gemälde des Dichters hinreichend zu ſein.

§. 69.

Theodor Gottlieb von Hippel (geb. 1741, geſt. 1796) Wir unterſchrieben das Urtheil Kants, der ihn einen Plan- und Centralkopf nannte; möchten aber, mit Accentuirung des Wortes „Kopf,“ hinzuſetzen, daß er trotz des ſeltſamſten Strebens nach Gemüth, ja ſogar nach der tiefſten Myſtik, dennoch des Gemüths ermangelte. Sein kalt abgeſchloſſenes, dürftig hartes, monoton verdroſſenes Leben, das uns mit großer Ausführlichkeit im Nekrolog erzählt worden iſt, giebt hinreichendes Zeugniß von der Wahrheit jener Bemerkung. In ſeinen Schriften, vorzüglich in den „Lebensläufen in aufſteigender Linie,“ und in den „Kreuz- und Querzügen des Ritters A bis Z,“ iſt ein reiches Füllhorn von Witz ergoſſen und ein männlich ſchneidender Scharfſinn, ein treffliches Verarbeiten, beſonders des von Kant gefundenen, durchaus nicht zu verkennen. Daß man ihm aber auch den eigentlichen und freien Vernunft-Tiefſinn, ſo wie Humor und Scherz zugeſchrieben, beruht wohl nur auf einem Misverſtändniſſe jener Wörter, und kann gar leicht klar werden, wenn man ihn mit Jean Paul vergleicht, der alles hat, was H. beſitzt, ſo wie nicht minder was ihm fehlt. — Daß Hippel bei ſo reicher geiſtiger Ausſtattung nicht noch mehr leiſtete, als er geleiſtet, liegt bloß an ihm ſelbſt, und wir werden, falls wir die angeführte Lebensbeſchreibung geleſen, uns noch ſehr wundern müſſen, daß ihm dennoch ſo manche ſchöne und höhere Ahndung treu blieb, ihm dem Schätze ſammelnden Hageſtolzen, dem Lebensängſtlichen u. ſ. w. Sein ausführliches und zum Theil ſehr verſtändiges Buch „über die Ehe“ hatte ihn ſelbſt am wenigſten überzeugt, und ſo finden ſich der traurigen Ironien noch gar manche, die er während ſeines ganzen Lebens mit ſich ſelber trieb.

§. 70.

Gottlieb Conrad Pfeffel (geb. 1736. geſt. 1809). Eine freundliche Muſe begleitete ihn durch das Leben, das wohl ſonſt für ihn wenig Reize gehabt haben würde, da er ſchon als Jüngling des Lichts der Augen beraubt worden war. Wenn aber gewöhnlich die Phantaſie der Blinden nur um feierlich ernſte, oder ſanfte Wehmuth erregende Gegenſtände ſchwebt, wie davon die muſikaliſchen und poetiſchen Compoſitionen der meiſten ein genugſames Zeugniß geben, ſo iſt **Pfeffel** doppelt merkwürdig, da er faſt immer nur in leichten und ſcherzenden Fabeln und Erzählungen ſich ausgeſprochen hat. In den letzten funfzehn bis achtzehn Jahren ſeines Lebens nahm ſein Geiſt eine einſeitig *) politiſche Richtung, die bekanntlich dem dichteriſchen Streben ſtets ungünſtig geweſen iſt. Da er nun doch nicht von der Fabel ablaſſen wollte, ſo zwang er ſeine politiſchen Anſichten in dieſe ſonſt ſchuldloſen, in anſpruchloſer Fröhlichkeit auftretenden Erzeugniſſe hinein, wodurch dann freilich nichts anders entſtehen konnte als Mühſeligkeit und Erkältung.

Auch ſeine Proſa können wir nicht loben, und es iſt faſt, als habe er des Reims bedurft, um gute Gedanken zu bekommen, und literariſch liebenswürdig zu ſein. — Sei aber auch des Geringhaltigen in ſeinen Schriften nicht wenig; nie möge ſo manches redlich und kühn Gedachten, Sinnreichen und Ergötzlichen vergeſſen werden, das ſich gleichfalls bei ihm findet, und wer fühlt ſich nicht erhoben und erbauet durch den Gedanken, daß der arme blinde Mann doch ſtets innerlich reich blieb, heiter und jugendlich bis in das ſpäteſte Alter.

§. 71.

Es konnte nicht fehlen, daß **Goethe's** glänzende Erſcheinung und das herrliche Feuer ſeiner früheren Jugendwerke, wie es das genießende deutſche Publikum entzündete, auch mitringende Gemüther entflammte, ihm — bald mit mehr, bald weniger Eigenkraft — auf ſeinen Wegen, ſelbſt dichtend zu folgen. Hier erblicken wir zuerſt:

---

*) Man wollte das Beiwort „einſeitig" nicht überſehen. — Aechtes Studium der Geſchichte und Staatswiſſenſchaft ſollte ſich kein Dichter erlaſſen, auch wird er es nicht, weil er ſonſt den hohen Namen eines Dichters ſchon — halb verſcherzt haben würde.

Jakob Michael Reinhold Lenz (geb. 1750. geſt. 1792.) Für dieſen faſt vergeſſenen Dichter hatte die Natur alles gethan, um etwas ſehr Bedeutendes an ihm, und durch ihn darzuſtellen, aber auch das Schickſal, oft vielleicht durch ihn ſelbſt herbei gerufen — oder, um modern zu reden: das ganze äußere Leben verfehlte ſeiner Seits gleichfalls nicht, alles zu thun, um jede Anlage in der Blüthe zu erſticken. Stetes Umherfliehen von einem Ort zum andern, Armuth, welche bald in gänzliche Dürftigkeit überging, Mißverſtändniſſe von mancherlei Art, Spott, ſpäterhin das Leben unter größtentheils fremdartigen, oft vielleicht feindſeligen Menſchen, mit Einem Wort: der alte gemeine Jammer von hundert Dichtern der neuern Zeit erzeugte erſt witzige Schwermuth, dann trübe, endlich vollendeten Wahnſinn und einen frühen Tod *).

Möge dieſer kurze Bericht nicht weiche Wehmuth veranlaſſen, ſondern unſere talentvollen Jünglinge, falls etwa auch einige von ihnen Zartheit der Phantaſie mit Hang zur Intrigue, große Gewandtheit des Geiſtes mit Eitelkeit, Poeſie mit Koketterie zu vereinigen Luſt hätten, ſehr ernſthaft auffordern von ſolchem Wege abzuſtehen, der gar leicht dahin führt, wohin der reich ausgeſtattete Lenz geführt ward.

---

*) Im Intelligenzblatte Nr. 99. der A. L. Z. 1792 verſpricht ein Ungenannter die Geſchichte von Lenzens letzten Lebensjahren, die jedoch nicht erſchienen iſt. Was Goethe im zweiten Band ſeiner Selbſtbiographie über Lenz mittheilt, betrifft zwar nur deſſen Straßburger Aufenthalt und damalige ſchriftſtelleriſche Verſuche, iſt aber ſo tief und durchgreifend, daß wir den ganzen Menſchen erſchauen, und das Ergebniß deutlich wird: Entweder gänzliche Umwandlung durch innere Kräftigung, — oder Untergang.

Sein Talent für das Komiſche zeigt ſich in dem Luſtſpiel: „Die Hofmeiſter" ſo wie in der Polemik gegen Wieland; am reinſten aber erſcheint ſeine Dichterader — obwol nur reproducirend — wenn er im Shakſpear lebend, ſeine Liebe für den Dichter in künſtlichen Nachbildungen einzelner muthwillig witziger Lieder deſſelben, die faſt unüberſetzlich ſchienen, an den Tag legt. Lenzens Kenntniß des Shakſpear iſt mit deſto größerm Ruhme anzuerkennen, je betäubender der Lärm war, den man damals über jenen Dichter erhob, während doch faſt alle pathetiſchen Lobſprüche auf denſelben, wenn wir ſie in ſchlichte Rede überſetzen, nur darauf hinausliefen, er ſei der große Chriſtoph unter den Dichtern und ſchreite gar gewaltig einher. Wie ganz anders Lenz von ihm dachte, zeigte er beſonders dadurch, daß er gerade das Schauſpiel zur Bearbeitung vornahm, das man unter allen am wenigſten geſchätzt, und oft recht hochmüthig albern, als den Markt des falſchen Witzes betrachtet hat, ich meine das lieblich friſche, köſtlich muthwillige Stück: „Der Liebe Mühe iſt umſonſt."

Lenzens Werke ſind ſehr ſelten geworden, und da ihrer ohnehin nur wenig ſind, ſo wäre es um ſo verdienſtlicher, wenn einmal eine Auswahl derſelben wieder veranſtaltet würde. Die Mehrheit der Deutſchen iſt ſo vertieft in die zum Theil nicht ſonderlichen Produkte der letzten Oſter- und Michaelismeſſe, daß ſie nur im äußerſten Nothfalle ein früher erſchienenes Werk zur Hand nimmt; am wenigſten aber darf man ihr zumuthen, nach einem Deutſchen Buche erſt weitläufig zu ſuchen. Und ſo bleibt Lenz ungeleſen.

§. 72.

Ungleich geringhaltiger, ja faſt nur als ſchnell und geſpenſtiſch verſchwindender literariſcher Abenteurer zu erwähnen iſt — ein gewiſſer .... Wagner, der um dieſe Zeit durch ein gräßliches, hin und wieder aber mit einzelnen genialen Zügen ausgeſtattetes Trauerſpiel: „die Kindesmörderinn“ eben ſo wohl zurückſtieß, als anzog. Manche Schauſpieldirection der damaligen Zeit wollte, des ungeheuren Erfolgs gewiß, und der zartern Nerven ſpottend, das Stück aufführen laſſen; aber mit Recht verbot es die Obrigkeit, die diesmal eben ſo ethiſch als äſthetiſch verfuhr, indem es allerdings bekanntlich Situationen, ja ſogar Kleidungen giebt — wer weiß nicht in welcher Tracht eine Kindesmörderin zum Richtplatze geführt wird? — die den Bühnenbrettern nicht anſteht *). Uebrigens hat W. nur ſehr geringe Verdienſte um das Stück, denn die Idee und die einzelnen genialen Züge ſind von Goethe erhorcht, der einſt im Ueberfluß des Herzens und der Jünglingsplane in zahlreicher Geſellſchaft darüber geſprochen hatte; was W. aus eigenen Mitteln dazu that, iſt ärmlich und trocken. Solcher litterariſcher Horcher giebt es bekanntlich auch heut zu Tage genug, und mehr als jemals, und ſo möge Wagner gleichſam als Führer einer zahlreichen Geſellſchaft genannt werden, deren wir indeß hier nur im Allgemeinen, flüchtig gedenken wollen.

§. 73.

Friedrich Müller (der Maler). Wenn der, ſo lange in einem unfreien Zuſtande ſich befand, endlich die Feſſel gewaltſam bricht, ſo haſſt er gewöhnlich nicht bloß dieſe, ſondern verachtet nun auch wohl übermüthig jedes Geſetz, jede Regel, jedes Maaß. So auch einſt manche Dichter, beſonders Deutſche. Lange genug waren ſie kleinlaut und nüchtern, bewundernd und nachahmend, und unabgeſchreckt ſelbſt durch den Spott der oft ihre Bewunderung und Nachahmung traf, in einem ſehr engen Kreiſe herumgegangen, und hatten keinen Schritt gethan, ohne vorher bei Ariſtoteles und Horaz, Batteux oder — Gottſched anzufragen, ob er auch verſtattet ſei: — als ſie endlich, angeregt durch einige bedeutende Geiſter, mit einemmale die Kläglichkeit ihres bisherigen ſklaviſchen Zuſtandes entdeckten. Jetzt nun traf der oben angedeutete Zuſtand ein, und uneingedenk Adraſteens, die in Allem Maaß zu halten gebietet, erſchuf man eine Periode, die ſchon längſt als die ſtürmende und drängende bezeichnet worden iſt. Dieſe Zeit riß auch Müllern mit ſich fort oder vielmehr: er war einer von Denen, die ſie veranlaſſten. Ein reges inneres Treiben, das muthige Sehnen friſcher Jugend nach Thaten ſchien ihm (wie Mehreren ſchon) die Poeſie ſelbſt zu ſein, und er äußert ſich darüber auf eine anziehende Weiſe in einem Schreiben an den Freiherrn Otto von Gemmingen, welches ſeinem „dramatiſirten Leben Fauſt's“ vorangeht. (Manheim 1778). Jene friſche Jugend iſt allerdings Poeſie und zwar die ſchönſte, wenn ſie ſich in edlen Thaten kund giebt; aber es folgt keineswegs, daß ſie ſelbſt bei einer beſondern Fülle von Phantaſie und Empfindung darum auch müſſe klar beſchreiben oder künſtleriſch darſtellen können. Ohne innere Lebenspoeſie kann freilich Niemand wahre Poeſien auf das Papier bringen und in den Leipziger Meſſen erſcheinen laſſen; aber das höhere poetiſche Leben bedingt darum nicht immer die ruhige Kraft des darſtellenden Geiſtes.

---

*) Auch in Berlin ſollte 1777 dieſes Stück gegeben werden, alles war vorbereitet, die Komödienzettel ausgegeben, und man ſtrömte ſchon dem Theater zu, als plötzlich noch am Nachmittage ein gerechtes Obrigkeitliches Verbot dazwiſchen trat. Ein anderes unſchuldiges Lieblingsſtück mußte die Betrübniß der getäuſchten Erwartung zu verſcheuchen ſuchen.

Es gehöre, ſagt M. in dem angeführten Schreiben, mit zu ſeinem Weſen wie die Bienen über Thal und Auen die Schöpfung zu durchwandern, um tauſend neue Schätze zu finden, wo die Liebe mit allmächtiger Ruthe anſchlägt; nicht immer mit dem Gedanken an einem Heerd zu hauſen, wär's auch nur dann und wann Bewegung und Ausbruch der Glut zu geben, die ſonſt, auf eins verſchloſſen, ſein Herz endlich ganz „verſchmoren“ würde.

So ſah er ſich denn nach Stoffe um und wählte meiſtens ſo, daß man nicht vortrefflicher wählen kann: z. B. Genoveva und Fauſt. Doch was war es, das ihn im Fauſt anzog? Er dachte ſich ihn — ſo erzählt er ſelbſt — als einen „großen Kerl, der alle ſeine Kraft gefühlt, gefühlt den Zügel, den Glück und Schickſal ihm anhielt, den er gern zerbrechen wollte und Wege ſuchte, Muth genug hatte, alles niederzuwerfen, was in den Weg tritt und ihn verhindern will, Wärme genug in ſeinem Buſen trägt, ſich in Liebe an einen Teufel zu hängen, der ihm offen und vertraulich entgegen tritt“ u. ſ. w. Ein ſolcher Charakter findet ſich aber gar nicht ſelten und es iſt unbillig denſelben mit dem Namen des tiefdunkeln Fauſt zu belegen. Nur einmal kommt M. dem Sinne deſſelben näher, wenn er, in Beziehung auf ihn, an das „Ganz ſein wollen was man fühlt, daß man ſein könnte“ erinnert; doch gleich darauf verblaſſt ihm jener Gedanke wieder, der ihn ſonſt leidlich würde geleitet haben, und er accentuirt *zu ſehr* das „Murren gegen Schickſal und Welt, die uns niederdrängt, und unſer edles ſelbſtſtändiges Weſen, unſern handelnden Willen durch Conventionen niederbeugt.“

§. 74.

Dennoch hätte man nach dieſer nicht ganz klaren Anſicht vom Fauſt, etwas Tieferes erwarten ſollen als M. uns in dem Werke ſelbſt giebt. Fauſt iſt hier ein von wilden Kraftphraſen aufgedunſener Jüngling, der nur eben die gebührende Strafe leidet, wenn er ſich im Innern unbefriedigt fühlt. — — Fauſt ſoll untergehen in der Unbegränztheit der Wiſſenſchaft, und durch das Nichtanerkennenwollen der nothwendigen Beſchränktheit des Individuums; hieraus ſoll die Verzweiflung gegen den Himmel, (deſſen ſüße Geheimniſſe ſich nur dem Frommergebenen und dadurch Freigewordenen kund thun) und das Heraufrufen der Mächte der Hölle erklärt und ſymboliſch dargeſtellt werden. Aber von jenen metaphyſiſchen Leiden iſt hier bei M. nicht die Rede, und der wahre Sinn des chriſtlich deutſchen Mythus faſt gänzlich aus den Augen gerückt worden.

Wir ſehen hier Fauſt in der wüſteſten Geſellſchaft ſich umhertreiben, von der er ſich ſelbſt nur in geringem Maaße unterſcheidet. Dennoch wird uns ſogar für jene Wüſtheit eine Art von Achtung abgefordert, und wir ſollen annehmen, es möge denn doch wohl hinter jener Rohheit einige Genialität verborgen liegen. Dieſe aber zeigt ſich nicht ſonderlich in Prügeleien und bei Trinkgelagen, ſo wie denn auch die wahre Kraft nur höchſt ſelten ausſpricht daß ſie kräftig ſei.

Um Fauſt zu verderben, muß der Verfaſſer ſogar zu den ewigen Hausmitteln: der Verſchwendung, dem Spiel und den Schulden ſeine Zuflucht nehmen, und wenn ſchon dies alles durchaus nicht in die Sage gehört, ſo muß uns vollends die Art, wie jene Wildheit hier getrieben wird, zu vermehrter Abneigung gegen den in ſtolzer Verworrenheit herumtaumelnden Helden veranlaſſen. In jedem Falle iſt ein Fauſt, der nur durch ſolche Aeußerlichkeiten getrieben, bei den Unterirdiſchen Hülfe ſucht, und den man allenfalls, wenn man ſeine Spielſchulden bezahlte, und ihn außerdem noch mit Taſchengeld verſorgte, von der Hölle loskaufen könnte, ein überaus widerſtrebender Gedanke.

§. 73.

Dieſem verfehlten Fauſt ſteht ein nicht minder verfehlter, aus dem Coſtum gehender Famulus Chriſtoph Wagner zur Seite, und man traut faſt ſeinen Augen nicht, wenn man hier leſen muß, daß er mit wenig bedeutenden Thränen in den Augen als ein überzart geſinnter Jüngling hereintritt, dem ſelbſt Fauſt nachſagt, daß er nicht begreifen könne, wie ihm doch immer das Leben zur Qual werde. „Junge,“ ſo fährt er dann fort, „unſere Herzen weichen beide aus ihrem engen Zirkel, aber Deines ſchwebt höher droben, die Welt könnte mir alles werden; und Dir — Du findeſt nichts unter der Sonne, an dem Deine Liebe ganz haften möchte.“ — Abgerechnet aber, daß die verfehlte Zeichnung des Fauſt auch einen verfehlten Wagner veranlaſſen konnte, erklärt ſich jene wunderliche Trübſeligkeit des Famulus auch noch auf eine andere Weiſe, welche beinahe die ganze damalige Poetenſchule angeht. Der Held mußte durchaus höchſt unzufrieden, unbefriedigt und nächſtdem ſtolz bis zur Grobheit ſein, die zweite Perſon aber wenigſtens ſehr trübſelig und wehmüthig, oder vielmehr wehmüthelnd (z. B. Guelfo und ſein Vertrauter in den „Zwillingen“). Melancholie galt als etwas Vornehmes, Heiterkeit als etwas Gemeines, ja es finden ſich Stellen in einigen Poeten jener Zeit, wo einer dem andern gratulirt, daß er Gottlob ſehr ſchwermüthige Züge im Geſicht habe *).

---

*) Bekanntlich hat der Prinz Hamlet, oder vielmehr das Misverſtändniß deſſelben, die größte Schuld an der Schwermuth der Poeten und ihrer Perſonen, welche leider ganz vergeſſen, daß jener Prinz ja wirklich eine ſehr ernſte Urſache hatte trübe zu ſeyn, während ſie das vergnügteſte Leben hätten führen können. — Tiefer aber möchte wohl ein anderer Grund liegen, daß

Ueber die ſeltſame Verkehrtheit in der Darſtellung des Lucifer, Mephiſtopheles, Bachillo u. ſ. w. bedarf es keines ausführlichen Worts, denn ſowohl das Pathos als der Humor der ihnen hier geliehen worden, ſpricht ſich nur zu deutlich als Krampf aus. (Nur in einigen Judenſcenen, die indeſſen wohl nicht in den Fauſt gehören, herrſcht wirkliches Leben, dem etwas Grellheit nicht eben ſchadet.)

§. 76.

Reiner und deutlicher zeigen ſich Müllers treffliche Anlagen in ſeiner Genoveva, nicht ſowohl im Ganzen, als in einzelnen Scenen, die indeſſen wieder faſt mehr ſind als Einzelnes, weil ſie einen nach einer poetiſchen Idee ſtrebenden Geiſt verrathen. Eine genaue Vergleichung der Müllerſchen und Tieckſchen Genoveva würde auch für die erſte nicht unrühmlich ausfallen, doch wehrt hier der beſchränkte Raum ſie durchzuführen; denn ſie darf nicht mit wenigen Worten abgethan werden. Sie wird erleichtert durch das beziehungsreiche Lied, das durch beide Bearbeitungen hingeht.

Zum Schluſſe möge hier noch das Lob mitgetheilt werden, das Tieck dem Mahler Müller für ſeine Leiſtungen in einer andern Dichtungsart gebracht hat. Es lautet:

„Die Idyllen der Neueren ſind früh ſentimental geworden, oder allegoriſch, in der letzten Zeit bei den Franzo-

---

man nämlich überhaupt durch eine gewiſſe Gattung von unerſprießlicher Aufklärerei wirklich abgefallen war von alter ſchöner Glaubensſicherheit und deshalb auf dem bloßen Reflexionspunkte ſich nothwendig übel befinden mußte. Hier konnten ſelbſt die ſchönſten Kunſttalente nicht helfen, ſondern nur die demüthig fröhliche Rückkehr zur gründlichen Wiſſenſchaft und Religion. Dann erſt gedeiht die wahre Poeſie.

ſen und Deutſchen meiſt fade und ſüßlich. Zwei Gedichte eines Deutſchen aber ſind mir bekannt, die ich vielen der ſchönſten Poeſien an die Seite ſetzen möchte, der Satyr Mopſus nämlich und Bacchidon und Milon vom Mahler Müller. Die friſche ſinnliche Natur, der lyriſche Schwung der Geſänge, die ſchön gewählten und kräftig ausgeführten Bilder haben mich jedesmal bis zur Entzückung hingeriſſen. Trefflich, wenn gleich nicht von dieſer Vollendung, iſt ſeine „Schaafſchur,“ reicher als dieſes Gemälde aus unſerer Zeit ſein „Nußkernen.“ In dem Gedicht „Adams erſtes Erwachen“ befindet er ſich freilich auch zuweilen in jener Leere, die ſich nicht poetiſch bevölkern läßt, aber einzelne Stellen ſind von großer Schönheit, und in der Darſtellung der Thiere ſcheint er mir einzig; ich weiß wenigſtens keinen Dichter, der ſie uns mit dieſer geiſtigen Lebendigkeit vor die Augen führte. Wie Schade, daß dieſes wahre Genie, welches ſich ſo glänzend ankündigte, nicht nachher das Studium der Poeſie fortgeſetzt hat! Sein Geiſt ſcheint mir mit dem des Giulio Romano innig verwandt; dieſelbe Fülle und Lieblichkeit, das Scharfe und Bizarre der Gedanken, und dieſelbe Sucht zur Uebertreibung.“ (L. Tieck's Phantaſus Thl. I. S. [illegible], [illegible]).

Wohl erkennend, daß M's. Idyllen ſeine tragiſchen Scenen allerdings gar ſehr überragen, kann ich dennoch dieſem Lobe nicht ganz beiſtimmen, indem jene friſche ſinnliche Natur nicht ſelten darauf auszugehen ſcheint, noch natürlicher und ſinnlicher zu ſein als die Natur ſelbſt, und etwas ganz Apartes zu haben, was ihr denn auch mitunter wohl gar — gelingt. Indeſſen hab' ich jenes Tieckſche Urtheil nicht ignoriren, ſondern wenigſtens hiſtoriſch mittheilen wollen. Doch ſelbſt abgeſehen von dieſer geſchichtlichen Beziehung, mag ich auch über eine das Maaß vielleicht überſchreitende Liebe nicht rechten.

§. 77.

Johann Anton Leiſewitz, geb. 1752, geſt. 1806. Man hat bei der Erwähnung dieſes wackern Schriftſtellers häufig an die Löwin erinnert, die nur Ein Junges gebiert; aber — eine Löwin *). Ich geſtehe, daß ich bei aller Achtung für L's edle Geſinnung und Talente die Richtigkeit dieſes Vergleichs nicht einräumen kann, indem ſein „Julius von Tarent," der ja auch bekanntlich in eine ziemlich frühe Jugend fiel, mehr ahnden läſſt, was der Verfaſſer einſt hätte leiſten können, als wirklich leiſtet. Eine gewiſſe metaphyſiſche Redſeligkeit, die inſonderheit dem Pathos ſchadet, das ſtete Beſchreiben der Empfindungen, die Breite einzelner Scenen, ſtören im Genuſſe eines dramatiſchen Werkes faſt noch mehr als im Roman. Allein gerade dieſe Fehler ſind es, die gewöhnlich das reifere Mannesalter tilgt. Leider aber hat dieſes Alter (ſonſt ſeiner Vaterſtadt — Braunſchweig — ſehr günſtig) für die literariſche Welt keine Früchte getragen, denn wie oft auch Aufforderungen zu neuer Thätigkeit an ihn ergingen, nie hat man ihn überreden können, neue Werke dem Publikum zu übergeben. So bleibe uns denn jener einzige Tarentiſche Julius, trotz aller ſeiner Mängel, doppelt theuer, und nie möge in ihm, obwohl er im Ganzen wirklich veraltet iſt, das einzelne Treffliche, einer tiefen und reinen Seele Entſproſſene verkannt werden, denn es zeigt uns deutlich, wie ſelbſt eine fehlerhafte Theorie, und die Gewöhnung zur halbpoetiſchen, metaphyſiſchen Betrachtung und Zerlegung der Gefühle, dennoch eine wahre Dichternatur nicht um ihr eigentliches Le-

---

*) Der Gedanke rührt von Leſſing her, der in der Ueberſchwenglichkeit eines überraſchenden Augenblicks in L. einen zweiten Goethe (!!) ahndete.

den bringen könne, ſollte ſie auch zuweilen ſelbſt jene Irrthümer für ihre Schönheiten und jenes wahre Leben für etwas bloß Gewöhnliches halten.

In ſpäteren Jahren ſprach ſich L. mit der edelſten Strenge ſelbſt das Dichtertalent ab; leider aber verleitete ihn dieſe Strenge auch zu der Härte, ſeine faſt vollendete, mit Geiſt und Fleiß ausgearbeitete Geſchichte des dreißigjährigen Krieges zu vernichten, oder doch dem Drucke zu verweigern.

§. 78.

Friedrich Maximilian von Klinger, geb. 1753. Er trat mit halb natürlicher, halb künſtlicher Erhitzung auf, und errang das betrübende Glück, daß einige unreife Jünglinge, denen die Flüche und Dolche in den „Zwillingen," der „neuen Arria," Simſone Griſaldo" u. ſ. w. wohlgefallen hatten, ihn mit Shakſpear verglichen. Andere Aehnlichkeit als im Nachlallen der Flüche und Nachmahlen der Dolche haben wir nicht auffinden können; obwohl einzeln Stralen von Talent, beſonders in den Zwillingen, leuchten. Bald darauf wurde Klinger dieſes Drängens und Treibens überdrüſſig, und legte ſich auf die Correktheit, hatte aber häufig das Unglück ſie mit vornehmer Kühle und Nüchternheit zu verwechſeln.

Wie ſich im Leben gewöhnlich ein verſchwelgter Tag durch eine nüchterne Woche rächet, ſo auch in der Thätigkeit des Dichters. Klinger ſchrieb in jener ſelbſt veranlaßten Nüchternheit einige andere Dramen, unter denen auch ein Luſtſpiel: „die falſchen Spieler" und wartete nun was man dazu ſagen werde; — aber man ſagte eben wenig oder gar nichts dazu, weil man ſie überhaupt nicht häufig las. Es finden ſich in den kritiſchen Blättern der damaligen Zeit nur zwei Recenſionen über jene Dramen, denn die Kälte erzeugt Kälte, und ein gewiſſes unpoetiſches Achſelzucken wird oft mit Achſelzucken — erwiedert. Der bloße Verſtand der z. B. jenes Luſtſpiel geſchaffen, ſcheint ſich faſt für Poeſie ausgeben zu wollen, kann aber die Rolle nicht durchſetzen, da er es nicht einmal bis zur leidlichen Vergnüglichkeit (wohl zu unterſcheiden von Heiterkeit und Fröhlichkeit) bringt. — Noch größerer Verſtand iſt in der Organiſation der Trauerſpiele: „Damokles“ und „Medea“ wahrzunehmen; aber auch die grandioſeſte Kälte, die Beſchwichtigtheit für Beruhigung giebt, iſt noch nicht Erhabenheit; doch ſoll allerdings auch — die ſtarrſte Spitze des Kaukaſus ſtets als bedeutend intereſſant gelten. —

Aus derſelben Zeit ſchreiben ſich mehrere **Romane** her, in denen oft eine nicht geringe Kraft waltet, oft aber auch, in Ermangelung derſelben, Schauerlichkeit und Gräßlichkeit dem gebildeten und heitern Leſer unerfreulich auffällt. Auch einen Fauſt empfingen wir, dem aber leider das Weſentliche, was in der Sage liegt, mangelt, denn ſie iſt faſt nur zum Vehikel eines nicht ungewöhnlichen Skepticismus benutzt. Es ſind nicht ſehr bedeutende Urſachen, die dieſen Fauſt bewegen, ſich mit dem Teufel einzulaſſen, denn ſelbſt die Armuth, von der hier gar nicht die Rede ſein durfte, ſpielt dabei eine Rolle. Der Teufel tritt im Coſtüm eines modernen Sophiſten auf, und ſcheint ein wenig bei Helvetius und andern Encyclopädiſten in die Schule gegangen zu ſein; hat aber noch nicht eben ſonderliche Fortſchritte gemacht. An Beruhigung iſt abermals nicht zu denken, ja es wird ſtatt derſelben Mismuth geboten.

§. 79.

Sollte man aber bei Werken dieſer Art, in denen das Talent aufgeboten wird, um etwas nur düſteres hervorzubringen, nicht ganz einfach und harmlos fragen. ..: „Wozu ſoll das?“ — Neues trübes Waſſer oder geſchwefelten betäubenden Wein zu gießen auf die traurige Mühle des halb gebildeten Zweiflers? dazu ſollte ſich das Talent zu gut fühlen. Der ächte Philoſoph macht mit Dergleichen wenig Umſtände, er hat jenes Finſtere vielleicht ſchon auf der Univerſität durch ernſtes Studium, oder in tüchtigen Geſprächen mit ſich ſelbſt und wackern Freunden, und mit Kraft prüfend das zu Prüfende, in heilbringenden kampfvoll ſchlafloſen Nächten glücklich beſeitigt. (Faſt möcht ich ſagen: Glücklich beigepackt, wie die Leiche des Polonius.) Und vollends der Religiöſe. In ſeine ſchöne ſonnerhellte Welt dringen kaum noch jene finſteren ſich ſelbſt mißverſtehenden Zweifel, und ein einziger Tropfen aus dem Born der ewigen Weisheit iſt genug, um ſeine Augen auf immer klar zu waſchen.

In noch ſpätern Jahren trat K. mit Fragmenten über Welt und Literatur auf, mit deren herrſchendem Charakter der nach manchen Seiten hinfahrenden üblen Laune und ſtolzen Unzufriedenheit wir uns mit nichten befreunden wollen. Er läßt in dieſem Werke ahnden, daß er überhaupt keine unumſtößliche objektive Wahrheit gefunden habe und deshalb auch nicht anerkenne, wofür wir ihm ohne Zweifel eine ſehr gerechte trauernde Theilnahme widmen würden, wenn wir nicht zuvörderſt abermals fragen müßten, wozu wohl dergleichen kühl hingeworfene Confeſſionen dienen ſollen, mit denen doch offenbar weder der Wiſſenſchaft, noch der Kunſt geholfen wird. Daß es ihm auf ſolchem Standpunkt ferner leicht wird, Kant, und die geſammte ſogenannte neuere Philoſophie, beſonders aber Jean Paul oberflächlich und bitter zu tadeln, während Wieland und Thümmel unmäßig gerühmt werden, iſt abermals nur um deswillen traurig intereſſant, weil wir wohl alle herzlich wünſchten, von einem Manne wie Klinger, deſſen große Anlagen wir ſehr zu ſchätzen wiſſen, etwas Beſſeres zu vernehmen.

Wir haben hier über manche ſeiner Werke anders urtheilen müſſen, als hie und da geſchehen iſt, aber wir ſind weit entfernt, — es ſei die Wiederholung verſtattet — das große Talent zu verkennen, welches in ihm wohnt; wohl aber glauben wir, daß um deswillen kein gewöhnlicher Maaßſtab angelegt werden dürfe. Wenn man erwägt, was Klinger mit jenen Anlagen hätte leiſten können, ſo wird man, hoffe ich, jenes Urtheil nicht ungerecht finden. — Sind ſie denn auch deshalb verloren? Ohne Zweifel nicht; denn abgerechnet das einzelne poſitiv Lobenswerthe, welches K. auch als Schriftſteller geleiſtet, hat er auch als kraftreicher Opponent manche ſchöne Kraft zu wecken vermocht. Ferner fragen wir wohl alle und haben bereits die frohe Antwort bei der Frage: Muß denn jedes Talent ſich lediglich in der Literatur entfalten? Iſt nicht das Leben ſelbſt der würdigſte Stoff, um aus demſelben ein großartiges Kunſtwerk zu bilden? und wenn ſchon jedes ächte vom Genie erzeugte Buch eine That iſt, iſt nicht dennoch das Leben ſelbſt die höchſte und würdigſte That? — Alles was aus weiter Ferne über Klinger verkündet wird, zeigt ihn uns als einen in großem Wirkungskreiſe edel und kühn und beſonnen waltenden geiſtreichen Praktiker, der ſelbſt weit höher ſteht als alle ſeine Schriften zuſammen genommen. Man wird vielleicht erwiedern, das gehöre nicht in eine Literaturgeſchichte, ich meine jedoch es ſei wohlgethan, mitunter durch ein Beiſpiel zu zeigen, daß es mit der Poeſie und Melodie des Lebens kein bloßes ſchönes Wort ſei, ja daß ſie auch dann ſtatt finden könne, wenn die — gedruckte Melodie des *alſo* Lebenden nicht immer genügen ſollte.

§. 80.

Otto Heinrich Freiherr von *Gemmingen*. Es iſt bereits an einem andern Orte gezeigt worden, daß wenn wir auch noch ſo oft durch hundert und wieder hundert Familiengemälde, wie ſie nun einmal an den Tag gekommen ſind, unmuthig gemacht oder gelangweilt werden, dennoch die Gattung ſelbſt in Ehren bleiben müſſe, in welcher der Dichter eben ſo tief zu uns ſprechen kann, als in der alten Schickſalsfabel.

Nach dieſem Eingange dürften vielleicht einige Leſer ein beſonderes Lob des „deutſchen Hausvaters,“ der bekanntlich ſchon oft geprieſen worden, auch hier erwarten. Ein ſolches aber kann ich nicht bringen, weil in dem genannten Schauſpiele keine Spur von Genialität und nur ſelten einige Gemüthlichkeit, die eigentliche Trägerin eines guten Familiengemäldes, erſcheint. Die Hälfte der Perſonen bewegt ſich hier in einer gewiſſen Gattung von Vornehmheit, die literariſch durchzuführen der Deutſche nur ſelten Virtuoſe genug iſt. Dennoch führt er, ſeine eigne Kraft miskennend, ſie meiſtens recht gern durch, verfehlt ſie aber, die nur individuelles Talent und Naturgabe iſt, durch Berechnetheit und Steifheit, oder, wenn er dieſen Uebelſtand etwa plötzlich bemerkt, durch gänzliche Flachheit die für zwangloſe Grazie und friſche Lebensleichtigkeit gelten ſoll.

Gemmingens Hausvater hat als ſeltene Ausnahme allerdings *wahre* Vornehmheit, aber nur eine allgemein gedachte, nebſt ähnlicher Beſonnenheit, Rechtlichkeit und Ehrliebe. Von der *poetiſchen* Vornehmheit aber, die man dem trefflichen Vater wohl gegönnt hätte, iſt kaum eine Spur, und von der Deutſchheit, auf die doch der Titel hinweiſt, leiht ſie nur ſelten die Farbe. Zuweilen erblickt man ſogar den Wettſtreit mit Diderots père de famille, der, wenn auch übertroffen, doch manche Geziertheit veranlaßt zu haben ſcheint. Die Familie ſelbſt kann unmöglich ſehr anziehend gefunden werden. Die kalt verdrießliche flach-unglückliche Ehe iſt ein bloßer Abdruck der Afterkultur und eignet ſich ſchlechthin nicht für die poetiſche Darſtellung, und die Gräfin Amalfi, der die übrigen Perſonen nur zu häufig Charaktergröße und Vortrefflichkeit des Gemüths nachrühmen, zeigt ſich in einer ſo pretiöſen Mittelmäßigkeit, daß man ſich eben nicht veranlaßt fühlt, in das Lob welches ihr von den Mitſpielenden ſo überreich gebracht wird, einzuſtimmen.

Karls Zeichnung pflegt wohl durch die allgemeine Bemerkung entſchuldigt zu werden, es ſolle ja eben ein ſchwankender Charakter ſein. Allein dies möchte ſchwerlich hinreichen, um die Art und Weiſe zu rechtfertigen wie ihn der Verfaſſer ſich hier gebährden läßt. Man könnte ſagen, er ſchwanke ſelbſt im Schwanken noch einmal, und zwar dergeſtalt, daß ſelbſt ein ſonſt nicht ſchwankender Zuhörer für den Moment wenigſtens mitzuſchwanken veranlaßt werde.

§. 81.

Lottchens Liebe iſt in der hergebrachten Form der weniger empfindſamen, als empfindſam ſprechen wollenden deutſchen Romane aus den ſiebziger Jahren, und die Kritik hätte den empörenden Umſtand, daß ſie als Schwangere aufgeſtellt wird die auch durch phyſiſche Hülfloſigkeit rühren will, gleich anfangs ſtrenger rügen ſollen, um wo möglich den Nachahmungen zu ſteuern, die hier ſich ſo bequem anſtellen ließen. Denn was iſt leichter, als durch die Darſtellung von Hunger, Durſt, Krankheit u. ſ. w. das Mitleid in Anſpruch zu nehmen? und nun vollends durch das Hervortreten einer leidenden Schwangern, die im wirklichen Leben jedem nicht ganz Verworfenen eine heilige Scheu und Achtung abfordert! — Doch eben um deswillen wollen wir ſie nicht auf der Bühne ſehen, wo nur der ſchöne Schein walte. Uebrigens iſt G. bei dieſem Irrthum nicht Original, ſondern er verdankt ihn der Eugenie von Beaumarchais.

Dennoch hat der deutſche Hausvater ein nicht geringes Glück auf der Bühne gemacht, theils wegen des Stoffes, der damals noch neu war, und einige erſchütternde Scenen veranlaſſen mußte, theils aber auch, weil einige der ausgezeichnetſten Schauſpieler Deutſchlands, z. B. Iffland, alle ihre Kräfte aufboten, um den vom Dichter faſt nur exoteriſch ausgeführten Hausvater zum wahrhaftigen deutſchen Leben hinaufzutragen.

Es iſt deshalb nichts Seltenes, daß jenes Drama auch noch heut zu Tage überſchätzt wird, welches ſich zum Theil durch den letztern Umſtand erklären läßt. Vergleicht man es mit **Diderots** père de famille, ſo ſteht es allerdings feſter als dies, ſein Vorbild; hält man es aber an die wenigen ausgezeichneteren Darſtellungen des deutſchen Familienlebens, z. B. an **Iffland's** Jäger, ſo fällt der Mangel an rein nationalem Leben und gemüthlicher Tieſe um ſo klarer in die Augen.

§. 82.

Johann Chriſtian **Brandes** (geb. 1735, geſt. 1799.).

Dieſer Mann, der uns durch ſeine oft wunderbar verſchlungenen Schickſale, die er in der Selbſtbiographie (Berlin 1799 und 1800) in drei Theilen ſchlicht und einfältig erzählt hat, intereſſant geworden iſt, und in manchen Situationen unſer inniges Mitleid in Anſpruch nimmt, verdient auch als dramatiſcher Schriftſteller nicht ganz vergeſſen zu werden. Zwar wollen wir die völlig falſch aufgefaßte Ariadne auf Naros, den auf ſogenannte Correctheit ausgehenden Grafen Olsbach und ähnliche gepreßte und trübſelige Stücke keineswegs rühmen; doch dünkt uns, habe in ihm ein nicht unbedeutendes Talent für eine gewiſſe Gattung des Luſtſpiels gewaltet, die man die ehrlich beſchränkte, aber in der Beſchränktheit muntere und fröhliche nennen könnte. So bald er ſich aus derſelben heraus wagt, oder wohl gar lehren und rühren will, erregt er durch bange Trockenheit gar bald Ermüdung. Unter ſeinen Luſtſpielen möchten wir das vielleicht am wenigſten gekannte und doch nicht ſelten als laſciv und ſcurriliſch getadelte: „die Hochzeitfeier, oder: Iſt's ein Mann oder iſt's ein Mädchen?“ als eines der geglückteſten angeben. Weit entfernt, hier Laſcivität zu finden, bedauern wir im Gegentheil, daß die Behandlung lange nicht muthwillig genug iſt *). — Ueberhaupt fehlt eines der für den Luſtſpieldichter bekanntlich unerläßlichen Requiſite, der Witz, dem Verfaſſer faſt gänzlich; da er indeß dieſen Mangel ſelbſt zu wiſſen ſcheint, ſo verdient er Lob, daß er uns wenigſtens nicht mit dem Anblick des fruchtloſen Haſchens behelligt. B. iſt ein ehrlicher äſthetiſcher Arbeitsmann und Ackersmann, deſſen verſtändige Prätenſionsloſigkeit gefallen muß, und der ſchon durch den Contraſt ſeiner oft romantiſchen und fantaſtiſchen, noch öfter aber tragiſchen, herben, und — wie mit ſtumpfem Meſſer —

---

*) In Berlin wurde im Jahre 1809 dieſes Stück unter dem Titel: „Die Schwiegermütter“ mit nicht geringem Glück von neuem auf die Bühne gebracht. Ifflands Humor waltete dabei auf eine wahrhaft ſiegreiche Weiſe.

ſchneidenden Schickſale, im Verhältniſſe zu ſeiner einfachen und beſchränkten Natur, die Theilnahme des Fühlenden in Anſpruch nimmt.

§. 83.

F. M. Babo. Klopſtock nennt bekanntlich den Horaz einen Nachahmer wie Nachahmer nicht ſind, ein Ausdruck der auf Babo paßt, wenn wir die Beziehung zwiſchen ſeinem Drama: Otto von Wittelsbach und Götz von Berlichingen erwägen. B. beging leider gleich von vorn herein einen großen hiſtoriſchen Irrthum in der Zeichnung des Kaiſers Philipp, den er uns als einen charakterlos ſchwachen Mann vorführt, wofür Otto mit manchem ihm nicht zukommenden Schmuck bekleidet wird. Wie ganz anders zeigt uns die Geſchichte den kühnen geiſtreichen Hohenſtaufen; wie ganz anders den rauhen Wittelsbacher; ſo daß in der That zu wünſchen wäre, das ganze Verhältniß beider Fürſten würde einmal in einem neuen Drama völlig umgezeichnet *).

Und dennoch bleibt das Babo'ſche Drama ein in mancher Hinſicht ausgezeichnetes, weil es wenigſtens eine gute Ahnung von deutſcher Ritterzeit überhaupt an den Tag bringt, weil manches Einzelne natürlich und einfach ausgeführt worden, z. B. das gekränkte Ehrgefühl, die ſich ſelbſt abgerungene halbe Vergebung, die durch neue Verletzung mit verdoppelter Kraft emporlodernde Rache, die unſelige That ſelbſt, und das Hinſchwinden aller Kraft nach dem be-

---

*) Eine ähnliche, doch ausführlichere Kritik des Otto von W., die gleichfalls auf jene hiſtoriſche Unwahrheit hindeutete, gab ich bereits im „Dramaturgiſchen Wochenblatt," Berlin, Julius 1815, wiederholt in den freundlichen Schriften, Th. I. S. 281. f.

gangenen Frevel *). Die Sprache iſt zuweilen ein wenig nüchtern; immer aber unendlich beſſer als das leere Wortgeklingel was uns heut zu Tage ſo oft begegnet, und wobei weder der Klingler noch der Angeklingelte etwas andres fühlen kann als Ermüdung.

Das Schauſpiel „die Strelizen“ trägt den Stempel der kalten Mühſeligkeit, doch wird den Hiſtoriker intereſſiren, wie der Verf. einige Züge des altruſſiſchen Nationalcharakters aufzufaſſen geſucht hat. Die übrigen Schauſpiele Babo's ſtehen in purer blanker Proſa da, ja es begegnet ihnen wol gar, ſich ein wenig damit zu brüſten; denn was iſt jene glatte Uebervornehmheit, durch welche das ſonſt gut angelegte und theilweiſe fein ausgeführte Drama „der Puls“ im Ganzen erkältet wird, anders als Proſa und wieder Proſa? — Auszeichnung verdient indeſſen das kleine Luſtſpiel: „die Maler“ wegen des deutſchen Ehrgefühls, das in demſelben auf eine recht angenehme Weiſe zur Sprache gebracht wird.

§. 84.

Indeſſen trugen die Ritterſchauſpiele für einige Zeit faſt überall den Sieg davon. Es liegt dabei im Allgemeinen gewiß ein gutes Prinzip zum Grunde, denn alle Kraft, ſelbſt die rohe, iſt intereſſant; auch dürfte vielleicht noch tiefer bei dem deutſchen Publikum eine gewiſſe Sehnſucht nach vaterländiſcher Geſchichte den Ausſchlag gegeben haben, weshalb wir doppelt beklagen, daß man ihm meiſtens nur phantaſtiſche

---

*) Man könnte das ganze Stück als einen guten Commentar zu den herrlichen Worten Schillers anſehen:

„Ein andres Anſehn eh ſie geſchehen;
Ein andres zeigt die vollbrachte That.“

ſtiſche Fratzenbilder vorhielt. Welch einen Stoff hätten hier die Hohenſtaufen, Heinrich der Löwe, die Kämpfe der Schweizer gegen Oeſtreich, Friedrich der Schöne, Ludwig von Baiern, der trotz aller einzelnen Mängel doch ſo liebenswürdige Max u. ſ. w. geboten! aber das wählte man nicht, ſondern componirte ohne alle Scheu vor der Geſchichte munter und friſch und bequem in das Gelag hinein. Man ließ turnieren und trinken, Schlachten liefern, Burgen ſtürmen, Vehme halten, führte uns in gräuliche Burgverließe, wo bei düſterer Lampe gefangene Fräuleins wimmerten, u. ſ. w. — Ein beſonderes Uebel ſchlich ſich ein: Mechanismus in der ſogenannten Charakterzeichnung, und bei dem bloßen Anblick eines Comödienzettels konnte ein fleißiger Theaterbeſucher ſchon weisſagen wie ſich das Ganze machen werde. So war es z. B. faſt ein Grundgeſetz, daß Aebte und Mönche überaus arg und ſündhaft ſich betragen mußten, und je mehr ſie ſich als Virtuoſen in der Ruchloſigkeit zeigten, je ſicherer war der Beifall der Menge. Endlich wurde auch das Publikum der ewigen monotoniſchen Wiederholungen müde, und wandte ſeine Neigung ſelbſt den ſchwachen Familiengemälden zu, in denen freilich noch mehr geweint wurde, die aber doch zuweilen einen gutmüthigen oder ſalbungreichen Prediger aufſtellten, und wenigſtens das Gehör mit unharmoniſchem Getöſe, zuſammen ſchlagenden Ritterrüſtungen (in die der Dichter keine rechte Seele gezaubert hatte) und krachenden Lanzenſplittern verſchonten.

§. 85.

Wenden wir uns jetzt zu einigen erzählenden Schriftſtellern:

Johann Timotheus **Hermes**. Mit Recht hat man in den neuern Zeiten die ſogenannte moraliſche Tendenz als unſtatthaft für den Romandichter und als Störerin jeder rein künſtleriſchen Wirkung zu betrachten angefangen. Leider aber iſt dieſe Anſicht hie und da dermaßen verwirrt worden, daß man wohl gar ſtatt der moraliſchen Tendenz eine unmoraliſche eingeführt hat, wodurch in der That das Uebel ärger, ja endlos ärger werden mußte. Der Roman ſoll allerdings lehren, aber nicht wie ein dazu beſoldeter Informator, ſondern wie das Leben ſelbſt in ſeiner Mannigfaltigkeit und Vollſtändigkeit. Der Roman ſoll lehren, aber nicht apart lehren wollen. Schönheit und Sittlichkeit — (man verſtatte die Wiederholung bei der Wichtigkeit des ſo einfachen Gedankens, beſonders da es hier gilt, nichtbloß die Hermesſchen ſondern ſämmtliche Romane im Allgemeinen zu beurtheilen) — Schönheit und Sittlichkeit gleichen den beiden Flügeln des Adlers, und es iſt die Aufgabe des Menſchen, beide zu gleicher Zeit mit Freiheit zu bewegen. Man vertraue der wahren Schönheit, daß ſie ewig auch gut ſein müſſe, ſo wie nicht minder, daß das Unſittliche, verhülle es ſich auch wie es wolle, nie anders ſein könne als häßlich. Nach dieſen Bemerkungen wird man das Urtheil über die Romane: „Sophiens Reiſe von Memel nach Sachſen,“ „Manch Hermäon“ u. ſ. w. leicht finden *). Es ſind meiſtens gute moraliſche Exempelbücher, welche einzelne glücklich angelegte Situationen und leidliche Darſtellung auf-

---

*) Da Hermes bereits 1766 mit einer „Miß Fanny Wilkes“ auftrat, und Sophie ſchon 1770 ihre Reiſe begann, ſo ſcheint es, als werde dieſer Autor hier faſt ein wenig zu ſpät angeführt. Indeſſen hat Fanny, trotz ihrer rührend peinlichen Verſicherung, ſie ſei ſo gut engliſch als manche in England ſelbſt geborne Dame, niemals Glück gemacht, und die eigentliche Wirkſamkeit des Verfaſſers geht ſpäter an; erſtreckt ſich aber dafür auch bis in den Anfang des neunzehnten Jahrhunderts.

zeigen, denen es jedoch an Gedrängtheit, innigem Zuſammenhang, und an tiefen Charakteren fehlt; leider aber nicht an einzelnen rohen Auseinanderſetzungen des — Zarten und Heiligen, da H. jenes Zarte nicht anerkennt. — Von künſtleriſcher Bildung iſt keine Spur. Daher kommt es denn auch, daß jene Schriften die ehedem gar viel geleſen wurden, heut zu Tage nur wenig mehr beachtet werden, denn ſie ſind in der That veraltet: ein Schickſal das dem künſtleriſch gebildeten Roman nie begegnen kann, weil er in der That zu allen Zeiten redet, und zu allen Zeiten zu reden werth iſt.

§. 86.

Dieſe Bemerkungen paſſen größtentheils auch auf Johann Gottwerth **Müller** (in Itzehoe). Sein Siegfried von Lindenberg beurkundet Anlage zum behaglichen Erzähler und einen gewiſſen Beobachtungsgeiſt, der aber, ohne wahre Genialität, ſich meiſtens begnügt, einzelne Seltſamkeiten und Wunderlichkeiten in den Verhältniſſen gewöhnlicher oder ungebildeter Menſchen zu erkennen und darzuſtellen. Eine leicht aufzutreibende, oft überderbe Spaßhaftigkeit verſchaffte dem Buche nur zu vielen Beifall, und täuſchte eine geraume Zeit ſelbſt einige ſonſt nicht leicht zufrieden geſtellte Kritiker, als ſei hier etwas entſchieden original Deutſches. — In ſpätern Jahren lieferte M. „Friedrich Brack, oder die Geſchichte eines Unglücklichen,“ „Sara Reinert“ und ähnliche Romane, die zwar von größerer Anſtrengung zeigen; oft aber, indem ſie lehren wollen, auch das ſchlechthin Widrige und Gemeine auf eine Weiſe zur Sprache bringen, daß man ſich mit Unwillen davon abwendet. Die letzten Erzeugniſſe dieſes Schriftſtellers zeichnen ſich durch Trockenheit und Gedehntheit auf die traurigſte Weiſe aus, und machen ſie ſelbſt für das Publikum ungenießbar, welches ehedem um Siegfrieds willen, wenn auch nicht immer mit Liebe, doch mit Geduld bei ihm verweilte.

§. 87.

Johann Karl Wezel. Ein kurzer Frühling des Geiſtes ließ ihn manche zu ihrer Zeit geſchätzte Romane und Schauſpiele geben, die zum Theil nicht ohne Anlage für das Komiſche gedacht, und mitunter auch wohl ziemlich ergötzlich ausgeführt waren. Er ſchrieb eine beträchtliche Anzahl von Luſtſpielen, und damit des Komiſchen nicht zu viel werde, auch einen Roman gegen die „Gefahren der Empfindſamkeit.“ Leichte Beweglichkeit war faſt überall in ſeinen Produkten ſichtbar und verſchaffte ihm Beifall; ſo wie auch einige andere ſeiner Schriften, die ein wiſſenſchaftliches Bemühen verrathen ſollten, wohl beachtet wurden. Dem Verfaſſer aber war dieſer Beifall bei weitem nicht genügend, und da er überhaupt ſein Talent zu hoch anſchlug, ſo befriedigte ihn das erregte mäßige Wohlwollen keinesweges. Es höher zu ſteigern ſchien indeß unmöglich, denn er hatte ſich ſchon faſt ausgegeben, und fing jetzt gewöhnlich da wieder an, wo er es in der letzten Meſſe gelaſſen, welches ſelbſt die gewöhnlichſten Recenſenten, in der Freude einer ſo wichtigen Entdeckung, nicht ermangelten, ihm deutlich und herbe zu verſtehen zu geben. Nunmehr ſetzte ſich eine bittere Stimmung, das unſeligſte Hemmniß jedes höhern Strebens, bei ihm feſt, und er ſchrieb in dieſer Laune noch manches, was aber einen unfreundlichen und ſcharf verletzten Geiſt verrieth. Das Publikum, das ſich nicht berufen fühlt zu tröſten, zog ſich zurück, und ließ den Dichter mit ſeiner finſtern Stimmung allein. Immer höher wuchs das unſelige Gefühl der gekränkten, nie zu befriedigenden Eitelkeit, und da noch manche zufällige Verdrießlichkeiten und eine eben nicht zufällige, bei den meiſten deutſchen Schriftſtellern ziemlich gewöhnliche Armuth ſeine Seele immer mehr und mehr abmatteten, ſo verſank er zuletzt in einen entſchiedenen Wahnſinn, der nur zu bald den Charakter der Unheilbarkeit annahm. Dennoch ſorgte die Natur für den Troſt, den ſie etwa geben kann, indem ſie dem verarmten, von giftigen Recenſenten- und traurigen Buchhändlerkämpfen angegriffenen Manne die Fähigkeit ließ, ſich in der allerärmlichſten Lage für nichts Geringeres als für einen — Gott zu halten.

Man hatte W. faſt gänzlich aus den Augen verloren, als endlich 1799 eine wohlgemeinte Schrift die Aufmerkſamkeit wieder auf den ehemals geliebten Schriftſteller zurücklenkte. Was ſeit der Zeit Erhebliches geſchehen, ſein hartes Schickſal zu lindern, iſt nicht ans Licht gekommen, leider aber hat es niemandem unbekannt bleiben können, daß ſeitdem auch einige „Werke des Wezelſchen Wahnſinn's" in den Druck gegeben worden ſind, für welches Unternehmen kein Wort des Tadels ſtrenge genug ſein kann.

Die Scene, welche uns Wetzels Geſchick bietet, iſt von tief ernſter tragiſcher Bedeutung; doch ſoll man ſich dieſem Eindrucke nicht weigern, ſchon um der wichtigen Lehre willen welche daſſelbe enthält. Wenn Cato keine Rede beſchließen konnte ohne auf die Zerſtörung Carthago's zu dringen, wobei er nur ſubjektiv Recht zu haben meinen konnte, und wenn die alte Litanei mit wahrem Recht gegen die Uebermacht und Grauſamkeit der Türken beten ließ, ſo möchte man faſt die — Eitelkeit noch mit hinzuſetzen, da ſie ſchlimmer iſt als der Geiſt der Punier und um ſo verheerender wirkt, weil ſie oft in der einſamen Bruſt nur ſtumm und giftig daliegt, während niemand ſie ahndet als der ſie beſitzt. Doch ihm, wenn er ununterſtützt von Freunden den einſamen Kampf gegen jene lächelnde Furie beginnen will, entſinken oft die Waffen, und eine unſelig täuſchende Stimme flüſtert ihm wohl gar zu, das ſei eben der edle Stolz, der dem Manne ſo wohl ſtehe, und das ewige von der Gemeinheit trennende Zeichen. — Es giebt hier kein anderes Heil als im religiöſen Stolz und religiöſer Demuth; dann wird auch das unverſiegliche leiſe Lächeln über unſere und der andern und des Lebens Mängel nicht ausbleiben, aber ſtets rein und erquicklich ſein wie Mondlicht. Deſſen wollen wir uns im Blüthenduft heiterer Ironie doppelt erfreuen.

§. 88.

J. K. A. **Muſäus**, geb. 1735, geſt. 1787. Eine begränzte, aber in dieſer Begränzung geſicherte, ſtill freundliche, genußgebende und genießende Natur. Wenige Menſchen haben die Nothwendigkeit und das Wirkliche mit ſo köſtlicher Freiheit behandelt als er. Mit reinem Scherz wußte er den trocknen Ernſt des äußerlichen Lebens zu verſöhnen, und die Armuth deſſelben durch reichen Humor nicht bloß zu bezwingen, ſondern ſie ſogar zur freundlichen Hausgöttin zu machen. **Kotzebue** hat ſich ein Verdienſt erworben, daß er uns mit mancher Einzelnheit aus dem Leben dieſes liebenswürdigen und wirklich geliebten Mannes bekannt machte, ſo wie auch, daß er die Geburtstagsgedichte an Muſäus Gattin mittheilte, die ſo mancher andre trockenernſte Herausgeber vernichtet haben würde, weil er wahrſcheinlich ihre angenehme Anſpruchloſigkeit für Unbedeutenheit gehalten hätte. Ich geſtehe gern, daß ich allenfalls die phyſiognomiſchen Reiſen eher wiſſen wollte als dieſe Geburtstagsgedichte, von denen vielleicht mancher Leſer hier zum erſtenmale erfahren wird, daß ſie — da ſind.

M's. Volksmärchen gehören zu den erfreulichſten Erzeugniſſen ſeiner Zeit, bei der wir auch wohl erwägen wollen, daß ſie dergleichen Unternehmungen als unſcheinbar faſt verachtete, und als unreel und entblößt von praktiſcher Nutzbarkeit, gänzlich verwarf. — Daß dieſe Märchen, ſo wie überhaupt faſt alle ſeine Werke, zuweilen an Geſchwätzigkeit und falſchem Witze leiden, iſt bekannt genug: es ſind die Gebrechen der Zeit an denen auch er mit litt, da ihm der Löwenmuth mangelte, der allerdings vonnöthen iſt, um ihr Herr zu ſein. Muſäus tritt auf wie etwa ein geniales Lamm, das, um ein wenig Weide zu finden, manche Arbeitsſtunden mitunter an ganz trockene und dürre Leute (bei M. einige Journalredaktoren) verkaufen muß, die es ſcheeren und ernähren. Er war ohne allen Zweifel viel wahrhaft witziger als ſeine Schriften ſind, aber ſie durften nicht wohl anders ſein, wenn ſie gefallen ſollten. Zwar kann man nur mit nackten Flügeln in den Aether ſich ſchwingen, allein im Leben bedürfen wir bekanntlich auch der Schaalen und Decken für beſagte Fittige, und ſo gab Muſäus, eine nachgiebige Natur, gern nach, und zeigte ſich bereit, gerade ſo gut und gerade ſo ſchlecht zu ſchreiben als man es eben haben wollte. Zum Glücke hielt ſeine treffliche Natur ſich doch meiſtens oben, er ſchrieb weit beſſer und anmuthiger als nöthig war, um das große Publikum anzuziehn, und die hie und da angeflogene Frivolität läßt ſich in Gedanken leicht von ihm abſtreifen. Wer wie er, bei ſehr ſchmalem Gehalt den Tag hindurch Schule halten muß (ein ſehr edles, aber höchſt angreifendes Geſchäft, das ſtets den ganzen Mann fordert) nur die Nächte für die ſchriftſtelleriſche Thätigkeit benutzen darf, und dennoch dabei in ungeſtörter harmloſer Fröhlichkeit bis ans Ende zu walten verſteht, des innerer Kern muß wohl von einer ganz beſondern Geſundheit und Tüchtigkeit geweſen ſein, die ſich doppelt ſchön darſtellt, da ſie ſtets mit reiner Herzensfreundlichkeit vereint war.

§. 89.

Wilhelm Heinſe, geb. 1749. geſt. 1803. Wir haben geſehen, daß eine in ſtrenger Armuth verlebte Jugend oft ſehr günſtig auf ein tüchtiges Dichtergemüth wirkt, oft aber auch ſtörende Härte oder im Gegentheil trübe Wehmuth für das ganze Leben veranlaſſt. In Heinſe bemerken wir außer einer angeſtrengten Oppoſition im Allgemeinen — gegen das Geltende — eine in ſolcher Lage doppelt befremdende Liebe für den in keiner Lage ſehr liebwerthen — Petronius. Der Autor ſollte ihm Schild und Säule ſein! — Gleim, an den ſich der Hülfloſe wandte, überſchätzte das Talent des Jünglings gar ſehr, aber das Publikum nahm von den früheſten Bemühungen deſſelben wenig Notiz; und es iſt ihm doch auch in der That nicht zuzumuthen, unreine Neigungen, die hinter der geputzten Autorität eines verderbten Titular-Claſſikers Schutz ſuchen, zu begünſtigen. Das Intereſſante, was ehedem vielleicht in Heinſe's großer Sehnſucht nach Italien zu liegen ſchien, iſt jetzt geſchwunden, da uns dergleichen Sehnſuchten in jeglichem deutſchen Gau genugſam begegnen, und die ſtarke Liebe des Mannes für Italieniſche Dichter, ſich doch nur durch eine proſaiſche Ueberſetzung geltend machte, von der man nicht weiß, wozu ſie uns ſoll. Was den berühmt gewordenen Roman Ardinghello betrifft, ſo mag es, als er erſchien, allerdings neu geweſen ſein, die ſinnliche Luſt künſtleriſch und die Kunſt als Sinnluſt darzuſtellen, oder die Sünde in romantiſche Farben zu tauchen die jedoch nicht haften; heut zu Tage ſind wir auch daran ſchon gewöhnt, und ſehen nicht mehr ſonderlich darnach hin; können aber nähern Aufſchluß über die ganze Sache erhalten wenn wir das .... Neroniſche Zeitalter auch in poetiſcher Hinſicht genau betrachten wollen. Verdienſtlich bleibt es jedoch in jedem Falle, daß unſer edler, reingeſinnter Schiller damals ſchon inmitten der Bewunderer geradezu ausſprach, daß eine bloße ſinnliche Gluth wie ſie in dem genannten Romane herrſche, nichts Gediegenes hervorbringen könne, weshalb auch Goethe lange Zeit darauf (1817) nur unumwunden kalt auszuſprechen brauchte, daß ihn dieſer Roman „anwidre.“

Das Talent einer lebhaften und farbigen Darſtellung erkennen wir bei H. ſehr gern; es zeigt ſich auch in ſeiner verſchraubten Hildegard von Hohenthal; am meiſten in ſeinen Briefen. Nur in Beziehung auf manches Dargeſtellte, ſo wie auf die Grundidee ſeiner Romane, muthe man uns keine Liebe zu.

§. 90.

Es ſcheint überhaupt, als habe geherrſcht und herrſche wohl noch in keiner Gattung der Poeſie ſo viele Verwirrung der Anſichten, als in der vom deutſchen Roman, und wenn manche unſrer Vorfahren, wie gezeigt worden, ihn als ein Gefäß betrachteten, dem ſie alles anvertrauten, was ihnen auf dem Herzen lag und was ſie ſonſt nicht ſo bequem los werden konnten, ſo haben ſich auch die Nachkommen in der Mehrheit von dieſer Anſicht nicht getrennt. Hatte jemand, der irgend glaubte leidlich ſchreiben zu können, heraus gebracht: die Aufgeklärtheit ſei doch etwas ſehr Schönes, oder: mit der Erziehung müſſe es noch beſſer werden, oder: auf der Univerſität treffe den unerfahrenen Jüngling manches Gefährliche, oder: zu frühe Liebſchaften ſeien nicht rathſam, oder: ein gutes Herz dürfe wohl als eine ſchätzbare Sache gelten, oder: Leichtſinniges Schuldenmachen bringe ſchlimme Folgen mit u. ſ. w., ſo ſetzte ſich der Mann in einigen Nebenſtunden an den Schreibtiſch um ein Uebriges zu thun und jene nützlichen Gedanken in die Form eines Romans zu kleiden. Was daraus werden konnte, iſt leicht abzuſehen. Von Poeſie iſt nur ſelten eine Spur, ja es giebt Romane genug in denen ausdrücklich vor der Poeſie, als ſei ſie etwas ungebührliches und zeitraubendes, gewarnt wird. Die Empfindſamkeit galt freilich etwa für ein Jahrzehnt das meiſte; aber wenn ſich je der Fluch der Nachahmung gezeigt hat, ſo zeigte er ſich hier; und wir wüßten auch nicht eine einzige zu nennen, die ſich neben dem Werther, ja nicht einmal eine, die ſich neben dem unendlich tiefer ſtehenden Siegwart leidlich erhalten hätte. Das Anzeigen gewiſſer Büchertitel, z. B. Herfort und Clärchen, der gute Jüngling u. ſ. w. iſt leicht genug, aber unerſprießlich.

Das Schlimmſte bei dieſer Unſicherheit des Geſchmacks war das blinde Zugreifen der müßigen Menge. Heute ein lähmendes Buch voll unintereſſanter Thränen, morgen eine verzerrte Lachſchrift; heute ein wenig ſogenannte Frömmigkeit, und morgen zerfahrenden Leichtſinn. Es iſt ferner als ein wahres Unglück zu betrachten, daß manche frivole Schriften, z. B. einige von Friedrich Schulz, um der leichten Darſtellung und des bequemen Stoffes willen, die man faſt ſchlafend verſtehen konnte, gar viele Leſer fanden. Wenn auch ſein „Moritz“ und ſeine „Leopoldine“ noch einige Scheu beobachten, welch ein Abgrund von Uebermuth und Frechheit thut ſich hie und da in ſeinen andern Schriften, z. B. in ſeinen mikrologiſchen Aufſätzen dem ſtaunenden Blicke auf! — Und dennoch fanden ſich genug, die meinten man müſſe das ſo genau nicht nehmen.

§. 91.

Wir haben die Reihe der Romandichter nicht unterbrechen wollen, ſonſt hätte wohl der würdige Veteran Leopold Friedrich Günther von Göckingk (geb. 1748) früher einen Platz in dieſem Buche erhalten ſollen. Unter ſeinen ſehr berühmt gewordenen Arbeiten in manchen Gattungen der Poeſie, z. B. im Lied, Sinngedicht und der Epiſtel, hat ein großer Theil des Publikums beſonders die letztere mit Neigung aufgenommen. Man bemerkt faſt überall einen wohlmeinend reflectirenden Geiſt, der indeſſen (bei vieler Welterfahrenheit) der Empfindung, Naivetät und Zartheit durchaus nicht abhold geworden. Mit beſonderer Gunſt nahm man die „Lieder zweier Liebenden“ auf, für deren Zärtlichkeit man in Deutſchland ein faſt allgemeines Intereſſe faſſte, das ſie auch durch manche anziehende Empfindung und Gewandtheit der Sprache verdienen, und noch mehr verdienen würden, wenn ſie nicht zuweilen in eine gewiſſe Manier verfielen, die, wie es ſcheint, jenſeit der Ardennen zu Hauſe gehört. Dennoch bleibt beſonders der poetiſchen Briefſtellerin, die hier unter dem Namen Nantchen auftritt, anziehende Kraft genug, und es iſt z. B. Wieland in ſeiner Begeiſterung für ſie ſo weit gegangen, daß er ihr den Namen einer deutſchen Sappho beilegt, welchen die Karſchin nur urſurpirt habe. (Vgl. N. T. Merkur 1803, April.) — Muß denn immer, möchten wir wohl dabei fragen, aus der griechiſchen Literargeſchichte ein Name hervorgeſucht werden wenn man loben will? und iſt wohl irgend eine die innere Weſenheit betreffende Aehnlichkeit zu finden zwiſchen der tiefſinnigen, faſt wie ein weiblicher Hercules auf dem Öta glühenden und verglühenden Dichterin und dem zierlich angenehmen Nantchen?

Auch in Hinſicht der Correktheit der Sprache und der Reinheit der Reime,* oder doch wenigſtens der ſteten Sorgfalt für dieſelbe, verdient G. ein nicht geringes Lob, und — wenn ihm auch ein vielſeitiges Geſchäftsleben nur ſelten verſtattete, des erfriſchenden Tranks aus dem Born der Dichtkunſt ſich zu erfreun, ſo ſcheint doch, als hätten ſelbſt dieſe Tropfen hinreichende Kraft gehabt um ihm noch im hohen Alter eine jugendliche Empfindung zu erhalten.

§. 92.

Sophie v. la Roche. Wenn auch die Werke dieſer edeln allgemein geehrten Frau nicht mit einer entſchieden poetiſchen Kraft darſtellen was dargeſtellt werden ſoll, und die Fülle von Fantaſie vermißt wird, die dem Roman ſeinen Zauber leiht, ſo wird man doch mit Freuden einräumen, daß in allen ihren Schriften ein reiner, gebildeter, weiblicher Sinn, und ein durch mannigfache Erfahrungen in bedeutenden Lebensverhältniſſen geſtärkter Verſtand auf eine oft erfreuliche Weiſe zu uns redet. Dieſer Geiſt war es, der in ihrem erſten Werke, der Geſchichte des „Fräuleins von Sternheim" (1771) und in ihrem letzten, den „Sommerabenden Meluſinens" (1806) herrſchte, und an kein Alterwerden im trüberen Sinne des Wortes glauben ließ. So iſt denn auch auf einer andern Seite nicht unmerkwürdig, daß **Wieland** es war, der ſowohl ihre erſte als letzte Schrift herausgab. Franzöſiſche Bildung iſt freilich überall ſichtbar, doch klage man deshalb mehr die arme Zeit an, die eine ſolche forderte, und vergeſſe dabei nicht, daß dieſe Schriftſtellerin doch auch manches ächt deutſche Edle in ſich rettete. Außer den genannten Werken beſitzen wir noch von ihr: Die Briefe an Lina, die Freunde und Freundinnen von zwei ſehr verſchiedenen Jahrhunderten, die Geſchichte der

Miß Loni, das ſchöne Bild der Reſignation, mein Schreibetiſch, Liebehütten u. ſ. w. die wie es ſcheint, heut zu Tage kaum mehr geleſen werden. Daß manche Parthien in dieſen Werken mit Grund in Anſpruch genommen werden können, möchte wol nicht als eine genügende Entſchuldigung für dieſen Umſtand angenommen werden dürfen, indem es wahrſcheinlich nur der Mangel des Pikanten iſt, der ſie von den Tiſchen der meiſten heutigen Leſer und Leſerinnen entfernt.

§. 93.

Johann Benjamin **Michaelis**, geb. 1746. geſt. 1771.

Ein Jüngling, ausgeſtattet mit Phantaſie und Beweglichkeit des Geiſtes, der ſelbſt im unſichern Wechſel von Keckheit und Schwermuth durch einiges Talent der Darſtellung und des leichten Reims unterſtützt ward, berechtigte zu ſchönen Hoffnungen. Leider aber iſt nichts durch ihn zur Reife gekommen, denn Dürftigkeit, Kränklichkeit, und ſpäterhin Verwöhnung durch das übertreibende Lob allzumilder Freunde, deren bloßer Name dem armen Jüngling ſchon imponirte, zeigten ſich ſtets in ganzer trauriger Kraft hemmend für ſein Talent. Ein ſchon in früher Jugendzeit ungünſtig zerſtreuendes Leben hinderte ihn beſonders an wiſſenſchaftlicher Ausbildung, und als er endlich einen Ruheplatz und freiere Muße fand (bei **Gleim** in Halberſtadt) nahm ihn ſchon als ſechs und zwanzig jährigen Jüngling der Tod hinweg. — Seine Satiren ſcheinen keine ſonderliche Achtung zu verdienen, denn — um der ganz faden, z. B. „Paſtor Amor,“ an dem jedoch damals Manche ein Wohlgefallen fanden, zu geſchweigen — fehlt ihnen, bei einzelnen guten und kühnen Stellen, doch die innere Kraft und Haltbarkeit, ſo wie nicht minder die Kenntniß der höheren Lebens-Verhältniſſe, zu deren Erwerbung M. auch wohl ſchwerlich Gelegenheit finden mochte. In der rein fantaſtiſchen Oper iſt er mehr an ſeiner Stelle, wie˚ ſelbſt die noch unvollendeten Proben, die er in dieſer Gattung nachgelaſſen, deutlich zeigen.

§. 94.

Chriſtian Friedrich Daniel Schubart. (geb. 1739, geſt. 1791.) Faſt alle ſeine Poeſien bezeichnen nur den heftigen Anlauf des Dichters, während von dem Ziele bloß geſprochen wird; andre ſind bloß pathetiſche Exclamationen und poetiſche Gedankenſtriche. Man könnte ſagen, er faſſe zuweilen in die Dichterharfe mit beiden Händen gewaltig aber blind hinein, ſtatt mit leiſen Fingerſpitzen ihre zarten Saiten zu berühren, ja man dürfte hinzuſetzen, es ſcheine zuweilen als wenn er ſogar das Inſtrument ſelbſt an den Felſen ſchleudere, damit es nur Getöſe gebe und Gepraſſel, welches freilich der Poeſie nicht zuſagen mag. Indeſſen hat dieſes Gekrach, ſo unharmoniſch es auch manchmal war, zu ſeiner Zeit gar wohl gefallen; ja man war ſelbſt mit dem „Vatermörder,“ mit dem „ewigen Juden“ und ähnlichen unkünſtleriſchen Schauerlichkeiten ſehr wohl zufrieden. Dabei aber ſollen wir nicht mißvergnügt ſtehen bleiben, ſondern uns freuen, daß wir diesmal, wenn auch uneins mit dem äſthetiſchen Urtheil des damaligen Publikums, doch deſſen Gemüth loben dürfen. — Es war nämlich Schubart ein wackerer, freiſinniger Mann, der um ſeiner Freiſinnigkeit willen im Gefängniß ſchmachtete und dieſer Umſtand erregte mit Recht die tiefſte Theilnahme der Deutſchen, die wohl wiſſen, daß kein anderes irdiſches Leiden gleichkomme den monotoniſchen, ſich ſtets wiederholenden, wie mit ſtumpfem Meſſer langſam fortſchneidenden Qualen der Gefangenſchaft. — Und wie mußte endlich dieſe Theilnahme ſich ſteigern, als man vernahm daß S. durch einen Hymnus auf Friedrich den Großen ſich die Freiheit erſungen habe.

Nächſtdem verdient aber Schubart auch wahrhaften ſchriftſtelleriſchen Ruhm durch manche Aufſätze in ſeiner ſogenannten Chronik; denn da er das Volk innig liebte, ſo verſtand er auch mit ihm zu reden. Hier half ihm das in ſpätern Jahren immer lauterer werdende religiöſe Gefühl, und die Muſik, die er ſtets mit Liebe und Talent geübt hatte.

Erwägen wir dies, ſo müſſen uns faſt alle jene vorhin bezeichneten poetiſchen Unarten in ſeinen für hoch poetiſch gehaltenen Gedichten nur wie von außen her „angeflogen“ vorkommen; doch kann ihn dieſer Gedanke nicht vor Tadel ſchützen, da ja eben die Selbſtſtändigkeit will, daß man ſich dergleichen nicht anfliegen laſſen ſoll.

§. 95.

Johann Joachim Eſchenburg, geb. 1743, geſt. 1820. Da ſein größtes Verdienſt in der Ueberſetzung des Shakſpear beſteht, ſo werde hier, mit Beziehung auf den erſten Abſchnitt in meiner Erläuterung des Shakſpear (wo die Schickſale des Brittiſchen Dichters in Deutſchland genauer betrachtet worden ſind) nur mit wenigen Worten bemerkt: Eſchenburg überſetzt im Ganzen offenbar beſſer als Wieland, der in dieſem Geſchäfte häufig ſogar verdrießlich wird und bald verkürzt bald gar ausläſſt, ſo wie denn überhaupt ſeine ganze damalige Liebe für S. faſt nur angeflogen und von außen her eingeredet zu ſein ſcheint: ein Urtheil, das, ſo hart es klingt, doch wohl nicht ungerecht ſein möchte, da W. in den letzten 40 bis 45 Lebensjahren ſich faſt gar nicht mehr um den Dichter bekümmerte. Es bleibt ihm jedoch, wie ſich von ſelbſt verſteht, der große Ruhm unverkümmert, die erſte, wenn auch unvollſtändige Ueberſetzung gegeben zu haben. — Auch Eſchenburg zeigt ſich im Anfange ſeines Unternehmens nicht ſelten etwas verlegen, benutzt wohl gar hie und da Wielands Verkürzungen (z. B. die höchſt ungebührlichen in den „Veroneſern"), hilft mit tadeln in den Anmerkungen u. ſ. w., aber nach und nach kommt er doch immer mehr hinein, das Verſtändniß wächſt und mit ihm die Liebe, und die Unverdroſſenheit im Arbeiten wird zur treuen Anhänglichkeit. — Daß ſeine Ueberſetzung der erhöhten Anſicht der neuern Zeit nicht mehr genüge, daß er ſich mehr um das was man den reinen Inhalt nennt, als um die Form bekümmert habe, ohne die vollendete Einigkeit beider im Sh. anzuerkennen, daß er manche Stelle des Textes in den nichts-bedeutenden Anmerkungen einzelner ihm viel zu ſehr imponirender Engliſcher Editoren faſt ertränkt habe, daß er proſaiſch überſetzte was poetiſch gebildet iſt, alles dieſes fällt heut zu Tage, wo eine andere äſthetiſche Kritik wenn auch nicht immer von Geiſt zu Geiſt, doch von Mund zu Mund geht, wohl ſelbſt in ein ziemlich blödes Auge. Indeſſen fielen damals als man meiſtens im Shakſpear nichts weiter ſah, als ein unbändiges, faſt möchte man ſagen „materielles" Genie, die metriſchen Anforderungen an einen Ueberſetzer hinweg. Wie wenige ahndeten damals das Charakteriſtiſche in S's. Formen, die Sicherheit bei jedem Wechſel derſelben, die große Kunſt und den unnachahmlichen rhythmiſchen Wohllaut in ſeiner Sprache, und wie alles in ihm (Stoff, Form, Seele, Wort) einig ſei und feſt und klar. Eſchenburg ſuchte doch wenigſtens hin und wieder jene Mängel ſeiner Ueberſetzung durch eine kräftige Bemühung um den proſaiſchen Numerus, und ein gewiſſes poetiſches Gepräge im Ganzen möglichſt zu erſetzen. Ja, er ahndete ſogar bei zwei Shakſpearſchen Dramen,

dem

dem Sommernachtstraum und dem dritten Richard (obwohl bei Romeo und Julie dieſer Umſtand eben ſo leicht hätte in die Augen fallen können), daß gar keine proſaiſche Ueberſetzung derſelben möglich ſei, und er verſuchte eine poetiſche, die trotz aller Mängel, die wir heut an ihr erkennen, doch damals faſt als einzig daſtand.

Weniger (vielleicht nie) iſt gerügt worden, daß E. ſich zuweilen in die Sprache der clowns nicht finden kann *), was indeß abermals Entſchuldigung findet in der Zeit, die ſelbſt bei dem muthwilligſten Scherze — und wäre er auch expreß gegen das Nützlichkeit-ſyſtem gerichtet — doch noch etwas ganz Apartes, höchſt Nützliches ſuchte. — Was nun dieſe Einführung des herrlichen Dichters unter uns gewirkt, wie ſie Kraft und Leben und fruchtbare Zeiten gegeben hat: darüber bedarf es hier keines Wortes, denn jeder Beſſere weiß es und freut ſich deſſelben innig. Der Mittelpunkt aller modernen Poeſie war aufgefunden, die Bücher des Schickſals lagen für das allgemeine Bedürfniß zugänglich aufgeſchlagen und es fanden ſich, wie wir geſehen, einzelne treffliche Jünglinge und Männer die nicht bloß in denſelben zu leſen ver-

---

*) So ſagt z. B. der Narr (Probſtein) in „Wie es euch gefällt,“ nachdem ihm zwei Pagen, gutmüthig genug, ein Lied vorgeſungen haben: „Wahrhaftig, meine jungen Herren, obſchon das Lied nicht viel ſagen wollte, ſo war die Weiſe doch ſehr unmelodiſch.“ (Akt V. Sc. 3). Dergleichen Doppel-Neckerei im Inhalt und der Redeform nicht bloß zu verſtehen, ſondern auch zu genießen, war nicht ganz leicht in einer Zeit, in der die meiſten deutſchen Schriftſteller faſt immer noch ein wenig um Vergebung baten, wenn ſie ſich einmal die Freiheit nehmen wollten zu ſcherzen. — Der alte Fiſchart war ihnen freilich mit gutem Beiſpiel vorangegangen, und hatte mitunter faſt ſo bunt und keck geſcherzt wie Probſtein: aber im 18. Jahrh. fand er damit nicht ſonderlichen Beifall, ſondern ſtand im Adelungiſchen Bann.

ſtanden, ſondern, durch ſie angeregt, eigener ſchaffender Kraft ſich freuten.

Ferner iſt hier mit Ruhm zu erwähnen, daß E. auch für das Studium der altdeutſchen Poeſie Bedeutendes und Erfreuliches gewirkt, und manchen trefflichen alten Dichter in das Leben zurückgerufen hat, deſſen er gar wohl würdig war. Als er damit begann, erkannte man es nur mit kühlem Lobe; doch iſt die neuere Zeit in dieſer Hinſicht gerechter und klarer, und weiß was ſie ihm darin zu verdanken habe.

Ueber Eſchenburgs eigne Gedichte und anderweitige Bemühungen um Kunſt und Wiſſenſchaft erwarte man hier kein ausführliches Urtheil, indem daſſelbe, auch unausgeſprochen, keinen beſonderen Schwierigkeiten unterliegt.

§. 96.

Friedrich Ludwig Schröder, geb. 1743. geſt. 1816. Ein Mann von großer Kraft, vielſeitigen Anlagen und Beharrlichkeit in allen Beſtrebungen; ſelbſt im Feſthalten einzelner Irrthümer. Zur Reife gedieh nur das Talent des Schauſpielers, in welchem er, nach der Ausſage bewährter Kritiker, ja ſogar des Volkes, welches ihn zu ſchauen Gelegenheit hatte, das Höchſte erreichte was bis dahin in Deutſchland geſehen worden. Da er den Gegenſtand ſeiner höchſten Liebe, das Theater, damals nur arm ausgeſtattet fand, ſo verfaſſte er ſelbſt mehrere Dramen, die ſämmtlich bei ihrer erſten Erſcheinung mit vieler Theilnahme aufgenommen wurden.

Es ſind zum Theil Familiengemälde, in denen freilich heut zu Tage uns vieles als veraltet vorkommen muß, da das Familienleben ſelbſt ſeit der Zeit in mancher Beziehung eine Umgeſtaltung erlitten hat, indeſſen wohnt doch in einigen derſelben wahres Leben, das ſie der Beachtung werth macht, z. B. in dem „Portrait der Mutter,“ im „Ring,“ und der „unglücklichen Ehe aus Delikateſſe.“ Schröders Anſicht von der dramatiſchen Poeſie war ohne Zweifel für ihn ſehr hemmend, denn ſo ſeltſam es auch klingen mag, ſo iſt doch nicht zu läugnen, daß er in den Dramen nicht nur keine Poeſie verlangte, ſondern dieſelbe ſogar als ungehörig ablehnte. Man leſe nur das vor kurzem erſchienene ſehr intereſſante, in einzelnen Parthien höchſt ſeltſame Anſichten enthaltende Leben Schröders (von Meyer), aus welchem vielleicht wider Wiſſen und Willen des Verfaſſers jenes Reſultat gleichfalls hervorgeht. Für Schröder, ſo ſcheint es, waren faſt ſämmtliche Dramen nur vorhanden um auf der Bühne dargeſtellt zu werden, und er ſchätzte ſie, je nachdem ſie ſich mehr oder minder ſeiner Lieblingskunſt zueigneten. Er verzieh dem Dichter nicht bloß, ſondern hatte es gern, wenn dieſer ihm nur allgemeine Umriſſe lieh, die er dann mit wahrhafter Meiſterlichkeit ausmahlen und geſtalten konnte. Daher ſeine zu große Liebe für die Schauſpiele von Babo und die faſt noch größere für die meiſten Kotzebueſchen Stücke, daher ſeine faſt bittere Abneigung gegen die ſpäteren herrlichen Werke Schillers, in denen er ſelbſt niemals auftrat, und die er ſogar von der Bühne verbannte, in ſo weit er dieſelbe beherrſchte. Selbſt mit dem Wallenſtein machte er keine Ausnahme, dafür beſaß Carlos ſeine volle Liebe, doch nur nachdem er vorher in Proſa zu reden gelernt hatte, weshalb denn aber auch ſein Philipp noch immer in den Herzen derer lebt, die ihn in dieſer Rolle ſahen. Daß auch er das geniale Jugendwerk „die Räuber“ haſſte, muß bei ſeinem ſonſt lebendigern Blicke befremden; ſo wie nicht minder, daß dafür der arm ausgeſtattete Fiesko von ihm in Schutz genommen ward.

§. 97.

Dem ungeachtet ſollen und können ſeine großen Verdienſte nie verkannt werden, denn da Eckhof ſich der Einführung Shakſpears auf unſrer Bühne nicht geneigt zeigte, ſo erforderte es Schröders ganzen männlichen Muth und unerſchütterliche Beharrlichkeit, um dem großen Dichter eine Stätte zu bereiten. Es iſt wahr, daß auch hiebei ſich Schröders Geiſt in ſeiner nicht immer genügenden Eigenthümlichkeit zeigte, daß er leider ohne Liebe für die romantiſche Poeſie, dieſelbe faſt verwiſchte, in ſo weit ſie ſich aus Shakſpears Werken verwiſchen läſſt, dennoch finden wir bei ihm im Ganzen eine gewiſſe ehrfurchtsvolle Scheu vor dem Dichter, und er ſcheint wenigſtens zu ahnden, daß die von ihm verſuchten Bearbeitungen, ſogenannte Milderungen, Auslaſſungen u. ſ. w. nur als Behelfe für den Augenblick gelten könnten, die in beſſern Zeiten unnöthig werden würden. Damals war es ſchon verdienſtlich genug, auch dem größern Publikum nur einen Blick in dieſe neue reiche Welt zu vergönnen und ihm Shakſpearen als Charakterzeichner voll des großartigſten tragiſchen Pathos und der anmuthigſten Laune zu zeigen.

Ein minderes, doch immer noch dankbarer Anerkennung würdiges Verdienſt erwarb ſich S. durch die Bearbeitung andrer Engliſcher Dramen vom zweiten und dritten Range, z. B. des Schauſpiels Rule a wife and have a wife von Beaumont und Fletcher, das er uns unter dem Titel „Stille Waſſer ſind tief“ ſchenkte. Mit ſittlichem Gefühl tilgte er ſowohl in dieſem als andern Werken ähnlicher oder minderer Art manche Unziemlichkeit und Zügelloſigkeit; raubte jedoch auch wohl hie und da etwas von dem friſchern muthwilligen Leben *), das, ſo bald es nur redlich prätenſions-

---

*) Bei Fletcher herrſcht ein ſolches wirklich noch zuwei-

los geſchildert wird, nicht verletzen kann. Auffallend iſt die Geringhaltigkeit faſt ſämmtlicher ſogenannter Nebenperſonen, ſo wie der zwar leidlich raſche, doch faſt immer ideenarme Dialog in Schröders Schauſpielen, wofür ſelbſt manche ſehr gelungene Situationen nicht immer ſchadlos halten. Nur vergeſſe man nicht, daß S., dem ſelbſt es keinesweges an Geiſt und Ideen fehlte, hier nur durch eine falſche Theorie aufgehalten wurde. Nicht mit der Feder in der Hand und auf dem Druckpapier war er ein Dichter; wohl aber oft im Leben und auf der Bühne, die durch ihn eine neue, ſchönere und kühnere Geſtalt empfing und immer würdiger ward, nunmehr auch Schillern zu empfangen, dem wir uns jetzt nähern.

Nur das Eine wollen wir früher noch fröhlich bemerken. Welch eine herrliche Zeit für die Deutſche Poeſie war die von 1770 bis 80! welche Regſamkeit und Strebekraft, welche Fülle von Liebe und Talent, welch ein kühner Muth beim Zerbrechen der Geiſtesfeſſeln und der Sicherſtellung höherer Gemüthsfreiheit! u. ſ. w. Die Schattenpartien ſind nicht ungenannt geblieben, nicht die einzelnen Irrthümer und Verzerrungen; aber des Lichts und der wahren Kraft war doch bei weitem mehr.

§. 98.

Friedrich Schiller, geb. 1759, in den Adelſtand erhoben 1801, geſt. 1805.

Unter allen deutſchen Dichtern welche je gelebt, iſt es keinem gelungen, das deutſche Volk ſo ganz an ſich zu ziehen zur Bewunderung und Liebe als ihm; denn wenn es auch Gellerten geglückt ſein mag, ſich eine faſt gleiche

---

ten; bei manchem ſpäteren Engl. Dramendichter konnte S. nicht zu ſtrenge ſein.

Anzahl von Freunden zu erwerben, ſo iſt doch die Neigung ſelbſt, welche beiden Männern begegnete, von beſonderer Verſchiedenheit. Man liebte Gellerts Schriften ihrer leichten Heiterkeit und ihres frommen Ernſtes wegen, man glaubte jedoch mit ihnen auf gleicher Höhe zu ſtehn, bedauerte daneben den kranken Verfaſſer, fühlte ſich aber meiſtens nicht eben zu ausgezeichneter Bewunderung veranlaſſt. Ganz anders bei Schiller. Es gab eine Zeit wo faſt ſämmtliche Jünglinge und Männer, Frauen und Jungfrauen, ſich um Schiller wie um den höchſten und herrlichſten Lehrer und Freund, im Geiſt verſammelten; ſelbſt ſolche Kritiken die mit nicht zu bezweifelndem Verſtand manche Ausſtellungen gegen ihn wagten, verhalleten faſt ungehört, ja manche Beurtheiler ſelbſt vergaßen ihre Kritik, ſobald wieder ein neu erſchienenes Gedicht oder gar ein neues Drama des theuren Mannes ihr Herz anzog. Mögen die ältern Zeugen ſeines erſten Auftretens von den großen Wirkungen deſſelben noch mittheilen was darüber mitzutheilen iſt; Der Leſer in den mittleren Jahren wird ſich wenigſtens noch gar wohl erinnern wie die bloße Ankündigung der Horen wirkte, mit welchem Eifer man für und gegen dieſes ſchwer zu begreifende Journal ſprach, in welchem Schiller das größere Publikum faſt ganz aus den Augen zu verlieren ſchien, und wie dann oft wieder ein einziges Gedicht die ſtreitenden Partheien in Liebe und zur Liebe vereinte, wie man faſt die Wochen und Tage zählte wann wieder ein neuer Muſen-Almanach erſcheinen werde, wie dann inſonderheit die Balladen augenblicklich von Mund zu Mund gingen, wie man bei jeder neuen Kunde von dem langathmigen und langſam reifenden Wallenſtein eifrig horchte, wie man Berlin und Weimar beneidete, die zuerſt das Werk auf der Bühne ſahen, wie die Zögerung des Drucks zum

Aergerniß ward, und wie bei der endlichen Erſcheinung des Werkes, auch der Aermere ſelbſt den Beſitz deſſelben durch anderweitiges oft mühſames Sparen ſich errang. Der Tadel gegen Einzelnes der ſpäterhin erhoben wurde, wirkte nicht im Mindeſten auf das Volk; und als endlich im trüben Mai 1805 die trübſte Nachricht von dem Tode des tugendhaften Künſtlers durch Deutſchland ging, da ſah man wieder alle Partheien einig und nur Eine Stimme des Mitgefühls und der ſehnſüchtigen Liebe war zu vernehmen. Sie hat ſich erhalten bis auf dieſen Tag, und wird nimmer untergehen, ſo lange es Deutſche giebt, die als ſolche nothwendig Sinn haben müſſen für das Große, Tiefſinnige und Glanzvolle.

Iſt aber alſo erzählend die Kritik faſt nur Geſchichte geweſen, ſo darf ſie ſich nunmehr als Schweſter der Poeſie, in ihrer Selbſtheit zu verkünden ſtreben und beſcheiden ausſprechen wie ihr der Dichter erſcheine. Sie wird indeſſen wohl thun, dabei auch jetzt den hiſtoriſchen Gang nicht zu verlaſſen.

§. 59.

Ueber **Schillers** Leben und ſchriftſtelleriſche Thätigkeit möchten vielleicht folgende Data Licht verbreiten, falls ſie genauer Betrachtung unterzogen werden. Des Raums gedenkend darf ich einiges hier nur kurz andeuten, welches man gleichſam als Endreime anſehen wolle, die das große Gedicht ſeines Lebens hat ſchaffen helfen; anderes wird jedoch auch hier weiter ausgeführt werden.

Der Stolz der Norddeutſchen, die Schillern in dem bei weitem wichtigſten Theile ſeines Lebens den Ihrigen nannten, hat häufig vergeſſen oder doch nicht der Betrachtung unterwerfen: den wichtigen Umſtand, daß S. in einer höchſt glücklichen Natur, in Marbach, einer kleinen Stadt am Neckar, in Schwaben geboren wurde. Dieſer Umſtand, ſo wie daß er durch die amtliche Thätigkeit ſeines Vaters und die Neigung ſeiner Mutter ſchon ſo früh an die Natur ſelbſt verwieſen wurde, iſt von großer Wichtigkeit, denn vielleicht haben wir hier die Löſung des Räthſels, warum der Dichter, der ſich in manchen ſeiner philoſophiſchen Aufſätze offenbar als einen großartigen Kämpfer *gegen die Natur* zeigt, als Dichter ſelbſt doch nie ganz von ihr ſich entfernte, oder wenigſtens ſtets reuig zu ihr zurückkehrte *). Die abgeſchmackte Meinung von der Beſchränktheit der Schwaben iſt freilich längſt in ihr Nichts zerfallen; daß aber auch *Schiller* ſich gar oft als einen wahrhaften Schwaben zeigt in unverwüſtlichem Muth, edler Gradheit und unbefangener Fröhlichkeit, hat man nur zu häufig über ſeinem reinen Tiefſinn vergeſſen. Ohne Zweifel gehören *alle* jene köſtlichen Eigenſchaften dem *geſammten* ächten Deutſchland an, dennoch wird man einräumen müſſen, daß die Farbe derſelben in den verſchiedenen deutſchen Gauen auch verſchieden ſei, und

---

*) In dem Gedicht „die Macht des Geſanges“ lautet die letzte Strophe:

Und wie nach hoffnungsloſem Sehnen
Nach langer Trennung bitterm Schmerz,
Ein Kind mit heißen Reuethränen
Sich ſtürzt an ſeiner Mutter Herz,
So führt zu ſeiner Jugend Hütten,
In ſeiner Unſchuld reinem Glück,
Vom fernen Ausland fremder Sitten
Den Flüchtling der *Geſang* zurück:
In der Natur getreuen Armen
Von kalten Regeln zu erwarmen.

Durch die oben angegebene Beziehung auf den Dichter ſelbſt wird, dünkt mich, die ganze Bedeutung dieſer rührenden Zeilen erſt recht deutlich ſo glauben wir z. B. in dem herrlichen Wallenſteinſchen Lager völlig den Schwabendichter zu erkennen. — Auch der Umſtand daß Schiller der einzige Sohn war, der die Liebe der frommen Mutter und des kraftvollen Vaters ungetheilt empfing, iſt beachtenswerth, und ſcheint jene Miſchung von Stolz, Vornehmheit, Zartheit, Verwundbarkeit und ſehnſüchtigen Schwärmens befördert zu haben, wie wir dieſes in einer Periode ſeines Lebens wahrnehmen.

Wohl zeigte ſich auch ſchon bei dem unreifen Knaben ein ſtetes Ringen nach Poeſie, aber es gelang ihm in jener Zeit noch nicht, die gewaltigen, aber eng gebundenen Flügel zu löſen. Wer mit dieſer Löſung zu früh fertig wird, hat gewöhnlich nicht viel zu löſen, wovon ſich genugſam Beiſpiele anführen ließen. Was Schiller in den früheren Knabenjahren dichtete, und theilweiſe (1775, 76 ff.) drucken ließ, iſt geſpannt, unnatürlich, ja nicht ſelten voll Ziererei; für ſein Eigenthümliches hatte er noch keine Worte, er verſuchte gewiſſermaßen nach allen Seiten hin zu wandeln, begnügte ſich aber fürs erſte mit den längſt gebahnten Wegen. Dennoch kommt auch in dem ſchwachen Lallen ein entſcheidendes tief rührendes Wort vor, ein reines Herzensgebet: „Mir, Vater, mir Geſänge!“

Ueber Schillers erſte Verſuche in der Tragödie, z. B. über den untergegangenen Cosmus von Medicis, den Studenten von Naſſau u. ſ. w. haben wir nur unbefriedigende Nachrichten, doch dürfen wir vermuthen, daß die völlige Unſicherheit des Geſchmacks kaum etwas hiſtoriſch merkwürdiges hervorgebracht habe. Eine ſolche Unſicherheit zeigt ſich z. B. in der ſeltſamen Doppelliebe Schillers für die reinen Naturlaute im Götz von Berlichingen und die oft genug geſchraubte Metaphyſik im Julius von Tarent.

§. 100.

Erſt im Jahre 1780 erſcheint unſer Dichter als ſelbſtſtändiger Jüngling, und gleichſam zürnend über die verlorene frühere Zeit, will er jetzt wie ein wahrer Titan den Himmel ſchnell im Sturm erobern. Dieſe gigantiſche Geſinnung erzeugte „die Räuber,“ ein Werk welches in ſeiner erſten Geſtalt *), den Geiſt des Dichters reiner und größer bezeichnet, als manche ſeiner ſpätern Produktionen, in denen die Poeſie und Kritik ſtreiten, und nicht immer ganz friedlich ſich trennen. Wenn man will, ſo mag man jenes Werk immerhin unkünſtleriſch nennen; nur nenne man es ganz unkünſtleriſch, ſo wird ſich in dem vollendeten Gegenſatze der Natur und Kunſt, die Kunſt ſelber leichter ahnden laſſen. Erd' und Hölle ſind hier in ungeheuren Formen, durch ſchroffe Klüfte aus einander geriſſen, hingeſtellt mit einer Kraft und Fülle, die des höchſten Ruhmes werth iſt.

Dabei müſſen wir freilich hinzuſetzen, daß nur für die Hölle der eigentliche Kern der Kraft aufgeboten worden iſt, — (den Himmel kann ſelbſt Prometheus, ſo lange er gefeſſelt iſt, nicht mahlen, und die zarteren Freuden der Erde ſind ihm fremd) — daß es dieſem Drama überhaupt an jenem muſikaliſchen Zauber fehle, der über dem Ganzen ſchwebend, das Getrennte vereinigen würde, an jenem goldnen Duft der Morgenröthe, der, wie Wallenſtein ſagt, um die gemeine Deutlichkeit der Dinge ſich webt, und das Traurig-wahre zu ſchönem Schein erhebt, wie ein Chor in den feindlichen

---

*) Bei jeder Umarbeitung hat dieſes Stück von ſeiner koloſſalen Größe verloren, ganz beſonders aber durch eine rohe fremde Hand. Zum Glücke iſt es in den letzten Ausgaben der Schillerſchen Werke nach der erſten Auflage wörtlich abgedruckt. — Der Schwarzwald duldet keine Scheere, und das „göttliche Ungeheuer“ keine Zähmung.

Brüdern hinzufügt. Da aber der junge Dichter dies noch nicht erreichen konnte, ſo möge ihm doch zum Ruhme angerechnet werden, daß er, was faſt immer von den Gegnern des Stücks vergeſſen worden, wenigſtens nach rein ſittlichem Ausgange ſtrebte, indem er den Helden, um der verkannten Idee des Staates wieder genug zu thun, den ungeheuern Irrthum ſelbſt einſehen, und ſich ſelbſt dem Geſetze überliefern läſſt, das gerade für Naturen wie er geſchrieben worden iſt, und geſchrieben werden mußte.

Wie unbeholfen und mangelhaft deshalb auch Einzelnes in dieſem von manchen Lehrlingen der Kritik verſpotteten Werke ſein möge; immer bleibt es höchſt bedeutend. Es erſcheint mir wie ein Rieſengrab mit Feuerlilien und Nachtviolen beworfen oder wie ein ungeheuerer Tempel, den ein Erdbeben zertrümmert; doch bleibt am Ende das tröſtende Kreuz: — oder wie ein Scheiterhaufen, in den die Welt ſelbſt hineingeworfen wird, daß ſie auflodere, und dem Auge Raum gebe zur Ausſicht in eine beſſere Welt — oder wie ein Stück vom jüngſten Tage, an welchem die Hölle faſt ganz zu ſchauen iſt, und der Himmel nur geahndet werden mag.

Mit Einem Wort: Es iſt ein Werk, das, indem es ſcheinbar aller Regeln zu ſpotten ſcheint, der wahren Natur und Kunſt viel näher iſt, als tauſend andere die ſich mit jenen Regeln halbweg abgefunden haben, — ein Werk, das recht wohl charakteriſirt wurde durch den Löwen auf dem Titelblatte der erſten Ausgabe von 1781. — Er hebt die Tatzen „gegen die Tyrannen;“ nebenbei aber auch … um die gewöhnliche kritiſche Pfennigswage zu zerbrechen.

Im geſammten achtzehnten Jahrhundert findet ſich meines Wiſſens keine rein anerkennende Kritik der Räuber in den bekannteren Recenſionsinſtituten, ſondern zuweilen eindiſche Vergötterung, zuweilen leere Schmähungen, und ich darf deshalb zu behaupten wagen, daß das von mir in dem Taſchenbuch Luna für 1805 gegebene Urtheil in dem ich das Hauptſächliche, vor allem aber den Vergleich mit den Titanen ausſprach, eine billige Anregung veranlaſſte, weshalb ich es ſpäter erweiternd wiederholte. Erfreulich iſt, daß auch **Tieck** im dritten Theil des Phantaſus (Berlin 1816) bei Gelegenheit einer ſchönen Erinnerung an den genialen Schauſpieler **Fleck**, der Räubertragödie günſtige Erwähnung gethan.

§. 101.

Uebrigens blieb dieſe lyriſch-polemiſche Poeſie in dem Dichter ſelbſt noch lange, und Oppoſition gegen das Hergebrachte, ſcheinbar oder wirklich Beſtehende, war ſein herrſchender Charakter, den die ſeltſame Verfolgung und Flucht (1782) nur noch mehr vertiefte. Selbſt die heitere Einſamkeit in Bauerbach vermochte die einmal ſo geſtimmte Seele nicht ſogleich zur Heiterkeit oder zur ironiſchen Ausgleichung mit jenem Beſtehenden zu führen. Die „Verſchwörung des Fiesco“ iſt ein trauriger Verſuch, die Staatskunſt als eine Mörderin des Guten und Schönen zu zeigen; aber was ſich hier als Staatskunſt giebt, iſt auch faſt nur eine Caricatur, zu deren Hervorbringung bei weitem nicht jene Fülle von Kraft aufgeboten wurde, welche die Räuber hervorbrachte. Der Dichter fühlt ſich in einem fremden Elemente, will es ſich aber nicht merken laſſen, ſondern gewandt und leicht erſcheinen, woraus jedoch faſt nur noch mehr Zerriſſenheit und Wirrwarr, ja ſogar zuweilen eine bei unſerm edlen Dichter ſonſt nie erſcheinende Selbſtgefälligkeit entſtanden iſt. Einzelnes, z. B. der ächte Republikaner Verina, zieht den Betrachter an; würde dies aber noch beſſer erreichen, wären nicht die Farben zu grell aufgetragen, und fehlte nicht ſeinem Schmerze in den Scenen mit der unglücklichen Tochter, leider alle Natur.

Irren wir nicht, ſo hatte Schiller ſich bei Fiesco, trotz der ſcheinbaren Leichtigkeit doch ein wenig beklemmt gefühlt, und er wählte ſich deshalb nunmehr einen Stoff, in welchem er ſeinen ganzen wahrhaft großartigen, und aus tieſer, wenn auch einſeitiger, Tugend hervorgehenden Schmerz „ausſchreien“ konnte. Die Kritik wird ohne Mühe, viel Erhebliches gegen „Kabale und Liebe“ ſagen können; dennoch dürfte dies Drama ſtets rührend und wichtig bleiben als das Erzeugniß der Poeſie des Haſſes, als eine große unaufgelöſte Frage des edeln Zornes, als mächtige Auflehnung gegen die ſtarken Mauern, Eiſenthüren und Gitterfenſter im Kerker des Lebens wie es ſich äußerlich zeigt. Wenn überhaupt jedes Aeußerſte auf gewiſſe Weiſe anziehen kann, ſo dürfen wir ſelbſt der imponirenden Seltſamkeit im Verhältniſſe der beiden Liebenden erwähnen, indem hier die Krampfhaftigkeit faſt ihr Letztes gethan hat *) was wir

---

*) Aus dieſer Zeit ſtammt der Ausdruck „Schillerſche Kraftſprache,“ den man bald im günſtigen, bald im tadelnden Sinn gebraucht hat. Da wo ſie als Purpurmantel für die Poeſie des Haſſes gebraucht wird, ſollen wir ſie folgerecht nicht tadeln; wohl aber wo ſie das Gewöhnliche krampfhaft erhöhen ſoll. Wenn z. B. Karl Moor ſich erkundigt ob Pulver genug vorhanden ſei, und die Antwort empfängt: „Pulver genug, um die Erde gegen den Mond zu ſprengen,“ ſo iſt dies ſtörend lächerlich, und gleicht dem Ton einer Kindertrompete, in die ein ſtarker Mann mit vollen Wangen hinein bläſt. Nur vergeſſe man nicht, daß dieſe und ähnliche Unbeholfenheiten gar leicht durch die Feder getilgt werden können und den innern Kern des Stücks nichts angehen. Es ſind bloß üble Angewöhnungen, oder tobender Ruderſchlag des ſonſt trefflichen poetiſchen Schiffers. (Schlimmer ſteht es auch hier mit Fiesco, der einmal ſogar die ganze Natur zu „zerkratzen“ wünſcht u. ſ. w.)

indeſſen im Ernſt auch ſehr zu bedauern haben, da die hier gezeichnete Louiſe im Anfange wirklich eine ächt rührende Phyſiognomie mitbringt, von der aber leider jeder folgende Akt und manche einzelne unnatürliche Scenen etwas abnehmen, bis endlich der geſpenſtiſch-mächtige fünfte Aufzug uns wenigſtens eine ſchöne Leiche zeigt. — — Von ſämmtlichen Frauen in den Räubern und im Fiesco darf man leider ſagen, daß ſie keine ſind, ein Uebelſtand, der durch des Dichters Geſtändniß, daß er damals noch keine Frauen gekannt habe, nicht hinreichend erklärt wird.

Es ſei erlaubt, hier noch anzuführen, daß in den bisher erſchienenen Biographien, das Dunkel, welches über dem Aufenthalte Schillers in Manheim (als Theaterdichter) ruht, nicht gelöſt wird; auch bleibt ſein raſcher Abgang unerklärt. Zwar geben die vor kurzem mitgetheilten Briefe an Dalberg aus jener Zeit einigen Aufſchluß; aber ſie ſind meiſtens eſoteriſch und faſt oſtenſibel, weshalb durch ſie das Dunkel nur theilweiſe erhellt wird. Der Hauptgrund von Schillers Unzufriedenheit als Theaterdichter iſt zwar ſehr leicht zu denken; aber hiſtoriſche Data fehlen. Auch das Leben in Leipzig und Dresden iſt bisher immer nur in äußeren Umriſſen gezeigt worden, nicht in ſeinem Kern. Selbſt das bloße Aufwerfen der Fragen: Wie wirkte der Umgang mit Huber, dem redlichen, denkenden Bewunderer? mit Jünger, dem leichten und ſeichten Luſtſpielverfaſſer? ob Schiller ihn gelten ließ? wie mit dem würdigen liebevollen Körner? wie wirkte Moritzens theils geiſtreicher, theils ſophiſtiſch übertreibender Tadel?

Den Carlos, ſchon früher und noch ganz im alten Sinne begonnen, wird jetzt zur Hälfte das Zeugniß eines ganz neuen Geiſtes. Schiller umgiebt ſich und das Stück mit ſcharfer Philoſophie und Staatskunſt, und die würdige

Abſicht wird in mehrern ſehr gelungenen Details deutlich. Zwar iſt es nicht möglich, daß die beiden ſo verſchiedenartigen Hälften des Werks poetiſch Eins werden, aber ſein großes Gemüth hält ſie dennoch muthig ſo gut es gehen will zuſammen. Hier in dieſem Werke zeigte ſich bei S. beſonders der Geiſt des „Propheten,“ ein Wort das man verſtatten wird, wenn man das genannte Werk ſo kennt als es gekannt ſein will, um beurtheilt zu werden. Auch darf man in der That gar wohl behaupten, daß Leſer, die jene auf die geſammte intellektuelle Bildung der nächſten Jahrhunderte ſich beziehenden Prophezeihungen im Carlos, Wallenſtein und den Briefen über die äſthetiſche Erziehung nicht zu finden vermögen, etwas ſehr Charakteriſtiſches in Schillers Werken überhaupt nicht ahnden.

Im Don Carlos ſuchte der Dichter zum erſtenmale das jambiſche Metrum ſich, wie es ſcheint, als einen Zügel für die Ueberreizung und Erhitzung anzulegen; doch abgerechnet daß überhaupt das Versmaaß, als etwas Nothwendiges, keinem ſubjektiven Zwecke dienen ſoll, iſt auch der fünffüßige Jambus (beſonders wenn er wie hier mit ſechs und ſiebentehalbfüßigen wechſelt) ein ſo lockerer und loſer Zaum, daß dadurch keine beſondere Mäßigung hervorgebracht werden kann. Die ſteife Pracht, und der flirrende Prunk finden ſich dabei faſt noch behaglicher in ihrer Sphäre als in der Proſa, in der das Verfehlte ſich weniger leicht verhüllen läſſt. —

§. 102.

Jetzt trat der Dichter mit einem überaus ſeltſamen Werke auf, dem „Geiſterſeher,“ den man vielleicht für einen genialen Verſuch halten darf, einige der hauptſächlichſten Thorheiten der Zeit bis aufs Höchſte ſteigernd, durch dieſe Steigerung, der Zeit ſelbſt zu erklären, was jedoch nicht erreicht wurde, da das Werk Fragment blieb. Es iſt ein Komet, der den ganzen Jammer mancher Zeitgenoſſen andeutet, welche falſche Aufklärung, Encyklopädien, Philanthropine, Hochmuth u. ſ. w. ſeltſam genug mit Taſchenſpielern und Geſpenſtern vereinigen, und mit Flachheit im Innern — dennoch ſüßen Schauder haben wollten.

Um für Poeſie und Philoſophie einen Halt zu gewinnen, hatte ſich **Schiller** ſchon längſt mit großem Eifer um Geſchichte bemüht, und wenn auch einige ſonſt nicht zu erlaſſende Vorſtudien fehlten, ſo half ihm doch ſein großes Gemüth zur **Idee** der Hiſtorie, ſo wie **zuweilen** auch zur **Charakteriſtik**. Von dieſer Seite betrachtet, iſt die Geſchichte des Abfalls der Niederlande, wie mangelhaft auch Einzelnes in derſelben ſein möge, ein ſehr ausgezeichnetes Werk, wohl angelegt im Ganzen, und von würdigem Geiſte durchdrungen.

Ungleich tiefer ſteht die Geſchichte des dreißigjährigen Krieges, indem hier nur einige Details zu leben ſind; die Bedeutung ſelbſt aber und der gräßliche Ausgang nicht wahrhaft zur Sprache kommt *).

Um dieſe Zeit verließ **Schiller** die Poeſie faſt ganz, und ward überſtreng gegen ſich und andere, z. B. gegen **Bürger**, den er verkennend tief verletzte. Nur zwei Gedichte fallen noch in dieſe Periode, die Künſtler und die Götter Griechenlands. Das erſte enthält bekanntlich einige gar

---

*) Es werde hier nochmals erinnert, daß man den Geiſt jener Zeit und die ſchauderhafte Verwilderung der Nationen, nur durch die Zeitgenoſſen ſelbſt genau kennen lerne, z. B. durch **Greifenſon** und **Moſcheroſch** — Wie ſo ganz anders faßte S. den 30jährigen Krieg im Wallenſtein auf, als früher in dem Kalender für Damen! —

gar köſtliche Gedanken und glänzende Bilder, doch iſt noch das Ringen mit dem Stoffe wahrzunehmen. Das zweite iſt im höchſten Grade wichtig, ein großartiger, offenbarer und redlicher Kampf gegen das Chriſtenthum, ein unendlicher Irrthum; doch von einer tief ſehnſüchtigen und kräftigen Gemüthspoeſie zu einer bewundernswürdigen Lyrik hinaufgehoben. Faſt alles was jemals gegen das Chriſtenthum in Proſa und Verſen ausgeſprochen worden, iſt gegen dieſes Gedicht gehalten faſt nur thörichte Kinderpoſſe; denn wie könnte ein wahrhaftes Gemüth z. B. durch Voltaire's und Parny's frivole Anfeindung des Chriſtenthums zu etwas anderm erregt werden, als zur verachtenden Ablehnung? Hier aber in dem Schillerſchen Gedichte iſt der Kampf auf die höchſte Spitze geſtellt, und das ganze Herz mit in das Spiel gezogen. Das Chriſtenthum hat aber keinen Feind zu ſcheuen, und ein ſo edler, wie der Geiſt in dieſem Gedichte, ſteht demſelben weit näher als ſämmtliche halb und kühl geſinnte Anhänger, wozu noch kommt, daß Schiller ſelbſt für treffliche Widerlegungen ſeines Gedichtes geſorgt hat durch manche ſpätere z. B. durch den Geiſt im Ritter Toggenburg, Grafen von Habsburg, u. ſ. w.

§. 103.

Wir erwähnen ferner kürzlich folgender beziehungsreichen Momente im Leben des Dichters, dem Leſer die leichte weitere Ausführung überlaſſend: Große und ſchwere Krankheit, von der S. nie ganz genas, ohne Zweifel jedoch heilſam entſcheidend für ſein ganzes Leben, obwohl bei jetzt noch fortwährendem innern Kampfe. — Die öffentliche Thätigkeit als Lehrer der Geſchichte und Aeſthetik in Jena wird dadurch auf immer gehemmt, aber die Sorge für die äußere

Exiſtenz durch das Wohlwollen des damaligen Erbprinzen von Holſtein-Auguſtenburg und des Grafen von Schimmelmann gehoben, ein Umſtand der nicht leicht zu oft erzählt werden kann, da ſich thätige Neigung dieſer Art ſo ſelten findet. — „Anmuth und Würde,“ ein Verſuch, den Gürtel der Venus der unbefangnen heitern Griechen philoſophiſch zu deduciren, und, mit Beſeitigung der Natur, alles aus dem reinen Geiſte zu entwickeln. — Bekanntſchaft mit Goethe, aus welcher erſt reiner Umgang, dann edelſte Freundſchaft wurde. Neue fröhlichere Thätigkeit: Die Horen beginnen mächtig und kühn, ſinken aber nach und nach. Philiſterei und Gemeinheit treten gegen das Bedeutendſte in dem genannten Journal auf, und Goethe und Schiller zeigen ſich als Xeniendichter, mit der ganzen Macht ihres überlegnen Geiſtes. Trotz einzelner Mißgriffe und Irrthümer ein im Ganzen ſehr gerechter Kampf von ihrer Seite. — Um dieſe Zeit 1795 bis etwa 1799 finden wir bei S. die größte poetiſche Fruchtbarkeit (doch nicht im Drama) — Edler Wetteifer mit G. im Epigramm und der Romanze. Als Blüthe erſcheint „Ritter Toggenburg“ und „Shakſpears Schatten.“ Jene Ballade iſt ein Gedicht, das keiner einzelnen Bildungsperiode, ſondern der Poeſie ſelbſt angehört, von deren reinem, warmem Hauche es bis in das Tiefſte durchdrungen iſt. Es iſt ein Kunſtwerk, das ſo lange die Heiligkeit der Liebe, und der ewige Schmerz unerwiederter Neigung als wahr anerkannt werden, bleiben wird, unveraltet und zu allen Zeiten ſprechend. Es iſt mehrere Jahre lang faſt ganz überſehen worden *), ſo wie auch wohl die Epigramme nur ſelten hinreichend geſchätzt worden ſind.

---

*) Auch der „Kampf mit dem Drachen“ wird, wie es ſcheint, nur von Wenigen genugſam gewürdigt. Dieſe Ballade iſt ſchon um deswillen ſehr zu achten, da hier das reine Chri-

Die meiſten derſelben geben den bedeutungsvollen und tiefen Moment, aus dem das Epigramm als Mikrokosmus gebildet wird, ſo rein und klar wieder, daß wir in der That manche recht weitſchichtige philoſophiſche Orationen für ſie hingeben dürfen.

§. 104.

Nach allen dieſen erfolgreichen Bemühungen nach manchen Seiten hin, beſann ſich endlich noch zur rechten Zeit der Dichter wieder auf ſeinen eigentlichen und höchſten Beruf: das Drama, und er ward — wie niemandem mehr unbekannt ſein kann — der Schöpfer des neuen deutſchen Trauerſpiels.

Das Höchſte, was ſich auf dem Standpunkte des reinen Reflektirens erreichen läſſt, werden wir im Wallenſtein zu ſuchen haben; denn gleichmäßige Haltung und ſtete Sicherheit in der Darſtellung zeichnen dieſes Drama vor dem Carlos und den meiſten Werken dieſer Gattung höchſt rühmlich aus. Es iſt hier nicht bloß verſtändige Berechnung und einſichtsvolle Oekonomie zu erkennen, ſondern wir finden hier einen ſo einfachen Tiefſinn in der Organiſation des Ganzen, ſo viel reine Farbengebung in der Charakteriſirung der meiſten Perſonen und in ihrer Beziehung auf das geſammte Leben, daß wir das Werk als ein wahrhaftiges ächt deutſches Trauerſpiel anzuſehen haben, eine wahre Schick-

---

ſtenthum nicht etwa im Conflict mit der Frivolität, dem bloßen Witz u. ſ. w. ſiegreich geſchildert wird (was leicht genug iſt) ſondern im Verhältniß zu der an ſich höchſt ſchätzbaren bloß menſchlichen Verſtändigkeit, die aber, mit nur den Moment und irdiſche Zwecke vor Augen, Unheil bringen muß, wenn nicht chriſtliche Demuth und ſtrenger Gehorſam, von jeder Sophiſterei gereinigt, ihr zur Seite ſteht ſalstragödie, die ſelbſt dem Philoſophen genügen müßte, indem hier das Schickſal in die Bruſt des Helden ſelbſt gelegt worden iſt, der, ſo lange er dieſer Wallenſtein iſt und nicht aus ſich heraus zu gehen vermag, unrettbar untergehen *muß*. Von einer Nothwendigkeit, den Frevel zu begehen, iſt hier, wie billig, nicht die Rede — *der* bloße Gedanke iſt Läſterung — wohl aber iſt W's *ſelbſt verſchuldetes Unvermögen frei zu ſein*, die höchſte Sklaverei der *Willkühr*, u. ſ. w. wenn auch nicht ausgeſprochen, doch leiſe angedeutet werden. Daß er in ſeinem Falle auch die Schuldloſen mit in das Grab hinein zieht, iſt rein tragiſch, denn die Folgen der Sünde ſtehen nicht in der Macht des Menſchen, ſondern gehören in die Verkettung der Dinge, d. h. dem Schickſale. Es wäre nur zu wünſchen, daß die herrlichen Opfer Max und *Thekla* nicht ſelbſt ihre Schuldloſigkeit und ihr Unglück ſo häufig anführten, wodurch ſie, ſtänden ſie nicht ſonſt ſo ſehr rein da, allerdings ein wenig verlieren würden. Im Hamlet wird von dem Dichter nie *ausgeſprochen*, daß es die Schuld des Prinzen iſt, welche die arme wie zum üppigſten Glück geborene Ophelie in Wahnſinn und Tod herabzieht; aber jeder denkende Zuſchauer fühlt es oder ſpricht es aus, und ſein Mitleiden iſt nur *tiefer*, weil die Gegenſtände ſelbſt es nicht mit aparten Worten anrufen. — Glaubte *Schiller* nicht rechnen zu dürfen auf dieſen *Chor* in der Bruſt des Leſers? oder darf überhaupt der moderne Dichter auf dieſen *Erſatz des Chors* im Leſer und Zuſchauer ſelbſt nicht rechnen? War er deshalb *genöthigt* mehr ſprechen zu laſſen über die eigentliche Abſicht? Wir wollen ihn mit Freuden entſchuldigen, aber rechtfertigen können wir es nicht, denn *Shakſpear* in reinſter Klarheit läſſt es ſtets ruhig darauf ankommen ob der Leſer ihm zu folgen im Stande ſei oder nicht, da er überzeugt ſein darf alles gethan zu haben, um ihn durch das ganze Stück auf den Standpunkt zu erheben, von wo herab er es überſchauen kann. Ein beſonderes Aufmerkſammachen des Leſers auf einzelne vielleicht ſchwerere Parthien im Drama findet bei ihm niemals ſtatt. — Iſt nun aber auch im Wallenſtein zu viel Rede, ſo wollen wir doch ſtets gern einräumen, daß ſie an ſich meiſtens eine höchſt vortreffliche ſei, und auch da, wo ſie nicht völlig zur Poeſie durchgedrungen iſt, doch das beſte Analogon derſelben — wenn es ein ſolches giebt.

Im Carlos ſehen wir meiſtens nur Organe des Dichters, Repräſentanten der Subjektivität, ſogar einige Schatten, die der Wahn erzeugte; im Wallenſtein erblicken wir Menſchen im eigentlichen Sinne des Worts, feſtgegründet auf ſich ſelbſt und umgeben von der höchſten Kraft und dem Wohllaut der Sprache. So iſt denn auch der Fleiß mit dem hier jede Scene, jede Sentenz, ja man darf hinzuſetzen, faſt jedes einzelne Wort überlegt worden, mit der gebührenden Anerkennung zu betrachten. Mit Einem Wort: es iſt hier ein faſt vollſtändiger Sieg über den ſehr ſpröden und ſchwierigen Stoff erreicht, durch das edle Streben nach einem Ganzen, und wir dürfen die nur ſeltene Hervorhebung des Einzelnen lediglich als einen ſchwachen Nachhall einer frühern Bildungsperiode betrachten. — Das Leben in Weimar, der gewaltige Erfolg des Wallenſtein gaben S. jetzt eine immer größere Neigung für die Bühne zu wirken, und wir finden in ihm ein ſchönes Bemühen, ſich immer mehr die Ruhe und Klarheit ſeines großen Freundes anzueignen; ohne doch im mindeſten von ſeiner eignen herrlichen Selbſtheit etwas zu verlieren. Er erwiederte die Liebe des Deutſchen Publikums mit einer rührenden Innigkeit, doch ſcheint es als habe ſie ihn in einigen Fällen veranlaſſt, auch einzelne unbillige Wünſche deſſelben zu befriedigen. — Wir gedenken nur im Fluge der nicht wohl gelungenen Bearbeitung des Macbeth, wollen ſie aber dennoch einigermaßen ſchätzen, da ſie wenigſtens die früheren viel ſchlechtern von der Bühne verdrängte.

§. 105.

Maria Stuart, ausgezeichnet durch muſterhaften Bau, theatraliſche Kraft, Straffheit im Zuſammenhange der Verhältniſſe, Raſchheit der Scenen, Gewandheit und Macht der Sprache — ſcheint am ſchnellſten ausgearbeitet zu ſein, und iſt vielleicht mehr als irgend ein andres Schillerſches Drama aus Einem Guß. Dennoch möchte Herders furchtbares Wort (vor einigen Jahren im Taſchenbuch Minerva wiederholt) in Beziehung auf Maria und Mortimer, ſobald man nur dieſem Worte die Grellheit nimmt, der Beachtung ſehr werth ſein. In jedem Falle möchte eine Ermahnung an manche Dichter zur Heilighaltung des Mitleids, das ſie aufrufen und zuweilen faſt rauben, ſo wie eine tiefere Anſicht von der ächten Reue wünſchenswerth ſein; aber Herders übertreibende Bitterkeit konnte hier nicht günſtig wirken.

Ein Hinſtreben zur Romantik, dem ein glücklicher Moment neue Kraft verliehen, gab uns die Jungfrau von Orleans. Das Finden eines ſolchen Stoffs war gewiſſermaßen ſchon das Glück ſelbſt, ſo wie auch die Liebe des Dichters für die Heldin um ſo feuriger werden muſſte, da der Spott zu tilgen war, der einſt, „im tiefſten Staube ſich gewälzt hatte,“ um ihr Bild zu entſtellen. Um ſo wünſchenswerther wäre bei ſo gerechter Sache die höchſte Einfachheit, und in jedem Falle dürfen wir bedauern, daß dieſes Werk mit einigen ungehörigen Prachtſcenen angethan iſt, welche die

Menge reizen, und der bloßen Augenluſt dienen. Die fromme Schäferin würde ohne Zweifel durch ſich ſelbſt hinlänglich gewirkt haben, ohne den ſteten Gegenſatz der irdiſch prächtigen Hoheit, welche letztere zwar zur Anſchauung kommen mußte, doch billigerweiſe ja nicht ganz ohne Ironie, wobei ich, um mich jedem verſtändlich zu machen, nur auf Shakſpears Heinriche mich beziehen möchte. Jene Pracht, von Schiller ſelbſt wenigſtens angedeutet, hat nach meiner Anſicht, etwas wahrhaft läſtiges, eben weil ihr die Ironie gänzlich fehlt. Sie gleicht ſtarren Bergen, die auf den lebendigen Leib geworfen werden, und wenn wir es auch dem Rieſen Typhoeus gönnen, daß der Aetna auf ihn hingewälzt wurde, ſo nicht der zarten Schäferin. — Das Einfachſte was bisher über dieſes vielleicht zu häufig beſprochene und geſehene Stück geſagt worden, findet ſich in Schillers Briefen ſelbſt, die vor mehreren Jahren im Taſchenbuch Minerva mitgetheilt worden ſind.

§. 106.

Die Braut von Meſſina wurde vielleicht zuvörderſt durch den Wunſch erzeugt, das früherhin größtentheils nur reflectirende, und häufig nur in den kleineren Formen, z. B. des Sonetts, productive Streben der ſogenannten neuern Schule, auch in der hohen Gattung des Drama walten und leuchten zu laſſen. Die Reflexion aber — man möchte faſt ſagen: die Reflexion der Reflexion — iſt dieſer Tragödie ſichtbar nicht bloß vorangegangen, ſondern ſie hat dieſelbe geboren, die Begeiſterung hat ſich gewiſſermaßen nach der Vorrede richten müſſen, und was endlich erſchien, iſt zum Theil nur geworden um der Theorie willen. Daß dieſe letztere auf einem Misverſtändniſſe der griechiſchen Schickſalsidee beruhe, iſt jetzt wohl faſt allgemein anerkannt, und würde ſich ſelbſt durch eine Vergleichung mit der Art, wie Euripides in den hier ſo nahe liegenden Phönizierinnen daſſelbe auffaſſte, leicht ergeben. Das Schickſal iſt leider in dieſem deutſchen Trauerſpiel keinesweges die ernſt gerechte Strafgöttin, die ſelbſt ſtrafend doch nie etwas andres wollen kann als die Löſung des Lebens zur *Harmonie*, ſondern es erſcheint wie eine furchtbar kalt ironiſche, witzig combinirende, gräuliche Furie. — Zum Glück iſt es jedoch faſt komiſch, daß die arme Fürſtin von Meſſina mit höchſt grimmigen Worten ausgeſcholten wird, lediglich weil ſie die arme ſchuldloſe Tochter nicht gleich nach der Geburt ins Meer hat werfen laſſen, welches doch ſehr reſpektable Orakel und Träume verlangten; wobei es indeſſen ſcheint als habe das Schickſal ſelbſt es ſich ſo unbequem als möglich gemacht, ja ſogar auf das Unmögliche hingearbeitet, indem ein ſo frevelhaftes Gebot ſchlechthin nicht erfüllt werden kann und ſoll. — Aber freilich; hätte Iſabelle das arme Kind wurklich tödten laſſen, ſo wäre der ganze ſpätere Greuel nicht erfolgt, ſie hätte — bloß mit einem Kindesmord auf der Seele — regiert in Frieden, und vermuthlich von ihren beiden Söhnen, — denen es an den köſtlichſten und bequemſten Bräuten nicht würde gefehlt haben — noch Kinder und Kindeskinder erleben können. Die kleine Beatrice hat ja nur geboren werden ſollen, um ertränkt zu werden, das Schickſal wäre verſöhnt u. ſ. w. Statt deſſen hat die arge ungehorſame Mutter ihr Kind zu retten verſucht, und muß dafür nun Strafe leiden.

§. 107.

Will man das obige Wort „es iſt zum Glück faſt komiſch,“ nicht gelten laſſen, ſo preiſe man wenigſtens mit mir, in dieſer einen einzigen Hinſicht, den *Leichtſinn* des größern Publikums, welcher dergleichen auf der Bühne vorgetragene traurige Verhältniſſe kaum recht anhört, ſondern harmlos gelaſſen denkt, jene Braut ſei doch nur eine Art von Nachahmung des Julius von Tarent, und damit gut *).

---

*) Nur in einem Drama wie dieſe Braut konnte der Dichter die traurige in ſich ſelbſt nichtige Vermiſchung der Religionen wagen, und es war vielleicht einer der ſchwächſten Augenblicke ſeines Lebens als er nach einigen glänzenden doch nicht treffenden Sentenzen über dieſe Vermiſchung des völlig Widerſtrebenden, dieſelbe auch noch durch die örtliche Lage von Meſſina (!) entſchuldigen wollte.

Uebrigens kann jeder, für den die Poeſie etwas außerhalb dem Leben liegendes iſt, das ganze Drama auf ſeinem Standpunkte recht wohl genießen, da er ja überhaupt keine innere Wahrheit verlangt. Wer aber (wie z. B. ich) das rein verklärte Leben und deſſen wahrhaftige Wahrheit für die eigentliche Poeſie hält, und Schönheit, Wahrheit und Sittlichkeit im tiefſten Innern als Eines erkannt hat, der wird ſich wohl gefaſſt halten müſſen, daß einige angehende Critici ihn mit Ideen angreifen, die er ſelbſt (vielleicht vor fünf und zwanzig Jahren ſchon) ſich noch beſſer zu eigen gemacht hatte, ſpäterhin aber als unhaltbar verwarf. Zwar kann derſelbe etwa recht gut bewieſen haben, daß er Shakſpears Univerſalität am höchſten ſchätzt, und daß er ſich an deſſen Zeichnung der Lady Macbeth, der ältern Töchter Lears u. ſ. w. nicht minder erfreut als an dem Bilde der Cordelia u. a. weil ſie ja alle nur zu einer großen Anſchauung der Welt führen, über der die ewige göttliche Weisheit ſchwebt. (Dieſe aber, das verlangt er, ſoll der Dichter ſelbſt gläubig klar erkennen und ſchauen laſſen.) Er kann ferner beweiſen, daß er den köſtlichſten aller liederlichen Tagediebe Falſtaff eben ſo gut zu genießen wiſſe als die himmliſche Unſchuld und Anmuth in der Liebe Fernando's und Miranda's, ſo wie nicht minder den Katzenberger und den Victor; — es werden ſich dennoch immer wol einige muntere ſchriftſtellende Leute finden, die ungeſtört mit ſüßlichem oder ſäuerlichem Lächeln wiederholen, es geſchehe doch der Braut v. M. — von deren Grundidee allein hier die Rede war — Unrecht. — Dergleichen nicht hören könnende oder nicht hören wollende Scribenten ſind nicht zu curiren.

Wie aber Schiller, wenn er ja einmal ſinkt, doch immer noch Großes behält, ſo auch in dieſem Drama viele überaus vortreffliche lyriſche Stellen, unter denen einige ſelbſt die trübe Grundidee ſiegreich widerlegen, ja ganze Scenen. Wir wollen dieſe nebſt einzelnen ewig ſchönen Sentenzen als einen reichen Purpurmantel betrachten, der uns von dem Dichter ſelbſt geſchenkt worden, die ſternloſe Nacht ſeiner Fabel damit zu verhüllen.

Mit welchem frohen Gefühle treten wir jetzt in die reine helle Luft des freiathmenden Wilhelm Tell. Glich jenes ſogenannte Schickſalsdrama etwa einem ungeheuern Saale, in welchem die überheizten Oefen drückende Schwüle verbreiten, ſo fühlen wir uns hier um ſo mehr erquickt, ernſt zwar, doch heiter auf Tell's klaren Bergeshöhn, von wo herab wir das Leben in ſeinen größeſten Verhältniſſen überſchauen. Gegen Einzelnes läßt ſich Einzelnes einwenden, aber das Ganze iſt geſund und tüchtig, hiſtoriſch baſirt, und athmet das Element, welches Götz von Berlichingen ſterbend noch nennt.

§. 108.

Auch Schillers proſaiſcher Styl hat manche Perioden hindurch gehen müſſen, ohne jedoch die Muſterhaftigkeit zu erreichen, die zuweilen ſeinem poetiſchen (z. B. in den Piccolominis, Wallenſtein und Maria Stuart) innewohnt. In den erſten Jahren ſeiner Laufbahn war er überladen, ſchwer und prunkend, ſelbſt noch in dem „Verbrecher aus verlorener Ehre;“ ungleich beſſer im Geiſterſeher, wo inſonderheit zu Anfang, der ſchönen Vertheilung von Licht und Schatten eine ſeltene Raſchheit der Sprache zu Hülfe kommt. Späterhin wandte er ſich von dieſer Raſchheit wieder ab und ſtrebte faſt nur nach der höchſten Pracht, Fülle und Majeſtät der Schreibart, aber er überbot nicht ſelten ſeine Kraft, und gab zu viel. Jenes Stille und Klare, welches uns in dem Styl eines Cervantes und Goethe ſo ſehr erfreut, erreichte S. nie, aber es würde dieſes nicht zu erwähnen ſein, da es ſchon Ruhm genug iſt, wenn nur der Styl ſich ſelbſt gleich iſt, wenn nicht die Bemühung auch jene Eigenſchaften ſich anzueignen, wirklich zuweilen bei Schiller ſichtbar würde. — In dieſe Zeit fällt auch ſeine Polemik, die, im Inhalte gewöhnlich Recht habend, in der Sprache wie ein rauh proſaiſches Epigramm tönt.

Schiller zieht jeden beſſern Deutſchen mit ſo gewaltiger Liebe an ſich, daß wir es für eines der unerfreulichſten Geſchäfte halten, von dem zu reden, was wir als mangelhaft an ihm erkennen; aber die Literaturhiſtorie darf daſſelbe nicht übergehen. Wir finden nämlich zuweilen bei ihm einen gewiſſen Dualismus in der Weltanſicht, und eine nicht ganz ſeltene Hinneigung zu declamirenden Gefühlen. Leider iſt es gerade dieſer Fehler, der die Halbgebildeten am meiſten entzückt, weil er faſt immer glänzend und erhaben erſcheint. Doch gerade deshalb muß um ſo ernſter davor gewarnt werden, und wer hat wohl mehr davor gewarnt als der edle Dichter ſelbſt, obwohl er mitunter gegen ſeine Gebote fehlte. Unſer Zeitalter hat gar manchen Caſſius Severus, Eprius Marcellus, Aper, und ähnliche Rhetoren, wie ſie das ſpätere Rom erzeugte, und das iſt eben das Beklagenswerthe, daß ſolche Schriftſteller hinter Schillers Aegide verſteckt ihre Fehler durch ſeinen glänzenden Namen decken wollen. Nur ſoll man nicht im Unmuth ihn mit jenen verwechſeln. Das Einzige glauben wir in einigen Fällen auf ihn anwenden zu dürfen was Tacitus in dem Dialog de oratoribus (cap. 26.) vom Caſſius Severus ſagt:

„plus vis quam sanguinis“ vier kleine Worte, die aber ſo gewichtig ſind, daß ſie wol Anſpruch machen dürfen, reiflich überdacht zu werden. Alles übrige was dort noch von dem Römiſchen Rhetor geſagt wird: Primus enim, contemto ordine rerum omissa modestia ac pudore verborum, ipsis etiam quibus utitur armis incompositus et studio feriendi plerumque dejectus non pugnat sed rixatur, paſſt vielleicht auf keinen Deutſchen Schriftſteller des achtzehnten Jahrhunderts ſo wenig, als auf Schiller, bei dem wir ſtets das Aufgebot der höchſten Kraft und den reinſten edelſten Willen wahrnehmen.

§. 109.

Niemals, wir dürfen es mit Entſchiedenheit behaupten, iſt der Tod eines Deutſchen Dichters in dem Vaterlande ſo allgemein und innig betrauert worden, als Schillers frühes Scheiden. Wohl können wir, wenn wir ſein ganzes Leben und ſein nie ruhendes Ringen nach dem was da bleibt und ewig und göttlich iſt, betrachten, ſeinen Tod einen Opfertod nennen für die Wiſſenſchaft und Kunſt. Seltene nur ſtarben ihn und Seltene nur werden ihn ſterben; doch bei Schiller ſteht er deutlich von unſerer Seele. Ihm iſt nichts leicht oder im Schlafe beſcheert worden, er hat wachen müſſen und kämpfen ſein Lebelang, er mußte ſich mit allen ſeinen Kräften ſtets gewaltig erfaſſen und zuſammennehmen, um das zu leiſten was er geleiſtet hat; dann aber in ſeiner Vollſtändigkeit giebt er uns den herrlichſten Beweis, wie viel Großes der Menſch vermag, wenn er vollendet will. So bald ihn einmal eine menſchliche Schwäche befällt, ſo bald er es ſich auch einmal bequem machen möchte — in dieſen ſeltenen Fällen iſt er gar nicht Schiller mehr. Um ganz Er zu ſein, bedurfte er ſeiner ſelbſt in ſeiner vollendeten Ganzheit, und ſo dürften wir wohl den Tod des Alciden, wie derſelbe in dem „Reich der Formen“ gedeutet worden iſt, bei unſerm Schiller wiederfinden.

Jeder andere Dichter findet als ſolcher das Leben gewiſſermaßen ſchon geſchaffen vor ſich; aber Schiller wagt nicht, daſſelbe als ein Geſchenk anzunehmen, ſondern wie ein ächter transſcendentaler Idealiſt, erſchafft er es erſt. Dieſen Prozeß des Schaffens ſchauen wir bei ihm mit an, daher iſt ſo vieles bei ihm Rede, in der herrlichſten Beziehung auf die Poeſie; nicht aber immer die Poeſie ſelbſt. Er ſagt es ſelbſt mit heiligem Ernſt aus, daß nur unbeſtürmt der Himmel freundlich ſich hernieder neige, und daß nur leicht erbeten aus dem Schooße der Götter das Glück herabfalle. Und iſt nicht die Poeſie das höchſte Glück? oder vielmehr, ſo wie die Liebe, das Glück ſelbſt?

Nach dieſer Anſicht erſchien mir ſchon in ſehr früher Zeit unſer Dichter als ein großartiger Titan, der mit bewundrungswürdiger, ja faſt beiſpielloſer Kraft, der Himmel ſtürmt. Sind aber, ſo fahre ich jetzt fort, in dem Bilde verweilend, jene Titanen wirklich in den Himmel hineingedrungen? Wir wiſſen alle, daß dem nicht alſo iſt. Doch Schiller — hat er den Himmel der Poeſie, d. h. hier der reinſten und ſeligſten Befriedigung endlich erworben? Wir wagen das Beſtimmteſte Ja, ſollten wir auch einräumen müſſen, daß dies erſt während des Tell und nach demſelben ſich deutlich zeige, denn auch ſein herrlicher Demetrius, der rührendſte Torſo den wir kennen, läſſt uns das ſtete herrliche Fortſchreiten und die erlangte völlige Sicherheit wahrnehmen.

§. 110.

Wir leben in einer Zeit in welcher bekanntlich das große Wort „chriſtlich" durch zu häufigen und oft unpaſſenden Gebrauch gelitten hat. Und ſo muß ich es freilich darauf ankommen laſſen, ob nicht Manche es überaus ſeltſam finden werden, wenn ich zum Schluſſe dieſes Abſchnitts Schillern einen chriſtlichen Titan nenne. Als er noch ſtürmiſch befahl, und wie Prometheus das Feuer zu rauben drohte, da konnte ihm jene ſelige Befriedigung nicht werden, und er hatte oft das Schickſal der alten Titanen; als er aber mit ſeiner göttlichen Kraft die kindliche Milde vereinigte, da that ſich ihm der Himmel von ſelbſt auf, und „aus dem Schooße deſſelben leicht erbeten, fiel ihm das Glück herab." — Früherhin hatte es ſich wol ſchon in einzelnen Momenten gezeigt, z. B. als er den Ritter Toggenburg gab; jetzt aber war es bleibend da.

So iſt denn die Trauer um Schillers Tod *) ein heiliges vaterländiſches Gefühl, und gehört mit zu den dauerhafteſten Verbindungsmitteln der ſonſt wol nach tauſend verſchiedenen Seiten auseinander treibenden Deutſchen. Deshalb möge ſie ſtets rein und ſtark bleiben, damit ſie nicht in das Leere verflattere, ſondern Früchte treibe in Wort und That. Jede Nachahmung von S's Einzelnheiten — wie oft verſucht und wie oft mislungen — ſei fern, aber ſein edler

---

*) Wer etwa an dem oben gebrauchten Wort „Opfertod" Anſtand nimmt, wolle ſich erinnern, daß auch Goethe in ſeiner Klage um Schillers Scheiden von ihm ſagt:

Er wendete die Blüthe höchſten Strebens,
Das Leben ſelbſt an dieſes Bild des Lebens.

Man vergleiche ferner Beckers Weltgeſchichte letzter Theil, von (meinem früh vollendeten unvergeßlichen Freunde) J. G. Woltmann, in dem gehaltvollen Abſchnitte über die Literatur der neuſten Zeit

Geiſt, ſeine unantaſtbare Vaterlandsliebe, ſeine Würde, ſein Tiefſinn möge ſtets lebendig unter uns bleiben.

§. 111.

Chriſtoph Auguſt Tiedge, (geb. 1754.) Da dieſer ſanftgeſinnte Dichter beſonders durch ſeine Urania bei einem großen Theil des Publikums eine ausgebreitete Celebrität erworben hat und häufiger geleſen wird als die meiſten ſeiner Zeitgenoſſen, ſo halten wir eine ausführliche Kritik über ihn an dieſem Orte nicht für zweckmäßig. Selbſt wenn wir einige Misverhältniſſe in dem Plan des genannten Gedichts nicht verkennen dürfen, ſo ſpricht doch überall ein wohlmeinender Geiſt, der die höchſten Räthſel des Lebens aufzulöſen mit redlichem Streben bemüht iſt, in ſanft harmoniſchen Verſen ſich aus. Iſt aber dieſe Löſung wirklich erreicht? Wird der Antwort und Troſt ſuchende Leſer ſich mit den Gedanken zufrieden ſtellen, die hier über Gott und Unſterblichkeit gegeben worden? Iſt Kant, der in aller rein philoſophiſcher Sphäre ſo große, auch dann noch genügend, wenn er in Beziehung auf jene höchſten Gegenſtände Demonſtrationen wagt? oder beſteht nicht eben ſein Werth in Hinſicht auf die religiöſe Welt in der wenigſtens leiſe angedeuteten Ahndung, daß hier nicht demonſtrirt werden könne? — Und was wäre auch wohl ein demonſtrirter Gott? wäre er nicht am Ende doch faſt nur das Werk unſres Verſtandes? und möchten wir zu einem ſolchen demonſtrirten Gotte .... beten? Ich geſtehe gern, daß ich allem was bloßes reines tiefes Gefühl in Tiedge's Urania iſt, bei weitem den Vorzug gebe vor allem was ſich Kantiſcher Speculation nähert, die ja doch nur mit der Confeſſion, daß ſie, als ſolche, nichts von göttlichen Dingen wiſſen könne, endigen muß. (S. Schillers Worte des Glaubens, und das noch gediegenere Gedicht: die Worte des Wahns). — Wollte aber der Dichter einen bloß menſchlichen Führer, wie ungleich würdiger als Kant wäre dann hier Luther geweſen! und würde nicht, (um nur Einen Beleg zu geben) deſſen Schrift de servo arbitrio ganz andere und erfreulichere Gedankenergebniſſe geboten haben? Oder, wenn auch jenes Werk ihm nicht genügt haben ſollte, kann denn, um die einfachſte und höchſt wichtige Frage zu thun — die ächte Willensfreiheit je etwas anderes ſein als freie Rückkehr zur ſeligen Nothwendigkeit? und iſt dieſe letzte nicht ganz die ſo oft geſuchte höchſte Beruhigung? —

Nicht der wackere T. wird dieſe Fragen misverſtehn; ob Andere, muß vielleicht erwartet werden; doch iſt zu ausführlicher Erörterung hier freilich kein Raum *).

§. 112.

Als rein elegiſcher Dichter ſteht T. gleichfalls ſehr achtungswerth und übertrifft gar manche ſelbſt gefeierte Dichter im ernſten Fleiße, dem der techniſche Bau ſelbſt in einzelnen langathmigen Poeſien dieſer Gattung wohl gelingt. Unter dieſen iſt beſonders zu nennen „die Schlacht bei Kunersdorf,“ als eine klar ausgeführte und tief empfundene Elegie im modernen Sinne des Worts. Ein ſehr leichter Reim kommt ihm überall zu Hülfe und ſchließt ſich an die zarten Gedanken wohltönend und mit beſonderer Feinheit an. Hätten wir viele Dichter wie Tiedge, ſo würde unſere Sprache gewiß nie in den ſeltſamen Ruf der Rauhheit gekommen ſein, ſondern in den der Sanftmuth und Weichheit.

Ob-

---

*) Im Abſchnitt über Luther (Th. 1. dieſes Werks) findet ſich einiges hiehergehörige.

Obwohl man die Charaktere aus der großen Welt, welche ſein „Frauenſpiegel“ aufzeigt — wenn auch nicht als wahr — doch als wirklich anerkennen muß, und die Darſtellung der Verderblichkeit einer jeden Gattung von Eitelkeit auf eine nicht geringe Verdienſtlichkeit Anſpruch machen darf, ſo glauben wir doch, daß die polemiſche Stimmung die hier nicht fehlen konnte, weniger geeignet ſei für das Talent und die Darſtellung dieſes Dichters, als die Stoffe die er ſich ſonſt zu wählen pflegt, d. h. inſonderheit der elegiſche Stoff, der, wie wir ſagen möchten, die Melodie ſchon in ſich ſelbſt trägt. — Wir finden in der Idee der Weiblichkeit den ſchönſten Gedanken, der das Leben erhebt und ſtärkt, beſänftigt und harmoniſch begränzt, und wir beklagen deshalb, daß die Tendenz des Frauenſpiegels nicht zuließ, dieſen Gedanken auszuführen, der ſonſt wohl ſelbſt des größten Dichters werth wäre.

§. 113.

Friedrich v. Matthiſſon, geb. 1761. Wenn in dem Weſen des Chriſtenthums, der Quelle aller modernen Bildung, die reine Sehnſucht und der Tod als leuchtende Hauptpunkte erſcheinen, ſo iſt ſchon dadurch die ächte Sentimentalität begründet, und wir werden nicht bloß die tiefſte Empfindung ſelbſt vorherrſchen ſehen, ſondern es wird auch die reiche Reflexion über die Empfindung, die zarte Wehmuth und die ſüße Trauer vollkommene Rechtfertigung finden müſſen. Wenn wir deshalb faſt ſämmtliches, ſo häufig erhobene Geſchrei gegen die Sentimentalität als verworren und in das Leere gehend, abweiſen, ſo vergeſſe man nur nicht, daß jene Sehnſucht ſtets erhaben und klar und beruhigt, und die Idee des Todes ſtets als ein Gedanke der Liebe hervortreten müſſe. Die Reflexion ſoll nie in das Endloſe terfahren, der ſüßeſten Trauer ſogar eine gewiſſe chriſtliche Ironie nicht fehlen, und die Wehmuth ſoll aus einem zapfern Herzen entſpringen, denn unſre ſinnige Sprache bezeichnet ſie ſelbſt ſchon als einen Muth, dem nur wehe geworden iſt. Die Gränzen ſind freilich in einzelnen Gedichten dieſer Gattung oft nur ſchwer zu bezeichnen, aber ſie ſind es doch, und ſollte ſich auch der Beſſere einmal getäuſcht finden, ſo wird ſeine Freude an einem ſcheinbar rein ſentimentalen, doch wirklich weichlichen Gedichte wenigſtens nicht lange dauern. Nur hüte er ſich, daß er dann nicht in Ueberſtrenge gegen das Weiche überhaupt gerathe, doch iſt in ſolchen Verhältnißen ſtets zu hoffen, daß ſich gar bald die alte ſonſt ſo innig geliebte Adraſtea wieder einfinde.

Es iſt nicht zu verhehlen, daß ſich in der Sammlung der Matthiſſonſchen Gedichte einige finden, welche jene oben angedeutete Gränzlinie überſchreiten und in das Ueberzarte und Haltloſe unberuhigt verſchwimmen, ſo wie wir als Gegenſatz auch einige andere finden, die durch Künſtlichkeit und eine faſt ängſtliche Marmorglätte, zwar wohl für den Moment imponiren können, ſpäter aber erkälten müſſen. — In der Mitte zwiſchen beiden wenig erfreulichen Gattungen findet ſich jedoch eine Reihe von wahrhaft köſtlichen Gedichten, welche durch ein reines Gefühl für die Natur und die Freundſchaft, durch eine tiefe Sehnſucht und ſanfte Wehmuth hervorgerufen worden ſind. Als Landſchaftsmaler iſt M. noch unübertroffen, denn er iſt in den günſtigen Stunden, deren Ergebniſſe vor uns liegen, ein Maler-Dichter, nicht bloß ein maleriſcher; und indem er beide Künſte vereinigt, bringt er fortſchreitendes Leben in die leicht hingetuſchten und doch ſo fleißig ausgearbeiteten Gemälde hinein. Nur in den Fällen wo er zu viel giebt, beklagen wir uns mit Recht, wollen aber dabei nicht vergeſſen, daß dieſe

Klippe überhaupt für die Modernen die gefährlichſte ſei, weshalb auch das Wort „zu Viel“ in dieſer Literargeſchichte ſo häufig hat vorkommen müſſen. Es iſt ferner in den meiſten Matthiſſonſchen Gedichten eine Melodie der Sprache wahrzunehmen, die ein altes trauriges Vorurtheil, mit dem ſich viele Deutſche nur zu lange getragen haben, als ſei unſre Sprache nur kraftreich und erhaben, nicht aber ſanft und überhaupt muſikaliſch, von neuem ſiegreich widerlegt. „Von neuem“ ſage ich, denn wer ſieht nicht, daß jenes Vorurtheil längſt durch manche Minneſänger, ſo wie in der Folgezeit durch Flemming, Klopſtock, (in einigen Oden) durch Goethe (faſt überall in ſeinen Werken ſobald er gewollt hat und es an der Zeit war) Wilhelm Schlegel und andere hinreichend beſeitigt worden iſt. Manche Matthiſſonſche Gedichte ſind in ſich ſelbſt ſo muſikaliſch, daß der ächte Componiſt nichts weiter zu thun hat, als die in gewiſſer Hinſicht ſchon gegebenen Noten auf- oder vielmehr nur abzuſchreiben.

In des Dichters proſaiſchen Schriften finden wir zuweilen einen gewiſſen Ueberfleiß und Künſtlichkeit in den wie mit dem Lineal und Zirkel abgemeſſenen Perioden, ein Umſtand welcher der höhern Behaglichkeit Eintrag thun kann; doch werden wir ſtets gern zu manchen ſeiner Erinnerungsblätter zurückkehren, da ihr inneres Leben nicht leicht geſtört werden kann und ſtets zu dem Wunſche veranlaſſe, daß M. ihrer mehr geben, ſo wie überhaupt daß er häufiger als in den letzten Jahren geſchehen iſt, ſich als thätiger Theilnehmer an der Gegenwart — wie wenig ſie ihm auch in mancher Hinſicht zuſagen kann — zeigen möge. Der heitere Lebensabend eines Dichters möge nie ohne Geſang ſein, und wie im Leben oft der Abend als der Kern und das Ziel des Tages erſcheint, ſo iſt er bei dem Dichter meiſtens die beruhigendſte Löſung der ganzen bisherigen Thätigkeit, eine Löſung, die aber als ſolche ſelbſt die heiterſte Thätigkeit mit ſich bringt.

§. 114.

Johann Gaudenz, Freiherr von Salis, (geb. 1762.) Da er durch genaue Freundſchaft mit dem vorhergehenden Dichter verbunden iſt, ſo wird er gewöhnlich mit ihm zuſammen genannt, und auch wir wollen nicht von dieſer hergebrachten Sitte abweichen, da ſich allerdings, ſowohl im Inhalt als in dem äußern Bau der Gedichte manche Aehnlichkeit auffinden läſſt. Daß ſie nicht alle gleich anziehend ſind, bedarf wol kaum der Erwähnung, doch muß in jedem Fall die Strenge anerkannt werden, mit der er und ſein Freund bei der Sammlung verfahren ſind. S. kennt im ſchönſten Sinn des Worts die „Wonne der Thränen“ und der ſüßen Trauer, und wenn wir es auch nicht billigen, daß die Wehmuth, die immer nur leiſe angedeutet werden ſollte, in einem eignen Gedichte gefeiert wird, ſo iſt dafür dem „Mitleiden“ ein Geſang gewidmet, der zu den köſtlichſten Blüthen unſrer Poeſie gehört. Hier, ſo wie überhaupt in manchem ſeiner Gedichte, iſt die Zartheit des Gefühls mit ſo edler Einfalt und kräftig rührender *Lebendigkeit* vereinigt, daß wir uns nicht enthalten können, ſtatt aller andern Beiſpiele, nur an vier Zeilen in dem Gedichte „das Mitleid“ zu erinnern:

> Schonſt des Siechen Schlaf auf Socken,
> Kühlſt ihn mit dem Palmenreis,
> Trockneſt mit ergoßnen Locken
> Banger Todeskämpfe Schweiß.

Hier iſt das einfachſte häuslichſte Bild, das ſich in rührender Anmuth vor unſerem Auge bewegt, mit der großartigſten Sterbeſcene zart vereinigt *) und wir wünſchten deshalb nur das Beiwort „bang" ein wenig gelindert. — Zuweilen iſt es ſogar nur ein einziges Wort, das bei dieſem Dichter eine Fülle von Empfindung im Herzen des Leſers hervorruft, und wie aus dem tiefſten Grunde des Gemüths ertönend, eben deshalb auch das ganze Herz in Anſpruch nimmt. Ich meine das „Doch" in dem Gedicht: Das Grab:

Doch ſonſt an keinem Orte
Wohnt die erſehnte Ruh u. ſ. w.

über deſſen ganze Bedeutung Jean Paul im Heſperus genügend geſprochen hat.

Es iſt als ein bedeutender Verluſt anzuſehen, daß Salis ſeit vielen Jahren gänzlich geſchwiegen hat, denn an den Fall, daß er wirklich zu Ende wäre, und ſich rein fertig ausgeſprochen hätte, glauben wir durchaus nicht bei ihm, deſſen Werth wir freudig und lebhaft erkennen.

§. 115.

Valerius Wilhelm Neubeck. Wir beſitzen von ihm nur ein einziges größeres Gedicht, und zwar von der beſchreibenden Gattung: „Die Geſundbrunnen," in welchem der Dichter, der zugleich Arzt iſt, eine ſchöne Fülle von klarer Erkenntniß der Natur und liebender Sorgfalt für die Menſchen, an den Tag gelegt hat. Es beſteht aus vier Geſängen, deren erſter ſich mit der Entſtehung der Mineralquellen, der zweite mit den vornehmſten, welche Deutſchland beſitzt, der dritte und vierte mit rein menſchlichen und

---

*) Wer erinnert ſich nicht an die Stelle im Macbeth, die das Mitleid, wie ein nacktes neugebornes Kind (like a naked new-born babe) vom Himmel niederſteigend, mahlt

ärztlichen Vorſchriften für die den Brunnen Genießenden beſchäftigt. Es kann dem erſten Blicke des oberflächlichen Beſchauers ſcheinen, als eigne ſich ein ſolcher Gegenſtand der Poeſie nicht an, doch abgerechnet, daß einen ſolchen ſchon mehrere griechiſche und römiſche Dichter, die ſich nicht ſelten mit wahrer Luſt nach einem bei weitem mehr widerſtrebenden Stoffe umſahen und ihn meiſt glücklich beherrſchten, widerlegen können, ſollte wenigſtens der vielbeſprochene Martin Opitz hinreichend bekannt ſein, um wiſſen zu laſſen, mit welcher Gemüthserhebung der ehrwürdige Altvater ſeinen Veſuvius und Zlatna behandelt hat.

Es iſt anziehend zu bemerken, mit welcher Kraft und Ueberlegenheit Neubeck die beſonders im erſten Geſange gar ſehr bedeutenden Schwierigkeiten des Stoffs wenigſtens zum größten Theil überwunden hat, in ſolchem Maaße, daß wir ſelbſt das glückliche Ringen nicht einmal mehr gewahr werden, ſondern gleich die glückliche Beſonnenheit ſelbſt ſich uns vor die Augen ſtellt.

A. W. Schlegel hat in der A. L. Z. 1796 eine geiſtreiche und genaue Beurtheilung des Werkes geliefert, doch ſcheint die erſte Freude über die Erſcheinung eines ſolchen in ſo mancher Hinſicht löblichen Werkes, ihn hier und da zu einiger Ueberſchätzung veranlaſſt zu haben. Es iſt allerdings zu rühmen, daß der naturhiſtoriſche Inhalt des erſten Geſanges in das Wunderbare und Epiſche hinübergeſpielt worden iſt, aber von *beſonderer Kühnheit* kann hier wohl kaum die Rede ſein. Hygea erſcheint mir hier noch lange nicht göttlich genug, obwohl in ihrer Milde nicht ohne Anmuth. Was ich bei ihr am meiſten loben möchte iſt ihre rein ſittliche Stimmung, der zu folge ſie den edlen Willen zu helfen, in des dichtenden Arztes Seele lieſt, und ihm um deswillen Beiſtand verſpricht. Hie und da könnte man ſogar ein noch tieferes Eindringen in die Natur wünſchen; und es würde z. B. das Loblied auf das Eiſen noch reicher ausgefallen ſein, wenn M. nicht vielleicht den Vorwurf der Myſtik gefürchtet hätte, mit dem man ſo häufig einzelne Ideen neuerer Phyſiker zu ſchlagen gemeint hat. Deſto liebenswürdiger aber zeigt ſich M. ſobald er nach der Erklärung des Naturgeſetzes der Anziehung, daſſelbe ſogleich höchſt einfach auf die Sympathie ſittlicher Weſen anwendet.

Ungern brechen wir ab; und nicht ohne den Wunſch, daß Werke dieſer Art, in denen die früheren Deutſchen ſo ausgezeichnet waren, und in denen uns Verſtand, Beſonnenheit, Naturbefreundeter Geiſt u. ſ. w. oft ſo erfreulich anſprechen, auch aus der Tagesliteratur nicht ganz verſchwinden möchten. Sie ſind ein treffliches Gegengewicht für ſo manche neuere Werke, in denen ſich taumelnde Trunkenheit als Begeiſterung geltend machen möchte, während ſie ſich dem genauern Blicke doch nur als kernlos und nüchtern zeigt.

§. 116.

Friedrich Auguſt Müller. Als Klopſtock mit dem Meſſias und Wieland mit Idris und Oberon hervorgetreten war, ſo glaubten (ſcheint es) wol manche Deutſche, es ſei nun mit der ganzen Gattung zu Ende, und man brauche eben nichts weiter in derſelben zu thun. Der nüchtern korrekte Alxinger konnte freilich dieſen Glauben nicht ſtürzen; man lobte ihn kühl und ehrenhalber, vielleicht um ihm einigermaßen die große Mühe zu belohnen, die er ſich gegeben. Geleſen worden iſt er wenig. Ungleich talentvoller als er, ſcheint Friedrich Auguſt Müller, der zuerſt mit dem „Richard Löwenherz“ und „Alfonſo“ auftrat, und da dieſe

Gunſt erwarben, uns bald darauf mit „Adelbert dem Wilden“ einem Heldengedichte in zwölf Geſängen (Leipzig 1793, 2 Bände) beſchenkte, das abermals einen Beleg für die oft erwähnte Vergeßlichkeit des deutſchen Publikums giebt.

Man wolle nicht glauben, als ſolle nun hier jener Adelbert beſonders erhoben und ungebührlich geprieſen werden, was in keinem Falle gerecht wäre, da die Fehler des Werkes nicht zu verkennen ſind. Zuvörderſt hat den Verfaſſer Ariſtoteles zu ſehr genirt, der bekanntlich verlangt, daß die Handlung, die einem epiſchen Gedichte zum Grunde liegt, eine einzige, vollſtändige, große, nicht ganz hiſtoriſche, ſondern mit Erdichtungen verwebte, durch Charaktere und Sitten belebte und durch das Wunderbare erhöhte Handlung ſei. Dieſes Wunderbare hat M. nun nicht auftreiben können, indem die religiöſen Mythen der nordiſchen Völker zu ſeiner Zeit noch unbekannter waren, als ſie jetzt ſind, und deshalb nicht füglich in ſeinem Epos erſcheinen konnten, ohne durch weitläufige proſaiſche Anmerkungen erklärt zu werden. Die Proſopopöie und Allegorie, wie ſie z. B. Spenſer in der Feenkönigin und Voltaire in der Henriade benutzt haben, verſchmähete er mit Recht, denn ſie läßt faſt immer kalt, wenn ſie etwas Ernſthaftes will, und iſt nur etwa im komiſchen Heldengedichte parodiſch anzuwenden. Dann dürfte guter Erfolg zu hoffen ſein.

Nun ſuchte der Verfaſſer dennoch nach dem Wunderbaren, und fand allerdings, daß die erſten Zeiten des Chriſtenthums, ſo wie auch das Mittelalter nicht arm ſind an Rieſen, Zauberern, Geiſtern, Feen, Gnomen u. ſ. w., aber er wagte nicht, von dieſen Wundergeſchichten aus den Zeiten des Königs Arthus und Karls des Großen Gebrauch zu machen, weil dazu eine „unerſchöpfliche Laune, ſehr viel Welt- und Menſchenkenntniß (!) eine unverwelkliche blühende Einbildungskraft und vortreffliche Diction gehöre,“ die, wie er ſelbſt ſagt, er nicht beſitze.

Faſt abgemüht durch fruchtloſes Umherſchauen, glaubte er endlich, es bleibe ihm nichts übrig als die ſpätere Ritterwelt mit ihrem wunderbaren Heroismus, ihrer kühnen Religioſität, ihrer tiefen Freundſchaft und überſchwenglichen Liebe. Und hier nun war er auf gutem Wege, hätte er nur an jenes Große des Mittelalters vollſtändig geglaubt, und vergeſſend jede ſtörende Einwirkung der kühlen Mitwelt, ſich einem noch ernſtern Studium deſſelben hingegeben. So aber findet er in jener Religioſität nur zu raſch die Schwärmerei, und er weiß für jene Freundſchaft und Liebe kein andres Wort, als daß ſie eben enthuſiaſtiſch geweſen ſei, bei welchem Worte man ſelten ein halbes Lächeln zu vermeiden pflegt. Es iſt aber vor allen Dingen nöthig, daß der Dichter an das vollkommen glaube, was er uns darſtellt, indem dem halben Glauben des Autors immer nur, wie billig, der halbe Glaube des Leſers begegnet. Hätte er ſich zur Ganzheit in der Anſicht des Mittelalters empor geſchwungen, er würde bei ruhigem Suchen in ihm manches wahrhaft Große und Wunderbare ſchon gefunden haben, welches er jetzt nur ahndet. — Man vergeſſe indeſſen nicht, daß hier weniger M., als ſeine Zeit angeklagt wird, die für das Studium des Mittelalters noch weniger ſorgte als die jetzige.

Ferner iſt dem Verfaſſer nicht geglückt in das Gewühl von Begebenheiten, die hier vor unſern Augen ſich entwickeln, Einheit zu bringen, ſo wie denn auch die Haupthandlung zu oft in den Hintergrund tritt, und von der Menge und dem Geräuſch der Epiſoden faſt überwältigt und überſchrien wird.

§. 117.

Ferner iſt der Dichter unglücklich in der Zeichnung des Laſters, das er gewöhnlich nur in koloſſaler Starrheit hinzuſtellen weiß, ohne es lebendig und klar zu machen. Es wird hier keineswegs eine nüchterne Motivirung verlangt, die alles erkälten würde, ſondern nur klare Darſtellung des Weſens des Unſittlichen, das als etwas rein Negatives, hier leider zu etwas durchaus Poſitivem hat gemacht werden ſollen. So iſt denn faſt jede Boshaftigkeit, die nur in einem Wörterbuch zu finden iſt, jeder Frevel und Greuel, und eine bis zur ſchauerlichen Widrigkeit gehende Wolluſt auf den Abt Gregor gehäuft, ſo daß dieſer Mann von der Bürde, die ihm der Dichter aufgeladen, faſt erdrückt, kaum mehr recht auftreten kann. Der Vf. ſagt ſelbſt in der Nachrede zu ſeinem Gedicht: „Einige Stellen wird man im Adelbert gefunden haben, welche die Sitten vieler Klöſter der damaligen Zeit und einen Wollüſtling mit ſtarken Farben ſchildern. Der Verfaſſer würde es ſehr bedauern wenn dieſe Stellen als die loci laetiores ſeines Gedichtes angeſehn werden könnten. Er iſt der Meinung, man müſſe das Wohlgefallen des Künſtlers an der richtigen Zeichnung und Farbenmiſchung wohl unterſcheiden von dem Wohlgefallen oder Mißfallen des Menſchen an dem geſchilderten Gegenſtande, und glaube den Vorwurf nicht zu verdienen, in ſolchen Scenen, wo der Schwelger Gregor tändelnd auftritt, mit gefälligem Pinſel und reizenden Farben anlockend gemalt zu haben.“ (S. A. d. W. S. 477). Geben wir dies alles in Beziehung auf den wackern M. auch gern zu, ſo kann doch eine vollkommene Rechtfertigung in dieſen Worten unmöglich gefunden werden, denn wenn auch nicht Reiz und Anlockung hervorgebracht werden *ſoll*, wie leicht eingeräumt werden mag, ſo *wird* ſie — dennoch nicht ſelten bei verwöhnten Leſern wider Willen des Vf. erreicht, der ſich hier mit leiſerer und keuſcherer Andeutung hätte begnügen ſollen. Bei Andern entſteht doch nothwendig das peinliche Gefühl des Ekels, den der Dichter nicht in ſein heiliges Reich aufnehmen ſoll.

Endlich, um von dem Beſondern auf das Allgemeine zu kommen, iſt bei dem Vf. der Begriff des romantiſchen Epos, ſollte er auch klar in ſeiner Seele gelegen haben, nicht zur reinen Erſcheinung gekommen; denn es fehlt die überſchauende Ironie und der gelaſſene Welthumor, von denen allein die Romantik getragen werden kann. Wir Modernen haben keinen Ernſt, ohne daß der Scherz als das mildernde Angenehme ihn verſüßen und beruhigen müßte, und nur dann, wenn dem alſo iſt, dürfen wir uns mit Stolz als Moderne erblicken, und den wunderlichen Neid gegen die Alten aufgeben. Ahmen wir aber die Alten lediglich in ihrem plaſtiſchen, bei ihnen wohl begränzten Ernſte nach, ſo kann uns ſelbſt das ſchönſte Talent nicht immer vor der Starrheit und Ungeſchmeidigkeit retten. Als rein Moderne, d. h. in der höchſten Vollendung, zeigen ſich auch in dieſer Hinſicht: Shakſpear, und nach ihm, dem niemand gleich iſt, Cervantes. Wir wiſſen nicht, ob M. dieſe Dichter genau gekannt habe, wohl aber, daß ein ſo wohlbegabter Dichter wohl werth geweſen wäre, ſie ganz zu kennen, um, durch ſie geleitet, zu erfahren, was ſeinem Adelbert noch fehle. Dieſes Gedicht geht in ſeinem einſeitigen Ernſt ſo weit, daß wir auch nicht einmal eine einzige durchaus fröhliche Perſon in demſelben finden, nicht einmal den Schatten des Falſtaff, Sancho, oder auch nur des Kaſperl, nach denen man ſich gar oft genugſam ſehnen möchte.

§. 118.

Möge dieſer Tadel nicht zu ſtreng erſcheinen. Unſerer

Anſicht nach verdient nur der geiſtreiche Dichter, daß man ſtreng mit ihm verfahre; den ſchlechten kann man oft mit einigen Zeilen oder einigen Scherzen abthun. Wer vom Pyrrhus, König von Epirus, ſagt, es ſei ſchade, daß er ſiegend gewiſſermaßen doch auch verloren, und kein ſiegreiches Ende genommen habe, der ehrt ihn. Von den Volskern und Aequern, ſelbſt von ihren erſten Feldherren läßt ſich dergleichen eben nicht ſagen. M. darf nicht mit Pyrrhus verglichen werden, aber auch nicht mit den unbedeutenden Aequern. Er ſteht etwa in der Mitte, und verdient ruhige Beachtung.

Und was iſt denn nun das Löbliche im Adelbert? Es möge ganz kurz aufgefaßt werden: Eine trotz jener Wolken hervorleuchtende wackere Geſinnung, vortreffliche Darſtellung mancher einzelnen Parthien, z. B. der Zweikämpfe und Turniere, eine wohlgemeſſene und wohltönende Diction, und ein faſt immer leichter und angenehmer Reim, der dem Gedichte nicht ſelten eine beſondere Anmuth und Zierlichkeit giebt.

Ganz beſonders ſcheint M. durch den großen Gedanken der Freundſchaft entzündet worden zu ſein, und alles was in ſeinem Gedichte auf dieſelbe Bezug hat, ſteht in glücklicher Lebendigkeit da. Die Liebe ſpielt dagegen gewöhnlich nur eine untergeordnete, weniger genügende Rolle.

Der frühe Tod des Dichters iſt allerdings ſehr zu beklagen, denn ein kräftiger Frühling iſt mit ihm in das Grab gegangen, der nach und nach ſich wahrſcheinlich zur Anmuth und Klarheit würde ausgebildet haben.

§. 119.

Johann Baptiſt v. Alxinger (geb. 1765. geſt. 1798). Er wandte ſein geſammtes Leben an die Verfertigung von zwei Rittergedichten „Doolin von Mainz“ und „Bliomberis,“ und lieferte etwas ganz ſo gutes und etwas ganz ſo Verfehltes, als man nur immer mit einſeitig kühler Verſtändigkeit und mit einem von Genialität entblößten Fleiße in der Poeſie liefern kann. Auf ihn wenigſtens zum Theil anwendbar (vielleicht auch durch die Lectüre ſeiner nüchternen Gedichte entſtanden) iſt das bekannte Schillerſche Epigramm, in welchem eine gewiſſe Tadelfreiheit auch als Produkt der Ohnmacht angegeben wird. Ganz ohnmächtig iſt A. wohl nicht zu nennen; aber nachahmend und faſt immer nur nachahmend lähmte er die eigne Kraft, und wo die gehemmt iſt, helfen ſelbſt die gefeilteſten Verſe dem Dichter nicht zum Leben.

§. 120.

Ludwig Theobul Koſegarten. Er fehlte auf eine ſehr verſchiedene Weiſe und mit imponirendem Erfolg, doch giebt auch er zu mancher betrübenden Betrachtung Anlaß: denn obwol mit großer Liebe für die Poeſie, lebhafter Phantaſie und bei ſteter Bemühung fortzuſchreiten, hat er dennoch nur wenig eigne Gedichte gegeben, die einen reinen Genuß gewähren können. Faſt alles iſt bei ihm krankhaft und krampfhaft, oft mühſames Flattern in das Wilde, pathetiſcher Ausdruck der exaltirten Unbefriedigtheit, oft nur Deklamation, und um ſo leerer, je mehr ſcheinbare Fülle. Gemüthliche Einfachheit iſt dieſem Schriftſteller oft ſo fremde, daß er ſie ſogar einmal, als er ſie von außen her erhielt, mit unſchonender Hand vertilgte.

So hat er z. B. nicht laſſen können, das köſtlich einfache Gedicht: „Nataliens Neujahrswunſch an ſich ſelbſt“ (im dritten Theil von Jean Pauls Blumen-Frucht- und Dornenſtücken) auf ſeine Weiſe zuzurichten, und mit erhitzt ſchwülſtigem Pathos zu umgeben. Ueberhaupt bietet K. oft ein warnendes Beiſpiel, wie weit ſelbſt bei talentvollen Jünglingen und Männern die ſchimmerreiche Wörter- und Beiwörter-Poeſie führen könne, und es iſt Pflicht, darauf aufmerkſam zu machen, da beſonders bei noch haltloſen Schülern dergleichen wohlfeil zu erreichender ſogenannter Reichthum als etwas Erhabenes zu gelten pflegt. — Fragt nur manche Jünglinge, wie ihnen das Gedicht „die Harmonie der Sphären“ gefalle, welches alſo beginnt:

Horch, wie orgelt, wie brauſt die Aeolsharfe der Schöpfung!
Droben und drunten und rings tönet ihr bebendes Gold.
Helios Flammengeſchoß, Selenens ſilberner Bogen,
Heſperus Stralengeſpann klirren im ſphäriſchen Tanz,
u. ſ. w.

und ſie werden mit Feuer erklären, das ſei überaus erhaben und wunderſchön. Jenen Jünglingen — nicht alle ſind Bewunderer; manchen geht die reine Schönheit früh auf — kann man das verzeihen, da zu hoffen iſt, ſie werden vielleicht in wenigen Jahren ſchon die wahre Erhabenheit beſſer kennen; wenn aber ein Mann, ein berühmter Mann, dergleichen zu wiederholten malen drucken läßt, ſo darf man ihn mit Recht anklagen, daß er den Geſchmack verderben helfe.

Ferner giebt er nicht ſelten ſtatt der Darſtellung und Beſchreibung faſt nur Namen, die durch andere Namen und — Titel verſtärkt werden ſollen. Z. B. in dem Gedicht an die Liebe:

O Liebe, Bund der Herzen, —
— Medeenbad des Alters u. ſ. w.

Setzt ſich, wer dergleichen für Poeſie hält, nicht der Gefahr aus, befragt zu werden, ob er ſich dann nicht genöthigt ſehe, auch etwa folgendes dafür anzuerkennen: „Karl der Sechſte, von Gottes Gnaden erwählter Römiſcher Kaiſer, zu allen Zeiten Mehrer des Reichs, König in Germanien, Hungarn, Böhmen, Erzherzog zu Oeſterreich, Herzog zu Burgund“ u. ſ. w. — denn werden nicht hier die Titel eben ſo gründlich und bei weitem einfacher vorgetragen als in jenem Gedichte die *Titel und Aemter* der Liebe?

Jedes Beiwort, das nicht zur mimiſchen Lebendigkeit nothwendig iſt, iſt eben deshalb häßlich, und weit entfernt, daß die Ueberzahl von Beiwörtern den Reichthum des Dichters bekunden ſollte, zeigt ſie gerade von deſſen Unvermögen wahrhaft zu mahlen, ſo wie denn überhaupt wol nichts *leichter* iſt als Beiwort auf Beiwort zu häufen. Manche *Koſegartenſchen* Gedichte ſchwimmen in einem Strom von Beiwörtern, oder vielmehr es ſchlagen die Wellen dieſes Stromes darüber zuſammen, und verhüllen ſie.

§. 121.

Zu ſtrenge auch nur *ſcheinen* iſt ein betrübender Gedanke, und ſo ſei mir erlaubt hier zu wiederholen, daß ein ſo wohlbegabter Dichter wie K. unmöglich auf die gewöhnliche Weiſe, als: er ſei ein recht feuriger Poet, ſtrauchle wol einmal, doch ubi plurima nitent u. ſ. w. charakteriſirt werden könnte. Gerade an Männern wie er muß gezeigt werden, was als ſtete Warnung nützlich ſein kann, daß ſelbſt kraftreiche Naturen fallen, wenn ſie ohne Klarheit und Demuth im Streben nach der Schönheit, dieſelbe endlich faſt nur in Wörtern und Sachen, *als ſolchen*, ohne tiefere poetiſche Beziehung ſuchen. — Fern aber ſei es, die wirklichen Verdienſte, welche K. dennoch hat, verſchweigen zu wollen, ſondern mit Freude werde erkannt, daß wenn er einmal in einer glücklichen Stunde, ſeiner gewöhnlichen

Malerkünſte vergeſſend, das reinere und tiefere Gefühl beſcheiden ausſpricht, das Ergebniß ein wahrhaft erfreuliches und dauerhaftes ſei. — Auch verdient der Umſtand Aufmerkſamkeit, daß er der Erſte war, der die Deutſchen, die ſich zum Theil um nichts weniger bekümmern als um Deutſchland, die Inſel Rügen (this precious stone set in the silver-sea dürfte man hier faſt dem alten Gaunt im Richard II. nachſprechen, obwohl er freilich, wie bekannt, nur das reiche Britten-Eiland alſo bezeichnet) in ihren einzelnen Schönheiten poetiſch näher zu bringen ſuchte. — Welch ein Gedanke! — Jahrtauſende hatte der Hertha-See und Hain feierlich geſchwiegen und gerauſcht, und Stubbenkammer und Arkona in reiner Hoheit auf das unendliche Meer herabgeſehen; und kein Dichter, keiner von allen, hatte das Herrliche beſungen; da mußte Koſegarten Prediger in Altenkirchen werden, um den lieben Deutſchen zu erzählen was er geſehn! —

Wir müſſen ihn ferner loben für die Mittheilung einiger nordiſcher Volkslieder, die in ihrer oft ſchroffen Natur voll tiefer Wahrheit ſind, und die Wirkung auf das Gemüth nie verfehlen werden. Ferner hat K. große Verdienſte um die Geſchichte einzelner Parthien der engliſchen Poeſie, ſo wie um die Literatur der Legenden, von denen er manche mit zartem Sinn wieder erzählt hat.

§. 122.

Karl Heinrich Heydenreich, geb. 1763, geſt. 1801. Eines der ſtrengſten Urtheile, das nur je ausgeſprochen ſein kann, enthielten über ihn die Xenien, welche geradezu erklärten, daß er in der Poeſie herzlos mit Worten geklingelt habe, und nun in der Philoſophie es pfäffiſch ſo fortreibe. Wirklich gleichen auch manche Gedichte H's nur dem tönenden

Erz und der klingenden Schelle, und ſelbſt das berühmteſte, „an die Wolluſt" hat nur eine gewiſſe ſtarre Schauerlichkeit, der das innere Leben mangelt. In den zahlreichen philoſophiſchen Schriften des Verfaſſers liegen ohne Zweifel einzelne ächte Goldkörner, aber unter einer Menge von Ungehörigem und Unbedeutendem. Faſt alles iſt in die Breite gezerrt, und in unſäglichen Wiederholungen ausgeführt, was kaum einmal geſagt zu werden verdiente. Der Fluch, welcher H. drückte, und ſeine Anlagen verderbte, heißt: **Buchmacherei**.

Der bloße Gedanke an dieſes lähmende Handwerk iſt ſo betrübend, daß wir, um uns ſchnell wieder zu erfreuen, zu einem deſto gediegnern Autor übergehen wollen.

§. 124.

Johann Georg Schloſſer, geb. 1739 zu Frankfurt am Main, geſt. daſelbſt 1799. Kräftige Tüchtigkeit des Charakters, die er in allen Verhältniſſen des Lebens zu ſeinen Mitbürgern, Verwandten, Freunden, Gegnern; zur Wiſſenſchaft, Kunſt und Literatur zeigte, wird ſtets hochachtungswürdig bleiben, ſollte ſie auch in einzelnen Momenten in Sprödigkeit und Schroffheit übergegangen ſein. Er widerſetzte ſich eben ſowohl der brauſenden oder zerfließenden Ueberſchwenglichkeit einiger hypergenialen Autoren, als der nüchternen unklaren Aufklärerei anderer; der ſteifen, nur mit Worten und auswendig gelernten Halbbegriffen ausgeſtopften Pedanterie, wie der vorlauten Seichtigkeit, welche damals ſogar das Studium der Alten für entbehrlich erklärte. Seine kleinen Schriften werden, wie es ſcheint, heut zu Tage ſo ſelten geleſen, daß es wohl billig iſt, auf dieſelben, welche von 1779 bis 85 erſchienen (ſeine ſpäteren Aufſätze ſind leider nicht geſammelt) von neuem aufmerkſam zu machen. Sie ſind, bei einzelnen bedeutenden Irrthümern, ſchon als reines Bild des vortrefflichen, von aller Menſchenfurcht befreiten, mit dem Mark des Alterthums genährten Mannes ſehr ſchätzbar, und die Fülle von Wahrheit und Tiefe, die wir bei ihm häufiger finden als jene Irrthümer, ſollte billig jetzt nicht ſo im verborgnen liegen als ſie zu liegen ſcheint. Zur genauern Kenntniß **Schloſſers** hat auch der günſtige Umſtand beigetragen, daß er ein naher Verwandter **Goethe's** und einer der genauſten Freunde F. H. **Jacobi's** war.

§. 125.

Johannes Müller, geb. 1752, geſt. 1809. Iſt noch immer nicht bloß als einer unſrer größten Hiſtoriker zu betrachten, ſondern es möchte dies auch wohl in Beziehung auf die Neu-Europäiſchen Geſchichtſchreiber überhaupt gelten: denn wenn er auch in einzelnen Beziehungen übertroffen ſein mag, ſo iſt doch der Umfang ſeiner Kenntniſſe, der künſtleriſche Bau des vorhandenen Stoffs zu einem ſtattlichen Ganzen, die ſtete Beziehung des Provinziellen zu dem geſammten Lande, und des Landes zur Welt, ſo wie nicht minder ſein vielberühmter Styl u. ſ. w. ſein unbeſtreitbares Eigenthum, und in dieſem Verein eine beſonders rühmliche Seltenheit. In ſeinen Werken iſt faſt jede Redeform gemeſſen und kräftig, und der ganze Vortrag zieht an durch Concinnität und einfache Gediegenheit. Sehr ſelten nur bemerken wir falſchen Schimmer oder Prunk der Rede; die edeleinfache Form ſcheint ſich meiſtens von ſelbſt anzubieten und den ſinnigen Inhalt auf die anſpruchloſeſte Weiſe zu begränzen, während jene ruhige Klarheit und Sicherheit vorwaltet, die ihren Zweck nicht verfehlen kann das geſammte Gemüth des Zuhörers in Anſpruch zu nehmen.

Dennoch ſcheint der Dualiſmus, der ſich zuweilen in M's Leben zeigt, auch zuweilen, bei näherer Anſicht, in ſeinen Schriften zu walten; und nicht alles iſt nothwendig was die Farbe deſſelben trägt. Mögen wir immerhin und gewiß mit völligem Recht die Kraft ſeines Styls hochachten; mit dem des Tacitus ſollen wir ihn, dünkt mich, nicht zuſammen ſtellen. Bei M. iſt er doch meiſtens von außen hergekommen und dann mit der löblichſten Sorgfalt ausgebildet; er verträgt ſich größtentheils mit dem Inhalt recht wohl; aber in manchen Kapiteln, ja Büchern (z. B. bei der Darſtellung des Coſtnitzer Conciliums, iſt er ungehörig und erſcheint wie ein (ſonſt intereſſanter) Rieſe in einer ſteifen Prunk-Geſellſchaft, ſeiner ſelbſt faſt überdrüßig. Bei Tacitus iſt der Styl rein natürlich, aber mit Freiheit künſtleriſch ausgebildet, und ſtets nothwendig, wovon wir uns augenblicklich überzeugen können, wenn wir ihn uns nur einmal genau in der Schreibart des Livius denken wollen, die, ſo löblich ſie an ſich iſt, hier völlig unpaſſend und ſchwach auftreten würde. Bei M. iſt eine andere Wahl des Styls doch als möglich zu betrachten, denn er hat ja gewählt, und zwar nach langer löblicher Prüfung. — Was er gewählt iſt meiſtens für ihn das Beſte; aber auch das Löblichſt-Erworbene iſt doch nicht urſprünglich geniales Eigenthum. Es wäre jedoch offenbar zu hart, Müller's Styl als eine Art von Raub anzuſehn; wer ſo die Keule des Hercules zu ſchwingen weiß wie er, der iſt zwar deshalb noch kein Hercules, aber ſelbſt dieſer würde ſie ihm ohne Zweifel gern leihen.

Noch wichtiger dünkt uns der Mangel an tiefſinnig deutſcher Philoſophie, den wir bei M. rügen müſſen, obwohl wir gern hinzuſetzen, daß er ſtets gründlich zu denken bemüht war. Aber auch die Vernachläſſigung der rein abſtrakten Speculation rächet ſich, beſonders in Deutſchland, das nun einmal ſo glücklich iſt, einen Leibnitz, Kant und Fichte gehabt zu haben," weshalb unſer Maaßſtab ein ganz anderer iſt als bei unſern Töchtervölkern und den Romaniſchen Nationen.

Ueber M's Leben ſagen wir nichts, da der Schriften über daſſelbe genug ſind, und wir ſeine letzten Lebensjahre lieber ganz vergeſſen möchten. Deſto glücklicher iſt es, daß wir nach ſeinem Tode auch mit einer ſehr anziehenden Sammlung von Briefen beſchenkt worden ſind, die wir theils als lehrreich und bedeutſam, theils als Rührung und Mitleid erweckend auszeichnen dürfen. Ganz vorzüglich ſind hier die Briefe an ſeinen Bruder zu nennen, die wie es ſcheint auch jetzt noch nicht genug bekannt geworden ſind.

§. 126.

Georg Forſter. Es iſt eine nicht neue doch ſehr wahre Bemerkung, an die man nur zu oft erinnert wird, daß die meiſten bedeutenden Schriftſteller der Deutſchen — leiblich kränklich waren und kränklich ſind. Ihre Thätigkeit waltet nicht da draußen in dem freibewegten Leben, nicht in der erhebenden Friſche der Berge oder der beruhigenden Kühle der Wälder, ſondern in dem ſtillen, beengten Zimmer, das ſie ſich dann (und wohl mit großem Recht, wenn ihnen nichts andres übrig bleibt) ſo angenehm als möglich auszuſchmücken ſuchen. Die nächſte Folge davon iſt, daß man auch in ihren Schriften Stubenluft athmet, die ſich dann oft mit unbehaglichem Gewicht auf die Flügel der Seele legt, deren Zartheit keinen Druck erdulden mag. Belege für dieſe Bemerkung anzuführen, wäre wohl ſehr überflüſſig, da ſie ſich ohnehin nur zu häufig aufdrängen; darum möge hier kein Name genannt werden.

Um ſo mehr aber iſt es anzuerkennen, wenn uns ein deutſcher Schriftſteller in vollſtändiger Geſundheit begegnet, und man iſt ſchon um deswillen geneigt, ihm für jenen Vorzug manches etwa anderweitig Mangelnde zu überſehen oder zu vergeben. Ein ſolcher — wenigſtens größtentheils — geſunder Autor iſt Georg Forſter, ein Mann, aus deſſen Schriften man gar wol merken kann, auch ohne daß eben viel davon die Rede iſt, daß er die Welt nicht bloß umſchiffte, ſondern auch erkannte. Wir beſitzen in ihm einen unſrer ausgezeichnetſten Proſaiker, dem als Styliſten in ſeiner Sphäre (abgeſehen von dem Inhalt ſeiner Schriften) nicht viel mehr fehlt als .... fleißige Leſer, die ſich über den Styl gern unterrichten laſſen wollen. Die Anzahl der letztern war, den Zeugniſſen der Litteraturgeſchichte zufolge, nie größer als in der Kindheit unſrer neuen Litteratur, und hat mit dem Fortſchreiten derſelben abgenommen, was ſich freilich nicht ohne beſondre Misbilligung erzählen läßt.

Diejenigen Kritiker, welche ſich nicht eher zufrieden geben können, als bis ſie die ſämmtlichen Autoren in die gehörigen, meiſt engen Fächer gebracht und gewiſſermaßen beigeſetzt haben, kommen bei Forſter in eine nicht geringe Verlegenheit, weil er ſich nun einmal nicht wohl rubriciren läßt, und mit genialiſcher Willkühr jede ihm voreilig geſetzte Schranke überſpringt.

Wäre nur das Wort: „Vermiſchte Wiſſenſchaften“ oder „Vielſeitigkeit“ durch Misbrauch nicht ſo ganz um ſeine beſſere Bedeutung gekommen, ſo dürfte man ſagen, Forſter ſei ein wahrhafter Virtuoſe in jener vielſeitigen und vermiſchten Wiſſenſchaftlichkeit. Da aber jener Misbrauch in der That ſo tief gewirkt hat, daß man, trotz aller Verwahrung, bei jenen Worten ſich dennoch eine unerquickliche encyclopädiſtiſche Halbwiſſerei zu denken pflegt, ſo iſt es wohl beſſer, in Beziehung auf Forſter an die wiſſenſchaftliche und gemüthliche Bildung für die Geſellſchaft zu erinnern. Wenn ſchon die wahrhaftige Humanität und lautere Liebe, ohne welche alle geſellige Cultur ein eitler Tand iſt, die Furcht beſeitigt, es möge auch bei jener Beſtrebung einige Seichtigkeit nicht wohl zu vermeiden ſein, ſo fällt dieſe Furcht doch um ſo mehr weg, indem wir vernehmen, was es denn ſei, worauf F. am meiſten dringt, und was er am innigſten rühmt: Vaterlandsliebe, allgemeine Entſagung, große Selbſtverläugnung, Unabhängigkeit von lebloſen Dingen, Einfalt in den Sitten, Strenge der Geſetze (S. F's kleine Schriften, Th. VI. S. 358 ff.) — wem ſolches Treffliche die Bruſt erfüllt, der möge ſich unbedenklich den Fluthen des bewegteſten Lebens überlaſſen (falls ſie ihn reizen und er dort wirken zu können glaubt) er wird nicht unterſinken, er möge ſich den vermiſchteſten Wiſſenſchaften hingeben, und von Blüthe zu Blüthe, von Frucht zu Frucht eilen, wie könnte ihn je das Oberflächliche erfreuen? wie könnte er jemals ſeicht erſcheinen?

Doch freilich, wer die gebahnte Heerſtraße verläßt und das ſichere Geländer, an dem es ſich gemächlich wandelt, iſt oft in Gefahr zu irren, und, weil er ein vollſtändiger Menſch iſt, auch wol einen Irrthum mit ganzer Seele zu umfaſſen. Forſter hat nicht ſelten geirrt, beſonders in ſeinen politiſchen Schriften, deren Beurtheilung nicht hierher gehört. Keine halbe oder Drei-Viertel-Wahrheit, wie ſie ſich ihm genugſam bot, hätte ihn retten können; wohl aber die ganze, und wenn es überhaupt ein Buch geben kann, aus dem ſich eine ſolche politiſch-hiſtoriſche Wahrheit lernen läßt, ſo hätte Niemand mehr verdient ſein Lehrer zu ſein, als Tacitus, der tiefſte unter den genial-prophetiſchen Hiſtorikern. In ihm hätte er befriedigende Antwort gefunden auf gar manche Frage, die der denkende Menſch an ſeine Zeit richten kann, er wäre vielleicht durch ihn ſich ſelbſt gerettet worden, und hätte den Irrthum ſeiner ſpätern Jahre nicht ſo ſchwer büßen müſſen. Doch eben um der tiefen Leiden willen, die ihm jener Irrthum gab, und die er ſo männlich beſtand, laſſet uns dem trefflich geſinnten Manne nicht zürnen, der alles was er wollte und that, ganz wollte und that, und ſein Leben wendete an die Idee, mochte ſie auch nicht die beglückende ſein.

§. 127.

Forſter hat ferner gar ſehr geirrt, als er ſich einer ſchimmerreichen ausländiſchen Philoſophie anheim gab, als er von Fremden borgte, was er unendlich beſſer in ſeinem eignen ſtarken und freien Geiſte ſelbſt hätte erzeugen können, und nur dieſer letztere in ſeiner männlich kühnen Wehrhaftigkeit konnte ihn ſchützen, daß jene unweiſe Weisheit nicht weiter drang als bis in die Vorhöfe ſeines Innern, und daß ſich dieſes in jugendlicher und friſcher Stärke erhielt. Dennoch hat er nicht hindern können, daß manches Unheil daraus hervorging, z. B. die unglücklich verkehrte Anſicht vom Chriſtianismus, wobei indeß der Troſt gelten mag, daß die Sünde der Feder nicht immer Sünde des Gemüths ſei, ferner die aus jener traurigen Anſicht fließende irrige Meinung von der frühern deutſchen Vergangenheit, die denn doch wol bei weitem kräftiger und beſſer daſteht, als die ſo eben vorüber gegangene bodenlos ſkeptiſche, ferner das halbe Misbehagen an manchen aus jener Zeit herſtammenden, jetzt endlich als großartig gedacht und ausgeführt anerkannten Gemälden, und andern Kunſtwerken, u. ſ. w.

Ueberhaupt iſt F. ohne entſchiedene **Sicherheit** im äſthetiſchen Urtheil. Nicht etwa deswegen, weil ihn keine Vollkommenheit der Darſtellung mit einem Stoff ausſöhnen kennte, der ſein Zartgefühl verletzte, ſeine Sittlichkeit beleidigte, oder ſeinen Geiſt unbefriedigt ließ, nicht deswegen, weil er ſtets im Künſtler den großen und edeln Menſchen bewundern wollte; denn alle dieſe Forderungen ſind gar ſehr rechtmäßig, oder können es wenigſtens ſein wenn ſie ſich ſelbſt verſtehen, und (wie bei F. gewiß der Fall war) auf eine Einigkeit der Geſammtkräfte im Menſchen hindeuten, die durch nichts Vereinzeltes und durch keine Virtuoſität im Einzelnen befriedigt werden mag, wenn wir deutlich erkannt haben, daß Schönheit ohne Sittlichkeit zu den gemüthloſen Träumen der willkührlich trotzigen Uebermodernen gehört. — Sondern deswegen iſt F. ohne Sicherheit im Schönheitsurtheil, weil er in der Mitte ſteht zwiſchen reiner Natürlichkeit und künſtleriſcher Bildung, weil es ihm an milder und freier Hingebung an die Religion fehlte, deren Göttliches in der Erſcheinung des Chriſtenthums er nur ſchwach ahndete, weil ſein hiſtoriſcher Sinn durch ſeine Zeit getrübt worden war, der er eine bei weitem größere Bedeutung beilegt, als ihr zukommt. (Tacitus würde manche der von F. angeſtaunten Menſchen mit zwei bis drei einfachen oder vielleicht epigrammatiſchen Zeilen abgefertigt haben.) Indeſſen iſt auch in dieſer Hinſicht Forſtern viel zu verzeihn und für Vieles zu danken. Er gab uns zu einer Zeit, wo niemand an Indien und Indiſche Poeſie dachte, die Sakontala, ein köſtliches tiefanſprechendes Werk, zu dem man ſtets mit neuer Liebe zurück kehrt. — Und wie einfach gedacht, und wahr iſt nicht ſo mancher einzelne Spruch Forſters über die nothwendigen Eigenſchaften des Künſtlers! — „Der Künſtler (heißt es einmal in ſeinen „Anſichten“) der nur für Bewunderung arbeitet, iſt kaum noch der Bewunderung werth, ihn muß vielmehr, nach dem Beiſpiele der Gottheit, der Selbſtgenuß ermuntern und befriedigen, den er ſich in ſeinen eignen Werken bereitet, es muß ihm genügen, daß in Erz, in Marmor, auf der Leinwand oder in Buchſtaben ſeine große Seele zur Schau liegt. Hier faſſe, wer ſie faſſen kann.“ Wie hoch ſteht F. über dem bloßen Fachgelehrten, der an die Möglichkeit einer vereinzelten Wiſſenſchaft glaubend, die alte Allegorie vom Tode im Buchſtaben ewig erneuert! Denn grade die Wiedervereinigung aller im innern Weſen verknüpften und nur jetzt willkührlich getrennten Wiſſenſchaften war ihm das herrlichſte Ziel, und von dieſem Geſichtspunkte aus erſcheint uns das, was vorhin als „geſellige Bildung“ angegeben worden iſt, als das rühmlichſte Ziel des Gelehrten.

Es iſt nicht ſchwer, unter der Fülle von Gedanken, die dieſer reiche, aber ſtets — vermiſſende, nicht glückliche Geiſt mittheilte, gar viele, vielleicht die Hälfte, als unhaltbar zu zeigen; aber abgerechnet, daß auch ſeine Irrthümer oft wichtig und lehrreich ſind, bleibt ihm noch genug was eine tüchtige Dauer beurkundet, weil es überhaupt vom Geiſt geboren und folglich Geiſt iſt.

(Vergl. Charakteriſtiken und Kritiken Th. I. S. 88. bis 131, woraus hier manches benutzt; anderes aber, als irrig ſcheinend, in ſein Gegentheil verſetzt worden iſt. Man darf überhaupt wol annehmen, daß der ſehr geiſtreiche Verfaſſer jenes Aufſatzes, jetzt ſchon ganz anders über F. denken werde, als im Jahr 1796, wo er ſeine Bemerkungen über ihn zum erſtenmale mittheilte.)

§. 128.

Karl Philipp Moritz, geb. 1757. geſt. 1793.

Ueber ſeine in mannigfacher Beziehung höchſt armſelig verlebte Knabenzeit hat er uns ſelbſt in dem eben ſo abſictzenden als anziehenden Anton Reiſer hinlängliche Auskunft gegeben; und eine gewiſſe Zerknicktheit, bei welcher manche Momente des Uebermuths ſehr wohl beſtehen können, iſt ihm faſt immer geblieben. Im Beſitz vorzüglicher Anlagen, die ihm beſonders zu dem leichten Auffaſſen der äußern Umriſſe der Kunſt (weit weniger der Wiſſenſchaft) behülflich waren, und bei der Gabe das raſch Erlernte in einem angenehmen Vortrage wiederzugeben, hat dieſer Schriftſteller dennoch nur wenig wahrhaft Bedeutendes und Bleibendes geleiſtet; weil es ihm an jener höhern wiſſenſchaftlichen Anſtrengung, ſo wie nicht minder an jenem tiefern philoſophiſchen und religiöſen Geiſte fehlte, der allein das Feſte und Unwandelbare ergreifen läßt.

Moritz war Grammatiker, Rhetor, Romanen- und Liederdichter, Verfaſſer von Predigten, Kritiker, Reiſebeſchreiber, Antiquar, Kinderſchriftſteller u. ſ. w., aber faſt alles nur halb, und ſo giebt er den Beleg für die alte Wahrheit, daß wohl ächtes Genie die Anſchauung und das Vermögen zu urtheilen ſtärkt und nährt; hingegen ein leichtes, wenn auch an ſich ſchätzbares, doch iſolirtes Talent nur den Verſtand ſchmückt, oft aber auch ſchwächt. Das Vorzüglichſte unter dem was M. geleiſtet, läßt ſich nicht in einem einzelnen Werke finden, ſondern in zerſtreuten Andeutungen, z. B. über das Weſen der Schönheit und des Styls. Was den letztern betrifft, ſo haben ſowohl ſeine Vorträge über denſelben, als auch ſeine eigne Darſtellung ſelbſt unbezweifelte Verdienſte, und er gehört mit zu den wenigen ſeiner Zeit, die ſich nie von falſchem Schimmer und hochtönender Wortfülle beſtechen ließen, ſondern die Schönheit des Styls lediglich in der ruhigen Klarheit und innigen Lebendigkeit ſuchten. Als Kritiker aber fehlt ihm auch hier die nöthige Ruhe, und aus Liebe für Goethe's Styl im Werther, wird er bitter feindlich gegen Schillers — allerdings mancher gerechten Rüge unterworfne — frühere Darſtellungsweiſe, in der er faſt nur geſchmackloſe Uebertreibung findet. Hätte er jedoch ſeine ganze Kraft zuſammen genommen, um Redner und Darſteller zu werden, ſo würde er in der — freilich nicht großen — Sphäre des von ihm erkannten vielleicht muſterhaft geworden ſein. So aber iſt alles nur iſolirt-fragmentariſch geblieben, und man muß die genügenden Stellen oft mühſam in ſeinen Reiſen nach England und Italien, Anton Reiſer, Andreas Hartknopf u. ſ. w. zuſammen ſuchen.

Der Nekrolog vom Jahre 1793 giebt eine ſehr ausführliche Darſtellung des Lebens und Wirkens dieſes Mannes; doch iſt daſſelbe leider mit engem Geiſte aufgefaſſt und in ein falſches Licht geſtellt. Nach dieſem ſehr ungeeigneten, aber überaus ungenirten Darſteller ſollen Moritzens ſämmtliche Seelenkräfte mit Ausnahme der Phantaſie ſehr gering geweſen ſein, während gerade die Phantaſie bei ihm nur reproducirend war, und faſt nie ſelbſtſchöpferiſch erſchienen iſt. Sein Unglück war eben eine reiche Ausſtattung mit Talenten bei dem Mangel an Kraft ſie auch nur theilweiſe auszubilden und zu vertiefen. Durch Unglück und Selbſtverſchuldung geſchwächt, konnte er keine Wiſſenſchaft gründlich erfaſſen, doch im Vertrauen auf ſeine Anlagen wagte er mit ihr und der Kunſt zu ſpielen, und wie ein ſolches Unternehmen an dem Unternehmer ſelbſt ſich räche, das lehrt die Literaturhiſtorie aller Völker durch eine nur zu große Menge von Beiſpielen.

§. 129.

Adolph, Franz, Friedrich, Ludwig, Freiherr von Knigge (geb. 1752, geſt. 1796.) Dieſer auch heut zu Tage noch unvergeſſene Schriftſteller beſchenkte die Deutſchen mit mehreren Romanen, in welchen, wie häufig verſichert worden iſt, eine Fülle von Witz und Menſchenkenntniß waltete. Ja als er endlich gar die „Reiſe nach Braunſchweig" lieferte, erfreute der „Amtmann Waumann," beſonders auf der Redoute, faſt ſämmtliche Mitglieder der Leihbibliotheken. Gewiß nicht ganz mit Unrecht, denn in einzelnen Parthien des Buchs herrſcht wirklich ein tüchtig derber Witz, der es doppelt bedauern läßt, daß der Geiſt des Ganzen ein nicht poetiſcher, ja der Poeſie widerſtrebender iſt. — Als Hauptwerk Knigge's hat aber faſt immer die ſehr ausführliche Schrift „über den Umgang mit Menſchen" gegolten, welche in frühern Zeiten für einen Sammelplatz des Scharfſinnes und der pſychologiſchen Genauigkeit gehalten wurde. Ich kann meine Meinung von dieſem Buche nicht beſſer ausſprechen, als ſie bereits in meinem Roman Otto (Bremen 1810. S. 170.) mitgetheilt worden iſt: „Der Verfaſſer hat die Menſchen ſo leicht überſehbar rangirt, daß es nun eine recht bequeme Sache iſt, mit ihnen umzugehen. Wie ein guter Gärtner die Kartoffeln von den Rüben und die Bohnen von dem Spargel ſondert, ſo hat jener Autor es mit den Menſchen gemacht, und es iſt wirklich mit einigem Vergnügen verbunden, zwiſchen dieſen Menſchenbeeten herumzugehen und zu wiſſen wie man mit ihnen daran iſt. Nur dürfte es nicht ohne ſpaßhaften Zank ablaufen, wenn einmal zwei junge Menſchen, entſchloſſen mit einander umzugehn, ſich beide zugleich aus jenem Buche inſtruirten, und wechſelſeitig ſich in die Karte ſehend, gleiche Luſt in ſich fühlten, ihre Menſchenkenntniß an einander zu verſuchen und zu vergrößern."

— Die Lebensklugheit welche in den meiſten Lehrbüchern im Allgemeinen gelehrt wird, iſt nicht viel mehr als eine von der Oberfläche geſchöpfte Anweiſung, wie man mit genauer Noth durch die Welt kommen kann, es ſei nun durch Drängen, Winden, Schleichen oder Trippeln. Von einer Lebenswiſſenſchaft, die, in Verbindung mit reiner Lebenskunſt, allein zum Frieden führt, iſt hier nicht die Rede, und was von bloßer Lebensklugheit, die leider nicht ſelten Lebensliſt und Lebenspfiffigkeit wird, an den Tag kommt, iſt längſt in manchen franzöſiſchen Romanen und Memoires beſſer zu leſen, ohne daß wir uns verſucht fühlten die Franzoſen um jene Schriften zu beneiden. Mehr Verſtand findet ſich freilich in dem Kniggeſchen Buch, das die Menſchen kennen lehren ſoll, doch fehlt auch hier das ächte, leitende Prinzip; und — daß man ohne ſelbſt ein tüchtiger Menſch zu ſein, ohne Menſchenliebe und geſelligen Geiſt, ohne religiöſe Tiefe und Ironie, ohne das Talent zu ſehen, gar nicht vermöge Menſchen kennen zu lernen; hätte wohl vor allen Dingen eingeſchärft werden ſollen.

§ 130.

Anton Wall (Heyne). Im Anfange der achtziger Jahre, einer an Laune nicht eben reichen Zeit, gab er einige Schriften, deren man ſich gar wohl erfreuen muß, da ſie faſt durchgängig den Charakter des Angenehmen tragen und zwar ſo entſchieden, daß der Aeſthetiker ganz gelaſſen auf manche frühere Schriften dieſes Dichters hinzeigen dürfte, ſagend dort ſei es vorhanden. In dieſer Hinſicht ſtehen ſeine „Bagatellen,“ an denen jedoch der ausländiſche Titel und ein wenig ausländiſcher Faunenſinn getadelt werden muß, noch leidlich friſch und munter da. Aber faſt unbedingt rühmen darf und ſoll man die beiden Luſtſpiele: „Die beiden Billets“ und „der Stammbaum,“ freundliche Diminutiv-Dramen, die ſich in der That mit ſtehenden Lettern geſchrieben haben. Dieſer Vater Märten, dieſer Görge, dieſes Röschen, dieſer überaus ergötzliche Barbier Schnaps ſind

Perſonen, die im Luſtſpiel nicht leicht zu häufig wiederkehren können. Wie iſt unter den beiden Liebenden alles ſo lieb und gut, ſo naiv kräftig und traulich, wie offen die Ironie, daß Görge in Hinſicht des praktiſchen Verſtandes tief unter Röschen ſteht, wie angenehm die bequeme und gutmüthige Bornirtheit des Alten, wie alles ſo wahrhaft deutſch-idylliſch. Und nun vollends, da der Wolf dieſem idylliſchen Gemälde nicht fehlen durfte; welch ein witziger, ſpaßhafter, und bei aller Spaßhaftigkeit doch ſo bedenklicher Wolf tritt hier in der Perſon des Schnaps auf! Man möchte wünſchen, daß geiſtreiche Luſtſpieldichter dieſe beiden Luſtſpiele in langer Reihe fortſetzten, ſo wie unſer Goethe durch ſeinen „Bürgergeneral“ den erſten erfreulichen Anfang damit gemacht hat.

Aber welches unſelige Schickſal, das hier nicht enthüllt werden kann, waltete über dem Verfaſſer ſo heiterer Schriften! Er verfiel in eine dunkle Schweigſamkeit, die faſt zwölf Jahre dauerte. Schon hatte man alle Hoffnung aufgegeben, daß ſich der liebe Kranke jemals wieder dem deutſchen Publikum nähern würde, als plötzlich, im Jahre 1799, Amathonte, ein perſiſches Mährchen, von ihm erzählt, von neuem die noch ergötzbaren Deutſchen um ihn verſammelte. Es hätte bei weitem weniger der Erwartung entſprechen können und man würde ihm dennoch gern zugehört haben, ſchon um deswillen, weil er doch endlich einmal wieder Luſt bekommen hatte zu erzählen. Aber es zeigte auch in der That einiges von der alten guten Laune, und das „Lamm unter den Wölfen,“ das gleich darauf folgte, wußte ſich nicht minder ergötzlich zu machen. Doch nun war es auch mit der Freude vorbei, denn, „Adelheid und Aimar“ „Korane“ und „Murad“ trugen faſt nur ſeinen Namen auf dem Titelblatt, und brachten gar wenig mit von dem, was man einſt an ihm geliebt hatte. Beſonders war es betrübt zu bemerken, daß der ſonſt ſo harmloſe Schriftſteller, ſich jetzt oftmals mit der Polemik gegen das befaßte, was man ſo eben „die neuere Aeſthetik" nannte, welche Bemühung nothwendig ſehr unglücklich und breit ausfallen mußte, da er von dem, was er angriff, vielleicht nur vom Hörenſagen etwas wußte, und die ganze Sache ihn gar nicht ſonderlich anging. Es ſcheint überhaupt, als ſei ihm jene unergötzliche Polemik nur von außen hergekommen, und etwa durch einige irritirte mittelmäßige Schriftſteller, die gern ſeinen geachteten Namen für und bei ſich haben wollten, aufgedrungen oder aufgeſchwatzt worden, wobei man vielleicht ein nicht ſchweres Spiel hatte, da er wol ſchwerlich das Talent beſaß, ein entſchiedenes Nein auszuſprechen.

Wie dem auch ſein mag; gern hätte man ihm jene lebloſen Bücher vergeben, und gewiß hätte ſeine beſſere Natur ſich bald von jener gehaltloſen Bemühung losgeſagt, doch fiel er, öffentlichen Nachrichten zufolge, bald nachher leider von neuem in jenen frühern Zuſtand zurück, was nur zu glaublich iſt, da wir ſeit dem Jahre 1801 kein neues Werk von ihm erhalten haben. Seitdem ward alles wieder ſtill von ihm, ſo ſtill, daß auch nicht ein einziges Wort zu vernehmen war, aus dem die entfernteren Deutſchen einige Beruhigung über ſeine Lage hätten ſchöpfen können, bis wir endlich 1821 die Nachricht von ſeinem ſanften Tode erhielten.

Laſſet uns bei der hier nothwendigen Erinnerung auch an einige ſeiner verfehlten Schriften nicht vergeſſen, was er einſt, von Geſundheit und Jugend begünſtigt, geleiſtet hat und nicht für unbedeutend und unſcheinbar halten, was ſo harmlos und fröhlich iſt.

§. 131.

Laſſet uns zu zwei größeren, ja unvergleichbar größeren Schriftſtellern übergehen, die in ſich ſelbſt ruhend und geſichert, für alle Zeit erfreulich erſcheinen.

Friedrich Heinrich **Jacobi** (geb. 1743, geſt. 1819.). Da es ſehr ſchwer iſt, in der Darſtellung der Verdienſte eines Mannes, den man ganz beſonders liebt und deſſen man faſt täglich mit Innigkeit gedenkt, ſich ſelbſt zu genügen, wenn man dabei — wegen des beſchränkten Raumes einer Literaturgeſchichte — doch nicht alles über ihn würde ſagen können was man gern ſagen möchte, ſo ſcheint es am zweckmäßigſten, über ihn gerade nur das Allernothwendigſte zu ſagen; oder, wenn man lieber will, nur das von neuem anregende.

Unter allem literariſchen Unglück und unter allen literariſchen Sünden, iſt vielleicht keines und keine größer, als das Nicht-heilig-genug-halten der Schriftſtellerei von Seiten der Schriftſteller ſelbſt. Daraus geht natürlich hervor der Mangel an edlem Stolz, der dann wieder den Mangel an edler Demuth verurſacht u. ſ. w. Das Verhältniß der Schriftſteller zu den Leſern iſt dadurch nicht ſelten ganz verkehrt worden, denn da die Autoren größtentheils darthaten, daß ſie ihre eigene Thätigkeit keinesweges für heilig oder auch nur für beſonders wichtig hielten, ſo glaubten auch die Leſer nicht mehr nöthig zu haben, ſich zu einer beträchtlichen Andacht und Hochachtung für die geleſenen und noch zu leſenden hinauf zu ſchrauben. Es ward ein cordiales, ungenirtes Verhältniß auf Du und Du, das, wenn der Leſer darnach iſt, etwas recht Angenehmes haben kann; wie ſich aber einmal die Zeit geſtaltet hat, nicht eben ſüße Früchte trägt. Ohne Zweifel haben die Schriftſteller die erſte Schuld; doch, wie ſich von ſelbſt verſteht, — *nicht alle*, und zu

ſen zum Glück nie ausſterbenden Ausnahmen gehört auch
f die rühmlichſte Weiſe Jacobi. Man darf von ihm
gen, daß er nie auch nur ein Blatt geſchrieben, ohne vor-
r völlig geſammelt zu ſein, ohne ſich im Beſitz ſeiner
nzen Weſenheit zu fühlen, und in der Harmonie ſeines
anern. — Was er vermochte, hat er wirklich geleiſtet: das
nur ein kleines Wort; von wie vielen aber dürfen wir
ſagen?

Zweitens. Um ſelbſt etwas zu ſein, iſt das erſte Requiſit
e freie liebende Anerkennung des andern, der eben, indem
ir ihn alſo anerkennen, der unſrige wird und mit zu uns
hört. Wenige Schriftſteller haben ſo eifrig und unabläſſig
ach der Gerechtigkeit, Billigkeit und Milde geſtrebt wie
. — Um ein guter Redner und Schriftſteller zu werden,
t billig, daß man auch ein guter Hörer und Leſer ſei; ja
ir ſollen wenn wir die erſten Aemter bekleiden, die letz-
ren ſtets zu gleicher Zeit verwalten, und, wie ſich aber-
als von ſelbſt verſteht, das wichtige „Prüfet alles und das
Gute behaltet“ nimmer vergeſſen. Jacobi hatte ſich faſt
ierzig Lebensjahre als Leſer und Sprecher, Hörer und Brief-
hreiber genügt, und den heiligen „Druck,“ den Verbrei-
r des Gedankens über allen Raum und die Zeit hin, viel-
eicht ſogar geſcheuet, bis er endlich mit der aus wenigen
Blättern beſtehenden Schrift „Etwas das Leſſing geſagt
at“ hervortrat. Da er nun einmal die Hand an den
Pflug gelegt, ſo durfte er ihn nicht wieder loslaſſen, und
n edlen Kampfe um und für Leſſing, den er nebſt Ha-
mann, Herder und Goethe doch wohl unter allen Mit-
lebenden am beſten verſtanden hatte, ward er endlich zu ei-
nem vollſtändigen Schriftſteller.

§. 132.

Wir wollen mit dieſem Lobe keinesweges geſagt haben, als ſei es für *alle* Schriftſteller wohlgethan, bis zum acht und dreißigſten oder vierzigſten Lebensjahre mit dem Druckenlaſſen zu warten, da, wie im Reich der Natur ſo im Leben, die höchſte und ſchönſte Mannigfaltigkeit waltet und walten ſoll. Abgerechnet aber, daß die Warnung „hetze Dich nicht in ſchlimmer Zeit“ nie genug einzuſchärfen iſt, die freilich jede Lebensperiode treffen kann, müſſen wir klagen, daß ſo manche talentvolle Deutſche, in der Jugend löblich kühn, mitunter auch wohl ein wenig brauſend auftretend, nach ein paar Jahren ſchon, wo ſie billig noch viel beſſer ſchreiben ſollten, ermüden, die ganze Sache — gut ſein laſſen, und faſt wie der Rauch im Winde gar bald unſichtbar werden. — Wie anders einſt! Wann ſchrieb *Cervantes* ſeinen Don Quixote, wann *Shakſpear* den Romeo? im männlichen Alter. Wie anders hie und da zum Glück auch *noch*! Wann ſchrieb z. B. *Goethe* den tragiſchſten Roman „die Wahlverwandſchaften? dem Greiſenalter nahe. Fangt deshalb in Gottesnamen im — funfzehnten Jahre an, *wenn euch der Geiſt treibt*; aber vergeſſt nicht, euch ſpäterhin, wo möglich, von Jahr zu Jahr zu übertreffen.

Drittens. Es giebt bekanntlich in dem Kranze der dem Menſchen erreichbaren Tugenden eine, die wir mit dem kleinen wohlklingenden Worte „Treue“ bezeichnen. Sie iſt im Leben wie in der Schriftſtellerei der Beweis der Aechtheit, und gäbe es Grade in der Nothwendigkeit, ſo möchte ſie wol einen der höchſten einnehmen. Was wir einmal erkannt haben mit Sicherheit und Klarheit, ſollen wir uns nicht nehmen laſſen, und wenn auch eine halbe Welt dagegen redete, oder, nach Gelegenheit, witzelte. Wir ſollen uns nicht *irre machen* laſſen, wenn unſere Liebe und Treue für das deutlich eingeſehene Gute, Wahre und Schöne, in der Welt, —

was man ſo obenhin die Welt nennt — für einen Irrthum erklärt wird, u. ſ. w. Auch iſt *dieſes* Verhältniß gegen eine feindliche Welthälfte für den ſtarken Mann nicht eben ſehr ſchwer zu ertragen, denn der ächten Liebe und Treue kommt gewöhnlich eine ächt behagliche Lebensironie mit Schild und Schwerdt und Pfeil und Bogen gern zu Hülfe. Bei weitem ſchwerer aber iſt es, auch dann noch in gelaſſener Treue und edler Haltung zu verbleiben, wenn es mit der Mehrheit ſchon dahin gekommen iſt, daß ſie das Vortreffliche gänzlich ignorirt und nicht einmal hiſtoriſch wahrnimmt. *Jacobi* würde ſchon ein vortrefflicher Schriftſteller genannt zu werden verdienen, wenn er auch nur, wie er wirklich gethan, den ſelbſtgenügſamen Hochmuth der Philoſophie, wie ſie ſich ſo häufig in Deutſchland gebehrdete, niedergeſchlagen, und ihre nothwendigen Gränzen bezeichnet hätte. Dazu war ohne Zweifel das ausgezeichnetſte philoſophiſche *Talent* und die größte *Kenntniß* aller Philoſophien nöthig, damit einmal ſonnenhell werde, *was* ſie leiſten *könne* und was *nicht*. Da er nun ferner im Sinn *Luthers*, der ja bekanntlich die entſcheidenden Worte geſchrieben: „Alle Dinge ſtehen im Glauben, die wir weder ſehen noch begreifen können. Wer dieſelben will ſichtbar, ſcheinlich und begreiflich machen, der hat Herzeleid zum Lohne. Der Herr mehre Euch und Anderen den Glauben“ — da er, ſage ich, in dieſem Geiſte fortfuhr, ſo hätte man glauben ſollen, ihm müſſe wohl viel Liebe und Freude auf ſeiner ſchriftſtelleriſchen Laufbahn begegnet ſein; dem war aber mit nichten alſo. Anfangs hatte man ſehr geſcholten und mit Bequemlichkeit viel von Myſtik und Schwärmerei geſprochen, doch fanden ſich auch einige noch pfiffigere Leute, welche geradezu erklärten, es könne alles was J. der doch ſonſt leidlich vernünftig ſei, über den Glauben geſagt, gar nicht deſſen

Ernſt ſein, ſo wie ja denn überhaupt die ganze Sache durch die neue Aufklärung hinreichend abgemacht ſei. Begreiflich iſt dieſes Nichtverſtehen-können gar wohl, und wir dürfen uns dabei nur an dis oben im Abſchnitt über Hamann angeführten Worte aus deſſen „Apologie des Buchſtabens H.“ erinnern. Späterhin hörte man auf zu ſchelten, vergaß aber Jacobi faſt ganz. Nur Wenige erkannten ihn damals; wie wenige, davon giebt unter andern Jean Paul Nachricht, der im erſten Bande ſeiner unſichtbaren Loge (die er etwa um das Jahr 91 und 92 ſchrieb) „Jacobiſche Gedanken“ nennend, folgende Anmerkung für nöthig hielt, die auch ſchon des kurzen guten Urtheils wegen hier mitgetheilt werden möge: „Friederich Jacobi in Düſſeldorf. Wer in ſeinem Woldemar — das Beſte was noch über und gegen die Encyklopädie geſchrieben worden — oder ſeinem Allwill — wodurch er die Stürme des Gefühls mit dem Sonnenſchein der Principien ausgleichet — oder ſeinem Spinoza und Hume — das Beſte, womit die Kantiſche Philoſophie zu rechtfertigen und zu ertragen iſt — nichts bewundert als die zu große Gedrungenheit (die Wirkung der älteſten Bekanntſchaft mit allen Syſtemen) oder den Tiefſinn oder die Phantaſie oder gewiſſe Züge, die gewiſſe ſeltenere Menſchen haben: der verſäumt noch etwas größeres zu bewundern — die Kälte womit das deutſche Publikum alle Werke ſchätzt, die man mehr als einmal leſen muß. (S. das angeführte Werk, Th. I. S. 234. f., nach der erſten Auflage vom Jahre 1793.)

§. 133.

Wäre dieſes letzte Urtheil im ganzen Umfang gegründet, ſo dürfte man auch ſagen, das Publikum leſe überhaupt nur das Nichtleſenswerthe, denn wer würde in

Abrede ſtellen, daß ein Buch welches nicht werth wäre zum zweitenmale geleſen zu werden, auch nicht Einmal geleſen werden ſollte. Wir wollen deshalb wie billig ein ſolches Wort nicht zu — wörtlich nehmen, ſondern uns lieber (mit Kent im Lear) erinnern, daß der Zorn, beſonders der edle für einen dritten, ſeine „Vorrechte“ habe. In jedem Falle iſt es jetzt auch in Beziehung auf Jacobi beſſer geworden, beſonders ſeitdem Schlegel und Fichte den großen Werth des Mannes zur Sprache gebracht haben. Anfangs freilich (1796) machte es ſich Friedrich Schlegel in der Recenſion des Woldemar ein wenig bequem, und übte dabei mitunter einen Witz, der, an ſich nicht ganz übel, bei dieſer Gelegenheit unſtatthaft war; allein gerade dieſe Scherze gefielen manchen am beſten, und erſchienen 1812 und ſpäterhin alle von neuem und zwar in den Schriften mancher berühmten Autoren, welche gegen Jacobi's Werk „von den göttlichen Dingen und deren Offenbarung“ gerichtet waren. Ein wenig Witz, dachte man mit Recht, ziere den ganzen Menſchen, und da die eigene Kaſſe faſt erſchöpft war, ſo borgte man; hätte aber freilich nicht vergeſſen ſollen, den Humor-Verleiher zu nennen. Das ſeltſamſte dabei war, daß gerade um dieſe Zeit F. Schlegel in einer Beurtheilung der genannten Schrift, obwohl in ſehr wichtigen Anſichten von Jacobi verſchieden, ſeine innige Verehrung und Liebe für den Mann unumwunden ausſprach.

Ich ſelbſt glaube für jetzt am kürzeſten zum Ziele zu gelangen, wenn ich in Beziehung auf die Hauptpunkte in den Jacobiſchen Schriften — Matthias Claudius als den beſten Erklärer und hie und da Berichtiger nenne. — Sodann mag es gar wohl verſtattet ſein, diejenigen unter meinen lieben Mitſchriftſtellern, welche etwa bisher verſäumt haben ſollten, Jacobi's Styl mit gebührender Genauigkeit zu betrachten, auf denſelben, der ein ganz abſonderlich ſtattlicher iſt, von neuem aufmerkſam zu machen. Daß hier nicht von Nachahmenwollen die Rede ſei, bedarf wohl kaum des Zuſatzes, indem ich ja ſtets vor aller Nachahmung redlich gewarnt, und — mit beſſerm Rechte als Cato auf die Zerſtörung Karthago's dringend — alle meine beſcheidenen Reden mit dem Wunſch der gänzlichen Ausrottung des deutſchen Nachahmungstriebes ſchließen möchte. Aber lernen, recht Tüchtiges lernen kann man durch das genaue Studium des Jacobiſchen Styls; und dieſes unermüdliche Lernenwollen ſteht dem Deutſchen gar wohl an.

Endlich wollen wir noch bemerken, was ohnehin ſchon eine alte Klage iſt, daß ſelbſt manche ſehr treffliche deutſche Denker ein wenig unbeholfen auftreten, wenn ſie ihre philoſophiſchen Anſichten in dialogiſcher Form geben. An dieſer Klippe iſt — um nur Ein Beiſpiel zu geben — ſelbſt der mit einer Fülle von Scharfſinn und den reichſten Kenntniſſen ausgeſtattete Solger faſt geſcheitert; wenigſtens muß ich mir immer erſt ſeine gehaltvollen Schriften in einen einfachen Einzel-Vortrag überſetzen, um ſie ganz zu genießen. Sollte dies auch bei Jacobi der Fall ſein? Meines Erachtens nicht, denn hier iſt wahrhaft lebendiger Dialog. Das vielberühmte, mit Leſſing wirklich gehaltene Geſpräch hat wenigſtens eine mimiſche Beweglichkeit und Raſchheit, von der wir wohl ſchwerlich viele Beiſpiele in unſerm Schriftweſen finden möchten.

§. 134.

Jean Paul Friedrich Richter, geb. 1763.

Zuvörderſt möchte ich hier, und mit noch erhöheter Wärme wiederholen, was zu Anfang des Abſchnittes über Jacobi ausgeſprochen wurde, ſodann hindeuten auf Einiges was ich früher über Richter oder einzelne ſeiner Werke geſchrieben habe, (z. B. die Recenſion des Titan, und der Flegeljahre in der „Latona“) endlich auf alle die Punkte, welche in den „Umriſſen“ und in gegenwärtiger Schrift ſich auf ihn beziehen, um mich zu rechtfertigen über die Kürze mit der hier wird über ihn geſprochen werden. Es möge in Beziehung auf ihn das Publikum und die Kritik hauptſächlich nur angeregt werden. Das iſt freilich längſt geſchehen; aber — ſollte es auch befremdend klingen — ſehr viel iſt bis jetzt nicht dabei heraus gekommen. Meint ihr etwa, es genüge zu ſagen, Jean Paul ſei ein vortrefflicher Kopf, ſeine Phantaſie leuchte in den bunteſten Farben, als Humoriſt habe er Meiſterliches geleiſtet? Andere unterbrechen euch, und rufen, mit dem Jean Paul'ſchen Humor könnten ſie ſich nicht vertragen; der ſei bei Swift und Yorik viel beſſer (im Herzen lieben die meiſten den eben ſo wenig); Andere erzählen, ſie erinnerten ſich noch recht gut, wie ſie einſt in ihrer Jugend bei der unſichtbaren Loge und dem Hesperus ſüße Thränen geweint, wie anmuthig die Naturſchilderungen ſeien, und wie rührend die Sterbeſcenen. Um das innere Weſen und die Organiſation jener trefflichen Werke haben ſie ſich aber nie ſonderlich bekümmert, ſetzen auch wohl, kecker werdend, hinzu, deſſen bedürfe es nicht, das ſei ja eben Jean Pauls ſchwache Seite. Ja es giebt einige, die geradezu erklären, (denn das Klügſte wie das Thörichtſte auszuſprechen, koſtet ja doch nur — Athem) zum Blättern ſei er gut genug, zum Leſen kaum, zum Studieren durchaus nicht. Die Meiſten glauben, ſeitdem ſie den Hesperus geleſen, der ihnen mit Recht ſehr wohl gefallen, ſeien ſie mit Jean Paul fertig; Siebenkäs hat freilich wohl noch manche treffliche Freunde gefunden; wie wenige aber kennen den trefflichſten der Richterſchen Romane „Titan,“ dieſes wahre Blüthen- und Fruchtwerk, dieſen Titan-Heſperus, und Heſperus-Titan, oder (falls ihr die zweite Sylbe des Titels der Aufſchrift betonen wollt,) dieſen zur völligen Klarheit gelangten genialen Titan. Selbſt den überaus ergötzlich leichten, d. h. ſeine tiefe Sinnigkeit überall anmuthig umhüllenden Roman mit dem überderben Titel „Flegeljahre“ hat man faſt unbegreiflicher Weiſe nur ſelten in das Auge gefaſſt. „Fibels“ Exiſtenz wiſſen gleichfalls nur wenige, und wenn dieſe dann die Antrittsprogramme im Morgenblatt, und die Fragmente in den Almanachen, in die J. P. zuweilen einige Blüthen hineinſchneien läſſt, obenhin betrachtet und gelobt haben, ſo meinen ſie, es ſei genug, und er ſchreibe auch wohl ſonſt nichts weiter.

§. 135.

Die höchſt bedeutende zweite Auflage des Siebenkäs (in der 1. B. gleich Anfangs das Bild Lenettens bei weitem deutlicher und anmuthiger vor uns tritt) hat noch, ſo viel ich weiß, niemand öffentlich mit der erſten Auflage verglichen. Aber freilich, da wir ja durchaus wiſſen müſſen, was in Altona und Trieſt, Memel und Saarbrück über die Bühnenbretter gegangen iſt, welches ſich auch gut leſen ließe, wäre es nur nicht meiſtens ſo geiſtarm vorgetragen, da wir ferner nicht ruhig ſchlafen könnten, wenn wir die Anzeigen von hundert funfzig Almanachen und für etwa 6 Wochen berechneten Romanen vermiſſeten, ſo iſt nicht immer Raum vorhanden zur Beurtheilung klaſſiſcher Werke *). Mögen ſich die behelfen.

---

*) Daß wir auch einige größtentheils löbliche und verdienſtliche Unterhaltungsblätter und Zeitungen haben, kann Niemand bezweifeln; bei der enormen Vielſeitigkeit und Buntheit aber, nach der andere ſtreben, iſt es auffallend, daß man nicht noch —

Wichtig iſt die Geſchichte der Kritik der Richterſchen Werke. Anfangs: Todtenſtille, faſt zwölf Jahre. Dann zwei gutmüthige Recenſionen in der N. L. Z.; voll Lob für einzelnes Ernſte, Sanfte und Innige; dann leichtſinniger Tadel dieſes Ernſten und ſogenannt Sentimentalen, doch mit eindringlich fröhlicher Hervorhebung des herrlichen Humors (im Athenäum). Der Dichter hat ferner das große Unglück gehabt, einmal in die Mode zu kommen, dann wieder aus ihr heraus, wieder hinein, und abermals heraus, bis er endlich die höchſte Feuerprobe beſtanden, und über alle Mode weg gehoben worden iſt. So könnte nun füglich das fröhlichſte und unbefangenſte Studium ſeiner Schriften erſt recht beginnen. Was ließe ſich hier alles noch lernen und welcher Genuß ſtände bevor! Es iſt die Welt, die er vor uns ausbreitet, und wie könnten wir hier kritiſch zuſammen ſtellen! Zuvörderſt die Ideen, welche wie Säulen ſeine Werke tragen, — die lebendige Natur in den verſchiedenartigſten Darſtellungen, — die Decorationen — (hiebei ein Extrablatt „Jean Paul'ſche Geographie“). — Die Perſonen: hier finden wir faſt alle Stände: Fürſten und

---

viel weiter geht. Warum erzählt man uns nicht, daß der muntere Gürge auf der letzten Kirmes als der anmuthigſte Tänzer geglänzt; leider aber auch am meiſten getrunken habe, woraus abermals hervor gehe, daß das Aeſthetiſche nicht immer mit dem Moraliſchen Hand in Hand wandle. Daß der Schulmeiſter in Grünau neulich beim Orgelſpiel falſche Töne hervorgebracht, iſt dem Manne frei hingegangen, denn die Bauern haben es nicht bemerkt und keine Zeitung hat ihn geſtraft. So wartet im Gegentheil noch die große Virtuoſität des Amtmanns X. im Kegelſpiel auf den gebührenden Ruhmeskranz, und das zu feine Tuch zum Ornat des Predigers Y. auf ein Warnungszeichen, denn, obwohl man nicht richten will, bleibt die Sache in unſern knappen Zeiten (auch Knappenzeiten giebt es) doch einigermaßen bedenklich.

Fürſtinnen, Miniſter und Miniſterinnen, Generale und deren Töchter, Officiere, Geiſtliche, (in großer Anzahl. — Welch eine Stufenfolge ſelbſt nur von Spener im Titan bis zum Kirchenrath Glanz und Frühprediger Flachs in den Flegeljahren!) Dichter, Muſiker, Maler, Aerzte, Juriſten, Bibliothekare, Gerichtsſchreiber, Schulmeiſter, Bauern, Bettler u. ſ. w. u. ſ. w. Wo findet ſich in den Engliſchen Romanen ein ſolcher Reichthum? und iſt nicht dieſer Jean Paulſche Reichthum, weit entfernt ein bloß materieller zu ſein, ein wahrhaft lebendiger, geiſtiger, ſich ſtets neu erzeugender? — Iſt nicht endlich, um dem Weſen der Poeſie ſelbſt näher zu treten, der ächte dynamiſche Verein von Begeiſterung und Ironie, ohne welchen es überhaupt keine Dichtkunſt giebt, in manchen ſeiner reiferen Werke wirklich vorhanden? — Sollte nicht endlich auch noch die Schätzung ſeiner wiſſenſchaftlichen Werke, der Aeſthetik und Erziehungslehre ein friſcheres Leben gewinnen dürfen? oder ſollte ſie nicht vielmehr bei Vielen erſt noch recht angehen müſſen? Sollten wir nicht ferner zum Behuf einer Theorie des komiſchen Styls die ſämmtlichen Jean Paulſchen Werke als Hauptbücher zu betrachten haben? oder ſind wir es noch immer nicht ſatt geworden, von ſeiner ſeltſam krauſen, bunten Darſtellungsweiſe in's Gelag hinein zu reden? Ich meine, es ſei wohl Zeit, ſich auch in dieſer Hinſicht zu dem Beſſern zu entſchließen.

Doch ich wollte ja nur durch einige Andeutungen anregen, und ſo ſei es für dieſes mal genug.

§. 136.

Helfreich Peter Sturz (geb. 1747, geſt. 1779.) Seine Schriften, welche im Jahre 1786 in zwei Sammlungen erſchienen ſind, verdienen zur Hälfte etwa, die Vergeſſenheit nicht, worein ſie bei der Mehrheit des heutigen Publikums, das meiſtens nur nach dem Neuen und Naheliegenden greift, geſunken zu ſein ſcheinen, denn wenn wir auch unumwunden erklären müſſen, daß es ihm an Geiſtestiefe und Gemüthseinnigkeit fehlt, ſo darf uns dies doch nicht abhalten, ihn von Seiten der Form zu den ausgezeichneten Proſaikern ſeiner Zeit zu rechnen. Sein Styl iſt leicht fließend, kunſtlos und gewandt, welches ſich am klarſten zeigt, da der Inhalt mancher ſeiner Aufſätze, z. B. ſeiner Briefe aus England und Frankreich, nothwendig größtentheils veraltet ſein muß, weil ſie bereits im Jahre 1768 verfaßt wurden und die geiſtige Phyſiognomie der Bewohner jener Länder ſeitdem ſo oft gewechſelt hat; dennoch wird man jene Briefe der lebendigen Darſtellung wegen auch jetzt noch mit nicht geringem Intereſſe leſen. Am anziehendſten erſcheint ſeine Schreibart in den kurzen Charakteriſtiken, z. B. Garrik's, Pitt's, Klopſtock's, J. J. Rouſſeau's, und Samuel Forte's in denen manches auch hiſtoriſch wichtig genug iſt, um auch jetzt noch anzuziehen, während freilich der Leſer in ſteter Thätigkeit (des Sichtens, Ablehnens u. ſ. w.) erhalten wird, denn ſchwerlich wird er öfter als zur Hälfte, hie und da auch wol gar nicht beiſtimmen können. — Der Verf. ſelbſt ſagt mit großer Beſcheidenheit in der Vorrede zu ſeinen Schriften (vom Jahr 1779): „Es ſind Kleinigkeiten, hingeworfen in Erhohlungsſtunden von ernſthafteren Geſchäften, und ſie mögen ihren Tag mitflattern unter den Ephemeren dieſer Zeit.“

Unter Sturzens Gedichten, deren ſich nur vier finden, zeigt das letzte: „Die Königswahl“ von nicht geringen Anlagen für die verſificirte epigrammatiſche Erzählung, und läßt am meiſten bedauern, daß er dieſe Gattung nicht fleißiger angebaut hat. Der kurze Schluß jener Erzählung möge auch hier einen Platz finden, da er allerdings mit manchem goldnen Spruche des Pythagoras wetteifern darf:

Jüngling, ſoll dich Ruhmes Lorbeer ſchmücken,
Folg dem Weiſen den kein Tadel ſchreckt,
Und dem Pöbel kehre ſtolz den Rücken.

§. 137.

Ludwig Heinrich von Nicolay. (geb. 1737.)

Wir wiſſen alle, daß es in Deutſchland Berühmtheiten für Jahre, ja ſogar für Monate giebt, an denen jedoch das Publikum während dieſer Zeit feurigen Antheil nimmt; aber es finden ſich auch Berühmtheiten, die bloß von Recenſenten und guten Freunden künſtlich gemacht worden ſind, und zu denen das Publikum weder ja noch nein, ſondern ohne ſich zu kümmern, gar nichts ſagt. Eine ſolche künſtliche Celebrität hatte Nicolay. Man wußte daß dieſer Mann ſehr wichtige Staatsämter bekleidet, daß er ſeit 1770 in Petersburg zuerſt als Bibliothekar, dann als Staatsrath, Chef und Director der Academie der Wiſſenſchaften, und Geheimerath gelebt und gewirkt, dann aber ſich zurückgezogen habe auf ſein Finniſches Landgut, deſſen Grundriß er ſelbſt mit wahrhafter Gutmüthigkeit mitgetheilt; dabei vernahm man ferner, daß er ſich in allen Erholungsſtunden am liebſten mit den Deutſchen Muſen beſchäftige, und man ſchickte ſich deshalb an, ihn nach Kräften zu loben. — So lobte man denn was zu loben war: Correktheit der Sprache und leichten Reim; aber man überſah das fehlende Leben. — Nur wer das Weſen der Satire ganz verkennt, möchte hier in dieſer Erzählung Satire ſuchen; ich theile bloß mit wie es ſich etwa mag begeben haben. Ich unterließ nicht, die 8 Bände ſeiner Gedichte und vermiſchten proſaiſchen Schriften (Berlin 1792 bis 1810) durchzuſehen, habe aber weder in ſeinen verſificirten „Briefen“ noch „Elegien,“ weder in ſeinen „Alcinens Inſeln,“ noch in „Gryphon und Orille,“ weder in „Cerbin und Bella,“ noch in ſeinem „Zauberbecher“ u. ſ. w. wahrhaftes poetiſches Leben gefunden. — Das könnte jedoch allenfalls mit Stillſchweigen übergangen werden, da dieſe Gedichte der Vergeſſenheit zueilen, leider aber muß ich Eines nennen, das gar viel Leben, aber ein höchſt unpoetiſches hat, und vielleicht das Einzige iſt, das von dem Publikum gekannt und hie und da nicht wenig geliebt wird. Es hat die Aufſchrift „die drei Buckligen“ und iſt ſogar zu einem Ballet verarbeitet, deſſen ich mich aus meiner frühen Jugend noch gar wohl erinnere. In dieſem Gedichte wird uns zugemuthet, über eine frech ſinnliche Gattin und deren noch frecheres Kammermädchen, ferner über den ſchauerlichen Erſtickungstod dreier unglücklicher Buckligen und endlich über den Mord des gleichfalls buckligen und mit hergebrachten Farben als plump und garſtig geſchilderten Ehemanns behaglich zu lachen, ein Anſinnen, das wir keineswegs zu erfüllen im Stande ſind. Wir glauben ſehr gern, daß dieſe Geſchichte dem Dichter ſelbſt über den Kopf gewachſen iſt, und daß er ſich keineswegs die Unſittlichkeit deutlich gedacht hat, die doch darin liegt; aber wenn es ihm, dem Schreibenden, auch an dieſem Takte mangelte, den man ſtets wünſchen aber vielleicht nicht immer fordern kann, ſo fehlte er doch auch gegen die nöthige Behutſamkeit. Und dieſe läſſt ſich verlangen.

§. 138.

Aloys Blumauer (geb. 1755, geſt. 1798.)

Es begegnen uns, wie wir ſchon früher bemerkten, in der neuern Literatur nicht ganz ſelten, außer dem rein poetiſchen Humor, den man mit Recht den Welthumor genannt hat, auch noch gar manche mindere Gattungen des Witzes; und ganz von allem dem abgeſehen, wollen wir ſelbſt den reinen Scherz, der nichts ſein will als Scherz, hochhalten und lieben. Weit unter dieſem und doch noch immer leidlich angenehm zeigt ſich der reine Spaß (man verſtatte die Unterſcheidung von Scherz, obwohl hier die Unterſuchung nicht weiter fortgeführt werden kann.) In dieſer reinen Scherz- und Spaßhinſicht verdienen einzelne Parthien in der traveſtirten Aeneis Lob, welches durch die leichte Beweglichkeit des Versmaaßes und der fließenden Reime noch beträchtlich erhöht wird. Beſonders rege iſt Blumauers Kraft in den beiden erſten Geſängen, wo ſich hie und da ſogar eine wahrhaft komiſche Begeiſterung zeigt, und es würde in der That von einer kalten Grämlichkeit zeigen, die wir nie ſollen an uns kommen laſſen, wenn uns nicht Aeneas „im rothdamaſtnen Armſtuhl,“ der „Infantin“ (Infandum, regina, jubes renovare dolorem) erzählend, ein kleines behagliches Lächeln abgewönne. Ueberhaupt ruht nun einmal auf dem frommen Aeneas, (obwohl wir ihm keineswegs allen Heldenmuth abſprechen, und noch weniger mit St. Evremont glauben, er ſei nur tüchtig einen neuen Mönchsorden zu errichten) der Unſegen, daß er faſt ſämmtliche rege Phantaſien zur Traveſtie anreizt *); am meiſten

---

*) Scarrons traveſtirte Aeneide iſt zuweilen freilich noch roher als die von Blumauer; dennoch findet ſich auch hier manche angenehme Naivetät und harmloſer Scherz, z. B. bei dem Beſuch den der Held in der Unterwelt abſtattet, wo es unter andern heißt:

Là j'ai vu l'ombre d'un cocher,
Qui avec l'ombre d'une brosse
Nettoyoit l'ombre d'une carrosse.

(Hier ſah ich auch den Schatten eines Kutſchers,
Der mit dem Schatten einer Bürſte
Den Schatten eines Wagens ſäuberte.)

ohl weil er mit der Frömmigkeit einigen Prunk treibe und
och mitunter ſehr unfromm auftritt. — — In den ſpätern
eſängen wird aber Blumauers Gedicht leider nur zu oft
oh, und — es bietet ſich kein paſſenderes Wort — ſumpfig
nd dumpfig, wobei wir die Belege ſparen können.

Ueberhaupt hat Blumauers unläugbar komiſches Ta-
ent zuweilen an einer gewiſſen Gattung von Rohheit eine un-
ngenehme Begleiterin. Sollte es eines Beweiſes für dieſes
rtheil bedürfen, ſo würden wir außer anderm auf ein gewiſ-
es Gedicht hindeuten, bei deſſen bloßer Ueberſchrift ſchon alle
Muſen und Grazien, wie erſchreckt, davon fliehen müſſen.

§. 179.

Johann Chriſtoph Friedrich Haug (geb. 1761.) Es gab eine Zeit, wo es die Deutſchen Aeſthetiker ſehr beunruhigte, daß ihre landesmänniſchen Dichter faſt immer nur mit großen und ernſten Werken ſich befaßten; aber in Hinſicht des Tändelns und Scherzens bei weitem nicht mit unſern weſtlichen Nachbaren ſich meſſen konnten. Haug darf ſie beruhigen, denn wir beſitzen von ihm eine ſehr beträchtliche Anzahl von Sinngedichten, die wir unbedenklich den beſſern Franzöſiſchen gegenüber ſtellen können, und — von aller Vergleichung abgeſehen — durch ächte Behaglichkeit harmlos erfreuen. Nur möchten wir wünſchen, daß er ſeine ſonſt leichthingaukelnde, angenehme Satire nicht auch zuweilen gegen gewiſſe ſehr ſchätzbare Philoſophen richtete, die er in der That mehr ſchätzen würde, wenn er ſie beſſer kennte. Am liebſten iſt uns ſein Scherz, wenn er mit rein unſchuldigen, doch in ihrer Schuldloſigkeit komiſchen Gegenſtänden, die er bequem überſehen kann, zu thun hat, z. B. mit Herrn Wahl's großer Naſe, die er auf eine größtentheils ſehr ergötzliche Weiſe in hundert Sinngedichten verherrlicht, und der dankbaren Mit- und Nachwelt zur fröhlichen Beſchauung dargeboten hat. — Es giebt eine Gattung von Scherz, den man immerhin den bequem-angenehmen nennen mag. In dieſem hat ſich Haug ganz beſonders ausgezeichnet, und es würde einen unverſtändigen Hochmuth verrathen, dieſe Art des Witzes nur wegwerfend behandeln zu wollen. Das Einzige, was ſich etwa mit einigem Rechte dagegen ſagen ließe, wäre, daß ſie ſich im flüchtigen Geſpräch doch noch beſſer ausnehme, als im ruhig feſten Druck. Um ſo mehr iſt indeſſen Haug auf Mannigfaltigkeit bedacht geweſen.

§. 140.

Klamer Schmidt. Eine feurige Liebe für die Poeſie iſt auch bei nur mäßigem Talent nicht ſelten als Stellvertreterin der Muſe erſchienen, doch bedarf es wohl kaum des Zuſatzes, daß ein ſolches Feuer durchaus rein und ſtets dauernd ſein müſſe, um jemals auch nur mit leidlicher Würde eine ſolche Stelle vertreten zu können. Kl. Schmidt hat jene Liebe, wenn auch vielleicht nicht immer gleich feurig, doch ſtets beſeſſen und vor dem Andrang mancher ungünſtigen Zeiten zu bewahren gewußt; — und wenn das Leben ſelbſt, wie die Tugend, zu einer guten Gewohnheit werden kann, ſo mag es auch in einzelnen Fällen das Dichten ſein können, da es, wie das Gebet, gleichſam ein geiſtiges Athemſchöpfen iſt. Unter ſeinen Gedichten hat vielleicht keines ſo viel theilnehmende Freunde gefunden als das alte, vielleicht älteſte:

„Selbſt Engel Gottes weinen
Wo Liebende ſich trennen“

das theils durch ſeine anſpruchloſe Herzlichkeit, theils durch die ihm zu Hülfe kommende rührende Muſik Anklang gefunden hat. Aehnliche Rührung, doch mit männlicher Faſſung vereint, wohnt in dem Gedicht „an mein Suſchen,“

as indeſſen, wie es ſcheint, faſt überſehen worden iſt. — Die Auswahl aus Klopſtocks Briefen, welche von C. her- ührt, können wir nicht ganz billigen, da manches, was eine ewiſſe vornehme Gattung von Hypochondrie und übler aune bei K. hervorbrachte, beſſer verhüllt geblieben wäre.

§. 141.

Wohl könnten hier noch manche Charakteriſtiken ein- elner merkwürdiger Dichter und Dichterinnen und Rhetoren egeben werden, aber der Raum zwingt uns, nur folgende, nd zwar mit wenigen raſchen Zügen, an uns vorüber gehn u laſſen:

Joachim Chriſtian **Blum**, deſſen „Spaziergänge“ zur Begleitung einluden, da ſanftes Gefühl ſie bezeichnet, das ur leider durch ein faſt ängſtliches Streben nach Cor- rectheit hie und da erkältet wird. Dieſe Eigenthümlichkeit hle.

Franz Xaver **Bronner**, deſſen Fiſcheridyllen ein fri- heres Leben hauchen als manche der Geſneriſchen Schäfer- yllen. Das grandioſe Element des Waſſers tritt freilich icht genug hervor; doch ſelbſt die bloße Ahnung deſſelben nd die glückliche Schilderung einzelner Schiffer und Fiſcher- ſchäftigungen, giebt den Gemälden eine anſprechende Kraft. **ronners** Selbſtbiographie iſt ſelbſt ein Idyll, und zwar n größtentheils erfreuliches, raſch hingeworfenes, und dem- och leider faſt überſehen oder vergeſſen.

Overbeck. Er iſt mit vollen Ehren jener Zahl von deut- hen Sängern beizugeſellen, denen es gelingt, ihre reine Ge- nnung und ein Gemüth, gleichmäßig geſtimmt für milden rnſt, ſo wie für milde Freude, in ſanft tönenden und rich- gemeſſenen Worten auszuſprechen. Mir ſelbſt, ich geſtehe gern, würde er ſchon werth ſein, wenn er auch nur das ne ſanftmüthige d. h. muthig-ſanfte Lied gedichtet hätte:

Warum ſind der Thränen
Unterm Mond ſo viel?

denn es iſt ein Lied, das jeder Beſſere genießend ſelbſt **mitdichtet**, und das ohne Zweifel nach hundert oder auch tauſend Jahren dieſelben alſo fragenden und alſo antwortenden Leſer finden wird.

Friedrich Gedike. Es kann nicht erwartet werden, daß er hier als Schulmann im beſten Sinne dieſes Wortes geſchildert werde, da dies ohnehin bereits in der 1808 zu Berlin erſchienenen Biographie des raſtlos thätigen Mannes verſucht worden iſt. In ſeinen Gedichten (bei denen beſonders ſein höchſter Liebling **Horaz** ihm als Muſter vorſchwebte) iſt manches Nervige und Feurige; andere leiden jedoch am Ueberfluß ſchmückender Worte, ſo wie ſeine Proſa, im Streben recht eindringlich zu ſeyn, durch zu ſehr gehäufte Bilder ſich zuweilen ſelbſt ſchwächen mußte. Am individuellſten, kräftigſten und ſanfteſten erſcheint er in manchen kleinen Gelegenheitsgedichten, und den „Blättern der Liebe," die als einen werthen Nachlaß ich der obengenannten Lebensbeſchreibung beigefügt habe.

§. 142.

A. F. E. Langbein. In manchen ſeiner Gedichte erfreut eine offene Geſinnung, heitere Menſchenfreundlichkeit und harmloſer Scherz; in einzelnen verſificirten Legenden und Erzählungen tritt ſogar wahrhaft poetiſches Talent in leichter Farbengebung und ſicherm Verfolgen des Ziels hervor, z. B. in dem „Kirchenbau zu Achen," (wo der Teufel als ein betriegenwollender Betrogener, eine wahrhaft ergötzliche Rolle ſpielt) im „Hemd des Glücklichen," und einigen andern. Ungleich geringhaltiger ſind ſeine Romane und Erzählungen, da hier die einzelnen leidlichen Scherze nicht elten viel zu ſehr in das Breite gehen, und die Charakteri- ik nichts hervorſtechendes hat. L. ſcheint des Metrums und des Reims zu bedürfen, und es iſt wahrhaft ſchätzbar, daß er auch jetzt noch, dem Greiſenalter nahe, in manchen Liedern und Gelegenheitsgedichten (z. B. in einem an den ehrwürdigen Sprachforſcher Wolke) wie ein rein fröh- icher Jüngling aufzutreten im Stande iſt.

J. D. Falk. Das faſt über alle Wolken hinausgehende Lob, welches ihm bei ſeinem erſten Auftreten Wieland ſchenkte, wirkte ſowohl für ihn als in der Meinung des Publikums ungünſtig, da manche ſich die Gelegenheit zu bequemen Späßen nicht wollten rauben laſſen. Wirklich ſank er aber auch bis etwa 1802 auf die bedenklichſte Weiſe, da er ſich dann endlich wieder zuſammenraffte, und manches Würdigere leiſtete. Es iſt indeſſen ſehr ſchwer eine faſt verſcherzte Zuneigung wieder zu gewinnen, und ſo mag es gekommen ſein, daß ſelbſt ſein „Schmid von Apolda,“ eine (mit Ausnahme weniger zu grellen Zeilen) vortreffliche Groteske und ähnliche Stücke dieſer Art faſt überſehen worden ſind.

Die raſtloſe menſchenfreundliche Thätigkeit, in welcher wir jetzt Falk ſehen, iſt ganz geeignet, ihm die Liebe der Deutſchen von neuem zu erwerben, und auf immer zu ſichern.

§. 143.

C. G. von Brinkmann. Seine Gedichte, meiſtentheils Epigramme, bezeichnen größtentheils einen im ächten Sinne denkenden Geiſt, der ſich zuweilen ſogar mit Glück in die Tiefen des Lebens verſenkt und muthig ausſpricht was er dort gefunden. Dennoch iſt er, wie es ſcheint, nicht häufig geleſen, und mit Auszeichnung betrachtet worden;

keinesweges als ſcheue man in Deutſchland das tiefere Denken, ſondern vielleicht weil er die Kunſt nicht verſtand, das Würdige auch harmlos angenehm erſcheinen zu laſſen, ein Anſpruch, den man an den Epigrammendichter mit ganz beſonderm Rechte macht. — Iſt nicht z. B. in den wenigen aber köſtlichen Sinngedichten des Wandsbecker Boten ſtets der tiefſte Sinn (der gedankenloſe Blätterer wird freilich nichts davon gewahr) und ergötzen ſie nicht zu gleicher Zeit durch die ehrlichſte Naivetät und Schalkhaftigkeit? Das iſt freilich nicht jedem Epigrammatiker gegeben; aber einigen Erſatz ſoll er doch dafür bieten; wenigſtens ſoll jedes Epigramm — und ſpräche es den Mittelpunkt des Lebens und des Wiſſens aus — leicht erſcheinen.

Schmidt (gewöhnlich bezeichnet nach ſeinem Wohnorte Werneuchen, einem Dorfe in der Mittelmark in der Mitte des Weges von Berlin nach Freienwalde). Die Genügſamkeit iſt bekanntlich eine herrliche Tugend, denn nur der wahrhaft Reiche iſt genügſam, weil er beſitzt und liebt, während jeder andere Reichthum, der noch begehrt, arm iſt. Aber dieſe Tugend hört auf eine zu ſein, ſobald ſie — auf die Tugend ſelbſt gerichtet iſt, oder, um deutlicher zu reden, ſobald wir, mit unſrer eignen Tugend begnügt, nicht mehr ſonderlich weiter wollen. Daſſelbe gilt in Beziehung auf die Genügſamkeit in der Lebensanſicht, in ſo weit ſie zur Poeſie führen ſoll, wo dann leicht erfolgen mag, daß wir etwa eine an ſich ſchätzbare und nützliche, muntere und rothwangige — Magd für die Göttin der Poeſie ſelbſt halten. Die Anwendung auf Schmidts Gedichte iſt leicht, und ſeit Goethes trefflicher Parodie *) iſt die ganze Sache in Beziehung

---

*) Und dennoch iſt in dieſer mit Recht bewunderten und immer von neuem ergötzenden Parodie einiges Bedenkliche, z. B.:

auf S. ſo ziemlich in das Reine gebracht. — Nur möge noch bemerkt werden, wie gar ſchön es ſei, daß doch ſelbſt die kleinſte Ader von Poeſie für den Beſitzer etwas ſo wohlthätiges habe, daß er ſelbſt mitten im Lande ein kleines Paradies in ſich und um ſich fühlen kann, wovon der engherzige Philiſter auch nicht die kleinſte Ahnung erſchwingt.

§. 144.

Wenden wir uns jetzt wieder zu einigen Schriftſtellern, bei denen die ungebundne Rede entweder ganz, oder doch theilweiſe vorherrſcht:

Benedikte **Naubert**. Der Name dieſer Schriftſtellerin war eine lange Zeit unbekannt, obwohl mehrere ihrer hiſtoriſch-romantiſchen Darſtellungen ein zahlreiches und befreundetes Publikum gefunden hatten. Unter ihren Romanen erwarb beſondere Gunſt: Thekla von Thurn, eine Erzählung, die in der Erfindung zwar nur eine beengte Fantaſie, doch in der Ausführung Beſonnenheit, Klarheit, und wenigſtens

---

Laß den Witzling uns beſticheln,
Glücklich wenn ein deutſcher Mann
Seinem Freunde Vetter Micheln
Guten Abend bieten kann
— Wie iſt der Gedanke labend:
Solch ein Edler bleibt uns nah!
Immer ſagt man: Geſtern Abend
War doch Vetter Michel da

Was wäre an ſolcher Geſinnung zu tadeln? Iſt es denn nicht wirklich gar wohlthuend, wenn wir dem Freunde einen guten Abend bieten können, und fühlen wir uns nicht ſanft erwärmt bei dem bloßen Gedanken, daß ein ſolcher Edler uns nahe bleibt? Die muthwillige Miene der Verſe entſcheidet hier eben ſo wenig, als der unmuſikaliſche Name des edlen Vetters. Mir iſt deshalb wahrſcheinlich, daß in jenen Zeiten, wie dies ganz Goethes Billigkeit gemäß wäre, das einzelne Leidliche in S's Gedichten hat anerkannt werden ſollen.

in einzelnen Parthien ächte Kraft beurkundet. Der Charakter der Zeit in der jene Geſchichte ſpielt, einzelne wahre und falſche Helden des dreißigjährigen Krieges, die Schreckensſcenen in dem von Tilly belagerten und eroberten Magdeburg, die Schlacht bei Lützen u. ſ. w. alles dieſes iſt hier zwar mit weiblich milderndem Pinſel, doch nicht ohne Genauigkeit und Eindringlichkeit dargeſtellt worden. Weniger genügend ſcheint Herrmann von Unna, in welchem mitunter eine unheimliche Schauerlichkeit — die beſonders bei der zu großen Ausführlichkeit leicht ermüdet — mit Erhabenheit verwechſelt worden iſt. Am meiſten zu rühmen iſt ihre große, in damaliger Zeit höchſt ſeltene Kenntniß der altdeutſchen Zeit und Literatur, ſo wie der Märchen und Sagen, durch deren Mittheilung ſie ſich ein unbeſtreitbares Verdienſt erworben. Nur ſcheint der Ton, in welchem dieſe Märchen erzählt worden ſind, nicht immer günſtig zu wirken; ihm fehlt meiſtens das Recht-füllreiche und Behagliche, das geiſtig Wohlhäbige, das keinem Märchenerzähler erlaſſen werden kann, ja wir dürfen in manchen Parthien den Styl trocken und zerhackt nennen. Aber die geöffnete Fundgrube bleibt höchſt ſchätzbar, ſo wie das Talent, mit der ſie die äſthetiſch-hiſtoriſche Wünſchelruthe zu gebrauchen und Schätze zu heben wußte. — So werde denn auch noch mit gebührendem Ruhme ihres gänzlichen Mangels an Ruhmſucht gedacht, denn nicht befriedigt, daß das geſammte Publikum ihren Namen eine beträchtliche Reihe von Jahren hindurch nicht erfuhr, verbarg ſie ſelbſt vor ihrem Gatten (den ſie wahrhaft glücklich machte) aus großer Beſcheidenheit eine geraume Zeit ihre literariſche Thätigkeit und den ſie begleitenden Ruhm.

§. 145.

Starke. Die „häuslichen Gemälde," die ihn beſonders berühmt gemacht haben, ſind meiſtens leicht, angenehm und gutmüthig, und nicht ohne ſittliche Beziehung. Nur dürfte man wünſchen, daß jene Leichtigkeit zuweilen — weniger leicht und dünn ſein möchte, die Freundlichkeit des tiefern Gedankens nicht ermangele, der ihr erſt den wahrhaften Werth zu geben im Stande iſt, und die moraliſche Tendenz ſich zu jener ſchönern Freiheit möchte erhoben haben, bei welcher entſchiedenen Gemüthsverfaſſung die Tugend ſich gewiſſermaßen von ſelbſt verſteht, oder doch nur ſelten beſprochen werden dürfte. Hieher gehört das bekannte Epigramm unſers Schiller, in welchem er ſeinen doppelten Widerwillen gegen das Laſter an den Tag legt, weil es ſo viel Schwatzen von Tugend gemacht habe.

Wie? du haſſeſt die Tugend? ich wollte wir übten ſie alle
Und ſo ſpräche, will's Gott, ferner kein Menſch mehr davon.

Aber auch ſo, wie uns dieſe häuslichen Gemälde gegeben ſind, verdienen ſie in ihrer Sphäre Anerkennung und Achtung. Ohne Anſpruch auf künſtleriſche Bedeutung, wollen ſie nichts weiter, als jenen Zuſtand zufriedener Mäßigung und ſtiller Genügſamkeit darſtellen, den wir im Leben leider nicht häufig finden, und der beſonders mit dem ruheloſen Treiben des unſicher ſtrebenden Halbgebildeten auf eine erfreuliche Weiſe kontraſtirt. Ein ſolcher, wenn er überhaupt noch nicht verlernt hat zu lernen, dürfte in Starke's Schriften eine meiſtens zweckmäßige, durch Beiſpiele erläuterte Anweiſung finden, zu jener ſtillen Genügſamkeit in ſich ſelbſt, und an ſich ſelbſt zu gelangen, auch wenn dieſes Selbſt nur ein kleines und beſchränktes ſein ſollte. — Wenn Jean Paul Recht hatte, daß er einem großen Theile ſeines Jahrhunderts, als den klügſten Rath die Weiſung ertheilte „zu

Hauſe zu bleiben *)“ (S. die Vorrede zum Quintus Fixlein), ſo wird man auch einräumen müſſen, daß S. gleichfalls auf gutem Wege war, als er — und nicht ohne Glück verſuchte — dem Leſer ſein Haus oder Zimmer angenehm zu machen, denn die Hausſcheu (Oekophobie) iſt ſtets, beſonders aber bei den Frauen, eine höchſt widerliche Krankheit. — Nur vergeſſe man bei der Lektüre v. S's Schriften jenes tiefere genialiſche Werk, deſſen in der obigen Parentheſe gedacht wurde, weil es ſonſt gar leicht um die Genügſamkeit des Leſers gethan wäre. Mit hundert andern neuern Schriften verglichen, z. B. mit den äſthetiſchen Compoſitionen aus Gift, Schwefel, Pechflammen und Brantwein, die ſich für außerordentlich antiphiliſtrös halten, weil ſie auf jeder Seite gegen die Philiſter ſchelten, die ſich durch nichts mehr erquickt fühlen als durch dergleichen blindes Getobe — oder mit den falſch-elegiſchen Bettelbriefen an die Natur und das Leben, — oder mit den nachgelallten Kunſtromanen, deren Muſe ſich aus den letzten Katalogen der Gemälde-Gallerien Raths erholt hat, u. ſ. w. — mit ſolchen Produktionen verglichen, behalten die „häuslichen Gemälde“ einen ausgezeichneten Werth.

§. 146.

Hermann Gottfried Demme. Es iſt ein altes, aber gutes Wort, daß was von Herzen kommt, auch wieder zu

---

*) Da jetzt (1823) bekanntlich faſt Keiner mehr zu Hauſe bleibt, ſondern beinah alles ausfecht, und immer ausgeht, ſo wird vielleicht bald faſt Niemand mehr den andern in ſeiner Wohnung antreffen, und ein großer Theil des Publikums ſich auf einer Wanderſchaft ins Blaue hinein befinden. Vielleicht wird man dann nicht mehr ſo oft die Tugend zur Noth machen, ſondern die Noth zur Tugend erheben und häuslich werden, um nur bald wieder — häufiger ausgehen und Beſuche geben zu können.

Herzen gehe, wobei man noch als betrübten Gegenſatz hinzufügen ſollte, daß alles was das Herz nur heuchelt, ſelbſt nicht einmal denen gefallen könne, die ſonſt etwa ſelbſt im Herzen und im Leben unwahr ſind, oder wol gar auf die Geſchicklichkeit in dieſem Unwahrſein ſich etwas zu Gute thun. In den wenigen Schriften mit welchen Demme das deutſche Publikum beſchenkt hat, tritt überall der erſte Fall ein, denn überall ſpricht das Herz wirklich, und zwar ein ſtilles, wohlwollendes, das in ſich ſelbſt Beſcheid weiß, und auch in der umgebenden Welt eine freundliche Heimath geſunden hat. Es iſt genug, auf das Werk: „Pächter Martin und ſein Vater" hinzudeuten, um das einfache Urtheil zu belegen.

§. 147.

J. P. Hebel. Es ſcheint zweckmäßig dieſen Dichter in Demme's Nachbarſchaft zu nennen, indem was von dieſem gilt, auch auf ihn den ſonſt weit Ueberragenden anzuwenden iſt. In ihm wohnt eine tiefere Milde und Gemüthlichkeit, die in den Allemanniſchen Gedichten nicht ſelten in rein poetiſchem Feuer leuchtet, wogegen freilich andere ſeiner Lieder ſich in einer gewiſſen Beengtheit bewegen, und eintönig werden. Die Allemanniſche Sprache ſelbſt, in ihrer vocalenreichen Lieblichkeit und innerlich fröhlichen Unſchuld, umgiebt den herzigen Inhalt der meiſten dieſer Lieder auf die anſchmiegendſte Weiſe. Beſonders erfreulich iſt bei H. die Vereinigung jener Gemüthlichkeit mit kindlicher Naivetät und geſundem Witz. Das „Schatzkäſtlein des rheiniſchen Hausfreundes" iſt hier mit beſonderer Auszeichnung zu nennen, denn es übertrifft faſt ſämmtliche neudeutſche Bücher für das Volk, an denen wir einen ſo reichen — Unſegen haben.

In jenem Schatzkäſtlein iſt, mit Ausnahme einiger traurigen Einzelnheiten *), gar vieles zu loben. Hier iſt keine weichliche Altklugheit, keine ängſtlich ökonomiſche Tendenz, keine zu einem Nichts verflüchtigte Aufklärerei, mit Einem Worte nichts von dem, was die bei weitem größere Anzahl jener neueren deutſchen Volksbücher ſo peinlich lähmend macht. Hebel hat den Charakter des deutſchen Volkes, beſonders des ſüddeutſchen, ſehr klar aufgefaſſt, er kennt jene ſchöne Miſchung von ernſter Redlichkeit und neckendem Spaß, jene innere Geſundheit, die das Unvermeidliche ſo ſtill und gelaſſen erträgt, und dabei den friſchen Stolz und die alte Hoffnung nicht aufgiebt, er ſcheint ſelbſt viel zu ſtolz auf den Namen eines Deutſchen, als daß er (wie ſo oft geſchieht) zu ihm ſprechen ſollte wie etwa — zu den traurigen Bewohnern eines Armen- oder Krankenhauſes.

Es iſt überaus zu beklagen, daß man vor etwa ſechzig Jahren angefangen hat, dem deutſchen Volke jene wackeren alten Bücher, in denen noch ein ſchöner Nachklang der frühern Heldenzeit wohnt, aus den Händen zu ſpielen. Da aber nun einmal dieſer Raub begangen iſt, auch wohl für's Erſte ſich nicht Hoffnung ſchöpfen läſſt, daß das Volk ſeine Rechte auf jene alten Heldenbücher wieder werde geltend machen, ſo iſt doch einigermaßen tröſtlich, daß Hebel ihm wenigſtens die heilloſen Wäßrigkeiten der letzten vier Decennien des achtzehnten Jahrhunderts erläſſt, und ihm Bücher bietet wie dieſes Schatzkäſtlein. Der neckiſch

---

*) Die traurigſte (denn nur als ſolche mag ich ſie bezeichnen) iſt ohne Zweifel der kleine Abſchnitt über Andreas Hofer, dieſen tüchtigen Kernmenſchen, den Hebel ganz mißverſtanden. Was wir in dieſem Abſchnitte finden, iſt von ſolcher Art, daß ich es mehreremale habe leſen müſſen, um mich nur zu überzeugen, daß es wirklich ſo daſteht.

ruchloſe Zündelfrieder, von dem hier nicht ſelten die Rede iſt, wird keinen Landmann verführen, wohl aber das alte friſche, wohl zu empfehlende Lachen wieder hervorrufen, das faſt geſchwunden ſcheint. Eben ſo verdienſtlich iſt die Weiſe, mit der hier manierlich und treuherzig dem Dorfbewohner einige nützliche Kenntniſſe von der lieben alten Erde und dem herrlich geſtirnten Himmel beigebracht werden, damit er Beides nicht mit rohem Auge anſtarre. So darf auch nicht verſchwiegen werden, daß die ſchöne alte, ſehr oft ſchon erzählte Geſchichte von dem Herrn „Kan nit verſtan“ hier von neuem gar gut und lieblich erzählt worden iſt, ſo daß ſie den beſten Eindruck nicht verfehlen wird. Möge deshalb der wackere Hebel noch oft zu ſeinem Volke ſprechen: er iſt deſſen werth.

§. 148.

Ein faſt gefährlich ſcheinender Sprung führt uns zu Karl Gottlob **Cramer** (geſt. 1817). Es iſt unter einer gewiſſen Gattung von Deutſchen Dichtern die böſe Gewohnheit herrſchend, daß ſie oft anders ſcheinen wollen als ſie wirklich ſind. Weit entfernt, immer nur ihre wahrhaftige Herzens-Meinung an den Tag zu legen, ſuchen ſie häufig dieſelbe auf das ſorgfältigſte zu verhehlen: ein Umſtand, der es veranlaßt, daß wir ſo wenige Originale, die denn doch immer auf ein gewiſſes Intereſſe Anſpruch machen können, und ſo viele ſchlechte Copien beſitzen, von denen ſich weiter nichts reden läßt, als daß man nur unluſtig über ſie reden könne. Von unſerm **Cramer** läßt ſich allerdings gar wohl reden, denn er ſelbſt hat zum Theil aus einer ſehr ungenirten Bruſt heraus geredet, und iſt in der That ein merkwürdiges Original geworden. Freilich nicht gleich zu Anfang, wo er mit einigen in alltäglicher Mattigkeit hingehenden Geſchichten auftrat, deſto mehr aber nachher als das wahre Selbſtgefühl in ihm an den Tag kam, und Luft und Bahn ſich machte. Da ſchuf er kühn den Erasmus Schleicher, ein Buch das intereſſant wird, weil nicht etwa, wie gewöhnlich, bloß ein Theil der Welt, ſondern die ganze auf dem Kopfe ſteht, während die Füße munter in der Luft ſchweben, wobei es zum Glücke keinem der ſo Situirten einfällt, er befinde ſich in einer unnatürlichen Lage. Wer kennt nicht den Hasper a Spada, in welchem tauſend Fahnen der Cramerſchen Deutſchheit wehen, ein Buch, das ordentlich dröhnt vom Pferdegetrapp, Lanzenſplittern, fallenden Burgen, Rittern und Jungfrauen, ein Buch, in welchem das Herannahen des Weltgerichts ſelbſt auf dem Titelkupfer vermuthet wird, weshalb denn auch die Helden (unter denen Bomſen wohl die meiſten Herzen gewonnen haben dürfte) durch großartige Flüche und anderweitige koloſſale Redensarten, ſo wie nicht minder durch eine perennirende Betrunkenheit jene Schauer abzuwehren oder doch wenigſtens zu lindern bemüht ſind: wer hat ſich nicht erlabt an den entſetzlichen Schlägen und Stößen, welche in dieſem Werke den Böſewichtern zugetheilt werden, und an den übervollen, die Blätter alle faſt durchweichenden Humpen, mit denen hier die Tugend und die Tapferkeit belohnt wird, die auch billig mit nichts Geringerm vorlieb nehmen ſoll.

Selbſt die zarteſten Damen haben ſich durch dieſe und ähnliche Werke nicht wenig erfreut gefühlt, und unſer geliebter Jean Paul, der es drucken ließ, iſt gewiß nicht allein, ſondern wir alle ſind Zeugen geweſen, wie oft es ehedem in den Leihbibliotheken hieß: „Eine Rittergeſchichte für meine Mamſell.“

Cramers Phantaſie war damals eine raſtlos ſchaffende, wobei ſie es freilich nicht ſehr genau nahm mit dem was ie ſchaffte, ſo wie denn auch ſein Geiſt noch weniger ſich er Mühe unterziehen mochte, das auf das Gerathewohl Producirte ebenmäßig zu geſtalten und auszubilden daß das Einzelne ſich zum Ganzen ründe. Dennoch ſoll jene ſchöpferiſche Kraft der Phantaſie auch bei ihm ernſtlich anerkannt werden, möge ſie ſich auch bei dieſem Geſchäft nicht ohne Rohheit gebehrden; am wenigſten aber ſollten diejenigen unter unſern neuſten Poeten in dieſer Hinſicht hoffärthig thun, deren halb erborgte, dünne Schattenphantaſie nichts anders hervor zu bringen vermag, als einen Klang in das Leere hin, oft ſogar nur einen Wiederklang *vom* Wiederklang.

Leider aber hielt ſich C. nicht lange auf der Stufe *der* Rohheit auf welcher er uns den Hasper a Spada, den kühnen Raugrafen Adolf von Daſſel u. ſ. w. geſchenkt hatte; er ſank immer tiefer, gab uns das ſchon einmal Gegebene von neuem, und in einer wo möglich noch formloſern Form, bis er endlich ſelbſt das Allergemeinſte nicht mehr verſchmähte und dadurch auch den geduldigſten Leſer zurückſcheuchte.

Faſſen wir das geſammte ſchriftſtelleriſche Leben C's als ein Ganzes auf, ſo geht aus demſelben eine einfache und wichtige Lehre hervor, und zwar folgende: der gute, offene, aber rohe und verworrene Kopf kann eine Zeitlang wol die Maſſe des Publikums erfreuen, denn er ſtellt etwas hin das ein wirkliches Etwas iſt, und beſonders im Spiegel gutmüthiger Ironie leicht als Naivetät erſcheinen kann, ſo wie er ſich denn auch rühmen darf, daß ihm der trockene und gelehrtleere Kopf ſeine Gedanken- und Phantaſie-Sprünge nicht nachmachen kann. Fängt er aber nicht bald und mit Eifer an, ſich nach wahrer Bildung umzuſehen, läßt er ſich wohl gar in einer für Genialität ausgegebenen Ungenirtheit ſorglos hingehen, ſo tritt die gerecht waltende

Nemeſis ein und bereitet ſeinen Schriften ein Schickſal, wie es jetzt die Cramerſchen bereits getroffen hat.

§. 149.

Chriſtian Heinrich Spieß. Dieſer Schriftſteller nahm ſich die Langeweile eines gewiſſen Theils des leſeluſtigen Publikums ſo ſehr zu Herzen, daß er mehr als ein Decennium lang in jeder Meſſe zwei bis drei Bücher von anſehnlicher Leibesgeſtalt lieferte, um nur einigermaßen ſeine zahlreichen Freunde zu befriedigen. Jener Theil der Leſer kann der Weideplätze nicht genug haben, wohin gutmüthige Freunde — als ſolche ſieht er die Dichter und beſonders die Romanſchreiber an, — ſeine Phantaſie führen, die, ohne Leiter, ſich gewöhnlich in einer Art von ſteinigem Arabien, oder, wenn man lieber will, in Sack und in der Aſche, (doch meiſtens ohne Buße) befindet. Spieß that redlich was er konnte, und ſehr ausgezeichnet in einer gewiſſen Gattung von Phantaſie, die man im Allgemeinen Ammenphantaſie nennen möchte, erzählte er bald vom alten Ueberall und Nirgends, bald von 12 ſchlafenden Jungfrauen bald von Löwenrittern, bald von Mausfallen- und Hechelkrämern. Was er erzählte war oft leidlich, zuweilen ſogar ziemlich gut erfunden; doch wie er erzählte war weder des einen noch des andern eben genannten Beiworts würdig, ſondern breit faſt über alle Breite hin, den Mittelzuſtand zwiſchen Schlaf und Wachen bekundend in welchem ſich der Schreibende häufig befunden zu haben ſcheint. Das ſahen ihm aber jene Leſer gern nach; denn künſtleriſcher Vortrag reizt zu ſehr, und zu ſehr gereizt werden wollte man nicht; — das war gewiſſermaßen im ſtillſchweigenden Contracte mit dem Lieblingsautor ausgemacht. Da indeſſen nicht jedermann an dieſen Ritter- und Geiſtergeſchichten Freude fand, ſo ſorgte Spieß auch für den Geſchmack der — zartergeſinnten Leſer. Er gab Biographien der Selbſtmörder und Wahnſinnigen, in denen gar viel des Gräßlichen munter und behende zuſammen gefahren worden iſt, er führte die vergnügteſten Leſer durch die Höhlen des Unglücks und die Gemächer des Jammers, und ſchien dabei ſich ſelbſt recht wohl zu befinden. Er erzählte Kriminalgeſchichten, in denen die Gemüther der Diebe, Mörder und Mordbrenner bis auf die kleinſte Faſer unterſucht werden ſollten, und ſelbſt den fein organiſirteſten vornehmſten Damen zur ſchauderhafteſten Kurzweil vorgeſtellt wurden; alles das hätte hingehen mögen; aber der tiefe Ernſt und die Liebe fehlte, und das Meſſer des moraliſchen Anatomen war ſtumpf. Zuletzt blieben ſelbſt „die Geheimniſſe der alten Aegypter“ vor ihm nicht mehr ſicher, und er benutzte ſie wenigſtens zu einem Titelblatt, deſſen bloßer Anblick ſogleich ein angenehmes Entſetzen zu verbreiten im Stande war. Endlich aber ſchlief das Publikum über der Liebe für Spieß ein, und man gab ihm gleichſam wie einem alten treuen Diener, mit deſſen Aufwartung es nicht mehr recht fort will, unbilliger Weiſe den Abſchied; — denn leider iſt jenes Publikum kein Orlando, ſo wie freilich S. als Autor auch kein genialiſch liebenswürdiger alter Adam. (S. Shakſp. „Wie es euch gefällt).“ Von einem ſolchen Verhältniſſe aber wie das geſchilderte ſollte überhaupt nie die Rede ſein, denn wenn der Schriftſteller nicht höher ſteht als das Publikum, ſo ſollte ihn dieſes augenblicklich entfernen; ſteht er aber höher, ſo iſt er natürlich nicht Diener, ſondern ein edler Herr, Lehrer und Freund. Das mochte vielleicht auch Spieß werden können, wenn er ſeine nicht zu verkennenden Anlagen wahrhaft ausgebildet hätte; aber er ſelbſt ſcheint leider zufrieden geweſen mit der augenblicklichen precären Celebrität; und die zu häufig wiederkehrenden Oſter- und Michaelismeſſen nahmen ſeine Kraft dergeſtalt in Anſpruch, daß er ſich zuweilen mit bloßer Fingerfertigkeit begnügen mußte.

§. 150.

Ungleich höher ſteht Auguſt Lafontaine (geb. 1758) an Gelehrſamkeit und Menſchenkenntniß, geſelliger Bildung und Styl; nicht aber an Phantaſie; und — nur auf andere Weiſe — des wahrhaft poetiſchen Gehaltes (mit ſeltnen Ausnahmen) gleichfalls ermangelnd. Einzelne Charaktere waren in „Flaming“ der „Familie Halden“ und ähnlichen Werken früherer Zeit, leicht und angenehm gezeichnet und erregten Intereſſe, wenigſtens ſo lange ſie noch neu waren; doch wurde der Genuß durch das nicht ſeltene Hinaufſchrauben an ſich guter oder leidlicher Empfindungen bis zur Krampfhaftigkeit, nicht ſelten geſtört. Zuweilen machte es ſich L. auch ſchon damals mit der Charakteriſtik viel zu leicht, und ſchien uns wohl gar zuzumuthen, wir ſollten uns durch Redensarten wie „ſehnende Augen, theure Heilige, weinendes Lächeln der Liebe, Engel hinter dem durchſichtigen Schleier eines ſterblichen Mädchen-Körpers u. ſ. w.“ beſtechen laſſen zu glauben, es ſtehe nun eine ſolche Geſtalt wirklich vor uns, während der Dichter doch nicht geſtaltet hatte. Dennoch blieb einzelnes Löbliche: Offene redliche Geſinnung, einige wohl erfundene Situationen, beachtenswerthe Bemerkungen, leichter Styl u. ſ. w. Späterhin da L. immer mehr und mehr zu ſchreiben anfing, fand der Tadel ſtets weitern Spielraum. Es wiederholte ſich manches auf eine nur obenhin veränderte Weiſe, mehrere Charakterrollen wurden ſtehend, und überhaupt vieles ſtereotypiſch. Man konnte mit ziemlicher Sicherheit vorherſagen, was es für eine Bewandniß habe mit ſeinen Landedelleuten, bejahrten Huſarenobriſten,

ten, Schiffskapitainen, Rittmeiſtern und Wachtmeiſtern, man
annte ſeine Miniſter als höchſt bedenkliche Charaktere, und
erſprach ſich von ſeinen Kammerjunkern nie viel Gutes.
Es war ihnen allen ihre Wandelbahn ein für allemal ange-
viesen, ſie brachten wenig oder gar nichts Neues mit, und
er Styl ward immer farbloſer und zerſchnittener. — Es
edarf hier weiter keiner Ausführlichkeit, da die Kritik längſt
nur zuweilen zu bitter) ihr Amt verwaltet hat. Nie aber
nöge die Summe von Talent vergeſſen werden, mit wel-
her L. einſt auftrat, und das einzelne Gute und Angenehme
vas er wirklich geleiſtet hat. Vieles vereinte ſich um ſeine
Anlagen nicht zur Reife kommen zu laſſen, und vor allem
cheint der Heißhunger des früherhin faſt trunken zujauch-
enden Publikums dem gern ſchenkenden Schriftſteller man-
hes abgelockt zu haben mit dem er jetzt gewiß ſelbſt unzu-
rieden iſt *). Es ſcheint dieſe Vielbeſchäftigtheit auch be-
onders dem Scherz und der Laune geſchadet zu haben, die
ich bei L. angenehmer zeigte, als bisher anerkannt worden
ein möchte. Leider wurde ſie aber auch nur zu bald von
er Sentimentalität überflügelt, in der ſich L. nie recht frei
ewegt, weshalb man ſeine frühere oft recht harmloſe
Scherzhaftigkeit darüber faſt ganz vergaß.

§ 151.

Noch wären hier manche Romanſchreibende Mitbewer-
er um die Gunſt des Publikums zu nennen, aber es ge-

---

*) Die zu große Herbigkeit und Säure bei der Beurtheilung
's in der „ſchönen Literatur Deutſchlands“ möchte wohl ihren
rund finden in den meiſt tadelnswerthen Romanen, mit de-
en uns L. im Jahr 1811 beſchenkte. Der Eindruck den dieſe
ſo wie andere vom Jahr 10, 9 und 8) erregten, konnte bei
em Kritiker der gerade 1811 ſchrieb, wohl nicht anders als
ngünſtig wirken.

nüge, nur Folgender zu gedenken. — Veit **Weber**, mit dem wahren Namen **Leonhard Wächter**, zeigte wenigſtens mehr Kenntniß des deutſchen Mittelalters als die meiſten ſeiner Zeitgenoſſen, doch war ſie freilich bei weitem nicht hinreichend, um ein treues Gemälde zu liefern. Dennoch bleibt ſein Streben, dem zuweilen Phantaſie zu Hülfe kommt, löblich und einige ſeiner frühern Gemälde, z. B. „der Müller des Schwarzthals“ ſollten auch heute nicht überſehen werden, denn obwol nicht frei von dem Fehler der Grellheit, wohnt ihnen doch lebendiges Leben bei.

A. G. **Meißner** hatte in ſeinen Skizzen einige helle Frühlingsblicke, aber ſobald er ausführlich werden möchte, wird er über alle Gebühr breit, und ſein deutſcher Alcibiades iſt im Inhalt und in der Form gehaltlos und zerfloſſen. Späterhin ward ſein Styl immer pretiöſer, und ob er gleich intereſſante Criminalgeſchichten erzählte, ließ ihn doch das Publikum faſt allein.

Ignaz **Feßler'n** ſchien es zuwider, mit ſo manchem ſeiner Collegen dem Puppenſpieler in **Goethe's** Jahrmarktsfeſt nachzuſprechen:

Die Tugend iſt das höchſte Gut,
Das Laſter weh dem Menſchen thut,

denn mit dergleichen Sentenzen iſt ohne das Vermögen der Darſtellung nicht viel geholfen. Er wählte ſich deshalb zum Stoff ſeiner Darſtellung ſehr vornehme und gewaltige Charaktere aus der Geſchichte, z. B. Alexander den Großen, Themiſtokles, Attila u. ſ. w. Aber dieſe rieſenartigen Männer wurden ihm zu mächtig und wuchſen ihm über den Kopf. Ohnehin nahm das größere Publikum wenig Notiz davon, da es ſich längſt mit leichterer Nahrung hatte begnügen lernen.

Etwas ganz Apartes wollte haben und erreichte wirklich Heinrich Zſchocke. Er benutzte das Intereſſe des Publikums für geheime Geſellſchaften und deren etwanige Schauerlichkeiten, und führte die ſolideſten Leſer, denen dergleichen in der Wirklichkeit ohne Zweifel höchſt fatal würde geweſen ſein, in die Geſellſchaft der „ſchwarzen Brüder“ und der „Männer der Finſterniß“ ein, wo ſie lernen konnten, daß es .... gar viele Leute giebt, die nicht recht wiſſen was ſie wollen, und ſchwermüthelnd-ſeichte Klügelei für ächte Philoſophie halten. Alles aber überſtralte Abelino der große Bandit, (der ſich ſeltſamer Weiſe mit einem Ä geſchrieben hatte) durch Süßlichkeit und Graulichkeit, Blumen und Todtenköpfe, Verſchwörungen auf allen Straßen Venedigs, und trübſelige Monologe. Dieſer Bandit ging bald von einer dialogiſirten Novelle auf das Theater über, ließ ſich dort einige Jahre anſtaunen, und zog ſich dann beſcheiden in den Hintergrund der Leihbibliotheken zurück.

Nicht mindere Geſchicklichkeit zeigte Groſſe, der bald mit „Dolchen“ gleich auf dem Titelblatt alles in Schrecken ſetzte, bald mit „zerbrochenen Ringen“ geheimes Grauen hervorrief. Da er aber dennoch ſeiner Sache nicht ganz gewiß ſchien, ſo fand er für gut, bald als zierlicher Marquis von G., bald als feierlicher Grand von Spanien, und Graf von Vargas aufzutreten. Die Mehrheit der deutſchen Kritiker — ſonſt ſchlagfertig genug — wollte doch nicht gern mit ſo vornehmen ſüdlichen Perſonen in den gewöhnlichen faſt gröblichen Zank gerathen, ſondern benahm ſich artig und mit Umſicht, bis endlich nach abgelegtem Marquiſat und Grafenthum die Polemik beſſern Fortgang bekam.

Ueber die mannigfaltigen Richtungen, welche ſpäterhin der deutſche Roman empfing, findet ſich in den „Umriſſen“ einige Auskunft.

§. 152.

Betrachten wir jetzt von neuem das deutſche Theater, für welches beſonders ſeit Schröder ein großer Eifer bei Schreibenden, Spielenden, und Zuſchauenden erweckt worden war, ſo begegnen uns hier manche ſchriftſtelleriſch berühmt gewordene Namen:

Friedrich Wilhelm Großmann, Schauſpieler, meiſtens in Hannover. Die Deutſchen freuten ſich gar ſehr, in ihm einen neuen dramatiſchen Dichter auftreten zu ſehn, der ſo recht natürlich und populär ſchreibe, und dabei doch Leſſings Dramaturgie ſtudiert habe, welches letztere man wenigſtens aus Höflichkeit vermuthete, da er jenes Werk ſo oft im Munde führte. In der That hatte G. eine gewiſſe Gattung von leichtbeweglichem Talent, die Lieblingsthemata eines Theils des Publikums zu erſpähen und zu ſeinem Vortheile zu benutzen. In der Oper „Adelheid von Veltheim“ war gute Laune ſichtbar, und das ſinnliche Vergnügen als die Haupttendenz nicht ſehr verſchleiert worden. Die wohlbekannte Arie „Monseigneur, voyez nos larmes, laissez vous donc attendrir, wobei noch mit der fremden Sprache einiger Scherz getrieben ward, ſchien — an das Publikum ſelbſt gerichtet zu ſein, das ſich auch nicht unempfindlich zeigte.

In dem Luſtſpiele „Henriette, oder: Sie iſt ſchon verheirathet,“ wurde der mit Recht erſehnte Nationalſtolz als bereits wirklich vorhanden betrachtet und inſonderheit dem militäriſchen Stolze überaus gehuldigt. Wäre es nur auf eine beſſere Weiſe geſchehen! aber man war nun einmal mitten in der Uebergutmüthigkeit, verzieh den Mangel jeder künſtleriſchen Beziehung und nahm ſelbſt mit dem ſtarr gezeichneten Stolze und der polternden Polemik vorlieb. — Aerger geht es her in dem Luſtſpiel „Nicht mehr als ſechs Schüſſeln,“ deſſen ökonomiſch-moraliſche und pole-

h-politiſche Abſicht eine geraume Zeit gar ſehr geſiel.
edle freie **Bürgerſtolz** kann in ſeiner **Reinheit**
genug geehrt werden und ſoll wie billig auch auf der
ne in volltönender Sprache auftreten; was aber hier
ben wird, iſt ein hochmüthiges Zerrbild mit einzelnen
brüchen nicht etwa von kühner Satire, ſondern von
tlich-rohem Haſſe gegen den Adel. Dennoch hat ſich
Stück faſt dreißig Jahre auf unſern Bühnen erhal-
mehrere Auflagen und Nachdrücke erlebt, und iſt
ſelten in Unterrichtsanſtalten zur Uebung in das Fran-
che überſetzt worden, damit doch auch die Jugend er-
e wie ſich dergleichen Grobheiten in der fremden Sprache
ehmen. — **Großmanns** letzte literariſche Handlung
ein Akt der Dankbarkeit gegen **Leſſing**, von dem er
r bei weitem nicht genug gelernt hatte. Dennoch liebte
hn mit großer Leidenſchaft und erklärte deshalb dem
ländiſchen Publikum, es ſei heilige Pflicht, dem edlen
geiſtreichen Abgeſchiedenen ein Denkmal zu errichten.
vard wegen dieſer patriotiſchen Idee mit Recht gar ſehr
hmt; als es aber endlich an dem war, daß man die
räge, welche denn doch zu beſagtem Monument vor al-
Dingen erfordert wurden, einliefern ſollte, ſiehe da wie-
olte es ſich wie geſchrieben ſteht: Es hatte der eine ein
zu nehmen, der andere einen Ochſen zu kaufen, der
e war nicht zu Hauſe und beſah ein Landgut u. ſ. w.
amen ſo wenig nahmhafte Summen ein, daß man un-
ich davon ein Denkmal für **Leſſing** errichten konnte;
vielleicht ein ſatiriſches auf einen gewiſſen Theil des
baren Publikums, bei deſſen Anblick man nur durch
im tiefſten Herzen angeſchaute und erkannte
Deutſchland ſich tröſten und beruhigen kann und ſoll
fröhlicher Stimmung darf man auch wohl das ganze

Unternehmen für ein Epigramm halten, das ja, nach der Erklärung mancher Theoretiker, eine in **nichts** aufgelöſte Erwartung bieten ſoll.

§. 153.

F. W. **Ziegler** iſt ſeit etwa vierzig Jahren für die Bühne thätig, und zeigte oft löblichen Fleiß für die Charakteriſtik und Anordnung der zu Einem Ganzen hinwellenden Scenen. Sein Talent iſt nicht glänzend, aber er weiß damit Haus zu halten, er kann faſt nie tief rühren, ſelten nur ergötzen, eine gewiſſe Trockenheit iſt oft kaum nothdürftig verhüllt, dem ſtrengen Arbeiter gelingt die Grazie nicht, und die Eleganz wird oft nur vergeblich verſucht. Dennoch bleibt ihm der Ruhm eines reinen Strebens und ehrbarer Ausdauer. Seine Dramen „Mathilde von Giesbach,“ „Liebhaber und Nebenbuhler in einer Perſon,“ „Weiberlaunen und Männerſchwäche,“ „die Freunde,“ u. ſ. w. ſind wie es ſcheint rein vergeſſen; doch hat in neueren Zeiten das Schauſpiel „Partheienwuth,“ das ſich wenigſtens durch ſolide Kenntniß der geſchilderten Zeit und einzelne wohlberechnete Charaktere auszeichnet, viel Glück gemacht und Zeugniß gegeben, daß der Verfaſſer, trotz ſeines Alters, doch nicht alt geworden iſt. Geringhaltiger iſt das Luſtſpiel „die vier Temperamente,“ ſchon um der meiſtens mechaniſchen und oberflächlichen Handhabung dieſes bedenklichen Gegenſtandes willen. Es iſt nicht zu zweifeln, daß bei Z. gründliche Vorſtudien vorangingen, doch iſt der Stoff gleichſam mitten unter der Arbeit kalt geworden, wodurch die Behandlung hie und da etwas Chrienartiges bekommen hat.

§. 154.

Johann Friedrich **Jünger** geb. 1755, (nach Andern 1759) geſt. 1797.

Den Beifall des Publikums erwerben und feſſeln für
ehrere Jahrzehnte, iſt ohne Zweifel etwas Bedeutendes
nd kann nicht ohne das Aufgebot mannigfaltiger Kräfte
reicht werden; aber wir finden eben nichts außerordentli-
es darin, durch einige in einem leichten Dialog verfaßte
omödien, beſonders wenn die Kunſt geübter Schauſpieler
zukommt, auf ein paar Jahre etwa, ſo ziemlich zu gefal-
n. **Jünger** iſt nicht reich an Erfindung; aber was er
funden weiß er oft pikant zu benutzen, komiſche Situatio-
en finden ſich wirklich, aber der Geſammt-Geiſt ſeiner
tücke iſt oft ärmlich, zuweilen ſogar widrig (z. B. in
m „Kleid aus Lion"). Wir müſſen ferner geſtehen, daß die
nehin nur mittelmäßige Ader von Witz, die ſich durch ſeine
tücke ſchlängelt, zur Hälfte wenigſtens nicht ihm angehört, ſon-
rn **Moliere'n**, **Destouches**, **Marivaux** u. ſ. w. —
n einigen ſeiner Luſtſpiele findet ſich eine gewiſſe Gattung
n Unſittlichkeit, die unſere alten Vorfahren durch ein gar
cht vornehmes, ſondern übelklingendes, doch kräftiges Wort
sdrückten. Es heißt: „Löffelei." —

Es iſt mir nicht unbekannt, daß der Puriſt **Campe**
rch das genannte Wort die angenehme „Galanterie" hat
's Deutſche überſetzen wollen; doch iſt dies, wie billig, kei-
sweges angenommen worden, da ſich wohl ſchwerlich ein
ößerer Misgriff im Wörtertauſch denken läſſt. Die frü-
ren deutſchen Dichter haben in dieſer Hinſicht nur ſelten
fehlt, und wenn auch ihre Galanterie zuweilen etwas
teifes hatte, ſo war ſie doch meiſtens ächt und wahr; jene
chte, fatal-bequeme Löffelei iſt gerade die eigentliche An-
alanterie.

§. 155.

Leonhard Ferdinand **Huber**, geb. 1764, geſt. 1804.
ne an- und aufſtrebende Natur, mit einer ſeltſamen doch

anziehenden Miſchung von etwas deutſcher, mehr engliſcher und vieler franzöſiſcher Bildung, voll moraliſch-äſthetiſcher Rechtlichkeit, in ſo weit er auf ſeinem Standpunkte dieſelbe erfaſſen konnte. Freilich ermangelte er der eigentlich gelehrten Bildung, ſein Geiſt war nicht genährt durch das Studium der Alten, nicht mit Sicherheit ausgebildet durch Logik und Philoſophie und wir müſſen ihm ſogar einen bedeutenden Umfang und beſondere Tiefe des Geiſtes abſprechen; doch wenn ſich dieſer Mangel durch irgend etwas erſetzen oder verhüllen läßt, ſo könnte man in der That bei **Huber** zuweilen in in Verſuchung kommen, ſeine höheren Anſprüche auf einige Zeit zu vergeſſen. Man fand bei ihm ein redliches, durch Leiden geſtärktes, liebevoll klares Gemüth, den eigentlichen Boden auf dem allein die Poeſie ſich erzeugen kann, die nie mit einem unreinen oder ſchwächlichen Herzen ſich vertragen mag, man erkannte in ihm einen Anflug von Witz und Scharfſinn, einige gute leitende äſthetiſche Anſichten, einen Styl, der anfangs freilich von Mühſeligkeit erkältet, ſich in den letzten Jahren zu mehrerer Freiheit hindurch arbeitete u. ſ. w.

Von einer gewiſſen wenn auch nicht ausgezeichneten doch nicht häufig gefundenen Lebensbildung zeigen einige ſeiner Erzählungen, in denen manche der bedeutendſten Verhältniſſe der Liebe und Ehe auf eine anziehende Weiſe dargeſtellt worden ſind. Einige derſelben ſind gewiſſermaßen als Variationen von Werthers Leiden (welches Werk H. mit Recht ſehr ſchätzte) zu betrachten, und allerdings darf man nur auf eine leidliche Weiſe die Charaktere der drei Hauptperſonen in dem genannten Roman vertauſchen, um eine neue Erzählung zu bekommen, die freilich tief unter Werther ſtehen, doch immer noch anziehendes haben wird.

Unter ſeinen Schauſpielen hat die meiſte Celebrität das von getragen „das heimliche Gericht,“ nicht ſowohl wegen ſeines innern Werthes, — denn der beſſere Kritiker, den einzelne glückliche, durch kalte Rechnenkunſt jedoch herabgezogene Situationen nicht befriedigen können, mußte bald finden, daß es nicht aus einem poetiſchen Gemüthe, ſondern nur aus einer kühlen und einſeitigen Reflexion hervorgegangen ſei, und dem Haufen hat es nichts anders als Langeweile geben können — ſondern wegen der ſteten Lobeserhebungen, mit denen die Freunde es ausſtatteten und wegen des Umſtandes, daß Huber, der ſonſt nur mit ſehr gemäßigter Neigung an ſeine Jugendarbeiten dachte, ſich auf den Titelblättern faſt aller ſeiner Schriften als den Verfaſſer jenes Drama's nannte. Späterhin überſetzte und bearbeitete er manche neuere franzöſiſche Luſtſpiele, unter denen jedoch nur wenige ausgezeichnete ſind.

Als Kritiker ſteht H. auf einer gewiſſen Stufe mit Auszeichnung und Sicherheit. Was Goethe vor dem Wilhelm Meiſter ſchrieb, hat vielleicht kein mit ihm gleichzeitiger gedruckter Kritiker mit ſolcher Sinnigkeit aufgefaſſt als er; dann gingen freilich manche Misverſtändniſſe an, doch iſt ihm nachzurühmen, daß er nie nachließ und ſtets bemüht war zuzulernen. Eine beſonders in den letzten Lebensjahren nach zu vielen Seiten hin fahrende literariſche Thätigkeit hemmte ihn jedoch, was deshalb mit einem bedeutſamen Warnungszeichen hier angeführt werden möge *).

§. 156.

C. F. Bretzner. Dieſer wohlmeinende Schriftſteller, der als ſolcher nicht viel mehr wollte als dem Publikum ge-

---

*) Eine Darſtellung ſeines anziehenden Lebens erſchien 1806; meine eigene Anſicht ausführlicher als hier der Raum verſtattete, findet ſich in der Latona (Berlin 1811. S. 101. bis 131.

ſollen, hütete ſich in ſeinen Dramen beſonders vor allem was man etwa dramatiſche Kunſt nennt, und ſtrebte dagegen ſo ganz und gar nach der Natürlichkeit, daß die Natur ſelbſt nicht mitkommen konnte, ſondern, mit ſeinen Schauſpielen verglichen, immer etwas Phantaſtiſches und Ueberſchwengliches behielt. Er gleicht producirend etwa dem Maler von Ubeda, der, nach dem Bericht des Cervantes im Don Quixote, auf die etwanige Frage was er arbeite, gelaſſen zu erwiedern pflegte: „Was daraus wird.“ Seine Luſtſpiele, z. B. „der argwöhniſche Liebhaber,“ haben eine gewiſſe ehrliche Rohheit mit einzelnen glücklichen oder pikanten Situationen und muntern Einfällen durchflochten, doch erreicht leider zuweilen jene Rohheit eine gewiſſe — koloſſale Entſetzlichkeit, z. B. im „Räuſchgen,“ wo die Ueberderbheit ſich dergeſtalt behaglich laufen läſſt, daß es ſchwer iſt, die eigne Behaglichkeit dabei zu retten, da das zehnjährige (!!) ſehr verliebte Mädchen, welches mitten hindurch hüpft (vielleicht die geiſtige Mutter der Kotzebueſchen Gurli) ſeine Künſte nur vergeblich aufbietet. — Dennoch iſt nicht zu billigen, daß das Publikum, wie es ſcheint, die ſämmtlichen Bretzneriſchen Komödien in die literariſche Polterkammer geworfen hat, denn es wäre nicht unmöglich, aus manchem ſeiner Stücke, wenn man etwa ein Drittel deſſelben verwürfe und den Reſt verfeinerte, etwas Gutes zu machen.

Bretzner zeigte einen nicht geringen Eifer für die deutſche Oper und Operette, ein Streben, das allerdings zu loben ſein würde, wenn die Kraft nur einigermaßen mit dem guten Willen Hand in Hand gegangen wäre. Da die Deutſchen aber in Hinſicht der genannten Dichtungsgattung faſt gar keine Wahl haben, ſondern vorlieb nehmen müſſen mit dem, was eben da iſt, ſo fand man ſich aufgelegt, ihm ſelbſt für die ſehr mangelhaften Sachen zu danken, die er geben konnte. Sein „Irrwiſch oder das wüthende Heer“ ſein „Apfeldieb“ u. a. ſind ehedem beliebt geweſen, beſonders um jener Bravourarien willen, die faſt nur aus Rouladen und Trillern beſtehen, und bei denen die angeſtrengte Stimme der Sängerin an jene hüpfenden Geiſter in einem arabiſchen Märchen erinnert, welche auf der Spitze einer Nähnadel tanzen müſſen.

Ein anderes iſt es mit der „Entführung aus dem Serail,“ die ohne Muſik nur einer übelgebauten Lehmhütte gleicht, durch Mozarts Kunſt aber zu einem herrlichen Feenpalaſt umgewandelt worden iſt. Durch ihn blühet hier die tiefe und zarte Neigung des Abendlandes neben der farbig leuchtenden Pracht des Orients, die glühende Leidenſchaft und Eiferſucht neben dem gaukelnden Scherz und der muthigen Lebensfreudigkeit, und in dem letzten Duett iſt ſelbſt der Tod zu einem feſtlich ſchönen Triumphgeſange geworden, der doch in ſeiner Feſtlichkeit wieder ſo milde iſt, und ſo rührend ſanft das Heiligſte im menſchlichen Gemüthe löſet. Mit einem Wort: Wir haben hier eine Oper erhalten, die wir mit ſtolzer Freudigkeit und inniger Ueberzeugung Shakeſpears Romeo und Julie faſt gleich ſetzen dürfen.

B. iſt freilich an allem dieſem Herrlichen ſehr unſchuldig, doch hat er wenigſtens (das Lob klingt freilich übel) nicht zu ſehr geſtört. Auch wollen wir ihm als einen witzigen Einfall nachrühmen, daß er ſeinen Baſſa als ungeliebten Liebhaber nie ſingen, ſondern ſtets in purer blanker breiter Proſa reden läſſt; doch iſt freilich nicht zu läugnen, daß dieſes Gelungene — eine zweckmäßig fortdauernde Apoſiopeſe — ohne ſonderliche Schwierigkeit zu erreichen war.

§. 157.

Emanuel Schikaneder. Es gehört keine beſondere

Scharfſichtigkeit dazu, um in dieſem Schriftſteller eine große Menge von Ungebührlichkeiten, Rohheiten, Sünden gegen die Sprache, und ſeltſam tönenden falſchen Reimen wahrzunehmen. Zweckmäßiger dürfte es jedoch ſein, auch einmal (um recht popular zu reden) den Spieß umzukehren, und zu fragen, woher es wohl komme, daß ſeine Oper „die Zauberflöte“ ein ſo ungemeines, faſt beiſpielloſes Aufſehn und Intereſſe in Deutſchland errege, ein Beifall der ſich auch in Frankreich, wenn gleich nur nach verjüngtem Maaßſtabe, geäußert hat. Wenn wir nämlich die Oper als ein Feenkind aus dem Lande der Romantik betrachten, ſo möchten wohl wenige Kinder anzutreffen ſein, die in jenem Lande ſo munter ſchwebten als die genannte Production. Sei es, daß der Vf. es durch bewußtloſes Talent wie durch einen Zufall traf, oder daß wirkliche Klarheit ihn leitete, die man ihm gewöhnlich (und wohl mit Recht) nicht zuzutrauen pflege; genug daß er wirklich getroffen. Schon Herder, der oft überſtrenge, — und z. B. den Don Juan gänzlich misverſtehende — räumt ihm in ſeiner Adraſtea etwas Aehnliches ein, und Goethe hat bekanntlich eine Fortſetzung jenes Werkes begonnen; woraus deutlich genug hervorgeht, wie werth ihm daſſelbe ſein müſſe. Es lohnt deshalb ſehr die Mühe, jene Oper näher zu betrachten, deren Charakter ſich als derbe und rohe Freiheit nach allen Seiten hin beurkundet.

Man hat von dem Text der Zauberflöte ſehr mannigfaltige und ſeltſame Auslegungen verſucht, die als Uebungen des Scharfſinns nicht übel ſein mögen; zum Theil aber auch, mit Beiſetzung aller dieſer Auslegungen, die ganze Oper als das bizarrſte Gemiſch von Albernheiten, und alle jene milden Kritiken, und um ſo mehr, wenn ſie geiſtreich waren, durchaus verworfen, weil, wie man meinte, bei der-

lichen Verſen, die faſt nur aus ſchwülſtigem Unſinn oder
meinen Fadaiſen beſtehen, an gar nichts Geiſtreiches zu
aken ſei. Die Gutmüthigern ſtimmten dahin, daß man,
allen ungeachtet, an dieſem wunderlichen Wirrwar ſich
ht übel ergötze, und zuweilen wohl gar von ganzem Her-
lachen müſſe, daß man überhaupt in eine Art von po-
her Träumerei verſetzt werde, daß einem zu Muthe werde,
ſchwimme man etwa in lauem Waſſer u. ſ. w.

In der That liegt der Reiz jener Oper nicht ganz al-
n in der Muſik, indem wir deren Vortrefflichkeit bei der
ſen Aufführung in einem Concerte nicht ſo vollſtändig
ießen, als ſelbſt bei einer nur mäßig guten Aufführung
Oper ſelbſt. Und was iſt es denn nun das uns in
ſem Schauſpiel anzieht? Unmöglich können es die über-
ſchlechten Reime ſein die den Verfaſſer faſt tückiſch ver-
gen, oder die meiſt platten Späße des Papageno, oder die
h platteren weiberhaſſenden Gemeinſprüche des Saraſtro,
r die Inkonſequenz des Tamino u. ſ. w. Die Quelle je-
Ergötzung liegt tiefer, denn ſie geht hervor aus der An-
uung der nicht ohne Kühnheit hingeworfenen Umriſſe
Ganzen, die uns gleichſam einladen, ſie mit kräfti-
n und anmuthigern Figuren zu erfüllen als die ſind,
che die unſichere Feder des Verfaſſers oft nur auf gut
ck hinwarf. Denn Abſichtloſigkeit iſt allerdings das
ickſal, das über dieſem Stücke ſchwebt. Allein gerade
h dieſe Abſichtloſigkeit iſt auch dem Zuſchauer die Frei-
gegeben, mit Luſt zu deuten die ſchwankenden For-
, und aus den wenigen glücklicher gediehenen Keimen
neue Schöpfung ſpielend ſelbſt hervor zu rufen. So
alſo der Dichter, wenn auch ſein Werk wie es jetzt
nicht dichteriſch wäre, den Zuſchauer dichteriſch machte,
einem ganz talentloſen Autor nie gelingen kann. —

Iſt aber erſt das erreicht, wie leicht ließe ſich dann der ſteife Dialog geſchmeidig machen, den Verſen die Härte benehmen, einzelne Platitüden zum Epigramm umbilden, und den moraliſchen Geſängen eine Ahndung vom Erhabenen geben. Tamino's unbeholfene Sentimentalität würde eben durch ihre Wunderlichkeit intereſſant werden, und ſein Verhältniß zu der ein wenig feiſten Naivetät des Papageno faſt einen Hauch von Poeſie bekommen. Ueberhaupt iſt nicht zu läugnen, daß in dieſem Verhältniſſe, auch ohne jene angedeutete Metamorphoſe, etwas anziehend Ironiſches liege, das kein ganz proſaiſcher Geiſt würde haben bilden können, indem es wohl gar zuweilen an die unnachahmlich erfundene Verbindung Don Quixote's und Sancho's erinnern dürfte. Erinnern, ſag' ich, nur aus weiteſter Ferne erinnern, denn daß hier auch nicht die mindeſte Vergleichung des beſchränkten und verworrenen Sch. mit dem großartig klar und poetiſch ausgebildeten Spanier ſtatt finden kann, braucht wol kaum bemerkt zu werden. —

§. 158.

Daß die Königin der Nacht mit wenigem Anſtand und vielem Pathos Staat von der Erhabenheit zu machen ſtrebe, iſt gar nicht übel ſatiriſch gedacht, denn ſie imponirt nur durch ihre dunkle formloſe Verworrenheit, deren einzelne Punkte man nicht zählen kann, welches ſich aber um ſo beſſer macht, je mehr dünne glasartige Durchſichtigkeit in der theophilanthropiſchen Aufklärung des Saraſtro, ihres Gegenſatzes, zu finden iſt. Dieſe kokettirende Aufklärungswuth, einzeln genommen, kann ihn zwar nicht anders als langweilig machen, allein in dem Verhältniß zu den andern Perſonen die ihn meiſtens ohne es zu wiſſen und zu wollen parodiren, nimmt ſie ſich recht artig aus und verfehlt den bezweckten (?) Eindruck keinesweges. Die Prieſter, deren Oberer

ſt, machen ihm gleichfalls nicht wenig Ehre, da ſie wohl
wiſſen ſcheinen, welch eine ſchwierige Sache es iſt, ſich
der Macht des dichteriſchen Aberglaubens hervorzuarbei-
, und wie ſauer man es ſich muß werden laſſen, ehe
ſich ein klein wenig erleuchtet fühlt. Nur begreift man
t, wie dieſe unmaaßen modernen Naturen ſich mit der
etung der Iſis befaſſen können, da ſie doch wie billig
Myſtik verbannen, und ſtatt dergleichen feierliche Poſ-
in dem heiligen Hain vorzunehmen, ſich lieber zu der Her-
gabe irgend einer theophilanthropiſchen Monatsſchrift oder
aliſchen Theaterzeitung anſchicken ſollten, die Papageno
her, zum köſtlichen Divertiſſement aller noch ergötzbaren
örer, ein wenig perſifliren könnte. Da nun aber durch
en geheimnißvollen Götzendienſt jene Charaktere gleichſam
der aufgehoben und zerſtört worden ſind, ſo läßt dieſe
ſame Idee des Verfaſſers abermals manche Muthmaßun-
zu, in denen ich meinen Leſern nicht vorgreifen mag.
Hier dürfen auch die „Genien“ nicht vergeſſen wer-
, da ſie bei ihrer drolligen Gutmüthigkeit eine kleine
müthige Erwähnung wohl verdienen möchten. Einige
eideutigkeit in ihren Dienſtverhältniſſen abgerechnet, ſind
leidlich brave Jungen; nicht eben flüchtige fantaſtiſche
ſen, mit denen ſich hier auch nichts anfangen ließe. Sie
en ſich den Tamino, die Pamina und den Papageno
l angelegen ſein: dem erſtern geben ſie gute Lehren, zei-
ſich der Aufklärung ſehr gewogen und freuen ſich, daß
der Aberglaube bald ſchwinden und der weiſe Mann
en werde; die zweite retten ſie vom Selbſtmorde, indem
verſichern, daß ihr Jüngling vor Gram vergehen würde,
e er dies gefährliche Manoeuvre mit anſehen, dem dritten
elßen ſie ſogar den Strick, zu dem er in der Perturba-
ſeines Gemüths gegriffen hatte; äußern aber dabei

den niederſchlagenden, mit nichten aufgeklärten Satz: man lebt nur einmal. Die Hauptſache aber iſt: Sie bringen Eſſen und Trinken: hier erblicken wir den Gipfel ihres humanen Charakters und des Stücks. Sie ahnden, daß die armen Pilger, da ſie einmal dem bizarren, prüfungsluſtigen Saraſtro in die Hände gefallen ſind, gar manche harte Probe beſtehen, ja ſogar, der Veränderung wegen, einmal durch Feuer und Waſſer gehen ſollen, wozu ſie Kraft und Stärkung nöthig haben. Deshalb verſorgen ſie denn auch, den ſonſt beliebten Browniſchen Aerzten gleich, die Liebenden mit Fleiſch und Wein. Freilich genießt Tamino, wie ein [illegible] Kranker, nichts von dem allen, dafür ergeht es ihm aber auch bei weitem ſchlimmer als dem Papageno, der doch in der That über das Ganze durch ſeinen halbſchierigen Spaß die Oberhand behält. Jenem kommt indeß auch ſeine japaniſch-prinzliche Vornehmheit (die ihn leider dem Scherze unzugänglich macht) zu Hülfe; ja ihm müſſen ſogar Freunde und Feinde dienen, indem die Flöte der nächtlichen Königin ihm ſelbſt dann noch Nutzen bringt, wenn er bereits mit dem Tageskönig vertraut worden iſt.

Noch verdient bei Saraſtro das Summum des proſaiſchen Sinnes bemerkt zu werden, ſein Weiberhaß, der ſich an dem unmilden Gemeinplatze labt: „Ein Mann muß euer Führer ſein; denn ohne ihn pflegt jedes Weib aus ihrem Wirkungskreis zu ſchreiten.“ Wie aber oft der erhitzte Schüler den Meiſter noch übertrifft, ſo auch Tamino, der, nicht ohne conſiſtente Plattheit, in Beziehung auf die drei nächtlichen Damen, den Spruch fallen läßt: „Ein Weiſer prüft und achtet nicht was der gemeine Pöbel (!) ſpricht,“ worauf vielleicht nicht ganz unbillig die gewichtige Antwort hätte fallen können, welche die Königin Eliſabeth einſt dem Grafen Eſſex ertheilte. Es iſt nicht zu verkennen, daß S. hie

bei,

ei, wenn auch abermals bewußtlos, einige ſatiriſche Streiche
egen ſeinen eignen Helden geführt habe.

So wie Papageno eine Art von Truffaldin werden
ollte, wovon er wenigſtens einigen leidlichen Beiſchmack
at, ſo ſcheint es mit dem Mohren Monoſtratos auf einen
öſen Narren abgeſehen zu ſein, doch iſt dieſe Abſicht nicht
ben zur glücklichen Erſcheinung gekommen. Man könnte —
urch ſo Manches im Stück zur Derbheit verführt — ſa-
en, er ſei im äſthetiſchen Backofen plötzlich umgeſchlagen,
der, in einem andern betrübten Gleichniſſe, in der roman-
ſchen Garküche ein wenig verkocht worden, ſo daß auch
as einzige Individuelle in ihm, ſeine africaniſche Liebe, ſich
emlich unangenehm macht *).

Wie man aber von ſo manchem mit Müh und Noth
ſammengearbeiteten Schauſpiel nur etwa ſagen kann, es
abe einige intereſſante Einzelnheiten, ſo nicht von jener
per, die eben durch die Umriſſe des Ganzen anzieht,
ährend das Einzelne gar nicht ſonderlich ausgefallen iſt.
nd ſo iſt denn Mozart wahren Lobes würdig, daß
gerade dieſen Text gewählt, um ihn durch ſeine tiefſin-
g heitere Zaubermuſik zu verklären.

§. 159.

Wer etwa durch dieſes Urtheil zu ſehr überraſcht wird,
öge nur an Figaro's Hochzeit denken und er wird inne
erden, daß M. nie eine ungünſtigere Wahl traf, als da
dieſes Intriguenſtück komponirte. Beaumarchais Luſt-
iel iſt kalt-lächelnd, ruchlos-fein, halb-romantiſch, halb-
hantaſtiſch (ſchon um deswillen ohne Poeſie und Phan-

---

*) Es mag erwähnt werden, daß einige dieſer Bemerkun-
n über S. und die Zauberflöte bereits im Jahre 1802 geſchrie-
n worden ſind.

taſte) leicht, gewandt und witzig-pfiffig. Es hat indeſſen eine nicht geringe Bedeutung, da es den Maaßſtab angiebt, wie weit es die Franzoſen in der romantiſchen Poeſie bis gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts gebracht hatten. Es gewähret einen eigenen Genuß, die Gräfin Almaviva mit — Schillers Gräfin von Saverne, und den Cherubin mit — Göthe's Mignon zu vergleichen. Ja ſollte es noch Deutſche geben, die in ihrem ganzen Leben niemals ſtolz geweſen ſind, ſo müßten ſie es wenigſtens in dem Augenblicke werden, wenn der Gedanke einer ſolchen Vergleichung ſie durchblitzt.

Was hat nun Mozart für dieſes Stück gethan als er den Zauberſtab ſeiner Tonkunſt an daſſelbe legte? Er hat ſich mit einer ſo ſchuldloſen Genialität benommen, daß er ſchon um deswillen den Beinamen eines „Kind-Engels," den unſer Jean Paul ihm giebt, verdienen würde; wobei wir jedoch nicht vergeſſen wollen, daß dieſer Kind-Engel auch ein wahrhafter Rieſe ſein konnte, wenn es galt, Erde, Himmel und Hölle zuſammen zu faſſen, wie im Don Juan geſchehen. Aber im Figaro wandelte er alles vom Dichter gegebene um. — Die Ruchloſigkeit des Ganzen ward durch ihn zur genialen Lebensfreiheit, der ſchneidende Witz zum gemüthlichen Humor, die Lüſternheit zur Sehnſucht, die Grundlagen des Stückes: Liſt, Sinnlichkeit und Sündigenwollen hat er ganz zerriſſen, und ſtatt deſſen (wenn wir ſo ſagen dürfen) mit einem farbigen Blüthen-Regen faſt ſämmtliche Perſonen eingehüllt und endlich gar entſühnt.

Wir könnten den Beweis durch das ganze Stück führen; aber es ſei genug an einigen wenigen Belegen für unſere Anſicht. Kann der Cherubin, wie ihn Beaumarchais ſchilderte, ſeine Gefühle in ſolchen Tönen ausſagen als Mozart ihm in der erſten Arie: Non so piu cosa son, ena ſeccio" u. ſ. w. geliehen hat? Gewiß nicht. Was ihn quält iſt eine verbrecheriſche Leidenſchaft, die ſich in ganz andern Klängen auszuſprechen pflegt. Was **Mozart** ihn ſingen ließ, wäre faſt geeignet auch aus — Mignons Munde zu tönen, doch bedarf es wohl des Zuſatzes nicht, daß dann die unbedeutenden Worte erſt in bedeutende verwandelt werden müßten.

Man ſehe ferner das Duett zwiſchen dem Grafen und Suſannen „Crudel, perche ſin' ora ſar mi languir coſi" (Akt III. S. 16.) und das Briefduett zwiſchen der Gräfin und Suſanna: „Che soave Zeſſiretto" u. ſ. w. (Akt. III. S. 20.)

Iſt nun der Text auf frivolem (Herzens) Grund und Boden erzeugt, ſo entwuchs die Muſik einem mildheitern, n den mannigfaltigſten Farben leuchtenden, machtvoll unſchuldigen Gemüth. Dadurch entſteht freilich ein **Kampf** zwiſchen Muſik und Text, aber ein erfreulicher, denn dieſer Kampf wird in jedem Augenblicke zum **Siege** des Vortrefflichen über das Frivole.

Sollen wir ein Gleichniß geben, ſo würden wir ſagen: Das reine göttliche Feuer ächter Kunſt löſcht auch das Salzwaſſer pfiffiger Proſa aus. Nur wenn das Salzwaſſer — rei ſtrömt, d. h. hie und da in **dem** Text den keine Muſik begleitet, kann uns unheimlich zu Muthe werden; doch giebt s Rettung in dem wohlbekannten, einfach-zweckmäßigen Mittel: — **dann nicht zu hören.**

Oder ſollen wir ein Gleichniß aus den alten Mythen hernehmen, ſo wollen wir ſagen, **Mozart** ſei hier ein fröhlich-weiſer Herkules, der den erdgebornen Feind nicht auf der Erde beſiegt, die dieſem Kräfte leihen würde; ſondern in den Lüften, wo Er herrſcht. Aber, indem er hier ſiegt, vernichtet r den Beſiegten nicht, ſondern haucht ihm nur ein **neues** leben ein.

§. 160.

August Wilhelm Iffland, geb. 1759. geſt. 1814. Bei dem oft wahrgenommenen Streben der Deutſchen nach der Mitte hin, bei ihrer Neigung zu intenſiver Gedrängtheit u. ſ. w. gedeiht bei ihnen unter anderm Guten ganz beſonders das Familienleben, deſſen tief-ernſte und anmuthig-fröhliche Idee ſie nicht ſelten rein auffaſſen und praktiſch darſtellen. Was war natürlicher, als daß endlich auch ein Schriftſteller aufſtand, der wenigſtens eine Ahnung dieſer Idee auf der deutſchen Bühne anſchaulich zu machen ſuchte, und was war billiger als daß die Deutſchen ein ſolches Streben anerkannten? Ifflands Muſe war die Sehnſucht nach der Stille, nach heiterer Begränzung, nach dem redlich Ernſten; und wie mannigfach bunt auch ſein eigenes Leben ſpielte und wechſelte: jenes Sehnen und Ahnden blieb dennoch ſtets in ihm. Wir müſſen dies annehmen, weil wir ſonſt manche ſeiner Dramen als Erzeugniſſe des bloßen Zufalls betrachten müßten, ein Gedanke der durchaus unhaltbar iſt. Für die Tragödie fehlte es ihm an Tiefe und Umfang der Phantaſie, für das Luſtſpiel an ſchaffender Kraft, leichtem Scherz, und muthwilliger Beweglichkeit; und ſo bauete er ſich beſcheiden ein Haus (oft waren es nur Hütten) in der Mitte zwiſchen beiden großen Gattungen der dramatiſchen Poeſie und nannte es Familiengemälde. Da er ſelbſt bekanntlich höchſt ausgezeichnet war als mimiſcher Darſteller in einer gewiſſen Sphäre, ſo fühlte er ſich gar bald hier heimiſch, und ein gebildeter Geiſt, mannigfaltige Erfahrungen, wie ſie ein reiches, raſchbewegtes Leben zu geben pflegt, mäßiger Witz und ein gewiſſer haushälteriſcher Humor kamen ihm dabei zu Hülfe. Was dennoch entſchieden arm und dürftig war, konnte (das wußte der Mime gar wohl) durch die Bühnendarſtellung leicht verhüllt werden.

In gewiſſer Hinſicht iſt **Iffland** als Erfinder, wenigſtens als der erſte und beſte Erneuerer dieſer Gattung des Drama's zu betrachten. Es iſt mir nicht unbekannt, daß ſich ſchon in gar frühen Zeiten und gar alten Dichtern Hindeutungen und Richtungen auf das Familien-Gemälde finden und wir dürfen hier z. B. Euripides Alceſte, Terenzens Brüder u. ſ. w. nennen. Ferner wiſſen wir recht wohl, daß manche Engliſche Dramatiker des achtzehnten Jahrhunderts ähnliche Andeutungen haben, daß endlich **Goldoni** in einigen Stücken, beſonders aber in ſeinem „Familienvater,“ **Diderot** in ſeinem „natürlichen Sohn“ und dem „Hausvater,“ und **Beaumarchais** in der „Eugenie“ gänzlich auf ein Familiengemälde hinarbeiteten. Was nun jene Alten betrifft, ſo werde nur erinnert, daß einzelne Andeutungen hier nicht entſcheiden können, und in Beziehung auf jene Neueren, daß ihnen ſolche Arbeiten faſt ganz mislungen ſind. Den letzten Satz zu beweiſen wird man uns wohl erlaſſen, wenn man ſich der treffenden Bemerkungen von A. W. **Schlegel** über jene Schriftſteller, (deren ſonſtigen Werth wir nicht verkennen) erinnern will. Jene Familien, welche **Goldoni**, **Beaumarchais** und **Diderot** ſchilderten, ſchweben, unſers Bedünkens, größtentheils entweder in der leeren Luft, und zeigen ſich erhitzt und phantaſtiſch, was eine Familie nie ſein darf, oder ſie ſind ſo flach und ſo locker in ſich ſelbſt, daß wir ſie gewiſſermaßen nur als Titularfamilien anſehen können.

Ganz anders, ernſter und wichtiger alles nehmend, erſcheint unſer **Iffland**, und zwar beſonders rein bei ſeinem erſten Auftreten als Dichter der „Jäger.“ Hier iſt eine wirkliche Familie, d. h. ein kleiner Staat, den Religion, freie Liebe und nothwendiges Geſetz zuſammenknüpft. Der Vater iſt ein vortrefflicher Unterthan ſeines geliebten Landesfürſten; doch in ſeinem Hauſe iſt er ſelbſt ein ſtrenger und geliebter Herr. Die Mutter, der Sohn, die Pflegetochter, die Hausfreunde, die Diener: alles hat ſeine beſtimmte Stelle und bildet ein organiſches Ganze.

Das ganze Dorf iſt gewiſſermaßen eine einzige Familie, welche aus dem Förſterhauſe Bildung und Liebe empfängt. So erweitert ſich die Ausſicht auf eine erfreuliche Weiſe, und unſer Blick iſt keinesweges, (was ſo leicht peinlich wird) an ein bloßes Zimmer geheftet.

Aber dieſe Familie iſt nicht bloß eine wirkliche Familie im Allgemeinen, ſondern ſie iſt auch eine entſchieden Deutſche. Sollte etwa ein Fremder den guten alten Ausdruck: „ein Mann von deutſchem Schrot und Korn“ noch nicht gehört haben und nicht verſtehen, ſo würden wir ihn, um ihn ſchnell abzufertigen, nur auf den Oberförſter in dem genannten Stücke verweiſen, und ſagen: „Hier iſt einer; obwohl es noch hundert Tauſende giebt, bei denen ſich jenes Schrot und Korn anders geſtalten kann.“ Man betrachte ſein Leben als Bürger, als Ehemann, als Vater und Freund, wie es ſich äußert in Liebe und Zorn, in Kraft und Freude und Schmerz, ſo wird man anerkennen müſſen, dies ſei Deutſch. Er iſt treu wie der Fels der ſeine Hütte trägt, doch auch mitunter rauh wie dieſer; aber ſein innerer Kern iſt ſanft und voll Menſchenliebe; und wenn der ſchützende Wald faſt finſtere Schatten wirft, ſo blickt doch das Abendroth gern auf ſeine Wipfel.

Ueber die Oberförſterin iſt von jeher wohl nur Eine Stimme der Liebe geweſen. Denn wer ſieht ſie nicht, wer fühlt ſie nicht in ihrem anſpruchloſen, doch auch der vornehmſten Natur innerlich befreundeten Leben. Von ihrem erſten Auftreten an mit der Morgenlampe, wie ſie dem heftigen Sohn den Kaffee einnöthigt, weil der „den ganzen Menſchen erwärmt," bis zu den letzten ſüßen Thränen über die Rettung des Verloren-geglaubten iſt alles gut und einfältig und aus Einem Stück, und doch wieder ſo reich und mannigfaltig; denn was könnte ſonſt reich ſein als das Menſchenherz? Ein ſolcher Charakter kann nur dem Schriftſteller gelingen, der der Anſchauung im tiefern Sinne fähig iſt, ſo wie denn auch dem rechten Zuſchauer manche ihrer Worte nie verklingen, eben weil ſie ſo unendlich einfach, und doch die einzig rechten für dieſen Charakter ſind. — Dahin gehört die ſcherzend ernſte Ermahnung an die Pflegetochter: „Wenn Du einmal heiratheſt, nur gleich auf die Autorität gehalten." — zu ihrem Manne: „Du ſollſt mir nicht ausgehen, ehe Du nicht wieder gut biſt," — nach der über das Brummen des Mannes: „Ach wenn ich ihn nur noch recht lange brummen höre." — „Es iſt doch mein Alter nicht." (Der Schulze nämlich.) — Im letzten Akte haben mich von jeher die paar Worte gerührt: „da ſteht auch noch alles, wie wir es gelaſſen haben!" denn es iſt durchaus wahr, daß eine wackere deutſche Hausfrau, von jeher an die höchſte Ordnung und Beſtimmtheit des äußerlichen Lebens gewöhnt, ſelbſt im Augenblick des größten Seelenſchmerzes noch getroffen und beleidigt werden kann durch den Anblick der Unordnung.

§. 161.

Die Beſchränkung des Raumes nöthigt mich hier abzubrechen, und in Beziehung auf die übrigen Charaktere des Stückes, auf die „freundlichen Schriften" zu verweiſen, (Th. II. S. 306. ff.) aber auch in gegenwärtigem Buch darf wenigſtens angedeutet werden, welch' eine rein idylliſche Poeſie hier waltet, von der, als ſolcher, auch das tief Rührende nicht ausgeſchloſſen bleibt. Iſt es nicht dichteriſches Talent, welchen vermochte, uns durch eine einzige herzliche Unterredung zwiſchen Anton und Frideriken, dieſes dauernde Intereſſe für die Neigung beider einzuflößen? Iſt es nicht rein tragiſch gedacht, daß gerade beim fröhlichen Becher, den das herrliche Rheinweinlied würzen ſoll, und zwar bei den Worten:

Und wüßten wir wo jemand traurig läge,
Wir gäben ihm den Wein —

das Unglück herein bricht, das die Familie zu Grunde zu richten drohe. U. ſ. w.

Auf dieſem Wege blieb aber Iffland nicht lange, und da ihm einmal gelungen war, das Herz zu ergreifen, ſo nahm er es leider nicht ſelten auch durch den trocknen Ernſt des gemeinen Lebens, das ſich dann in widerwärtiger Schroffheit hinſtellt, auf eine harte Weiſe in Anſpruch (z. B. in den „Mündeln“). Gehaltvoller iſt „Verbrechen aus Ehrſucht,“ da hier dem Verfaſſer gelungen iſt, die an ſich gemeinſte und widerlichſte Sünde, den Diebſtahl, zu einem leidlich tragiſchen Hebel zu machen. Aber das Unmögliche: hier Poeſie hinein zu zaubern, konnte er freilich nicht möglich machen. Dieſe finden wir jedoch in den „Hageſtolzen;“ aber freilich nur eine ſeltſam gedrückte, ſorgſam zugemauerte Poeſie, — ähnlich etwa einem Genius, der, wie arabiſche Märchen erzählen, in eine Flaſche gekerkert und verſiegelt worden, und nun nicht recht Athem ſchöpfen kann. — Wir finden im „Frauenſtand“ ein verblühtes Mädchen, das ehedem einen Jüngling liebte, der jetzt als der Gatte einer Fremden neben ihr ſtehe, und dürfen es für eine Annäherung an das Tragiſche halten, daß dieſes Mädchen jetzt ihre ganze Kraft an den einzigen Moment ſetzt, in welchem ihr jener Mann das Geſtändniß thun ſoll, er ſei — unglücklich verheirathet. — Auch in der „Selbſtbeherrſchung,“ der „Ausſteuer,“ beſonders aber in der „Reiſe nach der Stadt,“ u. ſ. w. finden wir manche wohlgelungene Situationen, und es giebt vielleicht kein Ifflandiſches Stück, in dem nicht wenigſtens Ein Charakter von der Menſchenkenntniß des Verfaſſers Zeugniß giebt. — Es ſcheint mir beſonders wichtig, gerade jetzt auf das mannigfaltige Gute in Ifflands Schauſpielen aufmerkſam zu machen, da die meiſten neueren deutſchen Schau- und Luſtſpiele ſehr ſeicht und frivol ſind, weshalb ſie ihren Platz tief unter den Ifflandiſchen nehmen müſſen.

Ueber das Verfehlte der meiſten Ifflandiſchen Stücke noch ausführlich zu reden, halte ich für ſehr überflüſſig, indem daſſelbe faſt jedermann in die Augen leuchtet. Es beruht, um es mit ſehr wenigen Worten zu ſagen, auf der meiſt ängſtlich engen Anſicht vom Leben überhaupt, von dem Staat, von den Bürgerpflichten, vom Geld und von — der Liebe. Die letztere tritt beſonders arm auf, und wird noch obenein ſtets gewarnt, ſich ja vor aller Ueberſchwenglichkeit, an die hier gar nicht zu denken iſt, zu hüten. Zum Glücke ſteht wenigſtens dafür in den Ifflandiſchen Stücken Freundſchaft und Ehe zwar noch lange nicht in genügenden, doch in beſſern Ehren.

§. 162.

August Friedrich Ferdinand von Kotzebue, geb. zu Weimar 1761, ermordet zu Mannheim 1819. Ehe wir zu einer nähern Charakteriſirung übergehen, möge abermals an das alte Wort erinnert werden, daß ächtes Genie den Menſchen veredle und das Urtheil ſtärke, während ein leichtes Talent nur das Gemüth ſchmückt und ſchwächt. Es giebt keinen Schriftſteller aus dem ſich der faſt endloſe Unterſchied zwiſchen Genialität und Talent ſo deutlich zeigen ließe als Kotzebue. Indem wir nun das, was in der Kunſt und

Genialität ewig als unbegreiflich und geheimnißvoll anerkannt werden ſoll, völlig auf ſich beruhen laſſen und vollkommen anerkennen, iſt es für die gegenwärtige Beziehung genug, wenn wir hier die Genialität als die gleichmäßige Ausbildung aller edlen geiſtigen Kräfte im Menſchen, hingerichtet zum ſteten Produciren und Reproduciren, bezeichnen. Was aber aus dem Mittelpunkt oder der Harmonie des geiſtigen Menſchen hervorgeht, wird auch ſtets auf die reine Geſammtheit im Menſchen einzuwirken im Stande ſein, und zwar mit jener Sicherheit, die ein abgeſchloſſenes Kunſtwerk in ſich trägt und aus ſich verbreitet.

Die Mehrheit der Menſchen aber beſitzt nicht nur nicht jene Harmonie der Kräfte und innerlich feſten Zuſammenhang, ſondern iſt geiſtig zerſtreut und geſteht in offenherzigen Stunden ſelbſt, daß ſie — unſre ehrliche Sprache ſagt es metaphyſiſch rein heraus — daß ſie ſich nur zerſtreuen will und in dieſer Zerſtreuung allein den höchſten Genuß findet; woraus hervorgeht, daß das „Sich ſammeln“ für ſie eine peinliche Arbeit iſt. — Aber dieſe Mehrheit kann ihre eignen Zerſtreuungen ſelbſt nicht leiten, und ſieht es gern, wenn ein wohlbegabter und angenehmer Mann ins Mittel tritt. Ein guter Vortänzer oder — Vorſchneider iſt überall willkommen, ein ſolcher iſt Kotzebue, ja es hat nie einen behaglichern bequemern talentvollern Freudenmeiſter für die Menge gegeben als ihn. Das Talent als ſolches iſt nämlich faſt immer auf das Einzelne gerichtet, es hat ſich mit den höhern Forderungen längſt abgefunden, und iſt nicht ſelten faſt witzig um dieſelben abzulehnen. Es liebt nicht die Philiſterei, denn dieſe iſt ihrer ganzen Natur nach trocken und langweilig; das Talent aber will ſich ergötzen, und verdient für die Gutmüthigkeit Lob, daß es auch andern zur Ergötzung verhelfen möchte. Aber mit tiefſinniger

Religion und Poeſie will es auch nichts zu thun haben, denn es ſcheut jede höhere Anſtrengung, und da es aus Eitelkeit die Scheu und Furchtſamkeit nicht eingeſtehen will, erklärt es lieber leichtſinnigerweiſe jenen Tiefſinn für gefährlich, warnt vor Schwärmerei und Myſtik, welche nahe liegend drohen ſollen u. ſ. w. — Haben wir nun bei K. das ausgezeichnetſte Vermögen gefunden, ſich und die Mehrheit zu ergötzen, die Zerſtreuungen zu leiten, den äſthetiſchen Küchenzettel des Volks zu beſorgen, den angenehmſten Maitre de Plaiſir zu machen, ſo möge dieſes Talent als ſolches gelten, was es gelten kann, denn es hat allerdings einen beſtimmten Preis. Er hat es wahrhaft in's Große getrieben und zwar mit einer Gewandtheit und Raſchheit, die in Deutſchland beſonders zu den Seltenheiten gehört. Bedurfte er nicht auch der dialogiſchen Kunſt? und war es nicht gerade dieſe, die ihm ſeine verwundrungswürdigen Erfolge bereitete? Auch als Roman- und Novellendichter würde Kotzebue ein Liebling der Abonnenten in den meiſten Leihbibliotheken geworden ſein, oder vielmehr er ward es wirklich; aber wie wenig konnte ihm jener nur halblaute Beifall genügen, ihm, dem das dialogiſche Talent ein weinendes und lachendes, jauchzendes und klatſchendes Parterre zu verſchaffen vermochte.

Da er faſt immer dachte und empfand wie die Menge im leidlichen und unleidlichen Sinne; dagegen aber wieder höher ſtand als dieſe, weil er in leichten Formen ernſt und ſcherzhaft auszuſprechen und darzuſtellen vermochte was jene wollte, wie hätte er nicht der Liebling des größern Publikums werden ſollen? Es war als hätte man ſeine Arbeiten beſtellt, und fielen ſie nicht oft noch weit beſſer aus als die Beſteller ſelbſt zu hoffen gewagt hatten? Wirklich gelangte er auch nach und nach zu einer ſolchen Kenntniß jener Mehrheit, daß er vielleicht mit mathematiſcher Gewißheit vorausſagen konnte was ihr zuſagen werde und was nicht. Welch ein intereſſantes Verhältniß zwiſchen ihm und dem Publikum! von beiden Seiten reſpectabel und doch vertraulich, ſich wechſelſeitig zuflüſternd, lächelnd und gerührt, bittend und warnend. Wie war er doch ſo ganz frei von Eigenſinn! und wenn ihn ja einmal ſeine Luſt am Tragiſchen zu weit geführt hatte, (z. B. in der Zeit als er Schillern nachahmte) und nunmehr ſeine Lieblinge voll getäuſchter Erwartung ein wenig verdrießlich mit dem Klatſchen inne hielten, wie bald machte er es wieder gut durch angenehme Kleinigkeiten, die an Leichtigkeit ſelbſt die dünneſte Luft übertrafen, oder durch rührende Häuslichkeit, die ſich auch der etwanige Unhäusliche im Parterr gern gefallen ließ. — Dabei war es jedoch ſehr ſeltſam, daß er ſich durch dieſen Beifall nicht ganz befriedigt fühlte, ſondern auch ſo nebenbei den Vortrefflichſten, z. B. Goethen und Schillern zu gefallen ſtrebte, was freilich unmöglich gelingen konnte. Dann rächte er ſich wohl in unmuthigen Stunden durch witzlos bittere Kritiken, durch die man nichts erfuhr als daß er einigermaßen übler Laune ſei, ein Gefühl welches mit den Jahren wuchs, da niemals eine Antwort von jener hohen Seite her erfolgte. — Ueber ſein Verhältniß zur ſogenannten neuen äſthetiſchen Schule iſt wenig tröſtliches zu ſagen, ſeine Polemik geht faſt immer ins Leere, und eine gewiſſe Unruhe, die er um ſo mehr fühlte, je weniger er ſie zu erkennen geben wollte, raubte ihm, ſobald er gegen jene Schule ankämpfte, leider auch faſt allen Witz. Was er vollends in den letzten Lebensjahren von 1814 bis 19 geſchrieben, wollen wir lieber ganz ignoriren, da wir ihn hier in einem Gebiete finden, von dem er nichts verſtand, weshalb er auch, um dieſe Unkenntniß zu verhüllen, ſeine Zuflucht zu Mitteln nahm, von denen wir uns ſchnell wegwenden.

§. 163.

Indem wir uns nun auf das beziehen, was die „Umriſſe“ über ihn enthalten, bemerken wir hier nur Folgendes: Ihm fehlt ein Mittelpunkt, und eben deshalb auch der reine Kreis der Bildung. Er wandelt auf einer Linie hin und her und kommt nicht eigentlich weiter. Vergleichen wir eines ſeiner erſten Stücke „der Eremit von Formentera“ mit einem ſeiner letzten „Herrmann und Thusnelde,“ ſo finden wir, daß ſie beide ſo ziemlich auf Einer Stuffe der Halbbildung ſtehen; nur daß das erſte Stück diesmal mehr Freches enthält, wogegen ein andermal das umgekehrte Verhältniß ſtatt finden dürfte. — Ueber die Philoſophie iſt K. ſtets im Dunkeln geweſen, da er vielleicht nicht einmal Beſſeres wollte, als die untröſtlichen Franzöſiſchen Encyclopädiſten gegeben haben. Von Kant und Fichte hat er nie eine klare Anſicht gehabt, obwohl häufig genug über ſie zu ſcherzen verſucht. Wie er über Religion dachte, hat er beſonders in ſeiner Reiſe nach Italien auf eine Weiſe ausgeſprochen, die ſelbſt bei ihm noch befremden konnte, da ſie kaum Mitleid, ſondern nur Widerwillen und Ekel erregen muß. Wie ihm die Kunſt überhaupt erſchien, zeigt daſſelbe Buch durch die Urtheile, welche er über Laocoon, den ſterbenden Fechter, ſo wie über einige der herrlichſten Gemälde fällt. Auch von der Muſik hatte er höchſt ſeltſame Anſichten, wie wir ſie noch nie vernommen. So erklärt er z. B. in dem Vorwort zu einem unbedeutenden Singſpiele „die blühende Aloe“ es ſei ihm gar ſehr zuwider, daß die Muſiker manche Zeile oder gar ganze Verſe wiederholen ließen, was eben ſo ſeltſam herauskomme, als wenn ein Dichter die Stellen in ſeinem Werke, die er für beſonders gut halte, drei oder viermal dicht hintereinander abdrucken laſſen wolle. Er geht in der Liebe für eine gewiſſe flache Begreiflichkeit in der Muſik ſo weit, daß ihm ſelbſt Himmels Compoſition der Fanchon noch lange nicht leicht und verſtändlich genug iſt. Nur die Compoſition in dieſer blühenden Aloe von einem jungen noch unbekannten Muſiker, empfiehlt und lobt er eindringlich, doch theilt er ſie leider nicht mit. Wir geſtehen unſre eifrige Begierde nach dieſer Muſik, um zu erfahren, wie ſich wohl die zarteſte aller Künſte auf dieſe Weiſe gebehrden möge.

Unter den Wiſſenſchaften liebte er die Geſchichte, und wandte ſogar einen ausgezeichneten Fleiß für dieſelbe auf, aber ſeine Anſichten waren faſt beiſpiellos beſchränkt und ſeine Urtheile oft vorlaut und übermüthig. Das ſogenannte gute Herz, beſonders wenn es Armen- und Krankenhäuſer bauete und reiche Almoſen gab, galt ihm über alles; was aber ſonſt Großes und Schönes war — in den Ottonen und Hohenſtaufen u. ſ. w. davon wollte er nicht nur nichts wiſſen, ſondern ſchalt nicht wenig wenn man es ihm vorhielt.

Jede durchgreifende Kritik war ihm läſtig, er übte ſie ſelbſt auf ſeine bequeme Weiſe und begnügte ſich ſtets, über Einzelnheiten lobend oder ſchmähend hinüber und herüber zu reden.

Was alſo bleibt? Die Dichtkunſt. In wie weit er aber ſie üben konnte, wird ſchon durch das früher erwähnte geahndet werden können. Er hat ſich verſucht im Lied, im Roman, und im Drama. Seine Lieder ſind leer und deshalb vergeſſen; Eins ausgenommen, das eine gute Stunde eingegeben hat, das wohl bekannte:

„Es kann ja nicht immer ſo bleiben“

Hätte K., der in ſolchen guten Stunden vielleicht ſogar ſich ſelbſt überraſchte, häufig den momentanen Aufſchwung (Diminutiv-Begeiſterung) für das kleinere Lied angewandt, ſo würde eine gewiſſe halbwitzige Nüchternheit, die ihn häufig ſtört, weniger geſchadet haben, da, wenn ſie gekommen, das Lied ſchon — zu Ende geweſen wäre.

§. 164.

Im Roman mislingt ihm faſt alles. Seine „Ildegerte von Norwegen“ iſt nicht erhaben, ſondern widrig ſtarr, ſeine „Ortenbergiſche Familie“ bietet gleichſam faſt nur wurmſtichige Aepfel und Thränenkrüge; die viel ſpätere Leontine“ und „Philibert,“ ſind nur im Styl leichter, aber in der Anlage nicht minder verfehlt; ganz beſonders widrig ſind in der Leontine einzelne Kapitel, die wir nur im Allgemeinen als widrig-krank bezeichnen wollen.

Dagegen ſteht er, wie bekannt, ſehr glänzend oder doch wenigſtens ſehr ſchimmerreich als dramatiſcher Dichter, und wir dürfen ſelbſt ſeine ungeheure Fruchtbarkeit, als ſolcher, in der ihm kein deutſcher Dramatiker gleich kommt, für ein Zeugniß ſeines ſeltnen Talents halten. Erwägen wir ferner, daß vielleicht kein Deutſcher Dichter eine ſo ausgebreitete Celebrität gewann, als er, indem man ſein Schauſpiel in Liſſabon und Archangel, in Island und Sicilien u. ſ. w. gern aufführen ſieht, ſo müſſen wir doch geſtehen, daß irgend ein guter Grund für dieſes halbe Wunder vorhanden ſein müſſe, wenn wir nicht etwa durch einen ungeheuern Machtſpruch faſt alle Europäiſchen Parterrs äſthetiſch zu annihiliren geſonnen ſind, welches denn doch ein gefährliches Unternehmen ſein möchte. Dieſer Grund iſt klar genug, es iſt das oben beſchriebene, ſich überall an die Anſichten und Launen der Mehrheit anſchmiegende Talent, eine leichte Erfindungsgabe, die, obwohl häufig das ſchon dageweſene wiederbringend, dennoch immer den Schein der Neuheit zu bewahren weiß, eine große Kenntniß von allem was auf der Bühne Effect macht, eine allgemein verſtändliche Sprache, ein wenngleich oft ſehr ſeichter und verfehlter, doch mitunter auch pikanter und in ſeiner Art unerſchöpflicher Witz; oder, wenn man lieber will, Halbwitz, (Humor nie) ein faſt immer ſiegreiches Vermögen, die Mehrheit der Zuſchauer in Athem zu erhalten durch den Wechſel von oberflächlicher Rührung und bequemer Scherzhaftigkeit, endlich ein leichter, und, trotz einzelner Verkünſtelung, faſt immer ſehr raſcher Dialog. In dieſer letztern Hinſicht iſt K. höchſt ausgezeichnet, nur daß wir freilich ſtets bedauern müſſen, daß der pfeilartige Schnellſegler ſo arm befrachtet iſt. — K's Trauerſpiele und rührende Schauſpiele bieten faſt gar keinen Genuß, und ſchrecken oft durch Grund- und Bodenloſe Irrthümer, auf denen ſie ruhen, jede Theilnahme zurück. Auch iſt, wie es ſcheint, faſt jedes deutſche Parterre ihnen über den Kopf gewachſen, und ſelbſt die ehedem ſo beliebte wohlmeinend weinende, moraliſch äſthetiſche Amme, die ſich vornehmerweiſe „Octavia“ nennt, findet ſich faſt auf keinem deutſchen Theater mehr ein. Beſſer ſteht es mit dem Luſtſpiel, obwohl auch hier der Genuß häufig verkümmert wird. Genau genommen kann überhaupt nur der tiefe Geiſt ein Luſtſpiel erſchaffen. Dieſes kann entweder als Parodie des Tragiſchen erſcheinen, gleichſam enthüllend den dem ächten Ernſte inne wohnenden Scherz, oder als reine Weltironie (alles dies findet ſich bei Ariſtophanes) oder es tritt auf als eine in ſich ſelbſt befriedigte, rein romantiſche Welt, als Spiegel des Lebens das ſich nur in der Freiheit gefällt, und von der Idee des Schickſals und des Todes nur ſcherzende Notiz nimmt. Was man aber bei dem oben geſchilderten Talent ohne höhere Anſicht leiſten kann, hat K. wirklich oft ergötzlich genug geleiſtet, beſonders da wo ſich das Luſtſpiel der Poſſe nähert. Wir führen hier zum Belege unſers Urtheils die Luſtſpiele und Poſſen: „die

Verwandtſchaften," der Wildfang," „die deutſchen Kleinſtädter," „der Wirrwarr," „Carolus Magnus," u. ſ. w. an, die — bei manchen Ungehörigkeiten und Plattheiten — dennoch einen nicht geringen Reichthum an ergötzlichen Scenen und leichten Scherzen in ſich tragen.

Es iſt mir nicht unbekannt, daß auch über die genannten Luſtſpiele einige bitterlich ernſthafte Kritiker als über ganz verfehlte und grell übertriebene Späße die Achſeln gezuckt haben; doch dünkt uns, ſie ſeien um dieſes gar zu ſpröden Vornehmthuns willen nicht ſonderlich zu beneiden. Auch ließe ſich fragen, ob nicht in jenem Achſelzucken einige Ironie gegen die Zuckenden ſelbſt mit obwalte. — Auch ein kleines Talent anzuerkennen hat ja etwas Erfreuliches, und hier findet ſich in der That kein ganz geringes. Den Forderungen der Kunſt ſollen wir auch nicht das Mindeſte abdingen laſſen; aber auch in der Berechnung, wie nah oder wie fern irgend eine Anlage der Kunſt ſtehe, liegt ein Genuß, den man ſich nicht möge verkümmern wollen.

§. 165.

Hier endet in gewiſſer Hinſicht dieſes Buch, und nur noch wenige kurze Bemerkungen mögen zur Vervollſtändigung des Ganzen dienen. Wie manches Einzelne in den poetiſchen Beſtrebungen des letzten Jahrzehnts des achtzehnten Jahrhunderts uns auch anziehen oder ſelbſt unſere Bewunderung erregen möge; im Ganzen iſt offenbar einige Lähmung und unerſprießliches Ruhen auf alten Lorbeern wahrzunehmen. Schon um deswillen iſt die Erſcheinung Fichte's — die Wirkſamkeit dieſes ſtets mit kraftreichem Gemüth das Beſte wollenden und nicht ſelten erſtrebenden Mannes in Beziehung auf die höhere Geſammt-Bildung der Nation iſt bei weitem noch nicht genugſam anerkannt —

Schleiermachers — höchſt ausgezeichnet als Ueberſetzer des Platon und als Kanzelredner — der Brüder Schlegel, Hardenberg's (Novalis), Tieck's und andrer wohlbegabter und muthiger Philoſophen, Dichter, Redner und Kritiker, als eine wahre Wohlthat für Deutſchland zu betrachten. Selbſt die Irrthümer, welche einige derſelben mitbrachten, waren nur für den Moment gefährlich, und ſind jetzt größtentheils abgeſtreift worden; im Ganzen war was ſie ſchafften und bildeten, urtheilten und zweifelten, wenigſtens bedeutſam und regte an zum Selbſtdenken und Selbſtſchaffen; ja wenn einige auch mitunter im Zerſtörungstrieb zu weit gingen, ſo war doch auch manches was ſie aus früher oft misverſtandener Fremde rein zurückbrachten oder ſelbſt baueten: mehr als Erſatz. Ich habe vor einigen Jahren in dem Werk „Umriſſe zur Geſchichte und Kritik der ſchönen Literatur Deutſchlands während der Jahre 1790 bis 1818“ (Berlin 1819, 2te Aufl. 1821.), den Werth und die Wirkſamkeit dieſer Männer anzudeuten verſucht; weshalb hier eine neue Ausführung oder gar Wiederholung nicht zweckmäßig ſein würde, und ich darf deshalb den Wunſch ausſprechen, daß man die genannte Schrift als den vierten Band des gegenwärtigen Werks betrachten und benennen wolle.

Sollte jedoch nun noch jemand nach der allerneuſten Zeit und der gegenwärtigſten Gegenwart fragen, ſo ſei mir verſtattet, zuvörderſt bloß zu bemerken, daß die häufig vorkommenden äſthetiſchen Sünden und Mängel derſelben — ſo wie die ſeltnen und ſelteneren *) — jedem eindringlichen

---

*) Finden ſich doch ſogar einige — wenn auch zum Glück nur ſehr ſeltene — Beiſpiele, daß einem Schriftſteller Anſichten angedichtet und faſt wörtlich ausgezogen werden, von denen ſich, wenn man in ſeinem Buche ſelbſt nachſchlägt, auch nicht eine

Blick ſo offen daliegen, daß eine ausführliche Erörterung unnöthig ſein möchte, beſonders da auch in gegenwärtiger Schrift hie und da darauf hingedeutet worden iſt. Betrachten wir das Verhältniß der heut zu Tage *unwürdig* redenden und dichtenden Schriftſteller zu denen welche jetzt, wie ſonſt, wahrhaft *würdig* reden und dichten, ſo möchte es wohl (ſo ſeltſam fantaſtiſch und hyperpathetiſch es auch klingen mag) in mancher Hinſicht ſich vergleichen laſſen mit dem .... Verhältniß eines Theils des franzöſiſchen Heers zu dem engliſchen, am Vorabend der Schlacht bei Agincourt, wobei ich mich lediglich auf die großartig rührende und geiſtreich ſatiriſche Schilderung Shakſpears zu beziehen brauche. Fünf übermüthige Franzoſen gegen Einen Engländer: *der* Gedanke könnte freilich Beſorgniß erregen; aber man erinnere ſich des Ausgangs dieſer Schlacht, ſo wird in jenem Vergleich der ſchönſte Troſt liegen. — Und wahrlich auch heute noch blühe unſer liebes Deutſchland in friſchen Kräften; und nie kann das Würdige, Tiefe, Aechte, Heitere, möge es auch noch ſo oft angeſchrien oder gar frech geſchmäht werden, aufhören unter uns heimiſch zu ſein. Auch wir haben, dem Himmel ſei Dank, auch in der poetiſchen Welt noch einen genialen Heinrich, und *mehr als einen*, auch bei uns waltet ein alter theurer Erpingham, ein gewaltiger Salisbury, und in einiger Ferne von dem Kreiſe der andern feierlich ernſten und tapfern *Führer*, nimmt ſich auch der ehrliche drollige Fluellen, der mäßig geſinnte Gower, und der kecke Williams ganz wohl aus. Wie ſollte ich mir deshalb

---

Spur findet! — Da mir dieſe immenſe Ungebührlichkeit — deren hier mit einem Federzuge zu erwähnen als *Pflicht* erſcheint — wirklich begegnet iſt, ſo darf ich billigen Leſern wohl zuweilen das Nachſchlagen zumuthen. (Vergl. den Schluß der „Nachträge“ zu den „Umriſſen.“)

die Freude — die man ja wohl genießen darf beim Schluſſe eines Werkes, das Jahre lang die Kraft in Anſpruch nahm — durch Klagen, möchten ſie auch gerecht ſein, verbittern? Beſſer iſt es, hier noch auf das verdienſtliche Streben und die mehr oder minder bedeutenden Anlagen hinzudeuten, die uns in einigen neueren Schriftſtellern und Schriftſtellerinnen begegnen.

Ich nenne unter den Frauen nur Johanne Schopenhauer, deren Schrift über die altdeutſchen Maler mir eine ganz beſondere Freude bereitet hat, da ſie größtentheils das leiſtet, was mir einſt (vergl. den Schluß des erſten Buchs dieſes Werks) vorſchwebte, ohne daß ich hoffen durfte mir ſelbſt bei der Ausführung zu genügen, die Verfaſſerin von Juliens Briefen, Lina Reinhardt u. ſ. w.; unter den Männern: von Auffenberg, Willibald Alexis, Caſtelli, von Eichendorff, Friedrich Jacobs, Ulrich Hegner, Heine, Hitzig (in ſeinem Lebensabriſſe Werners ſtrömt beſonders am Schluß eine rein flammende Beredſamkeit), Immermann, Juſtinus Kerner, Wilhelm Müller (möge ſeine mit Geiſt und Fleiß beſorgte Bibliothek des 17ten Jahrhunderts ſtets die ihr gebührende liebevolle Aufnahme finden), Raupach (möge er ſein treffliches Talent nie mehr an die Schilderung ſolcher ſternenloſen Nächte, denen auch der Stern der Sterne zu fehlen ſcheint, und die es deshalb nicht geben darf, verwenden. Es giebt eine Novelle von ihm, die ſich wohl einer ſolchen Nacht vergleichen ließe), Trinius, Roos, van der Velde u. a. Gedenken wir dabei ferner ſo mancher werther Männer und Frauen (die auch in den Umriſſen geſchildert worden ſind), ſo wie nicht minder einiger andern, die ich jetzt vielleicht nur um deswillen nicht nenne, weil ich ſie noch nicht genugſam geleſen, — ſo wird auch für unſere Zeit der Troſt ſiegreich erſcheinen.

Wie aber könnte ich wohl dieſes Buch am lehrreichſten und fröhlichſten ſchließen? ich glaube, indem ich abermals an Luther und Goethe erinnere. Möge denn hier des herrlichen Gottesmannes und hohen Helden kindlich einfachſter Mahnung „an alle Menſchen“ gedacht werden, daß wer nicht liebe Wein, Weib, Geſang (woraus natürlich folgt, daß ein ſolcher — auch nicht liebe: Gott, die Menſchen überhaupt und die Natur), ein Narr bleibe ſein Lebelang. Das iſt in der That ein treffliches Motto für jede reine Aeſthetik und Literargeſchichte, in welcher die Poeſie als Kern des Lebens betrachtet wird. Es giebt hoffentlich recht Viele, die das ehrliche Lutherwort mit gutem Gewiſſen und wahrem Behagen ausſprechen dürfen. — Endlich rufe unſer theurer, wahrer und klarer Göthe uns noch einmal väterlich zu: „Uns vom Halben zu entwöhnen, und im Ganzen, Guten, Schönen, reſolut zu leben.“ Auch dieſes Wort wird gewiß auf gar manches reine Gewiſſen treffen, das ſich ſagen darf, dahin ſtets geſtrebt zu haben. — Iſt aber unſer Leben erſt alſo beſchaffen, wie ſollte dann jemals unſrer Literatur das Gute und Schöne fehlen können?

Gedruckt bei A. W. Schade, Alte Grünſtraße Nr. 18.

Von dieſem Werke koſtet:

der erſte Theil, 1822. . . . 1 Rthlr. 16 Gr.
— zweite Theil, 1823. . . 1 — 20 —
dieſer dritte Theil . . . . . 2 — 8 —
complet 5 Rthlr. 20 Gr.

als ein vierter Theil deſſelben iſt zu betrachten (m. ſ. d. Vorrede zum dritten Theil):

„Umriſſe zur Geſchichte und Kritik der ſchönen Literatur Deutſchlands, während der Jahre 1790 bis 1818. 2te, verm. Aufl. gr. 8. 1821. 1 Rthlr. 20 Gr." (Für die Beſitzer der erſten Auflage ſind die Zuſätze zur zweiten beſonders abgedruckt, und für 8 Gr. einzeln zu haben.)

Bei dem Verleger dieſes Werkes ſind neuerlich auch folgende Werke erſchienen, und durch alle Buchhandlungen um die beigeſetzten Preiſe zu haben:

Blumenſprache, die, oder Bedeutung der Blumen nach orientaliſcher Art; ein Toilettengeſchenk. 8te, verm. Aufl. mit 1 illumin. Kupf. 12. 1823. br. 10 Sgr.

Buchholz, Fr., philoſophiſche Unterſuchungen über die Römer. 3 Bde. gr. 8. 1819. 4 Rthlr. 15 Sgr.

Butte, Wilh., die Kunſt des Staats-Organismus, nach ihrem Weſen und in ihren Geſetzen. gr. 8. 1822. 1 Rthlr.

Commersbuch, Berliniſches. 8. 1817. br. 22½ Sgr.

Declamationsübungen, vaterländiſche, für Deutſchlands Jugend, ein Geſchenk an Geburtstags- und andern Feſten. 8. 1820. br. 20 Sgr.

Flaxmann, John, Umriſſe zu Homers Ilias und Odyſſee. 2 Hefte (61 Blätter). Folio. 1817. 6 Rthlr. 20 Sgr.

Hecker, J. F. C., Geſchichte der Heilkunde, nach den Quellen bearbeitet. 1r Band, von den Urzeiten bis Galen. gr. 8. 1822. 2 Rthlr. 10 Sgr.

Hippocratis Aphorismi, ad optimorum librorum fidem accurate editi; cum indice Verhoeldiano locupletissimo. 12. 1822. cartonn. 1 Rthlr.

Horn, Franz, Bertha oder Liebe und Ehe. Neue Aufl. 8. 1821. br. 1 Rthlr. 15 Sgr.

Kränze und Sträuße, ſinnige, gewunden nach der Blumenſprache in orientaliſcher Art; mit 1 ill. Kupf. 12. 1819. br. 10 Sgr.

Küſter, S. C. G., Zweimal zwei und funfzig auserleſene bibliſche Erzählungen aus dem Alten und Neuen Teſtamente, nach Joh. Hübner, mit Fragen zum Nachdenken, nützlichen Lehren, gottſeligen Gedanken und Bibelſprüchen. 3te, durchgeſehene Auflage. 8. 1821. 15 Sgr.

— — daſſelbe mit 50 Bildern und 1 Chärtchen von Paläſtina. 1 Rthlr. 7½ Sgr.

— — Beantwortung der den bibliſchen Erzählungen angehängten Fragen zum Nachdenken, als Hülfsmittel beim Unterricht für Eltern und Lehrer, auch für die ſchon mehr herangewachſene Jugend, welche ſich ſelbſt aus den Erzählungen zu belehren wünſcht. 8. 1820. 12½ Sgr.

— kurzgefaßte Geſchichte der chriſtlichen Kirche, zur Beförderung eines evangeliſchen Sinnes, beſonders für die Jugend. 8. 1821. 12½ Sgr.
(Parthiepreis bei 12 Exempl. 10 Sgr.)

— Jeſus Chriſtus, der Sohn Gottes, in ſeinem Leben auf Erden dargeſtellt; zum Gebrauch für Schulen und zugleich zur häuslichen Erbauung. 2te Ausgabe, mit 2 Kupfern. 8. 1821. 15 Sgr.
(Parthiepreis bei 12 Exempl. 12½ Sgr.)

— daſſelbe ohne Kupfer. 12½ Sgr.
(Parthiepreis bei 12 Exempl. 10 Sgr.)

— der chriſtliche Hausaltar, oder Betrachtungen andächtiger Chriſten in den Morgen- und Abendſtunden auf alle Tage im Jahre, und an den chriſtlichen Feſten ꝛc.; aus den Werken der vorzüglichſten Gottesgelehrten ſorgfältig ausgewählt. 2 Bände. 3te Aufl. mit dem Bildniß des Herausgebers. gr. 8. 1823 3 Rthlr. 20 Sgr.

Preußler, J. P. C., deutliche und ausführliche Auseinanderſetzung der Schachſpielgeheimniſſe des Arabers Philipp Stamma, mit vielen Anmerkungen und Verbeſſerungen mehrerer Spiele für Anfänger; nebſt einem Anhange, in welcher Folge und wie man am nützlichſten die vorhandenen Meiſterſchriften über das Schach ſtudire; mit 1 Kupf. 2te Aufl. 8. 1823. br. 12½ Sgr.

Reiſegeſellſchafter, der, durch Rügen, von K. S—r; mit einer Muſikbeilage. 8. 1823. cartonnirt. 1 Rthlr.

— daſſelbe mit einer ſchönen Karte von Rügen. 8. cartonnirt. 1 Rthlr. 22½ Sgr.

Schink, J. F., Geſänge der Religion. 3te, verbeſſerte Aufl. mit einer Muſikbeilage. 8. 1823. br. 1 Rthlr.

Sinngrün; eine Folge romantiſcher Erzählungen, mit Theilnahme Jean Paul Fr. Richters und einiger deutſcher Frauen Unterſtützung, herausgegeben von J. C. W. Uthe Spazier, geb. Mayer. mit 1 Kpf. 8. 1819. 1 Rthlr. 25 Sgr.

Tarnow, Fanny, Briefe, auf einer Reiſe nach Petersburg an Freunde geſchrieben. 8. 1819. br. 1 Rthlr. 7½ Sgr.

Die

Poeſie und Beredſamkeit

der Deutſchen,

von Luthers Zeit bis zur Gegenwart.

Dargeſtellt

von

Franz Horn.

Vierter Band.

Berlin 1829,
bei Theod. Chriſt. Friedr. Enslin.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Dem Leſer.

Dieſer Band eines Werks, das viele Gunſt und Ungunſt erfahren hat, beſteht größtentheils aus Fragmenten, die in ſehr verſchiedenen Zeiten geſchrieben hier mit Luſt und Liebe zuſammengeſtellt worden ſind. Vielleicht dünkt manchen Leſer bei dem erſten Blicke der Zuſammenhang nur locker und loſe, doch wird hoffentlich bei näherer Betrachtung die Einheit der Geſinnung und des Urtheils das Buch als ein Ganzes oder wenigſtens in ſtetem Streben nach einem Ganzen erſcheinen laſſen. Materielle Vollſtändigkeit iſt nicht zu erreichen und war nie mein Ziel. Ueber Ton und Farbe der Schrift, über den Wechſel des Ernſtes und Scherzes und die Vereinigung derſelben ziemt mir nur die Erinnerung, daß es nun einmal mein Ton und meine Art ſei, die, freilich ſich ſelbſt treu, doch auch jede andere Art und Kunſt gern gelten läßt, ſobald ſie nur eine wahrhaft ächte iſt. Gedenken wir dabei auch des redlichen alten Worts, daß wir „nicht heraus können aus unſerm Leibe,“ und — ſetze ich hinzu — weil wir es nicht können, ſollen wir es auch nicht wollen. Rein aufgefaßt kann dieſer Gedanke nie zur Selbſtgenügſamkeit führen, ſondern wird uns nur immer mehr ermuntern, das, „was nicht herauskann“ in ſich ſelbſt und in ſeiner Eigenthümlichkeit zur immer höhern, heiterern und geſelligern Bildung zu fördern.

Was man ſonſt vielleicht in der Vorrede noch erwarten könnte, iſt im Buche ſelbſt zu finden, und ich habe hier um ſo mehr Wiederholungen zu ſcheuen, da ich ihnen ſonſt vielleicht nicht immer ſorgſam genug aus dem Wege gegangen bin und zwar bei einzelnen Ideen und Bemerkungen, die mir beſonders am Herzen liegen. Ich will das lieber ſelbſt einräumen, um dem Kritiker die Mühe zu erleichtern es zu finden; indeſſen beruhigt mich der Gedanke, es werde eben nicht ſchaden, wenn manches nicht Unwichtige von mir auch zweimal geſagt worden iſt.

Unter dem rauſchenden Flügelſchlage der Zeit kann man wohl manches überhören und verhören. Belehrt mich, ihr beſſeren Leſer, wo mir dies Mißgeſchick ſollte begegnet ſein, ihr werdet ſtets an mir einen Dankbaren finden, der ſich ſelbſt nie verwöhnt.

Berlin, im Mai 1828.

Franz Horn.

Inhalt.

Siebentes Buch.

Einleitendes Wort. §. 1.
Zu Luther. §. 2 bis 12.
Zu Hans Sachs. §. 13 bis 16.
Zu Ulrich von Hutten. §. 17 bis 20.
Zu Martin Opitz. §. 21 bis 25.
Zu Friedrich von Logau. §. 26.
Poetiſche Geſellſchaften. §. 27.
Zu Chriſtian Weiſe. §. 28 bis 30.
Zu Ph. J. Spener. §. 31.
Pietismus. §. 32 bis 34.
Zu Abraham a Sancta Clara. §. 35. 36.
Verhältniß des Theaters zu den Geiſtlichen. §. 37. 38.
Zu von Canitz. §. 39 bis 41.
Zu Günther. §. 42 bis 45.
Zu Klopſtock. §. 46 bis 48.
Zu Gellert. §. 49 bis 52.
Zu Leſſing nebſt ihn betreffenden Sagen. §. 53 bis 62.
Nathans Ring. §. 63.
Etwas, das Leſſing gewünſcht hat. §. 64.
Zu Leſſing und Herder. — Die Vergeßlichen. §. 65.
Zu Adolf Klotz. §. 66. 67.
Zu Martin Müller, nebſt Vorſchlägen zu Gunſten deutſcher Berühmtheit. §. 68.
Zu Chr. Fr. D. Schubart. §. 69.
Zu K. Ph. Moritz. §. 70. 71.
Zu Fr. H. Jacobi und M. Claudius. §. 72.
Zu Jean Paul Fr. Richter. §. 74. Titan. Selbſtbiographie. §. 75 bis 78.
Zu Schiller. §. 79. Geniale Unbeholfenheiten. §. 80. Notizen zur Geſchichte von Schillers Räubern. — Wallenſtein. §. 81.
Reflexion über Reflexionen und Sentenzen. §. 82. 83.
Peſtalozzi's letzte Schrift und Tod. §. 84. Nachſchrift. §. 85.
Hochmuth und Kälte. §. 86.
Zu Goethe. §. 87. 88.
Goethe und Shakſpear. §. 89 bis 95.
Kurze Bemerkungen über einige der bekannteſten deutſchen Shakſpear-Ueberſetzungen und Bearbeitungen. §. 96. 97.
Von einigen Mißverſtändniſſen und retrograden Bewegungen. §. 98.

Achtes Buch.

Wahre Liebe. §. 1.
[illegible] §. 2.
Goethe's Polemik. §. 3. 4.
[illegible] Gedanken über den Teufel, und die Art wie die Dichter ihn behandelt. §. 5 bis 7.
Theater. — Reiz deſſelben. Talent. Ernſtes Drama. Tragödie. Erinnerung an Ariſtophanes. Das Familiengemälde. Das Familienleben, wie es häufig erſcheint. Das Luſtſpiel. Intermezzo: „Wie manche Comödiendichter die verſchiedenen Gattungen der Künſtler zeichnen.“ Melodram. Oper. Zur Geſchichte derſelben. Weſen der Muſik. §. 8 bis 30.
Zeitungen. §. 31 bis 39.
Romane und Novellen. §. 40 bis 44.
Tiecks Novelle: Die Verlobung. §. 45 bis 48.
Deſſen Novelle: Der Gelehrte. §. 49 bis 53.
Walter Scott (in Beziehung auf Deutſchland). §. 54.
Scott, Byron, — Shakſpear. §. 55. 56.
Verhältniß der Deutſchen zu Walter Scott, nebſt anderweitigen Bemerkungen über ihn. §. 57 bis 59.
Waſhington Irving und Cooper. §. 60. Lionel Lincoln. §. 61. 62.
Andeutungen über Lord Byron als Dichter und deſſen Manfred. §. 63 bis 67.
Nach-Bemerkung. §. 68. 69.
Sind die Deutſchen kalt? §. 70.
Vermiſchte Proben von Ausländerei. §. 71 bis 75.
[illegible] Anſichten der Fremden von unſerer Literatur. §. 76 bis 78.
Zwei neuere Novellendichter. §. 79.
Literariſche Moden. §. 82. 83.
Lebensbeſchreibungen. §. 84 bis 87.
Geſammelte Schriften. §. 88 bis 92.
Styl. §. 93 bis 96.
Schrift und That. §. 97. 98.
Schwere Anklage für Viele, und guter Troſt durch Einige. Kurze [illegible]. §. 99.
Talentvolle Knaben. §. 100. 101.
Die [illegible]. §. 102 bis 104.
[illegible]. §. 105. 106.
Reichthum im Leben und Armuth in Schriften.
Bemerkung über weibliche Schriftſtellerei. §. 107. 108.
Schöne Wahl. [illegible]. Begränzung. §. 109.
Ironie. §. 110 bis 113.
Schlußbemerkungen. §. 114 bis 117.

Schreib- und Druckfehler.

S. 51. Z. 14. von oben ſetze nach angeführten hinzu: Schrift
S. 90. Z. 9. — ſtatt So lies Treffend.
S. 186. Z. 11. von unten ſetze nach Trinker hinzu: hungernd.
S. 212. Z. 14. von oben ſtatt Welchen lies Welcher.
S. 256. Z. 10. — ſtatt innere lies irre.
S. 257. Z. 9. von unten ſtatt der Natur lies Dir, Natur.
S. 261. Z. 15. von oben nach größten ſetze hinzu: aber nun tief gefallenen.
S. 282. Z. 5. von oben ſtatt zeigt lies offenbart.
S. 295. Z. 5. von unten tilge die Worte: Lebensbeſchreibungen und inſonderheit.
S. 303. Z. 12. von oben ſtatt ſchreibt lies ſchriebe.

Einige andere minder bedeutende, den Sinn nicht ſtörende Druckfehler wird der günſtige Leſer leicht entſchuldigen.

Bei dem Verleger dieſes Werkes ſind auch folgende Bücher erſchienen:

Alfonsi, Petri, Disciplina clericalis; zum erstenmal herausgeg. m. Einl. und Anmerk. von F. W. V. Schmidt; ein Beitrag zur Geschichte der romant. Litteratur. 4. 827. 1 rtl. 20 sgr.

Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften, oder Verzeichniß der vorzüglichſten in älterer und neuerer Zeit, bis zur Mitte des Jahres 1823 in Deutſchland erſchienenen Romane, Gedichte, Schauſpiele und einleitenden theoretiſchen Werke, ſo wie der beſten deutſchen Ueberſetzungen der, in dieſes Fach gehörigen, Werke, aus alten und neuen fremden Sprachen; herausgegeben von Enslin. gr. 8. 823. br. 12½ ſgr.

Blum, C. Luſtſpiele für deutſche Bühnen, zunächſt für das Königl. Theater zu Berlin; nach dem Franz. bearb. (Die beiden Britten. — Die Brüder Philibert. — Die Reiſe nach Dieppe.) 8. 827. br. 1 rtl. 10 ſgr.

— neue Bühnenſpiele. gr. 8. 828. br. 1 rtl. 15 ſgr.

Die Drillinge, Luſtſpiel. 8. 828. 15 ſgr.

Emils dramatiſche Verſuche. (Der Marodeur und Treue ohne Liebe. — Die Mißverſtändniſſe. — Die Geſchwiſter.) 8. 827. 20 ſgr.

Flaxmann, John, Umriſſe zu Homers Ilias und Odyſſee. 2 Hefte (61 Blätter). Folio. 817. 6 rtl. 20 ſgr.

v. Herder's, J. G. Geiſt aus ſeinen Werken; in einer Auswahl des Schönſten und Gelungenſten aus deſſen ſämmtlichen Schriften; nebſt ſeinem Leben. 6 Thle. 2e Aufl. 12. 826. 3 rtl.

Horn, Franz, Bertha, oder Liebe und Ehe. Neue Aufl. 8. 821. br. 1 rtl. 15 ſgr.

— Umriſſe zur Geſchichte und Kritik der ſchönen Literatur Deutſchlands, während der Jahre 1790 bis 1818. 2te vermehrte Aufl. gr. 8. 821. 1 rtl. 25 ſgr.

— Zuſätze zur 2n Auflage dieſes Buches; für die Beſitzer der 1n Aufl. beſonders abgedruckt. gr. 8. 821. 10 ſgr.

— die Poeſie und Beredſamkeit der Deutſchen von Luthers Zeit bis zur Gegenwart. 1r — 3r Bd. gr. 8. 822 — 24. 5 rtl. 25 ſgr.

v. Maltitz, Hans Kohlhas; Trauerſpiel, mit 1 Kupf. 8. 828. geh. 1 rtl. 10 ſgr.

Paul, Jean, über das Immergrün unſerer Gefühle. 3te Aufl. 12. 826. br. 10 ſgr.

Rheſa, L. J. Dainos, oder litthauiſche Volkslieder, geſammelt, überſetzt und mit gegenüberſtehendem Urtext herausgegeben. 8. 825. 1 rtl. 15 ſgr.

Sinngrün; eine Folge romantiſcher Erzählungen, mit Theilnahme Jean Paul Fr. Richters und einiger deutſcher Frauen Unterſtützung, herausgegeben von J. C. W. Uhde Spazier geb. Mayer. Mit 1 Kupf. 8. 819. 1 rtl. 25 ſgr.

Tarnow, Fanny, Briefe, auf einer Reiſe nach Petersburg an Freunde geſchrieben. 8. 819. br. 1 rtl. 7½ ſgr.

Siebentes Buch.

§. 1.

Ein Werk das den Titel führt: „Die Poeſie und Beredſamkeit der Deutſchen von Luthers Zeit an" u. ſ. w., hat ſich zwar möglichſt beſchränkt in Beziehung auf ſeinen Anfang: dennoch kann es ſeinem Inhalt nach immer nur eine relative Vollſtändigkeit empfangen, und das bloße Wort „Gegenwart" deſſen Bedeutung es verfolgen ſoll, macht es dem Verfaſſer unmöglich, von einem „letzten" Theile zu reden, wenn er ſich nicht eine beſtimmte, durch die Jahrszahl beſchränkte Gegenwart denkt. Eine ſolche hatte ich in der Vorrede zum dritten Bande des genannten Werks, ſo wie am Schluſſe deſſelben (S. 466.) im Sinne, und ich erſuchte deshalb die Leſer, ſich die „Umriſſe zur Geſchichte und Kritik der ſchönen Literatur Deutſchlands, während der Jahre 1790 bis 1818" nebſt den Nachträgen als den vierten Band zu denken. Seitdem ſind Jahre verfloſſen, und ich nehme jene Bitte zurück, denn es ſcheint mir jetzt in mancher Hinſicht wohlgethan, den Faden wieder aufzunehmen wo ich ihn in den beiden verwandten Werken fallen ließ, die „Umriſſe" für ſich beſtehen zu laſſen, und einen vierten Band, der dieſe Bezeichnung auch auf dem Titel trägt, dem Leſer in gegenwärtiger Schrift zu übergeben.

Ich hoffe man werde nicht als auffallend betrachten was in ſich ſelbſt ſeine Rechtfertigung findet, falls überhaupt das ganze Buch eine ſolche findet, und will man dieſen Theil nebſt den „Umriſſen" als literariſche Annalen anſehen, welche immer fortgeſetzt werden können, ſo habe ich nichts dagegen einzuwenden. Fällt mir dann einmal — wer mag wiſſen wann? — die Feder aus den Händen, ſo möge ſie ein Wohlmeinender und Wohlbegabter wieder aufnehmen. Ich denke mir wahre Luſt an dem trefflichen reichausgeſtatteten Mann, der mich weit überflügeln wird, bis ihn endlich ein noch trefflicherer Dritter ablöſt der dann dem verehrungswürdigen Vierten in die Hände arbeitet, u. ſ. w.

Bleiben wir indeſſen bei dem gegenwärtigen Buche ſelbſt ſtehen, ſo kann eine Fortſetzung nur beſtehen in Zuſätzen zu dem bereits Gegebenen und in Anſichten über die neueſte Zeit. Gehen wir deshalb zur Sache.

§. 2.

Zu Luther.

(Siehe „Die Poeſie und Beredſamkeit der Deutſchen" u. ſ. w. Band I., Seite 17. ff.)

Wir können in der Geſchichte der drei letzten Jahrhunderte — nehmen wir ſie in welcher Hinſicht wir wollen — keinen Schritt gehen, ohne Luthern zu begegnen; denn wenn auch manche Erſcheinung einen andern Urſprung zu haben ſcheint, ſo wird doch eine ſolche anderweitig benannte Quelle, wenn wir ſie näher betrachten, in Luther ihre Urquelle finden. Unter den vielen hundert Werken über ihn giebt es ohne Zweifel ſehr achtbare; dennoch halte ich ein neues durchaus nicht für überflüſſig, und zwar ein ſolches, in welchem dieſer erhabene Mann auch als ein Mann aus Einem Stück, und in ſich ſelbſt ganz klar und mit ſich ſelbſt ſtets übereinſtimmend dargeſtellt wird. „Hab' ich des Menſchen Kern erſt unterſucht, ſo weiß ich auch ſein Wollen und ſein Handeln" ſagt Schiller mit großem Recht. Iſt aber dieſer Kern wohl richtig unterſucht, wenn man Luthern, wie ſo häufig geſchieht, faſt in einem Athemzuge für göttlich und für roh, für gebildet und für gemein grob, für chriſtlich demüthig und hoffährtig erklärt?

§. 3.

Vielleicht ließe ſich mit den kürzeſten Worten folgender Gang in Luthers Leben bezeichnen. Aeußerlich dürftige und trübe Kindes- und Knabenzeit; doch innerlich kräftig und von ſüßen an Myſtik ſtreifenden Ahnungen durchzuckt. — Vergrößerter Kampf in den erſten Jünglingsjahren. Ihn quält die Schwäche und Verderbtheit der menſchlichen Natur, wobei er ſelbſt in den guten Werken der kindlich frömmſten Hingebung und gehorſamſten Dienſtbarkeit im Kloſter keinen Troſt zu finden vermag. Auch die mit trübem Blicke zuſammengeſuchte, durch die Ungunſt der Zeit nothwendig unvollſtändige Geſchichte unſerer Religion kann ſeinen innern Gram nur vermehren. Einzelne ſchönere Ahnungen — gleichſam vom Himmel gefallene Roſen — können den tiefen Abgrund, den er durch eine wenn auch tugendhafte doch verirrte Reflexion ſich ſelbſt geöffnet hat, nicht füllen. — Die Reiſe nach Rom ſcheint ihn zum Mann gemacht zu haben, er lernt das Haſſenswerthe haſſen, das Verächtliche verachten, um ſo mehr aber das Sichere, Rechte ſuchen. — Fortgang auf dieſem Wege, bei erhöhetem Lebensmuthe und friſcherer Heiterkeit. So gerüſtet tritt er 1517 den öffentlichen großen Kampf an. Anfangs ſcheint dieſer nur von mäßiger Wichtigkeit und Luther iſt ſich ſelbſt noch ein Geheimniß. Die äußerlich leichten Siege vermögen nicht ihn innerlich vollſtändig zu machen, doch gewinnt er durch geniale Polemik ſtets neue Freudigkeit des Herzens. Völliger Sieg nach Innen und nach Außen. Höchſter edelſter Glanz — obwohl noch nicht Lebensgipfel — in Worms. Seitdem vollendeter Muth, durch die Erfaſſung des eigentlichen Mittelpunkts des Chriſtenthums „Rechtfertigung durch den Glauben." Eintracht aller Kräfte im Beſitz dieſes Mittelpunkts; doch zeigen ſich in Beziehung auf die im Raum getrübten menſchlichen und Staatenverhältniſſe einige Irrthümer. Er will von Politik überhaupt nichts wiſſen; und man dürfte ſagen, er fühlte ſich in ſeinem Reich für dieſe obwohl edle Wiſſenſchaft zu glücklich in ſich ſelber. Da man ihn aber nur zu häufig mit Fragen über dieſen Gegenſtand behelligt, ſo giebt er zuweilen ungenügende Antworten.

§. 1

Dieſe oft dunkel fließende, aber auch nur gewaltſam ihm erpreßte Quelle abgerechnet, iſt alles was die Religion unmittelbar angeht, in ihm klar, und wir möchten ihn etwa 1529 auf ſeinem Lebensgipfel erblicken. Herzenseinheit und geiſtige Tiefe, ſelige Gewißheit des Glaubens, gediegene Naivetät, friſcher Humor, Fülle der chriſtlichen Ironie die ſo ganz in ihrer Reinheit vielleicht noch bei keinem war. In dem berühmten ſo oft mißverſtandenen Briefe an Friedrich den Weiſen (nach der Rückkehr von der Wartburg ohne die Erlaubniß des Fürſten) waltet eine hohe herrliche Begeiſterung, und es iſt ſchlimmer als lächerlich daß man ihn deshalb hat tadeln wollen; doch iſt dieſe Begeiſterung nicht ohne eine gewiſſe Flammenpracht und Zurückſtrahlung der eigenen Siegesſicherheit. Da ſich aber der Menſch auf dieſem Punkte nicht ewig erhalten kann, ſo beſtrafte ſich auch bei Luther dieſe ſelige Ueberſchwenglichkeit in einzelnen Momenten, zum Beiſpiel durch einige tadelnswerthe Bemerkungen über Zeitverhältniſſe, und durch die Bitterkeit, mit der er den Tadel über jene Bemerkungen aufnahm. Dagegen erſcheint er ſeit dem Jahr 1529 völlig gediegen und in jener einfältigen Glaubensnaivetät, die über jedes Lob und jeden Tadel weit erhaben iſt. So z. B.

in dem Briefe vom 18. November an den Kurfürſten **Johann** den er von dem auf Krieg hinauslaufenden Bündniß abräth, heißt es: „Daß aber Ew. Fürſtliche Gnaden darüber muß in der Gefahr ſein, ſchadet nicht. (— —) Denn ſo wir wollen Chriſten ſein und dort das ewige Leben haben, werden wir's nicht beſſer können haben denn es unſer Herr ſelbſt mit allen ſeinen Heiligen gehabt hat. Es muß ja Chriſti Kreuz getragen ſein; die Welt will's nicht tragen, ſondern auflegen, ſo müſſens freilich wir Chriſten tragen, auf daß es nicht ledig da liege oder nichts ſei.“ u. ſ. w.

§. 5.

Desgleichen in dem fröhlichen Troſtſchreiben an denſelben vom 20. Mai 1530. Nachdem er ihn aufmerkſam gemacht auf den geſegneten Zuſtand in ſeinen Landen und wie jetzt die Jugend evangeliſch rein erzogen werde, fährt er fort: „Es iſt fürwahr ſolches junges Volk in Ew. F. G. Lande ein ſchönes Paradies, desgleichen auch in der Welt nicht iſt. Und ſolches alles bauet Gott in Ew. — — — Schooß zum Wahrzeichen, daß er Ew. — — — gnädig und günſtig iſt. Als wollte er ſagen: Wohlan, lieber Herzog Johann, da befehle ich dir meinen edelſten Schatz, mein luſtiges Paradies, du ſollt Vater über ſie ſein, denn unter deinem Schutz und Regiment will ich ſie haben, und dir die Ehre thun daß du mein Gärtner und Pfleger ſein ſollt. Solches iſt ja gewißlich wahr. Denn Gott der Herr, der Ew. — — — zu dieſes Landes Vater und Helfer geſetzt hat, der nähret ſie alle durch Ew. — — — Amt und Dienſte und müſſen alle Ew. — — — Brot eſſen, Eſ. 49, 23. Das iſt doch nicht anders denn als wäre Gott ſelbſt Ew. — — — täglicher Gaſt und Mündlein, weil ſein Wort und ſeine Kinder, ſo ſein Wort haben, Ew. — — — tägliche Gäſte und Mündlein ſind.“

Ferner in dem Briefe an Juſtus Jonas aus demſelben Jahre: „Ich freue mich von wegen des großmächtigſten Gottes Gabe, daß unſer gnädigſter Herr, der Kurfürſt zu Sachſen, eines ſo beſtändigen und geruhſamen Gemüths iſt; denn ich halte dafür, daß unſer Gebet, für daſſelbe Herz geſchehen, Gott im Reich der Herrlichkeit wohl gefalle, und ich mein ſelbſt Prophet ſeye, daß wir in den andern Stücken auch erhört werden. Dieſelbige Freude iſt mir auch gemehret aus dem, daß ich vermerkt, daß ihr auch wider dieß Wüten des Teufels keck genug ſeyd.

Den Philippum ſicht ſeine Philoſophie an und ſonſt nichts. Denn die Sache iſt in deß Hand, der auf's allerhoffärtigſte ſagen kann: „Es wird ſie niemand aus meiner Hand reißen." (Joh. 10, 28). Ich wollte auch nicht, dazu wäre es auch nicht zu rathen daß die Sache in unſrer Hand ſtünde. Ich habe ihr viel in meiner Hand gehabt, und alle verloren, nicht eine erhalten; die ich aber bisher habe können aus meiner Hand auf ihn ſchieben, dieſelben habe ich noch alle ganz und unverſehrt. Denn dieſer Spruch iſt wahr: Gott iſt unſere Zuverſicht und Stärke (Pſ. 46. 2.). Wer hat auf ihn vertrauet und iſt verlaſſen worden? ſagt der weiſe Mann. Und an einem andern Ort: Herr du wirſt nicht verlaſſen, die dich ſuchen."

§. 6.

Endlich an Philipp Melanchthon: —— Eurer großen Sorge durch welche ihr geſchwächt werdet, wie ihr ſchreibet, bin ich von Herzen Feind. Daß ſie in eurem Herzen ſo überhand nimmt, iſt nicht der großen Sache, ſondern unſers großen Unglaubens Schuld. Denn eben dieſe Sache iſt viel größer geweſt zur Zeit Johannis Huß, und vieler andern, denn zu unſern Zeiten. Und ob ſie gleich groß wäre, ſo iſt

Der auch groß der ſie angefangen hat und führet; denn ſie iſt nicht unſer. Was kränket ihr euch denn ſelbſt ſo ſtets ohn' Unterlaß? Iſt die Sache unrecht, ſo laßt ſie uns widerrufen; iſt ſie aber recht, warum machen wir Gott in ſo groſſen Verheißungen zum Lügner, weil er uns heißt guter Ding und zufrieden ſein? Wirf, ſagt er, deine Sorge auf den Herrn, Pſ. 55, 23. 1 Petr. 5, 7. Der Herr iſt nahe allen betrübten Herzen, die ihn anrufen, Pſ. 34, 19 Pſ. 145, 18. Meinet ihr, daß er ſolches in Wind rede, oder vor die Thiere wirft? Es kommt mich auch oft ein Grauen an; aber nicht alleweg. Euere Philoſophia, nicht Theologia plaget euch alſo: Dieſelbe naget auch euren Freund Joachim mit gleicher Sorge, gerad als könntet ihr mit euren unnützen Sorgen etwas ausrichten. Was kann der Teufel mehr thun, denn daß er uns tödte? Ich bitte euch um Gotteswillen, weil ihr doch ſonſt in allen andern Sachen euch wehret, kämpfet wider euch ſelbſt, denn ihr ſelbſt ſeid euer größter Feind, weil ihr dem Teufel ſo viel Wehr wider euch ſelbſt reichet. Chriſtus iſt für die Sünde geſtorben einmal; aber für die Gerechtigkeit und Wahrheit wird er nicht ſterben, ſondern er lebet und regiret. Iſt das wahr, was ſorgen wir denn für die Wahrheit weil er regieret? Ja, ſagt ihr, ſie wird aber nieder geſchlagen werden, durch Gottes Zorn. So laßt uns mit ihr niedergeſchlagen werden, aber nicht durch uns ſelbſt. Der unſer Vater worden iſt der wird auch unſrer Kinder Vater ſein. Ich bitte warlich mit Fleiß für euch und thut mir wehe, daß ihr die Sorge ſo gierig, wie die Waſſerigel das Blut, in euch ſauget, und mein Gebet ſo kraftlos machet. Ich zwar, ſo viel die Sache betrifft (ob's aus Dummheit oder dem Geiſte herkomme, das weiß mein Herr Chriſtus), bin nicht ſonderlich bekümmert. Was! ich habe eine beſſere Hoffnung, denn ich gemeinet hatte. Gott kann die Todten auferwecken, er kann auch ſeine Sache, ob ſie gleich fället, erhalten; ſo ſie gefallen iſt, wiederum aufrichten, und ſo ſie ſtehet, fördern und fortſetzen. Sollen wir hiezu nicht tüchtig ſein, ſo geſchehe es durch andere. Denn wenn wir uns mit ſeinen Zuſagungen nicht tröſten wollen, wer iſt denn jemand anders in der Welt, den ſie angehen? Aber hievon weiter auf ein andermal. Wiewol ich nichts anders thue denn Waſſer in's Meer tragen. Chriſtus tröſte Euch mit ſeinem Geiſt, ſtärke und lehre euch! Amen. Werde ich hören daß die Sache bei euch will übel ſtehen, ſo werde ich's kaum laſſen, ich werde zu euch eilen, auf daß ich ſehe, wie ſchrecklich des Teufels Zähne umherſtehen, wie die Schrift ſagt, Hiob, 41, 5. Geben aus unſrer Wüſten, Feria secunda post Iohann. anno 1530.

§. 7.

Hier iſt der wahre ganze Luther, der kraftreiche Held und das liebe — Kind, der Erhabene und Naive, das Muſter der Redlichkeit und der Ironie. „Iſt die Sache unrecht, ſo laßt ſie uns widerrufen!" — in dieſen kleinen Worten in ſolchem Zuſammenhang wie wir ſie eben geſehen haben, iſt er ganz. Haben wir ihn aber ſo erfaßt, wie möchten wir ihm vorſchreiben wollen, daß er anders hätte umgehen ſollen mit Heinrich von England, Georg von Sachſen und Heinrich von Braunſchweig? wie möchten wir uns wundern, daß er gerade ſo bei der Unterredung in Marburg ſprach, als er wirklich geſprochen? Solcher Ueberzeugung iſt nichts abzudingen, ſie kann nicht nachgeben ohne aufzuhören ſie ſelbſt zu ſein. Eher möchte man manche Halb-Ueberzeugte der damaligen Zeit fragen, warum ſie nicht nachgaben, da doch ihre geringere Ueberzeugtheit, oder ihr Fürwahrhalten ihnen das Nachgeben ſo leicht gemacht haben würde. Wenn deshalb hundert und wieder hundert Schriften wiederholen, Luther ſei doch höchſt eigenſinnig geweſen, und es ſei ſehr ſchlimm, daß er ſich ſo betragen, ſo heißt das nichts weiter als: es ſei zu beklagen daß Luther Luther geweſen, und die Reformation begonnen und durchgeführt habe. Denn gewiß iſt doch in jedem Fall, daß er nur als ganzer Luther wie er war, vermochte was geſchehen iſt. Melanchthon und Bucerus, Zwingli und Hausſchein vermochten das nicht, weil ſie eben nur waren was ſie waren, zuweilen auch wol im Gegenſatze zu Luthers innerer beſcheidener Genüge mehr zu ſein ſtrebten. Dennoch ſollen — und wer möchte zweifeln? — auch ihre Namen mit rechter individueller Ehre fortdauern.

Haben wir aber, ich wiederhole es, jenen Mittelpunkt in Luthers Sein und Weſen gefunden, ſo iſt nicht bloß die ganze Art deutlich, wie er den größeren Weltgeſchicken ſtand, ſondern es befremdet uns überhaupt nichts mehr in ihm. Wir begreifen ganz den unendlichen Strom von Zornesflammen die er nicht über ſeine Gegner, ſondern über die Gegner der Sache ſchüttete, wir wundern uns gar nicht mehr über die Unerſchütterlichkeit ſeines Muthes, — (er ſelbſt hat ſeinen Muth nie gelobt, da er wohl wußte wie und woher er ihm kam) — aber wir fühlen uns auch ganz heimiſch in ihm, wenn er mit ſeiner wunderlichen und liebenswürdigen Frau Käthe ſcherzt, mit großer Andacht für ſein „Hänschen" arbeitet und an „Hänschen" Briefe ſchreibt, dem er ohnehin zuweilen einen ſchönern und feſtern Glauben zutraut als ſich ſelber u. ſ. w.

§. 8.

Kaum iſt deshalb noch nöthig hinzuzuſetzen daß Luther im vollen Sinne ein Dichter war, indem ſein ganzes Leben ſich eignete jene höheren Strahlen zu empfangen, aber er ſtellte nicht bloß durch ſein Leben die Poeſie dar, ſondern wir finden ihn auch als reinen ſingenden Dichter, was uns zu einigen hoffentlich nicht ganz überflüſſigen Andeutungen veranlaſſen mag.

Der Dichter ſoll auch Sänger ſein, und was ihn hier auch äußerlich hemmen könnte, die innere Muſik mit der er jedes Lied und auch jede ſogenante ungebundene doch künſtleriſche Rede begleitet, *darf* ihm nicht fehlen. Das Lied aber an ſich will nothwendig geſungen ſein; vor allem das geiſtliche. Es iſt ein altes Wort daß ſingen noch beſſer iſt als beten, wobei wir jedoch hinzu denken wollen, daß jedes ächte Gebet auch Geſang iſt, und zwar ein ſolcher, der wie Weihrauchduft vom reinen Altar des Herzens zum Himmel aufſteigt.

Verweilen wir bei dieſem harmloſen Gedanken noch einige Augenblicke, und bemerken folgendes, das ſowohl zu dem Kapitel über Luther, als zu der Geſchichte des geiſtlichen Liedes überhaupt gehört.

Die großen deutſchen geiſtlichen Liederdichter des ſechszehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts haben faſt immer dafür geſorgt, daß ihre Lieder durchaus ſangbar waren, d. h. daß ſie für die innere Anſchauung die Muſik gleichſam mitbrachten. Oder vielmehr: ſie haben nicht dafür *geſorgt*, ſondern es hat ſich als nothwendig „ſo begeben“ wie ſich alle Jahre bei guten Bäumen Blüthen und Früchte zur gehörigen Zeit einfinden. Es iſt genug hier nur an Lieder wie „Eine feſte Burg iſt unſer Gott“ und die *Gerhard*'ſchen „Befiehl Du Deine Wege,“ „Iſt Gott für mich, ſo trete gleich alles wider mich“ u. a. zu erinnern, um durch die bloße Hindeutung darzuthun, daß wir hier mit wahrhaft muſikaliſchen Dichtern zu thun haben.

§. 9.

Was im achtzehnten Jahrhundert für das deutſche Kirchenlied gethan iſt durch *Klopſtock*, *Gellert* u. ſ. w. wer könnte und möchte es verkennen? Dennoch dürfte vielleicht ſelbſt bei einzelnen Gedichten dieſer Männer die innere Muſik nicht ſo rein erſcheinen, als bei Luther, Flemming und Gerhard, weshalb die äußere Muſik ſich zuweilen nur nähern, nicht aber völlig mit ihnen ſich vereinigen kann. Eben ſo wenig ſollen andere bedeutſame Liederdichter des genannten Jahrhunderts überſehen werden; nur möchte doch immer die Vergleichung mit jener Vergangenheit kein ganz erfreuliches Reſultat bieten. Die Nachfolger, meiſtens ohne Gellerts Innigkeit und Traulichkeit, ſo wie auch ohne ſeinen Wohllaut, wurden immer einſeitig-verſtändiger, nüchterner, ſchläfriger, kälter; und aus Furcht vor aller Schwärmerei und Myſtik — (jede Furcht aber ſetzt Unſicherheit und Armuth voraus) — legten ſie ſich auf das Dünn-Klare und Seichte. Sie dankten in ihren Liedern Gott, daß er Getreide und Obſt, und gelegentlich auch Empfindung, Verſtand und Vernunft gegeben, ſo daß man begreifen, urtheilen und ſchließen und mit den vier Kategorien in das Reine kommen könne. Dafür ſollen wir allerdings nicht bloß Sonntags, ſondern täglich nicht bloß danken, ſondern uns des Dankes ſtill bewußt ſein, aber in Liedern nimmt ſich dergleichen nicht ſonderlich aus, und die Muſik vollends kann mit der Erwägung daß wir unſere Gedanken „trennen und verbinden" u. ſ. w. können (woran ohnehin noch niemand gezweifelt hat), gar nichts anfangen: eben ſo wenig als eine Gotterfüllte Seele, die ſich erbauen will, mit einer Predigt zu ſchaffen hat in der etwa von dem Nutzen neuer Anpflanzungen von Obſtbäumen, Zweckmäßigkeit der Kuhpockenimpfung und Zuträglichkeit des Spazierengehens (das beſonders für Schriftſteller nicht genug zu empfehlen iſt) geredet wird — denn alles das gehört in den Reichsanzeiger; aber die Religion, das geiſtliche Lied und die Kirchenmuſik haben nichts damit zu thun.

Dieſe Zeit der religiöſen Dürre iſt indeſſen ſeit etwa einem Vierteljahrhunderte wenn auch nicht vorüber gegangen, doch wenigſtens hie und da im Abſchiednehmen. Wir wiſſen wie manche große Aufforderung von außen dazu mitgewirkt hat, aber wir wollen nicht vergeſſen, daß hier auch unſere Urväter, Väter und einige edle Zeitgenoſſen durch manche herrliche geiſtliche *Muſik* mitwirkten. Die matte *Ausklärung* (von ächter *Aufklärung* iſt hier natürlich nicht die Rede) hatte ſich doch immer nur an den alten kräftigen *Text* gewagt, und ſtatt deſſen neues laues Honigwaſſer gegeben; doch die *Muſik* ſtehen laſſen, die dann freilich im Verhältniß zu dem neuen Texte mit tragiſcher Ironie ertönte, ſo daß wol gar Einige ſie nicht mehr hören wollten, denen jedoch ſtets Andere *ſingend* widerſtanden.

§. 10.

Der Belege zur Charakteriſtik jener Zeit im allgemeinen giebt es gar viele, doch werde nur des einzigen Umſtandes gedacht, daß man in der ganzen zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts die herrliche Gottinnigkeit *Luthers* nur ſelten noch laut zu ſchätzen wagte und ſeine Werke kaum noch las, außer in den ſtillen Gemeinen die ihren Genuß für ſich behielten.

Im neunzehnten Jahrhundert begann das Studium von neuem und mit demſelben wenigſtens eine Annaherung an die alte liebende Ehrfurcht, ſo daß auch im Jahre 1817 das Reformationsfeſt mit Lebhaftigkeit, Feuer und Würde gefeiert werden konnte, ein Umſtand den wir zur Ehre Deutſchlands mit wahrer Freude hervor heben, denn einzelne Unbeholfenheiten die dabei vorgefallen, können die gute Geſinnung die ſich dabei kund that, nicht verdächtig machen.

§. 11.

Waren aber die meiſten geiſtlichen Gedichte jener Zeit ſo dürr und ſchläfrig, ſo wiederholen wir die Frage: Wie ſtand es in Beziehung auf ächt geiſtliche Muſik? Bei weitem beſſer. Die geiſtlichen Gedichte der edlern und tiefern Art hatte man ſich größtentheils nehmen oder verwäſſern laſſen, aber eine ächte geiſtliche Muſik hört man wenigſtens am Charfreitage oder an den vom Staate verordneten Bußtagen gar gern und wenn ja einmal Jemand bei Mozarts Requiem, Haydn's ſieben Worten am Kreuz u. ſ. w. über Langeweile klagte, (die er natürlich ſchon mitbrachte) ſo hatte das nicht viel auf ſich. Seitdem iſt es noch vielſeitiger beſſer geworden, und der in ſo manchen Gegenden Deutſchlands früherhin faſt unbekannte Händelſche Meſſias, Judas Maccabäus und Samſon haben mit großartiger Gediegenheit und einfacher Herrlichkeit die Wolken durchbrochen.

Nur die deutſchen Dichter im Allgemeinen ſind in dieſer Rückſicht ein wenig zurückgeblieben und einzelne treffliche Ausnahmen können den innigen Wunſch nicht nur nicht verhindern, ſondern ſie theilen ihn gewiß ſehr lebhaft: „Möge uns der Himmel bald einmal wieder einen Paul Flemming und Paul Gerhard ſchenken!" Der ächten Muſiker die ihnen würdig zur Seite ſtänden würden ſich gewiß einige finden, denn — ſie ſind ſchon vorhanden.

§. 12.

Kehren wir endlich ausdrücklich zu Luther zurück ſo ſei nur noch ein einziges Wort über ſeinen Styl erlaubt.

Es empört uns mit Recht, wenn wir hören müſſen, daß Ludwig XIV., als man ihn einſt an den Staat erinnerte, die Antwort gab: „Der Staat das bin ich!" aber wir würden den Luthern verziehen haben, wenn er einmal geſagt hätte: „Mein Styl das bin ich!" und wie bei ihm Denken und Empfinden, Scherz und Ernſt, Sehnſucht und Gefühl des Augenblicks, Wiſſen und Glauben Eins iſt, ſo auch ſeine Darſtellungsweiſe. Sie iſt ſo nothwendig wie des Baumes Frucht. — und *welcher* Baum und welche Frucht!

§. 13.

Zu Hans Sachs.

(S. in dem angeführten Werke Bd. 1. S. 92. ff.)

Es iſt der Erwähnung ſehr werth, daß ſelbſt in die ganz einfache oder einfältige Seele dieſes Dichters doch auch einmal der furchtbar tragiſche Gedanke an verwöhnende und durch das Verwöhnen ſelbſt verwöhnt gewordene Eltern, und undankbare Kinder gekommen iſt, und zwar mit ſolcher Macht, daß er ſich dadurch veranlaßt fühlte, ein ganzes Schauſpiel zu ſchreiben. Jene Einfalt war ja auch bekanntlich nicht ohne redliches Nachdenken und nicht ohne gemüthvolle Sinnigkeit, die dem Deutſchen ſo wohl ſteht. Zwar ſcheint er ſelbſt bei dem Gedanken an ſolche Gräuel zu zittern, aber er muß ſich doch darein ergeben, daß in der verderbten Natur des Menſchen auch die Undankbarkeit liege, daß ſelbſt das höchſte und ſchönſte Verhältniß welches die Natur als ſolche bieten kann: „Das Verhältniß zwiſchen Eltern und Kindern“ an ſich nicht mächtig genug iſt, dem faulen Egoismus und der trägen zähen Undankbarkeit zu wehren, denn dazu gehört eine Freiheit des Geiſtes und ein Adel der Geſinnung, wie ſie nur durch eine ſtete Beziehung irdiſcher Verhältniſſe auf das Göttliche zu erreichen ſind.

§. 14.

Wie ſehr aber **Hans Sachs** in ſeiner milden Frömmigkeit vor dem Gedanken ſchaudern mochte, er hat ihn dennoch als Dichter überwunden, und in ſeiner Comödie: „Der alte reiche Bürger der ſeinen Söhnen ſein Gut übergab,“ ein wichtiges und lehrreiches Werk geliefert. Bei dem erſten Leſen

kann

kann uns das Stück kalt und dürftig vorkommen, ſpäterhin werden wir jedoch begreifen wie es hat ſo ſcheinbar kalt werden können, und wer die Extreme auffaſſen wollte, dürfte wohl ſagen: Entweder Shakſpears Weltgericht in König Lear, oder unſers Sachs alter Bürger! — Das höhere Alter iſt hier als ein reines Unglück betrachtet worden, es ſchwächt den Verſtand und iſt deshalb leicht zu täuſchen, das ſtete Streben nach Ruhe und guter Nahrung kann läſtig werden, und die Gebrechlichkeit und Kränklichkeit veranlaßt manche Erſcheinung die ſogar Ekel erregen mag. Man ſieht: der Dichter ſtellt ſich ſelbſt auf den Standpunkt der bloßen ſinnlichen Natur, die freilich ohne Liebe ſo urtheilen muß, während, ſobald jene Liebe und Geiſteserhebung dem Alter begegnet, alle jene läſtigen Unbequemlichkeiten völlig verſchwinden. Da nun aber den drei Söhnen die Liebe gänzlich fehlt, ſo müſſen ihnen auch jene Widrigkeiten ſelbſt bei dem Vater erſcheinen, und ſie zeigen dabei ſämmtliche Unarten und Sünden die bei der Liebloſigkeit ſich ganz von ſelbſt verſtehen. Dann aber folgt der Dichter der bekannten deutſchen Sage daß ein Freund den armen Alten rettet, indem er die Söhne durch das Vorgeben täuſcht, jener beſitze noch einen ſchönen Schatz den er ihm in einem wohl verſchloſſenen Käſtchen übergiebt. Der Alte verlangt eine Goldwage, klingelt im Nebenzimmer mit einem paar Goldgulden, zählt u. ſ. w. und es gelingt vollkommen die Söhne zu überliſten. Es iſt nichts billiger als daß das ekelhafte Laſter der Habſucht zuweilen auch dumm macht, ſo ſehr die Geldgierigen ſich bemühen mögen fein und ſchlau zu handeln.

§. 15.

Der nun noch übrig gebliebene Scheinſchatz ſoll einſt dem zufallen der den Vater am beſten pflegen wird, was dem Alten ſo wichtig iſt, daß er zu glauben ſcheint, er werde nun wol noch einige Jahre leidlich leben. Aber der Dichter iſt klüger als er, und läßt ihn möglichſt bald ſterben, denn wie wäre auch nur ein leidliches Leben zu denken im ſteten Zuſammenſein mit Söhnen die er innig verachten muß? Kaum hat er die Augen geſchloſſen, ſo brechen die Söhne den Kaſten auf, finden aber nur Sand und Stein und einen eiſernen Kolben, daran mit griechiſchen (!) güldenen Buchſtaben ſteht:

Welcher Vater hat ſo tummen Muth
Und übergiebt ſein Hab' und Gut
Sein'n Kindern bei ſeinen Lebtagen,
Soll man mit dem Kolben todt ſchlagen.

Nach der Sage, über die manche alte Chronik Auskunft giebt, lauten die gräßlichen Worte alſo:

Wer ſeinen Kindern giebt das Brodt
Und leidet ſelbſt im Alter Noth
Den ſoll man ſchlagen mit der Keule todt.

§. 16.

Auf die Söhne wirkt dieſe Begebenheit durchaus nicht beſſernd und der lehrhafte Dichter will uns nachdrücklich zeigen, daß bei der gänzlichen Liebeloſigkeit auch nothwendig Gottloſigkeit im ganzen Umfange walten müſſe. Der eine Sohn ſchimpft gemein auf den todten Vater, der zweite wünſcht ſogar daß „Gott dem Todten das hölliſche Feuer geben" möge, und der dritte ſchlägt vor, morgen wenn man den Vater zu Grabe tragen wird, eine Weile ſpazieren zu reiten. Der Dichter beharrt in ſeinem furchtbaren Ernſt und läßt die Zuſchauer durch ſeinen Ehrenhold — nach einigen traurigen Bemerkungen über Lieb und Treue der eignen Kinder — noch an das alte Sprichwort (im Jahr 1552 war es alſo ſchon alt!) erinnern:

Ein Vater eh zehen Kinder ernährt
Denn zehen Kinder einen Vater.

Derhalb ſo bleib' du Gubernater,
Und b'halt das Schwerdt in deinen Händ
Dieweil du lebſt bis an dein End,
Daß dir kein Nachreu daraus wachs
Das wünſchet uns allen Hans Sachs.

Manchem Leſer wird der ſonſt ſo ſanfte und behagliche Dichter hier ſehr hart vorkommen, mich dünkt jedoch ſeine Sanftmuth und Behaglichkeit könne unmöglich ſonderlich geweſen ſein, wenn er nicht auch ſtreng und klar geweſen wäre, und ſo ſah er ſehr wohl ein, daß dem Gedanken den er diesmal behandelte, ſich nichts von ſeiner Furchtbarkeit abdingen laſſe.

§. 17.

Zu Ulrich von Hutten.

(S. Th. 1. S. 3.)

Es iſt in einer Recenſion des erſten Bandes dieſer Schrift gewünſcht worden, daß ich ihn möchte ausführlicher behandelt haben. Ich leſe die ihn betreffenden Paragraphen nach, und finde daß die Hauptmomente ſeiner inneren und äußeren Lebensverhältniſſe, ſo wie ſeine vorzüglichſten Schriften zwar kurz aber genau angegeben worden ſind, dennoch iſt mir jener Wunſch theuer, da er von der immer reger werdenden Liebe für Hutten zeugt. In einem Werke aber das die wichtigſten geiſtigen Thätigkeiten von drei Jahrhunderten und darüber zum Gegenſtande der Darſtellung hat, kann keine ausführliche Biographie des Einzelnen gefordert werden. Betrachten wir deshalb nur noch folgendes:

Es iſt höchſt befremdend, daß die zweite Hälfte des ſechszehnten, das ganze ſiebzehnte, und die erſten zwei Drittel des achtzehnten Jahrhunderts ſo ſelten des vortreſſlichen Mannes gedenken und noch ſeltner mit dem ihm gebührenden Ruhm.

Was war Schuld daran? die große Vergeßlichkeit die wir bei den Deutſchen im Allgemeinen finden, der Undank ſo Vieler u. ſ. w. reicht hier zur Erklärung nicht aus, noch weniger der Umſtand daß Huttens Schriften einzeln, in kleinen Quartheften, erſchienen waren, die ſich ſo leicht verſtreuen, denn an Fleiß hat es den Deutſchen nie gefehlt, und ſie haben auch immer gern geſammelt und keine Mühe dabei geſcheut. Nachtheiliger wirkte der Haß des Erasmus von Rotterdam, der bekanntlich noch gegen den tödtlich kranken Hutten eine nichtswürdige Schmähſchrift ſchleuderte, und es iſt immer bedenklich ſich gegen die Meinung eines ſo ſchwer-berühmten in lauter Weihrauchwolken einher ſchreitenden Mannes zu ſetzen. Indeſſen haben die Deutſchen doch auch ein ſchönes Streben nach Gerechtigkeit, und es bleibt immer verwunderungswürdig genug, daß Erasmus große Sünde gegen den deutſchen Ritter ſo ſelten tadelnd berührt worden iſt, obwohl freilich ſich ſchon manche Deutſche ein für allemal daran gewöhnt haben, daß man gegen ſie immer ungerecht iſt.

§. 18.

Doch liegt der Grund tiefer. Edelſinn, Wiſſenſchaftlichkeit, Religioſität, Gelehrſamkeit, Kunſtübung. alles das findet und fand in Deutſchland Gönner und Freunde, und ſelbſt die größere Menge hat wenigſtens nichts dagegen einzuwenden, wenn man ihr einige Achtung dafür abfordert. Wie aber wenn noch Genialität in ihrer ganzen Gewalt und flammende Jugendkraft ſich zu jenen Eigenſchaften geſellt? und der Beſitzer von all' dieſem Schönen wie ein donnernder Jupiter da ſteht? Dann wird es den meiſten Deutſchen (wie die Sprache kurz ſcherzend ſagt) zu viel, ſie ziehen ſich zurück und wollen wenigſtens — das Ende abwarten. Dieſes Ende war aber bei Hutten ſehr traurig, ein Flüchtiger von Land zu Land ſank ſeine

Kraft, ohnehin durch lange Kränklichkeit angegriffen, früh zuſammen, und wie einſt um dem Apoll eine Geburtſtätte zu verſchaffen, die Inſel Delos ſich aus der Tiefe des Meers heraufringen mußte, ſo fand ſich hier nur die kleine Inſel Ufnau, die dem müden Haupt des ſtreitbaren Sängers und Redners ein ruhiges Grab bieten konnte. Seine Verlaſſenſchaft beſtand aus einer — Feder, die freilich viel Schönes geſchrieben, nach der aber ſolide Leute kein ſonderliches Verlangen tragen. Rührend bleibt indeſſen dieſe ganze Geſchichte auch für ſolche Solide, und einige unter ihnen hätten gewiß für das Andenken des armen Hutten manches gethan, wäre es nur nicht zu gefährlich geweſen. Z. B. eine lateiniſche Lobſchrift auf ihn wäre ohne Zweifel in Holland bekannt geworden, das in früheren Jahrhunderten literariſch viel galt, und von dort aus hätte man gefragt, was denn das ſolle? Erasmus habe ja bereits mit ſeinem „Schwamm“ den Ruhm des Ritters verwiſcht, — ein hypergenialer Hitzkopf ſei er geweſen, mehr nicht. Franzöſiſche Kritiker hätten vielleicht noch ein Bonmot und Engliſche eine Derbheit hinzu gefügt: da wäre denn wohl der arme deutſche Gelehrte für ſein mühſames Werk verſchüchtert und vielleicht gar von ſeinem Miniſter, Oberbürgermeiſter oder Scholarchen angefahren werden, wie er denn ſo auffallende Sachen habe zu Tage fördern können. — Muthigere Männer, die all' dergleichen Ungebührlichkeiten mit gelaſſener Scherzhaftigkeit zu nehmen verſtehen, waren vielleicht nie zu dem Beſitz der Huttenſchen Schriften gelangt, die freilich auch ſelten genug waren.

§. 19.

Es giebt aber noch eine ſehr wichtige Urſach, daß ſie in ſpäterer Zeit nicht bekannter wurden. Luther ſelbſt nämlich ſchätzte zwar Hutten, aber nicht genügend, worüber manch-

Stellen in ſeinen Briefen Auskunft geben. So ſchreibt e z. B. an Spalatin: „Hutten hat an mich Briefe gefertigt voll Eifer und hitziger Brunſt gegen den Papſt, und ſchreibt daß er nun ſowol mit Schrift als mit Waffen wider der Pfaf fen Tyrannen losgehe. Er iſt dadurch erregt worden, daß de Papſt ihm mit Dolchen und Gift nachſtellet, und dem Biſcho in Maynz befehlen, er ſolle ihn gefangen und gebunden ge Rom ſchicken. Wobei er ausruft: O eine Thorheit die ſic wohl ſchicket für einen blinden Papſt (— —). Es wird noc ärger Ding um den böſen Handel, daß der Biſchof von Mayn hat Befehl geben, man ſolle in Predigten, mit ausdrückliche Anführung des Namens des Huttens, verbieten, daß nieman ſeine Bücher wider den Papſt weder leſen noch kaufen ſoll bei Strafe des Bannes, und ſollte am Ende hinzugethan we den, daß es eben ſo auch andern Büchern gehen ſolle; worin er meiner heimlich ſtochert. Ob er nun wohl mich nicht al namentlich hat mißhandelt, will ich doch auch meinen Gei zu Huttens ſeinem fügen, und mich ſo verantworten, da ich den Biſchof zu Maynz wohl eben nicht werde erfreuen. (Vom 11. Sept. 1520). Ferner: „Hutten macht ſich mi großem Geiſt auf wider den Papſt und verſucht ſein Heil mi Waffen und mit der Feder.“ (3. Oct. 1520.).

§. 20.

Aehnliche Stellen finden ſich auch in den Briefen de nächſt folgenden Jahre, und wer ſie obenhin lieſt könnte vie leicht das Gegentheil ſchließen von dem was ich daraus g ſchloſſen; wer aber Luthern im Ganzen betrachtet hat, weiß daß der „Eifer“ und die „Brunſt“ ihm nicht zuſagte ſobal dabei eine perſönliche Kränkung waltete, die er bei Hutte wenigſtens für mitwirkend hielt. Das Wort vom „Zuſam menfügen ſeines Geiſtes mit Huttens ſeinem“ iſt nur ei

Ergießung des Augenblicks, da er nie etwas ähnliches gethan, und ſtets ſeinen Weg im höhern Sinn ganz allein gegangen iſt. Ganz vorzüglich aber wehrten ihm die „Waffen" mit denen der treffliche Hutten auch das Evangelium beſchützen wollte, eine innigere Vereinigung mit ihm, indem er wie bekannt von ſolchem Schutz nichts wiſſen wollte. Spätere Schritte des Ritters ſcheint Luther ſogar mißbilligt zu haben, und wie ſehr ihm auch Erasmus Unwerth, ſobald es ſich um göttliche Dinge handelt, zuwider war (worüber er ſich oft eben ſo wahr als derb erklärt hat) ſo konnte er doch auch der Huttenſchen Expostulatio cum Erasmo Roterodamo keinen vollen Beifall ſchenken. Erasmus Gegenſchrift, Spongia, vernichtete vollends noch den letzten Reſt von Hoffnung den er für Erasmus hegen konnte, wenn anders ein ſolcher Reſt noch vorhanden war, doch ſeine Anſicht über Hutten blieb dieſelbe. Er erſchien ihm, dünkt mich, nur wie ein gutes und nothwendiges Glied in der „Bildungskette" der deutſchen Reformationszeit, (was freilich ſehr preiswürdig iſt) aber jene reine Ritterlichkeit, jener ſchöne Verein von Genialität und Gelehrſamkeit, von edler Flamme und edler Wehmuth iſt ihm wahrſcheinlich niemals deutlich geworden. Dafür iſt Luther nicht anzuklagen, ſondern wir dürfen nur bedauern, daß ihm die namenloſe Fülle von Arbeiten und Geſchäften aller Art die Zeit raubte, einen ſo herrlichen Mitkämpfer ganz kennen zu lernen.

Und ſo iſt es denn gekommen, daß erſt im Jahre 1776 ein völlig würdiges Wort über Hutten von Herder ausgeſprochen worden iſt. Was ſeitdem von andern regſamen Männern für ſein Andenken geſchehen, iſt meiſtens löblich, und wenn auch eine vollſtändige Ausgabe der Huttenſchen Werke früherhin an der Theilnehmungsloſigkeit des größern Publikums ſcheiterte, ſo ſcheint doch das neueſte Unternehmen des Dr. Münch ſich eines günſtigen Erfolgs zu erfreuen.

§. 21.

Zu Martin Opitz.

(S. Bd. 1. Seite 166. ff.)

Was man auch mit ganzem oder halbem Recht an Opitz tadeln oder vermiſſen möge: des Ruhmwürdigen iſt ſo viel, daß man kaum dazu gelangt ſeiner Fehler zu gedenken. Vor allem verdient er Dank, daß er überhaupt deutſch ſchrieb, wozu damals ohne Zweifel Muth gehörte. Die großen Dichter des ältern Deutſchlands waren vergeſſen, Hans Sachſens harmloſe Liebenswürdigkeit ward gänzlich verkannt, und die ſpäteren Meiſterſänger zeigten ſich geiſtlos genug. Rollenhagen kann wohl mit Lobe erwähnt werden, allein die einzelnen ächten Witztropfen ſchwimmen in einem ſo breiten Gewäſſer, daß deutſche Geduld dazu gehört, ſich der glücklichen Stellen zu bemächtigen. Opitz fühlte nur zu deutlich was in ihm wohnte und verlangte von Hunderttauſenden geleſen zu werden, ja ganz Europa ſollte, wo möglich, der Schauplatz ſeines Ruhmes werden. Um das zu erreichen hätte er müſſen lateiniſch ſchreiben, und nichts wäre ihm, dem eben ſo gewandten als reichgelehrten Styliſten leichter geweſen. Aber er war zum Glück kein Namensdeutſcher ſondern ein wirklicher, und ſo konnte er nur deutſch fühlen, lieben, beten, zuletzt auch überhaupt nur deutſch denken. Es iſt im hohen Grade merkwürdig, was er, anfangs einzeln ſtehend, durch ſein bloßes reines Deutſchſchreiben gewirkt hat, denn da es Jedermann bald deutlich wurde, daß er, der ſinnreiche und gelehrte Mann, ſich auch wohl mancher anderen beliebigen Sprache hätte bedienen können, wenn es ihm bloß um die materielle Mittheilung zu thun geweſen wäre, ſo erſchien es ſchon als poetiſcher Tact, daß er durch innere Nothwendigkeit getrieben, die deutſche Sprache wählte.

§. 22.

Dieſe innere Nöthigung iſt uns weit intereſſanter als der Umſtand, daß er, der nur einſeitig Treffliche und Tiefe, ſich auch auf die Mannigfaltigkeit poetiſcher Formen legte und Oden, Satiren, Elegien, Sonette, Schäfer- und Trauerſpiele u. ſ. w. lieferte, (was freilich jeder ſehen kann der auch nur einmal in ſeinen Werken blättert) denn ſtreng genommen hat er doch eigentlich mit Ausnahme einiger, früherhin immer überſehener herrlicher Lieder — nichts geliefert als lehrende und beſchreibende Gedichte in denen Geſinnung und Sprache das Beſte iſt. Er ahnete, ja er erfaßte die Würdigkeit unſerer Sprache, und das ward ihm durch die Theilnahme mancher wackern Zeitgenoſſen, ſo wie durch einige ſpätere auf eine, man darf ſagen bewunderungswürdige Weiſe belohnt, da feuriger Eifer bei uns zu den Seltenheiten gehört. — Woher kam es, daß der Herzog von Liegnitz ihm eine Liebe ſchenkte, wie die äußerliche Steifheit der Zeit ſie ſonſt nicht leicht aufkommen ließ? Daß der Fürſt von Siebenbürgen Gabriel Bethlem ihn den Fremdling ſo glänzend begünſtigte? woher die Sorgfalt, ihn wie ein köſtliches Kleinod ſtets den Gefahren des Kriegs zu entziehen? woher endlich die Gunſt des ſtreng katholiſchen und papiſtiſchen Ferdinand II. die ſo weit ging, daß er Adelsbrief und Wappen, ihm, dem reinen Proteſtanten ertheilte? Ich weiß nicht, ob ſich dieſe Günſtigen ſtets genaue Rechenſchaft gaben über ihr Gefühl; in jedem Falle aber imponirte ihnen ein Mann, der ſelbſt in der erbärmlichen Zeit gewagt hatte ein reiner Deutſcher zu ſein. Man hätte das freilich beſſer haben können wenn man nur an Luther gedacht; da man jedoch beſagte Satiren, Elegien u. ſ. w. mithaben wollte, die ſich bekanntlich unter dieſer Ueberſchrift unter Luthers Werken nicht finden, — und ohne Ueberſchrift iſt es doch nur halber Genuß!! — ſo war es ſchon gut daß man ſich wenigſtens einen Mann ausſuchte, der doch ein wenig von Luthers Geiſte angehaucht war. In dieſer Hinſicht ſind ſelbſt manche unbeholfene Lobreden und Lobgedichte auf Opitz hiſtoriſch ſehr anziehend, denn ſie beweiſen daß man nur mit Ungerechtigkeit unſern Vorfahren Gleichgültigkeit oder Minderſchätzung dieſes Dichters vorgeworfen hat.

§. 23.

Wahrlich, es ging weit mit dem Bewundern! — Auguſt Buchner erklärt in einem lateiniſchen Skazon daß alles was Griechenland und Rom ſchönes habe auch Opitzens ſüße Muſe ſinge, wobei er mit letztem Athem in einer Parentheſe ausruft:

O rarum! o ingens! o sacrum ingenii monstrum!

Noch einen Schritt weiter ſteigt der wackere Julius Wilhelm Zinkgräf der in einem elegiſchen Gedichte auf Opitzens Bildniß den Griechen und Römern ein zwiefaches Cedite! zuruft, denn

Germanos, qui vos exsuperabit, adest.

Der feurig liebenswürdige Flemming meint ſogar im ſchönen Uebermaaß des Schmerzes um Opitzens Tod, man ſolle nunmehr alles bleiben laſſen, da doch nichts Würdiges mehr zu beſchreiben ſei.

Tſcherning kann freilich ſolchen Vorgängern nicht gleich kommen, und es klingt nur mittelmäßig wenn er ſagt, daß ein ſolcher Opitz „nicht alle Jahre“ geboren werde; doch wird er auch ein andermal ihm zu Liebe incorrect und ungrammatiſch indem er den ehrlichen deutſchen Mann zu einer Dame macht, zu einer zehnten Pierin nämlich. Zum Glück neigt er jedoch bald wieder zur Ruhe, und begnügt ſich zu erklären, daß Bunzlau durch Opitz eben ſo berühmt werde als Mantua durch Virgil. Wichtiger aber iſt das Lob Anderer, das ſich hauptſächlich auf Opitzens deutſche Sprachkunſt richtet.

§. 21.

Hier iſt z. B. Johann Riſt — ſonſt nicht ohne Eitelkeit und Ueberfruchtbarkeit bei vieler Schwäche — mit Anerkennung zu nennen, weil er jenes große Verdienſt ſchon 1638 laut anerkannt hat. Er ſagt, der edle und hochberühmte Poet Martin Opitz habe uns in ſeinen theils luſtigen, theils nützlichen Schriften und Gedichten genugſam Anleitung gegeben, wie wir unſrer faſt verderbten und durch ſo viel Fremdes in derſelben gleichſam vermummten deutſchen Sprache wieder auf die Beine helfen, ihr die unbekannten Larven wieder abziehen und derſelben Glanz, Zier und Reinlichkeit in Aufnahme bringen könnten.“ Daſſelbe wiederholt er mit andern Worten wenige Jahre darauf, vielleicht weil er wohl wußte, daß um den Deutſchen verſtändlich zu werden, man häufig reden müſſe, und, wo möglich, ſchreien.

Auf das äſthetiſche Urtheil des Caſpar Barth würde wenig zu geben ſein, wenn aber ein von Sprachkenntniſſen faſt erdrückter Mann, wie er, ſich innig freut, daß doch nun endlich einmal wieder deutſch geredet werde, ſeit Opitz den Verſuch ſo glücklich gewagt, ſo iſt das nicht unbedeutend. Daſſelbe gilt von dem Polyhiſtor Morhof, denn wenn er auch den Opitz zu ſehr als Dichter rühmt *), ſo iſt doch

---

*) Er führt unter anderm eignen Lobe auch Auguſt Buchners Worte an: Non potest ascendere altius Musa patria et necesse est ut acquiescat eo fastigio quo tu collocasti. Interim te sequemur longe et tua vestigia adorabimus: sic tamen non obscuri prorsus morituri und erkennt dieſen Ausſpruch als ge-

gerade ihm dem Sprachgelehrten am meiſten zu trauen, da
er beſonders den Dichter als deutſchen Sprecher liebte.

§. 25.

Für uns iſt indeſſen am wichtigſten **Leibnitzens** Urthei
Dieſer liebenswürdige, wenn auch zu nachgiebige Mann un
treffliche Denker, der vielleicht nur um deswillen weniger tie
dachte als er wohl vermocht hätte, weil er die lateiniſche un
ſogar die franzöſiſche Sprache der vaterländiſchen in Beziehun
auf ſeine eigene ſchriftſtelleriſche Thätigkeit verzog, hatte doc
auch Stunden in denen er ſich ſelbſt um dieſes Vergehen
willen tadelte. In ſolchen wandte er ſich zu der vernachläſſig
ten Mutter nicht ohne Reue zurück, und ſchrieb unter ander
die „unvorgreiflichen Gedanken betreffend die Ausübung un
Verbeſſerung der deutſchen Sprache,“ welche in dem erſte
Heft der Gottſchediſchen teutſchen Beiträge (1732) wiede
mitgetheilt worden ſind. Hier zeigt Leibnitz freilich oft genu
jene Schwäche, die, wenn blaſirt vornehme Leute ringsumhe
verſichern, es ſtehe mit der deutſchen Sprache (die ſie natürlic
nicht kennen) nur ſo und ſo, ein kraftvoll entſcheidendes Nei
nicht wagen mag. Dafür aber verſucht er ſo unter der Han
manches Löbliche von ihr zu entdecken, und wenn wir auc
erſchrecken müſſen vor dem ungeheuern Irrthum als ſei ſie fü
die Philoſophie *nicht* wohl geeignet — ſie die ſogar den größ
ten *Myſtikern*: Tauler und Angelus genügte! — ſo wolle
wir ihm doch danken, daß er den edeln Reichthum unſre
Sprache für das praktiſche Leben, ſo wie für die *Gewerbe*,
und die techniſchen Künſte aller Art, laut anerkannte. Di
Sache war freilich ſonnenklar genug, aber es hatte doch nun
einmal niemand vor ihm ſo kräftig darauf aufmerkſam gemacht.

[illegible], während er eher hätte bewundern ſollen, daß Opitz bei
ſolchen Kritiken beſcheiden blieb.

Da indeß Leibnitz bei ſeinem zarten und rückſichtsvollen Geiſte nicht gerne der Erſte iſt, der etwas Bedeutendes behauptet, weshalb er auch ſich oft anlehnt ohne es nöthig zu haben, ſo iſt ihm eine Autorität höchſt willkommen. Eine ſolche iſt ihm hier Opitz, von ihm räth er zu lernen, nicht bloß für „Verſe“, ſondern auch für die freie Rede, welche Opitz in ſeiner Hercynia, ſo wie in der Ueberſetzung der Argenis und Arcadia glücklich geübt habe. Er vertheidigt ihn zugleich, daß er manche treffliche ſonſt fremde Worte aufgenommen, z. B. — (mancher Leſer wird erſchrecken) — das Wort Poeſie, da er — leider viel zu beſcheiden — an Daniel Heinſius ſchreibt:

„Daß deine Poeſie der meinen Mutter ſei.“ „Damit hat er,“ fährt Liebnitz fort, „meines Erachtens, dies Wort Poeſie, aus habender ſeiner Macht, einmal für allemal für deutſch erkläret, ſo gut und unwiderruflich als ob ein Act of Parliament über eine engliſche Naturaliſirung ergangen.“

Wie ſehr iſt zu beklagen, daß L. nur zur Erholung die deutſche Sprache ſtudirte, doch ſoll ihm der Dank für manche gute Frucht jener Erholungsſtunden unverkümmert bleiben.

§. 26.

Zu Friedrich v. Logau.

(S. Bd. 1. S. 260.)

Der Abſchnitt über ihn giebt nicht bloß eine äſthetiſches Urtheil, ſondern betrachtet ihn auch von der hiſtoriſchen Seite, deren früherhin kaum beiläufig gedacht wird. Nur in Beziehung eines einzigen aber wichtigen Worts bin ich angegriffen worden, ich habe nämlich gemeint, es ſei Beſcheidenheit die den Dichter veranlaßte ſich in der Fruchtbringenden Geſellſchaft den Namen des „Verkleinernden“ mit dem Symbol des Milzkrauts anzueignen oder gefallen zu laſſen. Wilhelm Müller im ſechsten Theil ſeiner Bibliothek deutſcher Dichter, Leipzig

1821, S. XIV. f., zürnt deshalb mit mir und meint, ich habe nicht geleſen was Logau ſelber ſagt:

Das Milzkraut ſoll ich ſein,
Verkleinern ſoll ich ſtets, ſoll helfen treiben ein
Den aufgeſchwollnen Milz, die Art der ſtolzen Sinnen,
Die ſich in ihnen ſelbſt beherbergen nicht können,
Und denen viel zu eng ihr deutſches Vaterland.
Sie laſſen eignen Werth, und wählen fremden Tand u. ſ. w.

Wie aber wenn hauptſächlich *gerade dieſe Zeilen* die *Beſcheidenheit* des Dichters *beurkundeten*? wenn ſich gerade hier ein abermaliger und ausdrücklicher *Beleg* fände, daß er, ſich alſo beſchränkend auf moraliſche Satire in Epigrammenform, ſeine herrlichen, *mannigfaltigſt* reichen Dichteranlagen viel zu gering anſchlug? — Darüber ſollte, dünkt mich, kein Streit entſtehen können, da die Sache mir ſonnenklar vorkommt. Müller macht dabei noch die bedenkliche Anmerkung: „aber leider leſen manche Literatoren die Gedichte nicht ganz, über die und deren Verfaſſer ſie ganze Bücher ſchreiben.“ Ach ja, darüber zu ſeufzen hat man oft Gelegenheit, doch iſt es eine hübſche Sache um ein ſo gutes Gewiſſen, daß man ſolche Stellen einige Jahre lang ſorglos ganz unbeantwortet laſſen, und ſie dann nur weil ſie vielleicht hiſtoriſch nicht unmerkwürdig ſind, wieder abdrucken laſſen kann, da ſie in Beziehung auf mich ihre Widerlegung ſchon in ſich ſelbſt tragen. Wer, wie ich ſeit acht und zwanzig Jahren die Literargeſchichte der Deutſchen mit billiger Liebe und Anſtrengung ſtudiert hat, kann es ſich mit dem Antworten auf einzelne irrige Bemerkungen ſchon etwas bequem machen.

Uebrigens glaube man ja nicht als wolle ich hiedurch Mißfallen an der Müllerſchen Bibliothek andeuten; im Gegentheil erkläre ich ſehr gern, daß ich ſie für ein im Ganzen wohlgelungenes Unternehmen halte. Einige Zufriedenheit bezeigt der Verfaſſer auch mit meinen literarhiſtoriſchen Bemühungen, was denn doch immer als einiger Lohn anzuſehen iſt, da ich M's dichteriſche Anlagen ſtets anerkannt habe. — Auch getadelt hat er mich einmal mit Recht, und zwar durch die Behauptung, ich habe über Wekhrlin ein wenig „flau“ geſprochen. So etwas kann begegnen und iſt M. zum Beiſpiel in ſeiner Kritik des tiefſinnigen Angelus begegnet. Es ſollte aber nicht begegnen und darum habe ich zu danken. Wenn der Himmel, bei dem ja kein Ding unmöglich iſt, eine zweite Auflage meines Werks verſtattet, ſo wird jener Tadel gewiß benutzt werden.

§. 27.

Poetiſche Geſellſchaften.

(Zu Bd. I. S. 289 ff.)

Daß die mit löblichem Eifer begonnenen poetiſchen Geſellſchaften der Deutſchen während des ſiebzehnten Jahrhunderts nicht die gehofften Früchte trugen, obgleich die erſte und wichtigſte ſogar von vorn herein ſich ſelbſt die „Fruchtbringende“ nannte — dieſer traurige Umſtand iſt nicht ſelten zur Sprache gekommen und auch ſo ziemlich erklärt worden. Indeſſen hat man einen Umſtand übergangen, der ſich unmittelbar auf den Charakter der Deutſchen bezieht, dem zufolge das geſellige Talent überhaupt zu den Seltenheiten gehört. Die Menge freilich iſt eine Collectivperſon: die wird indeß keine poetiſche Geſellſchaft ſtiften wollen; die Bedeutenden aber die das eigentliche Deutſchland ausmachen, werden ſich zwar, der Einzelne dem Einzelnen, in Liebe und Freundſchaft begegnen, aber eine liebende Geſellſchaft — und ohne die Liebe iſt doch nun einmal nichts anzufangen — wird ſelten zu Stande kommen. Jeder ächte Sprachliebhaber, Redner und Dichter hat in gewiſſen Jahren ſeine entſchiedene Ueberzeugung gewonnen, von der er ſchwerlich abläßt. Das iſt ſehr preiswürdig; nur hat er leider oft den Fehler der Unzugänglichkeit und Verſteinerung gleichfalls ſich angeſchafft. Selbſt die beſten Freunde ſehen wir oft in poetiſcher Anſicht völlig verſchieden und es iſt bei uns ſo viel ich weiß noch nie ein Roman oder Drama von zwei Dichtern gemeinſchaftlich verfaßt worden. England hat ſeinen Beaumont und Fletcher *), und Frankreich zeigt beſonders in neueren Zeiten, wo manche Gattungen von Theaterſtücken als bloße Luxusartikel betrachtet werden, eine ziemliche Anzahl von gemeinſchaftlich arbeitenden Poeten.

Bei uns wurden jene früheren Geſellſchaften nach und nach zu bloßen Gevatterſchaften, und es war eine ſtillſchweigende Verabredung ſich unter einander zu loben, unverkennbar. Wer bei einiger poetiſchen Anlage die Gutmüthigkeit der ſchreibenden Mitglieder recht zu benutzen verſtand, wie z. B. Johann Riſt, ward dergeſtalt geprieſen, daß wir heut zu Tage das Lobgeſchrei nicht ohne Ekel vernehmen können.

Dennoch ſind poetiſche Geſellſchaften in Deutſchland ſtets wünſchenswerth gefunden, und gewiß mit Recht, da wir der Zerſplitterung der Kräfte nicht genug wehren können; und die Schwierigkeiten die ſich bieten, ſind denn doch nicht unbeſiegbar. Die Liebe, ohne welche — man darf es wiederholen — das ganze Leben gehaltlos iſt, wird uns nach und nach auch mit reinem Geſelligkeitsgeiſte erfüllen, und je ſicherer es mit unſerer wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Ueberzeugung ſteht, je mehr werden wir lernen, jedes einzelne Talent, wie ſehr es

ſich

---

*) Selbſt das bloße Gerücht daß das Schauſpiel: „die beiden edlen Vettern“ von Fletcher und Shakſpear verfaßt worden ſei, hat, ſo irrig es auch iſt, in dieſer Hinſicht einige Wichtigkeit, da ein ähnliches in Deutſchland nie entſtehen könnte, oder falls es ja entſtehen wollte, augenblicklich würde niedergeſchlagen werden.

ſich auch von unſrer Anſicht entferne, in ſeiner Art und auf ſeinem Grund und Boden — der darf freilich nie fehlen — nach Würden zu ſchätzen. Bei ſolcher Geſinnung und der Erkenntniß, daß männliche Freundſchaft der wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Unterlage nicht entbehren könne, erblühen denn auch ganz neue Freuden, die wir mit redlichem Eifer uns anzueignen ſtreben wollen.

Was in neuerer Zeit in Berlin für jenen edlen Zweck geſchehen, iſt zu bedeutend aber auch noch zu neu, um ſchon jetzt beurtheilt werden zu können, doch ſoll ein herzlicher, freudiger Zuruf nicht fehlen.

Zu Chriſtian Weiſe.

(Zu Bd. II. S. 93 ff.)

Um den Werth oder Unwerth eines dramatiſchen Werks darzuthun, müßte man es, wenn nicht zu hoffen ſteht daß der Leſer es in der Hand und im Gedächtniß habe und vergleichen könne, vom Anfang bis zu Ende abdrucken laſſen, denn kleine Auszüge können hier noch weniger helfen als bei anderen Gattungen von Gedichten, wo ſie doch zuweilen als Epigramme gelten mögen. In Weiſe's Luſtſpiel „Jakobs Heyrath“ iſt bei ſehr vielem Ungehörigen doch eine ächte Luſtſpiel-Ader, und die harmloſe Ironie mit der er die ganze Geſchichte nimmt, überraſcht uns um ſo mehr je näher wir uns mit dem Verfaſſer vertraut machen. Die Liebe des trefflichen jungen Paars ſelbſt iſt ganz in weitläufig ehrbarem Styl des deutſchen ſiebzehnten Jahrhunderts — als es ſich von früherm Leiden ein wenig erholte — man ſieht gleichſam bei dem ſchmachtenden Schäfer ein wenig Perücke, die bis auf die Kniee reichende Staatsweſte u. ſ. w., doch auch ein tüchtiges Gemüth das ſich aber jetzt beſonders in der Nähe der Hochzeit ſehr zart benehmen muß, weshalb es an Unbeholfenheiten und Pedantismen in den Redensarten nicht fehlen kann. Rahel iſt gleichmäßig gehalten, auch ſie verſteht zu lieben und hat etwa die Bildung einer guten deutſchen Conrektorstochter jener Zeit, doch wird auch ſie gehemmt, weil ſie leider ihren Vater nicht beſonders hoch zu achten im Stande iſt. Daß beide Liebende ſich ziemlich leicht täuſchen laſſen, wird gleichfalls von Weiſe als ein natürlicher Witz des Lebens gedacht, da er längſt aus den Alten (die er täglich vorträgt) weiß, daß die Liebe blind iſt und macht. Hier vollends wird ſie zu einem Lamm unter den Wölfen, Laban iſt völlig der zähe trügeriſche Mann den wir erwarten, recht aus dem Vollen geſchnitten. Er iſt der angeſehenſte Herr im ganzen Ort, hat Haus und Hof, Acker und Vieh, Küche und Keller, wie könnte er je unrecht haben? Er hat ſich auch ſo daran gewöhnt, daß alle Leute ihm nachgeben, daß ihm kaum die Möglichkeit eines Widerſtrebens von ihrer Seite einfällt. Seine Söhne ſind, wie billig, roh, plump und dickhäutig, ächte Labanskinder, denen das tölpiſch liebende Paar nothwendig zum Gegenſtande plumper Neckerei dienen muß, weil die Liebe überhaupt ihnen als abgeſchmackte Träumerei erſcheint. Lea's Unart iſt dagegen mit Heftigkeit verbunden, was ſich von dieſer ungerathenen Häßlichen erwarten ließ. Ihre ſpätere Reue iſt abermals nicht ohne Ironie geſchildert, da ihr die Sicherheit des Beſitzes wahre Reue unmöglich macht.

§. 29.

Da das Stück fünfzig und mehrere Perſonen hat, ſo iſt ſeine Breite begreiflich; doch wollen wir den guten Weiſe einigermaßen entſchuldigen, da er ſämmtliche zittauiſche Schulkinder als Darſteller beſchäftigen mußte. So iſt z. B. an Bauern ein allzu großer Ueberfluß, indem ſie doch nur als

Gäſte bei der Hochzeit anzuwenden ſind. Dennoch zeigt ſich auch hier das Weiſeſche Talent, indem wir wirklich deutſche Bauern jener Zeit mit Bauernverſtand und Bauernunart zu ſehen bekommen. Sie erſcheinen natürlich zu früh und da heißt es denn:

Esbon. Ich halte wir kommen zu riſch. Es gehet noch gar gräglich in der Küche zu.

Gared. Es iſt beſſer, gewartet als gearbet.

Put. Und ſo können wir hübſch zuſehen, wie es auf vornehmen Hochzeiten im Anfange hergehet.

Esbon. Wir Bauren ſind des Wartens wol gewohnet, wenn wir vor die Obrigkeit früh Morgens um ſechſe gefordert werden, ſo wiſſen wir um zwölfte noch nicht was wir ſollen.

Gared. Das Warten kommt mir nicht ſauer an, darf man doch nicht darbei arbeiten.

Put. Ob ich am Feyer-Tage unter der großen Linde ſechs Stunden nach einander müßig ſitze, oder ob ich vor der lieben Obrigkeit Maul-Affen feyl habe, da iſt mirs ein Ding.

Esbon. Ich will lieber warten als Müßiggehen: man erſpart die Schuh darbey.

Gared. Aber wo werden wir denn hintreten? die Leute laufen noch ſchrecklich unter einander.

Put. Es könnte einer zum Vorgerichte ſo eine Weſpe weg kriegen, die er behalten müſſe.

Esbon. Im Winkel ſind die Bauren am ſicherſten, wir wollen uns da nach einander hinſtellen.

(C. Ch. Weiſens Zittaniſches Theatrum, wie ſolches Anno MDCLXXXII. praeſentiret werden. Zittau 1683, S. 115.)

§. 30.

Ich bin weit entfernt dieſen Dialog für etwas abſonderliches ausgeben zu wollen, doch ſcheint er mir, wie geſagt, die ächten deutſchen Bauern zu bezeichnen, und das muß wohl nicht ganz leicht ſein, weil unter hundert Landleuten, welche von den Comödiendichtern aufgeſtellt werden, kaum zehn die wahre Dorfluſt athmen. Die meiſten welche wir zu ſehn bekommen, ſind ſo tugendhaft, daß ſie bei einer franzöſiſchen Roſenvertheilung zur Sittlichkeitsbelohnung glänzen könnten: oder ſie haben eine Gattung von Klugheit die ſie recht wohl zu dem Bürgermeiſteramt oder doch zu einem Syndicat in kleineren und mittleren Städten eignen würde, oder ſie bringen nur Plumpheit im Allgemeinen mit, die niemand ſehen mag. — Wahre Bauern ſcheinen den meiſten Theaterdichtern nicht ſitzen zu wollen, ein Umſtand den man beklagen darf, da hier von einer ſo ausgebreiteten, höchſt wichtigen und reſpectabeln Menſchenklaſſe die Rede iſt. Zu den ſeltenen beſſeren Ausnahmen gehört beſonders der Schulze in Ifflands Jäger. Der iſt vom Scheitel bis zur Ferſe ein Bauer, und kann und will nie etwas anderes ſein als ein ächter vornehmer deutſcher Kernbauer, der deshalb auch mit vollem Rechte ſchon längſt zum Schulzen ſeines Dorfs ernannt worden iſt.

In jedem Fall verdient Weiſe mehr Beachtung als ihm bisher geworden iſt, ſchon um der Kühnheit willen mit der er ſowohl den dramatiſchen Geſchmack der Franzoſen als den Lohenſteinſchen von ſich abhielt. Man ſieht überall, mit welcher Luſt und Liebe er zu Werke gegangen, und wie das harmloſe Vergnügen, welches er bei Verfertigung ſeiner Schauſpiele fand, ihm Erſatz war für alle andere ſtets ermangelnde Aufmunterung. Alle Jahre wurden drei Tage hintereinander drei verſchiedene Stücke, ſämmtlich von ihm verfaßt, von ſeinen Schülern in Zittau aufgeführt, und er war völlig zufrieden, wenn die liebe „grünende“ Jugend ſeine Sachen hübſch ordentlich darſtellte, und die werthgeſchätzten Eltern zuweilen klatſchten. Er ſelbſt fand ſo viel Wohlgefallen an ſeinen jungen Mimen, daß er ſie den damaligen Schauſpielergeſellſchaften (in ſo weit er ſie zu ſehen bekam) vorzog, ja er verſichert, daß als einmal eine herumziehende Geſellſchaft eines ſeiner

Luſtſpiele darſtellte, er bald aus dem Theater habe herauslaufen müſſen, weil er die ſeltſame Declamation nicht aushalten können.

Bei jenem Herkommen alle Jahr drei Stücke zu liefern (ſelbſt wenn er ſich zuweilen Wiederholungen erlaubte) muß ſeine Fruchtbarkeit auffallen, und es ſind gewiß bei weitem nicht alle ſeine Comödien gedruckt worden. Ich ſelbſt kenne außer den angegebenen bekannten Werken noch folgende: Ch. W. Neue Jugendluſt, das iſt drei Schauſpiele: 1) Vom verfolgten David. 2) Von der Sicil. Argenis. 3) Von der verkehrten Welt. Wie ſelbige Anno MDCLXXXIII. von den geſammten Studirenden im Zittauiſchen Gymnaſio aufgeführet worden. Frankfurt und Leipzig. 1684. Ferner: „Ungleich und gleich gepaarte Liebes-Alliance, wie ſolche vor einigen Jahren in einem Luſtſpiele vorgeſtellet worden, nunmehr mit einer ausführlichen Vorrede herausgegeben. Görlitz 1708. — Curieuſer Möbelmacher, wie ſolcher auf dem Zittauiſchen Theater den 26. October MDCCII. von etlichen Studirenden präſentiret worden, anjetzo aus gewiſſen Urſachen herausgegeben. Görlitz 1705. — Der geſtürtzte Marggraff von Ancre, in einem Trauer-Spiele den XIV. Febr. MDCLXXIX. auf der Zittauiſchen Schaubühne vorgeſtellet. Leipzig 1681. — Bäuriſcher Machiavellus in einem Luſt-Spiele vorgeſtellet. Dresden und Leipzig 1711. — Das Ebenbild eines gehorſamen Glaubens, welches Abraham in der vermeinten Opferung ſeines Iſaacs beſtändig erwieſen, wie ſolches den 4 Mart. MDCLXXX. auf der Zittauiſchen Schaubühne vorgeſtellet worden. 1682. — Der Tochter-Mord, welchen Jephtha unter dem Vorwande eines Opfers begangen hat, den 13ten Febr. MDCLXXIX. auf der Zittauiſchen Schaubühne vorgeſtellet. 1680.

Ich habe die genaue Angabe dieſer Titel nicht für überflüßig gehalten, da ich aus eigener Erfahrung weiß, wie ſelten und verſteckt ſich dieſe Schauſpiele halten, deren nähere Kenntniß für die Geſchichte der deutſchen Bühne wichtig iſt.

Schließlich werde noch bemerkt, daß Weiſe auch für die Cultur der Muſik auf ſeiner Schule und in ſeinen Comödien redlich ſorgte, eine Bemühung der wir ſchon nun ihrer damaligen Seltenheit willen das gebührende Lob nicht verſagen dürfen.

§. 31.

Zu Ph. J. Spener.

(S. Bd. II. S. 238.)

Nach dem bekannten Ausſpruche des vortrefflichen Mannes iſt das Gebet für die Seele was das ſtete lebendige Athemholen für den Leib iſt. Nur wer ſich in dieſe Verfaſſung verſetzt hat, kann ohne Schrecken die Pflicht übernehmen zu gewiſſen ſtets wiederkehrenden Zeiten auch öffentlich zu beten, was ſonſt nothwendig der Gefahr ausſetzen würde, zuweilen wol nur mit erborgter Exaltation, oder gleichſam hiſtoriſch oder gar mechaniſch zu beten. — — Ich las einmal in einer Recenſion als Lob einer Predigt: „Das Gebet iſt vortrefflich gelungen" und geſtehe, daß mich bei dieſem unbeholfenen Ausdruck das Lächeln verlaſſe, das ſonſt häufig genug Lectüre jener Art belohnt. Gelungen! welch ein Wort in dieſer Beziehung! — ein gelungenes Athemholen, eine gutgemachte Erhebung zu Gott, eine wohlſtiliſirte und anmuthig ausgeſchmückte Verſenkung in den göttlichen Willen! giebt es etwas Beleidigenderes? und ſollten nicht manche mit etwas Donnerwetter und Blitzſchlägen verſetzte — Flüche der Idee des Gebets, wenn auch noch ſo fern, dennoch ein wenig näher ſeyn, als manche jener Prunk- und Prachtgebete die wol gar für die gehörige Anzahl von Minuten berechnet ſind, und bei denen der Beter denkt: Wie trefflich wird ſich das im Druck ausnehmen! —

Zum Glück iſt jedoch dies Arge wol nur ſelten, und wir zweifeln durchaus nicht, daß gar manche der ärmſten Dorfpfarrer wie der vornehmſten Generalſuperintendenten, faſt eben ſo gut und einfältig öffentlich und im Stillen zu beten verſtehen als jener der zuerſt das beſte und zu allen Zeiten paſſende Wort ausſprach: „Gott ſei mir Sünder gnädig!“ — Gebete dieſer Art mögen immerhin recht häufig gedruckt werden, und ich will ſogar dem getadelten Recenſenten das Wort abborgen und gern mit ihm ſagen, das ſei vortrefflich gelungen.

§. 32.

Knüpfen wir an dieſe Bemerkung ein kleines Wort über den

Pietismus.

Eine Geſchichte des deutſchen Pietismus von einem der ihn rein ſchätzt *und* ihn überſieht, würde ein auch literarhiſtoriſches wichtiges Werk ſein. Die Formen des Lutherthums, ſo wie des Zwinglianismus und Calvinismus waren gegen das Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts erſtarrt, denn der Geiſt der ſie allein beleben kann hatte ſelbſt ſeine Lebendigkeit verloren. Es war ein gewiſſes engbrüſtiges, hartes, proſaiſch-proteſtantiſches Papſtthum entſtanden, das niemandem in der Welt verhaßter ſein könnte als Luthern ſelbſt, dem nach der *reinſten* Quelle dürſtenden reinen Gottesmanne. So erzeugte ſich bei zartern Geiſtern der Pietismus als Hülfe und Zuflucht, aber auch als Zeichen der Freien die im Beſitze eines höhern Liebes-Glaubens ſich dem *gemachten* Geſetz nicht unterwerfen wollen. Der Gipfel des Pietismus findet ſich in den Urhebern ſelbſt, *Spener* und *Franke* dem letzten Glaubenshelden der Zeit rein und glänzend. Indeſſen iſt das raſche Sinken dieſer religiöſen Erſcheinung begreiflich, da ſie ſich nur in Individuen erhalten konnte die ihn ſelbſt hätten erſchaffen können. Dem Pietismus nachzuweiſen iſt außerordentlich leicht, aber gerade hierin liegt ſein nothwendiger Fall, der ſelbſt in den Schriften des einfältig frommen, doch unfreien Bogatzky ſchon ſichtbar wird. Dieſe Einſeitigkeit führt zur Unſelbſtändigkeit und Kraftloſigkeit und damit leicht zur Ermattung, die uns ſchon bei B. beſchleicht, und wenn, wie zuweilen, noch wörtlicher Mechanismus in den Redensarten, und der Wechſel von Trockenheit und Süßlichkeit ſich einmiſcht, ſo wendet man ſich mit Unmuth, ja mit Ekel ab. Nur vergeſſe man nicht, daß der ſpäter herein gekommene Herrnhutismus kein integrirender Theil, ſondern das ſichere Symptom der völligen Caducität des Pietismus war, worüber Bogatzky's Schriften z. B. ſeine nicht genug geleſene Selbſtbiographie den beſten Beweis geben.

§. 31.

Hier kann dieß alles nur leicht berührt werden, um daran die Frage zu knüpfen, wie dieſe geiſtige Richtung auf die Poeſie und Rhetorik wirkte. Wer möchte läugnen, daß Spener und Francke und ihre erſten ſelbſtſtändigen Schüler und Freunde in ihrer — wenn auch zuweilen enger — Poeſie lebten, doch kann auch niemand in Abrede ſtellen, daß ſie ſich um das was wir weltlich Poeſie nennen, wenig oder gar nicht bekümmerten, auch wol gar polemiſch gegen dieſelbe auftraten. Beſonders war ihnen das Theater ein Stein des Anſtoßes, worüber wir uns jedoch nicht ſehr wundern wollen, da ſie natürlich nur das Theater der damaligen Zeit vor Augen hatten. Hauptſächlich geiſtliche Lieder allein wurden von Einigen gedichtet und gepflegt, doch würde ich unter allen Pieſten keinen zu nennen, deſſen Lieder ſich mit denen der anerkannten Heroen Luther, Flemming, Gerhard, Angelus u. ſ. w. meſſen dürften. Deſto beſſer ſteht es mit der Redekunſt dieſer Pietiſten, die oft in ihrer ſcheinbaren Kunſtloſigkeit die Kunſt nur verbirgt. Schon der einzige Umſtand, daß ſie etwas zu ſagen hatten das ihr ganzes Herz erfüllte, und an das ſie ſelbſt mit ganzer Seele glaubten, ſtellt ſie weit über die meiſten ihrer ſtarren Gegner, die ſich nur in alten längſt zerbrochenen gelehrten Bücherphraſen umhertrieben. Ihre Sprache war ſehr ſanft aber herzlich und nicht unkräftig, ihre Beſcheidenheit macht ſich gewiſſermaßen von ſelbſt, indem der Pietismus weit entfernt jemals eine herrſchende Partei werden zu können, nur im Gegenſatz aller Parteien entſtehen konnte. Das Große, Erhabene, Heitere, Friſch-fröhliche und Humoriſtiſche haben ſie nie erreicht, und nur das konnte dem geſunkenen Styl der Deutſchen wahrhaft helfen. Auch würden ſie bei ihrer moraliſchen Aengſtlichkeit (Spener und Franke hatten Höheres) jenes Ziel als etwas bloß Weltliches nicht anerkannt haben. Sprache und Styl war nie Gegenſtand ihres ernſtern Studiums. Vergleichen wir ſie aber mit den meiſten Poeten und Rednern der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, ſo finden wir ihre anſpruchloſe Darſtellung bei weitem vorzüglicher. Das pſeudo-lutheriſche Dogmatiſiren, dann die Wolfiſche, bei den Nachahmern immer ſteifer werdende Metaphyſik und ſogenannte mathematiſche Methode, endlich der flache Gottſchedianismus und nicht minder flache und rohe Bodmerianismus, die Leipziger Rednergeſellſchaft u. ſ. w., was konnten ſie, die kein Leben hatten, Lebendiges wirken für Styl und Darſtellung? Ein ſolches Lebendiges vermiſſen wir bei jenen Führern des Pietismus, ſo wie bei Spangenberg, ja ſelbſt bei Bogatzky keineswegs.

§. 31.

Es iſt mir nicht unbekannt, daß Spener ſelbſt in ſeiner unendlichen Beſcheidenheit häufig über ſeinen weitſchweifigen und verwickelten Styl klagte. Es iſt mir aber auch gleichfalls bekannt, daß er ſich oft und beſonders in Vergleich mit dem bekannten Berliniſchen Prediger Schade einen kalten und dürren Styl zuſchrieb, was wol noch niemand dem trefflichen gegen ſich ſelbſt harten Manne geglaubt haben wird. Sein Styl iſt allerdings zuweilen weitſchweifig, doch geht dieſer Fehler nicht aus Unkenntniß oder Mangel an Talent hervor, ſondern er wird veranlaßt durch eine große Herzensgüte, die auch dem Schwachen alles recht deutlich machen, und durch die Gründlichkeit des Geiſtes der niemandem zu wenig ſondern allen vollauf geben möchte. Fehler bleibt zwar immer Fehler, doch wollen wir ihn nicht zu hart rügen bei einem Manne der ſo Vieles und Wichtiges zu ſagen hatte, wofür der epigrammatiſche Styl ſich gewiß nicht eignete. Hier ſoll nur das ſtets Ueberſehene bemerkt werden, daß die Schriften der Pietiſten wenigſtens Leben hatten, und frei waren von pedantiſcher Zierlichkeit, todter Gelehrtheit, hölzerner Abgemeſſenheit u. ſ. w. Wo aber Leben, ſelbſt nur Leben der unteren Grade, ſtatt findet, da läßt ſich Umfaſſenderes und Freieres anknüpfen, wie es ſpäterhin durch [illegible] und [illegible] als Speners und Franckes Schüler waren, geſchah.

§. 32.

Zu Abraham a Sancta Clara.

(S. Bd. II. S. 172 ff.)

Bei der Genauigkeit mit der an dem angegebenen Orte über ihn geredet worden, ſcheinen Zuſätze entbehrlich, dennoch nicht, da in den dort angezogenen Stellen die [illegible] Beziehung vorwaltete, noch Folgendes hinzu geſetzt werden. Die meiſten deutſchen Literarhiſtoriker ſind mit ihrer Kritik über Abraham bald fertig geworden, ſie nannten ihn einen geſchmackloſen Scribenten, der ſeine Mönchsmoral mit Späßen aufſtutze, gaben dann ein paar Stellen die gewöhnlich einer dem andern nachſchrieb — was freilich bequemer iſt als in dem Werke des Autors ſelbſt nachzuſchlagen — und waren dann zu Ende. Was die Geſchmackloſigkeit betrifft, ſo hätte ſie wenigſtens näher bezeichnet werden ſollen und zwar als die bunteſte und in ſich vollendetſte die vielleicht jemals vorhanden geweſen, wodurch ſie aber intereſſant werden kann, ja intereſſant werden muß, weil alles in ſich Vollendete auf dieſen Namen Anſpruch machen darf. Jene Auszüge zeigten ihn faſt immer nur von einer Seite, der Spaßmacherei, und man vergaß dabei, daß ein religiöſer Volksredner und Humoriſt gar vielen Raum gebraucht, und daß ſein ganzes Weſen aus einzelnen Stellen, und wären es ihrer funfzig, nicht erkannt werden kann. Folgende Stellen ſcheinen mir jedoch geeignet von ſeiner Geſinnung und Manier ein neues und wenigſtens ſchattenähnliches Abbild zu geben. — Abraham zeigt hier zuvörderſt, daß die erſte Urſache warum Judas ein Dieb geworden, in ſeinem mangelhaften Vertrauen auf Gott zu ſuchen ſei, und erzählt dann mehrere erbauliche Geſchichten, wie wunderbar Gott für uns ſorge.

„Mücken-Brüter, Grillen-Vögt, Sorgen-Kramer, Lichſeigen, Melancholey-Schmied, Kummerhanſen, Trauer-Neſt ſeyet ihr noch mit Aengſten angefüllt wie das Trojaniſche Pferd mit Soldaten? Glaubt ihr noch, ihr werdet euch ins künftige nicht können erhalten? Fürcht ihr euch noch, euer Brodkaſten werde die Schwindſucht bekommen? O Spott-Geſellen! derjenig Gott, welcher den Daniel in der Löwen-Gruben, welcher den Elias in der Wüſten, welcher die Iſraehier in der Einöde geſpeiſt hat, dieſer Gott lebet noch. Warum verlaßt dich nit auf ihn? Derjenig Gott welcher durch ein Fiſch dem Apoſtel Petro Geld hat geſchickt, derjenig Gott welcher Brod dem H. Einſiedler Paulo durch den Raben hat geſchickt, derjenig Gott welcher der Wittib zu Sarepta ihr Geſchirr mit Oel wunderbarlich angefüllet, derjenig Gott lebt noch, warum verlaßt dich nit auf ihn? er verlaßt nit den Wolf, warum ſoll er verlaſſen einen Wolfgang? er verlaßt nit den Bären, warum ſoll er verlaſſen einen Bernhard? er verlaßt nit den Adler, warum ſoll er verlaſſen den Adlbert? er verlaßt nit die Antten, warum ſoll er verlaſſen Antonium? er verlaßt nit den Baſilisk, warum ſoll er verlaſſen Baſilium? er verlaßt nit die Henn, warum ſoll er verlaſſen den Heinrich? er verlaßt nit den Löwen, warum ſoll er verlaſſen einen Leonardum? er verlaßt nit den Lachſen, warum ſoll er verlaſſen den Lucam? ich will ſagen er verlaßt kein einiges Thierl, ſondern ſpeiſt dieſelbige. Implet omne animal benedictione. Warum ſoll er dich verlaſſen, den du täglich für deinen Vatter erkennſt und bitteſt: „Vatter unſer, der du biſt im Himmel!" —

„Wie Gott der Allmächtige die Welt erſchaffen, hat er allerlei Bäume mit den edelſten Früchten und ſaftreichſtem Obſt hervorgebracht, ehender und bevor er den Adam als erſten Menſchen formiert und alſo der mildherzige Vatter ſchon das Eſſen, gute Biſſl und das beſte Confect in die Bereitſchaft geſtellt, ehe der Menſch geweſt, auf daß Adam Gott nicht habe können nachſagen, er habe einmal einen Abgang gelitten." (S. Judas der Erz-Schelm Th. 1. S. 221. Salzburg 1710.)

§. 36.

Nicht ſelten veranlaßte ihn ſeine Lebhaftigkeit auch in ſeinen Predigten weltliche oder erdachte Beyſpiele anzuführen, welche denn die auffallendste Verstellung, nicht selten mit komischen Schlagreimen verbunden, die Wirkung erhöhen muß. So sagt er z. B. um seinen Lieblingsgedanken — den fröhlichen Gottvertrauens — neu hervorzuheben: „Willkomm Herr Balthauser, warum seyet ihr ein solcher Phantast? guten Morgen Herr Ruprecht, warum ist euch heut um das Herz nicht recht? guten Abend Herr Willibald, weswegen macht ihr so traurige Gestalt? wie gehts?" — Wie wolts gehen? hart genug, es seynd nie so schwere Zeiten gewesen, es geschicht mir gar zu hart, ich kann nit mehr erschwingen." Ei du lieber Lapp mit deinen harten Zeiten und Zeitung!" u. s. w.

Lichtenberg erzählt, daß er einmal eine zankende magere Frau zu einer ungebührlich fetten auf der Straße haben sagen hören: „Sie grobschlächtiges Mensch!" Das, meint er, sei ein Wort, dessen sich selbst **Falstaff** nicht zu schämen brauchte. Ich gebe es allenfalls zu, doch scheint mir, daß auch das treffliche „Ei du lieber Lapp mit deinen harten Zeiten und Zeitung!" wie aus einer echt lustigen altenglischen Comödie herüber tönt.

§. 57.

Verhältniß des Theaters zu den Geistlichen.

(Zu Th. II. S. 291 ff.)

Wie weit in früherer Zeit die starre Abneigung der meisten deutschen Geistlichen gegen das Theater ging, darüber giebt es genug bekannte Belege, am traurigsten aber ist der Umstand, daß sie ihren Haß durch mehrere Sprüche aus der Bibel, besonders aber durch den vierten Vers des fünften Kapitels der Epistel Pauli an die Epheser zu bevorworten suchten. Und wie lautet jener Spruch? Der Apostel warnt die Ephesische Gemeinde vor einzelnen Unsittlichkeiten und nennt denn unter andern auch „ſchandbare Wort und Narrentheidinge oder Scherz, welche euch nicht ziemen, ſondern vielmehr Dankſagung.“ Aus einem ſolchen Spruche ein Anathem für die Bühne herzuſchreiben iſt 1828 kaum glaublich und doch geſchah es. So verdammte z. B. ein ſehr berühmter und in ſeiner Sphäre mächtiger Geiſtlicher Iſrael **Clauder** 1697 mit Anführung jenes Spruches ſämmtliche Comödien. Doch ward ihm einſt von einem „vornehmen“ Manne widerſprochen, welcher ſehr richtig erklärte, jener Spruch gehe nur auf die unſittlichen heidniſchen Gauckelſpiele der damaligen Zeit, beſonders in den kleineren Städten, worüber jedoch Clauder ſo hitzig wurde, daß er jenem ſeine „Blöße im Chriſtenthum“ vorwarf. Der Edelmann blieb gelaſſen und fragte lächelnd, ob Clauder es etwa verſchmähen würde in den Himmel zu kommen in welchen **er** zu gelangen hoffe. Weit entfernt aber auch die gewöhnlichſte Ironie zu verſtehen, erwiederte der Prediger: „Ich will in den Himmel da Paulus iſt.“

Ein andermal da jener Edelmann auch das Spielen vertheidigen wollte, (der Ausdruck „ſpielen“ iſt ſehr unbeſtimmt *), doch kann ich ihn nicht anders geben als ich ihn gefunden) erwiederte Clauder: „Auf dem Wege den Sie gehen, treffe ich Sie nicht im Himmel an.“ Man muß dieſe Antworten als wahrhaft vortrefflich angeſehen haben, denn ich finde ſie noch in einem ſonſt ſchätzbaren Werke: „Die letzten Stunden u. ſ. w. von dem Grafen von Henkel.“ Halle 1733. Theil IV. S. 101. als ſehr löbliche Aeußerungen mitgetheilt.

---

*) Auch das „Vertheidigen“ ſpricht nicht deutlich, da es doch am wichtigſten wäre den Standpunkt zu kennen, von wo aus der Gentleman die Vertheidigung unternahm.

§. 38.

Einzeln betrachtet iſt dieſe Anekdote vielleicht kaum intereſſant genug; ſie wird aber wichtig, wenn wir erwägen, daß die Anſicht welche ſie ausſpricht von den meiſten Geiſtlichen jener Zeit getheilt wurde. Da ſie die Herrlichkeit des Chriſtenthums, wenigſtens nicht in ihrer ganzen Fülle erkannten, ſo erſchien ihnen das Leben ſelbſt oft nur wie eine „dunkle Sackgaſſe" in der Vorſtadt, und die Freude überhaupt als ſündlich oder doch bedenklich. Die Wiſſenſchaft ſollte dem Bedürfniſſe und die Wiſſenſchaft der Wiſſenſchaften, die Philoſophie, lediglich als Magd dienen. Wo möglich noch mehr mußten ſich die Künſte gefallen laſſen, die Baukunſt war zu einem Handwerk geworden, dem nur die deutſche Charakter-Solidität zu einiger Solidität verhelfen konnte, doch für Schönheit und Würde, ſelbſt der Kirchen, ward wenig geſorgt. Die Malerei durfte nur Fürſten, Helden, Bürgermeiſter und Prediger portraitiren, und war deshalb gewiſſermaßen nur ein Theil der Spezial-Geſchichte. Die Muſik hielt ſich noch am meiſten in Achtung, da Luther, ihre ganze Tiefe erkennend, ſie häufig geprieſen hatte. Auch war es faſt zu ſchwer, den herrlichen alten Chorälen, ſo wie dem großartigen Wirken jener ſchaffenden Tonkünſtler zu widerſtehen, die Deutſchland ſchon in der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts beſaß; und ſo war auch die Poeſie willkommen, ſo bald ſie nur hauptſächlich für die Geſangbücher dichtete. Die Tonkunſt jedoch und die Schauſpielkunſt betrachtete man als gänzlich ſündhaft, da man leider nicht vermochte, ſie auf das Höhere zu beziehen. — Noch in den ſechziger Jahren konnte der berühmte Melchior Goeze öffentlich fragen, ob die Freunde des Theaters ihm wol einen einzigen deutſchen Prediger nennen könnten, der das Theater beſucht habe, und in der That fand ſich nur

Einer den man nennen konnte. Dieſer Eine aber gilt für viele; es war der vortreffliche Mosheim *).

Gottſcheds leidenſchaftliche Empfehlung des Theaters half wenig, ſo wie auch Gellerts milde Anſicht nicht fruchtete, da er ſich ſpäterhin von dem Theaterweſen ganz zurückzog. — Durchgreifend wirkte hierin nur Leſſing.

§. 29.

Zu v. Canitz.

(Zu Bd. II. S. 311.)

Bei dem erhöhten Intereſſe, das dieſer Dichter in neueren Zeiten erworben hat, möge noch das Zeugniß des bekannten Joachim Lange, der bei ihm im Hauſe drei Jahre als Hofmeiſter ſeines noch ſehr jungen Sohnes lebte, mitgetheilt werden. Nachdem er zuvörderſt ſeinen noch ſehr zarten „Diſcipel" (der ſehr früh ſtarb) überaus gerühmt hat, fährt er fort: „Die Frau Mutter" (die durch ihre Schönheit und Tugend bekannte Doris) „war eine beſonders gute Freundin von denen beyden rechtſchaffenen Knechten Gottes, Herrn D. Spener und Herrn M. Schaden, und fürchtete Gott von Herzen. Der Herr Vater, ein vornehmer Staats-Miniſter, ſtunde zwar in ſolchem Stande noch nicht, aber doch war er nicht allein auch nicht ohne Furcht Gottes, ſondern dabei der Natur nach von einem ſehr liebreichen, ſanften, gütigen und gutthätigen Weſen, ſo ſich bei ihm auch zuletzt immermehr hat bezeigen laſſen. Und alſo war ich bei ihnen wohl aufgehoben: wie ſie mir denn nicht allein ein gutes Salarium gaben, ſondern auch noch ein mehreres thaten, als ſie ver-

---

*) So berichtet Loewen in den Klotziſchen Briefen Th. II. S. 11., Mosheim habe 1740 die Schönemannſche Schaubühne in Göttingen mehr als einmal beſucht.

verſprochen hatten. Und da der Herr Geheimte Rath gar ofte pflegte offne Tafel zu halten, und ich mich nebſt dem Discipulo dabei mit finden laſſen mußte: ſo hatte ich Gelegenheit, mit vornehmen Bedienten des Civil- und Militair-Standes bekannt zu werden."

Auch der trefflichen, ſelbſt mit theologiſchen Werken wohl verſehenen Bibliothek des Dichters erwähnt er genau; (Siehe Dr. Joachim Langens Lebenslauf. Halle und Leipzig 1741. S. 33.) zeigt ſich aber als den ungeübteſten Menſchenmahler, indem er, der eine ſo beträchtliche Zeit in dieſem Hauſe lebte, uns von der edeln, rein gebildeten Familie nur ſo dürftige allgemeine Nachricht giebt.

Ueber jene Ausgabe der Caniziſchen Gedichte ſagt er nur, er habe aus deſſen Manuſcripten diejenigen Gedichte, welche unter dem Titel der „Nebenſtunden" angefertiget und mit allgemeinem Beifall aufgenommen worden, ausgeſucht. Was aber in einigen Auflagen ſich dabei in einem „ärgerlichen Anhange" befinde, ſei nicht aus der Caniziſchen Feder gefloſſen.

§. 12.

Dieſe Klage iſt allerdings gegründet, denn als jene erſte Ausgabe, (Berlin 1700) welche nur in ſieben einem halben Bogen beſtand, vergriffen war, wurde ſchon 1702 ein Anhang ganz fremdartiger Gedichte unter Canizens Namen beigefügt, welcher bis zur achten Auflage 1718 fortdauerte, ohne daß, ſo viel ich weiß, irgend ein öffentliches Wort dagegen laut wurde, bis endlich in der neunten Edition der Freiherr Hildebrand von Canſtein mit gerechtem Eifer die gehörige Aufklärung ertheilte, nur daß er leider in ſeiner Strenge zu weit ging, indem er aus den ächten Papieren, die ihm zu Gebote ſtanden, nicht genug gab, ja ſogar die längſt bekannte und in mancher Hinſicht wirklich ausgezeichnete ächte Klagrede über das „Abſterben der brandenburgiſchen Kurprinzeſſin“ (der erſten Gemahlin Friedrichs III.) gleichfalls ausſchloß. Wie es aber damals mit der Kritik der deutſchen Leſer beſchaffen war, zeigt der Umſtand, daß man ſich ſiebzehn Jahre lang Gedichte der verſchiedenartigſten Poeten und Reimer: Simon Dach, Johann von Beſſer, Benjamin Neukirch u. ſ. w. als Canitziſche Productionen hatte aufreden laſſen, bis endlich Ulrich König in ſeiner bekannten, ſehr weitläufigen aber ſorgfältigen Ausgabe der Canitziſchen Gedichte (Leipzig und Berlin 1727) die ganze Sache in das Reine brachte.

Dennoch könnte man bei näherer Anſicht jener etwas unbeſtimmten Stelle in dem angeführten Langeſchen Buch (S. 57.) zu der Frage veranlaßt werden, ob auch wirklich ſämmtliche von König aufgenommenen Gedichte Canitzen gehören, da Lange der Königſchen Ausgabe, als einer beſſern gar nicht erwähnt. Hatte der [illegible] Lange ſchlechthin keine Notiz von derſelben genommen? So ſcheint es wirklich, denn ſonſt hätte wohl der fleißige K. eine lobende Erwähnung verdient *). Wer übrigens L. genau kennt, was nicht ſchwer iſt, wird leicht vermuthen, daß er überhaupt nur „geiſtliche“

---

*) Während König mit der Arbeit ſelbſt beſchäftigt war, zeigte ſich Lange allerdings theilnehmend, und da K. ſich einige Zeit in Halle aufhielt, lediglich in der Hoffnung, dort noch einige Ausbeute für ſein Unternehmen zu machen, erzählte ihm L., [illegible] von Canitzen habe ein ſtarkes Heft ungedruckter Canitziſcher Gedichte in's Feuer geworfen, weshalb auch nichts weiter mehr ſich werde auftreiben laſſen. (S. die Vorrede in Königs Ausgabe.) Darf man nun dieſer Angabe keinen Zweifel [illegible] Zumuthung [illegible] das einzige war. Die Gedichte gingen ja bei Lebzeiten des liebenswürdigen Mannes ohnehin ſchon in dem engen Kreiſe ſeiner Freunde und Bekannten in mehreren Abſchriften herum, und C. ſelbſt klagt zuweilen

Gedichte anerkannte, und weit entfernt war von dem Gedanken, daß jedes gute Gedicht nothwendig auch ein geiſtliches ſei.

§. 11.

So kann uns alſo die kurze [illegible] Bemerkung nicht hindern, Herdern beizuſtimmen, der bekanntlich in der Adraſtea behauptete, es gebe noch eine Anzahl von ungedruckten Canitz'ſchen Satiren und andern Gedichten, deren Bekanntmachung ſehr zu wünſchen ſei. Auch König kannte einige, die er mitzutheilen Bedenken trug, weil ſie nicht den ſittſamen Ausdruck und erbaulichen Inhalt hätten, der die andern Werke des Dichters ſelbſt für das „[illegible]" [illegible] machte. Er fühlt ſich groß in dieſer [illegible] Gewiſſenhaftigkeit und vergleicht ſich deshalb mit dem [illegible] Cornutus, der als Herausgeber des Perſius, um bei der Auswahl völlig freie Hand zu haben, die ihm von dem Dichter vermachten 25,000 Thaler den Erben zurückgab. — Wozu dieſe Feierlichkeit? — Waren die zurückbehaltenen Gedichte wirklich unſittlich, ſo that König allerdings wohl ſie nicht aufzunehmen. Jener Vergleich aber iſt völlig [illegible], da König Canitzen nie gekannt, nie auch nur geſehen, von ihm nichts geerbt und überhaupt bei der Auswahl nicht die mindeſte Schwierigkeit von Seiten der Erben zu beſorgen hatte. Dennoch war die Sache erzählenswerth, weil ſolche [illegible] prunkende Vergleiche als Geſchmack [illegible] jener Zeit zu betrachten ſind, indem ſelbſt der mehr [illegible] nach dergleichen Zierrathen haſcht. Je ärmer ſich ein Schöngeiſt innerlich fühlt, je mehr ringt er nach ſcheinbar reichem Ausdruck und prachtvoller

---

über ſeine ihm täglich werdende [illegible], wovon beſonders ſein Freund [illegible] [illegible] überall mittheilt

Rede. K. beſonders möchte gern groß und überaus erhaben ſcheinen *).

Ueber Canizens Bilde vor der gedruckten Leichenpredigt ſteht folgendes Sinngedicht:

Vultu quem cernis placidum, suavem atque benignum,
Magnus judicio consiliisque fuit.
Sordida, dicebat moriens, est gloria mundi;
Gloria quae crucis est, nunc mihi sola placet.
Quique lubens morior, fateor, me vivere velle,
Ut tantum Christo vivere posse detur.

Es iſt von Lange und verdient auch hier mitgetheilt zu werden, da in demſelben die letzten Worte des Sterbenden angedeutet werden. L. wiederholte die Verſe in ſeiner Lebensbeſchreibung (d. h. 15 Jahre nach Canizens Tode) und verſichert, daß ſie nur Wahrheit enthalten, was wir ihm gern glauben.

§. 12.

Zu Günther.

(Vergl. Bd. II. S. 327 ff.)

Da ich glücklicher Weiſe — denn des Glückes will ich zuvörderſt gedenken — am früheſten den theils mißachteten, theils vergeſſenen Günther in die ihm gebührenden Rechte geſetzt, und durch gar manche bald kürzere, bald ausführlichere Kritiken über ihn die Deutſchen auf ihn aufmerkſam gemacht hatte, ſo konnte es nicht fehlen, daß man mir zuweilen Ueberſchätzung deſſelben vorgeworfen. Ich ließ das dahin geſtellt ſein, wie früherhin bei anderen, z. B. bei Gryphius und An-

---

*) Späterhin als Hofpoet legte ſich das, er ward leichtfertig genug, aber auch faltenreich ſteif, wie es gerade die Zuſchauer und Hörer wollten.

getus, wo ein ähnlicher Fall eintrat, obwohl ſchon jetzt ſo ziemlich alle über jene Poeten mit mir einig geworden ſind. Indeſſen iſt mir jetzt zur Abwechſelung auf einmal das Gegentheil begegnet, was in gewiſſer Hinſicht recht gut ſein mag, da man als Literarhiſtoriker ſich an Vieles gewöhnen ſoll, um es entweder leichthin als unbedeutend zu ignoriren oder als nicht unwichtig zu beſtreiten und zu beſeitigen. Hier gilt das Letztere. Ein reich begabter Dichter — als ſolchen zeigt er ſich beſonders in ſeinen Griechenliedern, Wilhelm Müller, deſſen Talente ich nicht nur nie verkannt, ſondern auch öffentlich anerkannt habe, — widmet den zehnten Theil ſeiner Bibliothek deutſcher Dichter des ſiebzehnten Jahrhunderts, den auf dem Titel angegebenen Zeitraum überſchreitend, unſerm Günther. Er erzählt zuvörderſt deſſen Leben in der Hauptſache völlig ſo, wie ich es ſowohl in meinen „freundlichen Schriften“ als in dem zweiten Theil dieſes Werks S. 327 ff. ausführlich mitgetheilt habe. Ein wenig Dank für meine Vorarbeit möchte ich wohl verdient haben, doch iſt er diesmal eben ausgeblieben, was ſich wol zuweilen zuträgt. Späterhin aber iſt Wilhelm Müller vollends unzufrieden mit meiner erſten Kritik über Günther, welche ich im Jahre 1812 in dem Werk“ „die ſchöne Literatur Deutſchlands während des achtzehnten Jahrhunders Theil I. lieferte.“ „Franz Horn, welcher ſpäterhin kein Ende finden konnte, Günther's Genialität zu charakteriſiren, fällt dort ein wegwerfendes Urtheil über ihn: er habe mehrere ſehr glückliche Talente beſeſſen, und dennoch unreif kaum theilweiſe genießbare Gedichte geliefert. Seine Zeitgenoſſen und ſpäteren Nachkommen hätten ihm Viel vergeben, weil ſie ihn für ein beſonderes Genie gehalten, worein man damals demüthig genug ſich noch nicht recht habe finden können. Aus einem ganz andern Tone raſonnirt (!!) derſelbe Kritiker über Günther in ſeinen Freundlichen Schriften und in ſeiner neueſten literarhiſtoriſchen Arbeit. Doch habe freilich Goethe dieſen Ton angegeben.“ Alſo Müller.

§. 11.

Ich geſtehe, daß ich dieſe mich betreffende Stelle einigemal habe durchleſen müſſen, um mich nur zu überzeugen, daß ich recht geleſen. Sollte denn der durchgehend ironiſche Ton, in welchem gerade dieſes aus dem Zuſammenhange genommene Fragment über Günther geſchrieben worden, nicht deutlich genug ſprechen? ſollte denn jenes „demüthig genug“ jenes „beſondere Genie in das man ſich nicht finden konnte,“ u. ſ. w. in Verbindung mit dem „mehrere ſehr glückliche Talente“ nicht deutlich genug zeigen, daß ich ihn auch damals ſchon für ein [illegible], aber verwildertes Talent hielt? und durfte ich nicht, da ich in der Vorrede der angeführten in einigen beinahe möchte ich ſagen überreichlichen Zeilen ausdrücklich der Ironie gedacht hatte, ohne welche ein Buch dieſer Art gar nicht beſtehen könne, hoffen, es werde nun jedes Mißverſtändniß unmöglich ſein? Und doch hat es ſich alſo begeben. Es muß mir indeſſen ſo etwas Dunkel geahnet haben, denn ſchon im zweiten Theil jener „ſchönen Literatur“ (1813) ging ich auch in der Wörterfügung ernſter zu Werke und gab über Günther Genaueres an.

Indeſſen bleibt es dabei, daß ich von „theilweiſer Ungenießbarkeit“ und „Unreifheit“ Günthers, bei anderweitigem Lobe gleichfalls geſprochen, und ich nehme dieſe Ausdrücke nicht zurück, obwohl das eben angeführte Wort „kaum“ in „nur“ verwandelt werden möchte, was ſich jedoch durch den Zuſammenhang von ſelbſt verſteht. Lautet denn aber das Urtheil bei M. anders? Mit nichten, denn wie ſehr er auch den Poeten im Allgemeinen preiſt, ſo ſagt er doch von deſſen Gedichten, ſie ſeien ein „Wuſt roher und leichter Arbeit,“

und „ganz in ſich vollendet und abgerundet ſehr Weniges.“ Das Letzte iſt ſehr richtig aber von einem „Maß“ würde ich doch aus Liebe für Günthers Talent nie geſprochen haben. Dennoch will M. den Dichter mehr gelobt haben als ich, und giebt deutlich zu verſtehen, daß Goethes Urtheil meine ſpätere größere Neigung für denſelben veranlaßt habe; eine Neigung, die allerdings unendlich ſein müſſe, wenn ſie wirklich „kein Ende gefunden“ haben ſolle, ſein Urtheil zu [illegible]. Ich verdanke Goethen ſo viel und habe ſtets ſo gern geſtanden, daß ich ihm ſehr viel verdanke, daß es mir eine wahre Luſt ſein ſollte zu erklären, ich ſei ihm auch die nähere Kenntniß der Güntherſchen Gedichte ſchuldig; allein ich muß doch einmal bei der Wahrheit bleiben und deshalb erklären, daß ich bereits im Jahre 1804 Günthern als das erſte lyriſche Talent **während der ganzen erſten Hälfte** des achtzehnten Jahrhunderts genau erkannte und häufig Freunde und Bekannte auf den bei weitem [illegible] Poeten aufmerkſam machte. Ich pflegte ſchon damals herzlich zu bedauern, daß er ſeinen Genius gleichſam wie ein Wunderthier habe **zeigen** oder ihn aus Noth [illegible] müſſen, um in der deutſchen **Kälte** ſich das Kopfkiſſen und Deckbette damit auszuſtopfen. M. nennt ſehr kurz, aber nicht ſehr erfreulich G's. Muſe eine Almoſenſammlerin, was ohne Zweifel daſſelbe ſagt. Ich habe ferner in dem Gedichte an Phyllis eine gewiſſe **künſtliche** [illegible] gefunden; M. findet ſie nicht, ſondern wahres und tiefes Gefühl, wobei ihn die feierliche Anſtalt, (der Verlobungsring mit einem Todtenkopfe) nicht befremdet. Da er aber in Günthers Leben auch einen „Abgrund **gemeiner** Wolluſt“ anzunehmen glaubt, den ich nicht gefunden, ſo ließe ſich fragen, wie ein aus ſolchem Abgrunde Zurückkehrender ſo ſchnell eines wahren und tiefen Gefühls der Liebe ſollte fähig geworden ſein. Ja, der ich ihm nur die Sünden der Verzweiflung, der Ueberkraft und der daraus entſpringenden Schwäche, nie aber gemeine Wolluſt zutraue, vermag dennoch nicht ihm eine reine Liebesfähigkeit zuzuſprechen, ſchon um deswillen nicht, weil eine ſolche ihn nothwendig würde gebeſſert haben. Wir finden aber nach jener Verlobung ihn nur noch tiefer ſinkend.

§. 11.

Auch über Günthers Vater ſcheint M. mit mir nicht einig. Er nennt ihn einen „chriſtlich ſtrengen Vater,“ einen „praktiſchen Mann“ einen „braven und tüchtigen Vater,“ ſchreibt ihm aber dann auch wieder einen harten Starrſinn zu, der ſich freilich nicht abläugnen läßt. Er ſagt ſelbſt: „ſollte auch dieſes Aeußerſte“ (das lange Nächte liegen vor der verſchloſſenen Thür und das mit Gewalt vertrieben werden) ſich nicht ereignet haben, ſo brach doch der Fluch des väterlichen Haſſes den Stab über dem Haupte des unglücklichen Jünglings.“

Das giebt aber kein zuſammenhängendes Bild. Ein chriſtlich ſtrenger Vater hat doch, eben weil er chriſtlich ſtreng iſt, auch ein chriſtlich-mildes Herz. Er flucht dem verirrten Sohne nicht, ja ſollte er wirklich einmal in einem finſtern ſündhaften Augenblicke ihm geflucht haben, ſo wird ihn doch bald ein ſpäterer beſſerer Augenblick von ſeinem großen Vergehen überzeugen. Und hier nun vollends väterlicher Haß, dauernder Haß! — Welch ein Gedanke! aber er iſt leider in Beziehung auf dieſen unväterlichen Vater richtig: nur fällt dann lieber der chriſtlich ſtrenge Vater weg, denn ein ſolcher bricht nicht den Stab, ſondern er kräftigt, hebt und tröſtet, wie jener ächt chriſtliche Vater im Evangelium, der dem reuig Rückkehrenden vergebend Thür und Arme öffnet. Dieſer iſt wahrlich nicht als Ideal hingeſtellt, ſondern als ein einfacher und ſchlichter und muthig hoffender Chriſt, wie es deren Gottlob noch viele tauſende giebt. Günthers Vater iſt leider durchaus anders. Er klagt viel zu oft über Armuth, was dem Manne nicht ziemt, ja es iſt erlaubt zu fragen, ob dieſe Klagen auch wahr ſind, da ein geſchickter, thätiger und dürftiger Arzt gewiß zu den allerſeltenſten Ausnahmen gehört. Er hat in ſeiner Lebensangſt nur Sinn für Brodterwerb u. ſ. w. Mit einem Worte das alles ausſpricht: es fehlt ihm die Liebe, und ſo glaube ich noch ſehr ſanft über ihn geurtheilt zu haben, wenn ich nur von ſeiner „Gemüthszähheit“ rede. Genug. — Nur noch die Erinnerung, daß hier von keiner gewöhnlichen Fehde die Rede ſei, ſondern lediglich von der Feſtſtellung eines Urtheils über einen eben ſo genialen als unglücklichen Dichter, der auch in dem — viel zu früh geſchiedenen — Müller einen lebhaften Freund gefunden hat.

§. 17.

Möge folgendes Fragment, das inſonderheit ſich mit G. beſchäftigt, hier noch eine Stelle finden. Vielleicht kann es hie und da als wohlgemeinte Warnung gelten:

Daß der Zorn Verſe mache, wiſſen wir alle und gewiß nicht erſt durch Juvenal, der freilich in einzelnen Satyren als ein guter Repräſentant des Zorns daſteht. Aber nur der edle Zorn dichtet Verſe und zwar nicht ſelten vortreffliche, ja der größte Theil der wahren Jünglingspoeſie hat durch ihn die Flügel empfangen, denn wie nahe liegt dem edlen Zorn die edle Wehmuth! — Was aber macht keine Verſe? oder vielmehr was ſollte nie Verſe machen, und macht doch leider ſo häufig welche? Die Wuth und die ihr ſo nahe ſtehende und ſie häufig ablöſende matte Wehmuth oder gar die kalte Deſperation.

Dennoch giebt es auch eine gewiſſe bacchiſche Wuth, eine taumelnde Mänadenhaftigkeit, bei der wenigſtens melodiſche Verſe hinſtrömen können. Sie iſt überaus ſelten un jeder der etwa darnach ſtreben ſollte, würde ſchon um de Strebens willen unnüchtern werden. Ich entſinne mich in die ſem Augenblicke nur eines einzigen deutſchen Dichters, in den ſie zuweilen erſcheint: es iſt der reich begabte unglückliche un und ſich ſelbſt zerſtörende Günther. Von ihm ganz beſonders gilt Bürgers tieffühlendes Wort:

Der Laute gleicht des Menſchen Herz,
Zu Sang und Klang gebaut,
Doch ſpielen ſie oft Luſt und Schmerz
Zu ſtürmiſch und zu laut.

Von dieſer Laute dürfte man ſagen, daß alles auf ih ſpielen konnte, religiöſes Gefühl und Gott verlaſſende Verzweiflung, edler Zorn und gemeine Wuth, kindliche Demuth und rohe Animoſität, fröhliche Menſchenliebe und verzerrte Menſchenfeindſchaft u. ſ. w. Es giebt wenige für den ächten Leſer, der überall den Menſchen ſucht, ſo lehrreiche Werke al Günthers Gedichte; nur ſollte man ſie erſt dann leſen, wenn man ſich ſelbſt gefunden hat. — Was alles wird uns dann hier erſcheinen! die herrlichſte Geſangesluſt von der Natur begünſtigt, aber vom Gift der Schuld befleckt, köſtliche Stunden belohnt durch köſtliche Einzelgedichte, großartige Wallungen und doch kein melodiſcher Einklang des Stroms, lockend vielfarbiges Talent, aber keine kryſtallhelle Tugend, kein kryſtallhelles Genie.

§. 16.

Zu Klopſtock.

(Vergl. Band. III. Seite 39. ff.)

([illegible] einer Bemerkung über Gelzers Urtheil.)

Meine unbefangene Anſicht über Klopſtock, zu der ich bereits in der Geſchichte der deutſchen Poeſie und Beredſamkei

1803 die erſten Linien gab, iſt häufig acceptirt und benutzt worden, worüber ich mich, wie billig, freue. Auch leſe ich nicht ſelten von den drei Impulſen ſeiner Begeiſterung: Vaterlandsliebe, Freundſchaft und Religioſität, als ſei es etwas ganz Neues. In Gottes Namen! wenn nur das Treffliche in dem trefflichen Manne recht anerkannt wird. Auf der andern Seite haben wieder Andere mich beſchuldigt, Klopſtock ſei in meinen literarhiſtoriſchen Schriften viel zu hoch geſtellt worden, was ich jedoch nicht zugeben kann, ſondern eher geſtehen muß, ſeine Schwächen, Mangel an Anmuth und Ironie und Humor (Epigrammatiſches und, wenn ich ſo ſagen darf, Lapidarwitz hat er ſehr ſchön) nicht genug hervorgehoben zu haben. Während wir nun alle ſo ruhig daſtehen, erſcheinen die Solger'ſchen Briefe, in denen der geiſtreiche und gelehrte S. in einem [illegible], und wohlgemuth erklärt, er hege den [illegible] Widerwillen gegen Klopſtock, und [illegible] ſich [illegible] den Oden auf ein Reitpferd, eine [illegible] u. ſ. w. [illegible] nicht vertragen. Es iſt [illegible], auch der unerläßlichſten [illegible] — vom [illegible] die Rede, wobei ich nur beſcheiden bemerken will, daß ich Klopſtock'ſche Gedichte auf ein Reitpferd, [illegible] namentlich gar nicht kenne, wohl aber ſehr anziehende lyriſche Ergießungen über das Reiten, das Schlittſchuhlaufen, die deutſche Sprache, wobei mit großem Eifer auch ihrer Versmaße und ihres Versbaues gedacht wird. Abgerechnet, daß ich den Reiz einzelner dieſer Oden empfinde und ſchätze, — glaube ich, daß Klopſtock ſelbſt für einige Trompetenſtöße, die ſich bei ihm finden, Entſchuldigung und Rechtfertigung verdiene, da er mit Deutſchen zu thun hatte, die dergleichen doch nur für Glockentöne nehmen.

§. 17.

Endlich frage ich — denn einer Vertheidigung von Klopſtocks Oden bedarf es hier nicht — wozu ſoll den ſanftern Leſern die in der Pietät leben, die kalte Notiz, daß Solger, ein trefflicher Grieche und Ueberſetzer und merkwürdiger Philoſoph, Klopſtocken gehaßt, und bei manchen ſeiner Oden an das Tollhaus gedacht habe? Soll er ſich in ſeiner ſtillen Stube darüber betrüben oder gar — wir wollen nicht hoffen — ärgern? Unmöglich kann das die Abſicht ſein, da wir verpflichtet ſind, jedem rechtlichen Manne nur Gutes zuzutrauen, allein jene Wirkung wird doch ſich zeigen und wie es denn überhaupt eine zarte Sache iſt mit der Freude, ſo beſonders mit der Freude an einzelnen poetiſchen Erzeugniſſen, die, wie der leichte Staub auf den Schmetterlingsflügeln, leicht verweht werden kann. Das Urtheil freilich, ſo bald es ein rechtes iſt, kann natürlich nie erſchüttert, aber jenes ſanfte Vergnügen kann geſtört werden, denn wer bürgt uns dafür, daß uns nicht einmal bei der wiederholten Leſung Klopſtockiſcher Oden plötzlich der grelle Gedanke einfällt: der ſehr ſchätzbare S. und der noch bei weitem trefflichere ausgezeichnete Tiek lieben ſie nicht nur nicht, ſondern meinen auch u. ſ. w. Dann dürfte wohl, wie ſchön auch „auf die Wipfel des Hains der Tag ſieht“ oder wie ruhig erhaben „die ſchwarze Wolke langſam wandele“ die alte Freude darüber ein wenig zurück treten. — Es fehlt blos, daß auch noch andere werthe Männer (denn unwerthe können natürlich ſagen was ſie wollen) öffentlich äußern, dergleichen Empfindung, wie ich ſie eben angedeutet, ſei doch zu weich, und die Störung iſt vollſtändig.

Ganz anders würde es ſich verhalten, wenn hier von einer Belehrung die Rede ſein könnte, denn um der höhern Bildung willen ſollen wir billig jede nicht ganz ſtatthafte Liebe opfern, mithin auch ein paar geliebte Lieder — ſchlachten können. Wo aber iſt hier die Belehrung? Die übeln Töne „Haß“ „Widerwillen“ „Tollhaus“ können es unmöglich ausmachen, und was ſpäter von der „verzweifelten“ Art der Odenpoeſie geſagt wird, kann gleichfalls nicht als lehrhaft, ſondern nur als hingeworfener Unwille gelten.

Was bleibt alſo übrig? die hiſtoriſche Notiz, daß Solger und Tieck Klopſtock nicht lieben. Das iſt allerdings ſehr wichtig, aber ſehr erfreulich iſt es nicht, wie es ſo daſteht; doch würde ich es mit der größten Ruhe und ausgezeichnetem Intereſſe leſen, ſtänden nur genaue und ausführliche Gründe dabei. Dann ſollte von Klagen nicht die Rede ſein, und am wenigſten von meiner Seite, da ich ſelbſt ja unumwunden erklärt habe, daß Klopſtock nur in einer beſtimmten Begränzung mir werth und theuer ſei.

§. 18.

Ueberhaupt ſollte man bloß perſiflirende Recenſionen ſchon um deswillen gar nicht ſchreiben, weil es ſo leicht iſt; denn ſeit zwanzig Jahren ſind dergleichen ſo viele gemacht, daß ſie ſich nach gerade von ſelbſt machen. Ein beſſerer Grund wäre jedoch der, daß ſie in keinem Falle helfen, und in vielen Fällen ſchaden. Wenn z. B. Solger über ein bekanntes neues Trauerſpiel zürnt, ſo hat er vollkommen Recht, und es iſt mehrere Jahre vor der Herausgabe ſeiner Briefe ſchon die Mangelhaftigkeit jenes Drama erkannt worden, wenn er aber darüber nichts weiter vorbringt als eine perſiflirende Erzählung, wie ſich die Sache in beſagter Tragödie mache, ſo ſpricht ſich das recht hübſch hin, aber es ſpricht ſich auch nur, und es iſt ſchon auffallend, daß er, was nur durch mündlichen Vortrag Vergnügen machen kann, z. B. das Wort Intereſſantigkeit aufſchrieb, weil es wie mich dünkt durch das Schreiden alle Luſtigkeit verliert. Indeſſen ſei es darum, der Brief an einen Freund iſt ja etwas Unſchuldiges und will nicht in die Preſſe, und der Schreiber iſt wenigſtens beruhigter am Schluß als am Anfang. Er hat ſich den Verdruß weggeſchrieben, und wenn der Brief ſauber couvertirt und frankirt auf die Poſt gegeben iſt, ſo denkt er ſchon an etwas Anderes. Wie aber wenn dergleichen gedruckt, d. h. den ewigen Lettern anvertraut wird. Wie, wenn dann der tief verletzte und erbitterte Tragödienſteller ſich etwa alſo vernehmen ließe: Wer biſt Du denn, daß Du glaubſt mein Stück könne durch die geringſte Gattung des Spottes geſtürzt werden? Warſt Du im Beſitze von guten Gründen, warum ſprachſt Du ſie nicht aus? Haſt Du jemals auch nur verſucht die Organiſation eines Drama zu geben? Haſt Du Dich je als Dichter gezeigt? Vermochteſt Du jemals auch nur das kleinſte kurzathmigſte Gedicht zu ſchaffen und zu bilden? und weißt Du nicht, daß die ächte Kritik ein Oberons-Horn ſein muß, deſſen Bläſer mittanzen kann, ſobald er Luſt hat? —

Steht es aber ſo und haben ſelbſt verirrte Poeten, wie jener Tragöde — von dem ich jedoch für die Zukunft noch manches Gute hoffe — ein Recht bloße Perſiflage zu verſchmähen, wie viel mehr Klopſtock, der ſelbſt einem Todfeinde, wenn er nur recht nachdenken will, wenigſtens als ein in Deutſchland *nothwendiger* Dichter und Schriftſteller erſcheinen muß! —

Wir haben uns billig gewundert, daß Schlegel in ſeinen dramaturgiſchen Vorleſungen, Emilia Galotti als ein Hofgalla-Trauerſpiel mit Galanteriedegen und chapeau-bas bezeichnet, denn wenn wir dem maſſiven Scherz ein halbes Lächeln gewidmet haben, ſo fragen wir bald: was ſoll das nun? Noch mehr gilt dieſe kurze Frage der Nachricht von dem Solgerſchen Haß oder Widerwillen gegen Klopſtock, einer Geſchichte, die wir zu nichts ſonderlichem gebrauchen können, und die wenigſtens ohne allen Schaden, aus der Druckerei weggeblieben wäre.

In dem äſthetiſchen Neu-Frankreich giebt es gewiß gar manche treffliche Männer, die Corneilles und Racines Mangelhaftigkeit einſehen, und ſie werden hoffentlich nie anſtehen ihren Tadel auszuſprechen. Aber das Wie entſcheidet, und ich zweiſle ſehr, ob wir jemals erleben werden, daß ein Franzoſe über jene Poeten ſo reden werde, wie Solger hier über den Dichter des Wingolf geſprochen hat.

§. 19.

Zu Gellert.

(Vergl. Bd. III. S. [illegible] ff.)

Ich habe nicht bloß in dieſem Werke, ſondern auch in früheren ſo oft über dieſen als Fabel- und Erzählungsdichter unübertroffenen, als Luſtſpieldichter durchaus nicht unbedeutenden, und als geiſtlichen Liederdichter ſehr verehrungswürdigen Autor mit liebender Anerkennung geſprochen, daß man ſchwerlich Zuſätze erwarten wird. Darum nur Folgendes: Es iſt wir zuweilen der Vorwurf gemacht, daß ich ihn überſchätze. Meine Antwort darauf iſt: Leſet ihn nur von neuem, was vermuthlich Manche von euch ſeit geraumer Zeit verſäumt haben, aber leſet ihn wie man ſoll, in ſtillen rein empfänglichen Stunden oder in guter traulicher Geſellſchaft von lieben Freunden und Freundinnen die noch Empfänglichkeit haben für harmloſen Witz, beſcheidene Sinnigkeit, und Zierlichkeit der Verſe, und es wird euch ſicher aufgehen, warum Gellert der Mann des Volkes wurde. Was ihr etwa in einigen ſeiner geiſtlichen Gedichten an feuriger Gewalt vermiſſen könnet, möget ihr in andern edelflammenden Liedern ſuchen und finden; dem Grundzuge des Chriſtenthums, der Ergebung unſeres individuellen Willens zu dem höchſten Göttlichen Willen und der daraus entſpringenden demüthigkräftigen Hingebung an die Rathſchlüſſe des Himmels werdet ihr bei Gellert ſtets begegnen.

Dagegen iſt von einer andern Seite misbilligend bemerkt worden, daß ich ſeiner moraliſchen Vorleſungen nicht mit gleichmäßigem Lob gedenke. Worauf ich erwiedere: dieſe Vorleſungen verdienen ihren Ruhm durch manche treffliche Einzelnheit, aber der Grad ihrer früheren Wirkſamkeit iſt für uns nicht zurückzurufen, da ſie ohne Zweifel durch den rührenden Vortrag ſelbſt, ſo wie durch die liebevolle Perſönlichkeit des Vortragenden, eine verſtärkte Eindringlichkeit erhielten. Erwägen wir die Zeit in welcher Gellert ſeine erſte gelehrte Bildung erhielt (die dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts) ſeinen ſpätern ſehr begreiflichen genauen Umgang mit Gottſched u. ſ. w., ſo werden wir ihn um ſo mehr bewundern müſſen, daß er im Geſchmack wie in der Geſammtrichtung ſeines Geiſtes über ſeine Umgebungen ſo weit hervorragte, wir werden jedoch leicht begreiflich finden, daß ſein ſanftes Gemüth einigen Einflüſſen der Zeit unterworfen war. Zuerſt als Dichter der Fabeln, welche die früheſten Jahrgänge der „Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes“ enthielten. Sie waren bei weitem beſſer als was damals in der Schweiz und in Sachſen unter dem Titel „Fabeln“ erſchien, und entzückten die geſammte Leſewelt. Dennoch war Gellert nach wenigen Jahren ſchon ſo gereift, daß er dieſe erſten Verſuche für misglückt erklärte, und ſie ſpäterhin einer eben ſo ſtrengen und genauen als weniгen Selbſtkritik unterwarf.

§. 56.

In dieſer Hinſicht alſo kann Gellert nicht genug gerühmt werden, weniger in der Beredſamkeit. Hier waren rings um ihn her die deutſchen Formen derſelben entweder ganz erſtarrt oder locker und loſe. Der ſchwergelehrte, oft bleierne Styl

herrſch-

herrſchte mit wenigen Ausnahmen in den berühmteren Kanzelreden, der lockere in den populären Büchern, inſonderheit aber in den häufigen Wochenſchriften. Gellert hatte den Muth, ſeine Redekunſt in der Mitte halten zu wollen, aber er konnte nicht vermeiden, daß ihn zuweilen einige gelehrte Steifheit, zuweilen einige populäre Lockerheit in der Darſtellung beſchlich. Um hier ganz neue Wege zu bahnen, war ein Leſſing und Goethe vonnöthen, mit denen Gellerten vergleichen zu wollen völlig ungebührlich und unſtatthaft ſein würde. Dadurch aber wird ſein großes und herrliches, ja einziges Verdienſt nicht im Mindeſten geſchmälert, denn wie ausgezeichnet muß der gemüthliche Inhalt jener Vorträge ſein, die ſelbſt bei noch nicht muſterhaftem Styl ſo mächtig wirken konnten.

Mit dem ſpöttiſchen Urtheile eines Staatsmanns, das Goethe in ſeiner Selbſtbiographie anführt: Laissez le faire il nous forme des dupes, hat es nicht viel auf ſich. Was etwa Treffendes darin iſt, kann nur eine gewiſſe Aengſtlichkeit bei einzelnen Geſetzeswerken angehen, von welcher der tugendhaft kränkliche Gellert nicht ganz frei war; die Strenge ſeiner Moral erreicht jedoch nicht die philoſophiſche Eiſernheit Kants und Fichte's, hätte alſo jener Staatsmann mit ſeiner wohlfeilen Redensart recht, ſo würde ſich noch mehr von den letztgenannten Philoſophen ſagen laſſen, ſie hätten dupes formirt, und lediglich die Schüler der franzöſiſchen Encyclopädiſten der ſchlimmern Gattung würden keine dupes geweſen ſein, die doch größtentheils um den Gehalt dieſes Lebens wie um die Hoffnung des zukünftigen düpirt worden waren. Ueberhaupt liegt ein unſeliges Nein in den Worten: Laissez le faire u. ſ. w., das niemandem weniger zuſagen kann als unſerm vortrefflichen Goethe, der die ganze Sache als Aeußerung der Zeit nur referirt. Als ſolche iſt ſie wichtig und — traurig genug.

§. 51.

Rührend iſt die Betrachtung des allgemeinen Schmerzes in ganz Deutſchland über Gellerts Tod, der ſich freilich auch in vielen ſehr unbeholfen jammernden Elegien ausſprach. Hier aber zeigte ſich leider auch eine Kälte und Härte bei manchen der damaligen heraufblühenden jüngern und mitteljährigen Männer, ja ſelbſt Wieland iſt nicht davon frei. Vous savez, ſchreibt er aus Erfurt vom 26. Dec. 1769 an Sophie von La Roche, que Gellert est mort, regretté de tout le monde, moins pour ses vertus et pour ses écrits que parcequ'il ne s'est jamais trouvé en collision avec qui que ce soit. C'est un homme de mérite de moins. Cependant il y a longtemps, qu'il étoit perdu pour les Muses et les Grâces. So ſchrieb er, als er nicht etwa bloß das Treffliche in Gleims und Georg Jacobi's Schriften liebte, ſondern auch deren ſüßliche Grazien, Muſen und Amoretten, mit welchen freilich Gellert nichts zu ſchaffen haben mochte.

Noch heftiger zürnt er aus Erfurt vom 6. Mai 1770: Vous avez vu par les gazettes publiques, quel diable de Geſinge, Geplerre, Geſeufze und Geheule a été fait dans ces contrées à l'occasion de la mort de Gelert. L'enthousiasme a été poussé à un point presqu'incroyable. Les rimailleurs les plus pauvres et jusqu' aux écoliers avoient la fureur de chanter cette mort et de se donner des airs, comme s'ils avoient été des amis du défunt. Ce qui doit paroitre le plus singulier à un étranger, qui ne connoit pas l'esprit des allemands septentrionaux, c'est de voir un bel-esprit, un poëte faiseur de fables, de contes et de comédies, préconisé presqu' uniquemen pour son exemplaire de piété et pour la ferveur de son christianisme. En vérité, c'est une pieuse nation que ces *** là. Cela fait mal au coeur à un honnête homme, qui a du bon sens, que de voir ce Tartuffisme, qui fait un trait essentiel du caractère national des pais[**]. — Ce qui est le plus consolant dans l'affaire est que ce même esprit commence petit à petit à gagner les catholiques aussi. Si cela continue nous verrons de beaux temps encore. (— —)

§. 52.

Der überaus großen Verworrenheit, die in dieſen Zeilen enthalten iſt, gar nicht gedenkend, da ſie zu auffallend jedem aufmerkſamen Leſer wehe thun muß, begnügte ich mich bei der Herausgabe jener Briefe (Berlin 1820) nur etwa folgende Anmerkung beizufügen: „Der Kaltſinn, mit welchem Wieland hier in beiden Stellen, die ich noch dazu, aus Unmuth über die immer wachſende Unbilligkeit gegen Gellert, abgekürzt habe, kann freilich nicht überraſchen, hat jedoch immer etwas Betrübendes, und ich würde ſie ganz unterdrückt haben, wenn ſie nicht zur Bezeichnung jener Zeit und einer gewiſſen lächelnden Uebervornehmheit, die in ihr ziemlich häufig erſcheint, dienen könnte. Für Wieland darf der Verdruß über die Menge von ſchlechten und erbärmlichen Gedichten, welche durch Gellerts Tod veranlaßt wurden, als halbe Entſchuldigung ( ) dienen, und der Glaube an den Tartüffismus, der denn doch, Gottlob in Deutſchland (damals wenigſtens) nur zu den größten Seltenheiten gehörte, war gewiß dem redlichen W. läſtig genug, um als — Strafe gelten zu können.

Für die Ausgezeichnetheit des Gellertſchen Talentes bürgt der Umſtand, daß er in der That und Wahrheit eine geraume Zeit der Mann des deutſchen Volkes geweſen iſt, welches bekanntlich gar ſehr bedächtig wählt, ehe es ſich entſcheidet. Sein größtes Verdienſt iſt, daß er in einer Zeit, wo ſchon hoffärtig ſeichte Encyklopädiſten-Metaphyſik, und ein das Heilige negirender Halbwitz in Deutſchland eingedrungen war, in allen ſeinen Schriften nur das Reine und Rechte verkündete, und zwar auf eine Weiſe, die ſich des Herzens der Nation bemächtigte. Das Volk ſelbſt konnte überhaupt nicht angetaſtet werden durch jenes Gift; aber auch dem großen Haufen rettete er einige höhere Gefühle und Ahnungen von Religioſität: ein Verdienſt, das, wie ſeine anderen, nicht möge vergeſſen werden."

Es würde mich freuen, wenn alle dieſe Gellert betreffenden Zeilen für überflüſſig zu erachten wären, doch dürfte es ſchwer werden, den Beweis zu führen, daß es im heutigen Deutſchland ſolcher Erinnerungen und Mahnungen nicht bedürfe. Zu viele Zeichen der Zeit ſprechen dagegen.

§. 53.

Zu Leſſing, nebſt ihn betreffenden Sagen.

(Bd. III. S. 103 ff.)

Es iſt über ihn, der unter den deutſchen Schriftſtellern par excellence einen der ſicherſten und glänzendſten Plätze einnimmt, ſo vieles und ſo häufig geredet worden, und zwar nicht ſelten ſo erhaben und feierlich, daß es vielleicht erlaubt ſein kann, auch einmal ganz anſpruchlos und unſchuldig einen Blick auf ihn als Menſchen zu werfen, oder auch nur durch die Zurückrufung kleiner Züge in ſeinem Bilde, die Erinnerung an ihn zu begleiten. Die Eintracht des Menſchen und des Schriftſtellers iſt bei Leſſing über jeden Zweifel erhaben, er war viel zu ſtolz zur Lüge, und ſelbſt das bloße Schweigen zu dem, was er als unwürdig erkannte, war ſeiner Seele zuwider.

Als Kind und Knabe waren wenig Braunſchweigiſche und Wolfenbüttelſche Bürger vor meinen Fragen nach Leſſing ſicher, und ich würde nichts lieber geſehen haben, als wenn mir jemand erzählt hätte, wie er den ganzen Tag zugebracht und jede einzelne Stunde ausgefüllt habe. Ueberhaupt waren die Braunſchweiger gewöhnt, Leſſingen ganz als Braunſchweiger anzuſehen, ſo wie die Hannoveraner auf Leibnitz wie auf ihren Landsmann wieſen. Da Hannover und Braunſchweig ſich ſtets berühren, ſo kam es unter den ſehr gelehrten Knaben nicht ſelten zu gewaltigem Streit, wer größer von beiden ſei, und ein weitläuftiger Vetter von mir, der von hannöverſchem Patriotismus faſt ſtarrte, ließ ſich zwar ziemlich leicht beſiegen, wenn von der Theodicee oder Emilia Galotti, deren Vortrefflichkeit gegen einander (!!) abgewogen wurde, die Rede war, aber er hatte leider ſtets am Ende noch eine prunkende Karte in der Hand, durch die er das Spiel zu gewinnen hoffte. Leibnitz ſei doch ein bei weitem vornehmerer Mann geweſen, habe ein großes Vermögen gehabt, und täglich mit hohen Häuptern, Fürſten und Kurfürſten, Fürſtinnen und Kurfürſtinnen converſiren können, und bei Hofe wohl gelitten ſein, ſetzte der feine Hannoveraner hinzu — er hatte es vermuthlich aus dem Boileau — das ſei doch immer die Hauptſache. Wie trat dann der arme Leſſing in den Schatten! Daß er nie mehr hatte, als was eben der Tag forderte, daß er noch in ſeinem vierzigſten Lebensjahre keinen andern Titel aufweiſen konnte als den Magiſter, der freilich, wenn er überhaupt was ſagt, recht viel ſagen will, und daß endlich unter allen Aemtern kein anderes für ihn möglich war, als das eines Bibliothekars, wer weiß das nicht? aber alles dies vermehrte eben meine Liebe für ihn, und ich will es nur geſtehn, meinen jugendlichen — Grimm gegen Leibnitz, ſo daß ich ſpäterhin, als die Univerſitätsjahre heranrückten, ordentlich mit mir zu kämpfen hatte, wenn ich Leibnitz ſtudierte, weil immer mein früherer Gegner mit ſeinen verwünſchten Lobpreiſungen mir vor Augen ſchwebte. Das Luſtigſte dabei war, daß wir als Knaben gänzlich ignorirten, daß Leibnitz aus Leipſey („ein Leipziger Stadtkind!“ ſagt Gottſched in einer feierlichen Prachtrede) und Leſſing aus Camenz gebürtig ſey. Ganz gewiß war uns auch damals dieſe leicht aufzutreibende Notiz ſchon zu Ohren gekommen, aber wir wollten ſie nicht hören, wir wollten ſie ignoriren.

§. 51.

Ich muß den Braunſchweigern nachrühmen, daß ſie nicht leicht übel nahmen, wenn man ſie nach Leſſing fragte, ſollte auch der Fragende nur ein Knabe geweſen ſeyn. Freilich kam dann meiſtens nur Exoteriſches zum Vorſchein; aber auch das war nur intereſſant. Zuweilen arbeitete er, hieß es, Wochen lang vom früheſten Morgen bis zum ſpäteſten Abend ununterbrochen, ohne daß es ſeiner Geſundheit geſchadet, dann plötzlich hatte er gar keine Luſt mehr und ſchrieb keine Zeile, zuweilen war er ſehr geſprächig und theilnehmend freundlich, dann aber brach er auch wohl ſchnell ab, und ſaß lange ſtumm und in ſich gekehrt. Der Ausbruch ſeines Zorns war fürchterlich, denn er ſchien dabei ganz kalt, und die Flamme ſeines Unwillens äußerte ſtets in ſatiriſchem, witzigem Salz. Beſonders ängſtigten ſich ſeine Hausgenoſſen und näheren Freunde in den letzten Lebensjahren des vortrefflichen Mannes vor den Briefen, die er oft in großer Anzahl aus allen Gegenden Deutſchlands her empfing. Er las ſie alle mit großer Genauigkeit durch, nickte bei manchen, ſchüttelte bei vielen den Kopf und lachte bei andern, theils mit wahrer Laune; zuweilen aber auch ſo hart und bitter, daß mehrere, die es gehört, verſicherten, ſie hätten dergleichen ſonſt nie vernommen. Auch F. H. Jacobi'n fiel dieſes Lachen ſo ſchmerzlich auf, daß er in einem Briefe vom Jahr 1780 einem Freunde ſchreibt: „Ach, nach einem ſolchen Lachen kann unſer geliebter Leſſing nicht lange mehr leben, wir verlieren ihn gewiß bald!“ Leſſing ſelbſt wollte natürlich nichts davon hören, wenn man ihn etwa am andern Tage theilnehmend fragte, warum er ſo ſchmerzlich gelacht habe, doch ſcheint er ſelbſt den Zuſtand, in welchem allein ein ſolches Gelächter möglich iſt, recht gut gekannt zu haben, wobei ſich die meiſten Leſer vermuthlich von ſelbſt an die bekannten Scenen in Minna von Barnhelm und Emilia Galotti erinnern werden. Dies Tellheimſche und Odoardiſche bittere Lachen machte auch auf der Bühne ſo viel Glück, daß ſpätere dramatiſche Dichter ſich nicht leicht eine Gelegenheit entwiſchen ließen ihre Helden ſo lachen zu laſſen, wodurch nach und nach die ganze Sache an Wirkung verlor, oder gar, wider die Abſicht des Poeten, bei dem Publikum ein recht luſtiges Lachen erregte.

§. 55.

Es war ein Glück, daß ſeine meiſten Freunde ihn gänzlich verehrten und liebten und ſeine Launen kannten, ſonſt hätten ſie ſich oft durch einzelne Reden verletzt fühlen können, denn ungenirter und raſcher hat vielleicht niemand geſprochen als Leſſing. Man wußte, daß er im Ernſt und Scherz, in Wiſſenſchaft und Kunſt, in Noth und Tod ſtets ſeinen Mann ſtand, und daß er ſeine Freunde ſtets lauter und innig liebte, obwohl er ſie mitunter derb ehrlich anfuhr oder gleichſam zur Stärkung ein wenig in witziges Salzwaſſer tauchte. So liebte er z. B. den nicht arm begabten, ſoliden, zuweilen vielleicht ein wenig ſelbſtgefälligen Zachariä (den Verfaſſer des Renommiſten) recht von Herzen, er ſuchte ihn ſogar häufig auf, beſonders wenn er ſich erheitern wollte, und das „Weghaus" (zwiſchen Braunſchweig und Wolfenbüttel) nahm die beiden Freunde oft auf, wenn ſie ſich ein vertrauliches Stelldichein gaben, und ihrer Amtsgeſchäfte wegen die Hälfte der Reiſezeit erſparen wollten. Und dennoch konnte Leſſing den bekannten Scherz über das zu brillante Z. an Zachariäs Wagen nicht unterdrükken. Hundertmal hat man dieſes Bonmot erzählt, und zwar auf eine Weiſe, daß ſämmtliche nicht näher unterrichtete Leſer glauben mußten, Leſſing habe Z. gering geſchätzt oder gar verachtet. Dem iſt aber durchaus nicht alſo. Ein muthwilliger Augenblick gab ihm den Spaß ein und nach einer Stunde war er vergeſſen. Hätte Z., der doch ohne Zweifel den Leſſingſchen Witz ſogleich erfuhr, da dergleichen raſch genug von Mund zu Mund geht, ſich wirklich dadurch gekränkt gefühlt, ſo brauchte er nur ein ernſtfreundliches Wort zu Leſſing ſelbſt zu reden, und dieſer hätte ihn augenblicklich zufrieden geſtellt; doch würde er Mühe gehabt haben, ſich ſeines Einfalls noch zu *erinnern*.

§. 56.

Mit dieſer Vergeßlichkeit in Beziehung auf ſich ſelbſt, ging es in ſeinen letzten Lebensjahren in der That ſehr weit, wie unter anderm Folgendes zeigen wird. Als ihm ſeine treffliche und ſehr geliebte Gattin plötzlich ſtarb, und wenige Tage darauf auch ſein Kind, ſchrieb er an Eſchenburg einen Brief, der vielleicht der bitter-tragiſchſte iſt, den er je geſchrieben, — (er befindet ſich in den bekannten Briefſammlungen und iſt oft genug neu abgedruckt worden). — Eſchenburg erſchrak mit Recht über dieſen beiſpiellos kalten, ſchneidenden Schmerz und den furchtbar witzigen Ausdruck deſſelben, und antwortete augenblicklich, ſeine Theilnahme und ſein — Entſetzen auszudrücken. Leſſing erwiederte bald darauf, er könne ſich gar nicht beſinnen, daß er etwas ſo Arges geſchrieben habe, und der Freund müſſe es überhaupt mit ſeinen Ausdrücken nicht genau nehmen.

Was er dagegen *nie* vergaß, waren die traurigen Erfahrungen, die er bei der bekannten Hamburgiſchen Theaterunternehmung 1767 bis 69 gemacht hatte. Er gab für's erſte alle Hoffnungen für das Gedeihen des deutſchen Theaters auf, da das Publikum und die Fürſten ſich nicht theilnehmend genug zeigten. Er ſchrieb ſeine Emilia aus reiner Luſt am Drama, aber um ihre Darſtellung auf der Bühne bekümmerte er ſich nicht im allermindeſten. Sie wurde indeß, wie leicht voraus zu ſehen war, ſogleich und zwar mehrere Wochen hinter einander auf der Braunſchweigiſchen Bühne aufgeführt, und nach dem Urtheile bedeutender Männer im Ganzen recht löblich. Der Beifall war eben ſo feurig als allgemein, manche Ueberſchwengliche erklärten geradezu, es ſei nie ein ähnliches Werk auf das Theater gekommen, und der treffliche, ſonſt ſtrenge, diesmal aber freudetrunkene Ebert ſchrieb Leſſingen, er könne diesmal keine Kritik liefern, ſondern nur ſtammeln, wie einſt ein Engländer bei der Aufführung eines Ben Jonſonſchen Stücks: O rare Ben Jonson, o Ben Jonson rare! Aehnliche Briefe kamen jetzt von allen Seiten, und der auch von Leſſing ſehr geſchätzte Erbprinz ſelbſt, Karl Wilhelm Ferdinand, trotz ſeiner faſt ausſchließlichen Hinneigung zur franzöſiſchen Litteratur, glaubte dennoch diesmal eine Ausnahme machen zu müſſen, und erklärte billigerweiſe das Werk für ſehr geiſtreich. Ganz Deutſchland nahm bald den lebhafteſten Antheil, alle Theater ſtellten es dar, alle Kritiker tauchten ihre Feder in Honigwaſſer u. ſ. w.

§. 37.

Leſſing aber ſaß während deſſen in tiefer Einſamkeit auf der Wolfenbüttler Bibliothek und ſuchte nach verlorenen — und nicht verloren ſein ſollenden — Schriften, deren er einige mit unſäglicher Mühe aus der tiefſten, ſtaubigſten Nacht wieder an's Tageslicht förderte, z. B. das große und breite, nicht ſehr poetiſche, doch hiſtoriſch wichtige Gedicht, „die Nachtgall," das ihn, wie bekannt, noch ehe er es geſehen hatte, bloß deswegen überaus anzog, weil es einſt auf dem Leipziger Markt durch den Henker verbrannt worden war. Dieſe bloß hiſtoriſche Notiz intereſſirte ihn bei weitem mehr als das Theaterſchickſal ſeiner Emilia, er beantwortete daher die darüber Auskunft gebenden Briefe nur kurz oder mit leichter Ironie, und ging nur dann tiefer in die Sache ein, wenn von dem Organismus des Stücks ſelbſt die Rede war. An eine durchgreifende Kritik war jedoch nicht zu denken, und der geräuſchvollen Janitſcharenmuſik des Lobes ward er bald überdrüſſig, ja es ſchien ihn ſogar zu ängſtigen, daß man ſeine Emilia ſo unbedingt rühme. Ueberhaupt erhielt in dem ganzen letzten Jahrzehnt ſeines Lebens nur ein einziges deutſches Drama ſeinen ganzen Beifall: Götz von Berlichingen, den er nicht bloß herzlich liebte, ſondern auch gegen eine höchſt einſeitige Kritik ſeines ſonſt ſehr geſchätzten Ramler lebhaft, ja bitter vertheidigte. Nicht minder merkwürdig aber iſt es, daß ſeine ſcharfe Kritik um dieſe Zeit doch einmal getäuſcht wurde, indem er bei dem erſten Durchblättern des eben erſchienenen Julius von Tarent in den höchſten Enthuſiasmus gerieth, und laut erklärte, es ſei von Goethe. Dagegen machte ein Freund Einwendungen, die er auch gelten ließ; dann aber rief er fröhlich aus: „Deſto beſſer, ſo haben wir zwei Goethe's!" Es konnte nicht fehlen, daß ein Kritiker wie Leſſing ſchon bei der zweiten Lectüre des Julius gewahr werden mußte, wie wenig dieſes zwar geiſtreiche, doch mehr rhetoriſche als poetiſche Werk den von ihm ſelbſt aufgeſtellten Grundſätzen genüge, allein gewogen blieb er dem Werke immer, und die Perſönlichkeit des trefflichen Leiſewitz, dem ſich ſein ganzes Herz zuwandte, trug nicht wenig bei, auch ſeinem Drama die alte Gunſt zu erhalten.

§. 58.

Dagegen waren ihm die früheſten Dramen Klingers in hohem Grade fatal, und nur mit Mühe konnten ihn ſeine Freunde bereden, ſie rein auszuleſen, da er ſie anfangs nach den erſten Acten fortgeworfen hatte. Er ließ ſich erbitten, aber die Freunde hatten hinterher nichts davon als — Schelte, die ſie freilich hätten vorher ahnen können. Ein wenig günſtiger urtheilte er von Lenz, obwohl er meiſt nur verſchwendetes und verirrtes Talent in ihm erblickte. Von andern Schauſpielen jener Zeit wollte er gar nichts hören, er lehnte jedes Geſpräch über das Theater ab, konnte er es nicht, ſo ſchlief er wohl darüber ein, und ſagte, wenn man ihn endlich erweckte, jenes bekannt gewordene lakoniſch traurige Wort: „Sie geniren mich." — War aber vollends vom „Genie" die Rede, welcher Ausdruck damals unglaublich gemißbraucht wurde, dann ſchlief er nicht, bediente ſich auch keines kalten Witzwortes, ſondern donnerte wie ein furchtbarer Löwe dazwiſchen, und — dürfte jemals mit ganzem Recht von einer „göttlichen Grobheit" die Rede ſein, ſo wäre es hier der Fall. Vollendetes dramatiſches Genie ſchrieb er nur einem einzigen Dichter zu, dem von ihm ſelbſt ſchon in den Jünglingsjahren erkannten und mit der feurigſten Beredſamkeit geprieſenen Shakſpear. Für dieſen theuern Meiſter blieb ſeine Liebe ſich immer gleich, und ſelbſt wenn er, von den unſeligen theologiſchen Streitigkeiten halb erſchöpft, ſich in der trübſten Stimmung befand, ſo konnte doch ein geiſtreiches Geſpräch über Hamlet, Romeo, Macbeth u. ſ. w. ihn bald wieder erheitern, wobei er, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, die Koſten des Geſprächs faſt allein zu übernehmen pflegte. Zwei Monate vor ſeinem Tode ſchrieb er noch an Eſchenburg um die Sendung des Stücks: The London prodigal (der Londoner verlorne Sohn), welches er ſehr liebte und jetzt von neuem ſtudieren wollte, um es zu bearbeiten *). Dieſe Notiz iſt in jeder Hinſicht erfreulich, da man ſicher ſein kann, daß der vielgeprüfte Mann allen Kummer, der ihm ja leider in der letzten Zeit ſeines Lebens ſo reichlich zu Theil wurde, wenigſtens ſo lange vergaß, als er ſich mit jenem witzigen Stück beſchäftigte.

§. 59.

Daß er, der Billige, auch Goethen wahrhaftes, nur noch nicht vollendetes Genie zuerkannte, iſt bereits oben erzählt und verſteht ſich ohnehin ganz von ſelbſt. Dennoch hatte er auch oft Luſt, mit ihm „anzubinden," und es iſt ein wahres Unglück, daß er es nicht gethan hat. Wie viel Treffliches würde bei einem edlen Kampf ſolcher Männer zur Sprache gekommen ſein! und würde er nicht noch ſchöner geendet haben, als der zwiſchen Ajax und Hektor! — Warum er aber mit ihm anbinden wollte? Zuvörderſt weil Leſſing wünſchte, Goethe möge jene heilloſe, wurmſtichige Geniewuth öffentlich desavouiren, ſtatt daß dieſer ſie lieber ihrem eigenen Schickſal, dem nothwendigen Falle überließ, oder gar in jugendlich-poetiſcher Fröhlichkeit ſich an den Sprüngen der taumelnden Nachahmer ergötzen konnte. Sodann aber auch, weil er, wie bekannt, Werthers Leiden — ſo ſehr er die Darſtellung liebte und bewunderte — als ein ihm durchaus fremdartiges und deshalb unerfreuliches Werk betrachtete. Von der Liebe als

---

*) L. war überzeugt, dieſes Drama (welches Schröder ſpäterhin unter dem Titel „das Teſtament" bearbeitet hat) ſei von Shakſpear. W. Schlegel und Tiek ſcheinen gleichfalls dafür zu ſtimmen. Ich ſelbſt geſtehe, dieſe Anſicht nicht theilen zu können: weshalb, gehört nicht hierher, da ohnehin in keinem Fall von Gewißheit die Rede ſein kann. Im vierten Band meines erläuterten Shakſpear habe ich die Sache näher berührt

Leidenſchaft wollte Leſſing nun ein- für allemal nichts wiſſen, ſie war ſeiner ganzen Natur unbekannt, und er zürnte deshalb mit dem Talente, welches zu einer ſolchen Beſchreibung aufgewandt worden war. Doch auch der eigentliche Mittelpunkt dieſes unſchätzbaren Werks, das Verhältniß des Menſchen zur Natur, war ihm fremd, und jene oft erzählte Anekdote von Leſſings Kälte gegen die eben ſo reizende als bedeutungsvolle Schönheit und Erhabenheit der äußern Natur iſt allerdings wahr *), es müßten ſonſt die bewährteſten Männer und Frauen ſtets falſch geſehen und gehört haben. Nur ein einzigesmal hat Leſſing in Hinſicht der Liebe eine Ausnahme gemacht, und zwar bei Romeo und Julia. Dieſe Darſtellung zu rühmen hat er nie aufgehört, und wenn man ihn deshalb auf ſeine ſcheinbare Inconſequenz aufmerkſam machte, erwiederte er mit witziger Gelaſſenheit: „ja, das iſt ein anderes; das Stück hat die Liebe ſelbſt dictirt," ein Wort, das in ſeinem Munde überaus wichtig iſt, und, wie bekannt, auch in ſeiner — nicht genug zu rühmenden, aber auch nicht genug zu ſtudirenden — Dramaturgie vorkommt.

§. 60.

Welch ein Reichthum von gediegenem Witz in Leſſing wohnte, weiß jeder, aber er hatte ihn nicht bloß, er liebte auch den Witz Anderer, und pflegte ſich wohl bei ſeinen Freunden

---

*) Uebrigens iſt auch, wie kaum zu erinnern nöthig ſein möchte, bloße Neigung zur Natur und ein gewöhnliches Studium derſelben nicht hinreichend, um uns das ganze Verſtändniß von Werthers Leiden zu eröffnen. Es bedarf einer Ahnung ſämmtlicher Abgründe der Menſchenbruſt, um einzuſehen, wie Werther, ſonſt ſo ganz in ſcheinbarem Einverſtändniß mit der Natur, bald genug wüthend in ihr das ewig wiederkäuende Ungeheuer zu finden wähnt.

zu erkundigen, wer etwa in Braunſchweig, Wolfenbüttel, Helmſtädt u. ſ. w. beſonders Humor habe, wobei ihn vorzüglich intereſſirte, wenn er dieſe Eigenſchaft bei einem Unſtudirten, z. B. einem Handwerker fand. Wehe aber dem, der etwa im Beſitze eines leichten Talents, aus dem Witze ein Gewerbe machend, ſich zu Leſſing drängte und mit Bonmots prunken wollte! Ein ſolcher war ihm, dem ſchon jede leere Geſchwätzigkeit höchſt mißfiel, ein wahrer Greuel, und er ſoll zuweilen ſolchen Leuten mit eigner hoher Hand die bequemen Ausgänge aus ſeiner Wohnung gezeigt haben. — Gewiß bedarf er deshalb der Entſchuldigung nicht, denn ſollte er nicht zürnen, wenn er den Witz, dieſen herrlich geflügelten Sohn des Scharfſinns und der Wiſſenſchaft, als ein Eigenthum flacher Geſellen nennen hören mußte? Konnte er das? — Ferner: Wer erkannte beſſer als er den ganzen Werth der Zeit? und wie war er dennoch immer bereit auch dieſe köſtliche Zeit zum Opfer zu bringen, wenn es galt ein gutes Unternehmen zu befördern! Wie viel hundert Briefe ſchrieb er nicht jährlich als Bibliothekar, von denen ſein Amt vielleicht kaum die Hälfte erforderte! — Mit welcher Luſt und Liebe erfüllte er nicht jeden Wunſch, den Zachariä, Conrad Arnold Schmid und ähnliche Männer an ihn als Bücherſpender richteten, und mit welcher liebenswürdigen Geduld behandelte er den redlichen und grundgelehrten Reiske, deſſen literariſcher Hunger und Durſt freilich kaum zu ſtillen war. Ueberhaupt beſaß Leſſing die Tugend, ohne welche es gar keine Tugenden giebt, die Menſchenliebe, im ächten Sinne des Worts, und ſie war es, die aus ihm zürnte, ſie war es, die ihn mild machte. Dafür giebt es tauſend Belege, doch will ich nur an zwei erinnern, die beſonders jeder regſame Schriftſteller zu würdigen wiſſen wird. Als er im achtzehnten Lebensjahre, nachdem er bereits durch die Erſtlinge ſeines Talents in Leipzig einige Berühmtheit gewonnen hatte, zu einem Beſuche in das väterliche Haus gerufen wurde, wo man für das Seelenheil eines Comödienſchreibers zitterte, erſpähete ſeine fromme Schweſter ein ſtarkes Heft voll Liebes-, Wein- und Freudenlieder, die der muntere Jüngling für den Druck beſtimmt hatte und (ſchon damals ſorgſam) in den Ferien ausfeilen wollte. Die Schweſter erſchrak wie vor einem Geſpenſt, warf das köſtliche Manuſcript in's Feuer, und geſtand ſehr ehrlich ihre That, als habe ſie etwas gar Gutes vollbracht. Was that der Bruder? Er warf ihr freundlich ein wenig Schnee in den Buſen, gleichſam ein ſtummes, über die Sprache hinaus gehendes Epigramm. Damit war die ganze Geſchichte vergeben und vergeſſen. Etwas ähnliches begab ſich ſpäterhin mit dem Logau, den Leſſing bekanntlich entdeckt, erneuert und mit Ramler herausgegeben hatte. Er liebte dieſen herrlichen Dichter ſo ſehr, daß er ihn faſt täglich las, indem gerade ſolche geiſtreiche Epigramme ihn, den ſtets raſch und ſcharf Denkenden, am meiſten anregten. Er hatte mit der größten Mühe ein vollſtändiges Exemplar dieſer Werke vom Jahr 1654 aufgetrieben, und bewahrte daſſelbe wie einen Schatz, den er für einzig hielt, da bereits im Jahr 1702 in dem ſogenannten „Neu aufgeweckten“ (aber gänzlich verpfuſchten) „Logau“ der Beweis zu liegen ſchien, daß die früheren Auflagen faſt aus der Welt gekommen wären *). Dennoch ſtand er nicht an, dieſen Schatz ſämmtlichen Freunden, die ein reines Intereſſe dafür hatten,

---

*) Selten iſt allerdings jene Ausgabe, doch nicht ſo ſehr, als Leſſing es glaubte; wenigſtens iſt die allererſte, aber ſehr kleine, gleichſam nur zum Vorſchmacke gegebene, von 1638 noch ſeltener. Indeſſen kommt es bei dieſer Anekdote nur auf Leſſings Meinung an, und ſchwerlich würden auch die wenigen, heut zu Tage ſichtbar gewordenen Exemplare ohne Leſſings Anregung an das Tageslicht gekommen ſeyn

zu leihen: leider aber ging er einem derſelben auf der Reiſe von Berlin nach Breslau, wo Leſſing ſich damals befand, verloren. Er half dem Freunde, der erſt beim Auspacken das Buch vermißte, ſtundenlang ſuchen, und tröſtete ihn während dieſes unangenehmen, fruchtloſen Geſchäfts, indem er häufig wiederholte: „das hätte mir ja eben ſo gut und noch viel eher paſſiren können." — Das ſind freilich nur kleine Züge, doch, dünkt mich, ſprechen ſie.

§. 61.

Daß Leſſingen der große Genuß, den die Tonkunſt ihren ächten Freunden zu gewähren im Stande iſt, gänzlich mangelte, iſt bekannt genug; er ſoll ſogar, wenn er durch irgend einen Zufall in die Verlegenheit kam, eine lang dauernde Muſik mit anhören zu müſſen, in eine ganz eigene, ihm ſonſt völlig fremde, ängſtliche Stimmung gerathen ſein, die ihn auffallend matt machte, bis er endlich wieder in's Freie kam, wo dann, nach mehrmaligem tiefem Athemholen, ein Witz den andern jagte. — „Witz gegen die Muſik." allerdings, nicht minder aber gegen ihn ſelbſt, der den Witz ausſprach, denn das iſt ja gerade einer der herrlichſten Charakterzüge bei Leſſing, daß er ſich ſelbſt am wenigſten ſchonte. So ſoll er einmal nach der nothgedrungenen Anhörung einer von Kennern für trefflich erklärten aber lang dauernden Sonate, die freilich ſeinem ruhelos ſtrebenden Geiſte unmöglich zuſagen konnte, geäußert haben, ihm ſei zu Muthe geweſen, wie etwa einer Katze zu Muthe ſein möge, die in der Angſt kratzend an den Wänden hinauf zu laufen ſtrebe. — Dieſe Anekdote iſt freilich nicht verbürgt, doch dürfen wir auch der allgemeinen Sage als ſolcher einige Bedeutung zuſchreiben, indem ſie doch von irgend etwas Wahrem auszugehen pflegt. Das nackte Factum bleibt: Leſſing liebte die Muſik nicht, weil ſie ihn unbefriedigend an-

regte

regte und deshalb keinen Genuß gewährte, was niemanden wundern kann, der Leſſingen wirklich geleſen, und ihn in ſeiner ganzen ſtrengen, ſcharfen und epigrammatiſchen Natur erkannt hat, die ich jedoch um deswillen noch nicht eine winterliche nennen möchte. Ich glaube vielmehr, ein wahrhaft liebender und geliebter Freund hätte ihm den Sinn für Muſik nach und nach einhauchen können, denn hier iſt ja von unſerm großen Leſſing, der die Allſeitigkeit wenigſtens liebte, die Rede, und nicht von dem beſchränkten, und im Witz unmuſikaliſch-gemüthloſen Fontenelle, der mit ſeinem „Sonate, que me veux tu?“ (einem Worte, das leider oft genug paßt) wohl gar prunkte.

Ueberhaupt haben die meiſten heutigen Leſer ſchwerlich Notiz genommen, wie man ehedem über die Muſik urtheilte. Gottſched verwarf die ganze Oper als ſolche, laut ſchreiend, ſie gehöre gar nicht zur Kunſt; ja, er haßte ſie dergeſtalt, daß er Jahrzehnte lang ſie als die heilloſeſte Verirrung darzuſtellen verſuchte, und da ſein eigner dürrer Geiſt ihm nicht genug Gründe lieh, ſeine abgeſchmackte Behauptung zu unterſtützen, ſo ſuchte er unermüdet in allen irgend zugänglichen Schriften nach neuen Stützen, und jeder muſikhaſſende Schriftſteller, wenn er nur irgend einen ſchlechten Witz gegen die Oper lieferte, war ihm willkommen. Leſſing — der ſich zu Gottſcheden verhält, wie etwa ein reicher Cardinal zu einem armen Dorfküſter, liebte gleichfalls die Oper nicht, aber er war viel zu klug, um ſie in ihrer Reinheit nicht anzuerkennen, und viel zu edel, um andern einen Genuß zu mißgönnen, der ihm verſagt war. Zu platten Scherzen über die ganze Gattung ſtand er natürlich zu hoch.

§. 62.

Da bei einem ſolchen Manne auch Kleinigkeiten nicht ohne Intereſſe ſind, ſo möge nicht unberührt bleiben, daß er unter allen Spielen das Schachſpiel am meiſten liebte, weshalb auch einige Wolfenbüttelſche Bürger, die ſich hierin beſonders auszeichneten, in ſeiner großen Gunſt ſtanden. Gewann er, ſo war es ihm recht, verlor er, ſo freute er ſich noch lebhafter, weil er dann nach ſeiner Behauptung noch mehr dabei gelernt habe. Daß er übrigens auch dieſe ſeine eigene Liebhaberei nicht ſelten bewitzelte, verſteht ſich bei ſeinem liebenswürdig-ironiſchen Charakter, den nichts mehr anwiderte, als trockner, einſeitiger Ernſt, ganz von ſelbſt. Bei dieſer Schachneigung war aber auch der Witz beſonders nöthig, da ſie ſonſt leicht zur Hemmung und Lähmung der Phantaſie führen kann.

Höchſt verhaßt war ihm das Tabakrauchen, niemals litt er, daß es in ſeinen Zimmern geſchah, und trat er in ein fremdes, worin nur noch die kleinſte Spur von Rauch zu entdecken war, ſo öffnete er ſogleich Thüren und Fenſter. Es giebt mehrere Anekdoten, in denen ſich ſein Abſcheu vor dem Tabak auf die ungeſtümſte und luſtigſte Weiſe zeigt; auch that er dem Rauchen nie die Ehre an, es alſo zu benennen, ſondern bediente ſich dafür eines bis zum Erſchrecken widerlich klingenden Ausdrucks, den ich lieber nicht wiederholen will.

Ueberhaupt iſt es merkwürdig, daß ſo manche große und bedeutende Dichter, z. B. Goethe und Tieck, ihren Haß gegen das Rauchen öffentlich erklärt haben, und Lichtenberg, der von Leſſings äußerlichem Leben ſchwerlich etwas vernommen, ſagt in ſeinen vermiſchten Schriften, er könne ſich Leſſingen oder Leibnitzen gar nicht rauchend denken. — Möge indeſſen auch hier das gute alte: Audiatur et altera pars gelten.

Da die Mittelmäßigkeit oder gar die Rohheit und Gemeinheit nichts lieber thut, als Fehler bei großen Männern erſpähen, ſo iſt ſie, wie bekannt, in Beziehung auf Leſſing ganz beſonders geſchäftig geweſen, und vorzüglich nach ſeinem Tode.

So hat man z. B. das Gerücht verbreitet, er habe ſich durch übermäßigen Genuß des Weins ſeine Tage verkürzt und überhaupt ein höchſt unordentliches Leben geführt, eine Behauptung, die, wenn ſie mit phariſäiſchem Seufzen und einiger Salbung vorgetragen wird, bei ſchwachen Gemüthern ihre Wirkung nicht verfehlt. Es iſt indeſſen kein wahres Wort daran, wie ich durch die Erzählung bewährter Männer, die ihn genau gekannt haben, unterrichtet worden bin. Als Jüngling genoß Leſſing in der Regel wenig oder gar keinen Wein, als Mann ſehr mäßig, am einſamen Mittagstiſche, faſt nur wie Medizin, und mit Luſt trank er nur bei einem lebhaften Geſpräch mit Freunden. Man darf ſogar ſagen, er habe jedes Uebermaaß in dieſer Hinſicht wahrhaft gehaßt. So hatte er z. B. in Hamburg gehört, Friedrich von Hagedorn habe ſich durch zu große Liebhaberei für den Wein einen ſo frühen Tod zugezogen, und ſo ſehr er auch dieſen liebenswürdigen Dichter ſchätzte, ſo hatte er doch für dieſe Sünde keine Nachſicht. Zum Glücke konnte ein beſſer unterrichteter Freund das ganze Gerücht als grundlos zeigen, und Leſſing dankte ihm herzlich für die erfreuliche Belehrung.

Endlich noch eine wichtige, faſt beiſpielloſe Eigenheit. L. konnte ſchlafen, wann er irgend wollte, und träumte nie. Welche Aegide gegen tauſend Leiden — und doch — wer möchte die Träume hingeben!

Es wird mir ſchwer abzubrechen, doch ſoll man ſolcher kleinen Züge nicht zu viel geben.

§. 63.

Nathans Ring.

Ich habe einmal Leſſing „unglücklich“ genannt, und ihn ſehr gerühmt, daß er ſein Unglück mit ſo hohem Anſtande getragen habe. Hätte ich dabei hinzugeſetzt, ich meinte nur ſein einſames und von gar zu vielen Geſchäften geplagtes Leben, ſeine Armuth u. ſ. w., ſo würde niemand etwas dagegen gehabt haben, allein man ſah wohl, ich meinte etwas Höheres, und das wollte man mir nicht zugeben. Ich habe darauf nur zwei harmloſe Worte zu erwiedern.

Erſtens: Kann man wohl mit Ueberzeugung das End-Reſultat von Leſſings Nachdenken, wie es im Nathan vorgetragen worden, und wie es ſich beſonders in dem Ausrufe:

„Der rechte Ring vermuthlich ging verloren!“

deutlich ausſpricht, ein glückliches nennen? und ſollte man deshalb nicht (zweitens) dem vortrefflichen Manne die ächte Glaubenskraft, wie wir ſie z. B. im Luther finden, wünſchen dürfen? — Genug von dieſem trüben Punkt, gehen wir ſchnell zu etwas Vergnüglichem über.

§. 61.

Etwas, das Leſſing gewünſcht hat.

Leſſing hatte in ſeinen früheren Jünglingsjahren, wo er der Beſchäftigungen nie zu viel haben konnte, den Vorſatz gefaßt, ein Werk zu liefern unter dem Titel: „Das Gute aus ſchlechten Büchern,“ doch konnte er leider keinen Verleger dazu finden, weil die Buchhändler meinten, „das müſſe ja ein endloſes Buch werden.“ So mußte er die Sache aufgeben, aber den Gedanken hielt er feſt, und noch in ſpäteren ſehr ernſten Jahren ſprach er gern davon, und ſcherzte dabei mit der unbefangenſten Laune über ſich ſelbſt, den unerſättlich Leſenden und Schreibenden, über die armen ſchlechten Bücher, deren einzelnes Stattliche und Schöne nun nicht an den Tag kommen ſolle, und über die nicht verlegen wollenden Verleger, die in ihrer Furcht vor der Endloſigkeit eines ſolchen Unternehmens ein gar zu gutes, ehrenvolles Vertrauen zu den — ſchlechten Büchern an den Tag legten.

Beachtung verdient Leſſings Gedanke in jeder Hinſicht, nur mögen ums Himmelswillen die Herren A. und B., Alpha und Beta u. ſ. w. nicht gleich zuſahren, ſondern zuvörderſt bedenken, ob ſie auch die gehörige Gutmüthigkeit, Sinnigkeit, Geſchmack, Vielſeitigkeit, Beleſenheit, Geduld u. ſ. w. beſitzen, Eigenſchaften, die hier ganz unerläßlich ſind. Beſitzt aber Einer dieſe Tugenden alle, ſo wird er ſich ſchwerlich auf das ganze Unternehmen einlaſſen, da ihm ſo manche beſſere und fröhlichere Arbeit winkt, und unſer theurer Leſſing ſelbſt würde gewiß in große Verlegenheit gerathen ſein, wenn er ſich durch einen Contrakt gebunden. Wort gehalten hätte er, der ſtets Worthaltende, gewiß; aber die wehmüthigen Seufzer und genialen Flüche bei der Arbeit würden kaum zu zählen geweſen ſein, und hätten doch leider nicht — mit abgedruckt werden können. Zu einem Mitarbeiter an einem ſolchen Werke würde ſich niemand beſſer geſchickt haben, als er; aber zum Redacteur und Hauptarbeiter hätte es eines Mannes bedurft, der in der Schule der Geduld Jahrzehnte lang das erſte Zeugniß der Reiſe erworben, und jetzt beinahe die Geduld ſelbſt in die eigne Schule nehmen könnte.

Genug: Leſſing hat uns den Gedanken hinterlaſſen, und ein Leſſingſcher Gedanke iſt immer werth beachtet zu werden. Sehr nahe dabei liegt ein andrer, nämlich der: die Sache umzukehren, und „das Schlechte aus guten Büchern" zu ſchreiben, oder wenigſtens anzudeuten. Es verſteht ſich: mit Geiſt und Witz, denn ſonſt möge uns der Himmel bewahren vor einem Buche, das nichts weiter enthielte, als die Specification der Fehltritte wackrer Männer. Nützlich wäre indeß ein ſolches Werk gewiß, doch gehörten abermals alle jene früher genannten Eigenſchaften dazu, und eine Ueberwindung von ſo eigner Art, daß man nicht ohne innern Herzensſchauder daran denken kann. Dabei wolle der etwanige Unternehmer doch auch nicht vergeſſen, daß manches, was uns heute als Sonnenfleck vorkommen mag, morgen bei geſchärftem Blicke uns wieder als ächte, reine Sonne erſcheint. Erinnert Euch nur an die regnicht-finſtern Frühlinge und Sommer der Jahre 1815 und 1816, da wurden viele ſonſt zierliche und reputirliche Leute ordentlich rebelliſch gegen die Sonne, und meinten, ſie, die ewig Geſunde, ſei krank, und habe gräuliche Flecken, Riſſe und Löcher. Endlich prophezeihte man ſogar (Julius 1816) den Untergang der Erde, die jedoch nach den Zeugniſſen der ſchätzbarſten Männer und Frauen noch immer ſteht, vielleicht, um ſich bei Göthe zu bedanken, der ſie „die liebe Erde“ nennt, auf der es „allerliebſt“ ſei.

Nur wer das alles recht fühlt und durchdenkt, könnte ein Buch ſchreiben, wie das angedeutete. Ob er aber nicht etwas graues Haar dabei bekommen würde: dafür kann ich ihm nicht einſtehen.

Zu ſeinem Bilde.

Leſſings ganzes Leben war ein ununterbrochenes Ringen nach Wahrheit, ein ſteter Durſt nach ihr, ohne die Hoffnung, ihn jemals zu ſtillen. Die Wahrheit ſelbſt, ihren vollen Beſitz und Genuß, meinte er, habe ſich Gott allein vorbehalten. Sein Genuß war Forſchen und Unterſuchen, vielleicht ſogar je dorniger je beſſer, denn nichts war ſeinem Witz leichter, als die Dornen abzubrechen. So zeigt er ſich in der Unterredung mit F. H. Jacobi.

Nehmen wir dazu jene oben genannte Traumloſigkeit *), ſo ſteht, däukt mich, das Bild des edeln, unbeglückten Helden in den äußerſten Umriſſen vor uns.

---

*) Es verſteht ſich von ſelbſt, daß nicht in Abrede geſtellt werde, auch L. habe träumen können. Nur waren dieſe Träume

§. 65.

Zu Leſſing und Herder.

Die Vergeßlichen.

Zwei Drittheile unſerer heutigen Tagesrecenſenten ſind ſo unwiſſend und unbeleſen, daß man ſelbſt berühmte Bücher, z. B. Herders Fragmente vom Jahr 1767, größtentheils wieder abdrucken laſſen könnte, ohne daß ſie die Myſtification merken würden. Man brauchte nur Namen und einiges andere unmittelbar an die Vergangenheit Erinnernde zu löſchen, und die luſtige Arbeit wäre vollbracht. Gienge Einer noch weiter, und ließe einige der bedeutſamſten und gerundetſten Reden aus Lohenſteins Arminius von neuem drucken, etwa unter dem Titel: „Proben aus einem noch ungedruckten hiſtoriſchen Roman" (wobei der günſtige Redacteur hinzuſetzen müßte, es ſei ihm dieſe Arbeit von einem talentvollen Jüngling zugeſandt worden, der, wenn er nur erſt eine gewiſſe überflammende Ueberſchwänglichkeit abgelegt haben ſollte, ein Meiſter in der hiſtoriſchen Darſtellung zu werden hoffen laſſe, ſo würden vielleicht unter 10 Recenſenten 9 und unter 20 Zeitungsbriefſtellern 19 getäuſcht werden.

In der frühern Zeit unſerer Kritik, ſelbſt in ihrer ſchwächſten Periode, hatte man doch wenigſtens die Freude, auf jeder Seite ein paar Stellen aus Ariſtoteles, Horaz, Quintilian u. ſ. w. anzutreffen, und wenn man auch alles Uebrige, was der Recenſent aus eignem Vermögen aufgetragen hatte, ungenießbar finden mußte, ſo war doch die Erinnerung an ſinnvolle Sprüche jener Alten ein kleiner Troſt. Der Himmel bewahre uns, jene Zeiten zurück wünſchen zu müſſen, denn immer iſt

---

niemals ſo lebhaft, daß er am andern Morgen auch nur irgend etwas davon erzählen konnte und bleibt jene Pedanterie, auch den kleinſten und magerſten Aufſatz mit Citaten aus den Klaſſikern zu füllen, höchſt geſchmacklos. Nur möge gleichfalls ums Himmelswillen nicht Unwiſſenheit die Nothwendigkeit herbei führen, jene Geſchmackloſigkeit zu vermeiden! — Drängt ſich aber nicht wirklich bei vielen unſerer Recenſenten der Gedanke auf, ſie möchten wohl zu früh aus Tertia gelaufen und gar nicht bis zu Quintilian und Horaz — des Ariſtoteles ganz zu geſchweigen — gedrungen ſein? —

Mit dieſen und ähnlichen Gedanken unterhielt ich in den letzten Jahren oftmals meine Freunde, zuweilen auch eine geſchloſſene Geſellſchaft, die ſich dieſer hypochondriſch-luſtigen Bemerkung noch erinnern wird; auch tändelte die Feder manches Aehnliche auf das Papier (z. B. in den „Umriſſen"), aber ein Fragment dieſer Art einzeln einer Zeitung zuzuſenden, hielt ich doch für bedenklich. — Da fällt mir aber vor wenigen Tagen ein Blatt aus der neuen Dresdner Morgenzeitung in die Hand, in welchem Tieck ohne alle Umſtände, und ohne von „zwei Dritteln" oder „neun Zehnteln" oder „neunzehn Zwanzigſteln" zu reden, geradehin behauptet, man könne Leſſings Dramaturgie (!!) von neuem abdrucken laſſen, und die Recenſenten würden es für neu halten. So hole ich denn auch mein altes Fragment zurück, das nunmehr nicht bloß nicht zu hart, ſondern eher zu ſanft erſcheinen wird, ich hole es zurück, um jene Anſicht der Morgenzeitung zu mildern. Zwar verſtehen ſich auch bei Tieck, ſobald man ihn nur, wie billig, mit einem „Körnchen Salz" lieſt, jene „zwei Drittel" u. ſ. w. von ſelbſt, allein die geradehin ausgeſprochene Leſſingſche Dramaturgie bleibt doch nach ſeiner Anſicht ein- für allemal als ungeleſen ſtehen. So Gräßliches aber will ich wenigſtens noch nicht glauben, denn wie groß auch der Tadel ſein mag, daß Herders Fragmente (die bei allem Trefflichen doch auch manches Unreife und Uebereilte enthalten) ungeleſen in den Bibliotheken ruhen; *das* wäre doch zu entſetzlich, wenn die Deutſchen auch das vortrefflichſte kritiſche Werk des ganzen achtzehnten Jahrhunderts, das zum erſten Mal ihre kritiſche Mündigkeit ausſprach, jemals vergeſſen könnten. So etwas wollen wir uns ſelbſt zu denken verbieten.

§. 66.

Zu Adolf Klotz.

(Vergl. Bd. III. S. 155 ff.)

Nie hat es ein reineres Verhältniß gegeben zwiſchen den deutſchen Schriftſtellern und dem Publikum, als in der Zeit des wiederkehrenden *) Vorfrühlings unſerer Poeſie, in den Jahren 1740 ff. Man hatte längſt angefangen zu ahnen, was man ſo lange entbehrt, man fühlte eine höhere Sehnſucht, man hoffte, man träumte, man liebte. Man fand in den Dichtern höhere, aber innig befreundete Weſen, kräftige und zarte Ausſprecher für das ſchönſte Gefühl der eigenen Bruſt, die noch keine Worte hatte. Man ſah in ihnen edle Väter und Brüder, denen man ſich mit Vertrauen hingeben dürfe, und an deren reiner *Sittlichkeit* zu zweifeln, als ein unverzeihliches Verbrechen würde betrachtet worden ſein. Die Dichter und Redner hatten als ſolche ein ehrwürdiges, ja heiliges Amt, und ich brauche nur an Klopſtock zu erinnern, und wie die Deutſchen ihn liebten, um meine Behauptung als erwieſen anzuſehen.

---

*) Des „wiederkehrenden," man darf das überflüſſig ſcheinende Wort nicht auslaſſen, weil es noch immer eine Unzahl von Deutſchen giebt, welche von den früheren Frühlingen der deutſchen Poeſie nichts wiſſen, oder doch faſt immer vergeſſen, wie reich ſie blühten. In jedem Falle darf man ſagen, daß die Opitz-Flemmingſche Periode eine größere Fülle von Talent offenbarte, als die Gärtner-Ebertſche, und doch war auch die letztgenannte ſehr achtungswerth.

Dieſes ſchöne Verhältniß endigte ſich aber leider nur zu bald. Schon in den Literaturbriefen herrſchte mitunter ein ſo roher, widrig witzelnder Ton *), daß man ſich ſtaunend anſah, wie es möglich ſei, ſo ganz den Anſtand zu verletzen, und doch hatte dieſes Inſtitut durch Leſſings witzige Beiträge zu den erſten Bänden eine ſo große Berühmtheit gewonnen, daß man die letzten, faſt ohne Ausnahme geiſtloſen, Theile doch noch mitleſen zu müſſen glaubte.

Noch weit ſchlimmer ſtand es mit der deutſchen Bibliothek, die, in der Mitte der ſechsziger Jahre zuerſt auftretend, Wiſſenſchaftloſigkeit und Poeſieloſigkeit mit frecher Polemik gegen alles Poſitive in der Religion verband. Dieſes Urtheil bedarf wohl jetzt nur für ſehr wenige Leſer eines Beweiſes, und für dieſe wenigen mag es genug ſein hinzu zu ſetzen, daß Leſſing ſelbſt höchſt ungünſtig von dem ganzen Unternehmen dachte, und niemals zu bewegen war, auch nur eine Zeile für daſſelbe beizutragen. Ja, er ging in ſeiner Abneigung ſo weit, daß er bei einem bloßen flüchtigen Gerüchte, welches ihn als Mitarbeiter nannte, von dem Herausgeber die ausdrückliche Verſicherung des Gegentheils verlangte.

§. 67.

Endlich ſtörten auch noch die Klotziſchen Händel die alte Ehrerbietung des Publikums für ſeine Schriftſteller auf eine nur zu traurige Weiſe. Um den ganzen Werth des Leſſingſchen Witzes gegen Klotz zu begreifen, war man noch nicht gebildet genug. Man hörte nur heraus, daß er die alte Höflichkeit nicht wolle, ohne zu begreifen, daß er etwas viel Beſſeres wollte. Außerdem war dem Publikum von ſo vielen Seiten her zugerufen worden, Klotz ſei doch ein gar vortrefflicher Gelehrter und Kunſtkenner, daß es nicht ſo bald faſſen konnte, es ſei kein wahres Wort daran. Man ſchüttelte den Kopf und meinte, es fehle den deutſchen Gelehrten theils an Vollgerechtigkeit, theils an guter Lebensart.

---

*) Sollte Jemand dies Urtheil zu hart finden, der leſe nach, wie der mildeſte aller Kritiker, Goethe, über dies literariſche Inſtitut ſpricht. S. deſſen Selbſtbiogr. Th. II.

Noch ſchlimmer ward es nach Klotzens Tode, als die Briefe deutſcher Gelehrten an ihn (zwei Theile, Halle 1773) erſchienen. Man hatte ſich nunmehr in den Gedanken gefunden, es ſei doch mit Klotz nichts geweſen, und nach einem deutſchen Lieblingsausdrucke ſollte über der ganzen Sache Gras wachſen. Das aber ging nun wieder nicht an, denn man fand hier, daß die berühmteſten Deutſchen, Sonnenfels, Weiße, Abbt, Gleim, Georg Jacobi, von Gabler, Löwen, Zachariä, Schlegel, Garve, Cramer, von Creuz, von Moſer, Maſtalier, Denis u. a., Jahre lang den Halliſchen Kunſtrichter wie ein höheres Weſen geprieſen und das kleinſte Lob von ihm als den beſten Lohn ſchriftſtelleriſcher Thätigkeit betrachtet hatten *).

---

*) In welchem Tone ſelbſt die berühmteſten Dichter zu ihm ſprachen, darüber nur Gleims Beiſpiel: „Wie dürfte ich einen ſolchen Griechen und Römer, wie mein Klotz iſt, nur irgend in Verdacht haben, aus der alten Literatur irgend etwas nicht zu wiſſen!“ (Aus einem Briefe vom 2. September 1766.) — Ferner: Nachdem er über den traurigen Winter geklagt, und daß ihn nur das Andenken an das Vergnügen, welches ſeine Freunde ihm im vorigen Sommer in Lauchſtädt gemacht, erquickt habe: „Den mehrſten Antheil daran hatte mein großer gelehrter Klotz, eines noch hatte ich, ich las Ihr Urtheil über Leſſings Laocoon Wie ſehr zu beneiden ſind Sie, mein theuerſter Freund. Allen Ihren Schriften ſieht man es an, daß Sie mit ganzer Seele bei Ihren lieben Muſen ſind, ohne durch eine Menge von Zer-

Seitdem aber Leſſing ihn geächtet, war der Ton kälter und kälter geworden, und als endlich Klotz noch in den ſchönſten Lebensjahren mit ſeinem Ruhm und ſeinem Leben fertig geworden war, fand ſich unter allen dieſen Bewunderern nur ein Einziger (der ſonſt unbedeutende Gotthold Lange), der den Muth hatte, ein ehrendes Leichengedicht auf den Abgeſchiedenen zu verfertigen. Dies alles war zu ſchreiend, und das Publikum fing an zu bedauern, daß es mit ſeiner Verehrung für manche Autoren etwas zu freigebig geweſen ſei. Auf dieſem Standpunkte hielt es ſich aber nicht lange, es ſtieg tiefer herab, und die Mehrheit meinte, ſo gut und treu wie manche dieſer Herren ſei ſie doch wohl auch. Der Schaden, den eine ſolche Sinnesart der Literatur brachte, iſt nicht zu berechnen, doch iſt der Nachtheil, den die ſo Urtheilenden ſich ſelbſt bringen, noch höher anzuſchlagen. Hört die Menge einmal auf, die ausgezeichneten Schriftſteller als große, edle Lehrer zu be-

---

ſtreuungen alle Augenblick einmal in dem Umgange mit ihnen geſtöret zu werden. Wie wäre es ſonſt möglich, eine ſo erſtaunliche Gelehrſamkeit zu beſitzen! Wir andern geplagten Leute, wie ſelten können wir eine Schäferſtunde mit den fürtrefflichen Mädchen ungeſtört verbringen! Mit Ihren Erinnerungen kann und wird Herr Leſſing eben ſo zufrieden ſeyn, als mit Ihrem Lobe. Wenn Sie loben, mein liebſter Freund, ſo hört man eine der Muſen. Die Worte ſind ſo harmoniſch, eine Grazie vergäße zu erröthen, wenn ſie in's Geſichte alſo gelobet würde! Herr Leſſing ſelbſt hat mir noch nichts darüber geſagt“ u. ſ. w. (S. die angeführte Briefſammlung, Th. I. S. 105 ff.) Herr Leſſing aber ließ ſich ganz und gar anders vernehmen, als der gute, zuweilen etwas ſüße Gleim vermuthet hatte, und es möchte kaum einen ſchreiendern Contraſt geben, als im Uebergang von dieſen Briefen zu Leſſings antiquariſchen.

Uebrigens verdient Gleim die meiſte Entſchuldigung, und wenn er ſpäter aufhörte, Klotz zu rühmen, ſo war es gewiß nicht Furcht vor Leſſing, ſondern die Ueberzeugung früherhin geirrt zu haben.

trachten, ſo iſt ſie unwiederbringlich verloren: während wenigſtens die größeren unter jenen großen Autoren ſich noch retten können.

§. 68.

Zu Martin Miller, nebſt Vorſchlägen zu Gunſten deutſcher Berühmtheit.

(Vergl. Band III. Seite 205. ff.)

Matthiſſon giebt eine traurige Nachricht aus Ulm: „— Nachher ging ich mit ihm (dem Prediger Neuffer) in den Geſellſchaftsgarten, wo wir das Andenken Johann Martin Miller's wehmüthig feierten. Aber niemand konnte mir die Stätte zeigen, wo ſie die Reſte des lieblichen Sängers, von deſſen Liedern ſogar im Munde des Volks noch manche fortleben, der Erde wiedergaben. Nicht einmal ein ſchlichter Sandſtein macht das Grab des Mannes kenntlich, der im Bundesvereine mit Bürger, Voß, den Stolbergen und Hölty zur Herbeiführung einer der erfreulichſten Epochen vaterländiſcher Poeſie nicht unkräftig mitwirkte.“ (Siehe das Taſchenbuch Minerva für 1828, S. 311 ff) — Ich möchte hinzuſetzen: Nicht bloß „nicht unkräftig,“ ſondern durchaus original, denn jene Empfindſamkeit, die Miller hervorrief, iſt an ſich ein durchaus deutſches Element, und ſein Hervorrufen war nur ein Wecken, zuweilen zwar ein unbeholfenes in breiten Romanen, in ſeinen Liedern aber oft ein leiſes und zartes.

Kehren wir zu Matthiſſons Nachricht zurück: Aehnliches haben wir ſchon oft gehört, die Leſer rufen: „Nein, das iſt doch zu arg!“ oder härmen ſich ſchweigend ab; wenige aber denken daran, daß es beſſer werden müſſe. Man hat vorgeſchlagen, Hotels in den Hauptſtädten nach großen Poeten und Philoſophen zu benennen, aber niemand iſt dem löblichen Gedanken ernſtlich nachgekommen, und noch immer fehlt es an

Gaſthäuſern zum „Herrn von Leibnitz," zum „Legationsrath Klopſtock," zum „Hofrath von Schiller," zum „Profeſſor extraordinarius Bürger" u. ſ. w. Wirthshäuſer der zweiten und dritten Gattung, kleine Kaffee- und Kuchengärten; ſelbſt — Ausſpannungen könnten ſich nach deutſchen Poeten und Proſaikern nennen, doch müßte eine äſthetiſche Commiſſion wachen, daß ſie alle in ihren Schranken blieben, und nur ein beſtimmtes Maaß von Berühmtheit verleihen und empfangen dürften. Noch zweckmäßiger ſcheint der Vorſchlag, die verſchiedenartigen Kunſtwerke der Bäcker und Conditoren, das Roggenbrodt und Weizenbrodt, die Kuchen, Paſteten, Baiſers u. ſ. w. nach unſern Poeten zu benennen. Auf dieſe Weiſe würde nicht bloß für deren Ruhm, ſondern auch für die ſtete Erinnerung des Ruhms geſorgt, und niemand könnte mehr, ſelbſt bei übelm Willen, vergeßlich und undankbar werden, weil ſelbſt ſein Magen dabei leiden möchte. Gefühlvollere Perſonen würden es in dieſem Fall gut haben, und eſſend und trinkend, und ſeufzend und weinend über die Abgeſchiedenen, die ſie eben verzehrten, lieferten ſie durch ſich ſelbſt ein anziehendes Gemälde. Da aber die Deutſchen von jeher weniger gegeſſen als getrunken haben, ſo iſt doch wohl die Vertauſchung der Namen der verſchiedenen Weinſorten mit denen der Schriftſteller der wirkſamſte Plan, das Bette der deutſchen Ehre dauernd zu bereiten. Wir haben uns nur in unſerer Gutmüthigkeit an Langoirans und Pujeaux, an Haut-Barſac und Haut-Sauterne de Madame de Lur-Saluces, an Hochheimer Dom-Dechant und Klaus-Johannisberger gewöhnt, aber wie ganz anders würden dieſe trefflichen Weine ſchmecken, wenn wir ſie nach guten Romanen- und Tragödienſchreibern benennen dürften! und ſollten nicht Cramer und Spieß verdienen, daß wenigſtens gute Liqueurs das Gedächtniß des Publikums auffriſchten?

Indeſſen werden alle dieſe Vorſchläge nichts helfen, denn man wird ſie, wie bisher, für ſatyriſch anſehen, allein dieſe Satyre würde mit einemmale wegfallen, wenn wir nur bedenken wollten, daß wir nun doch einmal keinen Marmor und Alabaſter, kein Gold und kein Silber übrig haben, und überhaupt ſo vergeßlich ſind, daß wir ſelbſt den unſchuldigen Namen Miller in den Sandſtein zu hauen verſäumten *). Laßt uns deshalb aus der Noth eine Tugend, und nicht aus der Tugend eine Noth machen.

Da wir aber durch die vielen Melodramen und Criminaltragödien an das Entſetzliche gewöhnt ſind, ſo ließe ſich auch noch ein ſehr heroiſches Mittel, Unſterblichkeit zu begründen, vorſchlagen. Man ſchneide nämlich jedem großen Schriftſteller — es verſteht ſich, nach ſeinem Tode — ganz gelaſſen den Kopf ab, und ſtelle ihn mit der Namensunterſchrift in einem guten Muſeum auf. Der bloße Gedanke, einmal ſo geehrt zu werden, daß ſelbſt Irokeſen und Nadoweſſier nichts dagegen haben könnten, wird dem Leben zartgebildeter Autoren Jahre zuſetzen.

§. 69.

Zu Chr. Fr. D. Schubart.

(Vergl. Bd. III. S. 334.)

Es iſt beobachtenswerth, wie zuweilen bei angewöhnter und verſchrobener Modepoeſie dennoch im tiefen Herzen eine

---

*) Reiſende erzählen und laſſen auch wol drucken: man frage in Wien ſelbſt nach Mozarts Grabmal — von einem Denkmal ſoll hier gar nicht die Rede ſein — vergeblich. — Ich hoffe noch immer und will gewaltſam hoffen, es walte dabei ein Irrthum, da hier, nach meiner unmaaßgeblichen Meinung, des, ſeit Shakſpear, größten Genies der Erde gedacht wird.

gute Einfalt und richtiges Urtheil ſich finden können. Wenigſtens war es ehedem ſo, und z. B. bei Schubart dem Vater, von dem uns das Taſchenbuch Minerva für 1828 einige anziehende Briefe mittheilt. Das Feuer in ſeinem Innern war gewiß rein, aber Form und Sprache für dieſes Feuer in ſeinen gedruckten Gedichten gehört meiſtens jenem hyperboräiſchen Geſchmack an, der Schwülſtigkeit und Krampf für Erhabenheit anſieht. Wie rein, ſinnig und gefühlvoll ſtellt er ſich dagegen dar, ſobald er dieſe Feſſeln ſprengt. So ſchreibt er z. B. an ſeinen Sohn: „Das servum pecus der Nachahmer und der kleingeiſtigen Acoluthen bildet ſchon eine ganze Heerde. Selbſt Wieland iſt in ſeinen neueſten Schriften, wie in den meiſten alten — nur Nachahmer. Ich finde in ſeinem Peregrinus Proteus und in ſeinen Göttergeſprächen nichts als das Wiederkäuen — ſchon tauſendmal von ihm im Kreiſe herumgejagter Ideen.“

Dieſer Ausſpruch iſt nicht unwichtig, und läßt vermuthen, daß ähnliche Urtheile in Deutſchland ſchon damals nicht ſelten waren, die nur noch das Tageslicht ſcheuten. Wer ſich an die Polemik gegen Wieland vom Jahr 1798 an bis etwa 1800 und an ihren ſchnellen Erfolg erinnert, würde ſich nicht gewundert haben, wenn er, wie jetzt, die Auskunft hätte haben können, daß die Schlegelſche Polemik, wenn auch nicht mit ihrem Witz und ihrer Bitterkeit, längſt von Munde zu Munde ging. Nur dieſer Witz und der Muth, die Kritik der Preſſe zu übergeben, entſchied das Zuſammenbrechen des Wielandiſchen Dichterthrones. Vergleiche man nun damit Schillers Dichtergeſchick. Auch gegen ihn haben Reichbegabte, Gelehrte und Witzige, Jünglinge und Männer (an ihrer Spitze ſteht Herder) gewaltig angekämpft, aber ſeine poetiſchen Königshallen ruhen auf ſo feſten Säulen, daß ſie unerſchüttert geblieben ſind.

Der

Der Schluß des Schubartſchen Briefes iſt noch wichtiger und zeigt an, daß der wackern Herzenseinfalt auch ein ſinnreiches Urtheil nicht fehlt:

„In der politiſchen Welt ſieht es jämmerlich aus. Ich ſehe in dieſem Toben der Völker, in dieſem Freiheitsgebrülle, in dieſem überhand nehmenden Ungehorſam gegen göttliche und weltliche Geſetze — die Nacht der Zerrüttung und Barbarei ſich nähern. Man ſtellt den Götzen Vernunft auf alle chriſtliche Altäre und betet ihn an, wie die Japaner ihren Vitzliputzli. — Dieß alles läßt Gott geſchehen, auf daß der Menſch bald aus den fürchterlichen Folgen einſehen lerne, was man ohne Gott vermag."

Und dieſer Brief iſt vom 9. Julius 1791! — Manches, was damals ſich ausſprach, und manche Handlung, die ſich an den ausgeſprochenen Gedanken raſch anknüpfte, mußte auch dem Beſſern gefallen, ſobald er ſich mit der Geſchichte des Tages begnügte. Aber Schubart blickte weiter vorwärts in die Zukunft, er ahnte die Jahre 1792, 93 ff., und wir dürfen ſein Urtheil ein prophetiſches nennen, im grellſten Widerſpruch zu dem der lauteſten Sprecher.

§. 70.

Zu K. Ph. Moritz, nebſt Bemerkungen über einige frühere Urtheile über Göthe.

(Vergl. Bd. III. S. 393 ff.)

Wer iſt wohl der deutſche Schriftſteller, der zuerſt Goethe's Genialität und Eigenthümlichkeit ganz aufgefaßt hat? Nicht Wieland, wenn er gleich im Anfange ſich höchſt liebenswürdig gegen Goethe's höhern Genius benahm. Er las mit wahrer Herzensluſt und Freude des Jünglings muthwillige Satyre: „Götter, Helden und Wieland," und pries ſie in dem Kreiſe ſeiner Freunde und öffentlich als ein gutes ariſtophaniſches Werkchen. Rührend iſt es, wenn er um dieſe Zeit an ſeine erſte Freundin ſchrieb, der Dichter, nach deſſen Liebe er am meiſten ſtrebe, ſei Goethe, und gerade der liebe ihn leider nicht. Ihm mußte unbekannt geblieben ſein, daß Goethe ſein Talent ſehr ausgezeichnet finde, worüber deſſen frühеſte Kritiken in den Frankfurter Zeitungen genugſam Aufſchluß geben. Das Verhältniß, welches bald darauf zwiſchen beiden Männern entſtand, war ſehr freundlich; daß aber Wielanden das Verſtändniß der Göthiſchen Werke nicht ganz gelungen ſei, zeigte ſich bald, ja wir müſſen ihm leider nachſagen, daß er ſchon das Höhere im Werther nicht erkannte, und gegen den ſinnvollen Clavigo Scherze vorbrachte, denen man zu viel Ehre anthut, wenn man ſie mittelmäßig nennt.

Herders Liebe für den Goethiſchen Genius würde reiner geweſen ſein, wenn ſie nicht durch das anfängliche faſt unnatürliche Verhältniß, in dem er nicht ſelten den grämlichen Hofmeiſter ſpielte, getrübt worden wäre. (S. Goethe's Leben, Th. I.) Es ward ihm ſpäterhin zu ſchwer, Goethe's Superiorität, ſo offenbar ſie auch iſt, öffentlich anzuerkennen. Was er im Stillen gethan haben mag, bleibe dahin geſtellt; doch möchten ſich bedeutende Zweifel erheben laſſen, wenn man Herders Leben und Wirken im Ganzen kennt. Wie viel Edles auch in ihm war; das laute Anerkennen Goethe's finden wir nicht bei ihm.

Klopſtock gefiel ſich vielleicht zu ſehr auf ſeinem poetiſchen Kaiſerthrone, um den noch immer kritiſche Hofleute genug mit Weihrauchpfannen ſtanden, als daß er ſich hätte geneigt zeigen ſollen, ſeinen Sitz mit einem Jünglinge zu theilen. An eigentliches Studium der Goethiſchen Werke war nicht zu denken, auch riß er ſich nur zu bald von Goethe los, jenen „holden Leichtſinn" ganz verkennend, den Taſſo als das ſchönſte Geſchenk der Vorſehung preiſt. Ueberhaupt hat Klopſtock —

früherhin ſo liebenswürdig anerkennend — an allen deutſchen Dichtern, die nach dem Jahre 1770 auftraten, (Leopold Stolberg vielleicht allein ausgenommen), wenig Wohlgefallen gehabt, was freilich leicht zu erklären iſt, da er ſie — faſt gar nicht las, und wenig mehr ſtudirte, als Tacitus, Luther und — Adelung. Die beiden erſten herrlichen Männer, um in Liebe, den letztern, um in Zorn und Haß ſtets jung zu bleiben.

Was Gleim, Uz und andere an ſich ſehr werthe Dichter über Goethe vorgebracht, haben ſie wohl ſelbſt nicht ſehr wichtig gefunden, und wir wollen uns dabei wenigſtens für jetzt nicht aufhalten.

§. 71.

Dagegen iſt Leſſings Anſicht von Göz von Berlichingen eben ſo kurz als erbaulich und entſchieden, indem er (wie bereits oben erzählt worden) Ramlern nie verzieh, daß dieſer das herrliche Werk nicht ſonderlich liebte. Den Werther aber liebte Leſſing nicht, worüber ein Brief an Eſchenburg vom Jahre 1774 einen Aufſchluß faſt zum Erſchrecken giebt, weshalb ich ſchnell davon abbrechen will, um endlich mit dem faſt vergeſſenen Manne hervor zu treten, den ich wirklich für den erſten Verſteher der Goethiſchen früheren Werke halte. Es iſt niemand anders, als Karl Philipp Moritz. Dieſer arme, kranke, von tauſend wirklichen und eingebildeten Leiden gequälte, oft auch ſehr verworrene Schriftſteller (man erinnere ſich nur ſeines Benehmens bei dem Kampf über Spinoza) iſt höchſt anziehend, ſobald er einen beſtimmten pſychologiſchen Gegenſtand, z. B. ſich ſelber, zu behandeln hat (ſ. Anton Reiſer), und der ſo oft im Leben wie in der Kunſt irrte, iſt erfreulich klar, ſobald er von Goethe's früheren Werken, oder wenigſtens von einigen Einzelheiten in denſelben redet, ja er hat Stellen über Werther, die würdig wären mit in den Werther aufgenommen zu werden. Wer die „Leiden der Poeſie" — ich brauche das Wort in Beziehung auf ihn nicht zu erklären — in ihrer furchtbaren Größe ſo innig fühlte wie er, der ſah ſich dafür auch zur ſchönſten Begeiſterung erhoben, als er endlich Werke zum Genuß bekam, die alles das vereinten, wonach er als darſtellender Dichter ſein ganzes Leben hindurch vergeblich geſtrebt hatte.

Es giebt einige, an ſich nicht wichtige, doch oft erzählte Anekdoten, in denen Moritzens Liebe für Goethe ſich in der Geſtalt der Anbetung und Vergötterung unerfreulich und unbehülflich zeigt. Ich kann ſie nicht widerlegen und muß ſie als möglich dahin geſtellt ſein laſſen; indeſſen wäre der Einwurf, den man etwa von jenen Geſchichtchen her wider Moritz machen konnte, von keinem Belang. Goethe ſelbſt iſt dadurch keineswegs abgehalten worden, ſich in ſeinen italieniſchen Briefen ſehr günſtig über ihn zu äußern, ſo wie nicht minder auch der ſtrengere Herder in Briefen aus Rom an ſeine Familie ihn als einen innigen, liebevollen und lernbegierigen jungen Mann empfiehlt.

Vergeſſene Verdienſte von neuem zur Sprache zu bringen, iſt immer ein wohlthuendes Geſchäft, und ſo möge auch dieſe kurze Notiz dem Leſer nicht unwillkommen ſein.

§. 72.

Zu Fr. H. Jacobi und M. Claudius.

(Vergl. Bd. III. S. 100 ff. und 279.)

Fr. Schlegel ſagt in ſeiner weniger gründlichen als witzigen Recenſion des Woldemar, Jacobi gleiche, bei allen unbeſtrittenen Talenten, als Philoſoph dem Romeo, der bekanntlich verlangt, daß die Philoſophie eine Julia machen ſolle;

könne ſie das nicht, ſo ſei ſie hängenswerth. Der Einfall iſt ergötzlich genug; doch nur halb wahr.

Sollen wir in dem Gleichniſſe bleiben, ſo würden wir ſagen: Zwar maaßten ſich die früheren deutſchen Philoſophen nicht an, eine Julia ſchaffen zu können, aber ſie meinten doch, daß ſie erſt demonſtrirt werden müſſe, ehe wir ſie glauben und lieben könnten. Niemand verſtand dieſe Demonſtrationen beſſer als Jacobi, und er zeigte mit großer Deutlichkeit, warum ihm alle jene mathematiſchen Demonſtrationen (z. B. Chriſtian Wolffs), ſobald die Rede von göttlichen Dingen ſei, nicht genügten. Er fühlte, jene Julia müſſe ganz anders erworben werden, und jemehr ſich dieſes Gefühl dem Glauben näherte, je höher fühlte er ſich, jenen Pſeudo-Demonſtrationen gegenüber. Er ſtand mit ſeiner Anſchauung und ſeinem Glauben wenigſtens ein Vierteljahrhundert ganz allein, und wie oft auch ſein zartes Gefühl durch ſeine Widerſacher verletzt worden iſt, nie hat er ſich irre machen laſſen. Um ſo überzeugt zu ſein, bedarf es einer Kraft, die wahrlich zu den Seltenheiten gehört.

Eher möchten wir Jacobi'n in ſeinen größern Momenten mit dem verbannten Herzog in „Wie es Euch gefällt“ vergleichen. Dieſer ſtattliche Herr befindet ſich auf ſeinem blumigen Raſen im geſangreichen Walde ſo wohl, daß er darüber des Thrones vergißt, von dem man ihn vertrieben hat. Der Gedanke, daß er ihn doch jederzeit auch beſitzen könne, iſt ohne Zweifel zu ſtolz, um ihn Jacobi'n zuzutrauen. Oft ſcheint es indeſſen, als ſei er mit der Ahnung des Glaubens ſchon zufrieden; könne aber den alten, ächten, ganz einfachen Chriſtenglauben vor lauter Bildung nicht finden. — Der herrlich einfache, ſchalkhafte und ſinnvolle Matthias Claudius hatte, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, beide Throne (jenen im Walde und in der Stadt) in einen verwandelt, er war König und Landmann, Jäger und Schäfer zugleich, gleichſam ein aller äußerlichen Hoheit entfremdeter Shakſpear'ſcher fünfter Heinrich im Bürgerrock und mit dem Botenſtab. Ihm, dem unſcheinbaren Wandsbecker wie dem glänzenden Sieger bei Azincourt, ſtand alles gut, er mochte nun Spinoza prüfen oder den Frühling begrüßen u. ſ. w.

Friedrich Schlegeln möchten wir dagegen beſcheiden fragen, ob die Julia, die er ſeit einer Reihe von Jahren gefunden zu haben glaubt, verdiene, daß er ihr Luthern und Goethen opferte.

§. 73.

Ueberhaupt iſt der ganze Vorwurf, Jacobi habe von der Philoſophie verlangt, daß ſie ihm Julien machen ſolle, völlig unſtatthaft, denn es war gerade ſein größtes Beſtreben zu beweiſen, daß ſie das nicht vermöge, und jene Julia, wenn wir noch einmal das Gleichniß feſthalten ſollen, ganz wo anders zu ſuchen ſei. Daß er aber bei allem ſeinen Denken ein practiſches Intereſſe hatte (man nehme dieſes Wort im höchſten Sinn in Beziehung auf die göttlichen Dinge), ſoll ihm nur zur Ehre angerechnet werden, da der Gegenſatz eines bloß und rein logiſchen Enthuſiasmus in das Leere zerfällt.

Eine ganz andere Frage aber iſt es, ob nicht J. zuweilen mit einer bloß gemalten Julia ſich habe begnügen müſſen.

Nicht minder wichtig iſt der Umſtand, daß J. nur durch äußere Anregung zum öffentlichen Schriftſtellen veranlaßt wurde, und es knüpft ſich daran die Frage, ob man ein bedeutender Schriftſteller zu werden vermöge, ohne lediglich durch innern Drang dazu getrieben zu werden? Dabei wolle man zuvörderſt unterſcheiden zwiſchen der ſchweigenden und redenden, der ungeſchriebenen und geſchriebenen, und der undruckbaren und der gedruckten Poeſie. Warum ſollte es nicht Männer geben, die im Beſitz ſchönen Talents ſich ſelbſt ganz im Stillen die an-

zigſten Tragödien und Komödien vorſpielen, aber der Luſt
hren ſie aufzuſchreiben. Ehe ſie ſich entſchließen es zu
, ſpielen ſie ſchon neue Schauſpiele ſich ſelbſt vor, und
dabei ſo glücklich, daß ſie keine Erhöhung ihres angeneh-
Gefühls wünſchen. Für dieſe Menſchen iſt allerdings
bedeutende poetiſche Herausforderung wünſchenswerth,
n geht es mit ihrem Schreiben oft recht raſch, und die
then und Früchte fallen gar leicht von dem reichen Baume,
ſo lange geſchont worden.

Iſt auch Jacobi kein Dichter zu nennen, ſo gehört er
och als Charaktermaler und Philoſoph hieher. Er, den
trefflichſten und berühmteſten Poeten und Philoſophen
n als Jüngling mit Liebe und Verehrung betrachteten, und
n Urtheil ihnen höchſt wichtig war, fühlte ſich dennoch bis
ſeinem vierzigſten Jahre hinauf nur ſehr ſelten geſtimmt,
e Anſichten dem Drucke anzuvertrauen. Er war viel zu
klich bei dem ſteten Gedeihen ſeiner eigenen innern Bil-
g, und viel früher als Goethe die ſchönen Worte ſeinem
ſo lieh, „ſah er die Welt in ſeinen Freunden,“ und ver-
gte nicht, daß die anderweitige Welt ſonderlich von ihm er-
e. Vielleicht kam auch eine gewiſſe Jungfräulichkeit der
pfindung, zuweilen wohl gar ein wenig Uebervornehmheit
Stimmung hinzu, die ihm verbot, ſich als Schriftſteller
ten in die Menge hinein zu ſtürzen. So mußte denn je-
überaus wichtige Geſpräch mit Leſſing eintreten, und ihm
Gewiſſensſache erſcheinen mitzutheilen, welche Bewandniß
mit Leſſings philoſophiſchen Studien gehabt habe. Er
ſte dafür bekanntlich Anfeindungen aller Art erfahren, und
der edelſten Vertheidigung nicht etwa bloß ſich — decken
daran war ihm nur wenig gelegen — ſondern fechten für
reinen Heerd und Altar der Wiſſenſchaft und des Glau-
s, in ſo weit er ihn erkannte.

So zwang man ihn Schriftſteller zu werden, und daran thaten die Zwingenden vollkommen recht, welches dafür in ihrer eigenen zwangloſen Schriftſtellerei nur ſelten auf ihrer Seite war.

Uebrigens ergiebt es ſich deutlich, daß das höchſte Ideal des Dichters dennoch nur in einer durchaus reinen innern Nothwendigkeit ruhen könne, wie bei Shakſpear, Cervantes u. a. Schrieb nicht der Letzte im Gefängniß und zu einer Zeit, wo er — kaum ſchreiben konnte, da er im großen Kampf bei Lepanto den Arm verloren; und würde er nicht ſelbſt bei den Geten geſchrieben haben, und zwar — ganz anders noch und beſſer als Ovid?

Dieſelbe innere Nothwendigkeit beſteht auch bei den Philoſophen, Hiſtorikern und Rednern erſten Ranges immer.

§. 71.

Zu Jean Paul Fr. Richter.

(Der I. Bd. 114. S. 406 ff.)

Ein Wort über deſſen Titan.

„Das iſt zu intereſſant." — Dieſer Vorwurf klingt ſehr luſtig, und tauſend Schriftſteller möchten ſich ihn wohl ſehr gern gefallen laſſen; in den meiſten Fällen aber iſt er Unſinn, oder ſtreift doch wenigſtens daran, während Ausdrücke wie „das iſt zu gut" oder „zu ſchön" eben ſo unmoraliſch als unwahr ſind. Jenes „zu Intereſſante" trifft ſich indeſſen doch wohl, und mich dünkt, der Titan leidet ein wenig an dieſem ſüßeſten aller Fehler. — Lianens Tod iſt die vollendetſte Schilderung einer ſeligen Himmelsleiter, und wir bedürfen der größten Ueberwindung, von dort aus wieder herab zu ſteigen in die finſtern Thäler, wo die Menſchen mit ihrem Jammer wandeln. Nur Schoppe und Roquairol tragen noch das letzte Drittheil des Buchs, vielleicht auch Linda, weil wir wiſſeyn, daß dieſe drei gleichfalls untergehen müſſen. Wie anziehend aber auch das Leben der anderen noch übrigen Perſonen ſei, welches ſich rettet, es iſt doch nur an ſich intereſſant, und was es dem Leſer bietet, hält keinen Vergleich aus mit dem Gefühl, das wir auf dem angegebenen Gipfel des Buchs hatten. Möge Albano ſich noch ſo ſehr zu erheben ſuchen, und möge der Dichter ihn noch ſo ſehr beſchützen; nie werden wir glauben, daß er ſich nach Lianens Tod wieder erholt habe. Wie er nun einmal — und mit wie ſchöner Lebhaftigkeit! — geſchildert worden iſt und vor uns ſteht, vermag er das nicht.

§. 73.

Deſſen Selbſtbiographie.

Es iſt vor kurzem das dritte Bändchen von „Wahrheit aus Jean Pauls Leben" (bei Joſef Max in Breslau) erſchienen. Dieſe kurze Anzeige ſollte eigentlich genügend ſein, um hunderttauſend Leſer und wo möglich auch Käufer anzureizen. Allein unſer ruhiges Publikum iſt nicht ſo leicht auf die Beine zu bringen, und will doch erſt wiſſen quis? quid? cur? quomodo? quando? quibus auxiliis? u. ſ. w. Man findet in früherer wie in neuerer Zeit recht artige Beiſpiele von kritiſchen Trompetenſtößen, mit denen man die Schläfer hat wecken wollen; ſie wachten auch wirklich auf, rieben ſich aber dann verdrießlich die Augen und legten ſich auf die andere Seite. Man hat ſogar literariſche Conſular-Edikte erlaſſen, in denen das Studium und die Bewunderung gewiſſer Bücher weniger *empfohlen* als *befohlen* wurde, und es ließ z. B. der berühmte Thomaſius dergleichen Imperative ſchon vor etwa 120 Jahren ergehen. „Meine Herren," ſagte er einſt zu ſeinen dreihundert Zuhörern, „es iſt neulich ein vortreffliches Werk erſchienen: „Arnolds Kirchen- und Ketzergeſchichte." „Wer zwei Röcke hat, verkaufe einen und ſchaffe ſich das Buch an.“ — Die armen Einröckigen! doch vielleicht wären dieſe auch in der Weſte und Hemdsärmeln dem eifrigen Manne willkommen geweſen.

Will ich nun das nachmachen? Mit nichten. Ich begnüge mich mit dem kritiſchen Optativus, da mir der Imperativ ſtets als unziemlich erſchien. Auch bedarf es jetzt des Schreiens nicht mehr. Der größte Theil der Deutſchen weiß oder ahnt wenigſtens, was wir an Richter beſaßen und ewig beſitzen werden, und wenn auch noch die meiſten den geliebten Dichter nur theilweiſe genießen, ſo ſcheint doch die Zeit nicht fern, wo Richter auch als wahrhafter Künſtler in ſeiner Einheit und Ganzheit wird anerkannt werden. Man leſe nur wie man leſen ſollte: den Fixlein, den Siebenkäs, den Feldprediger Attila Schmelzle u. a., und man wird inne werden, daß auch der größte Reichthum an Menſchenkenntniß und Humor nicht hinreichend iſt, ſolche Werke zu ſchaffen. Dazu bedarf es eines Dichters.

Einſt aber ſtand es in dieſer Hinſicht ſehr ſchlimm, und das ganze dritte Bändchen beſchäftigt ſich mit dieſer für R. ſchlimmen Zeit. Richters Knabenzeit ging zu Ende, und faſt niemand hatte das Genie in ihm geahnt. So geht es faſt immer, ja ich will es nur geſtehen, daß ich das höchſte Mißtrauen zu den meiſten als talentvoll ausgeſchrieenen Knaben hege, es ſind größtentheils leere, hohle Jüngelchen, und es wird wohl bei dem Goethiſchen Spruch: „es bildet ein Talent ſich in der Stille,“ ſein Bewenden haben. Aber im achtzehnten und neunzehnten Lebensjahre brach bei Richter die gährende Welt durch, und er mußte entweder ins Feld ziehen oder ſchreiben. Da es aber nicht gut möglich iſt, um der einzelnen Genie's willen einen Krieg anzufangen, ſo muß die Feder ſtatt des Schwertes dienen. Er ſchrieb die „Grönländiſchen Prozeſſe“ in zwei Theilen, und hatte auch das Glück einen ackern Verleger für dieſelben zu finden, den Buchhändler Voß in Berlin, einen Freund Leſſings. Das war aber auch er einzige Sonnenblick für ihn in dieſer Zeit, denn von dem Beifall und der Liebe, auf welche Richter durch ſein Buch gerechnet hatte, war nicht nur nichts zu ſpüren, ſondern es eigte ſich eher ein gewiſſes Mißgefühl bei dem Publikum, das en Autor als unheimlich betrachtete. Das Werk war vieleicht gar zu witzig.

Mögen denn die Deutſchen den Witz nicht leiden? Sie nögen ihn ſehr wohl leiden, aber mäßig, ſparſam und nach ehöriger Vorbereitung. Schreibt jemand ein Buch von fünfund zwanzig Bogen, ſo wird er gut thun, alle ſechszehn Seiten einen Witz zuzuſpitzen, der um ſo mehr wirken wird, wenn ie vorhergehenden 15 Seiten eine gewiſſe ehrbare Nüchternheit und zierliche Langweiligkeit bei ſich führen.

So ſanft und behaglich eingedöſet — verzeiht das plattdeutſche Wort — merkt man erſt recht: „Nun kommt ein Witz!“ und ein beträchtliches Lächeln bleibt nicht aus. So aber war es hier bei J. P. nicht; das ganze Buch glich einem unabſehlichen Meer von Salz, auf dem man nicht immer mit gleicher Fröhlichkeit im Schlitten fahren mag. R. ſelbſt hat ſpäterhin Aehnliches eingeräumt.

Was war nun zu thun? Richter ſchrieb fort und fort, trotz der Leerheit ſeines Zimmers und Magens, trotz des Mangels an Kleidung und Holz *). Wir wollen ihn deshalb zwar recht herzlich loben, doch nur mäßig, denn über der Wiege der deutſchen Dichter hin haben ſich ſehr häufig Redlichkeit und Armuth die Hand gereicht, der rauhe Nord des Lebens hat ſie umweht und ſtark gemacht, ja, wenn ſie Humor ha-

---

*) Vergl. das Buch ſelbſt und die Vorrede zu der neuen Auflage jener „Prozeſſe“ und „der Teufelspapiere.“

ben (und der iſt deutſchen Dichtern ganz unerläßlich), ſo bekränzten ſie fröhlichen Muths den Altar der Göttin Penia mit den ſchönſten bunten Blumen. Wir Deutſchen ſind einmal ein armes Volk, und es macht uns Ehre, daß wir es ſind; darum ziemt uns aber auch weder weichliche Klage noch täuſchenwollender Prunk.

§. 76.

Unſer Richter hatte jedoch bei ſeiner Armuth noch *ganz* andere und *viel* ſchlimmere Dinge zu ertragen. Zwar hatte er zwei Freunde gefunden, **v. Oerthel** und **Vogel**, die beide treugeſinnt und wohlmeinend an ihm hingen, doch nicht im Stande waren für ſeine höhere Bildung thätig einzuwirken. Der Prediger Vogel zeigt ſich als einen muntern, lebhaften Mann, der in Richter ein ungemeines, überreiches Genie ſieht, dem aber dabei etwas wunderlich zu Muthe wird, weil er nicht recht erkennen kann, wo es jenem, der mit wahrhafter Innigkeit um ſtrenge Kritik bittet, noch fehle. Oerthel erſcheint überall ſanft und liebenswürdig, läßt ſich aber nicht auf Kritik ein, und will ſeinen Freund gar nicht anders haben, als wie es jenem gerade gefällt zu ſein. Leider raffte ihn ein früher Tod noch in den Jünglingsjahren hinweg.

So ſchreibt denn Richter, wie geſagt, ohne alle höhere Ermunterung von außen, bald in Leipzig, bald in Hof immer friſch weiter, und eine Satyre nach der andern entſtrömt ſeinem Genie. Sie machen alle, begleitet von den geiſtreichſten Briefen des Verfaſſers, die große Tour durch ſämmtliche deutſche Buchläden, aber ſie finden nirgends ein Unterkommen. Einige dieſer Buchhändler werden auch hier genannt, und man ſieht ordentlich, wie ſie kopfſchüttelnd in dem Manuſcript blättern, und es dann raſch wieder einſiegeln, um nur der Sache los zu werden. Unſer Dichter wird nicht ungeduldig, er ſchafft

ner neue Satyren und Empfehlungsbriefe, und kann ja,
m nur erſt wieder ein Packet auf der Poſt iſt, von neuem
ffen, die unſchuldigſte Freude, die niemand wehren kann.
t uns die zurückſendenden Buchhändler nicht zu ſtreng beur-
len, denn allerdings mußte es in den achtziger Jahren
nche Schwierigkeit haben, ſich mit den Jean Pauliſchen
anuſcripten ſogleich zu befreunden. Nicht genug aber können
berühmten Gelehrten getadelt werden, denen Richter
ne höchſt bedeutenden Jugendwerke, begleitet von den lie-
nswürdigſten, offenherzigſten und wahrhaft beſcheidenen Brie-
, überſandte. Faſt immer begegnete ihm Kälte, oder es er-
gte auch wol gar *keine Antwort*. — Hier möchte ich
ine Feder nicht in Dinte, ſondern in die ätzendſte Lauge
chen, um meinen ganzen Abſcheu vor dem Betragen dieſer
genannten celebren Leute zu erkennen zu geben. Sind wir
n ſo überreich an genialen Schriftſtellern, daß wir einem jun-
t, aufblühenden Talent kaltſinnig den Rücken zukehren dür-
? — „Aber es iſt doch ſo manches widerſtrebend in dieſen
gendlich-unreifen Werken.“ Wohl; um ſo mehr habt ihr
Pflicht, dem Autor eure ehrliche Meinung, aber *mit*
ebe, zu ſagen. Ein gutes Wort findet meiſtens eine gute
telle, findet es ſie einmal nicht, ſo thatet ihr doch eure
flicht und könnt dann ruhig den Narren laufen laſſen. Jene
flicht aber *ſollt* ihr thun, und *in* dem *Soll* ſollt ihr die
chſte *Freiheit* finden, ein Wort, das freilich nur durch die
be erklärt werden kann, die euch leider zuweilen fehlt, ohne
elche jedoch nicht bloß jenes Wort, ſondern — das ganze
ben unerklärt bleibt. Wollt ihr euch aber auf dieſes höhere
rinzip nicht einlaſſen, ſo hört wenigſtens die Stimme der
lugheit und fragt euch ſelbſt: Was werden dieſe talentvollen
ünglinge, die ihr mit kalter Vornehmheit abwehrt oder gänz-
h ignorirt, anfangen? werden nicht manche unter ihnen,

durch euer Beiſpiel verführt, zu heftiger Bitterkeit gegen euch ſich aufgefordert fühlen? wie, wenn ſich einmal ein großer Theil dieſer Schaar verbrüderte, um nicht bloß gegen euch, ſondern gegen die ganze alte Zeit anzukämpfen? Wärt ihr nicht an dieſem ungeheuern Irrthum — in Beziehung auf das Object des Kampfes — mit Schuld? oder meint ihr etwa gar, es ſei nicht viel daran verloren, wenn dergleichen Talente einen unächten Weg einſchlügen?

Jean Paul fühlte alle jene Schmerzen, die ſowohl mit dem Ignorirtwerden als Mißverſtandenwerden verbunden ſein mögen, aber er ertrug ſie wie ein ächter, kerniger, genialer Jüngling, der in ſich ſelbſt die Kraft erzeugt, nicht bloß zu ertragen, ſondern auch im Ertragen fortgeſetzt thätig zu ſein, thätig und heiter. Und ſo wage ich Richters Betragen in der Zeit von 1783 bis 95, in welcher er völlig unerkannt und doch kraftreich in dem kleinen Stübchen in Hof neben der ſpinnenden Mutter arbeitete, wahrhaft bedeutend und groß zu nennen. Ein langes, dürftiges Jahr verging nach dem andern, und er mußte ſich fragen: Woher dieſe Kälte, dieſe Todesſtille im Publikum in Beziehung auf Dich? während ſo manche geringhaltige geliebt und laut bewundert werden! wie, wenn Deine ganze Anſchauung des Lebens und Deine Darſtellungsweiſe den Deutſchen ſo fremd wäre, daß ſie dieſelbe entweder gar nicht begreifen oder doch ſchlechthin nicht genießen möchten? und wenn auf dieſe Weiſe Dein ganzes Leben nicht der Gegenwart angehörte oder ihr feindlich gegenüber ſtände? — Ich will dieſen Gedanken, der, wie ich glaube, ſich unſerm Richter zuweilen aufdrängen mußte, nicht weiter ausmalen; hat aber der Leſer ſich ihn ausgemalt, ſo wird er mir wahrſcheinlich zugeben, daß ein ſolcher Gedanke bei einer minder kräftigen Natur völlig hinreichend geweſen wäre, das ganze Leben zu umnachten. Nicht alſo Er — laßt es mich wiederholen — er bleibt in den öden, dumpfen zwölf Jahren geſund und fröhlich, ſchaffend und lernbegierig, und — was alles entſcheidet — menſchenliebend.

§. 77.

Es giebt nur noch ein größeres literariſches Unglück, und das hat unſer R. gottlob nicht erlebt. Dieſes waltet bei dem einſt hochgefeierten Autor, deſſen Dichterthron in ſpäteren Lebensjahren erſchüttert wird. Im Alter will der Menſch das Geſammelte, alſo auch des Ruhms rein genießen, und es iſt gewiß ein großer Schmerz, ſich darin geſtört zu ſehen *). Gewiß wird uns auch dann noch die Kraft bleiben, Unwürdiges abzuweiſen; aber mit jener milden Freundlichkeit und vertraulichen Väterlichkeit, die dem Alter ſo wohl ſteht und immer neues Grün in die greiſen Locken flicht, möchte es dann doch wohl vorbei ſein. Zwar giebt es — und wer möchte zweifeln? — eine Jugend, die ewig iſt, weil ſie überhaupt iſt, aber auch die Jugend nach dem Kalender iſt wahrlich nicht zu verachten, ſondern überaus reich an Troſt, und wohl unſerm R., daß ſeine Leiden in eine Zeit fielen, wo auch jene Kalenderjugend ihm tragen helfen konnte. Er ſtand über ſeinem Schmerz, und wie belohnend mußte das Gefühl ſein, mit welchem er einſt in der Blüthe ſeiner ſchönſten Manneskraft ſchreiben konnte: — „Ja in den kälteſten Stunden des Daſeins, in der letzten, ihr Menſchen, die ihr mich ſo oft mißverſtandet, kann ich meine Hand aufheben und ſchwören, daß ich vor meinem Schreibtiſch nie etwas Anderes ſuchte als das Gute

---

*) Es bedarf wohl nur für wenige Leſer des Zuſatzes, daß hier von zwei ſehr ausgezeichneten, mit Richter befreundeten deutſchen Schriftſtellern die Rede iſt, die beide ſchon ſeit einer Reihe von Jahren heimgegangen ſind.

und Schöne, ſo weit meine Lage und Kräfte mich etwas davon erreichen ließen, und daß ich vielleicht oft geirrt, aber ſelten geſündiget habe. Habt ihr wie ich dem zehnjährigen Schmerz eines verkannten, verhüllten Daſeins, eines ganz verſagten Beifalls widerſtanden, und ſeid ihr, bekriegt von der Vergeſſenheit und Hülfloſigkeit, ſo wie ich, der Schönheit, die ihr dafür erkanntet, treu geblieben?" (S. Jean Pauls Briefe und bevorſtehender Lebenslauf, Gera und Leipzig 1799; in den geſammelten Werken, Theil 35, S. 187.) Und eine ſolche Stelle iſt, wie es ſcheint, faſt überleſen, und kein Recenſent der damaligen Zeit, ſo viel ich auch nachgeſehen, hat ihrer gedacht! — Hat nicht wirklich ein großer Theil des Publikums Aehnlichkeit mit der Königin Gertrud im Hamlet, von der ſelbſt der eigne liebende Sohn ſagen muß, daß ſie des „Götterbettes müde werde und nach Wegwurf haſche."

§. 78.

Wie? eine Recenſion ganz ohne Tadel? geht das an? Soll ich etwa tadeln, daß hier auch zuweilen eines gewiſſen Details der Armuth gedacht worden iſt? und ſoll ich etwa die wohlfeilen Späße mitmachen, die ſich z. B. über die einmal mangelnden — Stiefeln ſo leicht bieten? dazu kann ich mich unmöglich entſchließen, denn ich habe nun einmal jene Stellen mit wahrer Erbauung und Rührung geleſen. Alle irdiſche Dinge, bloß als irdiſch und ohne höhere Beziehung betrachtet, ſind Kleinigkeiten, das eine wie das andere, eine Million Goldſtücke ſowohl wie ein einziger Pfennig. Ihre Bedeutung gewinnen ſie nur durch die Anſicht und Geſinnung des Betrachtenden, und ſo wird gerade der, der ſich im Beſitz der herrlichſten Seelenflügel weiß, jenen irdiſchen Quark am humoriſtiſchſten behandeln, aber auch zugleich deſſen tragiſche Bedeutung, als nothwendig bedingenden Drang des Lebens, fühlen.

len. Kann nicht der Wunſch einen fernen Herzensfreund einmal wieder zu ſehen unſere ganze Seele erfüllen? und iſt es nicht ſchneidend=tragiſch, ſo recht eigentlich modern tragiſch, wenn wir dann durch den Mangel an Stiefeln gehindert werden ihn zu beſuchen? der kerngeſunde Richter wäre gewiß gern barfuß gegangen, aber wie würde das die ſpinnende Mutter gekränkt, wie würde dieſer Aufzug eines theologiſchen Kandidaten die ganze Stadt Hof in Zornesflammen geſetzt haben!

Ueberhaupt ſollten wir uns doch das Schickſal nicht gar zu ariſtokratiſch geſinnt denken. Es waltet ſo gut in der Stube des Kandidaten Richter als im Palaſt des Dänenkönigs Hamlet, und ſollte deshalb mancher es für ſehr großſtädtiſch halten, die hier geſchilderten Kleinſtädtereien als der Darſtellung unwürdig zu verwerfen, ſo würde ich meinerſeits gerade jene Vornehmheit für ächt kleinſtädtiſch erklären.

Kann ich deshalb durchaus nicht in jenen Tadel des Buchs einſtimmen, ſo will und muß ich dagegen einige wenige Blätter in dem Werk als ſehr betrübend bezeichnen. Wir erfahren hier nämlich, daß der ſonſt ſo gründlich, tief und ſcharf denkende Richter als Jüngling und Kandidat der Theologie dennoch das eigentliche Weſen des Chriſtenthums ganz verkannte. — — Traurige Zeit, die ſelbſt auf einen Richter in dieſer Hinſicht ſo einwirken konnte.

Hab' ich aber dieſen Punkt erſt rein vom Herzen weg und ſo kurz als möglich ausgeſprochen, dann möcht' ich freilich wieder von vorn das freudigſte Lob anfangen. Doch will ich mich begnügen hier nur noch einmal aufmerkſam zu machen, mit welcher ächt teutſchen Gründlichkeit und Sinnigkeit ſelbſt ſchon der Knabe Richter ſich der Poeſie hingab. Ueberall waltet der Gedanke als Kern vor, und ein ſchönes Streben nach einer in Saft und Blut zu verwandelnden Gelehrſamkeit. — Ach wie anders heute! Wie oft werden uns jetzt

Gedichte als vortrefflich angeprieſen, die gewiſſermaßen gar keinen Inhalt haben, oder wie ein matter Ton augenblicklich verhallen, oder wie Sperlingsgezwitſcher läſtig werden! es finden ſich jedoch Kritiker, die dergleichen leere Lieder als ätherklar und Göthiſch-rein (!) rühmen — Gott beſſere es! und dieſes Buch kann auch etwas dazu beitragen, indem es durch ſich ſelbſt erinnert, es ſei doch eine hübſche Sache, ſich ſchon in der Jugend um die ewige Jugend, und zu dieſem Zwecke ſich um ewige Ideen zu bemühen.

Endlich gebührt auch noch dem Verleger Dank für die Eleganz und Korrektheit des Druckes, ein Dank, zu deſſen Abtragung man heut zu Tage nur ſelten Gelegenheit findet. Möge das vierte, fünfte u. ſ. w. Bändchen uns bald zu Theil werden! — Auch zu einem zwanzigſten Theile dürfte es an Stoff nicht fehlen.

Nachſchrift. Und nun — ſo meldet die Zeitung — iſt auch Otto, der Ordner und Herausgeber dieſes Werks, dem verklärten Freunde gefolgt. Ich habe ihn nie geſehen, und kenne auch keine ſeiner wenigen Schriften. Wenn ich aber bedenke, daß ihn Richter bereits am Schluſſe ſeiner unſichtbaren Loge bittend anredet, „hienieden immer bei ihm zu bleiben," und daß er liebend bei ihm blieb ſein ganzes reiches Leben lang, ſo iſt dieſe klar hervorgehende Tugend der Treue allein hinreichend, um ihn in ſeinem ganzen Werthe anzuerkennen. R. verſtand ſich auf die Freundſchaft wie auf eine edle Wiſſenſchaft und Kunſt, und wer ihm Jahrzehnte lang als Freund vollkommen genügte, darf als ſein würdiger Geiſtesbruder angeſehen werden.

§. 79.

Zu Schiller.

(Vergl. Bd. III. S. 311 ff. Umriſſe zur Geſchichte und Kritik der ſchönen Literatur Deutſchlands während der Jahre 1790 bis 1818. S. 39 ff.)

Es geht gewiß manchem Leſer wie mir, dem es überaus ſchwer wird, Männer wie Jean Paul und Schiller zu den Todten zu rechnen. In dem Gemüth der Deutſchen können ſie nie ſterben, und ſo iſt es wohl am beſten, d. h. am richtigſten, jene Dichter im höhern Sinn als ewig lebend zu betrachten. Hier aber mußte doch auch auf jenen Tod Rückſicht genommen werden, da wir jetzt nicht mehr ſagen dürfen „Goethe und Schiller,“ ſondern „Schiller und Goethe.“ Schillers Wirkſamkeit iſt jetzt noch ſo lebhaft, daß auch in den nicht bloß zunächſt folgenden Blättern dieſer Schrift oft auf ihn wird hingedeutet werden, ſollte auch nicht immer ſein Name genannt werden. Hier nur zuvörderſt einige leichte Bemerkungen und Notizen über Schillers frühere Dramen, ſodann ein paar kleine Fragmente, welche die Zeit und eines ihrer Urtheile über den Dichter angehen, oder doch in näherer Verbindung mit demſelben ſtehen.

§. 80.

Geniale Unbeholfenheiten.

Sie finden ſich beſonders in den Jugendarbeiten trefflicher Dichter, und gewähren die köſtlichſte Ergötzung für diejenigen, die, ſelbſt ſittlich und äſthetiſch gebildet, nur über Fehler der Vortrefflichen lächeln mögen. Schillers frühere Dramen öffnen hier eine reiche Quelle, aus der wir einige Tropfen ſchöpfen wollen.

In Kabale und Liebe rühmt ſich die Lady, ſie habe manche „gräßliche Ewigkeit auf den Galeeren" verkürzt. Wir haben uns vergeblich nach einem deutſchen Fürſten umgeſehen, welcher Galeeren gehalten, wäre aber wunderbarer Weiſe dennoch ein ſolcher aufgeſtanden, ſo würde ihm vermuthlich von Regensburg oder Wetzlar aus die Einführung ſolcher gräßlichen Ewigkeiten in unſer liebes Deutſchland verſagt worden ſein.

Im fünften Akt des Fiesco zieht der Graf von Lavagna um Mitternacht die Schelle (hier etwas vornehmer geſprochen: die Glocke) am Palaſt des alten Doria, der denn auch ſogleich in eigener Perſon auf dem Balcon erſcheint und mild anfragt: „Wer zog die Glocke?" — Ich geſtehe, daß mich dieſer Moment jedesmal zu großem Zorn und Mitleiden entflammt hat. Wo iſt der Schweizer? Warum wartet er ſeines Amtes nicht? Wo ſtecken die anderen faulen Bedienten? welch' eine abſcheuliche Wirthſchaft herrſcht in dieſem Hauſe! Iſt es nicht gottlos, daß der tugendhafte, achtzigjährige Greis (und noch dazu ein Herzog) in der Geiſterſtunde ſelbſt aufſtehen muß, um zuzuſehen, wer draußen klingelt? aber wie bewunderungswürdig erſcheint der alte Mann durch die Schnelligkeit, mit der er das Bette verlaſſen hat, und ſtatt des Schlafrocks in den Purpurmantel gefahren iſt! — Draußen warten ſeiner von Seiten des Fiesco überſchwenglich hoffärtige Redensarten, die in der kühlen Nachtluft erhitzend doppelt ſchädlich auf die Nerven des werthen Greiſes einwirken müſſen.

Daß in des Dichters genialſtem Jugendwerke, den Räubern, die meiſten Unbeholfenheiten vorkommen, iſt bekannt genug, aber die größte von allen iſt kaum öffentlich zur Sprache gekommen. Bei dem im höchſten Grade feindſeligen Verhältniſſe zwiſchen Franz und Amalia dürfte man vermuthen, ſie werde ſogleich nach dem Scheinbegräbniſſe des alten Moor das Schloß des neuen Beſitzers verlaſſen haben. Mit nichten.

ir erfahren bald darauf, es ſeien bereits elf Monate ſeit je-
em Scheintodesfalle verfloſſen, und das Fräulein iſt gelaſſen
eblieben wo es war, und hat dieſe ganze Zeit hindurch mit
em übel geſinnten und gefährlichen Franz unter Einem Dache
ewohnt. Da ſie, nach des Dichters Erklärung, ſehr arm iſt,
o konnte von .... Miethzins oder anderweitigem Koſtgeld na-
ürlich nicht die Rede ſein, weil ſie aber, als tugendhafte Da-
ne, von ihrem Feinde ſchwerlich etwas umſonſt verlangt hat,
o bleibt nichts übrig als anzunehmen, daß ſie während deſſen
er Küche und dem Keller treulich vorgeſtanden. Ein Fräulein
ann ferner nicht wohl täglich mit den Bedienten ſpeiſen, —
bwohl ſie ohne Zweifel die Geſellſchaft des wackern alten Da-
iel nicht würde verſchmäht haben. Die einzige ihrem Stande
ukommende Geſellſchaft im Schloſſe, um mit ihr zur Tafel
u gehen, war deshalb nur der Graf Franz von Moor, und
öge ſie auch immerhin das Frühſtück und den Abendthee ſtill
ür ſich eingenommen haben: das Mittagsmahl war doch nicht
u umgehen. Und ſo ſehen wir deshalb dieſe beiden bedenkli-
hen Perſonen mehr als dreihundertmal gemeinſchaftlich ſpeiſen,
obei unſere Phantaſie eine erfreuliche Arbeit bekommt, die
iſchgeſpräche aufzuſchreiben, mit denen ſie ſich ergötzt haben.
Das anderweitige Gefährliche des ſo nahen Zuſammenſeins in
inem Hauſe wollen wir gar nicht einmal andeuten.

Genug für diesmal! doch möge noch wiederholt werden,
aß nur, wer Schillers ganze Größe wahrhaft erkennt, und
uch das letztgenannte großartige Titanenwerk *) wahrhaft zu

---

*) So nannte es der Schreiber dieſer Zeilen ſchon zu einer
eit, als manche, die es jetzt recht häufig ſo nennen, vielleicht
och kaum geboren waren, ein Umſtand, den er angeführt, um
ich darüber zu freuen, denn es kommt wenig darauf an, wer
en Räubern zuerſt Gerechtigkeit widerfahren ließ, wenn es nur
berhaupt geſchieht. Früherhin hatte man dieſes ächt dramati-

achten im Stande iſt, ein Recht habe, über jene einzelnen Unbeholſenheiten zu lächeln.

§. 81.

Notizen zur Geſchichte von Schillers Räubern.

Im Jahre 1781 erſchien bekanntlich die erſte Ausgabe der Räuber; ſie ward aber in Schwaben und der Umgegend ſo ſchnell verkauft, daß Norddeutſchland nicht damit verſehen werden konnte, und als noch in demſelben Jahre ein Süddeutſcher bei der alten (in Berlin erſcheinenden) „Literatur- und Theaterzeitung“ anfragte, ob nicht jenes Trauerſpiel in dem genannten Blatte bald werde recenſirt werden, empfing der feurige Mann, der nicht warten konnte, keine Antwort. Man bedurfte noch Monate, um ſich von der ganzen Angelegenheit zu unterrichten, und erſt am 16. Februar 1782 war die Redaction jenes Wochenblatts im Stande, folgende Nachricht über Schiller zu geben.

„Der Verfaſſer des Schauſpiels: Die Räuber, welches nächſtens zu Manheim auf Verlangen der dortigen Bühne bei „Schwan“ ganz umgearbeitet erſcheinen wird, iſt der Regimentsdoctor Schiller zu Stuttgart, der eine neue Anthologie herausgeben wird, worin die meiſten Gedichte von ihm ſelbſt und von einem Feuer ſein werden, wie man es vom Dichter der Räuber erwarten darf.“

Jetzt ward nun auch das Stück, wie bekannt, wirklich in Manheim aufgeführt, und der Enthuſiasmus loderte in lichten Flammen, denn die Mehrheit der Deutſchen bewundert leſend nicht ſonderlich; thut aber ein Uebriges, wenn ſie etwas geſehen und gehört hat. So ſchreibt z. B. ein etwas

---

ſche Drama meiſtens — vielleicht um ſich als gebildet und fein zu zeigen — nur roh und gemein genannt.

unbehülflich gerührter Aeſthetiker aus Manheim Folgendes: — — „Schwerlich hat je ein Stück in Deutſchland mehr Wirkung auf dem Theater gemacht, als die Räuber; aber es iſt auch noch kein Schauſpiel in Manheim ſo gut gegeben worden als dieſes, und Sie mögen denken was Sie wollen“ — (wie leicht ſtreift doch der Flammeneifer an die trockenſte Grobheit!) — „ich zweifle, ob es an einem Orte in Deutſchland ſo gegeben werden kann und wird, als hier. Iffland hat in der Rolle des Franz Wunder gethan, und daß Herr Böck den Räuber Moor ganz vortrefflich gemacht, daran werden Sie nicht zweifeln, denn das ſind ſeine Rollen. (S. die genannte Zeitung vom 27. April 1782.)

Das Entzücken über das Werk ſelbſt ward unter den deutſchen Jünglingen faſt allgemein, und nährte ſich noch mehr an der Oppoſition mancher kältern Kritiker, die faſt eben ſo albern tadelten als jene unbeholfen rühmten. Die tragiſche Wirkung mehrerer Aufführungen des Stücks zu Leipzig 1785 ſind bekannt genug, doch meiſtens nicht ohne Uebertreibung erzählt worden. Das allgemeine Intereſſe für das Stück dauerte ſelbſt 1789 noch unvermindert fort, und Goethe erzählt, daß er bei ſeiner damaligen Zurückkunft aus Italien faſt in allen Geſellſchaften von Franz Moor habe hören müſſen, was den herrlichen Neuſchöpfer Iphigeniens unendlich ermüden mußte.

Ich habe in den Andeutungen über Schillers ſämmtliche Werke zu zeigen verſucht, wo der Zauber in jenem koloſſalen Werke liege, denn mit bloßem Achſelzucken iſt die Sache nicht abgemacht.

Wallenſtein.

Das allereinfachſte Wort über den Wallenſtein ſteht im Wallenſtein ſelbſt. Sein äußeres Geſchick erklärt ſich durch ſeine eigene wie ein Richterſpruch klingende Bemerkung:

— „mich verklagt der Doppelſinn des Lebens,“

ſo wie ſein inneres Geſammtgeſchick der furchtbare Ausruf entſcheidend erhellt:

„verflucht wer mit dem Teufel ſpielt!“

Wir haben ſo viele ausführliche Kritiken über das genannte unſchätzbare, zu ſtetem neuen Studium auffordernde Werk, daß dieſe Bemerkung vielleicht als die kürzeſte gelten kann.

§. 82.

Reflexion über Reflexionen und Sentenzen.

Manche unſerer neuern Poeten haben mit gar zu großem Vergnügen entweder ſelbſt herausgebracht oder auch nur gehört, daß der Werth eines Gedichts keineswegs nach der Fülle von ſcharfſinnigen Reflexionen und geiſtreichen Sentenzen, die es enthält, beſtimmt werden müſſe. Die Sache verhält ſich allerdings ſo, und es iſt darüber unter den wirklich Stimmfähigen nie eine Uneinigkeit geweſen. Jetzt aber ſcheint es an der Zeit zu erinnern, daß es denn doch mit dem hellen Verſtande, den Leſſing z. B. in der Emilia Galotti zeigte, und der großartigen Vernunft, die Schillern im Wallenſtein ſo manchen gediegenen tiefſinnigen Ausſpruch eingab, gar keine üble Sache ſei, und daß deshalb eigentlich nur die mit einem ähnlichen Verſtand und ähnlicher Vernunft Begabten ein volles Recht haben tadelnd zu bemerken, wenn die Ueberfruchtung der Reflexion ſich zu häufig in Sentenzen ausſpricht. Bei Schiller und einigen verwandten großen Schriftſtellern haben die Sentenzen auch oft eine ganz eigene allgemein menſchlich tiefe Bedeutung, denn ſie ſind nicht durch einen bloſen philoſophiſch witzigen Moment entſtanden, ſondern ſtehen da als Reſultate ſeines ganzen Lebens, gleichſam als Leuchtthürme, die auch der erfahrenſte Schiffer, ſelbſt bei der ruhigen Meerfahrt, wo er ihrer nicht bedarf, mit Rührung und Dank betrachtet. — Meint ihr, daß ſelbſt die größte Menge on ſchlanken, netten, glatten, aber gedankenarmen Gedichten ns auch nur ein paar Acte der Piccolomini erſetzen können? ragt nur gewiſſe alte kernhafte Deutſche, und ihr werdet hon vernehmen, warum ihnen Schiller ſo viel iſt. — Ver- eßt ferner nicht, daß, wenn ihr z. B. gelaſſen und leichtſin- ig hinwerft, Schillers „Reich der Formen" ſei kein rechtes Gedicht und gefalle euch nicht, dergleichen Ausſprüche ganz nerſprießlich ſind und Keinem frommen, ſobald ihr nicht auch eweiſt, daß ihr Kants Kritik der Urtheilskraft und Schillers Briefe über äſthetiſche Erziehung genau *verſteht*, wozu, wie ihr ehrenwerthe Männer behaupten, außer dem philoſophiſchen Genie auch noch eine beſondere Anſtrengung und *Zeit* gehöre.

§. 83.

„Aber jene kernhaften Deutſchen, mit ihrer metaphyſiſchen Tendenz, zeigen ſich doch mitunter unpoetiſch genug, und ziehen wohl gar Schillern Goethen vor!" Dieſer Irrthum ſoll allerdings bekämpft werden, und iſt auch zuweilen mit wahrem Glücke und ſiegender Kraft bekämpft worden; aber wie ihr es größtentheils anfangt, ſchadet ihr nur, oder erbittert gar zu der Antwort, ihr verſtändet nur Schillern nicht und glaubtet unbedingt an die unbefleckte Empfängniß *jedes* Goethiſchen Gedichts. Ihr könnt ohne Zweifel Goethe's Werke nie genug ſtudiren; aber auch in dieſer Beziehung möchte ich euch vor allen Dingen das „Leben" des größten Altmeiſters zur Betrachtung empfehlen, in welchem er das höchſte Muſter von Gerechtigkeit und Milde gegeben, und jedes Talent, das ihm einſt begegnete, wenn es nur ein beſtimmtes Etwas iſt, mit wahrer Luſt und Freude anerkannt hat. — Wie meint ihr ferner wohl, daß Goethen zu Muthe ſei, wenn ihr ihn ſo oft auf Koſten ſeines edeln, ſo früh heim gegangenen Freundes lobt? Ihr glaubt gewiß ſelbſt nicht, daß er ſich darüber freuen könne, und thut es nur aus einem Ueberſchwang der Liebe; nur ſolltet ihr auch nicht vergeſſen, daß es Aeußerungen der Liebe giebt, die ſelbſt bei dem Geliebten Verdruß erregen müſſen.

Das Beſte und — Schwerſte wäre jedoch, wenn wir uns ſämmtlich ſo viel Verſtand und Vernunft anzuſchaffen ſuchten, um im Nothfalle auch in Sentenzen nicht bloß mit Seneca, ſondern auch mit Schillern wetteifern zu können, damit man uns nicht etwa ſage, wir wären nur zu metaphyſiſch ſchwach, um wie dieſe uns zu vergehen. Dann aber wollen wir erklären, daß Vergehen doch immer Vergehen ſei, und die allerreinſte Lebens- und Todesanſchauung keiner ſo zahlreichen Leibwache von Sentenzen bedürfe. Sind wir aber Dramen- und Romanendichter, dann wollen wir gleichfalls bedenken, daß es Charaktere giebt, die wenigſtens für eine gewiſſe Zeit bloß in Sentenzen leben, ſo lange ihnen das Handeln verboten oder unmöglich gemacht worden iſt, z. B. Julius Cäſar in Shakſpears Trauerſpiel. Es gehört denn doch auch mit zu den Requiſiten des Dichters, daß er ſolche Charaktere ſchildern könne; und welchen Genuß bereitet uns Shakſpear, daß er auch dieſer Aufgabe vollkommen gewachſen war.

Genug! ihr verſteht ja, denk' ich, auch die leiſeſten Andeutungen, und ſo bedarf es keiner Ausführlichkeit.

§. 81.

Peſtalozzi's letzte Schrift und Tod.

Die Berliner Zeitung vom 28. Februar 1827 erzählt ruhig, wie es einer Zeitung geziemt, daß Heinrich Peſtalozzi in einem Alter von ein und achtzig Jahren ſeinen Lauf beendigt habe. Auch um die Leiche eines Kindes und Jünglings ſoll nie bitterer Schmerz laut werden; wie viel weniger um die

Leiche eines Greiſes, den wir uns ruhig einſchlummernd denken dürfen. Dennoch iſt der Schmerz um dieſen Geſchiedenen nicht ohne einen beſonders ſcharfen Stachel. — Schreiber dieſes hat nie zu ſeinen enthuſiaſtiſchen Verehrern gehört, die von ſeiner Methode ein entſchiedenes neues Heil für die Welt erwarteten, er hat weder ihn noch ſein Inſtitut jemals geſehen, und kann deshalb auch nicht beurtheilen, in wie weit dieſe Erziehungsanſtalten den gerechten Wünſchen entſprechen. — Das aber iſt ihm ſtets deutlich geweſen, ſowohl durch eigene Prüfung der früheren Schriften des Erziehers, als durch die Erzählung glaubwürdiger Männer, die ihn kannten, daß wir in Peſtalozzi einen Mann beſeſſen haben, der ſich durch Verſtandeshelle und Gefühlstiefe, durch Unermüdlichkeit in der Anſtrengung und Uneigennützigkeit in allem Thun und Treiben auf das Rühmlichſte auszeichnet, und daß (um doch auch einer Einzelnheit zu gedenken) die Darſtellung in ſeinen Volksbüchern, z. B. Lienhardt und Gertrud, eine Einfachheit, Kraft und Lebendigkeit beurkundete, die über alles gewöhnliche Lob hinaus iſt.

Iſt er nun aber als Greis ſanft eingeſchlafen, woher noch jener oben angedeutete Stachel über den Verluſt? Nicht deswegen hauptſächlich, weil die letzten fünf und zwanzig oder dreißig Jahre ſeines Lebens eine ununterbrochene Kette von Kummer und Verdruß bildeten (obwohl es allerdings ein ſehr betrübender Gedanke iſt, daß ein bejahrter Mann und Greis ſo ſehr viel zu leiden hat), denn auch hier hilft und tröſtet die Unantaſtbarkeit der Idee, die durch das Leben eines ſo ausgezeichneten Mannes hätte gehen können; ſondern es wird jenes trübe Mitleid erzeugt durch ſein eigenes letztes Buch (Leipzig, bei Fleiſcher, 1826). — In dieſer traurigen Schrift läßt er uns die einzelnen Foltergrade ſeines Lebens mit durchmachen, lobt wie ein gutes Kind Viele, ſehr Viele, die neben ihm wirkten, und tadelt einige Wenige*) mit Wehmuth und wundem Herzen, um endlich die Waffen gegen ſich ſelbſt richten zu können. So hart, ſo bitter geht auch der heftigſte Feind, wenn ihm noch der Anſtand geblieben, mit einem rechtlichen Manne nicht um, als hier Peſtalozzi der Greis mit ſich ſelbſt umgegangen iſt, und die Wunden, die er ſich ſelbſt ſchlägt, ſind kaum zu zählen. Es iſt ſchmerzlich auch nur daran zu denken, und ich kann nicht verhehlen, daß mir bei der Lektüre dieſes Buches — der König Lear eingefallen iſt, welche Welttragödie mir freilich oft in die Gedanken kommt. Zwar war der brave Schweizer darin glücklicher, daß nicht ſeine eigenen Kinder gegen ihn wütheten, aber er hat doch auch Scenen erlebt, die an jene furchtbare Gewitterſcene wenigſtens erinnern können. Wenn endlich Lear die markdurchſchneidenden Worte ſpricht: „ich gab euch Alles," ſo erhöht das freilich unſer Mitgefühl gar ſehr, allein er und wir haben doch den Troſt, daß dieſes „Alles" ſowohl von ihm ſelbſt, als von ſämmtlichen übrigen Perſonen als etwas Großes anerkannt wird. Peſtalozzi aber ſagt — wenn auch mit andern Worten — „ich gab euch Alles, und faſt Alles war ein Irrthum."

Möge irgend ein wohlgeſinnter Mann, der ihn genau kannte, die gerechte, reine Grabrede über ihn halten, ich ſelbſt kann es nicht; ich will nur meine lieben Landsleute bitten — was hoffentlich auch nur für wenige nöthig iſt: Glaubt Peſtalozzi'n nicht, wenn er in verworrenen Jammerſtunden ſich verurtheilt, ſondern prüfet ſelbſt mit Unbefangenheit und Gerechtigkeit. Es giebt Stunden, wo auch ein ſonſt ſtarker

---

*) In wie weit P. in dieſem Lob und dieſem Tadel recht hatte, vermag ich nicht zu entſcheiden. Hier iſt lediglich von der trüben Empfindung die Rede, in welcher der ſonſt kerngeſunde Mann unterlag.

Menſch wie ein abgehetzter, wund geriebener, blutender Hirſch in ſich zuſammenſtürzt, und wenn er dann ſich ſelbſt anklagt, wollen wir ihm nicht glauben, wenigſtens nicht ohne die ſorgfältigſte Prüfung, ja es ſei uns eine Freude, den Sachwalter für ihn — gegen ihn zu machen. — Laßt uns überhaupt wohl bedenken, daß der wahrhaft wackere Menſch immer am ſtrengſten mit ſich ſelbſt verfährt, und daß dieſe Strenge ihn in gewiſſen Fällen ſogar zur Härte verleiten kann. Nicht bloß der vielfach gekränkte Greis Peſtalozzi bietet uns ein ſolches Beiſpiel, auch der ſtarke, helle, fröhliche Jünglingsmann Leſſing zeigt uns ein ähnliches, wenn er am Schluß ſeiner unſchätzbaren Dramaturgie alles, was er bisher für die deutſche Bühne geleiſtet habe, für höchſt unbedeutend erklärt, mit dem Zuſatze, er danke Gott, daß er den ganzen „Plunder" vergeſſen habe. Darf ein ſolcher Ausſpruch Einfluß auf unſer Urtheil haben? Wahrlich, dann verdienten wir, daß wir auch im Gegenſatze gezwungen würden, den Hinzen und Kunzen zu glauben, die ungenirt und laut genug ausſchreien: „Wir haben euch herrliche, prächtige Sachen gegeben, bewundert doch!" — Wollt ihr ihnen den Willen thun?

§. 35.

Nachſchrift.

Gehört aber Peſtalozzi hieher? Ohne Zweifel, — weshalb auch in den frühern Theilen dieſes Buchs, ſo wie in den „Umriſſen" über die pädagogiſchen Richtungen bei den Deutſchen einiges mitgetheilt wurde. Peſtalozzi fand den Baſedowianismus bei uns vor, er ſah die unzuſammenhängenden Beſtrebungen, die Fetzen von Naturkunde, die man für Naturwiſſenſchaft ausgab, das Phyſiko-theologiſche Geſchwätz, das als Religion galt, u. ſ. w. und welches jetzt den frühern gründlichen Unterricht in der poſitiven Religion, in der Grammatik und den alten Sprachen erſetzen ſollte. Ihm, dem Geiſtreicheren, konnte das unmöglich genügen; leider aber ſetzte er an deſſen Stelle nur Beſſeres, nicht das Beſte oder überhaupt das Rechte, das der frühern Erziehung wenigſtens als Ahnung im Hintergrunde lag: die Erfaſſung des ganzen Menſchen. — Die meiſten dieſer Erziehenden und ihrer Schüler wollten urtheilen, und konnten noch nicht einmal ſinnlich anſchauen, deshalb ging ſein Streben zuerſt auf dieſes Anſchauungsvermögen und deſſen methodiſche Ausbildung, über welches ſehr Nöthige er nur leider oft genug das Nöthigſte, den reinen Geiſt und das poetiſche Gemüth vergaß. Die Naturwiſſenſchaft, die ohne höhere Mathematik kaum denkbar iſt (außer wenn etwa ein vollendetes Genie wie Goethe ſie behandelt), wurde ihrem alten Adel doch etwas näher gebracht, und jenes Phyſiko-theologiſche Gerede, obwohl er es ſich leider gefallen ließ, äußerte ſich wenigſtens verſtändiger. So ſteht P. den meiſten ſeiner pädagogiſchen Zeitgenoſſen gegenüber, nicht ohne bedeutende Vorzüge da; mangelhaft aber in Beziehung auf das Ideal, ſo wie nicht minder auf die Idee, welche, wie geſagt, der frühern deutſchen Erziehung zum Grunde lag. — Wer dieſe genau kennen lernen will, mache ſich vertraut mit dem, was Luther über dieſen Gegenſtand ausgeſprochen hat. Es ſind freilich nur Andeutungen, im edlen, einfältigſten Ton geſchrieben, aber von unſchätzbarem Werth, weil ſie den Mittelpunkt der großen Angelegenheit treffen.

§. 86.

Hochmuth und Kälte.

Es iſt in dieſem Werk zuweilen die Rede geweſen von der beſondern Gunſt, welche die Deutſchen den Todten ſchenken, und wie ſelbſt die ſolideſt kälteſten Perſonen, wenn ſie von abgeſchiedenen Poeten hören, einige Empfindſamkeit blicken laſſen, die man ihnen ſonſt gewiß nicht vorwerfen kann. Kommt es vollends an den Tag, daß jene todten Leute bei Lebzeiten viel Kummer und Herzeleid, kalte Stuben und kalte Speiſen, und überhaupt nicht viel zu beißen und zu brechen gehabt haben (übelgeſinnte Recenſenten und zarte Herzen ausgenommen), ſo werden ſie für den Augenblick ordentlich weichmüthig. Sie meinen, es ſei doch Schade um die armen Schelme, und hätten ſie nur früher von der Miſere gehört, wer weiß was ſie würden gethan haben! —

Heut zu Tage, in der gegenwärtigſten Gegenwart, ſcheint auch dieſer letzte Tropfen von Sentimentalität ſelten zu werden, und man hat ſich glücklich davon befreit. Die Sache iſt auch ſo ſchwer nicht. Möge ein Menſch noch ſo groß und herrlich, ja, möge er von göttlichem Feuer beſeelt geweſen ſein; iſt er todt, ſo hat er doch die ſchlimmſte Eigenſchaft, die man ſich nur denken kann, das Todtſein nämlich, und der ſeichteſte Geſell, der noch auf zwei geſunden Beinen ſteht, hat eine Eigenſchaft und ein Beſitzthum, das er auch für Luthers und Shakſpears Nachruhm nicht hingeben möchte, — das Annoch-Vorhandenſein.

Indeſſen bedarf es nicht immer einer ſo tiefen moraliſchen Verſunkenheit, um das Andenken an edle Todte kalt abzulehnen oder mit ſogenannter Philoſophie zu verweigern. Wir leben in der Sonnenhelle des Moments: den wollen wir erfaſſen und genießen; die Todten hatten auch einmal ſo einen und haben ſie ihn nicht genoſſen, ſo iſt es ihre Schuld. Wir können nichts mehr dazu thun. — Schillers tiefer und ſchwerer Geiſt iſt uns dabei freilich unangenehm genug, und wir beweiſen häufig — es koſtet uns bei einem Glas Zuckerwaſſer kaum fünf Minuten — daß er wenig oder gar keine Poeſie hatte; zwei gute Zeilen hat er jedoch gemacht:

Wir, wir leben! unſer ſind die Stunden,
Und der Lebende hat Recht.

Wir brauchen freilich keine ſolchen Stammbuchsverſe, um unſere Anſicht zu ſchützen; doch mag es diesmal darum ſein u. ſ. w. — Man ſieht leicht, es waltet bei dieſer Anſicht nichts weiter vor, als der pure, klare Egoismus; nur dickhäutiger wie ſonſt, weshalb er ſogar ſich nicht einmal mehr die Mühe giebt, ſeine Sünde ein wenig zu putzen, denn wie groß auch die Sünde der Heuchelei ſein möge, immer beweiſt ſie doch durch die Mühe, die ſie ſich giebt, einen gewiſſen Reſpekt für den Gedanken der Sittlichkeit, mit welcher Scheu man ſich jedoch heut zu Tage nicht mehr ſonderlich in Unkoſten ſetzt.

Was das angeführte Schillers Wort betrifft, ſo iſt es auf ſeinen reinen Lippen ein ſinnig wehmuthsvolles Wort. Auf den Lippen mancher momenthaſchenden Leute von Jetzt iſt es dem ſchrillenden Pfiffen einer äſthetiſchen Diebspfeife ähnlich.

Aber nicht bloß zu dem Andenken an edle Todte, ſondern auch zur Dankbarkeit an dieſelben möchte ich wohl aufmuntern, doch iſt zu fürchten, daß Einige das bloße Wort Dankbarkeit nicht ohne Gähnen leſen können, ja es giebt auch heut zu Tage wohl noch Regans und Generills, die ſich in ihrer Hoheit dadurch gekränkt fühlen. Wer weiß auch, ob wir nicht bald einmal eine ſcharfſinnige Schrift bekommen, in welcher bewieſen wird, daß jene weltbekannten, welthiſtoriſchen Damen gar ſo übel nicht geweſen ſind, ſondern gegen den alten grämlichen, ſich ſelbſt abſetzenden König halb und halb recht gehabt haben. Zum Glücke wird es in Deutſchland nie an Kents und Edgars fehlen, die die Sache anders anſehen, auch an Beſſern und Klügern nicht, als jene ſonſt Wackern waren.

§. 87.

Zu Goethe.

Das vorige Fragment konnte eine gewiſſe Herbheit nicht ganz verläugnen, doch tröſtete, hoffe ich, der Schluß, ſo wie der Gedanke an die Trefflichen, die nicht bloß einem engern Kreiſe der Gebildetſten, ſondern dem geſammten wackern Deutſchland nie verloren gehen können.

Aber in das volle Leben und in das ſüßeſte Gefühl deſſelben ruft uns der Name Goethe, und der bloße Gedanke, daß er noch unter uns waltet, erfüllt jede Bruſt mit dankbarer Freude. Laſſen wir die Reihe ſeiner Werke an uns vorüber gehen, ſo ergreift uns eine wohlthuende Bewunderung der überreichen Begabung eines Mannes, der ſo Herrliches vollenden konnte, und da wir bei ihm gewohnt ſind, an Zeus und die Himmliſchen alle zu denken, ſo miſcht ſich zuweilen gar einige Furcht ein, daß jene Unſterblichen ihren Genoſſen immer noch viel zu früh uns entreißen möchten, da er gewiſſermaßen ſchon auf Erden einer der Ihrigen geworden iſt, und ſtets Theil an ihren Geheimniſſen genommen hat. — Indeſſen weicht dieſe Phantaſie zum Glück bald der beſſern Idee, und der „Neid der Himmliſchen" (ohnehin ein verletzender Gedanke) ſchwindet wie ein Nebelbild vor der reinen chriſtlichen Hoffnung, daß die Vorſehung, die ihn ſo beiſpiellos reich ausſtattete und die ihn uns ſo lange gönnte, auch noch lange uns erhalten werde, und ſo ſei denn das alte Glück, welches wir durch ſeinen Beſitz genoſſen, auch ein Pfand des neuen.

Goethe's Wirkſamkeit hat ſich ſeit ſeinem Greiſenalter nicht nur nicht vermindert, ſondern in gewiſſer Hinſicht ſogar vergrößert. Er hat an Mittheilungsluſt gewonnen, und verſchmäht nicht ſein Urtheil abzugeben über einzelne Richtungen und Erſcheinungen unſerer jetzigen künſtleriſchen und wiſſenſchaftlichen Zeit, und es hat ſich nach und nach ein edel-vertrauliches Verhältniß zwiſchen ihm und dem Publikum gebildet.

Dieſes ſchöne Verhältniß iſt nicht ohne Anerkennung geblieben, und mancher laute Dank iſt vernommen worden, aber auch Mißverſtändniſſe ſind zur Sprache gekommen, zu deren Löſung vielleicht ein kleines ernſtes Wort beitragen könnte.

§. 88.

In Goethe's Werken ſind bekanntlich nur wenige Sentenzen, und ich würde etwas ſehr Ueberflüſſiges thun, wenn ich ihn deshalb vertheidigen wollte. Aber unter den wenigen iſt vielleicht keine berühmter geworden und hat ſo allgemein angeſprochen als folgende:

Von jener Macht, die alle Weſen bindet,
Befreit der Menſch ſich, der ſich überwindet.

Sehen wir den Gedanken nur obenhin an, ſo finden wir darin nicht viel mehr als einen wohllautenden Nachhall der ſtoiſchen Lehre, und es fällt uns vermuthlich allen der bekannte Spruch ein:

Fortior est qui se quam qui fortissima vincit
Moenia nec virtus altius ire potest.

Betrachten wir ihn aber genauer, ſo fragen wir zu beſſerer Auflöſung: „Was alſo ſoll der Menſch beſiegen?" Sich ſelber. „Warum das? iſt denn der Menſch ſein eigener Feind?" Sobald er nur in ſich ſelbſt, auf ſich ſelbſt und durch ſich ſelbſt allein leben möchte. — Richard III. meint zwar, es ſei eine unwiderlegliche Sache, Richard liebt Richard, doch irrt er ſich ſchmählich; aber auch der reich begabteſte, von allen Muſen und Grazien getragene Menſch bedarf jener Selbſtüberwindung, damit ihm durch ſeinen Sieg ein höheres Selbſt werde, und zwar durch das Leben in Gott. „Wie aber können wir in Gott leben?" Nur die Liebe zeigt und bahnt en Weg zu dieſem ſeligen Leben, das in der Zeit ſchon die Zeit beſiegt hat. — Goethe's Liebe, wie er ſie jetzt ſeinen Deutſchen zeigt, iſt befruchtend wie ein warmer Frühlingsregen.

Lege ich etwa in jene herrlichen Zeilen zu viel hinein? Gewiß nicht. Goethe war nie Zeno's Anhänger, und hat deshalb ſich nicht begnügt, deſſen großartige Einſeitigkeiten zu wiederholen. Er legte das ſchönſte Allſeitige hinein, und das ſollen wir heraus leſen. Ob aber nicht andere Sentenzen oder ganze Blätter in ſeinen Werken auf andere Wege hinzudeuten ſcheinen? Dieſe Frage ſoll uns nicht irre machen, da die ganze unnachahmlich ſchöne Zueignung und jener Ausſpruch als hauptſächliche Confeſſion voll teſtamentariſcher Wichtigkeit gelten dürfen.

Wenden wir uns jetzt zu einem der bedeutendſten Goethiſchen Verhältniſſe, wie es von ihm in den neueſten Zeiten zur Sprache gebracht worden iſt:

§. 89.

Goethe und Shakſpear.

Es iſt in Deutſchland ſeit Leſſings Zeit ſo viel Eifer und Fleiß für Shakſpear ſichtbar geworden, und die Liebe für ihn iſt inſonderheit in den letzten dreißig Jahren ſo ſehr gewachſen, daß wir ihn nicht mehr als einen Fremden betrachten dürfen. Sollte es noch zu früh ſein, ihn ſchon jetzt im Ganzen den Unſrigen zu nennen, ſo dürfen wir uns doch der Hoffnung überlaſſen, daß dieſe Zeit nicht mehr fern ſein werde. Aber auch wie die Sachen jetzt ſtehen, iſt er nebſt Goethe der entſchiedenſte Genius der Deutſchen, und man kann in der Geſchichte der neuern deutſchen Literatur keinen Schritt gehen, ohne Spuren ſeines edeln Wirkens oder — Spuren von Oppoſition gegen ihn wahrzunehmen. Eine vortreffliche Ueberſetzung, ſo wie manche geiſtreiche Kritiken ſind ſelbſt dem größern Publikum werth geworden, und die vorzüglichſten Bühnen haben mit glücklichem Erfolg gewagt, einige der anſprechendſten Werke des Dichters, ihrer Urgeſtalt genähert und nur mit beſcheidenen Auslaſſungen, ganz wie es Leſſing bereits 1758 wünſchte, zu geben.

Während wir uns ſo einer gerechten Freude überlaſſen, erhebt ſich mit einemmale das Gerücht, unſer edler Altvater und Altmeiſter Goethe mißbillige Manches bei dieſem deutſchen Eifer, und inſonderheit habe er keinen Gefallen an den möglichſt unverkürzten Bühnendarſtellungen der Shakſpear'ſchen Werke. Es erhob ſich darüber einiger Streit, und es gab Erhitzte, die — ganz gegen allen Goethiſchen Geiſt — mit dem bloßen Namen des geliebten Dichters ſchrecken wollten, was jedoch natürlich nicht gelang. Bei ſo bewandten Umſtänden ſoll man ſich zuvörderſt eine genaue Anſicht der Actenſtücke ſelbſt zu verſchaffen ſuchen, weil, wie bekannt, die mündliche Sage durch Wiederſagen, ſelbſt bei dem beſten Willen genau zu referiren, gar leicht entſtellt werden kann. Die Sache verhält ſich alſo:

§. 90.

Goethe hatte, bereits als Jüngling im höchſten Grade reich begabt, nicht bloß ein edles Verſtändniß des brittiſchen Dichters bekundet, ſondern es war ihm gelungen, bei tüchtig bewahrter reiner Selbſtſtändigkeit, einen Roman und ein Drama zu geben, deren umfaſſender Geiſt und Darſtellung zu der ehrenvollſten Vergleichung mit den Werken des Britten aufforderte. Auch in der Folgezeit zeigten ſich überall Spuren ſeiner großen Liebe für den Dichter, bis er endlich im Wilhelm Meiſter, in dem Tone feiner, ſinnvoller Geſelligkeit, doch ſtets in Beziehung auf die *redenden und handelnden Perſonen*, ausdrücklich den Weg zeigte, auf welchem Shakſpear'ſche Charaktere zu entwickeln ſein möchten. Dann nach einer Reihe von Jahren gab er eine Bearbeitung von Romeo und Julia, die zwar nicht gedruckt, doch als Eigenthum des Publikums anzuſehen iſt, ſodann auch einen Aufſatz über Shakſpear als Dichter überhaupt*), mit den Alten und den Neueſten verglichen, bis endlich 1826 (ſ. „Kunſt und Alterthum,“ Band V, Heft III, S. 69 ff.) die viel beſprochenen Bemerkungen über Sheakſpear als *Theaterdichter* folgten. Wir geben hier die Quinteſſenz. — Weil man ihn als Dichter unbedingt verehren kann, ſo muß man in Beziehung auf das Theater die Bedingungen erwägen, in die er ſich fügte u. ſ. w.; Bemerkungen über Epos, Dialog, Drama, Theaterſtück. Er iſt am meiſten dramatiſch, und durch ſeine Behandlungsart das innerſte Leben hervorzukehren, gewinnt er den Leſer; die theatraliſchen Formen erſcheinen ihm nichtig, und ſo macht er ſich's bequem, und man läßt ſich's geiſtig genommen mit ihm bequem werden u. ſ. w. Wir wiſſen ihm Dank, daß er unſere Geiſteskräfte auf eine ſo würdige Weiſe anregt. Genau aber genommen, ſo iſt nichts theatraliſch, als was für die Augen zugleich ſymboliſch iſt: eine wichtige Handlung, die auf eine noch wichtigere deutet. Daß Shakſpear auch dieſen Gipfel zu erfaſſen gewußt, bezeugt jener Augenblick, wo dem todtkranken ſchlummernden König der Sohn und Nachfolger die Krone von ſeiner Seite wegnimmt, ſie aufſetzt und damit fortſtolzirt. Dieſes ſind aber nur Momente, ausgeſäete Juwelen, die durch viel Untheatraliſches auseinander gehalten werden. Shakſpear's ganze Verfahrungsart findet an der eigentlichen Bühne etwas Widerſtrebendes; ſein großes Talent iſt das eines Epitomators, und da der Dichter überhaupt als Epitomator der Natur erſcheint, ſo müſſen wir auch hier Shakſpear's großes Verdienſt anerkennen, nur läugnen wir dabei, und zwar zu ſeinen Ehren, daß die Bühne ein würdiger Raum für ſein Genie geweſen." —

---

*) Die Aufſchrift: „Shakſpear und kein Ende,“ kann befremden, doch nur wenn wir nicht bedenken, daß nach Jahrhunderten gewiß auch Aufſätze mit dem Titel: „Goethe und kein Ende,“ erſcheinen werden. Unſere Nachkommen werden dabei gewiß auch ſehr ruhig bleiben.

§. 91.

Nach dieſen Anſichten kann uns das Folgende kaum noch befremden, denn die ſinnvoll kühne Vergleichung des alten Königs Lear mit dem neuern Shakſpear'ſchen Schauſpiele gleiches Namens gehört durchaus nicht zu den befremdenden, ſondern iſt ganz wie wir ſie erwarten mußten. Ueberraſchen aber kann es, daß Goethe annimmt, Shakſpear habe jenes alte Stück nur redigirt, da doch im Gegentheil die Ueberzeugung nahe liegt, daß es von ihm als Jüngling verfaßt worden iſt, eine Anſicht, die bekanntlich Tieck zum erſtenmale mit Beſtimmtheit ausgeſprochen hat. Das Wort, welches Goethe ferner zu Gunſten des alten Lear vorbringt, muß mir wohl ganz aus der Seele geſprochen ſein, da ich in meinem Werk über Shakſpear gleichfalls eine innige Liebe für dies einfache, ſanfte Stück ausgeſprochen habe; nur beklage ich, daß Goethe es ein wenig auf Koſten des neuern Lear vorbringt. Zwar findet er nicht minder, daß durch die Weglaſſung der erſten Scenen (die Verſchenkung des Reichs u. a. enthaltend) der Charakter des Stücks aufgehoben werde; dennoch ſoll Schröder recht behalten, daß er die Scene ausließ, denn in derſelben erſcheine Lear ſo „abſurd," daß man ſeinen Töchtern in der Folge nicht ganz unrecht geben könne u. ſ. w. Ich kann dieſes Urtheil nicht theilen, denn wenn, wie eingeräumt worden, der Charakter des Stücks nunmehr „aufgehoben" worden iſt, ſo können wir, ſelbſt in dem — nicht zuzugebenden — Falle, es wäre uns nur durch jene Veränderung eine ſchöne, dem Mitleid bequemern Eingang bahnende Tragödie gegeben, doch unmöglich billigen, daß dieſe ſich gleichfalls nach dem König Lear nenne, den man doch nun einmal um ſeinen Charakter gebracht hat. Was ſich übrigens zur beruhigendſten Erklärung jener ſogenannten Abſurdität ſagen läßt, iſt bereits von mir früher auseinander geſetzt worden. Indeſſen erkennt ohne allen Zweifel Goethe mit längſt gewohnter Tiefe und Klarheit, wie ſehr recht Shakſpear mit jener erſten Scene hatte, und es würde Eulen nach Athen tragen heißen, ihm darüber eine Vorleſung halten zu wollen. Er will jene Scene nur nicht auf der Bühne, wie ſie einmal iſt, und in dieſer Hinſicht können allerdings getrennte Meinungen ſtatt finden.

Goethe ſchließt den Aufſatz nicht ganz ohne Unmuth, er ſpricht von dem Vorurtheil, welches ſich ſeit vielen Jahren auf der deutſchen Bühne eingeſchlichen, daß man Shakſpear Wort für Wort aufführen müſſe, und wenn „Schauſpieler und Zuſchauer daran erwürgen" ſollten. — Wir erwiedern darauf mit billiger Beſcheidenheit, aber auch beſtimmt, daß wir trotz der ſorgfältigſten Nachfragen keinen Autor haben auskundſchaften können, der die Prätenſion des „Wort für Wort" gemacht habe, und ſelbſt Wilhelm Schlegel, der in früherer Zeit (etwa um 1798) darin am weiteſten gegangen iſt, hat doch in dem Abdruck des Hamlet für die Berliner Bühne (1799) erklärt, daß einige — wie ich ſie nennen möchte — ungezierte rieſige Ausdrücke mit mäßigern können vertauſcht, und die ſchlimme Unterredung des Prinzen mit Ophelien vor dem Anfang der „Mausfalle" ſehr verkürzt oder ganz ausgelaſſen werden. Da aber Goethe ein für allemal die Sache behauptet, ſo müſſen wir ohne Zweifel zugeben, daß ihm mehrere ſolche Forderer begegnet ſind. Im Unmuth über dieſe ſchlägt er deshalb zu unſerm nicht geringen Erſtaunen, als das einzige Mittel Shakſpearn auf der Bühne zu behalten, vor, ſeine Schauſpiele lediglich nach der ..... Schröderſchen Bearbeitung zu geben, wodurch gewiſſermaßen alles, was während der letzten Jahrzehnte für den Dichter in Beziehung auf die Bühne geſchehen iſt, unnütz gemacht ſein würde. Bleibe man aber bei dem Eigenſinn, ſo werde Shakſpear in wenigen Jahren von der Bühne verdrängt ſein, „welches denn auch kein Unglück wäre, denn der Einſame oder geſellige Leſer werde an ihm deſto reinere Freude empfinden.“

§. 92.

Dieſes letzte Wort iſt für das Verſtändniß des ganzen Aufſatzes entſcheidend, und hebt faſt alles Erſtaunen auf, welches er ſonſt erregen könnte. Goethe's Anſicht von Shakſpear als Dichter, und namentlich als dramatiſchem Dichter, von ihm, den er noch vor wenigen Jahren den „Meiſter aller Meiſter“ nannte, hat ſich nicht geändert. Das verſtand ſich freilich von ſelbſt, aber es iſt doch vielleicht nicht überflüſſig von neuem darauf aufmerkſam zu machen, damit einige ganz arme, aber etwas kecke Scribenten, die nicht begreifen können, was man wohl ſo ganz beſonders Vortreffliches am Shakſpear finde, nicht etwa Muth bekommen zu meinen, Goethe denke wie ſie. Er hat es lediglich (man verſtatte die Wiederholung) mit dem Theater, wie es ſich zuweilen im Raum und in der Zeit geſtaltet, zu thun, und ſo ſei mir denn erlaubt auch meine beſcheidene Anſicht über den Bühnen-Shakſpear mitzutheilen. Zuvörderſt werde erwogen, daß man, um überhaupt über Shakſpear mit einigem Erfolg zu reden, alle ſeine Werke ohne die mindeſte Ausnahme dergeſtalt in ſich aufgenommen haben muß, daß ſie zuletzt in Saft und Blut verwandelt und unſer völliges Eigenthum werden. Iſt dies geſchehen, ſo wollen wir mit Liebe bedenken, was er wohl mit ſeiner Liebe in unſerer Zeit für unſere Zeit gethan haben und ihr nachgegeben haben würde, um von den Brettern herab — die erſt durch ihn die Welt bedeuten — zu dem Publikum reden zu können. Da aber der edle Todte ſchweigt, ſo müſſen wir verſuchen ſtatt ſeiner zu antworten, und hier wird uns bei gehöriger unerläßlicher Pietät das einfachſte Tactgefühl am ſicherſten leiten. Hat z. B. der Dichter im Hamlet zur Vervollſtändigung des Charakters ſeines Helden gezeigt, wie eine untergehende Seele ſelbſt ſein eigenes Heiliges, die Liebe zu Ophelien, grauſam zerſetzt, indem er ſogar die Gelübde zum Anhören zuchtloſer Reden zwingt, ſo werden wir als denkende Leſer das ganz vortrefflich finden: haben wir aber die Abſicht das Stück auf die heutige Bühne zu bringen, ſo müſſen wir es entweder ganz tilgen oder doch nur ſehr vorſichtig andeuten, wohl wiſſend, daß dieſe Tiefe des Dichters mißverſtanden werden oder wohl gar ein widerliches Gelächter hervorrufen würde. — Iſt ferner Hamlet wirklich zu bewegen nach England zu ſchiffen, was wir bei ſeiner im vierten Acte vorwaltenden Erſchöpfung vollkommen glauben, ſo müſſen wir fürchten, daß dieſe Gabe der genauern Auffaſſung dem größern Publikum nicht gegeben ſei, und daß vielleicht die Abentheuer auf jener Reiſe und die raſche Zurückkunft nach jenen Scenen Manche im Parterre zur Verdrießlichkeit bewegen werde u. ſ. w. Wir werden deshalb gezwungen ſein, bei der Einrichtung des Stücks für das Theater dieſe Sachen zu tilgen.

§. 93.

Wenn nun auf dieſe, hier nur obenhin angedeutete Weiſe ein ächter, mit philoſophiſchem Geiſt, Welt- und Theaterkenntniß, beſonders aber mit Pietät ausgeſtatteter Bearbeiter die Sache unternähme, ſo hätten wir vielleicht nach fünf oder zehn Jahren ſämmtliche Shakſpeariſche Schauſpiele auf unſerer Bühne. — — Hat aber Schröder in ſeinen Bearbeitungen nach dieſer Weiſe verfahren *)? Gewiß nicht. Er erkannte in Shakſpear einen Mann, der, im Beſitze der tiefſten Menſchenkenntniß, treffliche Situationen anlegen und durchführen könne, die dem Schauſpieler die ſchönſte Gelegenheit geben ſeine ganze Macht zu zeigen. Das hat er redlich gethan, und dafür den gerechten Beifall der Theaterfreunde um das Jahr 1776 ff. richtig empfangen, während die heute lebenden gleichfalls nicht vergeſſen ſollen, daß er ſich dadurch auch um ſie ein *Verdienſt* erwarb. Jetzt aber, da jene Periode glücklich durchgemacht worden iſt, ihn auch noch heute mit ſeinen Bearbeitungen auf die Bretter zurück zu rufen, würde, da ſo manchem im Parterre Shakſpear ſelbſt *in der Urſprache bekannt geworden iſt*, ein erfolgloſes Beſtreben ſein. Man kann doch auch wahrlich mit Recht ſagen, daß dieſer Hamlet, dieſer Lear in ihrem Grund und Boden von Schröder angegriffen und verwundet worden ſind, weshalb eigentlich der Komödienzettel am beſten thun würde, den Namen Shakſpear ganz auszulaſſen. Auch könnte allenfalls der Titel verändert werden und es heißen: „Hamlet, Titularprinz von Dänemark," „Lear, ein unglücklicher Bürger, der ſich in ſeiner Gemüthskrankheit einbildet jemals König von Brittanien geweſen zu ſein."

---

*) Daß Schröder ein ſehr großer Schauſpieler war, bezweiſle ich durchaus nicht, da bewährte Kenner, die ihn geſehen, es verſichern. Wie es aber mit ſeinem poetiſchen Geſchmack im Allgemeinen ausſah, darüber geben doch manche Umſtände, z. B. daß er, obgleich von Schiller ſelbſt erſucht, nie als Wallenſtein auftreten wollte und auch das ganze Stück nicht aufführen ließ, daß er Kotzebuen weit über Iffland ſtellte, daß er den Menſchenhaſſer, den Gouverneur in Benjowsky, den Syndicus in den „Verläumdern“ häufig und mit beſonderer Vorliebe für die Stücke ſelbſt ſpielte u. ſ. w., unwillkommenen Aufſchluß.

Will uns alſo Goethe ungeachtet dieſes allen (was ſchwerlich Widerſpruch finden wird) zu den Schröderſchen Bearbeitungen zurückbringen, und iſt es ihm ein *Ernſt* damit, ſo bleibt mir nichts übrig als das aufrichtige Geſtändniß, den edeln, herrlichen Meiſter diesmal nicht zu verſtehen. — Wie aber, wenn es eben nun *nicht* als baarer Ernſt ſollte aufgefaßt werden? Wenn hier ein Moment der Verſtimmung — ein ſolcher kann ja auch wohl den größten Mann einmal berühren — mitgewirkt hätte, und dadurch eine Ironie gegen das deutſche Theater überhaupt erzeugt wäre, von der ſich auch in den „Wanderjahren" einige Spuren finden? — Freilich kann, wer ſo unendlich viel für die Deutſchen und nebſtbei für ihr Theater gethan hat wie Goethe, Augenblicke haben, in denen er ungeduldig werden mag, und es iſt in jedem Falle ein eben ſo einfacher als vortrefflicher Gedanke, daß, wenn es mißlingen ſollte Shakſpearn ganz für unſere Bühne zu eignen, das eigentliche Studium und der reine Genuß ſeiner Werke durchaus nicht leiden und das ſtille Leſekabinet durch ihn zu neuen Ehren kommen werde. Daher ſchreibt ſich auch das kräftig kurze Urtheil über

Arden von Feversham, Shakſpear's Jugendarbeit. Es iſt der ganze reintreue Ernſt des Auffaſſens und Wiedergebens, ohne Spur von Rückſicht auf den Effect, vollkommen dramatiſch, ganz untheatraliſch.

Und gleich darauf:

Shakſpears trefflichſten Theaterſtücken mangelt es hie und da an Facilität: ſie ſind etwas mehr als ſie ſein ſollten, und **eben deshalb** deuten ſie auf den großen Dichter. — So läßt Goethe uns alſo in keinem Falle ohne Troſt, und ich freue mich doppelt darüber, da ich ähnliches oft in meinem erläuterten Shakſpear geäußert habe.

§. 91.

Woher aber dieſe geringe Hoffnung für die deutſche Bühne in Beziehung auf Shakſpear? Wir finden am Schluß des Aufſatzes, daß — wie bekannt, in dem Sinne, der oben angedeutet wurde — ein Verſuch gemacht worden iſt, Romeo und Julia für das Weimarſche Theater zu redigiren, und es ſolle demnächſt entwickelt werden, warum dieſe Redaction auf dem deutſchen Theater **nicht** gegriffen. Hierin wage ich unſerm edeln Meiſter zu widerſprechen, denn obwohl ich ſelbſt und manche andere für dieſe Redaction noch einige unerfüllte Wünſche hegte, ſo iſt ſie dennoch überall mit dem größten Erfolg und Dank aufgenommen worden. Auch hat ſie ſeit dem Jahre 1816 auf der Bühne dergeſtalt „gegriffen," daß ſie ſchon längſt als Lieblingsſtück des Publikums anzuſehen iſt, und wie es ſich hier in Berlin ergeben, ſo hat auch das Wiener, Dresdener, Leipziger Publikum geurtheilt. Es möchte keinem Director zu rathen ſein eine andere Bearbeitung unterſchieben zu wollen, und ſelbſt manche wünſchenswerthe Veränderung, z. B. die Wiederherſtellung der ſchönen, ironiſch-milden Schlußſcene, wo ſich die grauen Häupter der beiden verarmten Häuſer verſöhnen, würde vielleicht Jahre brauchen, um ſich dem Publikum anzugewöhnen. Indeſſen iſt Romeo keineswegs das einzige zu einem Eigenthum des Publikums gewordene Shakſpear'ſche Schauſpiel, Heinrich IV. erſter Theil verſammelt meiſtens eine zahlreiche Zuhörerſchaft, der Kaufmann von Venedig, der nur mit geringen Auslaſſungen und bequemen Zuſammenfügungen gegeben wird, hat ſeit 1810 ſich völlig ſeine Bahn gebrochen, und auch das größere Publikum, durch den herrlichen Genuß emporgehoben, nimmt den regſten und vollſten Antheil an demſelben, ſo daß es ſich gewiß keine andere, weniger treue Bearbeitung würde gefallen laſſen. Nicht minder erfreute, ja, man darf ſagen: entzückte vor einigen Jahren in ſchnell hinter einander folgenden Darſtellungen König Johann, und wenn dieſes unſchätzbare Drama ſpäterhin wieder von der Bühne zu verſchwinden ſchien, ſo ſind daran gewiß nur Zufälligkeiten ſchuld, denn das Publikum hat ſeine Freude an dem Stück deutlich genug ausgeſprochen, und wir dürfen deshalb dieſe unbeſtreitbaren Facta, ſo wie einen ähnlichen glücklichen Erfolg, den Julius Cäſar in Dresden gehabt haben ſoll, Goethe's ungünſtigern Erfahrungen entgegenſetzen. Möge er mit gewohnter Güte unſere fröhlichern Hoffnungen aufnehmen, die jedoch wahrlich keine ſanguiniſchen Hoffnungen ſein ſollen. Es iſt nur ein guter Anfang gemacht worden, und möge nur der Himmel, wie vor Schläfrigkeit, ſo vor zu großer Eilfertigkeit uns bewahren, damit nicht Rückſchritte veranlaßt werden, die in einer Angelegenheit wie dieſe die ſchlimmſten Folgen haben könnten.

Traurig iſt es und dem deutſchen Charakter, demzufolge man doch unter andern guten Dingen immer gründlich leſen ſoll oder gar nicht, gänzlich zuwider, daß manche dieſen Goethiſchen Aufſatz nur durchblättert und lediglich an einige zürnende Ausdrücke ſich gehalten zu haben ſcheinen. Den überraſchenden und hier merklich bedrohlichen Schröder ausgenommen, zeigt der Aufſatz nur von einem geringen Glauben an die deutſche Bühne, und in dieſer Hinſicht mehr gute Hoffnung zu hegen, und dieſe Hoffnung mit freudiger Ehrerbietung gegen Goethe ſelbſt auszuſprechen, mag verſtattet ſein. Noch giebt es andere, hoffentlich nur wenige Leſer, welche über den Aufſatz ſo ſehr im Dunkel ſind, daß ſie meinen, Goethe habe überhaupt ſeine ehemalige Liebe für Shakſpear nunmehr demſelben zwar nicht gerade aufgekündigt, doch größtentheils zurück genommen. So etwas ſpricht ſich hie und da nach, es iſt aber, wie ſich von ſelbſt verſteht, kein wahres Wort daran. Eine Liebe, die ſich verändern könnte, wäre nie eine geweſen.

§. 95.

Sind wir deshalb mit dieſem vielleicht zu berühmt gewordenen Aufſatze in's Reine gekommen, — und er iſt ſehr bald zu verſtehen, ſobald wir ihn nur mit der Ironie leſen wollen, in der Goethe ihn geſchrieben, — ſo will ich auf ein anderes Wort hinweiſen, das gewiß ſchon vielen rechten Leſern Freude gemacht hat, und das ich für weit richtiger halte als das frühere. Es ſind die wenigen, aber gehaltvollen Blätter über die vor kurzem der Welt geſchenkte Ausgabe des Hamlet vom Jahr 1603, in welchen Goethe unter andern über das ſo ſchnell bekannt gewordene: Enter the ghost in his nightgowne (der Geiſt tritt ein in ſeinem Schlafkleide) mit einer Liebenswürdigkeit commentirt, daß wir das von ihm erklärte Wort gracious ganz auf ihn anwenden dürfen. Aber noch höher als ſelbſt die Bedeutung dieſes Ausdrucks ſtehen die Schlußworte, die, wie ihn, ſo alle abermals überzeugen werden, daß Shakſpear, gleich dem Univerſum, das er darſtellt, immer neue Seiten biete, und am Ende doch „unerforſchlich bleibe: denn wir ſämmtlich, wie wir auch ſind, können weder ſeinem Buchſtaben noch ſeinem Geiſte genügen.“ (Kunſt und Alterthum, Band VI, Heft I.) Hätte nicht Goethe dieſe Worte geſchrieben, ſo wäre es möglich, daß ſelbſt gewiſſe myſtiſche Liebhaber und liebhabende Myſtiker ſich dieſelben zum Troſtblatt erwählten; ſo aber werden ſie ſchwerlich den Muth dazu gewinnen, weil ſie wenigſtens ſo viel von Goethe wiſſen, daß er, in reiner Sonnenhelle lebend, niemals geneigt ſein kann ihnen ihre Fahne vorzutragen. Auf der andern Seite aber mögen jene engbrüſtigen, Oellampenſchimmer für Sonnenlicht haltenden Aufklärereitreiber, welche auch Shakſpearen gerade ſo begreifen wollen wie ſie das Einmaleins begriffen haben, über das Goethiſche Wort erſchrecken. Dieſer Schreck könnte heilſam ſein. — Die Mittelſtraße iſt immer die beſte, weshalb wir auch nicht ſcheuen ſollen dies alte ehrliche Sprichwort zu rechter Zeit auch von neuem zu gebrauchen. Nur die Kritik, welche als Poeſie ſelbſt gelten darf, ſoll wagen den Epitomator der Natur zu commentiren.

Endlich aber ſoll es auch an die ächte Beſcheidenheit erinnern, ohne die es keine Liebe giebt, und ohne die Shakſpear ſchlechthin nicht zu erſchauen iſt.

§. 96.

Kurze Bemerkungen über einige der bekannteſten Shakſpear-Ueberſetzungen und Bearbeitungen.

Iſt Shakſpear oben der unſrige genannt oder wenigſtens behauptet worden, daß wir hoffen dürfen ihn bald den unſrigen nennen zu dürfen, ſo iſt es auch ohne Zweifel folgerecht, einige der deutſchen Bemühungen um ihn näher zu bezeichnen, wenn auch nur in proſaiſchen Epigrammen. Seit Leſſing wagte niemand mehr ihn zu ignoriren oder ihn mit herkömmlichen ſchlechten Witzen anzufallen, ſeit Goethe aber, der in ſeinem Götz ſo höchſt ehrenvoll mit dem Alt-Britten gerungen hatte, war die Begierde zu wiſſen, was Sh. geleiſtet, in Deutſchland allgemein geworden, und ſo iſt denn ſeit jener Zeit mancher Verſuch gemacht worden, ihn in deutſcher Sprache reden zu laſſen.

Wir haben eine deutſche Ueberſetzung ſeiner Werke, in welcher der Dichter erſcheint wie etwa ein genialer Knabe, der vor einer neumodigen vornehmen Geſellſchaft deklamiren und Kunſtſtücke machen muß. Das gefällt den Leuten ſo ziemlich; aber der Hofmeiſter (Ueberſetzer), der ihn producirt, ſtört alle fünf Minuten durch vorlaute Anmerkungen, in denen er um Entſchuldigung bittet, daß der ſonſt hübſche und kluge junge Menſch ſo entſetzlich roh ſei.

In einer zweiten Ueberſetzung ſpricht der Dichter ſeine trefflichen Sachen oft ſo ſeltſam unbeholfen und ſteif aus, daß man kaum begreift, wie er bei ſo köſtlichen Gedanken und Bildern zu einem ſo farbloſen Styl gekommen iſt. — Die ſchlimmen Geſellen, mit denen Fallſtaff gefochten haben will, ſollen allerdings in Steifleinwand gekleidet geweſen ſein; aber unſern lieben William wollen wir nicht ſo angethan ſehen.

In Lenz's (Goethe's Jugendfreundes) Bearbeitung der „verlorenen Liebesmüh“ iſt Shakſpear hie und da wirklich, wenn auch nicht en face, doch en profil zu ſehen; allein viel öfter tritt Lenz dazwiſchen und zeigt ſein eigenes Geſicht, das, wenn auch angenehm und geiſtvoll, doch nicht Erſatz gewähren kann für das verdrängte Shakſpear'ſche.

In des — ſonſt gar trefflichen und unerſetzlichen Gottfried Auguſt Bürgers Macbeth ſcheint der Held bei Otto von Wittelsbach in die Schule gegangen zu ſein. Die Hexen aber haben von gar keiner Schule (ſelbſt von der ſchönen liberalen Shakſpear'ſchen nicht) wiſſen wollen, und geberden ſich deshalb ſo ungenirt, daß man ſich wundern muß, es habe ein ſo vornehmer Herr wie der ſchottiſche Generaliſſimus ſich mit ihnen abgeben mögen. An ſich ſind ihre Verſe raſch, lebendig, bunt und kräftig; nur — wie geſagt — für Macbeth nicht gut genug.

In den Bearbeitungen des Othello, mit denen man ſich während des achtzehnten Jahrhunderts behalf, iſt dieſer Feldherr — (in welchem jeder Pulsſchlag und jeder Blutstropfen afrikaniſch glüht, während er die europäiſche Bildung gleichſam

nur

r hiſtoriſch aufgefaßt hat) zu einem kranken Löwen gewor-
n, dem man die Tatze beſchuht und die Mähnen friſirt hat.

In einer neuern Ueberſetzung der ſämmtlichen Werke des
ichters erſcheint derſelbe zwar wie ein ſehr intereſſanter
ann (denn der Ueberſetzer verſtand allerdings gut Engliſch
d arbeitete fleißig), aber wie etwa ein intereſſanter Schwind-
chtiger, der nur wenig Leben beſitzt und alle Farbe verloren
t. In dieſer Ueberſetzung klingt die Sprache des Antonio
cht viel anders wie die des Shylock, Coriolans kriegeriſche
uba tönt nicht ſtärker als Romeo's Liebesflöte, und dem Ka-
an will das Fluchen, das er doch ſo lange ſchon geübt, nicht
nderlich gelingen.

Als den allergrauſamſten Feind des Dichters aber zeigte
h der Gothaer Bearbeiter, denn er hat ihn, wie Othello
esdemonen, wenn auch nicht wirklich erdroſſelt — das iſt
i Achill und Shakſpear nicht möglich — doch erdroſſeln wol-
n. Dieſer Mann hatte in meinem erläuterten Shakſpear
leſen, daß zwiſchen Macbeth und ſeiner Gattin eine geheim-
ßvoll bedeutſame Neigung walte, die der Dichter mit tiefem
efühl, aber auch mit weiſer Beſonnenheit nur leiſe angedeu-
habe, und es ſei hier kein Wort zu wenig und keins zu
el. Der Gothaer aber läßt ſich nicht warnen, und hilft dem
n dem armen Dichter viel zu kümmerlich ausgeſtatteten
acbeth und der nicht minder dürftigen Lady mit ſeinem
eichthum aus, indem er ihnen bald ein: „O mein geliebte-
r, theuerſter Gemahl!“ bald ein „O meine geliebteſte, theuerſte
emahlin!“ leihet. Ich weiß nicht, ob dergleichen Mißgriffe
herlich ſind, denn ich habe erſt nach langem Schauder und
tſetzen zum Lachen kommen können.

§. 97.

Die Schlegelſche Ueberſetzung bietet zu viel Schönes und
bliches, als daß ſie in dieſer Reihe, und noch dazu in klei-

nen proſaiſchen Epigrammen könnte würdig anerkannt werden; nur der traurige Umſtand, daß Schlegel es hat über das Herz bringen können, mit dem ſiebzehnten Stück abzubrechen, möchte vielleicht als trübes, bitteres Epigramm betrachtet werden. Schreiber dieſes, wenn er ein ſolches Ueberſetzertalent hätte wie S., würde ſich ſelbſt durch die intereſſanteſten indiſchen Studien nicht haben abhalten laſſen fortzufahren. „Unvollſtändige Sprecher" liebt bekanntlich auch Macbeth nicht (Act I), und es wäre wohl möglich, daß Shakſpear einſt dieſe Worte gegen Schlegel geltend machte. Doch wir wollen nicht weiter an ſo Trauriges denken, ſondern dem trefflichſten poetiſchen Ueberſetzer Glück wünſchen, daß ihm ein Freund geſchenkt worden iſt, der auf dem von ihm gebahnten Wege fröhlich fortzuarbeiten vermag *).

Wie? und kein Wort über die Voßiſche Ueberſetzung? Es ſcheint gefährlich, denn nachdem ein paar überſchwenglich rühmende Recenſionen vor etwa acht Jahren getönt hatten, läßt ſich auch nicht Eine Stimme mehr über dieſelbe vernehmen.

Und Schall und Knall und Jagdgebrülle
Verſtummt! — auf einmal Todesſtille!

Das iſt in keinem Fall zu billigen, aber mit Epigrammen iſt es hier nicht abgethan. Ich ſelbſt will für jetzt nichts weiter thun als Folgendes: Vor mir liegt des ſiebenten Bandes erſte Abtheilung, die ich redlich nicht bloß durchgeleſen, ſondern durchſtudirt habe. Dabei gab es viel Freude über die große Gelehrſamkeit der geſammten Voßiſchen Familie, über die Auf-

---

*) So ſchrieb ich vor etwa einem halben Jahre; jetzt (Mai 1827) vernehmen wir, daß Schlegel dennoch ſeine herrliche Arbeit fortſetzen werde. Möge, was wir hoffen, Erfüllung finden. Späterer Zuſatz: Die Hoffnung ſcheint verſchwunden — ! —

hellung mancher ſchweren Stellen u. ſ. w. — aber die Sprache! was man ſo die deutſche Sprache, ſodann die dramatiſche Sprache überhaupt und die Shakſpear-Sprache insbeſondere nennt, wie ſteht es mit der? Ich laſſe das Buch auseinander fallen und finde zufällig (es iſt keine Redensart, ſondern wirklich zufällig) S. 60: „Caſſio. Lieber wollt' ich ſelbſt bitten um meine Verwerfung, als betrügen einen ſo guten Befehlshaber mit einem ſo ſchlechten, ſo verſoffenen und ſo unbeſonnenen Officier. Saufen! und wie ein Staar plappern! krakeelen!" u. ſ. w. Sollte Caſſio wohl das Zeitwort ſo ſeltſam geſtellt und — ein ſo ausgezeichneter Officier! — das widrige Wort „krakeelen" gebraucht haben? — Conſequent aber iſt er, denn S. 61 ſagt er: „Zu ſein jetzt ein vernünftiger Mann, gleich darauf ein Narr und plötzlich ein Vieh! O entſetzlich!" — Ja wohl iſt dieſes voranſchreitende „zu ſein," wenn auch nicht entſetzlich, doch recht wunderbar! — Jago hat die nämlichen Sprachgeſetze: „Unſers Generals Frau iſt nun General; ich darf dies ſagen, in ſo fern als er ſich ganz gewidmet hat der Betrachtung, der Wahrnehmung und Beherzigung ihrer Reize und Vorzüge."

Es entſteht deshalb billig die Frage: Redet man alſo in der wirklichen, wahren und poetiſchen Welt — die ja doch im Grunde eins ſind — und darf man ſo reden? Ich denke, dieſe beſcheidene Frage aufzuwerfen wird erlaubt ſein.

§. 98.

Von einigen Mißverſtändniſſen und retrograden Bewegungen.

Es iſt ſchon eine alte Klage, daß die Mehrheit der deutſchen Leſer ſich nicht beſonders auf die Ironie verſteht, und es iſt nicht unmöglich, daß einmal aus dem bekannten Scherze, man müſſe, um ſich vor jeder Mißdeutung zu ſichern, ausdrücklich über manche humoriſtiſche Parthie ſetzen: „hier wird geſcherzt“ oder gar „ſatyriſirt“ — bitterer Ernſt werde. Für dieſen Fall wäre indeſſen zur Schonung des Styls und Erſparung des Papiers die Erfindung eines neuen Buchdruckerzeichens, wodurch jene Ueberſchrift angedeutet würde, wünſchenswerth. Indeſſen würde der kummervolle Zuſtand mancher Autoren dadurch noch nicht ganz gehoben, denn nicht bloß Scherz und Satyre wird häufig mißverſtanden, ſondern auch die Ausſprüche in Romanen und Schauſpielen, welche lediglich den Charakter einer beſtimmten Perſon abſpiegeln ſollen, werden nicht ſelten den Verfaſſern (*) angedichtet. So hat man — um ſogleich eines der ſchlagendſten Belege zu gedenken — tauſend und wieder tauſendmal erzählt, Shakſpear ſage: „Schwachheit, dein Name iſt Weib,“ obwohl kein wahres Wort daran iſt. Denn nicht der Kenner und Darſteller der höchſten weiblichen Tugend und Anmuth hat jenen trüben Gedanken gehabt, ſondern er hat ihn dem verirrten Prinzen Hamlet geliehen, um deſſen unſelige Trübheit durch dieſen Pinſelſtrich mit zu ſchildern. Iſt nun das dem größten Dramatiker begegnet, ſo bleibt für die andern Dichter kaum mehr etwas übrig, als bei jedem verfänglichen Worte klüglich hinzu zu ſetzen: Nicht ich, o theuerſter Leſer, meine ſolches, ſondern der etwas ſeltſame und wunderliche Held oder Nichtheld, und ich beſchwöre dich inſtändigſt, traue doch mir harmloſen Bürgersmann dergleichen nicht zu.

Es iſt ſehr möglich, daß hier ein gutmüthiger Leſer durch den Ausſpruch unterbricht, er hoffe es ſtehe ſo ſchlimm nicht. Ich erwiedere darauf zuvörderſt, daß ich nur von der Mehrheit der Leſer geſprochen, und die anderweitige gute Hoffnung, ſo ſchwer ſie auch gemacht wird, für eine wahrhafte Tugend halte.

Indeſſen ſprechen doch manche Zeichen der Zeit auch gar zu trübſelig an. Denken wir z. B. nur zurück, was wir ſeit einigen Jahren in Beziehung der Urtheile über Goethe erlebt haben. Ich meine hier nicht hauptſächlich jene entſchiedenen Rohheiten und Frechheiten, mit denen man hie und da den edlen Meiſter vom Stuhl angefahren. Dergleichen hat es von jeher gegeben, und wenn man es auch in neuern Zeiten darin weiter gebracht, d. h. noch roher und frecher geworden iſt, ſo hat doch dergleichen nicht viel auf ſich, da jeder nur einigermaßen rechtliche Leſer ſolche Unwürdigkeiten ſchnell abthut und beſeitigt. Ich meine weit mehr jene nicht ſelten zum Vorſchein gekommenen Mißverſtändniſſe tieferer Art, welche deutlich verrathen, daß man das Geſammtweſen der Poeſie überhaupt, und inſonderheit der Goethiſchen, nicht nur nicht begreift, ſondern ſich mit derſelben in völliger Oppoſition befindet. — Wer die Ironie als Grundlage faſt aller Goethiſchen Werke nicht erkennt, verſieht alles in ihnen falſch, und es iſt nichts begreiflicher, als daß dann ſo ganz verkehrte Urtheile an den Tag kommen, als wir erlebt haben. Aber auch darüber würde ich kein großes Aufheben machen, wenn nur nicht eine ſolche verkehrte Anſicht ſo viele redende und — ſtille Anhänger gefunden hätte. Es war ihnen als hörten ſie ihre innerſte Herzensmeinung ausgeſprochen, und ſie jubelten laut, daß es doch nun endlich einmal zur Sprache komme, wovon ſie längſt überzeugt geweſen, z. B. nichts Großes und Erhabenes, nichts wahrhaft Schönes und Solides ſei im Wilhelm Meiſter zu finden, und was des jammervollen Geſchwätzes mehr war. Dieſe Herzensergießungen ſind leider nicht ganz unbedeutend, weil ſie ſo häufig vorgekommen ſind, und wenn wir etwa am Schluß des achtzehnten Jahrhunderts zu hoffen wagten, es ſei mit dem Verſtändniß Goethe's im Allgemeinen ziemlich weit gekommen, ſo müſſen wir leider bekennen, daß Manche zurück gegangen ſind, und — weil ſie zurück gehen konnten, auch niemals ſicher ſtanden.

Gedenken wir ferner ſo mancher widrig geſpreizter, gehaltloſer, ja durch und durch ſeichter Produkte, die ſchon ſeit Jahren von Vielen geſchätzt, geliebt und bewundert werden, ſo müſſen wir abermals manche früher gehegte Hoffnung aufgeben. Wer möchte läugnen, daß auch ſonſt und immer manches Verfehlte bewundert worden iſt; aber auch unter dem Verfehlten giebt es eine gar große Verſchiedenheit und Stufenfolge. — Menſchenhaß und Reue z. B. iſt ohne Zweifel nichts weniger als ein poetiſches Werk, aber die Summe von Talent, welche zur Hervorbringung dieſes ſeltſam verkehrten Stücks angewandt wurde, iſt kaum zu vergleichen mit der ärmlichen Ausſtattung und widerlichen Nachläſſigkeit, die uns ſo häufig in neuern Komödien begegnet. — Von Iffland will ich in dieſer Beziehung gar nicht reden, denn wenn auch die ſchöne Ahnung von wahrer Herzenspoeſie, die in den Jägern, Hageſtolzen u. a. waltet, ſpäterhin in das Unbeſtimmte verſchwamm, ſo iſt doch ſelbſt in ſeinen verfehlteſten Stücken wenigſtens ein leidlich gezeichneter Charakter, nebſt tüchtigen Anſichten von der Bürgerwelt, und wenn auch nur ſelten geſtaltete, doch oft richtig angedeutete Figuren, die der Zeit angehörten. Die Nachwelt wird Ifflands Schauſpiele beſonders als hiſtoriſch nicht unwichtige Ueberlieferung nützen, und manche Sitte des deutſchen Bürgerlebens durch ſie ahnen lernen. Ja, wenn ſelbſt der Spott hinzuſetzen ſollte, das heiße doch nur: eine Galerie von Hofräthen, Commerzienräthen, Amtleuten u. ſ. w., würde nicht ſelbſt in dieſer wohlfeil gewordenen Satyre ein bedeutendes Lob für ihn liegen? — Was aber ſoll die Nachwelt aus den Schauſpielen der beliebten Herren X, Y u. ſ. w. lernen? Ohne Zweifel auch etwas ſehr Bedeutendes, aber etwas ſehr Trauriges, und das würde etwa alſo lauten: es gab eine Zeit, wo viele Deutſche leben konnten und leben mochten, ohne das eigentliche Element der deutſchen Poeſie: Charaktertiefe, und zuweilen wohl gar ſo überluſtig ſich geberdeten, daß ſie darüber die wahre Luſtigkeit und mithin auch den wahren Ernſt einzubüßen Gefahr ließen. Und doch *lebte Goethe unter ihnen* und arbeitete fleißig für ſie. — Möge denn aber auch nur die Nachwelt ſtets ſo gerecht ſein, über jenen *Vielen* die *Manchen* beſſern und einzelnen Meiſter nicht zu vergeſſen.

Achtes Buch.

§. 1.

Wahre Liebe.

Erhitztheit iſt nicht Liebe, denn ſie kann ſogar bei der Seich-igkeit beſtehen. Ich habe eine Menge Jünglinge gekannt, die den Namen Goethe nie ausſprechen konnten, ohne ein von den Göttern und vom Himmel hergenommenes Beiwort; fragte man ſie aber, ob ſie ſich auch in den „Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderten," im „Großcophta," den „Aufgeregten" u. ſ. w. zurecht finden könnten, ſo geſtanden die Ehrlichern, dergleichen weniger berühmte Sachen hätten ſie entweder überſehen oder nur obenhin durchblättert. Die Genügſamen! — Wie wenig kennen ſie Goethe, wenn ſie z. B. ihn als ächten, umſichtigen und milden Royaliſten und als Muſter geſelliger Unterhaltung, wie er ſich in jenen deutſchen Ausgewanderten zeigt, nicht kennen, und wie verträgt ſich jene Nachläſſigkeit mit deutſcher Gründlichkeit und Gewiſſenhaftigkeit, die ehedem berühmt waren? Zu der Einſicht ſind wir doch hoffentlich alle gekommen, daß, um einen Dichter zu beurtheilen, wir nicht weniger thun dürfen als der ſtrenge Juriſt, der ſämmtliche Acten vom Anfang bis zu Ende aufmerkſam durchſtudirt.

So hatte ich längſt gedacht und geſchrieben, als mir der vierte Theil der neueſten Auflage der Goethiſchen Schriften in die Hand fällt. Hier finden wir, was wir freilich längſt ahnten, daß Goethe auch in der allerneueſten Literaturzeit vortrefflich Beſcheid weiß, indem er unter andern ſich auch einmal vernehmen läßt:

Die holden jungen Geiſter
Sind alle (?) von einem Schlag,
Sie nennen mich ihren Meiſter
Und gehen der Naſe nach.

und ein andermal bedauert er recht ſehr, daß die Trefflichen nichts lernen wollen. Wahrlich, wir wollen alle, jung, und mittelalt, und alt, die Sache in ernſte Betrachtung ziehen, es möge ſich keiner ſchonen, ſondern jeder ſich recht anſtrengen, um zu erfüllen was unſer geliebter Dichter von ſeinen Deutſchen verlangt. Sonſt aber möchte ich wohl behaupten, daß — einige geniale *Jünglinge* ausgenommen, welche die Blüthe und die Frucht ſchon in Einem Geiſte tragen — unſer Goethe doch die innigſten, nachdenklichſten und ſorgſamſten Freunde unter den Männern der Mittelzeit habe, d. h. unter jenen, die ſich, nach ſeiner eigenen in den „Wahlverwandtſchaften" gegebenen Erklärung, im „beſten Mannesalter" befinden.

§. 2.

Erhitztheit.

Sollte es nicht auch Enthuſiaſten für Shakſpear und Goethe geben, die eigentlich ..... gar nichts von ihnen geleſen? Ich meine nicht was man ſo im gewöhnlichen Leben Leſen nennt, ſondern geſammelt, frei, und doch hingegeben. Wir kennen die alte Anekdote von den beiden Jünglingen, die ſich über den Vorzug Arioſto's oder Taſſo's dergeſtalt ereiferten, daß ſie zuletzt zu den Degen griffen und wie das Thebaniſche Paar ſich einander nieder ſtießen. Der letzte Seufzer des einen war: „Ach ich habe den Arioſto nie geleſen!" während der andere ausrief: „Ach ich kenne den Taſſo blutwenig!" Und ſo ſtarben ſie für die ungekannten, ungeleſenen Lieblinge!

— Dieſe armen Menſchen haben bei ihrem großen Unglück noch das größere, daß man ſie kaum bemitleiden kann, weil man unwillkührlich zum Lachen gereizt wird. Wir Deutſchen haben ſehr viel ähnliche Geſchichten, denn wenn auch nicht immer Mord und Todſchlag dabei waltet, ſo iſt doch ſchon leider manche Jugendfreundſchaft bei einer blind-eifrig geführten Vergleichung Goethe's und Schillers auf immer getrübt oder wohl gar gänzlich geſtört worden. Es iſt wahrſcheinlich, daß manche Leſer hier den Kopf ſchütteln und meinen werden ich übertreibe, doch könnten ſie ſich leicht bei andern Leſern darüber Raths erholen.

Und doch iſt auch Schiller (obwohl er vielleicht die allermeiſten Leſer hat) ſehr häufig nur theilweiſe geleſen worden. Warum überhaupt leſen? man konnte ja ſeine Stücke ſehen, die meiſten wenigſtens, und ſo ließ man es dabei bewenden. Die Aufführung des Wilhelm Tell wurde freilich oft verzögert; allein man kann ja warten, und den herrlichen Demetrius (über den ich bereits im dritten Bande dieſes Werks geſprochen) ließ man als unaufführbares Fragment unbeachtet. Es iſt freilich Schade darum; aber es iſt nun einmal ſo, und warum ſtarb auch Schiller vor der Vollendung? Ein nicht dargeſtelltes Drama zieht nicht an.

Gänzlich unaufführbare Sachen, z. B. die Abhandlung über äſthetiſche Erziehung, über Anmuth und Würde, ließ man laufen und kam mit dem etwanigen Ausſpruch: „Ach, das ſind abſtruſe Recherchen!“ ziemlich gut durch. Der „Geiſterſeher“ wurde bei ſeiner Erſcheinung von den Leſern faſt verſchlungen, doch meiſtens nur um des Armeniers willen, der als Vater von vielen tauſenden geheimnißvollen Leuten in ſpätern Romanen zu betrachten iſt. Meines Erachtens ſollte man das Buch auch heute noch fleißig leſen, der trefflichen Anlage des Ganzen, ſo wie der einzelnen Charakteriſtiken und Situationen willen.

§. 3.

Goethe's Polemik.

Goethe's kleine Sprüche, im vierten Theil der neueſten Auflage ſeiner Werke, ſind in gewiſſer Hinſicht ſein Teſtament. Er ehrt und liebt Deutſchland, aber die Deutſchen haben ihm oft Verdruß machen wollen. Er verzeiht ihnen, denn ſie haben ſich doch nach und nach gebeſſert. Die aber die Zeit verſäumt haben, ſind natürlich auch noch viel bornirter geworden als die frühern ſchlechten, und dieſe Puſtrichsgeiſter bewirft er hier mit herrlichen Xenien, in denen er ihnen unter anderm ſagt, er frage eigentlich nichts darnach, ob man wiſſe daß er das Volk verfluche; allein — er ſagt es nun doch bei dieſer Gelegenheit in ſchönen und (wie man ſieht) gedruckten Verſen heraus. Ich freue mich herzlich an dieſen herrlichen Ergießungen, denen man lauter Ariſtophaneſſe zu Leſern wünſchen möchte; nur habe ich dabei ein paar kleine Bemerkungen hinzuzufügen. Werden ſich dieſe Leute nicht zu ſehr freuen, wenn ſie hier ſehen, daß Goethe ſich doch um ſie bekümmert hat? Bekümmert? nun ja, das möchte ſein, denn wie groß auch Goethe daſtehen möge, er iſt doch immer zum Glück auch ein Menſch, und zwar ein ſehr lieber Menſch, und Vater und Lehrer, und Freund und Dichter, darum darf er den Zoll des Unmuths und des Ekels, der Betrübniß und des Schmerzes über ſo manche ungerathene Kinder im großen Publikum nicht ganz verſäumen abzutragen; ſollen aber dieſe fatalen Geſtalten ihn auch in ſeinem Muſeum beſuchen? Wir Leſer freilich können damit wohl zufrieden ſein, denn er hat jene

Geſtalten wie Schmetterlinge auf die epigrammatiſche Nadel geſpießt; ob ſich indeſſen nicht dennoch in dieſe Freude, ja in das Entzücken über dieſe herrlichen Liederchen, mit denen er die Gegner gefangen nahm, eine Art von Mißgefühl einmiſcht, gleichſam als habe ſich der geliebte Meiſter ein wenig vergeben? Ich antworte mir ſelbſt durch die Frage:

Soll denn Goethe zu allen den Unwürdigkeiten ſchweigen? Die beſte Strafe für einige frech frevelnde Geſellen möchte dies allerdings ſein, dann wären wir aber wieder um jene ſchönen Gedichte gebracht, und das ſei fern von mir zu wünſchen. Wie alſo verfahren, daß alles ausgeglichen werde? — Es findet ſich, wie mich dünkt, ein guter Mittelweg. Er ſpreche jene ſinnvollen Gedichte in irgend einer befreundeten Geſellſchaft aus, ſie behalten ſich von ſelbſt, und flattern ſo durch Tradition wie beflügelte Genien in die Welt, oder er ſchreibe ſie auch auf, da er doch nun einmal jetzt als Repräſentant der Milde und Güte daſteht, und erlaube nach Gelegenheit die Abſchrift. Welch ein Unterſchied aber zwiſchen einer Handſchrift und einer Druckſchrift, und welch ein ſchönes Ding es um ein ſauberes, feines Manuſcript iſt, weiß niemand beſſer als er, und durch ihn ſein Wilhelm Meiſter. Sollten manchen Leſern dieſe Einfälle wunderlich vorkommen, ſo erwiedere ich, daß ſie Goethen nicht ſo erſcheinen können, da er ehedem es gerade ſo, wie ich eben angegeben, zu halten pflegte. So iſt z. B. in ſeinem Gedicht: „Nicolai an Werthers Grabe," durch unvergleichlichen Witz aus der unbedeutenden Geſchichte, daß ein ſehr beſchränkter Mann den Werther nicht verſtand und deshalb ſchalt, ein reines Kunſtwerk gezaubert worden; iſt es aber gedruckt und kann es jemals gedruckt werden? Nein. Es iſt aber deshalb durchaus nicht unbekannt geblieben, und wer es nicht kennen ſollte, wird gewiß die Mühe nicht ſcheuen es irgendwo bei einem ſeiner humoriſtiſchen Bekannten aufzutreiben, ich hoffe ſogar, die Mühe ſoll den Genuß noch vermehren.

§. 4.

Ein anderes Gedicht dieſer Art, das vor etwa achtzehn oder zwanzig Jahren geſchrieben zu ſein ſcheint, iſt gegen einige höchſt einſeitige Kritiker gerichtet, welche den halben Goethe vergötterten und von der andern Hälfte nichts wiſſen wollten. Sie fingen gewöhnlich mit unendlichen Lobſprüchen auf den Fauſt an, und ſtellten Seiten lang die koloſſalſten Worte zuſammen, um ihre unendliche Liebe für dies Werk an den Tag zu legen. Guter Wille mochte da ſein, aber der Opferrauch war doch zuweilen ſo dick und qualmig, daß Goethe ſich ſehr begreiflicherweiſe unmuthig abwandte, während jene Prieſter immer neue Feuerbrände hinein warfen, und entſetzlich ſchrieen: „göttlich! göttlich! mehr als göttlich!“ Der gaffende Haufe lachte, während die Beſonnenen bedauerten, daß ein ſo überaus verſtandreiches, beiſpielloſes tiefſinniges Muſterwerk ſo tumultuariſch ausgerufen werde. Plötzlich aber wandten ſich jene Prieſter, die in der That an die mexicaniſchen erinnern, zu einer nicht minder unerfreulichen Feindſeligkeit gegen andere Werke des Dichters, und ſchalten insonderheit auf ſeine neuern, als ſei er nicht mehr der er geweſen. Es iſt nicht zu läugnen, daß unter dieſen Tobenden auch einige Talentvolle waren, aber gerade deshalb verdienten ſie eine geſchärftere Strafe, denn wer da hat, von dem wird gefordert. Da ſchrieb oder ſprach Goethe unter anderm auch die Zeilen:

Da loben ſie den Fauſt,
Und was noch ſunſten
In unſern Liedern brauſt
Zu ihren Gunſten u. ſ. w.

Auch dieſes Gedicht iſt nicht gedruckt, und ich würde kaum

wagen

wagen dieſes kleine Bruchſtück herzuſetzen, wenn ich nicht daſſelbe wenigſtens bezeichnen müßte; aber ſchon dieſe Zeilen, ſo wie die ſpäter folgenden:

„man wär's nicht mehr"

dienen zum Beweiſe, daß nur der mündliche Vortrag jenen charakteriſtiſchen Reimen auf „au" und „u," ſo wie dem Spruch „man wär's nicht mehr" erſt den rechten Reiz geben könne. Wobei wir denn von neuem im Allgemeinen zu bedenken geben wollen, ob nicht ein bloß ſtilles Leſen der Goethiſchen Werke nur halben Genuß gewähre. Auch der beſte Verſteher der Partituren ſchwerer muſikaliſcher Meiſterwerke will doch deren Aufführung nicht entbehren.

Endlich glaube ich auch noch einige Obenhin-Leſer aufmerkſam machen zu müſſen, daß doch auch in Goethe's Polemik Liebe waltet. In frühern Zeiten, vom Jahr 1771 bis etwa 1811, ſprach er öffentlich faſt nie weder zu ſeinen Freunden noch zu ſeinen Widerſachern, es war ihm ſogar nicht einmal genehm, irgend eins ſeiner Werke mit einer Vorrede auszuſtatten. — Wünſcht ihr die Zeit zurück? Der Greis hat neue Liebe gewonnen, und das ſollen wir ihm ſehr hoch anrechnen.

Aber die Pflicht „mit einem Körnchen Salz zu leſen" iſt ſtets unerläßlich, es möge nun ein Jüngling oder ein Greis das zu Leſende bieten.

§. 5.

Harmloſe Gedanken über den — Teufel, und die Art wie die Dichter ihn behandelt.

Kein Weſen über und unter der Welt wird von uns ſo ſatyriſch derb und ſpöttiſch behandelt als der Teufel, und alle Redensarten deuten darauf hin, z. B. der dumme Teufel, der arme Teufel u. ſ. w. — Daß er arm ſei, beweiſt ſchon der bekannte Umſtand, daß er nur Einen Reim, aber keinen offenen — Freund, keine .... Geliebte, keine Gattin ſinden konnte, und dumm im tiefern Sinne des Worts hat er nothwendig werden müſſen, weil das ewige Nein, in welchem er waltet, der entſchiedenſte Gegenſatz aller Weisheit iſt. Ich gebrauche mit Fleiß den allgemeinen, unbeſtimmten Ausdruck „waltet,“ denn die präciſen Worte „iſt,“ „lebt“ ſind für ihn ganz unpaſſend. Ein Teufel, welcher iſt, lebt, ruht u. ſ. w., wäre ſchon, weil er das vermöchte, kein Teufel mehr, denn dazu bedürfte er eines ſchöpferiſchen Ja, in deſſen Bekämpfung er doch allein walten kann. Da er aber immer kämpft, ſo zeigt ſich dadurch ein Scheinleben, welches für jeden, der jenes ewige ſelige Ja in der eigenen Bruſt nicht mitbringt, von weitem ausſehen kann wie wirkliches Leben. Der Teufel bekämpft aber nicht bloß jenes Ja in Gott und den Menſchen, ſondern er kämpft auch für ſein Nein, als ſei es die einzige Weisheit. Darum iſt er witzig und muß es ſein, weil er ohne den Witz gar nichts wäre. Auf ſeinem Standpunkte muß er überall Mangel und Lücken ſehen, endlos anklagen, und es iſt ihm unmöglich an Harmonie in den ſcheinbaren Gegenſätzen zu glauben. Man muß ihn, wie Herkules den Erdenrieſen, der von der Erde immer neue Kraft bekam, in den Lüften zerreißen; nur bleibe der Kämpfer ja feſt ſtehen auf der Erde, welches wir ausdrücklich hinzuſetzen wollen, damit niemand bei den Lüften etwa an luſtige Phantaſterei und Schwärmerei denke, denn mit dergleichen wird der Teufel am leichteſten fertig, da ſein Witz, wie leicht zu begreifen, mit großer Klugheit verbunden iſt. Betrachten wir ihn ſo, dann nennen wir ihn gewöhnlich Satan (Widerſacher. — Klug wie der „Satan“ iſt eine gebräuchlichere Redensart als klug wie der „Teufel“). In keinem Falle dürfen wir ihn den Kampfplatz wählen laſſen, ſondern wir müſſen kraft unſerer göttlichen Vollgewalt ihn zwingen uns zu folgen auf den Platz, wo feſte Erde unter unſerm Fuß iſt und ſonniger Aether unſere Stirn umſpielt.

§. 6.

Aber ſchämſt du dich denn nicht ſo viel Worte zu machen über ein Ding oder Unding, mit dem wir längſt fertig geworden ſind? Ich will nicht ſo boshaft ſein wie Mephiſtopheles ſelbſt und nicht antworten wie er:

„Den Böſen ſind ſie los, die Böſen ſind geblieben"

ſondern ich will unbedenklich zugeben, daß das nordiſche Geſpenſt vor dem Fackelſchein unſerer Aufklärung ſich hat verbergen müſſen. Wie aber, obwohl es keine Geſpenſter giebt, doch Geſpenſtergeſchichten in Hülle und Fülle vorhanden ſind, ſo müſſen wir auch einräumen, daß der Teufel doch nun einmal in der nordiſchen Poeſie eine höchſt bedeutende Rolle ſpielt, ja daß er bei manchen ausgezeichneten Werken ordentlich zu Gevatter geſtanden hat. Mögen wir ihn zur großen Pforte hinaus ſtoßen, er kommt zur Hinterthür wieder herein, und man könnte mit einer leichten Parodie des bekannten Horaziſchen Verſes nicht minder ſagen: Diabolum expellas ſurca; tamen usque recurret. Das Metrum würde freilich dadurch zerriſſen, allein das iſt gerade des Teufels wohlbekannte zerreißende Manier.

Steht es nun ſo, iſt der Verſuch ihn wenigſtens in Umriſſen zu charakteriſiren gewiß erlaubt, indem dadurch über manche allberühmte Werke ein neues Licht verbreitet werden kann. Seitdem uns Goethe über die ganze Natur des „verneinenden Geiſtes" belehrt hat, iſt die Autorität mancher frühern poetiſchen Productionen gar ſehr geſunken, und ich glaube kaum daß es noch viele giebt, welche Miltons und Klopſtocks Teufel ſonderlich furchtbar finden. Ein erhabener Teufel iſt ein Unding, und wenn er in dem verlorenen Paradieſe den berühmten Monolog hält: „Schrecken ich grüße dich" u. ſ. w., ſo kann uns das freilich für einen Augenblick intereſſiren, doch finden wir bald, daß dergleichen Pathos für ihn gar nicht paßt, und überhaupt, wenn es auf hochtönende, gewaltige Redensarten ankäme, der Tragiker Seneka damit noch weit reicher ausgeſtattet iſt, worüber man nur deſſen Thyeſtes und Medea nachſchlagen wolle. Ueberhaupt ſchadet jenem Paradieſe und dem Meſſias die ununterbrochene Flammigkeit des Teufels gar ſehr; dergleichen wird uns, wie im Leben bei immerfort erhitzten Menſchen, ſehr zur Laſt. Bei dieſem ewigen Donnern kommt nicht viel heraus, und wir pflegen von Menſchen, welche ſich häufig in jenem echauffirtem Zuſtande befinden, zu ſagen, es „habe nicht viel auf ſich" oder es „ſei nicht viel dahinter" — eine Redensart, die abermals auf den Witz der deutſchen Umgangsſprache hindeutet.

§. 7.

Wie anders, wie ſo ganz und unvergleichlich anders der Goethiſche Mephiſtopheles! Wenn er auch nur das Eine Wort in ſeiner furchtbar witzigen Gelaſſenheit ausſpräche:

Verachte du nur Kunſt und Wiſſenſchaft u. ſ. w.

Und:

— Er ſoll mir zappeln, ſtarren, kleben,
Und ſeiner Unerſättlichkeit
Soll Speiſ' und Trank vor durſt'gen Lippen ſchweben,
.... Und hätt' er ſich auch nicht dem Teufel übergeben,
Er müßte doch zu Grunde gehn."

ſo hätte er ſich ſchon als ächte, kluge Schlange gezeigt, und eine bei weitem höhere Macht verkündet als Miltons und Klopſtocks Teufel zuſammen genommen.

Aber auch ganz abgeſehen von Goethe's Meiſterdarſtellung; die Poeſie des Aberglaubens und die deutſche Mythologie ſelbſt weiß nichts von jenem erhabenen und erhitzten Teufel, die meiſten alten Puppenkomödien und Volksſagen haben ihn anders, und ich wage es auszuſprechen „beſſer" als jene beiden berühmten Dichter. Dort weiß er ſtets ſehr gut was er will, bei wem und wie er etwa Eingang finden könne und wie weit er gehen dürfe. Nur daß er zuweilen zu früh triumphirt, iſt ganz ſeiner Natur gemäß und entreißt ihm oft den ſchon gehofften Sieg.

Ueberhaupt haben die frühern Deutſchen nicht müde werden können den Fauſt dramatiſch zu behandeln, doch ſcheint mir der Verf. des Fauſt, in welchem der Tiefverſtrickte nur einige Minuten noch vor Ablauf des unſeligen Contracts den Teufel fragt: „Kann ich nicht noch zu Gott kommen?" und der alſo Angeredete nicht Nein zu ſagen wagt, ſo gern er auch möchte, den Preis zu verdienen. (Vgl. im 2ten Band den Abſchnitt über das altdeutſche Theater.)

§. 8.

Theater.

Da jetzt ſo ziemlich alle Welt vom Theater ſpricht, wieder ſpricht, und das Wiedergeſprochene noch hundertmale wieder ſpricht und zerſpricht, ſo daß Manche, wenn ſie etwa plötzlich im Schlafe durch ein zufälliges Antippen erwachten, augenblicklich in gewohnter Rede fortfahren würden: „Ja, Theuerſter, wieder auf das Theater zu kommen, ſo iſt es damit eine eigene Sache, und es wäre darüber viel zu ſagen," worauf er denn auch, wenn nicht Viel, doch Vieles ſagt, — da ferner Manche, welche die Feder zu führen im Stande ſind, nicht ruhig ſterben zu können meinen, wenn ſie nicht über das Schauſpiel geſchrieben haben, ſo iſt es mir oft ſchon auf's Herz gefallen, daß es auch für mich einmal wieder an der Zeit ſei, ein wenig dahin Gehöriges zu reden. Dagegen wäre nun im Allgemeinen nichts Erhebliches einzuwenden; allein ich beſorge ſehr, es werde alles was ich vorbringe viel zu anſpruchlos und einfach, ja wohl gar unſchuldig herauskommen, ſo daß die erhabenen Kritiker, die ſich einer gewiſſen großartigen Theaterwehmuth oder Theaterverzweiflung rühmen, von dergleichen leichten Sachen gar nichts werden wiſſen wollen. Indeſſen ſei es gewagt, in der Hoffnung, daß es doch auch noch einige Leſer geben werde, die ſich gleichfalls nicht gern auf jene endloſe Schmerzlichkeit einlaſſen, ſondern lieber etwas Stilles und Gelaſſenes haben. Dergleichen zu geben will ich verſuchen, doch nur in Beziehung auf das deutſche Drama ſelbſt, und dabei vergnügt ſein, daß ich nur etwas ſehr Harmloſes verſprochen habe.

Zuvörderſt ſei mir erlaubt mich auf das zu berufen, was die erſten Theile dieſes Werks über den viel beſprochenen Gegenſtand enthalten. Damit aber keinem Leſer der hiſtoriſche Standpunkt fehle, folge jetzt eine kurze nachholende Ueberſicht.

§. 9.

Was während der erſten zwei Drittheile des ſechszehnten Jahrhunderts durch Hans Sachs und Ayrer Gutes und Leidliches für die Bühne geſchehen war, wurde in der Folgezeit zum Theil wohl erhalten, zum Theil fortgeſetzt und erweitert, z. B. durch die ſogenannten „engliſchen Comödianten,“ welche wenigſtens romantiſche Stoffe, wenn auch trocken behandelt, mitbrachten. Der dreißigjährige Krieg und ſeine erſten Nachwehen hielten, wie alle ſchöne Bildung, ſo auch beſonders das Theater auf. Was ſpäterhin geſchah, ſelbſt von gutem Willen und dem Talent, mißlang dennoch durch falſche Theorien, und was die Haupt- und Staatsaction ſo wie das Luſtſpiel und die Poſſe mit Hanswurſt betrifft, ſo verdient ſie zwar bei weitem mehr Beachtung als ihr bisher gewidmet worden, doch war ſie mehr das Eigenthum der geringern Maſſe des Volks, und nachdem Fürſten und Adel ſich ſchon längſt zurück gezogen hatten, entſagte jetzt auch der vornehmere Bürgerſtand, der nunmehr mit der franzöſiſchen Literatur gleichfalls obenhin bekannt geworden war, dem deutſchen Theater als einer zu rohen und derben Speiſe, während die Gelehrten ſich höchſtens mit den Dramen des ältern Gryphius, Lohenſtein u. ſ. w. behalfen. Die deutſche Bühne vom Jahr 1680 bis 1740 (die Braunſchweigiſche, Hamburgiſche und einige wenige andere ausgenommen) iſt faſt nur durch Tradition bekannt geworden, und wir können in gewiſſer Hinſicht behaupten, daß keine da war, weil nur der geringſte Theil des Volks an derſelben Theil nahm. Das einzige Buch, welches uns das dramatiſche ſiebzehnte Jahrhundert und die erſte Hälfte des achtzehnten — leider nur geſpenſtiſch — vorüber führt und ahnen läßt, iſt Gottſcheds: „Nöthiger Vorrath" u. ſ. w. Was er ſonſt für die Bühne Poſitives that, iſt als entſchieden ſchädlich zu betrachten. Dennoch ſoll der negative Nutzen, den er brachte, nicht verkannt werden. Er fegte wenigſtens aus dem armen, unverzierten deutſchen Bühnenſaale manchen Unrath hinweg, der allerdings weg mußte, wenn etwas gutes Neues auf die Bretter gebracht werden ſollte. Daß er dabei ſich ſelbſt mit wegzufegen vergaß, ſoll ihm als menſchliche Schwäche nicht zu hoch angerechnet werden.

Bis auf Leſſings Minna von Barnhelm (1763) iſt faſt alles entſchieden im Gottſchediſchen Geiſt, d. h. im Geiſt franzöſiſcher Rhetorik, die, wenn auch nur gemaltes Feuer, doch von weitem ausſieht wie wirkliches, während bei den deutſchen Nachahmern Feuer und Waſſer, Prüderie und Hochmuth, forcirte Naivetät und Aengſtlichkeit oft unangenehm zuſammen kniſtern. In den ſpätern Lebensjahren verzweifelte Leſſing an der deutſchen Bühne, und obwohl er bekanntlich noch ſeine ausdrücklich für die Darſtellung beſtimmte Emilia gab, ſo war doch ſeine gänzliche Abneigung (etwa von 1773 bis zu ſeinem Tode) ſo traurig auffallend, daß manche ausgezeichnete Jünglinge, aus Reſpect für ihn, ihre Neigung für das Theater gefangen nahmen und unterdrückten. Was Goethe und Schiller Großes für die Bühne gethan, iſt an ſeinem Orte anerkannt worden.

§. 10.

Was aber iſt ſeit Schillers Tode für dieſelbe geleiſtet? Dieſe Frage iſt nicht ſelten mit Hochmuth, nicht ſelten aber auch ſehr traurig beantwortet worden. Um ſo kürzer ſoll meine Antwort ſein: „ſehr Vieles aber nicht Viel.“ Es bedarf hier keines ausführlichen Beweiſes, indem ohnehin die meiſten Leſer den Satz unbedenklich zugeben werden, da ſie beſonders ſeit einigen Jahren ſich gewöhnt haben weit härtere Urtheile zuzugeben. Beſſer ſcheint mir auf einiges nachtheilig Einwirkende, und doch häufig Ueberſehene, aufmerkſam zu machen. Es iſt die immer zunehmende, bei manchen deutſchen Dichtern zur Leidenſchaft gewordene Liebe für die Bühne, eine Liebe, die, falls ſie ausſchließend waltet, nothwendig ungünſtig wirken muß, da ſie über die Richtung, die dem individuellen Talent zu geben iſt, oft die traurigſten Täuſchungen veranlaßt. Wie anders ehedem! Gleim und Herder, Voß und Miller, Stolberg und Claudius u. ſ. w. haben ſchwerlich jemals ſich verſucht gefühlt für die deutſche Bühne zu arbeiten, weil ſie über ihr Talent, das ſich für die Idylle, die Satyre, das Epigramm, die Elegie, die Romanze u. ſ. w. eignete, völlig im Licht waren, und nichts unternehmen wollten, was ſie nicht glücklich durchzuführen im Stande geweſen wären. So weiſe ſich ſelbſt zu beſchränken fällt jetzt nur Wenigen ein, denn Eitelkeit und Hochmuth ſtacheln die meiſten auf, um ſich da zu zeigen, wo das meiſte Lob und der lauteſte Beifall nur allein zu finden iſt. Jede andere Gattung von Poeſie wird von ſtillen Leſern im einſamen Kabinet genoſſen. Finden ſie einen Roman, eine Novelle u. ſ. w. ausgezeichnet intereſſant, ſo iſt es möglich, daß ſie wohl gar einem guten Freunde erzählen, das Buch ſei nicht übel, und dieſer erklärt, wenn er es nicht vergeſſe, ſo wolle er es gleichfalls mit auf ſeinen Bücherzettel ſchreiben und in der nächſten Leihbibliothek darnach fragen laſſen. Iſt aber die neue Meſſe bereits vorüber und hat der Verleiher das Allerneueſte mitgebracht, ſo muß jenes Neue zurückſtehen. Dergleichen Indifferentismus verletzt aber die Poeten, und ſie mögen kaum noch Romane und Novellen ſchreiben, doch machen einige bis zum Erſchrecken luſtige Sachen, die gewöhnlich von den Verlegern ausdrücklich und nachdrücklich beſtellt werden, noch eine Ausnahme. Ein ſolches Buch bringen dann wohl einige lebhaftere Leſer keck mit in die Reſſource, und theilen ſchöne Blüthen aus demſelben der Geſellſchaft mit. Dann legen vielleicht einige Spieler die Karten auf ein paar Minuten aus der Hand und verſichern beifällig, dergleichen ſei närriſch genug, und ſo was könne man ſich allenfalls noch gefallen laſſen. Verſe liebt man nur in dramatiſchen Werken, ſonſt mag man ſie nicht ſonderlich mehr. Neuere Idyllen? man hat ehedem ehrenhalber Kleiſt und Gleim geleſen (Bronner leider weniger), jetzt iſt man nicht mehr dafür geſtimmt. Oden? man lieſt ſelbſt Klopſtock nicht mehr. Heldengedichte? abgerechnet daß ſie weiſſen Raben an Seltenheit gleichen, ſind ſie auch viel zu lang, und niemand hat Zeit (außer für die Oper täglich vier Stunden). — Sonette? ſie ſind längſt in den Verruf gethan, und es fehlt nicht an Späßen, die zu jedermanns beliebigem Gebrauch fertig liegen, um die ganze Gattung damit vernichtend zu bewerfen. Beſonders hat man ein Grauen vor allem was eine Tiefe hat, und während in frühern Zeiten Schillers „Spaziergang,“ „Reich der Formen“ u. ſ. w. gar manche denkende und empfindende Leſer und Hörer auf die belohnendſte Weiſe anregten, verſichern ſchon längſt neuere Poeten und Kritiker mit möglichſt erhabenem Lächeln, dergleichen ſei höchſt unpoetiſch.

§. 11.

Alſo Theater? und wieder Theaterſtücke und immer Theaterſtücke! Daß die Deutſchen, wie ehemals häufig behauptet wurde, in der Mehrheit monologiſche Naturen ſeien, und daß deshalb nur den ſeltenſten Talenten möglich werden könne rein würdige Dramen zu liefern, davon will jetzt ſo leicht Keiner mehr hören. Wir haben deshalb Trauerſpiele bekommen, in denen zuvörderſt alle Wahrheit, ſodann alle Schönheit und endlich alles Dramatiſche fehlt. Sie gleichen Prozeſſen, bei welchen in den erſten Aufzügen die Acten über irgend ein Verbrechen vorgeleſen werden. Wie ſehen den armen Sünder und die arme Sünderin, den Inquirenten, den Defenſor, den Richter, und die Sache wird ins Reine gebracht. Statt nun aber folgerecht juridiſch zu verfahren, und mit der Begnadigung des Fürſten oder mit dem Hochgericht und dem Scharfrichter zu ſchließen, verlieren die Perſonen im fünften Akte alle Geduld und ermorden ſich ſelbſt, welches als reine Poeſie noch immer von manchem Parterre bewundert wird. Laſſen wir aber auch andere Forderungen, die man an ein Trauerſpiel machen kann, aus, und fragen bloß nach der Wahrheit der Idee, der Charaktere und der Handlung, ſo finden wir leider kaum noch irgend eine Spur davon, ja nicht ſelten offenbare Oppoſition gegen alle Wahrheit, faſt nichts als bunte Fratze, rhetoriſche Uebung und zuweilen auch wohl Koketterie mit der Sünde, die von dem Dichter wie ein Coloſſus gedacht wird, unter deſſen Rieſenbeinen die proſaiſche Tugend demüthig hindurch wandelt. Wahrlich, die Helden und Heldinnen in Gellerts Stücken, die Herren und Frauen Orgon und Damon, und die Jungfern Lottchen und Juliane haben unendlich mehr Wahrheit als die meiſten unſerer neuern dramatiſchen Figuren.

§. 12.

In ruhigen Stunden — ich hoffe es wenigſtens — ſehen die Verfaſſer ſolcher Sachen wohl ſelbſt ein, daß, was ſie geben, in ſich ſelbſt unwahr und deshalb gehaltlos ſei; aber es iſt doch ſo reizend, durch allerhand ſophiſtiſche Künſte — ach ſie ſind nur zu leicht zu haben! — Logen und Parterre zu bezaubern und zum lauten Beifall zu ermuntern. Das Leben iſt ſo kurz, und man lebt jetzt ſo über alle Maßen ſchnell, daß man ſo etwas nicht gut verſchmähen kann. — Und doch möchte ich jeden, der irgend noch zu warnen iſt, warnen, ſich dieſem Genuß nicht unbedenklich zu überlaſſen, denn er hat eine lähmende und zuletzt ſogar tödtende Kraft, wenn im Innern das höhere Leben fehlt. Bedenkt doch, daß unter allen Muſen die Eitelkeit die ſchlechteſte ſei; ſelbſt die Langeweile, die Goethe ſcherzend als die Mutter der Muſen begrüßt, iſt im Ernſt keine ſchlechtere. Wollt ihr euch aber auf dies höhere Prinzip nicht einlaſſen, ſo erwägt wenigſtens klüglich, daß durch die ungeheuere Concurrenz jener höhere Beifall, der ſonſt dem dramatiſchen Dichter zu Theil wurde — nicht als ſtände er höher als der lyriſche, elegiſche, epiſche und Romandichter, ſondern weil er ſeltener war — eben deshalb nothwendig heut zu Tage wegfallen muß. Man kann euch am 1. April laut bejubeln und hat euch doch am 1. Mai vergeſſen, ja manche der Jubelnden geſtehen geradezu, ſie thun es nur um ſich ſelbſt einen Spaß zu machen, oder weil nun einmal in Deutſchland häufig Mißwachs iſt in der dramatiſchen Poeſie. Glaubt mir, es ſtand ehedem viel beſſer mit der Liebe des Publikums. Ich will ſchweigen von dem Beifall, den einſt Goethe, Leſſing und Schiller empfingen, und wie er ſo ganz anders war als wie man ihn heute jemals vernimmt, aber auch die Theilnahme, welche man dramatiſchen Werken zweiter, dritter und vierter Gattung brachte, z. B. dem Otto von Wittelsbach, der Agnes Bernauerin, dem Caspar der Toringer u. ſ. w., war nicht bloß dem Grade, ſondern der Gattung nach verſchieden von dem, den ihr empfangt. Ihr wißt recht gut was Schlegel und Tieck gegen Iffland und Kotzebue geſagt haben, und ihr ſprecht es oft nach, ohne jene Männer zu nennen, aber ihr vergeßt daß Iffland (kaum vergleichlich mit Kotzebue) doch auch einige vortreffliche Stücke geliefert hat, z. B. die Jäger, die Reiſe nach der Stadt u. ſ. w., und daß doch auch dieſer Kotzebue, ſo ſehr viel wir mit Recht an ihm auszuſetzen haben, als Theaterdichter ein Etwas in ſich haben mußte, das ein wirkliches Etwas iſt, da man einige ſeiner Stücke in nicht weniger als fünf Welttheilen nur zu gern ſchauet, was doch immer etwas ſagen will, ſo viel ſich auch dagegen ſagen läßt. Hättet ihr den überſchwenglichen Beifall geſehen, den ſie leider empfingen, ihr würdet den eurigen nicht zu hoch anſchlagen. Ich meine nicht alle; aber viele unter Euch. Zu den ſchönen Ausnahmen gehören z. B. Raupach, Robert, Uhland, Houwald, Uechtritz und einige andere. Ihr trauet mir wohl zu, daß ich recht gut weiß, was ſich auch gegen einzelne Dramen dieſer Dichter einwenden läßt; hier aber iſt die Rede von dem Für.

§. 13.

Bei Raupach iſt inſonderheit Iſidor und Olga anzuführen, ein Werk das manchen vornehm ausſehenden Tadel erduldet hat, doch ſtets als eine ſehr erhebliche dramatiſche Aeußerung der Zeit beſtehen wird. Es iſt ſo ſchwer nicht dem

Dichter vorzupredigen, er ſolle uns nicht zu hart verletzen durch die Schilderung ſchauderhafter Verhältniſſe, die, nur der Zeit angehörend, den Menſchen ſelbſt, mit dem allein die ächte Poeſie es zu thun habe, kaum berühren können. Es iſt ſo ſchwer nicht hinzuſetzen, daß ein ächtes Kunſtwerk ſchlank und klar wie aus dem Nichts geſprungen ſein müſſe, und man kann zu dieſem Behufe manche edle griechiſche Dichter anführen, man möge ſie nun geleſen haben oder nicht, weil man ja doch, die Griechen lobend, immer gut fährt. Iſt man dann im Zuge, ſo kann man leicht ein paar Stunden in ſolchen und ähnlichen, an ſich recht guten Redensarten fortfahren; der Kopf wird dabei wenig angegriffen und das Herz noch weniger. Wie aber, wenn jemand darauf erwiederte, wie etwa Karl Moor dem Koſinsky: „Brav, mein Kind, Du haſt Dich gut gehalten auf Schulen,“ haſt Schillers und Schlegels proſaiſche Schriften gut auswendig gelernt, „aber mit dergleichen Sentenzen wirſt Du die leidende Natur nicht beſchwichtigen.“ — — Iſt denn die Poeſie ewig nur ein Verſtecken und Blindekuhſpielen unſers Individuums? und hat daſſelbe nie Recht ſeine auch geſchichtlich richtigſten Klagen in poetiſcher Form auszuſprechen? Liegt auf unſerer Zeit ein ſo gränzenloſer Fluch, daß wir ſelbſt dieſen Fluch nicht einmal näher bezeichnen dürfen? und ſind die Verhältniſſe dieſer Zeit von ſolcher Art, daß die Poeſie ſie ohne Ekel gar nicht ſchildern kann? Wer möchte ſo Gräßliches bejahen! wer es aber doch möchte, dem bleibt nichts weiter übrig als das geſammte Volk, das jene Verhältniſſe kennt, und deshalb auch dieſelben zur Poeſie erhoben anſchauen will, vom Theater auszuſchließen. Und was hätte er dann der Bühne als Zuſchauer gerettet? Einige gelehrte Profeſſoren etwa, wohlhabige Privatleute, reiche Banquiers u. ſ. w., die freilich wenig von jenen Welt- und Zeitverhältniſſen wiſſen, und deshalb auch von ihnen weder im Leben noch in der Poeſie etwas hören mögen. Wollen jene Kritiker aber ganz aufrichtig und folgerecht ſein, ſo müſſen ſie auch das (nach dem Fauſt) originalſte deutſche Gedicht: „Werthers Leiden," theilweiſe*) fallen laſſen. Es iſt nicht für ſie geſchrieben.

Es iſt hier lediglich davon die Rede, ob Dramen wie Iſidor und Olga und die Macht der Verhältniſſe, in Beziehung auf ihren Inhalt, exiſtiren und auf einen Ehrenplatz Anſpruch machen können. Dieſe Frage iſt, wie mir ſcheint, unbedingt zu bejahen; daß ſie aber in Hinſicht der Ausführung noch manches zu wünſchen übrig laſſen, bezweifle ich keineswegs.

§. 14.

Traurig iſt es, daß man bei dieſer wichtigen Frage, bei der manche ſophiſtiſchen Künſte aufgewandt worden ſind, das Wichtigſte vergeſſen hat, was ſich allerdings gegen jene Gattung ſagen ließe. Man könnte wenigſtens mit ſcheinbarem Recht behaupten, die Tragödie müſſe ſich von der Erwägung jener gräßlichen, doch nur zu wahren Verhältniſſe frei erhalten, dem Luſtſpiel aber ſolle unverboten ſein, die Sache mit guter und großer Ironie zu nehmen. Hat aber jemals ein Dichter ähnliches vermocht? Ich kenne nur Einen, es iſt Ariſtophanes, deſſen unſchätzbar leicht beflügelte Luſtſpiele als umgekehrte Tragödien zu betrachten ſind, und deſſen Acharner, Friede, Weſpen u. ſ. w. ſelbſt das Furchtbarſte, lächelnd dargeſtellt, zur **Komödie** zaubern. Vor allen aber ſtehen ſeine unübertreſſlichen, mit der höchſten Genialität und mit dem höchſten Fleiße verfaßten „Wolken“ dem Staats- und Bürgertrauerſpiele ſo nahe, daß uns, ſo bald wir nur auf den entgegengeſetzten — doch auch in dem Werke ſelbſt bezeichneten — Standpunkt treten, eine Staats- und Bürgertragödie daraus hervorleuchten könnte. Wie, wenn wir uns den Strepſiades als einen Seitenverwandten des — Königs Lear, den Phidippides als Gonerill oder Regan dächten, ſo würden wir freilich zwei über alle Maßen äußerlich verſchiedene Dinge vergleichen; aber eben weil jene Verſchiedenheit ſo groß iſt, ſo liegt auch der Vergleich deſto näher. Der ſehr närriſche und ſehr unglückliche Hanswurſt Strepſiades bekommt am Ende, da er nicht bloß an aller Kinderzucht, ſondern auch überhaupt an aller Tugend und Wahrheit verzweifelt, den Frevelmuth, das Haus des Sokrates in Brand zu ſtecken; wie leicht möchte es ſein, daß auch Lear eine Fackel ergriſſe, um ſein ganzes verlorenes Königreich damit anzuzünden. Lear aber hat es nur mit ſeinen Töchtern zu thun, und ſo wäre Shakſpear hier der Mildere, denn der große Unterſchied zwiſchen Haus und Königreich iſt für den Luſtſpieldichter kein entſcheidender.

---

*) Werthers Verhältniß zu dem Geſandten, der umſtändlich iſt wie eine Baſe, ſo wie ſein Mißgeſchick in der ſtarren Geſellſchaft der Bürgerfeinde, iſt ohne Zweifel als integrirender Theil des Werks zu betrachten. Er verzweifelt an der Geſellſchaft, und vertauſcht ihre Langweiligkeit gegen den Schmerz der flammenden Leidenſchaft.

Wir haben aber keinen Ariſtophanes, und kein Volk hat ihn; es iſt ſogar vielleicht unmöglich, daß im neunzehnten Jahrhundert einer aufſtehe. So dürfen wir auch nicht mehr verlangen, daß unſere Luſtſpiele umgekehrte Trauerſpiele ſeien, und wir wollen es gern ſehen, wenn ein wohlbegabter Dichter rein heraus ſpricht, was ihm in alten und neuen europäiſchen Verhältniſſen tragiſch erſcheint.

Ueberhaupt iſt für das deutſche Trauerſpiel immer Gutes zu hoffen, ſo lange die Deutſchen Deutſche ſind. Was ſeit Schillers Tode in dieſer Gattung geirrt worden, iſt theils durch gründliche Kritik, theils durch gerechten Witz bereits untergegangen, ſo ſehr es auch anfänglich angeſtaunt wurde, und das einzelne Treffliche, woran es doch auch nicht gefehlt, wird ſtets leben, weil es überhaupt Leben hat. Ferner zeigt ſich für das hiſtoriſche Drama manches erhebliche Talent, und wenn wir auch fürs erſte meiſt nur innerlich kräftige, wohl dialogiſirte hiſtoriſch-tragiſche Gemälde empfingen; wie erfreulich wäre das, und beſonders im Vergleich mit u. ſ. w. — Wie tief ein ſolches Gemälde wirken könne, zeigte einſt Otto von Wittelsbach, dem doch nicht einmal ein gediegener und raſcher Dialog zu Hülfe kommt, und dem leider auch die hiſtoriſche Wahrheit in der Schilderung Philipps gänzlich fehlt. Und dennoch zündete es als bloßes Gemälde deutſcher Zeit, ſo wie durch die ehrliche Schilderung furchtbarer Leidenſchaft.

§. 15.

Das Familiengemälde haben wir beinahe ganz aufgegeben, obwohl Iffland, Schröder und ähnliche wackere Schriftſteller demſelben viele Gunſt erworben hatten. Einige Stücke dieſer Gattung haben wahrhaft hiſtoriſchen Werth, auch iſt ſie eine entſchieden deutſche. Was Diderot, Goldoni und Beaumarchais Familienartiges geſchrieben, iſt uns nur aufgedrungen; eine Familie im vollen Sinn des Worts haben wir nie darin erkannt, weil wir höhere Begriffe von derſelben hegen. Auch Iffland nahm den Gedanken nur ſelten tief genug, doch mit ächterer Liebe als Diderot, der in ſeinem natürlichen Sohn und Hausvater ſich zu einem ſo unnatürlich heißen und geſpannten Pathos aufreizt, daß wir zu keiner reinen Theilnahme gelangen können. Beaumarchais Eugenie und „ſchuldige Mutter“ zeigen, wie ein bloß witziger Schriftſteller ſich erhitzt bemüht, durch übertrieben geſpreizte Situationen und Sprache das Herz des Publikums blutig zu ritzen, während Goldoni, ſonſt ſo geiſtreich und launig, wenn er mit Masken zu thun

oder eine reine Poſſe giebt, in der Schilderung eines
milienvaters" oder eines edlen „Murrkopfs" eine Seich-
t walten läßt, die unter allen Völkern den Deutſchen am
en zuwider ſein ſollte. Was ſpäterhin in Deutſchland für
Familiengemälde geſchehen iſt, war größtentheils ſo gehalt-
und ſchläfrig, daß man ſich weigerte dem Dinge mit zu-
en, und ſo iſt es gekommen, daß wir jetzt keine neue
erhalten. Ich verhehle nicht daß ich herzlich wünſche,
räte die löbliche Gattung, mit größerm und tieferm Sinne
geſchaffen, wieder hervor. Einige Details voll Innigkeit
Gefühls, Stärke des einfachen Charakters, ländlicher Be-
chkeit im Gegenſatz zu großſtädtiſcher Leere, ehrbarer Witz
auffallend luſtige Dithyrambik in der Zeichnung unſittli-
ſchlimmer Geſellen, wie ſie uns Iffland gegeben, ſollen
gebührend anerkannt, aber nicht wiederholt, ſondern mit
hterem und heitererem Geiſte neu gebildet werden, damit
ch das Familiengemälde einmal ſein Mannesalter antrete.

§. 16.

Hier würde vor allen Dingen dem Staate ſein edles
t widerfahren müſſen, ohne den es keine Familie
n kann, und der deshalb immer in dieſelbe hineinſpielen
leuchten muß. Nur auf dieſe Weiſe kann das Familien-
geadelt werden, das ſonſt leicht breit und ſelbſtgenügſam
, wohl gar zur ſüßlichen oder ſäuerlichen (wie es fällt)
weiligkeit herabſinken kann. Da uns aber ein ſolches
auſpiel gar häufig begegnet, ſo wäre hier die fröhliche
yre recht an ihrem Orte, und nichts mehr zu wünſchen,
daß ſie ſich in dieſem Gebiete recht häufig ergehen möchte.
oft — wir können es nicht läugnen — iſt die gegebene
tung und Form des Familienlebens eine ſtete Hemmung
der langſame Tod jeder ächten wiſſenſchaftlichen und poe-

tiſchen Bildung, und wie oft findet der Schwache in der Verwandtſchaft eine ſchützende Aegide für ſeine Seichtigkeit, Plattheit und Geiſtesdürre! — — Wir wiſſen alle, daß unſer trefflicher Jean Paul keinen Roman aufſtellte, in welchem nicht neben dem ſiegenden Allgemeingeiſt der Poeſie auch ein ächter, zur herrlichſten Polemik geſchaffener Repräſentant des Humors aufgetreten wäre; ein ſolcher Leibgeber, ein ſolcher Quod deus vult ſollte nicht leicht einem Familiengemälde fehlen. Unſer Familienleben iſt nicht ſelten zu einem ſtehenden Sumpf geworden, oder zu einer vornehmen Tabagie, in der leider oft noch weniger Kurzweil herrſcht als in der gemeinern, oder zu einem durchrauchten Kaffeehauſe, in welchem ſich einige Stammgäſte nur deſto bequemer, plumper und ſtumpfſinniger gehen laſſen, je weniger ſie in Gefahr ſind, um ihr Privilegium langweilig zu ſein gebracht zu werden. Der unergötzbare Couſin, der leere philiſtrige Schwager, der nichts weniger als göttlich-grobe Oheim, die fade Tante, das kleine gurlihafte Mühmchen u. ſ. w. haben, wenn ſie ihr Gefühl bei Licht beſehen, ſich eigentlich gar nichts Sonderliches zu ſagen; aber bequem iſt es doch ſich ſo gehen laſſen zu dürfen, wie man es ſelbſt im Poſtwagen nicht darf, und wenn am ſpäten Abend Punſch getrunken wird, ſo denkt man: „Où peut-on être mieux, qu'au sein de sa famille," empfindet eine angenehme Schläfrigkeit und geht zur Ruhe. — Möglich, daß alle dieſe Leute einzeln und auf ſich ſelbſt allein ſtehend noch ganz leidlich ſind, doch „in corpore" .... man kennt die Xenie. — Gewiß aber iſt, daß, hätten ſie nicht den bequemen Familienrückhalt, hätten ſie ſich Liebe erwerben müſſen als Menſchen, nicht aber als Vettern und Baſen gefordert, es ſtände beſſer um ſie und um ihre geſellige Bildung.

— Und dennoch, ich wiederhole es, dennoch verſteht ſich vielleicht kein Volk ſo gut auf den innerlichſten Gedanken des

Familienlebens als die Deutſchen; — es giebt der edlen Beiſpiele nicht wenige — nur möchten leicht von den dreißig Millionen deutſch redender Männer und Frauen etwa zwei Drittel als nicht hieher gehörig betrachtet werden müſſen. Sind aber dieſe unrettbar? und ſollen wir uns müßig an dem Schmerze weiden, daß ſie es ſind? Das ſei fern. Der ächte Dichter ſoll nie irre, aber auch nie müde werden das Beſte zu hoffen. Regt dieſe Menge nur recht tüchtig und liebevoll an, wie z. B. einſt Gellert, Leſſing und Klopſtock thaten, und ſie werden dem Guten und Schönen ſchon gehorchen, Anfangs vielleicht ein wenig verdrießlich, ſpäterhin mit einiger Gefügigkeit, endlich mit Liebe.

§. 17.

Das Luſtſpiel ſtand von jeher, und ſteht beſonders heut zu Tage bei uns in vorzüglicher Gunſt. Strenge Geſchäftsmänner und redliche Philiſter haben von jeher verſichert, Trauerſpiele hätten ſie genug in ihrem Amt und in ihrem Hauſe, und für dergleichen Sachen noch apart eine Eintrittskarte zu löſen ſei von ihnen nicht zu prätendiren. Manche gute Jünglinge hingegen, die nicht umſonſt wollen äſthetiſche Collegia gehört haben, verſichern kräftig, dergleichen proſaiſche Anſicht ſei unerträglich, doch will man bemerkt haben, daß ſie demungeachtet lieber in die Drillinge als in den Macbeth gehen. Bei dieſer allgemeinen Nachfrage nach Luſtſpielen hat es deshalb auch nie an Dichtern gefehlt, die mit tugendhafter Seele den Durſt des Publikums haben ſtillen wollen; da aber die bloße Tugend und der bloße Beifall der klatſchenden Hände (die, weil und indem ſie klatſchen, nothwendig leer ſein müſſen) nicht immer ausreicht, ſo hat man von jeher auch Preiſe auf ein gutes Luſtſpiel geſetzt, oft recht ſtattliche Preiſe, — Summen, für ökonomiſche Deutſche faſt zum Erſchrecken.

Sehr viel aber muß doch bis jetzt nicht dabei heraus gekommen ſeyn*); denn die Klagen über Mangel an Luſtſpielen [illegible] [illegible] net, um ſich einander troſtlos die Hand zu reichen. Vielleicht wäre es nicht übel, einige dieſer Klagenden ſelbſt als zweckmäßige Gegenſtände des Luſtſpiels aufzufangen, damit aber die bis jetzt unfruchtbaren Klagen doch offizinell würden. — Iſt aber dieſer Gedanke nicht ernſthaft genug, ſo möchte man gar zu frommen Prozeſſionen in Thaliens Tempel rathen, und zu eifrigen Bitten an die Göttin, daß ſie ſich endlich mit einigen Dutzend klaſſiſchen Luſtſpielen einſtellen möge. Können [illegible]raupen, Borkenkäfer und Heuſchrecken größeres Unheil anrichten als das Gefühl Luſtſpiel-arm zu ſein? und wurden nicht ehedem in katholiſchen Ländern, — wer glüht aber nicht gewaltig ſeit Schillers Mortimer für den Katholicismus? — gegen jene ſchädlichen Geſchöpfe Prozeſſionen angeſtellt, ja ordentlich Kriege geführt? Es iſt ein öffentliches Unglück (publica calamitas), niemand darf ſich kalt zeigen, und Unruhe iſt hier die erſte äſthetiſche Bürgerpflicht.

§. 18.

Haben wir uns aber erſt wieder ein wenig gefaßt, ſo tritt doch auch mancher Troſt entgegen, und es findet ſich wirklich ein deutſches Luſtſpiel, das ich im Allgemeinen als charakteriſtiſch, ſinnig, ehrbar und fröhlich bezeichnen möchte. Beweiſe dafür giebt es in der deutſchen Literaturgeſchichte von [illegible]

---

*) Um nicht mißverſtanden zu werden, wiederhole ich das *Bis jetzt*, und erinnere an die Kotzebuiſche Luſtſpiel-Preisaufgabe. — Die neueſte von Berlin ausgehende läßt *ganz andere, beſſere* Hoffnungen aufkommen.

a bis zum heutigen Tage genug. Laßt uns beſonders das
haraktergemälde als ſolches nicht nur nicht verſäumen, ſon-
rn fleißig üben und vertiefen, denn die rechte Freude und
Munterkeit [illegible]
n dieſer Tiefe aber ſei auch [illegible] es ja, dann
öge ſich ein ſolcher geiſtreicher und fröhlich überſchauender
harakteriſtiker ſelbſt an den Kampf mit Moliere und Regnard
agen, und z. B. den Miſanthropen, Tartüffe und Spieler
f deutſche Weiſe neu bearbeiten; er dürfte vielleicht einen
rlichen Sieg erringen.

Man könnte mit ſcheinbarem Scherz aber auch ernſthaft
agen: Sind nicht manche deutſche Dichter faſt zu ….. tu-
ndhaft für das rein luſtige Luſtſpiel? Es trifft ſich zuwei-
n, nur vergeſſe man nicht, daß, was man im gewöhnlichen
ben „zu“ tugendhaft nennt, noch lange nicht tugendhaft iſt.
eckener Ernſt, der ſich als Sittlichkeit breit macht, ſteht
ade in ſittlicher Beziehung mit wäſſerigem Spaß auf Einer
warzen Linie, und ſollten deshalb noch manche Deutſche jene
attung des Ernſtes zu ſehr lieben, ſo iſt der einzige zweck-
äßige Rath, daß man ſich dergleichen ſtracks abgewöhne.
as Luſtſpiel hat es nun einmal mit dem Verſtande und Witz
thun und ſoll unſer Herz nur leicht beſtreifen. Fühlen wir
um den Gedanken durch ein Beiſpiel zu erläutern — auch
r auf einen einzigen Augenblick wahres Mitleiden mit
m geplagten Mann in Hell's ſeinem Luſtſpiel: „Der Un-
uldige muß viel leiden,“ ſo iſt es auch um das Luſtſpiel ge-
n. Leider aber verlangen jene Ueberernſthaften, daß alle
nſittlichkeit augenblicklich beſtraft werde, und zwar von außen
r, ohne zu bedenken, daß jede Unſittlichkeit, ſie möge auch
ch ſo witzig ſein als ſie will, ſich in ſich ſelbſt ſchon zu
ter Zeit vernichten muß. Das bedenkend, werden wir
rſchauend leichter lachen als ſeufzen. So iſt z. B. Kotze-

bue's Luſtſpiel „der Rehbock,“ obwohl lauter unſittliche Perſonen darin erſcheinen, keineswegs ein unſittliches Stück, denn da ſie ſich ſelbſt alle mit einander in witziger Polemik annihiliren, ſo muß ſelbſt der ſtrengſte Moraliſt damit zufrieden ſein*).

Erfreulich hat in neuerer Zeit ſich Raupach's Talent für das Luſtſpiel kund gegeben. Es iſt ihm ſogar zuweilen gelungen, der Intrigue ſelbſt etwas Poetiſch-Gründliches zu geben, und der oft gehörte Vorwurf, es ſeien denn doch auch manche Unwahrſcheinlichkeiten vorhanden, ſcheint auf einem dem Luſtſpiel ungehörigen Boden erwachſen zu ſein. Ein beſonderes Lob gebührt der „Kritik und Antikritik,“ einem Stück, das ſich vorzüglich gegen die Mitte in begeiſterter Luſtigkeit zeigt. Löwenklau iſt ein vortreffliches Gemälde roher Exaltation, die ſich mit dem Ausbreiten poetiſcher Purpurlappen begnügt, ein Piſtol der zweite ohne deſſen ärgere Laſter. Je höher die Erkenntniß der Deutſchen in Beziehung auf Shakſpear ſteigt, und je mehr Gründliches für das Verſtändniß deſſelben geſchieht, je mehr werden ſich ſolche vollmundige, ergötzlich raſende Löwenklau's zeigen. Eine ähnliche Naturerſcheinung iſt bekannt, daß nämlich ſchwächere Menſchen durch den Sonnenreiz eines neuen Frühlings zu gewaltigem, ungeheurem Nieſen erregt werden, wobei ſie ſich freilich oft ſeltſam und ungebärdig genug anſtellen. Ein ſolcher Nieſer iſt Löwenklau; er hat Brüder genug und wird ihrer noch viele bekommen.

Erwägen wir ferner den ſchönen Troſt, den uns, wie überall ſo auch hier, Goethe bietet, deſſen Laune des Verliebten, die Vögel u. ſ. w. an Feinheit und Bedeutſamkeit unvergleichlich hervortreten, oder des geſtiefelten Katers, der in ſeiner unverſiegbaren geiſtreichen Behaglichkeit auch ſehr wohl als aufführbares Luſtſpiel gelten kann, ſobald es uns nur erlaubt iſt, die rechten Zuhörer dazu zuſammen zu bitten, ziehen wir ferner die Summe von Talent zuſammen, welche ſich bei einigen neuern Dichtern findet, z. B. bei Robert, v. Eichendorff u. a., ſo werden wir wahrlich nicht Urſache haben bloß zu klagen, ſondern fröhlichen Muths die Gegenwart betrachten und auf die Zukunft hoffen. (Vgl. die „Umriſſe" u. a. S. 250 ff. Die Andeutungen über den Witz und das Luſtſpiel.)

---

*) So urtheilte ich ſchon im dramaturgiſchen Wochenblatt 1815 — 17, und gab wohl gar hie und da Aergerniß. Jetzt iſt es damit längſt vorbei, und ich habe mit Vergnügen geleſen, daß mehrere jüngere Kritiker heut zu Tage eben ſo, ja noch lobender des viel geſchmähten Stücks gedenken.

§. 19.

Intermezzo.

Bei der Wichtigkeit des Luſtſpiels und dem allgemeinen Intereſſe für daſſelbe werde hier noch folgendes Fragment als Extrablatt eingeſchaltet, das einige ſeltſame Stereotyp-Bilder berührt:

Wie manche Comödiendichter die verſchiedenen Gattungen der Künſtler zeichnen.

Faſt ſämmtliche Künſte, in ſo weit ſie auf dem Theater durch einzelne Repräſentanten dargeſtellt werden, haben es mehr oder minder gut, und werden zuweilen ſogar mit Weihrauchwolken umgeben. Eine beträchtliche Schaar von Comödiendichtern iſt ordentlich in die Maler verliebt, welche deshalb mit unglaublicher Liebenswürdigkeit geziert für die Bühnenbretter hingegeben werden. Es iſt hier nicht die Rede von der ſchönen Nothwendigkeit, einen Raphael, Correggio, Van Dyk u. ſ. w. groß oder liebenswürdig oder doch bedeutend zu ſchildern, ſondern von der ungemeinen, zuweilen ſogar phantaſtiſchen Liebe, die manche ſonſt unphantaſtiſche Comödiendichter für ſämmtliche den Pinſel leidlich führende Menſchen empfinden. — Bekomme ich nur den Zettel in die Hand, der eine neue Comödie verkündet, und ſieht mein Auge etwa: „Eduard, ein Maler,“ ſo weiß ich was ich zu erwarten habe. Es kann nicht fehlen, der Mann oder Jüngling hat eine gewiſſe myſtiſche Liebenswürdigkeit in allen Zügen, und es iſt ihm ſchlechterdings nicht zu widerſtehen. Er hat eine große Seele, doch mit Beſcheidenheit gepaart, er hat Talente wie Sand am Meer, er malt die Geliebte, ohne daß ſie ihm je geſeſſen, er liebt heimlich, aber deſto zärtlicher, er iſt zwar jetzt noch nicht ein Millionär, aber dem zweiten Raphael kann es ja nicht fehlen. Da aber die Zartheit und Empfindſamkeit nicht jedermanns Sache iſt, ſo bleibt dem Dichter noch die zweite Gattung der Maler offen: die humoriſtiſchen, die mit dem Pinſel in der Hand die ganze proſaiſche Welt überſehen, im Nothfall auch wohl ein wenig ſatyriſch anſpritzen, ſtets aber liebenswürdig, ja wo möglich noch liebenswürdiger erſcheinen als die ſentimentalen. Mit einem Wort: die Maler ſind die auserwählten Glücks- und Schooßkinder der Comödiendichter, und ich erinnere mich nicht auch nur ein einzigesmal auf einen unartigen Charakter unter ihnen geſtoßen zu ſein. — Ein neidloſes Gemüth — und das ſollen wir Alle haben — freut ſich billig ſehr darüber, und wünſcht allen Malern gern neues Glück zu altem Glück.

Nach ihnen kommen die Muſiker in den Comödien. Sie haben es freilich bei weitem nicht ſo gut als die Maler, doch immer noch mehr als erträglich. Sie ſind ein wenig leichtfertig, machen ſämmtlichen Sängerinnen, die ihre Compoſitionen geben, den Hof, haben wenig Geld und verſchenken was ſie leicht erſpielt haben, trinken auch zu gern Champagner u. ſ. w. Das ſind nun freilich Schlagſchatten im Gemälde, aber mit

elcher herrlichen Kunſt wiſſen unſere genialen Comödiendich-
e wieder zu mildern! Wie fein bringen ſie die auserleſenſten
ige der Liebenswürdigkeit und der Großmuth an, ſo daß je-
r gefühlvolle und verſtändige Zuſchauer mit lächelnder Rüh-
ng ſagt: Es ſind doch im Grunde ſchöne Seelen, und
ermüthige Engel ſind doch immer noch Engel. —

§. 20.

Nach Bildhauern in Comödien ſehne ich mich leider oft
rgeblich. Rouſſeau's Pygmalion iſt ohne Sang und Klang
graben worden, und ich habe nicht ſonderlich Luſt, auch wenn
könnte, ihn wieder ans Tageslicht zu fördern, obwohl er
el hübſches ſagt, das jedoch für einen Monolog von einer
lben Stunde zu wenig iſt. Eine rein plaſtiſche Natur würde
n Bildhauer in einer etwa unplaſtiſchen Comödie gut genug
hen und könnte vielleicht Beifall finden.

Einen Baumeiſter vermiſſe ich gänzlich, doch hat es mich
mer gefreut, daß der ehrliche Jakob Traut (in dem wahr-
ft guten Ifflandiſchen Stücke „die Reiſe nach der Stadt“)
nem Vater und dem Publikum erklärt, er wolle hinfort
äuſer bauen lernen, und ich möchte den braven Jungen, der
t ein wackerer Mann geworden ſein muß, wohl einmal wie-
ſehen.

Jetzt kommen die Schauſpieler und Schauſpielerinnen in
n Comödien an die Reihe. Sie ſind bei weitem nicht ſo
benswürdig als die Maler. Das kann auch nicht ſein, denn
che Miſchung von Zartheit und Erhabenheit, Humor und
arakterwürde, wie bei den Malern, wiederholt ſich nicht im
ben: ſo meinen die Comödiendichter. Im Gegentheil haben
die Schauſpieler im Schauſpiel häufig ſchlimm genug, ſie
ilen nicht nur ſämmtliche Unarten der Muſiker, ſondern
rfen auch noch längere und tiefere Schatten. Sie machen

Kabalen und Schulden, thun freundlich und ſind innerlich zornig, leben faſt nur in Intriguen, bereiten dem Director nichts als Kopf- und Herzweh u. ſ. w. Das Intereſſanteſte dabei iſt, daß ſelbſt höchſt liebenswürdige Schauſpieler ſolche Zerrbilder darſtellen, denn leider haben ſie keine Wahl, da nun einmal die Comödiendichter faſt nichts Anderes in dieſer Art liefern. Es iſt indeſſen immer die poetiſche Freiſinnigkeit der wahren, lebendigen Schauſpieler in Beziehung auf die darzuſtellenden zu rühmen.

§. 21.

Aber, aber — ach wie oft müßte dieſes Aber wiederholt werden! — wie weit ab ſteht alle dies Ungemach der Muſiker und Schauſpieler von dem, was die Comödiendichter den Dichtern überhaupt bereiten. Zuvörderſt haben dieſe phantaſtiſchen Perſonen nicht das mindeſte — Geld, und das iſt ſchon genug ſie für einen wohlhabenden und wohlgenährten Zuſchauer zum Horreur zu machen, aber ſelbſt wenn irgend ein zartgeſinnter Edler ihnen einiges Mitleid ſchenken wollte, ſo würde er damit nicht durchkommen. Es geht leider nicht; denn es ſind meiſtens übermüthige und verzagte Leute, arge Trinker — (das traurige Wort wird ihnen häufig genug nachgeſagt, beſonders von erhabenen Satten!) — und unbedenklich in der Wahl der Mittel, z. B. durch niedrige Schmeichelei, Poſſenreißerei u. ſ. w. zu einer guten Mahlzeit zu gelangen. Andere ſind in ein noch tieferes Schwarz getaucht, und ſchwimmen behaglich in Abſcheulichkeiten und Ruchloſigkeiten herum, verachten dabei gelaſſen die ganze Welt und ſich mit, verſichern häufig, mit der Tugend ſei es ganz und gar nichts u. ſ. w., ſo daß jeder ehrbare Handwerksgeſell auf der Galerie zu ſich ſelbſt ſagt: „Nein wahrhaftig, ſo dürfte ich meinem Meiſter nicht kommen und möchte es auch nicht.

Nun traue aber auch einer dem Poetenvolke!" — Jene Satten aber ſagen noch ganz Anderes und Schlimmeres.

Was können nun die Comödiendichter A. B. C. (denn natürlich iſt hier nicht von allen die Rede) zu ihrer Rechtfertigung ſagen? Das Beſte, dünkt mich, wäre etwa, wenn ſie erwiederten, es ſei alles nur Scherz und Humor, und da ſie ja ſelbſt Dichter ſeien, ſo könne ihnen niemand wehren die Poeten in ihren Comödien ſo grau und ſchwarz, ſo verkehrt und verquert vorzuſtellen, als ſie belieben. — Dagegen ließe ſich nichts einwenden, wenn nur jene rabenſchwarzen Schilderungen nicht ſo häufig, ja faſt immer wiederkämen, wodurch der feinere Scherz ohne Zweifel ermüden muß. Es iſt aber ſo weit gekommen, daß die Maler, Muſiker, Schauſpieler, Poeten in den Comödien zu Masken geworden ſind, zu ſtehenden Bildern, an denen man ſich unmöglich lange ergötzen kann. Warum gebt ihr uns nicht wenigſtens einmal zur Abwechſelung einen ernſt=edlen Muſiker, einen großgeſinnten Schauſpieler und Dichter? Habt ihr ſo großen Ueberfluß an Humor, ſo ſoll der wahrhaftig nicht dabei umkommen, denn die treffliche Geſinnung verträgt ſich bekanntlich überaus wohl mit dem Humor, ja der ächte Künſtler kann nie ganz ohne denſelben beſtehen. Warum gebt ihr uns alſo dergleichen Gemälde gar nicht, oder doch faſt gar nicht? — Vielleicht weil es jetzt große Schwierigkeiten haben würde, und mancher fleißige Theaterbeſucher die Stirn reibend ſagen würde: „Ei, ei! wie iſt mir denn? Das iſt ja ganz was Neues, und ich kann mich noch nicht recht darein finden." — Wagt es immer darauf, ihr Poeten. Die Menſchen ſind in der Regel gut oder doch wenigſtens leidlich, und gewöhnen ſich gern an das Gute.

Ein Intermezzo aber muß kurz ſein, und ſo fahre ich ſchnell im eigentlichen Text fort:

§. 22.

Seit etwa acht oder zehn Jahren hat ſich auch das Melodram von jenſeit der Ardennen her bei uns eingefunden, und iſt von Vielen als ein guter Bruder aufgenommen. Seien wir gerecht gegen Frankreich, wo es als ein Kind der Noth geboren ward, gleichſam zum Erſatz eines ächt romantiſchen Götterkindes. Neuere Trauerſpiele konnten daſelbſt ſeit Voltaire's Zaire kein beſonderes Glück mehr machen, denn da jeder gebildete Franzoſe den Corneille und Racine auswendig weiß, ſo fand man auch leicht, daß die meiſten als neu gebornen Tragédien doch nur Nachhall der älteren waren. Daſſelbe galt von den Luſtſpielen; man belachte zwar manche der neuern angenehmen und witzigen Stücke, aber es war unter den Poeten doch immer kein Moliere. Bei ſo bewandten, nicht ſehr erfreulichen Umſtänden zeigte ſich vollends hie und da (Corneille's mißverſtandenem Ariſtoteles und Boileau's froſtiger art poetique zum Trotze) ein gewiſſes verworrenes Sehnen nach dem „Romantiſchen," eine Ketzerei, welche die franzöſiſchen Krieger und Nicht-Krieger, vielleicht bei der Einſammlung der Contributionen oder bei Beſuchen deutſcher Bühnen und dem Blättern in deutſchen Büchern von der Spree, Elbe und dem Rhein, mit an die Seine gebracht hatten. Das war es! **das** hatte gefehlt! riefen jetzt wohl manche guten Leute in den Vorſtädten von Paris, Lyon und Marſeille, hier muß man den Deutſchen zu Hülfe kommen, die zwar glücklich genug im Erfinden ſind, aber nicht im eleganten Durchführen.

Zwar wußte man nicht ſo recht, was die Deutſchen unter dem Ausdruck „romantiſch" verſtehen, auch wollte man ſich auf ihre dornige, metaphyſiſche Sprache nicht einlaſſen; ſo viel aber glaubte man doch weggekriegt zu haben, jenes Zauberwort

te auf ein Gemiſch von entſetzlichen und ſüßen Sachen,
abenen und luſtigen Auftritten, Dorfhochzeiten und Zwei-
npfen, wobei die Muſik, die ſich ohnehin zu dem Wunder-
en ſchickt, das Ding in das Gleichgewicht bringen könne.
tte man ſich lange genug mit falſcher Kritik gequält, ſo
llte man nun einmal verſuchen, wie es ohne alle Kritik
he. — Wer hat nicht einmal von Aubri's treuem Hund
ört, und wer hat ſich nicht über das redliche Thier gefreut?
rum ſollte das nicht auch auf der Bühne Glück machen
d ſeine Intereſſantheit behaupten? In weſſen Jugendträu-
n hat nicht Robinſon und Freitag geſpielt? und wie erquick-
muß es ſein, dieſe Edeln auch auf der Bühne zu erblik-
, wobei ſich ſogar die Tänze der menſchenfreſſenden Wilden
nothwendig ganz von ſelbſt verſtehen, u. ſ. w. Zwar er-
d dagegen die Kritik ihre gewaltige Stimme, aber es half
hts; die Melodramen-Poeten ließen ſich gar nicht darauf
, und baten bloß, ihnen einige Intereſſantheit zuzugeſtehen,
gegen ſie auf die höheren, der Tragödie und Komödie ge-
dmeten Bühnen durchaus Verzicht thaten.

§. 23.

Demungeachtet hätte man ihnen ſchwerlich nachgeſehen,
nn nicht dabei noch ein wichtiger Umſtand ſich mit in das
piel gemiſcht hätte. Es war doch nun einmal weltkundig
vorden, daß es einen Shakſpear gebe, und lange nach ihm
h einen Goethe und Schiller, die allerhand merkwürdige
nantiſche Sachen geſchrieben, und die Franzoſen mußten ſich
chſagen laſſen, ſie könnten zwar ſehr Vieles, aber mit der-
ichen wolle es nicht fort. Darauf hatte man nun zwar ſeit
hren erwiedert, vom Können dürfe nicht die Rede ſein, ſon-
n nur vom Wollen, und man wolle eben nicht, weil doch
ganze romantiſche Gattung nur auf das Uncorrecte und

Unklaſſiſche hinauslaufe. Dabei iſt es denn auch in Frankreich geblieben, man ſchreibt Melodramen, läßt ſie in den Vorſtadt-Theatern aufführen, loyale Bürger erfreuen ſich an dem tugendhaften und dem übelgeſinnten Galeerenſclaven, ſo wie an Damon und Pythias, die uns ſo nahe gebracht werden, daß ſie ſogar bei der franzöſiſchen Beobachtungsarmee an der ſpaniſchen Gränze als Sergeanten angeſtellt ſind. Aufheben wird davon nicht gemacht, ja es iſt glaublich, daß manche ſich im Stillen vor den abgeſchiedenen Geiſtern Boileau's, Batteux's, La Harpe's und anderer eiszapfigen Kritiker fürchten; doch ließe ſich hoffen, daß auch dieſe Männer jetzt in höhern Sphären mildere und freiere Anſichten gewonnen haben, und deshalb durch die Finger ſehen.

Ganz anders iſt es in Deutſchland. Die Menge iſt längſt gewohnt das Theater als einen Ort zu betrachten, wo man vielerlei und allerlei zu ſehen kriegt, was weder im eigenen Hauſe noch auf den nächſten Straßen zu finden iſt, und um ein paar Stunden leidlich hinzubringen, iſt ein Melodram von Pixérecourt eben ſo gut als ein Luſtſpiel von Moliere, oder vielmehr es iſt beſſer, denn ein wenig Erſchütterung der Nerven mag man wohl leiden, und wenn am Ende eine mäßige Rührung und ländliche Tänze die Sache in's Gleichgewicht gebracht haben, ſo ſagt man wie etwa Sley in der „bezähmten Widerſpenſtigen“: A good matter, surely; comes there any more of it? oder: 'Tis a very excellent piece of work; Would't were done.

§. 21.

Um ſo ſtrenger aber walten die Kritiker, ſie nehmen ſich die Sache ſehr zu Herzen, und äußern ſich bald witzig, bald wehmüthig über den ungeheuern Schaden, den die Melodramen anrichten. Sie haben gewiß nicht ganz unrecht, nur

rgeſſen ſie zuweilen dabei, daß die meiſten aus dem Fran:
iſchen überſetzten ſogenannten regelmäßigen Stücke in ihrem,
 wahren Deutſchen gar nicht angehenden und nicht berüh:
 ſollenden fremdartigen Leben oder Scheinleben nicht minder
aden, oft ſogar noch mehr, z. B. die giftig-witzigen Stücke
n Beaumarchais. In einigen (wenigen) Melodramen iſt
ch ein Schatten von Phantaſie, hie und da vielleicht ſogar
e entfernte ſchwache Ahnung vom Romantiſchen.

Nie aber können wir ſtreng genug ſein gegen das Vieh,
elches einige Poeten zur Schmach der Bühne auf dieſelbe
trieben haben. Es iſt ſchlechterdings nicht zu dulden, und
hakſpear, der alles wagte was ſich irgend mit Recht wagen
it, hat dennoch nicht gewagt, ſelbſt das edelſte Thier, das
oß, auch nur auf einen Augenblick erſcheinen zu laſſen, ob:
hl es ihm im Macbeth (bei Banquo's Ermordung) und im
chard III. ſo nahe ſtand. Er wagte nicht, d. h. er
llte nicht.

Wie beliebt aber auch das Melodram ſein möge, die
chſte Neigung, die entſchiedenſte, leidenſchaftlichſte Liebe hat
 einer Reihe von Jahren ſchon die Oper gewonnen. Die
eſchichte der deutſchen Bühne iſt freilich noch bei weitem
ht hinreichend an das Tageslicht gebracht, und es möchte
t für den Einzelnen ſogar unmöglich ſein, ſie auch nur ei:
germaßen vollſtändig zu beſchreiben, wer ſie aber auch nur
enhin kennt, weiß, daß die Oper ſchon in der letzten Hälfte
s ſiebzehnten Jahrhunderts ausnehmend geſchätzt wurde, und
ß inſonderheit Hamburg durch ſeine Poeten Poſtel und
eind, ſo wie durch ſeinen großen Tonkünſtler Kaiſer ſehr
el für dieſelbe that. Erwägen wir dabei ferner: Kein Volk,
bſt die Italiener nicht ausgenommen, hat ſich jemals in der
uſik ſo heimiſch gefühlt als die Deutſchen. Unſere Minne:
der, Volkslieder, Meiſterſängerlieder u. ſ w. könnten wir

im Allgemeinen eintheilen in die todten und lebendigen, todt waren ſie, wenn ſie keine Muſik mitbrachten, lebendig, wenn ſie auf den Lippen des Leſers zu Geſang wurden. Nur auf dieſe Weiſe konnten ſie, bei der ſeltenern Uebung im Schreiben und bei ermangelnder Druckerpreſſe, ſich ſo lange erhalten. Die Muſik gehörte gewiſſermaßen mit zum Leben, und der Geſang war der reinſte Pulsſchlag deſſelben. Wer, mit muſikaliſchem Sinne begabt, die altdeutſchen Lieder lieſt, wie ſie uns v. Arnim, Brentano, Büſching u. a. gegeben haben, wird die Muſik dazu leicht ſelbſt finden, und fröhlich erſtaunen, wie gut er es getroffen, wenn ihm etwa ſpäterhin einige gerettete ächte Melodien aus dem vierzehnten oder funfzehnten Jahrhundert zu Ohren kommen. Auch bei den größern Gedichten, z. B. bei den Nibelungen, wird uns dieſer Umſtand klar, ſelbſt bei bloßem lauten Leſen; auch von ſolchen Werken gingen ohne Zweifel manche Rhapſodien *muſikaliſch* von Mund zu Mund.

§. 25.

Während der Zeit der Reformation entwickelte und verfeſtigte ſich der tiefere religiöſe und philoſophiſche Sinn der Deutſchen, doch war Luther ſelbſt am meiſten bemüht, die Muſik, als eine heitere, fromme Kunſt, nicht bloß zu erhalten, ſondern weiter zu fördern durch Wort und That. — Mit welchem glücklichen Erfolg, iſt bekannt.

Nach dem dreißigjährigen Kriege verloren die Deutſchen, die innere Ehre ausgenommen, faſt alles was das Leben ſchmückt. Sie wurden ernſt bis zur Pedanterie und metaphyſiſch bis zur Unpoeſie. Das Ausland betrachtete ſie als unglückliche und geſchmackloſe Leute, die man theils bedauern, theils verſpotten müſſe, ſobald ſie mehr wollten als *arbeiten*. Zwar kümmerten ſich die höhern Deutſchen wenig um dieſe thörichten Anmaßungen, allein im Ganzen verzagte man doch

an

allem, was man ſo im gewöhnlichen Leben Dichtkunſt nennt.
e Dichter bedarf zu ſehr eines glücklichen, auch in äußerer
igkeit ruhenden Vaterlandes; unſere Vorfahren aber hatten
edem Kriege und in jedem Friedensſchluſſe mit Ludwig XIV.
neuere und ſchmerzlichere Verluſte zu beklagen. Der Dich-
bedarf der Gunſt und der Aufmunterung der Fürſten und
Großen; nicht aus Eitelkeit, ſondern weil er ſeiner Wirk-
keit gewiß ſein will. An einer ſolchen aber fehlte es, denn
ranzöſiſche Poeſie, ſonſt ſo unverträglich mit dem deutſchen
rakter, hatte ſich bereits zu tief bei uns eingewurzelt, ja
t unſere unſchätzbare, alle andere neuere weit übertreffende
rache war nach allen Seiten hin ſo ſehr verunſtaltet wor-
, daß nur die ausgezeichnetſten Dichter ſie noch einigerma-
retten konnten. Aber die Bemühungen Einzelner helfen
t genugſam, wenn das geſammte Volk, vornehme wie ge-
e Klaſſen, den edlen Stolz auf ihre Sprache zu verlieren
t. Wohin nun ſich retten, wo einen Zufluchtsort finden?
dem Reiche der Töne, der allgemeinen Sprache der Em-
ung, dem unantaſtbaren, unermeßlichen Gebiet der Sehn-
, der Andacht, der Liebe und des Schmerzes.

§. 26.

Es iſt zu beklagen, daß wir bis auf den heutigen Tag
keine wahrhafte, vollſtändige Geſchichte der deutſchen Mu-
haben, damit ſich in voller Sonnenklarheit das Ergebniß
ge, welch' eine unvergleichliche Fülle der ausgezeichnetſten
kaliſchen Compoſitionen bei uns vorhanden ſei, und wie
unter allen Völkern hier die höchſte Ehre gebühre. Wir
tſchen brauchten nur die Augen aufzuthun, ſo ſtarrte uns
all Jammer und Elend, Beſchränktheit und Pedanterie
gen; wenn wir aber in uns ſelbſt hinein ſahen, dann ent-
lten ſich die Töne, welche allein würdig waren, der chriſt-

lichen Sehnſucht zum reinſten Opferrauch zu dienen, oder ſich unſerer Liebe als hülfreiche geflügelte Genien zu bieten. Daher der Reichthum an herrlichen Chorälen und größern Kirchenmuſiken, daher ſo manche fromme und unſchuldig-fröhliche Liedermelodien, Wiegenlieder wie Sterbelieder, die ſich Jahrhunderte erhalten haben und erhalten werden. Die Muſik bedarf — wenn ich mich ſo ausdrücken darf — unter den Elementen nur der Luft und des Feuers; dieſe ſind uns immer günſtig geweſen, mit der poetiſchen Beherrſchung der Erde und des Waſſers iſt es nur den auserwählteſten Dichtern, z. B. Goethen gelungen.

Wie aber, um den Charakter und den Namen eines Deutſchen zu verdienen, immer die Gründlichkeit als nothwendigſte Eigenſchaft gewaltet hat, ſo auch in ihrer Muſik. Wir haben Muſiker gehabt und haben deren noch, die in der Muſik gewiſſermaßen die höhere Schweſter der Mathematik darſtellten, während die Bache, Haſſe, Graun u. a. die Gründlichkeit mit erhöhterem Gefühl vereinigten, ſpäterhin Gluck und Haydn ſelbſt in das Innere der Geiſterwelt drangen, und endlich in Mozart, um es mit einem Worte zu ſagen, die ganze göttliche Natur Shakſpears ſich muſikaliſch verjüngte und erneuete.

§. 27.

Wie begreiflich alſo, daß ſich die Muſik auch der Bühne bemächtigte, wie natürlich, daß ſich die Deutſchen dort mit Freuden verſammelten, wo ſie die ſüßeſte Löſung aller Räthſel des Lebens und der eigenen Bruſt zu empfangen hoffen durften. Bis dahin alſo kein Vorwurf, denn bis dahin war die Neigung, ja die leidenſchaftliche Liebe für die Muſik unſchuldig und des Deutſchen völlig würdig. Wir erfreueten uns mit dem größten Rechte der Meiſterwerke deutſcher Componiſten, und nahmen wohlwollend auch das Löbliche auf, was das Ausland in dieſer Hinſicht bot. So gründlich ſicher geſtellt konnte es auch nicht befremden, wenn daneben das Leichte und Bunte oder das mit Fratzenhaftem wechſelnde Phantaſtiſche gleichfalls zur Ergötzung ausgeſtellt wurde, z. B. Süßmayr's Spiegel von Arkadien, Wenzel Müllers Donauweibchen und ähnliche wunderliche Dinge, die denn doch auch wohl am Ende nicht ohne Kern ſind. Niemand wurde dadurch ſonderlich verwöhnt oder verweichlicht, es fiel keinem ein, einen übergroßen Werth darauf zu legen, ſondern man fand ſich mit erfriſchten Kräften vielleicht ſchon am andern Abende mit gebührender Sinnigkeit in Egmont oder Wallenſteins Tod ein. Wie iſt dies anders geworden! — Betrachten wir das genauer, denn die Menge ſteht hier an einem gefährlichen Abgrunde.

§. 28.

Wenn die Muſik, von einem gewiſſen Standpunkte aus betrachtet, in ſich ſelbſt als die ätheriſchſte und frömmſte aller Künſte erſcheint, ſo kann ſie auch am leichteſten mißbraucht werden. Sie wird mißbraucht, wenn ſie zur bloßen Erholung oder ſogenannten Aus- und Abſpannung, oder zum Amüſement *) dienen ſoll. — Was die poſſirlichen Sprünge eines Affen ebenfalls vermöchten, dazu ſoll der Genius nicht in Anſpruch genommen werden. Sie wird ferner gräßlich gemißbraucht, wenn ſie als Surrogat der anderweitig mangelnden geiſtigen Unterhaltung, als Verhüllung des Nichtdenkens oder überhaupt der tönenden Eitelkeit dienen muß. Wie oft ſie aber alſo mißbraucht werde, das ſei der heitern Polyhymnia

---

*) Bekanntlich überſetzte einſt ein deutſcher Schriftſteller das unangenehme Wort „ſich amüſiren" durch „ſich entmuſen."

und der ſinnig tiefen Cäcilia geklagt, die ſich beide vereinigen mögen, um dieſem Unweſen zu ſteuern. Es iſt wirklich ſo weit gekommen (wie bereits anderswo bemerkt worden), daß man ohne Gefahr zu beleidigen keine Dame mehr fragen darf, ob ſie muſikaliſch ſei, denn leider wird ſchon lange das ſchöne Wort „muſikaliſch ſein“ als gleichbedeutend mit „Muſik treiben“ gebraucht. Was ſich bei gewöhnlichem Muſiktreiben erreichen läßt, wiſſen wir; aber auch ſelbſt das gründlichſte Muſiktreiben — und zwar bei einer gewiſſen Gattung von Talent, die ohne Tiefe des Gemüths beſtehen kann — wird nie zur wahren Kunſt führen; denn auch von der Muſik gilt, was von der Poeſie geſagt werden darf, daß ſie niemals außer dem — wahren, von allen Zufälligkeiten gereinigten — Leben ſtehen dürfe, und wer nicht Muſik hat in ſich ſelbſt, wird ſie in ächter Bedeutung auch nie geben können. — Es verſteht ſich freilich von ſelbſt, daß jemand als Auserwählter, Glücklicher und Gebildeter ſein ganzes Leben zum reinſten Geſange erhoben haben kann, ohne deshalb — ſingen zu können; aber es ſollte auch nicht minder erkannt werden, daß ohne Harmonie im Innern unmöglich ein wahrhaft vortrefflicher, gediegener Geſang erzeugt werden könne. Oder meint ihr etwa, daß in der Muſik auf den Charakter und innern Werth des Producirenden oder Vortragenden gar nichts ankomme? Meint ihr, daß ein leerer, ſeichter, fratzenhaft eitler Menſch, wenn er nur die gehörige Bruſtanlage beſitzt und eine gute Schule durchgemacht hat, einen großartigen Choral genügend vortragen könne? und warum ſollte hier nur vom Choral die Rede ſein? Glaubt ihr, daß er, dem innere Würde fehlt, dennoch würdig ſei, ein edles Lied von Händel, Gluck, Mozart, Haydn u. ſ. w. zu ſingen? Er mag hunderten und tauſenden genügen, doch gewiß nicht dem wahrhaft frommen und fröhlichen Gemüth, das in ſich ſelbſt jene Geſänge ganz anders, auch in ſtummer Muſik vernimmt.

§. 29.

Die Menge, welche diesmal größtentheils aus ſehr vornehmen Leuten beſteht, kümmert ſich um dieſe und ähnliche Fragen nicht im Mindeſten, ſie fährt fort theils ſelbſt zu muſiciren, theils ihre Abende in der Oper zuzubringen, wo ſie allerdings hoffen darf bei weitem Beſſeres zu vernehmen, als ſie ſelbſt zu Stande zu bringen vermag. Sie liebt Gluck und Roſſini, Mozart und Fioravanti u. ſ. w., alles in Einem Athem. Und warum ſollte ſie auch viel wählen? ſie will zuvörderſt ſchauen, und findet bei der großen Oper in dieſer Hinſicht ihre Rechnung weit beſſer, als ſelbſt in dem auch äußerlich reich ausgeſtatteten Trauerſpiel. Leider hat es die Oper ſchon längſt durchgeſetzt, ihren Zauber mit dem Zauber anderer Künſte und Künſteleien zu verbinden. Man findet hier die höchſte Decorations- und Kleiderpracht, überraſchende Maſchinerie, Feuerwerker-Experimente ſelbſt in chineſiſcher und bengaliſcher Art, Tänze aller Gattungen, die die Sinnlichkeit leicht bewegen oder ſchärfer reizen. Aber man will nicht bloß ſchauen, man will auch träumen, nicht etwa großartig und ſinnvoll, ſondern weich, ſüß und ſogenannt romantiſch träumen, und man findet in der Muſik — wer könnte ohne Schmerz es ausſprechen — die Schaukelkunſt, welche jene Träume am leichteſten und bequemſten verſchafft. Man ſcheuet ſich zu denken. Der leere Kopf will leer bleiben, aber das ſeichte Herz will ſich in bequemen Halbſchlummer einlullen laſſen. Wohl hat es in Deutſchland immer gewiſſe Kakerlakennaturen gegeben, die lichtſcheuend nur in dämmernden Gefühlen lebten, aber ſie verſuchten doch zuweilen ſich aufzuraffen, ſie ſchämten ſich auch wohl, und wagten wenigſtens nicht als Prinzip zu verkünden, was traurige Angewöhnung bei ihnen war. Jetzt iſt es anders geworden, viele geſtehen ohne alles Erröthen, daß ſie die Muſik weit mehr lieben als die Poeſie, daß ihnen die „Italienerin in Algier" weit mehr Freude mache als Shakſpears „Was ihr wollt," und Roſſini's verwaſchener Othello bei weitem mehr Vergnügen gebe als der urſprüngliche ſchwarz glühende Mohr von Venedig. Daraus folgt, daß ſie keineswegs die Muſik mehr lieben als die Poeſie, ſondern — weder die eine noch die andere in wahrer Bedeutung des Worts, deshalb noch einmal ſei es wiederholt:

Edle Naturen veredelt Muſik, doch flache verflacht ſie;
Was Polyhymnia ſpricht, hört nur der tiefere Sinn.

Dieſer tiefere Sinn wird jedoch auch wieder aufwachen, und es wird die Zeit kommen, wo man ſich mancher verweichlichenden Träume von heute ſchämt.

§. 10.

Ich will nicht weiter fortfahren in den Schilderungen des einzelnen die Bühne Betreffenden. Die Wichtigkeit derſelben iſt für jedermann klar, und die erhöhte Theilnahme des Publikums für dieſelbe ſcheint doch bei Manchem auf gutem Grunde zu ruhen, und zwar auf dem vergrößerten Intereſſe für die Geſchichte, mithin auch für das öffentliche Leben, welches der Geſchichte nur Deutlichkeit giebt. Warum wird uns aber ſo ſelten wahrhaft Hiſtoriſches geboten? Ich habe hier natürlich nicht bloß das der Geſchichte unmittelbar Entnommene im Sinn, ich meine überhaupt alles Wahre, in ſich ſelbſt Gegründete, das, eben weil es wahr iſt, als hiſtoriſch gelten kann. (S. oben über das Charaktergemälde.) Sodann aber meine ich allerdings das Reingeſchichtliche, und möchte allen, inſonderheit aber den dramatiſchen Dichtern —

an kann ja des wahrhaſt Guten nie zu viel thun — ein er-
netes Studium, nicht bloß der Kathederhiſtorie, ſondern der
rlichen deutſchen Chroniken ſehr empfehlen. Shakſpear, in
lchem überhaupt ein moderner Tacitus nicht zu verkennen
, hat jenes Studium nicht nur nicht verſchmäht, ſondern
t wahrer Liebe und Andacht die Chroniken ſeines Vaterlan-
s geprüſt, und iſt wahrlich als ein eben ſo großer Dichter
betrachten, wenn er ihnen Schritt für Schritt folgt, als
nn er, kraft ſeiner poetiſchen Vollgewalt, von ihnen ab-
richt. Zwar läßt ſich nicht verhehlen, daß Shakſpear es mit
ner Geſchichte in vieler Hinſicht bei weitem beſſer hatte als
r guten Deutſchen, die, wenn wir z. B. ein bedeutendes
rhältniß des Braunſchweig-Wolfenbüttelſchen Hauſes dra-
atiſch in's Licht geſetzt haben, nicht ſicher ſein können, ob
an uns in Hildesheim oder Celle recht verſtehen werde, oder,
ls man uns verſteht, das gehörige Intereſſe gewähren wolle.
ndeſſen ſoll auch dieſer Umſtand uns nicht muthlos machen,
nn es giebt der Blüthen und Früchte in der allgemeinen
utſchen Geſchichte ſo viele, daß wir ſie nur zu pflücken und
nn für die gehörige goldene oder kryſtallene Schale zu ſorgen
ben. Ueber die Form dieſer Schale wird der ächte Dichter
ht in Verlegenheit gerathen; will er aber ſchauen, wie ein
toriſch gegebener Stoff aufzufaſſen und in eine beſtimmte
amatiſche Form zu bringen ſei, ſo wird er bald in Shak-
ear auch hierin den beſten Lehrer finden. Für ſeine Frei-
it darf er bei dieſem Studium wahrlich nicht beſorgt ſein,
nn der Unfreie würde keinen Dichter ſo wenig verſtehen als
nen altbrittiſchen Meiſter, mithin auch gar nichts von ihm
nen können. Ueberhaupt kann ja der wahre Dichter nie
was anderes wünſchen als freie Unterſuchung und freie
be; — dann aber auch Entſchiedenheit und Feſtigkeit in bei-
n Beziehungen.

§. 31.

Zeitungen.

Selbſt politiſche hatten wir im ganzen ſiebzehnten Jahrhunderte nur ſehr wenige; doch erſchien zuweilen ein Extrablatt, wenn irgend etwas Großes vorgefallen war, z. B. der Sieg über die nie beſiegten Schweden bei Fehrbellin. An äſthetiſche und philoſophiſche Journale war nicht zu denken, denn die Acta eruditorum, die unſchuldigen Nachrichten u. ſ. w. erſchienen zwar heftweiſe, ſind aber auch als einzelne Hefte wie Bücher zu betrachten. Es ſcheint, die Schriftſteller hielten ſich an dieſe Bezeichnung, und meinten, ſie müßten Schriften liefern, welche man aufſtellen könne, weshalb dieſelben nicht zu dünn ſein dürften. Ein gutes, ſtattliches Buch in Schweineleder gebunden war unſern Vorfahren etwas Ehrwürdiges; bei kleinern Schriften vermuthete man ſchon ein wenig Leichtſinn: eine Anſicht, über die wir alle mit Vergnügen ſcherzen dürfen, ſobald wir uns nur erinnern, daß wir Deutſchen doch auch die beſten aller kurzen Epigramme haben, ich meine die von Logau und Angelus.

Indeſſen wurden bei dem immer lebhafter werdenden literariſchen Verkehr die Journale und Zeitungen nothwendig. Man wünſchte, daß manche Ideen — oft waren es auch wohl nur Einfälle — ſchneller in das Leben treten, und mochte deshalb die beiden weitläuftigen Leipziger Meſſen nicht abwarten. So entſtanden manche Monatsſchriften. Endlich wurden die Schriftſteller noch ungeduldiger, und es ſchien ihnen pedantiſch ganze vier Wochen zu warten, um irgend einen neuen Gedanken, z. B. daß ein gutes Herz doch alles wieder gut mache, daß ein fleißiger Holzhacker dem gemeinen Weſen viel nützlicher als der ſtolze, ſpeculative Philoſoph, und der beſte Poet höchſtens mit einem Paſtetenbäcker zu vergleichen ſei, der zwar wohlſchmeckende, doch überflüſſige Waare verkaufe u. ſ. w., dem ſtaunenden Deutſchland vorzutragen. Dazu kam noch das Theater, das augenblicklich entzündend auch augenblicklich die Schreibfinger in Bewegung ſetzte, um die Entzündung weiter zu verbreiten.

§. 32.

Wie wenn heute der ſonſt treffliche Schauſpieler Y. als Rolla zu ſehr geſchrieen, und das ſonſt höchſt geniale Fräulein Z. als Cora bei weitem nicht naiv genug — über ihre Hoffnung bald Mutter zu werden — geſprochen hatte, ſollte man mit ſolchen Nachrichten vom 1. December bis zum 1. Januar warten, wo vielleicht kein Menſch mehr daran dachte? Es war unmöglich, und ſo entſtanden Zeitungen philoſophiſch-äſthetiſch-moraliſch-vermiſchten Inhalts. Das Publikum probirte die Sache und fand ſie plauſibel, man konnte recht gut während des Leſens auch an ganz Anderes denken, und verſtand doch alles: — ſo bequem war es zugerichtet. Oft ſogar verſtand man es beſſer als der Autor, und das ſchmeichelte wie billig dem Leſer. Kotzebue, der bekanntlich ſehr Vieles, und oft mit Erfolg trieb, nahm ſich auch der Zeitungsliteratur an, und legte, ſogar ſeinem Freimüthigen einen für ſchwächere Nerven erſchrecklichen, doch auch wieder der luſtig wogenden Menge nicht übel zuſagenden Haupt-Gedanken unter. Es war nämlich gegen Ende des achtzehnten und zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts von mehreren Seiten her das Urtheil ausgeſprochen worden, daß Johann Wolfgang von Goethe, der Autor des Göz und des Werther, der Iphigenia und des Wilhelm Meiſter, nicht bloß der größte deutſche, ſondern auch der größte europäiſche Dichter ſei. Dagegen hatte der viel gewandte Mann zwar oft ſchon in Romanen, Comödien, Miszellen u. ſ. w. gekämpft, allein die Deutſchen ſind mitunter harthörig, und man thut wohl, ihnen wo möglich alle Tage daſſelbe zuzuſchreien, bis ſie endlich merken was der ſchreiende Herr meine.

Indeſſen war damit nicht viel gewonnen, der „Feldherr,“ gegen den alle dieſe Angriffe gerichtet waren, lebte und wirkte fort, „in Fülle der Geſundheit“ und Heiterkeit, und antwortete nie; was auch ſehr billig war, da das ganze Geſchwätz nur gegen einen Pſeudo-Goethe anſtürmte, der den wahren Goethe nicht das Mindeſte anging. Man war in Gefahr, daß das Publikum, welches ſich ſchon ein wenig ennuyirt fühlte, abſpringen werde, und legte ſich nun mehr als jemals auf die weitſchichtigſte Vielſeitigkeit. Gute Leute, die ſich bis dahin noch ganz unſchuldig erhalten und, ihrer eigenen Beſchränktheit kundig, niemals den verwegenen Gedanken gefaßt hatten zu ſchriftſtellern, erkannten jetzt das Thörichte ihrer Schüchternheit, denn man forderte ſie jetzt auf bekannt zu machen, was ihnen irgend auf dem Herzen liege; es werde ſchon gut genug ſein und ſich leſen laſſen. Ganz beſonders bat man ſie (es war im Jahr 1802 und 3), jede zu ihrer Kunde gekommene gute Handlung durch die Drucklettern bekannt zu machen, und damit ſie wüßten woran ſie wären, ward hinzugeſetzt, es könne ſehr vortreffliche Handlungen geben, bei denen nur ein Reichsthaler im Spiele ſei. Hier war alſo eine beſtimmte Norm angegeben, und wenn auch die Leichtfertigkeit und der Muthwille hätte fragen können, wie es nun mit einer edlen Handlung ſtehe, bei der nur von 23 Groſchen die Rede ſei, ſo war doch im Voraus zu ſehen, daß der discrete Herausgeber es damit nicht zu genau nehmen würde, indem ſich ſogar behaupten läßt, es könne ſehr liebenswürdige Actionen geben, in denen gar kein Geld vorkommt. Ich geſtehe, ich erwartete damals von nichts als erhabenen Thaten zu hören, hoffte auch, es ſollten einige der meinigen, über die nein Ausgabebuch Bericht gab, an's Licht kommen; allein die Sache fiel dürftig aus; die Nobelhandelnden meldeten ſich aus igenſinniger Tugend nicht ſelber, und die kühl geſinnten Nachbaren hatten auch nicht Luſt um jener Schweigenden willen in as Dintenfaß zu tunken.

§. 33.

Und was las man nun in jenen erſten Heften des Kotzebue'ſchen Freimüthigen? immer nur Unzufriedenheit mit jenem Pſeudo-Goethe, Wuth gegen die Schlegel und Tieck, Tadel über das löbliche Weimarſche Theater, und Vermiſchtes über ſämmtliche Theater Deutſchlands. Jeder Leſer des Januarhefts hätte ſich eigentlich das Februarſtück erlaſſen können. Den März und April vollends, denn es war bereits Alles, was man ſagen wollte, im Januar verkündet worden. Dennoch ward jede neue Sendung mit Freuden aufgenommen, und in Puktupöhnen und Bialyſtock, wie in Hüningen und Trochtelfingen gab es werthe Leute genug, die ſich der Freimüthigkeit erfreuten, mit welcher man durch die eben in Sturm und Schnee ankommende Poſt erfahren konnte, daß es mit der Weimarſchen Bühne doch nicht ſo außerordentlich ſtehe als die Enthuſiaſten verbreitet, und daß Goethe auch nicht vollkommen ſei. Wer Beſſeres wollte, ward angewieſen ſich erſt die hypergenialen Hörner abzulaufen.

Und doch! ſo ſchlimm es damals ſtand, welch' eine liebe, lammfromme Zeit gegen die jetzige! Heut zu Tage ſteckt der größte Theil unſerer Literatur in den Zeitungen, deren wir ſo viele haben, daß, wer ſie alle leſen wollte, bald durch die Laſt, wie Typhoeus vom Aetna, würde begraben werden.

Indeſſen nimmt man auch die Sache ſo ſchwer nicht. Man lieſt, wie etwa Schoppe im Titan (der Vergleich rührt mich ſelbſt), die Literaturzeitung, wie ſie gerade, in einander gelegt, uns in die Hand gegeben wird, quer über, ohne erſt weitläuftig nach der Seitenzahl und nach dem Sinn zu ſehen. Auch das Kaffeehaus-Geräuſch, unter welchem dieſe Blätter gewöhnlich geleſen werden, das Taſſengeklapper und Punſchgläſerklirren, die Begrüßungen der Ankommenden und Gehenden, ſelbſt die Mäntel an den Nägeln der Wand, das Schneeabſchütteln von den Füßen u. ſ. w, alles dieſes gehört gewiſſermaßen als ſinnvolle Allegorie mit zu der Zeitungslektüre.

§. 31.

Zu einer rechten Andacht können die Leſer nicht kommen, denn überall iſt Wirrwarr. Hier finden wir die Fortſetzung einer Novelle, deren Anfang wir vor vierzehn Tagen angeſehen, leider aber vergeſſen haben. Der Verfaſſer hatte ſich damals die größte Mühe gegeben, den Charakter des Hofraths oder des ſpaniſchen Ritters (je nachdem er familiär oder phantaſtiſch geſinnt iſt) zu motiviren und gleichſam zu unterwölben, allein wo iſt dieſe treffliche Unterwölbung hingerathen? Der Marqueur hat ſie längſt weg gebracht. Und wie könnte man auch nachholen, da die Gegenwart drängt! Dort liegen noch ſieben neue Zeitungen, die müſſen geleſen werden, denn die Herausgeber und Verleger haben verſichert, ſie hätten allein die wahren Siebenmeilenſtiefeln angezogen, und brächten die Morgenröthe ſtückweiſe in allen Taſchen mit. — Noch verdrüßlich über den Hofrath und ſpaniſchen Ritter leſen wir weiter, und finden einige Anekdoten, die wir einſt als blühende Quintaner aus dem Franzöſiſchen vertirten, wir finden Räthſel und Charaden, die weit mehr Prätenſionen, aber nicht ſo viel Vergnügen machen, als uns einſt die Räthſel im Kinderfreunde machten, und laufen endlich in den ungeheuern Hafen der Theaterkritik ein. Hier klagt man über den Verfall der Bühne, und zwar auf eine Weiſe, daß man manche der Kla-

enden gleich aufgreifen möchte, als ſeien eben ſie mit Schuld
n dem, worüber ſie klagen. Andere, jede Sentimentalität
nendlich verachtend, ſind witzig, und zwar ſo ganz über alle
Maßen, daß auch der Witz ſelbſt, vielleicht aus Scheu, nichts
nit ihnen zu thun haben mag, andere zeigen ihr feurig-ver-
iebtes Gemüth, und beſingen den Handſchuh der edeln Gurli,
en ſie nicht erſt „mit keckem Finger aus der Ungeheuer Mit-
e“ haben holen müſſen. Andere ſind erſtaunlich gründlich,
nd ſprechen von Leſſing, der die Sache faſt ſo gut wie ſie,
ie Correſpondenten, verſtanden hätte, wäre ihm nicht durch
inen frühen Tod unmöglich geworden, ihre Kritiken zu ſtudi-
en u. ſ. w. u. ſ. w.

§. 35.

Was mich ſchon ſo oft bei allen dieſen intereſſanten Sa-
hen beunruhigt hat, iſt der Umſtand, daß in ganz Deutſch-
and doch höchſtens fünfzig Bühnen ſind, und daß mehrere
auſend Städte, Flecken und Dörfer von dieſen Herrlichkeiten
ar nichts zu ſehen bekommen. Was ſollen nun die Einwoh-
er von Labes und Filehne, Buxtehude, Otterndorf u. ſ. w.
nit ſolchen Anzeigen anfangen, die doch nun einmal wenigſtens
in Drittheil des Raumes dieſer Blätter füllen? — Sie über-
chlagen? Das wäre freilich in den meiſten Fällen das Beſte,
och für einen ökonomiſchen Deutſchen, der für ſein Geld auch
ollauf haben will, kaum zu bewerkſtelligen. Alſo: es leſen,
ber mit welcher Empfindung? müſſen ſich nicht jene braven
Provinzbewohner am Ende ſagen, daß ſie doch höchſt unglück-
ch ſind, über das allgemeine Object der deutſchen Bildung
nd Converſation nicht mitreden zu können? und werden ſie
icht zuletzt, um nur dieſe Wehmuth zu beſeitigen, ſämmtlich
ach der Hauptſtadt ſtrömen, um ihren Durſt an der rechten
Quelle zu löſchen? Darauf ſind aber unſere Schauſpielhäuſer

nicht eingerichtet, und wenn wir nicht unſerm an ſich ſchätzbaren Correſpondenz-Enthuſiasmus in etwas Schranken ſetzen, ſo droht Gefahr, und es iſt niemals wieder, ſelbſt für das ſchwerſte Geld, ein geſperrter Sitz zu haben.

Sehr erfahrene Beobachter verſichern indeſſen, dergleichen ſei nie weniger zu fürchten geweſen als jetzt, denn je größer die Anzahl derer werde, die über das Theater ſchreiben (zuweilen möchte man ſogar ſagen: über dem Theater — hinweg nämlich), je kleiner werde die Anzahl der Beſucher des Schauſpielhauſes, und nur bei der Oper drohe die Ueberfülle Gefahr. Andere behaupten wieder das Gegentheil, und das Gewirr der Meinungen wird immer grandioſer und ergötzlicher, ſo daß zu wünſchen wäre, es ſchriebe einmal jemand eine luſtige Poſſe: „die Wirbel des Carteſius,“ in der z. B. ein Chor von ſingenden Philoſophen ſelbſt Philoſophen anlocken könnte.

Indeſſen giebt es doch auch Correſpondenten in dieſen Zeitungen, die wenigſtens nicht immer vom Theater reden, ſondern mitunter auch von etwas Anderm und gewöhnlich Schrecklichem. Iſt etwa ein Kind von einem unvorſichtigen Kutſcher übergefahren worden, oder hat ſich ein unliebendes Paar auf eine eclatante Weiſe geſchieden, iſt ein Duell vorgefallen, oder hat ſich jemand erſchoſſen oder ertränkt, ſo verkündet es der Schreiber ſämmtlichen deutſchen Bundesſtaaten, und der Leſer freut ſich im Stillen, daß er für ſeine Perſon weder übergefahren worden iſt, noch ſich duellirt, noch geſchieden, noch ertränkt hat. Andere, weniger egoiſtiſch und mehr zu metaphyſiſchem Nachdenken geneigt, ſeufzen nach ſolcher Lektüre für ſich hin: Es iſt doch die Möglichkeit! aber freilich, ſo geht es in der Welt, und man kann nie genug Erfahrungen einſammeln. So etwas kommt einem doch immer zu Gute.

§. 36.

Aber was will oder wünſche ich denn nun? ſoll man gar nicht mehr über das Theater ſchreiben? Man ſoll allerdings; aber tüchtig und gut, gründlich und mit Liebe, mit Witz und einiger wohl verarbeiteten Gelehrſamkeit. So ſchrieb Leſſing über daſſelbe, und einige Wenige ſchreiben noch ſo und ohne Leſſingen nachzuahmen. Ich bitte ſehr dieſe Worte: „und einige Wenige“ u. ſ. w., nicht zu überſehen, denn man würde mir ſehr unrecht thun, wenn man mich in dieſer Hinſicht einer bloß revolutionairen Geſinnung gegen die Correſpondenten anklagen wollte. Man ſagt ſie ſeien witzig; aber mit dem Witz der neueſten Zeit kann es im Allgemeinen nicht ſonderlich beſtellt ſein, denn man hört dieſes Lob gar zu oft, und zwar gewöhnlich mit der Nachklage: Schade nur, daß die liebe witzige Seele ſo ſeicht iſt und noch weniger gelernt hat — als wenig! — Man ſieht leicht, wenn man ſich an alle große witzige Deutſche erinnert, von Sebaſtian Brandt und Fiſchart bis zu Jean Paul, daß eigentlich jene tadelnde Nachklage den lobenden Vorderſatz aufhebt, denn ſeichter Witz iſt ein „lederner Schleifſtein“ oder ein „Meſſer ohne Klinge, dem der Stiel fehlt.“ — Mögen deshalb ja jene „einige wenige“ Beſſere recht wacker fortfahren, damit das Gleichgewicht hervor gebracht werde.

Ferner könnte man wieder fragen: Verlangſt Du, daß man von den oben genannten Unglückskindern, den Ertrunkenen, Erhenkten u. ſ. w. gar nicht reden ſoll? Keineswegs; da es indeſſen ſehr gute Amtsblätter giebt, die dieſe traurigen Sachen liefern müſſen, ſo ſollten ſich die äſthetiſchen Zeitungscorreſpondenten doch nur das Ausgezeichnetſte auswählen.

§. 37.

Um mich aber ganz deutlich zu machen, ſo laßt uns einmal ein großes Beiſpiel betrachten. So lange es deutſche Briefſtellerei in deutſchen Zeitungen giebt, iſt wohl über keine Stadt ſo häufig Bericht erſtattet worden als über Berlin, aber was hat nun das Ausland durch dieſe Correſpondenzen gewonnen? Es hat erfahren, daß Berlin eine ſchöne Stadt ſei und viel prachtvolle Häuſer habe, was jeder wiſſen kann, wenn er Augen hat, daß es im Sommer nicht an Staub fehlt; die Linden aber, beſonders am Abend, einen angenehmen Spaziergang bilden. Es iſt zu ſeiner Kunde gekommen, daß wir ein ausgezeichnetes Schauſpiel und Oper haben, und das iſt wieder nicht mehr wie billig, denn Thalia, Melpomene und Polyhymnia ſind mehr als gute Bürgerfrauen, deren Tugend man daran erkennt, daß man von ihnen nicht ſpricht. Man weiß ferner durch jene Correſpondenten ſehr genau, in Hamburg wie in Solothurn, daß der hell erleuchtete Weihnachtsmarkt ein luſtiger Ort ſei, wo man ſich gern ergeht; ferner, daß einige Conditoren und Kaffeehäuſer einem vernünftigen Ideale ſehr nahe kommen, und die erfahrenen Wirthe dort überall eine große Menge von Zeitungen ausgebreitet haben; daß dort auch manches Geſchäft und mancher Witz gemacht wird u. ſ. w. Das iſt nun alles wahr und ſoll bekannt und anerkannt werden; aber hat das Ausland durch dieſe in funfzig verſchiedenen Blättern vorgetragenen Nachrichten ein Bild von Berlin? Keineswegs. Es weiß lediglich der langen Reden kurzen Sinn: Berlin, eine ſchöne Hauptſtadt, hat eine intereſſante Oper und ein intereſſantes Schauſpiel, treffliche Conditoreien und Kaffeehäuſer u. ſ. w. Das iſt alles.

§. 38.

§. 38.

Wie aber, wenn nun ein Leſer etwa ſo bei ſich dächte: Berlin, theils durch Freiheit, theils durch das Bedürfniß erzeugt, damit Deutſchlands Nordoſten doch auch nach und nach eine Hauptſtadt bekomme, verdankt Germanen, Niederländern, Wenden u. ſ. w. ſeinen Urſprung, wird aber erſt ſeit den Hohenzollern, welche ſüdliche Bildung zu der nordiſchen brachten, zu einer entſchiedenen Stadt, hält ſich dann einige Jahrhunderte in Tüchtigkeit und mäßiger Armuth, zerfällt ſcheinbar während des dreißigjährigen Krieges, und wird dann eine neue Schöpfung Friedrich Wilhelms des Großen. Die Bildung der von neuem einwandernden Niederländer und der franzöſiſchen Reformirten amalgamirt ſich nach und nach, ſo gut es gehen will, mit der urſprünglich wendiſch-deutſchen. Die Frage „wie?“ iſt noch gar nicht zur Sprache gekommen, und es ſei deshalb verſtattet einen Augenblick dabei zu verweilen. Denken wir uns nur einmal mit einiger Lebhaftigkeit und Genauigkeit die vom Jahr 1685 an einwandernden Refugiés, die ſich bald ziemlich nahe mit den Eingeborenen zuſammen drängten. Daß dieſe Letzteren die Aufforderung ihres großen Fürſten und ſeines Nachfolgers, die Fremden gut aufzunehmen, mit reinem Gehorſam erfüllten, und daß ihnen das nicht zu befehlende reine Mitleid nimmer mangelte, verſteht ſich von ſelbſt. Wo aber war der geiſtige Berührungspunkt? Was den Franzoſen als Bildung erſchien, war den Brandenburgern der damaligen Zeit unbekannt, und wir können vielleicht unter etwa fünfhunderten nur Einen annehmen, der auch nur des Organs der Mittheilung, der franzöſiſchen Sprache, mächtig war, ein Umſtand, der um ſo wichtiger iſt, da die Franzoſen zu jener Zeit ſich auf die deutſche Sprache nicht einließen *). Nur Friedrich II. vermochte nach und nach eine beſſere, d. h. geiſtige Eintracht zwiſchen den Urbewohnern und den neuen Ankömmlingen hervor zu rufen.

Ich will kürzer fortfahren und nur zu bedenken bitten, welchen Einfluß die glorreichen ſchleſiſchen und der ſiebenjährige Krieg auf Berlin hatten? Wie die Feldzüge gegen Frankreich unter Friedrich Wilhelm II., wie die Schlacht bei Jena und das darauf folgende Unglück des Staats wirkten? wie endlich die großen und herrlichen Jahre 1813 bis 15? u. ſ. w. Was iſt nunmehr aus Berlin geworden? jetzt, wo es auf die entſchiedenſte Weiſe die Hauptſtadt aller deutſchen und europäiſchen Proteſtanten iſt? That is the question! — Könnt ihr mir viele Zeitungs-Correſpondenten nennen, die auch nur eine Ahnung von der Wichtigkeit dieſer Fragen hätten, ſelbſt wenn man ihrer Fähigkeit oder Unfähigkeit zu antworten geſchwiegen wollte? Der Leſer fragt: Wie äußert ſich jetzt in Berlin das Volks- und Bürgerleben? Wie ſteht es mit dem geſelligen Ton (dem unläugbarſten Zeugniß von der Stufe der dermaligen Bildung)? welche Ideen ſind beſonders im Umlauf und bewegen das Leben? wie iſt das eheliche und Familienleben? wie ſteht es mit der Wiſſenſchaft, in ſo weit ſie auf das rein Menſchliche gerichtet iſt? wie mit der Beredſamkeit, beſonders mit der geiſtlichen? wie mit den Künſten

---

*) Noch unter Friedrich Wilhelm I. ſcheint die geiſtige Eintracht nur geringe Fortſchritte gemacht zu haben, und wer ſich die Mühe geben will (was ich mir nicht erlaſſe) einige Jahrgänge der damaligen Berliner Intelligenzblätter zu durchblättern, wird mit Verwunderung gewahr werden, daß die Refugiés ſelten oder nie in deutſche Familien heiratheten. Wie mochte es erſt unter Friedrich I. ausſehen, wo die Scheidewand gewiß noch ſtrenger ſtarrte! — Darüber ſchweigt die Mehrzahl der Hiſtoriker. Was kümmert ſie das Bürgerleben!

der Maler, Bildhauer, Baumeiſter u. ſ. w.? — Es fällt mir nicht ein den Correſpondenten einen Vorwurf zu machen, daß ſie dieſe überaus wichtigen Gegenſtände nicht erſchöpfen, wohl aber, daß ſie ſelbſt dieſe Fragen kaum oder doch nur ſehr ſelten berühren, und nur ſehr ſparſam einzelne Data vortragen, die einſt dem Beantworter behülflich ſein können.

§. 39.

Man ſieht: ich klage nicht bloß, ſondern verſuche auch zu zeigen wie es beſſer werden könnte, denn Zeitungen ſind einmal da, und *müſſen* bei dem jetzigen Stande der raſchen Mittheilungsluſt auch bleiben; aber der Gebrauch, den wir von dieſer bequemen Mittheilungsweiſe machen, iſt nicht der beſte. Was ich bereits vor einer Reihe von Jahren äußerte, daß die meiſten Urtheile in den Zeitungen nicht länger dauern als der *Tag*, an welchem das einzelne Blatt *erſcheint*, iſt jetzt zu einem ganz gewöhnlichen Satze geworden, den ich häufig habe wiederholt gefunden, als ſei nicht das Mindeſte dagegen einzuwenden. Dennoch wächſt die Anzahl der Tagesblätter von Halbjahr zu Halbjahr, auf jedem zertrümmerten Tempel und auf jeder zerſchlagenen literariſchen Bude erhebt ſich ein neues Lager, und ſo wird es nach und nach dahin kommen, daß man nicht bloß für alle Tageszeiten, ſondern auch Tagesſtunden ein Blatt empfängt. Nur in Hinſicht der Verfaſſer und der Leſer iſt noch nicht bequeme Mannigfaltigkeit und Buntheit genug vorhanden. Warum ſind noch nicht gewandte elf- bis zwölfjährige Knaben auf den Gedanken gekommen eine „Knabenzeitung“ anzulegen, in welcher z. B. ſehr talentvolle und geiſtreiche Quartaner ſich klagend über den collega infimus ausſprechen könnten, daß er ihr Genie durch das verruchte Auswendiglernenlaſſen der lateiniſchen und griechiſchen Declinations- und Conjugationsformen unterdrücke? Der übelwollende

Mann thue es offenbar aus Neid, denn der Ungeniale haßt bekanntlich immer alles, was poetiſche Schwungkraft zeigt. Welche Geſchmackloſigkeit iſt es ferner — ſo könnten die lieben Kinder klagen — aufſtrebende Geiſter mit ſo kalten Sachen, wie etwa Cornelius Nepos hat, beläſtigen zu wollen! während ſieben uniformirte Mädchen bereit ſind, raſcher und anmuthiger ächte Bildung zu verbreiten. Auch Gedike's lateiniſches und griechiſches Leſebuch preſſen Schweiß aus, und wir ſollten ihnen nicht die Schülerſchwänke verzeihen? — Oder warum geben nicht ausgezeichnet feine, äſthetiſche Handwerksgeſellen, vacirende Schreiber u. ſ. w., im Verein mit dichtenden Stickern und Schneidermamſells, Morgenblätter heraus für hochgebildete, gefühlvolle und doch überaus witzige Seelen? Welchen Reichthum von pikanten Anekdoten, von dem wir Armen jetzt kaum etwas ahnen, würde da an den Tag kommen! Man iſt noch lange nicht rege genug!

Aber auch der bis jetzt immer drohungähnliche Zuſatz: „für tugendhafte, geiſtvolle, gebildete u. ſ. w. Leſer," müßte bei manchen Blättern ganz wegfallen, wenn die Kur, welche hie und da ſchon angefangen hat, glücklichen Erfolg haben ſoll. Warum nicht zuweilen ganz ehrlich geſagt: das heutige Blatt ſei für ſehr verbildete, oder für grobe, für gemeine, für ziemlich ruchloſe, für fade u. ſ. w. Leute! — So etwas klingt freilich traurig; aber den tückiſchen Hinz und den groben Kunz zieht es doch an, und die Gewohnheit thut viel.

Doch nun genug des Scherzes! des Scherzes, den niemand verſtehen wird, der mir nicht den redlichſten und zuweilen auch wohl wehmuthvollſten Ernſt zutrauet, aus dem allein er hervorgegangen iſt und hervorgehen konnte. Nur wer Deutſchland, das ächte, reine, gründliche, ſo liebt, wie die — Tauſende, aus denen es beſteht, — während das andere leere Gewühl die Treſter nur einhüllt, — nur der darf ſo ſtreng ſcherzen über den tiefen Fall, den wir hie und da erlebt. Daß wir auch jetzt noch einige würdige, nur Gutes wollende Blätter haben, kann niemand inniger anerkennen als ich. Und ſo wollen wir denn hoffen, und hoffen, und immer hoffen.

§. 40.

Romane und Novellen.

Es ſcheint als gebe es keine Form der Dichtung, die für den deutſchen Charakter (Sinnigkeit, Tiefe, Ernſt, Heiterkeit, Genauigkeit, Ausführlichkeit u. ſ. w.) ſich ſo ſehr eigne als der Roman, und es iſt auch kaum irgend eine ſo fleißig cultivirt worden als dieſe. Freilich, wer nur aus den gewöhnlichen Literargeſchichten vernommen hat, daß Gellerts „ſchwediſche Gräfin“ vom Jahr 1746 der erſte deutſche Roman ſei, der wird hier lächelnd erwiedern, wir ſeien doch ein wenig ſpät gekommen; allein es verhält ſich damit ganz anders. Jene unſcheinbaren Volksbücher aus den früheren Jahrhunderten von der heiligen Genovева, dem Eulenſpiegel, Fortunatus Wünſchhütlein, den Schildbürgern, dem Kaiſer Octavian, der ſchönen Magelone u. ſ. w., was waren ſie anders als Romane? Manche darunter ſprechen uns deutlich genug als urſprünglich und nothwendig dramatiſch an, andere ſind durch ſich ſelbſt der Novelle angehörig, und dennoch machten die Deutſchen, ſo gut es gehen wollte, Romane daraus, weil nun einmal dieſe Form ſo allgemein geübt ward, daß ſelbſt das Widerſtrebende in dieſelbe hinein gezwängt wurde. Dennoch iſt der Sinn, der bei den meiſten dieſer Arbeiten waltete, ein löblicher. Man ſah den Roman als den Spiegel des Lebens an, der alles wiederſtrahlte, was dem Vf. wichtig ſchien. Nun wollte man zwar zuweilen in Epigrammen reden, aber nicht epigrammatiſch leben, daher das große Streben nach Deutlichkeit und Ausführlichkeit, die häufig in Breite ausartet. Es kann niemand weniger geneigt ſein die letztere in Schutz zu nehmen als ich; was aber die behaglichere Ausführlichkeit betrifft, ſo ſcheint ſie mir allerdings bei weitem wünſchenswerther, als die ehedem beliebte franzöſiſche Weiſe Romane zu ſchreiben, z. B. die Voltair'ſche in Zadig, dem Optimiſten u. ſ. w., obwohl freilich keine Form dem zwar luſtig thuenden, doch unglücklich verflüchtigenden Geiſte hätte aufhelfen können, der in den genannten Sachen waltet. Die Deutſchen waren Homeriſcher geſinnt, und erzählten uns genau, was Held und Heldinnen gedacht und geſagt, zuweilen auch wohl, was ſie nicht gedacht und nicht geſagt hätten und warum nicht.

§. 41.

Späterhin, in der zweiten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts, verlor man freilich Vieles an Friſche und Munterkeit, doch ſuchte man dieſen Mangel durch noch verſtärktern Drucker des Verſtandes, leider aber auch durch noch größere Breite zu erſetzen, worüber ich bereits früher geſprochen habe. Dennoch bleibt Lohenſteins Arminius, trotz aller ſeiner äſthetiſchen Sünden, ein eben ſo wichtiges als ſchätzbares Werk, ſollten auch erſt mehrere Vorrichtungen und neue, feſtere Leſepulte angeſchafft werden müſſen, um denſelben der Möglichkeit, ihn zu leſen, näher zu bringen. Auch Herculiscus und Herculisca ſoll wegen der deutſchen Geſinnung und des deutſchen Schmerzes über Undeutſchheit in ſeinem Werthe bleiben, während die ſpätere Inſel Felſenburg als ein ſehr erfreuliches Zeichen von wachſender Darſtellungskunſt betrachtet werden muß. So war für unſere Vorfahren der Roman faſt das einzige Aſyl, wo ſie mit ihrer Phantaſie landen konnten, mit der ſie ſonſt nicht gewußt haben würden wohin: ja, ſelbſt die reinen Phantaſien fanden hier einen Zufluchtsort, und ſo iſt ſelbſt „der im Irrgarten der Liebe herumtaumelnde Cavalier“ von dieſer hiſtoriſchen Seite nicht unwichtig. Die „ſchwediſche Gräfin“ iſt dagegen ein mißlungener Verſuch, die ſogenannte neuere Bildung und den Leipziger Geſchmack der vierziger Jahre auch im Roman zu Tage zu fördern, und ich möchte auch nicht eine einzige Fabel oder gereimte Erzählung des vortrefflichen Gellert für dieſe farbloſe Gräfin hingeben. Was weiter folgte wiſſen wir. Es zeigte ſich abermals das Favoritunglück der Deutſchen: die Nachahmung; nur daß man in den funfziger und ſechsziger Jahren nicht mehr ſo häufig bei Frankreich als bei England die äſthetiſchen Anleihen machte. — Wie trefflich aber änderte ſich das ſchon wenige Jahre darauf!

§. 42.

In der nun folgenden friſchen Blüthenzeit unſerer Literatur (ſie dauerte etwa bis 1780) giebt es für den genauern Betrachter noch manche Merkwürdigkeiten, die als wahrhaft deutſch nicht überſehen werden ſollten, z. B. eine bald ſentimentale, bald naive Befreundung mit der Natur. Ich kenne keinen einzigen Dichter aus der damaligen Zeit, der nicht wenigſtens Ein Frühlingsgedicht verfaßt hätte, und wenn man gegen Weihnachten die wenigen, aber oft inhaltſchweren Muſenalmanache aufſchlug, ſo durfte man ſicher ſein den letzten Mai wieder aufwachen zu ſehen. Die Hauptſcenen in den Romanen ſpielten faſt alle auf Dörfern und auf Spaziergängen, wobei ſehr viel Liebe und ein wenig Milch genoſſen wurde. Erſchien vollends der Mond, ſo ward alles rege, und es iſt die Frage, ob die peruaniſchen Prieſter die Sonne inniger angebetet haben als die deutſchen Dichter den Mond. Höchſt willkommen war ein Gewitter, und jeder Jüngling und jedes Mädchen konnte Klopſtocks „Frühlingsfeier“ auswendig. Thränen wurden ohne Zweifel zu viel geweint, doch weinten die

Meiſten gewiß ſehr ehrlich, und manche poetiſchen Blumen befanden ſich in dieſem Morgen- und Abendthau gut genug u. ſ. w *). Da indeſſen bei allen dieſen und ähnlichen Dingen mit der Zeit immer mehr Uebertreibungen hervor traten, ſo konnte es nicht fehlen, daß man bald dahinter kam, und manche gerechte Satyre, Scherz und Spott ließen ſich dagegen vernehmen. Schlimm nur, daß ſo viele Deutſche, wenn ſie hinter dergleichen Ueberſchwänglichkeiten kommen, nun auch ſogleich tobend das Kind mit dem Bade verſchütten, wobei indeſſen zum Glück die wahren geflügelten Götterkinder nichts zu fürchten haben. Manche leere Kritiker, die nie eines poſitiven Etwas mächtig waren, fühlten ſich jetzt unſäglich luſtig, daß ſie doch gegen irgend ein wirkliches Etwas ſchreiben konnten, und die armen Dichter wurden zuletzt ſo verſchüchtert — ſchlimm genug, ſich verſchüchtern zu laſſen! — daß ſie ſich mit der größten und heftigſten Mühe vor nichts ſo ſehr hüteten, als vor dem Feuer und den Thränen. Eine kindliche Freude an der Natur wagten nur ſehr wenige noch blicken zu laſſen, bis endlich die Freude ſelber verſchwand, da die Natur, wie bekannt, mit verſchüchterten Menſchen nicht viel zu thun haben mag. Der Mai, den bereits der alte herrliche Logau in zwei Zeilen ſo ſchön beſungen hatte, und der auch in jener viel ſpätern Blüthenzeit oft ſo köſtlich gefeiert worden war, blieb jetzt ungerühmt, und faſt ſcheint es, als habe er ſich ſpäterhin, beſonders im neunzehnten Jahrhunderte, durch regne-

---

*) Kein europäiſches Volk, ja vielleicht alle zuſammengenommen, hat ſo viele Lieder an den Mond als wir Deutſchen, und der redliche franzöſiſche Schriftſteller Dorat ſcheint beinahe an ein zauberiſches Verhältniß zwiſchen uns und Selenen geglaubt zu haben. Auch er flehte deshalb den Mond um Gedichte an, doch ihm blieb er ſtumm, während er zu Stollberg, Miller, Bürger, Goethe u. a. ſo lieblich ſprach.

riſche Kälte dafür gerächt (man erinnere ſich nur z. B. des Mai 1814, 15, 16). Mit dem Mond durfte vollends niemand mehr kommen, denn die allgemeine deutſche Bibliothek hatte zu oft und zu plump darüber geſpottet, als daß man es noch hätte wagen ſollen, da das Verdammungsurtheil ſchon voraus zu ſehen war. Zarte Liebe wagte faſt niemand mehr zu bringen, denn man wandte mit leichter Mühe ein Meduſenhaupt gegen dieſelbe: den bloßen Namen „Siegwart." — Die ächten Thränen ſind ohne Zweifel nichts anders als das Zeichen der wiederhergeſtellten Freiheit und Klarheit im Menſchen, wie der Regenbogen nach dem Gewitter, doch daran dachten die Recenſenten nicht, ſondern fanden es bequemer ſie ſämmtlich zu proſcribiren. Und was erfolgte endlich? — Häufig genug fand ſich eine Denkart, die, wenn ſie alles frei heraus zu ſagen wagte, ſich etwa alſo ausſprechen würde: Es iſt eigentlich und bei Lichte beſehen ein jämmerliches Ding um das ganze menſchliche Leben, die Freundſchaft iſt entweder froſtig und eigennützig, oder doch eine bloße Thürklinke zur Liebe, und die Liebe ein Rauſch, der mit Migräne endet; doch iſt der Rauſch noch das Beſte. Mit der reinen Natur (der Weltſeele), dem Glauben, der Empfindung, hat ſich die Mehrheit der Current-Encyklopädiſten wenig befaßt; aber die lachende Fratze einiger derſelben hat man oft genug als geiſtreich bewundert. Ganz offen darf man dergleichen freilich nicht ſagen, verblümt aber iſt es nicht bloß erlaubt, ſondern des Lobes gewiß, und wer dergleichen in wohlklingende Verſe oder in einen Roman einzukleiden verſteht, darf auf den Beifall von manchen vornehmen Leuten Rechnung machen.

§. 43.

Jene früher bezeichneten unſchuldigen Romane wichen deshalb nach und nach aus unſerer Literatur, man verachtete ſie als „alte Tröſter,“ und an ihre Stelle trat eine Gattung, die man recht ſehr untröſtlich nennen muß. Die Schriftſteller hatten ſich nämlich oft genug nachſagen laſſen müſſen, daß es in der Wirklichkeit ganz anders hergehe als in ihrer geträumten Welt, daß es mit ihren unſchuldigen Menſchen nicht weit her ſei u. ſ. w. Was war dabei zu thun? Man mußte ſich um die ſogenannte Menſchenkenntniß bemühen, und zog denn auch wirklich aus mit Netzen und Stangen, um das gehörige Wild für die Tafel des Publikums zu bekommen. Die hübſchen blonden Jünglinge mit ihren Liebesſeufzern und ihrer Semmelmilch wurden gänzlich verſchmäht, aber ſchlimm geſinnte Geſellen, welche jedoch Lovelace kaum hätte als Bediente gebrauchen können, waren willkommen. Einige dieſer Autoren brachten endlich nach langer Uebung in jener Menſchenkennerei heraus, daß die Menſchen größtentheils armſelige Taugenichtſe ſeien, verlangten aber ungebührlicher Weiſe, daß man ſie ſelbſt für vortreffliche Leute halten ſolle. Das Publikum war dabei in einer übeln Lage, denn ſolche entſetzliche, bis zur Grobheit feine Menſchenkenner bloß zu verachten ſchien doch gefährlich, und ſie zu lieben war unmöglich, da nun einmal die Gemüthsdürre ſich nicht lieben läßt.

Dieſem Unweſen ſchien C. G. Cramer ſteuern zu wollen, doch freilich auf eine ungebührlich phantaſtiſche Weiſe, indem er die Menſchen alle gerade ſo ſchilderte, als es ihm eben gefällig war, ohne ſich im mindeſten zu ängſtigen, ob er die Wahrheit getroffen. Das lernbegierige Publikum freute ſich abermals, daß es etwas ganz Neues zu hören kriegte, und nahm die Kurzweil gern mit. Dieſer Schriftſteller hatte in unſerer Literatur gleichſam einen Tanzſaal für ſich allein, in dem er ſeine nicht ohne Phantaſie erfundenen Menſchen und Sachen etwas tumultuariſch herumſpringen ließ, und man bezahlte gern die Entree. Manche Leſer tanzten auch wohl mit und ließen hinterher die Sprünge wieder abdrucken.

Chr. Spieß ſpeiſte ſogar an zwei Tafeln zugleich, indem er in einigen ſeiner Schriften ſich als emſigen Phyſiologen, Pſychologen und immenſen Menſchenkenner zeigte, während er in andern eine ſeltene bunte Ammenphantaſie walten ließ. Und doch war er dabei ſehr beſcheiden, weshalb auch ein Theil des Publikums, das ſich in ſeinen leeren Stunden vielleicht ſelbſt krank fühlt, ihn, ſo lange er lebte, als einen guten dienenden Bruder in dem literariſchen Hoſpital betrachtete. „So lange er lebte," muß ich leider wiederholen, denn als er geſtorben, war wenig oder gar nicht mehr von ihm die Rede.

Lafontaine's ohne Zweifel viel feinere Bildung wurde zu wenig von ſchaffender Kraft und romantiſcher Phantaſie unterſtützt, und was er als geſellig gebildeter Charakteriſtiker leiſten konnte, war zu bald ausgegeben, als daß man in ihm einen Verbeſſerer des Geſchmacks erkennen könnte, wenn auch nicht in Abrede geſtellt werden darf, daß in einigen ſeiner Schriften ein ſanfter Geiſt die Flügel regt, der nur leider oft an übeln Angewöhnungen leidet.

§. 41.

Erwägen wir alle dieſe Umſtände, ſo darf uns die Aufnahme, welche dem „Wilhelm Meiſter" wurde, nur betrüben, aber nicht überraſchen, und da wir jetzt die Sache ohne zu tiefen Herzenskummer betrachten können, ſo wäre es der Mühe werth, ein paar Kritiken jenes Werks aus den Jahren 1795 bis 98 wieder abdrucken zu laſſen, damit die Freunde des wider Willen Grotesk-komiſchen einige Gemüthsergötzlichkeit daraus ſchöpfen möchten.

Um dieſe Zeit trat auch Tieck mit ſeinen erſten Romanen und Novellen auf (vgl. über ihn „Umriſſe," S. 105 bis 120).

Daß die Geſchichte der „Schildbürger“ in ihrer — hie und da vielleicht zu breiten, ſonſt aber höchſt witzigen Behaglichkeit dem Publikum nicht zuſagen wollte, begreift ſich leicht, weil manchem Leſer ſelbſt im Lächeln doch etwas ſchwül dabei zu Muthe ward, und da man ferner dem Dichter des geſtiefelten Katers nicht viel Cordiales zutraute, ſo vergaß man über jener unſterblichen Satire, daß ja eben der ächte Satyriker nothwendig auch in harmloſer Schalkheit ſich am liebſten ergehe. Aber die Novelle „der blonde Eckbert“ wurde faſt ganz überſehen, ein trauriger Umſtand, den wir jedoch lieber glauben wollen, als daß man ſie las und ſich doch ihrer nicht erfreuen wollte. Oder hatte man wirklich keine Augen und keine Phantaſie mehr für die „wundervolle Mährchenwelt,“ die hier in der „alten Pracht“ ſiegreich aufgeſtanden war? — Daſſelbe Schickſal hatte ſpäter auch der „Runenberg,“ deſſen tragiſcher Zauber bei der Menge nicht wirkte, die ſich nicht auf dieſe magiſchen Kreiſe einließ. Mehr Aufmerkſamkeit erregten jedoch dieſe und andere Erzählungen, als ſie in neuer Geſtalt im Phantaſus vorgelegt wurden. Nun ſchwieg Tieck wieder mehrere Jahre lang, was das Publikum abermals nicht begriff, weil es, durch ſeine hurtigen Lieblinge verwöhnt, nicht einmal gern erlaubt eine Meſſe zu überſchlagen. Dann aber (1821) trat er plötzlich in einem Taſchenbuche mit einer Novelle: „die Gemälde,“ auf, und es ſchien den Deutſchen, als träte zu ihnen eine ganz neue Lichterſcheinung hin. Man hatte ſich in den letzten Jahren mit größtentheils gehaltloſen politiſchen und hiſtoriſchen Schriften, widerlich rohen Recenſionen, öden und dumpfen Tragödien, unbeholfen franzöſirten Poſſen und hunderttauſend Theaterkritiken herumgetrieben, und es ſchien, als ſei man nun dieſer traurigen Sachen müde geworden. Es war ein Augenblick der Buße, und man freute ſich, daß Tieck doch endlich einmal wieder von ſich hören laſſe. Man las, und zwar mit beſſerer Aufmerkſamkeit und Sinnigkeit als ſonſt, und weil man ſo las, fühlte man ſich erfreut und gehoben. Auch der an ſich unbedeutende Umſtand, daß dieſe Novelle, ſo wie die darauf folgenden zuerſt in Taſchenbüchern erſchienen, trug zu ihrer größern Verbreitung nicht wenig bei, da Viele im September und October jeden Jahres es für eine Ehrenſache halten, die Taſchenbücher zu durchlaufen; eifrigere Leſer nehmen ſogar den November und December mit zu Hülfe.

§. 45.

Betrachten wir zwei dieſer neueren Erzählungen genauer.

Tiecks Novelle: die Verlobung.

Seit langer Zeit *) hat wohl keine Novelle ſo ſchnell im Publikum gezündet, als die eben genannte. Um ſie recht zu loben, will ich aber erſt einigen Tadel voran ſchicken. Der Anfang hat eine ungehörige Breite. Alfred und der Offizier gewinnen nur halbe Phyſiognomien, und es wird alsbald eine an ſich höchſt intereſſante Frage, über die Bildung der Männer durch Frauen, ſo anregend hingeworfen, daß man ſelbſt dann noch damit beſchäftigt iſt, wenn ſich der eigentliche Kern der Novelle vor uns aufthut. Einige individuelle polemiſch-literariſche Beziehungen ſind zu ſehr in Bitterkeit getaucht, um hier günſtig wirken zu können. Das Fauniſche im Charakter des von Dorotheen verſchmähten Liebhabers hätte vielleicht gar nicht berührt, oder doch noch leiſer angedeutet werden ſollen, ſo wie auch die Erinnerung an gewiſſe poſitive Sünden der Mutter ungehörig erſcheint. Gerade hier werden die ſogenannten Frommen ihre Zuflucht ſuchen und wohl gar finden. Solcher Sünden ſind ſie ſich, zum Theil wenigſtens, nicht

---

*) So ſchrieb ich bereits im Frühling 1823.

bewußt, und eben deßhalb glauben ſie auch im Ganzen höher zu ſtehen als die Baronin und deren Umgebung. Es war völlig genug, wenn Tieck die reine Unausſtehlichkeit dieſer innerlich Hohlen und die Engherzigkeit dieſer ſogenannten Frommen zeigte: wie alles Leben aus ihren Gemüthern entflohen iſt, wie ſie ſich in dem kleinſten Kreiſe von mißverſtandenen Halbideen monotoniſch herum treiben, und wie ſie, um nur nicht vor Langerweile zu vergehen, ſich mühſam ſelbſtgefällig anlächeln, das Glück der Erſtarrung preiſen, und das Geſchick der im Leben wirklich Lebenden bald ſüßlich beſeufzen, bald mit thörichtem Hochmuth verſpotten, und Wiſſenſchaft und Kunſt als überflüſſig und ſtörend abweiſen. Dies hat Tieck meiſtens trefflich geſchildert, warum ließ er ſich nicht daran genügen? — Haben wir endlich noch die ganze, wenn auch nur kleine Erzählung von dem nicht exiſtirenden und ganz unnöthig ſcheinenden Amerikaner, ſo wie die etwas verwiſchten Züge der Landgüter verkaufenden Freundin gerügt, ſo bleibt faſt nichts übrig als reines Lob.

Gerade jenes jetzt ſo häufige thöricht polternde Geſchwätz von Frömmelei hat die Frömmelnden ſicher gemacht, denn es trifft zuweilen eben ſo gut die wahrhaft Frommen als ſie, oder vielmehr es trifft gar nicht, ſondern es geht in das Leere, ſo wie alles ſeichte Gerede, das aus einer Bruſt kommt, die überhaupt nichts Poſitives kennt und erfaßt hat. Hier aber in dieſer Novelle ſind Pfeile geworfen, welche wirklich treffen.

§. 46.

Wer die letzten zehn bis zwanzig Jahre wahrhaft und aufmerkend gelebt hat, muß ſolche Mütter, ſolche Töchter, ſolche Erzieherinnen und Hausfreunde geſehen haben, und er wird ſich erinnern, wie beengend und beklemmend die Luft war, — ihr ähnlich mag etwa die in der berühmten Höhle zu Bengalen geweſen ſein — — die er in der Nähe ſolcher Perſonen einathmen mußte. Es gab eine Zeit, wo ſelbſt manche ſonſt frei geſinnte Männer ſich wenigſtens für Tage und Wochen gefangen nehmen ließen, oder wo ſie wenigſtens den gerechten Zorn unterdrückten, weil ihnen gar zu viele Perſonen ſolcher Art begegneten, weshalb ſie in trüben Stunden beinahe an die Uebermacht des Schickſals hätten glauben mögen, die eine ſolche trübe Verwandlung der ehemals ſo ſinnig heitern deutſchen Art und Kunſt veranlaßt habe. — Vortrefflich iſt inſonderheit die Selbſtzufriedenheit, die Gemachtheit, das traurig-enge Fertigſein bei dem Mangel an aller eigentlichen Bildung in dem ganzen Weſen der Baronin geſchildert, und gar wohl begreifen wir und fühlen uns zu dem innigſten Mitleiden bewegt, daß ein trefflicher, ſonſt kraftreicher Ehemann an dieſer Frau und ihrer geiſt- und phantaſieloſen Titular-Frömmigkeit geſtorben iſt. Kunigunde giebt die beſte, das heißt furchtbarſte Ausſicht, die Mutter noch einſt zu übertreffen, und es iſt ein wahres Glück, daß ihr unterdrückter Mann (ſelbſt nicht ganz ohne Ironie) von dem Dichter durchgängig mit Ironie behandelt worden iſt; wir würden ſonſt kaum ertragen, ihn unter der Herrſchaft nicht bloß der Frau, ſondern der ganzen Familie zu ſehen. Aber die Sache iſt vollkommen wahr, denn wer in eine ſolche Familie heirathet, heirathet keineswegs Eine Frau, ſondern die ganze Familie, die, wenn auch ſonſt uneinig, doch in der methodiſchen Bemühung ihn zu lähmen und nach und nach geiſtig zu tödten, einmüthig handelt, wobei inſonderheit die Schwiegermutter, wie eine Alte vom Berge, geſchäftig feuerängig die Schaaren anführt und leitet. Meine einzige Hoffnung für dieſen Schwiegerſohn beruht auf Brandenſtein, der ihn vielleicht — wenn ſonſt keine Rettung mehr möglich iſt — nach der Scheidung gelegentlich mit guten Empfehlungsſchreiben nach Amerika verſehen wird, aus welchem Welttheile jener eben herkommt.

Dieſer Brandenſtein iſt ein hell geſchliffener Stahl, doch iſt leider vielleicht während des letzten Schärfens der Klinge eine Scharte in dieſelbe hinein gekommen, oder, wenn man lieber will, ein Gifttropfen darauf gefallen. Zum Glück iſt derſelbe leicht zu verwiſchen, ſo wie überhaupt alles, was in dieſer Novelle etwa mangelhaft erſcheinen kann, in wenigen Minuten oder Stunden durch die Feder getilgt werden könnte, ohne daß man im mindeſten beſorgen dürfte, das eigentliche Leben des Gedichts zu berühren, dem niemand etwas anhaben kann. Um das Tiſchgeſpräch, welches Brandenſtein veranlaßt, in ſeiner ganzen Vortrefflichkeit zu genießen, halte man auch den Gedanken feſt, daß jenes furchtbare, doch hier ſo ganz treffende Wort: „wenn er nur nicht fromm wäre,“ dann die ſcheußliche Rede der Mutter (es giebt kein anderes Wort dafür), die Betäubung des armen Mädchens und das Gewitter, welches die ſchwüle Luft hat reinigen wollen, — vorangegangen ſind.

Die Epiſode von dem Braten nähert ſich durch komiſche und tragiſche Kraft gewiſſen Shakſpear'ſchen Momenten, die in ihrer Natürlichkeit und ehrlichen Offenheit ſelbſt allegoriſchen Sinn mit ſich führen.

§. 17.

Die eigentliche Perle des Stücks iſt Dorothea, aber freilich eine ſolche, an welcher gar Viele kalt vorüber gehen werden, da ſie mehr an Thränenperlen oder auch wohl an Zahlperlen gewöhnt ſind. Die meiſten heutigen Dichter tragen deshalb auch große Sorge, daß der Leſer ja wiſſe, wen er für einen Diamanten zu halten habe und wen nicht, und ſie umſtellen in dieſer Abſicht ihre vortrefflichen Perſonen mit einem

Chor,

Chor, der uns oft zurufen oder auch zuſingen muß, wie der und der und die und die ſo über alle Maaßen vortrefflich ſeien. Der armen Dorothea nimmt ſich leider von der ganzen Familie keiner an, ſondern ſie wird gehofmeiſtert, getadelt und geſcholten, wo ſie ſich nur irgend ſehen läßt; es iſt aber ſeltſam, daß ſie während deſſen ſichtlich immer anmuthiger und intereſſanter ſich vor unſer Auge ſtellt, welchen Erfolg bei dem Leſer zu erreichen eine abſonderliche Kunſt nöthig iſt, von der freilich in den äſthetiſchen Lehrbüchern nicht geredet wird. Uebrigens iſt hier der Zuſtand einer gebundenen Seele, die ſich Jahre lang keine freie Bewegung hat verſtatten dürfen, des Verkanntſeins, dem nicht ſelten das Sich-ſelbſt-verkennen zur Seite ſteht, mit Meiſterzügen entwickelt worden. Man hat das liebe Kind tadeln wollen, daß es endlich die Bande gewaltſam löſt, und in einer Regennacht den welken Armen des unangenehmen Liebhabers und den ſcharfgeſchliffenen Glasaugen ihrer Familie faſt bewußtlos entflieht. Es giebt vortreffliche Menſchen, die alſo geurtheilt haben, man braucht ſie aber nur zu bitten ſich die ganze Lage genau zu denken, und es erſcheint ihnen mit einemmale anders und richtiger. Nur die Palonius, Malvolio's und ähnliche Naturen dürften in ihrem Urtheil über Dorotheen ſchwerlich zu belehren ſein. Schreiber dieſes geſteht gern, daß er — bei der allerſtrengſten Anſicht von der Pflicht des Gehorſams der Kinder — dennoch jene Flucht nicht bloß natürlich findet, ſondern daß er auch allenfalls Wagen und Pferde beſorgt haben würde, um es dem lieben armen Kinde bequemer zu machen.

Die Nebencharaktere, der luſtige dicke Mann und das erziehende Fräulein treten genau, deutlich und angenehm hervor, ohne — was dem Humoriſten ſo leicht begegnet — mehr Raum einzunehmen als ihnen zukommt. Bei der letztern Dame iſt es beſonders merkwürdig, daß ſie eben ſowohl in der ſtrengen Frömmelei als in der tanzenden Munterkeit gleichmäßig unanmuthig auftritt, und nicht minder bedeutend, daß ſie am Ende doch die Hand des dicken Herrn davon trägt, worin meines Bedünkens ſchon die Vorahnung der Nemeſis für beyde Theile liegt.

§. 18.

Noch werde hier des Umſtandes gedacht, daß Tieck die „falſchen Wanderjahre“ einer Erwähnung gewürdigt hat. Es war leider nöthig geworden, und eine polemiſche Novelle, wie dieſe, durfte ihnen allerdings ein paar Zeilen ſchenken. Möge ſie auf den Verfaſſer, welcher einer planlos zuſammengerafften Sammlung von wieder-, d. h. nachgedruckten Novellen Tiecks Bildniß vorzuſetzen wagte, einen heilſamen Eindruck machen. — Doch dürfen wir dies kaum hoffen, denn dieſer Schriftſteller, in Hinſicht deſſen die Nachwelt nichts weiter ſagen wird als: „Warum fertigtet ihr ihn nicht mit fünf bis ſechs Zeilen gleich bei ſeinem erſten Auftreten *) ab?“ gleicht jetzt als Schriftſteller leider nur zu ſehr der Tieckſchen Baronin, um baldige Beſſerung von ihm hoffen zu dürfen.

Hier könnten wir, wie es ſcheint ſchließen; aber wahrlich es ſcheint nur ſo, denn das Wichtigſte iſt noch zurück. Dieſe Novelle hat nämlich mitunter auch das Unglück gehabt, das ſich vorher ſehen ließ, ſelbſt von einigen ſolchen gelobt zu werden, deren Lob im höchſten Grade verdächtig iſt. Nur wer den ganzen heitern Tiefſinn des religiöſen Lebens verſieht, nur

---

*) Manche könnten jedoch antworten: Wir hielten auch jene von dir verſtatteten 5 — 6 Zeilen für überflüſſig, und in einer noch ſehr nahe liegenden Zeit (von 1798 etwa bis 1806) würde jenes Buch ſchwerlich auch nur ein einzigesmal recenſirt worden ſein.

wer da weiß und im innerſten Herzen fühlt, daß alles, was ſeine Wurzel nicht in Gott hat, Sünde ſei, ſo wie daß alles, was in Gott lebt, ewig iſt wie Er ſelbſt, und nur wer den Muth hat, ſich durchaus nicht irre machen zu laſſen, wenn Hinz und Kunz bei ſolchen einfachen, ſich ganz von ſelbſt verſtehenden Gedanken ausrufen: „Wie überfromm! wie mönchiſch!“ u. ſ. w. — welche Ausrufungen nichts koſten als übel angewandten Athem und verſchwendete Dinte — nur *der* darf glauben dieſe Novelle zu verſtehen und wahrhaft zu genießen.

Aber der wahrhaft Fromme, d. h. der in wahrer Menſchenliebe lebende, im Ernſt wie im Scherz das Unendliche erkennende wird eben deshalb jede dumpfe oder ſeichte Frömmelei wahrhaft haſſen, und um deswillen ſchon ſich freuen, daß Tieck eine ſolche Novelle geliefert hat, und höchſtens eine Nachſchrift von ihm wünſchen, die, für hundert entbehrlich, für tauſende von Nutzen ſein würde. Ein Kunſtwerk freilich ſoll keiner Nachſchrift *bedürfen*, doch hat auch kein Kunſtwerk eine Nachſchrift zu *ſcheuen*, und es giebt Zeiten, in denen man ſich über gewiſſe Gegenſtände, um der Menge willen (an die man doch auch ohne allen Hochmuth denken ſoll), kaum deutlich genug erklären kann. Die Dichterwürde leidet dabei durchaus nicht; die *kann* durch einen ſolchen Akt der Milde oder auch Uebermilde nicht geſchmälert werden. — Sonſt verſteht es ſich freilich von ſelbſt, daß der Verfaſſer des geſtieſelten Katers und der Genoveva den wirklichen Philiſtern — im Goethiſchen Sinne dieſes ſehr charakteriſtiſchen Worts — *nicht hat Freude machen wollen*; daß er aber dennoch auch einigen derſelben ſolche bereitet hat, iſt merkwürdig und rührend komiſch genug, um etwa in eine neue Auflage des geſtieſelten Katers aufgenommen zu werden.

§. 49.

Der Gelehrte, Novelle von Tieck.

— — „Mit ſeinem kleinen Hute,“ ſagt Engel von Lorenz Stark, „kam er zweimal außer die Mode und zweimal wieder hinein,“ Dieſer Scherz iſt eben ſo artig als ernſt und wahr, da wir Deutſchen nun einmal nicht ſicher ſind, daß eine Mode, die wir heute lieben, übermorgen einer andern weichen muß, die wir vielleicht nicht lieben, weshalb wir allerdings wohl thun werden, uns ſo ſpröde wie Stark zu zeigen. — In der literariſchen Welt wechſeln indeß die Moden nicht minder ſchnell, und das Urtheil mancher Kritiker hat Aehnlichkeit mit der Braunſchweigiſchen Mumme, von der bewährte Kunſtverſtändige behaupten, ſie werde auf einer längern Seereiſe mehreremale ſüß und mehreremale ſauer. Eben ſo wechſelt auch das größere Publikum in ſeiner Meinung. Nachdem man z. B. unſern trefflichen Jean Paul zwölf Jahre lang ſeinen Werth ganz allein für ſich hatte genießen laſſen, entſchloß man ſich gütig ihn anzubeten, doch ward Veit Weber, Spieß und ähnliche bei dieſer Gelegenheit mit angebetet, weil man einmal im Zuge war, bis endlich plötzlich, gleichſam in einer Nacht ein Froſt einfiel, weshalb auch der herrliche zweite und dritte Band des Titan kaum geleſen und höchſt ſelten — verſteht ſich, nur ebenhin — beſprochen ward. Etwa fünf Jahre darauf ſah man wieder neu erregt ein, der Mann ſei doch ſo übel nicht, und auf ein wenig friſches Holz in die Vergötterungsflamme, meinte man, ſolle es nicht ankommen, wodurch man ſich allerdings ſehr löblich vor den Affen auszeichnete, die, ſo gern ſie auch warm ſitzen, doch nie einſehen lernen, daß man, um das Feuer im Kamin lebendig zu erhalten, von Zeit zu Zeit neue Splitter nachlegen müſſe. Späterhin ließ man es wieder gut ſein, und ich weiß nicht

enau zu ſagen, wie die vortrefflichen Sachen hießen, die man
erade las, als der Komet erſchien, weshalb man dieſen nicht
ſen konnte. Seitdem hat der Tod uns den theuern Mann
ntzogen, und nun iſt er abermals in Mode gekommen, und
var in die rechte ächte, bei der es hoffentlich ſein Bewenden
aben wird.

Wie es nun in Beziehung auf die Mode jetzt mit Tieck
ehe, der zum Glück noch in guter Geſundheit und Heiterkeit
nter uns lebt und, wie wir mit Innigkeit hoffen, noch recht
nge unter uns leben wird: das möchte nicht ſo leicht zu ſa-
en ſein; ich wenigſtens weiß es nicht genau, und bin auch
icht ſehr bemüht es zu erfahren (ich rede hier von ihm nur
ls Novellendichter, nicht von ihm als Kritiker). Das öf-
entliche Urtheil der heutigen Welt über Dichterwerke iſt über-
aupt kaum mehr mit Beſtimmtheit anzugeben. Jedes kriti-
he Blatt prangt mit mehreren Stimmführern, die ſich ſelten
ur durch Ernſt und Liebe auszeichnen, während gar viele an-
ere in Seichtigkeit und Frechheit ihren Genuß finden, wobei
ider ein großer Theil des Publikums dem Anführer der Ge-
chtsdiener in Don Juan gleicht, welcher den Ausſpruch thut:
Er iſt gewiß unſchuldig und muß wohl recht haben, ſonſt
äre er nicht ſo entſetzlich grob.“ — Zum größten Glück
iebt es jedoch in Deutſchland noch eine ſtille Gemeine, die
ber auch eine ſehr kräftige iſt, und z. B. den — Kuckuck
ragt nach allen jenen Schreiern, ſondern tüchtig fortliebt was
u lieben iſt, und abweiſt was ihr gehaltlos oder widrig er-
cheint. Wenn ich alſo auch nicht weiß, ob Tieck als Novel-
endichter noch in der Mode iſt wie er es war, ſo weiß ich
och gewiß, daß er wieder einmal hinein kommen wird, weil
as Ausgezeichnete nothwendig ſiegen muß; nur daß wir das
Wann nicht genau angeben können. Er trägt auch noch ei-
nen ganz andern Hut als jener Lorenz Stark, ich meine den

Freiheitshut ächter Poeſie, reich geſchmückt mit dem Laub aus den ſchönſten, duftendſten Hainen. — —

§. 50.

Was wird aber nun auf eine ſo lange Vorrede folgen? Eine ſehr kurze Bemerkung. Die oben genannte neueſte Novelle möchte ich die Novelle der Milde und Beſcheidenheit nennen. Wer will, mag ſie auch „unſcheinbar“ heißen, da wir ja wohl alle nachgerade des Scheinbaren ſatt geworden ſind. Wir finden hier drei Gattungen von Menſchen, ganz wie ſie uns im wahrhaftigen Leben begegnen: Einer hat ganz recht, der andere hat halb recht, der dritte, vierte, fünfte bis hundertſte und tauſendſte hat durchaus unrecht. Der erſte iſt hier aus reiner Dichterzartheit zu einer erſten geworden, und wir finden das nicht bloß zart, ſondern gerecht und billig, denn mögen wir Männer uns auch noch ſo ſehr zum Widerſpruch ſtacheln, ſo werden wir doch eingeſtehen müſſen, daß es mit dem Ganz-Rechthaben bei uns nicht immer fort will, weil wir gar zu Vieles wollen, auch das Leben ſelbſt uns in eine Schule nimmt, in der wir faſt gar zu viel zu wollen und zu wiſſen gelehrt und genöthigt werden. Der Kreis, den die Frauen um ihr Leben ziehen, iſt kleiner und darf kleiner ſein. In demſelben können ſie leichter die gehörige anmuthige Ordnung bewerkſtelligen, und aufräumend und aufgeräumt von dem Mittelpunkt dieſes kleinen Kreiſes aus, den Kreis par excellence und das Unendliche ahnen, das bei den Männern (oft wider ihren Willen) wohl gar nur als die Progreſſion einer Linie erſcheint, bei der wenig Tröſtliches zu finden iſt. So iſt auch dieſe Helena ein liebes, kleines, beſchränktes, aber vollſtändig lebendes und deshalb durchaus liebenswürdiges Kind. Es iſt nicht im mindeſten befremdend oder gar groß zu nennen, daß ſie mit den geputzten Aeltern und Schweſtern nicht auf den Ball verlangt, ſie hat ja die allerbeſte Geſellſchaft in ſich und bei ſich und mit ſich, ihr iſt a ſo wohl in der reinen Stille, ſie kann ſich ja nun ganz ſicher freuen an ihrer eigenen Harmonie, ohne durch menſchliches Sperlingsgezwitſcher und Lachtaubengeräuſch geſtört zu werden. Sie hat ja, wenn ſie will, ein angenehmes Buch neben ſich liegen, ſie hört ja die nahen Kirchenglocken, ſie kann ich ja freuen über die beiden niedlichen Töpfchen am Feuer, wie das kleine Mittagseſſen enthalten, und welche Wonne ſteht hr bevor, wenn ſie nun endlich in das lang verſchloſſene Geheimniß eines wohl geordneten Gelehrtenzimmers eintritt! — Hier iſt — wenigſtens fiel mir es ein — der herrlichſte Gegenſatz zu dem viel berühmten furchtbaren Beſuch der Blaubartskammer. Hier weht kein Schauder, ſondern hier wohnt die angenehme Stille, und ſtatt der ſchrecklichen Gerippe finden ſich in den ſchönſten Einbänden die alten Klaſſiker, denen ſelbſt die gründliche Bemerkung der alten Haushälterin, es ſeien doch nur blinde Heiden geweſen, keinen Eintrag thut. Die Scene des Raubes eines dem Quintilian gewidmeten Blättchens hat etwas Schickſal verkündendes, Magiſches, und wird uns nach und nach ſo bedeutend, daß wir wünſchten, der treffliche Profeſſor theilte ſie den zahlreichen Freunden des ehrbaren alten Kritikers mit. Und doch kann dies nicht geſchehen, es darf ſchlechthin nicht ſein und würde dem Zauber der Novelle Eintrag thun. — — Man ſoll nicht leicht von Kotzebue reden, wenn von Tieck die Rede iſt, doch kann ich mir diesmal nicht helfen, und muß als eines ſehr guten Einfalls erwähnen, daß in dem ſonſt armen Luſtſpiel, „das Epigramm," in welchem ein böſes Sinngedicht eine ganze Stadt in Tumult und eine Familie in das höchſte Elend bringt, beſagtes Epigramm durchaus nicht an den Tag kommt, ſondern nur geſpenſtiſch fortwirkt. Bei Tieck iſt jenes Magiſche höchſt einſach und reizend gehalten, jener Quintilianszettel wird immer lebendiger, und ich geſtehe nochmals, daß ich mich nach deſſen Anſicht ſehnen könnte, obwohl ſich tauſend Gründe finden, weshalb mein Wunſch nicht gewährt werden kann.

51.

Kehre ich jedoch, wie billig, zum ganzen Ernſt zurück, ſo möchte ich neben jener reizenden Scene der ſinnig-frommen Stelle gedenken, in welcher Helena, bei dem höchſten Unglück, „liebend nicht geliebt zu ſein und das Geliebte einem unwürdigen Gegenſtand anheim fallen zu ſehen,“ mit Inbrunſt den Himmel bittet, ſie doch ja vor aller Bitterkeit zu bewahren. „Auch dürfe ſie, meint das liebe Kind, in ſolchen Schmerzen ja nicht krank werden.“ Möchte doch kein Leſer über eine Stelle ſolcher Art obenhin wegleſen, oder bloß meinen, es ſei eine recht hübſche Scene; ich finde darin — warum ſollt' ich nicht wagen es auszuſprechen? — das herbe Weh vieler tauſend herrlichen Menſchen ſeit Erſchaffung der Welt bis heute. — Das herbe Weh; aber auch die ſüßeſte Beruhigung durch einen kraftreichen, frommen, klar entſcheidenden Vorſatz — der neues Leben giebt, weil er Leben iſt.

So wünſchte ich freilich noch lange über die treffliche, kleine, ungriechiſche Helena fortzureden; aber der gute Profeſſor will doch auch bedacht ſein. Er iſt der Repräſentant jener Menſchen (unter denen gar achtbare ſind), welche halb recht haben, und ſobald ſie ſich beſcheiden über die andere Hälfte nicht reden zu dürfen, in jener Hälfte wahrhaftig liebenswürdig ſein können. Zwar überſchreitet er, von einer wirrwarrigen Reiſe zurückkommend, jenen Kreis, indem er der Natur und dem Reiſen manches Ueble nachſagt; aber er thut es mit einer gewiſſen tragiſchen Beſcheidenheit, indem er nur ſich ſelbſt in ſeinem Unvermögen beſeufzt, — ſollten ſeine Worte auch nicht immer ausdrücklich auf ſeine Schwäche hindeuten. Trefflich iſt ſein Suchen nach dem Quintilianzettel, den er gerade jetzt nicht braucht, doch bedauern wir, daß die ſonſt brave Haushälterin nahe daran iſt einen falſchen Schwur über die Unverletztheit ſeines Arbeitszimmers zu thun, welches ihr der Dichter hätte erſparen mögen. Der Entſchluß, dem vielleicht zu kühl gehaltenen Doktor die Wahl einer Frau für ſich zu überlaſſen, ſcheint mir nicht vollkommen motivirt, doch könnten hier, wie oben, ein paar Zeilen die Sache in das Gleiche bringen — falls ich nicht etwa, von der Hypochondrie des Profeſſors angeſteckt, dem Dichter eine falſche Ausſtellung mache. Aber die Krone des ganzen Werks iſt das Geſtändniß des Gelehrten an ſeine Dienerſchaft, ſein Hinuntergang oder Hinunterwanken in das erſte Stockwerk, ſein friſches Athemſchöpfen am Nußbaum im Hofe, und die Entſcheidung in der Küche. Hier wird es völlig deutlich, daß ſein halbes Sein kein in der Halbheit abgeſchloſſenes, zugeriegeltes war, ſondern nur ein temporärer Mangel, mit ſchöner Sehnſucht ſich zu vervollſtändigen. Ein einziger Moment hat ihn zum Manne gemacht; aber er hat ſich auch würdig gezeigt einen ſolchen Moment zu erleben. Dennoch wird er ſelbſt gewiß am liebſten geſtehen, daß Helena immer ein vollſtändiges Weſen war und in ſich ſelbſt ganz recht hatte, und daß ſie durch jenes Gebet eine Vollſtändigkeit des Gemüths errang, die er nur durch einen Glückszufall gewinnen konnte. — So iſt ſein Verlobungstag ein wahrer Triumphtag, d. h. ein ſolcher, an dem man ſich mit der reinſten Freude geſteht, daß man ihn nicht verdient habe, worauf denn, ſobald nur jenes Geſtändniß der tiefſte Ernſt iſt, der höchſte Genuß folgt *).

---

*) Wie nahe er überhaupt jener Ganzheit ſtand, und wie er ſogar in einzelnen höhern Stunden ſich ihrer bemächtigen

Was den Haushälter und die Haushälterin des Profeſſors anbetrifft, ſo können uns dabei wohl die ergötzlichen Thiere auf Hogarths Kupferſtichen einfallen, die bekanntlich ihre Herrſchaft überbietend nachahmen, und in dieſem Sinne ſind manche Bedienten in Ifflands beſſeren Schauſpielen gedacht, und zuweilen auch ſo ziemlich durchgeführt. Bei Tieck iſt alle Grellheit fern gehalten, und das ganze Verhältniß dieſer Diener zu ihrem Herrn iſt in reine Poeſie getaucht. Es iſt wahrhaft erbaulich, daß der ehrenwerthe Alte einen ganz neuen Schmerz empfindet, da ihm ſein hochgeſchätzter Herr bei dem Geſtändniß ſeiner bevorſtehenden ehelichen Verbindung mit einem leer und ſeicht hinlebenden Mädchen — zum erſtenmal in ſeinem Leben (er wagt es kaum ſich ſelbſt einzuräumen) lächerlich und albern vorkommen muß, und es iſt gewiß eine tugendhafte Deſperation, daß er bei ſo bewandten betrübten Umſtänden nun auch nicht länger vernünftig bleiben, ſondern faſt tollkühn gleichfalls heirathen will. Darf ich in meiner Angabe des Maaßes im Rechthaben bleiben, ſo möchte ich

---

konnte, zeigt deutlich die vortreffliche Unterredung mit dem armen jungen Candidaten, der ſeinen dürftigen Baſedow'ſchen Unterricht ſo theuer büßen muß, und jetzt ſo ſchön durch den ächten Gelehrten gerettet wird. Ich lobe dieſe Scene nicht bloß, weil ſie charakteriſtiſch iſt in Beziehung auf den Profeſſor: ſie iſt bei weitem mehr eine culturhiſtoriſch-wichtige Andeutung, wie wir deren in Tiecks Novellen ſchon manche bekommen haben. Spricht ſich dafür auch heut zu Tage der Dank noch nicht aus — (ich wenigſtens habe ihn noch nie ausgeſprochen geleſen); — in funfzig oder hundert Jahren wird jeder denkende Culturhiſtoriker mit wahrer Luſt zu Tiecks Novellen greifen, um ſich durch ſie über Manches zu belehren und zu ergötzen.

Es curſirt jetzt in manchen Recenſionen das hübſche Wort „hiſtoriſche Grundlage," aber Jahreszahlen, Namen, Stellen aus Chroniken u. ſ. w. machen ſie nicht aus. Hier in dieſer kleinen, ſtillen Novelle iſt eine.

vermuthen, daß er und ſeine künftige Frau etwa ein Viertel recht haben, ſtets aber meinen werden, ſehr originell und in der Ueberfülle des Rechts zu ſein.

§. 52.

Dafür haben die Aeltern und die beiden ältern Schweſtern Helenens von A bis Z unrecht; — eine Charakteriſtik, die leider auf Millionen Menſchen paßt. Im rechten Sinne des Worts leben ſie eigentlich gar nicht; um aber wenigſtens fortzudauern, bemühen ſie ſich um einige Zuckungen und Luſt, die von weitem ausſieht wie Leben. So putzen ſich z. B. die beiden ältern Schweſtern gern, tanzen und kokettiren mit Vergnügen, bringen auch wohl ein wenig Sündhaftigkeit mit in das Spiel, etwas kalte Grauſamkeit gegen die jüngere Schweſter und dergleichen. Die Mutter will gar einmal die Gerechte ſpielen und der Vater ſich bei Tiſche als Mann zeigen — noch dazu gegen den Profeſſor — es geräth aber beides nicht, wogegen die Gemeinheit der älteſten Tochter, welche die Diamanten des Gelehrten für weit erfreulicher hält als den ganzen Mann, etwas Intereſſantes hat, weil ſich doch ihr Sinn ehrlich ausſpricht.

Bis dahin wäre nun alles gut und ſchön, ja vortrefflich. Wie aber ſteht es mit den letzten Blättern der Novelle, auf denen wir noch drei Jahre weiter geführt werden? Dieſe Frage hat in meinem kleinen Zimmer ſchon mehrere Stürme erregt, und es fehlt mir viel zu einem Neptun, der (wenn Virgil nicht irrt) die Wellen durch ſein bloßes Erſcheinen und ein paar wohlgemeinte Worte zu beſchwichtigen vermag. Einige Damen konnten den Profeſſor in ſeiner nunmehr errungenen Leichtigkeit nicht mehr ſo anziehend finden als früher in ſeiner Schwere, und die Vornehmſte darunter wollte inſonderheit den würdigen Schulmann nicht goutiren, wenn er den großen Pflaumenkuchen auf eigenen Händen herbeiträgt, zerſchneidet und ſtückweiſe vertheilt. Dagegen aber habe ich redlich gekämpft und hoffentlich nicht ganz ohne Erfolg. Nur der Schulmann hat wahre Autorität, der von der Autorität etwa nur dann ſpricht, wenn das Wort in den Alten vorkommt, ſonſt aber in Beziehung auf ſich ſelbſt nicht einmal mehr daran denkt, weil ſich ſeine eigene Autorität bei den Schülern ganz von ſelbſt verſtehen muß. Iſt es ſo — aber auch nur dann — mag und kann er mit den Schülern ſcherzen und lachen, und Pflaumenkuchen eſſen ſo viel ihm und ihnen gut thut; es ſteht ihm wohl, und der Leſer hat zu bedauern, daß er nicht mit lachen und allenfalls mit eſſen kann.

§. 53.

Bedenklicher iſt jedoch die gelehrte Bildung, in der ſich uns jetzt Helena zeigt, ſo wie ihre Rede über dieſe Bildung. Ich will allenfalls in einer feurigen Oration betheuern und zu beweiſen ſuchen, daß Helena's jetzige Bildung bei weitem höher ſei als eine gelehrte, und dennoch ſind wir Männer nun einmal ſo angethan, augenblicks ein ſolches Wort zu gebrauchen. Wir fühlen hinterher unſere Phantaſie verletzt, das Bild hat von ſeinem friſchen Hauch ein klein wenig verloren, Helenens Augen ſind weniger klar u. ſ. w. *), wobei ich jedoch, wider allen Recenſentengebrauch, erkläre, daß ich in dieſem Punkt gern unrecht haben will. Darin aber hab' ich ge-

---

*) Jedes weibliche Auge, das viel geleſen hat oder viel beim Schreiben gebraucht worden, wird auf eine ganz eigene Weiſe über kurz oder lang verrathen, was es gethan und gelitten. Dennoch ſteht es weit ſchlimmer mit den Augen, die ihre Kryſtallhelle durch den Kerzendampf in zu häufigen Geſellſchaften einbüßten.

wiß nicht unrecht, daß ich ſowohl dem theuern Dichter als dem Profeſſor zu bedenken gebe, ob es wohl recht ſei, einer lieben Frau, und noch dazu einer ſolchen, die erſt vor kurzem von dem Ehrenkrankenlager aufgeſtanden iſt, einen Druckbogen in alter Sprache zur Correctur zu übergeben. Der ſelige Gottſched machte freilich mit ſeiner guten Adelgunde Victorine wenig Umſtände, und die arme Frau hat ſich bei ihm die Augen ausgeſchrieben und ausgeweint, aber der Tieckſche Profeſſor ſoll billig mit dieſem hart geſcholtenen Manne gar keine Aehnlichkeit haben. Ihm ſcheint auch ſelbſt das Gewiſſen zu ſchlagen; aber ſeine Worte: „die Correctur hat dich angegriffen," ſind nicht hinreichend uns mit ihm zu verſöhnen, denn ſie erregen nur ein Lächeln, das — nicht wohl thut.

Doch genug der kleinen Ausſtellungen. Es hat mit ihnen nicht viel auf ſich, und wenn der geliebte Dichter ſie als richtig anerkennen ſollte, ſo bedürfte er etwa nur eine Viertelſtunde, um die Sache in das Reine zu bringen. Mit wenigen Federzügen wäre es fertig, denn den eigentlichen Kern der Novelle gehen meine Ausſtellungen nur wenig an. Für den Genuß, den mir dieſe gewährt hat, habe ich innig danken, und zugleich ſämmtliche bekannte und unbekannte Freunde, welche noch *leſen* können, auf dieſes neue Geſchenk aufmerkſam machen wollen. Es thut gar wohl, in dem heitern, warmen Herbſtſommer, der ſich hier vor uns ausbreitet, zu wandeln.

§. 51.

Walter Scott.

Wenn es nun in Deutſchland ſo treffliche Romane und Novellen gab, wie Wilhelm Meiſter, Siebenkäs, Runenberg u. ſ. w., ſo ſollte man freilich glauben, das Publikum wäre dadurch verwöhnt worden und habe ſich nur im Nectar baden wollen. Dem iſt aber nicht alſo, denn man will nicht immer in dem feinſten Genuß ſchwelgen, man iſt auch ein ehrlicher Hausmann, und verlangt deshalb auch nach Hausmannskoſt: ein Wort, daß der gute Deutſche nicht ohne Vergnügen ausſpricht. Hier alſo tritt ſchon das von alten und neuen Dichtern ſo oft erwähnte bedenkliche Verhältniß von Speiſenden (Leſern) und Kochenden (Schriftſtellern) ein. Aber man bleibt nicht dabei ſtehen, denn viele wollen weder Götterbrot, noch Göttertrank, noch jene redliche Hausmannskoſt, ſondern ſehnen ſich — ich muß in dem unerfreulichen Gleichniß bleiben — nach ungeſundem Backwerk, geſchwefeltem Wein oder auch nach verdorbenem Waſſer, wenn es nur — gebrannt iſt u. ſ. w. Damit haben auch viele Romane und Novellen gehorſamſt aufgewartet, doch wollen wir nicht weiter an dieſelben erinnern, da ſie ihr kurzes Leben oder Scheinleben wohl ſchon längſt werden durchgemacht haben.

Seitdem in Deutſchland höchſt erwünſcht Friede geworden iſt, und man wieder mit mehrerer Ruhe und Muße leſen kann, ward auch ein neuer und größerer Vorrath von Romanen nöthig, und dieſen zu liefern hat ſich niemand ſo thätig gezeigt als Walter Scott, bei deſſen bloßem Namen hunderttauſend europäiſchen Leſern das Herz vor Freude hüpft. Wirklich hat dieſer Romanenſchriftſteller eine Menge trefflicher Eigenſchaften, unter denen ich beſonders die genaue Kenntniß der Geſchichte ſeines Vaterlandes *), Kraft und Luſt zur Cha-

---

*) Soll es überhaupt hiſtoriſche Romane geben, — und das iſt allerdings völlig einzuräumen — ſo finden wir Scott nicht ſelten auf gutem, löblichem Wege. Dennoch wage ich zu behaupten, daß Steffens in ſeiner „Familie Walſeth ꝛc.“ die Idee des hiſtoriſchen Romans tiefer aufgefaßt habe, indem er mehr den innern Gehalt und den geiſtigen Pulsſchlag der Zeit — und in welch' einer Reihe von Jahren! — darzuſtellen ſtrebte.

riſtik und Beſchreibung, Ruhe und Mäßigung in den mei-
Fällen, geſelliges Talent und guten Styl anführen möch-
ſollten auch die höchſten Forderungen, „Poeſie und volle
rheit,“ im Ganzen unerfüllt bleiben. Dies Urtheil wird
niemanden mehr befremden, da wir in den letzten Jahren
e viel herbere Kritiken über ihn vernommen haben, die,
es ſcheint, auch von dem größern Publikum nicht miß-
t worden ſind. Es ſcheint mir deshalb am beſten, nur
in paar nicht genug hervorgehobene Umſtände aufmerkſam
achen.

§. 55.

Scott, Byron — Shakſpear.

Es iſt bekannt, daß Quintilian das Maaß der Bildung
dem Grade des reinen und verſtändigen Wohlgefallens
Cicero beſtimmen wollte. Man kann ihm das wenigſtens
zugeben; ſollten wir aber den Satz aufſtellen: „der kann
ß ſein Fortſchritte zu machen, dem Shakſpear und Goe-
mmer mehr und mehr gefallen,“ ſo würden wir wohl auf
als halbe Billigung rechnen dürfen. Steht dieſer Satz
ſo iſt eine kurze Hindeutung auf die Art, wie die beiden
mteſten brittiſchen Dichter über ihren größten Dichter
heilt haben, von beſonderer Wichtigkeit, und um ſo mehr,
wahrlich nicht an Zeit gefehlt hat, den Meiſter kennen
rnen, der ſchon ſeit mehr als zweihundert Jahren von
chied.

Walter Scott wollen wir auch in dieſer Hinſicht als ein
vollendes, liebendes Gemüth anerkennen. Er iſt ſtolz

---

er Ausführung iſt zwar einiges unzulänglich, einiges ganz
hnen; dafür ſind aber auch andere Details von großem
nge vortrefflich, ja muſterhaft zu nennen.

auf Shakſpear, es gefällt ihm gar Manches in deſſen Werken ſehr, und er ſpricht dieſen Beifall gern und oft aus. Er iſt, wie es ſcheint, mit manchen Stellen des Dichters ſo bekannt, daß er ſchwerlich erſt nachſchlagen muß, wenn er ihn citiren will, er liebt unter andern den Sommernachtstraum ſehr, freut ſich über deſſen mimiſchen Humor u. ſ. w. In Kenilworth erſcheint Shakſpear ſelbſt, und wenn auch nicht auf die würdigſte Weiſe, doch fein und im Ganzen angenehm, ja ich möchte als eine beſondere, wahrhaft äſthetiſche Beſcheidenheit an dem trefflichen Scott rühmen, daß er Shakſpear'n nur erſcheinen und nicht reden läßt, was der Verfaſſer von Shaksp. amoureux (der freilich mit Scott nicht das Mindeſte theilt) gelaſſen genug gethan hat. Wie geſagt, dies alles loben wir an Scott, ſind aber dann in dieſer Hinſicht fertig, denn wenn wir uns zu der Frage wenden: Zeigt er, daß er ein vollkommneres Verſtändniß von Shakſpear habe als die engliſchen Kritiker des achtzehnten Jahrhunderts? daß er den Meiſter aller Meiſter nicht verwechſele mit irgend einem andern? daß er — mit Einem Worte — die ganze künſtleriſche Tiefe, Heiterkeit, durchſchauende Kraft, innere Vollendung in Idee und Sprache anſchaue wie etwa Goethe? oder ahne wie W. Schlegel? Iſt das Feuer ſeiner Liebe dem gleich, mit welchem unſer Herder, Leſſing, Gerſtenberg u. a. ſchon in ſo frühen Zeiten von dem Dichter redeten? — ſo haben wir leider zur Antwort nur ein großes und betrübtes Nein.

§. 56.

Dennoch ſteht es in dieſer Hinſicht noch ſchlimmer mit Lord Byron, und ſo ſehr wir auch — wie ſich ohnehin von ſelbſt verſteht — deſſen überaus reiche Anlagen ſchätzen, und ſo innig wir den edlen Kämpfer für Griechenland in ihm lieben, ſo müſſen wir doch aufrichtig bekennen, daß er vom

Shak-

hakſpear, d. h. von dem Mittelpunkte der modernen Poeſie,
n gar nichts verſtanden habe. Wer dieſes Urtheil zu hart
ndet, der leſe nur ſelbſt nach, was über dieſes gänzliche Miß-
rſtehen leider an den Tag gekommen iſt; mir aber erlaube
an, in billiger Rückſicht ſelbſt auf die Schonung des Pa-
rs, die Shakſpear'n betreffenden traurigen Byronſchen Re-
nsarten nicht zu wiederholen. — Es iſt zu traurig bei ſol-
n Mißverſtändniſſen lange zu verweilen, und es ſcheint am
ten, ſich mit gewaltſamem Humor etwa einzubilden, Byron
e von einem ganz andern Shakſpear, der nach ſeinem Ur-
il ein roher, geſchmackloſer, ſonſt aber nicht ganz talentlo-
und in einzelnen Stellen ſchwungreicher Poet geweſen ſein
. Dieſen alſo bezeichneten Shakſpear kennen wir Deutſchen
nicht und wollen auch nichts mit ihm zu ſchaffen haben;
hl aber kennen wir den wahren Shakſpear, und dieſer Ge-
ke beruhige und erfreue uns in einer Literaturzeit, die ſonſt
n nicht allzuviel Erfreuliches bietet. Wir ſtudiren Shak-
ar nicht ſeit heute oder geſtern, ſondern ſo lange als ſeine
rke in Deutſchland ſichtbar geweſen ſind, und wir wollen
vergeſſen, daß ſchon im Jahr 1758 unſer herrlicher Leſſing
weit beſſer verſtand als ſelbſt Scott. In neuern Zeiten
man ſogar zu behaupten gewagt, Shakſpear gehöre nun-
hr völlig uns, und es könne deſſen Taufſchein nicht entſchei-
. Wir wollen das ſtolze Wort hier nicht genau unterſu-
n; doch dürfen wir behaupten, daß kein einziger deutſcher
chter oder Kritiker, der Shakſpear wirklich geleſen, dem
d Byron beiſtimmen wird. Mochte er immerhin gereizt
durch das Mißgeſchick, welches ſeine eigenen mangelhaften
amen erlebt hatten; was hat der große Altmeiſter, von dem
ja eben hätte lernen ſollen, damit zu thun?

— Wohl verſöhnt der Tod, und beſonders ein Tod wie
des Lords; aber dieſer Gedanke ſoll uns nicht weichlich

machen, ſondern wir ſollen loben was zu loben, und tadeln was zu tadeln iſt — ſelbſt an dem edelſten Todten. — Was Flecken war, vermodert: das ſei Troſt.

§. 57.

Verhältniß der Deutſchen zu Walter Scott, nebſt anderweitigen Bemerkungen über ihn.

Wenn die Deutſchen erſt einmal einen Schriftſteller lieben, ſo verzeihen ſie ihm alles, auch das Unverzeihliche; nur muß er kein Deutſcher ſein, ſondern ein Ausländer, und zwar ein vornehmer, wie z. B. Walter Scott, der, wenn es bloß auf die Zahl der Leſer und Anbeter ankommt, bei uns mehr Glück macht als faſt irgend ein Deutſcher gemacht hat *). Daß er bei uns Beifall gefunden, wer möchte ſich darüber wundern? Er ſteht als Romanſchreiber weit über dem Mittelmäßigen, verſteigt ſich indeß nie ſo hoch, daß ihm nicht ein auch nur erträglich gutes Auge folgen könnte. Er hat, ſobald ihm nicht der durchaus *abgeſchloſſene* Engländer oder vielmehr ſchottiſche Engländer in die Quere kommt, einen hellen, weiten Lebensblick, einen tüchtigen Hausverſtand, den man billig ſehr ſchätzen ſoll, und beſitzt ſogar Situations- und Charakterwitz in höherem Grade, als die meiſten engliſchen Romanſchreiber vor ihm. — Wie weit aber iſt es von da noch bis zu dem, was wir in unſerm geliebten Jean Paul als Welthumor kennen, und bis zur Goetheſchen vollendeten Ironie! — Doch das verlangt auch das größere deutſche Publikum nicht, ja es ängſtigt ſich ſchon, wenn von dergleichen nur die Rede iſt. Worüber alſo kann man ſich wundern? Zuvörderſt daß die Deutſchen dem Scott auch verziehen haben, daß er ſich ſtets als ein völliger Anti-Deutſcher gezeigt hat, und zwar in dieſer falſchen Richtung zur billigen Strafe, geiſt- und witzlos. So iſt z. B. der Douſterſwivel in dem Roman „der Alterthümler" ein ſo überaus nichtswürdiger und abgeſchmackter Geſell, daß man nicht ohne phyſiſchen Ekel an ihn denken kann. Scott aber hat ihn ganz ungenirt zu einem Deutſchen gemacht, und die Deutſchen haben gegen dieſe ganze Procedur nichts einzuwenden gehabt. Was ſonſt in dieſem und andern Romanen gegen Deutſchland und deutſchen Geiſt vorgebracht wird, haben wir gründlich überſetzt und genoſſen, und obwohl es ſich mit mathematiſcher Gewißheit beweiſen läßt, daß Scott von Deutſchland ſo viel weiß wie wir vom innern Africa, ſo haben wir uns doch aus angeborener Höflichkeit den Text von ihm leſen laſſen. Noch ſchlimmer ſteht es in den Erzählungen von den „Kreuzfahrern." Hier zeigt der Verfaſſer einen Mangel an Geſchichtskenntniß und Forſchung, und namentlich eine Verkennung der Deutſchen, die wir nicht anders als völlige Blindheit nennen können. Schreiber dieſes kann mit wahrer Luſt und Freude, aber auch mit Wahrheit verſichern, daß er manchen braven Secundaner kennt, welcher die ganze Sache beſſer inne hat, und wahrlich, wenn irgend ein Deutſcher ſolche Verſtöße ſich hätte zu Schulden kommen laſſen, man würde ihn überall ausgeziſcht haben. Wer aber möchte das bei Sir Walter wagen? Gegen uns mag er ſchreiben was er will; doch wir gegen ihn? Bei Leibe nicht. Haben wir doch ſogar die Mahnung in den Händen, welche unerhörte Summen der Mann von ſeinen Buchhändlern bezieht — es giebt deutſche Städte, in denen ſie die geſammte Bürgerſchaft nicht aufbrächte. — Wir ſchaudern dabei zuſammen und werden nur noch höflicher darnach. — Was iſt es denn auch mehr mit der geprieſenen Geſchichtskenntniß und Geſchichtsforſchung? Das iſt doch alles nur deutſche Pedanterie, dafür iſt Scott in der engliſchen und ſchottiſchen Geſchichte ſehr tactfeſt. Und wenn er einmal zur Abwechſelung auf die Deutſchen, die er nicht kennt, ſchelten will, was iſt es denn nun weiter? Wir rächen uns, indem wir die engliſche Geſchichte höchſt ämſig ſtudiren, und faſt Alles in Bauſch und Bogen preiſen, was uns von dort her in die Hand kommt. — — —

---

*) Luther und Goethe, die größten der Großen und deshalb Unvergleichlichen, gehören nicht hieher, auch Gellert nicht, der nur durch ſeine Fabeln, die Reſultate einer liebenswürdigen Geſinnung, harmloſen Witzes und munterer Geſchwätzigkeit, ſo wie in ſeinen ſpätern Jahren durch fromme Kirchenlieder das Herz der Deutſchen gewann, nicht aber als Dichter, ſondern als tugendhafter Sprecher. Schiller allein wäre hier zu nennen als Empfänger einer gleichen oder wohl noch größern Gunſt, als Scott ſie bei uns erhalten. Nur vergeſſe man nicht, daß er erſt zwanzig Jahre durch die ſchlimmſten kritiſchen Fegfeuer gehen mußte, ehe er recht anerkannt wurde. Davon iſt aber bei Scott nie die Rede geweſen.

§. 58.

In neuern Zeiten hat Scott noch ein pikantes, viel bewährtes Mittel gebraucht, um die Liebe Europa's wach zu erhalten. Er hat nämlich mit ſchalkhafter Jungfräulichkeit auf ſich warten laſſen, was er früherhin nie über das Herz bringen konnte. Seit Jahr und Tag hat er nämlich Hoffnung gegeben auf eine Biographie Napoleons. Alles freute ſich wie man ſich auf den erſten Mai freut, und man ſah voraus, der habile Mann werde mit der ganzen Sache in wenigen Monaten zu Stande kommen, aber mit nichten. Hundert ſehnſüchtige Buchhändler und Nicht-Buchhändler ſtanden auf und verkündeten, wie ſchmerzlich wir warteten, wie ſchon die Ueberſetzer die Wörterbücher zurecht gelegt hätten, welch treffliches Velin, Schreib- und Druckpapier angeſchafft worden ſei, und wie die Setzer bereit ſtanden. Aber es erſchien eben nichts. Die Geduld wurde von einer Zeitung zur andern geſchleppt, bis endlich einige Sonnenblicke der Hoffnung zu naher Erfüllung die betrübten Herzen von neuem erfriſchte.

Darf ich nun wieder mit meiner altfränkiſchen Pedanterie hervorzutreten wagen, ſo möchte ich etwa die Frage aufwerfen: Iſt Scott wohl beſonders geeignet als Napoleons Biograph aufzutreten? Iſt ihm die Geſchichte Frankreichs, wenigſtens die naheliegende von Heinrich IV. an, ohne deren allergenaueſte Kenntniß die franzöſiſche Revolution gar nicht erläutert werden kann, ſodann: iſt ihm *dieſe*, ohne welche es wieder keinen Napoleon hätte geben können, ſo ganz klar geworden, daß er feſten Grund und Boden hat, auf welchem er ſeinen Helden auftreten laſſen kann? Iſt er ferner theoretiſcher und praktiſcher Kriegsmann genug, um Napoleon als Feldherrn zu ſchildern? Iſt nicht zu fürchten, daß ihn ſelbſt ſeine faſt verſteinerte Richtung als Politiker hindern wird, Frankreichs frühere Politik unter N. genau, d. h. welthiſtoriſch aufzufaſſen, und *dann* zu richten und zu verwerfen? Was er als *bloßer* Schotte gegen ihn hat, kümmert uns wenig. Wird er nicht bald von forcirtem Lobe zu forcirtem Tadel übergehen? und dürfen wir hoffen ein Portrait im Sinne der klaſſiſchen Alten, oder auch nur im Sinne mancher ehrwürdigen altdeutſchen Chronik zu bekommen *)? — Salluſtius darf als Hiſtoriker nur auf den zweiten Rang Anſpruch machen, aber wie Vortreffliches hat er geleiſtet, als er, das Maaß ſei-

---

*) Wer hier gleich von vorn herein über Ungerechtigkeit von meiner Seite klagen ſollte, ſei gebeten, ſich einmal genau zu erinnern, wie z. B. einige würtembergiſche Chroniken den Herzog Chriſtoph, und wie der treffliche Pommer *Kantzow* den Herzog Bogislav X. ſchildern. Sollte aber der Klagende dieſe und ähnliche treffliche Sachen gar nicht kennen, ſo würde er, ſcheint es, doch wohl thun, ſich vorher mit denſelben bekannt zu machen, wobei ein nicht geringes Vergnügen für ihn zu vermuthen wäre. Zu Klagen und den beliebten Machtſprüchen, z. B.: „dergleichen Chroniken hätten doch auch gar viel Rohes“ u. ſ. w., behielte er ja hinterher noch immer Zeit genug.

ner Kräfte überſchlagend, uns einen Jugurtha und Katilina gab, zwei Kabinetsſtücke, deren erſtes beſonders das dem Hiſtoriker unerläßliche Vermögen der nationalen Farbengebung trefflich documentirt. — Und nun vollends Tacitus! Welche unübertreffbare Gemälde: ſein Germanicus, ſein Tiberius! u. ſ. w. Die Charakterſchilderung des Letztern möchten wir einem Darſteller Napoleons beſonders empfehlen, doch läßt ſich freilich ein von Ueberberühmtheit faſt ſtarrender Autor nicht leicht etwas drein reden. Auch dürften dieſe Seufzer ſchwerlich zu ſeinem Ohr kommen, und gelänge es ihnen ja, doch keine Frucht bringen, da das Buch nunmehr vermuthlich beendigt iſt. Auf eine dereinſtige Umarbeitung aber zu hoffen, kann heut zu Tage mir nicht leicht in den Sinn kommen, und möchte wohl zu den phantaſtiſchen Idyllenträumen gerechnet werden müſſen.

Das Vortrefflichſte wäre nun wohl, wenn Scott trotz dieſem allen in ſeinem Napoleon ein wahres biographiſches Meiſterſtück lieferte. An Reue, Schamröthe und Freude ſollte es bei mir gewiß nicht fehlen.

§. 59.

Hier könnt' ich nun ſchließen, doch will ich mir noch zwei kleine Bemerkungen erlauben. Ich habe zuweilen übergroße Verehrer des allberühmten Schriftſtellers in einige Verlegenheit geſetzt durch die Frage: „Iſt euer Genuß der Romane vom Verfaſſer des Waverley bei der fünften, zehnten, funfzehnten Lektüre u. ſ. w. größer als bei der erſten?“ Einige meinten, es liege etwas Ironie in der Frage, und es falle ihnen nicht ein dergleichen Sachen, obwohl ſie köſtlich und göttlich ſeien, mehr als einmal zu leſen, wobei jedoch eingeräumt wurde, daß man Jean Pauls „Siebenkäs“ und „Flegeljahre“ alle Jahr einmal leſen könne, und ſogar recht wohl daran thue.

Zweitens möcht' ich die Leſer dieſes kleinen Aufſatzes bitten und beſchwören, mich um des Himmelswillen doch ja nicht für einen Feind der Walter Scottſchen Romane zu halten, über deren relativ bedeutenden Werth, ſo wie über die reiche Begabung ihres Verfaſſers überhaupt ich früher offen anerkennend geſprochen habe, und ſo möchte ich auch noch im Fluge hinzuſetzen, daß man ſogar nach meiner Meinung einigen ſeiner Werke oft unrecht gethan hat, z. B. dem „St. Ronans-Brunnen,“ der bei allen Fehlern dennoch einen tiefen Charakter (Clara) aufzeigt, deſſen Schilderung dem Dichter die größte Ehre macht. Man kann nur nicht alles zu gleicher Zeit ſagen, ein Umſtand, der ſo häufig vergeſſen wird, daß ich faſt behaupten möchte: Elf Zwölftel der Mißverſtändniſſe in ſämmtlichen fünf Welttheilen ſind bloß deshalb möglich geworden, weil man jenen Umſtand vergaß.

Nachſchrift.

Da ich, wie billig, mit meinen Aufſätzen nicht gleich zum Setzer eile, und die Sorge ſie unter Glas und Rahmen zu bringen immer die letzte ſein ſoll, ſo war auch dies Fragment in der Handſchrift mehrere Monate alt geworden, und ſo iſt denn endlich das heiß erwartete Werk über Napoleon wohlbehalten bei uns angekommen. — Aber ach! warum hat mir der berühmte Dichter die ſüße Pflicht der Reue und Beſchämung, auf die ich hoffte, doch ſo ganz unmöglich gemacht? warum hat er nicht die edle Grauſamkeit begangen, mich durch ein treffliches Werk zu ſtrafen?

Statt deſſen will ich nur wünſchen, daß man auch in dem unangenehmen Gefühl getäuſchter Erwartung gerecht bleibe, und einzelnes Brauchbare in dem Werk nicht ablehne.

§. 60.

Waſhington Irving und Cooper.

Nach Scott iſt Waſhington Irving als Liebling der deutſchen Leſer zu nennen. Wir finden in ihm einen kräftigen, ſanften, heitern, gern lehrenden, aber auch lernbegierigen, durch Reiſen gebildeten Schriftſteller, dem wir mit Luſt zuhören, wenn er ſchlicht und einfach oder launig und ſcherzend betrachtet und erzählt. In dieſer einen Hinſicht möchten wir ihn etwa mit Muſäus auf eine Stufe der Bildung ſetzen, und wenn Irving, wie nicht in Abrede zu ſtellen, kenntnißreicher und lebenserfahrener iſt, ſo iſt dafür Muſäus noch harmloſer und friſcher, obwohl zuweilen auch geſchwätziger oder gar frivoler. In jedem Fall iſt Irving ein erfreuliches Zeichen von der aufblühenden geſelligen Bildung der nordamerikaniſchen Freiſtaaten: nur möchte man ihnen ans Herz legen, daß doch der eigentliche Kern der Bildung, ſeit Leſſing und Goethe, Schiller, Fichte und Schelling, in Deutſchland zu finden ſei. J. beſonders, der ſich oft ſo liebenswürdig zeigt, würde hier eben ſo raſche als treffliche Fortſchritte machen.

Ob ſein Landsmann Cooper in Beziehung auf poetiſche Bildung höher zu ſtellen ſei als er, möchte ich nicht bejahen. An ernſter, wackerer Freiſinnigkeit ſind beide gleich ſchätzbar, doch ſcheint Cooper ſich ſelbſt noch ſchwerere Aufgaben zu ſtellen, und ſeine meiſtens umfangreichen Werke zeigen von nicht geringem Fleiße, ja es ſcheint, als habe er bereits ſeine literariſche Wirkſamkeit wie ein edles Amt zu betrachten gelernt. Was er in der Geſchichte weiß, weiß er gründlich; ob er aber, außer der Geſchichte Alt-Griechenlands und Roms, Englands und Amerika's, ſonſt noch Geſchichte ſtudirt habe, iſt ſehr zweifelhaft.

§. 61.

Ich gebe hier nur zwei Worte über einen ſeiner bekannteſten Romane:

Lionel Lincoln oder die Belagerung von Boſton.

Allerdings ſoll der Roman langſam gehen, wie Goethe bemerkt, aber die Langſamkeit, mit der ſich *dieſer* Roman fortbewegt, erinnert faſt an Falſtaffs Art zu wandeln *), oder wenn man lieber will, an den Bußgang jener Pilger, die das Gelübde gethan, nach drei Schritten vorwärts wieder zwei zurück zu gehen.

In Hinſicht der aufgeſtellten Charaktere bleibt auch ſehr viel zu wünſchen übrig, denn ſie ſind meiſtens nur beſchrieben, aber nicht dargeſtellt, und die Beſchreibung iſt wieder ſo wortreich, daß wir bald in einer Staub-, bald in einer Nebelwolke zu gehen glauben. Der Fond von *Leben*, der einigen von Coopers Perſonen wirklich inwohnt, wird dadurch nicht ſelten verkümmert.

Das Schlimmſte aber iſt, daß ſich die Perſonen zuweilen ſelbſt beſchreiben, was nur in ſeltenen Fällen, z. B. bei koketten Männern und Frauen geſchehen darf. So mag auch der genießliche Polwarth das Recht haben, ein paar intereſſante Worte über ſeine eigene Genießlichkeit vorzubringen; allein er übertreibt das Privilegium, von ſich ſelbſt und ſeinen Lieblingsſpeiſen zu reden, auf eine Weiſe, daß ſelbſt ein geduldiger Leſer zuweilen einige Seiten überſchlagen wird. Leider aber können einige Seiten nicht viel helfen, denn man findet ihn immer von neuem in breiter Rede begriffen über den Genuß oder über die Sehnſucht nach Genuß.

---

*) „Like a church." S. Heinrich IV., p. II, Act. II, Sc. 4

Ein paar Worte Falſtaffs in der Schenke bei Frau Hurtig geben ein beſſeres Bild, als dieſes ungeheure Wandgemälde mit ziemlich verwaſchenen Farben.

Noch übler ſteht es mit den jungen Damen, die nun einmal, wie es ſcheint, den neuern engliſchen Romanſchreibern nicht gelingen wollen. Es fehlt nicht an der Bemühung ſie intereſſant zu machen, ſelbſt nicht an geiſtreicher Bemühung, allein es ruht nun einmal ein eigener Fluch auf dieſer Agnes und dieſer Cäcilie, ſie gewinnen zwar ein wenig Leben, aber gewiß nicht ein ſolches, wie es der Dichter gewünſcht hat. Sie haben und behalten etwas Hageres und Mageres, ſie mögen nun ſich zierlich zeigen, oder myſtiſch, oder geſpannt, verliebt oder nicht verliebt, Thee trinkend oder aus Patriotismus Thee verſchmähend. Dieſe Magerkeit (ich habe kein anderes Wort dafür) wird ſelbſt der ſinnlichen Anſchauung deutlich, und da wir uns jene Damen dabei jung denken ſollen und auch wirklich denken, ſo wird dadurch das Bild nur um ſo widerſtrebender. — Weit beſſer ſteht es mit der *alten* Dame, bei der der Held ſeine Wohnung aufſchlägt, ſie iſt wenigſtens portraitmäßig wahr, und tritt auch ſo ſelten auf, daß wir ſie nicht ungern ſehen, da ſie uns hilft die Verhältniſſe der Vergangenheit zu ſtudiren.

Weniger geglückt iſt der myſtiſche Alte, der gewöhnlich nur im Nebel oder bei naſſem Wetter erſcheint, und der blödſinnige Knabe, der nicht minder auf Myſtik Anſpruch macht, leider aber ſelbſt der phyſiologiſchen Wahrheit ermangelt.

§. 62.

Der Held ſelbſt hat mehr Phyſiognomie, als manche andere Helden der ältern und neuern engliſchen Schule, auch wird er zum Glücke von den übrigen Perſonen nicht ſo verwöhnt, als die meiſten Romanſchreiber (deutſche, engliſche und

nzöſiſche) ihre Helden zu verziehen pflegen. Der erſten Er-
einung eines ſolchen Helden pflegen gewöhnlich einige Trom-
enſtöße voraus zu gehen, der Triumphwagen, der ihn bringt,
an nicht reich genug geſchmückt ſein, und ſämmtliche Neben-
rſonen verſichern, ein ſo unſäglich liebenswürdiger Jüngling
kaum noch zu finden, er gehöre eigentlich ſchon halb und
lb dem Himmel an, und es ſei als eine wahre Engelsgüte
n ihm zu betrachten, daß er ſich noch mit unſerer ſchmutzi-
n und naßkalten Erde gemein mache. Davon iſt Gottlob
r nicht die Rede; im Gegentheil iſt der Held dieſes Ro-
ans nur ein lernender und empfänglicher Jüngling, für den
r Verfaſſer nicht mehr Kraft und Gewalt aufwendet als für
e andern. Schon dadurch zeigt C. eine löbliche Ahnung
n Kunſt.

Das Beſte des Buchs ſind die äußern Umriſſe der
taatsverhältniſſe und die Andeutungen über den Charakter
r Nationen, welche hier im Conflict erſcheinen. Hier iſt
ißige Umſicht, Genauigkeit nicht zu verkennen, man ſieht
n wackern Amerikaner, der in dem Staatsleben heimiſch iſt,
nen ächten Vaterlandsfreund, innig und lebendig, aber ruhig
ſonnen um ſich blickend. In dieſer Hinſicht iſt Cooper ſehr
empfehlen, denn leider ſehen wir in vielen deutſchen Roma-
n nur einzelne Zimmer, Gärten, Promenaden u. ſ. w. mit
nzelnen Menſchen, oft ohne alles Verhältniß zum Staate,
t ſogar ohne die bloße Decoration eines Staats, ſo daß jene
immer, Gärten u. ſ. w. nur in der Luft zu ſchweben ſcheinen.

Was aber fehlt nun den Cooperſchen Romanen? Ich
age zu antworten: die Hauptſache, die Poeſie; der romanti-
he Farbenglanz, der tiefere philoſophiſche Blick, der ſich nicht
oß mit dem Gedanken über die Erſcheinung begnügt, ſondern
n Kern des Lebens ſelbſt erkennt. Von wahrer Ironie, wie
ir ſie z. B. im Don Quixote finden, iſt hier keine Spur,

und der Humor — von dem ſich ein wenig aus der guten alten Shakſpearzeit hinüber gerettet hat — iſt durch den Wort- und Waſſerreichthum faſt verflüchtigt worden.

Dennoch iſt Cooper von vielen bewunderungsluſtigen und über alle Maaßen gutmüthigen Deutſchen bereits für einen Claſſiker erklärt worden, ſo daß es der Mühe werth ſchien ein paar Bemerkungen dagegen aufzuſtellen. Klopſtocks Wort: „ſeid nicht allzugerecht, ſie verſtehen es nicht wie ſchön ein Fehler ſei,“ ſoll auch heute noch in Erinnerung gebracht werden. Dann aber wollen wir auch mit wahrer Luſt und Freude bedenken, daß wir ja aus eigenen Mitteln Beſſeres hervorgebracht haben, weshalb wir uns mit dem Beneiden und Bewundern des Ausländiſchen nicht allzuſehr befaſſen können. Lernen und erquicken wollen wir uns überall, wo ſich uns Lehre und Erquickung bietet, z. B. auch bei dem löblichen Cooper, dabei aber auch nie vergeſſen, daß Deutſche es waren, die die beſte Lehre und die beſte Erquickung boten.

§. 64.

Andeutungen über Lord Byron als Dichter und deſſen Manfred.

Die Wirkung, welche Lord Byrons Poeſien auf die Deutſchen, inſonderheit auf die jüngere Welt äußerten, war in jeder Hinſicht groß, doch hatte ohne Zweifel ihre oft ſchöne Form weniger Einfluß darauf, als ihr theilweiſer Inhalt. Der Jüngling ſteht gewöhnlich mit der ganzen Welt in Oppoſition, er möchte gar zu gern das Unendliche ſichtbar haben — gleichſam um es zu küſſen; wie der Philiſter auf dem Teller, um es zu verſpeiſen — jede Schranke, auch die zarteſte, iſt ihm zuwider, und er vergißt, daß er ja ſelbſt ohne dieſe Begränzung eine ſchöne Gegend nicht genießen kann, weil ſie ſonſt nothwendig in Dämmerung und Schatten zerfließt. Der

egabte Jüngling befindet ſich nie wohler, als in einer gewiſ-
n ſehnſüchtigen Melancholie, und wenn er im Hamlet und
Werther lieſt, ſo iſt ihm als leſe er etwas von ſich ſelber oder
ede in eigener Perſon. Es kann dahin kommen, daß er eine
ewiſſe Langeweile an der ſichtbaren Welt und ihren Verhält-
niſſen für etwas Edles hält, oder daß ſelbſt eine Art von glän-
ender Verzweiflung ihm als eine hübſche Zuthat oder gar
othwendiges Produkt geiſtiger Vornehmheit erſcheint. Beru-
igte, oder gar heitere und fröhliche Dichter läßt er ſich höch-
ens in ſeinen Nebenſtunden ein wenig gefallen, ſobald aber
ie Tage ſeiner tüchtigen poetiſchen Deſperation wieder kom-
men, ſieht er auch nicht an jene fröhlichen Leute für höchſt ordi-
nair zu erklären.

Aber es giebt auch tiefere Jünglinge, die, weil ſie ewig
n der verſchloſſenen Pforte jenſeitiger Welt ſtehen, und von
orther mit geheimnißvoller Luſt angehaucht werden, auch in
er Poeſie nichts weiter vernehmen wollen, als dieſes bald
ürmiſche, bald ſanfte Klopfen an die Pforte. Von dieſer
Anſicht befangen begegnet ihnen auch eine Schaar von jungen
Mädchen, unter denen manche die Schwermuth vielleicht noch
nniger treiben, bis endlich eine edle Liebe ſie von der unheim-
ichen Pforte zurück in das Leben führt, wo ſie dann mit ſtil-
er Ergebung das Oeffnen jener Pforte durch eine höhere Hand
rwarten. Die Jünglinge und Männer aber ſtehen länger
ort, ja es giebt manche, die das: „O ſprich zu mir!“ im
Hamlet bis an ihr Ende rufen, ohne erfreuliche Antwort zu
mpfangen. — Da man aber den Umgang mit Geiſtern und
Geſpenſtern doch nicht immer haben, und ſelbſt Macbeth mit
hnen nicht „zu Nacht eſſen“ mag, ſo iſt es ſehr begreiflich,
aß eben dieſe mit der Leichenfarbe ſo wohl vertrauten jungen
Männer (die natürlich faſt alle auch dichten, da ihre Ver-
weiflung wenigſtens mittheilend iſt) ſich zuweilen nach dem

Gegenſatz umſehen, z. B. nach großer Kraft und rothen Wangen, verbunden mit genialer Rohheit und Ungebundenheit, z. B. bei Corſaren-Hauptleuten und Corſaren-Geliebten (ſ. das bekannte Byronſche Gedicht).

Wie mußte nun eine Erſcheinung wie die des Lords auf jene Individuen wirken! Erhabener und fürchterlicher, Freiheit-durſtiger und grübelnder, kräftiger und ſanfter, vornehmer und unzufriedener u. ſ. w. konnte niemand ſich in ſchönen Verſen ausſprechen. Dazu ſeine Perſönlichkeit, die, wenn auch in Deutſchland *ungeſehen*, um ſo lebhafter vor die Phantaſie trat. Ein Engländer, ein Lord, ein ſchöner junger Mann, ein kraftreicher Leander, der über den Golfe von Abydos ſchwimmen konnte, — wie viel iſt das ſchon! Aber dieſer junge Lord iſt auch zum Glück höchſt .... unglücklich, und niemand weiß mit Genauigkeit zu erzählen, was für ein Leiden ihn *vor allen andern* drückt! Welch ein Spielraum für die Phantaſie! Die Sache wird faſt „zu intereſſant!“ Endlich aber — und hier beginne mein *innigſter* Ernſt, den gewiß *jeder Leſer* theilen wird — gewinnt er die Herzen *aller guten* Menſchen, indem er ſein mit ſo reichen Kränzen der Jugend und des Talents ausgeſtattetes Leben für die große Sache eines unterdrückten Heldenvolks freudig hingiebt, und geſchmückt mit dem Lorbeer des Helden wie des Dichters zu Grabe geht.

Ueber einen ſolchen Mann ſoll die Kritik, die ihn lediglich als Dichter betrachtet, und in Beziehung auf ſeine Perſönlichkeit nur leiſe Vermuthungen wagen darf, zwar mit gewohnter unerbittlicher Strenge reden, aber auch mit jener gerechten Beſcheidenheit, die man leider nur ſelten trifft.

§. 61.

So lange der Menſch noch unter den Menſchen athmet, iſt es bedenklich von einem *Gipfel* zu reden, den er erreicht habe, oder gar die Höhe dieſes Gipfels zu berechnen: iſt er aber aus der ſichtbaren Welt hinweg genommen, dann darf jenes Urtheil eintreten, und ich glaube nicht ohne Beiſtimmung der Leſer das Trauerſpiel Manfred als den Gipfel der Byronſchen Werke bezeichnen zu können. Nicht bloß jene trüben und traurigen und Trübheit und Traurigkeit liebenden Jünglinge und Männer haben das Stück geliebt, ſondern es ſind auch andere, denen ſonſt recht vergnügt ums Herz war, aufgeſtanden, und haben das Stück nicht bloß gerühmt, ſondern es ſogar in einiger Hinſicht — man kann es nicht ohne großes Befremden erzählen — über Goethe's Fauſt geſtellt! Da aber ein Kritiker ſich immer nur mäßig verwundern darf, ſo will ich mich ſchnell in die Ruhe bringen und nur Folgendes der Prüfung vorlegen.

Wer iſt dieſer Manfred? man nennt ihn einen tiefen Denker, er hat eine gewaltige Phantaſie, ein höchſt reizbares Gefühl u. ſ. w. Dieſe Eigenſchaften, verbunden mit koloſſalem Stolz, haben ihn von den Menſchen entfernt, und da, nach dem Ausſpruch eines herrlichen Goethiſchen Liedes, wer ſich der Einſamkeit ergiebt, auch „bald allein iſt,“ ſo hat auch er den Zweck erreicht und iſt allein geblieben, indem ein „Jeder gelebt und geliebt, und ihn ſeiner Pein überlaſſen hat.“ Unſere deutſche Literatur hat einige gute Darſtellungen ſolcher Charaktere aufzuweiſen; in gegenwärtigem Trauerſpiel aber iſt dies alles nur kurz und faſt als Notiz angedeutet; auf eine Darſtellung oder Auſchaulichmachung iſt der Dichter nicht einmal ausgegangen. Man ſage nicht, um dieſe ungenügende Notiz zu entſchuldigen, ſie gehöre ja nur zur Vorgeſchichte des Drama's, denn damit iſt nichts gewonnen. Wie man Vorgeſchichte behandeln ſoll, darüber leſe man, um nur ein glänzendes Beiſpiel anzuführen, den erſten Act von Shakſpear's „Sturm.“

So allein gelaſſen hat ſich Manfred der Wiſſenſchaft hingegeben. Schlimm für ihn, denn die Wiſſenſchaft hat etwas Geſelliges, ohne Menſchenliebe iſt die Wiſſenſchaft der Mühe nicht werth, oder vielmehr es giebt keine für den Unliebenden, wenigſtens nicht für den, der, wie Manfred, die Menſchennatur ſelbſt haſſend, ſich für höher hält als die ganze Gattung, der er doch angehört. Wie wenn etwa ein ſtrengerer Leſer ſich alſo vernehmen ließe: du verſicherſt zwar, lieber Dichter, dein Manfred habe es in der Wiſſenſchaft etwas weit gebracht, aber ich bin ein wenig ungläubig, daß dieſer innere Menſch irgend etwas deutlich und tief erforſchen könne. Shakſpear verlangt einen ſolchen unbedingten Glauben, daß dieſe oder jene Perſon wiſſenſchaftlich gebildet ſei, niemals, ja er hat ſogar in ſeinem alle Gemüther zauberiſch fortreißenden Romeo ſelbſt den kleinen Umſtand nicht vergeſſen, uns den guten, vielgeſchäftigen Pater Lorenzo auch als einen eifrigen Botaniker darzuſtellen: ein Umſtand, der bekanntlich im ſpätern Lauf des Stücks ſehr wichtig wird. Was aber giebſt du uns für Beweiſe von Manfreds wiſſenſchaftlichem Sinn? er hält vortreffliche, aber ſehr melancholiſche Monologe in wohltönender Sprache; das iſt alles, aber Karl Moor kann mit ähnlichem aufwarten, ohne daß Schiller im mindeſten verlangt, wir ſollten glauben, ſein Räuberhauptmann habe als Student in Leipzig in Studiis etwas Sonderliches gethan. Aber Manfred citirt auch Geiſter, und nicht etwa fruchtlos, wie der phantaſtiſche Glendower in Heinrich IV., ſondern mit dem beſten Erfolg; dazu gehört denn doch eine Wiſſenſchaft, und zwar eine von der ſchwärzeſten Gattung: und werden wir nicht auf dieſe Weiſe gezwungen an des Geiſterbeſchwörers Wiſſenſchaft zu glauben? Mit nichten, denn wir ſehen auch hier nur den dictatoriſchen Dichter, der uns zwingen will anzunehmen, Manfred beſitze jenes Vermögen; doch wird der

fangene Leſer ein zweifelndes Kopfſchütteln nicht unter-
ken können. Sind es überhaupt wohl wirkliche Geiſter,
hier erſcheinen? ich vermag ſie nicht dafür zu halten, denn
ind nur Gedanken und Phantaſie, die hier in Geiſterco-
auftreten, ähnlich den perſonificirten allegoriſchen Perſo-
die man in der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhun-
ſo ſehr liebte, daß man bereits in der zweiten Hälfte
ben ſich daran überſättigt hatte. Bei Byron iſt freilich
in wunderbarem Glanz getaucht, doch iſt dieſer Glanz
nur auf der Oberfläche, und ein genauerer Blick kann
durch ihn nicht getäuſcht werden. Nur Aſtarte's Er-
ung nehm' ich aus; doch davon weiter unten.

§. 65.

Endlich iſt Manfred von dem Dichter mit einer glühen-
Liebe für die Natur ausgeſtattet, und von dieſer Liebe ſe-
wir allerdings etwas, mehr z. B. als in den Jahreszeiten
melodiſchen, aber oberflächlichen Thomſon, und doch iſt es
uns Deutſche bei weitem nicht genug, theils weil wir
haupt an Größeres und Tieferes im Umgang mit der
r gewöhnt ſind, theils weil gerade hier der Punkt iſt,
en in dieſem Manfreds-Drama ſo viel ankommt. Auch
rühret jenes berühmte Wort, das der Held in ſeiner
esſtunde ſpricht: „Ich lechze noch nach der Natur,“ aber
ann auch nicht verhehlen, daß mir Werthers großartiger
und Vergötterungs-Umgang mit der Natur unvergleich-
höher und bedeutſamer erſcheint, ſo wie wir denn über-
dieſes unſchätzbare Werk von dieſer Seite nicht leicht
ſam ehren können.

In dieſem unſeligen Zuſtand iſt früherhin noch dem
fred ein bezaubernder Strahl des Glücks gekommen, die
für Aſtarte, ein mit wunderbarem Reiz begabtes Mäd-

chen. Die Schilderung, welche er von dieſem Verhältniſſe giebt, iſt ſo rein, einfach und vortrefflich, daß wir mit ungetrübtem poetiſchen Genuß an die Wahrheit deſſelben glauben. Leider aber hat es ſich entdeckt, daß dieſe Geliebte ſeine Schweſter war, dadurch ward dieſe Neigung zu einem Verbrechen und endete mit Aſtarte's gewaltſamem Tode. Es iſt ſchon oft als genialiſch anerkannt worden, daß der Dichter dieſe traurige Geſchichte gleichſam nur in Schleiern gehen läßt, und daß er ſchonend genug war, uns hier nur ahnen zu laſſen. Auch ich theile dieſe Anerkennung, nur bedaure ich, daß, da das ganze Stück auf trübem Nebelgrund ſpielt, dieſe mit Recht geheimnißvoll behandelte Sache nicht genugſam wirkt; doch iſt und bleibt die Erſcheinung Aſtarte's der ſchönſte und tragiſchſte Moment im ganzen Werke.

§. 66.

Was zeigt uns nun der Dichter in ſeinem ganzen Schauſpiele? den Untergang ſeines Helden. Die Menſchen hat er ſchon lange nicht mehr geliebt, ſie können ihm alſo auch nicht helfen. Die Wiſſenſchaft verſagt ihm, und was er noch davon hat, gebraucht er auf frevelhafte Weiſe. Die Natur ſteht glänzend vor ihm, wie etwa eine ſchöne geſchmückte Braut, aber für ſeine ewig durſtende Seele hat ſie nur ſpärliche Tropfen von Labung. Die frühere menſchliche Geliebte iſt todt, und ſelbſt bei dem Gedanken an ſie durchfährt ihn gerechter Schauder. Da wendet er ſich auch wohl an das Chriſtenthum, aber gleichſam nur im Fluge, nicht wie an die ewige Quelle der Erhebung und Beruhigung, ſondern wie etwa an eine neue intereſſante Erfindung, die denn doch auch zu Rathe gezogen werden muß. Schon vor dem Beginn des Stücks iſt er aber damit in's Reine gekommen, daß es für ihn keinen Troſt haben könne, und der Dichter ſcheint ihm

eider darin recht zu geben, denn was er jetzt durch den Abt
on St. Maurice als Chriſtenthum bietet, iſt uns bei weitem
icht genügend. Dieſer Greis zeigt ſich freilich tüchtig und
acker, iſt auch nicht ohne Ahnung des Höhern; da ihm aber
ei ſeiner ſonſt liebenswürdigen Einfalt die gehörige Summe
hriſtlicher Weisheit fehlt, so **kann** er allerdings dem Man-
red nicht helfen. Denken wir uns dagegen einmal lebhaft und
enau, daß unſer großer, einfältig-weiſer, gotterfüllter, durch
nd durch heiterer — **Luther** dem Manſred gegenüber ſtän-
e, ſo würde die Sache wohl ganz anders ausgefallen ſein;
och hätte dieſer ohne Zweifel viel früher geſiegt, und von der
Sterbeſtunde ſelbſt viel weniger gehofft als jener Abt zu hoffen
hien. Dieſes Mannes Hülfsantrag verwirft Manſred, und
s nun endlich der — Teufel erſcheint, um eine Seele zu
npfangen, die, von ſehr traurigen, aber auch ſehr vornehmen
erbrechen beladen, das Chriſtenthum ſelbſt fortſtößt, überwin-
t ihn der Held **aus eigener Macht**, und ſtirbt mit der
emerkung, es ſei eben „nicht ſchwer“ zu ſterben.

Wir wollen dabei für jetzt nichts weiter erinnern, als daß
ir uns billig darüber wundern dürfen, wie Manſred, der ſeit
ahren ſchon nicht mehr die Kraft hatte ſich auch nur einen
nzigen heitern Augenblick zu erſchwingen, mit einemmale ſo
el Macht bekommt, einen **ſolchen** Sieg davon zu tragen,
r, wie unſere lieben Vorfahren glaubten, und auch heut zu
age manche ſehr ehrenwerthe Helden glauben, der ſchwerſte
ler ſchweren Siege ſei, der nicht ohne Gottes Hülfe gewon-
n werden könne. Was endlich den Teufel betrift, ſo finden
r ihn faſt ſpaßhaft, denn entweder **hatte** er den Manſred
hon, oder er hatte ihn noch **nicht**. War das erſtere der
ll, ſo konnte er auch jetzt ſeiner Sache ſicher ſein, indem
s bloße Sterben weder ſelig noch unſelig machen kann;
tte er ihn aber noch nicht, ſo war es jetzt ohne Zweifel zu

ſpät, und ſeine Erſcheinung iſt deshalb ganz gegen ihn ſelbſt berechnet, da dieſelbe ſchwerlich viel Liebe erwecken kann. So weit aber hat es der Teufel doch gewiß in der Erkenntniß gebracht, um einzuſehen, daß nur der unſer ſein kann, den wir lieben und der uns liebt. — Strengere Kritiker altchriſtlicher Zeit würden die Schilderung von Manfreds Tode geradezu einen Frevel nennen, indem hier ziemlich unverhohlen eine Seligkeit des Abtrünnigen auf eigene Hand und ohne Gott angedeutet wird; wir aber wollen bloß den Dichter innig bedauern, daß er im Zorn über ſo viele ihm gegenüberſtehende Schwäche ſeine eigene herrliche Kraft ſich hier überſpringen ließ und in das Leere gerieth. Ja, wir würden ſagen, „in das Gebiet des Undenkbaren und Unglaubbaren," könnte es nur ein ſolches — „Gebiet" geben.

§. 67.

Und ein ſolches Werk — das freilich auch durch große Kraft und Lieblichkeit der Sprache anzieht — hat man über Goethe's Fauſt ſetzen wollen? Es kann hier nicht meine Abſicht ſein, den ganzen Werth des letztgenannten, eben ſo tiefſinnig als blühend heitern Drama's, das in der geſammten europäiſchen Literatur faſt einzig daſteht (nur umgeben von Hamlet und Don Juan*) auseinander zu ſetzen; es iſt genug

---

*) Daß Hamlet, Fauſt und Don Juan gewiſſermaßen zuſammen gehören und ſich gegenſeitig erklären, habe ich bereits im zweiten Jahrgang des Taſchenbuchs Luna für 1805 angedeutet, und ich glaube, es ſei dort zum erſtenmale zur Sprache gebracht. Dieſer Gedanke iſt ſeitdem Gemeingut geworden, und es iſt vermuthlich nur Zufall, daß man dabei jener Quelle nicht ausdrücklich gedacht hat. Meine Freude über jene Anerkennung ſoll dadurch gewiß nicht geſtört werden; doch ſcheint mir erlaubt an das Frühere zu erinnern.

r auf einen Hauptpunkt aufmerkſam zu machen, daß näm-
h unſer Goethe offenbar mit ſchöner Freiheit und Oberherr-
aft über ſeinem Fauſt ſteht, während Byron mit und
ſeinem Helden leidet.

Aber hat nicht auch Goethe auf eine ähnliche Parallele
gewieſen? Was man etwa ſo nennen könnte habe auch ich
eſen, und mich innig gefreut an des greiſen Dichters ewig
endem, jugendlichem Herzen; wenn er aber in der Fülle
ſelben ſich einmal ſelbſt unrecht thut, ſo wollen wir darin
ht eben einen Grund finden ſein Unrecht zu theilen. Auch
mmt mir aus einigen ſpätern Zeilen, geſchrieben nach der
kanntmachung der Unterredung Byrons mit Medwin, her-
zugehen, daß Goethe wohl jetzt nicht mehr ganz die alte
wunderung für B's. Genie empfindet.

Doch weit entfernt dem edeln Abgeſchiedenen auch nur
leiſeſte Unrecht thun zu wollen, iſt es eben einer der
uptzwecke dieſes kleinen Aufſatzes, die vergeßlichen Deutſchen
h wieder an Byron zu erinnern, und ohne alle Ueberſchäz-
g eine reine Schätzung zu wünſchen. In den Jahren
16 bis etwa 22 gab es wohl nur wenige Geſellſchaften,
nige Poſtwagen und Landkutſchen in Deutſchland, in denen
t das Talent des Lords beſprochen und abgewogen wurde.
haben um dieſe Zeit die engliſchen Sprachmeiſter nicht we-
dabei verdient, denn mancher zarte deutſche Frauenmund
ſich abgequält die wunderbare Meerſprache herauszuquet-
n, und wenigſtens im Stillen geſeufzt, daß Swift in ſei-
Urtheil über dieſe Sprache wohl möge recht gehabt haben.
s iſt jetzt faſt vorbei, und wie auf verſchwelgte Nächte
nüchterner Vormittag zu folgen pflegt, ſo auf übertriebe-
Enthuſiasmus Kälte, und die hat der edle Märtyrer
rlich nicht verdient. Laßt uns, ihr lieben Deutſchen, doch
lich einmal aufhören uns mit gar zu übertriebenem Eifer

nach den Produkten der letzten Meſſe zu erkundigen; — auch dieſe ſollen, wie ſich von ſelbſt verſteht, nicht überſehen werden; wohl aber wollen wir daneben, was 1817, 1797 u. ſ. w., oder auch 1697 und 1597 vortrefflich war, auch heute vortrefflich finden und uns daran fröhlich erbauen.

§. 68.

Nach-Bemerkung.

Daß Männer wie die genannten in der Fülle ihrer geiſtigen Begabtheit auf das deutſche Publikum (das ohnehin gerade damals viel Zeit hatte) in mannigfaltigſter Weiſe wirkten, iſt leicht zu begreifen. Byrons melodiſche *) Unzufriedenheit bei edler Tapferkeit, ſeine erhabene Verzweiflung bei der Unmöglichkeit in ſchöner Einfalt zu glauben — welche ſchöne Einfalt er dennoch wieder in einzelnen Momenten trefflich ſchildern kann — u. ſ. w.; dies alles mußte hinreißen, und ſo ſind denn auch unter uns Jünglinge aufgeſtanden, die nach dem Ruhme, als zweite Byrons zu dichten, eifrig ſtrebten. Einige darunter haben es gewiß ſehr ehrlich gemeint, und eine neue Auflage von Verzweiflung geliefert, die ſich ziemlich ſtatt-

---

*) Schiller erklärte mit Recht die deutſche Sprache für ſo poetiſch gebildet, daß ſie ſogar für den Dilettanten dichte und denke. In gewiſſer Hinſicht läßt ſich das auch von der engliſchen ſagen, doch in ihr melodiſch zu ſein iſt nur ſo großen Genies wie Byron gegeben, ob er gleich auch in dieſer Hinſicht Shakſpearen weit nachſteht (und doch hat, außer Milton, noch kein mir bekannter engliſcher Kritiker Shakſpear's unendliche Sprachſüßigkeit laut anerkannt! —). Wir aber wollen nicht vergeſſen, daß das Lob einer melodiſchen Sprache ein ſehr großes iſt, denn es kommt nur denen zu, die durch die gründlichſte Kenntniß des Generalbaſſes einer Sprache — man verſtatte den Ausdruck — ſo wie durch das Medium tiefer Harmonie zur Zierlichkeit und Lieblichkeit gelangt ſind.

ausnimmt; nur wird man geſtehen müſſen, daß die origi-
le Schillerſche Verzweiflung, die in einigen ſeiner frühern
dichte die Sturmwindesflügel ſchlug, meiſtens tiefer geht,
deshalb bei weitem intereſſanter iſt als die hier aus der
tten Hand mitgetheilte. Andere nachahmende Poeten haben
ar eine gemachte Deſperation blicken laſſen *), und damit
fall geſucht; auch wohl hie und da gefunden. Ein ſolches
rfahren iſt wahrhaft widerwärtig, ganz beſonders, wenn in
chen Poeſien von gewiſſen geheimen Schmerzen die Rede
, die eine geiſtig-keuſche, ſchönere Seele nur Gott und ſich
bſt im ſtillſten Kämmerlein vertrauen würde, denn der
chmerz iſt heilig wie das Gebet, zu dem er führen ſoll.
er auch mit dieſen Schmerzen und dieſen Thränen wurde
. gewuchert, man brachte ſie eilig in die Druckerei und
ßte damit Glück zu machen. Man ſoll dabei die Armen,
vielleicht nur momentan eitelkeittrunken handelten, innig
auern, da ihre moraliſche und äſthetiſche Sünde ſich einſt
ſetzlich rächen kann. Wie, wenn ſich ihnen einmal die
ränen dann verſagten, wenn ſie allein lindern können? Es
der Mühe werth an dieſes große Mißgeſchick zu erinnern,
einer Zeit, wo ſich wirklich einige Poeten mit ihrer Ver-
eiflung alle Jahr ein paarmal ſehen laſſen, um dann doch
terher die Freude zu haben, daß etwa ein Recenſent ſagt:
in ſehr talentvoll trauriger Poet, man möchte freilich zu-
ilen des Teufels bei ihm werden; wenn man es aber bei
ht beſieht, hat es nicht viel auf ſich, und amüſant iſt es

---

*) Noch andere Verzweiflungen waren zwar nicht gemacht,
ch auch überhaupt nicht ſonderlich inhaltvoll. Einigen dieſer
eten könnte ſtrenge Arbeit, andern der tüchtige Vorſatz et-
as Rechtes zu lernen, andern, für's Erſte wenigſtens, paſſende
rznei helfen.

ſo ziemlich.“ Solches Lob wird freilich zierlicher ausgedrückt, aber es läuft doch darauf hinaus.

§. 69.

Ferner ſollten wir gleichfalls ernſtlich erwägen, daß ſelbſt der Schmerz und die Verzweiflung in den Werken des nicht nachahmenden Byron häufig genug jener zauberiſchen Ironie ermangelt, ohne die er nothwendig drückend und lähmend werden muß. Hier zeigen ſich manche frühere Deutſche, z. B. Schiller, Bürger u. a., dem Lord überlegen. Wie aber, wenn wir vollends an Shakſpear denken? Was iſt aller Schmerz im Manfred gegen den „wüſten Garten, der auf in Samen ſchießt“ — (würde Hamlet ſelbſt für ſeine Lebenstragödie ein anderes Motto wählen?) — oder, wenn wir Einzelnes berühren wollen, gegen das „geh in ein Nonnenkloſter“? oder gegen des Königs graues Haupt in der Sturmnacht? gegen die Furcht des größten Helden (Macbeth) vor dem Tode? ja, ſelbſt nur gegen den ironiſch-giftigen Hauch in Troilus und Creſſida? oder, falls ihr ſogar eine gründliche Abhandlung über den Menſchenjammer und Menſchenhaß haben wollt, gegen Timon?

Iſt aber in dieſer Hinſicht Byron zu ſehr bewundert, ſo ſcheint dagegen anderes vom reinſten Hauch der Poeſie Durchglühte, z. B. in einigen ſeiner lyriſchen Ergießungen, noch nicht genug anerkannt worden zu ſein. Ich meine das Talent zu lieben und die Liebe würdig und mannigfaltig darzuſtellen. Geprieſen iſt das wohl; doch, meine ich, nicht genugſam, denn um es nur gerade heraus zu ſagen: mir ſcheint ſeit Shakſpear's Tode jenes große Talent in England zu den allerſeltenſten zu gehören. Richardſon kann vor lauter Moralpredigen nicht dazu kommen, und kann höchſtens eine gewiſſe vornehme Liebe beim Thee mit geröſtetem Brot ſchildern, wäh-

ohnehin eine ſchauerliche Menge von Tanten und Couſi-
ſehen. Fielding und Smollet gehen nicht einmal darauf
. ſ. w. Da ſteht es bei uns „kalten“ Deutſchen doch
nders und ſchöner.

§. 70.

Sind denn die Deutſchen kalt?

In hundert ausländiſchen und in tauſend einheimiſchen
ften ſteht das Ja, denn da die Mehrheit der Deutſchen
ern in die Lehre giebt, ſo ſpricht ſie, wenn ſie ſich nur
ber die Beleidigung ein wenig abgeärgert hat, geduldig
und der Nachſagenden ſind immer mehr als der Vorſa-
n. Möge nun aber auch jene Mehrheit über ſich den
brechen, die ächten Deutſchen kümmert das nicht.

Es hat Jahrhunderte gegeben, in denen man gerade das
ntheil von den Deutſchen ſagte. Die Berſerkerwuth war
bloß in Island zu Hauſe, ſondern auch in Germanien,
ders in deſſen nördlichem Theile. Furore tedesco war
wörtliche Redensart, und wenn Karl V. los fieros Alle-
s ſchalt, ſo war eben in dieſem Schelten Achtung und
rießlichkeit zugleich in des Kaiſers Seele.

Die Wuth haben wir Gottlob abgeſchafft; der edle Zorn
blieben, und was den Stolz betrifft, ſo wollen wir —
Ermangelung deſſelben im Herzen ſo vieler Afterdeutſchen
ur erinnern, daß die edel-ſtolzen Klopſtock, Schiller u. a.
nicht unter uns hätten auftreten können, wenn nicht der
der Nation ſich jenen edeln Stolz erhalten hätte, dem
trefflichen Männer nur die gediegenen Worte liehen.

Wären die Deutſchen kalt, ſo könnten ſie nicht lieben und
Liebe nicht darſtellen, und doch iſt gerade hier der lichteſte
kt unſeres Lebens und unſerer Literatur. Nur deutſche
ter vermochten einen Werther, ein Klärchen, eine Prin-

zeſſin im Taſſo, eine Mignon und eine Thekla zu ſchaffen: Charaktere, die ſo ganz von der Liebe getragen werden, und zwar von der Liebe in den mannigfaltigſten Farben, daß ſie nie veralten können, ſondern ewig ſind wie das menſchliche Herz ſelbſt. Shakſpear allein ausgenommen, der überall einzig daſteht, weiß ich keinen ausländiſchen Dichter zu nennen, der in der Darſtellung der Liebe etwas durchaus Genügendes und Vollſtändiges geleiſtet hätte. Seht doch, um nur ein Beiſpiel zu geben, auf Walter Scott, wie iſt dieſer ſonſt ſo reich begabte Schriftſteller ſo ſeltſam genirt, arm und dürr in der Darſtellung der Liebe! Iſt es doch als zürne er ſelbſt auf das alte läſtige Herkommen, das nun einmal in einem Roman die Liebe nicht entbehren will. Und ſo bringt er denn ein Schattenbild hervor, unter dem ich im Geiſt die Unterſchrift zu leſen glaube: „Geliebte Leſer, thut mir doch den einzigen Gefallen und räumt es ſchnell ein, daß Held und Heldin ſich lieben, und erlaßt mir gütigſt die Schilderung.“ Bei Guſtav und Beata, Victor und Klotilde u. ſ. w. ſind dergleichen mit ſympathetiſcher Dinte geſchriebene Nachreden nicht nöthig. Noch ſchlimmer als bei Walter Scott ſieht es in dieſer Hinſicht mit Cooper, in deſſen Werken die Liebe faſt immer wie eine kluge Magd erſcheint, die für irdiſche Zwecke gebraucht wird, oder doch mit irdiſchen Zwecken Hand in Hand geht.

Wie manche einzelne Gedichte, beſonders aus der frühern Zeit unſerer Literatur, ſind dagegen von dem reinſten Hauche der Liebe beſeelt, wie knoſpt und grünt und blüht es in Bürgers, Stolbergs, Hölty's Liedern, als wehe der Athem der Liebe darüber hin! — Aber auch ſelbſt Dichter des zweiten und dritten Ranges, denen manche andere Parthien in ihren Romanen und Schauſpielen mißlingen, zeigen ſich anziehend und bedeutend, ſobald ſich Gelegenheit bietet Verhältniſſe der Liebe zu ſchildern, und ich verhehle nicht, daß ich ſelbſt die un-

iegwart für ſubjektiv-wahr und künſtleriſch halte. Daß dieſe
be und dieſe Kunſt ſich viel zu häufig im Mondſchein, Blu-
enthau und Thränen badet, wer weiß das nicht? und wer wäre
ohl ſo witzarm, um nicht darüber ſpotten zu können? Iſt
r Spott geiſtreich, ſo ſei er immer willkommen, aber gerade
nn wird er ſich auch beſcheiden, jene individuelle, und als
iche wahre und anziehende Schilderung nicht wegſpotten
können. In jenem Roman, ſo wie auch in manchen deut-
hen Werken, weht eine ſanfte, oft nur zu ſanfte und weiche
rühlingsluft, die wir uns keineswegs ſo wieder zurück wün-
hen wollen; in manchen neuen Romanen und Tragödien
errſcht aber dafür eine deſto dumpfigere Luſt, wie etwa in
ner Höhle in Bengalen, die den Zufluchtſuchenden den Tod
rachte. Zum Glück hat kein Leſer ſo etwas zu fürchten, in-
em ja jedes Buch einen — Ausweg zeigt, den jene böſe
öhle nicht hatte.

„Hinaus in's Freie, da wo wir hingehören!“ ſagt Eg-
mont, der niederländiſche Held, in deſſen Pulsſchlag die ächte
Deutſchheit, die nichts gemein hat mit jener hochmüthigen
nd doch geſpenſtiſchen Fratze, die ſich ſo häufig deutſch nennt.
Jene Deutſchheit iſt ein reiner, beſcheidener, kraftreicher Geiſt,
em nichts ſo wohl ſteht, als wenn er die Flügel regt in der
Liebe.

— — Und dennoch! wie oft iſt Scott geprieſen werden,
als ſei dergleichen bei uns nicht zu finden, wie oft, wie un-
zählbar oft hat man ihn nachgeahmt! Manche gute Gründe
ihn zu lieben finden ſich allerdings, allein ein Grund der —
gewiſſermaßen unwillkührlichen Ueberſchätzung liegt doch auch
wohl in der unaustilgbaren Hinneigung der Deutſchen zu der
— Fremde, bei der wir noch etwas verweilen wollen.

§. 71.

Vermiſchte Proben von Ausländerei *).

Unter den neuern hiſtoriſchen Schriften ſind beſonders die „Briefe des Königs von Polen Johann Sobiesky an die Königin Marie Caſimire,“ während des Feldzugs vor Wien, als ein eben ſo wichtiges als unverhofftes Geſchenk zu betrachten. Ehe wir aber in die glänzenden und ſiegprunkenden Hallen, die uns dieſe Briefe eröffnen, eintreten dürfen, müſſen wir erſt die trüben Gewäſſer einer Vorrede des franzöſiſchen Ueberſetzers durchwaten. Hier heißt es unter andern: „was Karl Martel für den Weſten geweſen war, das ſei Sobiesky für den Oſten Europa's geworden, die öſtreichiſche Monarchie verdanke ihm ihre Exiſtenz, Ungarn und Deutſchland ihren chriſtlichen Glauben.“ — ! —

Es giebt Anſichten, die durch ihre koloſſale Irrigkeit ſo ſehr überraſchen können, daß man den eigenen Augen nicht traut; allein es ſteht nun einmal alſo geſchrieben, und wenn der Buchſtab nicht erröthet, ſo ſollen wir es ſtatt ſeiner. Es iſt wenig damit geholfen, wenn wir hier die Worte des Schulexercitiums corrigiren und ſtatt Exiſtenz „Erhaltung der Exiſtenz,“ ſtatt chriſtlichen Glauben „Erhaltung des chriſtlichen Glaubens“ leſen, denn auch das wäre doch nur gemilderter, nicht aber vernichteter Irrthum. Eine ächte Monarchie, wie die öſtreichiſche, kann nur ſinken durch ſich ſelbſt, und wie groß auch das Unglück geweſen wäre, wenn der tapfere Stahrenberg mit ſeiner tapfern Schaar und mit der ganzen Hauptſtadt am Ende hätte zu Grunde gehen müſſen: ein überflügel-

---

*) Ueber die Bedeutung dieſes Worts — falls ſie einigen Leſern nicht ganz bekannt ſein ſollte — ſ. Fichte's Reden an die deutſche Nation.

tes Reich iſt darum noch kein zerſtörtes. Was aber den chriſtlichen Glauben betrifft, ſo bin ich der guten Ueberzeugung, daß, da ſelbſt „die Pforten der Hölle" ihn nimmer beſiegen können, der Großvezir Kara Muſtapha auch ohne die Ankunft Sobiesky's am Ende doch eine höchſt erbärmliche Rolle würde geſpielt haben. In jedem Fall verdient jener Fürſt den höchſten Dank, daß er zur rechten Zeit raſch ſiegend eintrat; nur vergeſſe man nicht, daß eine Zeit, welche einen Karl V. Herzog von Lothringen, einen Johann Georg III. Kurfürſt von Sachſen, vor allen aber einen Friedrich Wilhelm den großen Brandenburger, und überhaupt noch ächte Deutſche hatte, zwar für einige Zeit ſehr unglücklich werden kann, wenn der mächtige König Ludwig XIV. ſeine Intriguen ſpinnt; nicht aber untergeht, am wenigſten wenn vom chriſtlichen Glauben die Rede iſt, deſſen Vertheidigung es gilt.

§. 72.

Sehr naiv iſt es, daß der franzöſiſche Herausgeber ſelbſt ganz ungenirt geſteht, Ludwigs Politik habe, um das Haus Oeſtreich zu ſchwächen, die ungariſchen Unruhen genährt und die Türken gegen dieſe Macht aufgereizt. Er hat mit dieſer Angabe völlig recht, vergißt aber, daß er dadurch auf ewig über ſeinen Ludwig den Stab bricht, vergißt die nächſte Folge, die jedes Kind erfaſſen kann, daß ohne dieſe Aufreizung die öſtreichiſche Monarchie nicht bedroht werden wäre, daß Ludwig der einzige Urheber der großen Gefahr geweſen ſei, die das chriſtliche Oeſtreich bedrohte, und daß alſo Sobiesky, während er die Türken bekämpfte, nur die franzöſiſche Politik beſiegte. So tief in Verworrenheit kann der eitle Nichtdenker fallen.

Doch — ſo könnte man fragen — was geht dieſe thörichte Ungebühr Deine Schrift über deutſche Poeſie und Beredſamkeit an? Ich denke recht viel. Zuvörderſt laſſe man mich wiederholen, daß die Poeſie ohne hiſtoriſchen Boden nichts ſei als phantaſtiſche Taumelei, und daß ein deutſcher Dichter, der nicht deutſche Geſchichte mit Eifer und Fleiß treibt, einen Widerſpruch im Beiworte mit ſich ſelbſt und in ſich ſelbſt herumtrage. Sodann war hier die ganz für den gegenwärtigen Zweck geeignete Frage aufzuwerfen: Wie benahm man ſich in Deutſchland, in Beziehung auf dieſe höchſt wichtige königliche Briefſammlung? Man überſetzte ſie, wie billig; leider aber mit ſammt der jammervollen Vorrede, man brachte in den Anmerkungen mit löblicher Mühe den Namen jedes begleitenden Staroſten, jedes begleitenden Franzoſen, ja ſelbſt der Kammerdiener und Laquaien glücklich heraus, aber bei der Rettung des geſammten Deutſchlands und des „Chriſtenthums" fehlte es gänzlich an Anmerkungen, man acceptirte dieſe Anſicht, und ließ gelaſſen die Invectiven gegen deutſche Trägheit, Undankbarkeit u. ſ. w. mit abdrucken. Was iſt daran gelegen? Die wirklich träge Mehrheit lieſt dergleichen recht gern, und wer bezahlt auch die Mühe der Vertheidigung oder Entſchuldigung? Man befindet ſich ordentlich wie ein Fiſch im Waſſer bei der Darſtellung von dergleichen Ungebühr. Freilich entſtellt man dabei die ganze Geſchichte, indem ja keineswegs der treffliche Sobiesky allein, ſondern in Verbindung mit dem Kern deutſcher Truppen, unter den Fürſten von Lothringen und Sachſen, das große Werk des Entſatzes zu Stande brachte. Die Deutſchen hatten dabei den ſehr ſchlimmen Stand, nur Blut und Wunden ſiegend zu empfangen, während die Polen, in der Nähe der unermeßlich reichen Zelte des Vezirs kämpfend, den Sieg und die Beute zu gleicher Zeit erfaßten. Wenn darüber nun bei den Deutſchen einige Unzufriedenheit laut wurde, ſo war das — natürlich eine „empörende Undankbarkeit" und „Habſucht." Der unſchuldige

d idylliſche Franzoſe ſchlägt darüber klagend in die Hände,
d der deutſche Ueberſetzer ſchickt die Klagen in deutſcher
prache in die Preſſe.

§. 73.

Ferner haben ſich mehrere Zeitungen das Feſt gegeben,
allerdings höchſt intereſſante Scene der erſten Zuſammen=
nſt des Königs mit dem deutſchen Kaiſer Leopold I. einzeln
tzutheilen. Welch' eine Luſt! Hier war ja die Steifheit,
Undankbarkeit u. ſ. w. auf die entſetzlichſte und ergötzlichſte
eiſe offenbar. Ich will wahrhaftig nicht entſchuldigen, was
jener Zuſammenkunft wirklich Unziemliches vorfiel; doch
ß ich als fleißiger Hiſtoriker erklären, daß in Hinſicht jener
inlichen *Etikette* vielleicht *kein einziger* europäiſcher
rſt der damaligen Zeit, am wenigſten aber Ludwig XIV.,
ders würde gehandelt haben als Leopold, der denn doch als
äſar“ oder Fürſt aller Fürſten einige Entſchuldigung in den
urigen Zeitverhältniſſen und engen Begriffen findet. Aber
r Schatten der Undankbarkeit (obwohl er leider *nicht*
hwindet) wird wenigſtens *gemildert* werden, wenn wir
Sache einfach und deutlich anſehen. Die meiſten Leſer,
die Phantaſtereien mittelmäßiger Romane gewöhnt, nehmen
, Sobiesky ſei wie eines Engels Lichterſcheinung an einem
önen Septembermorgen vor Wien hingetreten, und habe
t einem flammenden Schwerte die dreimalhunderttauſend
ürken von den Thoren der Kaiſerſtadt weggetrieben. Dem
aber nicht alſo, ſondern es ging alles recht natürlich zu.
er Kaiſer, gedrängt von Ludwigs ſcheußlicher Politik, von
n Türken und den empörten Ungarn, hatte am 31. Mai
83 mit Sobiesky und der Republik Polen eine für beide
heile günſtige Verbindung geſchloſſen, und es war deshalb
ne reine *Pflicht* Johanns, der edelmüthigen Kaiſerſtadt zu

Hülfe zu kommen. Daß er aber dieſe Pflicht ſo raſch, ſo muthig und weiſe ausübte, dafür verdiente er allerdings den ächten Herzensdank des Kaiſers, ſo wie der ganzen Stadt, und iſt dieſer ihm ausgeblieben oder verkümmert — was freilich wahrſcheinlich iſt — ſo haben wir eine Schwäche zu bedauern, die durch momentane bittere Empfindung, ſo wie durch die gänzliche Nichttheilnahme an der türkiſchen Beute entſtanden ſein mag. — Indeſſen ſind alle dergleichen Bemerkungen für manche Leſer höchſt pedantiſch, und es iſt ihnen ein Zeichen von poetiſcher freier Bildung, ſich damit nicht zu befaſſen, ſondern munter abdrucken zu laſſen, was dem franzöſiſchen Herausgeber gefallen hat darüber zu meinen. Es ſcheint faſt als gebe es Deutſche, denen nie wohler iſt, als wenn ſie leſen, welch' eine erbärmliche Rolle ihre Vorfahren geſpielt haben, und man darf nicht auf Dank hoffen, wenn man ihnen beweiſt, daß es ſo ſchlimm nicht geweſen, und daß wenigſtens die Urheber des deutſchen Jammers ſtets im Auslande zu ſuchen ſind. Was iſt ihnen daran gelegen?

§. 71.

Uebrigens ſind jene Briefe Johanns in hohem Grade anziehend und wichtig, denn ſie geben uns ein Bild, wie es ſelten einem darſtellenden Dichter gelingen wird. Dieſer auch noch in den Mannesjahren wie ein Heldenjüngling blühende Fürſt hat ſich durch Franzoſen locken laſſen, nach etwas franzöſiſcher Bildung zu ſtreben, und ſo iſt ſein Sarmatismus mit Gallicismus beſprißt und frottirt werden, er liebt mit der Innigkeit und Zartheit eines ritterlichen Troubadours, leider aber iſt der Gegenſtand dieſer Liebe eine von gebieteriſchen Launen verzerrte Frau, Marie Caſimire, zweite Tochter des Marquis (ſpäterhin Cardinals) de la Grange d'Arquien, Gardehauptmanns bei Monſieur, Herzog von Orleans, einem Bru-

r Ludwigs des Vierzehnten. Dieſer Marquis iſt tugendhaf-
rweiſe mitgezogen nach Polen, um nebſt der lieben Tochter
: Cultivirung des Sarmaten fortzuſetzen, wobei ihm einige
nfzig andere Franzoſen mit und ohne Titel beiſtehen.

Nun ſollte man zwar von der Marquiſe hoffen, ſie werde
h einigermaßen dankbar bezeigen, daß ihr Gemahl ſie zu ei-
r Königin erheben; allein mit nichten, der ſarmatiſche Schü-
: allein ſoll dankbar ſein. Sie will herrſchen, allein herr-
hen, und wahrlich ſie herrſcht. Während Sobiesky von ei-
m Siege zum andern, von einer eroberten Stadt zur andern
t, während er das ganze Herzogthum Oeſtreich und das
nze Königreich Ungarn befreit und in die türkiſchen Provin-
n ſelbſt eindringt, während ihm ganz Europa (mit Ausnahme
n Ludwig und Ludwigs Hofe) als einen von Gott geſandten
etter mit ehrfurchtsvoller Liebe anſtaunt, ſehen wir ihn faſt
le Nächte Briefe ſchreiben an ſeine Marie, die einzige Ge-
bte ſeiner Seele, die unſäglich reizende, Briefe, in denen
alles aufbietet, um die treffliche Pariſerin günſtig für ſich,
n Gemahl und König, zu ſtimmen. Vergeblich. Sie hat
er zu tadeln und zu ſchelten, er hat überall gefehlt und
irrt, auch wird der König in ſeinem Siegeslaufe mit der
naueſten Nachricht von ſämmtlichen katarrhaliſchen Zufällen
terhalten, die den alten Marquis und die reizende Marie
f dem ruhigen Krakauiſchen Sopha befallen. Daran ſoll er
n gebührenden Antheil nehmen, und beſſer zu viel als wenig.
obiesky thut was er kann, er vergißt niemals den Abgott
iner Seele und die Kußhand an den Marquis, und bricht
h dann den letzten Schlummer ab, um ſich wegen ſeiner
oßen Thaten, die der Marquiſe gar nicht recht ſind, zu
ntſchuldigen. Dennoch ſehen wir zuweilen deutlich, und
cht ohne die innigſte Wehmuth, daß ihn die fürchterlichen
ande drücken, ohne daß er vermag ſie zu zerreißen. Auch

will er das nicht, denn er liebt ja die Gattin unendlich mehr als Sokrates die ſeinige. — — Man hat ein altes grämliches Luſtſpiel, über das wohl niemand hat lachen können: „die Hausmamſell,“ von der Gottſchedin verfaßt. Es iſt ohne allen Kunſtwerth, aber ein, wie es ſcheint, wahres Gemälde von der Haustyrannei jener Damen. Ich geſtehe, dieſe Marquiſe hat mich an daſſelbe erinnert, ſo verſchieden auch die äußern Verhältniſſe ſind, in welchen die nicht reizende Mamſell und die reizende Marquiſe auftreten.

§. 75.

Ein zweites Beiſpiel von der großen Kälte, mit welcher die Deutſchen die ungerechteſten Vorwürfe des Auslandes hinnehmen, iſt folgendes: Ein Franzoſe der neuern Zeit, — ſehr verſchieden von denjenigen ſeiner Landsleute, die jetzt mit ſchönem Eifer deutſch lernen und deutſche Philoſophie und Poeſie zu erkennen ſtreben — hat ein Langes und Breites über einige deutſche Bühnen geſchrieben. Abgerechnet, daß er von deutſcher Muſik und deutſchem Geſange nichts verſteht, mag er auch die deutſche Sprache, die er gleichfalls nicht kennt, nicht leiden, und meint, ſie müſſe wohl hart und rauh ſein, da ſo manche Sänger beim Austönen derſelben grimaſſiren. Zwar weiß jeder, daß die franzöſiſche Sprache durchaus nicht geeignet iſt für den Geſang, und daß jenes Grimaſſiren bei keiner Sprache weniger geſchieht als bei der unſrigen, allein wer nur „Courage“ hat (von „Muth“ iſt nicht die Rede), kann alles ſagen, auf's Gerathewohl und auf's Geratheübel. Endlich wagt er ſogar ein Beiſpiel zu geben, indem er die beiden edeln Worte „Einfachheit“ und „Standhaftigkeit“ für rauh und unmelodiſch erklärt, wogegen simplicité und constance ſehr löblich klängen. Wir wollen zuvörderſt fragen, ob denn dieſe beiden Worte der franzöſiſchen Sprache gehören? ob ſie nicht

mehr der alten Roma entwendet ſind, und ob man ſie
ht zum Dank für die Uſurpation verderbt hat? Das
Fragen, die man nur ungern beantwortet, weil ſie zu
cht ſind, und doch muß man ſie 1827 oder 28 drucken
en! Vor der römiſchen simplicitas haben wir alle den ge-
igen Reſpect; aber die simplicité iſt nüchtern und hohläu-
geworden, oder ſie ſtreift an Niaſerie, oder ſie klingt,
etwa übernächtiges Zuckerwaſſer ſchmeckt. Nicht minder
imm iſt es der constantia gegangen, die ſich in der weich-
en constance kaum wieder erkennt; — und ſolchen ent-
nten, und durch die Entlehnung verderbten Wörtern ſollen
ere urſprünglichen, friſch- und volltönenden, „Standhaftig-
“ und „Einfachheit,“ weichen?

Indeſſen würde dieſes franzöſiſche Mißurtheil mir gewiß
ht die Feder in die Hand geben, denn was liegt daran, ob
einzelnes ausländiſches Individuum einmal in das Blaue
ein redet? aber der Umſtand iſt bedenklich, daß man der-
chen luſtig weg überſetzt hat, ohne je eine Anmerkung hinzu
fügen, bei der ſich doch der Witz gleichſam von ſelbſt gebo-
haben würde. Was meint ihr wohl, daß Klopſtock, wenn
aus dem Grabe wieder aufſtände, er, der ſein ganzes Leben
das Studium der deutſchen Sprache und an die Verbrei-
g ihres gerechten Ruhms wandte, zu dergleichen Dingen
en würde? Der Mann ſoll bei ſolchen Gelegenheiten recht
nge und gewaltige Reden geführt haben. — Der einzige
sweg wäre wohl ihm zu antworten, es ſei nur Vornehm-
it von Euch geweſen, und ein aus ſolcher Unkenntniß flie-
nder Vorwurf gegen unſere Sprache verdiene keine Antwort.
as ließe ſich freilich hören, nur würde, fürchte ich, der edle
hatten weiter fragen: Warum aber dergleichen überſetzen?

§. 76.

Um jedes nur irgend denkbare Mißverſtändniß, als ſei ich wohl gar ein wenig ungerecht gegen das Ausland, zu verhüten, reihe ich hier an:

Beſſere Anſichten der Fremden von unſerer Literatur.

Es iſt in dieſen Blättern oft der Ausländerei der Deutſchen gedacht worden; gewiß nicht zu oft, denn ſie ſchleicht ſich immer von neuem ein, und wir dürfen nicht müde werden das Caeterum censeo, Karthaginem esse delendam warnend auszurufen und mit Gründen zu belegen.

Es iſt ferner einiger mit Selbſtgefälligkeit ausgeſprochener verkehrter Urtheile des Auslandes über uns gedacht worden, theils weil ſie auf eine beſondere Weiſe irrten, theils weil die Deutſchen ſelbſt jene übeln Anſichten verbreiteten, als ſeien ſie der Mühe werth betrachtet zu werden, oder wohl gar — richtig!

Niemand aber wolle verkennen, daß in den neuern Zeiten das Ausland manche ſchöne Fortſchritte in der Kenntniß des deutſchen Weſens gemacht hat, und einige treffliche Urtheile über deutſchen Charakter und deutſche Poeſie von dorther vernommen worden ſind. Vorzüglich aus Frankreich, das aus den vieljährigen Stürmen mit geſchärfterem Geiſt und tieferem Sinn für Wiſſenſchaft und Kunſt hervorgegangen zu ſein ſcheint. Freilich kann das Volk im Allgemeinen noch nicht mit jenen Ausgezeichneten, die ſo Herrliches gewonnen haben, gleichen Schritt halten. allein es ſtehen jene Einzelnen ſo würdig, ruhig und kraftvoll da, daß man Urſache hat nach und nach einen ſchönen Sieg für ſie zu hoffen.

Indeſſen wollen wir Deutſchen doch auch auf unſerer Hut ſein, und uns nicht zu ſehr einem gewiſſen Bewunderungseifer überlaſſen, an welchem wir ehedem lange genug gekränkelt haben. Laßt uns aufmerkſam, liebevoll und dankbar die Urtheile aufnehmen, die jene einzelnen trefflichen Männer über unſern Charakter und unſere Literatur fällen, doch laßt uns auch nie vergeſſen genau zu prüfen und zu ſichten. Dann werden wir auch bald einſehen, daß manches, was den Franzoſen nothwendig neu iſt, bei uns ſchon längſt aufgeſtellt und begründet worden. — Sehen wir darauf z. B. die Bemerkungen über deutſche Poeſie an, die ein geiſtreicher Franzoſe in der Zeitung le Globe mittheilt.

„Für die Deutſchen," ſagt er, „iſt der Gedanke Alles Mittel und Zweck, Wirkung und Ziel"

Ich möchte darauf ſogleich fragend erwiedern: Kann er etwas Anders ſein? und iſt der Umſtand, daß die Deutſchen bis auf die neuern Zeiten aller politiſchen Thätigkeit fern geblieben ſind, hinreichend, die Sache zu erklären? Sollte nicht vielmehr die Macht des Gedankens ſelbſt es ſein, welche uns veranlaßt hat ihn als den Mittelpunkt des Lebens anzuerkennen? Hierüber könnte Schiller, den der wackere Sprecher ſelbſt ſo ſehr liebt, daß er ihn den „ernſthafteſten, gefühlvollſten und edelſten von allen" nennt, durch das ſinnvolle Epigramm „Columbus" gute Auskunft geben, in welchem es heißt:

Immer, immer nach Weſten, dort muß die Küſte ſich zeigen,
Wäre ſie nicht, ſie ſtieg' jetzt aus den Fluthen empor.
Mit dem Genius ſteht die Natur im ewigen Bunde:
Was der eine verſpricht, leiſtet die andre gewiß.

Das Unglück iſt nur, daß ſo viele Deutſche zu denken wähnen, während ſie nur mit Gedanken ſpielen, dieſes Spiel mit Ernſt treiben und dadurch zum Schwärmeriſchen und Phantaſtiſchen geführt werden.

§. 77.

Der franzöſiſche Kritiker vergleicht ferner die deutſche Muſe einem Engel mit Flammenflügeln, welcher, die himmliſchen Gefilde durcheilend, unaufhörlich zu der geheimnißvollen Quelle des unſichtbaren Gedankens zurückkehrt. Nachdem er den geringen Beitrag, den dieſe Poeſie von der äußern Welt empfängt (Farben und Bilder), betrachtet, und, nach dem Lobe des Talents, die feinſten Schattirungen und leiſeſten Nüancen des innern Lebens darzuſtellen, auch des Mißbrauchs der ſtets regen analyſirenden Thätigkeit gedacht hat, rückt er dem Ergebniß näher, und nennt die Deutſchen zwar die aufrichtigſten, aber nicht die natürlichſten Menſchen. Das Denkvermögen, auf's Aeußerſte entwickelt, ſtehe in keinem Verhältniß zu dem wirklichen (*), oft einſamen Leben, wodurch die deutſche Poeſie, da kein Uebermaß unbeſtraft bleibe, häufig in Spitzfindigkeit und Subtilität verfalle, doch ſei ihr Hauptcharakter Erhabenheit und Tiefe.

Es iſt erfreulich, ſolche tüchtige Gedanken, von denen weder Boileau noch Batteux ſich etwas träumen ließen, von Paris aus zu vernehmen; doch wollen wir auch nicht vergeſſen, daß die Schlegel und deren Schülerin, die Fr. v. Stael, manches von dieſer Art hinüber gerufen, was jetzt dort würdig verarbeitet wird und Früchte bringt. Jetzt aber iſt die Zurückgabe deutſcher Gedanken über Deutſche von Frankreich aus doppelt wichtig, theils wegen der angenehmen populären Darſtellung, die uns oft unſere eigenen Kinder als fremde erſcheinen läßt, theils weil uns dieſelbe hauptſächlich an unſere bedeutungsvolle Vergangenheit mahnt. Oder darf man etwa jetzt noch im Allgemeinen (im Jahre 1827) Erhabenheit und Tiefe den Hauptcharakter unſerer Poeſie nennen? — So ſei denn dem Franzoſen für eine ſchöne Erinnerung gedankt, zu der wir noch hinzuſetzen wollen, daß er völlig recht hat, indem wir als Deutſche nothwendig zurück müſſen zu dieſem Mittelpunkte, wenn wir überhaupt Deutſche bleiben wollen.

Weniger wichtig iſt die ſpäter folgende Bemerkung, daß Melancholie ein Grundzug der deutſchen Poeſie wie der engliſchen ſei, auch iſt ſie nur halb wahr. Abgerechnet, daß unſere Melancholie ſchon ein wenig verjährt iſt (in Haller, Creuz u. ſ. w.), iſt ſie auch meiſt von der engliſchen der ganzen Gattung nach verſchieden. Bei uns ging ſie rein aus dem Gedanken hervor, oder aus der Erkenntniß der Unzulänglichkeit der Metaphyſik, oder aus dem verletzten Gefühl in der Liebe; bei den frühern Engländern nur aus dem Ueberdruß an dem trüglichen Reichthum der äußerlichen Welt. Wir bedurften nicht wie Young des ſichtbaren Todtenkopfs und der mit Händen zu greifenden Nacht, um Nachtgedanken und Trauerſpiele zu ſchreiben; unſere Nacht war eine ſternenhelle, an der wir uns auch beim ſchönſten Strahl der Morgenſonne erfreuten (man leſe z. B. Hallers, Kleiſts, Schillers, Matthiſſons und Salis Elegien), und als ſich endlich Ueberdruß einmiſchte, da war er ſchon eben ſowohl erzeugend als zerſtörend.

Der Kritiker fährt fort und zeigt, auf welchem Standpunkte der Leſer ſtehen müſſe, um durch die deutſche Poeſie am meiſten erfreut zu werden. Er findet ihre Sehnſucht und Träume beſonders ſüß für den, qui ne trouve dans son ame que la pureté et l'espérance, erhebt ſich indeſſen bald von dieſem wohlwollend erfreulichen, doch einſeitig elegiſchen Standpunkte, von welchem aus er einzelne ſchöne Erſcheinungen in unſerer Poeſie für dieſe Poeſie ſelbſt hält. Er erklärt ſelbſt, nichts ſei ausſchließlich, und in der Poeſie lebe der ganze Menſch, und man dürfe deshalb nicht behaupten, die Deutſchen ſeien unvermögend äußere Gegenſtände zu ſchildern, oder als könnten die Engländer nie in die Geheimniſſe der Gedankenwelt dringen. Zur Beſtätigung führt er Goethe und Bürger an, die in einigen Erzählungen wahr und naiv ſeien. Er hat ſehr recht, könnte aber noch gar manchen andern verehrten Namen anführen. Zum Troſt der Engländer weiß er jedoch nur einen zu nennen, Lord Byron, von dem er ſehr richtig und witzig ſagt, daß er zwar niemals Kant gehört und auch nicht in Heidelberg (?) ſtudirt, doch aber vermocht habe, den Schleier vom Heiligthum der menſchlichen Seele zu heben. In dieſer Hinſicht (Tiefe des Denkvermögens und Kühnheit der Phantaſie) ſei er ein völliger Deutſcher geweſen, als Engländer aber habe er geſucht ſich eben ſowohl durch ſeltſame Abenteuer als durch ſein Genie auszuzeichnen. Er konnte nicht leben in den geſellſchaftlichen Verhältniſſen, worein ihn das Schickſal verſetzt, er dürſtete nach ungewöhnlichen Gefühlen und Handlungen, während Goethe, der Verfaſſer von Werthers Leiden, und mithin der großartigſte Satyriker gegen die geſellſchaftliche Ordnung (?), ſich niemals der ſtrengen Pflicht als Staatsmann, ſo wie dem reinen Vergnügen und der Behaglichkeit entzogen habe. Und ſo ſei auch Schillers Leben im Vergleich mit ſeiner ſtürmiſchen Seele ſehr ſanft geweſen. — Die letzte Anführung iſt unſtatthaft, denn gerade dieſe herrlich errungene Sanftmuth des ganzen Innern — nicht erzeugt durch Aufgebung, ſondern durch Reinigung des Ideals — iſt es, die Schillern den nie zu verändernden Beinamen eines „tugendhaften“ Künſtlers erworben hat.

§. 78.

Man ſieht, der Verfaſſer nimmt überhaupt nur drei Richtungen der europäiſchen Poeſie an, und ſchildert zuletzt, wie mit den kürzeſten Xenien die engliſche als die Poeſie der ſinnlichen Eindrücke, die deutſche als die des Gedankens, vielleicht auch der Träume, die franzöſiſche aber als die Poeſie der Leidenſchaften, weshalb ſie auch beſonders dramatiſch ſei.

Das Tiefgeforſchte und Wahre in dieſen Urtheilen iſt hier auf eine wunderbare Weiſe mit dem Irrigen vermiſcht, denn ſchwerlich würde ein Deutſcher, der Sophokles und Shakſpear genau kennt, die letzte Bemerkung billigen. Das iſt ja eben das Betrübende, daß die franzöſiſchen Dichter der frühern und ſogenannten klaſſiſchen Zeit ihre beſſere, rein menſchliche Natur, ihre Gefühle und Leidenſchaften dem Zwange falſcher Regeln unterwarfen, und durch dieſen Zwang undramatiſch wurden. Das franzöſiſche Publikum fügte ſich in dieſe traurige Beſchränkung ſelbſt der erhabenſten und gefühlvollſten Dichter, und betrachtete jenen Zwang als Norm, doch blieb ihm gewiß eine Ahnung des höhern poetiſchen Flügelſchlags. Man erinnere ſich nur, wie die Franzoſen einzelne Stellen ihrer Tragödien, in denen die Erhabenheit und das Gefühl die gewohnte Feſſel abwarfen, z. B. dem „Moi“ der Medea, dem „Qu'il mourut“ des alten Horace ihre Huldigung bringen — obwohl hier Seneca etwas vom Dank mitfordern dürfte — und wie viel tauſend Thränen der guten einfachen Frage: „Zaire vous pleurez?“ gefloſſen ſind. Dieſer Funke lebhafter und ächter Theilnahme an dem Aechten, Lebhaften und Freien konnte nie erſterben, und wir ſehen ihn jetzt nicht ſelten in lichte, ſchöne Flammen ausbrechen. Gewiß werden inſonderheit die geiſtreichen Kritiken im „Globe,“ die bekanntlich auch Goethe's Beifall erhalten haben, ein Großes beitragen zu dem glücklichen Fortſchreiten der neuern franzöſiſchen Poeſie.

Kehren wir jetzt zu unſerm Hauptgegenſtande zurück, und betrachten einige Erſcheinungen unſerer Literatur mit gewohnter Heiterkeit. Die fragmentariſche Form möge in und durch ſich ſelbſt ihre Entſchuldigung finden.

§. 79.

Zwei neuere Novellendichter.

Unter den neuern äſthetiſchen Schriftſtellern der Deutſchen dürfen mit Lob genannt werden: L. Schefer und der Verfaſſer der Satansmemoiren. — Mit Lob; aber mit bedingtem, d. h. mit ſolchem, über das die Gelobten ein wenig nachdenken mögen, wenn ſie anders wollen. S. zeigt überall ein geläutertes, frommes Gemüth, eine Sinnigkeit, die ſich in der Darſtellung edler oder auch tief verwundeter Charaktere am reinſten zeigt. Es fehlt ihm auch nicht an dem Talent der Auffaſſung und Zeichnung *äußerlicher* Gegenſtände, und es iſt z. B. im Anfange ſeiner „Oſternovelle," im Taſchenbuch zum geſelligen Vergnügen, eine Ueberſchwemmung trefflich dargeſtellt. Man nehme dieſe Anerkennung nicht leicht, ſondern erinnere ſich vielmehr, wie bei einigen der trefflichſten und tiefſten Denker und Dichter der Deutſchen die intenſiv gedrängte Thätigkeit dergeſtalt verherrſcht, daß ſie darüber das Vermögen der äußerlichen Anſchauung gefährden, und höchſtens leidlich beſchreiben, aber nur ſelten darſtellen können. Ich kenne einen guten Denker und Dichter, der die tiefſten Geheimniſſe des Lebens erfreulich zu entwickeln und beruhigend zu löſen im Stande iſt, aber nur mit Mühe und Noth ſeine Romanperſonen auf ein Pferd oder in einen Kahn ſetzen kann, wenn es auch unumgänglich nöthig iſt, ſie dergleichen beſteigen zu laſſen. Schefer kann es und mehr. Wo aber, wie bei S., ſo viel Licht iſt, iſt auch einiger Schatten zu vermuthen. Er ſcheint ſich ſelbſt des Talents der raſchen Darſtellung bewußt zu ſein, wird aber nicht ſelten zu raſch, berührt dann nur die äußerſten Spitzen der Dinge und Gedanken, und ſo werden ſeine Novellen in einzelnen Parthien farblos und ungenügend, ſo daß wir faſt ſagen möchten: man ſieht den Kitt, mit dem er das Unzuſammenhängende zuſammen zu fügen ſtrebt. Bei weitem anziehender iſt er in allen Scenen, bei denen er ſich Zeit nimmt. Skizzen gelingen ihm nicht, aber ſein Ausmalen zieht an, weil ein reiner Gedanke und eine reine Empfindung zum Grunde liegt. Ergebung in Gottes Willen und Frömmigkeit — es verſteht ſich: weit entfernt von jener müſſig träumeriſchen — ſcheinen ihm die Haupttugenden, in deren Zeichnung er bereits Treffliches gegeben, z. B. die Chriſtel in der genannten Novelle. Nur möchten wir ihn bitten, den Frommen nicht immer gar zu viel Laſten aufzulegen, den Anblick der Dürftigkeit uns nicht zu nahe zu bringen und manches lieber ſchonend zu verſchweigen, vor allen aber nicht bloß jene Frommen, ſondern ſeine ſämmtlichen Novellen mit der gehörigen reinen Ironie auszuſtatten, die den Frommen ſelbſt als bloße edle Waffe am nöthigſten iſt. Ueber die Rechtmäßigkeit des Gebrauchs dieſes Worts an dieſer Stelle kann ſchwerlich ein Mißverſtändniß entſtehen, wenn ich nur auf die treffliche Scene zwiſchen dem gnädigen Gottlieb und der Chriſtel hinweiſe, wo ſich eine ſchöne Ahnung von reiner Ironie findet, die gewiß nicht immer Ahnung bleiben, ſondern noch tiefer in den Kern hineindringen wird.

§. 80.

Auch von dem Verfaſſer der Memoiren des Satans iſt manches Löbliche zu ſagen. In einigen Parthien ſeines Buchs iſt friſches Leben, eine farbig blühende Phantaſie und fröhliche Leichtigkeit der Darſtellung. Indeſſen trifft ihn auch mancher gerechte Tadel. Die Raſchheit wird mitunter Bequemlichkeit, und die ſteht nur dem vollendeten Meiſter gut. Die Leichtigkeit wird zuweilen Flüchtigkeit, die Beſchreibungen werden zu breit und ſtehen mit der Handlung nur ſelten in richtigem Verhältniß. Zuweilen faßt er eine glückliche Idee auf und weiß eine Scene gut vorzubereiten; erreicht man aber nun dieſe Scene ſelbſt, ſo ſieht man ſich durch die Ausführung derſelben getäuſcht. So iſt z. B. der Beſuch, den der ewige Jude in Begleitung des Satan bei F. H., dem Verfaſſer der Novelle: „der ewige Jude,“ ablegt, gut vorbereitet; wie mager aber fällt der Beſuch ſelbſt aus! Hier hätte müſſen von *drei* Seiten eine ganz andere Sprache geführt werden. Hier erkennt gewiß niemand weder den einen noch den andern, und es iſt faſt unbegreiflich, wie ein ſo gewandter Schriftſteller diesmal ſo trocken hat ſchreiben können *). So iſt auch die Theegeſellſchaft nicht bloß zu weitläuftig geſchildert, ſondern auch in ſich ſelbſt unpaſſend und veraltet. Ein neuerer Satyriker muß auf die ſo häufig wechſelnden Aeußerungen der Zeit eben ſo ſorgſam als ſchnell Achtung geben, um nicht zu ſpät zu kommen. Nicht minder ſtörend iſt die Kritik über Goethe, die faſt nur das ſchon oft vorgebrachte Unerſprießliche in neuer Form wiederholt. Indeſſen wird ein ſo talentvoller Schriftſteller auf einem ſolchen Standpunkte nicht lange verweilen wollen, und es iſt nicht unmöglich, daß ſchon der verſprochene zweite Theil manche Stellen des erſten glücklich bekämpfen werde.

§. 81.

Nachſchrift.

Seitdem dies letzte Fragment geſchrieben wurde, iſt nicht bloß der zweite Theil, ſondern noch manches Andere von Hauff

---

*) Da gewiß niemand den Verfaſſer des „ewigen Juden“ beſſer kennt als ich, der ich mit ihm Ein Herz und Eine Seele, ja Völlig Eins bin, ſo darf ich wohl ein entſcheidendes Wort darüber ſprechen, und z. B. behaupten, daß er doch wohl *anders* zu reden pflegt, daß er *höchſt* ſelten die äſthetiſchen Thees beſucht, und den Roman, welchen er in den Memoiren vorlieſt, bis auf dieſe Stunde noch nicht kennt, welches er jedoch nachholen will u. ſ. w.

erſchienen, in dem ich jedoch keine beträchtlichen Fortſchritte habe wahrnehmen können. Sein inneres Vermögen war nicht reich genug, um dem Vielſchreibenden immer genügend aufzuhelfen, und es fehlt ſeiner Eilfertigkeit oft ſogar jene Begeiſterung, die ſonſt wohl durch die Eile aufgeregt wird. Einige Raiſonnements, die Poeſie betreffend, verrathen ſich als ſchwankend, ſo wie die den Staat, die neuere Zeit und die europäiſchen und deutſchen Verhältniſſe angehenden auf Unreifheit und Unkenntniß hindeuten. Gründlicheres Studium hätte ihn indeß gewiß noch einſt zu einem ſehr bedeutenden Schriftſteller erhoben, und ſein früher Tod hat manche ſchöne Hoffnungen vereitelt.

Schefers Richtung iſt in der Hauptſache — Innigkeit und Gefühlstiefe — dieſelbe geblieben, aber wir freuen uns auch ſeiner Fortſchritte. Seine neue Dürer-Novelle ſetzt jenen ſchönen dichteriſchen Muth voraus, der das Intereſſante nicht von außen her zu leihen braucht, ſondern im Innern des Menſchen zu finden und das Geſunde darzuſtellen weiß. Wir haben hier nichts vor uns, als Mann, Frau, Kind, Freund, aber im Gemüthe und in den Verhältniſſen dieſer Perſonen iſt eine kleine Welt vor uns aufgethan, die wir mit inniger Rührung betrachten. Nur ein paarmal wird uns das traurigſte aller Schickſale, das einer mißlungenen und unheilbaren Ehe zu nahe gebracht, wodurch das Herz des Leſers faſt blutig geritzt wird, eine Wirkung, die wenigſtens unkünſtleriſch zu nennen iſt. Dennoch verſöhnt der Verfaſſer auch in ſolchen Parthien durch die Gediegenheit ſeiner Geſinnung und durch die erhabene und fromme Anſicht über Liebe und Tod.

Was mich ſtört, ſind nur die hiſtoriſchen Namen „Dürer, Dürerin, Pirkheimer,“ denn wie mancher einzelne Zug in dieſen hiſtoriſchen Gemälden auch treffend ſein mag, es iſt dennoch ein Streit zwiſchen Poeſie und Geſchichte entſtanden,

den wir beſonders unerquicklich fühlen, wenn wir das Ganze als ſolches zurück rufen, und uns im Nachgenuſſe deſſelben beeinträchtigt ſehen.

Haben wir in der oben genannten Oſternovelle die Beweglichkeit und Raſchheit in der Darſtellung anerkannt, ſo müſſen wir diesmal der würdigen Beſchaulichkeit und des künſtleriſchen Verweilens gedenken, welches in dieſem Eheſtands- und Untergangsgemälde den Eindruck befördern hilft.

In einer Zeit wie die unſrige, in der wohl gar einige Dichter (*) auf Gefühlsmangel ſtolz thun, iſt der Wunſch um ſo natürlicher, daß ein Erzähler wie S. fortfahren möge zu den Deutſchen zu reden, unter denen die gute Gemeine, die ihn gern hört, nie ausſterben kann.

§. 82.

Literariſche Moden.

So ſolide auch im Ganzen die Deutſchen ſind, ſo hat doch vielleicht kein Volk ſo viele literariſche Moden mitgemacht als ſie. Sie haben faſt alle fünf Jahre andere Götter und andere Götzen, und ihre hitzige Ueberſchwenglichkeit geht dann gewöhnlich ſo weit, daß ſie ſich des Ausdrucks bedienen: „der und der von vorgeſtern iſt doch „*gar nichts*“ gegen den und den von heute,“ ein Wort, das völligen Unſinn enthält, denn der und der iſt niemals gar nichts, ſondern — immer der und der, man möge ihn auch vergleichen mit wem man will. Dazu kommt die krankhafte Erregbarkeit ſo vieler, die ſich in der berüchtigten Nachahmungsſucht zeigt. Nach dem Werther, den wohl nur ſehr wenige verſtanden, wollte ſprudelnde Scheinkraft durch *Ueberpathos* und Wortgeraſſel ihn überbieten, und nach dem Siegwart ließ man ſämmtliche Thränen, die irgend eine nothdürftige Rührung erpreßt hatten, drucken. Nach Hölty wollte man lieben und ſich freuen und ſterben zu

icher Zeit, aber in dem Herzen und in den Schriften der
achahmer ward, was bei Hölty Gewitter und Regenbogen
ar, zu trockener Witterung. Nach Bürger machte man Bal-
den, die ſeinen beſſern glichen wie etwa ein Wirthshausſchild
nem Gemälde von Cranach. — Aber auch um mindere An-
ren bildeten ſich Bewunderungshaufen, die jubelnd nachlall-
n. Cramers nicht talentloſe Rohheit und taumelnde Phan-
ſterei entzündete inſonderheit die deutſchen Jünglinge derge-
alt, daß ſelbſt manche fromme und lammartige unter ihnen
chts ſchöneres kannten als einen tüchtigen Raubritter, nebſt
umpenklang, Lanzengekrach und Rüdengebell, während ſie im
ben kein Waſſer trübten, und in Haspers a Spada Burg
ne Zweifel in kurzer Zeit die ſchrecklichſten Kopfſchmerzen
ürden bekommen haben. Mit ihm ging der weiche, flüſternde
afontaine und der ernſte, oft recht löbliche Prediger Iffland
and in Hand. — Selten aber ging Etwas tiefer ein, und
konnte man alles durcheinander loben und genießen. Es
h in den Köpfen und in der Literatur faſt aus, wie im La-
n des Apothekers im „Pater Brey.“ Der allergrößte Lieb-
ng der Menge aber iſt oder war doch in jedem Falle Kotze-
ue. So ganz aus der Seele hatte ihr noch keiner geſprochen,
nd ein ſolcher Mann nach ihrem Herzen iſt noch nie da ge-
eſen. War einer ein verrückter Narr, Kotzebue hatte zu zei-
n verſucht, daß Bruder Moritz dabei doch nicht übel ſei und
ohl gefallen könne, hatte jemand eine Unſchuld verführt, ſo
onnte er freilich zuweilen auf dem Sopha einige Gewiſſensbiſſe
aben, das ließ ſich nicht ändern; im Ganzen aber zeigte doch
r gnädige Herr im „Kind der Liebe“ viel Liebenswürdigkeit.
n einer frühern Zeit hatte Prinz Hamlet viele deutſche
ünglinge zu dem Glauben verführt, Schwermüthigkeit ſei et-
as recht Vornehmes, und ein wenig Melancholie, variirt
it metaphyſiſcher Reflektirkunſt, ziere doch den ganzen Men-

ſchen. Viel bequemer machte es ihnen jetzt der Herr von Meinau, an dem man recht deutlich ſehen konnte, es ſei vornehm nicht bloß etwas ſchwermüthig zu ſein, ſondern auch bei Gelegenheit die Menſchen zu haſſen. Schwierigkeiten hatte die ganze Sache nicht, man haßte in ſeinen Nebenſtunden friſchweg, ohne ſich mit den Gründen zu geniren, und ich darf auf mein ehrliches Wort verſichern, daß mir ſogar einmal ein menſchenhaſſender Großtertianer vorgekommen iſt, der ſein Weſen mit gutem Anſtand trieb, bis ihm eine baldige Verſetzung nach Klein-Secunda wieder zur gebührenden Menſchenliebe verhalf.

Nicht mindern Eindruck machte der große Bandit Abällino, ein höchſt gefährlicher Mann, der, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, ſich heimlich einige Haare aus Karl Moors Hinterkopf zu eigenem Schmuck gezogen, und dem Todtengräber im Hamlet einen Todtenkopf geraubt hatte, an den er nun, zur Freude des Parterre, Reden halten konnte. Ueberhaupt ſpeiſt dieſer ſchlimme Geſell an zwei Tafeln, indem er bekanntlich bald durch eine gewiſſe noble Gräulichkeit als Bandit, bald durch honigſüße Anmuth als Flodoardo wirkt.

§. 83.

Noch manche andere Schriftſteller dieſer Gattung traten auf, genoſſen etwa einer dritthalbjährigen oder viertehalbjährigen Unſterblichkeit, und verloren ſich dann in den dunkeln Gängen des wunderlichen Gartens der deutſchen Poeſie. Mancher gute literaturhiſtoriſche Unteroffizier, der Abends nach dem Zapfenſtreich forſchend herumging, fand dieſen und jenen, der Vormittags und Nachmittags noch gut exercirt hatte, nicht mehr zu Hauſe, und glaubte wohl gar er ſei todt. Dem war aber nicht alſo, ſondern es redete jener Autor nur nicht mehr, weil man ihm nicht mit genügender Bewunderung zuhörte. Beſann er ſich endlich und wollte wieder ſprechen,

hatte ihn das Publikum rein vergeſſen und ließ ihn nicht
Worte kommen.

Wie aber ſteht es nun jetzt? Ich will hier nicht in das
etail der Frage gehen, ſondern nur erwähnen: es ſcheint als
be das große Publikum gar keinen entſchieden vollſtändigen
ebling. Doch kann täglich einer kommen, und wir hoffen
f ihn. Vielleicht aber iſt auch ſchon einer oder ſind ſchon
ehrere da, und dieſe könnten mich leicht belehren durch die
oße einfache Erklärung: „Wir ſind die Lieblinge und Du
nnſt Dich darauf verlaſſen.“ Iſt aber meine oben angedeu-
te Meinung, es ſei jetzt kein vollendeter Liebling vorhanden,
gründet, ſo weiß ich keinen andern Rath um dem traurigen
ndifferentismus zu begegnen, als folgenden ganz einfachen:
e deutſchen philoſophiſch-äſthetiſch-hiſtoriſch-romantiſchen
chriftſteller ſenden aus ihrer Mitte einige Auserwählte an
as Publikum, mit der geziemenden Frage, was es eigent-
ch wolle? Will es nicht Rede ſtehen auf dieſe allgemeine
rage, ſo löſe man dieſelbe in einzelne beſondere auf: Willſt
n Gellertſche Schwediſche Gräfinnen? Wir ſchütteln ſie aus
em Aermel; Richardſonſche Clariſſen? Wir wollen Dir noch
iel gequältere Tugenden liefern; Voltaireſche Zadigs und Can-
iden? Unſere Roman-Epigramme ſollen noch viel kürzer und
ſtiger und — troſtloſer ſein. Willſt Du Itzehoe'r Mül-
rſche Siegfriede? Wir wollen noch viel behaglicher thun;
Salzmannſche Karl von Karlsberge? Wir wollen Dir ganze
euwagen voll menſchlichen Elends durch das Muſenroß vor-
hren laſſen, und doch wollen wir ſo viel Witz darüber ſtreuen,
aß Du Dich vor Lachen faſt ausſchütten ſollſt u. ſ. w.

Als ich im Traum bis hieher gekommen war — denn ich
ill es nur geſtehen, daß es mir mit dem Rathe nicht Ernſt
t, ſondern daß ich nur einen Traum erzähle, deſſen Grellheit
an verzeihen möge — überfiel mich doch ein kleiner Schau-

der, und ich wünſchte zu erwachen, doch gelang mir das erſt, als ich bald darauf, vermuthlich von einigen deputirten Buchhändlern, die traurigen Worte vernahm: über 4 Groſchen dürfe jetzt kein Buch koſten. Beim Erwachen war ich recht froh, daß mein Traum nicht bloß geirrt, ſondern ſogar im Irrthum geirrt hatte, und ſo ſpreche ich denn wachend ſehr gelaſſen und hoffentlich tröſtlich: Der ächte Schriftſteller fragt nicht das Publikum und gehorcht ihm nicht, ſondern es entſcheidet über das, was er giebt, der Gott in ihm; aber auch das ächte Publikum verlangt nicht nur nicht Gehorſam, ſondern die höchſte, d. h. göttliche Freiheit ſeiner Schriftſteller, und Friedrich Schlegel hat vollkommen recht, wenn er ſagt, das Publikum ſei eine Idee wie Staat und Kirche, weßhalb man auch nicht ſo von demſelben reden dürfe wie etwa von einem fremden Herrn, mit dem man im Hôtel de Saxe geſpeiſt habe.

§. 81.

Lebensbeſchreibungen.

Auch ein minderer Freund der deutſchen Literatur als ich — ſo ſchrieb ich bereits im Jahre 1811 — möchte wohl ein wenig betrübt werden, wenn er die Meßkataloge von mehreren, beſonders den letzteren Jahren in die Hand nimmt, und ſo manches Zeugniß von tadelnswerther mechaniſcher Fertigkeit in der Buchmacherei antrifft, ſo manches verfehlte Beſtreben, ſo manche jammervolle Schlaffheit, ſo manches krampfhafte Wollen, das nie zu einer That werden kann, ſo manche kranke Träume, die ſich für Geſundheit ausgeben u. ſ. w. Als ich vor einiger Zeit einmal dieſen unerfreulichen Betrachtungen nachhing, kam mir der Gedanke, der mir Anfangs nur wie ein ſcherzhafter erſchien, ſpäterhin aber ernſtlich wurde. Ich glaube nämlich ein ganz einfaches Mittel entdeckt zu haben, wie wir

it einemmale eine nicht geringe Anzahl von erträglich guten
nd intereſſanten Büchern bekommen könnten, ohne daß wir
ie Natur mit der überkühnen Bitte zu geniren brauchten,
ns auf der Stelle mit einigen neuen Genies zu erfreuen.
Ich meine es ſei wohlgethan, wenn einige hundert Autoren,
ie uns bisher mit ſchlechten Romanen beſchenkten, in denen
ie italieniſchen Namen das einzige Romantiſche ſind, oder mit
amiliengeſchichten, in denen nichts weiter fehlt als der Be-
riff einer Familie, oder mit Trauer- und Luſtſpielen, die jede
uſt zu verſcheuchen geſonnen ſind, oder mit moraliſchen Bü-
hern, in denen gezeigt wird, daß die Tugend doch nicht zu
erachten ſei, und am Ende gar einigen Nutzen bei ſich führe,
nit hiſtoriſchen Verſuchen, die ſelbſt der Geduldigſte nicht ver-
uchen mag, mit Anekdoten, denen man aus Verzweiflung faſt
Neuheit zugeſteht, wenn wir ſie früher nicht öfter als etwa
wanzigmal geleſen haben, mit politiſchen Schriften, in denen
nintereſſante Thränen, Achſelzucken oder Jauchzen abgedruckt
orden u. ſ. w., ich meine, ſage ich, es ſei wohlgethan, wenn
lle dieſe Autoren ihre bisherige qualvolle Schriftſtellerei auf-
äben, und ſtatt deſſen uns zuvörderſt ihre — eigene Biogra-
hie ſchenkten.

Indem ich die erſchreckenden Leſer verſichere, es ſei mir
inlänglich bekannt, daß jene Schriftſteller durchaus nicht im
Stande ſein dürften, eine gute Selbſtbiographie zu geben, ge-
tehe ich aufrichtig, daß mir ſelbſt eine mittelmäßige und
chlechte bei weitem lieber ſei als alle jene früher bezeichneten
Schriftſtellereien.

§. 85.

Necker ſagt in einem ſeiner Fragmente, es ſei ihm in
er Welt nichts unbehaglicher, als eine allgemeine, flache, mo-
aliſche Sentenz, und es intereſſire ihn mehr, wenn ihm je-

mand erzähle, es ſtehe vor dem Hauſe eine gelblackirte Kutſche, als wenn ſich derſelbe vernehmen laſſe, ein gutes Herz ſei denn doch etwas Vortreffliches. Wie aber, wenn nun vollends jemand Neckern erzählte, in jener Kutſche ſitze ein Herr in rothem Kleide und mit blaſſem Geſicht: würde er nicht vielleicht ſelbſt mehrere gute Sentenzen hingeben für eine, wenn auch nur mittelmäßige Geſchichte des rothen und blaſſen Mannes? —

Wenn der Menſch, nach dem bekannten Ausſpruche, dem Menſchen das Intereſſanteſte iſt, ſo dürfen wir behaupten, daß es überhaupt gar kein unintereſſantes Leben gebe, ja, wenn ſich wirklich ein ſolches fände, ſo dürfte man vielleicht den Spieß umkehren und der Meinung ſein, es ſei durch gänzliche Anziehungsloſigkeit auf einem ganz neuen Wege wieder anziehend geworden.

Denken wir uns z. B. einen Prediger, Schulmann, Kaufmann oder Krämer in einer kleinen Stadt, ſo ſind gewiß die meiſten Großſtädter von vorn herein überzeugt, das Leben eines ſolchen ſtarre ganz von longueurs, und man ſolle vornehme Leſer nicht damit behelligen. Mit Unrecht; denn ſind jene Männer todt, ſo ſtreckt man ſie zum Theil im Nekrolog vor uns aus, man betrachtet ſie gern, und es iſt manches von ihnen zu berichten, was ſich leſen läßt. Warum aber erſt warten auf den Tod irgend eines Menſchen, wozu der Beſſere ſich ſelbſt im Scherze nicht verſteht? warum tritt jener Prediger, jener Kaufmann u. ſ. w. nicht ſelbſt bei noch friſcher Geſundheit auf, und erzählt uns, wie ſich die Aeltern freuten als er geboren wurde, wie ſeine Mutter ihn geliebt habe, was ſein Conrector für ein ſtattlicher Mann geweſen, und wie trefflich er den Nepos zu behandeln gewußt habe, wie er das Weihnachtsfeſt gefeiert, welcher von ſeinen Schulgenoſſen ihm der liebſte, welch' ein Geſicht das Mädchen gehabt, die ihm in der

ämmerung den erſten Kuß gegeben, wie genialiſch er es mit-
ter auf Univerſitäten getrieben habe u. ſ. w. Auch von
ancher Mühe und Noth, deren Ströme durch jedes Menſchen
ben hindurchfließen, läßt ſich viel Gutes erzählen, von Hoff-
ungen, die nicht Stich halten wollen, von Entwürfen, die
rworfen werden, von kummervollen Gedanken, die immer
ur den Anfang aber nie ein Ende finden können, von nicht
nderlichen oder gar unleidlichen Menſchen, von denen ihr
el leiden müßt, weil ihr ihre Leidlichkeit bezweifelt, von Leu-
n, die die Langeweile ordentlich in allen Taſchen tragen, und
enn ſie euch beſuchen, dieſelbe ganz gelaſſen herausziehen, von
reunden, welche ſo ungenirt ſind, daß man dagegen die höchſte
ène für eine Art von Wolluſt anſehen würde, von einigen
doch (Gottlob nur wenigen) Mädchen, die dem Genius der
ebe die Federn ausraufen, um ſie auf den Hut zu ſtecken,
der einen Fliegenwedel daraus zu machen, von gelehrten Zei-
ungen, die euch zwingen das alte Wortſpiel von „gelehrt“
nd „geleert“ zu wiederholen, von Kritikern, welche ein gutes
Buch etwa ſo betrachten und beurtheilen wie Polonius den
Hamlet, von naßkaltem, dicktrübem Wetter, das ſich alpartig
uf den Scherz legt, von ſchriftſtelleriſchen Planen, welche
ährend der Ausarbeitung umſchlagen und ſich gar nicht trak-
iren laſſen, vom Kaffee, der ſich rar macht wie ein lockerer
reund, vom Wein, der unter dem Fluch aller Muſen mit
laun oder gar mit Schwefel verſetzt wird, endlich vom böſen
Schickſal, dem ſich manche bittere Scherze und bittere Ernſt-
haftigkeiten nachweiſen laſſen.

§. 86.

Ich wiederhole es, daß mir dergleichen Biographien bei
weitem intereſſanter ſein würden als einige tauſend neuere Bü-
her, aus denen man nichts weiter lernen kann, als daß es

ſchlechte Bücher giebt, eine Erfahrung, die, ſo nützlich ſie auch ſein mag, doch nicht zu theuer erkauft werden ſoll. Schreibt ihr aber Biographien, eure oder fremde, ſo hütet euch vor allen Dingen vor der unerquicklichen Allgemeinheit, mit der ſo manche Deutſche verfahren. Schreibt nicht etwa ſo: Er war ſehr arbeitſam, liebreich, dienſtfertig, gefällig, haushälteriſch, fromm, mäßig, höchlich tugendhaft u. ſ. w., denn ihr richtet durch all' dergleichen gar nichts aus, und es entſteht kein Bild. Lieber gebt uns die allerſpeciellſten Dinge, die faſt komiſch klingen, doch nicht immer ganz komiſch ſind, z. B.: Er liebte nur blaue Zimmer und haßte nichts ſo ſehr als rauchende Oefen, ſeine Bücher ließ er alle gelb einbinden mit grünem Schnitt, „das ganze Dorf verſammelt ſich" mußte ihm ſeine Frau ſehr häufig verſpielen, Rüben und Linſen konnte er nicht leiden, Stiefel trug er ſelbſt in großen Geſellſchaften, doch ein ſehr fein geknifftes Jabot mußte den anderweitig mangelnden Glanz erſetzen, oder ähnliche bedeutende Unbedeutenheiten. Wenn Necker recht hat in Hinſicht des Intereſſantfindens der gelben oder rothen Farbe einer Kutſche, wie viel mehr wird das Publikum recht haben, wenn es dergleichen kleine Specialia ſucht und gern hat, wobei es ſich jedoch — ein Zuſatz für einige etwanige Einfältige — von ſelbſt verſteht, daß das Größere nicht ausbleiben darf, auf dem jene Kleinigkeiten behaglich ruhen. Mit Einem Worte, faſt jeder Schriftſteller, welcher zu denken und zu empfinden im Stande iſt, würde uns ein erträgliches oder gar gutes Buch geben können, wenn er ſich entſchlöſſe ſeine eigene Biographie zu verfaſſen. Nur wolle er dabei nichts weiter ſein als er ſelbſt, er ſei dabei hübſch ehrlich vom Scheitel bis zur Ferſe, und faſſe ſich nicht etwa ſo zart an wie einen Colibri, ſondern ſtark wie einen Menſchen, der wenigſtens ſtark werden will.

Hat nun ein ſolcher bisher mittelmäßiger Schriftſteller
ch ſeine Biographie ein gutes Buch geliefert, ſo ſteht es
ihm noch ein zweites zu geben, nämlich eine Geſchichte
von ihm geſchriebenen Bücher. Oft ſchon, wenn ich ein
chaus ungenießbares Buch vor mir hatte, ein gelbſchnäbeln-
, oder rechthaberiſch zähes, oder durch und durch verworre-
s, oder leer klagendes, ſo gelang es mir, mich mit einemmale
s dem Zuſtande des Widerwillens zu reißen, indem ich nur
Geſchichte des Buchs dachte u. ſ. w. u. ſ. w.

§. 87.

Den Verfolg wolle der günſtige Leſer im zweiten Theil
iner **Latona** (Berlin 1812, S. 231 ff.) nachleſen, falls
die Angelegenheit intereſſiren ſollte. Die obige Bemerkung
r, die ſich faſt ſo lieſt, als ſei ſie heute oder geſtern ge-
rieben (mit Ausnahme der theuern Colonialwaaren, was an
trübe Napoleoniſche Herrſchaft erinnert), habe ich hier
derholt, weil ſie für zwei bedeutende Schriftſteller Mitver-
aſſung geweſen iſt, uns ihre Selbſtbiographie zu ſchenken.
) meine **Scheffner** und **Feßler**, welche beide höchſt ver-
iedenartige, doch wichtige Männer im Greiſenalter öffentliche
chenſchaft über ihr Leben gaben, wobei ſie ſich in der Vor-
e auf meine beſcheidenen Wünſche bezogen. Wenn aber ein
agment ſo ſchöne Folgen gehabt hat wie dieſes, das noch
u in ſo ungünſtiger Zeit geſchrieben wurde, wie ſollte ich
ht bei günſtigeren europäiſchen Verhältniſſen neue Hoffnun-
daran knüpfen dürfen? —

Alſo Lebensbeſchreibungen, und inſonderheit Selbſtbiogra-
en wären zu wünſchen; doch ſeien keineswegs **geiſtreiche**
rſuche, das Leben anderer ausgezeichneter Männer — be-
ders deutſcher — zu ſchildern, ausgeſchloſſen, und es fehlt
auch nicht ganz an ſolchen. Indeſſen läßt ſich nicht lang-

nen, daß die Mehrzahl ſolcher Biographien höchſt mangelhaft ſei, und daß es kaum einen widrigern Anblick gebe, als den uns ein unbedeutender Scribent gewährt, wenn er einen großen Mann unter ſeine grobe Feder nimmt. Iſt es doch als lege er mit einer gewiſſen bärenhaften Vertraulichkeit ſeine Tatzen auf des edeln Mannes Schulter und ſage: „Willkommen Bruder!“ Der arme Mann kann nicht antworten, denn er iſt todt; lebt ſonſt allerdings auch hier noch ſein reines, unſterbliches Leben; nirgends aber weniger als in ſolchen Biographien. Die beſſern Nachkommen ſollten dafür ſolchen Leuten, die ſich wie Noahs Rabe ſo gern auf Todte ſetzen, ein deſto kräftigeres Veto zurufen, ſie ſind ohnehin in ihrer Ideenloſigkeit keck genug, und man ſoll mit ihnen keine Umſtände machen.

Es iſt ein bemerkenswerther Zug im Hamlet, und ich habe auch ſchon früher darauf aufmerkſam gemacht, daß der Geiſt des edeln Dänenkönigs nicht zu Marcellus, nicht zu Francisco, ſelbſt nicht zu Horatio ſprechen mochte, — und das waren doch in ihrer Art ſtattliche Männer, unvergleichbar höher als jene lebensbeſchreibenden Leute — und dennoch blieb ihnen der edle Schatten ſtumm. Als aber der geiſtreiche Sohn erſchien, da redete er.

§. 88.

Geſammelte Schriften.

Sammeln iſt ein fröhliches, aber herbſtliches Geſchäft, und wie ſchön auch der Herbſt ſein möge, er verkündet doch den düſtern Winter. — Bleiben wir indeß für's erſte nur bei dem Fröhlichen.

Wenn man früherhin den Wunſch hatte, ſämmtliche Werke eines ausgezeichneten Schriftſtellers zu beſitzen, ſo zeigten ſich bei der Realiſirung eines ſo unſchuldigen Vorhabens

manche Schwierigkeiten. Der gute Autor hatte bald in
n, bald in Altona, bald in Zürich, bald in Peſth, bald in
ez, bald in Quart, bald auf glänzendem Velin, bald auf
grauem Bußpapier verlegen laſſen, und vielleicht auch ver-
n laſſen müſſen. Dieſe Bücher mußten deshalb erſt mit
athziehung der nothwendigen literariſchen Helfer, von vie-
Ecken und Orten her verſchrieben werden, und waren ſie
ich, nach einem halben Jahr etwa, glücklich angelangt, ſo
n ſie ſich unter einander fremd an, wie Böhmen und
anien. Das mußte anders werden, und iſt auch anders
beſſer geworden. Den Anfang machte Wieland um das
r 1794. Offenbar zu früh; zwar nicht für ihn, doch für
Publikum, das ein ſolches Bedürfniß noch nicht gefühlt
e, und bloß durch die Menge von lobpreiſenden Recenſio-
aufgeregt worden war. Indeſſen ging die Sache gut bis
den einzigen Uebelſtand, daß, als die letzten Theile ausge-
n wurden, die frühere Liebe für Wieland ſchon geſunken
. Heut zu Tage iſt von jener Ausgabe bei den meiſten
raturfreunden nur noch hiſtoriſch die Rede, was um einiger
enehmen Gaben willen, die ſie doch auch enthält, zu be-
auern iſt.

Es verging eine Reihe von Jahren, ohne daß ein ähnli-
s Unternehmen gewagt wurde, bis Schillers Tod zum er-
male vielleicht das reinſte und allgemeinſte Gefühl des Be-
fniſſes einer Sammlung ſeiner überaus zerſtreuten Werke
gte. Ich will mich nicht bei dem Tagesgeſpräch aufhalten,
wie weit dieſe Ausgaben in ihrer äußerlichen Anordnung und
ſtalt auch den gerechteren Wünſchen entſprechen. Man iſt
Deutſchland längſt gewohnt in aller äußern Hinſicht nur
s Mäßige zu wünſchen. Wir ſind „die Guten,“ denen die
rde“ nicht gehört. Laßt es uns doch ruhig einräumen —
thue es in dieſem Werk ſogar wiederholentlich — daß wir

Deutſchen ſeit dem dreißigjährigen Kriege ein ſehr armes Volk geworden ſind, und ſo viel mir bewußt, hat uns auch die ſpätere Zeit mit der franzöſiſchen Revolution, ein zwei und zwanzigjähriger Krieg und Napoleon ſelbſt, der uns eben nicht gewogen war (wofür wir Edeln ihn aber jetzt ſehr preiſen), keine ſonderlichen Schätze zugeführt. Statt alſo über die Ausgabe der Schillerſchen Werke auf Aſchermittwochspapier zu klagen *), wäre es beſſer, wir erhöben uns zu einer gewiſſen vornehmern Scherzhaftigkeit darüber, oder wir erklärten aufrichtig, daß es unter den 50 Millionen Deutſchredenden wenigſtens hunderttauſend recht ſehr hübſche Leute geben möge, die für die achtzehn Theile ſo lieber Schriften nur vier Thaler ſechszehn Groſchen erſchwingen können. Soll für dieſe nicht geſorgt werden? Ich dächte zu allererſt; darum weg mit allem Bettelſtolz, für den wir viel zu gut ſind. Iſt es nicht etwas Vortreffliches, daß jetzt kaum noch eine deutſche Familie zu finden iſt, die nicht Schillers oder Goethe's Werke beſitzt, ſeitdem der Ankauf dergeſtalt erleichtert worden, daß auch der Unbegüterte mitgenießen kann? (Oder iſt etwa dieſe gute Hoffnung zu gewagt?)

Man iſt ſeitdem rüſtig fortgefahren, die Werke begabter Dichter und Proſaiſten der Vergangenheit zu ſammeln, und es giebt gewiß tauſende, die erſt auf dieſe Weiſe eine ſchwache Ahnung von dem Reichthum unſerer Literatur erhalten haben. Die alte Germania hat nun einmal viel ſchläfrige Kinder, wir wollen ſie wahrhaftig nicht verzärteln, ſondern möglichſt ſtark anfaſſen aus Liebe; doch mögen wir ſie auch um deswillen nicht zu ſehr anfahren und verſchüchtern. Einige ſind doch

---

*) Andere Klagen und ihr Gewicht werden hier unerörtert gelaſſen, da ſie nicht in ein literariſch-kritiſches Werk gehören.

gt aufgewacht und fragen: „Wo bin ich? und wie iſt mir
nn?“ Das iſt doch etwas.

§. 89.

In den neueſten Zeiten hat ſich aber leider zuweilen der
ngemeſſenſte Erwerbstrieb bei Unternehmungen ähnlicher Art
it geltend gemacht, und es iſt der gerechteſte Unwille gegen
anche widerwärtige Viergroſchen-Ausgabe laut geworden.
Man braucht nur die neue, wahrhaft gräßliche Verarbeitung
Shakſpear's, mit der wir von Gotha aus beläſtigt worden
nd, zu nennen, und man hat auf den Mittelpunkt des Jam-
ers hingezeigt.

Doch wir wollen dabei nicht verweilen, ſondern hier noch
vei hocherfreulicher Umſtände gedenken. Wir haben einen
uten Anfang gemacht, die Werke der größten Männer frühe-
er Jahrhunderte herauszugeben, und wie wir vor kurzem ei-
en, wenigſtens mit frommem Sinne verfaßten Auszug aus
uthers Werken empfingen, ſo werden wir bald einen vollſtän-
igen Luther für einen Preis empfangen, der jedem die Ent-
chuldigung raubt, den größten der großen Deutſchen nicht zu
ennen. Zwar fehlt hier für den Hiſtoriker noch viel, denn es
edürfte eigentlich auch einer Auflage ſämmtlicher Schriften
ller Reformatoren, vielleicht ſogar ſämmtlicher Streitſchriften
ener Zeit, und wenigſtens eines treuen Auszugs aus den Bü-
hern der Gegner; doch iſt, wie geſagt, ein guter Anfang ge-
macht worden, und ſo dürfen wir auch für die Zukunft ein
utes Weiterſchreiten erwarten. Freilich könnte man ſagen, es
ei doch traurig, daß man ſich freuen müſſe über Unterneh-
mungen, die ſich ganz von ſelbſt verſtehen ſollten; indeſſen
wollen wir uns freuen, weil es nun einmal ſo *ganz* traurig
tand, und *nicht* mehr ſo ſteht. Wollt ihr ein Beiſpiel? hier
iſt es. In den neunziger Jahren des verfloſſenen Jahrhun-

derts fand ein achtbarer und nicht unberühmter Mann einige bis dahin gänzlich unbekannte und nie gedruckte Predigten Luthers, die mit der ächten Feuertaufe des Geiſtes getauft worden waren. Er fand aber keinen Verleger dafür, ſondern mußte ſie auf ſeine Koſten drucken laſſen. Auch zeigten ſich Kritiker genug, welche mit einigem Lächeln erklärten, es ſei denn doch wunderlich, in ſo erleuchteten Zeiten mit Lutherſchen Predigten zu kommen, deren man ſchon genug habe. Ich denke, dieſe einzige Geſchichte genügt zum Belege des tiefen Falls der damaligen Zeit.

Aber auch die zweite Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts, das ganze ſiebzehnte und der Anfang des achtzehnten bieten noch gar manche herrliche Schätze dar, die aber ſo tief im Staube der Bibliotheken ruhen, daß ſie faſt nur den denkendſten und fleißigſten Literatoren bekannt geworden ſind; aber auch die berühmteſten werden wenig benutzt. Um abermals nur ein einziges Beiſpiel anzugeben, frage ich: Iſt nicht der einzige Umſtand, daß wir bis auf den heutigen Tag noch keine vollſtändige, gute Handausgabe von Leibnitzens Werken beſitzen, genügend uns eine brennende Schamröthe abzulocken? Hat doch ſogar der kühle Fontenelle eine nach Kräften feurige Lobrede vor den verſammelten Pariſer Academiciens auf den deutſchen Philoſophen gehalten, und zwar ſchon um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts; — und noch iſt keine ſonderliche Wirkung davon zu ſpüren. Dergleichen Ungebühr ſollten doch ſelbſt die Franzoſen-Deutſchen, die ſich jetzt wieder von Jahr zu Jahr vermehren, nicht auf ſich kommen laſſen. — (Ueber das Benehmen des deutſchen Publikums bei den Verſuchen einen vollſtändigen Hutten zu geben, wollen wir lieber nicht reden, da wir uns wohl gar dabei erinnern könnten, daß Wieland einſt, vor langen Jahren ſchon, zum Troſte der Säumigen die Behauptung aufſtellte, es kämen in dem Leben

den Schriften des Ritters doch auch ſehr viele Eulenſpie-
en vor.)

§. 90.

Kehren wir wieder zu der neueſten Zeit zurück, ſo finden
noch manche erfreuliche Umſtände. Während Dichter wie
n Paul und Tieck *) in vollſtändigen Ausgaben erſcheinen
doch erſcheinen ſollen, läßt ſich hoffen, daß auch Schrift-
er zweiten und dritten Ranges ihr Beſtes auswählen wer-
oder die Auswahl Andern überlaſſen. Mögen dabei ja
t die Todten unberückſichtigt bleiben, z. B. Muſäus, Mo-
und ähnliche, oder man faſſe eine beſtimmte Periode in's
ge, z. B. die deutſchen Schriftſteller aus der ſogenannten
enen, oft ſehr mattgoldenen, doch ſchätzbar eifrigen Zeit
1740 bis 60 oder 70. Fragt nur die offenherzigeren Le-
des dritten Zehntels unſers Jahrhunderts, ob ſie von
rtner und Zachariä, Witthof und Creuz, Weiße und Ra-
r viel mehr wiſſen als die Namen. „Auch die kaum,“
den einige antworten, dafür aber auch Euch Namen nen-
von ſolchen Schriftſtellern, die ſeit vorgeſtern Nachmittag
berühmt geworden ſind. Verdienen ſie es, und hält ſich
Celebrität auch nur bis zum Jubilate-Sonntage, ſo ſollen
uns erträglich willkommen ſein.

Mit großem Lobe zu erwähnen iſt auch noch die Bemü-
g, die Schriften der Alten, in lesbaren oder gar guten
erſetzungen geſammelt, dem Publikum in die Hände zu
len. Wie wenig Leben die lebenvollen Alten für die bloß
lehrten gehabt haben, davon giebt unſere Literaturgeſchichte
ugſam Belege. Was hat es Gottſcheden geholfen, daß er

---

*) Tieck ſcheint uns auch diesmal in der Kunſt zu warten
n zu wollen. Spätere Anmerkung

den Demoſthenes und Cicero vertiren konnte, ſobald er auf eigene Füße treten und für den eigenen Heerd reden wollte? Was fruchtete es dem grundgelehrten Triller, daß er ſämmtliche Griechen und Römer geleſen, und Virgil und Lucian ſogar auswendig wußte, wenn er darum doch im Stande war, ſeinen „ſächſiſchen Prinzenraub“ ſo zu verfaſſen, als er ihn verfaßt hat? Was half es dem Magiſter Schwabe in Leipzig, wenn er, hiſtoriſch vertraut mit allen griechiſchen Schätzen und täglich an griechiſchen Göttertafeln ſpeiſend, dennoch den Leipziger Witz von 1710 als die höchſte Blüthe des menſchlichen Geiſtes betrachtete, und demſelben eine Monatsſchrift einräumte, die er ſogar zur Trägerin ſeines eigenen, das Maximum überflügelnden Witzes machte? — Aber auch ſelbſt talentvolle Männer, wie Lohenſtein, was nutzte ihm ſeine immenſe Gelehrſamkeit, da bereits die eigene Ungeſchmacksrichtung entſchieden war?

§. 91.

Es gehört aber zu den guten Zeichen der Zeit, daß wir nicht mehr ſo viele Bloß-Gelehrte haben, ſollten wir auch nicht abläugnen können, daß dieſes Gute eine arge Schattenſeite hat. Wir haben allerdings manche weit ſchlimmere Scribenten als Lohenſtein; auch giebt es der Gottſchede noch genug, dennoch hoffe ich auf eine gute Frucht jener neuen und geſammelten Ueberſetzungen, die ſich ſo bequem anbieten. Ich hoffe, die hypochondriſche Scheu vor den Alten, die ſich noch häufig genug findet, werde dadurch gemildert werden oder ganz ſchwinden, man wird ſich nicht mehr begnügen mit einer kalten Hochſchätzung, ſondern inne werden, daß das Hochachtungswürdige auch liebenswürdig und das Liebenswürdige auch wahrhaft intereſſant ſei. Ferner, da jetzt leider nur wenige leſen um zu leſen, ſondern um zu ſchreiben, ſo hoffe ich, man werde nicht umhin können einzugeſtehen, daß die Alten ſich unvergleichlich wohl darauf verſtanden, einem Buche die rechte Organiſation und Phyſiognomie zu geben. Es iſt gewiß, die Alten können kein Genie geben, wenn keins vorhanden iſt, aber ſie können doch vor tauſend ſchreienden Fehlern ſich hüten lehren. Setzt ſich z. B. ein bornirter Scribent hin, um die Biographien Herders und Jean Pauls zu liefern, von denen er natürlich nichts verſteht, ſo wird er es gewiß weniger ſchlecht machen, wenn er früherhin den Salluſtius und Tacitus auch nur in einer mittelmäßigen Ueberſetzung geleſen, ja wenn ihm noch etwas Scham übrig geblieben, ſo — ließe er es nunmehr ganz, und ſchreibt lieber dem Verleger, er könne nicht: was jener als ungehofften Tugendausbruch durch den allgemeinen Anzeiger bekannt zu machen für Pflicht halten würde.

Oder wenn ein ſeichter Witzling ſeine leeren Gedichte herausgeben wollte, und es träten plötzlich Horaz und Virgil zu ihm heran, auch nur als Schatten der Ueberſetzungen; ſollte er nicht bei dem Gedanken gerührt werden: So ſehen Gedichte aus, die achtzehn Jahrhunderte überdauert haben! ſollteſt Du wohl mit den Deinigen achtzehn Monate überflügeln? So etwas möchte ihm heilſam auf's Herz fallen, und da ja nie aller Tage Abend iſt, ſo könnte auch noch für ihn, nach der gehörigen Buße und der darauf folgenden beſſern Vertiefung der Seele, wohl gar ein neuer Morgen anbrechen.

§. 92.

Ferner: Es haben bekanntlich manche unſerer jungen Autoren einen Hang zu blendendem Wortprunk, da jedoch bei Geiſtes- und Herzensarmuth eine gewiſſe poſaunende Vollmündigkeit wahrlich kein Erſatz iſt, ſo kann nicht fehlen, daß zuweilen ihnen ſelbſt dieſe Krankheit läſtig werde. Wie wenn ihnen dann, in einer ſolchen Stunde der Selbſtunzufriedenheit, einmal Xenophons Anabaſis in die Hand ſiele, und ſie läſen hier, wie der große Feldherr, der ausgezeichnete Staatsmann, der treffliche Denker ſo kindlich beſcheiden iſt, und wie er ſo beſtimmt geordnet, gemäßigt, und in ſteter graziöſer Einfalt und ſonnenheller Klarheit redet. Sollte es ihnen nicht noch aufgehen können, welch' eine köſtliche Sache es ſei um dieſe keuſche Lippenblüthe? Sie werden freilich dabei auch einen Widerwillen faſſen gegen alles Uebertriebene, unmäßig Erhitzte, und gehören ihre eigenen Schriften mit dazu, ſo werden auch dieſe ihnen wie etwa dumpfe Zimmer vorkommen, deren Wärme durch Torf und Steinkohlenflammen erzeugt worden iſt. Allein ſolche Schmerzen ſind ihnen nun einmal nicht zu erlaſſen, und wenn die kräftige Wahrheit Wunden ſchlägt, ſo hat die Hoffnung dafür Balſam.

Manche neuere Poeten ſcheinen ſich ſogar ihres Herzens zu ſchämen, wenigſtens enthalten ihre Schriften nichts von dem, was wir das Herzliche oder gar das Gemüthliche und Gemüthvolle nennen. Es iſt ihnen zu oft geſagt worden, damit müſſe man jetzt ganz zu Hauſe bleiben, und eine große Anzahl von Recenſenten danke Gott, wenn ihnen einmal dergleichen vorkomme, weil ſie dann die ſchönſte Gelegenheit zu zehn oder elf überaus witzigen Einfällen hätten, die man ſich doch nicht gern nachſagen laſſe. Seit der Zeit hat man ſich auch mit Erfolg auf die Kälte gelegt, und es ſind mir ſchon Jünglinge von zwanzig bis zwei und zwanzig und einem halben Jahre vorgekommen, die der lappländiſche Winter, wenn wir ihn uns perſonificirt denken, als Gegenſtände des Neides betrachten könnte. Wie wenn nun dieſe Jünglinge in die Welt der Alten träten und gewahr würden, daß eben dieſe außerordentlich verſtandvollen, ſtets die zarte Linie des Schönen beobachtenden, ſtets Maaß haltenden Männer doch auch eine ſo reine Flamme in der Bruſt hegen! wenn ſie erfahren, daß der herrliche Sophokles ſo wahrhaft poetiſch Haus gehalten hatte, daß er noch im achtzigſten Lebensjahre ein von den Muſen und Grazien ſelbſt geweihetes Trauerſpiel zu dichten im Stande war! — ſollte, wenn ſie das recht bedenken, nicht ein großer Schmerz durch ihre Seele gehen? Und nur ein ſolcher kann ihnen helfen.

Darum laßt uns mit Freuden jene Unternehmung betrachten. Näheres Eingehen in die einzelnen Ueberſetzungen kann in dieſen Umriſſen nicht erwartet werden, allein ſowohl unter den Männern, die in Prenzlau, als die in Stuttgart ſich zu der würdigen Arbeit vereint haben, giebt es ſolche, deren Namen einen guten Klang durch ganz Deutſchland haben, und ſo iſt zu hoffen, daß hier ein dauerndes Denkmal deutſcher Gelehrſamkeit und deutſchen Fleißes werde geſtiftet werden.

§. 93.

Styl.

(Zum Theil Privatangelegenheit)

Einige wohlmeinende und kenntnißreiche Recenſenten, welche den erſten Theilen dieſes Werkes einen ehrenvollen Beifall ſchenkten, zeigten ſich jedoch uneinig mit dem, was ſie den Styl des Buches nannten. Wenn ich, jene Beurtheilungen leſend, zu ſolchen Ausſtellungen gelangte, ſo verdoppelte ſich meine Aufmerkſamkeit, weil ich auf Belehrung hoffte über eine Sache, der ich von früher Jugend an das eifrigſte Nachdenken gewidmet habe; las ich aber dann weiter, ſo fand ich lediglich, daß man nur mit einzelnen Worten und Bezeichnungen nicht zufrieden war. Einer hatte gefunden, daß das Wort „faſt“ zu häufig vorkomme, und war dabei „faſt“ verdrießlich geworden. Ich will mich dadurch nicht abhalten laſſen ihm für dieſe Bemerkung zu danken, und er wird hoffentlich ſchon in dieſem Bande finden, daß ſein Samenkorn auf einen fruchtbaren Boden gefallen. Auch iſt es ſo ſchwer nicht den Uebelſtand zu tilgen, man ſtreicht nur bei der letzten Reviſion einige „faſt“ ganz weg, andere vertauſcht man mit „beinahe,“ und läßt überhaupt das arme Wörtchen, wenn es auch nicht ganz verbannt werden kann, ſo ſelten als möglich zur Erſcheinung kommen. Wollen aber gutmüthige Recenſenten wiſſen, woher wohl dies wirklich zu häufige „faſt“ gekommen ſei, ſo antworte ich fröhlichen Muthes: Aus einer gewiſſen, „faſt“ übertriebenen gutherzigen Scheu, durch ein ausgeſprochenes Allgemein-Urtheil Unrecht zu begehen oder doch den Schein deſſelben zu veranlaſſen. Ich kann z. B. nicht gut über das Herz bringen zu ſagen: „die Deutſchen ſind vergeßlich, die Recenſenten ſind wunderlich“ u. ſ. w., denn in dieſer Allgemeinheit iſt das Urtheil falſch. Manche Deutſche haben ein ſehr treues Geiſtes- und Herzensgedächtniß, während freilich viele andere ſich zu Pfingſten kaum mehr beſinnen können, was ſie zu Oſtern vergöttert haben. So ſind ferner bei weitem nicht alle Recenſenten wunderlich, ſondern einige ſind viel ſchlimmer, und man kann ſie beſſer roh und gemein nennen; andere ſind mittelmäßig, andere recht wacker, aber einſeitig, andere ſogar vortrefflich, und die ſollen in ganz abſonderlichen Ehren gehalten werden. Tritt nun ein ſolcher Fall ein, wo ich wenigſtens das allgemeine Urtheil vermeiden wollte ohne weitläuftige Unterſcheidung, ſo bot ſich das Wort „faſt“ tröſtlich kindlich an, ich ſetzte es hin und muß nun dafür ein wenig leiden. Sei es darum! der Sache iſt ja leicht abzuhelfen, und mein Frieden mit dieſem Rüger iſt geſchloſſen.

§. 94.

Bedenklicher iſt ſchon die Ausſtellung, als hätte ich mitunter gar wunderliche Redensarten und Bezeichnungen, ja es

ar ſogar einmal, wenn ich nicht irre, von bizarren und ba-
cken Redeaccenten die Rede. So ward mir auch einſt der
usdruck „fluctuirender Charakter“ als ſonderbar vorgeworfen,
nd ähnliche, deren ich mich nicht gleich erinnere, hatten glei-
es Schickſal. Wie ſtand es nun da wieder mit meiner Hoff-
ung etwas Neues zu erfahren und etwas Tüchtiges zu ler-
en? ich erfuhr nichts weiter, als daß ich mich ſolcher Aus-
rücke bedient hatte, die von mir ſorgfältig gewählt, niederge-
hrieben und ſpäterhin corrigirt worden waren, und ſo konn-
n ſie mir unmöglich unbekannt und überraſchend geworden
in. Ich ſah bloß, wie ſie ſich in größerm Druck oder in
urſivſchrift ausnehmen und daß ſie dem Recenſenten nicht
fallen, und wenn mir das auch wahrhaft leid that, ſo fiel
och wenig Nutzen dabei für mich ab.

Es mag wohl ſein, daß ich mich hie und da in einzelnen
usdrücken vergriffen habe, doch glaube ich, nur ſelten, da ich
ets ſtrebe mich ſo präcis und eindringlich auszudrücken als
gend möglich, beſonders in einem kritiſchen Werke, wo die
arben des Urtheils ja nicht in einander laufen dürfen. Man
enke ſich, möchte ich bitten, mein ganzes hiſtoriſch-kritiſches
Berk als eine Gemäldegalerie, wo der Farbenton, ſo wie über-
aupt der ganze Styl, nach jeder Malerſchule charakteriſtiſch
uftreten, und bei den aufgeſtellten Großmeiſtern, Rittern und
Knappen, Reiſigen, Marodeurs u. ſ. w. mit Ernſt und Liebe,
ber auch mit Laune und Scherz häufig modificirt werden
ußte. Denkt euch ferner eine Literargeſchichte in einfarbiger,
arbloſer Sprache, und haltet dann erſt über mein Buch Ge-
icht. Ihr werdet ohne Zweifel gar manche Fehler finden,
ber dem Streben ſtets genau zu charakteriſiren, ſo wie über-
aupt der Farbenmiſchung bei der Darſtellung der einzelnen
Urtheile werdet ihr doch, hoffe ich, etwas Beifall nicht verſa-
en können, der ja auch zu meiner Freude jetzt ſchon von ei-

nigen Seiten geſpendet worden iſt. „Zu meiner Freude und Aufmunterung,“ ſage ich und darf es ſagen, aber auch zur Anregung es immer beſſer zu machen, wie es nur irgend gehen will.

§. 95.

Ueber den Begriff des Styls im Allgemeinen ausführlich zu reden iſt hier nicht der Ort, und ich begnüge mich deshalb mit wenigen Bemerkungen, die jedoch auf den Mittelpunkt der Sache hinweiſen. Die Form der Darſtellung iſt für den Inhalt kein gewöhnliches Gewand, das man nach Gefallen an- und ausziehen und mit andern Gewändern vertauſchen kann, ſondern die nothwendige Art und Weiſe der Erſcheinung des Gedankens und der Anſchauung. Minerva entſprang aus dem Haupte Jupiters nicht als Kind, ſondern erwachſen und in voller Rüſtung, in der ganzen Glorie ihres Weſens; bei uns muß ſie meiſtens erſt gehen, tanzen und artig ſein lernen. Es iſt ſchlechthin unmöglich, ſich eine andere paſſende Form für des Sophokles Oedipus und deſſen Philoktet, oder für Tacitus Schilderung des Tiberius, Germanicus u. ſ. w. zu denken, und wollen wir es dennoch denken, ſo fallen wir entweder in Abſurdität oder in das bewußtlos Parodirende. Shakſpear hat, bei aller Entſchiedenheit ſeines dramatiſchen Styls im Allgemeinen, dennoch für jedes ſeiner Werke einen eigenen Styl, und ſelbſt in den aus der engliſchen Geſchichte hergenommenen Dramen herrſcht die größte, aber ſtets künſtleriſch bedingte Mannigfaltigkeit derſelben. Wie erſcheint uns das prunkende, feierlich-ſtolze Prachtgewand in König Johann, verglichen mit dem anmuthig-leichten, graziöſen Ritterkleid in Heinrich V., das ſelbſt in der herrlichen Schlacht kaum mit der ſchweren Rüſtung vertauſcht wird! und wie athmet ſelbſt der ganze Styl im Richard III. die ſchauerliche Ironie der

Sünde, oder die Schwere der kalten Winternacht, bis endlich ach manchen andern ſchönern Anklängen, im fünften Act ſelbſt ie bloße Wortdarſtellung den friſchen Hauch des neu aufblü- enden Morgens bezeichnet.

Wir könnten Aehnliches auch von Goethe ſagen, indem vir lediglich auf eine Vergleichung des Styls in ſeinem Wer- her mit dem im Wilhelm Meiſter aufmerkſam machen. Ja, uch bei Schiller, obwohl er ſich zuweilen in einer gewiſſen roßartigen Eintönigkeit zu gefallen ſcheint, iſt dennoch bei nä- erm Blicke jene Mannigfaltigkeit nicht zu vermiſſen, und Wallenſtein tönt durchgehends anders als Maria Stuart und Johanna, und die Sprache im Wilhelm Tell, die ſich ſo herr- ich der Bergluft und den Gebirgstönen annähert, würde in den finſtern Hallen der Meſſinaer Fürſtenburg einen Wider- ſpruch bilden.

§. 96.

Jeder ächte Styl ſoll Sicherheit haben und Eigenthüm- lichkeit; innige Liebe für die Sprache und dauerndes Studium muß vorangehen, ehe wir überhaupt nur zu ſchreiben wagen dürfen; dann aber trete auch die Eigenthümlichkeit hervor, die ſchon in der Wahrheit und Begründetheit unſers ſittlichen Charakters ruhen ſoll. Alles Verſteckenſpielen mit ſich ſelbſt iſt auch in dieſer Hinſicht als ſündhaft zu betrachten; dennoch pflegt man von manchen Recenſenten wohl gar zu rühmen, man könne ſie in ihrer Anonymität nie entdecken. Es iſt aber auch nie der Mühe werth auf ſolche Entdeckungen auszugehen, weil ein von aller kernhaften Eigenthümlichkeit entblößter Styl auf die Unbedeutendheit der Schreiber ſelbſt zur Genüge ſchließen läßt, nach deren Namen alſo auch kein Verlangen entſtehen kann. Wer würde nicht Goethe und Schiller, Herder und Jean Paul, Tieck und einige Andere ſelbſt in einem kurzen Aufſatze mit Sicherheit erkennen, wenn auch dieſe Männer einmal nicht für gut gefunden hätten ihren Namen zu unterzeichnen? Ein Kritiker, der in der Recenſion eines bedeutenden Werks — und fülle ſie auch nur wenige Seiten — nicht erkannt werden könnte, würde ſchon um deswillen ein ungünſtiges Vorurtheil wider ſich erregen, denn er hätte entweder ſeinen Styl abſichtlich verſtellt, oder er hätte überhaupt gar keinen Styl, und es fehle ihm alſo das erſte Requiſit, um Schriftſteller zu ſein. Oder ſollen etwa — (ſo wurde bereits früher einmal gefragt) — ſollen etwa die Deutſchen denken: wir haben eine Reihe von großen, bedeutenden, und wenigſtens durch Einzelnheiten anziehenden Schriftſtellern, die wir kennen, ſodann aber auch eine Reihe, die wir nicht kennen, und die auch nicht gekannt ſein wollen? — So etwas aber denkt ſich nicht leicht.

Das Unglück des farbloſen Styls iſt in Deutſchland ſo häufig, daß wir es nicht genug betrauern können, denn unſere deutſche Sprache in ihrer freien Urſprünglichkeit hört dadurch gewiſſermaßen auf deutſch zu ſein. Sie will ſchlechthin Liebe und Kraft und Eigenthümlichkeit von Seiten deſſen, der ſie ſchreibt; ſonſt wird ſie matt und ſchläfrig, oder Studirſtubenſprache, Deutſche-Bibliothekſprache oder todte Gelahrtheitſprache. Dagegen zeigt ſie ſich ſtark in ihrer Wurzel, feſt in ihrem Stamme und blühend in den Zweigen und in dem hohen Wipfel, ſobald nur der rechte Mann dazukommt, der ſie in ſolcher Schönheit aufzufaſſen verſteht. Luther geht auch hier voran, und ſein trefflicher Schüler Matheſius erreicht ihn beinahe in lebenvoller Eigenthümlichkeit. Doch auch von dieſen Großen abgeſehen war in frühern Zeiten, ſo wie nicht minder im achtzehnten Jahrhundert, ein charakteriſtiſcher Styl nicht ſelten, und man ſah doch wenigſtens das Auge des Schreibers oder deſſen — Naſe, mit der bekanntlich Leſſing den

yl vergleicht. Heut zu Tage ackern in einer gewiſſen
häre von Schriftſtellern hunderte in Einer Stylfurche un-
üdlich fort, und ertragen ruhig die Langeweile, die ſie ha-
und geben. Es ſind Collectiv-Perſonen, die deshalb auch
einen Collectiv-Styl haben. Nach und nach, ſo hoffe ich
nigſtens, muß es ihnen jedoch zuwider werden. Möchten
ſich doch dann noch erheben, und bei günſtigem Erfolg ſich
neuen ſchriftſtelleriſchen *Lebens* erfreuen! — Bei gutem
vollſtändigem Willen gelingt Manches, und *zu* ſpät iſt
nie.

§. 97.

Schrift und That.

Jedes ächte, lebendige Buch iſt eine That. Ein Buch,
nur ein Buch iſt, wird geleſen, beurtheilt, in den Bü-
rſchrank geſtellt und höchſtens zuweilen nachgeſchlagen; bis
lich, wenn ein zu dieſem Behuf bequemeres erſcheint, das
here dem Schickſal des fallenden Herbſtlaubs nicht entgehen
n. So waren Klopſtocks frühere Oden eine That, denn
unentbehrlichen Gefühle der Vaterlandsliebe und der Freund-
aft hatten eine edle Sprache und einen ſchützenden Schild
vonnen. Leſſings antiquariſche Briefe waren eine That,
n daß Klotz durch dieſelben fiel, war das weniger Bedeu-
de, es galt die Bekämpfung aller hochmüthigen Halbwiſſerei
Kabalenmacherei, die Abſtreifung der Feſſeln falſcher Höf-
keit in der Kritik. Jene Engbrüſtigkeit, die nicht wagte
as iſt gut,“ „das iſt ſchlecht,“ „das iſt ſchön,“ „das iſt
lich“ zu ſagen, ſondern etwa, wenn ſie tadeln mußte, ſich
vernehmen ließ: „Vielleicht könnte es ſcheinen, daß der
hberühmte, gelehrte und geiſtreiche Verfaſſer in dieſer ſonſt
trefflichen Schrift nicht gänzlich das Ideal erreicht habe,
ches er ſelbſt ſich vorgeſetzt; wenn wir jedoch erwägen“

u. ſ. w. Dann folgen eine Menge „in ſo fern,“ „jedoch dürfte, könnte, möchte, vielleicht,“ „indeß freilich,“ „in Rückſicht auf die Verhältniſſe“ und „die Beziehung der Rückſichten zu den Verhältniſſen“ u. ſ. w., wobei dem Schreibenden der Schweiß vom Angeſicht zu rinnen ſcheint, bis er ſich endlich mit ſcheinbarer Hoheit und Milde durch die Netze und Schlingen der unerquicklichen Redensarten durchgewunden und gleichſam in's Freie gelangt, wo er dann mit einem proſaiſchen Triumphliede auf den unſchätzbaren Profeſſor, den Verfaſſer ſo vieler unſchätzbaren Werke, ſchließt, welcher dann in der ihm am nächſten gelegenen Zeitung dem Recenſenten Gleiches mit Gleichem zu vergelten hat. Jene Engbrüſtigkeit, meine ich, mußte vertilgt werden, wenn die deutſche Kritik zu ihrer Mündigkeit gelangen ſollte, und dazu hat während des ganzen achtzehnten Jahrhunderts niemand ſo durchgreifend gewirkt, als Leſſing durch jene Briefe und durch ſeine gründliche, bis in das Mark gehende Polemik gegen die ſtarre Tragödie der Franzoſen, und durch die Entdeckung ihres Pſeudo-Ariſtotelismus in der Dramaturgie.

Welche Thaten Werthers Leiden (höchſte Befreundung mit der Natur, nebſt der Erkenntniß, daß ſie nicht vergöttert werden darf, weil ſie, um ein tröſtender Gott zu ſein, nicht Kraft genug hat), Göz von Berlichingen, Iphigenia u. ſ. w. ſeien: darüber bedarf es hier keiner Erläuterung. — Ich glaube jedoch, es ſei überhaupt dem Leſer und Kritiker zu rathen, bei jedem Buche, das er nicht bloß durchblättert, ſondern lieſt, daſſelbe zu fragen: Was willſt Du, Buch, eigentlich thun? oder im ſchlimmſten Falle: willſt Du etwa gar nichts thun und gar nichts ſagen? Man ſoll nur nie mit Bitterkeit fragen, denn der Unbefangene allein kann Nutzen ziehen aus jener Frage. Ein ſolcher wird denn auch nicht allzuheftig werden, wenn etwa ein Buch ſchüchtern antwortet:

„Ich wollte nur wie eine muntere Libelle ein paar Sommermonate fröhlich umherſchwärmen, und Du brauchſt Dir über mein ſpäteres Schickſal keine Sorge zu machen.“ Solche ehrliche Antworten finden immer eine gute Stelle.

§. 98.

Kehren wir jedoch zu jenen klaſſiſchen Werken zurück, die ich vorhin Thaten genannt habe, ſo wollen wir zuvörderſt erinnern, daß es auch Thaten giebt, welche Jahre und Jahrzehnte, zuweilen ſogar ein Jahrhundert ſtill und unbemerkt bleiben. So iſt z. B. Jean Paul zehn Jahre, Hamann vierzig Jahre, Logau (nach Leſſings Urtheil der größte Epigrammatiker aller Völker und aller Zeiten) ſogar hundert Jahre mit ſeinen Thaten unanerkannt geblieben, woraus jedoch nichts weiter folgt, als daß man in Deutſchland zuweilen etwas warten müſſe.

Endlich giebt es bekanntlich nicht bloß gute, ſondern auch — (ſämmtliche tauſend Millionen Erdbewohner geben es unbedenklich zu) — gefährliche, ſchlimme und boshafte Thaten. Das läßt ſich gleichfalls auf die Bücher anwenden, und es iſt noch die Frage, ob in der Schlacht bei Cannä mehr Leute gefallen ſind als durch — Voltaire's Pucelle. Es „wälzt“ ſich nämlich in dieſem Gedicht, wie Schiller ſagt, „der Spott im tiefſten Staube,“ und überläßt uns dann noch hinzuzuſetzen, es mache dieſer Spott ſeine Sprünge mit ſo ſcheinbarer Behaglichkeit und Luſtigkeit, daß gewiß viele tauſend Leſer, die nicht recht feſt ſtanden, ſich verſucht fühlten, dieſe Wälzerei, wenn auch nicht in gefeilten Voltaire'ſchen Verſen, doch in einem glatten, genußhaſchenden, aller höhern Idee beraubten Leben nachzumachen. So giebt es auch beſondere Thaten, deren Wichtigkeit ſich nur auf ein Volk erſtreckt, während das übrige Europa erſt ſpäterhin die ganze Bedeutung derſelben erkennt, z. B. „Figaro's Hochzeit“ von Beaumarchais, ein Schauſpiel, deſſen gifterfüllten, durch farbig prunkende Blumen und Blätter verdeckten Abgrund niemand ſchneller und beſſer erkannte, als der unglückliche Ludwig XVI. Bekanntlich widerſetzte er ſich der Aufführung jenes Stücks eine geraume Zeit, und als er endlich mit trübem Herzen nachgab, fühlte er nur zu bald, wie richtig er die Wirkung vorausgeſehen hatte, denn es war gleichſam die mimiſch dargeſtellte, ſpöttiſch-witzige Vorrede zur franzöſiſchen Revolution, worüber uns manche neuere franzöſiſche Memoiren genaue Auskunft geben. Jetzt hat man es ſich längſt ſattgeſehen.

Um indeſſen nicht zu ernſthaft zu werden, wollen wir noch im Fluge erinnern, daß es — (wie abermals ſämmtliche Erdbewohner einräumen) — auch kleine Thaten, Diminutiv- und Miniatür-Handlungen giebt, welches wir dann nach unſerer Weiſe auch auf die Bücher-anwenden dürfen. Es giebt Schriften, die, wie der Mai, ein Kuß ſind, andere eine innige Umarmung, wie etwa beim Wiederſehen geliebter Menſchen, einige ſtellen einen derben deutſchen Händedruck dar, andere bilden eine Folge von Seufzern, was freilich leicht zu viel werden kann. So haben wir auch Bücher, die ſich einem Schwertſchlage und Pfeilſchuß, oder gar einer geballten Fauſt, oder noch widerlicher dem ſogenannten Schnippchenſchlagen (ich hoffe ja, das Wort wird Bürgerrecht haben) vergleichen laſſen.

Die redlichen Schwerdtſchläger und Bogenſchützen ſollen ſtets nach Würden geehrt werden, aber leider findet ſich auch in unſerer Literatur eine Hand voll parthiſcher Reiterei, die im Fliehen die Pfeile tückiſch zurückwirft. Mit den Wunden, die ſie auf dieſe Weiſe machen, hat es wohl meiſtens nicht viel auf ſich, aber der Anblick iſt ſehr unangenehm.

§. 99.

Schwere Anklage für Viele, mit gutem Troſt durch Einige.

Die Anarchie in unſerer heutigen Literatur iſt ſo groß, aß auch bei der genaueſten Anſicht unſerer Literarhiſtorie keine hnliche Zeit zu entdecken iſt. — Um ſelbſt etwas zu ſein, t das Talent der Liebe und der freudigen Anerkennung uner- äßlich, und niemand, welcher wirklich etwas iſt, wird es ſich rlaſſen wollen. Wie ſelten aber iſt jetzt dieſes Talent! und ſehen wir doch in dieſer Hinſicht im ſchroſſen Gegenſatze zu er Opitz-Flemmingſchen, ſo wie zu der Klopſtock-Leſſingſchen Periode! Und wer ſind meiſtens jene liebeloſen Schreier? Queckſilberig hüpſende Knaben, viel zu früh der Schule oder auch wohl der — Ruthe entlaufen, oder zigeunerartig herumſchweifende literariſche Vagabonden, die faſt nichts weiter wol- en, als — doch auch einmal ein wenig Spectakel machen, oder ſelbſtgefällig ernſthafte Malvolio's, welche gern glauben, daß das ſchöne Fräulein (Poeſie) ſie liebt, während nur die ſchelmiſche Kammerjungfer und ein paar trunkene Junker ihren Spaß mit ihnen treiben, oder abgeſtandene Poloniuſſe, welche „liebreizend“ für eine gemeine Redensart erklären, die „ſchlotterige Königin“ aber beklatſchen, oder Piſtols, deren ganze Wiſſenſchaft in abgeriſſenen Fetzen, fremden Reden beſteht, oder .... doch genug. — An Troſt fehlt es jedoch durchaus nicht, an ächter Wiſſenſchaft, Kunſt und Liebe hat Deutſchland noch jetzt keinen Mangel, einige edle alte Heroen leben noch, und einige neuere edle Dichter und Kritiker zählen für Tauſende; doch iſt leider niemals ſo viel von unberufenen Schwätzern dazwiſchen geſchrien. Daß aber dieſes Geſchrei an den Tag kommen kann, daran iſt ohne Zweifel die Unzahl der Zeitungen ſchuld, von denen zwei Drittel nicht bloß zu entbehren wären, ſondern als wahrhaft ſchädlich, und als eine Schmach unſerer Literatur, als ein Ekel aller Beſſern und leider auch als ein Geſpött der Ausländer zu betrachten ſind. Um ſo mehr aber wollen wir auch das übrig bleibende dritte Drittel ſchätzen, und unſere literariſche Ehre erfordert, daß wir für daſſelbe thun was wir vermögen.

Da aber jene Ueberzahl leider noch immer im Steigen iſt, ſo werden der eigentlichen Bücher und Werke immer weniger, und die Schriftſtellerei wird bei Vielen nicht etwa zu einem braven Handwerke — das wäre doch wenigſtens Etwas — ſondern zu einem geiſtlos leichtfertigen Unweſen, deſſen Erbärmlichkeit ſelbſt die Leſer, die ſich noch für einen Augenblick daran ergötzen, nach und nach einſehen werden. — Ich habe den ganzen — verſtattet das Wort — ekelhaften Jammer der heutigen Anarchie durchaus nicht erſchöpfen wollen, aber auch eine bloße kurze Hindeutung ſcheint mir nicht unwichtig.

Kurze Herzensergießungen.

(Anhang zum vorhergehenden Fragment.)

Es giebt eine literariſche Tollheit, die wir bedeutend finden, weil ſie aus dem Sich-ſelbſt-überſpringen der Kraft entſtanden iſt. Es giebt eine Raſerei, die wir als intereſſant oder doch frappant anſehen dürfen, weil ſie in Flammen geboren iſt, aber es giebt auch eine nüchterne, ſchwächliche Tollheit, die dann ſich zeigt, wenn ein nüchterner und ſchwächlicher Scribent zu ſich ſelber etwa alſo ſpricht: „Dergleichen gefällt mitunter, und ſo will ich denn auch einmal, — etwa von elf bis zwölf Uhr — ein wenig raſen.“ Solche Erſcheinungen giebt es im Leben und noch häufiger in der Literatur.

Es giebt manche ſtehende Redensarten in deutſchen Schrif-
, vor denen ich ordentlich erſchrecke, z. B.: „doch um nicht
itläuftig zu werden," oder: „um kurz zu ſein" u. ſ. w.
t nämlich der Verfaſſer ſchon früherhin ſehr weitläuftig und
gwierig geweſen, ſo daß er ſelbſt müde geworden, ſo weckt
ſich durch die angeführten Worte, und wird nun wahrhaft
nter-grauſam, indem er alles von neuem wiederholt, und
erlich triumphirt, daß ihn nunmehr niemand der Weitläuf-
keit beſchuldigen könne, weil er ſich ja ſelbſt der zu großen
rze angeklagt hat.

Es giebt Recenſenten, die ihre ſtehenden Lieblinge oft ſelt-
n genug loben, indem ihr nachſchleppendes „Aber" die Ein-
ngshuldigung wider ihren Willen aufhebt. Mir fällt dabei
Bauer in „Antonius und Cleopatra" ein, welcher der Kö-
gin die Nilſchlangen bringt. Als er gefragt wird, ob ihr
ß auch ſicher und ſchnell tödte, betheuert er das ſehr kräf-
, und erzählt ein Beiſpiel von einer ſeiner Bekannten, die
genblicklich habe ſterben müſſen. — Es war eine brave
au, ſagt er auf ſeine Weiſe gerührt genug — ein kreuzbra-
s Weib; ſchade nur, daß ſie das Lügen nicht laſſen konnte.

§. 100.

Talentvolle Knaben.

Der wackere, vielſeitig gebildete und erfahrene Hitzig hat
r kurzem ein ſehr gewichtiges, tief eindringendes Wort über
heut zu Tage faſt zur Mode gewordenen Greuel, ſich ſelbſt
e beliebig angenehme Religion und individuell bequeme Mo-
zu machen, ausgeſprochen (ſ. die Zeitſchrift für die Cri-
nal-Rechtspflege, Heft 9). Es kann ſehr alltäglich ſcheinen,
nn ich dabei auf die gewöhnliche Erziehung hindeute, allein
r werden doch wohl ein für allemal auf dieſe erſte Wurzel

des Uebels zurückkommen müſſen. — Haben wir uns erſt über das Weſen der menſchlichen Natur, wie Bibel, Vernunft und Erfahrung daſſelbe bezeichnen, unterrichtet, ſo tritt auch augenblicklich die Erziehung als der würdigſte Gegenſtand der Unterſuchung uns vor das Auge. Unter den vielen Mängeln, die uns hier begegnen, werde jetzt nur eines gerügt: es iſt das heilloſe und jammervolle Streben ſo vieler Eltern, ihre Kinder als ganz aparte, höchſt talentvolle Leute zu betrachten und hervorzuheben. Ein wenig Witz, oft nur gelernter Halbwitz, viel Unarten und Rohheiten, die man raſch genug „genialiſch“ nennt, ſanguiniſche Lebhaftigkeit und Elaſticität, die aber nicht ſelten mit Eitelkeit und Seichtigkeit Hand in Hand geht, u. ſ. w., das alles iſt für viele Eltern, und leider auch für manche Schulmänner hinreichend, mit den Worten „talentvoll,“ „geiſtreich,“ „genialiſch“ hervorzurücken. Mögen ſie dann immerhin hinzuſetzen: „dabei aber iſt der Knabe trotzig und faul, ungründlich und frivol;“ die Eltern werden doch mehr Vergnügen als Kummer über dieſes Zeugniß haben, und erfährt vollends der Knabe den Inhalt deſſelben — (es wird ihm bei der Geſchwätzigkeit ſo vieler Eltern und Lehrer nicht ſchwer werden) — ſo wird er für ſeine Eitelkeit den größten Genuß empfinden. Zuvörderſt hält er ſich an jenes Lob, und wiederholt die Zauberwörter „talentvoll u. ſ. w., und mit dem Tadel wird er bald fertig. „Trotzig?“ das iſt ja ein Zeichen der Kraft. „Faul?“ nur Philiſter ſind fleißig; dem Genie kommt alles im Schlaf. „Ungründlich?“ der pedantiſche Conrector, der mich ſo oft mit ſeiner verruchten griechiſchen Grammatik quält, würde Gott danken, wenn er nur einen Funken meines Talents hätte. „Frivol?“ Der Pedant wird vermuthlich „witzig“ gemeint haben. Doch geſetzt es hätte auch mit dem Frivolen einigermaßen ſeine Richtigkeit; Voltaire war es gleichfalls, und mit dem Beiſpiel eines ſo aimablen Mannes, der a doch auch, trotz aller Frivolität, dem lieben Gott beiläufig die Ehre erzeigt hat, ihm eine Statue zu errichten, deren Inſchrift Gott und Voltaire als die beſten Kameraden nennt (Deo erexit Voltaire) — mit einem ſolchen Beiſpiel kann man ſich ſchon tröſten. Alſo der Knabe jener Gattung.

§. 101.

In den Schriften und Zeugniſſen des ſechszehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts findet ſich der Ausdruck „talentvoller Knabe“ faſt gar nicht, obwohl es gewiß nicht an ſolchen im beſten Sinne des Worts gefehlt hat. Es ſcheint, man fürchtete ein verweichlichendes Lob, und wollte wenigſtens erſt das Jünglingsalter abwarten, indem nicht ſelten die oben bezeichneten Knaben bald als abgemattete, kraſtloſe Jünglinge erſcheinen. In der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts dauerte die beſcheidene Sitte fort, und ſelbſt der allerausgezeichnetſte Knabe, Leſſing, empfing nach langen Jahren voll Anſtrengung und Fleiß von ſeinem alten Rector kein anderes Lob, als „er ſei ein ſtarkes, munteres Füllen, das doppelt und dreifach ſo viel Futter haben wolle, wie mancher andere Junge.“

Späterhin machte man die Kinder und Halbjünglinge zu Herren, und es gab faſt ſo viel geiſtreiche Köpfe als vornehme Knaben. Damit fuhr man denn auch ſpäter fort, und noch bis auf den heutigen Tag giebt es kritiſche Blätter, in welchen dem erſtaunten Deutſchland gezeigt wird, es habe faſt ſo viel Genies als Schriftſteller.

Ihr Männer, lieben Brüder, laßt uns redlich ankämpfen gegen gieſe Ungebühr, laßt uns ſtets Reinheit der Geſinnung und Gründlichkeit des Geiſtes zur Hauptbedingung des Lobes auch für die Dichter machen, nehmt jede rechtliche Waffe zu Hülfe gegen jene gemachte Religion, und zeigt ſie in ihrer ganzen Nichtswürdigkeit. Frei und aus voller unbefangener

Bruſt töne und walte ſtets die Rede und Schrift: aber der Frechheit werde durch edle Rede und Schrift gewehrt. Verſchüchtert werde kein talentvoller Knabe, doch damit er einſt auch ein talentvoller und tüchtiger Mann werde, ſo zeigt ihm mit Ernſt und Liebe, daß ohne Kraft des Verſtandes und Herzens alles Talent nur locker und loſe ſein und bald in ſich ſelbſt zerfallen müſſe, endlich auch, daß ohne ächte, von aller Schwärmerei entfernte, aber mit ganzer Innigkeit umfaßte Religion das ganze Leben nicht des Athemholens werth ſei, das wir daran verſchwenden. — Das fühlen denn auch jene Unglücklichen mit der Zeit recht wohl, die gewöhnlichen, größtentheils erborgten Witzeleien über das Heilige wollen bald nicht mehr hinreichen, die fürchterliche innere Dürre und Verödung zu verhüllen, und dann nehmen wohl gar Einige zu ſolchen Mitteln, das Leben von neuem pikant zu machen, ihre Zuflucht, die weit führen können. — Wie weit in den ſchlimmſten Fällen: darüber giebt jene anziehend lehrreiche Zeitſchrift manche ſchauderhafte Belege.

§. 102.

Die Frommen.

Ich habe in dem vorigen Fragment ſchlicht und feſt erklärt, daß ohne ächte, von aller Schwärmerei entfernte, aber mit ganzer Innigkeit umfaßte Religion das ganze Leben nicht des Athemholens werth ſei, das wir daran verſchwenden. Ich habe ferner oben in der Recenſion von Tieck's Novelle „die Verlobung" mit voller Ueberzeugung das alte Wort wiederholt, daß alles, was ſeine Wurzel nicht in Gott hat, Sünde ſei u. ſ. w. Das ſollte nun freilich nicht mehr nöthig ſein zu erinnern, doch ſei die Wiederholung verſtattet, damit die folgenden kleinen Andeutungen nicht mißverſtanden werden können.

Sich ſelbſt für fromm zu halten iſt nicht bloß gefährlich,
ern eine Sünde, die der wahrhaft Fromme nie begehen
Wer ſich vollends freuen kann, wenn er öffentlich für
m erklärt wird, iſt vielleicht nicht minder weit entfernt
aller Frömmigkeit als der, dem es im übermüthigen Leicht-
wohl thut für einen kecken Freigeiſt zu gelten.

Kein Wort ſprechen die ſogenannten Frommen häufiger
als das Wort „Weltmenſch.“ Das iſt eben ſowohl Be-
von Herzens- als Geiſtesſchwäche. Es giebt keinen Him-
ohne eine Welt, und keine klare Idee der Ewigkeit, wenn
nicht ſchon die Zeitlichkeit als ſolche erſchienen iſt; das
Sterben kann niemanden ſelig machen. Das Chriſten-
iſt Liebe und Anſchauung, ſelige Sicherheit und Klar-
und Fröhlichkeit in der Hoffnung. Laßt uns über die
nicht achſelzuckend ſeufzen, ſondern wo möglich helfen;
aber helfen zu können, wollen wir nicht die Mittel ver-
en, z. B. reine Ironie. Die „Weltmenſchen“ ſollen uns
ſtören, ſondern friſch und munter erhalten, denn wenn
hon tadelnswerth iſt auf Lorbeeren einzuſchlafen, ſo noch
rlicher auf Palmen.

Erwägen wir ferner: Es giebt gar keine Kleinigkeiten
r Welt, oder alles iſt Kleinigkeit. Das Endliche iſt an
gar nichts; bezogen auf das Ewige iſt es ſelbſt ewig. Als
ni den Weg zum Tode ging, und, einen Strohhalm auf-
d, erklärte, wenn er ſo unglücklich wäre an Gottes Da-
zu zweifeln, ſo würde ihn dieſer Halm ſchon eines Beſ-
belehren — da hatte er gewiß etwas viel Höheres im-
e, als einen Beitrag zu dem ſogenannten phyſiko-theo-
hen Beweiſe zu geben.

Es iſt vielleicht nichts gefährlicher als ein ſehr frommes
zu ſchreiben. Wenigſtens erfordert es die größte An-

ſtrengung, um auch nicht eine einzige Secunde lang mit ſich ſelbſt zu heucheln. Die Leſer haben es freilich gut dabei.

§. 103.

Manche neuere Schriftſteller haben es jedoch ſchon ſo weit gebracht, daß ſie nicht bloß nichts Frommes mehr ſchreiben, ſondern ſich auch nicht mehr die Mühe geben Frommes zu heucheln. Wenn z. B. ein verſtorbener ſehr berühmter Schriftſteller (der lebenden will ich jetzt geſchweigen) den Satz aufſtellt, die Tugend ſei eigentlich als ein ausgezeichneter „Heroismus“ zu betrachten, und man könne von den Menſchen allen doch unmöglich Ausgezeichnetheit verlangen, ſo wäre es um mancher ſchwachen Leſer willen gewiß recht gut geweſen, wenn er als Heuchler ſich geſchämt hätte, dergleichen traurige Laxität an den Tag zu bringen.

Die ächten frommen Menſchen, Schriftſteller und Leſer, ſind und waren von jeher leicht zu erkennen. Sie ſind innig und heiter, einfach im Innern und vielſeitig gebildet, in ihrem ganzen Weſen iſt Muth und Einheit, denn ſie ruhen auf dem ewigen Prinzip der Verſöhnung durch den geläuterten Glauben, der über ihr ganzes Leben den reinen Hauch der Liebe verbreitet. Von dieſen verehrungswürdigen Menſchen iſt hier nicht weiter die Rede; wohl aber wollen wir einen kurzen Blick thun auf einige Klaſſen, die den Namen der Frommen uſurpirt haben. Es giebt Fromme, die ſich des Chriſtenthums rühmen, ohne es zu kennen, und die, ohne es zu wiſſen und natürlich auch ohne es je einzuräumen, das bloße *Reden* von Chriſtus für Religion halten. Selten nur laſſen ſie ſich auf Chriſti Lehre ein, und wenn ja einmal, ſo vernehmen wir mitunter Dinge, die eher dem Mahomedaniſchen Fatalismus angehören als dem Chriſtenthum, denn auch bei ihren thörichtſten und abgeſchmackteſten Handlungen pflegen ſie ſich durch den

edanken zu beruhigen, es müſſe doch wohl Gottes Wille ge-
eſen ſein, daß ſie gerade ſo und nicht anders gehandelt hätten.

Andere laſſen ſich kaum mehr auf Handlungen ein, ſon-
ern ſtarren träge vor ſich hin. Sie glauben völlig genug ge-
an zu haben, wenn ſie zur geſetzten Zeit in der Bibel oder
Geſangbuch leſen, ohne zu bedenken, daß Jeder unwürdig
ſt, der ohne reine Gemüthserhebung und Begeiſterung lieſt.

Andere haben wirklich ein paar Ideen vom Chriſtenthum
griffen, aber nicht lebendig ausgebildet, wodurch die An-
hauung und der Gedanke aufhörte Gedanke zu ſein, und erſt
ertrocknete, dann verſteinert wurde. Für dieſe Perſonen, die
wiſſermaßen auf jenen Petrefacten ruhen, giebt es deshalb
ch kein lebendiges Leben und keine Geſchichte mehr. Die
nze Welt zerfällt für ſie in zwei ſehr ungleiche Theile; die
ne, ſehr kleine Klaſſe von Menſchen, hat dieſelben Ideen wie
, die andere nicht. Die erſte wird geliebt, die zweite ge-
ßt; doch iſt das Maaß der Liebe bei weitem kleiner als das
r Abneigung. Ohnehin kann hier kaum von Liebe die Rede
n, die ja ein Lebendiges iſt.

§. 101.

Andere betrachten die Wiſſenſchaft nur als ein nothwen-
ges Uebel, und die Philoſophie als halb und halb verwandt
t dem Teufel; die Kunſt aber wird ganz gering geſchätzt.
as vor einigen Jahren von Weſtphalen her gegen Goethe
gebracht wurde, war ihnen wie aus der Seele geſchrieben,
d es thut ihnen deshalb herzlich leid, daß ſelbſt das größere
ublikum von dieſer abgeſtandenen Polemik jetzt nichts mehr
ſſen will.

Andere ſind gebildeter, es finden ſich noch Reſte jugend-
er Erhebung bei ihnen, und ſie erinnern ſich, wie ſie einſt
blühende Jünglinge und Mädchen bei Goethe unendliche

Freude empfunden haben. Unſchuldig waren ſie doch damals gewiß, und nun ſollten ſie Goethe als ganz und gar unchriſtlich verwerfen? Sie vermögen es nicht, und machen deshalb mit ihm eine *einzige* Ausnahme, wie etwa Philipp mit Poſa eine machen will. In ihren Cotterien müſſen ſie freilich ſchweigen oder wohl gar bejahen, wenn über den vortrefflichen Dichter geſeufzt wird, aber auf ihren Badereiſen nehmen ſie doch ein paar Bändchen Goethe mit. Andere ſind ſtörriger, ſprechen von Götzenthum u. ſ. w. Es giebt ſogar berühmte Perſonen, die ſelbſt Shakſpearen für unchriſtlich erklären, und im Druck ausſprechen, er ſei zwar ein großer Dichter, kenne die Menſchen und das wirkliche Leben, indeſſen von dem innern rein chriſtlichen Leben wiſſe er nichts. — Er, der allumfaſſende, kindlich-fromme und mächtigſte Geiſt weiß nichts davon; ſie aber, die Engen und Armen und Harten, ſie wiſſen *darum*, ſie kennen es und tragen es in ſich! —

Ich habe kaum angefangen zu ſchildern, aber ich breche ab, denn es iſt zu betrübend weiter fortzufahren.

§. 105.

Beredſamkeit.

Wißt ihr warum ſo wenige Neuere wahrhafte Beredſamkeit zeigen? weil ſie von dem, was ſie ſagen, ſelbſt nicht recht überzeugt ſind; zum Theil aber auch, weil ſie ſich für das, was ſie reden, nicht einmal ſonderlich intereſſiren.

England hat bekanntlich einige beredte Männer erzeugt, doch haben wir ſie viel zu ſehr bewundert. Sie hatten wirklich einen Gegenſtand, für den ſie ſich erwärmt fühlten, es war ihre Verfaſſung und die aus derſelben hervorgehende Bürgerfreiheit. Was man auch dagegen Gegründetes einwenden kann; der Gegenſtand war ein edler, und wenn ſie auch jene Bürgerfreiheit nur träumten, der Traum ſelbſt beglückte. Da

tzündete ſich dann die Sprache von ſelbſt, und wir wollen
ns bloß wundern, daß die beredten Männer nicht noch bei
eitem beredter waren, und überhaupt auch nur in ſehr mä-
ger Anzahl auftraten.

Für die höhere Beredſamkeit, die religiöſe, haben die Eng-
nder nicht viel Ausgezeichnetes geleiſtet, und gerade dieſe iſt
, welche den Deutſchen zum höchſten Ruhm gerechnet wer-
n darf. Luther iſt hier der größte von allen, weil, was er
gte, jeden ſeiner Nerven erwärmte, jeden ſeiner Pulsſchläge
ſflügelte, weil er genau und ganz wußte was er wollte, weil
vollendet überzeugt und ſtets bereit war, ſein Leben hinzu-
ben für die Idee, durch welche er lebte. Deshalb kann er
etlich mitunter ſchroff erſcheinen, aber ſo wird jede Ganzheit
nſtehen müſſen, ſobald ihr Halbheit begegnet; und was hat
e Welt häufiger zu bieten als ſolche Halbheiten? — Der
on göttlichen Dingen vollendet Ueberzeugte kann in göttlichen
Dingen auch nicht um ein Haar breit nachgeben, darum er-
ärte Luther auch, daß er mit niemandem diſputiren könne,
er nicht an dieſes Göttliche glaube. That er es dennoch zu-
heilen, ſo wollen wir ihm darüber weiter keinen Vorwurf
machen, als daß er dieſen Leuten zu viel Ehre erzeigte. Um
hnen dieſe Ehre zu verſagen, iſt nichts weiter nöthig als —
e nicht ſonderlich zu lieben; da aber dabei einige Gefahr für
as Herz waltet, ſo möchte es wohl in Hinſicht jenes Vor-
wurfs für alle vortreffliche und feurige Männer für immer
ein Bewenden haben.

§. 106.

Laßt uns die Sache ſtill und harmlos betrachten:

Man kann ſämmtliche Redner und Schriftſteller der Erde
eintheilen in die, welche wirklich Etwas zu ſagen haben, und
in die, welche nichts zu ſagen haben. Jenes Etwas iſt in

ſich ſelbſt freilich unendlich verſchieden; ſei es jedoch wie es wolle, Eines wird es immer erreichen: Lebendigkeit der Sprache. Was die zweite Klaſſe betrifft, ſo möchte man freilich meinen, wer nichts zu ſagen hat ſollte auch nichts ſagen; aber ſelbſt der weniger Erfahrene weiß das Gegentheil. Tauſende von Rednern und Schriftſtellern haben ſich das Reden und Schreiben angewöhnt, weil ringsherum gleichfalls geredet und geſchrieben wird, oder weil es doch ſo angenehm iſt hinüber und herüber zu ſchwatzen, oder ſich gedruckt zu ſehen, oder — (denn im Kopfe hat das keine Schranken) — ein wenig berühmt zu werden, ſollte es ſich auch nur bis zum nächſten Chauſſeehauſe erſtrecken.

Selbſt bloße Meinungen helfen uns nicht zu der Freude etwas zu ſagen zu haben, denn das Hin- und Hermeinen kann dem Buchſtaben kein Leben ertheilen. Daher die Unzahl von Reden, die einem leer-luſtigen oder leer-ernſthaften Clavierklimpern gleichen, das den gezwungenen Zuhörer verdrießlich oder ſchläfrig macht, weil — wie unſere Sprache ſich vortrefflich ausdrückt — „nichts dahinter“ iſt.

Um etwas zu ſagen zu haben, bedürfen wir des Wiſſens, des Glaubens, oder doch wenigſtens des Für-wahr-haltens. Damit wir aber das vermögen, ſind Ernſt und Liebe unerläßlich, und ohne dieſe giebt es keinen ächten Scherz und keinen ächten Zorn.

Ernſt und Liebe! dieſe beiden köſtlichen Dinge hat uns bekanntlich Schiller in einem ſehr wohlgemeinten, aber unmelodiſchen Epigramme anempfohlen, und es iſt als wolle der taumelnde Pentameter:

„Stehen dem Deutſchen ſo wohl, den, ach! ſo Vieles entſtellt.“

malen, was wohl daraus wird, wenn jene Bedingungen des Lebens fehlen. Er malt gut und traurig genug; aber zwei

Drittheile unſerer heutigen Redner malen doch noch beſſer und — trauriger; denn wie leblos ſie an ſich auch ſind, ein Bild der Lebloſigkeit geben ſie wirklich treu. — Das übrig bleibende gute Drittel verdiente weit größere Ehre, als ihm bisher zu Theil geworden, ja man kennt nur ſehr wenige, theils weil man ſich überhaupt nicht viel um die Fortſchritte der Deutſchen in der Kanzel- und Kathederberedſamkeit bekümmert, theils weil manche Schreier nicht bloß ſchreien, ſondern überſchreien. Die meiſten Reiſebeſchreiber gehen in die Wirthshäuſer der Städte und Dörfer, in das Theater und in die Kunſtſäle, und thun auch ohne Zweifel ſehr wohl daran, aber in die Kirche und in die Hörſäle gehen ſie nicht, und daran thun ſie übel. Hier würden ſie ſeit etwa 20 Jahren nicht ſelten eine herrliche Veränderung bemerken, denn in der Philoſophie und Geſchichte waltet jetzt (mitunter wenigſtens) ein Geiſt, der auch die Rede mit fortreißen muß, und ſeitdem wir größtentheils aufgehört haben an heiliger Stätte über den Nutzen geſellſchaftlicher Mahlzeiten, über Naturgeſchichte u. ſ. w. zu predigen, haben wir manche gedeihliche Predigt erhalten, die würdig von göttlichen Dingen handelt. Wahrlich, es giebt deutſche Städte und Dörfer, in denen Prediger walten, die ihre geiſtlichen Reden nur in das Engliſche oder Franzöſiſche zu überſetzen brauchten, um des lauteſten und begeiſtertſten Beifalls gewiß zu ſein, da ſie aber uns ſo bequem nahe ſind, ſo wollen Viele nichts von ihnen hören. Bleiben aber deshalb nur Wenige, ſo iſt dafür bei dieſen Wenigen eine deſto reinere Freude, denn ſie haben die Tugend der Treue.

§. 107.

Reichthum im Leben und Armuth in Schriften.

Es iſt ſchon oft geklagt worden über die Mangelhaftigkeit der meiſten literariſchen Productionen weiblicher Federn. Ich klage nur, und nicht ſelten mit wahrem Herzeleid, da mir längſt bekannt geworden iſt, wie unendlich beſſer und geiſtreicher die meiſten ſchriftſtelleriſchen Frauen ſind als ihre gedruckten Werke. Man ſoll aber nicht bloß klagen, ſondern zu erklären und zu helfen ſuchen. Das geſchehe auf die allereinfachſte Weiſe.

Ich habe in meinem (ich darf wohl ſagen „ziemlich reichen") Leben auch ſchriftſtelleriſche Männer genug gekannt, bei denen ein ſteter Zwieſpalt zwiſchen dem eigenen Gemüth und der Feder war. Beſonders erinnere ich mich an zwei Abgeſchiedene. Der eine, gelehrt im hohen Grade, kenntnißreich wie vielleicht unter tauſenden kaum einer, dabei geiſtreich, klar, kühl und ein wenig launenhaft, aber ſehr liebenswürdig, wenn er liebte und lobte, oder gerecht witzig tadelte; im Leben, ſobald er wollte, ſo anmuthig leicht redend und ſcherzend, daß man ihm einen Schnellſchreiber zur Seite gewünſcht hätte, eben dieſer Mann zeigte als Schriftſteller von allen jenen Eigenſchaften nichts weiter als Gelehrſamkeit und Verſtand, doch tappte der letztere dann auf wie etwa eine bewegte eiſerne Rüſtung, und einen Styl, der wie verwickelte Schlingen alle Muſen und Grazien verſcheuchte, weil ſie wie — Lerchen gefangen zu werden fürchteten. Der andere, ein halbes Genie, aber freilich eins von einer gewiſſen neumodigen Sorte, ſetzte alle ſeine genialen Kräfte gewöhnlich erſt nach Mitternacht beim Champagner, dann aber auf eine ſo herrliche Weiſe, daß er ſich alles, was er berührte, in hell geſchliffenen Epigrammen-Stahl oder in lauteres epiſch-hiſtoriſches Gold verwandelte. Vormittag aber, wenn er ſchrieb, warf er ſich gewiſſermaßen in Pontificalia, wühlte langſam und mitunter gar langweilig in zwei bis drei halbwahren Ideen, wollte außerdem noch viel beſſer ſchreiben als gut, und ſchrieb deshalb ſtarr und ſteif.

§. 108.

Können nun Männer, die doch für das öffentliche Leben
ren werden, an ſolchen Uebeln leiden, wie vielmehr müſ-
zarte Frauen mit jenen Widerſprüchen zu kämpfen haben!
ſind meiſtens nicht bloß beſſer als ihre Schriften (das
n auch die Männer ſein), ſondern ſie ſind auch (und das
as Merkwürdige) als ganz anders und endlich beſſer, z. B.
cher, natürlicher, in Gott vergnügter u. ſ. w. als ihre
riften. Es giebt kaum etwas Intereſſanteres, als „Brie-
ren guten und gebildeten Frauen, gerichtet an einen Freund
an eine Freundin, aber es giebt kaum etwas Unerquickli-
s und Unerſprießlicheres, als manche gedruckte Damen-
ften (einzelne treffliche Ausnahmen gebe ich nicht bloß
ſondern möchte ſie auch doppelt loben). Iſt nun jener
ſtand gar nicht zu ändern *)? Ich denke ja, denn es
mt in den meiſten Fällen auf den feſten Willen an. Jene
bezeichneten ſchriftſtellenden Frauen fühlen gewiß, zum
l wenigſtens, ſelbſt, wenn das gedruckte Buch zierlich ge-
den vor ihnen liegt, daß ſie es bei weitem nicht ſo reich
geſtattet haben, als ſie es hätten ausſtatten können, und
d ſie das deutlich einſehen, iſt ja auch die Hülfe ſchon da,
d ſie nur recht wollen. Entweder ſie vermögen nicht
h die Schrift ihr Beſtes zu geben, und das würde ſich
den nächſten Verſuchen zeigen, mit denen deshalb nicht

---

*) In Beziehung auf die wiſſenſchaftliche Bildung der
en und die zuweilen entſtehenden unglücklichen Hochmuths-
rungen ſagt Fenelon ſehr bedenklich: Il y doit avoir
le sexe une pudeur sur la science presqu' aussi délicate
celle, qui inspire l'horreur du vice. Rien n'est estimable
le bon sens et la vertu. Wie ſehr aber F. auf harmoniſche
esbildung der Frauen drang, iſt bekannt genug.

gleich zur Druckerei geeilt werden müßte, und in einem ſolchen Falle würde der große Vorſatz: „nichts Poetiſches mehr drucken zu laſſen,“ von wahrhafter — Poeſie zeigen. Oder — was gewiß nicht ſelten eintritt — ſie vermögen wirklich Beſſeres zu geben als das bisher Gedruckte war, dann wäre wohl das beſte, gar nicht an den Druck zu denken, ſondern ſtets nur an einen Freund oder eine Freundin zu ſchreiben. Daß man ſich dazu zwingen *kann*, verſteht ſich von ſelbſt, und hier würde es noch dazu den ſchönen Lohn haben, daß gar viele ſolcher Briefe und Aufſätze, bei denen weder an den Letterkaſten noch an die Leipziger Oſtermeſſe gedacht worden iſt, wahre Zierden der nächſten Michaelismeſſe werden dürften. — Wer hat, kann geben; wer aber kann, der ſollte auch! Nur nichts Fremdes, Angearbeitetes, in eurem Kreiſe Ungeſehenes, — das Letztere vermögen nur die Auserwählteſten zu ſchildern — gebt uns euer harmloſes, tiefes, liebevolles Gemüth, aber wie der *Dichter* es giebt, gebt was euch durch’s Leben geholfen, und kehrt euch dann gar nicht daran, ob euch irgend ein verlaufner kritiſcher Sperling anzirpt.

Man kennt die aus Frankreich ſtammende Anekdote von einem wackern Autor, der ſein Buch einem geiſtreichen Miniſter überreichte. Die Excellenz, von ſeltener Güte, las es, und äußerte ſich dann kühl tadelnd, es ſei ziemlich *leer*. Da nahm der Schriftſteller das Buch und erklärte Capitel für Capitel, was er alles damit beabſichtigt und wie manches Treffliche er habe berühren wollen. Der Miniſter hörte mit Vergnügen zu, und erwiederte dann: „Sie haben viel ſchöne Dinge ſagen *wollen*; warum *haben* Sie ſie nicht geſagt?“

Wie oft wird dieſe Anekdote in Deutſchland aufgeführt! — Die Miniſter bleiben freilich meiſtens aus dem Spiele, doch iſt es auch nicht nöthig, daß ſich immer ein ſo vornehmer Mann damit bemühe.

§. 109.

Stoff's Wahl. Koketterie. Begränzung.

Es iſt eine betrübende Erfahrung, daß manche deutſche
hter ihr Talent an Stoffe verſchwenden, die ſie entweder
t nicht recht kennen, oder für die ſie doch nur ein halbes
z haben. Die ganze Welt zu überſchauen iſt nun einmal
t Jedem gegeben, darum gilt es unter dem zu wählen,
wir vermögen. Da tritt freilich das alte Sprichwort,
wer die Wahl hat, auch die Qual habe, feindlich dawi-
r; doch iſt es mit dieſer Feindlichkeit nur Schein. Denn
nge noch die Qual bei der Wahl iſt, haben wir noch nicht
hlt oder noch nicht das Rechte getroffen. Eine ſolche
ählung aber gewährt die angenehmſte Empfindung, und
iebt gewiß gar manche Dichter, die dem Archimedes, als
in „Gefunden!“ ausrief, nachfühlen können. Selbſt einem
en Talent, ſobald es nur dies Kleine recht verſteht und
ldet, können auf dieſe Weiſe ſchöne Stunden erblühen.
hüte es ſich vor Koketterie. In London lebte vor mehr
n Jahrzehnten ein Schauſpieler, dem man mit voller
hrheit nachſagen konnte, er habe nur ſehr kleine Talente,
der doch nach und nach eine Art Liebling des Publikums
de. Zuerſt konnte er zu jeder beliebigen Zeit, und mochte
noch ſo vergnügt ſein, überaus feierlich und ſchwermüthig
ſehen und einherſchreiten. Spielte er nun auch ſonſt nicht
vorzüglich, ſo war doch das Publikum zufrieden geſtellt,
ſagte: Mein Gott, wie prächtig melancholiſch ſah der
nn aus! Zweitens gelang ihm der Ton der ſüßen Liebe, doch
ch nur wenn ſie durchaus nichts anders ſein ſollte als ſüß;
edoch, wie bekannt, gar manche Dichter melancholiſch-feier-
Perſonen und ſüße Amanten aufſtellen, ſo war der Mann
er ſehr brauchbar. Endlich drittens hatte dieſer Künſtler

das allerausgezeichnetſte Talent — zu nieſen, zu huſten und überhaupt die Geberden der an katarrhaliſchen Beſchwerden leidenden Menſchen nachzuahmen, und es ſoll zuweilen das halbe Parterre darüber in Entzücken gerathen ſein. Leider aber war es gerade dieſe ſonſt ſchätzbare Anlage, die ihn zum Hochmuthe verleitete, der, wie geſchrieben ſteht, vor dem Falle nicht ausbleibt. Hatte er nämlich früherhin mit Grazie genieſt und gehuſtet, da, wo dergleichen hingehört, ſo brachte er es jetzt überall an, denn auch die kerngeſunden Antonius, Brutus, Timon u. ſ. w. wurden gezwungen an der gewöhnlichen Frühlingskrankheit zu leiden. Was für ein Ende dergleichen Betragen nehmen mußte, begreift man leicht.

Der ſeltſame Mann hat uns vielleicht ſchon zu viel Raum weggenommen, doch ſoll es nicht darauf ankommen, wenn er auch nur einen jungen oder alten Poeten vor der Koketterie mit dem Kleinen bewahrt.

Wie ganz anders aber und löblich iſt dagegen die freie Selbſtbegränzung des Kleinen auf das Kleine zu etwas Vollſtändigem. Du, X., vermagſt nicht die Flammen der höchſten Leidenſchaft darzuſtellen; wohl, ſo beſcheide dich und wolle es auch nicht. Aber vielleicht gelingt Dir das zarte Gemälde einer milden Herzensneigung in angenehmen Verhältniſſen und Zuſtänden leidlich aufzufaſſen. Du, Y., weißt nicht was ſich in dem Haupte bewegt, das eine Krone trägt, und doch thuſt Du als wüßteſt Du es, machſt aber durch Deine mißlungene Schilderung niemandem Freude, als etwa einem übelgeſinnten Recenſenten, dem man lieber jede andere Freude machen ſoll als dieſe. Du, Z., kennſt die Verhältniſſe der Innungen, ja ſogar das höhere Weſen der bürgerlichen Geſellſchaft, Du vermagſt es mit Geiſt und Liebe anzuſchauen und zu malen; aber es gefällt Dir, hoffärtiger Weiſe Feldherren wie Hannibal und Scipio aufzuführen, aber in Deiner Schilderung iſt nichts

als einzelne Data und die Namen, die Du aus dem
genommen; denn was ſich in ihnen bewegte, davon
Du wenig oder gar nichts u. ſ. w.

Die ganze Sache, ſo wie der daraus hervorgehende Rath
gemein einfach; ſchade nur, daß eben das Einfache ſo
überſehen wird. Und ſo will ich denn nur noch hinzu-
daß ein glücklich geſchilderter Oberförſter, Landprediger,
chulz u. ſ. w. einem Dichter wahre Ehre machen, wäh-
die verzerrten Könige und Königinnen, wie etwa Dern-
eren einige hat, dem rechten Kritiker nur zu der War-
Anlaß geben: Bilde Dir nicht ein, daß es je derglei-
Verzerrtheiten gegeben hat, und hoffe nicht durch ſchwül-
Phraſen zu täuſchen.

§. 110.

Ironie.

Ueber das Weſen derſelben habe ich mich in den Nach-
zu den „Umriſſen" (ſ. die zweite Ausgabe) zwar nicht
rlich, doch, hoffe ich, deutlich genug erklärt. Es erſchie-
ieſe Nachträge in der Oſtermeſſe 1821, wo noch alles
die Ironie ruhig war, allein bald darauf wurde ſie, oder
hr das Hin- und Herreden über dieſelbe, inſonderheit
einige Tieckſche Novellen aufgeweckt. — Auf einige
ftſteller und Leſer ſcheint ſelbſt das bloße Wort „Ironie"
rken, wie — (um mich eines derben Gleichniſſes aus
ihr wollt" zu bedienen —) wie „Brantwein auf eine
rau." Ihr Taumel iſt nicht liebenswürdig. Andere
die ganze Sache für eine fabelhafte Träumerei oder
hrliche Neuerung, und ſie bringen dagegen ihren Witz
er jedoch leider nur in einigen Scheltwörtern, oder —
ſie artiger ſind — in Schwabacher Lettern, durch
die Sache als lächerlich ausgezeichnet werden ſoll, oder

in wiederholten Frage- und Ausrufungszeichen beſteht, durch welche die armen Ironiker in ein heilſames Erſchrecken verſetzt werden ſollen. Andere meinen, es ſei doch eigentlich nur ein vornehmerer Ausdruck für Spott und Hohn, und deshalb ſchon durch die Moral verpönt. Noch andere wittern ein böſes Herz dabei, und wollen deshalb mit der ganzen Sache nichts zu thun haben. Einige gutmüthige und ſanft geſinnte Leſer gehen zwar in ihrem Verdammungsurtheil nicht ſo weit, ſind aber doch etwas kopf- und herzſcheu geworden, und durchblättern ſeitdem die geiſtreichſten Bücher mit Aengſtlichkeit, weil man ihnen geſagt hat, es ſei viel Ironie darin. Zum Schluſſe kommt dann noch der helle Haufe der literariſchen Plauderer, welche nur mitreden weil es Mode iſt, und die Ausrufungen: „Göttliche Ironie!“ „abſcheuliche Ironie!“ „leiſe Ironie!“ „feine und grobe Ironie!“ wirbeln wild durcheinander, wobei nur ſelten etwas Witz abfällt. In jedem Falle iſt es ſchade, daß eine der löblichſten Gattungen der Ironie, die ſchweigende (die ſich nur durch That und — Kunſtwerke zeigt), ſo ſelten geworden iſt.

§. 111.

Begeiſterung und Ironie, die Poeſie bildend, ſind Zwillingsſchweſtern, und keine kann, ohne Gefahr auszuarten, der andern entbehren. Die Begeiſterung allein wird in ihrem Aufſchwunge zum Erhabenſten bald ermüden, und, vom Unendlichen ſingend und ſagend, oft das Leere damit verwechſeln. Oder gelänge es ihr auch, ſich auf dieſer Höhe geraume Zeit zu erhalten, ſo wird doch unſere ſinnliche Natur, die ſich bei der Erhabenheit vernachläſſigt fühlt, ſodann auch der Verſtand und Witz jener einſeitigen Begeiſterung feindlich entgegen treten. Auf dieſem Standpunkte gedeihet weder der Menſch noch ſein Kunſtwerk. Zu beſeitigen und froſtig abzu-

eiſen ſind jene Anforderungen der ſinnlichen Natur u. ſ. w.
cht. Sie müſſen nur gereinigt werden, um endlich, als
ronie, mit der Begeiſterung völlig eins werden zu können.
die Ironie deutet auf die Doppelheit des menſchlichen Weſens
n, ſie kennt ſämmtliche Schwächen der Natur und des Men-
henlebens: aber ſie berührt ſie nicht mit Härte und Hohn,
nn durch ihre Vereinigung mit der Begeiſterung hat ſie ſich
ngſt an das Erhabene gewöhnt. Sie läugnet deſſen göttli-
en Urſprung nicht, indem ja ſonſt der bloße Gedanke des
habenen, dem Witz unzugänglich, überhaupt nicht er-
ichbar wäre. Sie will nur nicht, daß jene Mängel irdi-
er Perſönlichkeit und irdiſchen Lebens vornehm oder weich-
h ignorirt werden, ſie will ſie als nothwendige Bedingungen
s Daſeins anerkannt wiſſen. Das will aber auch die ächte
egeiſterung, welche augenblicklich aufhören würde ächt zu
n, wenn ſie ſich vor etwas ſcheuen wollte, das doch wahr
d nothwendig iſt.

§. 112.

Sage niemand, es habe ſich doch in früheren Zeiten die
ronie nicht ſo geregt wie jetzt. Sie hat ſich nur nicht ſo
t gemacht, doch möchten auch hier wohl die ſpäteren Grie-
n nach Sokrates Zeit nicht minder laut geweſen ſein, was
lich nicht zu billigen iſt. Vorhanden aber war die Ironie
mer, bewußt oder bewußtlos, oder beides zugleich, und
ar in allen, ſelbſt den höchſten Verhältniſſen, ſobald ſie von
t und Raum bedingt werden *). Nur in der bewußtloſen

---

*) Selbſt in dem von dieſem Standpunkte aus allen Men-
en gemeinſamen Verhältniſſe zur Natur waltet die mannig-
tigſte und unerſchöpflichſte Ironie, da ſie im Conflict der
heit und Nothwendigkeit nicht ausbleiben kann, und wir

Hingebung an die Poeſie wird ſie uns nicht ſichtbar; in der bewußten wird ſie ſich ſchon zeigen, doch iſt die vollendete Liebe (wie ſie ſich z. B. bei Romeo und Julie beweiſt) nur in Hinſicht der Welt und der Umgebungen der Ironie theilhaft, und nicht in Beziehung auf ſich ſelbſt.

Ein einziges Verhältniß des Menſchen, und zwar das allerhöchſte, das zu Gott, iſt dagegen völlig frei von aller, ſelbſt der zarteſten Ironie. Zwar könnte es ſcheinen, als hätte ſie gerade hier den weiteſten Spielraum durch unſere Bedürftigkeit, ja Hülfloſigkeit; allein da ſich dieſe in Beziehung auf den Allmächtigen und Allgütigen völlig rückſichtlos, deutlich und kindlich zeigt, ſo fällt um deswillen die Ironie weg, und man darf wohl ſagen, daß wir uns nie ſtärker fühlen, als wenn wir jene Hülfloſigkeit in Beziehung auf Gott liebend geſtehen. In dieſer Stärke aber iſt auch ſchon das geſammte Reich der Ironie beſeitigt, und das Gebet in ſeiner ganzen Reinheit erſcheint mithin als das heiligſte Geſchäft des Menſchen, und als der lauterſte Strom kindlicher Begeiſterung, einer Begeiſterung, die alles Andere aus-

ſchließt

---

dürfen in dieſem Sinne behaupten, daß wir ſelbſt mit Ironie einſchlafen und erwachen, eſſen und trinken u. ſ. w. Je nachdem wir unſer individuelles Verhältniß zur Natur angelegt haben und durchführen — ſei's liebend, haſſend, roh, myſtiſch, indifferent u. ſ. w. — je nachdem wird ſich auch die Ironie geſtalten, mit der ſie uns behandelt. Gebrauchen wir nur ſtets unſere Vollgewalt der Freiheit und der Liebe, ſo haben wir uns geiſtig gerettet, unſere reine Liebe zur Natur wird von ihr erwiedert, und ſollte ſie auch mit uns eine Tragödie aufführen; an der Beruhigung, die ja das weſentliche Element derſelben iſt, kann es nicht fehlen.

Endlich möchte ich noch hinzuſetzen, daß es wohl kaum möglich iſt, über die Ironie ganz ohne Ironie zu ſchreiben.

ließt *). — Aehnliche Freiheit von Ironie, wie im Gebet
Gott, würde im Verhältniß des Kindes als Kind zu ſei-
n Eltern ſtatt finden, wenn die Liebe zu den ſichtbar Er-
einenden vollſtändig ſein könnte.

(Ob höhere Geiſter, ob die Menſchen in einem verklärte-
Zuſtande Ironie haben, dieſe gewiß nicht unbedeutende,
nn auch ein wenig ſeltſam klingende Frage bleibe ungelöſt;
er überſchauen werden ſie das Reich der Ironie gewiß.)

§. 113.

Sollte jemand mich nicht verſtehen oder gar nicht verſte-
wollen, den bitte ich abermals, ſich an den beſten prakti-
en Meiſter zu wenden, von dem wir alle am liebſten ler-
, an Shakſpear, und es wird ihm nach und nach jener
ige Verein der Begeiſterung und der Ironie, des tiefſten
nſtes und des nicht minder tiefen Scherzes völlig deutlich
rden, zugleich aber auch die Kindlichkeit beider.

Ich ſelbſt begnüge mich hier nur noch, an einige junge
hriftſteller, deren Anlagen ich ſehr ſchätze, die — wenigſtens
gemeinte Warnung zu richten, ihr Talent zur Ironie vor
bermuth und Selbſtgefälligkeit zu bewahren, wodurch der
etiſche Zauber ſchwinden muß und höchſtens das Momen-
:Pikante erreicht wird. — Andere laſſen die Ironie nur
nebenbei, wenn auch in guten einzelnen Exploſionen, durch
Kunſtwerk tönend laufen, aber es gelingt ihnen nicht das
erk durch Ironie zu beſeelen. Vergeſſen wir ferner nicht,
nur das allerreichſte, von den tiefſten und zarteſten Leiden

---

*) Nichtbetenkönnen iſt deshalb das Zeichen des bis ins in-
ſte Mark geſtörten Lebens, wovon Claudius im Hamlet ein
rchtbares Beiſpiel giebt. Er ſieht ſich ſelbſt ſchon als eine
endige Leiche an, die keiner Begeiſterung mehr fähig iſt.

und Freuden durcharbeitete, ſtark, hell, und milde gewordene, mit wahrhaftiger Menſchenliebe und überſchauender Menſchenkenntniß geſchmückte Leben den Dichter fähig mache, ein rein ironiſches, innig ernſtes und innig ſcherzendes Kunſtwerk, wie z. B. Don Quixote oder das Luſtſpiel „Wie es Euch gefällt,“ zu ſchaffen und durchzubilden. Darum „nur gelaſſen! (ſagt Goethe) ihr werdet vielleicht einſt noch die Freude der Bahn.“ —

Endlich wäre es auch wohl gut, wir entſchlöſſen uns hinfort mehr Ironie zu geben und weniger von ihr zu reden.

§. 114.

Schluß-Bemerkungen.

Manche Leſer, wenn ſie bis hieher gekommen ſind und bemerken, daß das Buch zu Ende geht, werden vielleicht befremdet ausrufen: Warum aber ſo wenige Namen? Iſt es Eigenſinn oder mangelhafte Kenntniß des „Neueſten aus der anmuthigen Gelehrſamkeit,“ oder — ſcheuſt Du Dich wohl gar? Die Frage iſt wichtig und ich will antworten. Ich könnte es mir leicht machen und mich bloß auf Herder berufen, in deſſen literarhiſtoriſchen Fragmenten noch weit weniger Namen zu finden ſind. Ich erinnere daran ausdrücklich, nicht der Autorität im Allgemeinen wegen, ſondern um den Vorwurf des Eigenſinns zu entfernen, den man auf Herdern zu übertragen hoffentlich Anſtand nehmen wird. Mit der Scheu wäre es ſchon ſchlimmer; aber es iſt doch ein gutes Zeichen, daß ich das fatale Wort ſo ruhig habe dictiren können. Nein, lieber Leſer, ich ſcheue nichts als — die Möglichkeit Unrecht zu haben, und wohl gar im Unrecht wehe zu thun; dieſe Gefahr aber ſcheue ich ſo ſehr, daß ich Bedenken trage, mein Urtheil über einige neuere Schriftſteller öffentlich auszuſprechen *), weil es, obwohl der Sicherheit ſich nähernd, doch noch nicht völlig geſichert iſt. Sodann welle man auch erwägen, daß, wenn nicht immer Namen genannt worden ſind, die Gemälde ſelbſt doch ſprechend ſein können, welche die verſchiedenen Richtungen der literariſchen Zeit darſtellen ſollen.

Es hat in Deutſchland nie an großer Liebe und Talent für die Kritik gefehlt, und es iſt beſonders im neunzehnten Jahrhundert eine heiße Kritik-Luſt, Leidenſchaft und Wuth entſtanden, wobei jedoch die Kritik ſelbſt wenig gewonnen hat. Die Mängel unſrer gewöhnlichen Kritik ſind ſo auffallend, daß ich nicht lang dabei zu verweilen brauche, doch ſcheint es wichtig, beſonders auf einige dieſer Mängel hinzudeuten. Es iſt zuvörderſt der hochmüthige Leichtſinn zu nennen, mit dem manche Kritiker, denen es ſonſt nicht an Kenntniſſen und Anlage fehlt, ihr Amt verwalten. Sie haben ſeit vorgeſtern oder ſeit vorigem Jahre das äſthetiſche Kreuz fertig gezimmert, an welches der lebendige Leib der Poeten geſchlagen wird, oder wenn man lieber will, das gefährliche Prokruſtbette bereitet, nach deſſen Maaß ſich der arme Autor richten ſoll. Sie wollen ſchlechterdings nichts andres annehmen, als was ſie eigentlich hätten ſelbſt ſchreiben können, und deshalb gar nicht nöthig haben würden zu leſen. Andere dagegen greifen auf, was und wie es gerade kommt, und ſie loben und tadeln Shakſpearen und Scribe, Goethen und Pixerecourt auf eine ziemlich gleiche

---

*) Das klingt vielleicht altväterlich oder gar pedantiſch, doch ſei es darum, da das Gegentheil: „hoffärtige Leichtfertigkeit,“ gewiß nicht wünſchenswerth, und auch ohne die allergeringſte Mühe zu haben wäre. Einige junge und freche Kritiker könnten wohl gar veranlaſſen, daß man ſich nach dem Gegenſatze der Altväterlichkeit überhaupt umſähe, und, der Sprache folgend, das ſchlimme Wort „Neujungigkeit“ fände.

Weiſe, vielleicht mit ein wenig Wortwitz, ſelten aber mit Geiſt. Sie haben ſich amüſirt, und was will man mehr? Ihre Recenſionen ſind morgen vergeſſen, aber das wundert ſelbſt die Verfaſſer nicht.

§. 115.

Andere ſind völlig in die Gegenwart vergafft, verliebt und verloren: ſie haben entweder gar keine Vergangenheit, oder doch nur eine in Unbeſtimmtheit nebelig zerfließende, und wenn ſie auch dann und wann an die Zukunft denken, doch keinen ſonderlichen Reſpect für dieſelbe; ſie haben, wie geſagt, nichts, gar nichts als die nackte Gegenwart, die ſie dann freilich mit blendendem Putz umgeben. Deshalb ſteht ſie auch oft ſehr ſeltſam unverträglich da, dieſe iſolirte Gegenwart, neben der alten, ewig grünen deutſchen Eiche. Eine wahrhafte und erfreuliche Gegenwart müßte ſich doch wohl anders und gründlicher conſtituiren.

Noch haben wir einige Kritiker, die als Tagesphiloſophen herumſtolziren, obwohl ſie mit der Philoſophie und ihren ſämmtlichen Meiſtern wenig zu thun haben. Was ſie für Philoſophie ausgeben, könnte man vielleicht am beſten und — traurigſten als eine völlig ſehnſuchtloſe Pſeudo-Weisheit bezeichnen, ja wir finden, daß ſie nicht ohne Stolz und Aufgeblaſenheit ſelbſt auf die reinſte chriſtliche Sehnſucht wie auf einen erhitzten und fabelhaften Zuſtand verachtend herabſehen, da ſie nun einmal von derſelben ſchlechthin keine Ahnung erſchwingen können. Chriſtoph Wagner muß ſich freilich von ſeinem Herrn nachſagen laſſen, daß er „froh iſt, wenn er Regenwürmer findet," ſo ſteht es aber mit ihnen nicht, denn eher könnte man ſagen, ſie haben einen einzigen ungeheuer langen und ſich nach allen Seiten beliebig ſchlängelnden Regenwurm, der ſich ungenirt als reiner Begriff des Seins und des Rechts verkündiget. Die Sache iſt ſo unerfreulich, daß wir uns dabei nicht aufhalten, ſondern lieber nur wiederholen wollen, daß hier nicht von den Meiſtern und nicht von den guten Schülern derſelben, ſondern nur von einzelnen Ausartungen die Rede iſt. Man darf dergleichen Wiederholungen, ſo überflüſſig ſie auch für jeden rechtlichen Leſer ſind, nicht ſcheuen, um den Etwanigen, welche mißverſtehen wollen, das Spiel zu verderben.

§. 116.

Auch der frömmelnden Kritiker muß hier noch gedacht werden. Entweder haben ſie ſich bereits mit aller Philoſophie und Poeſie abgefunden, und erklären ehrlich, daß ſie ſie haſſen oder verachten; dann ſind ſie ungefährlich, man zuckt bedauernd die Achſel und läßt ſie laufen. Oder ſie meinen, ſie lieben ſie, dann zeigen ſie ſich bald ängſtlich, bald ſüßlich, bald hart und brutal. Sie beklagen Göthe's verſchwendetes großes Genie, ſprechen aber auch allenfalls Schillern die Seligkeit ab, weil er einmal ſeine ungeheuren Kämpfe in den „Göttern Griechenlands" austönen ließ, und verſichern muthig, Shakſpeare, ſo ein großer Menſchenkenner er auch ſei, habe doch von den eigentlichen chriſtlichen Geheimniſſen nichts verſtanden. Und was haben denn dieſe Unglücklichen dagegen zu bieten? — Das Chriſtenthum? Mit nichten. Das Chriſtenthum iſt voll lebendigen göttlichen Lebens, ja es iſt das lebendige göttliche Leben ſelbſt. Wie möchten ſie das erfaßt haben, ſie die überall deutlich zeigen, daß ſie nicht einmal den Spruch: „die Erde iſt überall des Herrn!" in ſeiner ganzen geiſtigen Bedeutung zu faſſen vermögen! wie ſollten ſie von dem Hauch der Liebe durchdrungen ſein, wenn ſie, die Armen, von den herrlichſten Genies, den reinſten Zeugen von Gottes Gnade, mit ſo finſterm Hochmuth zu reden wagen? Steht ihr höher, beglückter, ſicherer da, als Shakſpeare und Göthe — ich verlange nicht einmal als Dichter, ſondern nur als Denker und wirkſame Menſchen, wohlan ſo zeigt es und laßt euch ſehn in eurer Lichtgeſtalt, daß wir euch erkennen an euern Früchten. Iſt Frömmigkeit etwa Herzensenge und Verſteinerung? und gewährt ihr uns nicht dieſes Schauſpiel nur zu oft? verliert ihr nicht von Tag zu Tag mehr die innere Gedankenregſamkeit? oder fehlt es nicht den Gedanken, die ihr euch etwa noch erhalten habt, an wechſelſeitiger Befruchtungskraft? und werden ſie nicht endlich bei euch ganz ausſterben müſſen? — Wer ſich noch retten kann, der rette ſich doch ja bei Zeiten zu den lichten, heitern Höhen des wahren Chriſtenthums.

Doch ich will aus der lyriſch-elegiſchen Stimmung, der ich mich nicht habe erwehren können, nur ſchnell wieder zu dem gelaſſenern Styl zurückkehren. — Es iſt nicht zu läugnen, daß uns dieſe Mängel und noch gar manche hier übergangene betrüben können, doch wollen wir uns in Acht nehmen, daß dieſes Gefühl uns jemals zur Grämlichkeit oder gar Ungerechtigkeit veranlaſſen ſollte, und wie eindringlich ich auch jene Mängel in dieſem ganzen Buche anzudeuten bemüht geweſen bin: immer war es doch mein Hauptbeſtreben, die guten Seiten der Zeit darzuſtellen und Troſt und Hoffnung aufzufinden.

§. 117.

Manche treffliche Talente zur Kritik dürften nur concentrirt werden, um allgemein Wichtigeres zu leiſten. Es iſt ohne Zweifel ſehr löblich, wenn ein einzelnes neues Drama, Roman, Novelle u. ſ. w. geiſtreich beurtheilt wird, ja es iſt Pflicht, auf ſolche Erſcheinungen aufmerkſam zu machen. Wer aber mehr leiſten will und kann, nehme ſich irgend eine literariſche Provinz von größerm oder kleinerm Umfang, eine beſtimmte Periode, möge ſie hundert, oder zehn, oder fünf Jahre umfaſſen, ja ſelbſt nur eine entſchiedene Richtung der Zeit zum Gegenſtande ſeiner Betrachtung. Dann wird ihm ſelbſt die Kritik zu einem fröhlichern wiſſenſchaftlichern Geſchäft werden, und ſeine Bemühungen werden ſich durch reichere Wirkſamkeit belohnen.

Vor allen aber laſſet uns Sorge tragen, daß die richtigere Anſicht von der Kunſt, was ſie ſei und was ſie nicht ſei, immer heimiſcher werde in Deutſchland, und wir können das auf eine ganz einfache, jedem der nur denken will verſtändliche Weiſe. Die Kunſt — ſo äußerte ich mich ſchon ſeit einer Reihe von Jahren — die Kunſt iſt kein ſchöner Traum, den das Erwachen widerlegt, und ihre Schöpfungen ſind nicht Welten außerhalb der Welt, keine hochmüthige Lüge, keine geputzte Heuchelei. Die Poeſie iſt kein einzelnes Talent, ſondern ruht auf dem Verein aller Seelenkräfte, ſie iſt und giebt die höchſte Wahrheit (der freilich eine bloß gemachte Wirklichkeit keine Geſetze aufdringen ſoll), die verklärte Geſchichte, der Kern des Lebens, oder, wenn man lieber will, die eigentliche Lebensluft, in der der Menſch allein vollſtändig gedeihen kann. Unſer beſtes Kunſtwerk ſei ſtets unſer Leben, denn Niemand vermag zu geben, der nicht hat. Wer aber ſich ſelbſt innerlich hat verarmen laſſen, wie könnte der aus ſich Reiches geſtalten? Darum ſei Leben und Kunſt ſtets Eines, ein Gedanke den wir nicht hüllen wollen in eine Wolke von bunten Phraſen, ſondern üben mit reinem Willen und ſtill beſcheidenem Herzen. Auslernen können wir nie; doch das darf uns nicht ſchrecken, ſondern ſoll erfreuen, denn vor uns liegt ja die ganze Ewigkeit. —

Steht es nun alſo mit der Poeſie — und es muß wohl, weil ſie ſonſt überhaupt nicht ſtehen würde — ſo möge auch die Kritik nie vergeſſen, daß ſie, um ſich mit ihr zu vereinigen und ſie zu durchdringen, ſelbſt Poeſie werden müſſe.

Gedruckt bei A. W. Schade in Berlin.

Dichtercharaktere
und
# biographiſche Skizzen
vermiſchter Gattung

von

Franz Horn.

Berlin, 1830.
Verlag von Friedrich Auguſt Herbig.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Erſter Abſchnitt.

Deutſche.

I. Zur Biographie Schillers und Göthe's, mit beſonderer Rückſicht auf den Briefwechſel dieſer Dichter.

II. Einzelnes zu Schillers und Göthe's Charakteriſtik. Nachträge zu dem voranſtehenden Aufſatz.

- A. Zur Geſchichte der deutſchen Kritik über Schiller.
- B. Schillers Krankheit.
- C. Schillers Tod.
- D. Die Freundſchaft der Guten.
- E. Einzelnes in Beziehung auf Göthe.

III. Blick auf Herders letzte Lebensjahre.

IV. Zur Charakteriſtik Hallers, Uz's, Götz's, Lichtwers.

V. Zur Charakteriſtik Martin Millers.

VI. Andeutung, die Fürſtin A. v. Gallitzin betreffend.

VII. Martin Opitz.

I.

Zur Biographie Schillers und Göthe's, mit beſonderer Rückſicht auf den Briefwechſel dieſer Dichter.

§. 1.

Das äußere Leben der großen Schriftſteller und Dichter hat, in ſo weit die Welt etwas davon gewahr wird, nicht viel Verſchiedenheit von dem der andern Menſchen, weshalb dieſe auch wol glauben, es ſei überhaupt kein ſonderlicher Unterſchied zwiſchen ihnen und jenen. Auch ſie haben bekanntlich das geheimnißvollſte aller Schickſale: — geboren zu werden, und nächſtdem des Eſſens, Trinkens und der — Liebe zu bedürfen, die ſie gewöhnlich zuerſt von der Mutter lernen. Sie werden gut oder ſchlecht erzogen, bekommen auserleſene oder grobe Speiſen und Kleider, je nachdem das Haus der Eltern beſtellt iſt, gehen in gute oder ſchlimme Schulen, lernen viel oder wenig, entgehen ſelten dem Carcer ganz, — was wenigſtens in ſo fern nicht übel iſt, weil ſie dadurch den Schluß des Götz von Berlichingen beſſer verſtehen lernen, — duelliren ſich einmal auf der Univerſität, um die in allen Romanen nothwendige Sache beſſer ſchildern zu können, werden examinirt und bekommen ein Zeugniß, in welchem das große Lob durch manche Semicolons, denen das „aber" folgt, halb und halb wieder aufgehoben oder wenigſtens bedenklich gemacht wird, werden Hofräthe oder Profeſſoren oder Doctoren, oder auch gar nichts, bauen Throne in ihrem Herzen für einige hohe Freunde und Freundinnen und einige bequeme Sopha's und Raſenbänke (abermals in ihrem Herzen) für einige Freunde und Freundinnen zweiter, dritter und vierter Gattung, weinen zuweilen in Freude und Schmerz, ohne daß andere Leute recht wiſſen, wo das hergekommen iſt, lachen aber noch mehr und haben überhaupt ſeltſame Einfälle. Wenn es Deutſche ſind, findet man ſie häufig krank, doch reden ſie nicht gern davon, und machen dann gerade den beſten Witz. Endlich müſſen ſie auch, den bewährteſten Zeugniſſen zufolge, — ſterben wie andere Leute, doch ſoll mitunter manches Erbauliche dabei an den Tag kommen. Iſt es ſo weit gediehen und läßt ſich eine gewiſſe Berühmtheit nicht ableugnen, ſo ſchickt der Magiſtrat und die Geiſtlichkeit ſchwarz gekleidete Deputirte und noch vornehmere Leute die ſchönſten leeren Wagen, welche dem Zuge folgen, dann ſpricht die Zeitung einiges recht Gute von dem Seligen, man bemüht ſich um die nachgelaſſenen Papiere, und es kommen auch noch eine Menge Briefe von ihm und an ihn zuſammen, die ſich gut drucken laſſen.

§. 2.

Was wir nun über Schillers äußeres Leben wiſſen, verdanken wir größtentheils ſeinem edlen Freunde Körner, nur müſſen wir beklagen, daß er bei weitem nicht alles gab, was er wol hätte geben können. Wir ahnen Schillers stillesinnige und sich sammelnde Jugend, so wie die ersten Ausbrüche seiner herrlichen Kraft, wir kennen alle die Wirkungen seiner „Räuber“ die ihm die Ungunst seines Fürsten zuzogen, seine Flucht, seinen ländlichen Zufluchtsort, wir wiſſen, daß er dann Theaterdichter in Manheim wurde, können aber nur vermuthen, weshalb ihm dieſe Stelle ſo bald zuwider ward, wir ſehen ihn dann privatiſiren in Leipzig, Dresden und Rudolſtadt, er wird Profeſſor der Geſchichte in Jena mit überaus großem Zulauf und Beifall, bekommt den Hofrathstitel, heirathet ſehr glücklich, wird aber nach einigen Jahren krank, u. ſ. w. Wie geſagt, das wiſſen wir alle, und es iſt recht gut, daß wir es erfahren haben, aber bedeutſam wird es erſt, wenn wir es auf ſein inneres Leben beziehen, und über dieſes können nur genügenden Aufſchluß geben ſeine beſten Freunde und die geiſtreichen und ehrlichen unter ſeinen Gegnern, ſodann ſeine vertrauten Briefe und endlich hauptſächlich ſeine geſammten ſchriftſtelleriſchen Werke

Das alles liegt ſo klar vor Augen, daß man ſich wundern muß, wie ſelten man dieſen Quellen nachgegraben hat. Was Freunde über den Dichter geſagt, ſcheint parteiiſch; was Feinde — verſteht ſich nur die honetten — iſt abermals parteiiſch; iſt es aber nicht eben die Pflicht des Kritikers, dieſe Parteilichkeit wieder zu erklären und ſodann gleichſam in das Unparteiiſche zu überſetzen?

§. 3.

Ferner: den Dichter und des Dichters Leben aus ſeinen gedruckten Werken heraus zu ahnen und zu leſen iſt oft ſchon vorgeſchlagen, doch zeigen ſich freilich Schwierigkeiten, je größer die Dichter ſind, und je ſeltener wir ſie als ſubjektive Lyriker oder rein lehrend erblicken. Dennoch bleiben dieſe Werke ſtets ein entſcheidender Spiegel, in den wir nur mit reinem Blick zu ſchauen brauchen, um uns mit des Dichters Weſenheit bekannt zu machen. Wer findet nicht in den Werken des Wandsbecker Boten den kerngeſunden, in ſich ſelbſt unendlich glücklichen, eben ſo derb als zartfühlenden, in der religiöſen Beruhigtheit höchſt behaglichen und witzigen Menſchen? Wer nicht in Stolbergs Gedichten den edlen Ringer, der, während ihm die größten Kämpfe noch bevorſtehen, der Begeiſterung zu früh entgegen jauchzt? Wer nicht in Hölty das wehmüthig lächelnde, ſchmerzlos hinblutende und den Tropfenfall des Bluts gleichſam abzählende, doch mit einem ſchönen kühlenden Kranz gezierte Opfer? Wer ſieht nicht in Y's Werken den auf gelehrte Kenntniſſe und mechaniſche Fertigkeit ſtolz thuenden, jeder höhern religiöſen Bildung abholden, munter ſich ſpreizenden, aufgeklärt ſchmauſenden, geiſtigen Kleinſtädter? — Wer findet nicht in Tz's Schriften den ſchwachen, fügſamen, melodiſch-ſeichten, die Philoſophie gelegentlich verhöhnenden, monoton wehmüthigen und mitunter thöricht witzelnden Halbpoeten, der in den letzten dreißig Jahren nichts mehr gelernt hat und doch noch lehren will? u. ſ. w. In den Schriften alſo iſt das wahre Leben der Dichter, wie es ſich geſtaltet und verwandelt hat, oder wie es in der Erſtarrung ſtehen geblieben iſt! — Ueber Aeußerliches, z. B. über ihr Geburtsjahr geben die hierher gehörigen Handbücher Aufſchluß, und wie hoch ſich ihre jährliche Einnahme belief u. ſ. w. läßt ſich auch bald erfahren, denn, kann es ſein, mögen wir auch davon hören.

§. 4.

Es gab eine Zeit, wo man verſicherte, die größten Dichter ſeien ganz rein objektiv und deshalb auch, ihrer Perſönlichkeit nach, nicht aus ihren Werken zu erkennen, ſo wie man auch damals auf ein paar Jahre an ein ganz reines Denken ohne allen Inhalt glaubte. Schade nur, daß Göthe, den man gewöhnlich als den objektivſten Poeten betrachtete — denn man erlaubte ſich auch Gradationen in der Objektivität — die Leute in ihrer Freude ſtörte und geradezu erklärte, daß alle ſeine Gedichte ein beſtimmtes inneres Erlebniß andeuteten. Wie mancher ſinnige Leſer mag ſchon bei der Götheſchen Selbſtbiographie an vielen Stellen bei ſich gedacht haben: „So ahnete mir's, ſo mußte es ſein, dahin deuteten die Gedichte A, B u. ſ. w." oder ſogar: „dahin deutete die Zeile da und da." Bleibt jedoch die Erkenntniß des Menſchen Göthe aus den Werken des Dichters immer noch voll großer Schwierigkeit, ſo findet ſich eine ſolche bei Schiller nur in geringerem Maaße. Er giebt ſich ganz hin, oder vielmehr, er iſt nur dann der wahrhafte Friedrich Schiller, wenn er ſich ganz hingiebt und alle Kräfte aufbietet um das zu können. Er hat ſich nie leicht und bequem hingehen laſſen dürfen, und wenn er es ja einmal wagte, ſo iſt nichts Sonderliches dabei herausgekommen. Er ſtellte ſich mit kühner Unbefangenheit dar in ſeiner gewaltigen Ungebändigtheit und in ſeiner ſchwer errungenen Begränztheit, mit ſeinen Schmerzen, ja ſogar mit ſeiner Verzweiflung, mit ſeiner titaniſch ſtrebenden Seele, mit ſeinen Ahnungen und Prophezeihungen des Höchſten und Herrlichſten, mit ſeiner Milde und Beruhigung. Ueberall können wir ihm folgen auf ſeinem Gange hinauf, und ſeine Gedichte geben uns Aufſchluß über die einzelnen Stationen, und die mit Sorgfalt beigefügten Jahreszahlen (wofür wir um ſo mehr danken ſollten, da ſie leider bei Göthe fehlen,) erleichtern uns das ſchöne Geſchäft, ihn immer näher kennen zu lernen.

§. 5.

Jetzt aber haben wir einen neuen längſt gehofften Aufſchluß gewonnen durch die Herausgabe eines Werks, welches ſo eben unter dem Titel: Briefwechſel zwiſchen Schiller und Göthe in den Jahren 1794 bis 1805. Erſter Theil vom Jahre 1794 und 1795, zweiter Theil vom Jahre 1796. (Stuttgart bei Cotta 1828) erſchienen iſt.

Unter den hunderttauſend Leſern, auf welche dieſes Werk mit Sicherheit rechnen kann, werden vermuthlich Viele ſich in ihren Erwartungen betrogen fühlen und mehr oder minder unmuthig ausſprechen: das alſo wäre es, worauf wir ſeit Jahren aufmerkſam gemacht worden ſind? Iſt es nichts weiter als das? Nun freilich, ergötzt habe ich mich auch dabei ſo ziemlich, und ich räume gern ein, es laſſen ſich dieſe Briefe hübſcher leſen als mancher Roman, ich bin auch gern bereit, anzuerkennen, daß Schillern ſelbſt und nächſtdem auch Göthe'n Unternehmungen wie die Horen und ſpäterhin wie der Muſenalmanach ſehr am Herzen liegen mußten, ich nehme auch Theil an Schillers Kränklichkeit und an Göthe's Karlsbader Reiſe; das iſt aber auch alles, und ich kann kein weiteres Aufheben davon machen.

Ein Zweiter würde etwa ſprechen: wenn ich auch jenen ſo eben angegebenen Inhalt etwas höher nehme als Du, ſo muß ich doch eine große Klage führen über den Mangel an Gemüthlichkeit, welcher hier herrſcht, denn mit einigen Blitzen derſelben, die wol hie und da hervorleuchten, iſt es nicht abgemacht. Ich vermiſſe ferner in manchen Epiſteln die Fülle von Scharfſinn, den Tiefſinn, der ſonſt wol in manchen deutſchen Briefen herrſcht, z. B. in denen von Jean Paul, einigen von Jacobi, mit denen wir ſeit kurzem beſchenkt worden ſind, und könnte ich es nur über das Herz bringen, ſo würde ich ſagen: dieſe Briefe ſeien zum Theil nur wohlſtyliſirte Geſchäftsbriefe.

Wie ſich ein dritter, vierter, fünfter Leſer äußern würde, wenn er etwa, wie nicht ſelten, mit neumodiger Keckheit behaftet, oder auch überhaupt nur ohne Pietät wäre, darüber will ich nicht ausführlich ſein. Es wäre auch unnöthig, da vermuthlich leider jeder rechtliche Leſer dergleichen unleidliches Geſchlecht gut genug kennt, und, da er doch nicht immer taub ſein kann, auch wol zuweilen hört.

Wir wollen deshalb lieber ein trauliches Wort unter uns reden, und dieſes Buch, das ſo ganz in und mit Liebe, die ja immer am beſten leitet, geſchrieben worden iſt, betrachten.

§. 6.

Es war in der deutſchen Literatur eine Zeit der Lähmung eingetreten durch Schuld des Publikums, das, nach ſchönem Aufſchwung in den ſiebziger Jahren, ſpäterhin wieder in die alte

Lethargie und Frivolität zurückgefallen war. Selbſt die herrlichſten Werke, wie Iphigenie, Taſſo, Egmont; hatten die Menge völlig kalt gelaſſen und erfreuten nur auserwählte Kreiſe; andere nicht minder genialiſche, wie z. B. die Vögel, waren kaum dem Namen nach bekannt, und die erſte geſammte Ausgabe der Göthe'ſchen Werke wurde ſchläfrig aufgenommen. Nur Schillers Räuber hatten wahrhaft gezündet, ſeine bald darauf folgenden Tragödien die Erhitztheit erhalten, und Don Karlos erſchien den meiſten Jünglingen, die gar zu gern bald als vornehme philoſophiſche Marquis, bald als trunkene Tyrannen geglänzt hätten, wie eine muſterhafte Tragödie. Auch die tiefſinnige „Reſignation“ gefiel den luſtigſten Leuten, die an nichts weniger dachten als an jene tragiſche Verzichtleiſtung, und die „Freigeiſterei der Leidenſchaften“, in welcher ſich der Dichter gleich anfangs die Erlaubniß zu ſündigen ausbittet, war manchem Primaner wie aus der Seele geſchrieben. Nicht weniger Glück machte der „heilige Barbar“ in den Göttern

Griechenlands; denn da die Menſchen doch zuweilen weinen konnten, ſo ſtanden ſie offenbar höher als jener thränenloſe Richter. Am liebſten aber bezahlte man doch das Leſegeld für den Armenier, und weil die meiſten Jünglinge keine beträchtliche Geheimniſſe zu verwahren hatten, worüber ſie, ſtatt ſich billigerweiſe zu freuen, ſich eher härmten, ſo ſtudirten ſie ſich dergeſtalt in den myſteriöſen Mann hinein, daß ſie ſich zuletzt ſelbſt ganz armeniſch vorkamen. Von dem herrlichen Gemüth des Dichters, von ſeinem raſtloſen, oft gleichſam blutigen Ringen, von ſeiner edlen Selbſtunzufriedenheit, von ſeinem ſteten Streben, von ſeiner künſtleriſchen Beſchränkung, die vielleicht niemandem ſchwerer wurde als ihm, nahmen nur ſehr Wenige Notiz. Schiller ſelbſt fühlte ſich auch durch jenen Beifall nicht blos unbefriedigt, ſondern nicht ſelten unglücklich, und er ging in furchtbarer Härte gegen ſich ſelbſt ſo weit, daß er in den Jahren 88 bis 93 ſich faſt jede rein praktiſche Beſchäftigung mit der Poeſie verbot, und zuerſt zur

Geſchichte und dann zur Kantiſchen Philoſophie überging.

§. 7.

Auch Wieland hatte ſeit dem Oberon nur ſelten gedichtet, er genoß den großen Ruhm, den er bei den franzöſirten vornehmen Deutſchen und bei den meiſten Journaliſten hatte, ohne zu ahnen, auf wie ſchwachen Füßen derſelbe ſtehe. Herder, mit ſeinem unſchätzbaren Talent, die Stimme der **Völker**, wie ſie in ihren Liedern ſpricht, zu erkennen, und, wenn nicht nachzuſingen, doch nachzuſprechen, war den Deutſchen nie als Dichter bedeutend vorgekommen und ſtand jetzt faſt allein, der Gegenwart fremd, und wechſelnd mit Zorn und Kälte gegen ſie. Mit Einem **Wort**: die alten ehrwürdigen Häupter gaben nicht viel **Neues** mehr, am wenigſten aber ſolches, was den alten deutſchen Dichterwald hätte zu neuem Blühen anregen können. Dazu bedurfte es eines Schriftſtellers, der Jüngling und Mann, Dichter und Philoſoph und Geſchichtſchreiber zu gleicher Zeit war, der das

Alte wenigſtens theilweiſe kannte und liebte, doch, das Vertrauen der aufſtrebenden Jugend beſitzend, ſich auch beſonders an dieſe wandte, um ein neues Leben hervor zu rufen. Es war Schiller, der dieſe Eigenſchaften in einem beſtimmten Maaße beſaß, und jetzt den großen Entſchluß faßte, ſie zu dem genannten Zwecke anzuwenden.

Er hatte gegen das Ende der achtziger Jahre die Profeſſur der Geſchichte in Jena mit einem Ruhm verwaltet, wie er keinem ſeiner Zeitgenoſſen zu Theil geworden war. Faſt die geſammte akademiſche Bürgerſchaft nahm Theil an ſeinen Vorträgen, die ſich durch Kraft, Feuer und einzelne neue lichtvolle Ideen auszeichneten. Indeſſen war dabei auch eine Schattenſeite, der Vortrag verweilte zu ſehr im Pathetiſchen, die Declamation war vorherrſchend und nicht geeignet, die Lückenhaftigkeit der Kenntniſſe des Redners zu verhüllen. Man ſah überall, daß ſelbſt das Beſte, was er vorzutragen hatte, erſt ſeit kurzem, vielleicht ſeit geſtern erſt erworben war.

Es war alles noch zu friſch und es fehlte jene Geſichertheit, die nur durch langen Kampf mit den Ideen und über dieſelben erreicht werden kann. Niemand täuſchte ſich darüber weniger als Schiller ſelbſt, und mit edler Unverdroſſenheit war er bemüht, ſich lehrend zu erwerben, was die Glücklicheren früher gelernt haben. Hier kann wirklich nur von Glück und Unglück die Rede ſein, und kein Vorwurf treffe ihn, der in ſeinem früheren fluchtähnlichen Jünglingsleben niemals Zeit und Ruhe gefunden hatte, eine Wiſſenſchaft zum ausſchließlichen Gegenſtand ſeines Strebens zu machen.

§. 8.

Dieſes ſchöne Verhältniß eines noch jugendlichen, doch ſchon mit wichtigen tragiſchen Erfahrungen ausgeſtatteten Lehrers zu einer großen regſamen Jünglingsſchaar, die herrliche Wirkſamkeit der lebendigen Sprache von Mund zu Mund wurde jedoch leider nur zu früh durch eine gefährliche Krankheit unterbrochen, die zwar nach langen Kämpfen der Geſchicklichkeit der

Aerzte weichen mußte, doch für immer eine ſchwache und kümmerliche Halbgeſundheit zurückließ. Die frühere Jünglingskraft, die ſo manchen Stürmen widerſtanden, war jetzt auf immer entflohen, die kranke Bruſt vertrug die Anſtrengung öffentlicher Vorträge nicht mehr, und auch die ſchriftſtelleriſche Thätigkeit des trefflichen Mannes wurde theils durch die Pflicht der Schonung für den leidenden Körper, theils durch die Nothwendigkeit ſelbſt, da die ehemalige Raſchheit des Ideenflugs verſagte, auf eine trübe Weiſe gehemmt und kümmerlich nur ſchleppten ſich die letzten Hefte der „Thalia“ fort.

Um dieſe Zeit verpflichtete ſich der Herzog von Auguſtenburg das geſammte Deutſchland, indem er dem geliebten Kranken ein Jahrgehalt auf drei Jahre bewilligte, eine Handlung, die wir für eben ſo ausgezeichnet als dringend nöthig erkennen müſſen, da Schiller ſich nicht ſelten bloß arm, ſondern ſogar dürftig befand. Man kann das freilich nicht wohl ohne Betrübniß und Schamröthe niederſchreiben, allein es hilft doch nun einma nichts, da es durch Schillers Brief ſelbſt an den Tag gekommen iſt.

„Ich erinnere mich“ — ſchreibt er an Göthe am 22. Auguſt 1795, — wie ich einmal vor ſieben Jahren in Weimar ſaß und mir alles Geld bis etwa auf zwei Groſchen Porto ausgegangen war, ohne daß ich wußte woher neues zu bekommen. In dieſer Extremität denken Sie ſich meine angenehme Beſtürzung, als mir eine längſt vergeſſene Schuld der Literatur-Zeitung an demſelben Tag überſendet wurde. Das war in der That Gottes Finger u. ſ. w.

§. 9.

Die Sache iſt wirklich intereſſant, und fiel nach der obigen Angabe 1788 vor. Schiller hatte damals bereits den Don Carlos, den Geiſterſeher, und den Abfall der Niederlande gegeben; man ſtaunte, liebte und lobte ſehr, und es verging gewiß kein Tag, wo die unſchuldigen, fröhlichen Deutſchen nicht ſeine Geſundheit tranken. Wie er ſich ſelbſt aber befinde, danach zu forſchen hatte man vergeſſen. Es waltet dabei weder Bosheit noch eigentlich Kälte, ſondern bloß Nachläſſigkeit mit ein bischen Roheit vermiſcht. Dazu kommt wie mich dünkt, bei ihnen ein überaus wunderlicher, doch in Saft und Blut übergegangener Gedanke, den man freilich ſich nicht mit dürren Worten geſteht, aber im Innern hegt. Er würde etwa ſo lauten: Es iſt zwar keinem Zweifel unterworfen, daß Bauern und Handwerker, Aerzte und Juriſten, Hofräthe und Commerzienräthe u. ſ. w. Geld brauchen für Wohnung, Kleidung, Nahrung u. ſ. w.; die Dichter aber machen eine Ausnahme, ſie leben in blühenden Bardenhainen, kleiden ſich in bunte Phantaſien und genießen mit den Schmetterlingen den Duft und Thau der Blumen nach Belieben. Dabei haben ſie jedoch die ſchöne Erlaubniß, die höchſten Lehrer der Nation zu werden, dieſelbe aus ihrer Barbarei zu reißen, und — während die Millionen, aus denen das leere Gewühl der Menſchen beſteht, in regelmäßigen Perioden in die dunkelſte Vergeſſenheit untertauchen — nebſt den großen Fürſten und Helden als die einzigen leuchtenden Häupter in der Geſchichte dazuſtehen, ja in gewiſſer Hinſicht die Geſchichte ſelbſt erſt zu liefern und zu machen.

§. 10.

So waren einige Jahre verfloſſen, ohne daß das Publikum viel von Schiller erhalten hätte, und man war ſchon froh, daß der oft Todtgeſagte noch lebe. Leben aber heißt für Männer wie er, wirken und ſchaffen, und um das zu können bedurfte es einer ganz neuen Aufregung, und zwar des Anſchließens an einen Mann desgleichen Deutſchland und Europa keinen weiter hatte. Göthe, ſeit Jahren ſchon Schillern ſo nahe ſtehend, war ihm bisher faſt unbekannt geblieben, denn wenn wir auch gern geſtehen, daß was er früher (um 1788 ff.) über ihn geſchrieben, von löblicher Sorgfalt und redlich ſorgſamen Gemüthe zeigt, ſo können wir doch nicht in Abrede ſtellen, daß ihm das innere Weſen und das wahre Leben der Göthiſchen Poeſie noch nicht aufgeſchloſſen war. Auch Göthe fühlte ſich Schillern fremd und manches in den früheren

Werken deſſelben verletzte ſeinen zarten Geſchmack, ſo daß wir das Verhältniß zwiſchen beiden Männern während der Jahre 88 bis 94 nicht etwa als Null, ſondern als entſchiedene Verſtimmtheit betrachten müſſen. Eine ſolche aber iſt bei Männern wie dieſe, welche ſo genau wiſſen was ſie wollen, eine poſitive Richtung die nie zur Gleichgültigkeit werden kann, ſondern ſich ſteigern muß zur Liebe oder Haß. Schiller aber wollte und bedurfte der Liebe und reichte deshalb zuerſt edel bittend die treue, deutſche Rechte dem edelſten Gegner hinüber. Bittend, en er bedurfte zu einem großen literariſchen Plane nicht bloß der Beihülfe, ſondern gewiſſermaßen auch der Sanction des erſten Dichters nd klarſten Denkers.

Es war das Journal „die Horen", welches inen neuen Tag über Deutſchland bringen ſoll- e, und für das er bei Göthe um Hülfe bat.

Wenn wir heut zu Tage von Unternehmun- en dieſer Art hören, ſo achten wir nicht ſon- erlich darauf, denn wir wiſſen ſchon was uns hier größtentheils geboten werden wird. Mit Monatsſchriften kommt man uns ohnehin faſt nicht mehr, denn wer möchte vier Wochen warten, ehe wieder ein neues Heft erſcheint? auch Wochenblätter haben ſchon etwas pedantiſches, und wer wollte uns zumuthen, von Dienſtag bis Sonntag über das nachzudenken, was uns am Montag geboten wird? doch Tagesblätter und hoffentlich bald auch Stundenblätter ſtehen uns wohl an.

§. 11.

Nicht alſo Schiller. Er fühlte, daß ohne eine durchaus neue und kräftige Anregung die ſchöne Literatur der Deutſchen dem Einſchlafen nahe ſei. Hatte doch Wieland ſogar übellaunig genug in der Vorrede zu ſeinen geſammelten Schriften erklärt, die Nacht ſtehe bereits vor der Thür. Er ſelbſt hatte freilich kein Recht ſo zu ſprechen, aber an ſchlimmen Zeichen fehlte es nicht. Die franzöſiſche Revolution, welche Jahre lang durch verworrenes Geräuſch und Schwerdtergeklirr die Stimme der Muſen übertäubt hatte, war endlich abſchmeckig geworden, und hatte man ſich ehedem dafür und dawider verworren erhitzt, ſo wurde man jetzt bitter kalt, und wollte nichts weiter davon hören. — Wenn man aber jetzt mehr als ſonſt die Muſen anflehte, ſo zeigten ſie ſich leider fremder als ſonſt und waren nicht ſo leicht zu verſöhnen. Das Theater war faſt nur zu einem Familienzimmer geworden, in dem es nicht einmal ſo fröhlich zuging, als in manchen Häuſern der Vorſtadt. Es war gleichſam „Sonnabend“ in den Luſt- Schau- und Trauerſpielen geworden; es ward gebohnt und geſcheuert, erhitzte Menſchen liefen geſpannt durch einander, und auch der Abend brachte keine Ruhe, denn der Hausvater, ein Fabrikherr, klagte über ſchlechte Zeiten und bezahlte ſeufzend die ohnehin ſchon verdrießlichen Arbeiter. — Epiſche Gedichte erſchienen gar nicht mehr, doch war die Boruſſias auf eine eigene Weiſe intereſſant geworden, da auch die gutwilligſten Kritiker und Leſer geſtanden, ſie hätten damit nicht zu Ende kommen können. So etwas wollten ſich aber die anderen deutſchen Dichter nicht nachſagen laſſen, und ließen deshalb die ganze ohnehin ſchwierige epiſche Poeſie liegen. Lyriſche und elegiſche Gedichte wurden freilich noch verfaßt; da es indeſſen ſchwer war, die alten deutſchen Heroen in dieſer Gattung der Poeſie zu überflügeln, ſo zeigte ſich meiſtens nur ein Echo, das man unnütz nennen darf, da das wahre Echo in der Bruſt des gefühlvollen Leſers doch beſſer zu tönen pflegt.

Das Epigramm, in welchem die früheren Deutſchen die reichblühendſten, unverwelklichſten Kränze gewonnen hatten, wurde faſt ganz vernachläſſigt, es hatte die alte Würde und das alte Salz verloren. So findet es ſich ſelbſt noch zuweilen bei Käſtner, dem Jüngling; das Sinngedicht des Bejahrten ward meiſtens grämlich nnd verdrießlich. (Was ſpäterhin in der harmlos fröhlichen Gattung des Epigramms, z. B. von Haug, löbliches geſchah, kann eben, weil es ſpäter eintraf, nicht hieher gerechnet werden.)

§. 12.

Der Roman war allgemein beliebt aber wenig geſchätzt. Vorlaute Kritiker, die ſelbſt nicht wußten was ſie wollten, hatten ihn — die originalſte Blüthe der Modernen — für eine Aftergattung erklärt und die Romanverfaſſer mochten nichts dagegen einwenden, denn je weniger man von ihnen verlangen konnte, deſto bequemer hatten ſie es. Sie, die nicht gehen konnten, ließen ſich gehen und ſchrieben moraliſche, pädagogiſche, hiſtoriſche, nur nicht poetiſche Erzählungen. Mit den letzteren wäre man auch nicht eben willkommen geweſen, ſondern hätte höchstens ein ſonderbares Erſtaunen erregt; denn daß ein Roman poetiſch ſein müſſe, ein Gedanke, den jetzt jeder äſthetiſche Knabe an den Schuhſohlen abgelaufen hat, würde damals als etwas unerhörtes gegolten haben. Wollte jemand dem Publikum zeigen, daß es mit dem Glauben und dem Aberglauben ziemlich auf Eins hinauslaufe und daß eine ununterbrochen Nein ſagende Aufklärung überall verbreitet werden müſſe, ſo ſchrieb er einen Roman, oder ſollte das Publikum erfahren, daß man beſſer thue Muſcheln zu ſammlen und Körbe zu flechten, als Latein und Griechiſch zu ſtudieren, ſo ſchrieb er einen Roman. Wollte er eröffnen, daß an dem Menſchen überhaupt nicht viel ſonderliches und in der Welt lauter wüſtes Elend und Jammer ſei, oder wollte er an ſtolzen Miniſtern und Generalſuperintendenten ſein Müthchen kühlen, ſo ſchrieb er abermals einen Roman. Man ſieht: bei dieſer ſcheinbaren Vielſeitigkeit war große Armuth, denn wäre bei dem herrſchenden Irrthum nur einigermaßen Geiſtesfülle geweſen, ſo hätte man der Poeſie entſagend, doch auch verſucht, mathematiſche, und geometriſche, hydrauliſche, hydroſtatiſche u. ſ. w. Romane zu ſchreiben.

Am aller ſchlimmſten aber ſtand es mit der Kritik. Wer jemals ſich die traurige Mühe gegeben hat — der Literarhiſtoriker darf ſie nicht ſcheuen — die deutſche Bibliothek, die Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften u. ſ. w. zu durchblättern, der wird ſtaunend fragen müſſen, wie es möglich ſei, daß ein Volk, das einen Winkelmann und Leſſing, oder auch nur einen Alexander Baumgarten gehabt, dergleichen platte Kritiker erzeugen und ertragen konnte. Die meiſten dieſer Urtheiler dürfte man ſogar entſchieden unſittlich nennen, weil ſie ſich mit einer Sache beſchäftigten, die ſie ſelbſt nicht beſonders achteten, ja häufig genug als ziemlich unnütz oder doch indifferent mishandeln ließen oder ſelbſt mishandelten. Was man allenfalls in der Poeſie noch leiden mochte, war in der Form nüchterne, farbloſe Correctheit und im Inhalt — wie geſchrieben ſteht — derben und trockenen Spaß, oder naſſen Jammer.

§. 13.

Wollte deshalb Schiller mit ſeinem neuen Journal die gehörige Wirkung erreichen, ſo mußte er ihm eine feierliche Ankündigung voraus gehen laſſen. Sie klang freilich wie eine Poſaune, die aus Gräbern wecken ſollte. Das deutſche Publikum erſchrack wirklich, und da es auf lauter Neues, Großes und Unerhörtes rechnete, ſo pränumerirte es in der Angſt eifriger und zahlreicher als jemals, worüber eine Beilage am Schluß der Horen des erſten Jahrgangs eine auch jetzt noch anziehende Liſte mittheilt. Es war anfangs als hätten ſich die zehn deutſchen Kreiſe — von denen jedoch einige durch die Franzoſen anbrühig geworden waren — auf die Leſebänke geſetzt, und die Miene der Aufmerkſamkeit war bei den meiſten ſichtbar. Was man ihnen verſprochen: Poeſie und Kritik im ächteſten Sinn, ward ihnen redlich gegeben.

Es kann hier nicht der Ort ſein, genau zu entwickeln, welche einzelne Schätze die Horen brachten, ich begnüge mich deshalb mit einigen kurzen Bemerkungen. Was ſich auch gegen Einzelnes in den Briefen über die äſthetiſche Erziehung, in dem Aufſatz über naive und ſentimentale Dichtung u. ſ. w. mit Grund ſagen läßt; ſtets ſollten wir erwägen, daß ehe und bevor an dieſe Mängel auch nur gedacht werden kann, dem Verfaſſer ein großes Lob, ja innige Huldigung gebracht werden müſſe, weil er der Erſte war der von neuem jene Hauptpunkte berührte, welche die Seher der alten und neuen Welt ſtets geahndet hatten. Die Poeſie hatte bisher ſich mit einem kümmerlichen Anſehen behelfen müſſen, man verwies ſie in den Zeitungen in einen entfernten Winkel, wo ſie ihr bald furchtſames bald marktſchreiendes Weſen trieb, und man erſtaunte ganz als Schiller jetzt wagte, ihr den höchſten Thron zuzugeſtehen. Um aber auch nur die Möglichkeit eines Verſtändniſſes der Schillerſchen Anſichten zu begründen, war wirklich eine ganz neue Erziehung und zwar eben eine äſthetiſche nothwendig. Man mußte erſt wieder an die Poeſie glauben lernen, ehe irgend etwas gewonnen werden konnte; ſodann aber mußte ſo ſtreng als deutlich jede Gattung von Afterpoeſie ausgeſchloſſen und in ihrer Verderblichkeit gezeigt werden.

§. 14.

Nur die Sprache in jenen Briefen kann nicht als tadelfrei gelten. Sie leidet an der Kantiſchen Schulform, welche ſelbſt durch die

Schillerſche Grandezza, mit der ſie hier behandelt wird, keine beſondere Reize gewinnen kann. Daß ſich der Ton von Anfang bis Ende hält, zeigt freilich von Kraft, die indeß bei Schiller nie bezweifelt werden kann. Dennoch dürfte man eher eine gewiſſe künſtleriſche Mannigfaltigkeit wünſchen und durchgängig die Ironie vermiſſen, die ſich ſonſt ſo gern mit dem edeln Pathos vereinigt, und die gerade hier, wo eine beſtimmte Erhebung des Publikums veranlaßt werden ſollte, unerläßlich war. Er erſcheint in dieſen Briefen nie anders als in höchſter Prachtgalla, ja man könnte ſagen: nie ohne Kron und Zepter, und er kann deshalb zuweilen an die Könige in den franzöſiſchen Tragödien erinnern, von denen er ſelbſt einmal in der beſten Laune geäußert hat, daß ſie ſich ſogar mitſammt der Krone zu Bette legen. Wie geſagt: es läſſt ſich bedauern, daß er auf dieſe Weiſe den reinen Eindruck geſtört hat, aber es läßt ſich auch gar wohl begreifen, daß Schiller gerade eine ſolche Form für die zweckmäßigſte hielt, indem die ſchlafenden Deutſchen nicht bloß den Ruf einer Poſaune verlangten ſondern auch einen Mann im Purpurkleide, der ſie blieſe, obwohl dieſer in einer leichten geſchmackvollen Haustracht ſich munterer würde bewegt haben. — Mit welchem hohen, ihn ganz erfüllenden Ernſt Schiller die Sache trieb, zeigt ſich überall und am kürzeſten vielleicht in folgenden Worten aus einem Briefe an Göthe: „Daß ich voll Erwartung bin, zu wiſſen was Sie zu meiner Metaphyſik des Schönen ſagen, darf ich Ihnen nicht erſt verſichern. Wie das Schöne ſelbſt aus dem ganzen Menſchen genommen iſt, ſo iſt dieſe meine Analyſis deſſelben aus meiner ganzen Menſchheit herausgenommen, und es muß mir allzuviel daran liegen, zu wiſſen, wie dieſe mit der Ihrigen zuſammen ſtimmt.“

§. 15.

Dieſe Erklärung iſt um ſo wichtiger und rührender, da er gleich vorher geſagt hat, er könne nicht ausdrücken, wie peinlich ihm oft das Gefühl ſei, von dem Wilhelm Meiſter, den er gerade damals las, in das philoſophiſche Weſen hineinzuſehen. Dort ſei alles ſo heiter, ſo lebendig, ſo harmoniſch aufgelöſt und ſo menſchlich wahr; hier alles ſo ſtrenge, ſo rigide und abſtract und ſo höchſt unnatürlich, weil alle Natur nur Syntheſis und alle Philoſophie Antitheſis iſt (! ?). Zwar ſei er in ſeinen Speculationen der Natur ſo getreu geblieben, als ſich mit dem Begriff der Analyſis vertrage, und ſchwerlich würden ihm das die Kantianer (was gingen ihn die armen Leute an?) hingehen laſſen. Dennoch fühlte er gar wohl den unendlichen Abſtand zwiſchen dem Leben und dem Raiſonnement, und er war nicht ſelten in Gefahr, ſeine eigene Natur als mangelhaft anzuklagen, weßhalb er auch mit dem furchtbaren Worte ſchließt: So viel iſt gewiß, der Dichter iſt der einzige wahre Menſch und der beſte Philoſoph iſt nur eine Caricatur gegen ihn.“

Man ſieht: ſtrenger iſt wohl noch niemals ein Autor gegen ſich ſelbſt und gegen ſeine eigenen Kinder geweſen, als unſer tugendhafter

Schiller, und wenn einſt Bürger — obwohl ſonſt mit Recht unwillig über die misgreifende Beurtheilung — im erſten Zorne wähnte, es mit einem Macbeth zu thun zu haben, von dem es heißt: „Er hat keine Kinder" (und deshalb auch keine zu ſchonen) *) ſo irrte er in dieſer Hinſicht gänzlich, und brauchte nur den Namen ſeines Kritikers zu erfahren, um dieſes Irthums inne zu werden.

Hatte aber Schiller ſeit einer Reihe von Jahren nicht mehr poetiſch geſchaffen, und waren

---

*) Es iſt mir nicht unbekannt geblieben, daß Tieck jene bekannten furchtbaren Worte He has no children! auf Malcolm bezieht, der damit für ſeinen „lauen Troſt" — ich kann M. unmöglich lau finden, da er ſich mit ganzem Eifer zur heißeſten Rache vereint — verhöhnt werden ſoll, ſo wie denn auch der Leſer kaum Zeit hat, an die Kinderloſigkeit des Prinzen zu denken, die ihn hier ohnehin nicht intereſſirt. Deshalb bleibe ich der alten Beziehung jenes Ausrufs auf Macbeth treu, an dem, weil er kinderlos iſt, für den Kindermord ſich keine genügende Rache nehmen läßt.

bei dieſer Entſagung die edelſten Gründe im Spiel geweſen, ſo belohnte ihn jetzt dafür eine Fülle von Gedichten, die ihm entſtrömten. Zwar finden wir auch in denen vom Jahr 95 die Reflexion obſiegend, allein ſie iſt nicht ſelten ſo tief und hell, daß wir ſie als reine Anſchauung gelten laſſen dürfen, z. B. in dem Reich der Schatten (ſpäterhin Reich der Formen genannt), und in dem Spaziergange, wo die Lehre ſelbſt zum fortſchreitenden Bild und Leben wird. Dafür finden ſich freilich auch Fehltritte. An das Gedicht „deutſche Treue" denke ich nicht gern, indem hier eine herrlich naive altdeutſche Geſchichte in übeltönenden Hexametern und Pentametern ſtarrt, und durch die mißlungene, undeutliche epigrammatiſche Wendung am Schluſſe kaum noch zu erkennen iſt; doch bietet dafür „die Theilung der Erde" Erſatz, in welcher die liebenswürdigſte Individualität ſich eben ſo wahrhaft als witzig geltend macht.

§. 16.

Dennoch ſcheint es immer bedenklich, ſich zu lange im Gebiet der Speculation und Kritik zu bewegen; wenigſtens für Schiller; doch es iſt noch die große Frage, ob irgend ein Andrer jene Gefahr ganz würde haben beſiegen können. Wer vermag ohne Rührung zu leſen, was er (am 29. Auguſt 1795) ſeinem Freunde ſchreibt: — „Mit meiner Geſundheit geht es noch nicht viel beſſer. Ich fürchte, ich muß die lebhaften Bewegungen büßen, in die mein Poetiſiren mich verſetzte. Zum Philoſophiren iſt ſchon der halbe Menſch genug, und die andere Hälfte kann ausruhen; aber die Muſen ſaugen einen aus.“ —

Gewiß, dem iſt nicht alſo, denn die Muſen ſind weder Harpyen noch Vampyre, aber die Wonne der Poeſie ſcheint ſich zuweilen mit denn engen Leben nicht zu vertragen. So lange dieſe Zweiheit bleibt, ſind wir in Gefahr, daß Leben und Poeſie ſich ſogar feindlich begegnen, und wir werden uns wohl entſchließen müſſen, ſie als völlig Eins zu betrachten und zu betreiben, als Eine Wahrheit aus Einem Mittelpunkt. Dieſem letzten Ziele näherte ſich Schiller ſchon damals auf die erfreulichſte Weiſe, denn ſeine Kritik verlor nach und nach ihre frühere Einſeitigkeit und Schwere, und indem ſie das zu beurtheilende Kunſtwerk reproducirte, wurde ſie ſelbſt Poeſie. Die Briefe über Wilhelm Meiſter, die wir hier im erſten, und beſonders im zweiten Theile finden, ſind eben ſo tief als leicht, eben ſo fröhlich als ernſt, und zeigen den Beurtheiler in einer Höhe und Anmuth, die hoffentlich tauſend Leſer von ihren Vorurtheilen gegen die Schillerſche Kritik befreien wird. Sie ſind ſo ſinnig, genau, lyriſch erhebend, und doch wieder ſo lebhaft, daß ſie verdient hätten, als fünfter Theil jenes ſchätzbaren Romans zu erſcheinen; aber leider erſchienen ſie gar nicht, und wir haben mehr als dreißig Jahre auf dieſelben warten müſſen. Sie geben einen abermaligen Beleg, daß die ächte Kritik als Wiſſenſchaft am ſchönſten gedeiht in reiner Freundſchaft, nnd daß gerade die ſogenannte Partheilichkeit, die mit ihr verbunden iſt, dem Urtheile erſt das wahre Leben verleiht.

§. 17.

Ueber dieſen höchſt wichtigen Punkt enthält dieſe Briefſammlung einige köſtliche Worte. Göthe ſagt von Herders Humanitätswerk: „Eine gewiſſe Zurückhaltung, eine gewiſſe Vorſicht, ein Drehen und Wenden, ein Ignoriren, ein kärgliches Vertheilen von Lob und Tadel, macht besonders das, was er von deutſcher Literatur ſagt, äußerſt mager. Es kann auch an meiner augenblicklichen Stimmung liegen, mir kommt aber immer vor, wenn man von Schriften wie von Handlungen nicht mit einer liebevollen Theilnahme, nicht mit einem gewiſſen partheiiſchen Enthuſiasmus ſpricht, ſo bleibt ſo wenig daran, daß es der Rede gar nicht werth iſt. Luſt, Freude, Theilnahme an den Dingen, iſt das einzig Reelle, und was wieder Realität hervorbringt; alles andere iſt eitel und vereitelt nur. (Th. II, S. 46 f.)

Schiller ſtimmt dieſem Urtheil nicht bloß bei, ſondern ſchärft es noch, indem er geſteht, daß er auch hier wie gewöhnlich bei Herders Schriften immer mehr was er zu beſitzen glaubte verliere, ohne ein Aequivalent dafür zu empfangen, u. ſ. w. An ſeinen Confeſſionen über deutſche Literatur verdrieße ihn noch außer der Kälte für das Gute auch die ſonderbare Art von Toleranz gegen das Elende, u. ſ. w.

So ſchadete ſelbſt einem Manne wie Herder ſeine Iſolirtheit und führte ihn bald zur Kälte bald zur Herbigkeit, während die ächten freundſchaftlichen Verhältniſſe, die überhaupt ohne wiſſenſchaftlichen Geiſt nicht ſtattfinden können, ſtets, und inſonderheit unter Dichtern und Philoſophen, Bedeutendes und Dauerndes gewirkt haben, worüber die Literargeſchichte der Deutſchen ſehr wichtige und fröhliche Belege giebt. Man denke nur an die Freundſchaft zwiſchen Gellert, v. Croneck, Rabener, Elias Schlegel u. a., an den Göttinger Verein, an die Verbindung der Schlegel mit Tieck, Novalis u. ſ. w. Wie viel Vortreffliches verdanken wir hier dem wechſelſeitigen Streben, ſtets ſo ausgezeichneter Freunde werth zu bleiben, ſo wie der gegenſeitigen fröhlichen Belehrung, Aufmunterung und Erquickung! —

§. 18.

Selbſt Göthe, dem man bei ſeiner geſchloſſenen Kraft und abgerundeten Sicherheit noch am erſten zutrauen möchte, er bedürfe der Ermunterung nicht, geſteht dennoch in ſchöner Aufrichtigkeit, wie viel er der Schillerſchen Kritik verdanke, und wie ſehr er ſich durch deſſen Beifall erfriſcht und gefördert ſehe. Und in der That iſt ſeit ſeinem nähern Umgang mit Schiller ein neuer fröhlicher Fleiß bei ihm ſichtbar, der mit dem geringen Maaß ſeiner literariſchen Thätigkeit in den letzt vergangenen Jahren im ſchönſten Contraſte ſteht. Betrachten wir nur was er geleiſtet in den Jahren 91 bis 94. — Wer möchte nicht den großen Verſtand bewundern, der im Groß-Cophta herrſcht; aber die Kälte, mit der hier die Verderbniß einer faſt hoffnungslos zerriſſenen und zerreißenden Zeit geſchildert wird, weht den Leſer faſt verſteinernd an. Dieſe Kälte iſt ohne Zweifel abſichtlich, um die ſchauerlichen Warnungen, die das ganze Stück bilden, deſto eindringlicher zu machen, aber ſie fallen weit hinaus über das Gebiet des Luſtſpiels. Ferner: die Scenen aus Italien, und vorzüglich die Beſchreibungen des römiſchen Carnevals ſind herrliche Muſter der Darſtellung und des Styls, aber ſie ſtrahlen doch nur das beſtimmt Gegebene zurück, und der Dichter hat ſich hier mit geiſtreicher Beſcheidenheit nur auf die untergeordnete Stufe des reproducirenden Beſchreibers geſtellt. Noch weniger thätig war der Dichter bei der Bearbeitung des Reineke Fuchs oder wenn man lieber will, er war nur zu thätig, aber nicht auf einem ſehr erfreulichen Wege, indem er das Gedicht faſt aus den Angeln hob, und ein halb neues lieferte, das uns das alte, wenn wir es ja beſonders lieben ſollten, wozu ich jedoch außer Stande bin — nicht vergeſſen machen kann.

Wie erhöhte ſich nun ſeit Schiller's inniger Aufforderung Göthe's Thätigkeit. Er gab die römiſchen Elegien, die Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderter, den Cellini, die Schweizer Brieſe, Alexis und Dora u. ſ. w. und ſo glaubten beide Freunde ſicher ſein zu können, daß ſich das geſammte Deutſchland, d. h. alle welche denken und empfinden wollen und können, ſich der neuen Sonne freuen müßten, die ſie herauf riefen.

§. 19.

Es kam aber anders. Man las freilich das Journal mehr als vielleicht irgend eine deutſche Zeitſchrift jemals geleſen worden war, ja wie Göthe ſelbſt erzählt, man „riß es ſich aus den Händen“, aber es kam nicht viel dabei heraus. Einige wenige Kenner ausgenommen, wußte man mit dieſen Sachen nichts anzufangen und ein gewiſſes halb billigendes, halb kopfſchüttelndes Erſtaunen war faſt die ganze erſte Wirkung. Einige günſtige Recenſionen in einer befreundeten Zeitung machten keinen ſonderlichen Eindruck, denn man hielt ſie für beſtellt, was ſie auch in gewiſſer Hinſicht waren, doch ohne daß man deshalb ſagen konnte, ſie hätten übertriebenes Lob geſpendet. Indeſſen war man doch auch von der andern Seite zu beſcheiden, um ſogleich laut auszuſprechen, daß man an den Horen und dem erſten Muſenalmanache kein Wohlgefallen habe; doch mochte es bei manchem auch wohl bloße Scheu vor einem Kampfe mit Männern wie Schiller und Göthe ſein, die wenn auch nicht die Zunge doch die Feder zurückhielt. Von dieſer Zurückhaltung und dieſer Scheu wußte jedoch ein auf wunderliche Weiſe berühmt gewordener alter Schriftſteller gar nichts, und als er eben beſchäftigt war, in einer unendlichen Reiſebeſchreibung auch Tübingen zu ſchildern, deſſen Damen, wie er erzählte, das Haar lang geflochten tragen, ſo erinnerte er ſich dabei, daß man dort auch die Horen herausgebe, über die er nunmehr auch eine ſehr langwierige Rede — ſie endete eigentlich nie und fing immer von vorne an — halten zu müſſen glaubte. Er hatte längſt erklärt, daß es mit der Kantiſchen Philoſophie, mit der Göthiſchen und Schillerſchen Genialität nichts beſonderes ſei, verſicherte aber, jetzt ſei es noch viel ärger geworden. Die „äſthetiſchen Briefe“ waren ihm ein wahrer Gräuel, denn wenn er ſie auch nur obenhin las, ſo mußte er ſich doch geſtehen, im Fall Schiller Recht habe, ſo wiſſe er, der doch mit Leſſingen Briefe gewechſelt, kritiſche Zeitungen edirt und Romane geſchrieben, nicht das Mindeſte von der Poeſie, er, der doch ſo gern für einen großen Gönner und beſonderen Kenner derſelben gelten wollte. Ihm muthete man zu, ſich in ſo abentheuerliche Gedanken, wie die vom Sachtrieb, Formtrieb und Spieltrieb zu finden, und er mußte es erleben, daß ein berühmter Schriftſteller den ehrlichen Deutſchen vortrug, „der Menſch ſei nur im wahren Sinne Menſch wenn er ſpiele, und er ſpiele nur wenn er im wahren Sinne des Worts Menſch ſei. Freilich war von einem Dichter, der die Räuber geſchrieben, viel ſchlimmes und erſchreckliches zu erwarten; in ſolchem Maaße aber hatte er es doch nicht vermuthet, und es ſchien ihm nothwendig ein öffentliches, ſchreiendes Strafexempel an ihm zu ſtatuiren, und zwar ohne alle Schonung. Mit Schiller's Ruhm ſtand es überhaupt damals nur noch auf unſichern Füßen, und es gab der Leute genug, die eben keine beſondere Beſcheidenheit ihm gegenüber nöthig zu haben glaubten.

§. 20.

Mit derſelben Ungenirtheit gegen Göthe zu agiren war nicht rathſam, denn wenn ſich auch jener ſchriftſtellende alte Mann früherhin (nicht ganz ohne Beifall des Haufens) über Werther und Stella geärgert und Scheltreden hatte ertönen laſſen, ſo waren doch die Verhältniſſe anders geworden, ſeitdem Iphigenie in Tauris erſchienen war. Dieſes Stück fiel leider auf als vortrefflich. Es war nicht wohl möglich dieſem Zauber ganz zu widerſtehn und wenn er für ſeine Perſon vielleicht auch dagegen gut Stand gehalten hatte, ſo war doch die größte Mehrheit gegen ihn, denn ſelbſt eine Schaar von Philologen, die ihren Euripides nicht umſonſt geleſen haben wollten, hatten geradezu erklärt, diesmal gehe es nicht anders, und man müſſe einräumen, der Deutſche habe ſelbſt den Griechen übertroffen. So mußte denn Göthe ein wenig mehr geſchont werden, und wenn man einige ſeiner alten Sachen kühl gerühmt hatte, mußte man ſich begnügen, ſein jetziges Sinken zu beklagen und zu verhöhnen. In jedem Falle war jedoch ein großer Abſtand zwiſchen ihm und ſeinem Freunde bemerklich gemacht worden, indem man ihn als Genie gelten ließ, ein vieldeutiges doch immer ſüßes Wort, was Schiller ſelten zu hören bekam. „Theile und herrſche,“ dieſes heilloſe Wort ehemaliger franzöſiſcher Politik unter Ludwig XIV., galt jetzt auch viel bei den Gegnern, nur half es nichts bei den höheren Gemüthern ſolcher Freunde, die je emſiger man ſie trennen wollte, je inniger nur ſich zuſammen ſtellten. Es iſt überaus merkwürdig, wie jene Ausfälle und die ſpäter folgenden auf beide Männer wirkten. Gereizt zeigt ſich Schiller allerdings, aber wie ein gereizter Löwe, der ſicher iſt, durch das bloße Schütteln ſeiner Mähne eine genügende Antwort zu geben. Er wünſcht ein Mittel zu wiſſen, um ſo recht ſeine Verachtung zu zeigen, und wenn er auch am liebſten ſchwiege, ſo will er doch ein übriges thun und von einem ſeiner Angreifer hinfort mit „inſigner Geringſchätzung“ reden. Wir freuen uns, daß er den Vorſatz nach den Xenien aufgegeben und die ganze Sache vergeſſen hat. Göthe fühlt ſich weniger berührt, und vernimmt von dem wunderlichen Lärm, der gegen ihn antoſet, gewöhnlich nur dann erſt, wenn man ihn aufmerkſam macht, und ſchreibt ſeinem Freunde mit ſchöner Gelaſſenheit, er kenne nunmehr das ganze literariſche Weſen in Deutſchland ſeit zwanzig Jahren in und auswendig und wundere ſich über gar nichts mehr. Das einzige Würdige was ſich dabei thun laſſe, ſei ruhig fortzufahren.

§. 21.

Leicht konnte ſelbſt Göthe'n dieſe Ruhe nicht geworden ſein, denn da die Poeſie nur auf Liebe gegründet ſein kann, ſo wird auch niemandem die Unmöglichkeit zu lieben ſo ſchwer eingehen, als dem Dichter. Und er hatte diesmal wahrlich alles gethan, um ſich auch im größeren Publikum ſobald es nur noch bildſam iſt, eine freundliche Aufnahme zu bereiten. Es iſt kaum möglich, dieſe „Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderter“ ohne einige Freude und Rührung zu betrachten, indem überall offenbar wird, der Dichter habe ſich mehr als jemals um allgemeine Verſtändlichkeit bemüht. Die fliehenden Deutſchen, die ſich hier in ruhigeren Zwiſchenräumen Geſchichten erzählen, bilden durch ſich ſelbſt ſchon eine intereſſante Geſchichte. Sie alle tragen die individuellen Richtungen und Farben ihrer Zeit, und es dürfte kaum irgend einen Leſer gegeben haben, der nicht ſelbſt für irgend eine dieſer Richtungen und Farben mit Worten und Werken gekämpft hätte. Allein eben jene überlegene Klarheit, mit der Göthe die einzelnen Stimmen ſich ausſprechen läßt, dieſe Ruhe in unruhiger Zeit, war leider den meiſten Deutſchen verdächtig und unangenehm. Sie *wollten* nicht mehr abwägen und unterſuchen, ſondern mit einzelnen ſchreienden Worten und Bezeichnungen die Sache abmachen, und ſo fand man es bequem und zweckmäßig, die ganze Einleitung — die doch ſchon durch die erſten Zeilen, wo von der „übel verwahrten Lücke des Vaterlandes" u. ſ. w. die Rede iſt, ſelbſt den bloß Neugierigen zur Prüfung locken müßte — als höchſt ariſtocratiſch abzulehnen oder hochmüthig zu verwerfen. Und dann die Erzählungen ſelbſt! das klang ja zum Theil wie Geſpenſtergeſchichten. Wollte etwa Göthe in einer ſeltſamen Laune kaum den alten Aberglauben wieder zurückführen? und ſollten die unzähligen Bücher, in denen Aufklärungen aller Art nach allen Seiten hin ihre Buden aufgeſchlagen hatten, umſonſt ſein? Die Monatsſchriften erzählen freilich auch wohl Geſpenſtergeſchichten, aber zur Warnung mit phyſiologiſchen Bemerkungen und mit den gehörigen Aufſchlüſſen. Hier ließ ſich jedoch von ſolchen lehrreichen Erklärungen nichts ſpüren, ſondern es ſchienen rein unbefangene Geſpenſtergeſchichten zu ſein. Unterhaltend waren ſie freilich in hohem Grade, aber um ſo ſchlimmer: und in einem Style, in dem vielleicht noch niemals dergleichen Geſchichten erzählt worden ſind, allein auch dabei folgte der traurige Nachſatz: „deſto ſchlimmer.“ Daß die ganze Sache poetiſch gemeint ſei, bemerkte man eben nicht, und hätte man es geſagt, ſo würden Hunderte erwiedert haben, man wiſſe eben nicht, was man ſich dabei denken und wie man das genießen ſolle.

§. 22.

Man hatte ſo lange gegen alle Wunder und gegen alles Wunderbare gepredigt, geſchrieen und gewitzelt, daß man kaum mehr begriff, wie dergleichen noch der Gegenſtand einer ernſthaften Betrachtung ſein möge. Hätten nur dieſe wunderlichen Wunderhaſſer ſich zu dem Gedanken erheben können, daß wir ja ununterbrochen in einer Welt voll Wunder leben, daß dieſes Leben ſelbſt das höchſte Wunder ſei, an welches ſich die übrigen großen Wunder: daß wir denken und empfinden, tugendhaft ſein, lieben und beten können, anſchließen, ſo würden ſie das bischen anderweitiges Wunder, wie es ſich z. B. in der Geſchichte der Jungfrau von Orleans äußert, gar nicht beſonders geachtet, ſondern ruhig dahin geſtellt ſein laſſen und genoſſen haben. Denn bei jener Fülle von größeren Wundern iſt im Grunde wenig an dem einzelnen kleinen gelegen. — Die Welt des Wunderbaren, in welche Göthe uns hier in den Unterhaltungen einführt, iſt meiſtens ohnehin ſo gelinde und harmlos, daß wir wol ſagen können, er habe mit der geſpenſtiſchen Welt nur ein wenig geſpielt, ſo wie denn überhaupt unſer Dichter, in ſteter Mittagsſonnen-Klarheit lebend, ſich dergleichen geheimnißvolle Schleierwelt nicht zu nahe und noch viel weniger in ſich hinein kommen läßt. An alles dieſes dachten aber die Recenſenten nicht, ſondern ihr Spruch lautete kurzweg etwa alſo: Göthe hat ſich herabgelaſſen, das deutſche Publikum mit Geſpenſtergeſchichten zu ergötzen, und dafür verdient er den ſtrengſten Tadel. Nicht minder ungünſtig lautete das Urtheil über das „Mährchen“, welches gleichſam den Schluß jener nur zu früh abgebrochenen Unterhaltungen bildet, und mit dem es dem Dichter ein ſo tiefer

Ernſt geweſen ſein mußte, daß er demſelben gar keine andere Aufſchrift als „Mährchen“ gab, gleichſam „das Mährchen aller Mährchen“ oder „das Mährchen, ein Mährchen.“ *) Wir wollen nicht unterſuchen, ob er hierin zu weit ging und ob nicht z. B. in manchen Mährchen, welche die Gebrüder Grimm geſammelt, der Charakter des

---

*) Ein Pendant dazu ſcheint die in der neueſten Ausgabe der Göthe'ſchen Werke befindliche Novelle zu ſein, (Th. 15.), die auch keinen Titel hat, als den alles ſagenden: „Novelle.“ Selbſt der bloße Komödienzettel derſelben — wenn mir dieſer Ausdruck in Beziehung auf dies herrliche Prunk- und Prachtſtück, das ſich ohnehin dem Drama ſehr nähert, erlaubt iſt: — Alter Fürſt, junger Fürſt, Fürſtin, freie Natur, myſtiſcher Stallmeiſter, ſtädtiſches Gewerbe, Jahrmarkt, Feuersbrunſt, Löwe, Tiger, Löwenwärter, Wärterin, flötendes Kind u. ſ. w., zeigt uns den Dichter gleichſam mit Kron' und Zepter, und es iſt als hörten wir ihn ſagen: Das iſt nun die Novelle par excellence und zwar auf nicht viel mehr als zwei Bogen. Das vermag ich noch als neun und ſiebenzigjähriger Greis. Und ihr . . . . u. ſ. w.

Mährchens ſich einfacher und um deſto erfreulicher ausſpricht; in jedem Falle ſteht das Götheſche in ſeiner phantaſtiſchen und doch gewiß ſehr beſonnenen Fülle als eines der herrlichſten Erzeugniſſe der neuern Poeſie da, und wer nicht ganz von aller Phantaſie entblößt iſt, muß wenigſtens über die ſich ſchüttelnden Irrlichter, über die Schlange als Brücke, ſo wie über die wunderbar ſinnvollen vier Könige eine innige Freude empfinden.

§. 23.

Allein das war eben das Unglück, daß die Phantaſie der Deutſchen durch die damals geltenden Roman- und Komödienſchreiber, durch die ſeichten politiſchen und Aufklärungs-Journale u. ſ. w. theils umgebracht, theils gelähmt worden war. Zuletzt wurde man auch völlig verdrießlich und erklärte geradezu, die einzige wahrhaft genießbare Geſchichte, welche die Horen gebracht hätten, ſei „Herr Lorenz Stark," der ſich doch nicht einmal in ſeinem ganzen Umfang hier hinſetzen konnte, weil ſich der Verfaſſer in der Umgebung von Schiller und Göthe, Herder und Jacobi bald nicht mehr zu gefallen ſchien, den Horen entſagte und den Schluß des Stark noch mehrere Jahre zurückhielt, bis er endlich im Anfange des neuen Jahrhunderts den heißen Durſt des Publikums durch die Gabe des nunmehr ganz ausgewachſenen Buchs zu befriedigen ſuchte. Wir können dieſem Werke weder vorzüglich gram noch vorzüglich hold ſein, und wenn wir auch tadeln müſſen, daß ſich hier ein ziemlich ordinairer Charakter, dem ſogar das tiefere Gemüth fehlt, (wodurch z. B. Ifflands Oberförſter *lebt*), mit der ungehörigen Prätenſion aufgeſtellt, als ſei er etwas Beſonderes, ſo wollen wir doch die ruhige Genauigkeit und malende Lebhaftigkeit des Styls gebührend anerkennen und loben.

§. 24.

Das alſo war der erſte Erfolg eines Unternehmens, dem die edelſten Geiſter Deutſchlands ihre Kräfte gewidmet hatten? Das ſcheint ja faſt troſtlos, bis wir endlich bei näherem Blicke bemerken, daß eben in jener allgemeinen Feindſeligkeit und Wuth gegen die Horen der Troſt ſich finde; daß ſie wenigſtens etwas gewirkt hatten. Man hatte doch den Deutſchen zugerufen: Auf dem Wege, den ihr meiſtens im halben Schlummer wandelt, iſt weder Philoſophie noch Poeſie zu finden, — und es war doch die Strafrede vernommen worden, wenn man auch verdrießlich und ſchlaftrunken antwortete: Es ſoll aber alles beim Alten bleiben, und es iſt uns höchſt fatal, daß Ihr etwas Apartes ſein und haben wollt. — Hier und da zeigte ſich doch wenigſtens einiger guter Wille, obgleich bei trauriger Beſchränktheit; und jener ehrliche Mann, der Göthen mit einigem Herzeleid erzählte, er habe ſchweres Geld verloren, weil er gewettet: Herr Stark rühre von Göthe her, meinte es gewiß gut, und hätte liebevoll ihm gern die Anwartſchaft gegönnt. Dieſe nicht ſehr häufig anzutreffende Geſinnung abgerechnet, iſt er auch als Repräſentant einer ganzen deutſchen Leſergattung zu betrachten, die heut zu Tage noch durchaus nicht ausgeſtorben iſt. Sie haben gehört und auch ſelbſt wahrgenommen, daß Göthe, frei von aller Schwülſtigkeit, Geziertheit und ungehörigem Schnörkel, einen anmuthig klaren Styl ſchreibt. Das iſt recht hübſch von ihm; aber iſt denn nicht Lorenz Stark auch frei von manchen Stylfehlern? iſt er nicht auch leicht und tranſparent genug? und was ſollen wir uns hier noch plagen, den Unterſchied, der dennoch waltet, weitläufig an den Tag zu bringen? Was gehen uns dergleichen Spitzfindigkeiten an, die am Ende doch wol nur aus der beliebten Vergötterung Göthe's entſpringen?

So etwa redete man, und ſo etwa redet man noch heute, aber jene beiden Großen wollten eben nicht, daß man alſo urtheile, und beſchloſſen deshalb ein großes äſthetiſches Strafgericht, bei dem ſie ſelbſt unter der Firma von freundlichen Gaſtgebern erſchienen. Es war keine heimliche Vehme, ſondern ein öffentliches Gericht, von dem als letzter Inſtanz keine weitere Appellation mehr ſtatt finden ſollte, weil gleichſam König und Vicekönig ſelbſt auf den Richterſtühlen ſaßen, um ihr Urtheil über deutſche Schriftſteller und deutſches Publikum bekannt zu machen. Einige wenige wurden mit Verehrung, einige mit Liebe oder zarter Schonung behandelt, aber über die bei weitem meiſten wurde geräuſchvoll der Stab gebrochen und die Stückchen ihnen vor die Füße geworfen. Das Recht war meiſtens auf Seiten der Urtheilſprecher — die Zeit ſelbſt hat entſchieden — und es ſcheint nicht unwichtig, daß manche der geſchlagenen Autoren jetzt nur noch in den einzelnen Stachelverſen leben, da im Gegentheil einzelne poetiſche Fehlſchüſſe nicht leicht mehr vernommen werden. *) Anfangs war bei den Dichtern die Sache nur eine Art von Schabernak, dann erhöhten und erweiterten ſich ihre Gedanken dergeſtalt, daß die Xenien ein großes Reich der Poeſie und Philoſophie auch im tief-

---

*) Solche Fehlſchüſſe ſind z. B. die Xenien gegen Claudius, Stollberg, Lavater, das übertriebene Lob für Voß, die nicht genügende Anerkennung Jean Pauls, in dem G. und S. nur geblättert zu haben ſcheinen u. ſ. w.

ſten Ernſte umfaſſen ſollten, bis zuletzt jene Sonderung erfolgte und die Geſtalt beliebt wurde, in welcher wir ſie jetzt haben.

§. 25.

Es iſt ſo eben von einem literariſchen Könige und Vicekönige geſprochen worden, und als ſolchen mußten ſich Göthe und Schiller fühlen, weil ſie ein ſolches Gericht auf dieſe Weiſe auszuüben wagten. Es iſt unmöglich, in einem zweizeiligen Epigramm die Gründe anzugeben, warum der Dichter A. abſurd, der Kritiker B. ſeicht, der Philoſoph C. ein Wortklingler ſei; es kam deshalb alles darauf an, wer dieſe Ausſprüche gethan, und nur weil es dann hieß „Schiller und Göthe ſind die Richtenden" konnte die Sache das Aufſehen gewinnen, welches ſich jetzt überall zeigte. Ich erinnere mich jener Zeit noch ſehr genau, und darf, der völligen Wahrheit gemäß, erzählen, daß vom November 1796 bis etwa Oſtern 1797 das Intereſſe für die Xenien in den gebildeten Ständen bei Leſern und auch bei ſonſtigen Nichtleſern auf eine Weiſe herrſchte, die alles andere Literariſche überwältigte und verſchlang. Es war als erſchölle nicht bloß auf dem deutſchen Parnaſſe, ſondern durch das ganze auf Bildung Anſpruch machende Deutſchland ein furchtbarer Feuerruf, Trommelſchlag, Schwertergeklirr u. ſ. w., und ſelbſt unſchuldige Seelen, die kein Waſſer trüben und ſonſt nur leſen, um die Zeit zu vertreiben — (die doch am Ende ſie vertreibt) — wurden entweder erhitzt oder ängſtlich; an eine ruhige Würdigung war nicht zu denken, es folgte eine Recenſion, eine Gegenſchrift auf die andere, ja es glaubte Mancher nicht ruhig ſchlafen zu können, wenn er nicht ſeinen Unmuth über die unartigen Dichter durch den Druck bekannt gemacht hätte. Wie viele ſolcher Recenſionen und Schriften erſchienen, iſt kaum mehr zu berechnen, und das alte Wort von dem ewig erzeugenden, wiederkäuenden und verſchlingenden Ungeheuer hatte jetzt eine mehr als allegoriſche Bedeutung. Es war ein ganz eigenes Schauſpiel. Beinahe das geſammte äſthetiſch-philoſophiſche, ſchreibende Deutſchland mit ungeheuren Papierballen bewaffnet, gegen zwei Männer, die nur ein paar kleine Streifſchen vom Berge herab in das Thal geworfen hatten. Je ungeberdiger aber man ſich anſtellte, je eifriger man bemüht war, den ganzen Haß auszuſprechen, je mehr zeigte ſich die Wirkung der Xenien, und während, ſo viel wie bekannt, auch nicht eine einzige Schrift unter den hunderten für die Xenien erſchien, feierten dieſe dennoch einen ſtillen Sieg bei der geſammten geiſtreichen und muthwilligen deutſchen Jugend. Was die Dichter gewollt hatten, war geſchehen; die Oppoſition, die längſt in manchen Gemüthern gelebt hatte, war auf eine gewaltige und glänzende Weiſe conſtituirt und hatte eine anlockende Fahne gefunden. Es iſt ſchlechthin nicht zu läugnen, daß die Xenien in unſerer Literatur eine wichtige Epoche bilden, und es läßt ſich behaupten, daß die ausgezeichnetſten Journale der nächſten Folgezeit, z. B. das Athenäum, das poetiſche Journal und die ſich anſchließenden Zeitſchriften, in traulicher Gemeinſchaft mit dem Geiſt der Xenien wandelten, und um deswillen dürfte eine genaue Unterſuchung über die Art ihres Entſtehens nicht blos nicht für überflüſſig, ſondern für durchaus wichtig und nothwendig zu halten ſein.

§. 26.

Aber auch für die beiden befreundeten Dichter ſelbſt hatte der große Schlag, den ſie gethan, die wichtigſten Folgen. Sie hatten ihren Bruch mit faſt allem, was als alt ſie umgab, nicht blos deutlich, ſondern bitter und ſchneidend öffentlich erklärt, und ſo mußten ſich alle ihre Hoffnungen an die Zukunft, das heißt an die Jugend knüpfen. Daraus folgten wieder neue große Pflichten, die denen zufielen, die ſich ſelbſt als Jugendtröſter voran ſtellen. Ein Rückzug, ohnehin ihrer unwürdig, war ſchlechthin unmöglich, weil aber nur im Vorwärts ihr Heil ſich fand, ſo durften ſie, ſchon der Zeiterſparung wegen, auf ſämmtliche ſchmähende Antworten, die ihnen von allen Seiten zugeſchleudert wurden, durchaus nicht antworten. Dadurch würden ſie in eine unerfreuliche Streit-Endloſigkeit gerathen und aus der Fürſtenrolle gefallen ſein, die ſie ſich ſelbſt zugeeignet und mit ruhiger Würde zu ſpielen hatten. Hat der Fürſt einmal unterſchrieben, ziemt es ihm nicht mehr, auf die Einwendungen zu antworten, die etwa noch gemacht werden können. Die hat er früher bedacht, oder hätte ſie doch früher bedenken ſollen. Nicht fortfahren durften ſie zu negieren, wie ſchwer es ihnen auch werden mußte. Solche Augenblicke, wo die Luſt zu antworten die höhere Würde überwog, konnten nicht ausbleiben, und wir finden einen ſolchen am Schluſſe des zweiten Theils des Briefwechſels. Er veranlaßte eine Erwiederung auf N's gräßliche Schmähung — ich mag ſie nicht näher bezeichnen, da ſie längſt vergeſſen iſt — doch iſt dieſe Replik zum Glücke nicht gedruckt, ſei es nun, daß Göthe ſeinen Freund auf die Folgewidrigkeit aufmerkſam machte, oder daß Schiller ſelbſt nur die kurze Zeit des Hin- und Herſendens nach und von Weimar bedurfte, um zu der Ueberzeugung zu kommen, daß Schweigen hier die einzige conſequente Antwort ſei.

§. 27.

Mit welcher Begierde ward nunmehr der folgende Almanach auf 1798 in die Hand genommen. Viele Hunderte und Tauſende erwarteten mit Sicherheit, hier werde eine neue furchtbare Folge der Küchengeſchenke erſcheinen, aber wie ſehr hatte man ſich geirrt. Das Gewitter hatte zerſtören, aber auch neu befruchten ſollen, und wie ſchön hatte es befruchtet! Alles athmete in dieſem Almanach den Geiſt des Friedens und der Milde, der reinſten ſchaffenden Genialität. Hier fanden wir die Worte des Glaubens und den Ritter Toggenburg, den Mahadöh, die Braut von Corinth und den Zauberlehrling. Göthe gab ferner ſeinen Hermann und Dorothea, das Muſter eines vaterländiſchen Gedichts, voll inniger und beſonnen rathender Liebe für das edle deutſche Land, deſſen Gefahr, obwohl damals mit jedem Tage wachſend, von den zerſtreuten Menſchen kaum bemerkt wurde. Ein Gedicht, eben ſo gründlich und hiſtoriſch, tief, als anmuthig, lebendig und leicht.

Nicht ſo raſch ging es mit dem Wallenſtein, und wie wäre es auch möglich geweſen, daß nach einer Ruhe von acht bis neun Jahren im dramatiſchen Fach ſogleich wieder eine neue Tragödie ſchlank und leicht hervortreten ſollte, und vollends eine ſolche, die ſo großen Raum bedurfte! Aber auch das bloße Gerücht, Schiller werde uns endlich wieder nach dem Carlos eine neue Tragödie ſchenken, erfüllte die Herzen aller Beſſeren mit jugendlich ſchönen Hoffnungen, und ſelbſt die meiſten der Beleidigten vergaßen das Vorgefallene und freuten ſich mit. Ach es war eine herrliche, neues Leben athmende Zeit, an die zurück zu denken labend und erquicklich iſt, obwohl freilich eine gewiſſe Wehmuth nicht ausbleiben kann, wenn wir dann einen Blick auf die Gegenwart richten, die viel Zuckungen und nur ſelten Leben zeigt.

§. 28.

So hätten wir alſo in den Horen, ob ſie

gleich bereits mit dem dritten Jahrgang etwas kümmerlich ſchloſſen, und in den Xenien die Anfangspunkte einer neuen, großartigen, poetiſchen Zeit gefunden. Die Polemik hatte ſich einmal wieder, wie durch Leſſing, als wiſſenſchaftlich conſtituirt, und ſodann, was ſie früher nie gethan, als Kunſt. — Dennoch iſt ſie als ſolche nie alleiniger Zweck an ſich, ſie ſoll Liebe haben und Liebe erzeugen. Wenden wir dieſe Gedanken auf unſere großen Dichter an, ſo mußten ſie, welche die Wunden geſchlagen hatten, auch heilen, und das konnte nicht durch Worte geſchehen, ſondern durch Werke. Dieſe gaben ſie jetzt in reicher Anzahl, und während Schiller der Schöpfer der neueren deutſchen Tragödie wurde, entwickelte Göthe immer mehr und mehr jene Univerſalität in der Wiſſenſchaft und Kunſt, wie wir ſie in Deutſchland vorher noch nie geſehen. Würden ſie aber vermocht haben, was ſie leiſteten, würden ſie nicht ermüdet ſein, wenn ſie ſich nicht wechſelſeitig in ihrer

Freundſchaft ſtets angeregt, gefördert und erquickt hätten?

§. 29.

Iſt uns dies alles deutlich geworden, ſo hat die Herausgabe dieſes Briefwechſels nicht bloß ihre Rechtfertigung gefunden, ſondern wir werden das Buch auch immer höher ſchätzen, da es uns in die Werkſtätte der beiden geiſt- und machtvollſten Dichter ihrer Zeit verſetzt. Hier iſt ihr wahrhaftes Leben, das über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ein helles Licht verbreitet, und neben welchem das anderweitige Hofraths- und Miniſterleben ruhig einher geht. Wir ſehen Schillern krank, an Krämpfen und Schlafloſigkeit leidend, und in einer Lage, die ihm ſelbſt für den nächſten Tag nicht erlaubt, irgend ein beſtimmtes, auf ein irdiſches Verhältniß ſich beziehendes Verſprechen zu geben. Selbſt die herzlichſte Freude, ſobald nur ein Weg damit verbunden iſt, z. B. die angenehmſte Spazierfahrt zu dem einladenden Freunde, kann er nicht zuſagen, denn die nächſte Stunde kann mit ihren Schmerzen dazwiſchen treten, und er iſt über nichts gewiß, als über ſich ſelbſt und ſein inneres Leben. Ganz ohne Wehmuth kann Schillers Geduld nicht ſein, aber eine muthige iſt ſie ſtets. Er iſt auf ſeine Zimmer eingeſchränkt, und unſer acht Monate lang dauernder Winter, nebſt dem launenhaften Frühling und Sommer, verſtattet ihm nur ſelten, ſich im Freien zu ergehen; aber in jene Zimmer hat er auch ein volles heiteres Leben hinein geführt. Seine liebevolle Gattin iſt um ihn, und ſeine Familie wächſt und gedeiht vor ſeinen Augen. Auch wakkere Freunde und gute Converſationsbekannte kommen Abends; es wird viel Gutes und Vernünftiges, viel Ernſtes und Scherzendes geſprochen, und der treffliche reale Freund in Weimar ſendet noch obendrein zuweilen ausgeſucht ſchöne Fiſche, eben ſo wohl geeignet für den ſtillen Tiſch des Kranken, als für Feſtabende, die er den geſunden Jüngern giebt. Wie lebt er ſo ganz in dem großen Freunde und in deſſen Schöpfungen! wie freut er ſich ſo rein und lau ter über deſſen alles überſtrahlendes univerſelles Genie! Wie edel iſt die Beſcheidenheit, mit der er über ſich ſelbſt urtheilt, und wie ſo gar nicht nachtheilig für ſeine Selbſtſtändigkeit, denn die Liebe iſt es ja, die ihm Aufſchluß giebt über die Größe des Freundes, und in der Liebe gedeiht ja allein, was irgend blühen und Früchte tragen ſoll. Dabei mögen wir es wohl leiden, daß er mit anderen jungen Männern ganz anders agirt, gewiß nicht ohne aufrichtige Neigung, doch ein wenig bequem und repräſentirend. Schade nur, daß das Verhältniß zu Fichte nicht tiefer geht, und auch durch Mißverſtändniſſe leidet. Wie viel hätten ſich beide Männer ſein können, und wie wenig waren ſie einander; doch iſt das nun zuweilen alſo im Leben, das ſeine kleinen Tükken nie ganz verleugnen kann.

§. 30.

Hin und wieder iſt ſowohl in Schillers als Göthe's Briefen ein harter Ausdruck zu finden, worüber, wenn ich nicht irre, ſchon ſehr geklagt worden iſt. An ſich iſt dabei nicht viel Befremdliches; ein harter Moment kann wol in unſer Leben treten und einen harten Ausdruck leihen, den die Feder raſch auf das Briefpapier wirft und der Freund recht wohl verſteht und — vergißt, der ſich aber im Druck dreißig Jahre ſpäter nicht immer gut ausnimmt. Viel ſtärker als in den Xenien ſind jene Ausdrücke eben nicht, und in ſo fern hätte es nicht viel auf ſich; da jedoch heut zu Tage eine ganz beſondere Luſt herrſcht, nachgelaſſene Briefe zu drucken, wodurch unſere Literatur allerdings manches Köſtliche erhalten hat, ſo möchte dabei ein ernſtes Geſuch an die Herausgeber ergehen, ſtreng und vorſichtig zu ſein, damit wenigſtens unnütze Kränkungen vermieden werden. *) Wir wollen den höheren Grund, der für dieſes Geſuch ſpricht, nicht namentlich machen, da er ohne Zweifel Jedem ein-

---

*) Man wolle nicht überſehen, daß hier nur von einzelnen harten Ausdrücken die Rede iſt; durchaus nicht von manchen edelſtrengen Urtheilen, für deren Mittheilung wir den beſten Dank ſagen ſollen und wollen.

leuchtet, ſondern lieber nur zu bedenken geben, daß doch wol manche dieſer Briefſammlungen noch nach tauſend Jahren auf Gymnaſien und Hochſchulen werden geleſen werden, wo dann der arme Rector und Profeſſor viel Noth haben wird, den hoffnungsvollen Zuhörern genau auseinander zu ſetzen, wer die geſcholtenen Hinz und Kunz waren.

§. 31.

Nicht minder wichtig iſt die leicht entſtehende Frage, ob das Benehmen, welches beide Männer in Beziehung auf den äußern Vertrieb der Horen beobachteten, ganz zu billigen ſei. Es kommt hier unumwunden an den Tag, daß Recenſionen beſtellt wurden, oder doch erſt durch ihre Hände gingen, daß ſie ſich gegenſeitig loben wollen, und zwar „nicht für die Langeweile.“ Das klingt theils ſchlimm, theils ergötzlich, und es würde ſchlimm ſein, wenn nicht hier zum Glücke von Schiller und Göthe die Rede wäre; denen denn doch wol das alte Wort zu Gute kommt: Duo si faciunt idem non semper idem. Dieſe Zwei und die ihnen Aehnlichen mochten ſo handeln, eben weil ſie des Lobes nicht bedurften, das ohnehin nie ausbleiben konnte, weil ſie ferner ihr Unternehmen in ſeiner ganzen Größe durchdacht hatten und wünſchen durften, daß es allgemein verſtanden werde, das Publikum aber durch kluge Recenſionen belehrt und geleitet werden mußte, wozu damals noch einige Hoffnung war, da man auf die Beurtheilungen in der Literaturzeitung noch einen entſchiedenen Werth legte. Was endlich gegen das Lob, welches ſo innig verwandte Männer ſich einander bringen, Rechtliches einzuwenden ſei, iſt unbegreiflich, auch liegt in dem luſtigen Zuſatze „nicht für die Langeweile“ ſchon das gehörige Körnchen Salz. Nur bewahre uns der Himmel vor unberufenen Nachahmern. Wie wenn nunmehr junge unreife äſthetiſche Herren, für welche die ſtrengſte Kritik Wohlthat iſt, mit noch keckerm Muthe wie bisher einen Bund unter ſich machten, ſich öffentlich zu bekränzen und als unſterblich zu begrüßen, wenn ſie, um es mit einem

Worte auszuſprechen, mit neuer Luſt anfingen, Schiller und Göthe zu ſpielen, ein Spiel wie etwa „Schenken und logiren“, nur viel gefährlicher. Da wir indeſſen in neuern Zeiten auf viel Wunderliches und Entſetzliches gefaßt ſein müſſen, ſo können wir auch noch dieſe luſtige Wirthſchaft mit in den Kauf nehmen, falls ſie ſich etwa ereignen ſollte.

§. 32.

Was den Mangel an Gemüth und Tiefe betrifft, über den geklagt worden iſt, ſo müſſen wir dieſen Vorwurf (wie auch dieſer ganze Aufſatz gezeigt hat) faſt gänzlich ablehnen. Manche Leſer ſagen mit jener ungerechten Klage nichts weiter, als daß ſie die gewohnte Sentimentalität und die zärtlichen Anreden; „O mein Geliebteſter“, „mein Einziger“ u. ſ. w. vermiſſen. Ein näherer Blick würde ihnen die gänzliche Ueberflüſſigkeit dieſer Ausdrücke und die innige Liebe und Hochachtung der Dichter unter einander zeigen. Auch wolle man doch bedenken, daß die meiſten dieſer Briefe Geſchäftsbriefe ſind.

Ich bin ordentlich bitter traurig geworden, als ich ſah, welche unangenehme weitläufige Arbeiten der arme Schiller übernommen, wie er, der Kranke, die einzelnen Hefte der Horen verſendet und die Xenien-Almanache ſogar verpackt, von welchen verwünſchten Arbeiten ein Mann wie er nie hätte auch nur erfahren müſſen. Und doch! ſelbſt die Briefe, in jenen Packtagen, ja faſt während des Packens geſchrieben, ſind nicht ganz leer, und irgend einen Gedanken muß die Poſt dem Freunde bringen.

§. 33.

Unvergleichbar wichtiger iſt der Anſtoß, den die Anſicht beider Dichter vom Chriſtenthume geben dürfte; doch ſollen wir uns dieſer Unterſuchung nur mit der äußerſten Behutſamkeit und Beſcheidenheit nahen, da doch am Ende das Wort allein hier nicht entſcheiden kann. Mir bleibt für den gegenwärtigen Zweck nur eine kurze Hindeutung. Schiller ſelbſt hatte in der reinen Sittlichkeit ſeines Herzens, in ſeiner Poeſie und in dem, was er bald Metaphyſik bald Philoſophie nannte, man möchte ſagen: in der griechiſchen Kalokagathie (Schöngutheit) eine Beruhigung gefunden, die er für dauerhaft und unumſtößlich hielt. Auch über das Chriſtenthum hatte er nicht ſelten und ſo tief als möglich nachgedacht. So heißt es hier in Beziehung auf Göthe's „Bekenntniſſe einer ſchönen Seele": Ich finde in der chriſtlichen Religion virtualiter die Anlage zu dem Höchſten und Edelſten, und die verſchiedenen Erſcheinungen derſelben im Leben ſcheinen mir bloß deswegen ſo widrig und abgeſchmackt, weil ſie verfehlte Darſtellungen dieſes Höchſten ſind. Hält man ſich an den eigentlichen Charakterzug des Chriſtenthums, der es von allen andern monotheiſtiſchen Religionen unterſcheidet, ſo liegt er in nichts Anderm, als in der Aufhebung des Geſetzes des Kantiſchen Imperativ's, an deſſen Stelle das Chriſtenthum eine freie Neigung geſetzt haben will. Es iſt alſo in ſeiner reinen Form, Darſtellung ſchöner Sittlichkeit oder der Menſchwerdung des Heiligen, und in dieſem Sinne die einzige äſthetiſche Religion, daher ich es mir auch erkläre, warum dieſe Religion bei der weiblichen Natur ſo viel Glück gemacht, und nur in Weibern noch in einer gewiſſen erträglichen Form angetroffen wird u. ſ. w.

Man ſieht: der vortreffliche Mann erfaßt ſehr wohl einen Theil der chriſtlichen Lehre, doch ohne Zuſammenhang mit dem tiefern chriſtlichen Glauben. Er meint es, wie immer, gut, und da es ihm ſchwerlich je in die Gedanken gekommen iſt, was der heilige Auguſtinus und Luther fordern, daß der Glaube der Erkenntniß voran gehen müſſe, ſo iſt ihm die Offenbarung nur eine höhere menſchliche Lehre, die jedoch den Männern nicht völlig genügen kann; dafür aber deſto beſſer den Frauen eignet.

§. 34.

Wenn aber Schiller in ſeiner höchſt geiſtvollen Kritik des Wilhelm Meiſter das Chriſtenthum, oder, wie ich hier lieber ſagen will, die Durchglühung des Werks mit demſelben nicht vermißt, ſo ſtutzt er um ſo mehr über einen andern Umſtand, über den er ſich eifrig und ausführlich alſo erklärt: „Woher mag es kommen, daß Sie einen Menſchen haben erziehen und fertig machen können, ohne auf Bedürfniſſe zu ſtoßen, denen die Philoſophie nur begegnen kann? Ich bin überzeugt, daß dieſes nur der äſthetiſchen Richtung zuzuſchreiben iſt, die Sie in dem ganzen Romane genommen. Innerhalb der äſthetiſchen Geiſtesſtimmung regt ſich kein Bedürfniß nach jenen Troſtgründen, die aus der Speculation geſchöpft werden müſſen; ſie hat Selbſtſtändigkeit, Unendlichkeit in ſich; und wenn ſich das Sinnliche und Moraliſche im Menſchen feindlich entgegen ſtreben, muß bei der reinen Vernunft Hülfe geſucht werden. Die geſunde und ſchöne Natur braucht, wie Sie ſelbſt ſagen, keine Moral, kein Naturrecht, keine politiſche Metaphyſik. Sie hätten eben ſo gut auch hinzuſetzen können: ſie braucht keine Gottheit, keine Unſterblichkeit, um ſich zu ſtützen und zu halten. Jene drei Punkte, um die zuletzt alle Speculation ſich dreht, geben einem ſinnlich ausgebildeten Gemüth zwar Stoff zu einem poetiſchen Spiel, aber ſie können nie zu ernſtlichen Angelegenheiten und Bedürfniſſen werden.“.

§. 35.

Wenn etwa der jüngere Leſer, deſſen Bildung in eine religiöſere Zeit gefallen iſt, bei Aeußerungen dieſer Art ein wenig erſchrickt, ſo wird der ältere, der die beiden letzten Jahrzehnte des achtzehnten Jahrhunderts theils durch eigene Erfahrung, theils durch das Studium der damaligen Philoſophie kennt, nur betrübt werden, nicht aber erſtaunen, denn auf allen Kathedern und Märkten wurde daſſelbe, doch nicht mit ſo ſchönen Worten, gepredigt. Es klingt gar prachtvoll, daß die geſunde und ſchöne Natur keine Moral brauche, aber wie tönt es erſt majeſtätiſch wenn vollends verkündet wird, ſie brauche auch keine Gottheit und keine Unſterblichkeit! — Man ſollte freilich glauben, jene geſunde und ſchöne Natur — wie ſie der Luft und des Lichts bedarf — wenn ſie nicht in ſich ſelbſt zerfallen will, ſo müſſe ſie auch wol zuweilen beten, was denn doch zu niemandem anders geſchehen kann, als eben zu Gott. Auch könne keine ſonderliche Freude dabei walten, eine ſchöne Natur zu ſein, wenn es nur auf die paar Augenblicke, die wir Leben nennen, beſchränkt iſt. Wie wenn man munter weiter fortführe: eine ſchöne Natur brauche auch weder Arme noch Beine, und wenn man ihr ſelbſt das Herz ausreiße, ſo habe das auch nicht viel auf ſich. Das wäre nicht bloß folgerecht, ſondern im Grunde nur eine unbedeutende Folge, denn wer Gott und Unſterblichkeit nicht braucht, wie ſollte es dem auf Herz, Arme, Beine und dergleichen Kleinigkeiten ankommen? Das alles aber kümmert jene Metaphyſiker nicht, ſie wiſſen ſich zu helfen, und wenn ſie mitten im Ocean untröſtlicher Speculation verſinken wollen, ſo ſchleudern ſie ſich, wie Münchhauſen, an ihrem eigenen Haarzopf wieder heraus und an's Ufer hin; — was aber bei einer ſchönen Natur — die eigentlich gar nichts braucht, alſo auch kein Hinterhaar — mit bedenklichen Schwierigkeiten verbunden ſein müßte.

§. 36.

Was Schiller betrifft, ſo werde ja kein Stein deshalb auf ihn geworfen. Er theilte einige Gebrechen ſeiner Zeit, und wenn dieſe ihm ſo manche Tröſtung hart abforderte, ſo mag er wol oft genug gefühlt haben, was er einmal in einer früheren Periode ſeines Lebens geſchrieben:

Ich riß ſie blutend aus dem wunden Herzen
Und weinte laut und gab ſie ihr.

Zum Glücke gab er jenen Troſt nur mit der Zunge und mit der Feder hin, und wie er ihn auch verſchmähte, blieb der Troſt dennoch in ſeinem Herzen. Er gleicht in dieſer Hinſicht einem edel ſtarken, herrlichen Manne, der aber leider ſeine Geſundheit zu verbeſſern denkt, wenn er ewig Arznei braucht. Ach, und welche! das fühlte Schiller, wie es ſcheint, in ſpätern Jahren ſelbſt, und er ſpricht z. B. in einem bekannt gewordenen Briefe ſehr widerwillig von dem metaphyſiſchen Blatterngift, das freilich einmal durchbrechen müſſe. — Daß übrigens hier von der eigentlichen, im großartigſten Sinne gedachten

Philoſophie, der Wiſſenſchaft der Wiſſenſchaften, nicht die Rede ſei, bedarf hoffentlich keiner Erinnerung. *)

Es findet ſich auf die obigen Schillerſchen Bemerkungen keine Antwort in der Briefſammlung; wohl aber eine überaus wichtige Confeſſion auf frühere Bemerkungen des Freundes. „Ich bitte Sie, ſchreibt Göthe, nicht abzulaſſen, um, ich möchte wol ſagen, mich aus meinen ei-

---

*) Endlich bleibe auch nicht unerwogen die ſchöne, wenigſtens tröſtliche Inconſequenz, die wir doch auch ſchon im Jahr 1795, wo Schillers verbeſſerter und geputzter Kantianismus in der höchſten Blüthe ſtand, bei ihm finden. Er, der ſo prometheiſch keck der ſchönen Natur die Kraft zuſpricht, eines Gottes und der Ewigkeit nicht zu bedürfen, ſagt dennoch in dem oben angeführten Briefe vom 22. Auguſt 95, als er erzählt, es ſei ihm in einer armen Stunde eine alte Schuld, vermuthlich von ein paar Thalern, eingelaufen, „das war doch Gottes Finger.“ Welcher Schiller iſt uns nun wol der liebere? der dieſe treuherzig ſchlichten Worte ſchrieb, oder der auf dem Wolkenthron des ſogenannten Nichtbedürfens Glänzende?

genen Gränzen hinaus zu treiben. Der Fehler, den Sie mit Recht bemerken, kommt aus meiner innerſten Natur, aus einem gewiſſen realiſtiſchen Tic, durch den ich meine Exiſtenz, meine Handlungen, meine Schriften den Menſchen aus den Augen zu rücken behaglich finde. So werde ich immer gern incognito reiſen, das geringere Kleid vor dem beſſern wählen, und in der Unterredung mit Fremden oder Halbbekannten den unbedeutendern Gegenſtand oder doch den weniger bedeutenden Ausdruck vorziehen, mich leichtſinniger betragen als ich bin, und mich ſo, ich möchte ſagen, zwiſchen mich ſelbſt und meine eigene Erſcheinung ſtellen. Sie wiſſen recht gut, theils wie es iſt, theils wie es zuſammenhängt.“

§. 37.

Es iſt vielleicht nie eine genauere und ſinnigere Kritik über eine der bedeutendſten Eigenheiten der Götheſchen Natur, ohne die manche ſeiner Werke kaum halbverſtändlich ſind, gegeben worden, als hier durch Göthe ſelbſt. In neueren Zeiten hätte man es ſich vielleicht bequemer gemacht, und dieſe ganze Eigenheit mit der allgemeinen Signatur „Ironie" abgefertigt. Dieſer ſchöne und weite Mantel (um in ein anderes Gleichniß überzugehn) paßt freilich in allen poetiſchen Beziehungen, doch ſoll man eben deshalb recht vorſichtig damit umgehen, und ihn nicht ſo ins Allgemeine zum Fenſter hinaus flattern laſſen.

Es iſt ſchwer, ſich von dem köſtlichen Buche zu trennen, an das ſich ſo manche wohlthuende und belehrende Unterhaltungen anknüpfen laſſen. Man hat in früheren Zeiten (ſo um 1800 ff.), wo das Studium und die Verehrung Göthe's in höchſter Blüthe ſtand, mitunter auch einige taube Blüthen zu ſehen bekommen. Man ſtellte nämlich die Meinung auf, Schiller ſpiele nur eine ſehr untergeordnete, zuweilen ſogar vielleicht unbequeme Rolle in dem freundſchaftlichen Verhältniſſe zu dem größern Dichter. Dieſe Anſicht hatte freilich etwas von Vorlautheit an ſich, ja man könnte ſie eine — altmeiſkaniſch prieſterliche, mit moderner Gemeinheit verbunden, nennen; doch hat ſie hie und da bei gleichgeſtimmten Gemüthern Eingang gefunden. Es hätte freilich keines Beweiſes bedurft, daß an der ganzen Vermuthung kein wahres Wort ſei, doch iſt es höchſt erfreulich und ſchön, daß hier durch die That das ganze Verhältniß in das Klare und Schillers edelſte Selbſtſtändigkeit auch dem blödeſten Auge kund gemacht worden iſt. Wie ſehr Göthe ihn liebte und ehrte, darüber findet ſich freilich überall Auskunft, doch möge hier noch eine Stelle als beſter Beleg angeführt werden und dieſen Aufſatz ſchmücken. — „Gleich nachdem ich Ihren erſten Brief erhalten hatte, fing ich an, Ihnen etwas darauf zu ſagen; nun überraſchen mich in meinen wahrhaft irdiſchen Geſchäften Ihre zwei folgenden Briefe, wahrhaft als Stimmen aus einer andern Welt, auf die ich nur horchen kann. Fahren Sie fort, mich zu erquicken und aufzumuntern!“ u. ſ. w.

So — möchte man vermuthen — hat Göthe wol zu keinem Andern geſprochen, und des halb mögen denn auch jene „Stimmen aus der andern Welt“ ſtets mit Liebe vernommen werden.

Der dritte Theil der Briefſammlung.

Jetzt (in der Mitte des Mai 1829), wo dieſes kleine Buch in der Handſchrift beendigt vor mir liegt, empfange ich auch den dritten Theil des Schiller-Götheſchen Briefwechſels, und ich kann nicht umhin, noch dieſes Blatt einzulegen, um wenigſtens den Schein zu vermeiden, als hätte ich es wol gar überſehen. — Wie alles Köſtliche im Leben, wenn wir es wahrhaft unſer nennen wollen, ſtets wachſen muß, ſo auch die Freundſchaft. Ein Gemüthsverhältniß, das je ſich verwandeln, eine Freundſchaft, die je einſchlummern könnte, wäre eigentlich nie geweſen, ſondern nur Schatten und Traum, ja kranker Traum. Beide Männer werden immer heimiſcher in einander und befinden ſich immer wohler, je heimiſcher ſie werden. Göthe überſetzt, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, ſeinen Freund nicht erſt in das Götheſche, um ihn zu lieben, noch Schiller ihn in das Schillerſche, eine Procedur, die wir leider in andern Verhältniſſen nur zu oft ſehen, wo noch zum Unglück weder von einem Götheſchen noch Schillerſchen Geiſt und Gemüth die Rede ſein kann.

Das Jahr 1797, das hier mehr Briefe liefert als es Tage hat — ſo ganz zum Bedürfniß geworden war gegenſeitige Mittheilung — läßt manches Wichtige an uns deutlich vorüber gehn. Schiller findet ſeinen heitern Humor bald wieder, den er durch manche höchſt unziemliche Polemik von dieſem und jenem auf kurze Zeit eingebüßt, *) der Xenienlärm verhallt, Balladen und andre Gedichte erwachſen in ſchöner Fülle,

---

*) Männer von ſeiner ſittlichen Würde dürfen ſelbſt den bloßen geiſtig-phyſiſchen Ekel, der ſie bei einer gewiſſen Gattung von Hinziſchen und Kunziſchen Anfeindungen befällt, für einen hinreichenden Grund halten, nicht zu antworten.

und wandeln im Manuſcript von einer auserwählten Hand in die andere, das reinſte National-Epos: „Hermann und Dorothea“ wird begonnen und fröhlich und raſch vollendet, Wallenſtein mit künſtleriſcher Beſonnenheit angelegt und theilweiſe durchgeführt, der neue Almanach erſcheint mit Hermann zugleich. Ueberall zeigt ſich die ſchönſte Regſamkeit, liebevolles aber ſtrenges und genaues Sich-Ausſprechen, gegenſeitiges Mahnen, Fördern und Helfen. — Schiller, gern überall das Beſte hoffend, ſendet Göthen einen jungen Dichter zu, und wird dafür (ſo wie jetzt wir Leſer) durch eine Beſchreibung des Jünglings und ſeines Weſens belohnt, die wir — ganz abgeſehen von ihrer Richtigkeit, die wir nicht beurtheilen können — zu den anziehendſten Charakterzeichnungen und Cabinetsſtücken, wie wir deren einige in „Göthe's Leben“ erhalten haben, rechnen dürfen. Man möchte ſagen: es iſt nicht geſchrieben, ſondern gezeichnet, und zwar vor unſern Augen, nach und nach, Stück für Stück, ſo daß wir den ganzen jungen

Mann entſtehen, ſich bilden, zu hören und zu ſehen glauben. Solche Charaktergemälde ſind höchſt ſchätzbare Kunſtwerke, und ſollten billig zur Nacheiferung reizen; doch ja zur — ſelbſtſtändigen.

Ueberaus erfreulich iſt das tiefe Verſtändniß Schillers in Beziehung auf Hermann und Dorothea, und wer irgend noch ſo befangen wäre, an des Mannes reinem Geſchmacke zu zweifeln, würde hier die ſchönſte Widerlegung finden. Er ſchreibt an den wackern Freund Meyer — — „Sein (Göthe's) epiſches Gedicht haben Sie geleſen; Sie werden geſtehen, daß es der Gipfel ſeiner und unſerer ganzen neuern Kunſt iſt. Ich hab' es entſtehen ſehen und mich faſt eben ſo ſehr über die Art der Entſtehung als über das Werk verwundert. Während wir Andern mühſelig ſammeln und prüfen müſſen, um etwas Leidliches langſam hervorzubringen, darf er nur leiſ' an dem Baume ſchütteln, um ſich die ſchönſten Früchte reif und ſchwer zufallen zu laſſen. Es iſt unglaublich, mit welcher Leichtigkeit er jetzt die Früchte eines wohl angewandten Lebens und einer anhaltenden Bildung an ſich ſelber einerntet, wie bedeutend und ſicher jetzt alle ſeine Schritte ſind, wie ihn die Klarheit über ſich ſelbſt und über die Gegenſtände vor jedem eitlen Streben und Herumtappen bewahrt" u. ſ. w.

Wie es aber im Leben wol zu gehen pflegt, daß eine neu empfangene glühende Liebe der alten Eintrag thut, ſo ſchadete diesmal der ſehr gerechte Eifer für Hermann der ehemaligen ſonſt ſo wohl begründeten Neigung für Wilhelm Meiſter oder vielmehr für den Roman überhaupt, und die alte grelle Unterſcheidung von metriſch-poetiſcher Sprache und der ſogenannten proſaiſchen tritt ſtörend auf, wobei dann der ächte äſthetiſche Indifferenzpunkt, den man ſchon gefunden glaubte, verloren geht; — doch bei einem Manne wie Schiller gewiß nur auf kurze Zeit. Es iſt hier nicht der Ort, in die höchſt wichtige Angelegenheit tiefer einzugehen, ſondern ich begnüge mich, die einfache Meinung auszuſprechen, daß die Sprache im Wilhelm Meiſter eben ſo künſtleriſch gebildet ſei, als die im Hermann und Dorothea, eben ſo gebunden und ungebunden, eben ſo nothwendig und eben ſo frei. Was ſie unterſcheidet liegt nicht im Metrum, ſondern in der ganzen innern Organiſation von zwei ſehr verſchiedenartigen Kunſtwerken, die deshalb auch eine verſchiedene Geſtalt nicht blos annehmen, ſondern mitbringen mußten. Beide Geſtalten ſind ſchön; giebt man das zu, ſo iſt die Frage „welche ſchöner?“ von vorn herein abzulehnen, denn das wahrhaft Schöne hat keinen Comparativ.

II.

Einzelnes zu Schiller's und Göthe's Charakteriſtik.

Nachträge zu dem voranſtehenden Aufſatz.

. Zur Geſchichte der deutſchen Kritik über Schiller.

Ganz wohl hat es doch niemals deutſchen
lutoren werden ſollen. Selbſt Schillern nicht, ob
n gleich das geſammte deutſche Publikum inniger
nd tiefer liebte, als jemals irgend einen Andern.
eut zu Tage können die Jüngeren ſich davon
um eine hinreichende Vorſtellung machen; die
iſſen es am beſten, deren Jünglingsjahre in
e zweite Hälfte der neunziger Jahre des ver-
ſſenen, oder in den Anfang des gegenwärtigen
hrhunderts fallen, und vollends wer, wie ich,
n Empfang mit anſah, der ihm zu Theil ward
Herbſt 1801 zu Leipzig und im Frühling
04 in Berlin. Alles, was die Deutſchen Lie-

denswürdiges haben, wenn ſie es endlich über ſich gewonnen haben, zu lieben, kam hier an den Tag, und ſelbſt einzelne Unbeholfenheiten leidenſchaftlicher Neigung konnten das ehrliche Schauſpiel nicht ſtören.

Wie aber ſtand es ſonſt mit dem trefflichen Manne? Ich will hier ſeiner anderweitigen Leiden nicht gedenken; wohl aber des höheren, daß ein beträchtlicher Theil der großen, berühmten und ausgezeichneten deutſchen Schriftſteller ihm nach und nach untreu wurde, oder ihm ſtets abgeneigt war. Von Herder darf man leider ſagen, daß er (beſonders ſeit der Erſcheinung der Maria Stuart) ihn beinah haßte, und wir finden in ſeiner Adraſtea Schmähungen, die, wenn auch der Name fehlt, doch ohne allen Zweifel gegen Schiller gerichtet ſind; auch ſprach Herder ſo laut gegen ihn, daß man wohl ſehen konnte, er wolle, daß ſeine Abneigung bekannt werde. F. H. Jacobi, deſſen äſthetiſches Urtheil zuweilen vag und arm iſt, konnte nur durch freundſchaftliche Gewalt gezwungen werden, den Don Caries zu leſen, und äußerte ſich hinterher ganz ſo, wie man wol nach einer überſtandenen entſetzlichen und doch nutzloſen Arbeit ſich zu äußern pflegt. Die allerdings ſehr finſtere Braut von Meſſina erfüllte ihn vollends mit einem Zorne, der ſich in der ſchneidendſten Sprache gefiel; doch freue ich mich, hinzuſetzen zu können, daß ihn die erſte Hälfte des Wilhelm Tell wieder mit Schiller verſöhnt, in ſo weit dies noch möglich war. Ich ſah ihn einige Tage nach der Nachricht von Schillers Tode, den er um Tells und um des Gedichts „die Worte des Wahns“ willen ſehr beklagte.

Auch Jean Paul war gegen Schiller, bei einzelner Geneigtheit, z. B. für die Jungfrau von Orleans, doch im Ganzen ungünſtig geſinnt, und ſein Urtheil über die vortrefflichen Piccolomini und über den ganzen Wallenſtein iſt unbegreiflich hart und ungerecht. *) Freilich mag hier Her-

---

*) S. die ſonſt ſo inhaltſchweren, höchſt ſchätzbaren und erfreulichen Briefe an Jacobi im 60ſten Theile der J. P.ſchen Werke, S. 5. f.

ders Stachel mitgewirkt haben; indeſſen finden ſich bereits frühere Spuren von nicht zu billigender Abneigung. Mit Wieland hatte Schiller einſt ein heiteres Verhältniß gehabt, das ſich auch in Wielands Vorrede zur Geſchichte des dreißigjährigen Krieges deutlich genug zeigte, indeſſen konnte es bei der zu großen Verſchiedenheit dieſer Naturen nicht von Dauer ſein. Die Horen machten auf W. keinen günſtigen und Maria Stuart einen ſo widrigen Eindruck, daß er nicht unterlaſſen konnte, über ein Werk zu ſpotten, das er nicht verſtand, weshalb er auch ſeine Liebe den ſehr verſtändlichen „Huſſiten vor Naumburg" zuwandte. (Siehe Meyers Biographie F. L. Schröders und die von Kummer herausgegebenen nachgelaſſenen Papiere Kotzebue's.) Dieſer Schröder ſtieß überhaupt nicht bloß in daſſelbe Horn, ſondern begriff auch ſchlechterdings nicht, wie man an den ſpäteren Schillerſchen Tragödien Freude finden könne, lobte ſich höchſtens Fiesko und Carlos, fand ſich aber am wohlſten bei Menſchenhaß und Reue und Benjowsky; dagegen muß von Kotzebue rühmlich erwähnt werden, daß er, obwohl von Schiller ſtets ſtreng und ſchneidend getadelt, dennoch im Ganzen die alte Liebe nd Verehrung für ihn immer behielt. K. Ph. Moritz war ſo ganz in überſchwengliche Liebe ür Göthe verſenkt, daß er ihr die früheren Schil- erſchen Dramen zum Opfer bringen zu müſſen laubte, die er deshalb öffentlich ſehr einſeitig nd mit feindſeliger Bitterkeit angriff. Ganz be- onders aber hatten die Räuber viel zu tragen n dem Haſſe, mit dem die älteren Kritiker das Berk drückten. Herder warnte öffentlich davor, ngel widerſetzte ſich jahrelang der gewünſchten heatraliſchen Darſtellung, und gab endlich nur hr ungern nach, wogegen Schröder ſich nicht ne Pathos rühmte, ſtets unerbittlich geweſen ſein, zu welchem Ruhme auch noch der ſpä- re kam, auch Wallenſtein, Maria Stuart, die ungfrau, die Braut, Tell, Turandot und Mac- th nach der Schillerſchen Bearbeitung nie f ſeine Bretter gelaſſen zu haben. Dafür te der „Eſſighändler" u. dgl. Erſatz bieten.

Auch das Verhältniß der Schlegel, Tieck's, Novalis zu Schiller iſt ſchwerlich ein unbedingt günſtiges zu nennen. Zwar war dieſen reichbegabten und geiſtreichen Männern zuzutrauen, daß ſie Schillers Verdienſte im Ganzen anerkennen würden, auch war wenigſtens öffentlich kein feindſeliges Wort gegen ihn zu vernehmen, dennoch ließ ſich eine zu tiefe Rangirung Schillers unter Göthe vermuthen, und ſelbſt ihr ſo häufiges Stillſchweigen über ihn, während ihr beredter Mund von Göthe's Preis und Ruhm überfloß, war denn doch bedenklich. Unter den ausgezeichneten jüngern Schriftſtellern der damaligen Zeit folgten die meiſten in dieſer Hinſicht dem Urtheile der Schlegel, und neben den hundert Lobhymnen für Göthe war kaum eine und die andere für Schiller zu hören.

Was blieb ihm? Das geſammte unbefangene Deutſchland, die Liebe der trefflichſten Schauſpieler und Schauſpielerinnen, die er aus dem engen Familienzimmer, zu dem die Bretter „die die Welt bedeuten" eingeſchrumpft waren, auf eine glanzvolle poetiſche Höhe hinaufgerettet hat.

te. Endlich aber ſein eignes Bewußtſein, der Schöpfer des neuen deutſchen Drama's zu ſein, des Rieſenſchrittes im Wallenſtein, Tell und vorzüglich im Demetrius, und die ſichere Hoffnung, daß die Nachwelt, im In- und Auslande, von keiner hemmenden Rückſicht aufgehalten, ſein großes Verdienſt bald *völlig* klar erkennen werde.

B. Schillers Krankheit. *)

Göthe lud im Anfange der neuen Bekanntſchaft ſeinen Freund in ſein ſchönes, gaſtliches Haus nach Weimar, damit das lebendige Wort das Unzulängliche der ſchriftlichen Unterhaltung erſetzen möge. Der Freund antwortet hierauf mit Dank, erzählt aber, daß ſeine Krämpfe, die ihm des Nachts keine Ruhe laſſen, ihn nöthigen, den ganzen Morgen dem Schlafe zu widmen, und überhaupt werde es ihm nie ſo gut, auch den

---

*) Vgl. im erſten Aufſatz S. 29

Tag über auf eine beſtimmte Stunde ſicher zählen zu dürfen. Dann fährt er fort: „Sie werden mir alſo erlauben, mich in Ihrem Hauſe als einen völlig Fremden zu betrachten, auf den nicht geachtet wird, und dadurch, daß ich mich ganz iſolire, der Verlegenheit zu entgehen, jemand anders von meinem Befinden abhängen zu laſſen. Die Ordnung, die jedem andern Menſchen wohl macht, iſt mein gefährlichſter Feind, denn ich darf nur in einer beſtimmten Zeit etwas Beſtimmtes vornehmen müſſen, ſo bin ich ſicher, daß es mir nicht möglich ſein wird.

Entſchuldigen Sie dieſe Präliminarien, die ich nothwendigerweiſe vorhergehen laſſen mußte, um meine Exiſtenz bei Ihnen auch nur möglich zu machen. Ich bitte bloß um die leidige Freiheit, bei Ihnen krank ſein zu dürfen.“

Es iſt zu vermuthen, daß die meiſten Leſer über dieſe Stelle mit ziemlicher Gleichgültigkeit hinweghüpfen und höchſtens ſagen: „der arme Mann!“ während einige andre Schlauere, auf mediciniſche Kenntniſſe Anſpruch Machende, ſprechen werden:

„Einbildung! fehlerhafte Angewöhnung! Hypochondrie! man kennt das!“ Wir wollen dieſe unliebenswürdigen Leute nichts weiter reden laſſen, ſondern bloß bemerken, daß die meiſten Menſchen, die bekanntlich von ſehr vielen Sachen nichts wiſſen, von der Krankheit noch weniger als nichts wiſſen, weil ſie das Falſche wiſſen.

Mir erſcheint jene Stelle ſehr bedeutend, und ſie war mir ſo bekannt, als wenn ich ſie ſelbſt geſchrieben hätte, wie ich denn auch — vielleicht darf ich dieſes Umſtandes hier erwähnen — in den letzten ein und zwanzig oder zwei und zwanzig Jahren wenigſtens hundertmal eben ſo geſprochen und geſchrieben habe.

Was iſt es, das eigentlich die Krankheit zu dem großen, ja größten irdiſchen Uebel macht? Sind es die ſtets erneuten körperlichen Schmerzen? Sie ſind freilich weit feindlicher als ein Geſunder ahnen kann, und gewöhnlich gerade dann, wenn ſie am äußerlichen Körper wenig oder gar nicht ſichtbar ſind. Die Menſchen aber in der Regel fragen jedoch nur nach dem Sichtbaren, und wenn ſich jemand einen Arm oder ein Bein gebrochen hat, darf er, (und mit Recht) auf Mitleid bei allen zählen. Ueberhaupt gilt das Blut am meiſten, ſobald es außerhalb der Adern an das Tageslicht kommt. Wir wollen darüber keinesweges lachen, denn es waltet bei dieſer Achtung für das Blut ein ſchönes, ja heiliges Geheimniß, deſſen Macht auch der Roheſte nicht widerſtehen kann, und nicht bloß Mephiſtopheles, ſondern auch jeder Anti-Mephiſtopheles wird bei ſich ſelbſt denken, „Blut iſt ein gar beſonderer Saft.“ Nur ſollten wir nicht vergeſſen, daß das durchbrechende Blut ſchon auf Linderung hindeutet, und daß vielleicht der Schmerz, den z. B. ein Aderlaß giebt, unter allen körperlichen Schmerzen der ſüßeſte iſt.

Aber auch die anderen körperlichen Schmerzen, ſie mögen ſo ſtreng und ſo dauernd ſein, als ſie wollen, bedeuten nur den kleinſten Theil des Leidens und ſind nicht das, was die Krankheit zu einem ſo großen Uebel macht. Jene lindert die Gewohnheit — nicht aber was man ge wöhnlich ſo nennt, ſondern, eine durch Geiſteskraft errungene Gewöhnung — zu der ſich ſpäterhin Geduld, dann liebevolle Geduld, endlich ſogar Humor und Ironie geſellen kann. Hier tritt dann auch die Natur ſelbſt, wenigſtens in ſo fern mildernd ein, als ſie bei den höchſten und gleichſam überragenden Schmerzen die Sinne nach und nach verhüllt, betäubt oder zuſchließt. Dazu kommt noch, daß die körperlichen Leiden in der Erinnerung nur ſelten einen bittern, öfters einen milden Nachgeſchmack haben, ja wir können es dahin bringen, daß ſie gar keinen haben, und daß wir uns nur mit Mühe erinnern, wie Schmerzliches wir gelitten.

Was alſo wäre das wahre Uebel? die durch Krankheit bewirkte häufige Hemmung in edlen Arbeiten in verringerter Thätigkeit nach außen hin, und der daraus erwachſenden Gefahr, ſich zu ſehr mit der eigenen innern Welt zu beſchäftigen. Endlich aber entſteht auch dadurch die Beraubung von etwas höchſt Köſtlichem: der Raub der Zukunft. Ich weiß nicht, ob Schiller bei den obigen Worten die ganze Sache ſich ſo klar gedacht hat, als ich ſie hier andeute, und ob er überhaupt ſie ſo weit führen wollte; allein es hat damit ſeine vollkommene Richtigkeit.

Der Kranke — es verſteht ſich, daß ich hier nur von dem gebildeten, religiöſen und poetiſchen Kranken rede — beſitzt die Vergangenheit in höherem Grade und weiterem Umfange, als es vielleicht irgend einem Geſunden möglich iſt, und ihre Freuden und Schmerzen tauchen in jedem Augenblicke wieder vor ihm auf, ſo oft er will; leider aber auch oft, wenn er nicht will. Die Vergangenheit iſt das Einzige, was der Kranke völlig ſein nennt und auf immer in Sicherheit gebracht hat, und weh' ihm, wenn ſie ihm nichts Fröhliches zu erzählen weiß. Aber ſelbſt die Gegenwart, eben weil ſie für ihn nur aus einzelnen Momenten beſteht, deren Fortſetzung er nicht erwartet, wird für ihn, ſelbſt ſchon im Genuß, zur Vergangenheit. Jeder neue Augenblick iſt für ihn ein Geſchenk, und das Wunderbare, welches in dieſem Geſchenke liegt, wird ihn theils erheben, theils bedenklich oder gar ängſtlich machen. Vor dem Letztern wird er ſich beſonders zu hüten haben, ſo wie überhaupt — es ſei die Wiederholung erlaubt — vor zu einſeitiger Beſchäftigung mit ſich ſelbſt und den grübelnden Betrachtungen der Wege, die ihn das Geſchick geführt hat. Ihm iſt die große Pflicht zu Theil geworden, ſtets mit innerer Würde und äußerem Anſtand krank zu ſein, und es kann Tage, Wochen, Monate geben, in denen er ſeine ganze Kraft braucht, dieſer Aufgabe zu genügen. Aber er wird ſich auch damit noch lange nicht befriedigt fühlen, und am wenigſten in müſſiggängeriſcher Beſchaulichkeit oder gar in ausſchließlicher Sorgfalt für ſeinen Körper ſein Leben verträumen, ſondern die Kunſt lernen, auch in der Krankheit ſtets edel thätig zu ſein, und die wenigen ſchmerzensfreien Stunden — oder Minuten — ſelbſt für die ſchwerſten Arbeiten zu verwenden.

Je ſchwerer es ihm wird, irdiſch zu hoffen, — die höhere Hoffnung darf ihm nie geraubt werden — je größer wird ſein Lohn ſein, wenn er ſie ſich dennoch auch in jener irdiſchen Beziehung erhält. In einer ſolchen Gemüthsverfaſſung wird ihm auch bald — jeder ächte Menſchenkenner bezeugt es — der reine Welthumor und die reine Ironie kommen, ja ſie ſind ihm in einer ſolchen Verfaſſung ſchon mitgegeben. Für ihn iſt jener Dualismus im Leben, durch deſſen Einſicht wir allein zur **Kenntniß** der Ironie gelangen, längſt gelöſ't, und nur der, dem er gelöſ't iſt, weiß ihn mit Ironie *) und Humor heiter zu überſchauen.

Wie Schiller die Krankheit ertragen, wie er den Krankheitsdrachen bezähmt, ſo daß er wol gar mit ihm ſpielen konnte, wie er einen Zuſtand, der nun einmal als nothwendig erſchien, durch Freiheit zu adeln wußte, darüber könnten gewiß die würdigen Männer und Frauen, die liebend um ihn waren, gar viel Schönes mittheilen; uns muß es genug ſein, an den herrlichen Früchten, die er dem geſammten Vaterlande ſchenkte, die innere Kraft und Herrlichkeit des Baumes ſelbſt zu erkennen. Es giebt eine Ausdauer und Geduld, der ſelbſt die Form der reinen Schönheit nie fehlt, eine Geduld, in der wir die höchſte Kraft wahrnehmen, denn bei ihr iſt Handeln und Leiden Eins, und indem ſie leidet, handelt ſie.

---

*) Ueber die Bedeutung dieſes Worts (Ironie) habe ich mich bereits in den Umriſſen zur Geſchichte und Kritik ꝛc. (Berlin 1819) und vor kurzem im vierten Theile der „Poeſie und Beredſamkeit der Deutſchen" (Berlin 1829) genau erklärt, worauf ich mich hier beziehe, um das Mißverſtändniß des ſooft übelgebrauchten Wortes nach Möglichkeit abzuwenden.

C. Schiller's Tod.

Es giebt eine Liebäugelei mit dem Tode, die, unſern Vorfahren gänzlich unbekannt, bei den Dichtern des letzten Drittels des achtzehnten Jahrhunderts bis heute oft genug vorkommt. Bei manchen mag es wirklich ernſthaft gemeint ſein, wenn ſie verſichern, ſie ſtellten ſich das

Sterben wie ein ſanftes Einſchlummern vor, und da wir doch alle hoffentlich in Bauſch und Bogen tugendhaft genug ſind, ſo kann es ja auch niemandem fehlen, augenblicklich das gehörige Maaß von Seligkeit zu empfangen. In manchen köſtlichen Opern ſingt der edle Held im Kerker, oder auf dem Wege zum Scheiterhaufen (denn verbrannt werden ſoll er doch nun einmal) er ſingt, ſage ich, oft wahrhaft rührend, der Tod ſei etwas gar Reizendes, und er freue ſich ordentlich auf den anmuthigen Akt. Freilich kann man ſich ſo etwas einbilden; aber wenn es zur Sache kommt, möchte doch dergleichen vornehmes Gerede nicht Stich halten. Unſer Körper iſt kein Pudermantel der Seele, keine Redoutenmaske, die man in der Aſchermittwochsnacht herzlich gern und ſehr bequem ablegt, weil man die Faſchingszeit ſatt gekriegt hat, er iſt ſo innig vereint mit der Seele, daß ſein Hinſcheiden nicht ohne den höchſten irdiſchen Schmerz zu denken iſt.

Sehr auffallend, und doch, ſo viel ich weiß, noch nie berührt iſt der Umſtand, daß viele, vielleicht ſogar die meiſten durch edlen Tiefſinn ausgezeichneten Männer und Frauen einen ſehr ſchmerzhaften, ja qualvollen, durch Anfechtungen der mannigfaltigſten Art beunruhigten Tod erlitten haben. Und wenn wir auch unſerer Kraft, vertrauen, daß wir ähnlichen Schmerzen Genüge leiſten werden, ſo kann doch ſelbſt ein wohlgeordnetes Gemüth durch den Gedanken an die lange Dauer, ja wenn ich mich ſo ausdrücken darf, durch die ſtarre Gedehntheit dieſes Sterbens erſchreckt werden. Jünglinge, die noch wenig oder keinen Verluſt erlebt haben, und welche die Kraft die ſie etwa durch eine vorübergehende Leidenſchaft verloren haben, durch eine einzige Nacht voll traumlos derben und tauben Schlaf wieder erſetzen können, ahnen wol nur ſelten, wovon hier die Rede iſt; doch könnten auch ſie durch manche ältere und einige neuere biographiſche Werke ſich darüber Belehrung verſchaffen. Der älteren giebt es nicht wenig, unter denen beſonders die „letzten Stunden“ vom Grafen

Henkel berühmt geworden ſind; auch verfehlen die Chroniken und Geſchichtbücher nicht, wenigſtens die letzten Reden wichtiger Perſonen auf dem Sterbebette aufzuzeichnen. Nehmen wir alles zuſammen, ſo möchten wir faſt zu der tief ernſten Vermuthung gelangen: „Je wichtiger und inhaltreicher das Leben, je ſchwerer und mühevoller der Tod.“ Noch furchtbarer iſt die Erinnerung, daß manche der größten Denker und Dichter nicht bloß jene Schwere und jene Mühe zu erdulden hatten, ſondern ſich auch nicht ſelten plötzlich von einer unbegreiflichen Todesfurcht und Angſt ergriffen fühlten. Dies wiſſen wir von dem vortrefflichen Tauler; weniger bekannt, aber nicht minder erſchütternd iſt es bei Paul Gerhardt. *) Muß es uns nicht in der tiefſten Seele betrüben, daß dieſer redliche, hoch

---

*) Vgl. über ihn eine ſo eben erſchienene, mit Liebe und Gründlichkeit verfaßte Schrift: Paul Gerhardt. Nach ſeinem Leben und Wirken, aus zum Theil ungedruckten Nachrichten dargeſtellt von Ernſt Gottlob Roth, Paſtor Primarius zu

ausgezeichnete gewiſſenhafte Kämpfer, dieſer machtvollſte Geiſtliche Liederdichter ſeines Jahrhunderts, in den letzten Jahren ſeines Lebens von dem Schauder des nahenden Todes ſich dergeſtalt ergriffen fühlte, daß er oft um Mitternacht aus ſeinem Hauſe in die Kirche eilte, ſich dort am Altare niederwarf und ſein geängſtetes Herz in Seufzern und Liedern ausſtrömte! —

Erwägen wir dies alles, ſo iſt es wohl erlaubt, das Sterben in der Jugend beſonders glücklich zu preiſen, die, eben um ihrer Unbekanntſchaft willen mit dem Tode, ihn leichter empfängt als der Alte, den das Leben mit ſo vielen und zähen Banden umſchließt. Vor allen iſt der Tod des Kriegers für das Vaterland, doch auf grüner Haide, zu preiſen, und viele hundert Stimmen aller Völker vereinigen ſich in dem Ausſpruch dieſes Gefühls in ihren Volksliedern, *)

Lübben in der Niederlauſitz. Leipzig 1829. In Commiſſion bei G. J. Göſchen.

*) Wer erinnert ſich nicht, um nur ein Beiſpiel

die ja eben Volkslieder heißen, weil das Volk ſelbſt ſie gedichtet hat. Ja die Griechen errötheten nicht, den Tod des Hausvaters, (z. B. des Admet), umgeben von Gattin und Familie, für die beklagenswertheſte Weiſe des Sterbens zu erklären.

Wir wollen uns dies alles nicht verhehlen, da wir ſicher ſein dürfen, es werde doch nie an Troſt mangeln können. Iſt der Satz, den ich oben auszuſprechen wagte; „je wichtiger und inhaltreicher das Leben, je ſchwerer und mühevoller der Tod" wirklich durch viele Beiſpiele begründet, ſo gilt auch hier ein nahe liegendes Wort

---

zu geben, des herrlichen alten deutſchen Schlachtgeſangs, von dem uns Morhof Nachricht giebt:

Kein ſel'ger Tod iſt in der Welt,
Als wer vor'm Feind erſchlagen,
Auf grüner Haid im freien Feld
Darf nicht hör'n groß Wehklagen,
Im engen Bett, da ein'r allein
Muß an den Todesreihen,
Hier aber find't er Geſellſchaft fein,
Fall'n mit wie Kräuter im Maien.

„je ſchwerer der Kampf, je größer der Sieg.“ Ferner kann doch nur, was dem Tode vorangeht, jene großen Schmerzen veranlaſſen; nicht er Tod ſelbſt, nach welchem ſich gewöhnlich auf em Geſicht des verklärten Dulders ein ſanftes Lächeln zeigt. Dieſes bemerkt man auch häufig nach den ſchwerſten Kämpfen ſchon einige Stunen vor dem Abſcheiden, wenn der Tod gleichſam m entſchiedenen Nahen iſt. So erzählt die Sage auch von Gerhardt, dem ſogar ſeine eigene Verszeile: „Kann mich doch kein Tod nicht tödten“ eine Erquickung gewährte, die um ſo tiefer gehen mußte, da er ſich durchaus nicht beſinnen konnte, jene Zeile geſchrieben und viele hundert mal mit der Gemeine geſungen zu haben.

In keinem Falle dürfen wir auch den oben angeführten Satz als allgemein gültig betrachten, und es ſind nicht blos Ausnahmen, ſondern es geſchieht oft, daß dem edlen Kämpfer, dem gebildeten reinen Menſchen ein leichter heiterer Tod auch in irdiſcher Hinſicht zu Theil wird. Zu dieſen Glücklichen gehörte Schiller.

Schon ein Jahr vor ſeinem Tode, als er eine Erholungsreiſe nach Berlin machte, konnte er Menchem als ein dem edlen Tode Geweihter erſcheinen. Er war nichts weniger als trübe oder unfreundlich, ſondern ernſt-heiter, geſellig, mittheilend, beſuchte nicht ſelten das Theater, war ſtets beſchäftigt mit ſeinen großen litterariſchen Unternehmungen, u. ſ. w.; wer aber tiefer blickte, fand überall die höhere Stimmung, und ein gewiſſes Etwas an ihm und in ihm, das ich nicht anders bezeichnen kann, als durch das Wort „der ſanfte Schimmer dernahen den Verklärung", der ſich in ſeinem ganzen Weſen und in ſeiner Haltung, beſonders aber in ſeiner wunderbar leuchtenden Stirn ausſprach. Ich möchte ſagen, dieſe Stirn war überhaupt ganz ſein, ein Erworbenes, denn ſein edles Gemüth und ſein Tiefſinn ſchienen von dorther ſichtbar uns anzuſprechen. Unwillkührlich erinnerte man ſich an die Worte des Clarence über den zum Tode hingeſunkenen König:

Nein, nein, er hält nicht lang die Qualen aus;
Die ew'ge Sorg und Arbeit des Gemüths
Hat ſo die Mau'r, die es umſchließt, vernutzt:
Das Leben blickt ſchon durch und will heraus.

(No, no; he cannot long hold out these pangs:
The incessant care and labour of his mind
Hath wrought the mure, that should confine it in,
So thin, that life looks through, and will break out.
Henry IV, P. II, Act. IV, Sc. 4.)

Wenn man ſich aber an dieſe Worte erinnerte, ſo war es nur, um mit Liebe zu erkennen, wie aus einer ähnlichen körperlichen Zerſtörung bei Schiller ſtets die geiſtige Hoheit und ſittliche Reinheit hervorleuchtete, die bekanntlich bei jenem Heinrich nicht zu ſuchen iſt, der nur an irdiſcher Sorge, an dem Gefühl, ein nie wieder gut zu machendes Verbrechen begangen zu haben, und an dem Unvermögen, ſich rein und herzlich zu freuen, ſtarb.

Was wir über die Art von Schillers Tod wiſſen, iſt nur wenig, aber auch nur Erfreuliches. Sein letztes Krankenlager war für ihn ein wahres Ruhelager, die Bedingungen und Schranken des irdiſchen Lebens ſanken ohne alle Erſchütterung für ihn leicht zuſammen, die Zeit der Schmerzen war vorüber, und es wagten ſich keine mehr an ihn. Auf die liebevollen Fragen, wie er ſich befinde, erwiederte er mit ſtiller Freundlichkeit: „Ruhig, ſehr ruhig,“ ſpäter wol: „Immer ruhiger“ und zuletzt: „Ganz ruhig.“ — (Die Mittheilung dieſes Worts verdanken wir der Frau von Stael, die, bei vielen Irrthümern über deutſche Kunſt, doch Schillers Seelenſtärke und Reinheit wohl zu ahnen vermochte.)

Wir kennen den Ausſpruch, den rühmlichſten vielleicht, der je einem Menſchen nachgeſagt worden, den Ausſpruch des klarſchauenden und nie überſchwenglichen Göthe:

Und hinter ihm in weſenloſem Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.

Gehörte etwa das bloß irdiſche Sterben auch zu dem Gemeinen, das für den Ungebändigten in weſenloſem Scheine lag?

Guſtav Schwab hat, bei einer würdigen Todesfeier Schillers in Stuttgart, in einem innigen Gedicht beſonders den Gedanken angeregt, wie früh der Dichter uns entriſſen worden, und wie viel Schönes er noch möchte geleiſtet haben, wenn ihm die Vorſehung ein längeres Leben vergönnt hätte. Weſſen Herz ſtimmt nicht in dieſe Klagen, und wer hätte nicht ſeit dem trüben Mai 1805 zuweilen ſchmerzlich ausgerufen: „Iſt kein Schiller da?" wer aber hätte nicht auch zuweilen ſchmerzlich freudig gerufen: „Gottlob, daß kein Schiller mehr da iſt!" Ich meine, in dem dunkelgrauen Spätherbſt 1806 und in den nächſtfolgenden giftigbrütenden Jahren. Für dieſe Schmerzen hätte vielleicht ſeine Kraft, je größer ſie war und je tiefer ſie aus dem Herzen quellte, nicht ausgereicht, und es hätte vielleicht bei ihm geheißen:

Ertragen muß man was der Himmel ſendet;
Unbilliges erträgt kein edles Herz.

Uns alle erhielt die Hoffnung, und ſie hat nicht getäuſcht; ob aber gerade dieſe bei Schiller beſonders vorherrſchte, möchte ich faſt bezweifeln. Hätte er aber auch ſie errungen, dann freilich, welche Lieder würden nicht von ſeinen reinen Lippen geklungen haben im Jahre 1813! — Ich fühle, ich gehe hier in einem unbeſtimmten Kreiſe umher, der indeß nicht zu vermeiden iſt, ſobald wir uns auf ein: „Ach möchte er doch länger gelebt haben!“ einlaſſen, und doch iſt dieſer Wunſch ſo rein menſchlich. Wir bringen ihn am beſten zur Ruhe durch den Gedanken, daß Schiller wirklich fertig war und reif zu dem edlen Opfertode, den er für ſein geliebtes Deutſchland geſtorben iſt.

Dann wollen wir überhaupt noch fragen: „Wann iſt gut ſterben?“ und die einfachſte Antwort vernehmen:

Göthe preiſt ſeinen Freund glücklich, daß er in den beſten Mannesjahren geſtorben ſei, und deshalb nunmehr auf immer als ein tüchtiger, lebenvoller, geiſtesſtarker Mann in unſerer Erinnerung ſtehe. Wieland dagegen, der bekanntlich das achtzigſte Lebensjahr erreichte, wird von jenem trefflichſten Leichenprediger deshalb keinesweges für unglücklich erklärt, ſondern gleichfalls geprieſen, daß er ſo alt ward. Ohne Furcht vor dem ſophiſtiſchen Vorwurfe der Inconſequenz würde Göthe unter den ſich von ſelbſt verſtehenden Bedingungen auch ein Kind, einen Knaben und einen Jüngling im Sarge glücklich nennen, und es finden ſich in ſeinen Werken Stellen genug, die darauf hindeuten. Er ſcheint deshalb das oft geſagte fromm-einfältige Wort: „Wie es kommt, ſo kommt es recht, und wie es fällt, ſo fällt es recht“ auf ſeine gewohnte anmuthige Weiſe wiederholt zu haben. Man ſieht: Unſer theurer Meiſter hat den Troſtſpruch: „Weine nicht“ — Es fällt kein Sperling“ u. ſ. w. gar ſehr wohl verſtanden und trefflich beherzigt. Wie könnte es ihm verborgen geblieben ſein, daß eben jener göttliche Lehrer auch geſagt hat: „Ich bin die Auferſtehung und das Leben.“ Und wie oft hat man ihm dennoch vorgeworfen, er habe es nicht wiſſen wollen?

Möchte man doch bei Göthe auch „zwiſchen den Zeilen“ leſen wollen! Jeder ächte Dichter darf das verlangen, und vollends er, der, gleich weit entfernt von aſiatiſcher Stylszerfloſſenheit und lakoniſcher Zuſammengeſchnürtheit, immer gerade das rechte Mittelmaaß hat.

D. Die Freundſchaft der Guten.

Nur das iſt der Menſch, was er ſich ſelbſt allein gegenüber iſt; damit er aber zum völligen Bewußtſein und nächſtdem zum völligen Genuſſe deſſen, was er iſt, gelange, bedarf er der Liebe und Freundſchaft. Es iſt gar nicht die Frage, ob wir lieben und Freund ſein wollen, ſondern es iſt ſchlechthin nothwendig, um die Aufgabe unſeres Lebens zu löſen, und der hochmüthige Wahn, allein ſtehen zu können, hat ſich ſtets entwede mit ſchroffer Verſteinerung oder wilder Verzweiflung bezahlt. Zum Glücke iſt in dieſem Muß durchaus kein irdiſcher Zwang, ſondern es zeigt ſich gerade hier der wahre Adel der Menſchennatur, indem wir früher wollen als müſſen, oder das Nothwendige in ein Freigewähltes verwandeln.

Hätte aber die Nothwendigkeit noch Stufen, ſo würde die höchſte im Leben des Dichters vorwalten, der ohne Freundſchaft und Liebe überhaupt kein Dichter werden und eben ſo wenig bleiben kann, wenn er ſie etwa durch ein großes Unglück oder gar eigene Schuld verlöre. Die geſammte Literaturgeſchichte ſpricht für dieſe Anſicht. Shakſpear war wie umblüht von Freunden und liebte ſeinen Ben Jonſon mit einer unendlichen Gutmüthigkeit, die nicht nachrechnet, in wie weit der geliebte Gegenſtand es verdient. Ganz beſonders aber iſt in unſerm Deutſchland die Freundſchaft zu Hauſe. Dürer hatte ſeinen Pirkheimer, Hans Sachs die ganze Stadt Nürnberg, deren Mund er öffnete, deren Herz er höher ſchlagen machte, und deren Fuß er — beſohlte. Opitz machte ſich ganz Deutſchland zum Freunde, während der reichere Flemming ſich geraume Zeit mit ſeinem einzigen Olearius begnügte. Klopſtock hatte ſeinen Hagedorn, Gellert, Ebert u. ſ. w., Gellert ſeinen Cronegk und Rabener, Hölty den ganzen Göttinger Dichterverein, Stolberg ſeinen Bruder, Jacobi ſeine Schweſtern; Göthe ſeinen Schiller.

Aber ſelbſt mindere Geiſter, ja ſogar ſchlechte Dichter, wenn ſie es ſonſt nur gut meinen und ein Streben nach Bildung in ihnen wohnt, haben ſtets das Bedürfniß nach Freundſchaft empfunden und zu befriedigen geſucht. Harsdörfer küßte in Briefen und im Pegneſiſchen Irrhain ſämmtliche deutſche Poeten und Poetinnen, wenn ſie nur irgend einen frommen Gedanken in Reime kleiden konnten; der ſeltſamlich gelehrte, wunderlich begabte und beiſpiellos geſchmackloſe Lohenſtein verſtand ſich vortrefflich auf die Freundſchaft und betete fröhlich ſeinen Hoffmannswaldau vom Morgen bis Abend an; ja ſelbſt Gottſched beſaß in den wackern Männern, obwohl traurigen Poeten, Schwabe und Triller ächte Freunde.

Was aber ſoll ich endlich ſagen von dem Größten unter Allen, von Luther? Ohne ſeine Freunde und ohne ſeine Käthe mag ich ihn mir gar nicht denken und will deshalb auch nicht unterſuchen, in wie weit ſie ihm geholfen haben, ich meine lediglich: durch ihren Beſitz.

E. Einzelnes in Beziehung auf Göthe.

Ueber Göthe iſt in Deutſchland ohne Zweifel das Beſte, gewiß aber auch das Verfehlteſte geſchrieben worden. Geben wir uns keinen ſanguiniſchen Hoffnungen hin, wenn etwa in unſern nähern Umgebungen nur Ein liebevolles Studium des großen Dichters ſichtbar iſt. Es giebt noch immer einige männliche und weibliche Scribenten, welche unumwunden geſtehen, daß ſie in der Welt nichts unbegreiflicher finden, als, wie ſo manche ſonſt geiſtreiche und berühmte Männer Göthe'n für den größten Dichter halten können. Sie ſelbſt geſtehen, er laſſe ſie ziemlich kalt, er habe keine Größe, keine Erhabenheit u. ſ. w. Sie wollen aus ihrer Kälte zur Erhitztheit aufgeſtachelt werden und wenn ſie durch Schwulſt, Wortgetön u. ſ. w. ſich echauffirt fühlen, ſo nennen ſie das einen poetiſchen Zuſtand. — Es hat alte und nicht unberühmte Kritiker gegeben, die, wenn ſie nur ganz mit der Sprache heraus gegangen wären, geſtanden haben würden, daß ihnen die pathetiſchen Stellen in dem Zwiſchenſpiel Pyramus und Thisbe wahrhaft rührend und erhaben ſcheinen; ja hätte nur der ſelige Fähndrich Piſtol ſeine erhabenen Sachen nicht bloß in der Schenke zum wilden Schweinskopf verſchwendet, ſondern geſammelt in den Druck gegeben; es würde ihm nicht ganz an Liebhabern gefehlt haben, die ihn als einen leidlich angenehmen erhabenen Dichter hätten gelten laſſen. Man denke ſich nur wohl deklamirt die Stelle:

Das wären mir Humore! Soll'n Packpferde
Und hohl geſtopfte Mähren Aſiens,
Die dreißig Meilen nur des Tages laufen,

Mit Cäſarn ſich und Kannibalen meſſen,
Und griech'ſchen Troern? Eh' verdammt ſie mit
Fürſt Cerberus, und brüll' das Firmament!
Entzwei'n wir uns um Tand?

der:

Wie Hunde ſterben Menſchen; Kronen gebt
Wie Nadeln weg: iſt nicht Irene hier?

o hätte man freilich eine gewiſſe Rohheit einge-
anden, dennoch aber die Anlage zu einem treff-
chen Tragödiendichter gern anerkannt. — Nur mit
em ſonſt liebenswürdig cordialen „Iß und wer-
e fett, ſchönſte Calipolis!“ hätte er nicht kom-
en dürfen, denn Eſſen und Fettwerden iſt we-
r erhaben noch zart.

Was mich bei manchem neuern ſonſt wohl
gabten Roman- und Novellendichter beſonders
nert, iſt der Mangel an Stoff oder die Dürf-
keit deſſelben. Dieſe Poeten haben noch nicht
cht gelebt, erlebt, durchlebt, und können des-
lb auch nicht das Ungelebte mit Lebhaftigkeit
ſchreiben und darſtellen. Was ſie aber wirklich
wa gelebt haben, das ſtellen ſie abſichtlich nicht

bar, denn es dünkt ſie nicht vornehm genug, während ſie ſich doch gerade dadurch als Dichter zeigen ſollten, daß ſie ihr Leben poetiſch objektivirten.

Ein reicheres Leben, als Göthe gelebt, iſt wol nur ſehr Wenigen von Adams Zeit an bis heute gewährt worden. Er hat unendlich viel zu ſagen und weiß es zu ſagen, weil er es längſt überwältigt und beſiegt hat. Er hat die Schlange, die unſern Genius umſchnürte, nicht blos erdrückt, ſondern ſogar mit ihr ſpielen können. Er hat nie mehr gewollt, als er gekonnt, aber was er gewollt, war, ſelbſt wenn menſchlicher Irrthum ſich hinein miſchte, anregend und lehrreich, und auch bei dieſen Irrthümern haben die Grazien wol nur leiſe das ſchöne Haupt geſchüttelt, aber ſie ſind doch ſtets mild lächelnd bei ihm geblieben.

Wir ſollten von unſern Dichtern, beſonders von Göthe, mehr lernen wollen, als gewöhnlich geſchieht. Wir ſollten z. B. fragen: Wie erſcheinen ihm die einzelnen Tugenden? und zwar die

Univ. Bibl. München

gend der Tugenden, die Treue? Da würden
r denn weiter fragen müſſen: Wie hat er die
treue geſchildert?

Kein Dichter hat vielleicht ſo oft und ſo geiſt-
ch die Untreue der Männer behandelt als er.
eislingen wird untreu, weil ihm die ſolide Ma-
n Berlichingen nicht Unterhaltung genug ge-
ährt; Clavigo, weil er mitten in der Liebe ge-
ahr wird, daß er eigentlich nicht lieben könne,
ie denn überhaupt kein bloßer Titular-Mann
lieben vermag. Trefflich iſt es, daß Carlos,
r in dieſer einen Hinſicht bei Jago im Othel-
in die Schule gegangen zu ſein ſcheint, au-
enblicklich den kürzeſten Weg einſchlägt und Cla-
igo's halbe Reue vernichtet, indem er deſſen ſinn-
che Phantaſie auf die härteſte Weiſe angreift
nd vergiftet; („ich ſagt' es ja immer, ſie hatte
ie Schwindſucht" „aber ihr Liebhaber habt keine
lugen und keine Naſen," und ähnliche Stellen.)
ernando in der Stella liebt weder ſich noch
Andere, und der Verwalter mag wol Recht ha-

ben, wenn er ſich freut, daß ſein Herr kein Zigeunerhauptmann geworden, da er in der That gute Anlage dazu hat. Indeſſen kann er ſich doch auf Wochen und Monate einbilden, er liebe wirklich, weil er auch nur auf dieſe Weiſe ſeine einſylbige Düſterheit zu vertreiben vermochte. Es ſollte mich ſehr wundern, wenn er nur zwei Frauen, Cäcilien und Stella, unglücklich gemacht hätte; mir wenigſtens ſcheinen noch mehrere andere im Hintergrunde zu ſtehen, die ſich aber hoffentlich früher erholt haben. Es iſt leichter zu begreifen, daß Don Juan ſo viele Mädchen anzieht, doch iſt es bei Fernando nicht minder wahr, obwohl noch trauriger wahr.

Ob Egmont treu ſei, weiß ich nicht mit Beſtimmtheit; indeſſen wenn auch Clärchen damit zufrieden iſt, daß er ſie nur als ein „freundlich Mittel" braucht, den tragiſchen Ernſt, den ihm Oranien gegeben, von ſeiner Stirn zu ſcheuchen, ſo können doch wir darin keine Garantie ſeiner Treue finden.

Am bedenklichſten jedoch ſteht es mit dem fein und rund und glatt gebildeten, überaus gefährlichen Lothario, der Aurelien verläßt, weil er plötzlich gewahr wird, daß ſie gerade *in* der Liebe nicht liebenswürdig geweſen. Es *könnte* ſcheinen, als habe Göthe ſeine eigene große Scene zwiſchen Beaumarchais und Clavigo bei dieſer Gelegenheit parodiren wollen, denn indem Wilhelm eine ähnliche Abſicht hat wie der Franzoſe, kommt er übel weg und wird ein wenig ausgelacht. Lothario ſiegelt ſeine Briefe ruhig fort, reitet aus, läßt Wilhelmen warten, und es bleibet alles wie es war. Wie L. einmal angelegt iſt, hat er zur Rührung, Reue u. ſ. w. kaum Zeit, wozu er ſich freilich Zeit nehmen *ſollte*.

Man ſieht leicht, ich könnte dieſes Fragment zu einem ſtarken Buche ausdehnen, doch bleibe es Fragment, es ſoll nur zum Nachdenken auffordern über eine meines Wiſſens noch nie betrachtete Richtung in den Werken des vielſeitigen Meiſters, aus denen wir nicht aufhören wollen, ſorgſam prüfend zu *lernen*. *Auslernen* werden wir ſie doch nie, eben weil es Kunſtwerke ſind.

Ich gebe zum Beſchluß dieſer Bemerkungen ein kleines Gedicht, mit dem ich zu eigener Beruhigung den Geburtstag des Dichters, 28. Auguſt 1828, zu feiern verſuchte:

Erde, Du haſt es vernommen, er hat dich „die liebe“ geheißen,
„Allerliebſte“ ſogar hat er Dich koſend genannt. —
„Ach wie kann ich ihm danken? nichts Neues hab' ich zu bieten,
Was er mich fragte, wie gern hab' ich der Frage gehorcht.
Und nun ſpricht ihm vertraulich das Licht, und der Stein und die Blume;
Eines nur iſt noch zurück, was ich zu geben: — „ein Grab“ —
Still, Unglückliche, ſtill! wir wehren Dir, mächtigern Geiſtes,
Stunden nur opfert' er Dir, Höherem gab er ſich ſelbſt.

Und ſo haben die Menſchen ihn nur, die ihn liebenden, die er
Wieder geliebet, und ſo halten wir ewig ihn feſt.

III.

Blick auf Herders letzte Lebensjahre.

Es giebt kein größeres Unglück für den Dichter und Schriftſteller überhaupt, als Verfeindung mit der Gegenwart. An dieſem Uebel haben ſchon manche ausgezeichnete Männer gelitten, und inſonderheit Herder während der letzten zehn, am meiſten aber während der letzten fünf Jahre ſeines Lebens. Was mußte er erfahren ſelbſt in ſeiner nächſten Umgebung! Mit Wielanden iſt er nie nahe geſtanden, da dieſer ihm nicht tief genug war. Göthe, aller Verſtimmung abhold, hatte ſich mit ſchöner Neigung zu Schiller gewandt, Kant, der alles galt, hatte ſich ſchon in frühern Zeiten gegen eines der Herderſchen Werke entſchieden und nicht ohne Bitterkeit erklärt. Jetzt traten nun vollends Fichte und Schelling, die Schlegel und Tieck auf, und — Herder ſtand mehrere Jahre faſt einſam da, bis ihn endlich Jean Paul

and, der ihn nicht bloß liebte, ſondern, ich möch-
ſagen, es zu einem heiligen Amte machte, für
as er ſein ganzes Herz und Genie aufwandte,
n zu lieben und laut zu feiern. Wie ſehr aber
uch dieſer Treffliche das hinwelkende Alter Her-
ers in einzelnen Stunden und Tagen erheitern
ochte, ein friſcher Lorbeer grünte dieſem nie
ieder. Als Philoſoph verſchwand er neben Kant
d Fichte, und ſeine Metakritik und Kalligone,
welcher er ſeinem Unmuth Luſt machte, gab
bſt manchem ſonſt Wohlwollenden die Waffen
gen ihn in die Hand, die immer ſpitzer wur-
, da er — vielleicht in neu gereizter Stim-
ng — den jetzt beinah verſchollenen Thorild auf
philoſophiſchen Thron zu ſetzen Luſt zeigte. Als
chter war Herder von dem deutſchen Publikum
ſonderlich geliebt worden; ſeitdem aber Schil-
ſeine Muſenalmanache und die Horen heraus-
, und vollends endlich mit ſeinem Wallenſtein,
ria Stuart u. ſ. w. auftrat, war von Her-
kaum mehr die Rede. Als Theolog fand
ihn bald zu poetiſch, bald zu unphiloſophiſch,

bald zu ungläubig. Als äſthetiſcher Kritiker wurde er vollends läſtig, *) da er, die Vergangenheit übertrieben lobend, gegen alles Neuere, ſo wie überhaupt gegen faſt alles Deutſche anwüthete, wie die meiſten Hefte der Adraſtea traurig bezeugen. Dieſe Zeitſchrift giebt für jeden, der genau und auch wol zu rechter Zeit „zwiſchen den Zeilen“ zu leſen verſteht, eine hinlängliche Auskunft über die Verſtimmtheit ſeines Gemüths, die ſich nicht bloß in harten Reden, ſondern auch — kaum glaublich und doch leider wahr — in Schimpfwörtern, die ich nicht wiederholen mag, offenbarte. Die meiſten Beurtheiler, z. B. Jacobi, erklärten, dergleichen könnten ſie nicht weiter leſen, und Jean Paul, der ſich, wie geſagt, in gemüthlichem Eifer Herders Verfechtung zur Pflicht gemacht hatte, geſtand wenigſtens, daß ein einziges Tiſchgeſpräch Herders bei weitem

---

*) Was er als ſolcher in früherer Zeit von 1767 bis etwa 90 Lebenvolles und Vortreffliches geleiſtet hat, war nur ſelten gehörig gewürdigt worden.

reulicher und bedeutungsvoller ſei, als dieſe
tſchrift.

Dieſe Worte ſindge wichtiger, als ſie vielleicht
m erſten Blicke ſcheinen, und deuten darauf
, daß jene Verſtimmung dem ſonſt ſo treffli-
n Manne die Kunſt zu ſchreiben geraubt, wäh-
d ihm die Kunſt der mündlichen Rede nicht
ß geblieben war, ſondern ſich ſogar erhöht
te. Wäre ein Rednerſtuhl vorhanden geweſen,
dem herab er zu dem geſammten philoſophiſch-
etiſchen Deutſchland hätte ſprechen können,
würde er zwar auch hier manches Irrige und
elle haben ertönen laſſen, aber als Redner
e er ohne Zweifel der Gegenſtand der Be-
derung geweſen. So aber blieb ihm zu je-
Zwecke nichts weiter übrig als die Buch-
kerpreſſe; und was er für dieſe ſchrieb, er-
gelte gänzlich der Schönheit der Form; ja
ſt was wir in gewöhnlichſter Hinſicht „Styl"
nen, war hier vernachläſſigt, rauh und ſcharf-
ig gebrochen, wie etwa ein leidenſchaftlich
gter Mann ſprechen würde, der vor Verdrieß-

lichkeit und Zeitmangel nur das Erſte das Beſte hinwirft, weil es ja doch gut genug ſei für ein ſolches Publikum. Und doch war vielleicht das deutſche Publikum nie regſamer, als am Ende des achtzehnten und zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, wo ſich in der That eine neue Zeit in unſerer Literatur, und ein höchſt wichtiger Abſchnitt conſtituirte. — So nun in Unbefriedigtheit bei ſtetem Anſchauen des wachſenden Sieges ſeiner verhaßten Gegner und durch einen immer ſchwächer werdenden Körper gehemmt, verletzte ſich der ſonſt ſo reiche Geiſt immer tiefer, und entfloh bald einer Zeit, die ihm ſchon längſt misfallen hatte.

Deshalb iſt Herders Geſchick ein rein tragiſches, denn wie ſehr es auch ſcheinen kann, als habe er in den letzten Jahren nur gezürnt und nicht mehr geliebt, ſo finden wir doch auch, daß nicht bloß die Fähigkeit zu lieben unangetaſtet geblieben, ſondern die Sehnſucht nach Liebe und Freundſchaft ſtets gewachſen war. Ihm fehlte nur das Vertrauen zu ſeiner Zeit, daß ſie im

Stande ſei, dieſen Durſt zu ſtillen, ihm fehlte das Vertrauen, der doch im deutſchen Athen, d. h. zu Weimar, lebte. Wem fällt nicht dabei im Gegenſatz das ehrlich naive Horaziſche Wort ein:

Quod petis hic est,
Est Ulubris.

Bequemer mochte es freilich in Ulubrä zugehen, als in dem ſchönen Weimar; aber Bequemlichkeit war auch wol nie Herders Wunſch.

Es drängt ſich uns dabei eine nicht unwichtige Bemerkung auf: — die Feinde zu lieben iſt für eine gewiſſe Gattung von edlen und ſtarken Gemüthern leichter, als ſie zu nützen. Um dies Letztere zu können, bedarf es einer Milde und einer Ironie, die vielleicht unter Hunderttauſenden kaum Einem gegeben worden. Manche männliche Genialität bringt einen gewiſſen — weiblichen Eigenſinn mit ſich, der ſie nicht leicht zu jenem Benützen kommen läßt, doch ſollen wir dabei nicht vergeſſen, daß die ſchönen Ausnahmen unter den Frauen, welche wirklich ihre Feinde zu nützen verſtehen, es in dieſer trefflichen Kunſt noch weiter bringen, als vielleicht irgend ein Mann es vermag. Leſſing hatte das große Talent, alle ſeine Gegner, ſelbſt die ſchlechteſten, auf irgend eine Weiſe zu benutzen; Herder vielleicht keinen einzigen. Sie empörten ihn, machten ihn nach und nach wund, und ſo vornehm er ſich auch in ſeinem Innern fühlte, ſo rieben ſie ihn doch zuletzt — verſteht ſich: nur in zeitlicher und räumlicher Hinſicht — auf.

Schiller hat die Beſſeren ſeiner Gegner ſtets emſig benutzt: Göthe konnte ſelten irgend etwas für ihn Brauchbares bei ſeinen Widerſachern finden, und Fichte hat in den letzten zehn Jahren, wie es ſcheint, kaum Notiz von den ſeinigen genommen. — Es wäre leicht, dieſe Reihe — von großen Schriftſtellern in der angegebenen Beziehung fortzuſetzen: aber es macht dem Leſer vielleicht mehr Freude, es ſelbſt zu thun.

IV.

Zur Charakteriſtik Haller's, Uz's, Götz's, Lichtwer's.

1.

Es giebt Menſchen, die, wenn man ſie beim Leſen der Bibel überraſcht, verlegen erröthen. Waltet dabei Furchtſamkeit, ſo verdienen ſie, wie natürlich, großen Tadel; iſt es aber eine gewiſſe Zartheit und Keuſchheit der Geſinnung, ſo fällt alles Rechten darüber weg. Dichter ſein iſt auch eine heilige Sache, und niemand läßt ſich beim Einpaſſiren ins Thor als Dichter anmelden, während der Muſiker, Maler, Bildhauer ſein edles Geſchäft auch als Titel gebraucht, ohne daß man ſich im mindeſten darüber wundern darf.

Höchſt bedenklich aber wird der Zuſtand eines Dichters, wenn ihm Zeit und Umgebung zu gebieten ſcheinen, nicht blos der poetiſchen Praxis zu entſagen, ſondern ſelbſt ſeine ganze poetiſche Vergangenheit zu ignoriren. Haller'n ward 1737 von hoher Hand der Wink gegeben, es ſei zwar einem Jünglinge wol zu vergeben und es könne ſogar löblich ſein, wenn er ſich als ein gewandter Dichter zeige; ſpäterhin aber, als Profeſſor etwa, müſſe das freilich wegfallen, was ein ſo verſtändiger Mann, wie H., von ſelbſt einſehen werde. Er folgte leider, und nach etwa zehn Jahren kam es mit dem trefflichen Dichter ſo weit, daß ihm auch keine — Aufmunterung zur Poeſie mehr hätte nutzen können.

2.

Aehnliches trug ſich mit Uz zu. Dieſer wohl- und mäßig-geſinnte Mann hatte etwa fünf oder acht Jahre lang einen poetiſchen Frühling in ſich hervorgerufen, der ſogar einige noch dauernde edle Blüthen erzeugte. Als er aber als trefflicher Juriſt in Anſpach angeſtellt wurde, fand er, daß ſeine Kollegen von der Poeſie nicht viel mehr wußten, als daß ſie, eine Art von Müßiggang, kein Brot bringe. Auch die meiſten Bürger waren auf dergleichen Phantaſterei nicht wohl zu ſprechen.

Der arme Uz erſchrak darüber dergeſtalt, daß er nicht bloß bald aufhörte zu dichten, ſondern ſelbſt das Wort Poeſie ängſtlich vermied. Das rührte denn nach und nach die wirklichen und Titularräthe um ihn herum, und man that ihm zuletzt die Ehre an, ihn für faſt eben ſo ſolide und langweilig zu halten, als manche andere ehrliche Leute ſind. Uz erkannte dieſe Geſinnung dankbar an, verſagte ſich bald auch in den ſtillſten Erholungsſtunden den Umgang mit der Poeſie, denn gefährlich iſt's doch immer damit, die Phantaſie wird erregt und es giebt ſo ein eignes Anſehen, ſo eine aparte Weiſe zu bleiben, zu reden, zu ſtehen und Gott weiß was mehr, das als ausgezeichnet verdächtig iſt. Will aber einer unangefochten durch die Welt gehen, ſo muß er gerade ſo ausſehen, denken, handeln und ſo weiter, wie ſeine Vorgeſetzten und Collegen.

3.

Noch conſequenter, aber auch noch ängſtlicher zeigte ſich Nicolaus Götz. Daß er Gedichte machen könne, und zwar mitunter recht gute, durfte auf der weiten Welt kein Menſch wiſſen als Ramler, und auch dieſer nur nach vorher geleiſtetem Schwur, ihn nicht zu verrathen. Die Menſchen — ſo etwa dachte es ſich Götz — ſind theils roh beſchränkt, theils pedantiſch, theils neidiſch, das Letztere ganz beſonders. Hat nicht der trefflichſte und mildeſte Fabeldichter, Gellert, in ſeiner Erzählung vom „Tanzbären“ unumwunden erzählt, wie übel es dem Armen bekam, als er ſeinen tölpiſch ungeſchickten Brüdern zeigte, wie er ſo ſchön tanzen könne? Die Worte: „Du Narr willſt klüger ſein als wir“ ſind vielleicht ſeit Adams Zeit milliardenmal ausgeſprochen und jedesmal zum großen Nachtheile deſſen, der ſie veranlaßte. Ja es hat auch nicht an dem Zuſatze gefehlt: „man zwang den Petz davon zu laufen.“ Götz wollte nicht des Bären Schickſal haben, und tanzte nur in ganzer Maske.

4.

Von einer andern Seite trat das Geſchick mit einiger Unfreundlichkeit in das Leben des wackern Fabeldichters Lichtwer. Seine „vier Bücher äſopiſcher Fabeln“ erſchienen zuerſt 1748, und wurden trotz des unläugbaren Werthes der meiſten von dem Publikum nicht etwa blos kalt, ſondern eigentlich gar nicht aufgenommen. Man war ſonſt um jene Zeit gar wohl rege, allein man meinte, bereits treffliche Fabeln genug zu haben, und ſchob deshalb an den Pforten des Ruhm-Tempels für's erſte den Riegel vor. Nach drei Jahren endlich wurde Gottſched das Buch gewahr, und pries es in ſeinem „Neueſten aus der anmuthigen Gelehrſamkeit“ dergeſtalt, daß man ſich entſchließen mußte, die neuen Fabeln zu Worte kommen zu laſſen. Zum Unglück aber war Gottſched damals ſchon der Gegenſtand des Witzes, des Scherzes und des Hohns, und wie man ihm leider zwei Jahrzehnte lang immer Recht gegeben hatte, ſo gab man ihm jetzt immer Unrecht, ja man ſchien zu glauben, er könne gar niemals Recht haben, — ein entſetzlicher Zuſtand, der den alten deutſchen großen und breiten äſthetiſchen Flügelmann, der manches hatte, nur keine Ideen, zu einer Art von tragiſcher

Perſon gemacht hat. Der arme Lichtwer litt auch unter dieſem Banne, und obwohl er niemals unter G's Fahne gedient, d. h. nie auch nur eine einzige Vorleſung bei ihm gehört hatte, ſo nannte man ihn doch nunmehr kurz und gut einen Gottſchedianer, wobei man auch leichtes Spiel bekam, da wirklich ein Drittel, vielleicht ſogar die Hälfte jener Fabeln ſo dürr ausſahen, als hätte ſie der Leipziger Profeſſor ſelber gemacht. Das Uebrige war aber vortrefflich und hatte ſchon gewonnen, ſobald man ſich nur entſchloß, es zu leſen. Für einen ſolchen Autor glaubte nun Ramler ganz wie geboren zu ſein, und ohne ſich weiter um den Willen des Dichters zu kümmern, legte er ſeine vielberühmte Feile an ſämmtliche Stücke und gab ſie heraus. Lichtwer empfand darüber einen gerechten Unwillen und äußerte ihn zur Genüge bei der Ausgabe ſeiner Schriften, die er bald darauf veranſtaltete. Nun trat Ramlers Freund, Leſſing, in's Mittel, wog mit anſcheinender Unpartheilichkeit Recht und Unrecht ab, und wenn man das Facit zog, ſo behielt der arme

Lichtwer höchſtens ein Drittel Recht. Was war dabei zu thun? — Einem ſolchen Gegner fühlte er ſich nicht gewachſen, deſſen witzige, raſch hüpfende, glänzende Jünglingsſprache ſeiner eigenen nur mittelmäßigen Proſe weit überlegen war. Er ſchwieg; aber mit verletztem Gefühl. Sein ſanfter zarter Geiſt war durch all dies Hin- und Herreden dergeſtalt verwundet, oder, wenn man lieber will, ſcheu geworden, daß er fortan, mitten in dem klangreichen Halberſtadt und in der Nähe der durch die Gegenwart manches würdigen Dichters und Kritikers geſchmückten Stadt Braunſchweig, nichts ſo ſehr vermied als den Umgang mit Dichtern. Und mit welchen Dichtern! was waren es für liebevolle Männer: dieſer Gleim, Gärtner, Zachariä u. ſ. w.! Mochte auch Gleim einmal aufbrauſen, er hatte doch das ſchöne Talent, dergleichen bald wieder gut zu machen, und die Andern faſt alle verbanden deutſche Offenheit mit franzöſiſcher Feinheit im Umgange. Und dennoch ſcheute er ihre Nähe, anfangs wol nur, weil er in ihnen Ramlers und Leſſings Freunde und

Verbündete ſah; ſpäterhin aber, weil er vielleicht ſelbſt die bloße Erinnerung an den alten Kampf, ſo wie überhaupt jedes kühne, durchgreifende, zerſetzende äſthetiſche Urtheil als gefährlich und zur Zerſtörung des frühern idylliſchen Verhältniſſes der deutſchen Dichter unter einander anſah. Seine leicht verletzliche Natur als Dichter vermochte nur in einer gewiſſen ſanften Windſtille auszuhalten, und die Wolfiſche Metaphyſik, durch Gottſched ohnehin noch verwäſſert, hatte ein für allemal den Kreis ſeiner äſthetiſchen Ideen eng abgeſchloſſen.

Deſto glänzender ſteht er dafür in den letzten Jahrzehnten ſeines Lebens in ſeinem Verhältniſſe als Regierungsrath, ein Muſter von Amtsgeſchicklichkeit, Treue und Fleiß, und niemand hätte ahnen können, daß gerade von dieſer Seite her der größte Schmerz ſeines Lebens ihn treffen würde.

„In einer der Sitzungen der Halberſtädter Regierung“ (erzählt Lichtwers neueſter Biograph*)

---

*) S. die letzte Beifall verdienende Ausgabe von Lichtwers Werken, Halberſtadt 1828.

„welche der Miniſter von Carmer mit ſeiner Gegenwart beehrte, hatte Lichtwer den Vortrag einer an ſich recht verwickelten Sache, bei welchem er, vielleicht mit ſich ſelbſt nicht im Klaren, ungewöhnlich weitſchweifig wurde. Der Großkanzler legte deutlich Ungeduld an den Tag; Lichtwer wollte dieſes nicht bemerken, ſondern fuhr fort im nicht lichtvollen breiten Vortrage, welcher ohnehin keine Annehmlichkeit hatte, durch manche Gewohnheiten und durch den ſächſiſchen Dialekt dem nicht daran Gewöhnten auffallen mußte. Als er endlich mit ſeinem Vortrage zum Schluſſe gekommen, hielt der Großkanzler ſeinen Unwillen nicht zurück, er machte Lichtwer'n Vorwürfe über die Weitſchweifigkeit und ſagte ihm, daß er ſich beim Vortrage doch der einfach klaren Kürze, welche alle Welt in ſeinen Fabeln bewundre, befleißigen möchte. — Dies alles im verſammelten Collegio, ſelbſt in Gegenwart der Referendarien. —

Nehmen wir die Sache bloß von Seiten des Verſtandes, ſo finden wir nichts beſonders Schmerzliches in dieſem Vorwurfe, und in keinem Falle hat der geiſtreiche Miniſter den wackern L. kränken *wollen*. Es war ja der Getadelte nur mit ſich ſelbſt verglichen, und an ſein eigenes Muſter verwieſen worden. Ironie konnte ferner in dieſer Verweiſung nicht ſein; denn die „einfach klare" und belebte Sprache jener Fabeln iſt überall an ihrer Stelle und ganz beſonders in der Gerichtsſtube. Fragen wir aber unſer Herz und unſere Phantaſie, ſo fühlen wir ganz mit L. jene tiefere Kränkung, die ſich nicht völlig den Worten anvertrauen läßt. Ohnehin ſcheint er nie die Wohlthat gekannt zu haben, die in dem reinen und harmoniſchen *Ausſprechen* des Schmerzes liegt. Diesmal blieb er vollends ſtumm, und verſchloß den Gram tief in ſich ſelbſt. Er ward kränklich und konnte nie vergeſſen, daß ſein wohlverdienter Ruhm als ausgezeichneter Geſchäftsmann angegriffen worden war. Als aber die Kränklichkeit zur Krankheit wurde, ſcheint dieſe Empfindung aufgehört zu haben, und die reine Heiterkeit zurückgekehrt zu ſein. Er ging dem Tode mit fröhlichem Vertrauen entgegen, der ihm auch in der ſchonendſten Geſtalt erſchien und ihn ſanft abrief. (6 Juli 1783.)

Lichtwer's Leben gleicht wenigſtens in Einer Hinſicht ſeinen beſſern Fabeln. Es bedarf, wie ſie, keiner ausdrücklich ausgeſprochenen Moral. Sollte aber dennoch ein wenig davon ausgeſprochen werden, ſo würde es etwa alſo lauten: Ihr Dichter, bemüht euch von der frühſten Kindheit an um die größte innere Stärke, ruht feſt auf Euch ſelbſt, ein guter philoſophiſcher Harniſch ſteht euch gar wohl an, und wenn euch die Reime am beſten fließen, bemüht euch mit doppeltem Fleiße um die Kunſt der Rede. Manchen Großen der Erde aber möchten wir zurufen: Entweder iſt die Poeſie eine heilige Sache, oder ſie iſt gar nichts. Iſt das Letztere, dann macht mit ihr was ihr wollt; iſt aber das Erſtere, (was ihr doch am Ende werdet zugeben müſſen), ſo behandelt die Poeten, ſobald es das Herz angeht, wie zarte Prophetenkinder, mit liebender Schonung des leicht verletzlichen Gemüths. Dafür dürft ihr aber in allem, was Verſtand und Vernunft angeht, gerade von den ächten Poeten — wie könnten ſie ſonſt die großen Lehrer des Volks ſein? — das Strengſte und Schwerſte fordern.

V.

Zur Charakteriſtik Martin Millers.

1.

Wie ſich erhitzte und verſchwelgte Abende und Nächte durch nüchterne, kränkliche und bitterkalte Tage zu rächen pflegen, ſo laſſen die Deutſchen gewöhnlich auf ihre heiße, mitunter ſogar fieberhafte Liebe für gewiſſe Poeten, gar bald eine ſchneidende Kälte und witzelnde Froſtigkeit folgen. Z. B. bei Miller, an deſſen ſanften und gefühlvollen Liedern man ſich mit Recht erquickte, deſſen an weicher Empfindung überreichen Siegwart aber man ohne Zweifel weit überſchätzt hatte. Das ward man endlich gewahr, und zeigte ſich nun mit einemmal ſehr ungeberdig und böſe, und ſtrebte nicht ohne Erfolg alle Empfindſamkeit, zuweilen ſogar alle Empfindung los zu werden. Manche, wären ſie nur aufrichtig geweſen, hätten ſich etwa alſo vernehmen laſſen müſſen: „Ich, um mich höflich auszudrücken, ich für meine geringe Perſon, oder — (höflich-grob) — ich meines geringen Orts, finde es zwar auch unangenehm, wenn ſich meiner Verbindung mit einer ſo hübſchen Perſon, wie die Mariane wohl ſein mag, Hinderniſſe in den Weg ſtellen; aber ſo ſehr zu Herzen nehme ich mir's nicht; ſtirbt vollends das artige Kind, ſo ſoll es mir auf eine und die andere Thräne nicht ankommen, und es kann ſich zutragen, daß mir an dem Tage, wo ich die Nachricht erfahre, der Morgenthee nicht beſonders ſchmeckt, dann aber denke ich, da doch bei der Schmerzlichkeit nicht viel heraus kommt, auf gute Zerſtreuungen, trinke ein Glas Madera, der ſonſt für den Alltag zu theuer iſt, gehe in die Oper, oder reiſe wol gar des Vergnügens wegen in's Bad. Das Grab der Geliebten aber zu beſuchen, und vollends noch dazu im Winter, wo man erfrieren kann, hat offenbar wenig Plaiſantes, ſteht einem geſetzten Mann übel an, und kann ſogar von der obern Behörde eine Mahnung zuziehen, ſich civiliſirter und mit gehörigem Menagement zu bezeigen.“

2.

Aber ſo aufrichtig ſprach man nicht, ſondern bemühte ſich wol gar, witzig zu ſein, brachte jedoch in Wahrheit nichts weiter vor, als die eben mitgetheilte Confeſſion, nur in roheren, hochmüthigen, auch wol frechen Worten, worüber eine Unzahl von ſeichten und langweiligen ſatyriſchen Romanen, Gedichten und Recenſionen von etwa 1778 bis zum Schluſſe des Jahrhunderts den Beleg giebt. Da ich an einem andern Orte die Bedeutung der Empfindſamkeits-Periode in der deutſchen Literatur gezeigt habe, ſo will ich hier nur aufmerkſam machen, daß ſie mit allen ihren Fehlern doch eine durchaus deutſche und originale Periode war. Sentimentale, ſchwermüthige, weinerlichen. ſ. w Romane und Schauſpiele hat Frankreich und England, wie wir ſie haben, aber keine empfindſame in dem Sinne, wie wir das Wort, in Erwägung jener Epoche, nehmen: Um der Empfindung willen empfinden, das Gewitter hervorrufen wegen des Regenbogens, Genuß bis zur Schwelgerei im Gefühl, in der Reflexion über das Gefühl, und ſo ins Unendliche fort. Die Süßigkeit des Schmerzes, die Wonne der Wehmuth und der Thränen kennt nur der Deutſche ganz und bringt ihr manches bedenkliche Opfer. Indem er übertreibt, wird er lächerlich; die Sache ſelbſt kann es jedoch nie werden. Und wenn tauſend und wieder tauſend ſelbſt der ſchneidendſten Witzworte gegen Lieder, wie: „Das ganze Dorf verſammelt ſich,“ „Schwermuthsvoll und dumpfig hallt Geläute“ u. a., angeſchneiet kämen, jene Gedichte würden dennoch ſtets Anklang finden in der Bruſt des Deutſchen.

Wie ſich aber die Uebertreibung immer rächt, ſo beſonders bei Miller, auf deſſen kurzen poetiſchen Frühling ſogleich ein tüchtiger Winter folgte, in welchem, meines Wiſſens, überhaupt weniger poetiſch-zart geweint wird, da wir im Kampf mit dem Froſt etwas Anderes zu bedenken haben, als die Sprache der Blumen und Nachtigallen.

Der weiche Jüngling ward wenige Jahre nach der Univerſität ein ſchlichter, derber, proſaiſch guter Hausmann, der auf ein wohlſchmeckendes Mittagsmahl und die Meerſchaum-Pfeiſe etwas hielt, die Küſſe der Taſſe Kaffee wenigſtens nicht vorzog, den Thränen ganz entſagte und überhaupt ſich zu leben bemühte wie etwa der Nachbar rechts und der Nachbar links. Da er ſich dabei wohl befand, ſo that er ohne Zweifel recht daran, und es ſei fern von mir, ihn deshalb mit wohlfeiler Satyre bekämpfen zu wollen.

VI.

Andeutung, die Fürſtin A. v. Gallitzin betreffend.

1.

Große und wichtige Männer und Frauen verbreiten oft durch ihr Weſen und Handeln nicht bloß über ihre nähere Umgebung, ſondern über eine ganze Stadt oder Provinz eine beſtimmte geiſtige Farbe und Richtung. Die alten Beinamen: das „dichteriſche“ Weimar, das „philoſophiſche“ Jena u. ſ. w. werden ſtets hiſtoriſch wichtig bleiben, und es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß ſelbſt nach hundert Jahren noch etwas von jener Farbe übrig bleiben und glänzen werde. Nicht minder geſichert erſcheint Eutin als ein Sitz heller Philoſophie (Jacobi), und ſtrengre Philologie und Ueberſetzer-Geſchicklichkeit (Voß). Weniger beachtet und dennoch ſo bedeutſam waltete Münſter durch ſeine Fürſtin

Gallitzin, Fürſtenberg, Overberg und ſpäterhin Stolberg. Es ſcheint, als ſei nie ein Ausrufer in der Stadt geweſen, ein Geſchlecht, an welchem Deutſchland ſonſt ſehr reich iſt, und man habe ſich auch nie um dergleichen Leute bemüht, ja nie auch nur an ſie gedacht.

Zwar konnte es nicht fehlen, daß eine Frau, wie die Fürſtin, auch bei ihren Lebzeiten eines großen Ruhmes genoß, allein dieſer gehörte zu jener ſeltenen Gattung, die der gedruckten Lettern entbehrt, und der, wie die köſtlichſten Edelſteine, nur in die Hände von Fürſten und hohen Häuptern (ſei's auf dem Thron, ſei's auf dem Parnaß) zu gelangen pflegt. Um ſo dankenswerther iſt deshalb die Erſcheinung der „Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Fürſtin Amalia von Gallitzin, gebornen Gräfin von Schmettau, mit beſonderer Rückſicht auf ihre nächſten Verbindungen mit Hemſterhuis, Fürſtenberg, Overberg und Stolberg, von Dr. Theodor Katerkamp, Domkapitular und Profeſſor an der theologiſchen Facultät u Münſter" 1828. — Welch ein klarer und tie-

3.

Nicht dieſer einfache Gang war es, den die Fürſtin geführt wurde. Aus einem deutſchen gräflichen Geſchlecht geboren, theilte ſie in ihrer Jugend die Anſichten und Verhältniſſe der großen Welt, wie ſie kamen und ſich geſtalteten, ohne daß ihr Herz Theil daran nahm. Ihre Erhöhung in den Fürſtenſtand durch die Ehe konnte von ihr nicht für eine Erhöhung gehalten werden, doch vertiefte ſich ihr Gemüth, wie es ſcheint, nur nachdem ſie Mutter geworden. Der Gedanke an eine zweckmäßige Erziehung ihrer Kinder erfüllte ihre Seele dergeſtalt, daß ſie endlich den Entſchluß faßte, allen bisherigen zeitraubenden und verwirrenden Verhältniſſen ein Ende zu machen. Um ſich ſelbſt die Möglichkeit zu rauben, in irgend einer ſchwach gutherzigen Stunde dem wohl überlegten Plane untreu zu werden, verſchnitt ſie — ich möchte ſagen „im griechiſchen Heldenſtyl" — ihr Haar auf eine ſolche Weiſe, die ihr nicht ſo leicht wieder geſtattete, die vornehm drückenden Geſellſchaften zu empfangen oder zu beſuchen.

Um aber das große Geſchäft der Erziehung und des Unterrichts ihrer Kinder mit Sicherheit beginnen und durchführen zu können, glaubte ſie der höheren Philoſophie zu bedürfen, die ihre Anſichten erhellen und ſie in den Stand ſetzen ſollte, ein feſtes Syſtem der Pädagogik ſich ſelber auszubilden. So war es alſo ihr Herz und ihre Mutterliebe, die ſie zum Studium der Philoſophie hinleiteten, ein Weg, der wol nur ſehr ſelten, vielleicht nie von irgend einer Frau betreten worden iſt. Sie bemühte ſich um die höchſt mögliche philoſophiſche Wahrheit, nur um ſie ihren Kindern überliefern zu können. — Was ſie in ihren philoſophiſchen Studien erreichte, und wie weit der Umfang derſelben wurde, läßt ſich ſchon ahnen, da wir wiſſen, daß ſie bald aufhörte, die Schülerin des hellen, ſcharf denkenden Hemſterhuis zu ſein, und ſich zu ſeiner wahren Freundin, und gleichmäßig fortſchreitenden Mitdenkerin erhob. Noch deutlicher aber zeigt es ſich durch das ganze Buch, ſo wie inſonderheit durch das merkwürdige Ergebniß ihres Nachdenlens, den pädagogiſchen Plan für ihre Kinder, der uns hier mitgetheilt wird. Dieſer Plan iſt der überzeugendſte Beweis von ihrem Scharfſinn und reinem Willen, aber weil hier auf ein Syſtem hingearbeitet wird, welches nur mit der menſchlichen Bildungsfähigkeit im Allgemeinen zu thun hat, kann er den höheren Forderungen der Freiheit nicht genügen. Der Menſch wird hier wie eine geometriſche Figur ausgerechnet, aber das Ganze der menſchlichen Natur überhaupt, ſo wie des Individuums, läßt ſich auch durch das folgerechteſten philoſophiſche Einmaleins nicht umſpannen, und die Unendlichkeit ſeines innern Weſens vermag kein Zirkel und Lineal auszumeſſen. So können wir auch mit der Menge der Unterrichtsſtunden und mit der gezwungenen Verlängerung des Vormittags, der dauern ſollte bis zum Abend, unmöglich einig ſein. Die Natur ſelbſt theilt den Tag in ſeine beſtimmteſte Theile, Morgen, Mittag, Nachmittag u. ſ. w., deutlich genug ein, und ſie läßt es niemals ungerächt, wenn wir irgend einen dieſer Theile überſpringen.

4.

Wirklich fühlte ſich die Fürſtin auch, je weiter ſie in ihren Studien kam, deſto unbefriedigter, wenn es ſich um die höchſten Intereſſen der Menſchheit, um die göttlichen Dinge handelte, und ſelbſt ihr reines, tugendhaftes Leben, ihr ſtetes Beſtreben, die irdiſchen Dinge auf ein höheres Prinzip zu beziehen, konnte ihr inniges Sehnen nach vollendeter Befriedigung nicht ſtillen. Hier iſt nun der Punkt, wo ſich das Chriſtenthum mit ſeinen reichſten Segnungen am würdigſten anſchließt; denn alles war da, um daſſelbe würdig aufzunehmen. Nicht der dunkle Kopf, nicht das weichlich hinträumende Gemüth, nicht der in hiſtoriſcher Auffaſſung des Syſtems Verhärtete, nicht die irre flatternde zur unächten Myſtik ſich hinneigende Phantaſie vermögen in das Innere dieſes Heiligthums zu dringen, aber dem ſo geläuterten ganzen Menſchen, der mit Demuth ſucht, öffnen ſich freiwillig die Pforten des ewigen Tempels. Hier iſt nicht mehr die Rede von jenem „Sprung" in die Arme des barmherzigen Gottes (S. die Unterredung Jacobi's mit Leſſing, vor den Briefen über Spinoza) ſondern von einer ſeligen und ſichern Beſitzergreifung des „Erbtheils" der Kinder des Hauſes.

Man könnte ſagen: die Mutterliebe (vielleicht das reinſte Gefühl, deſſen das menſchliche Herz fähig iſt), wie ſie die Fürſtin einſt zur Philoſophie geleitet hatte, ſo leitete ſie dieſelbe jetzt zu der Religion, die ja eben die Liebe ſelbſt iſt. Sie ſah bald ein, daß es nicht mehr Menſchenworte waren, die ſie las; dieſe Worte hatten Leben, wurden Leben, und gaben Leben. Dabei rührte ſie inſonderheit die unendliche Güte und milde Herablaſſung des Erlöſers, mit der er bittet, doch nur wenigſtens einen „Verſuch" zu machen, mit ihm und in ſeinem Geiſte zu denken, anzuſchauen und zu leben, um dadurch inne zu werden, daß „dieſe Lehre von Gott ſei."

5.

Wie tief ſie nun auf dieſem Wege in die Aetherklarheit und Aethertiefe des Chriſtenthums eindrang, darüber giebt das Buch überall Aufſchluß; doch kann ich mir nicht verſagen, das meinige wenigſtens mit einer Stelle deſſelben zu ſchmücken:

„Das Leben iſt das Licht der Menſchen.“

In dieſem Ausſpruche allein liegt die ganze Philoſophie vergraben.

Wahres Licht, eine Erkenntniß, die zur Handlung treibt, wird dem Menſchen nur durch Erfahrung, und Erfahrung nur durch That.

Beſchreibe und rühme mir, ſo lange du willſt, den Geſchmack der Traube: „Sie ſei voll von Saft, dabei auch pikant, nicht widerlich ſüß, wie der Zucker; ſie verurſache einen ſtärkenden Reiz auf der Zunge, und, wenn ſie genoſſen iſt, im ganzen Körper“ u. ſ. w.

Mich verlangte während deiner Beſchreibung nach lauter ſolchen Dingen, deren Geſchmack ich aus Erfahrung kenne. Als du das Wort „Saft“ nannteſt, fiel mir der Saft der Kirſche ein; bei dem Worte: „Zucker“ ging meine Begierde auf Zucker u. ſ. w.; aber nach der Traube, obſchon ich gelernt habe, ſie zu beſchreiben und daß ſie des Verlangens würdig ſei, fiel mir doch kein Verlangen ein; ich blieb auch kalt und empfindungslos, wenn man von Trauben ſprach.

Einſt genoß ich eine Traube; und von dieſer Zeit an verlangte mich oft nach Trauben; ich gab mir Mühe darum, und wenn man davon ſpricht, habe ich immer eine Empfindung dabei.

Nun lebt der Menſch überhaupt und nur in ſofern, als er **wirkt** und empfindet, und er lebt eines höhern Lebens nur in ſofern er innerlicher und in einem höhern Verſtande empfindet, d. h. in ſofern er *liebet*. Liebe iſt die höchſte Art von Verlangen (ich meine die geiſtige; denn die fleiſchliche gehört zur Begierlichkeit oder Sinnlichkeit überhaupt) ſie entſpricht dem Grundbedürfniß des Menſchen, dem in alle Ewigkeit wachſenden Bedürfniß nach Erweiterung, welches durch Vereinigung mehrerer Kräfte in Eins am natürlichſten erreicht würde. — Dieſes höhere Verlangen nun wird nur rege und wächſt nur durch *Erfahrung*, d. h. durch That, wie das Verlangen nach der Traube nur durch Koſten derſelben.

„Handele, als liebteſt du, und ich verſpreche Dir: Du wirſt lieben.“

6.

Es war ſehr ſchwer, aus dem reichen Schatze eines ſolchen Werkes zu wählen, doch erwählte ich dieſe Stelle, weil meinem innigen Wohlgefallen an derſelben auch ein ähnliches bei einigen geiſtreichen Freundinnen begegnete. Aber das ganze Buch iſt mehr, als eine Reihe von trefflichen Stellen.

Nur Eines — ich will es nicht verhehlen, ſollte es auch einige Leſer befremden — nur Eines habe ich während des Leſens deſſelben gewünſcht, und dieſes Eine regte mich zuweilen ſchmerzlich an. Die Fürſtin erkannte den allerhöchſten göttlichen Lehrer, und um ſie her ſtanden manche gar wackere Männer, die es werth waren, ihre menſchlichen Lehrer zu ſein, doch der würdigſte von allen, der Vermittler jenes höchſten Verſtändniſſes zu ſein, fehlte ihr, und mußte ihr leider in dem gegebenen Verhältniſſe fehlen. Ich meine, wie ſich billig von ſelbſt verſtehen ſollte, den Mann, der mir nach dem Apoſtel Paulus als der Gottinnigſte und zum Lehrer begabteſte erſcheint, den Doctor aller Doctoren: Martin Luther; einen Mann, den leider von Tauſenden, die ſich nach ſeinem Namen nennen (welche Benennung, ſobald ſie eine einengende werden könnte, er ſelbſt verwarf), kaum Einer recht und ganz kennen dürfte. Wie würden ſich die großen Geiſtesflügel der edlen Fürſtin in ſeinem warmen Licht geſonnet haben, welch einen neuen Pulsſchlag der Begeiſterung hätte er in ihr geweckt, wie leicht würde ſie durch ihn auch die ganze Wonne des Chriſtenthums erfaßt haben, und in dieſer Wonne hätten ſich gewiß auch nach und nach die Genien der Poeſie, des reinen Lächelns und Scherzes eingefunden, die ihr im Leben fern geſtanden.

Ich kann meine innige Verehrung für die vortreffliche Frau nicht beſſer ausdrücken, als durch dieſen Wunſch, und wie möchte ich auch dieſes kleine Fragment beſſer endigen können, als mit Luthers theurem Namen.

VII.

Martin Opitz.

§. 1.

Ueber dieſen ehrwürdigen poetiſchen Altvater (geb. zu Bunzlau, 23. Dec. 1597, geſt. zu Danzig 20. Aug. 1639) iſt in den letzten zwei Jahrhunderten ſo über alle Maaßen viel geſchrieben worden, daß man ſich billig wundern muß, wie ſelten man ſeinen eigentlichen Gemüths-Charakter beobachtet oder gar durchſchaut hat. Und doch iſt die Sache nicht ſchwierig. Er war ein freundlicher, liebenswürdiger, zum ſanft betrachtenden Ernſt geneigter Menſch, aber er hatte zuviel Bücher in den Taſchen und im Kopfe, um mit gänzlicher Freiheit ſich bewegen zu können. Es giebt einige Auserwählte, die eben ſo viel oder wol noch mehr geleſen haben, wie er, und denen s nicht bloß nicht ſchadet, ſondern ſogar zur immer größern Freiheit verhilft; aber Opitz gehört nicht zu dieſen Auserwählten. Er iſt in mancher Hinſicht ein Fremdling in ſeiner Zeit, er iſt bei weitem feiner, reflektirender und weicher als, die Meiſten ſeiner Zeitgenoſſen; da, wo er tiefſinnig iſt, verdankt er es dem ernſt mahnenden Geſchick, und den alten Klaſſikern; wo er trübe und wehmüthig redet, erregt er unſer ganzes Mitgefühl; doch ſcheint es ihm, dem gern frohen Dichter, mitunter höchſt fatal, ſo traurig ſein zu müſſen in der ſchrecklichen Zeit, die ihn umfing. Kein Menſch — möchte man ſagen — paßte ſo wenig in den dreißigjährigen Krieg, als er, und dennoch mußte er in demſelben leben. Seltſam iſt es aber dabei, daß ſeine Zeitgenoſſen dieſe Fremdartigkeit ahneten, und, gleichſam bezaubert von den reineren Tönen ſeiner Poeſie, ihn ſchützten, hegten und pflegten weit mehr als irgend einen Privatmann. Das macht ihnen die größeſte Ehre, ja es ſcheint dabei etwas bewußtlos Dämoniſches gewaltet zu haben. Schade nur, daß man oft dabei zu weit ging, ihn hätſchelte und verwöhnte, ſo, daß er nicht frei blieb von Spuren der Eitelkeit und Lobgier, einem Fehler, den er jedoch durch kindliche Gutmüthigkeit und Offenheit milderte.

§. 2.

Er ſelbſt fühlt auch zuweilen recht wohl ſeine innere und äußere Weichheit und Weichlichkeit, und rafft ſich dann recht brav zuſammen. Einmal aber, als er ſich dergeſtalt zuſammen nahm, einen Feldzug mitzumachen, wollte es nicht ſonderlich gelingen.

Er diente — suasu Heri ſetzt Coler in O's Lebensgeſchichte hinzu — eine kurze Zeit gleichſam als Freiwilliger unter dem Oberſt Pechmann, und war mit bei einem Ausfalle, den aber die Feinde kräftig zurückſchlugen. Dieſer üble Ausgang verleidete dem Dichter das ganze Kriegsweſen, oder vielmehr, er ſprach ſich ſeitdem alles Talent zum Soldaten ab. Er iſt ehrlich genug, ſelbſt zu geſtehen, wie raſch er die Flucht ergriffen habe, und verſchmäht es, ſich mit der Flucht der geſammten Pechmanniſchen Schaar zu entſchuldigen. Vielleicht hat ihn Horazens „relicta non bene parmula“ verführt, ſich ſelbſt ein zu großes Unrecht anzuthun; wenn er aber endlich hinzuſetzt:

> Poetenvolk iſt heiß, iſt leichte wie ein Feuer,
> Geht durch, reißt aus ihm ſelbſt, iſt wie ein edles Pferd,
> Das nie kann ſtille ſtehn, und allzeit fort begehrt.

ſo weiß man kaum, ob man über dieſen halben Spaß noch lachen darf.

§. 3.

Ueber das innere Weſen ſeiner Poeſie habe ich an einem andern Orte zur Genüge geſprochen, hier ſoll nur der beiſpielloſen Wirkung gedacht werden, die ſeine Werke hatten. In einer Zeit, deren Blut und Flammen alles Fortſchreiten in den Künſten hemmten und alles Schöne verhüllten, war dennoch für ihn alles Eine Liebe, Eine Bewunderung. Bethlen Gabor, Großfürſt von Siebenbürgen, und Uladislaus IV., König von

Polen, waren ſonſt wol nicht ſehr geeignet, der deutſchen Poeſie zu huldigen, aber mit Opitz machten ſie eine Ausnahme, obwol Axel Oxenſtierna und beſonders Ulrich, Herzog zu Holſtein-Schleßwig, (der noch einen Tag vor ſeinem durch Meuchelmord veranlaßten Tode an ihn ſchrieb), würden ihn noch höher achteten.— Zeigten ſich auch die niederländiſchen und franzöſiſchen Poeten etwas ſpröder, ſo gewährten ſie ihm doch einen glänzenden Empfang, und erfreuten ſich, in ſo weit ſie ihn verſtanden, ſeiner ſoliden und feinen Bildung. Daß der Fürſt Georg Ludwig von Liegnitz Opitzens Bedeutſamkeit ahnete, daß der geiſtreiche Burggraf Karl Hannibal von Dohna ihn als ein edles Kleinod des gemeinſchaftlichen Vaterlands betrachtete, und ähnliche Auszeichnungen von hochgeſtellten Perſonen auf einander folgten, iſt wenigſtens nicht ganz außer der Ordnung; einem Wunder ähnlich iſt es aber, daß Kaiſer Ferdinand II, der außer der katholiſchen Kirche kein Heil ſah, dennoch ihm, dem hellen proteſtantiſchen Dichter, mit eigner Hand den Lorbeerkranz aufſetzte und bald darauf den Adelſtand ertheilte. Und dieſe Ehre widerfuhr ihm im 31ſten Lebensjahre!

Indeſſen kam ihm dieſe Auszeichnung doch ſelbſt ein wenig ſeltſam vor, und als er ſich (vielleicht zum erſten Mal) in einem lateiniſchen Briefe an ſeinen Freund Balthaſar Venator mit ſeinem neuen Namen „Martin Opitz von Boberfeld" unterſchrieb, ſetzt er in einer Parentheſe hinzu: „ich bin nämlich, der Kaiſer will es ſo, ein Ritter ohne Pferd und ein Edelmann ohne Bauern."

§. 4.

Nicht minder wichtig und erfreulich iſt der Umſtand, daß unter den mit und neben ihm poetiſch und literariſch aufſtrebenden jüngeren und bejahrteren Männern, in Beziehung auf ihn, ſich ſtets nur die reinſte Verehrung und Liebe und niemals auch nur die kleinſte Mißgunſt zeigte. Zinkgräf, Buchner, Tſcherning, Näßler, Titz, Dach, Riſt, Albert (der treffliche Tonkünſtler), Dietrich von dem Werder, und mehrere andere, vorzugsweiſe nach Bildung ringende Männer verſammelten ſich um ihn wie um ein geweihetes Haupt, das unbedingt zu verehren heilige Pflicht und Freude iſt, und in deſſen Nähe jede Kritik ehrfurchtsvoll ſchweigen muß. Am wichtigſten iſt der Umſtand, daß ſogar Paul Flemming, der bei weitem lebenvollſte Dichter jener Zeit, ſich ſelbſt Opitzen tief unterordnet, und ihn unbedenklich nicht bloß als den Herzog deutſcher Saiten begrüßt, ſondern auch mit Homer, Pindar und Virgil vergleicht. Ja, er geräth bei der Nachricht von Opitzens Tode in eine Art von Verzweiflung, und giebt den geſammten Deutſchen den Rath, nur mit zu verzweifeln, ſie ſollten nur alles bleiben laſſen, es ſei doch nichts Würdiges mehr zu beſchreiben. Die Liebe des Jünglings kann ſich in der Maaßloſigkeit gefallen, doch das — Sterbebett gab bekanntlich Flemmingen die höhere Klarheit im Anſchauen des eignen Werths.

So ſcheint es denn, daß alles ſich vereint habe, um Opitzens Leben zu dem glücklichſten Dichterleben zu machen, und er wäre auch gewiß in jeder andern Zeit glücklich geweſen; aber bei dem ſtets ſich wiederholenden Anblick des verblutenden Vaterlands konnte wol kein denkender und fühlender Deutſcher glücklich ſein. Hier half kein Fliehen, kein Augenverbinden; wo er auch ſein mochte, ihm folgte die Erinnerung an die Leiden ſeiner Mitbürger, und je theurer ſie ihm werden mußten durch die Liebe, die ſie ihm in ſo reichem Maaße widmeten, je inniger mußte ſein Mitgefühl werden bei den Wunden des durch ihn verherrlichten Vaterlandes. Die Empfindungen, in welche er in manchen Stellen ſeiner Gedichte ausbricht, ſind immer ächt, ſobald ſie das Vaterland angehen.

§. 5.

Hier iſt keine Weichlichkeit, ſelbſt keine Weichheit; wol aber ſcheint ſie zu walten bei Opitzens Verhältniß zur Liebe und Ehe. Er verſteht ſich im Großen nur auf die Freundſchaft; von der Liebe weiß er manches aus Büchern, einiges durch Ahnung, aber es iſt alles mangelhaft, und ganz erfüllt hat ihn niemals im wirklichen Leden ein Verhältniß dieſer Art. Das möchte nun hingehen, obgleich die Poeſie ſelbſt es dem Dichter nicht hingehen läßt; wenn er aber vollends in ſeinen Gedichten zuweilen wol gar damit ſtolzirt (gern ſagte ich „dicke thut", hätte ich nicht zarte Leſer zu ſcheuen), wenn er über das Misfällige des Eheſtandes das Ordinärſte vorbringt, z. B. laſſe man die Frau zu Hauſe bleiben, ſo ſei ſie verdrießlich, gehe ſie viel aus, ſo werde ſie auch oft geſehen, und gebe zu viel Geld aus, ſei ſie ſchön, ſo erwecke ſie Eiferſucht, ſei ſie häßlich, ſo — u. ſ. w., wenn er, ſage ich, auf dieſem breit getretenen Fahrweg alltäglicher Sinnesart ſich ergeht, dann iſt es noch milde wenn wir ihn in dieſer Hinſicht nur weichlich nennen und bloß behaupten, er habe zum Heirathen keine — Courage gehabt. In der letzten Zeit ſeines Lebens ſoll er mit dem Gedanken umgegangen ſein, eine ſchon bejahrte, unſchöne, ſchlimm beredte Perſon zu ehelichen *); es iſt

---

*) Lepidum quoddam spinturnicium, fuscum, loquax lautet die Beſchreibung in einem Briefe von Buchner vom 22. Aug. 1637.

jedoch zu hoffen, es ſei nur ein vorübergehender Gedanke geweſen, wenigſtens läßt ſich zweifeln, daß ihm eine ſolche Beredſamkeit für ihre anderweitigen Mängel Erſatz habe leiſten können.

§. 6.

Wie wenig übrigens das Zurückziehen, ſelbſt in die entfernteſten Gegenden Deutſchlands, vor den Gräueln des deutſchen Krieges oder vor deſſen Folgen ſchützen konnte, beweiſt Opitz ſelber. Die fürchterlichſte Begleiterin jenes Krieges, die Peſt, war auch nach Danzig gedrungen, ohne daß der Dichter es wußte, oder doch ohne daß er es achtete. Als er aber am 17. Aug. auf der Straße einem peſtkranken Bettler begegnete, dem er mitleidig ein Almoſen reichte, erſchütterte ihn, den Zarten, der damals gewiß nicht ſeltene Anblick ſo ſehr, daß er, in ſeiner Wohnung angelangt, von einem Fieber ergriffen ward, das er anfangs geheim hielt, doch ſchon am zweiten Tage darauf für tödtlich anſah, weshalb er auch zu dem Prediger ſchickte, um ſich zum Tode vorzubereiten. — Warum nicht zu einem Arzt? Dieſe

Frage drängt ſich uns bei der Lektüre alter deutſchen Lebensbeſchreibungen häufig auf. Wir leſen faſt immer nur „er ward krank und ſtarb“; lang dauernde Kränklichkeit war etwas ſehr Seltenes, und Beſuche von Aerzten galten gleichſam nur als eine Formalität, von der der Arme gar nichts wußte, und die der Begüterte meiſt nur ehrenhalber mitmachte. Ueberhaupt ſcheinen die deutſchen Aerzte während des 16. und 17. Jahrhunderts nicht zahlreich geweſen zu ſein und, die unmittelbar mit der Perſon des Fürſten Beſchäftigten ausgenommen, eine nicht ſehr bedeutende Rolle geſpielt zu haben. *)

So finden wir denn alſo auch keinen Medicus, ſondern nur einen Paſtor bei Opitzens Ster-

---

*) Es iſt hier lediglich von den praktiſchen Aerzten die Rede, denn die myſtiſchen Phyſiker und Chemiker, die meiſtens nach dem Stein der Weiſen ſtrebten, galten oft nur zu viel. — Eine Geſchichte der deutſchen Arzneiwiſſenſchaft, ſo wie der vorzüglichſten deutſchen Aerzte fehlt vielleicht noch, oder iſt mir wenigſtens unbekannt.

belager. Dieſer Mann, Albert Niclas, Prediger zu St. Peter, fand in dem Kranken ein eifriges und erhobenes Gemüth, die Tröſtungen des Chriſtenthums zu empfangen. Der Dichter vergoß bei ſeiner Beichte viele Thränen, fühlte ſich aber durch den Zuſpruch ſehr erleichtert und durch das heilige Abendmahl völlig erquickt und beruhigt, ſo daß er auch den Tag darauf früh morgens ſehr ſanft entſchlief. Seine Leiche liegt in der Marienkirche hinter der Kanzel vor der Trinitatis-Capelle, unter dem Stein mit der Zahl 151. Merkwürdig iſt es, daß, einer Nachricht des bekannten Doktor Culmus (Gottſcheds Schwiegervaters) zufolge, während der Belagerung der Stadt 1734, wo fünf und zwanzig Bomben dieſe Kirche durchſchlugen und viele andere Gräber aufwühlten, Opitzens Ruheſtätte ganz unverletzt geblieben iſt. — Wie es in dieſer Hinſicht bei der letzten Belagerung Danzigs 1807 hergegangen iſt, weiß ich nicht zu ſagen, möchte es aber wol erfahren, zweifle auch nicht, daß die wackere Stadt ſehr wohl wiſſen werde, welches vielbedeutenden Mannes Aſche in ihren Mauern ruht.

§. 7.

Nüßler, der dem Dichter mit der innigſten Liebe ſo nahe geſtanden, war der erſte, der durch Niklas ſelbſt eine ausführliche und genaue Nachricht von Opitzens Tode erhielt. Sie verbreitete ſich bald durch ganz Deutſchland, wo ſie nicht bloß mit allgemeiner Theilnahme, ſondern mit einem ſo heftigen Schmerz aufgenommen wurde, als habe man eine Schlacht verloren, oder als ſei das köſtlichſte Kleinod des Vaterlands geraubt worden. Man ſah in ihm weniger den Dichter, als den reflectirenden Geiſt, der die Sprache in neuen Formen zu gehorchen zwingt. Die letzte Beziehung iſt in hohem Grade rühmlich für ihn, und es iſt erfreulich zu ſehen, wie er überall nicht mehr Sylben zählen, ſondern meſſen und wägen mag. Die reflectirende, beſchreibende, und lehrende Poeſie, die heut zu Tage bekanntlich unter ſchwerem Bann liegt, und mehr als billig hintangeſetzt wird, war damals in ihrer Erſcheinung den Deutſchen etwas ganz Neues, und zwar etwas ſo liebes Neues, daß alle darüber einig wurden, gerade ſo etwas hätten ſie immer gewünſcht, aber nie erhalten. Allerdings tritt die Reflexion in den Niebelungen und Minneſängern billigerweiſe nicht beſonders hervor, die Meiſterſänger lehren genug, ſind aber ſelbſt nicht ſehr gelehrt. Hans Sachs hat nicht ſtudirt, (was ein deutſcher Leſer ſelten vergiebt), trägt zwar oft Moral vor, iſt aber im Ganzen zu poetiſch-ſchalkhaft, Rollenhagen zu ſatyriſch, und ein ſolider Deutſcher weiß mit den ſteten Späßen von Mäuſen und Fröſchen nicht viel anzufangen, wie es denn auch mir begegnet, u. ſ. w. Aber Opitz war gerade der rechte Mann für ſie, grundgelehrt, — denn er verſtand nicht bloß die alten Sprachen, und die gangbarſten neuen, ſondern ſogar ungariſch und böhmiſch, er war bei den höchſten Häuptern wohl gelitten, ein Herr in Amt und Würden, ziemlich wohlhabend u. ſ. w. — Und ein ſolcher trat nun unter ſie, beſchrieb ihnen in wohlklingenden Reimen Gegenſtände der Natur, ſchilderte die Schrecken des Krieges, und ſeine Gedanken und Gefühle dabei, die ſie meiſt ſelbſt gehabt hatten, ohne einer ſolchen Sprache mächtig zu ſein, reflektirte über dieſe Empfindungen und brachte einen ſchönen Vorrath von Sentenzen mit über die Standhaftigkeit und Ausdauer im Unglück, und verſchmähte doch auch die kindliche Wehmuth nicht, ohne die wir nun einmal nicht leicht durch die Welt kommen. Wir wollen darüber nicht hochmüthig lächeln, und, obwohl der Poeſie, die *nur im Großen und Ganzen lehren kann*, nichts vergebend, unumwunden geſtehen, was meines Wiſſens noch nicht genugſam zur Sprache gekommen iſt, daß wir Deutſche faſt alle eine natürliche Vorliebe für die ſentimentale und reflektirende Poeſie gleichſam mit auf die Welt bringen. Da ſich damit eine ächte Liebe für die Philoſophie vereinigt, ſo denke ich wollen wir uns derſelben nicht ſchämen, ſondern diejenigen bedauern, welche ſo wenig Philoſophie haben, daß ſie ſich von jener ſentimentalen und reflektirenden Poeſie gar keinen rechten Begriff machen können, und viel zu metaphyſiſchſchwach ſind, um in dieſen „ſüßen Fehler“, wie ihn Quintilian nennen würde, verfallen zu können. Nur ſtehen bleiben ſollen wir dabei nicht, ſondern, wie wir das Recht haben, uns der Wärme zu erfreuen, die Kenntniß des Lichts nicht nur nicht verſäumen, ſondern in ihm leben wollen.

§. 8.

Da lieben und geliebt werden der Kern von Opitzens Leben iſt, ſo bemerken wir mit Wohlgefallen, daß dieſes Gefühl der Verehrung für ihn ſich auch nach ſeinem Tode noch lange erhielt, und daß man ihn ſtets als eine Säule betrachtete, um die ſich die Beſſeren gern zuſammenſtellten. Einzelne Gegner, z. B. ein gewiſſer Eberti, der beſonders des Dichters Charakter und Lebensweiſe läſterte, waren theils zu unbedeutend, theils zu ſchlecht, um durch ihr Geklatſch zu ſchaden, ja ſie halfen wol gar wider ihren Willen, indem ſie der Liebe Veranlaſſung gaben, ſich ſelbſt in ihrer Rechtmäßigkeit zu vertheidigen. In Deutſchland iſt dergleichen ſchmähendes Geſindel zuweilen ſogar als offizinel zu betrachten, damit die Liebe der Beſſeren ſtets rege bleibe und nie ſchläfrig werde.

Wahr iſt's, daß dieſe höhere Regſamkeit ein wenig nachließ, als Hoffmannswaldau und Lohenſtein durch neue blendende Künſte die Deutſchen anlockten. Baute man aber auch für dieſe beiden talentvoll- täuſchenden Geſchmacksverderber einen höhern Dichterthron, ſo ließ man wenigſtens Opitzen den ſeinigen unangetaſtet ſtehen, und brachte ihm ſtets die gewohnten Opfer. Dennoch war es allerdings von Nutzen, daß Gottſched viele Jahre lang keine Gelegenheit vorbei gehen ließ, um die Vorzüge des alten Opitz vor den ſpäteren Schleſiern zu zeigen. Wie er das that, zeigte freilich immer von Geiſtesdürftigkeit, allein in der Sache hatte er doch Recht. So gewann er das Spiel und erlebte die Freude, im Jahr 1739 vor der geſammten Leipziger Univerſität, hohem Adel und reſpectiver Bürgerſchaft, eine grelle, geſteifte Prunk- und

Prachtrede zu Opitzens Ehren zu halten, an der jedoch die Geſinnung zu loben iſt. Noch weiter trieb ein ſchleſiſcher Schriftſteller, K. G. Lindner, den Enthuſiasmus, und zwar bis zum waſſerreichſten Ueberſchäumen, indem er ſämmtlichen ſchleſiſchen Poeten, d. h. allen Leuten, die nur irgend einige Reime auftreiben konnten, die Pflicht einſchärfte, in dem benannten Jahre ihren großen Landsmann zu beſingen. Manchen unter den Aufgeforderten wurde dabei ſehr ängſtlich zu Muthe, Andere verſicherten beſcheiden, ſie wären viel zu geringe, um ſolchen Herrn poetiſch zu feiern. Allein das half nichts, und es ward allen, die ſich zaghaft um die Sache herumſchleichen wollten, die Hölle ſo heiß gemacht, daß ſie ſich doch zuletzt zu etwas poetiſchem Jammer über Opitzens Tod entſchließen mußten. Die Sache endigte glorreich für Lindner, der, im Triumphe, daß ihm dieſes poetiſche Matroſenpreſſen ſo wohlgelungen war, ein dickes „Leben“ Opitzens ſchrieb, dem er einen ungeheuern Kometenſchweif von jenen erbetenen, erſchmeichelten und ertrotzten Gedichten anhängte.

Wer möchte in Abrede ſtellen, daß dieſe Procedur höchſt unbeholfen und närriſch geweſen ſei? wer aber möchte wol auch die Liebe läugnen, die dabei waltete? — Was wird uns in dieſer Hinſicht das Jahr 1839 bringen? Wir wollen hoffen, daß das Unbeholfene und Närriſche möglichſt wegbleibe, daß aber auch die alte treue Liebe ſich unverkürzt werde erhalten haben.

Zweiter Abſchnitt.

Alt-Engliſche Bühnendichter. *)

I. Ben Jonſon.
II. Franz Beaumont und Johann Fletcher.
III. Philipp Maſſinger.
IV. Johann Dryden.
V. Thomas Otway.

---

*) Dieſe Charaktergemälde entſtanden nach Privatvorträgen, die ich während der Frühlings- und Sommermonate der letztverfloſſenen vier Jahre hielt.

L
j
t
i
i
d
R
d
M
ſt
J
ſt
—
n
ſp
ch
ſt
ſp

I.

Ben Jonſon.

§. 1.

Nicht bloß der etwas zweideutige Ruhm, der
en Jonſon als Dichter und Kritiker von den-
nigen, welche ſich als Auserwählte gern gel-
nd machten, ſelbſt in folgenden Jahrhunderten
mer noch zu Theil ward, iſt der alleinige Grund,
n unter den Mitbewerbern Shakſpear's als
n Bedeutendſten zu nennen. Wenn aber die
eihe jener jüngeren Dichter, wenigſtens als
e formalen Nachahmer des unnachahmlichen
eiſters, und gleichſam wie aus Einer Schule
ammend, betrachtet werden kann, ſo ſteht Ben
onſon, mit ſeiner Anſicht und Theorie wenig-
ens, ganz allein, wie mannigfach wir ihn auch
und zwar eben in jenen Stücken, deren Sce-
auf dem klaſſiſchen Boden der alten Roma
ielt — gegen ſeine von dort her und von Grie-
enland geholten Grundſätze und Regeln ver-
ßen ſehn. Bei aller Anerkennung für Shak-
ear's Genie hat Jonſon doch die Form ſeiner

Dramen nicht als gleichfalls durch daſſelbe gegeben und von ihm durchdrungen, mithin als das Angemeſſenſte und Höchſte zu begreifen vermocht. Um ſo weniger konnte er daher jenen minder Begabten verzeihen, daß ſie fortfuhren, auch jene von ihm, dem Tiefbeleſenen, als unkünſtleriſch getadelte Form zum Muſter zu nehmen. Ben Jonſon iſt als engliſcher Dramatiker ganz ohne Nachfolger geblieben, und es iſt wol ſo leicht kein Schriftſteller überhaupt zugleich ſo ſehr über- und unterſchätzt, ja ſelbſt von Seiten des Charakters ſo verunglimpft worden, als eben er. So hat ſich z. B. der neuſte Herausgeber ſeiner Werke, der gründlich unterrichtete W. Gifford, veranlaßt geſehn, der Lebensbeſchreibung des Dichters (1816) noch einen Anhang beizufügen, der die Ueberſchrift trägt: „Proofs of Ben Jonsons malignity from the commentator's of Shakspeare," in welchem er die ſeinem Schützling von jenen Schuld gegebne Böswilligkeit und Tücke, wie früher ſchon (1808) Gilchriſt nicht erfolglos, als falſch und hiſtoriſch unbegründet abzulehnen bemüht iſt. *) Ohne dem

---

*) Unter andern iſt hier in Beziehung zu Shakſpeare Jonſons Klagegeſang auf ſeinen „geliebten" William Shakſpeare gedacht. Der unſterbliche Dichter wird in demſelben nicht nur über alle ſeine Zeitgenoſſen, ſondern ſelbſt über die von Jonſon ſo hoch gefeierten Alten erhoben. Wir erinnern nur an folgende Zeilen:

„Of all, that insolent Greece, or haughty Rome
Sent forth, or since did from their ashes come.
Triumph, my Britain, thou hast one to show,
To whom all scenes of Europe homage owe!
He was not of an age, but for all time!
And all the Muses still were in their prime

„Stammen nicht von Jonſon, heißt es in einer anderen Stelle von Gifford's Vertheidigung, auch jene beiden Namen und Bilder the gentle Shakspeare (der edle und liebenswürdige Sh.) und the sweet Swan of Avon (der ſüße Schwan des Avon) womit als den bezeichnendſten nunmehr zwei Jahrhunderte den großen Dichter vorzugsweiſe grüßen." Dennoch ſoll es derſelbe alte Ben geweſen ſein, welcher deſſen Andenken mit plumpem Spott und nie ruhender Böswilligkeit verfolgte." —

Urtheil des Leſers vorzugreifen, wollen wir unbefangen und einfach dasjenige mittheilen, was uns von Ben Jonſon's Lebensverhältniſſen und den äußeren Umſtänden, unter denen ſeine Werke hervorgingen, bekannt iſt, wie dieſe ſelbſt mit kurzen Worten zu ſchildern und anzudeuten ſuchen, wobei ſich hoffentlich der rechte Geſichtspunkt, Entſchuldigung und Tadel, wie das gebührende Lob dieſes, wenn auch einſeitigen, doch auf jeden Fall bedeutenden Dichters, von ſelbſt finden werden.

§. 2.

Benjamin Jonſon ward 1574 geboren. Schon ſein Großvater, bis zu welchem die engliſchen Lebensbeſchreiber zurückgehn, bekleidete eine der niederen Hofbedienungen unter Heinrich VIII., und auch der Vater unſers Dichters ſcheint auf ähnliche Weiſe angeſtellt geweſen zu ſein. Von dieſem wird uns noch überdies erzählt, daß er während der Regierung der Königin Marie, der evangeliſchen Religion wegen, die er nicht habe verlaſſen oder verläugnen wollen, viel Verfolgung erlitten, daß man ſein Vermögen confiscirt, und ihn endlich ſogar ſeiner perſönlichen Freiheit beraubt habe. Mehrere Jahre mußte er im Kerker ſchmachten, doch vermochte das beſtandene Martyrthum den ungebeugten Mann nur zu einem deſto eifrigern Bekenner und Verkündiger der evangeliſchen Lehre zu machen, ſo daß er nach ſeiner endlichen Befreiung ſich ſogar gänzlich dem geiſtlichen Stande widmete. In wie fern er ſich hier einer längern oder kürzeren Wirkſamkeit erfreut, wiſſen wir nicht anzugeben, doch war es dem wackern Manne nicht beſchieden, ſeinen Sohn Benjamin zu ſegnen, welcher erſt einen Monat nach des Vaters Tode das Licht dieſer Welt erblickte. Nachdem ſeine Mutter gegen zwei Jahr Wittwe geweſen, verheirathete ſie ſich zum zweiten Male mit einem ehrſamen aber wenig vermögenden Handwerksmann (einem Mauermeiſter). Der Stiefvater ſorgte nach ſeinen beſten Anſichten und Kräften für den kleinen Ben, und ſo ſandte man dieſen in ziemlich frühem Alter nach der Schule des Kirchſpiels. Die Fähigkeiten des Knaben entwickelten ſich ſchnell und auffallend, zugleich mit ihnen die beſtimmteſte Abneigung gegen das Handwerk ſeines Stiefvaters, dem man ihn widmen wollte. So vermittelte ein Gönner, den unſer kleiner Gelehrter bereits erworben, daß dieſer die Weſtmünſterſchule beſuchen konnte. Hier wurde der berühmte Camden bald auf den eifrigen und talentreichen Schüler aufmerkſam, und einwirkend. Ben Jonſon hat, was er dieſem vortrefflichen Lehrer an Kenntniſſen und ſonſt verdankt, in der Zueignung ſeines Luſtſpiels Every Man in his Humour und anderweitig ausgeſprochen:

„Camden, most reverend head, to whom I owe
All that I am in arts and all I know“ *)

Dennoch ſcheint mehr der Drang äußerer Verhältniſſe, als die vollſtändige Reife den flei-

---

*) Deutſch ungefähr alſo:

Camden, hochwürdiges Haupt, ich danke deiner Gunſt
Mein Alles, was ich bin im Wiſſen und in Kunſt.

ßigen und im Fleiß glücklichen Jonſon vermocht zu haben, dieſe treffliche Bildungsanſtalt im ſechszehnten, nach andern Nachrichten, ſogar ſchon im vierzehnten Jahre zu verlaſſen. Indeſſen hatte der vorerwähnte Freund (ſein Name iſt nicht bekannt) eine Stelle im St. John Collegium in Cambridge für den Jüngling erwirkt. Ob er ſich ſpäter von ihm zurückzog, oder, durch den Tod dahingerafft, nicht weiter für ſeinen Schützling zu ſorgen vermochte, iſt nicht auszumitteln. Genug, Jonſon ſah ſich genöthiget, nach einem verſchieden angegebenen, aber auf jeden Fall nur kurzen Aufenthalt von der Univerſität in ſein väterliches Haus zurückzukehren, auf jede weitere wiſſenſchaftliche Ausbildung dem Anſchein nach zu verzichten, und ſeinem Stiefvater als Lehrling an die Hand zu gehn.

§. 3.

Von dem, was ſich in dieſer Zeit mit ihm zugetragen, ſind allerlei, zum Theil romanhafte Geſchichten im Umlauf. So ſoll, nach einer Erzählung, Ben Jonſon von ſeinem ehemaligen Lehrer Camden dem berühmten Sir Walter Raleigh als Hofmeiſter empfohlen worden ſein, ſich aber durch übertriebene Strenge, nach Andern durch zu große Nachſicht dieſes Platzes verluſtig gemacht haben. Sein phantaſtiſch toller Zögling ſoll, ſeine Neigung zu ſtarken Getränken misbrauchend, ihn berauſcht gemacht, und in dieſem Zuſtande gänzlicher Trunkenheit ſeinem Vater in einem Korbe als „einen nicht brauchbaren Hofmeiſter“ zurückgeſchickt haben. Nach Andern ihm günſtiger Geſinnten, ſoll er ſein mühſames und ihm widerwärtiges Tagewerk mit Kelle und Dünnſcheibe, den aufgeſchlagnen Horaz und Homer bei ſich liegend, vollbracht, dadurch das Intereſſe und die Theilnahme verſchiedener vermögender Leute gewonnen, und in deren Unterſtützung die Mittel zu ſeiner fernern wiſſenſchaftlichen Ausbildung gefunden haben u. ſ. w. Gifford erklärt jedoch alle dieſe Gerüchte für gleich grundlos, und verſichert, daß er ſo lange bei ſeinem Handwerkzeuge ausgehalten, bis er daſſelbe in völliger Verzweiflung bei Seite geworfen und als Soldat auf und davon, in den Krieg nach Flandern gezogen ſei. Hier vermochte ſein unruhiger Geiſt zwar wiederum nur kurze Zeit auszudauern, doch war es zugleich auch der Tod ſeines Stiefvaters, als äußere Veranlaſſung, was ihn zur Heimkehr vermochte. Dennoch hatte er ſelbſt während dieſer kurzen Zeit ſeines Kriegslebens Gelegenheit gefunden, ſich den Namen eines tapferen Kämpfers zu erwerben, indem er, von der Ruhe des Lagers gelangweilt, ſich (ganz im Geiſt ſeiner geliebten griechiſchen und troiſchen Helden, doch auch in jenen Tagen nichts ungewöhnliches) in den feindlichen Reihen einen Kämpfer aufrief, den angenommenen Streit im Angeſicht beider Heere glorreich ausfocht, und die Rüſtung des überwundenen ſpaniſchen Kriegers, als Beute zu den jauchzenden Waffenbrüdern zurückbrachte. Noch in ſpäteren Jahren ſprach Ben Jonſon gern von ſeinem kurzen Feldzuge, und ſoll oft ſcherzend geſagt haben, daß der Ruf eines braven Mannes, ein Mund voll

Holländiſch und ein leerer Geldbeutel alles geweſen ſei, was er daraus mitgebracht habe.

§. 4.

Als Ben Jonſon nach London zurückkehrte, war er ungefähr neunzehn Jahr. Auf welche Weiſe es ihm in der nächſten Zeit gelungen, dem „bedingenden Drang des Lebens" zu genügen, und denſelben von ſich abzuhalten, iſt nicht bekannt, doch iſt unter mancherlei Erzählungen darüber wol am glaubwürdigſten und wahrſcheinlichſten, daß ſeine poetiſchen Fertigkeiten und ſonſtigen vielſeitigen Kenntniſſe von den ſchon in Ruf ſtehenden dramatiſchen Dichtern werden benutzt und belohnt worden ſein. Um dieſe Zeit ſah ſich Ben Jonſon in Verfolg eines Streits, den er mit einem Herrn vom Range beim Spiel bekommen, in ein Duell verwickelt. Er war ſo unglücklich, ſeinen Gegner zu tödten. Er ſelbſt ward in den Arm verwundet, gefänglich eingezogen und war, wie er oft ſelbſt erzählt haben ſoll, „dem Galgen nah." Unter dieſen Umſtänden gelang es einem katholiſchen Prieſter, der ſich den Einlaß zu Jonſons Gefängniß verſchafft hatte, auf das Gemüth des ſchwermüthigen Jünglings einen immer ſtärkeren Einfluß zu gewinnen und denſelben endlich ſogar zum Proſelyten zu machen. Von dieſer Zeit an, ſagt einer ſeiner zuverläſſigſten Lebensbeſchreiber, ſah ſich Jonſon durch ſeine Feinde von allen Seiten mit Spionen umſtellt, ob nicht vielleicht ein unvorſichtiges Wort Veranlaſſung werde, ihn — der wegen ſeines häufigen Verkehrs mit dem vorerwähnten Prieſter bei der damaligen politiſchen und religiöſen Aufgeregtheit (in den Jahren 1593 — 1594, wo der von dem Fanatiker Kat beabſichtigte Meuchelmord der Königin Eliſabeth noch im friſchen Andenken lebte), ohnehin als Verdächtiger beargwohnt war — des Hochverraths anzuklagen. Durch den Kerkermeiſter gewarnt, deſſen Theilnahme der witzige Gefangene ſich erworben, entging dieſer jedoch allen ihm bereiteten Verſuchungen und Fallen.

Bald erblicken wir unſern Ben nicht allein wieder auf freiem Fuße, ſondern ſogar auf Freierſchöſſen, und im ein und zwanzigſten Lebensjahre bereits als Ehemann. Ein Biograph ſchreibt dem andern die Bemerkung nach, daß über Ben Jonſons Gattin keine weitere Nachricht aufzutreiben, daß dieſelbe jedoch wahrſcheinlicher Weiſe gutgeartet geweſen ſei und ihrem Manne keinerlei Veranlaſſung zu Beſchwerden gegeben habe, welche gute Meinung wir unſerer Seits gern mit dem Schillerſchen Epigramm unterſtützen wollen, welches die am wenigſten beſprochene oder zu beſprechende Frau für die beſte erklärt.

§. 5.

Indeſſen ſcheinen die häuslichen, oder wenn man lieber will, die ökonomiſchen Umſtände unſers Dichters zu jener Zeit nicht allemal die beſten geweſen zu ſein. Das für die damalige Literaturgeſchichte nicht unwichtige und deshalb vielfach angezogene Henslowſche Creditbuch gedenkt unter andern eines Vorſchuſſes von fünf Schillingen. Dahingegen finden ſich etwas ſpäter vier Pfund zwanzig Schilling als Ehrenſold für zwei Stücke notirt, die jedoch nicht einmal dem Namen nach auf uns gekommen *) End-

---

*) Vielleicht war das Luſtſpiel „The case is altered (die Sache hat ſich verändert) eines derſelben Wirklich ſoll dieſes Stück als eine der früheſten Arbeiten unſers Jonſon anfangs nicht unter deſſen Namen geſpielt ſein; auch ſcheint der Ton innigern Gefühls, mit welchem das Verhältniß der beiden Liebenden ſich ausſpricht, eben ſo ſehr als eine gewiſſe Unbeholfenheit den jugendlichen Dichter zu verrathen. So erwiedert z. B. Rachel (die vermeintliche Tochter eines Bettlers dem Abſchiednehmenden Paul auf die Worte:

Thou shalt want nothing (dir wird nichts fehlen)
Rachel „No! is your presence nothing?
I shall want that, and wanting that want all
For that is all to me.

Deutſch etwa: Nichts? iſt dein Hierſein nichts?
Das werd' ich miſſen, und vermiſſend das
Mein Alles miſſen, denn das iſt mein Alles.

Wem käme, wenn er dieſen wahren und natürlichen Ausdruck mit dem geſchrobenen Pathos vergleicht, worin Ben Jonſon namentlich ſeine lich 1596 trat Jonſon mit ſeinem Every Man in his Humour (Jedermann in ſeinem Humor) auf, welches Stück ſich trotz einer dürftig zuſammenhängenden und wenig durchgreifenden Handlung, ſeiner vielen bezüglichen Reden und gelehrten Witze wegen, große Gunſt bei Leuten von ſogenanntem feinen Geſchmack erwarb. Dennoch fühlte ſich Jonſon veranlaßt, ſein Werk zu naturaliſiren, d. h. die Namen zu verändern, die Scene aus Italien nach England zu verlegen, und wahrſcheinlich auch in andern weſentlicheren Dingen umzuarbeiten. In dieſer neuen Geſtalt kam dies Luſtſpiel 1598 auf die Bühne, wie die Sage geht, ſoll auch Shakſpeare eine Rolle darin dargeſtellt haben — und fand theilweiſe großen doch nicht allgemeinen Beifall — wiewol es noch jetzt nicht ganz vom Repertoir verſchwunden iſt. Wirklich ſtehen mehrere Situationen, durch eine glückliche Charakterzeichnung herbeigeführt, in friſcher Lebendigkeit da. So er-

---

ſpäteren Liebende ſich ausſprechen läßt, nicht ein Bedauern mit dem Dichter?

ſcheint z. B. Kitely, ein ehrſamer, gravitätiſcher Kaufmann von Eiferſucht auf ſeine junge Frau ganz und gar beſeſſen, die er jedoch um alles in der Welt nicht merken laſſen möchte, auch nicht merken zu laſſen glaubt, und doch überall auf die thörichtſte Weiſe verräth, als eine ergötzliche Maske. Da iſt es ihm unter andern eben ſo verdrießlich als bedenklich, daß Wellbred, der Halbbruder ſeiner Frau, eine Menge junge Leute bei ihm einführt, ja dieſelben ſogar auffordert, der Dame Kitely, wie der Schweſter des Kaufmanns, Mistreß Bridget, ihre Huldigungen darzubringen. Dennoch hat der Bedrängte nicht den Muth, dem Schwager zu wehren. Wellbreds Humor aber iſt es namentlich auch, einfältige und prahleriſche Geſellen aufzuziehen, wie denn z. B. gleich Maſter Stephan, als ein Tropf vom Lande, und Maſter Mathew, als ein desgleichen aus der Stadt, im Perſonenverzeichniß aufgeführt werden.

§. 6.

In dieſen Gecken und Gimpeln ſind allerdings die Thorheiten der damaligen Jugend und Zeit mehr noch demoraliſirt als verſpottet, ja das letzte vielleicht mit größerer Bitterkeit als Witz. Namentlich kommen die Schöngeiſter und "Versler" übel weg, und in der Art wie Stephan und Mathew ihre Bewerbungen den Damen rhytmiſch zu erkennen geben, ſoll die Manier verſchiedner Poeten lächerlich gemacht werden. Dagegen gewährte Capitain Bobadill, als ein großſprecheriſcher Raufer und doch Feigling, den Engländern neben Piſtol nnd ſogar Falſtaff viel Ergötzen, wie denn auch dem Waſſerträger Oliwer Cob manche, wenigſtens für die damalige Zeit paſſende Witze und beliebte Anſpielungen z. B. über die Feſte und Faſten in den Mund gelegt ſind. Unter Wellbreds Bekannten iſt aber auch der von ihm mehr geſchätzte, — wiewol man das Warum nicht recht begreift — Eduard Knowell. Der Vater deſſelben, welcher ſeinen Sohn für einen Ausbund von Gelehrſamkeit und Fleiß hält, öffnet einen von Wellbred an denſelben gerichteten Brief, und, über den loſen und

äſten Ton erſchrocken, beſchließt er, dem Sohne
chzuſpüren. Sein Vorſatz wird jedoch durch
rainworm, des Vaters Bedienten, verrathen,
r ſich in allerlei Verkleidungen überdies noch
m jungen Herrn und ſeinen Geſellen dienſtbar
zeigt. So richtet er unter andern in dem An-
ge des erſt betrunken gemachten, und dann ſei-
r amtlichen Kleidung beraubten Gerichtsdieners
ormal viel Verwirrung an, namentlich dem ar-
en Handelsherrn Kitely, welchem er gerade in
m Augenblick eine Ladung bringt, vor Gericht
erſcheinen, als derſelbe einen verdächtigen Be-
ch bei ſeiner Frau zu belauern denkt. Indeſſen
eigt die Pein des Eiferſüchtigen immer höher;
on ihr geſtachelt, läßt er ſich zu Cob des Waſ-
rträgers Haus locken, deſſen Frau man der ſei-
igen eben vorher als eine ſchlimme Gelegenheit-
acherin geſchildert hat. Miſtreß Kitely, welche
n Lauf des Stücks gleichfalls eiferſüchtig gewor-
en, will den vermeinten ungetreuen Ehemann
aſelbſt überraſchen. Im lächerlichſten Argwohn
uflodernd treffen beide Gatten nunmehr wirklich

dort zuſammen, und ſagen einander ſchlimme Anzüglichkeiten und Vorwürfe. Während der Zeit entführt Eduard Knowell, deſſen moraliſirender Papa vom ehrenfeſten Kitely als Verſucher ſeiner Gattin gehalten und angeklagt wird, Mistreß Bridget. Wie billig kommt jedoch eines Jeden Schuld und Unſchuld im fünften Aufzuge an den Tag, und alles wird von dem luſtigen Richter Clement, der ein höchliches Ergötzen an des Dieners Brainworm Kniffen und Schwänken an den Tag legt, ins Gleiche gebracht und vermittelt. Mit fröhlichem, doch wol zuweit gehendem Selbſtvertrauen — hat der Dichter dem zuletzt genannten Ehrenmanne folgende Worte als Schluß in den Mund gelegt:

Richter Clement. „Wenn dereinſt unſere Enkel von den luſtigen Abenteuern dieſes Tages hören, werden ſie eine Fabel daraus machen, der — ich zweifle nicht — es weder an Zuſchauern noch Beifall fehlen wird."

§. 7.

Iſt nun zwar keineswegs in Abrede zu ſtellen, daß, indem „jeder Mann in ſeinem Humor“ ſich ſehen läßt, gar mancherlei auf der Bühne vorgeht, ſo müſſen wir doch auf unſern frühern Vorwurf zurückkommen, daß nämlich das Stück mehr aus einer Reihenfolge komiſcher Scenen beſteht, als in dramatiſcher Handlung eine künſtleriſche Entwickelung herbeiführt. Ungeachtet des vielen Raumes, der zum Ausmalen der Charaktere auf Koſten der Intrigue verwendet worden iſt, erregen dieſelben doch ſelten ein wahres Intereſſe, namentlich bleiben die Frauen nur Schatten, und nur Tib, des Waſſerträgers Weib, erſcheint einigermaßen belebt. Im Ganzen aber bleibt — ſelbſt n den komiſchſten Parthieen — Jonſons Scherz mmer geſucht, d. h. man fühlt, daß er etwas Beſtimmtes damit will. Mit einem Worte, ſeiner Poeſie fehlt die Harmloſigkeit und göttliche Kind- chkeit, welche, weit entfernt Lehren geben zu wol- en, indem ſie Welt und Gemüth zurückſtrahlt, m ſicherſten belehrt. Auch iſt in der Anſchauung ben Jonſons die Poeſie keineswegs die Alle redende freundliche Gottheit, noch viel weniger der Kern des Lebens, ſondern wie in der Ausübung das ausſchließliche Beſitzthum Weniger, ſo nur fähig von Auserwählten verſtanden und empfunden zu werden. Unter andern ſpricht er ſich in folgenden Verſen darüber aus.

„Indeed if you will look on poesie,
As she appears in many poor and lame,
Pratched up in remnants and old outworn rags,
Half starved for want of her peculiar food,
Sacred invention, then I must confirm
Both, your conceit and censure of her merit.
But view her in her glorious ornaments,
Attired in the majesty of art,
Set high in spirit with the precious taste
Of sweet philosophy, and, which is most,
Crown'd with a rich traditions of a soul
That hates to have her dignity profaned
With any relish of an eartly thought

**O, then how proud a presence doth she bear
Then is she like herself; fit to be seen
Of none but grave and consecrated eyes."**

Deutſch etwa:

„In Wahrheit, blickt ihr auf die Poeſie,
Wie ſie erſcheint in manchen arm und lahm,
Mit alten abgetragnen Lumpen aufgetakelt,
Verhungert halb, aus Mangel rechter Nahrung
Heil'ger Urſprünglichkeit, dann ſtimm' ich bei
Der Meinung euch im Tadel ihres Unwerths.
Doch ſchaut in ihrem hehren Schmuck ſie nur,
Bekleidet mit der Majeſtät der Kunſt,
Hochſinnig, voller köſtlichen Geſchmack
Von edler Weisheit, und was höher noch,
Gekrönt mit reicher Ueberlief'rung einer Seele,
Die da verſchmäht, durch irdiſche Gedanken
Die angeſtammte Würde zu entweihn;
O, welch ein hohes Antlitz trägt ſie dann,
Dann iſt ſie ſie, und werth, daß einzig nur
Sie tiefe und geweihte Augen ſchaun."

§. 8.

Wir müſſen bekennen, daß unſer Dichter dieſem, wenn gleich einſeitigen, doch edlen poetiſchen Glaubensbekenntniß zu jeder Zeit ſeines bewegten Lebens mit Eifer und Treue mehr oder minder nachzuſtreben bemüht geweſen. So gefiel es ihm meiſtentheils, ſich als moraliſcher Satyriker vorzüglich geltend zu machen, und als ſolchen erkennen wir ihn in ſeinem zunächſt 1599 erſcheinendem Stücke: Every Man out of his Humour „(Jedermann außerhalb ſeines Humors)“ gerne an. Der Dichter erſcheint hier, ſich über ſich ſelbſt und ſein Verhältniß zum Publikum Rechenſchaft ablegend. Indem er ſich ziemlich deutlich als Asper zu erkennen giebt, rühmt er dieſen als einen offenherzigen, freien Geiſt, nachdrücklich und ſcharf im Tadel, den weder knechtiſche Furcht noch Hoffnung auf Gewinn zum Schmeichler irgend einer Meinung machen, oder zurückhalten kann, die Thorheiten der Welt und des Zeitalters zu rügen.

Wörtlich: He (Asper) is of an ingenious and free spirit, eager andc onstant in reproof, without fear controlling the world abuses. One whom no servile hope of gain, or frosty apprehension of danger can make to be a parasite, eather to time place or opinion.“

Im Vorſpiele erklärt der Autor unumwunden ſeine Abſicht, „durch Pillen zu reinigen“ aber auch die Zuſchauer zur Höhe ſeiner ſittlichen Anſicht emror zu heben, auch fordert er dieſelben auf, ihn ſcharf zu beurtheilen.

„Durchſchaut mich recht — nicht eure Gunſt erfleh' ich,
Nur eure Achtſamkeit bewilligt mir,
Und ich geb' euch Geſang, der Hörer werth.“
Look through and through me, I pursue no favour
Only vouchsafe me your attention
And I will give you music worth your ears.

§. 9.

So ergießt ſich denn Asper auch im Tadel über den Unverſtand, 'affectirte

Seltſamkeit, äußere willkührlich angenommene Eigenheit und andere Ziererei des damaligen Modetons, wie es eben Sitte war, Humor zu nennen:

„But that a rook by wearing a pyed feather
The cable hatband, or three-piled ruff,
A yard of shoe-tye, or the Switzers knot
On his French garters should affect a humour
O it is more than most ridiculous."

Dennoch unternimmt Jonſon, die im Schwunge gehenden Thorheiten und Laſter, Geiz, Hochmuth, Lüderlichkeit, Geckerei, Prahlſucht u. ſ. w. unter dieſem Namen zu ſchildern und zu ſtrafen. Sämmtliche Perſonen im Stücke ſind im Verlauf deſſelben einmal in einer Lage, daß ſie entweder zerknirſcht, oder luſtig wüthend bekennen müſſen, „außerhalb ihres Humors" zu ſein. Eine treffliche Luſtſpielidee, aber zu grell, zu ſcharf und ſchartig durchgeführt. Unter andern wird ein Wucherer, der ſich aus Verzweiflung über die bevorſtehende ſegensreiche Ernte gehängt hat, aber noch zur rechten Zeit abgeſchnitten iſt, durch die Vorwürfe geheilt, womit ſein Lebensretter von allen Seiten überſchüttet wird. Ein Eitler ſieht einen andern wiederholentlich in noch neuerm Kleide u. ſ. w. — Ein luſtiger Gedanke iſt es, daß für einen geſchwätzigen Witzbold nur momentane Heilung möglich — ſo lange demſelben nämlich der Mund verſiegelt iſt. Aber trotz ſeiner vielen komiſch ergötzlichen Auftritte, müſſen wir den Mangel an innerem Zuſammenhange einer durchgreifenden Intrigue, kurz: wahrhaft organiſchen Lebens an dieſem Luſtſpiele noch mehr als an dem vorhergehenden rügen. Deſſen ungeachtet ſcheint der Autor dieſen von ihm eingeſchlagenen Weg für den richtigen gehalten zu haben, denn mit großer Sicherheit läßt er ſich von Mitis und Cordalus, die gewiſſermaßen außerhalb des Stücks ſtehend eine Art Chor bilden, vermittelſt welcher der Dichter ſich und ſein Stück angreift, durch Plautiniſche und Ciceroniſche Sentenzen rechtfertigen. Gegen andere Bühnendichter, wie gegen das Publikum ſelbſt, müſſen ſie die Perſiflage ausſprechen: Der Plan dieſer Komödie hätte freilich anders angelegt ſein ſollen! „Hätte es nicht von einem Herzoge handeln können, der ſich in eine Gräfin verliebt, die ihrer Seits dem hoffnungsvollen Sohn deſſelben ihr Herz geſchenkt, während der Prinz das ſeine an das Kammermädchen der Lady verloren, die denn, um die Liebſchaften recht gehörig zu durchkreuzen, in irgend einen bäuriſchen Tölpel oder Bedienten hätte vernarrt ſein können" u. ſ. w.

§. 10.

Während die beiden genannten Herren ihr kritiſches Amt in dieſer Art während des Stücks verwaltet haben, kommen ſie doch am Schluß deſſelben dahin überein, das Urtheil dem Publikum überlaſſen zu wollen, dem, wie Cordatus ſagt, freilich die letzte Entſcheidung einmal zuſtehe. Mitis erwiedert: „Wohlan, Gentlemens, wenn es ſich ſo verhält, kann ich nur meiner Wege gehen, um derſelbe, welcher ich erſt war, (Asper im Vorſpiel) zu euch zurückzukehren." Er verſpricht ferner, bei der verkündeten Wiederkunft gleichfalls außerhalb ſeines tadelnden und abſprechenden Humors zu ſein. „Zwar, ſchließt er endlich, bitt' ich nicht um Gottes wegen mir euern Beifall aus, wollt ihr aber denſelben unſerm Stück in der Güte eines Wohlgefallens ertheilen, ſo wird ſelbſt der magere Herr Macilente vor Vergnügen darüber ſo fett werden als Sir John Falſtaff." Dieſer Macilente, deſſen Charakter gleich dem der Uebrigen mit in das Perſonenverzeichniß aufgenommen, und der einem Spötter Veranlaſſung zu der Behauptung gegeben, der „ehrliche Ben Jonſon habe, ihm ſelbſt unbewußt, ſein eignes Bild portraitirt," iſt folgendermaßen beſchrieben: Macilente A man well parted a sufficient scolar and travelled, who wanting that place in the worlds account, which he think capable of, falls into such an invious apoplexy, with wich his judgement is so dazzled and distasted, that he grows violently impatient of any opposite happiness in an other. “

Zu Deutſch:

Macilente, ein gereiſter, wohl befähigter Mann von guten Studien, der aber in der Anerkennung der Welt nicht den Platz findet, zu dem er ſich berechtigt glaubt, überläßt ſich einem ſchwarz gallichten Humor, durch welchen ſein Urtheil ſo verblendet und ekel wird, daß er ſich über jeden glücklichen Erfolg der den ſeinigen entgegengeſetzten Beſtrebungen heftig entrüſtet.

Wir finden nirgend erwähnt, daß dem eben beurtheilten Luſtſpiele bei ſeiner erſten Erſcheinung großer Beifall geſpendet ſei, doch war das durch Jonſon faſt angefahrene Publikum genugſam eingeſchüchtert, um wenigſtens ſeinen Tadel nicht laut werden zu laſſen, zumal da doch manche Kritiker und Krittler in die Poſaune des Lobes ſtießen. Auch möchte der Umſtand, daß der Dichter überhaupt wagen durfte, eine ſolche Sprache zu führen, ihm eine hohe Stelle und Anerkennung in der öffentlichen Meinung verbürgen. Ueberdies erzählt Davies ausdrücklich, daß die Königin Eliſabeth „angezogen durch den Ruf des

Autors“ die erſte Vorſtellung von Every Man out of his Humour mit ihrer Gegenwart beehrt, und ſich gegen jenen „gütig“ bezeigt habe.

§. 11.

Die empfangene Gunſt begeiſterte im Jahr 1600 Jonſon zu einem neuen Stück: Cyntia's Revels, or the Fountain of Self-Love (Die Feſte der Cynthia oder die Quelle der Selbſtliebe) eine Allegorie, in welcher die Sitten und Unſitten der Hofleute perſiflirt, und Eliſabeth mitunter ziemlich lächerlich, aber, im Geſchmack der Zeit, als Diana gefeiert ward. Doch iſt ſehr die Frage, ob die „jungfräuliche“ Königin, wie gern ſie immer ſich namentlich als ſolche verherrlicht ſehen mochte, ſich mit den Verſen befreundet habe, die ſelbige als ſtandhafte Jungfrau zwar, aber mit — — — grauen Haaren bezeichnen: „Obdurate virgin the hoary - headed Cynthia of Whitehall.“

Das Stück iſt voller Beziehungen und Anſpielungen, welche uns jetzt nicht mehr verſtändlich ſind. Doch hat der Dichter ſein Credo über den Begriff eines Kritikers darin niedergelegt. Cupido und Hermes, welche ſich als Pagen verkleidet haben und die auftretenden Perſonen im Vorſpiel beſchreiben, kommen auch auf den unter denſelben befindlichen Kritikus. Zuvörderſt wird er als ein Weſen von dem liebenswürdigſten und vollkommenſten Naturell hingeſtellt, in welchem Kräfte und Neigungen ſich aufs beſte treffen und tragen:

„Cupido. His name Hermes?

Hermes, Criticus. A creature of a most perfect temper: one in whom the humours and elements are peaceably met without emulation of precedency, he is etc.“

Es folgt ein langes Verzeichniß deſſen, was er iſt und nicht iſt, woraus die Folgerung gezogen wird, daß offenbar die Natur mehr als einen gewöhnlichen Menſchen erſchuf, als ſie den — Kritikus werden ließ „In all so composed and ordered as it is clear Nature went about some full work, she did more than make a man when she made him.“

§. 12.

Um dieſe Zeit finden wir Jonſon mit mehreren andern Dichtern, mit denen er früher befreundet und zu mancherlei Arbeiten verbunden war, in verſteckter und offenbarer Gegnerſchaft. In dieſer richtete er allerlei polemiſche Verſe gegen ſie wie gegen das Publikum. Auch ſollen folgende Aeußerungen aus dem Vorſpiel zu Every Man out of his Humour nicht geradezu bloß im Allgemeinen gemeint geweſen ſein:

„O how I hate the monstrous use of time,
Where every servile imitating spirit,
Plagued with an intching leprosy of wit,
In a mere hating fury strives to fling
His ulcerous body in the Thespian spring
And straight leaps for a poet, but as lame
As Vulkan“ etc.

Deutſch etwa:

Wie iſt der arge Brauch der Zeiten mir verhaßt,
Wo jeder knechtiſch nachahmende Gaſt,
Der, heimgeſucht von waſſerſücht'gem Witz,

Im Theſp'ſchen Karren haſtig toll ſucht Sitz,
Und ſtracks als ein Poet hüpft in die Welt;
Doch wie Vulkanus lahm.

Möge dies auf ſich beruhen, doch Jonſon erzählt uns ſelbſt anderswo, daß er von vielen ſeiner Kunſtgenoſſen, ſeines beſſern Könnens, Gelingens und Habens wegen, beneidet und angefochten ſei, daß man beabſichtigt, ihn in den Augen des Publikums lächerlich zu machen, und daß er daher jenen miswollenden Dichterlingen mit ſeinem „Poetaſter“ zuvorgekommen ſei, welchen er innerhalb 15 Wochen geſchrieben habe. Dieſes Stück erſchien 1601 (The Poetaster or his Arraignment); aber obgleich die Scene in die alte römiſche Welt verlegt war, und vom Kaiſer Auguſtus an meiſtentheils hiſtoriſche Perſonen darin auftreten, ſo hatte Jonſon doch ſo viel Eigenthümlichkeiten ſeiner Gegner, Stellen aus ihren Schriften, wie Gewohnheiten und Unarten ihrer Lebensweiſe darin zu verflechten, ja auch die Schauſpieler zu bewegen gewußt, in Geberde und Kleidung dergleichen Perſönlichkeiten durchblicken zu laſſen, daß man unter andern in Crispinus Marſton, in Demetrius aber Decker erkannte. Beide verleumden den Horaz beim Cäſar Auguſt, und werden, entlarvt, mit Nieswurz und durch eine andere noch weit widriger wirkende Wurzel beſtraft.

§. 13.

Horaz ſagt:

„Please it great Caesar I have pill about me
Mixt with the whiles kind of hellebore
Would give him a light vomit that should purge
His brain and stomach from those tumorous heats:
Might I have leave to minister unto him.“

Einem prahleriſchen Zweizüngler, Hauptmann Pantilius Tucca — auch lange nachher eine der gerngeſehenſten komiſchen Maſken der engliſchen Bühne — wird zur Strafe eine Geſichtslarve vor den Kopf gethan, denn Auguſtus befiehlt:

„Lictor gag him! do!

And put a case of vizard o'er his head
That he may look bifronted as he speaks."

Auch iſt die aus dem Horaz entlehnte Scene, wo Criſpinus als ſeichter Schwätzer und Reimbold den Dichter ängſtigt, und auf keine Weiſe los zu werden iſt, ſehr luſtig zur Erſcheinung gebracht. Ueberhaupt ſcheint es Jonſon darum zu thun, die Quinteſſenz ſeiner Beleſenheit in den alten Poeten und Philoſophen in dieſem Stück hier und da zum Beſten zu geben, ſo z. B. in der Liebesſcene zwiſchen Ovid und Julia, in welcher der erſte ſich über ſeine Verbannung wie kaum ein Höfling Ludwig des Vierzehnten vernehmen läßt. „Verbannt vom Hofe! „laßt mich vom Leben verbannt ſein!" ruft er aus.

„Banish'd the court, let me be banish'd life
Since the chief end of life is there concluded.
Within the court is allt he kingdom, bounded
And as her sacre sphare doth comprehend
Then thousands times so much, as so much place
In any part of all the empire else;

So every body mooving in his sphere
Contains ten thousand times as much in him
As any other her choice orb excludes.“

Nachdem Ovid noch eine Weile ſo fortgejammert, nicht ganz ſo rührend wie er ſpäter in Tomi (doch gewiß nicht um Julia und den Hof) gejammert hat — erinnert er ſich endlich doch ſeiner Liebe, und äußert ſich verbindlich, daß, wie der Hof der Inbegriff von Roms Herrlichkeit, Julia der Inbegriff von des Hofes Herrlichkeit ſei.

„The court abstract of all Roms decent
And my dear Julia the abstract o' the court.

§. 14.

Jetzt erſcheint Julia am Fenſter, ſie allegoriſirt anfangs, weil ſie hoch und Ovid jetzt auch im Raume niedrig ſteht, über ihr Geſchick, dann aber zeigt ſie ſich in Cicero's tusculaniſchen Quäſtionen wohl beleſen, und indem ſie von Ovid verlangt, daß er die Arme zu ihrem Empfange ausbreiten ſoll, ſucht ſie ſich mit den von dort herſtammenden metaphyſiſchen Gründen auf den

möglichen Fall des Todes zu tröſten: „If the forms I hold
Now in my soul, be made one substance with it
That soul immortal and the same this now
Death can 'not raze th'o affects she retaineth
And then may she be any where she will etc.

Ovid iſt aber als Poet natürlich noch viel beſeſener; er bittet die Geliebte, den Sprung ja nicht zu wagen, da die Hoffnung eines ſchnellen Todes und eines künftigen Lebens nichts weniger als verbürgt ſei.

„O stay, my love, the hopes than dost concive
Of thy quick death and of thy future life
Are not authenticall etc. *)

---

*) Ich zweifle, ob ſich dies Wort (authentical) jemals komiſcher ausgenommen habe, als an dieſem Orte. — Uebrigens iſt die dem Ovid hier aufgetragene Rolle nicht befremdend. Er galt nun einmal für ein ſehr großes, aber auch ſehr gottloſes Genie.

Es folgen allerlei ſpitzfindige Philoſopheme, und endlich ſchließt er, wie ein ſogenannter Epicuräer, daß es die beſte Weisheit des beſchränkten Menſchen ſei, den Thorheiten ihres Fleiſches nachzuſehn und nachzugeben.

„The truest wisdom silly men can have
Is dotage on the follies of their flesh.“

Wie viel falſcher Pathos in dieſem Liebesgeſpräch auch herrſcht, ſo iſt doch ein gewiſſer Schwung darin, und beſonders durch Julia's Mund die Troſtloſigkeit unglücklicher heidniſcher Liebe nicht ohne Wahrheit ausgeſprochen.

§. 15.

Der „Poetaſter“ ſoll theilweiſe mit großem Applaus aufgenommen ſein, von der andern Seite aber auch einen vielfältigen Anſtoß gegeben haben. Außer den beſonders Betheiligten ſoll der Stand der Krieger und Rechtsgelehrten ſich angegriffen gefühlt haben, und einige Schauſpieler ſogar gegen Jonſon klagbar geworden ſein, daß er ſie zu anſtößiger Darſtellung verleitet. Um die Gemüther zufrieden zu ſprechen, dichtete unſer Ben einen entſchuldigenden neuen Prolog, der aber nur ein Mal geſprochen ſein ſoll. Ueberall ſcheint jedoch das gute Verhältniß bald wieder hergeſtellt zu ſein, denn nicht lange nachher ſehn wir Jonſon und Decker wieder in gemeinſchaftlicher literariſcher Beſchäftigung. Ueberhaupt glauben wir, von Jonſon das Urtheil fällen zu können, daß Haß und Feindſchaft bei ihm ſchnell verloderten, während ſeine Freundſchaft aufrichtig und dauernd war, *) wenn auch ſein gallich-

---

*) Wir können bei dieſer Gelegenheit nicht umhin, des Verhältniſſes Jonſons zu ſeinem ehemaligen Bedienten Richard Broom zu gedenken. Dieſer, ein offner und gewandter Kopf, hatte ſich durch Umgang und Unterricht ſeines Herrn gleichfalls zum dramatiſchen Schriftſteller gebildet. Jonſons Feinde haben nicht ermangelt — wie man ihn überhaupt gern durch Erinnerung an ſeinen frühern Handwerkerſtand lächerlich (!!) machen mochte — demſelben unter dem Bilde eines Altgeſellen, der ſich den Handlanger zuzuziehen weiß, verrufen zu machen. (Auch Schlegel deutet auf ein ſolches Verhältniß, doch nur mit gewohntem behaglich gelindem Witz). Schlimmer beſchuldig-

ter Humor ihn ſelten oder nie dazu kommen ließ; reine Freude am Freunde zu haben und mit Liebe deſſen Superiorität anzuerkennen. Während ſo ſein literariſcher Ruf wuchs, fanden zugleich Jonſons geſellige Talente von allen Seiten mehr Anerkennung; er wurde ein geſuchter Geſellſchafter, und der ſplendide König Jakob ſein beſonders wohlwollender Schützer. Ungefähr um dieſe Jahre hielten auch die Dichter jener

---

ten ſie ihn nachmals, über den Beifall, welcher einigen von Broom's dramatiſchen Arbeiten zu Theil ward, neidiſch geworden, ſich mit demſelben erzürnt und ihn mit Erbitterung angegriffen zu haben. Wie grundlos jedoch auch dieſe Behauptung ſei, ſieht man unter anderm aus den empfehlenden Verſen, welche Ben Jonſon, kurz nachdem ſein eignes Stück „The new Inn" durchgefallen, vor Broom's „The Northern Lass" ſetzte. Nach ſeiner gemeſſenen Art mißt er freilich auch dem Werke Lob und Beifall zu; doch nennt er ſeinen Richard „den alten treuen Diener, der durch bewährtes Verdienſt und ſtandhafte Tugend längſt ſein geliebter Freund geworden ſei."

Zeit ihre berühmten frohen Gelage in „der Meerjungfrau,“ und es iſt ausdrücklich aufbehalten, daß hier die Mishelligkeiten zwiſchen Shakſpeare, Fletcher, Beaumont — und andern mit unſerm Ben in literariſche Händel Verwickelten ausgeglichen ſeien. Dennoch ſah ſich Jonſon 1602 aufs neue, und zwar diesmal in politiſchen Klagen genannt und beſchuldiget. Der Satiromastix, ein von Marston und Chapman gemeinſchaftlich verfaßtes Stück, über deſſen verletzende Anſpielungen die Schotten durch Jakob Murrey bei der Regierung Beſchwerde führten, hatte eine Verhaftung der genannten Autoren zur Folge, und im liebenswürdigen Eifer der Freundſchaft ſtellte ſich Jonſon von ſelbſt ins Gefängniß, weil er den Entwurf des Stücks gekannt, und an Plan und Ausführung Theil genommen habe. *) Dieſe Angelegenheit ſcheint große Theilnahme erregt und die übertriebenſten Gerüchte in Umlauf gebracht

---

*) Es ſoll eine ziemlich ungeſchickte, ſchwerfällige Nachahmung des Poetaſter geweſen ſein.

zu haben. So ward z. B. als gewiß behauptet, daß dem tapfern Jonſon Naſe und Ohren abgeſchnitten, von Andern, daß ihm die Hand vom Henker abgehauen und durch denſelben verbrannt werden, nach welchen türkiſchen und barbariſchen Strafen er dann erſt das Leben verlieren ſollte. Jonſon ſelbſt erzählt, daß ſeine Mutter ihm, dem doch ziemlich bald in Freiheit Geſetzten, Gift gezeigt habe, welches ſie entſchloſſen geweſen, ihm, wenn das Gerücht ſich beſtätiget hätte, im Gefängniß zuzutrinken, den Sohn und ſich vor dieſem entehrenden Looſe zu retten, und ihm ihrerſeits zu beweiſen, daß ſie kein Schuft (no churl) ſei.

§. 16.

Bald nachher (1603) brachte Jonſon ſeinen revidirten Sejanus auf die Bühne, in welchem Trauerſpiele Shakſpeare eine Rolle übernommen, ja an deſſen Ausarbeitung er ſogar ſelbſt Hand gelegt haben ſoll. Wir bekennen, daß wir nach der Durchleſung des Jonſonſchen Sejan dieſem viel verbreiteten Gerücht nicht fürder haben

Glauben beimeſſen können, denn abgeſehn, daß ſich nichts von Shakſpear's die Geſchichte verklärendem Geiſte darin entdecken läßt, ſind die Spuren von Bens, unter mächtiger Beleſenheit ſchwer dahin wandelnden Schöpfertritten faſt jeder Zeile aufgedrückt. Wenigſtens dürfen wir, ohne zu übertreiben behaupten, daß faſt keine Rede und Begebenheit vorkommt, welche nicht mit einem Citate aus dem Tacitus, Salluſt, Cicero, Sueton, Juvenal und andern klaſſiſchen Heroen in unten ſtehenden Noten belegt wäre. Aber trotz dieſer hiſtoriſchen Treue, des Koſtüms, und ſogar trotz einzelner ächt römiſcher Züge, gelingt es dem Dichter nicht, den Geiſt des Zeitalters und der geſchilderten Begebenheiten zu beſchwören, ſein Stück bleibt eine ſchwerfällig dialogiſirte Geſchichte. Eben ſo fehlt, obgleich gegen die Würde des tragiſchen Tons nicht eigentlich verſtoßen iſt, doch der großartige Schwung, den das Trauerſpiel nicht entbehren kann, und ſein matter Schluß, daß, wen der Morgen groß ſah und hoch, vor Abend oft niedrig und arm ſelig dahin geſtreckt liege, mahnt an mittelmäßige Predigten.

„For whom the morning saw so great and high
Thus low and little fore the even doth lie.“

§. 17.

Daſſelbe Lob, wie denſelben Tadel müſſen wir über den 1611 erſchienenen „Catilina“ ausſprechen, der auch gleich anfangs keinen ſonderlichen Beifall fand, und ſich nur durch viele Bemühung des Dichters, welcher durch die eben vorangegangnen Luſtſpiele: „der Fuchs“ „das ſtumme Mädchen“ und „der Alchymiſt“ im Zenith ſeines ſchriftſtelleriſchen Ruhmes ſtand, ein mühſames Leben friſtete. Zwar iſt im erſten Akt des genannten Stücks ein größerer Aufſchwung ſichtbar, der zweite ſtreift mitunter faſt an das Luſtſpiel, und das Ganze erſcheint und endet, als ſei es nach den Akten eines intereſſanten Prozeſſes in Geſprächsform gebracht. Auch iſt der Mangel an Schonung zu rügen, mit welcher der Dichter Verbrechen und Sünde in ihrer widerlichen Nacktheit aufdeckt, und vor allen andern Arbeiten Jonſons können wir uns bei den Trauerſpielen veranlaßt fühlen, an Wilhelm Schlegels Ausſpruch zu denken, daß dieſelben mit Mühe hervorgebracht ſeien und Arbeit machen, ſie zu leſen. Obwol wir Jonſon in der Sphäre des Luſtſpiels mehr Beobachtungsgeiſt als Phantaſie, und einen einſeitigen Humor, oder vielmehr nur Verſtandes- und Ideenwitz zuerkennen können, ſo iſt doch nicht zu leugnen, daß er ſich in demſelben weit mehr als im Trauerſpiele in ſeinem Elemente befindet. Auch wußte er ſich jetzt hier immer glücklicher zu concentriren. Beſonders iſt der in fünf Wochen vollendete „Fuchs“ oder „Volpone“ von Seiten der Anlage am meiſten zu loben, und auch die Ausführung des Hauptgedankens ſchreitet in friſcher Lebendigkeit vor. Jonſon hat ſelbſt den Inhalt des Stücks folgendermaßen angegeben:

„Volpone childless, rich, feigns sick, despaires
Offers his state to hopes of several heirs,

Lies languishing: his parasite recives
Presents of all, assures deludes; then waves
Other cross plots, wich by them selfes are told
New tricks for safety are sought; they thrive: when bold
Each tempts the other again, und aull are sold.“

Deutſch ungefähr:

Reich, kinderlos, ſtellt ſich Volpone krank,
Sein Geld und Gut hofft mancher Freund als Dank,
Dieweil er ſchmachtend liegt, will jeder ihm gefallen.
Von allen nimmt ſein Mosca, ſchmeichelt allen,
Da werden Ränke kreuz und quer geſponnen,
Sich ſelbſt entdeckend, neu zur Sicherheit erſonnen,
Und jeder geht caput, im Wahn: er hat gewonnen.

§. 18.

Schade daß die poetiſche Gerechtigkeit zuletzt die Polizei zu Hülfe nehmen muß, und durch die Publikation des kriminaliſchen Urtheils nichts weniger als ein rein luſtiges Ende herbeigeführt wird, welches, wie uns dünkt, ſich hätte vermeiden laſſen, wenn etwa eine verliebte Intrigue als Motiv gebraucht wäre, ſtatt daß Jonſon in ſeiner Sprödigkeit alles auf Gaunerei hinauslaufen läßt. Sonſt iſt es höchſt ergötzlich, wie Volpone unter dem Schein eines todtkranken und hinfälligen Mannes Geſchenke und Abtretungen aller Art erwirbt, wie er, von dem argliſtigen Diener Mosca verleitet, den tollen Scherz immer weiter treibt, und, ſich todt ſtellend, ſeinen Spaß an den Verwünſchungen hat, welche die in der Hoffnung der Erbſchaft Betrogenen über ihn ausſchütten. Aber die Strafe folgt nach, denn Mosca, der nach ſeinem Teſtamente die Verlaſſenſchaft haben ſoll, ſetzt ſich unverzüglich in den Beſitz, und will von einem lebendigen Volpone mit nichten etwas wiſſen. Außer den wirklichen Verdienſten des Stücks, erwarben ihm aber auch viele örtliche und zeitgemäße Bezüglichkeiten die allgemeine Gunſt, und wir haben noch mehrere Lobgedichte, welche deſſen Inhalt und Erfolg höchlich preiſen. So beſingt z. B. John Fletcher ſeinen Freund bei dieſer Gelegenheit:

Forgive thy friends; they would, but can not praise
Enough thy wit, art, language of thy plays,
Forgive thy foes, they will not praise thee: Why?
Thy fate has thought it best they should envy
Faith, for thy Fox's sake forgive then those
Who are not worthy to be friends nor foes,
Or, for their own brave sake let them be still
Tools at they mercy and like what they will.

Deutſch etwa:

Vergieb, wenn Freunde wollend nicht vermögen,
Ihr Lob genugſam an den Tag zu legen
Für deiner Spiele Sprache, Witz und Kunſt;
Verzeih des Feinds Nicht-wollen, da die Gunſt
Des Schickſals nur ſie dir ließ Neider fallen,
Verzeih um Meiſter Fuchſens willen allen,
Die gleich unwürdig Freund' und Feinde wären,
O laß ſie ferner ihnen ſelbſt zu Ehren
Als deine Narr'n auf eig'ne Hand es treiben,
Und was ſie wollen lieben oder ſchreiben.

Noch vor dem glänzenden Erfolg dieſes Luſtſpiels war Jonſon von Seiten des Hofes mit der Verfertigung ſogenannter Masken, allegoriſcher Gelegenheitsgedichte, welche damals ſehr beliebt waren und vorzugsweiſe bei Hoffeſten aufgeführt wurden, beauftragt, mit welchen man, wie er erzählt, hohe überſeeiſche Gäſte bewirthen wollte. Er beendigte dieſe Arbeit ſo ſehr zur Zufriedenheit ſeiner hohen Gönner, daß wir ihn nun ſehr oft auf dieſe Weiſe beſchäftigt und reichlich dafür belohnt ſehen. Jonſon ließ ſich das Letztere als ein das Leben vielfach beanſpruchender Dichter gern gefallen, obgleich ihm die Geringhaltigkeit jener meiſt auf Beſtellung gelieferten Productionen, oder doch jener Gattung von Gedichten überhaupt nicht entging. Und ſo ließ er, gleichſam ſich ſelbſt parodirend, ſeinen Masken die Anti-Masken folgen, worin er jene erſten mit Witz und Laune verſpottete.

§. 19.

Wie ſehr wir aber auch Jonſon jetzt durch die Poeſie beſchäftigt finden, hören wir doch auch, daß er ſich viel mit dem Studium religiöſer wie kirchlich polemiſcher Schriften zu ſchaffen gemacht habe. „Als Ergebniß dieſer eben ſo rückſichtloſen als gewiſſenhaften Forſchungen, ſagt Drummond, ſehen wir Jonſon zur evangeliſchen Kirche zurücktreten, und ſeine Ueberzeugung hatte eine ſolche Innigkeit gewonnen, daß er bei der erſten Abendmahlfeier, wo nach langer Zeit ihm wiederum der Kelch vergönnt ward, dieſen ganz ausleerte.“ — Unangefochten von den Verläumdungen ſeiner Feinde, welche ihn unter andern auch beſchuldigten, ſich im „Fuchs“ verſchiedne beißende und ehrenrührige Ausfälle gegen ſeinen Freund und Wohlthäter Sutton erlaubt zu haben, verfolgte Jonſon die mit Glück betretene Bahn. 1609 erſchien Epicoene oder das ſtumme Mädchen, ganz in Proſa. Ein Luſtſpiel, welches die Landsleute ſehr ergötzte, und außerdem ins Franzöſiſche, Portugieſiſche und Deutſche, und zwar in das letztere ſogar von Ludwig Tieck überſetzt ward. (Siehe deſſen poetiſches Journal.) Wir können uns unter dieſen Umſtänden erlaſſen, den Inhalt näher anzugeben, doch mögen — bei manchen an Grauſamkeit ſtreifenden Härten — die vielen luſtigen Situationen und Charaktere billig anerkannt werden, wie auch ein raſcheres Fortrücken und friſcheres Ineinandergreifen der Handlung, als kaum in irgend einem andern Stücke Jonſons ſichtbar iſt. Man war nicht kalt gegen daſſelbe, und nebſt vielen Andern feierte auch Francis Beaumont den trefflichen Charakteriſtiker Jonſon in nachſtehendem Lobgedicht:

On the silent woman:

„Hear you bad writers, and though you not see,
I will inform you, where you happy by:
Provide the most malicious thoughts you can
And bend them all against some private man
To bring him, not his vices on the stage,
Your envy shall be clad in some poor rage,
And your expressing of him shall be such
That he himself shall think he has no touch,
Where he, that strongly writes; although he mean
To scourge but vices in a laboured scene
Yet private faults shall be so well exprest
As men do act them, that each breast
That finds these in itself shall say,
He meant me, not my vices in the play.

Dem Sinne nach:

Hört zu ihr Sudler, wenn ihr euch nicht ſeht,
Lehr' ich den Weg, durch den ihr noch beſteht:

Schafft die böswilligſten Gedanken an,
Pfropft allzumal ſie dann auf einen Mann,
Bringt ihn, und nicht ſein Laſter auf die
Bühne,
Daß neuer Neid ſich ärmlich alſo ſühne,
Wie ihr im Ausdruck euch und Bilde müht,
Mit nichten Einer auf ſich ſelbſt es zieht;
Wenn wer mit Nachdruck ſchreibt, und will
er ſchon
Kunſtreich in Scene ſetzen nur des Laſters
Hohn,
Jedwedes Fehl vor Augen hell ihm ſcheint,
Er ſchlägt die Bruſt und ſagt: Mich hat das
Spiel gemeint.

Neu befeuert durch dieſe Anerkennung von Kunſtgenoſſen und Publikum gab Jonſon ſchon im darauf folgenden Jahre 1610 „den Alchymiſten.“ Auch dieſes Luſtſpiel fand große Gunſt, und die drei letztgenannten Stücke wurden, ohne ſonderlichen Widerſpruch zu erfahren, als durchaus unübertroffen(!!) in folgendem Reime geprieſen:

„The Fox, the Alchimist and silent woman
Done by Ben Jonson, and out done by no
man.“

§. 20.

Können wir ſchon, namentlich in Beziehung auf den Alchymiſten, jenem ungemeſſenen Lobe nicht beiſtimmen, ſo iſt das dazu aufgewandte Talent doch immer höchſt ſchätzbar, wie es denn dem Stücke gewiß jeden Falls zum Ruhm gereicht, daß die Betrieger wie die Geneckten und Betrogenen nur lächerlich erſcheinen. Uebrigens waren jener Aberglaube und dieſe Thorheiten in Jonſons Zeit heimiſch und deshalb auch die Adeptenſprache, in der der Dialog meiſtentheils geführt wird, allgemeiner verſtändlich, woher ſich denn das größere Intereſſe dafür leicht erklärt. Die zum mindeſten kalte Aufnahme, welche, wie ſchon geſagt, Catilina im nächſten Jahre erfuhr, ſcheint unſern Dichter etwas verſtimmt zu haben; wir hören, daß er zu ſeiner Aufheiterung und Stärkung eine Reiſe nach dem Feſtlande unternommen. Wohin ſich dieſelbe zunächſt und überall gerichtet, und wie lange ſie gedauert, iſt nirgend erwähnt, und nur das Eine iſt aufbehalten, daß Jonſon 1613 von dem Cardinal Perron zu Paris ſehr gütig und ausgezeichnet aufgenommen worden. Zwar verbreiteten ſeine Gegner ſpäterhin, daß der Dichter dieſe Gunſt verſcherzt habe und nichts weniger als gnädig entlaſſen worden, da er in ſeiner brittiſchen Freimüthigkeit — die ihm die Widerſacher freilich als aus ſeiner frühern gemeinen Erziehung herſtammende Unſitte aufrückten — die von dem Prälaten verfaßte Ueberſetzung des Virgil unumwunden getadelt. — Jonſons Lebensbeſchreiber findet ſich hiebei beſonders veranlaßt, ſeinen Helden zu vertreten, und viele Beweiſe für ſeine gute und feine Lebensart beizubringen. Er fügt hinzu, daß die Feinde und Neider des würdigen Ben nur jede Gelegenheit ergriffen hätten, um ihn an „ſeine Mauerkelle und Schürze“ zu mahnen, weil ſie wohl gewußt, daß ihn alles aus ſeinem frühern Stande Gefolgerte gar ſehr verdroſſen habe. 1614 war endlich unſer

Reiſender wieder heimgekehrt, und rüſtig ſehn wir ihn von neuem ſein Talent der Bühne zuwenden. Sein „Bartholomäus-Jahrmarkt" ward noch in dieſem Jahre geſpielt, und mag ſich als eine luſtig derbe Poſſe, oder vielmehr Folge poſſenhafter Scenen auch der damaligen Menge ergötzlich genug dargeſtellt haben, die eben ſich ſelbſt (für die ſpätern Zuſchauer vielleicht allzu treu) abconterfeit fand. Weder Intrigue noch Handlung iſt ſonderlich rege, es ſcheint ein wirkliches Jahrmarktsgewühl vor uns auf- und abzuwogen, aus dem die einzelnen Spitzbübereien und Schimpfſcenen. wie von der andern Seite eine nüchterne Behaglichkeit, auf eine Art auftauchen, daß Zuſchauer oder Leſer mit zarten Begriffen und Nerven ſich abwechſelnd beklemmt und gelangweilt fühlen können. Selbſt von Seiten der Charakteriſtik iſt nur ein Puritaner als gelungnes Portrait, das zugleich nicht ohne hiſtoriſchen Werth iſt, zu loben.

§. 21.

In dem darauf folgenden Stück „the devil is an Ass“ „der Teufel iſt ein Eſel“ bleibt der Titel faſt das Witzigſte. Jonſon begiebt ſich hier in eine ihm nicht zuſagende Bahn, indem er mit einer phantaſtiſchen (ihm jedoch nicht zugehörigen Erfindung) anhebt, in die er, wie es ſcheint, ſich nicht recht hinein verſetzen kann. Satan, der ſich faſt als ein ſatiriſirender Moraliſt über die Gebrechen der Zeit vernehmen läßt, ſpricht dem freilich etwas gar zu dummen Unter-Teufel die Fähigkeit ab, der Hölle auf Erden zu dienen; jedoch geſtattet er ihm, um ſich ſelbſt davon zu überzeugen, auf 24 Stunden in den Körper eines gehängten Beutelſchneiders zu fahren; dieſer ſehnt ſich im Verlauf ſeiner Prüfungszeit wirklich mehrere Male nach den heimathlichen Flammen, findet ſich auch völlig überflüſſig, da die Menſchen durch ihre eigne Verkehrtheit ſich ſelbſt auf die beſte Weiſe zur Hölle befördern. — — — Wieviel aber auch der Dichter für das Stück zu thun bemüht iſt, ſelbſt die beſten komiſchen Scenen ſtehen einzeln, der Leſer fühlt ſich unheimiſch, und auf jeden Fall in den Erwartungen, welche der Anfang erregte, unbefriediget. Jonſon mag ſelbſt gefühlt haben, daß ihm jetzt nicht die „gute Stunde“ — deren ſegnenden Einfluß ja ſelbſt unſer hoher und herrlicher Altmeiſter Göthe anerkennt — blühe, er beſchloß, ſich an ein gemächlicheres Geſchäft zu machen, und ſeine Werke zu ſammeln und herauszugeben. Es erſchien ein Theil in Folio mit den meiſten der bis jetzt bekannten Luſtſpiele, den beiden Tragödien, einem Buche Epigramme und mehrern andern Gedichten, welche bisher im Manuſcript unter dem Titel: „The Forest“ (der Wald) bekannt geworden waren. Doch auch bei dieſem Geſchäft hatte Jonſon mit mancherlei Verdrießlichkeiten zu kämpfen, ſo daß nur eine ſehr ſpärliche Fortſetzung zu Stande kam, welche ihm durch das Verbrennen vieler ſeiner Manuſcripte vollends verleidet ward. 1618 erſt ſchien unſerm Dichter das äußere Glück wieder lächeln zu wollen, indem er zum Hofpoeten (Poet Laureat) ernannt und beſoldet ward. Dieſe letzte Auszeichnung war bisher noch keinem Dichter widerfahren, und Daniel, ein Liebling der Königin Eliſabeth und ihrer Hofdamen, der bisher in jener Würde gewaltet, zog ſich, als er von Jonſons Anſtellung und Gehalt hörte, gekränkt vom Hofe zurück. Er ſtarb drei Jahre nachher, allgemein geachtet und bedauert.

§. 22.

Indeſſen war Ben durch jene Gunſt ſeines Geſchicks mit friſchem Muth für das Leben gerüſtet. Er unternahm einen Ausflug nach Schottland, und zu Fuß einen Landſitz nach dem andern hinter ſich laſſend, ſchied er überall als ein gern geſehener und nur zögernd entlaſſener Gaſt jener reichen und mächtigen Lords, die ihn zu ſich eingeladen hatten. Zuletzt verweilte er lange bei ſeinem Freunde Drummond, doch ließ er ſich — vielleicht durch den unter den früher angedeuteten gaſtlichen Verhältniſſen nöthigen Zwang heimlich erbittert — hier im Urtheil über Menſchen und Schriften zu frei und unüberlegt gehn, ſeine Offenherzigkeit ward gemisbraucht, und mancher ſeiner wol allerdings nicht ganz ſtachelloſen Witze ging — wer weiß wie verändert und entſtellt! — vom Munde zu Munde. So ſoll ihm z. B. das unbeſonnen hingeworfene Wort „Marſton macht ſeinem Schwiegervater (W. Wilkens, Caplan Jakobs des Erſten) die Predigten, und läßt ſich dafür von ihm ſeine Comödien machen“ zwei ſchlimme Feinde erzeugt haben. Zwar ſcheint dies — vor der Hand wenigſtens — keinen Einfluß auf des Königs Geſinnung für ihn gehabt zu haben, der, wie Jonſons Geſchichtſchreiber verſichern, willens geweſen iſt, dieſem die Ehre des Ritterſchlages zu ertheilen, was jedoch von dem beſcheidenen Dichter abzulehnen geſucht ſei. Dieſer ſcheint ſich nun in einer Reihe von Jahren nicht mit dem Theater beſchäftiget zu haben. Bis 1626 finden wir nur erwähnt, daß er als Maskendichter aufgetreten, in den drei folgenden nächſten Jahren ſcheint er ſogar, wenigſtens als dramatiſcher Dichter, ganz geſchwiegen zu haben. Jakob der Erſte war 1625 geſtorben, mit ihm ſchien Jonſon's Glücksſtern erloſchen. Zu vielen literariſchen Fehden, welche ſein Leben immer mehr zu verbittern anfingen und ſeine Wirkſamkeit hemmten, geſellten ſich von dieſer Zeit an noch Mangel und Krankheit.

§. 23.

An der Waſſerſucht darniederliegend, verſuchte er noch einmal ſich zu den alten Spielen und Scherzen aufzuraffen und trat mit The Staple of News (einem Stück, welches, gerade nicht zum Vortheil unſers Dichters, an Ariſtophanes Plutus erinnernd, den Gebrauch und Mißbrauch des Reichthums zeigt,) und The new Inn auf. In dem edel klagenden Prologus ſagt er unter anderm, die Zuſchauer möchten nicht mehr von ihm erwarten, als er eben heut bringe, der Autor ſei betrübt und krank:

„If you expect more than you had to-night
The maker is sick and sad.“ Er deutet ſein Leiden weiter an und ſagt mit finſterm Schmerz:

„Nicht trag' ich's, alle Kraft muß unterliegen.“

„I can not hold on out: all strength must yield.“

Dennoch erlebte der unglückliche Dichter den Kummer, daß das letzte Stück durchfiel. Dies bewog ihn, daſſelbe in einer eigenen Zuſchrift vorzugsweiſe den Leſern zu weihen, wobei das zuſchauende Publicum wacker ausgeſcholten ward. Der Autor begnügte ſich nicht bloß, die Charakteriſtik jeder einzelnen Hauptperſon mit in den Kauf zu geben, wie dies ſchon früher von ihm geſchehn, ſondern ließ ſogar den Plan des Stücks demſelben vordrucken. Aber ſeiner Zuverſicht ungeachtet können wir den wenigen Beifall, welchen das Stück von den Zeitgenoſſen erntete, durch den unſrigen nicht eben vermehren. Die Handlung iſt dürftig, und ſowohl die Mittel zur Verwicklung wie zur Auflöſung ſind gezwungen und unwahrſcheinlich. Jonſon war über die vermeintliche Ungerechtigkeit des Publikums ſo aufgebracht, daß er ſich ſelbſt in einem Gedichte zurief, die verſchrobne Bühne und das noch verſchrobenere Zeitalter ſich ſelbſt zu überlaſſen.

Come leave the loated stage
And the more loatsome age etc.

Dies Gedicht ward von Owen Teltham, obgleich er nach Jonſons Tode demſelben gleichfalls ein Trauerlied weihte, ſehr beißend und grauſam beantwortet:

„Come leave this saucy way
Of baiting those that pay
Dear for the sight of your declining wit etc.“

Dagegen nahmen ſich andere Dichter z. B. Randolph Cleweland u. a. m. Jonſons an, und prieſen ihn als den engliſchen Horaz, (mit dem er übrigens nicht die mindeſte Aehnlichkeit hat,) ja als den erſten Dichter.

So ſchließt z. B. eines jener Gedichte, welches unſern Ben auffordert, ſeinem ausgeſprochenen Entſchluß gemäß, fortan dem Könige den Geſang ſeiner Muſe zu weihen.

„That Tame shall bear on her unvearied wing
What the best poet sung of the best King.“

Noch bittrer fühlte Jonſon ſich aber gekränkt, daß der als Baumeiſter noch jetzt berühmte Inigo Jones, mit dem er ſchon ſeit längerer Zeit in dem Verhältniß der Gegnerſchaft ſtand, jetzt als Nebenbuhler in ſeiner eignen Kunſt den Sieg über ihn davon trug, und zum Maskendichter förmlich ernannt ward, (1630.)

§. 24.

Unter dieſen niederdrückenden Umſtänden nahm die äußere Bedrängniß Jonſons mehr und mehr zu, welches zu ertragen ihm um ſo ſchwerer werden mochte, da die ſpätere Zeit ihn wenig gewöhnt, ſich ſelbſt etwas zu verſagen, und er überdies noch im Geiſt und Sinn eines ächten Dichters eben ſo gern mit Freunden eines heitern Wohllebens genoß, als er bereitwillig war, die Schätze ſeiner reichen und auserleſenen Bibliothek ihnen und überhaupt jedem Benöthigten mitzutheilen. Endlich entſchloß er ſich, die tiefe Noth ſeinem Monarchen zu klagen. Der großmüthige, königlich geſinnte Karl der Erſte machte dem Dichter ein Geſchenk von hundert Pfund, und bewilligte das Geſuch, deſſen Gehalt als Hofpoet von 100 Mark auf 100 Pfund zu erhöhen, und billigte ihm das für jedes Jahr (ſehr naiv) erbetene Faß Kanarienſekt gleichfalls zu. Aber ungeachtet dieſer königlichen Freigebigkeit verſank der unglückliche Dichter immer von neuem in Mangel; zugleich nahmen ſeine körperlichen Leiden und Beſchwerden von Tage zu Tage zu, wiewol er jeden einigermaßen freien Augenblick in geiſtiger Thätigkeit anwandte. The Magnetic Lady war 1632 erſchienen, ein Stück, welches, noch außer einer gewiſſen Mattheit, von der Verdroſſenheit und Verſtimmtheit des Dichters Spuren trägt, und natürlich nicht dazu dienen konnte, das gute Vernehmen zwiſchen ihm und dem Publikum wieder herzuſtellen. Mit nicht beſſerm Glück wurde 1633 A tale of a tub gegeben, welches, ſich in der niedern Sphäre des Volkslebens bewegend, doch gänzlich der frohen Laune und des leichten Humors ermangelte, welche eine dergleichen Darſtellung, zumal vor den Augen des Königs und Hofs, hätte beleben können, deren Beifall Jonſon mit dieſem unglücklich gewählten Stoff gerade zumeiſt nachgeſtrebt hatte. Es war ſein letztes Stück, welches er auf die Bühne brachte.

§. 25.

Endlich ſchlug am 6. Auguſt 1637 die Stunde leiblicher Auflöſung für den Leidenden. Ben Jonſon fand die letzte Ruheſtätte in der Weſtminſter-Abtei. Wenige Zeit nach ſeiner Beiſetzung daſelbſt durchwandert ein gefühlvoller Landsmann, John Young, jene Hallen, wo irdiſche Größe und Herrlichkeit zu Staub zerfällt, und fragt die in der Kirche beſchäftigten Bauleute nach Ben Jonſons Grabmahl. Er erſchrickt, es ganz unbezeichnet zu finden, und dingt ſogleich einen der anweſenden Steinmetzger, in dem ſich darüber wölbenden Sandſtein für achtzehn Pence in ſeiner Gegenwart die ehrliche Inſchrift „O rare Ben Jonson“ auszuhauen. Dieſer Vorfall ward bald bekannt, und man beabſichtigte, dem nach ſeinem Tode nunmehr wieder hoch gefeierten Dichter ein würdigeres Denkmal zu ſetzen, doch verhinderten die bürgerlichen Unruhen die Ausführung dieſes Entſchluſſes, und auch ſpäterhin wurden die zu dieſem Zweck eingegangenen Beiträge wieder zurückgeſendet.

Doctor Duzze, Biſchof von Wincheſter und Erzieher des Prinzen von Wales, hat die Jonſon nachgeſungenen Klaggedichte geſammelt, und unter dem Titel Ben Jonsons Virbius herausgegeben. Seine Werke ſind in drei Ausgaben, 1715, 1756 und 1816, in ſechs, ſieben und neun Theilen erſchienen. Außer den angeführten Dramen, enthalten ſie noch: die Masken und Anti-Masken, das unvollendete Schäferſpiel: „The sad Shepherd“ in drei Akten, und das Fragment und die erſten Scenen eines Trauerſpiels „The Tall of Mortimer,“ welches ſein letztes Werk geweſen ſein ſoll. Ferner die früher erwähnten Epigramme, und jene unter dem Titel „The Forest“ (der Hain) und „Under-Wood“ (Geſträuch) herausgekommenen Gedichte, mehrere geiſtliche Geſänge, und die Bruchſtücke einer Grammatik, welche, trotz ihrer fragmentariſchen Form, ſelbſt jetzt noch eine mitzählende Stimme hat. Die Epigramme verlaufen ſich nicht ſelten in’s Matte und Breite; das am Eingang den Leſer anredende iſt mit dasjenige, welches den meiſten Nachdruck hat.

Pray thee, take care, tha tak'st my book in hand
To read it well; that is to understand.

Dagegen ſcheinen die religiöſen Geſänge aus einem, wenn nicht flammenden, doch tief bewegten Gemüthe gefloſſen zu ſein. Eben ſo überraſcht uns bei manchen, beſonders Liebesliedern und erotiſchen Tändeleien eine gewiſſe Schalkheit und Leichtigkeit, welche, wenn auch in der Form entlehnt, doch auf jeden Fall ſehr glücklich nachgeahmt iſt.

Nachſchrift.

Treten wir noch einmal vor das Bild des gefeierten Dichters, ſo finden wir in ihm einen höchſt bedeutſamen, ſeltenen Widerſpruch mit ſich ſelbſt. Ein Mann wie er, kühn und geiſtreich, derbe und trotzig, tragiſch geſtimmt und witzig, klug und ausgelaſſen, legte ſich zu eigner Verwundung die Feſſeln auf, die er aus dem misverſtandenen Ariſtoteles geholt hatte, und jagte in ſeinen Trauerſpielen einer Correctheit nach, die er für ächt griechiſch und römiſch hielt, die aber kein griechiſcher oder römiſcher Kritiker dafür würde gelten laſſen. Was ihm in dieſen Feſſeln allenfalls noch gelingen kann, iſt Charakteriſtik und Rhetorik, und dennoch wie tief ſteht z. B. ſein wortreicher Sejan unter dem von Juvenal raſch und lebendig hingeworfenen Gemälde von deſſen Fall! Hier ſehen wir, wie das Volk die goldenen Bildſäulen des ſo eben noch mehr als den Kaiſer gefürchteten Lieblings mit Stricken von den Poſtamenten herunter reißt, und wie man ſie zu den ſchlechteſten Geſchirren und Nachtgefäßen umſchmilzt, wie man die Häuſer mit Lorbeerzweigen ſchmückt, und den großen Stier auf das Capitol zum Opfer führt. Aber man will noch mehr, man will den Sejan ſelbſt vor ſich haben, und ſo wird er denn auch her geſchleppt.

Sejanus ducitur unco
Spectandus: gaudent omnes. Quae labra? quis illi

Vultus erat? Nunquam, si quid mihi credis, amavi
Hunc hominem.

Welch ein ächt dramatiſches Leben! wie jubelt die müſſige Menge, die noch geſtern vor ihm kroch! wie plaudert ſie: „was er für Lippen hat! was für eine Miene! weiß Gott, ich habe den Kerl nie ausſtehen können.“ Iſt es nicht als hörte man die ergötzlichſten Masken aus dem „geſtiefelten Kater,“ und bei wie tragiſchen Verhältniſſen! — Aber was hat er verbrochen? wer trat gegen ihn auf? was ſagte er zu ſeiner Vertheidigung? davon iſt nicht die Rede. Genug, es kam ein wortreicher Brief (des Tiberius) von Capreä an. Gut, dann frag' ich nicht weiter. Doch was will der Römerhaufe? er folgt dem Glück wie immer, und mag mit Verurtheilten nichts zu ſchaffen haben. Aber freilich, hätte Sejan ein wenig früher den alten Kaiſer umgebracht, ſo wäre es auch gut, und das Volk, das jetzt den Sejan nicht genug verabſcheuen kann, würde ihn mit dem größten Vergnügen auf den Thron gehoben haben.

So etwa Juvenal, mit unverhohlenem Menſchenhaß, aber kraftreich, kurz und genau, während Jonſon in prunkender Redeweitläufigkeit und Redefeierlichkeit hier wenig wirkt. Wäre er nur ſeinem wahren Genius gefolgt, wir würden ohne Zweifel ein gediegenes Charaktergemälde von Catilina und Sejan von ihm erhalten haben. Dieſer Jonſon, von großem, unerſchöpflichem Muthe als Kriegsmann, der auf ſeine eigene Hand die alten Zeiten wiederbringen will, wo Hektor ſämmtliche griechiſche Helden herausfordert, und der, ſein ganzes Leben lang einer größtentheils feindlichen Welt gegenüberſtehend, gewiſſermaßen ſtets ein Krieger bleibt und die Rüſtung nur ſelten ablegen darf, er, deſſen durchaus römiſch-geſinnte Mutter den Selbſtmord für ſich und ihren Sohn weit lieber wählt, als eine ſchimpfliche Strafe, eine Geſinnung, mit der Ben gewiß ganz übereinſtimmte; — und dabei wieder dieſe feine Beobachtungskunſt, dieſer ſchlagende Witz, dieſer behagliche Verkehr mit der Albernheit, Tollheit und komiſchen Sünde, wahrlich ein ſolcher Mann iſt von Natur ein Romantiker und zwar ein an das Phantaſtiſche ſtreifender. Durch den ſeltſamſten Misverſtand aber wollte er gerade das am wenigſten ſein, was er von Natur war. Dieſer Misverſtand rächte ſich während ſeines ganzen Lebens, und alles, was er wirklich Vortreffliches geleiſtet, hat er nur jenſeit jener Regeln geleiſtet, d. h. wenn er ſie übertrat. Gewiß wurde er auch nicht ſelten jenes Grundirrthums inne, doch konnte er ihn nicht los werden, und opferte ihm allenfalls die beſten Kinder. Manche ſeiner eigenen, das hätte hingehen mögen, und ließe ſich Medeenartig-tragiſch nennen; wenn er aber wagt, ſelbſt das Köſtlichſte im Shakſpear anzutaſten, wenn er z. B. deſſen herrlichen Perikles ganz verwirft, ſo kann dies leicht einen Widerwillen gegen ihn veranlaſſen. Wir wollen indeſſen dieſem Gefühle nicht Raum geben, ſondern ihn eher als einen Unglücklichen bedauern, der ſich ſelbſt verbietet, das Leben und die Kunſt rein zu genießen.

Wir können nicht mit Gewißheit ſagen, ob auch Shakſpear ihn alſo angeſehen; unſchätzbar aber iſt es zu wiſſen, daß dieſer Herrliche, obwohl oft und ſtets ungerecht von ihm getadelt und gehofmeiſtert, dennoch nie aufhörte, ſein treuer Freund zu ſein. Wer den Himmel in ſich hat, begreift leicht, daß es unendlich viele Leute giebt, die das nicht haben, und giebt ſich gern Mühe, den Beſſeren unter jenen, die ihm begegnen, ſo viel als möglich von beſagtem Himmel mitzutheilen. Stellen ſie ſich dabei auch oft genug ſpröde und widerwillig an, oder ſchelten gar ein wenig; was thut's? Sie kommen doch wol wieder.

Aber auch von Jonſon dürfen wir ſagen, daß er in allen hellen Stunden, die ihm zu Theil wurden, Shakſpear'n wahrhaft geliebt habe, und dann mußte ihm auch deutlich werden, welche beiſpielloſe Geduld ihm ſein großer Freund bezeigte. Als er ihn verloren, fühlte er erſt ganz, was er in ihm beſeſſen — worüber unter andern das Gedicht auf den Tod des großen Meiſters Auskunft giebt — und der Schatten ſeines Freundes hörte nie auf, für ihn lebendig zu ſein.

II.

Franz Beaumont und Johann Fletcher.

§. 1.

Schon der Umſtand allein, daß die Genannten ihre zahlreichen Werke gemeinſchaftlich entworfen und ausgeführt haben ſollen, kann intereſſant erſcheinen, daß aber beide Männer, als Zeitgenoſſen Shakſpear's, mit dieſem um den dichteriſchen Lorbeer zu ringen gewagt, muß billig zu näherer Bekanntſchaft mit denſelben veranlaſſen. Mögen zuerſt die wenigen Thatſachen, welche von ihrem äußeren Leben aufbehalten ſind, uns vorübergehn. Francis Beaumont war, aus einer alten und ehrenwerthen Familie ſtammend, 1584 oder 85 zu Gracedieu in Leiceſterſhire geboren, wo ſein Vater ein bedeutendes richterliches Amt bekleidete. Er machte ſeine Studien zu Cambridge und London (at the Inner-Temple) und ſcheint ſich beſonders gründlich mit der klaſſiſchen Literatur beſchäftigt zu haben. Wir wiſſen nicht, auf welche Weiſe Beaumont mit dem um zehn Jahr' älteren Fletcher bekannt wurde, doch fand die innigſte Verbrüderung unter ihnen ſtatt, und ſelbſt ſeine geliebten Bücher hinter ſich laſſend, folgte Beaumont dem Freunde in das bunte Gewühl des Marktes und einer fröhlichen Geſelligkeit. In einer poetiſchen Epiſtel an Ben Jonſon preiſt unſer Dichter die Luſt ihrer Feſte und Zuſammenkünfte in dem durch dieſe unſterblich gewordenen Gaſthauſe, „die Meerjungfrau" mit folgenden Worten:

What things have we seen
Done at the Mer-maid! heard words that have been
So nimble and so full of subtle flame,
As if that every one from whence they came
Had meant to put his whole wit in a jest,
And had resolv'd to live a fool the rest

Ueberſetzt etwa:

Was haben wir für Dinge nicht geſehn
Zur Seejungfrau, geſprochen, wie geſchehn,
So flott und fein, und flüchtig funkenſprühend,

Als sei der Schäker jeder sich bemühend:
Ganz ſeinen Witz in Einem Schwank zu geben,
Und all' ſein Tag als luſt'ger Narr zu leben.

Obgleich Beaumont leicht einer der jüngſten unter den dort verſammelten Dichterfreunden ſein mochte, ſo ſehen wir ihn doch, wie ſeiner poetiſchen Gaben wegen, auch um ſeines kritiſchbeſonnenen Blicks willen, hoch geehrt, ja man erzählt, daß ſelbſt der gelehrte Ben Jonſon ſich bei jeder ſeiner dramatiſchen Kompoſitionen, welche in die Zeit ihrer Bekanntſchaft und Beaumonts Leben fällt, um deſſen Urtheil bemüht habe. Als Zeichen ſeiner Anerkennung theilen wir einige Zeilen aus einer Epiſtel mit, welche ein poetiſches Sendſchreiben Beaumonts, worin ihn derſelbe als ſeinen Lehrer ehrt, beantwortet.

„How I do love thee, Beaumont, and thy Muse,
That unto me dost such Religion use!
How I do fear myself, that am not worth
The last indulgent thought thy pen drops forth.

Zu Deutſch ungefähr:

Wie lieb' ich Dich und Deinen Dichtergeiſt,
Der Du ſo frommes Opfer mir erweiſt!
Wie ſteh' ich vor mir ſelbſt beſchämt, nicht werth,
Daß nachſichtsvoll mich Deine Feder ehrt.

Auf gleiche Weiſe von der Gunſt des Publikums, wie im Urtheil ſeiner Freunde und Kunſtgenoſſen gefeiert, war jedoch unſerm Dichter nur ein kurzes Lebensziel geſteckt. Er ſtarb noch vor der Vollendung des 30ſten Jahres, und ward am 9. März 1615, in der Weſtminſter-Abtei zur Ruhe beſtattet. Sein nachgelaſſenes einziges Kind, Mrs. Franzisca Beaumont, ſtarb unverheirathet zu Leiceſterſhire 1700.

§. 2.

John Fletcher war 1576 zu Briſtol geboren. Sein Vater, Richard Fletcher, hatte als Geiſtlicher eine einträgliche Pfründe, und wurde ſpäterhin ſogar von der Königin Eliſabeth zum Biſchof erhoben, erſt nach Worcheſter, und im Jahre 1593 als ſolcher endlich nach London berufen. Unſer Fletcher empfing ſeine wiſſenſchaftliche Ausbildung zu Cambridge, wahrſcheinlich im Bennet-College, welche Stiftung von ſeinem Vater in deſſen letztwilliger Verfügung mit einem Vermächtniß bedacht iſt. Fletcher gilt dafür, mehr ein glücklich begabter und leicht arbeitender, als ein gründlicher Kopf und fleißiger Schüler geweſen zu ſein, ausgeſtattet mit den liebenswürdigſten Talenten der Unterhaltung und Geſelligkeit. So mochte es ſeiner Neigung gemäß ſein, mehr von und aus dem Leben, als durch Bücher zu lernen und lernen zu wollen. In der Kunſt erkannte er Shakſpear für den erſten Meiſter, und dieſer Umſtand allein dürfte eben ſo ſehr für ſeine Anlagen, als deren Ausbildung ſprechen. Aber ungeachtet ſeiner großen Luſt und Liebe zur dramatiſchen Poeſie, und eines, wenn auch nur im kleinen Umfang, mannigfach bewährten Dichtertalents, unternahm doch Fletcher erſt in Gemeinſchaft mit dem geliebten jüngeren Freunde, ſeinen gewandten Kiel für die Bühne in Bewegung zu ſetzen. Das erſte

Stück, womit, nach mehreren erfolgloſen Verſuchen, die beiden Freunde die Aufmerkſamkeit und den Beifall des Publikums gewannen, war „Philaſter, oder Love lies a Bleeding," doch ſoll Beaumonts Antheil daran der bei weitem bedeutendere ſein. Indeſſen gewann auch Fletcher bald eine vielleicht zu große Leichtigkeit im entwerfen und ausführen, und ſo zählen wir zwei und funfzig Dramen, welche als „die Werke von Beaumont und Fletcher" genannt werden, obgleich der Letztere ſeinen Freund um zehn Jahr überlebte, während welcher er in unverminderter Schriftthätigkeit fortfuhr, für die Bühne zu arbeiten.

Aber auch Fletcher ſollte kein hohes Alter erreichen; 1625 ward er, im 49. Jahre, ein Opfer der Peſt, und am 19. Auguſt begraben. Erkennen wir ſchon in beiden Männern einen wahren Beruf zur ſchaffenden Poeſie, ſo ging der Dienſt, welchen ſie ihr weihten, doch zuweilen weniger aus jener inneren Andacht des Gemüths hervor, als aus allerlei anderen zweideutigen Beſtrebungen. Nicht ſelten wollte man mit der Poeſie noch etwas Anderes als dieſe, und brauchte ſie als Mittel zu glänzenden Erfolgen; leider nicht ohne Erfolg. Wird uns doch berichtet, daß die beiden Freunde, wenigſtens im Urtheil der Menge, mitunter den Preis über Shakſpear davon getragen, und ſogar manches kunſtrichterliche Gutachten damaliger Geſtrengen dahin gelautet, daß erſt durch Beaumont und Fletcher die Bühne und dramatiſche Poeſie der Engländer ihren eigentlichen und höchſten Flor erreicht habe, und auch einer ihrer früheren Herausgeber erzählt uns unbefangen (1711), daß man auf ein Stück von Shakſpear oder — Ben Jonſon, was geſpielt werde, deren wenigſtens zwei von Fletcher und Beaumont rechnen könne.

§. 3.

Freilich kann jetzt von keiner Entſcheidung mehr die Rede ſein, da Shakſpear längſt in ſeiner poetiſchen Oberhoheit freudig und allgemein anerkannt iſt. Wol aber bleibt die wichtige Frage: wodurch vermochten die beiden genannten Männer ein, wenn auch nur ſcheinbares und temporäres Uebergewicht über William Shakſpear zu behaupten, ungeachtet deſſen Dramen bereits mit dem lauteſten Beifall, ſo zu ſagen, die ganze Nation angeredet hatten? Daß jene beiden Dichter nicht ohne Verdienſt und ausgezeichnetes Talent geweſen, verſteht ſich von ſelbſt, denn wo es ſich von der Anerkennung eines ganzes Volkes handelt, muß immer ein bedeutendes Etwas vorhanden ſein. So wollen wir denn eine große und glückliche Fruchtbarkeit im Erfinden einzelner Charaktere, Situationen und Scenen, und eine, beſonders im Komiſchen, friſch ins Leben hinein wie aus demſelben herausgegriffene Geſtaltung, als das ſie hauptſächlich Bezeichnende anerkennen. Was aber hätten alle ihre Dramen zu bieten, was uns nicht reicher und gediegener, anmuthiger und edler, vollſtändiger und zum harmoniſchen Ganzen verſchmolzen, in Shakſpear's Schöpfungen begegnete? Ja, bekennen ſich jene nicht ſelbſt durch offenbar beabſichtigte Ueberbietung des Dichterfürſten als zu ihrem Vorbilde zu ihm? Weit entfernt zwar, daſſelbe jemals auch nur zu erreichen, ſchweift die Compoſition gerade dann am erſten ins Bizarre, während die Darſtellung, eben jener überbietenden Abſichtlichkeit wegen, unwirkſam oder gar widrig wird. Unter mehreren erwähnen wir nur „der Seereiſe" eines Stücks, welches mit dem lauteſten Applaus aufgenommen, und unter dem Titel: The Commonwealth of Women von Durſey wieder in Scene geſezt (etwa 1740) eine lange Reihe von Jahren gern geſehn blieb. Daß hier die Dichter in einzelnen Scenen Shakſpear's „Sturm" auf das Beſtimmteſte im Auge gehabt, iſt in die Augen ſpringend und eine bekannte Sache. So ſagt z. B. Dryden im Prolog zu ſeinem „Tempest" von jenem Stücke: *)

---

*) Bekanntlich iſt in einem Schauſpiel von Dryden, Titel, Anlage, Scenerie, ja ſogar ganze Scenen aus Shakſpear's Sturm entlehnt, doch

„The storm wich vanish'don the neighb'ring shore
Was taught by Shakspear's Tempest first to roar:
That innocence and beauty wich did smile
In Fletcher, grew on this „enchanted isle."

Deutſch ungefähr:

Am nahen Strand, des Sturms verhallend Sauſen,
Von Shakſpear's Sturm erlernt er erſt ſein Brauſen,
Der ſüße Liebreiz, der im Fletcher ſtand,
Erblüht in jenem „Zauber-Inſelland."

§. 4.

Dennoch dürfte die Beaumont-Fletcherſche Expedition, die Linie der Kritik paſſirend, ſchwerlich die Probe, am wenigſten aber einen Vergleich mit Shakſpear's Meiſterſchöpfung beſtehen.

---

auf eine ſo ungeſchickte und leichtfertige Weiſe, daß man es als Warnungszeichen für kokette Dichter gebrauchen kann.

Namentlich wird ſich ein unverkünſteltes Gefühl und der geläuterte Geſchmack, wie in vielen Werken unſrer Dichter, beſonders von Einzelnem der komiſchen Partieen — obgleich hier bei weitem das Vorzüglichſte von ihnen geleiſtet — abgeſtoßen, ja zu phyſiſchem Ekel erregt fühlen. Kann man ſich z. B. in unſerm angezogenen Stück „die Seereiſe,“ ohne jene widrige Empfindung die Scene vergegenwärtigen, wo ein Theil der geſtrandeten hungrigen Schiffsmannſchaft von dem Wundarzt die ekelhafteſten Dinge, womit ihn die Ausübung ſeines Berufs verſehn haben könne, als — — Leckerbiſſen begehrt? Dann, ſich zur Abſchlachtung der liebenswürdigen Aminta anſchickend, die beſondern einzelnen Theile ihres Körpers zu verlooſen beginnt u. ſ. w. Wem fällt, wenn es ſich um Darſtellung der luſtig-furchtbaren Naturnothwendigkeit, des Hungers, handelt, nicht die Meiſterſchaft ein, mit der Shakſpear dieſelbe im wilden Cade, dem ritterlich edlen Orlando, und der holden hinſterbenden Imogen vor uns erſcheinen läßt. Denken wir Deutſche hingegen an das im ſchauerlichen Stufengange fortſchreitende Bild, das uns Gerſtenberg in ſeinem Ugolino gegeben, oder mit wie rein ergötzlichem Humor Ludwig Tieck ſeinen menſchenfreſſenden Kosmopoliten, wie den die Schonung als Salat verſpeiſenden Jüngling hinſtellt, ſo dürfen wir gewiß auch hier nicht ſchüchtern zurückſtehn.

Wie Shakſpear laſſen auch Beaumont und Fletcher in ihren Dramen Erhabnes und Komiſches einander ablöſen, doch offenbart ſich beſonders bei dieſen Uebergängen ihr Mangel an künſtleriſcher Beſonnenheit und Mäßigung, am meiſten in Grellheiten und Mißtönen, indem oft ein und dieſelbe Perſon in einem Athem Tiefrührendes und Abgeſchmacktes ſpricht. Wie nun die Charaktere der Männer oft nur loſe und locker, ja auch wol gar nicht gehalten ſind, und an eine nationale oder gar klimatiſche Individualiſirung wie bei Shakſpear vollends nicht zu denken iſt; — Grund und Boden von Alt-England ausgenommen — ſind gar erſt die weiblichen

Charaktere, mit wenigen Ausnahmen, ohne innere Weſenheit, ja gemacht, und häufig auf nicht eben erfreuende Weiſe zuſammengewürfelt zu nennen.

§. 5.

Woher denn nun aber troß dieſem, auch den blödeſten Augen einleuchtenden Zurückſtehn gegen Shakſpear, dennoch die lautere Gunſt des Publikums? Wir antworten mit billiger Betrübniß und ohne alle Perſiflage: gerade dieſer Fehler wegen. Eben ſie gingen aus dem Sich-bequemen nach dem Zeitgeſchmack hervor, und machten es jenen beiden trefflich begabten Dichtern möglich, den ſteten Forderungen der ſchauluſtigen Menge nach Neuem und Apartem immer aufs neue zu begegnen. Shakſpear, wie herrlich und vortrefflich er immer ſei — hieß es vielleicht — erfordre denn doch zu ſehr die ganze Aufmerkſamkeit und ungetheilte Hingabe, welche der bequemen und vornehmen Zerſtreutheit eines ſchaubegierigen Publikums nicht wol immer und immer anzuſinnen ſei. So gingen unſre gewandten beiden Freunde zuerſt daran, Shakſpear's Meiſterwerke verſtändlicher und plauſibler zu machen. Demnach wählten ſie ähnliche Stoffe und Situationen. wie der gefeierte Dichter bereits dargeſtellt, und führten einzelne Theile mehr ins Breite, und im Geiſt des täglichen Lebens, mit ſeiner Markt- und Aſſembleenconverſation aus, mit der gehörigen Zuthat von den allerſeltſamſten und abſonderlichſten Ver- und Entwickelungen. Erinnern wir uns, um unter ſo vielen nur ein Beiſpiel zu geben, wie tief menſchlich und wahrhaft hiſtoriſch, d. h. im mittelalterlichen Sinn, Shakſpear im „Kaufmann von Venedig“ das Verhältniß Antonio's zu Shylok begründet, mit wie leicht andeutender Ironie daneben das Benehmen jener ſogenannten Freunde des königlichen Kaufmanns geſchildert iſt. Dahingegen ſtellen uns Beaumont und Fletcher im Goſwin (in dem Stück „die Bettler-Herberge“ „The Beggar's Bush“) einen Handelsmann auf, der, nach der Ausſage ſeiner Mitactörs, nicht minder ſtattlich, edel und freigebig erſcheint als Antonio, ja, ohne darum zu wiſſen, noch überdies der Erbprinz von Flandern iſt. Dieſer nun hat gleichfalls das Schickſal, durch ſcheinbare Verluſte zu Land und See für einige Zeit als gänzlich ruinirt zu gelten. Nun theilen ſich vier chriſtliche Kaufleute in Rolle und Charakter Shylok's — den freilich manche ſogenannte Kritiker von Fach als zu grauſam und „übertrieben unnatürlich" bezeichnen — entflammen ſich an Goswin's Geldausleihen ohne Zinſen und ſonſtigen guten Werken vor unſern Augen zu Haß und Rache, und würden gewiß mit nicht minderer Energie, als der Jude, nach dem Fleiſche des Brügger Handelsherrn trachten, wenn ſich ihnen derſelbe auf ähnliche Weiſe wie Antonio verſchrieben hätte. Indeſſen haben die Dichter dafür geſorgt, daß alles hübſch in den Gränzen der bürgerlichen Welt bleibe, und zu unſerer Beruhigung ſehn wir ſogleich, daß es die übelgeſinnten Krämer doch höchſtens bis zu Wechſelarreſt und Concurs treiben können. Plötzlich aber iſt Goswin vor der Hand wieder der reiche Mann, welcher er geweſen, und dieſelben Leute eilen mit kriechenden Dienſtanerbietungen und Freundſchaftsverſicherungen herbei, und verhelfen ſich ſo zu der wohlverdienten Verachtung und den gehörigen Strafreden, womit ihnen jener den Text lieſt.

§. 6.

Und nun ſage Einer, daß hier nicht der Lauf der Welt dargeſtellt und das Schlechte gebrandmarkt und geſtraft werde! Ueberdies ſind die Männer doch auch insgeſammt als Kaufleute gehalten, ſprechen von Pfeffer und Kandis, Tratten und Conſignationen u. ſ. w., und ſchließen in beſter Rechts- und Börſenform vor unſern Augen und Ohren einen Handel ab. Endlich aber ſagen hier allzumal alle Perſonen gerade heraus, was ſie nebſt den Poeten jedesmal meinen: Dinge, worüber man bei Shakſpear freilich oft in den mühſeligen Fall geräth, nachdenkend das ganze Stück fragen zu müſſen. Ja das Alles verdiente dankbare Anerkennung, und durch den glücklich erſtrebten lauten Beifall der Zeitgenoſſen berauſcht, machte man mit lachendem Uebermuthe es ſich und den Kritikern ſortan bequem, da bekanntlich ja ſelbſt ein gutes Portrait, oder dieſe und jene gelungene Gruppe leichter zu entwerſen und zu beurtheilen ſind, als ein tiefſinniges Gemälde voll Charakter und Hintergrund. Die Lebensbeſchreibung der Dichter erzählt uns, daß ſie Schenken u. ſ. w. gern beſucht, um dort die menſchliche Natur zu ſtudiren und ihre Aeußerungen zu belauſchen, und läßt ſogar vermuthen, daß ſie nicht ſelten bekannte, dem Leben entlehnte Geſtalten, wie lächerliche und ſcandalöſe Vorfälle des Tages auf die Bretter gebracht haben, und die liſtiglaunige Art, mit der in mehreren ihrer Prologe dieſer Vorwurf abgelehnt wird, macht die Sache nicht unwahrſcheinlich. Dieſer letzte Umſtand aber ſteckt über ihre großen Erfolge noch ein neues Licht auf, denn was iſt jede künſtleriſche Behandlung und ſelbſt ein welthiſtoriſcher Stoff gegen den Wonnekitzel, womit Hinz und Kunz ſich gegenſeitig zuraunen: „dies und das iſt auf

Peter und Paul gemünzt, und die Sache hing ſo und ſo zuſammen.“ Oder ein politiſch-äſthetiſch beleſener Schreibergehülfe bedeutet dem ſtaunenden Nachbar: „dieſer Hieb gilt dem vortrefflichen William Shakſpear, und die Regierung bekommt, denk' ich, auch ihr gutes Theil dabei ab,“ wie denn die Glückwunſch-Rede des Higgen (in dem vorerwähnten Stück The Beggar's Bush) an den Bettlerkönig Klaus allgemein *) als eine Parodie jener Prophezeihung galt, welche der Erzbiſchof Cramner in Shakſpear's „Heinrich VIII“ an der Wiege der neugebornen Prinzeſſin ausſpricht. (!) Kann man nun vollends auf Seine Herrlichkeit Y und Mylady Z und Tz deuten und ausdeuten, ſo müßte der Kukkuk ja im Spiele ſein, wenn Männer, welche ſo artig unterhalten, und Scharfſinn und Einbildungs-

---

*) So ſuchen z. B. die Editoren Theobald und Seward zu beweiſen, daß jene Anſpielungen auf ſo zierlich ergötzliche Weiſe vorgebracht ſeien, daß, wenigſtens gegen Shakſpear, jede Beleidigung wegfalle! —

kraft gleichſam im Spaße wecken, dabei ganz nette Verſe und allerliebſte luſtige Lieder machen, die ſo zu ſagen ihre Sangesweiſe mit auf die Welt bringen, nicht als die beſten und erſten Poeten gelten ſollten.

§. 7.

Die Anekdote iſt oft erzählt, daß einſt die beiden Dichterfreunde ſich über den Ausgang eines ihrer Stücke nicht haben einigen können, und ihre verſchiedene Meinung, deren eine den Tod des Dramenkönigs verlangt, während der Widerpart darauf beſtanden, denſelben am Leben zu behalten, gleichfalls an einem dergleichen öffentlichen Orte mit vieler Hitze verfochten, bis die, von der bedenklich gewordenen Zuhörerſchaft draußen heimlich herbeigeholte Wache ſich ihrer als höchſt verdächtiger Leute verſichert. Das mehr oder minder Wahre dieſer Erzählung dahin geſtellt ſein laſſend, fragen wir nur: Könnte nicht füglich, ſelbſt den meiſten ihrer Tragödien ein andrer, uns auf gleiche Weiſe halbweg zufrieden ſtellender Schluß gefunden werden, während

Shakſpear nach den Geſetzen einer innern Nothwendigkeit durchaus ſo enden muß, wie er es in ſeinen Dramen vor unſern Augen geſchehn läßt. Wie z. B. fragen wir auch hier wiederum aufs neue, wäre es vor der höchſten, d. h. einzig wahren Kritik zu rechtfertigen, wenn der alte König Lear, wie doch die Chronik, der Shakſpear ſeinen Stoff verdankt, ausdrücklich berichtet, und weichmüthige Kritiker mehr als einmal vorgeſchlagen, wieder zu Leben und Verſtand, zu Herrſcherthum und Behaglichkeit gelangte? Durch ſich ſelbſt und durch das Geſchick iſt er dem Tode geweiht, und es ſcheint überhaupt ſchlimm, wenn irgend eine Dramenperſon leben oder nicht leben bleiben kann.

Alles deſſen ungeachtet, ſei es jedoch, wie ſchon geſagt, fern von uns, Beaumont und Fletcher nicht, zumal in ihrer Zeit, als höchſt ausgezeichnet und wirklich bedeutend anzuerkennen, und beſonders ihrem glücklichen und originellen Situationswitz, wie ihrer friſchen Beweglichkeit und ächt komiſchen Kraft, die ſich nur leider nicht ſelten in ihrem Ziel verſehn, die gerechte Würdigung zu verſagen. Allerdings ſchärft ſich hiedurch Klage wie Tadel, daß die ſo reich Ausgeſtatteten, zu ſehr auf augenblicklichen Beifall und Erfolg bedacht, ſo manchem Irrthum verfielen, da ſie, dem eigenen Genius folgend, gewiß Größeres und Bleibenderes geleiſtet hätten. So z. B. iſt in der „Mayds Tragedy“ der Charakter der Aſpaſia gelungen zu nennen, und den edelſten weiblichen Gebilden, welche Shakſpear's Meiſterhand uns ſchuf, faſt an die Seite zu ſetzen. Gerade weil wir die Dichter in dieſer Beziehung am ſchärfſten tadeln mußten, verſagen wir uns die Freude nicht, die wehmüthig zarten und doch edel ſtolzen Worte herzuſetzen, womit Aſpaſia der Nebenbuhlerin Evadne den geliebten Amintor überläßt, welchen das Gebot des Königs, und in deſſen Verfolg die Zuſtimmung ſeines eigenen Herzens ihr, der früheren Verlobten, entreißt.

Pardon Evadne; would, my worth
Were great as yours, or that the king, or he,

Or both thought so! Perhaps, he found me worthless,
But till he did so, in these ears of mine
(These credulous ears) he pour'd the sweetest words
That art or love could frame; if he were false;
Pardon it, heaven! and if I did want
Virtue, you safely may forgive that too;
For I have lost none that I had from you.

Zu Deutſch:

Vergieb Evadne, daß zu gleichen
Mein Werth dem deinigen gewagt, daß Beiden,
Ihm und dem Kön'ge, ſo es ſchien; werthlos
Erfand er mich vielleicht, doch bis dahin
Träuft er in mein zu willig lauſchend Ohr
Der Worte ſüßeſte, die Liebe haucht.
O, war er falſch, nicht räch' es Himmel! und
Ermangelt' ich an Tugend, mögt ihr Götter
Auch dieſes mir verzeihn, dieweil ich keine
Die mir von euch geworden, je verſcherzte!

§. 8.

Eine vollſtändige Ueberſetzung der Beaumont-Fletcherſchen Dramen iſt, ſo viel uns bekannt, niemals unternommen, doch ſind manche derſelben in freier Bearbeitung auf unſere Bühne verpflanzt (z. B. „Stille Waſſer ſind tief" Rule a wife and have a wife). Zwar iſt uns eine Auswahl ihrer beſſeren Stücke verſprochen, doch läßt uns der Ueberſetzer, K. L. Kannegießer, vielleicht durch die geringe Theilnahme des Publikums*) abgeſchreckt, bereits ſeit einer Reihe von Jahren den dritten Theil erwarten. Allerdings würden ſich die in übermüthiger Genialität etwas zu täppigen, ungenirten alten Ueber-Britten bei der Mehrzahl heutiger Leſer auf keinen Fall empfehlen; immer aber werden Dichter und Literaturhiſtoriker eine Fülle des Erfreulichen und Merkwürdigen in ihnen finden, da ſich ſelbſt

---

*) Vielleicht iſt dieſer Umſtand nur der unglücklichen Zeit (1807 und 8), in der die Ueberſetzung erſchien, zuzuſchreiben.

Fehlgriff und Irrthum häufig in ihnen ſo originell geſtaltet, um nicht blos für Zeit- und Lokalverhältniſſe, ſondern überhaupt wichtig und lehrreich zu ſein.

Schließlich erwähnen wir noch des ſtets freundliche Vernehmens, in dem Shakſpear zu jenen beiden Freunden ſich befunden, und wenn ihm als Meiſter in der Kunſt längſt der Kranz zugeſprochen iſt, können wir nicht umhin, den großen Dichter auch in ſeiner edlen Liebenswürdigkeit als Menſch von neuem anzuerkennen. Mit Recht hat man ihm nachgerühmt, daß er den gelegentlichen Hofmeiſterton des durch ſeine Gelehrſamkeit ſchwerfällig gewordnen Ben Jonſon mit wahrer Kindlichkeit — wiewohl gewiß nicht ohne den erfriſchenden Zuſatz ächter Ironie — ſich habe gefallen laſſen, und ſtets als deſſen wahrer Freund erfunden worden ſei. Dennoch waltete zwiſchen ihm und Beaumont und Fletcher noch ein ganz anderes Verhältniß, denn wie hoch Jonſon auch von Kritikern und ſogenannten Kennern geſtellt werden mochte, hatten ſich ſeine dramatiſchen Werke doch zu keiner Zeit einer beſondern Theilnahme des geſammten Volkes zu freun. Anders verhielt es ſich, wie wir gehört haben, mit Beaumont und Fletcher, die, von dem lauteſten Zujauchzen ihrer Zeitgenoſſen geprieſen, doch hie und da glauben mochten, Shakſpear erreicht, wo nicht gar übertroffen zu haben. Indeſſen verräth dieſer auch nicht eine Spur gekränkter Künſtlerehre, oder gar Neid, und auch nicht die leiſeſte Hindeutung auf die gewiß auch ihm ſehr einleuchtenden Schwächen jener entſchlüpft ihm dem Publikum gegenüber; wohl aber finden wir oft, unbefangen und harmlos auf den großen Beifall angeſpielt, welcher den dramatiſchen Arbeiten der beiden Freunde zu Theil wurde.

Der arme Hamlet erhob den ehrlichen, trocknen, nicht ſonderlich geiſtreichen Horatio zum Freunde, weil er doch einen Menſchen brauchte, der ihm ohne Falſchheit zuhörte, und weil eben kein Beſſerer da war; aber der heitere freiſinnige Dichter des Dänenprinzen zeigt uns die Unerſchöpflichkeit reiner Menſchenliebe, und wie dieſe nie müde wird, den Geringern zu ſich herauf zu ziehen. Dieſe Liebe vermag viel zu geben und zu handeln und viel zu tragen und zu dulden, ohne je irre zu werden.

III.

Philipp Maſſinger.

§. 1.

Von den äußeren Lebensumſtänden dieſes reichbegabten engliſchen Theaterdichters iſt wenig mit Gewißheit zu ſagen, ja ſelbſt über das Jahr ſeines Todes findet in den Angaben ſeiner Biographen ein ſo bedeutender Unterſchied ſtatt, daß ihn einige das hohe Alter von vier und neunzig Jahren erreichen laſſen, während er, wie man jetzt mit Beſtimmtheit annehmen kann, ſchon im ſechsundfunfzigſten ſeine irdiſche Laufbahn beſchloß. Dennoch wollen wir verſuchen, aus einzelnen Thatſachen, und in ſeinen Werken, namentlich in den Zuſchriften vor denſelben, zerſtreuten Winken, einige Andeutungen über das Leben und den Charakter des Dichters zu geben, bevor wir uns zur Betrachtung jener Werke ſelbſt wenden. Philipp Maſſinger war 1584 zu Salisbury geboren. Sein Vater ſcheint einer der höheren Hausbeamten des Grafen von

Pembroke geweſen zu ſein, auf deſſen Sitz zu Wilton Maſſinger auch wahrſcheinlich ſeine Kindheit und erſte Jugend verlebte, ja er mag ſogar in dem Grafen, der 1599 verſtarb, einen perſönlichen Gönner verloren haben. Indeſſen war Maſſingers Vater, der bei dem Sohn und Nachfolger des Grafen in demſelben Verhältniſſe blieb, bemittelt genug, unſern Philipp 1602 die Univerſität Oxford beziehn zu laſſen. Bei aller Vorneigung zur ausübenden Poeſie, widmete ſich der Jüngling doch hier mit Ernſt und Eifer den ſogenannten Brotſtudien. Ein unverbürgtes Gerücht erzählt, daß er während dieſer Zeit zur katholiſchen Kirche übergetreten ſei, und der letzte Herausgeber ſeiner Werke, der ämſige W. Gifford, findet darin, nicht ganz unwahrſcheinlich, den Grund, daß der dermalige regierende Graf von Pembroke, William der Dritte, bekanntlich ein ausgezeichneter Kenner und Beſchützer der mannigfaltigſten literariſchen Beſtrebungen, dem jungen Dichter ſeinen Schutz ſo durchaus nicht habe zu Gute kommen laſſen, ungeachtet derſelbe faſt unter ſeinen Augen aufgewachſen ſei. Durch den 1604 erfolgten Tod ſeines Vaters lediglich an ſich ſelbſt verwieſen, ohne Vermögen und Ausſichten, verließ Maſſinger Oxford wenige Zeit nachher, um ſich nach London zu wenden. Die geringen Ueberreſte des väterlichen Nachlaſſes gingen hier bald zu Ende, und ſo ſah ſich der Jüngling eben ſo ſehr durch die beſondere Richtung ſeines Talents, als auch, (wie mehrmals, unter andern in der Zueignung ſeines Schauſpiels „der Herzog von Mailand“ an die Gräfin Katharine Stanhope, ausdrücklich erwähnt wird) durch äußere Nothwendigkeit bewogen, ſeine Feder der Bühne zu widmen.

§. 2.

In der That war dies kein ungewöhnlicher Ausweg für die talentvollen und ſtrebenden Geiſter der damaligen Zeit, und wol mochte die ruhmbegierige Seele Maſſingers mit Luſt und Zagen zugleich eine Bahn betreten, wo, Shakſpear's zu geſchweigen, Beaumont, Fletcher und Jonſon, jene als Lieblinge des Volks, dieſer als

Erwählter der Kritiker von Metier glänzten, und Männer wie Rowley, Middleton, Chapman, Field, Decker, Shireley u. ſ. w. mit mehr oder minderem Erfolg um die Gunſt des Publikums warben. Es zeigt ſich keine Spur, aus der ſich irgend ein annäherndes Verhältniß unſeres Dichters zu Shakſpear folgern ließe, obgleich der herrliche Meiſter, wie bekannt, noch manches ſchöne Jahr nach Maſſingers Ankunft in London daſelbſt lebte. Dagegen ſchloß er ſich den ſpäter Genannten — vielleicht weil ſein Genius ſich nicht ſo gewaltig von ihnen überragt fühlte — in einem tüchtigen und friſchen Streben an, und vereinigte ſich mit ihnen zu mancherlei dramatiſchen Compoſitionen. Es iſt allgemein bekannt, daß Beaumont und Fletcher einen großen Theil ihrer Stücke gemeinſchaftlich geſchrieben; doch thaten auch andere Dichter jener Zeit ſich nicht ſelten zu einem ſolchen Unternehmen zuſammen, und ſo ſoll Maſſinger in den erſten ſechszehn Jahren ſeines Aufenthalts in London, bevor er als ſelbſtſtändiger Autor aufzutreten wagte, unter andern eben auch von Fletcher, beſonders nach Beaumonts Tode (1615), als Mitarbeiter an ſeinen dramatiſchen Werken in Anſpruch genommen worden ſein. Unter den Zeugniſſen, welche Gifford bei dieſer Gelegenheit anzieht, befindet ſich auch die, aus Sir Aſton Cockayne's 1658 herausgekommener Sammlung von Gedichten, Epigrammen u. ſ. w. entlehnte, in Knittelverſen verfaßte Grabſchrift John Fletchers († 1625 an der Peſt) und Philipp Maſſingers, welche Beide „in einem Grabe" (wahrſcheinlich unter der gemeinſamen Raſendecke deſſelben Kirchhofes) begraben liegen, welche zugleich für die innige Freundſchaft beider Dichter ſpricht:

„In the same grave was Fletcher baried, here
„Lies the stage poet, Philipp Massinger,
„Plays they did write together, were great friends
„And now one grave includes them in their ends.

„To whom on earth nothing could part, beneath
„Here in their fame they lie, in spight of death.“

In ähnlichem Tone überſetzt etwa:

„Hier eben fand, wo Fletcher man die Ruhſtätt' gab,
Der Bühnendichter Philipp Maſſinger ſein Grab.
Komödien ſchrieben ſie zuſammen, waren Freunde groß,
Und nun umſchließt ſie Eines Grabes Schooß.
Die nichts auf Erden trennen konnte, drunten liegen
In ihrem Ruhm ſie, ob dem Tod zu ſiegen.“

§. 3.

Selbſt das erſte, 1622 im Druck erſchienene Stück Maſſingers: „The Virgin Martyr,“ welches jedoch, wie die Vorrede der erſten Ausgabe berichtet, ſchon früher mit Beifall aufgeführt war, hat Decker zum Mitverfaſſer; doch iſt ſowohl hier, wie bei allen übrigen auf uns gekommenen Schauſpielen Maſſingers, wo man einen oder mehrere als Gehülfen nennt, wie z. B. Field bei „The Fatal Dowry," Middleton und Rowly bei „The Old Law" u. ſ. w. Maſſingers unterſcheidende Eigenthümlichkeit in Entwurf und Ausführung ſo hervorleuchtend, daß man ihm dieſelben, wenn auch nicht ausſchließlich, doch vorzugsweiſe als ſein Eigenthum zuerkennen kann. Trotz des allgemeinen und zum Theil ſehr bedeutenden Beifalls, und der von vielen Seiten auch gründlicher Anerkennung, welche dem Dichter für die meiſten ſeiner Werke zu Theil wurden, ſcheint ihm doch nur ein geringer äußerer Nutzen aus denſelben erwachſen zu ſein. Man begnügte ſich, an ſeinen dichteriſchen Schöpfungen ſich zu freuen und dieſelben gelegentlich recht ſehr zu rühmen, und ſo mag ſich M., in Beziehung auf den bedingenden Drang des Lebens, oft in drückenden Verhältniſſen befunden haben. Da Maſſinger kein eigenes Vermögen beſaß, kann dieſer Umſtand nicht befremden. Malone erzählt in ſeiner Geſchichte der engliſchen Bühne, daß der Ehrenſold für ein neues Stück damals 10 bis 20 Pfund, zur Zeit von Shakſpear's erſtem Auftreten gar nur 20 bis 30 Nobles (Wieland und Eſchenburg geben den Noble etwas über ſechs Schilling an) geweſen ſei, der „Marktpreis" der Zueignung aber habe ſich auf 40 Schilling anſchlagen laſſen. Wenn jedoch die Dichter ihre Stücke für den Ertrag einer Vorſtellung, welche alsdann gewöhnlich beim zweiten oder dritten Male zu ihrem Beſten veranſtaltet ward, den Schauſpielern überlaſſen haben, ſei im glücklichſten Fall nach Abzug der Koſten kaum zwanzig Pfund für ſie zurückgeblieben. Wir finden nicht, daß unſerm bedrängten Dichter eine andere Aufmunterung zu Theil geworden, als zuweilen die Vergunſt, die bereits einem Theater ſeit längerer Zeit überlaſſenen Stücke für ſeine eigene Rechnung drucken laſſen zu dürfen. „Andre, ihm keineswegs überlegene Bühnendichter," erzähle ſein Lebensbeſchreiber, „hatten doch ihre Periode des Glücks, ihre hellen Tage ſowohl als die trüben, aber Maſſinger ſcheint ſich zu keiner Zeit eines Sonnenblicks zu freuen gehabt zu haben; ſein ganzes Leben war ein Wintertag, neblig, umwölkt und voll kalter Schauer.“ — —

§ 4.

Um ſo mehr Anerkennung verdient Maſſinger, daß er ſich durch dieſe äußern Widerwärtigkeiten auch als Künſtler nicht verengen und beugen ließ, und ſelbſt ſeine Klagen nur in geſetzten und männlichen Worten austönt. Auf keine Weiſe jedoch ſcheint unſer Dichter bei dieſem Misgeſchick etwas verſchuldet zu haben, und ſicher mit Recht führt es Davies bei dieſer Gelegenheit als ein Zeugniß für ihn an, daß die zum Theil noch jetzt ehrenvoll gekannten Männer, welche auf uns gekommene Zuſchriften oder Gedichte an Maſſinger gerichtet, ihn in der Ueberſchrift vorzugsweiſe den: „ſehr Geachteten,“ „Verdienſtvollen,“ „Würdigen,“ den „lang gekannten und geliebten Freund“ nennen. Maſſinger ſtarb den 17ten März 1640. Man fand ihn, wie Langbaine uns erzählt, am Morgen todt im Bette, in das er ſich Abends zuvor vollkommen geſund niedergelegt hatte. Er ward auf dem Kirchhofe St. Savior beſtattet, und die Schauſpieler leiſteten ihm die traurige Pflicht, ſeine ſterblichen Ueberreſte zur letzten Ruheſtätte zu geleiten. Weder Denkmahl noch Inſchrift bezeichnen dem Wandrer die Stelle, und ſelbſt die Urkunde von Maſſingers Sterblichkeit, ſagt Gifford, iſt uns mit jener kalten Kürze aufbehalten, (wahrſcheinlich im Kirchenbuche), welche ſich nur zu wohl mit ſeinem dunklen und demüthigen Lebenslaufe verträgt: März 20. 1640 ward begraben Philipp Maſſinger, ein Fremder." —

Aber auch noch nach ſeinem Tode ſchien den Dichter ein eigenſinniges Schickſal zu verfolgen, und es iſt wol nicht leicht ein engliſcher Schriftſteller ſo häufig benutzt und geplündert worden, ohne daß diejenigen, welche ſich an ſeinen Schätzen bereicherten, der Mühe werth gefunden hätten, ihn zu nennen. Man zählt ſieben und dreißig dramatiſche Arbeiten von Maſſinger, denen ſein Name vorgeſetzt iſt, doch ſind von dieſen nur ſiebzehn ganz erhalten auf uns gekommen. Seine Werke wurden zuerſt 1761 von Coxeter in vier Bänden vollſtändig herausgegeben. Eine zweite Ausgabe, von Maſon beſorgt, erſchien 1779 in ſechs Bänden, und die ſchon früher erwähnte von Gifford in vier Bänden, welche bereits 1813 die zweite Auflage nöthig machte.

§. 5.

Obgleich Maſſinger hier großentheils überſchätzt iſt, ſo müſſen doch auch wir ihn als einen der erſten Dichter, nicht blos der damaligen Zeit, ſondern überhaupt der engliſchen Bühne anerkennen. Was ihn beſonders auszeichnet, iſt ein reicher, ſtets ſtrebender Geiſt, klarer Verſtand, Tiefe des Gefühls, und eine kraftvolle, offene Geſinnung, welche er in einer bedeutenden und wohllautenden Sprache austönen zu laſſen wußte. Wie die bezeichneten Vorzüge ihm den meiſtentheils glücklichen Plan zu ſeinen Werken eingaben — (er ſchöpfte gleich den übrigen ſeiner damaligen Kunſtgenoſſen den Stoff derſelben gewöhnlich aus alten Novellen, welchen er jedoch wie den hiſtoriſchen nicht ſelten mit Freiheit und Leichtigkeit zu behandeln wußte) — leiteten ſie ihn nicht minder erfolgreich bei der Ausführung, beſonders auch bei der techniſchen Ausarbeitung derſelben. Wenn auch nicht in jenem höheren und höchſten Sinn, wie Shakſpear, dem, unter den engliſchen Dichtern wenigſtens gewiß, keiner gleich kommt, iſt Maſſinger doch auch ein guter Charakteriſtiker, der, was ſeinen Gebilden etwa an vollendeter Originalität abgeht, häufig durch eine glückliche Individualiſirung zu übertragen weiß.

So muß man ihm auch einräumen, daß er, bei wohl durchdachter Compoſition, Einheit der Handlung, unbeſchadet der romantiſchen Mannigfaltigkeit der Scenen, feſtzuhalten, und durch künſtleriſche Anordnung die Zuſchauer zu ſpannen und zu überraſchen verſteht. Dagegen vermiſſen wir bei Maſſinger ſchaffende Phantaſie und Humor, ja häufig ſelbſt jenen leichteren, welchen man faſt als Grundzug der Engländer, oder doch wenigſtens ihrer Schriftſteller, anzunehmen gewöhnt iſt. Maſſingers Laune äußert ſich am angenehmſten, wenn wir ihn Ironie mit ſich ſelber treiben ſehn, z. B. wo der Prologus zum Guardian uns erzählt, wie der Ruhm des Dichters im Urtheil des Publikums zweimal Schiffbruch gelitten, dieſer ſich aber dennoch nach ein- bis zweijährigem Begraben in Stillſchweigen, während welches ſein ſonſt ganz wohlbekannter Name ihm vielleicht abhanden gekommen, als Poet dem Publikum und den Kritikern von neuem zu ſtellen wage, mit der Verſicherung, daß, falls die Letztern ihn auslachen ſollten, er nicht ſäumig ſein werde, Gleiches mit Gleichem zu vergelten.

§. 6.

Eben ſo wenig iſt der Witz unſerm Maſſinger abzuſprechen, obgleich er keinesweges zu ſeinen Ausgezeichnetheiten gehört. Als glücklichen Ideenwitz darf man es ihm gewiß anrechnen, daß er die Verkehrtheit des Herzens, eben wie die Thorheiten und Irrthümer des Verſtandes, meiſtentheils auch als in ihrer Erſcheinung lächerlich hinſtellt, wie denn auch mancher treffende Wort- und namentlich Situationswitz nicht ſelten in ſeinen Dramen zu finden iſt. So wirkt z. B. in der Tragi-Comödie „The Maid of Honour“ der in ſich ſelbſt verliebte, und ſich für unwiderſtehlich haltende Signor Silly bei jedesmaligem Auftreten äußerſt komiſch. Obgleich, wie zum Theil ſchon aus dem Geſagten hervorgeht, Maſſinger keinen eigentlichen Beruf zum Komiſchen hatte, ſind doch verſchiedene ſeiner Luſtſpiele, z. B. „The city Madam“ lange Zeit mit Beifall auf der Bühne geſehn, und eines derſelben, „A new Way to pay old Debts“ (unſeres Wiſſen auch das einzige ſeiner Stücke, welches ins Deutſche überſetzt iſt) — war wenigſtens noch vor kurzen Jahren ein Liebling des Engliſchen Publikums, wenn ſchon dieſer „neue Weg alte Schulden zu bezahlen“ indem ein zu Grunde gerichteter Verſchwender die reiche und wohlwürdige Wittwe eines Freundes, dem er früher wichtige Dienſte geleiſtet, dazu vermag, eine Zeit lang in ihn verliebt zu ſcheinen, auch nach Maſſinger von den Helden der Komödienſchreiber nach allen nur möglichen Her- und Querſtraßen gewandelt und abgetreten iſt. Wir unſern Theils müſſen bekennen, daß wir das Stück durchgängig für beſſer erdacht als ausgeführt halten, obſchon wir uns recht wohl denken können, wie eine muntere Darſtellung daſſelbe zu heben vermag, wie ihm denn auch manche höchſt ergötzliche Scenen und Momente nicht abzuſprechen ſind.

Das erſte Werk, was unter Maſſingers Namen erſchien, war, wie ſchon oben erwähnt: „The Virgin Martyr“. In demſelben ſiegt das Rhetoriſche und Allegoriſche noch oft über das eigentliche dramatiſche Element, und auch in einigen andern der früheren Maſſingerſchen Dramen werden bei allen, zum Theil gräßlichen Vorgängen, noch zu viel Reden gehalten. Dagegen iſt „der Herzog von Mailand“ nicht nur voll lebendiger Handlung, ſondern auch wahrhafter Darſtellung einzelner Charaktere und Leidenſchaften, nur vermiſſen wir, und zwar nicht hier allein, ſondern bei faſt allen Tragödien Maſſingers, die wohlthätige Beruhigung, ohne welche der Dichter uns nicht entlaſſen ſoll.

§. 7.

Wir laſſen ſtatt des weiteren allgemeinen Urtheils eine dramatiſche Compoſition Maſſingers in leichten Umriſſen an uns vorübergehn. „The Roman Actor,“ (der römiſche Schauſpieler) ein Trauerſpiel, welches nicht nur mit dem außerordentlichſten Beifall aufgenommen ward, wie unter andern ſechs auf uns gekommene Lobgedichte beweiſen, welche Männer wie John Tord, Joſeph Taylor — einer der erſten Schauſpieler der damaligen Zeit, welcher auch die Rolle des Paris gab — zu Verfaſſern haben, ſondern welches Maſſinger ſelbſt, bei der Zueignung an drei ſeiner ausgezeichnetſten Freunde „die beſte Ausgeburt ſeiner Minerva“ nennt, wenn wir auch dieſen unbedingten Vorzug nicht gelten laſſen können.

Gleich die erſte Scene zeigt uns Paris — nach des Verfaſſers Abſicht den Helden des

Stücks, obgleich wir lieber den Kaiſer Domitian als ſolchen bezeichnen möchten — mit noch zwei Kunſtgenoſſen über die geringe Anerkennung klagend, welche jetzt der Schauſpielkunſt zu Theil werde, da man ſie jeder andern ſogenannten Liebhaberei, oder ſonſtigem müſſigen Zeitvertreib gleich, oder gar noch geringer achte. Zwar ſagen ſich die Ehrenmänner, daß ſie, von Domitian huldreich angeblickt, nicht äußere Bedrängniß zu fürchten haben; aber ihr Ziel iſt der Ruhm, und eine noch im Munde der Nachwelt fortlebende Künſtlerehre. Doch droht ihnen auch für den Augenblick Gefahr, denn der Conſul Aretinus, durch ein vermeintliches Anſpielen ihrer Darſtellung auf ihn, erbittert, feindet ſie während der Abweſenheit des Kaiſers an. Indeſſen tröſtet man ſich mit der baldigen Zurückkunft des Herrſchers, und auch als jetzt wirklich Lictoren erſcheinen, ſie vor Gericht zu laden, fordert Paris ſeine Mitverklagten auf, der ſo häufig mit Beifall gegebnen edeln Rollen gedenkend, ſich in ihrem Sinne zu betragen, und ſelbſt das Todesurtheil mit derjenigen Gelaſſenheit zu vernehmen, als ſei alles nur ein Bühnenſpiel, und als gelte es, morgen wieder aufzuleben. Mehrere Senatoren, unter denen auch Lamia, treten jetzt auf. Den abgeführten Schauſpielern nachſehend, ſprechen ſie zuerſt eine ſatyriſche Freude aus, den Staat durch keine wichtigere Sache beunruhigt zu ſehn, bald aber wendet ſich die Unterhaltung unmittelbar zu den traurigen und bedenklichen Zeitläuften, wie auf die hochmüthige Tyrannei des Imperators, doch gehn ſie mit dem Entſchluß aus einander, das Aeußerſte zu ertragen. Man ſieht, der Dichter kannte Tacitus, der bei den Kaiſerrömern Duldungskraft und Sterbensmuth oft genug, doch ſtets neu und unnachahmlich ſchildert.

§. 8.

Die zweite Scene führt uns in des Senators Lamia Haus. Parthenius, des Kaiſers Freigelaſſener, wirbt für ſeinen Herrn um die Gunſt der Hausfrau, und fährt ſelbſt, als der Gemahl erſcheint, mit ſpöttiſcher Kälte in ſeinem ſchlechten Geſchäfte fort, und nur durch den ausgeſtellten Scheidebrief entgeht jener dem Tode; den ihm verhängten Mishandlungen nur auf Geſuch der Domitia, welche, durch die ihr zugedachte Ehre ſehr geſchmeichelt, dem ehemaligen Gatten noch beim Abſchiede verheißt, ihm auch in ihren neuen glänzenden Verhältniſſen in Gnaden gewogen zu bleiben. Lamia fleht, ſich allein ſehend, zu den Göttern, die Umarmung des „geraubten Weibes“ dem Cäſar eben ſo verderblich werden zu laſſen, als einſt die der Helena dem Troiſchen Prinzen wurde. — Dritte Scene: der Senat, wo der Conſul Aretinus die Thaten und Eigenſchaften des Kaiſers in pomphafter Rede preiſt, und die gegenwärtigen Schauſpieler als Läſterer gegen deſſen Regierung u. ſ. w. anklagt, da Männer, von ſeiner Weisheit als Staatsbeamte gewählt, in ihrer Perſönlichkeit von den Mimen lächerlich oder verächtlich gemacht worden ſeien. Paris führt die Vertheidigung ſeiner Kunſt, welche Böſes und Thörichtes als ſolches hinſtellen müſſe, und nichts dagegen könne, wenn ſich jemand getroffen fühle; vielmehr erhebe ſich gerade hiedurch die Schaubühne zu einer moraliſchen Anſtalt. Die Väter ſind hingeriſſen und überzeugt, und ſelbſt der Ankläger Aretinus muß vor dieſer Beredſamkeit verſtummen. In dieſem Augenblick verkünden Prätoren die Ankunft des ſiegreichen Domitian in Rom. — Vierte Scene: Platz vor dem Capitol. Die dem Kaiſer verwandten Frauen im Wortwechſel um den Vortritt bei der Begrüßung des Kaiſers begriffen, welchen Rangſtreit die Domitia dadurch ausgleichen will, daß ſie jenen für ſich ſelbſt beanſpricht; während ſie, von den Andern verhöhnt, dennoch auf ihr Recht trotzt, erſcheint der Imperator. Im trunknen Uebermuthe rühmt dieſer ſich und ſeine Kriegsthaten, und befiehlt, die Gefangnen hinwegzuführen und ſie die Schärfe der römiſchen Beile koſten zu laſſen. Von allen Seiten tönen dem Tyrannen ſchmeichleriſche Zurufungen entgegen, und nur verſtohlen wagen einige der gegenwärtigen Senatoren ihrem Unwillen in halb lauten Worten Luft zu machen, als der Cäſar jenen erlauchten Frauen, der Tochter des Titus, u. ſ. w. die Hand zum Kuſſe reicht. Dieſelbe Gunſt wird dem Paris gewährt, dann wendet ſich der Kaiſer zur Domitia, und ſeine Leidenſchaft für ſie frei erklärend, decretirt er dieſelbe durch ſeinen Kuß feierlich zur Auguſta geweiht und erhoben. Beiläufig dem anweſenden Lamia die auch ihm durch dieſen Akt widerfahrne Auszeichnung preiſend, befiehlt der Despot Feſtlichkeit und Freude.

§. 9.

Der zweite Aufzug zeigt uns den Freigelaſſenen Parthenius mit ſeinem Vater, einem reichen Geizhalſe, der durch keine Bitten des Sohnes zu bewegen, ſich mehr als die alleräußerſten Nothwendigkeiten des Lebens, unter den ekelhafteſten Formen angedeihen zu laſſen. Paris, der, nachdem der in Lumpen gekleidete Greis ſich ärgerlich entfernt hat, wegen eines aufzuführenden Schauſpiels Befehle einzuholen kommt, macht dem gegen ihn in Klagen ausbrechenden Parthenius den Vorſchlag, ſeinen Vater zur Auſehung eines Stücks zu bewegen, in dem er die Thorheit und Verderblichkeit von deſſen Geſinnung in einer Art darzuſtellen verſpricht, die den Alten bekehren ſoll. Parthenius nimmt ſich vor, die Vermittlung des Kaiſers nachzuſuchen, und ſeinen Vater, wenn es ſein müſſe, zum Zuſchauer zu — preſſen. Domitian tritt auf mit Aretinus, der im Perſonenverzeichniß gleich als „der Spion des Kaiſers“ mit angegeben iſt, um von ihm die Anklage der würdigſten Senatoren zu vernehmen, welche jedoch in nichts weiterem beſteht, als daß die Beſchuldigten die Opfer von des Cäſars Grauſamkeit hie und da bedauert, oder wol gar deſſen Verbrechen gegen göttliche und menſchliche Geſetze mit ihrem wahren Namen zu bezeichnen gewagt; beſonders ſoll Lamia den Raub ſeiner Gemahlin übel empfunden haben. Domitian beſchließt, in der Beſtrafung des Böſewichts die ausgeſuchteſte Rache zu üben. So heißt er, als der Senator jetzt herbei geſchleppt wird, dieſen höhniſch willkommen, verſichernd, wie bedacht er ſei, ihm die Abtretung der geliebten Gemahlin zu vergelten, deren Reize und ſonſtige Eigenſchaften er mit poetiſchem und rhetoriſchem Schwung zu ſchildern ſucht. Endlich muß auf ein gegebenes Zeichen die Geprieſne ſich ſogar am Fenſter zeigen, und der gemishandelte Gatte ſoll ihren Geſang mit bewundern. Als er dies ablehnt, verweiſet ihm der Kaiſer die geringe Theilnahme an dem Glück ſeines Herrſchers, welches Miswollens wegen dieſer ihn nun ſchon zum Tode verdammen müſſe. Ein Wink des Tyrannen, und mit verhülltem Munde wird der Senator zur Vollziehung des Todesurtheils hinweggeriſſen; jener aber freut ſich ſehr naiv des Anblicks eines Menſchen los zu ſein, der ihm ein begangenes Unrecht aufzutücken ſcheine, was doch bekanntlich ein Cäſar, deſſen Einfall und Wille augenblicklich das Geſetz einer Welt werde, nicht ertragen könne.

Die Kaiſerin erſcheint, begleitet von den zu ihrer Bedienung gezwungnen hohen Frauen; Domitian bezeigt ihr ſeine abgöttiſche Leidenſchaft, die Schauſpieler treten auf. denn der Freigelaſſene hat ſeine Bitte ſchon früher zur guten Stunde angebracht, und ſo wird auch deſſen Vater herbei geführt, und ihm angedeutet, bei Gefahr ſeines Lebens, einen achtſamen Zuſchauer abzugeben. Domitian, überall ein Tyrann, befiehlt, ſogleich mit dem letzten Akt, wo die Bekehrung des Geizhalſes im Stücke gelingt, zu beginnen. Da aber kein dergleichen guter Vorſatz bei dem gegenwärtigen verſtockten Alten wahrzunehmen iſt, gebietet der Kaiſer, der ſich einmal für deſſen Kur verbürgt, ihn aufzuhängen; alles Flehen des Parthenius iſt umſonſt.

§. 10.

Im dritten Aufzuge ſteigert ſich das ſündhafte Wohlgefallen der Auguſta für Paris zur Leidenſchaft, die ſelbſt in Gegenwart des Gemahls bei einer neuen theatraliſchen Vorſtellung ausbricht, wo jener auf ihren Befehl den verſchmähten Liebhaber giebt. Indeſſen ſteigt in dem Kaiſer keine Ahnung ihrer verbrecheriſchen Raſerei auf, wir ſehen ihn in den Zwiſchenſcenen beſchäftiget, die angeklagten Senatoren foltern zu laſſen, deren ſtoiſcher Gleichmuth bei den ausgeſuchteſten Qualen dem Cäſar endlich das Bekenntniß abpreßt, daß er ſich ihnen gegenüber als der Gerichtete fühle. Seine Schmeichler geben ihm dies natürlich nicht zu, und er ſelbſt weiß ſich ſchnell genug von der läſtigen Empfindung zu befreien, indem er die zu Strafrednern Gewordnen eilig zum Tode führen läßt. — Der vierte Aufzug zeigt die verbrecheriſche Kaiſerin mit Paris, der, unüberwunden von Drohungen, nur durch ihre Liſt beſtrickt wird, vom Kaiſer überraſcht. Dieſer wüthet anfangs gegen die Verrätherin, aber auch jetzt noch, bald von ſeiner Leidenſchaft umgeſtimmt, widerruft er ſogleich den Todesſpruch, und die Auguſta wird nur in den Verwahrſam ihres Zimmers verwieſen, während er Befehl giebt, die gegen ſie verſchwornen Frauen, welchen ihr Stolz die ſchmählichſten Kränkungen bereitet, wie den Conſul Aretinus, der auf ihre Macht über Cäſar eiferſüchtig und aus Haß gegen Paris, gleichfalls als Ankläger Beider aufgetreten, in den Kerker zu führen. Nachdem die Verurtheilten bis auf Paris entfernt ſind, fordert Domitian den ehemaligen Liebling zu freier Vertheidigung auf, und bei deſſen Bekenntniß eine vorgeſpiegelte oder wahre Rührung äußernd, heißt er ihn, guten Muthes ſein. Scheinbar zu andern Gegenſtänden übergehend, erkundigt er ſich nach einem Stück, „der treuloſe Diener,“ und begehrt eine Scene daraus vorgeſtellt zu ſehn. Die übrigen Schauſpieler werden herbei geholt, und der Kaiſer will, ſich auf Nero's Beiſpiel berufend, ſelbſt eine Rolle, die des getäuſchten Herrn, übernehmen. So beginnt die Handlung, und Domitian zeigt ſich beſonders auf das Stichwort bedacht; doch bringt er es in ſeiner Aufgabe nur zu dem Ausruf! „ſchändlich! ſchändlich!“ — „Ich habe meine Rolle vergeſſen, ruft er dann, „aber ich weiß ſie zu geben!“ und durchbohrt ſinkt Paris zu ſeinen Füßen. Weichmüthig verſichert der Mörder dem Sterbenden dann, daß er ihn geliebt, und auch jetzt nur zur Abſicht gehabt, ihn durch Selbſtvollziehung ſeines unabwendbaren Todes zu ehren; wirklich befiehlt er dem Künſtler würdige Beſtattung und ein glorreiches Gedächtniß widerfahren zu laſſen.

Der ganze fünfte Akt zeigt uns in Domitian ein dem Verderben geweihtes Haupt, und wachend und träumend ſieht er unglückverkündende Prophezeihungen in Erfüllung gehn. Von Grauen und Entſetzen umhergetrieben, ſehn wir ihn ſich umſonſt zum ohnmächtigen Trotz aufraffen, während die Plane der zu ſeinem Untergange Verſchwornen vor unſern Augen ſichtbar werden und reifen. Dieſen ſchließt ſich zuletzt auch die Kaiſerin an, welche in dem Domitian während des Schlafs entwendeten Taſchenbuch ihren Namen unter den zum Tode Beſtimmten geleſen. Der empörte Gemahl hat ihr früher Verzeihung angedeihen laſſen, auf ſeine Leidenſchaft trotzend höhnt ſie den Tyrannen jedoch ins Angeſicht, nicht ſcheuend, ihren noch dauernden Liebeswahnſinn für den ermordeten Paris zu bekennen, — und wüthend gegen ſich ſelbſt und die ſchändliche Treuloſe verzeichnet ſie der Kaiſer, obwol mit fieberhaft zitternder Hand, in ſein Todesregiſter. — So fällt endlich Domitian, nachdem er ſich, da man ihm die Zeit falſch angiebt, über die gefahrdrohende Stunde hinweggerückt, völlig ſicher glaubt.

§. 11.

Wir dürfen uns nicht ſchmeicheln, durch dieſe flüchtigen Umriſſe mehr bewieſen zu haben, als daß auch dieſe dramatiſche Compoſition Maſſingers, obwol ohne innere Einheit, voll lebendiger und mannigfaltiger Handlung iſt. So bildet z. B. jede der beiden erſten eingelegten Schauſpielerſcenen ein für ſich beſtehendes kleines Ganze, welche von damaligen Kunſtrichtern als Muſterwerke gerühmt wurden, wie ſie denn wirklich in ihrer Art, namentlich auch in techniſcher Ausarbeitung, gelungen zu nennen ſind. Eben ſo iſt die Charakterzeichnung des Domitian, als eines heidniſchen, übermüthig trunknen, in Grauſamkeit ſchwelgenden Tyrannen, ein Meiſterſtück zu nennen, und wir glauben nicht, daß troß allen Grellheiten, welche in unſrer Erzähſung von ihm allerdings hervortreten möchten, dem Dichter weder in Entwurf noch Haltung, Folge- oder Naturwidrigkeit Schuld gegeben werden können. Wie von allen Perſonen des Stücks keine ganz rein und ſchuldlos daſteht — denn ſelbſt die hingerichteten Senatoren beweiſen ſich zuerſt knechtiſch und feige — ſo erſcheinen beſonders ſämmtliche Frauen verwerflich und unedel. Vielleicht lag es in der Abſicht des Dichters, die ſittliche Verſunkenheit der damaligen Zeit, von der die Geſchichte zu uns redet, durch keine Lichtſeite heben zu wollen; ſondern v.elmehr als den hiſtoriſchen Boden hinzuſtellen, auf dem ein Domitian erwachſen konnte. Einzelne Grellheiten, und das ſittliche wie das äſthetiſche Gefühl anwidernde Scene nund Situationen, welche ſich hier, wie in andern Stücken Maſſingers, finden, ſoll die Kritik allerdings ſtreng rügen, doch mag der mehr und mehr ausartende Geſchmack der Zeitgenoſſen, welche in derlei Craſſem und Empörendem nicht ſelten das — Pikante fanden, dem Dichter einigermaßen zur

Entſchuldigung gereichen; dagegen kann ihn nichts von dem allerſchärfſten Tadel befreien, Verhältniſſe, wie z. B. das zwiſchen Mutter und Sohn im „Bondman“ waltende, dargeſtellt zu haben.

Müſſen wir ſchon einräumen, daß uns Maſſinger ſein Kunſttalent weniger in der Zeichnung weiblicher Charaktere zu bewähren ſcheint, ja daß wir dieſelben häufig mit dem Ausdruck „gemacht“ bezeichnen möchten, wollen wir doch gern anerkennen, daß er z. B. in ſeiner Lydia (im Duke of Florence) Camiola (in The Maid of Honour) und einigen andern, liebliche Bilder edler und zarter Weiblichkeit belebt hat. Es iſt zu verſchiedenen Zeiten verſucht worden, Maſſingers ſonſt beliebteſte Stücke, z. B. The Duke of Mailand, wiederum auf die Bühne zu bringen, doch ſcheinen ſie ſich weder darauf erhalten, noch eben ein ſonderliches Glück gemacht zu haben. Wie wenig wir daher Bearbeitern oder gar Ueberſetzern Maſſingern unbedingt anpreiſen können; ſo ſehr empfehlen wir namentlich unſern jungen Dichtern, ſeine Werke mit Gründlichkeit und Liebe zu ſtudiren.

Nachſchrift.

Wenn wir uns in das Leben eines Dichters vertiefen, der, ungeachtet eines merkwürdigen Talents, Fleißes und unbeſcholtenen Lebens, nie nach Würden geſchätzt wurde, und für alle ſeine Bemühungen faſt nur Undank erntete, ſo können wir uns wol gar verſucht fühlen, uns ſelbſt zwiſchen ihn und ſein Geſchick zu ſtellen und das Letztere laut der Ungerechtigkeit anzuklagen. Den Dank, den der Lebende entbehrte, ſoll wenigſtens der Todte unverkürzt empfangen.

Dieſe an ſich nicht zu tadelnde Geſinnung kann uns indeſſen mitunter zu weit führen, und es iſt möglich, daß der vorangegangne Aufſatz einige — doch gewiß nur wenige — Spuren des überſchrittenen Maaßes zeigt. Möge er denn die beſſeren Kritiker Deutſchlands auffordern, ihre Anſicht von Maſſingers Talent und Werken unbefangen mitzutheilen.

Tieck findet einige Aehnlichkeit zwiſchen ihm und Schiller, ein Urtheil, welches ich nur dann theilen kann, wenn etwa lediglich von der Stufe die Rede wäre, auf der Schiller ſtand, als er Fiesko und Kabale und Liebe ſchrieb.

Außer jenem ſchon oben gerügten Mangel an Einheit in ſeinen Stücken — ein Mangel, der in tiefrer Bedeutung recht wohl neben ſeiner echniſchen Geſchicklichkeit walten konnte — iſt wol am meiſten eine gewiſſe Sprödigkeit und Härte in ſeinem ſonſt ſtarken Geiſte wahrzunehmen, weshalb wir auch blühende Anmuth nd reine Herzensheiterkeit bei ihm vermiſ- en. Gegen die Freiheit und die Vornehmheit eines Gemüths ſcheint auch der Umſtand ſprechen, daß er unter allen Zeitgenoſſen hakſpear's der Einzige war, der mit dieſem rößeſten in gar keiner Verbindung ſtand; s findet ſich wenigſtens nicht die kleinſte Spur von. Indeſſen mag hier irgend ein trübes eſchick gewaltet haben, und wir wollen ihn deshalb nur bedauern, daß er nicht Umgang ſuchte mit einem Manne, von dem er ſo viel hätte lernen können, und der ſein dunkles Leben würde erheitert haben.

Noch bedenklicher aber ſtören, in der Betrachtung von Maſſingers ſittlichem Werth, manche Scenen, in denen die heilloſeſte Sündhaftigkeit mit breitem Pinſel ausgemalt worden iſt, ſo daß man, weil durchaus kein künſtleriſcher Zweck dabei walten kann, in der Misſtimmung beinah vermuthen möchte, Maſſinger habe wol gar mit Luſt dabei verweilt. Dem iſt aber wahrſcheinlich nicht alſo; es war vielmehr nur die falſche Hoffnung, daß aus der widrigen Empfindung, die jene Scenen erregen müſſen, ein moraliſcher Nutzen entſpringen werde. Eine ähnliche äſthetiſche Ekelkur finden wir auch bei manchen ihm ſonſt unähnlichen Dichtern, z. B. bei unſerm alten höchſt geſchmackloſen aber reichbegabten Lohenſtein, unter andern in den Trauerſpielen „Agrippina,“ „Ibrahim Sultan“ u. ſ. w. ohne daß wir im mindeſten zu dem Schluſſe berechtigt wären, er habe mit Vergnügen dabei verweilt. Im Gegentheil ſprechen alle Zeugniſſe ſeiner Zeitgenoſſen mit Ruhm von dem gediegenen Charakter und dem edelſtrengen Leben, welches er führte. Er bringt uns in das nach Verweſung duftende Haus der ſcheuslichſten Sünde, um den Sünder zu beſſern, vergißt aber, daß aus dem Ekel nie etwas geiſtig Heilſames entſtehen kann.

War aber L., wie nicht gezweifelt werden kann, ein hoch achtbarer Menſch, ſo dürfen wir dies von Maſſinger nicht minder annehmen, der ohnehin von Leichtſinnigkeit in ſeinem trüben Leben weit entfernter ſcheint, als die vom Publikum verwöhnten und das Publikum verwöhnenden Beaumont und Fletcher in ihren günſtigen Umſtänden.

Welch ein ſeltſames Misgeſchick den armen Maſſinger auch noch viele Jahre nach ſeinem Tode getroffen hat, möge folgendes kleine Zwiſchenſpiel darthun.

Die Köchin des Herrn Warburton.

(Ein Intermezzo.)

Sollte einmal eine Akademie der Wiſſenſchaften und Künſte die wichtige Frage aufwerfen: „Wer ſpielt wol in der Geſchichte der dramatiſchen Poeſie und Kritik ſeit der Sündfluth die traurigſte und gefährlichſte Rolle?“ ſo würde ich unbedenklich erwiedern: „die Köchin des Herrn Warburton“ eine Perſon, deren Namen ich zwar nicht habe herausbringen können, die aber die entſetzlichſte aller Unſterblichkeiten gewonnen hat.

Dieſer Herr Warburton, den wir weiter nicht kennen, *) zeigte einen großen Eifer, die Aufmerkſamkeit des Volks zurückzulenken auf Shakſpear's Vorgänger, Zeitgenoſſen und unmittelbare Nachfolger. Hier fand er nun inſonderheit bei Philipp Maſſinger ungemein viel

---

*) Der als Herausgeber Shakſpear's berühmte Dr. W. iſt es nicht, wie ich einſt irrig geglaubt habe.

u thun, denn dieſer Dichter hatte einige ſeiner
Schauſpiele gar nicht drucken laſſen und andere
— „ſo ungefähr" gedruckte — waren in der Fol-
ezeit wie aus der Welt gekommen, was nieman-
en wundern wird, der die Richtung der ſpä-
ern Zeit, und z. B. die Wuth der Puritaner
egen alles, was Theater heißt, kennt. — Der
uſt und Liebe und einer zur rechten Zeit geöff-
eten reichen Börſe iſt indeſſen manches mög-
ch, und ſo war es Warburton gelungen, eine
icht geringe Anzahl von längſt verlorenen Dra-
en jenes Dichters, ſo wie eine noch beträcht-
chere von andern mehr oder minder bedeuten-
n Poeten zuſammen zu bringen. Die Freude
s wackeren Mannes über einen ſolchen, nicht
ne die dauerndſte Anſtrengung, koſtſpielige Rei-
n u. ſ. w. zu erwerbenden herrlichen Schatz
r groß, und der Ruhm, den er als Heraus-
ber in der Zukunft zu erwarten hatte, nicht ge-
ng. Aber ach! zwiſchen ihn und ſeine Hoff-
ngen trat das Schickſal, das wir in unſeren
agödien oft vergeblich citiren, ungebeten, in

der Geſtalt ſeiner Köchin. Dieſe Unglückliche zeigte ſich vermuthlich beſonders groß in der Zubereitung köſtlicher Paſteten, die ihr Herr zwar nicht gänzlich, aber doch beinahe ſo feurig zu lieben ſchien, als die altengliſchen Dramen, und ſo war es denn gekommen, daß ſie nach und nach zehn Schauſpiele (!) von Maſſinger und noch vierzig andere Manuſkripte von Bühnenſtücken verſchiedener trefflicher Autoren zum — „Aufmangeln" und „Bedecken" ihrer ſonſt ſchätzbaren Paſteten und zu andern hauswirthſchaftlichen Zwecken verbraucht hatte.

Ich muß mich ſelbſt erſt ein wenig von dem Schauder erholen, den mir die gräuliche Hiſtorie einjagt, und ſetze ſodann mit wiedergewonnener Standhaftigkeit hinzu: Manches in dieſer Geſchichte geht für mich noch in ſchwarzen Schleiern, ich begreife nicht völlig, wie man ſo viel Papier bei der Bereitung von Paſteten gebrauchen könne, und ich muß ſelbſt meine Anſicht von der Theorie des „Aufmangelns" „Bedekkens" u. ſ. w. für ſehr ungenügend und lückenhaft erklären; auch iſt mir nicht wahrſcheinlich, daß ich jemals kaltes Blut genug haben werde, mich um die Zubereitung einer Speiſe genauer zu bekümmern, die mir ſchon von der frühſten Kindheit an höchlich zuwider geweſen iſt. Ich kann nur das unbeſtreitbare Factum mittheilen, daß die Unſelige funfzig Dramen, unter denen nicht blos: Minerva's sacrifice — das, vermuthlich nur herkömmlich ſteif allegoriſch, wäre noch zu verſchmerzen — ſondern auch The honour of Women war, verbacken und auf ewig unſern Augen entzogen hat. Außerdem ahnen wir auch noch, daß ſie, als ihre Unthat an den Tag kam, dem unvorſichtigen, jetzt in Verzweiflung hinſtarrenden Sammler ruhig erklärte, ſie ſei völlig unſchuldig, er habe ihr oft genug verboten, unbeſchriebenes Papier in der Küche zu verbrauchen, und ſo habe ſie ſich müſſen an das andere halten und ſehr kluger Weiſe gerade die unſcheinbarſten Sachen verbraucht, an denen ja wol nichts verloren ſei. —

Wahrſcheinlich hatte W. (was wir auch bei manchen deutſchen Gelehrten finden) einen nicht geringen Papiergeiz und ſtets lieber Geld weggegeben, als — was man dafür bequem kaufen kann.

Jetzt aber klage ich von neuem die engliſchen Literatoren an, die ſich begnügen, bei dem Titel jedes dieſer verlornen Stücke hinzuzuſetzen: „ruinirt durch die Köchin des Herrn Warburton," „unbrauchbar gemacht durch die Köchin des Herrn W.," „verbacken durch die Köchin des Herrn W." u. ſ. w., ſo daß ſie zwar Unſterblichkeit verleihen, aber einer anonymen Perſon. Ich frage ferner: — Welch eine Erziehung genoß ſie? äußerte ſich ſchon früh der Zerſtörungstrieb? war ſie taktfeſt im Katechismus? hatte ſie einen Geliebten? und falls ſie ihn hatte, blieb er ihr auch nach der tragiſchen Begebenheit treu? hat man ihr Geſicht nicht in Kupfer geſtochen? wie alt war ſie bei der That, und wann ſchied ſie von der durch ſie beraubten Welt? wie äußerte ſie ſich auf dem Sterbebette? — ja ich frage ſogar: hat ſie Ruhe im Grabe gefunden? oder wandelt ſie noch, ein unbeglückter Schatten, umher, und ſieht in alten Bibliotheken nach, ob der Schaden nicht zu erſetzen ſei? — Es antwortet aber niemand auf dieſe hiſtoriſch-pſychologiſch ſo ſchreiend wichtigen Anrufungen, und überall iſt Todtenſtille *).

---

*) Sollte unter den verlornen Stücken auch nur ein Shakſpear'ſches geweſen ſein, ſo würde wol niemand einen Scherz ſich abringen können, der hier jedoch auch in jedem Fall den wahren Kummer über den großen Verluſt nur leicht verhüllt.

IV.

Johann Dryden.

Das Urtheil, welches W Schlegel in ſeinen dramaturgiſchen Vorleſungen über dieſen vielberühmten Poeten und Kritiker fällt, weicht ſo ganz ab von allem, was frühere engliſche, deutſche und franzöſiſche Literatoren über ihn geſprochen haben, und iſt ſo durchaus ungünſtig, daß es an Widerſprüchen von vielen Seiten nicht fehlen konnte. Mich ſelbſt hat es nicht überraſcht, denn ſchon früh erkannte ich in ihm das verzogene Kind ſeiner Zeit und nur jenes leichte Talent, das mit Selbſtgefälligkeit, Ziererei, Putzſucht, unedlem Sich-accommodiren u. ſ. w. Hand in Hand geht. Indeſſen iſt es doch wol kaum möglich, daß der Ruhm eines Dichters, der ſich anderthalb Jahrhunderte erhalten hat, gänzlich ſollte auf Sand gebaut ſein, und in keinem Falle dürfen wir glauben, daß es mit einigen leichten Scherzen gegen ihn abgethan ſei. Es ſchien mir deshalb nicht überflüſſig, den vielgeprieſenen Poeten etwas näher zu betrachten, da es mir ſtets unleidlich geweſen iſt, wenn jemand das Urtheil eines Kritikers, ſei es auch noch ſo geiſtvoll, blos nachſprach, ohne mit den Acten des äſthetiſchen Prozeſſes genau bekannt zu ſein. Uns Deutſchen ſteht ohnehin vielleicht nichts ſo übel als hochfahrender Leichtſinn; und wem könnte ein ſolcher verhaßter ſein, als W. Schlegeln, der, im Beſitz der reichſten Kenntniſſe, ſtets ſelbſt geprüft und nichts Ueberliefertes bloß um des Ruhms des Ueberlieferers willen angenommen hat.

Doch genug und vielleicht ſchon zu viel als Vorwort zu einem kleinen Aufſatze in zwei Kapiteln, deſſen erſtes auch das nicht verſchweigt, was ſich etwa für Dryden ſagen läßt, während das zweite eines ſeiner Hauptgebrechen zur Sprache bringt.

Erſtes Kapitel.

John Dryden, Esq., war 1631 in Auldwinkle, einem Flecken in Northamptonſhire geboren, und hatte erſt auf der Weſtminſterſchule, dann zu Cambridge ſtudirt, wo er 1653 den Grad eines Baccalaureus erworben. Sein erſter Verſuch „Heroic stanzas,“ war dem Lobe Cromwells (!) gewidmet. Zum Unglück des jungen Poeten, der ſich vielen äußern Vortheil davon verſprochen, erſchien derſelbe erſt nach des Protectors Tode 1658. Dryden ſah bald ein, daß jener anfangs eingeſchlagne Weg jetzt weder ſonderlichen Effect machen, noch ihm anderweitigen Erfolg verſchaffen könne, und kurz darauf debütirte ſeine Muſe mit folgendem neuen Liede „Astraea redux,“ (die rückkehrende Göttin der Gerechtigkeit) a poem on the happy restoration and return of his sacred Majesty king Charles II,“ wodurch er die frühere Ungunſt des Hofs zu tilgen hoffte.

1663 erſchien Drydens erſter dramatiſcher Verſuch „The wild gallant,“ welcher aber, obgleich der Verfaſſer bereits als ein guter Kopf und beliebter Dichter ſich ſonſt geltend gemacht, faſt allgemein misfiel. Da es jedoch dem Autor weder an gutem Willen noch Leichtigkeit fehlte, ſich dem Geſchmack der Zuſchauer anzupaſſen, und er vielleicht mit aus allzugroßer Bereitwilligkeit hierin geſündigt hatte, ward es ihm nicht ſchwer, da ſein Talent nun einmal hauptſächlich der Bühne, als der am meiſten goldführenden poetiſchen Quelle, gewidmet ſein ſollte, ſein Stück in der Art zu verändern und neu zuzuſtutzen, daß es ſich in dieſer Geſtalt eine ziemliche Zeit auf dem Repertoir erhielt. Seinem Plane gemäß fuhr Dryden nunmehr fort, ſich als Theaterdichter zu beſchäftigen, und nach und nach ſieben und zwanzig dramatiſche Productionen, ſowohl Trauer- als Luſtſpiele, Opern, wie die ſogenannten damals ſehr beliebten Tragikomödien zu liefern, die zu ihrer Zeit alle mehr oder minder Glück machten; wenn gleich die meiſten ſpätern Landsleute Drydens dramatiſchen Erzeugniſſen nur eine mindere Gunſt zu ſchenken geneigt ſind, als ſeinen andern Werken. Gleich den früheren Bühnendichtern ſehn wir auch Dryden nicht ſelten zur Ausführung eines dramatiſchen Stoffes mit anderen Kunſtgenoſſen, wie z. B. Robert Howard, Lee und William Davenant vereiniget. Dieſer letztere, eben ſo merkwürdig durch die ſeltſamen Schickſale, welche er unter den politiſchen Stürmen ſeines Vaterlandes (er war geboren 1605 † 1668) beſtand, als durch ſeine Leiſtungen für die engliſche Bühne und das Theaterweſen, *) der Ben Jonſons Amt als Hofdichter überkommen, hatte Dryden darin zum Nachfolger. Bis dahin, 1668, hatte dieſer an dramatiſchen Werken erſcheinen laſſen: „Rival

---

*) Er war es, der zuerſt die weiblichen Rollen durch Frauen darſtellen ließ und als Schauſpieldirektor manche zweckmäßige techniſche Einrichtung für die Bühne traf. Er hat 30 zu jener Zeit mit Beifall geſpielte Stücke hinterlaſſen, deren ſich jedoch keines erhalten hat, und in ſeinem Vaterlande zuerſt den Verſuch gemacht, die dramatiſche Handlung mit Muſik zu verbinden.

Ladies,“ „The Indian Queen,“ „Indian Emperor,“ (in welchem letztern Stück die gefeierte Beſchreibung der Nacht vorkommt) „The year of wonders“ eins ſeiner berühmteſten Werke, und die mit W. Davenant gemeinſchaftlich verfaßte Ueberbietung des Shakſpear'ſchen Sturm. Dieſes letztere Drama iſt außer der in Perſon auftretenden Hexe Sicoranz, einer Schweſter (!) des Caliban, mit einem andern koſtbaren Duplicat bereichert. Der holden Jungfrau nämlich, die noch nie einen Mann erblickt, iſt hier ein zarter Jüngling beigeſellt, der bis zu ihrem Erſcheinen kein weibliches Weſen ſah. So etwas muß ja wol wirken. Außer Drydens dramatiſchen Arbeiten war aber auch 1667 ſein Annus mirabilis herausgekommen, ein hiſtoriſches Gedicht, dem S. Johnſon, beſonders in Hinſicht auf Feinheit und Correctheit, ausgezeichneten Werth beilegt. Bald nach ſeiner Erhebung trat Dryden mit ſeiner erſten dialogiſch verfaßten Abhandlung über die dramatiſche Dichtkunſt auf: „Essay on dramatic Poetry,“ welche ihm den ehrenvollen Titel eines Vaters der engliſchen Kritik erwarb (wie es denn wirklich der erſte Verſuch dieſer Art in engliſcher Sprache ſein ſoll). Einige Zeit vorher ſchon hatte er den Ruf ſeiner klaſſiſchen Gelehrſamkeit durch die Lebensbeſchreibungen des Polybius, Lucian und Plutarch neu begründet, welche Biographien man noch jetzt den engliſchen Ueberſetzungen dieſer Schriftſteller häufig vorgedruckt findet. Ungeachtet des Anſehns aber, welches Dryden durch den erwähnten kritiſchen Verſuch als Dramaturg und Poet genoß, ſo daß auch viele Dichter, namentlich Lee, ihn für den Obmann in ſtreitigen Bühnenſachen anerkannten und nannten, und das Glück ihrer Stücke für gemacht hielten, wenn ſich D. bewegen ließ, den Prolog oder Epilog dazu zu ſchreiben — ſehn wir ihn doch auch von anderen Seiten ziemlich ſchonungslos angegriffen. Beſonders verletzt ſcheint ſich unſer Poet durch Settle gefühlt zu haben, doch dürfen wir nicht verhehlen, daß der glückliche Erfolg, den das Stück ſeines Gegners „The Emperess of Marocco fand, *) Dryden noch mehr entrüſtet zu haben ſcheint, als der in der Vorrede deſſelben gegen ihn gerichtete Angriff.

Nichts deſto weniger fuhr Dryden fort, für die Bühne zu ſchreiben, ſein nach Shakſpear bearbeiteter Troilus und Creſſida erwarb vielen Beifall, und namentlich verſichert uns Langbaine, wie unendlich D. das Stück verbeſſert (!) habe, und daß ganz beſonders die letzte Scene des dritten Aufzuges ein Meiſterſtück ſei. Eben ſo ward „The Spanish Friar“ eine von Ausfällen gegen den Papſt wimmelnde Tragicomödie gar günſtig aufgenommen. Dahingegen fand die 1681 bekannt gemachte Satire „Absalon and Ahitophel,“ welche, zunächſt gegen die Partei des Herzogs Monmouth gerichtet, unter erſonnenem Namen viele der angeſehenſten Perſonen in Hof- und politiſchen Aemtern, ſo wie

---

*) Es erlebte unter anderen die Auszeichnung, von den Hofdamen zu Whitehall dargeſtellt zu werden, 1673.

in ihren häuslichen und öffentlichen Verhältniſſen, mit glücklichem Witz beſpottete, von einer andern Seite her ſo vielen und ſchwer wiegenden Beifall, der für Dryden entſcheidend war, Kräfte und Talente auf dieſem Wege ferner aufzubieten. So erſchien ſein mit Lee gemeinſchaftlich verfaßter Herzog von Guiſe, eine Tragödie, deren rein politiſcher Inhalt zu Gunſten des Herzogs von York zu wirken ſtrebte. Ja nachdem dieſer Fürſt, als Jakob II., 1685 den Thron beſtiegen, trat Dryden ſogar feierlich zur katholiſchen Kirche über, wofür — wie ſeine Feinde ſagten — Jakob ihn zum königlichen Hiſtoriographen ernannte. Zu ſeiner Vertheidigung dichtete Dryden ſeine eben ſo bekannte als verrufne Fabel: „The Hind and the Panther,“ wo die römiſche Kirche als milchweiße Hirſchkuh, gegen die ſehr ungenirt als Panther dargeſtellte proteſtantiſche, ihre Sache und „wohlerworbnen und begründeten Rechte“ vertheidiget. So befeſtigte ſich Dryden mehr und mehr in der Hofgunſt, doch erloſch die Sonne, der er ſich zugewendet, nur zu bald, denn, wie bekannt, ſah ſich Jakob II ſchon 1685 genöthiget, den wankenden Thron hinter ſich laſſend, jenſeit des Meeres einen Zufluchtsort zu ſuchen. Erniedrigt, die Schriftſtellerei als bloßen Gelderwerb zu treiben, arbeitete Dryden jetzt rüſtiger als je. *) So lieferte

---

*) Die Flüchtigkeit, mit der er ſchrieb, und ſeine Antitheſenſucht verführten ihn nicht ſelten zu reinem Unſinn, z. B. in der bekannten Stelle: „Groß iſt die Wunde, weil ſie nur ſo klein“ die Buckingham augenblicklich überbot durch die luſtige Folgerung: „Und wär' ſie gar nicht, würde ſie die größte ſein.“ Mit Anſtrengung hat Dryden nur Ein Drama geſchrieben: „All for love, or the World well lost.“ Hier wird das alte ſinnvolle Lied von Antonius und Cleopatra auf eine neue Manier mit vielen Rouladen und Coloraturen abgeſungen. Antonius betrachtet gleich anfangs ſeine eigene große Melancholie, und zerlegt ſie in Sentenzen. Der ganze Mann zerfaſert oder zerbröckelt ſich vor unſern Augen; doch ſo zerdrückt er auch iſt, ſo meint er doch gelegentlich, ein Held und ſehr flammig verliebt zu ſein. Noch widriger iſt

er z. B. in einem Jahre 1690 ſechs dramatiſche Werke, von denen vier ſogar contractmäßig waren. Ein anderer in die neuere Ausgabe der Drydenſchen proſaiſchen Schriften aufgenommener Contract bezeugt, daß er dem Buchhändler Jonſon 10,000 Verſe für 250 Guineen zu liefern übernommen u. ſ. w. Unter ſeinen dra-

---

Cleopatra, über die Dr. ſelbſt nicht recht einig geweſen zu ſein ſcheint, indem die verſchiedenſten grellen Farben häßlich in einander laufen, ohne künſtleriſch verſchmolzen zu ſein. Ein dunſtiger Nebel zieht ſich um das ganze Stück, und es hilft nichts, daß der Dichter häufig gleichſam künſtliche Wohlgerüche zur Dämpfung jenes Dufts anzündet. Das Uebel wird dadurch nur ärger. — Sonſt hat das Stück ausgezeichnete Stellen, eine ſorgfältigere Sprache, und kann bei der erſten Lektüre täuſchen, als habe Dr. ſich wenigſtens auf eine gewiſſe Gattung von Liebe verſtanden. Mich dünkt jedoch, es könne hier von gar keiner Liebe die Rede ſein; wovon ſonſt mag ich nicht näher bezeichnen.

matiſchen Arbeiten, welche ſeinen Ruf erhielten, iſt der mit Lee gemeinſchaftlich und zwar nach Sophokles, Seneca und Corneille gedichtete König Oedipus zu nennen. Limberham or the kind keeper, welches Stück jedoch wegen ſeiner ſittlichen Anſtößigkeit nach der dritten Darſtellung verboten wurde. Dahingegen erhielt ſich ſein „Sebaſtian,“ der, wiewohl er erſt 1690 aufgeführt ward, Drydens erſter, oder, nach Andern, dritter Verſuch geweſen ſein ſoll, lange auf der engliſchen Bühne. S. Johnſon berichtet, daß er voll einzelner Gelungenheiten ſei, und erwähnt namentlich des Streites und der Ausſöhnung zwiſchen Sebaſtian und Doraz als einer vortrefflichen Scene. Ohne in rühmlicher, freilich aber auch bedingter ſchriftſtelleriſcher Thätigkeit nachzulaſſen, entfernte ſich D. doch in den letzten Jahren ſeines Lebens von den Arbeiten für das Theater. 1693 gab er ſeinen Perſius und Juvenal, 1697 die Ueberſetzung des Virgil heraus, die noch jetzt als ein Muſterwerk geprieſen iſt. Drydens letztes Werk waren die aus Homer, Ovid, Boccaz und Chaucer entlehnten, theils überſetzten, theils umgearbeiteten und localiſirten: „Fables ancient and modern, translated into verses with original poems.“ Dieſe Sammlung enthält auch die durch Händels Compoſition unſterbliche Hymne „die Macht der Muſik oder das Alexanderfeſt.“ Ungeachtet aber unſer Dichter ſich durch ſein unerſchöpfliches Talent eine ſo reiche Erwerbquelle geöffnet hatte, ſtarb er in Dürftigkeit, am erſten Mai 1701.

S. Johnſon berichtet die nachſtehenden Umſtände zwar nicht als durchaus verbürgte, doch allgemein verbreitete Erzählung. Dieſer zufolge habe der dermalige Biſchof von Rocheſter, Doctor Thomas Sprat, verſprochen, der Wittwe den Grund und Boden wie die Begräbnißunkoſten zu ſchenken, für die Bewilligung aber verlangt, den Verſtorbnen in ſeinem Kirchſprengel zu beerdigen. Auch wollte er ihr noch überdies 40 Pfund zahlen. Ein anderer Gönner des Dichters, Lord Halifax, wollte gleichfalls deſſen Begräbniß übernehmen, und noch außerdem 500 Pfund zur Errichtung eines Denkmals hergeben. Natürlich wurden beide Vorſchläge von der dankbaren Wittwe angenommen. Als aber — beginnt hier die früher erwähnte Erzählung — der Zug mit der Leiche in anſtändiger Feier begonnen, ſei derſelbe plötzlich auf ſeinem ſtillen Wege von einem Sohn des Lord-Kanzlers Jefferies und deſſen gleich ihm trunknen Geſellen angehalten worden. Vergebens ſucht das Gefolge ſich und dem Sarge Bahn zu machen, „Was?“ ruft der junge Wüſtling im berauſchten Muthe, „was? ſoll die größte Ehre und Zierde der brittiſchen Nation ſo ohne Sang und Klang zu ihrer Ruhe gehn? nein, ich will ihn auf würdige Weiſe begraben und ein Denkmal für 1000 Pfund ſetzen laſſen.“ Wirklich zwingt ſeine tolle Unverſchämtheit den Zug, nach dem Trauerhauſe zurückzukehren, und unaufhaltſam dringt der wilde Schwarm bis in das Zimmer der krank darniederliegenden Miſtreß Dryden. Jefferies wirft ſich an ihrem Bette auf die Knie, und beſchwört ſie in den ungemeſſenſten Worten, ſeinem Geſuche zu willfahren. No, no! vermag die Betäubte in der Angſt einzig zu rufen; der Sohn des Gewalthabers aber taumelt auf und deutet den Genoſſen an, ſeinen Willen zu vollbringen, indem die Kranke nachgebend „go, go!“ (geht nur, geht!) geſagt habe. So wird die Leiche auf ſeinen Befehl zum Leichenkommiſſarius geſchafft, mit der Weiſung, daß der Lord über die Art und Weiſe der Einbalſamirung das Weitere verfügen werde.

Mit dem ausgeſchlafenen Rauſch war dieſem jedoch die ganze Sache aus dem Gedächtniß entſchwunden, er entgegnete dem dringenden Anſuchen der Drydenſchen Familie, dem Verſtorbnen durch ſeine Vermittlung wenigſtens ein anſtändiges Begräbniß angedeihen zu laſſen, frech-unbefangen, man möge ihn mit dergleichen Angelegenheiten unbehelliget laſſen. So blieben Drydens Ueberreſte drei Wochen, ohne im eigentlichſten Sinne eine Ruheſtätte finden zu können, denn auch Lord Halifax und namentlich Doctor Sprat, der im vollen geiſtlichen Ornate zum

Empfang der Leiche bereit geſtanden, nahmen ihre frühere Zuſage zurück, bis es endlich einer von Doctor Garth eröffneten Subſcription gelang, die anſtändige Beſtattung des gemißhandelten Leichnams zu bewirken. So ruht er jetzt in der Abtei zu Weſtminſter zwiſchen Chaucer und Cowley; der Stein, welcher ſich über den Staub des Dichters wölbt, trägt als Inſchrift nur deſſen Namen. Ein Sohn des Verſtorbnen, Karl Dryden, der die Stelle eines Ceremonienmeiſters im Palaſte des Papſts Clemens XI bekleidete, ſoll Jefferies verſchiedentlich zum Zweikampf gefordert, doch ſein feiger und unwürdiger Gegner ihm ſtets dieſe wie jede andere Genugthuung verweigert haben. Aber das Gefühl des an der Aſche ſeines Vaters begangenen Frevels ließ dem Sohne auch jenſeit des Meeres keine Ruh. In der Abſicht, ſeinen Beleidiger auf jede Weiſe zum Kampfe zu zwingen, ſah Karl Dryden 1704 ſein Vaterland wieder, doch büßte er, bevor er noch die zu jenem Zwecke nöthigen Schritte gethan hatte, einen Verſuch, bei Windſor quer über die Themſe zu ſchwimmen, mit dem Leben.

Zweites Kapitel.

Man hat Voltaire den Vorwurf gemacht, daß er Corneille'n und Racine'n nur deshalb ſo gewaltig gelobt habe, um für ſeine Ausſtellungen an ihnen deſto mehr Glauben zu gewinnen und endlich ſich ſelbſt als Verbeſſerer und Vollender in den Hintergrund zu ſtellen. Wir laſſen das dahin geſtellt ſein, da die Mangelhaftigkeit der Franzöſiſchen Tragödie überhaupt in Deutſchland längſt kein Geheimniß mehr iſt, und wollen nur bemerken, daß, im Fall der obige Vorwurf gegründet iſt, Voltaire einen Vorgänger an Dryden hatte, der ihn an Schlauheit faſt noch übertrifft. Dieſer viel geprieſene Poet und Kritiker hat in ſeinem Essay of Dramatick Poesie (zuerſt erſchienen 1668) keine andere Abſicht, als ſämmtlichen dramatiſchen Dichtern der Vergangenheit nach Willkühr ihre Stellen anzuweiſen, Shakſpear'n mit großem Wortreichthum zu rühmen, ſchließlich aber von ſeinem poetiſchen Throne herab zu komplimentiren und ſich ſelbſt darauf zu ſetzen. Er erklärt, Shakſpear ſei unter allen neueren, vielleicht auch alten Dichtern „der ausgebreitetſte und uneingeſchränkteſte Geiſt" Alle Bilder der Natur ſeien ihm ſtets gegenwärtig, man bemerke bei ſeinen Schilderungen nicht die mindeſte Mühe, und er möge auch ſchreiben was er wolle, ſo kröne ihn der beſte Erfolg. Man ſehe das nicht bloß, man fühle es auch. Dryden iſt ferner großmüthig genug, ihm den Mangel an Gelehrſamkeit nicht blos zu verzeihen, ſondern ihn zu rühmen, daß er gar keiner Bücher bedurft, um in der Natur zu leſen. Er blickte nur in ſich ſelbſt und da fand er ſie. So oft er einen würdigen Gegenſtand bearbeitet, habe er ſich ſo weit über alle andere Poeten geſchwungen, als die Cypreſſe über den Mehlbeerbaum. Er billigt endlich, daß von Shakſpear geſagt worden ſei, man könne nichts Gutes bei irgend einem Dichter finden, das er nicht beſſer habe.

Dieſe Lobeserhebungen klingen nicht übel, und es ſcheint beim erſten Anblicke, als habe D. vor ihm die Segel ſtreichen wollen. Allein dem iſt nicht alſo. Eben dieſer gerühmte Shakſpear iſt auch nach ſeiner Meinung oft „platt und abgeſchmackt, widrig poſſenhaft und im Ernſt bombaſtiſch aufgeſchwollen,“ u. ſ. w. Ein ſolcher aber kann unmöglich als poetiſcher Conſul gelten, und Dryden zeigt nunmehr, wie man es anzuſtellen habe, um alle Schönheiten Shakſpear's mit Correctheit zu vereinigen, wobei er mit ſüßem Lächeln ſich ſelbſt im Spiegel zu beſehen ſcheint.

Die ganze Schrift iſt ſehr unkünſtleriſch componirt, es treten nämlich vier Perſonen auf, die einer nach dem andern einen Monolog über die Poeſie im Allgemeinen, und ſodann über engliſche und franzöſiſche Dichter halten. Sie ſagen einiges recht Gute, zeigen auch achtbare literar-hiſtoriſche Kenntniſſe; es fehlt aber dem Werke der geiſtige Mittelpunkt, philoſophiſcher Geiſt wird gänzlich vermißt, und das Buch ſcheint nur zu endigen, weil dem Verfaſſer der Athem ausgegangen iſt.

Dennoch iſt, wie mich dünkt, eine Erinnerung an dieſe Drydenſche Art zu urtheilen nicht unwichtig, weil leider bis auf den heutigen Tag keine ſo häufig geübt wird als dieſe. Shakſpear iſt der umfaſſendſte Geiſt, aber auch unendlich roh; der witzigſte, aber auch höchſt abſurd; ein Mann, der zwar die geiſtreichſten Könige und Biſchöfe, ſo wie die großartigſten und feinſten Verhältniſſe der Staaten und des Privatlebens unnachahmlich geſchildert hat, dem es aber doch überall an feiner Bildung fehlt. Er trifft zwar immer das Herz mit ſeinen poetiſchen Pfeilen, ſo oft er es treffen will, iſt aber dennoch mit einem trunkenen Wilden zu vergleichen u. ſ. w. — Es fehlt faſt an einem Worte, um die Verkehrtheit einer ſolchen Kritik hinlänglich zu bezeichnen, und dennoch hat man, in Beziehung auf Shakſpear, ſich faſt zwei Jahrhunderte lang mit einer ſolchen begnügt, deren inneren Widerſpruch ſelbſt ein wohlorganiſirtes Kind finden kann, ſobald es nur den einzigen Gedanken: „Seelen-Einheit" zu faſſen vermag.

Faſt möchte man glauben, Sh. ſelbſt habe dergleichen blind umherfahrende Kritiker geahnet; wenigſtens iſt ein ſolcher am Schluß von „Antonius und Cleopatra" zu finden. Es iſt der höchſt ergötzliche Bauer, der die hübſche Nilſchlange bringt, durch deren Biß Cleopatra den leichteſten Tod finden will. Sie fragt ihn, ob er ſich erinnere, daß Leute davon geſtorben, und er antwortet: „Sehr viele! Männer und Frauen. Noch geſtern hörte ich von einer; es war ein gutes, kreuzbraves Weib; nur daß ſie gar zu gern lügen mochte, und das ſollte ein Weib nicht anders thun, als wenn es in Ehren geſchieht," u. ſ. w.

Es iſt freilich nur ein rural fellow, der alſo redet, und er wird im Stück als clown bezeichnet, aber er hat auch ſehr vornehme Collegen, die freilich viel gelehrter ſind als er; aber nicht immer ſo ergötzlich.

Kehren wir zu Dryden zurück, ſo finden wir ihn nicht blos gelehrter als alle Aegyptiſche Bauern zuſammen genommen, ſondern er fängt auch die Sache feiner an, beſonders wenn ihm ſein Reimtalent zu Hülfe kommt. So ſagt er z. B. in dem Prolog zu ſeinem Tempest:

As when a tree 's cut down, the secret root
Lives under ground, and then new branches shoot;
So from old Shakspeare's honoured dust this day
Springs up and buds a new reviving play.
Shakspeare, who (thaught by none) did first impart
To Fletcher's wit, to labouring Jonsons art:
He monarch-like gave those his subjects law
And in the nature wich they paint and draw.
Fletcher reached that wich on his height did grow,
Whilst Jonson crept and gatherd all below.

Tis did his love, and this his mirth digest,
One imitates him most, the other best:
If they have since out-writ all other men
This with the drops, wich fell from Shakspear's pen.

Ueberſetzt ungefähr:

Wenn ſchon den Baum gefällt des Beiles Streich;
Die Wurzel, tief im Grund, treibt neu Gezweig;
Aus Shakſpeare's heil'ger Aſche, neu belebt,
Friſch knoſpend ſo ſich muntres Spiel erhebt.
Shakſpeare's (gelehrt von keinem) der gelehrt,
Was Fletcher's Witz, Ben's emſ'ge Kunſt beſchert,
Der hehr, ein königlich Geſetz, uns ſtrahlt,
Dem nach ihr Pinſel uns Natur gemalt;
Erreicht ſich Fletcher was am Gipfel blüht,
Am Fuße Jonſon ſich mit ſammeln müht;
Die Minne *der*, den Scherz *der* überkam,
Der ihm zumeiſt, *der* Beſtes von ihm nahm;

Und ſchrieben wo ſie beſſer als ſonſt Jeder
Mit jenen Tropfen war's aus Shakſpear's
Feder.

Wer möchte wol dieſen Zeilen angenehme Leichtigkeit abſprechen? und wer ſollte nicht bei dem erſten Anblicke vermuthen, es habe ſie eine ächte Liebe für Shakſpear eingegeben; allein man leſe nur weiter und man wird bald finden, daß bei ihm der Gedanke im Hintergrunde lag: Und einen ſolchen Dichter, den alle ſeine Zeitgenoſſen und Nachfolger nur nachahmend berauben konnten, will ich, und noch dazu auf ſeinem eignen Grund und Boden, weit übertreffen. Was dabei herauskam, war vorherzuſehen: ein Zerrbild, das ſich zu Shakſpear's „Sturm" verhält, wie etwa ein grellbuntes Wirthshausſchild zu einem Gemälde von Raphael.

V.

Thomas Otway.

§. 1.

Schon das äußere Geſchick dieſes talentvollen Dichters hat eine tragiſche Intereſſantheit, und was er als Künſtler geleiſtet und verfehlt, ſcheint in ſo mannigfacher Verbindung damit zu ſtehen, daß die Beurtheilung ſeiner Werke mit den Andeutungen über das Leben des Autors — wie ſein Biograph und er ſelbſt ſie in Briefen, Gedichten u. ſ. w. ausgeſprochen — Hand in Hand gehn mögen. Thomas Otway war 1651 zu Trotling in Suſſex geboren, das einzige Kind liebender, ehrenwerther Eltern — (der Vater war Schulrektor in einer kleinen Stadt) — deren Vermögensumſtände jedoch nur beſchränkt waren; aber keinesweges war es ihr Sinn, vielmehr ſorgten ſie, daß ſich die trefflichen Anlagen des aufgeweckten und regſamen Knaben nach allen Seiten hin entfalten möchten. Von ſeiner Lebhaftigkeit auch jetzt ſchon zu mancherlei Unregelmäßigkeiten hingeriſſen, wußte ſich Otway dennoch überall gern geſehn zu machen, und mit wehmüthiger Freude gedenkt er in einem ſeiner ſpäteren Gedichte: „The poets complaints of his muse“ des Wohlwollens, welches ihm damals überall entgegen gekommen ſei. Leider aber ſtarben die Eltern wahrſcheinlich als er kaum in das erſte Jünglingsalter getreten war, und nicht lange hernach verlor er ebenfalls durch den Tod einen reichen Gönner, welcher ihn großmüthig auf der Univerſität unterſtützt hatte. Durch ſein bisheriges Leben verwöhnt und trotz aller Weichheit ja Weichlichkeit des Gefühls dennoch von ungeduldigem und leichtſinnigem Temperament, vermochte der Jüngling nicht, das über ihn Verhängte mit geſetztem Muthe zu beſtehn. Er verließ Oxford und ſeine Studien und ging in der feſten Erwartung nach London (1671), dort Gönner und auf irgend eine Weiſe ſein Glück zu finden.

Nur zu bald mußten ſeine glänzenden Hoffnungen ſchwinden, und es ſcheint faſt, als wenn er, mehr äußerlich bedrängt als durch innere Gründe beſtimmt, ſich der Schauſpielkunſt gewidmet hätte. Zwar hat, was Otway hier leiſtete, ſich wol niemals über das Gewöhnliche erhoben, aber die Bekanntſchaft mit der Bühne ward Veranlaſſung, ſein Talent als Dichter, welches er bis dahin wenig geahnet oder geachtet zu haben ſcheint, hauptſächlich in Beziehung auf dieſelbe auszubilden. In dem ſchon früher erwähnten Gedichte ſchildert er in der damals allgemein beliebten Form der Allegorie, wie der Beruf zur Dichtkunſt, den er um dieſe Zeit zum erſten Male mit Entſchiedenheit gefühlt, ihn mit Wonne und Verheißungen beſeligt habe, und ihre mannigfaltigſten Formen ihm zu Gebote geweſen, ſein erhöhtes Leben auszuſprechen.

§. 2.

So kam 1675 ſein erſtes Trauerſpiel „Alcibiades“ auf die Bühne. Obgleich in Weſen und Form der franzöſiſchen Tragödie nachſtrebend, welche, wie bekannt, damals auch in England beinah allgemein als muſtergültig betrachtet ward, iſt doch das eigenthümliche Talent und der freiere Gang des Dichters nicht zu verkennen. Dies giebt ſich beſonders im Ausdruck des Pathetiſchen und einzelner elegiſcher Anklänge kund, und da, der damals eingeführten dramatiſchen Oekonomie gemäß, jede Hauptperſon den Vertrauten und die Vertraute mitbringt, ſo bietet ſich die Gelegenheit dazu reichlich genug. Wie ſchon durch Obiges angedeutet, ſind die Helden dieſes Trauerſpiels weit entfernt vom Geiſt des Griechenthums, ſelbſt auch nur des hiſtoriſchen; ja der überall durchſchimmernden chriſtlichen Geſinnung wegen — in welcher ſie ſogar um die Verehrung der Heiligen, ein andächtig beſchauliches Klausnerleben u. ſ. w. gut Beſcheid wiſſen — dürfen wir ſie wenigſtens nicht als blinde Heiden verdammen. Obgleich Otway mit dem damals auch als Bühnendichter ſehr beliebten Dryden in die Schranken trat, ſcheint dennoch ſein erſtes Stück mit Beifall aufgenommen worden zu ſein. Wie ſollte es aber auch nicht gefallen haben, da außer dem

Stereotyp-Laſter und Tugend in herkömmlicher Verarbeitung ſammt den gehörigen Mord- und Selbſtmordſcenen, noch mancherlei zu ſehen und zu hören war. Wir rechnen dahin den Geſang und Tanz der Prieſter bei der Vermählung des Alcibiades mit der Timandra, ſo wie die Elyſiumſcene, welche der letzten im Schlaf, aber keineswegs als Traum beſchert wird, wobei verſchiedne aus der Luft niederſteigende Geiſter einen Tanz aufführen, Merlin und Salla ſich in Duett und Solo hören laſſen, und endlich ein prächtiger Tempel in den Wolken erſcheint, wo die Geiſter der Seligen in Reih' und Glied als ſingender Chorus einfallen. Nun war es nicht zu verwundern, daß die Kritiker von Metier dieſen Verſtoß gegen Regel und Coſtüm dem jungen Dichter gehörig aufmutzten, indeſſen zeigte ſich dieſer genugſam gelehrig, um in ſeinem das folgende Jahr erſcheinenden „Don Carlos" eine Tragödie zu geben, in welcher er die hinlängliche Rührung einzig durch die Situationen und Geſinnungen des Helden und der Heldin hervorzurufen bemüht war, und weder ſingen noch tanzen ließ.

§. 3.

Otway's Don Carlos iſt durchaus nur als Familiengemälde zu betrachten, und wenn die hohen und allerhöchſten Herrſchaften ſich beiläufig oft genug daran erinnern, daß ſie König und Königin u. ſ. w. ſind, ſo iſt doch von dem Aufſtande der Niederländer die Rede, wie etwa von einer Neuigkeit des Hoftheaters, bei der der ſpaniſche Kronprinz gefährlicher Weiſe eine Rolle übernommen hat. Indeſſen hält König Philipp lange Reden über die Qualen der Eiferſucht, und Prinz Carlos und die Königin, welchen die ſchlimme Leidenſchaft nicht minder unbequem fällt, machen ihren Herzen gleichfalls in tragiſchen Phraſen Luft, Tugend und Liebesleid in wohlgeſetzten und beweglichen Worten ausſprechend. Marquis Poſa giebt dafür den aufmerkſamen Zuhörer ab, und redet auf beiden Seiten zum Beſten, und indem er hier den Kronprinzen erſucht, ſich doch zu menagiren, verſichert er dort dem König, daß, wenn Carlos ſeine Liebe für die Stiefmutter auch eingeſtändig ſei, derſelbe ſich doch ſtets in den zärtlichſt pflichtgemäßeſten Ausdrücken über ſeine Majeſtät geäußert habe. Aber troß dem allen merkt Philipp, daß es Poſa doch wol eigentlich mit dem Prinzen halte, und hauptſächlich mit um dieſem wehe zu thun, befiehlt er dem Premierminiſter Rui Gomez, den armen Marquis, der ſo gern alles zum Beſten kehren möchte, gleich vor ſeinen Augen — nieder zu ſtechen. Da dieſer aber „wenigſtens" nicht allein ſterben will, ſo wehrt er ſich tapfer; muß jedoch, zu unſerm Erſtaunen, dem alten vertrockneten Höfling unterliegen. Ueberhaupt beweiſen ſich dieſer übelwollende rachſüchtige Staatsmann und die ihm vermählte Fürſtin Eboli, eine ſchlimmgeartete, dem Gemahl und aller Welt treuloſe Dame, mit plumpen Intriguen und Verbrechen gehörig aktiv. Doch die poetiſche Gerechtigkeit bleibt nicht aus, ihre Bosheit kommt an den Tag, und vor den Augen eines vielfach durch ſie geärgerten Publikums wird die Fürſtin von dem beleidigten Ehemann erſtochen, während der König ſelbſt mit eigner hoher Hand an dieſem ein Exempel ſtatuirt. Die Königin endet durch Gift, welches ihr auf Philipps Befehl von der Fürſtin gereicht worden iſt, gleichfalls auf der Scene, eben wie Carlos, welcher, einer lang geglaubten Sage zufolge, ſich hat die Adern öffnen laſſen, und auf Rui Gomez Veranſtaltung dabei noch überdies in ein vergiftetes Bad geſetzt iſt, ſo daß die Zweckloſigkeit des Verbandes, da es gilt, des Triumphs ſeiner nun auch vom Könige feierlich ausgeſprochenen Schuldloſigkeit zu genießen, jedem ſogleich einleuchtet. Dennoch läßt der blutende Prinz ſich wenigſtens zur Königin führen, und der Tod der beiden Liebenden, wie ihre zärtlichen, edelmüthig loyalen und frommen Geſinnungen müſſen ja wol den dabei gegenwärtigen Monarchen in die reumüthigſte Zerknirſchung, wie die Zuſchauer in erhabene Rührung hineinreden.

§. 4.

So ward dem Dichter noch größerer Beifall als je zuvor geſpendet; zu gleicher Zeit aber erlebte der mit Ruhm und Ehre Gekrönte den herben Schmerz, ſich von ſeiner Geliebten verſchmäht, und einen Andern vorgezogen zu ſehen. Ob ſie ſeiner Neigung werth geweſen, wagen wir nicht zu beſtimmen, aber noch nach ſieben Jahren ſchreibt Otway in den glühendſten Ausdrücken der Leidenſchaft an ſie. Er bekennt ihr, wie, vergeblich ſtrebend, ſein Herz von ihr loszureißen, er ſich in ein äußerlich bewegtes wildes Leben geſtürzt habe; doch — fährt er fort — „wenn es mir auch am Tage gelungen iſt, mich durch Wein und Geſellſchaft zu betäuben, find' ich doch bei der Rückkehr zu meinem unglücklichen Selbſt einzig in den Thränengüſſen Erleichterung, die in den öden ſchlafloſen Nächten unaufhaltſam dahin ſtrömen.“ So fühlte ſich unter dieſen Umſtänden Otway wenig geſtimmt, die Gunſt, welche das Publikum ſeinen dichteriſchen Arbeiten ſchenkte, zu benutzen. Er ſehnte ſich nach einer gänzlichen Veränderung ſeiner Lage, und der Verwendung mehrerer hoher Gönner gelang es, ihm die Stelle eines Cornets bei einem nach Flandern beſtimmten Reiterregimente zu verſchaffen. Wie gewöhnlich erfüllte auch dieſe neue Lage ihn mit überſpannten Hoffnungen; er ſchiffte ſich 1677 zu ſeinem Regiment ein, doch die Pünktlichkeit, welche ſelbſt die kleineren Dienſtgeſchäfte forderten, vor allem aber die gänzliche Getrenntheit von der Geliebten, wurden ihm bald unerträglich. Er kehrte nach England zurück und ſuchte von neuem ſein Dichtertalent zum Mittel der äußern Subſiſtenz zu benutzen. Um ſich von ſeinen Gläubigern zu löſen und die Mittel zur Ueberfahrt zu gewinnen, wurde das Trauerſpiel „das Leben und der Fall des Cajus Marius“ in wenigen Tagen zuſammengeſchrieben. Otway bekennt ſelbſt in dem dazu gedichteten Prolog, die Hälfte deſſelben Shakſpear'n entwendet zu haben, und wirklich finden ſich Romeo und Julia als Marius Junior und Lavinia, Apotheker und Amme aber unter ihrem eigenen Namen, und außerdem noch viele Reden und Bilder jenes Meiſterwerks Wort für Wort in dieſen unnatürlichen Boden verpflanzt. Wo möglich ſollte Shakſpear in Rührung und Grauſen noch übertroffen werden, und der Dichter des Marius wollte der Welt zeigen, daß er nicht ohne Nutzen jene Kritiker gehört, welche da gemeint, Meiſter William habe ſich durch den Umſtand, ſeinen Romeo noch vor Julia's Erwachen ſterben zu laſſen, unüberlegter Weiſe um den herrlichſten Effect gebracht! So läßt — wie ſpäterhin unſer deutſcher Weiße in ſeiner weinerlich-froſtigen höchſt langweiligen Bearbeitung von Romeo und Julia *) — auch Otway ſeine Lavinia durch die Küſſe ihres Geliebten aus dem unnatürlichen Schlaf erwecken, und bevor dieſer durch den Gifttrank ſtirbt, die liebenden Gatten ein zärtli-

---

*) Außer der traurigen Merkwürdigkeit, daß man W. für jene Scene lobte, iſt auch das eine, daß man den Auftritt, ohne an Otway zu denken, für originell hielt.

ches Wiederſehn feiern. Lavinia empfindet nochmals alle Schauer und Gräßlichkeiten des Orts, bevor ſie dahin gelangt, ſich mit dem, dem alten Marius entriſſenen Schwerte, welches noch von dem Blute ihres eben auch vor ihren Augen erſtochenen Vaters raucht, tödten zu können. — Doch hat ſie zuvor noch den gehörigen bündigen Nachweis über ihr Hierſein u. ſ. w. gegeben. Scenen dieſer Art waren zu ſehr nach dem Geſchmack der damaligen Zuſchauer, als daß Otway ihretwegen getadelt worden ſein ſollte; doch entging der beiſpielloſe Leichtſinn, welchen er ſich überhaupt bei dieſer Arbeit hatte zu Schulden kommen laſſen, der wohlverdienten allgemeinen Misbilligung nicht.

§. 5.

Ueberhaupt ſchien jetzt die trübſte Zeit ſeines Lebens für den unglücklichen Dichter hereinzubrechen. Seine Liebe war und mußte hoffnungslos bleiben, und im bittern Unmuth klagt er, daß jetzt auch die Muſe ſich ihm abhold und „treulos“ beweiſe. Er ſchildert ſich ſelbſt, wie er in düſterer

Dumpfheit hinſtarrend und vergeblich die frühere produktive Kraft aufbiete, ſich gewaltſam ſtachelnd entwerfe, bilde und mühſam in Verſe zuſammenleime was — ihn ſelbſt anwidre (!!) Wahrſcheinlich um ſein Leben zu friſten überſetzte er während dieſer Zeit Verſchiedenes aus dem Franzöſiſchen (z. B. Berenice) und ſchrieb mehrere Luſtſpiele in Proſa. Doch trotz aller forcirten Lebendigkeit des Dialogs bewegen ſich dieſe Stücke meiſt in breiter Mattigkeit — leider oft auch Gemeinheit — und ſcheinen nur ein ſehr zweideutiges vorübergehendes Aufſehn erregt zu haben.

Bei dem wüſten Leben, wodurch ſich Otway momentan zu exaltiren und zu betäuben ſuchte, waren jetzt auch ſeine Sitten wie ſein ganzes äußeres Weſen verwildert, welches ihm die Geſellſchaft der Gebildeten verſchließen, und namentlich ſeine Gönner unter den Hofleuten, deren er früher manche von Bedeutung gewonnen, von ihm entfernen mußte. Auch darf nicht verſchwiegen werden, daß er ſich bei dem Mehrtheil des Publikums in den Ruf gebracht, ein Schmeichler der Großen zu ſein, ein Vorwurf, der jedoch nicht wenige Poeten ſeiner Zeit treffen möchte. Ueberſah oder verzieh man es dieſen, ſo hielt man ſich dafür an Otway, der gewiſſermaßen als privilegirter Unglücklicher galt und deshalb auch die traurigſte aller Rollen, die des Sündenbocks, übernehmen ſollte.

§. 6.

Doch obgleich auch ſeine äußere Lage immer drückender und kummervoller ward, ſcheint ſich doch ſein Gemüth in ſo weit geläutert zu haben, daß er ſich zu einem künſtleriſchen Streben wiederum aufzuraffen vermochte. Im Jahr 1680 erſchien „die Waiſe“ ein bürgerliches Trauerſpiel, offenbar die Sphäre, worin Otway ſich am glücklichſten bewegte. Zwar findet die Kritik an Plan und Ausführung mit vollem Recht vieles zu tadeln, und in einer gewiſſen „trunkenen Taumelei“ ſcheinen ſämmtliche Perſonen des Stücks nicht recht feſt auf den Füßen zu ſtehn; dennoch zeichnet ſich daſſelbe durch Kraft und Lebendigkeit, mit welcher einzelne Situationen ſich darſtellen, vor allen vorhergehenden des Dichters vortheilhaft aus. Aber das Publikum war in ſeiner Gunſt für ihn lau geworden, und obgleich ſich „die Waiſe“ lange auf der engliſchen Bühne erhalten hat, und noch erhält, ſcheint der erſten Darſtellung keine beſondere Theilnahme entgegen getreten zu ſein. Rühmend verdient es anerkannt zu werden, daß Otway ſich durch dieſe Kälte nicht erkälten lies, ſondern, auf der Bahn wahrer Kunſt offenbar fortſchreitend, ſchon im Jahr 1682 „das gerettete Venedig“ geben konnte. Zwar iſt auch dieſes Trauerſpiel keineswegs ohne bedeutende Schwächen und Grellheiten — ſo erſcheint z. B. in der letzten Scene Rad und Blutgerüſte *) — aber manche Situationen ſind wahrhaft gut angelegt, und einzelne Momente voll hinreißender

---

*) Man erinnere ſich, daß der zu unſerer Väter Zeit noch ſehr geprieſene „Kaufmann von London“ im fünften Act einen Galgen zeigt, ohne daß die Kritiker Sonderliches dagegen einzuwenden hatten. So etwas, hoffte man, ſollte nützen.

pathetiſcher Kraft. Beſſer als jemals iſt es dem Dichter gelungen, aus ſeiner Individualität heraustretend, wenn nicht die Welt, doch das Leben in einer gewiſſen Sphäre wiederzuſpiegeln, und ein wahrhaft poetiſches Leben wenigſtens ahnen zu laſſen, und wie die Darſtellung der Liebe ſtets bei ihm mit der größten Beredſamkeit hervortritt, ſo ſpricht ſie hier in dem Verhältniß der beiden Ehegatten mitunter in tief rührenden Herzenslauten. Durch dieſe beiden Stücke wurde der Ruf des Dichters auch für die Folgezeit gegründet. obwol die Mitwelt bei ſeinem Leben nicht für gut fand, ihn durch ihre Ermunterung aufzurichten. — So wurde Otway's äußeres Leben immer gedrückter und finſterer, und es geht eine ſchauerliche Sage, daß er, ſeit mehreren Tagen ohne alle Nahrung, endlich durch die geſchenkte Guinee eines ehemaligen Gönners in den Stand geſetzt, ſich Speiſe zu kaufen, dieſe mit ſo großer Haſt genoſſen habe, daß er daran erſtickt ſei. Johnſon und Pope widerſprechen zwar dieſem Gerücht, und der Letztere verſichert, daß ihn ein Fieberanfall hingerafft habe; allein die bloße Verſicherung ohne Belege entſcheidet nicht gegen die allgemeine ſtets wiederholte Sage, und auf jeden Fall haben Kummer und Entbehrung vorzüglich gewirkt, ſeinem Leben ein ſo frühes Ziel zu ſetzen. Er ſtarb 1685. Welche höhere Forderungen auch mit Recht an ſeine Werke zu machen ſind, dürfte Otway doch von ſich rühmen, durch Einzelnes ſeiner Leiſtungen die edelſten Gemüther und die Billigung derjenigen, welche für die Scharfſinnigſten gelten, gewonnen zu haben.

„Such as have pleased the noblest minds
And been approv'd by the judgment of the best'" —

So dürfen wir ihn um ſo mehr als Menſch bedauern, und in ſeiner bedeutenden Anlage als Dichter anerkennen, da vieles, was er irrte und fehlte, in ſeinem traurigen Geſchick und in der verkehrten Geſchmacksrichtung des Zeitalters Entſchuldigung findet.

Kurze Nachbemerkungen.

Wie tief, ja unermeßlich tief Otway auch unter Shakſpear ſtehen möge, er iſt dennoch werth, unter ihm genannt zu werden, und in Einem ſo reichen Jahrhundert mit ihm gelebt zu haben. Er hat wahres und tiefes Gefühl, Fülle der leidenſchaftlichen Rede und eine Phantaſie, die ihn zwar nicht tragiſche Charaktere, doch tragiſche Situationen wohl erfinden und durchführen läßt. Jene allbekannte Scene zwiſchen Caſtalio und ſeiner Geliebten, der Waiſe, die ſich mit dem berühmten einfachen Schmerzenslaut: „Ach armer Caſtalio!“ ſchließt, zeigt deutlich, daß er, der ſonſt ſo wortreiche, ſich doch auch, wo es gilt, wohl zu begränzen wußte. Ich erinnere mich dabei an Romeo's einfach bedeutendes Verzweiflungswort: „Iſt es denn ſo? — ich biet' euch Trotz, ihr Sterne!“ und doch wird niemandem einfallen, ihn hier einer Nachahmung zu beſchuldigen.

Man hat geſagt, das ganze Stück „die Waiſe“ würde in ſich ſelbſt zerfallen und zu nichts werden, wenn es der Dame vom Hauſe gefallen hätte, ein — Nachtlicht zu brennen. Dergleichen Bemerkungen ſind aber eben ſo leicht zu machen, als unnütz, und zeigen nur von der philiſterhaften Anſicht, mit der man das Schauſpiel betrachtet hat. Wer, dem eigenen innern poetiſchen Schamgefühl entſagend, dergleichen Anſichten bei ſich beherbergen und darin noch tiefer gehen wollte, könnte ſelbſt bei Sophokles Oedipus — der gewiſſermaßen die ganze griechiſche Idee vom Schickſale enthält — eine ähnliche poeſieloſe Ausſtellung machen.

Merkwürdig iſt es, daß Otway ſelbſt ſein Situationstalent genau zu kennen ſcheint, und in allen ſeinen Stücken auf Eine ſolche große Situation hinarbeitet, durch die dann der tragiſche Scheiterhaufen angezündet wird. Zuweilen ſcheint es, als könne er kaum die Zeit erwarten, wo dieſe Situation beginnen darf. Daher ſind die drei erſten Akte der Waiſe ſo voll „trunkener Taumelei“ (ich kann dieſen Vorwurf, den ich O. bereits in meinem „erläuterten Shakſpear“ machte, nicht zurücknehmen), doch in den beiden letzten Aufzügen geht ſie in eine gewiſſe großartige Todestrunkenheit über, und wenn, wie man ſagt, der Löwe ſich Begeiſterung im Blute trinkt, ſo ſcheint unſerm Dichter nie wohler zu ſein, als wenn für ſeine Perſonen alles verloren iſt, und ſie in den ausgeſuchteſten Qualen untergehen müſſen.

Seine Luſtſpiele geben einen Beleg, daß — Shakſpear ſehr Recht hatte, wenn er ſeinen unſelig tiefſinnigen Hamlet vor dem Beginn der „Mausfalle“ ſelbſt mit Ophelien grell ſcherzen läßt. Auch Otway hat etwas von Hamlets Unſeligkeit; aber in einem ſolchen Zuſtande kann man wol einzelne bunte Witze aufbringen, aber kein wahres Luſtſpiel. Der Hiſtoriker, dem Zeitbilder mit Recht intereſſant ſind, findet bei ihm allerdings einige Ausbeute, doch muß er ſie leider zuweilen mit wahrem an Schauder gränzenden Ekel bezahlen.

Von Otway's Briefen iſt, ſo viel mir bekannt, früherhin nie geredet worden, und doch ſind ſie tragiſcher als manches ſeiner dramatiſchen Werke. — Vielleicht ein andermal mehr von dieſen traurigen Herzensergießungen.

Der Raub, den O. in ſeinem Marius an Shakſpear begangen, iſt ohne Zweifel unkünſtleriſch genug; ſonſt aber nur lächerlich. Er konnte niemanden täuſchen, und wollte es auch nicht. In dem Epilog nennt er ſich ſelbſt einen „armen Räuber" und ſpricht dann von dem großen Meiſter auf eine ſo herzliche, ehrfurchtsvoll liebende Weiſe, daß wir jenen ehrlich-offenen, faſt poſſierlichen Raub weit eher verzeihen möchten, als die vielen Räubereien, welche der gewandtere Dryden an Shakſpear verübt, den er in einem Athemzuge lobt und tadelt, und in keckem Uebermuthe zu überſehen und zu übertreffen meint. Daß ein Solcher ſeine poetiſchen Entwendungen nie eingeſteht, verſteht ſich leider ohnehin von ſelbſt.

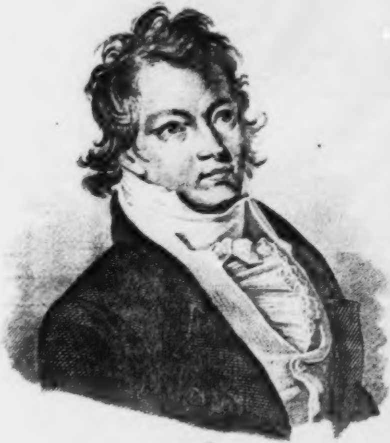
Otway's Werke ſind zu London 1757, in drei Bänden, geſammelt erſchienen. — Seid dem Armen nicht abhold, es iſt doch auch Einiges aus ihm zu lernen.

Druckfehler.

S. 21. Z. 10. von unten ſtatt den lies denn
S. 28. Z. 7. von oben ſtatt anbrühig lies anbrüchig
S. 35. Z. 8 von unten ſtatt denn lies dem
S. 38. Z. 6. von unten ſtatt Croneck lies Cronegk
S. 41. Z. 8. von unten iſt nach ſei das Zeichen „ zu ſetzen.
S. 47 Z. 3. von oben ſtatt einige lies innige.
S. 48. Z. 9. von oben ſtreiche kaum weg.
S. 48. Z. 10. von unten ſtatt erzählen lies erzählten.
S. 50. Z. 3. von unten ſtatt Mährchen lies Märchen
S. 53 Z. 9. von unten ſtatt aufgeſtellt lies aufſtellt
S. 59. Z. 8 von oben ſtatt wie lies mir
S. 60. Z. 7. von unten ſtatt Jugendtröſter lies Jugendbrürſten
S. 61. Z. 9. von oben ſtatt regieren lies negiren
S. 90. Z 2. von oben nach gewonnen ſtreiche haben weg.
S. 110. Z. 10. von unten ſtatt dernahenden den lies der nahenden
S. 158. Z. 11. von unten ſtatt folgerechteſten lies folgerechteſte
S. 163. Z. 1. von oben ſtatt handele lies handle.
S. 169. Z. 6. von oben ſtreiche würden aus
S. 212. Z 9. von oben ſtatt denn lies dann
S. 252. Z 12. von oben ſtatt Tall lies Fall
S. 255. Z 10. von unten ſtatt Liberius lies Tiberius
S. 291 Z. 6. von oben ſtatt Fletcher lies Fletchern.
S. 331. Z. 8. von oben ſtatt Sicoranz lies Sycorax.

Einige andere minder bedeutende Druckfehler, z. B. die Verſetzung einzelner Buchſtaben, wird der günſtige Leſer leicht entſchuldigen oder überſehen.

Gedruckt bei Louis Quien.



Das Urtheil ſchwankt, die Überlegung irrt,
die Liebe nur [illegible] zum [illegible] [illegible].

Pſyche.

Aus

Franz Horn's Nachlaſſe.

Ausgewählt
von
Guſtav Schwab
und
Friedrich Förſter.

Erſter Band.

Mit dem Bildniſſe des Verfaſſers.

Leipzig,
Verlag und Druck von B. G. Teubner.
1841.

AD
BIBL.UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Vorwort.

Unter den Symbolen, welche die Grabſteine und Urnen des Alterthumes ſchmücken, erſcheint Pſyche, die aus irdiſch-einengender Umhüllung ſich zu den freien Regionen des Himmels aufſchwingt, als eines der bedeutſamſten.

Hier aber iſt es nicht ein Aſchenkrug mit irdiſchen Ueberreſten, welchen wir unter den Schutz der Göttin ſtellen, es iſt die geiſtige Verlaſſenſchaft unſeres Freundes, welcher als Dichter anmuthiger Novellen ſich viele theilnehmende Herzen, als Ausleger Shakſpeare's und Begründer einer deutſchen Literaturgeſchichte ſich einen ehrenvollen Namen und ein bleibendes Verdienſt um die Sprache und das Schriftenthum des Vaterlandes erwarb.

Nicht wurde daher von den Herausgebern dieſes Nachlaſſes Pſyche als ſchweigendes Symbol oder ſtummes Bild gewählt, ſie lebt, ſie redet zu uns, ſie leiht dem Gedanken das beflügelte Wort. So erſcheint ſie als die freigewordene Seele des lieben Abgeſchiedenen ſelbſt; wir vernehmen ſeine Stimme, wir werden uns ſeiner geiſtigen Nähe bewußt, und erfreuen uns im traulichen Austauſche der Gedanken des Freundes belehrender und erheiternder Gegenwart. —

Möge dem, was wir bringen, ſowohl den ſchon erſchienenen, zum erſten Male hier geſammelten Aufſätzen, Briefen, Erzählungen, als den ohne Abſicht der Veröffentlichung flüchtig hingeworfenen, aber darum eben um ſo friſcheren und unbefangeneren Gedanken und Andeutungen, Allem zuſammen freundliche Aufnahme und Beherzigung zu Theil werden.

Die Herausgeber.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

I. Zur Literaturgeſchichte, Biographie u. ſ. w. . 1

Franz Horn's Lebensabriß von G. Schwab. 3
Erinnerung an J. K. A. Muſäus. 39
Fragmente über Leſſing. Emilie Galotti. 56
Miß Sara Sampſon. 64
Leſſing's unſtetes Leben. 72
Leſſing's Rettungen Anderer, und Angriffe. 74
J. G. von Herder. (Ein literarhiſtoriſches Charaktergemälde.) 82
Ein kleines Wort zur Geſchichte des deutſchen Luſtſpiels. . . 106
Fortſchritte der Biographik. 112
Sonſt und jetzt. 115
Kindlichkeit und Größe. 118
Das Volk und die Dichter. 119
Klopſtock's Ruhm. 122
Hagedorn's Knabenlieder. 126
Erinnerung an Merck, nebſt einem Worte über Hölty, Claudius und Miller. 127
Wieland in der Abnahme. 134
Lavater's Phyſiognomik. 138
Hamann. 139
Zwei Aeußerungen von F. H. Jacobi. 140
Voßens Briefe. 143
Erinnerung an J. K. Wetzel. 144
Kotzebue betreffend, doch auch die Gegenwart angehend. . . 146
Salis. 153

Seite

Goethe und ſeine Mutter. 156

Goethe an Lavater. 157

Goethe und die Schlegel. 160

Goethe und Jean Paul in Bezug auf Ironie. 165

Goethe in Italien. 168

Nachahmer. 169

Zelter. 170

Urtheil eines Franzoſen über Schiller im Jahr 1786. . . . 176

Boutsrimés zu Schiller's Leben. 178

Byron. 182

Erinnerung an Ernſt Rüdiger Grafen von Stahremberg. . . 184

Zur Geſchichte der deutſchen Literatur. 192

Lucian. 195

Erſte Hexameter im achtzehnten Jahrhundert. 197

Don Juan. 198

Toml. 200

Berlin. 200

Alte Claſſiker. 202

Poeſie und Kritik der verwichenen Periode. 203

Väter und Mütter in Biographieen. 204

Beredtes Stillſchweigen. 209

Kleinſtes Wort für Dichter und Biographen. 209

Chriſtliche Unduldſamkeit. 210

Was für ein Deutſch ſchrieb man 1675—1725? 212

Bücher und Autoren. 214

Trinklieder (nebſt Leſſing's Urtheil über das beſte Trinklied der Deutſchen). 215

Die alten Claſſiker, neuere Schulmeiſter und neueſte Reiter. 223

Kleine Merkwürdigkeiten und Seltſamkeiten aus der Geſchichte der deutſchen Poeſie. 235

Leſſing's letzte Lebensjahre. 245

I.

Zur

Literaturgeſchichte, Biographie

u. ſ. w.

Lebensabriß *).

Franz Horn wurde zu Braunſchweig am 30. Juli 1781 geboren, aus einer Familie, die um die Zeit des dreißigjährigen Krieges angeblich aus Schweden überſiedelt, dann aber in der brandenburgiſchen Altmark anſäſſig geweſen. Sein frühverwaiſter Vater hatte als Ingenieur im Dienſte des Herzogs K. W. F. von Braunſchweig einen Theil des ſiebenjährigen Krieges mitgemacht und lebte ſeine letzten 30 Jahre als Senator und Oberzahlmeiſter zu Braunſchweig. Horn's mütterliche Familie ſtammte aus Hannover, und ſein Großvater, Herr von Meierhof, war Rittmeiſter unter der hannöverſchen Garde geweſen. Der Vater Horn's war ein Mann voll herzlicher Frömmigkeit, durch und durch einfach und ſchlicht, mit ſtrenger Berufstreue ſeinen Weg wandelnd, dabei von menſchenfreundlichem, gelaſſen ſanftmüthigem Weſen, der ſich,

---

*) Auszug aus dem biographiſchen Denkmale, das eine vertraute Freundin dem Dichter geſetzt und der Geh. Reg.-Rath Profeſſor Dr. Böckh in Berlin herausgegeben hat. (Leipzig. F. A. Brockhaus 1839.)

wie eines ſtillen Lebensbehagens, allgemeiner Achtung und Liebe erfreute. Die Mutter, die Horn frühzeitig verlieren mußte, war reinen und hohen Gemüths, ſicher und klar, aber demüthig und in Liebe hingebend, heitern Sinnes, voll häuslicher, geſelliger Anmuth, welche die beſcheidene äußere Lage, worein der geliebte Mann ihrer Wahl ſie verſetzen konnte, mit Lieblichkeit und freundlicher Zier zu umgeben verſtand.

So waren Horn's Eltern; er von vier Söhnen und zwei Töchtern ihr jüngſtes Kind. Er erhielt in der Taufe (4. Juli 1781) die Namen Franz Chriſtoph. Horn lag, als er ſchon zu reden anfing, noch an der Mutterbruſt; im vierten Jahre lernte er, in der kleinen, dunkelgaſſigen Schulanſtalt einer alten bäuerlichen Wittwe, die ihm auf ihrem hohen Lehnſtuhle, das ABCbuch in der einen, den Rohrſcepter in der andern Hand, wie eine herabgekommene Zauberin vorkam, leſen und allerlei ſonderbare Redensarten, Sprichwörter, geiſtliche und weltliche Liederverſe ſeinem Knabengedächtniß einprägen. Bilder und Vorſtellungen einer neuen Welt tauchten ihm zum Theil aus Harzſagen und anderweitigen, bald ſchauerlichen, bald ſchnurrigen und anmuthigen Mährchen herauf, welche eine alte treue Magd am Spinnrocken, und Sonntags eine andre runzlichte Greiſin, dem an den Spinnrocken hingekauerten Knaben zum Beſten gaben.

Auch die Dichtkunſt redete ihn früh an, in kindiſch-myſtiſchen Volksverſen, in Hagedorn's Fabel vom Hühnchen und Diamant, dem erſten gedruckten Gedichte, welches ihn mit dem geheimen Schauer der Poeſie anwehte. Bei aller

Gefühlswahrheit war er aber auch ein aufgewecktes und luſtiges Kind. An der Mutter hing er mit leidenſchaftlicher Innigkeit, und empfand als fünfjährig ihren Tod (30. Mai 1787) mit überwältigender Heftigkeit. Wie er ſelbſt ſagt, wurde dadurch der erſte und bleibende Schatten über ſein eigenes Leben geworfen. Von dieſer frühen Zeit an begannen die an Schlaf verkürzten Nächte und eine ſich überzeitigende Geiſt- und Seelenentwicklung, welche die Natur nicht ungerächt läßt. Er lebte zu viel, er wachte doppelt und dreifach, das Leben war ihm krankhafter Weiſe zu intereſſant, und ſelbſt mitten im heiterſten Lebensgenuſſe konnten dem nachdenklichen Knaben weit über ſein Alter hinaus liegende Gedanken, Fragen und Momente kommen. Dennoch blieb er körperlich geſund und kräftig, und zugleich war eine reiche Ader dichteriſcher Lebensbehaglichkeit und körnigen Humors in ſeine Natur gelegt, und des Vaters liebevoll einſichtige Behandlung vermittelte jene Extreme. Dieſer ſah es beſonders gern, wenn Franz auch nach Dingen leiblichen Bedürfens fragte, ſuchte ihn von den Büchern wegzubringen und trieb ihn fleißig zum Spazierengehen an; die höchſte Luſt des Knaben und Jünglings war indeſſen das nur periodiſch im Gefolge der Meſſen erſcheinende Theater, und eins der erſten Stücke, das er aufführen ſah, waren Schiller's Räuber. Entrüſtet über die Namensvetterſchaft des Böſewichts Moor, rief er hier bei ſeinem erſten Wiederauftritte in lebhaftem Zorn, und mit den kleinen Fäuſten auf die Brüſtung ſchlagend, in's Parterre hinunter: „die Canaille heißt aber nicht Franz!"

Seine Sanftmuth und Milde war überhaupt nicht Naturanlage und Temperament, ſondern vielmehr durch ein bis in die ſpäten Lebensjahre fortgeſetztes hartnäckiges Kämpfen mit beiden errungen. Alles Gemeine und Unlautre empörte ihn bis auf's Aeußerſte. Auch an und gegen ſich ſelbſt beſchönigte er nie einen Fehler.

Der Herzog hatte einſt den aus der Schule heimkehrenden Quartaner im Cornelius Nepos ſelbſt auf der Straße examinirt und Freude an ſeiner Aufrichtigkeit bezeigt; des Vaters Gedanke aber, den Sohn dem Kaufmannsſtande zu widmen, erfüllte dieſen mit Abſcheu. Indeſſen beſtimmte Ebert's, Eſchenburg's, Gärtner's und Heuſinger's dem Schüler ertheiltes Lob den Vater bald, dieſen Einfall aufzugeben. Fürderhin den Studien beſtimmt, vertiefte ſich der Knabe ſorgloſer in Speculationen und Irrgänge, und nicht minder in Schriftſteller und Dichter. Schon in früheſter Zeit als Declamator Hagedorn'ſcher, Gellert'ſcher und Lichtwer'ſcher Fabeln beliebt und belobt, trat der zehnjährige Secundaner nun auch als begeiſterter Vorleſer der Räuber, und der dreizehnjährige als Schauſpieler auf. Auch das Fechten auf Hieb und Stich und der Tanz, auf phantaſtiſchen Redouten geübt, wurden dem Knaben vergönnt, und in Tönen lebte und webte ſchon das gehörſame Kind.

Zum Lohne für ein gut ausgearbeitetes Exercitium und die freiwillig beigefügte Ueberſetzung eines inhaltſchweren Capitels aus Julius Cäſar's Galliſchem Kriege erhielt der Knabe von dem alten Grammatiker, der ihn das Latein lehrte, ein kleines Buch mit der Weiſung geſchenkt, es zu leſen und wieder zu leſen und nochmal zu leſen. Das war Shakſpeare's Julius Cäſar; und damit machte der Erklärer dieſes Dichters deſſen erſte Bekanntſchaft. Denn er eilte nach beendigter Schule vor das Thor in ein ödes Thälchen, ſetzte ſich unter eine Weide und fing in der mittelmäßigen deutſchen Bearbeitung zu leſen an, oder er verzehrte vielmehr das Buch zitternd, bis die Nacht einbrach. Von nun an lernte er nicht nur dieſes Stück, ſondern Alles, was ihm theuer war, den Tod Hektor's aus Homer, die Chöre aus den Wolken des Ariſtophanes, viele Oden des Horaz und Capitel des Tacitus, auswendig und ſteigerte dadurch ſein Gedächtniß unglaublich.

Ein unglücklicher Lehrer der Geſchichte, von Horn ſehr glücklich geſchildert (S. 56 — 61), wirkte warnend auf ihn, und er mußte in dieſer Beziehung ſeine Bildung durch ſich ſelbſt ſuchen. In den alten Sprachen blieb er lange ſehr fleißig, bis ihm die Ausbeute derſelben nicht mehr genügte, und er jetzt ſein Gemüth den deutſchen Dichtern und Rednern zuwandte und die Theaterſtücke, die er ſah, im Geiſte ummodelte. Am heiligſten war ihm die Muſik, und ein gutes Geſchick wollte, daß er zuweilen ſelbſt die ausgewählteſten Tonkünſtler zu hören bekam.

Von dieſer Zeit an wurde in ſeinem Leben das Mißverhältniß zur Nacht vollſtändig; er ging zuweilen gar nicht mehr zu Bette, ſondern gab ſich eben beim Beginne der Nacht den aufregendſten Arbeiten hin, und ſo begann (woran er ſchon im zwölften Lebensjahre gedacht) ſeine ſchriftſtelleriſche

Thätigkeit bereits im vierzehnten. Die Knoſpen und Blüthen ſeines poetiſchen Vorfrühlings fanden Verleger, Liebhaber, Käufer und Leſer.

Ueberhaupt ſcheint die Sonne der Poeſie zu jener Zeit für die Primaner des braunſchweigiſchen Karolinums in dem Zeichen des Löwen geſtanden zu haben. Dichterwerke, Romane, Rittergeſchichten und Schauſpiele wurden nicht allein mit Enthuſiasmus aufgenommen und verſchlungen, die entflammten Jünglinge verſuchten auch in irgend einem der poetiſchen Sättel gerecht zu ſein.

So las denn auch Franz Horn ſeine frühen Verſuche zuerſt den Vertrauteſten vor und ärntete ſtürmiſchen Beifall. Ein treuer Pylades, ohne das ſüße Geheimniß ſo frühzeitiger Autorſchaft in der Vaterſtadt laut werden zu laſſen, machte ſich mit dem Manuſcript nach einem anderweitigen literariſchen Orte zu Fuße auf den Weg und kam, verabredetermaßen, zum Zeichen glücklichen Erfolgs, das Honorar in der Taſche, mit der Poſt zurückgefahren. Die Silberflotte traf glücklicherweiſe zur Zeit der Meſſe ein, und Verfaſſer und Freunde konnten ſich im deutſchen Schauſpielhauſe nach Herzens Wunſch erluſtigen.

Auch die gewünſchtere Aufmunterung der Leſewelt blieb nicht aus. Das Buch ſtand unter fingirtem Namen im Leipziger Meßkatalog. So konnte ſein Verfaſſer unbefangen beim Leihbibliothekare darnach fragen, und zu ſeiner Wonne war es faſt immer verliehen. Aber die allgemeine deutſche Bibliothek hatte das jugendliche Alter des Verfaſſers richtig herausgewittert und nicht ermangelt, ihn deßhalb gebührend anzufahren. Der Buchhändler ſtaunte nicht wenig, denn da Claſſiker im Original in der Schrift citirt waren, hatte er geglaubt, mit einem alten und grundgelehrten Manne zu thun zu haben. Er wurde aufmerkſam, und als er in dem Buche einen „höchſt würdigen acht und funfzigjährigen Greis“ und eine noch viel ehrwürdigere „vier und vierzigjährige Matrone“ fand, ward ihm die Jugend des Verfaſſers klar, und der Pylades fand mit einem neuen Manuſcripte kein Gehör mehr. Es kam unfrankirt aus dem entlegenen Orte zurück.

Indeſſen hatte Franz Horn über dem Schöpfungstriebe die Studien nicht vernachläſſigt, und Oſtern 1799 ſtand der hoffnungsreiche Muſenſohn auf der Schwelle des Elternhauſes. Der Vater überraſchte ihn am Spiegel vorüberſchreitend, rührte dem Erröthenden freundlich die Schulter und ſprach: „Nun, nun! ſorge nur dafür, Franz, daß Du Dich immer gern im Spiegel ſehen kannſt!“

In Jena, wohin ihn vorzüglich Fichte gezogen, angekommen, traf den Ankömmling die Nachricht vom Verſtummen des verfolgten Lehrers auf dem Katheder wie ein Donnerſchlag. Doch ermannte er ſich, führte ſich, ohne andere Empfehlung als ſeinen Wiſſensdrang, bei dem Philoſophen ein, unterredete ſich mit ihm über das Ich und Nicht-Ich bis ſpät nach Mitternacht, und gewann Fichte's Achtung, und ſpäter, in Berlin, ſeine herzliche Anerkennung.

Horn kaufte die Zeit auf der hohen Schule, ordentlich, wie man ſagt, aus. Ohne dem von der Familie gewünſchten

Studium der Juriſprudenz Zeit und Fleiß zu entziehen, trieb er Philoſophie, Aeſthetik, alte und neue Sprachen. Endlich aber wandte er ſich vom Rechte ab, dem allgemeinen und höchſten Recht, der Philoſophie und nächſtdem der Geſchichte zu, und ging (hauptſächlich auch, weil er dort ein ſtehendes Theater traf, nachdem er 1799 dramatiſche Arbeiten geſchrieben, die 1800 pſeudonym im Druck erſchienen ſind) nach Leipzig, wo die durch Schiller und Goethe, Fichte, Schlegel, Tieck und Novalis verwandelte Zeit auch ihn erfaßte, und ſeine eigenen ſelbſtſtändigeren Bildungs- und künſtleriſchen Lehrjahre begannen.

Vollkommneres Genüge als das, auch nicht ſchlechte, Theater gewährte ihm die vom Freiherrn v. Lichtenſtein trefflich geleitete Oper, durch welche er namentlich mit Mozart's unſterblichen Schöpfungen vertraut wurde. So verging das Jahr 1799. Noch immer arbeitete Horn, oft in dichteriſcher Begeiſterung, einen großen Theil der Nacht hindurch.

Bereits als Kritiker aufgetreten, ließ er das Viſir der Anonymität und Pſeudonymität jetzt fallen und trat im J. 1801 mit drei Werken (die phantaſtiſchen Gemälde, der Einſame, oder der Weg des Todes, und Guiscardo der Dichter, oder das Ideal), die größtentheils 1800 oder noch früher entſtanden waren, mit ſeinem eigenen Namen auf.

Aber er ließ das ſeinem Guiscardo zugerufene Wort: „Sei mehr als Dichter, ſei Bürger!“ ſich ſelbſt geſagt ſein, und behielt bei allen den Muſen und Grazien dargebrachten Opfern doch den Lehrerberuf und die zunächſt dafür bildenden, ſtreng philologiſchen Studien im Auge, während die damaligen Stimmführer der Kritik durch heftig anfeindende wie lobende Beurtheilungen die Bedeutſamkeit der neuen Productionen verkündeten.

So waren die Univerſitätsjahre vorübergegangen, und der junge Magiſter kehrte 1802 in die Vaterſtadt zurück. In dieſe Zeit fällt ſein perſönliches Bekanntwerden mit dem in begeiſterter Liebe umfaßten Fr. Heinr. Jacobi, der in Braunſchweig des ältern Bruders, Ernſt Horn's, ärztlichen Rath auf's Neue zu ſuchen kam. Auch dieſer erkannte, wie früher Fichte, die ächte Wärme und Klarheit des jugendlichen Feuers, welches hier der Wiſſenſchaft und Kunſt loderte, und gab ihm unter Andern das Zeugniß: „Im Loben, lieber Horn, kann Sie jugendlicher Enthuſiasmus vielleicht irre, oder doch zu weit führen; bei jedem Tadel aber haben Sie gewiß und unbedingt Recht.“

Schon früher als entſchiedener Gegner des damals nicht ohne mannigfaches Talent und geiſtvolle Paradoxien verfochtenen Satzes, als könne Schönheit der Kunſt ohne Sittlichkeit wahrhaft beſtehen, rückſichtlos aufgetreten, fuhr Horn jetzt fort, auf die Greuel der Undeutſchheit aufmerkſam zu machen, und der Herzog von Braunſchweig empfand den Tadel, den einige ſeiner Lieblings-Autoren und Schauſpieler erfahren hatten, ſo übel, daß er Kopf und Kenntniß des jungen Kritikers gelten ließ, aber an deſſen „gutem Herzen“ zweifelte, und ſeine Anſtellung im Staatsdienſte, wozu ſich gerade Gelegenheit bot, zu verſchieben beſchloß.

Außer manchen Studien und Vorarbeiten beſchäftigten ihn damals der Roman „Victor's Wallfahrten," die Abhandlung über „Carlo Gozzi" und eine Ueberſetzung von Seneca's Trauerſpielen, wovon der Thyeſtes und die Trojanerinnen 1802 im Druck erſchienen waren. Dieſe letztern waren durch Woltmann dem berühmten Schulmann Friedrich Gedike mitgetheilt worden, und verſchafften ihm, gehörig gewürdiget, das Anerbieten, an dem ſeiner Leitung zunächſt untergebenen Gymnaſium „des grauen Kloſters" in Berlin eine Lehrerſtelle zu übernehmen.

Um in den neu beginnenden Lehrcurſus zur gehörigen Zeit eintreten zu können, mußte Horn ſich beeilen, ſchon vor Oſtern 1803 in Berlin zu ſein. Von dem kranken Gedike liebreich empfangen, trat er ſofort in ſeine neue Lehrerwirkſamkeit ein, die, außer vom grauen Kloſter noch von zwei andern Gymnaſien in Anſpruch genommen, ihm immer leichter, und vom neuen Directorium (Gedike war den 2. Mai 1803 geſtorben), Collegen und Schülern beifällig empfunden und empfangen wurde.

Das Theater übte die alte Anziehungskraft und gewährte, eben wie die Oper, Befriedigung und Anregung. Bei Iffland, Woltmann, Kotzebue und dem Buchhändler Sander lernte Horn die damaligen äſthetiſchen Kreiſe Berlins, viele berühmte und berüchtigte Leute und Literaten kennen.

Der deutſchen Geſinnung Bahn zu brechen, hielt er, in einem Hörſaal des grauen Kloſters, im Winter 1804 auf 1805 Vorleſungen über die Geſchichte der deutſchen Poeſie und

Beredtſamkeit, in denen er ſich zunächſt bemühte, in den damals faſt ganz verſchütteten Schacht der Literatur des ſiebzehnten Jahrhunderts einzudringen, und er ſah, außer ältern und jüngern Collegen, hier manche der Stellung wie dem Urtheile nach bedeutende Männer um ſich verſammelt.

So erſchien 1805 ſeine „Geſchichte und Kritik der deutſchen Poeſie und Beredtſamkeit.“ Trotz ſeiner ſtrengen Berufsthätigkeit bewährte ſich fort und fort ſein leichtes Productionstalent und ſeine Dichterkraft. Er gab zwei Jahrgänge des Taſchenbuchs Luna (1803 und 1804) heraus, für welche er unter Andrem die mit entſchiedener Gunſt aufgenommene Novelle „den Geiſt des Friedens“ lieferte. Seine beſcheidene Wohnung („Jüdenſtraße Nr. 8.“) erhielt jetzt manchen anſehnlichen Beſuch, und im Sommer 1804 erwarb er an Leonhard Huber aus einem Gegner einen Freund, dem er in der Latona ſpäter ein biographiſches Denkmal ſetzte. Während jenes Zeitraums wurden größtentheils auch die beiden Theile des Romans „Henrico“ geſchrieben, und der erſte Band „Octavio von Burgos“ erſchien 1805 im Drucke.

Seinem Collegen Guſtav Köpke erſchien der junge Doctor damals als ein Proteus. Ich möchte wiſſen, ſagte er, wo er nur die Zeit hernimmt, ſeine Romane und Novellen zu ſchreiben? Wie er Leben, Wiſſenſchaft und Kunſt, Lehramt und Dichterberuf liebend umfaßt und ſich den Sinn für Alles in gleichem Maße friſch und offen erhält.

Dieß Urtheil wiederklang zuletzt auch im Gedike'ſchen Familienkreiſe, und man muß in der Biographie der Freundin ſelbſt die anziehende Erzählung leſen, wie Horn die Freundſchaft der Wittwe und die Liebe der älteren Tochter Roſa allmählig gewann.

Durch Woltmann veranlaßt, hatte er ſich um eine Profeſſur der Aeſthetik und Geſchichte in Erlangen beworben, als Friedrich Nicolai ihn höhern Orts als einen unruhigen Kopf, von, zum mindeſten, philoſophiſchen und äſthetiſchen gefährlichen Grundſätzen verdächtigte und zuerſt einen befremdenden Aufſchub durchſetzte. Da Horn ſich keine Abmarkung des freien Kathedervortrags gefallen laſſen, noch irgend ſeinen akademiſchen Lehrberuf einſchränkende Zugeſtändniſſe machen wollte, ward die ganze Sache rückgängig.

Faſt gleichzeitig war ihm von ſeinem älteſten Bruder, dem Senator Fritz Horn in Bremen, vorgeſchlagen, auf eine Lehrerſtelle am dortigen Lyceum Bedacht zu nehmen, und auf das Gerücht von der Berufung Horn's durch Scholarchen und Senat, verbrannte ein Freund in Heidelberg den Brief, der ihn unter vortheilhaften Ausſichten dorthin als akademiſchen Lehrer zu rufen beſtimmt war.

Horn trennte ſich von Berlin und der Geliebten und bezog die Bremer Stelle Michaelis 1805. In Bremen hatte er den freundlichen Empfang meiſt „guter und gefälliger Menſchen" zu rühmen. Der Berührungen, in welche er ſich in amtlicher und verwandtſchaftlicher Hinſicht geſetzt ſah, waren mannigfache, und er mußte dem alten Herkommen und der ächt reichsſtädtiſchen Gaſtfreundſchaft durch Beſuche und Theilnahme an Gaſtgeboten reichlich huldigen.

Nachdem er den Bürgereid geleiſtet, trat er ſein Lehramt an, das ihn in allen Claſſen mehr oder minder beſchäftigte, und, wie überhaupt, ſprach ihn der auch in Schuleinrichtungen vorherrſchende, republicaniſche Geiſt übereinſtimmend an, trotz der hier und da etwas veralteten und verengenden Formen. Er trug den Livius, Virgil, Tacitus, Horaz, Ovid, Religion und Aeſthetik vor, und vor der Hand blieb ihm keine Muße zu ſchriftſtelleriſchen Arbeiten, denn er gab auch außerhalb der Schule noch manche Stunden.

Ein zärtlicher Briefwechſel mit ſeiner Roſa und die Berufung ſeines Freundes Karl Gieſebrecht an das Pädagogium, die zweite Lehranſtalt Bremens, die Unterhaltung mit dem geiſtreichen Friedrich Köppen — das Alles zuſammen erleichterte ihm die Trennung von Berlin und der Freundin.

Eine redliche Auseinanderſetzung ſeiner ökonomiſchen Lage hatte zur Folge, daß er am 19. Juli 1806 über Hamburg nach Berlin zur Heimholung ſeiner Braut reiſen konnte, und jetzt begann für Horn in Bremen ein höchſt glückliches Leben am häuslichen Herd und im Umgange mit ſeinen nächſten Freunden Gieſebrecht und den Doctoren Meier, Müller und Norwich.

Aber das Geſchick des Vaterlandes und ſeine Erniedrigung warfen einen verfinſternden Schatten in Horn's Seele, der ſich auch ſonſt nicht immer ganz ungehemmt fühlte. In dieſer Zeit beſchäftigten ihn die Vorarbeiten zu der Biographie ſeines Schwiegervaters.

Außer dieſer Biographie erſchienen in den Jahren 1807 und 1808 von ihm nur „philoſophiſche Fragmente über Leben und Wiſſenſchaft, Kunſt und Religion." Das Bremer Klima äußerte einen ungünſtigen Einfluß auf Horn; nach einer beiſpiellos ſchweren Niederkunft ſeiner Frau ſtarb ſeine erſtgeborne Tochter als Kind von 12 Tagen, und von nun an ſehen wir den ſieben und zwanzigjährigen Mann an gichtiſch-nervöſen Unterleibsleiden unheilbar erkranken.

Im Juni 1809 ging er daher, vom Bremiſchen Senate mit völlig unbeſtimmtem Urlaube verſehen, zur Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit an der Seite der geliebten Gattin nach Berlin. Dieſe zog auf der Durchreiſe zu Braunſchweig wenn nicht in das Haus — doch in das Herz des damals acht und ſiebzigjährigen Vaters Horn ein, und in Berlin ſahen ſich beide auf's Froheſte begrüßt. Röschens neuer Schwager aber, der geniale Arzt Heinrich Meyer, verſicherte nach ſeiner hitzig kurz entſchloſſenen Art dem auf der Wiederabreiſe nach Bremen beſtehen wollenden Horn: „Herr Bruder, Du darfſt durchaus nicht fort, und ſollte ich Dich und Deinen Wagen unter dem Thore anhalten laſſen, denn Du fährſt geradewegs nach dem Bremer Kirchhofe!"

So verzichtete Franz Horn zuletzt auf jene vortheilhafte und ehrenvolle Anſtellung, nachdem der Bremiſche Senat ſie ihm anderthalb Jahre lang offen behalten.

Im Jahre 1810 erſchien nun der 1809 geſchriebene „Nero", ein hiſtoriſches Gemälde, und der Roman „Otto", im J. 1811 „Tiberius", das Seitenſtück zum Nero. Zugleich wurde der Plan zu dem zweitheiligen Roman „Kampf und Sieg" entworfen und 1811 ausgeführt.

Wie Horn dieſe ſcheinbar widerſtrebende Schriftthätigkeit vereinigte, ſo verſtand er auch trotz aller körperlichen Hemmungen nicht minder, gar verſchiedenartige geſellſchaftliche Elemente auf ſich einwirken zu laſſen, und dieſelben, ein Meiſter ächter Geſelligkeitskunſt, bildend und veredelnd zu geſtalten und zu genießen.

Sein Geſundheitszuſtand blieb derſelbe; der Bankerott der Unger'ſchen Buchhandlung verurſachte ihm allerlei Ungelegenheiten und Verluſte, doch wurde ihm dieſes Jahr, unter allen Leiden und Verkümmerungen, theuer durch die Bekanntſchaft und bald darauf feſt geſchloſſene, wirkungsreiche Freundſchaft mit Baron Friedrich de la Motte Fouqué verſüßt.

Nach dem Tode ihrer Großmutter zog Roſa Horn und ihr Gatte mit der Mutter Gedike zuſammen, und nun konnte ſich Röschen ausſchließlich der Pflege und Geſellſchaft, wie der ſchriftſtellernden Emſigkeit ihres Horn widmen; denn in jedem einigermaßen freien Augenblicke war — da ſeine Kränklichkeit ihm das Schreiben verbot — das „Dictiren in Strömen" keineswegs nur ein poetiſches Bild. Es beſchäftigte ihn jetzt auch beſonders die Theilnahme an den „Heidelberger Jahrbüchern" und ein Briefwechſel mit Fouqué und andern wiſſenſchaftlichen Freunden. Noch 1811 erſchien ſeine „Latona" und als Fortſetzung dieſes Taſchenbuches ſein hiſtoriſches Gemälde von Galba, Otho und Vitellius. Dieß Buch gab dem franzöſiſchen Gelehrten Villers Veranlaſſung zu einem freundſchaftlichen Briefwechſel mit Franz Horn.

Eine herzliche Freude wurde ihm 1812 durch einen Beſuch

Apel's und die Rückkehr Gieſebrecht's aus Bremen, der an Spalding's Stelle nach Berlin berufen wurde, zu Theil. Er vollendete jetzt ſeinen Roman „Kampf und Sieg" und ſchrieb nach einem Mährchen „die diamantene Kutſche," mit welcher er von allen ſeinen Productionen bis 1830 am meiſten zufrieden war.

Der weltgeſtaltende Aufſchwung des Jahres 1813 brachte ihm bei aller Erhebung tiefe Schmerzen, da bei ſeinem krank- und preßhaften Zuſtande an ein Mitziehen in den großen Kampf, dem ſeine ganze Seele zujauchzte, für ihn nicht zu denken war, und der Theuren viele von ihm ſchieden, von denen gar Mancher nicht wiederkehrte. Sein zweites Kind, ein Knabe, ſtarb am Tage der Geburt wieder (30. Juni 1814).

In dieſer Zeit erquickte ihn beſonders Friedrich Jacobi's wiederholt ausgeſprochene Gunſt und Liebe, die ihm ſeine Literaturgeſchichte und ſeine Latona gewonnen, und die Biographie enthält darüber ſchöne briefliche Aeußerungen des berühmten Mannes gegen den Staatsrath Nicolovius. Jacobi wünſcht, daß Franz Horn von dem alten Manne, „der ihn für immer lieb gewonnen," recht herzlich gegrüßt werde.

Es hatte Horn in den verfloſſenen Jahren nicht an Aufforderungen gefehlt, durch irgend ein amtliches Verhältniß wieder eine Stellung zur bürgerlichen Welt zu gewinnen, aber ſeine Krankheitsanfälle nöthigten ihn, auf jede an Tag und Stunde geknüpfte Wirkſamkeit zu verzichten. Unter dieſen Umſtänden bot ihm das durch den Grafen Brühl als Intendanten der königlichen Schauſpiele veranlaßte beſtimmtere Verhältniß zur Berliner Bühne eine erfreuliche Thätigkeit. Selbſt Ludwig Devrient wandte ſich mit der Bitte an ihn, ſeiner damaligen Frau und ſeiner Schwägerin dieſe Unterweiſungen zu ertheilen, wie auch die als Künſtlerin ſchon ſelbſtſtändiger daſtehende Auguſte Düring (jetzt Madame Crelinger) im eignen Antriebe Unterricht von ihm begehrte und empfing. Auch am Berliner dramaturgiſchen Wochenblatte war er ein fleißiger und gründlicher Beurtheiler, was Poeſie und Muſik der Bühne betraf, wie ihm denn auch in Beziehung auf die Manuſcripte eine mit entſcheidende Stimme eingeräumt ward.

In dieſem Jahre (1815) wurde auch Ref. während ſeines Sommeraufenthalts in Berlin in Horn's Hauſe eingeführt; die Liebe dieſes älteren Freundes, wie die Güte ſeiner Gattin ſchuf ihm die fremde Reſidenz zur Heimath um, ſo wie Horn's Fingerzeige und beſonders ſein immer begründeter Tadel auf ſeine Productionsweiſe einen entſcheidenden und heilſamen Einfluß ausübten. „Viel gemüthlich und poetiſch heitere Stunden im geſellſchaftlichen und häuslichen Kreiſe," ſagt die Biographie mit Wahrheit, „entwickelten ein herzliches, bis an's Ende bewährtes Freundſchaftsverhältniß beider Männer, welches auch Röschens ſinnig liebevolle Theilnahme mit einſchloß."

Am 23. April 1816 wurde Horn's Bearbeitung des Hamlet, als am Geburts- und Sterbetage Shakſpeare's, in Berlin unter rauſchendem Beifall aufgeführt. Das Manuſcript aber ward beim Theaterbrande ein Raub der Flammen. Dieſes Jahr brachte ihm in dem D. Kraukling, jetzt Bibliothekar in

Dresden, und der Familie von Schwerzell aus Heſſen neue Freunde.

Im Jahre 1817 wurde „der verlorne Sohn,“ „Doris, Freifrau von Canitz,“ und „Sibylle Schwarz,“ ſein liebes Findel- und Dichterkind, wie er ſie nannte, nebſt dem erſten Theile ſeiner „freundlichen Schriften“ vollendet, und mit der Gattin eine Reiſe nach Heſſen zu Schwerzells unternommen. Nach der Rückkehr hielt er in Abendſtunden vor einem Männer- und Frauenkreiſe Vorträge über die politiſche und Culturgeſchichte Deutſchlands, wodurch er ſich die Freundſchaft zweier edlen Männer, Gerhard's von Reutern und Albrecht's von Bardeleben gewann.

Bereits für die „Umriſſe zur Geſchichte und Kritik der ſchönen Literatur Deutſchlands“ während der Jahre 1790 bis 1818 thätig, vollendete er 1818 den Roman „Bertha oder Liebe und Ehe,“ 1819 die „freundlichen Schriften,“ die Novellenſammlung und eine neue Novelle: „Die Retterin oder Ehre der Todten.“ Einen tief empfundenen Schmerz verurſachte ihm Friedrich Jacobi's Tod.

Vermehrtes und geſchärftes Krankheitsleiden verkümmerte ihm faſt jeden Genuß einer Reiſe nach Dresden im Sommer 1819. Im J. 1820 wurde eine zweite mit Nachträgen vermehrte Auflage der das Jahr zuvor erſchienenen Umriſſe nöthig, die beſonders von ſeinem geliebten Jean Paul, der unſern Horn auch anderswo „den herrlichen, ſinn- und herzreichen Menſchen“ nannte, ſehr günſtig beurtheilt wurde.

Um dieſe Zeit wurde er auch vielfach von angeſprochnen oder begeiſterten Leſern angegangen, deren er ſich Keinem entzog, ſo wenig er immer Dank und Zufriedenheit mit ſeinem Rath und Urtheil ärntete. „Es möchte,“ ſagt die Biographie, „für die Literaturgeſchichte des 19ten Jahrhunderts manchen nicht ganz unintereſſanten Aufſchluß gewähren, wenn wir die uns in dieſer Beziehung ſchriftlich vorliegenden Documente mit denen zuſammenſtellen wollten, die von denſelben Leuten über Horn ſpäter gedruckt zu leſen.“

Im Winter 1820—1821 wurden die öffentlichen Vorträge fortgeſetzt, und ſeine dankbaren Zuhörer und Zuhörerinnen brachten ihm einen ſilbernen Pocal dar. Im J. 1821 begann Horn ſein umfaſſendſtes Werk: „Die Poeſie und Beredtſamkeit der Deutſchen von Luther's Zeit bis zur Gegenwart“ (erſter Thl. gedr. 1822). Eine Reiſe in die Odergegend ſtärkte ſeine Geſundheit; 1823 erſchien der zweite Theil des Werkes, und der erſte des erläuterten Shakſpeare. Beide Bücher fanden eine rege Theilnahme nicht nur in Deutſchland, ſondern auch im früher ſchon aufmerkſam gewordenen Dänemark, in England und Frankreich.

Die Vorleſungen gingen noch einige Winter fort. Mehrere Novellen und kleinere Werke („Konrad der Schmied“ — „Beruhigung und Erhebung“ [eine Sammlung] — „der Tröſter“ — „die Großmutter“) erſchienen 1823 oder wurden damals begonnen. Zu einer Reiſe nach Stralſund wurde er durch einen Schüler und Freund, den jetzigen Kammergerichtsaſſeſſor Schnitter in Greifswald, der ſich ſpäterhin durch poetiſche Publicationen bekannt gemacht hat, veranlaßt. Ebendaſelbſt ſah er einen ſeiner geliebteſten Freunde, den Profeſſor Murbeck, dem auch der „Guiscardo" zugeeignet iſt, wieder. Das herrliche Rügen wurde zu Waſſer und zu Lande durchzogen.

Leider trug dieſe Reiſe nicht die gewünſchten Früchte, und das Jahr 1824 blieb durch vermehrte Kränklichkeit heimgeſucht, die ſelbſt — ein unerhörter Fall — in Horn's ſchriftſtelleriſche Thätigkeit hemmend eingriff, ſo daß der zweite Theil des erläuterten Shakſpeare erſt auf Oſtern 1825 erſchien. Inzwiſchen wurde der Raſtende von den mannigfaltigſten Beſuchen erfreut; es wurden die verſchiedenartigſten Begehren an den Kunſtrichter, Erzieher und Philoſophen, den Tröſter und Rathgeber gerichtet; auch von Goethe gelangten herzliche Grüße an ihn.

Um dieſe Zeit trat auch Caroline Bernſtein, die Freundin, aus deren Worten der gegenwärtige biographiſche Bericht zuſammengedrängt iſt, in das Zimmer des Freundes, und ſchildert ihn uns alſo: „Horn war damals 42 Jahr alt, aber keineswegs ſchmal gebaut, von ungezwungener, doch nicht nachläſſiger, ja bei dem erſten Entgegentreten eher ſtraffer Haltung; der plaſtiſch geformte Kopf von bedeutender Wölbung aus den Schultern herausgewachſen, und er trug ihn und das Geſicht entſchieden aufrecht und beim Gehen zurückgebogen. Die Stirn erſchien ſanft gewölbt, edel und denkend, aber bis zum letzten Augenblicke völlig falten- und runzelfrei, von durchſcheinender Reinheit, ja in Augenblicken der Begeiſterung von mondlicher Verklärung umfloſſen, die Geiſt und Milde blickenden Augen vergißmeinnichtblau, nur mitunter von Krankheit etwas trübe umflort; doch konnten ſie auch während derſelben, wie überhaupt im tief dunkeln Glanze, wunderbar ſprühen und aufleuchten. Die Naſe war unmerklich gebogen ebenmäßig, wiewohl nach unten etwas breit, der Mund, mit etwas zu ſtarker Oberlippe, weder beſonders klein noch ſchön geformt, von dem unverkennbarſten Wohlwollen umſpielt, die Vorderzähne licht und wohlgeordnet gereiht, und trotz alles Medicinirens bis an's Ende faſt vollzählig, das Haar kaſtanienfarb, von vollem Wuchs, das dicht anliegende Ohr faſt ganz bedeckend, doch ſchon damals mit vielen grauen und weißen Streifen, beſonders an den Schläfen untermengt. Er trug daſſelbe nachläſſig aus der Stirne geſtrichen, etwas länger, als man ſonſt zu ſehen gewohnt, und — beſonders in der letzten Zeit — einen möglichſt breit ſchattenden ſchwarzen Hut darauf; jede Art von Mütze war ihm beim Ausgehen zuwider. Die Hände waren weiß und urſprünglich zierlich geformt, obwohl an der rechten die betrübten Gichtknoten ſich noch ſehr bemerkbar machten. Sein Gang war feſtauftretend und ſicher, aus Grundſatze gemäßigt und ziemlich weit ausſchreitend; beim Ausgehen begleitete ihn ein leichtes Stöckchen. Die Geſichtsfarbe und ganze Erſcheinung verriethen Krankheit und tieferes Leiden gewöhnlich nur ſo lange, als Horn nicht ſprach, oder mit Antheile zuhörte, wo die Wangen ein ſanftes Feuer zu röthen, das Auge hell und lebensvoll zu blicken begann. Der mimiſche Ausdruck ſeines Geſichts war äußerſt lebendig und ſprechend, die Geberden ruhig aber charakteriſtiſch. Die Sprache, tief aus dem Herzen kommend, obgleich längſt nicht mehr von dem früher gerühmten, bedeutenden Umfange, hatte doch in allen Modulationen reinen Wohllaut, auch beim Lachen, was er aus voller Seele konnte. Auch hatten alle Sinne eine nicht ſelten zur Pein gereichende Feinheit und Schärfe; wenn ſchon mitunter einige Schwerhörigkeit als Krankheitserſcheinung eintrat, oder Inſichſelbſtverſunkenſein ihn auf Minuten für äußere Eindrücke unzugänglich machen konnte, ſchien er, wo es ihm darauf ankam, mit doppelten Ohren und Augen zu hören und zu ſehen. In ſeiner Kleidung hielt er ſich ſauber, aber bequem und nicht mehr, wie in früherer Zeit, knapp; als häusliche Tracht dünkte ihm, nach dem Beiſpiele des guten, alten Papa, eine geſtrickte weiße oder graue Jacke am behaglichſten. Der Doſe konnte er ziemlich ſtark zuſprechen; geraucht hat er nie."

Dieſe Schilderung der liebevoll beobachtenden Freundin ſtellt Horn's Portrait Jedem vor die Augen, der je ſeine Geſtalt und ſein leibliches Behaben mit Intereſſe in's Auge gefaßt hat.

Von 1825 — 1827 erſchien der zweite, dritte und vierte Theil des erläuterten Shakſpeare.

Am 18. Juni des Jahres 1825 wurde Horn durch die letzte Ausgabe des Werther überraſcht, die ihm von Goethe mit einigen eigenhändigen, freudig anerkennenden Zeilen ſeines Strebens und Gelingens zugeſendet ward.

Kleine Reiſeausflüchte, z. B. nach Freienwalde, und größere und kleinere Abendverſammlungen um ihn, Beſuch des Theaters, ſelbſt des Chriſtmarktgewühls, und edle Lebensgenüſſe aller Art betrogen den Leidenden um das Gefühl der Krankheit! Aber die Nachricht von Jean Paul's Tode traf ihn erſchütternd und tief, und er ſprach mit der Freundin von ſeinem eigenen gewiß nicht fernen Scheiden.

Manche theure Bekanntſchaft erneuerte übrigens das Jahr 1826, und Liebe, Dank und Anerkenntniß gab ſich von den verſchiedenſten Seiten her mannigfaltig kund. Der alte Feßler aus Saratow ſandte ihm „von der äußerſten Gränze Europa's als Gegengabe für Anregung Rath und Troſt" ſeine Lebensgeſchichte; ein alter Schulrector Horn aus Weſtphalen hatte den launigen Einfall, alle dem gründlichen Schulmanne zu Geſicht gekommenen anerkennenden Recenſionen über die „Poeſie und Beredtſamkeit der Deutſchen" dem „hochverehrlichen Literator und Kritiker" ausgeſchnitten und zu einem viele Ellen langen ſeltſamen Ordensbande zuſammengeklebt zu überſchicken. Im April erfreute ihn der perſönliche Einſpruch Matthiſſon's.

Eine Badereiſe nach Töplitz, welche die drei Freunde zuſammen machten, trug für Horn's Geſundheit nicht die erwünſchten Früchte.

Der Herbſt und Winter brachte die Beſuche Wilhelm Hauff's und Grillparzer's; der Letztere war ſo wenig wie Matthiſſon durch Horn's kritiſchen Tadel, und Horn nicht durch Hauff's Portraitirungsverſuch in den Memoiren des Satans verletzt.

Im Frühjahr 1827 konnten die Vorleſungen wieder aufgenommen werden, aber plötzliche und beängſtigende Anfälle von Herzklopfen und dadurch herbeigeführte Hemmungen machten einen ſo nachhaltigen Eindruck auf ihn, daß er niemals wieder zu bewegen war, öffentliche Vorträge anzukündigen.

Bei der Rückkunft von einem kurzen Sommeraufenthalt in Potsdam ſtellte ſich ihm die der dramatiſchen Kunſt viel zu früh entriſſene Schauſpielerin Sophie Müller aus Wien als ſeine „dankbare Schülerin“ dar, und erfreute ihn durch ihr liebenswürdiges und ſchön begabtes Naturell und eine wahrhaft töchterliche Neigung, die ſie dem bis jetzt nur aus ſeinen Schriften Liebgewonnenen unverhüllt entgegentrug.

Vom Jahre 1828 theilte ſich die Freundin Bernſtein mit Roſa ganz in die Pflege des kränkelnden Freundes, und die Art ſeines Duldens, ſeine Selbſtvergeſſenheit erregte bei ihr die liebevollſte Bewunderung.

Trotz aller vielfachen Hemmungen war am 28. Mai d. J. der vierte Theil der „Poeſie und Beredtſamkeit“ für den Druck abgeſchloſſen. Das Jahr 1829 ſtellte ſich, nachdem das verwichene durch manche Verluſte theurer Perſonen ſich immer mehr verfinſtert hatte, für Horn's Leben und Geſundheit freundlicher ein. Er trank in den Sommermonaten unter der Leitung ſeines Schwagers Dr. Emil Gedike den Mariakreuzbrunnen und verſuchte eine Nachcur in Neuſtadt-Eberswalde. Auch nach der Rückkehr lebte er viel in freier Luft, und die Hauptabſicht des Arztes, ihn ſeinen Büchern und

Studien zu entziehen, ſchien auf's Glücklichſte erreicht, als plötzlich im September eine entzündliche Unterleibskrankheit mit großer Gewalt hereinbrach. Horn ſelbſt glaubte nicht mehr an ſein Beſſerwerden, bis ihm nach mehreren Tagen zuerſt im Bade einige Linderung und dann ein faſt wunderbar ſchnelles Geneſen zu Theil ward.

Leider ſollten die frohen Regungen wiederkehrenden Geſundheitsgefühls nicht von Beſtande ſein. Schon im März 1830 befiel den kümmerlich Geneſenen eine neue, größere Krankheit, die mit ſchmerzhaften, vom Herzen ausgehenden Zuckungen durch den ganzen Körper anfing, unter denen der faſt ganz Beſinnungsloſe niederſtürzte, ſo daß in der Angſt der erſte Arzt, deſſen man habhaft werden konnte, von der Straße herbeigeholt werden mußte. Sie verlängerte ſich bis Anfang Juni's, und ſein ſcharfblickender Bruder Ernſt äußerte in einem Alleingeſpräche gegen die Freundin Bernſtein: „Herz, Leber, Magen, Milz und Darmkanal, Alles iſt bei Franz leidend und krank."

In dieſem Jahre erſchienen die „Dichtercharaktere und biographiſchen Skizzen," wo frühere geſellſchaftliche Vorleſungen über Goethe und Schiller und Anderes Veranlaſſung und Materialien gaben.

In das Unvermeidliche ſich findend, unternahm Horn die läſtige Nachcur, die im Gebrauche der künſtlichen Karlsbader Gewäſſer in der Berliner Trinkanſtalt beſtand, und mitwandelnde und raſtende Freunde nannten ſeinen ſiegenden Humor den „über den Gewäſſern freiſenden Geiſt."

Die franzöſiſche Julirevolution und die von ihr erzählenden Zeitungen wirkten bei Horn mächtig entrückend und wahrhaft erhebend, wie er ſich denn von der Gegenwart mit allen ihren Erſcheinungen des literariſchen, wie des bürgerlichen und Staatslebens nie abgewendet hatte, ſondern ſie ihm vielmehr höchſt wichtig war, und er den einzelnen Bewegungen und Richtungen, Begebenheiten und Meinungen, wie den hervorragenden Perſönlichkeiten, durch welche ſie ſich darſtellten, mit der geſpannteſten, ja begeiſtertſten Theilnahme folgte.

In den Jahren 1831 und 1832 erſchienen in drei Bänden geſammelt die „kleinen heiteren Schriften" oder „das Fortepiano." Von Zeit zu Zeit erlebte Horn die Freude, daß auch dieſe kleinen Aufſätze innige Freunde erwarben und manches herzliche Wort aus der Nähe und Ferne ertönen machten. So ließ ihm der damalige Neſtor unſrer Literatur, Major von Knebel aus Jena, am 5. Mai 1829 durch den Erzieher ſeines Enkels für den Aufſatz „Jungferndichter" als „eine köſtliche Perle" im Geſellſchafter danken.

Das Jahr 1831 hatte in jeder Art ziemlich trübe begonnen. Die Gemüthskrankheit einer Freundin und das Hinüberſchwanken anderer, übrigens kerngeſunder Freunde und Freundinnen zu den äußerſten Extremen, namentlich auch in religiöſen Beziehungen, machte ihm viel Kummer und Sorge. Auch in die Ferne folgte ſein liebevoller Blick jüngern und ältern Freunden. Dadurch veranlaßte Correſpondenzen und

Geſpräche findet man im vierten Theile der „Poeſie und Beredtſamkeit,“ im „Fortepiano“ und andern ſpätern Schriften zerſtreut.

Der Tod der liebenswürdigen Sophie Müller betrübte ihn beſonders tief. Sonſt hatte dieſes Jahr manches erfreuliche Familienereigniß im Gefolge, und ſeine ſilberne Hochzeit wurde am 21. Auguſt ohne alle Störung, mit Freude, Rührung und Herzensdank im verwandtſchaftlichen und Familienkreiſe gefeiert.

Dieſe frohe Feier kam vor Thores Schluß, denn ſchon zu Ende Auguſt's erſchien die längſt gefürchtete Cholera in Berlin, und erfüllte die Gemüther mit zaghafter Beſtürzung und faſt ſinnloſer Furcht, welcher Horn ſchon früher öffentlich durch Ermahnung zu „Muth und Heiterkeit“ entgegen wirken zu müſſen glaubte. Jene Worte ließ der Freund jetzt zur That werden, blieb, frei von einengender Lebensangſt, bei der hergebrachten geregelten Diät, beſuchte Geſellſchaften, Spaziergänge und Theater wie ſonſt. Nur der Gedanke erneuerte ſich in dieſer Zeit, ſein durch treue Schrift- und Lehrthätigkeit erworbenes kleines Capitalvermögen als ein Vermächtniß jungen armen oder kranken Dichtern zu Gute kommen zu laſſen. Späterhin ließ er den Gedanken wieder fallen, aber der Wittwe war auch jener Wink heilig. Der Zinsertrag ſeines nicht ganz unbedeutenden Vermögens wird (nachdem es die geliebte Gattin beſeſſen) nach bereits gerichtlich vollzogener Beſtimmung, bedürftigen, zunächſt der Berliner Univerſität angehörigen, ſtrebenden Jünglingen zu Gute kommen und denſelben vorzugsweiſe den Druck körperlicher Leiden und krankhafter Hemmungen erleichtern. —

Der Winter brachte zu den gewohnten beſonders Augenbeſchwerden und andere Krankheitsanfälle, wodurch die für Theater und andere Genüſſe entſchädigenden geſelligen Kreiſe, welche Röschen mit liebender Auswahl um ſich verſammelte, immer mehr in's Enge gezogen werden mußten. Im J. 1832 wurde die Novelle „der Tröſter" geſchrieben, und die mannigfaltige Sammlung „Mai und September" (für 1833) vorbereitet.

Der Beſuch einiger franzöſiſchen und engliſchen Literaturhiſtoriker und Literaten, namentlich der Miſtreß Jameſon und Haywards, machte im J. 1833 einen nachhaltig erfreuenden Eindruck; ein gegenſeitiges, wohlwollend theilnehmendes Verhältniß wurde brieflich mit dem Letztern fortgeſetzt. Auch mit einem hochgeſtellten deutſchen Staatsmanne kam er in eine ſehr vertrauliche Correſpondenz.

An den Herausgeber dieſes Nachlaſſes ſchrieb er am 15. Juli 1834 eine lebendige Schilderung ſeines ganzen Weſens und Fühlens. „Im Gemüthe," heißt es in dieſem Briefe, „bin ich gänzlich unverändert, ja wenn ich mich recht genau examinire, ſo habe ich mich eigentlich in Allem, was Liebe betrifft, ſeit meinem ſechſten Lebensjahre gar nicht geändert, was komiſch genug klingen mag, doch nicht unwahr iſt. In jenem Jahre nämlich ſtarb meine viel zu ſehr geliebte Mutter, deren viel zu frühen Verluſt ich bis auf den heutigen Tag nicht habe verſchmerzen können; und nun wurde meine Richtung entſchieden …… Ich bin nunmehr volle ſechs und zwanzig Jahre ohne Unterbrechung krank. Vier und zwanzig Jahre lang ertrug ich es nicht bloß mit nie geſtörter Geduld, ſondern auch mit Hoffnung und Scherz; aber ſeit dem Auguſt 1832 hat ſich das leider etwas verändert. In jenem gräßlichen Monate hatte ich nämlich drei und zwanzig Tage und Nächte die fürchterlichſten Geſichts- und Zahnſchmerzen mit heftigen Fieberanfällen, zu deren Beſchreibung mir jedes Wort fehlt. Als ich aber den Tod mit Sicherheit erwartete, kam endlich ein Stündchen Schlaf, nun ging wieder Alles bergauf." ………

„Was das anderweitige Aeußere betrifft — — —; übrigens iſt es irrig, was man ſo oft hört, daß der Kranke viel brauche. Mich würde Reichthum in Verlegenheit ſetzen, denn nur der Geſunde kann ſich deſſen erfreuen."

„Nur das betrübt mich zuweilen bis in's innerſte Mark, daß meine neueren Schriften nur wenige offene Ohren und Gemüther zu finden ſcheinen. — — Merkwürdig iſt es — warum ſollte ich es einem alten Freunde nicht erzählen dürfen? — daß ich in England und Schottland manche befreundete Kritiker habe, und daß ſelbſt in Frankreich meine beiden brandenburgiſchen Biographien nicht unbekannt geblieben ſind."

Auf allen Seiten durch ſeinen Körper gehemmt, empfand ſich Horn doch beſonders ſchmerzlich an einem kräftigen Eingreifen in die Zeit verhindert, und bedauerte immer von Neuem, nicht als öffentlicher Redner wirken zu können; auch fühlte er ſich in nicht ſeltenen Fällen durch ſeine Krankheit vereinſamt. Viele ſeiner beſten alten und ſelbſt jüngern ſtrebenden Freunde und nähere Bekannte waren von ihrem irdiſchen Tagewerke bereits abgerufen, andere durch Amt, Würden und ſonſtige Lebenskreiſe weit umher verſtreut; oder gar kleinlich unlautern Beſtrebungen und Zwecken hingegeben. Immer ſeltener gingen Briefe hin und her, und die in Berlin Lebenden mußten ſich häufig durch geſellſchaftliche und Geſchäftsverhältniſſe abgehalten bekennen. Und doch hatte der liebenswürdige Eichendorf in Horn's Zimmer ausgerufen: „ſo wohl wird Einem doch nirgend!"

In der Nacht vom 4ten auf den 5ten Febr. 1835 erkrankte Horn wieder an gichtiſch-nervöſen Kopf- und Ohrenkrämpfen, die zugleich den ganzen Körper durchzuckten. Die erſten Tage blieben alle Arzeneien und äußerliche Ableitungsmittel erfolglos. Endlich ſchien die Gewalt der Krankheit ſich etwas zu brechen; Erſchöpfung, Linderung, endlich Schlaf ſtellte ſich ein, und ſchon glaubte er, wieder frei aufathmend, ſich geborgen, als das härteſte Weh, das ihm Gott je verhängt, über den theuren Mann kam und er das geliebte Röschen auf den Tod erkranken ſehen mußte. Bei einer im Ganzen vortrefflichen Geſundheit, der höchſten Selbſtverläugnung und liebender Hingegebenheit war Horn's Lebensgefährtin weder dem ſchmerzlichſten Mitgefühle mit ſeinen Leiden, noch der unermüdlichen Pflege erlegen. Aber ihre auf's Höchſte angegriffenen Nerven vermochten dem überwältigenden Eindrucke jener neuen Schmerzenszuſtände, ſo wie dem plötzlichen Uebergang zur Freude über deren Beſeitigung nicht länger mehr das Gleichgewicht zu halten, und ſie erkrankte an einer Gehirnentzündung und hitzigem Nervenfieber. Während nun menſchliche Kunſt und Wiſſenſchaft die Leidende aufzugeben und auf ihren Verluſt vorzubereiten ſich genöthigt ſah, führte durch einen tiefen Schlaf die Natur eine Kriſe herbei, und die einſichtige Behandlung des tieferfahrenen Arztes unterſtützte ihr Heilbeſtreben ſo glücklich, daß er ſchon nach ſiebzehn Tagen den Bruder die geliebte Geneſende, die von ihm, dem gleichfalls Kranken, getrennt worden war, zurückempfangen laſſen konnte.

Die günſtige Jahreszeit wurde von den beiden Reconvaleſcenten viel im Freien genoſſen, ja mancher Sommer- und Herbſttag auf Landpartieen, auch einer dreitägigen nach Potsdam, fröhlich zugebracht. Obgleich dieſes luſtige „Umherjunkeriren“, wie es Horn ſcherzend nannte, viel Zeit hinwegnahm, ward doch dem lieben Geſchäfte des Dictirens und ſich Dictirenlaſſens in den meiſten Fällen wenigſtens ein Morgenſtündchen gewidmet. Schon im Februar war das Manuſcript von „Wein und Oel“ abgeſchloſſen.

Das Jahr verlief, einen bald vorübergehenden Fieberanfall abgerechnet, bei halbweg erträglichem Befinden. Aber im Februar 1836 warf ihn eine ebenſo hartnäckige wie heftige Grippe mit einem Gefolge von neuen Krampfanfällen darnieder. Erſt im Verlaufe des Juni ging es nach und nach etwas beſſer, und ſtärkende Waſſer- und beſonders Luftbäder wurden wieder vorgenommen. Auch zur Arbeit hielt er ſich wieder, doch, wie er ſagte, mehr aus Pflicht als aus Luſt daran, und ſeine Beſchäftigungen waren mehr abſpringend und fragmentariſch.

Ein entſchiedenes Beſſerbefinden am 21. Aug. ward unter dieſen Umſtänden als beſondere Feſtgabe empfunden und der dreißigjährige Hochzeittag Horn's in gewohnter traulicher Häuslichkeit nur mit ein paar guten Freundinnen (da der gleichfalls eingeladene Freund plötzlich erkrankt war) begangen.

Der Spätherbſt brachte manche anziehende und erheiternde literariſche Erſcheinung; die alten Troſt- und Hülfebeanſpruchungen gingen fort und ließen manche Beſuche und Briefe empfangen.

Das neue Jahr 1837 fand die getreue Freundin Bernſtein zum erſten Male durch Krankheit von Röschens Geburtstagsfeier (6. Jan.) ausgeſchloſſen. Die wiedergeneſende Freundin verbarg ſich des Freundes bedenklichen Geſundheitszuſtand nicht. Er ſelbſt prophezeite eine neue Krankheit auf den verhängnißvollen Februar, die auch wirklich zum Schrecken der Seinigen eintraf; obgleich er in einer unter ſchrecklichen, grippenartigen Krämpfen durchbrachten Nacht vom 12ten auf den 13ten Februar die Freundinnen, unter Darreichung der Hand, mit ſeinem gewöhnlichen lieben Troſtworte aufrichtete: „Ich lebe doch noch!“ — „Ich lebe immer noch!“ ſetzte er, wie verwundert, und leiſe vor ſich hin lächelnd, hinzu.

Nach zwölf Tagen ſchien indeſſen die Krankheit beſeitigt; aber nach ungefähr drei Wochen vermehrte ſich das Unwohlſein durch einen katarrhaliſchen Fieberanfall, und das Anſchwellen der Füße und Beine war wenigſtens dem Arzte ein Zeichen drohender Gefahr. Er ſelbſt, an Leiden und Geduld gewöhnt, ließ ſich immer noch hinhalten und vertröſten, entſagte dem Anblicke von Freunden nicht ganz, ließ ſich aus Swift, Tieck, Hamann, Goethe, Schiller, Jean Paul, Lavater, beſonders ihrem Leben und ihren Briefwechſeln vorleſen, machte Plane zu ſchriftſtelleriſchen Arbeiten, und fuhr bis zum Mai fort, täglich ein Stündchen wenigſtens zu dictiren; wie er denn ſelbſt noch zwei Fragmente durchcorrigirt und am Tage vor ſeiner ernſtlichen Erkrankung für den Druck abgeſchloſſen hat.

Das immer ſteigende Anſchwellen ſeines Körpers betrübte ihn ſehr und erſchreckte ihn immer von Neuem. Doch vermochte er auch hierüber zu ſcherzen und ſagte dann wohl: „Was doch mein oberſtes Drittel noch für Späschen machen kann!“

Doch ſuchte er den trüben Eindruck dieſer Worte bei ſeinen Umgebungen durch heitere wieder zu verwiſchen, indem er ſich eifrig mit der Sorge für ihre Geſundheit beſchäftigte. Auch zwang er alle finſtern Stimmungen doch endlich zu Boden, und wußte die Krankheit ſcheinbar zu vergeſſen und andere vergeſſen zu machen.

Am 4. Juni 1837 war es ihm zum letzten Male vergönnt, auf einer Spazierfahrt Gottes freie Himmelsluft, die in halbwegs geſunden Zeiten täglich zu genießen ihm ſtets Bedürfniß und Labſal geweſen, wiewohl mit ſchon ſehr erſchwertem Athem in ſich zu ſaugen. Ein Krampf am folgenden Tage ging glücklich vorüber. Von nun an wechſelten entſchiedene Todesahnungen mit dem Wunſche, noch ein paar Jahre unter ſeinen Lieben zu leben. Die geliebte Gattin erinnerte ihn in den trübſten Augenblicken daran, „wie er ihr Leben beglückt, ſo Viele belehrt und erhoben, getröſtet und erfreut, für Großes und Schönes begeiſtert, dem Guten gewonnen und dabei erhalten habe.“ Der Kranke erwiederte: „Alſo haltet ihr mich wirklich für einen guten Menſchen?“ Und als dankbare Thränen der Freundinnen mehr noch als ihre Worte bejahten: „Ach ich will noch viel beſſer werden und euch noch viel mehr Freude zu machen ſuchen, aber habt nur Geduld mit mir, wenn ich über die Kämpfe des Leidens ungeduldig und heftig werden ſollte.“

Die Reizbarkeit ſeiner Nerven zeigte ſich in häufigen Thränenausbrüchen, und er ſelbſt ſuchte die Veranlaſſung dazu mit den Worten abzuſchneiden: „Wir wollen uns ja nicht rühren!“

Den ihm lange verſchwiegen gebliebenen Tod ſeines Freundes, des Directors Köpke, erfuhr er jetzt durch die Freundinnen und die Zeitung. Von nun an konnte er das Krankenzimmer nicht mehr verlaſſen, doch ſchien ſein Zuſtand nicht eben verſchlimmert. Er empfing den Abſchiedsbeſuch ſeines lieben Schwagers Gedike, ließ ſich aus Götz von Berlichingen, auch das 14te bis zum 16ten Capitel des Evangeliums Johannes vorleſen und führte Stellen aus dem tiefſinnigen und ihm ganz beſonders theuren Buche Hiob an.

Seinem brüderlichen Arzte hatte ſich als Gehülfe der Geheimerath Dr. Wagner, der Sohn einer theuren Schweſter beigeſellt, welcher den Kranken auch durch das Bild de

Vaters und Vaterhauſes, die er ihm zurückrief, erheiterte. Am 3. Juli punctirte ihm dieſer die Füße und Beine, ohne nachfolgende Erleichterung. Manchmal rief er, zumal bei Nacht, klagend: „Das iſt der Tod!“ oder: „Den Tod vor Angſt in der Bruſt!“ ein andermal: „Herr Jeſu, komme bald!“ Der Freundin Bernſtein bot er die Hand und ſprach: „Wenn ich vielleicht bald abberufen werden ſollte, halte feſt an Gott, Glauben, Poeſie und Liebe!“

Auch ſprach er mit feſter Stimme die Liederzeile Gerhard's:

„Mach Ende, Herr, mach Ende
Mit aller unſ'rer Noth
Und reich' uns deine Hände
Im Leben und im Tod.“

In den letzten vierzehn Tagen wurde noch ein beſonderer Krankenwärter beſtellt. Seit dem 10. Juli fand ſich, beſonders Nachts, bedeutendes Fieber ein, doch war der Kranke keinen Augenblick abweſend, und bis faſt zum letzten Augenblicke empfänglich für alle Eindrücke der Liebe und Treue. Am 15. hatte er noch an äußerſt heftigen Leib- und Kopfſchmerzen zu leiden, „wie ſeit meiner Geburt nicht.“ Doch ſchafften Eis und Umſchläge Linderung. Die Bruſtkrämpfe waren ſeit dem 14. nicht wiedergekehrt, und der Zuſtand der zwei letzten Tage konnte erträglich genannt werden. Indeſſen wurde der Puls ſchwächer, die Hände von ſchmerzlich empfundener Kälte ergriffen, die Augen dunkel, ſo daß er, während der ſogenannten Schlafenszeit, mehrmal ſagte: „Zur Ruhe, zur Ruhe!“ Endlich am 19. Juli Abends nach ſieben Uhr, wenige Minuten, nachdem der Wagen des theilnehmenden Bruders fortgerollt war, erneuerten ſich plötzlich die Bruſtkrämpfe: „Athem, Athem“ rief er angſtvoll, und endlich verhallte in längeren Pauſen ſein „Ach“ als ein erlöſender Hauch, mit dem die befreite Seele ſich zu ihrem Urquelle zurück ſchwang. Abends gegen neun Uhr hatte Franz Horn ausgelitten.

Horn's Beſtattung am 21. Juli entſprach der Liebe und Achtung, welche ſich der Lebende erworben. Die trauernde Gattin errichtete ihm ein Denkmal, das jetzt ſeine Grabſtätte würdig bezeichnet. Karoline Bernſtein, aus deren ſeelenvollem Berichte dieſe biographiſchen Worte zuſammengezogen ſind, wohnte mit der Wittwe des Freundes zuſammen und beſchloß ihr Leben im Sommer 1838 in deren Armen.

1.

Erinnerung an J. K. A. Muſäus,

geb. 1735, geſt. 1787 *).

Unter den Ermahnungen, welche die Lehrbücher der ſchönen Wiſſenſchaften an die Poeten richten, vermiſſe ich oft eine

---

*) Dieſen letzten, von dem Verſtorbenen ſelbſt zunächſt für den Abdruck in „dem Geſellſchafter" beſtimmten Aufſatz theilnehmenden Leſern darbietend, brauchen wir dieſelben gewiß nicht erſt darauf aufmerkſam zu machen, wie er durch die „Erinnerungen an Muſäus," ohne es zu wollen oder zu ahnen, ſich gewiſſermaßen ſelbſt ein rührendes Gedächtniß geſtiftet hat. Aber das genau und ſorgfältig am Tage vor ſeiner ernſtlichen Erkrankung eigenhändig von ihm durchcorrigirte Manuſcript wehmüthig betrachtend, können wir uns nicht verſagen, der gewiſſenhaften Strenge zu gedenken, mit welcher Franz Horn jede für den Druck beſtimmte Zeile immer wieder von Neuem anſah, damit nur die eigenſte Geſinnung und Ueberzeugung ſich darin ausſpreche. Daher finden Diejenigen, welche den Geſchiedenen perſönlich auch nur einigermaßen kannten, ihn in ſeinen Schriften ſo ganz und gar, mimiſch lebendig wieder, wie Alle, welche ihn nur aus dieſen liebgewannen und künftighin liebgewinnen werden, ſein Lebensbild aus denſelben herausleſen können. Beiden aber werden die Nahgeſtellten bezeugen, wie die vielfältig — man ſagt auch durch die Erfahrung — angefochtene Forderung, daß Schriftſteller und Dichter beſſer ſein ſollen, als ihr beſtes Buch, durch unſern vollendeten Freund in mannigfacher Form muthig ausgeſprochen, aber auch ſchön erfüllt iſt. E. K.

ſehr wichtige, die etwa alſo lauten würde: Bemüht euch, werthe Knaben, Jünglinge, Männer und Greiſe um rechten ächten ſittlichen Adel und Gemüthsgediegenheit; ſonſt könnt ihr — höheres Schadens hier zu geſchweigen, ſelbſt bei manchen hübſchen Talenten, die ihr haben mögt, weder recht ernſthaft noch recht ſcherzhaft ſein, weder einen tüchtigen Tugendhaften noch einen rechten Schelm ſchildern. Ueberhaupt ſeid um Gotteswillen ſo liebenswürdig als irgend möglich; es kommt euch nicht bloß im Leben, ſondern auch in euren Büchern ungemein zu Gute; nur heuchelt bei Leibe nicht, denn der tiefer blickende Leſer ertappt euch doch auf dem fahlen Pferde, und hundert rhetoriſch ſtolzirende Seiten machen keine einzige Zeile gut, die euch auf jenem fahlen Thiere reitend gezeigt und ein für allemal verrathen hat.

Alſo Liebenswürdigkeit! Sie iſt zu allen Dingen gut und auch bei allen Dingen, vorzüglich bei'm Bücherſchreiben. Da iſt z. B. der gute alte Weimariſche Schulrector Muſäus, der ſchon vor funfzig Jahren ſtarb und noch heute lebendig waltet. Laßt uns ihn näher betrachten. Sehr begünſtigt — was man ſo irdiſch oder weltlich begünſtigt nennt — war der Mann gar nicht. Er gab täglich ſeine gehörigen vier Stunden — in den meiſten andern Städten Deutſchlands wären ſechs verlangt worden — von Prima an bis Quinta, wofür er jährlich ich weiß nicht genau wie viel Reichsthaler einzunehmen hatte, die jedoch — das Factum ſteht feſt — für Frau und Kinder nicht ganz ausreichten. Er dankte deßhalb dem Geſchick, daß es zu ſeiner Zeit noch immer gute Leute gab, die, wenn ſie Hochzeit machten oder Kindtaufen hielten, oder ihren Geburtstag oder vorzüglich den Neujahrstag gemeinſchaftlich mit der ganzen Stadt feierten, etwas Poetiſches genießen wollten. Von ſolchem poetiſchen Durſt getrieben, wandte man ſich faſt immer an ihn, denn er verſtand ſich darauf, ihn zu befriedigen, oder, um einfacher zu reden, honetten, netten Leuten angenehme Dinge zu ſagen, wie man ſie ohne alle Schmeichelei ſagen darf. Er verſicherte — in ſo weit ich von ungeleſenen Verſen etwas vermuthen darf — in den leichteſten Reimen, daß Hochzeiten machen — (ſeltene Ausnahmen abgerechnet) — doch immer eine hübſche Sache ſei, daß aus den Kindern — (die Möglichkeit ließ ſich doch nicht läugnen) — einmal recht gut Generalſuperintendenten und wirkliche Geheime Räthe werden könnten, daß das neue Jahr der Nymphe auf dem Schilde des Hofbäckers gleichen werde, welche aus ihrem Füllhorn die trefflichſten Semmeln und Zwiebäcke ſtrömen läßt, und daß ein Geburtstag, wenn man es nur recht darnach anfange, gleichfalls gar nicht übel zu feiern ſei. Das gefiel nun jenen honetten, nett beſungenen Perſonen recht wohl, und in der Erhebung ihres Herzens ließen ſie ſich einen Gulden für den Poeten nicht gereuen, ja es finden ſich einige Beiſpiele, daß man ſogar noch ein großes Stück Kuchen und eine kleine Flaſche mit Wein beifügte. Dagegen erhoben ſich nun freilich viel vornehme Kritiker und ſchrien ſchrecklich, es ſei doch gar zu arg, daß ein Mann wie Muſäus Gelegenheitsgedichte verfertige für einen Gulden, Kuchen und halbe Quartflaſche; er aber ließ ſich nicht irre machen, ſondern lachte viel, theils über die Tadler, theils auch wohl über die Geber, am liebſten aber über ſich ſelbſt, was den unbefangenen, heiter gebildeten Mann recht gut ſoll gekleidet haben. Vermuthlich dachte er auch wohl, daß, da alle Welt etwas Brot ißt, mitunter auch nach Brot geht, und da ferner ſämmtliche Künſtler, wenn es angeht und ſie Luſt haben, ſich auch bezahlen laſſen dürfen, einem Dichter doch daſſelbe erlaubt ſein müſſe. So iſt gleichfalls zu vermuthen, daß Muſäus ſtatt des Silbergeldes auch wohl das feinſte Gold und, ſtatt des einen Fläſchchens Naumburger, ein ganzes Oxhoft Nierenſteiner für ſeine Gelegenheitsgedichte würde angenommen haben, wenn man ſie ihm nur — geboten hätte. Er hielt ſich aber wie billig, an das, was da war, denn Frau und Kinder waren auch da, die ſich nicht bloß durch das, was etwa hätte ſein ſollen, oder wenn ich mich ſo ausdrücken darf, durch bloß poetiſche Optative erhalten laſſen.

Doch was verweile ich ſo lange bei den Gelegenheitsgedichten dieſer Gattung? Muſäus war auch, wie bekann ein berühmter Schriftſteller für das geſammte Deutſchlan und ganz Deutſchland wird doch wohl hingereicht haben, ih gehörig zu verſorgen? Aller Anſchein dazu iſt da, den wahrlich man liebte und lobte den muntern Scribenten ſeh Die „phyſiognomiſchen Reiſen" erfreuten wenigſtens die halb Welt, denn die ganze Welt — die deutſche nämlich — w in Gährung über Lavater's phyſiognomiſche Fragmente. M hatte im Anfang der ſiebziger Jahre des achtzehnten Jah hunderts eben nicht viel zu reden, denn die politiſchen Zeitu gen waren mager wie Pharao's geträumte Kühe und Ovid's gedichteter Hunger, Klopſtock und Ramler waren was Altes geworden, da erbarmte ſich Goethe und ſchrieb den „Werther,“ und Lavater die „phyſiognomiſchen Fragmente;“ nun konnte man doch wieder ſprechen, zerſprechen, anbeten und preiſen, knien und jauchzen, höhnen und witzeln, achſelzucken und Geſichter ſchneiden. Wirklich gab es auch kaum ein Buch, über das die Mehrheit ſo böſe zu werden Urſach hatte, als jene Fragmente, und wenn man nur einige nöthige Vorerinnerungen — das Beſte des Werks — gar nicht las, oder doch ignorirte, ſo hatte man ziemlich leichtes Spiel, verworrenen Groll an den Tag zu bringen. Die meiſten Menſchen ſind nämlich — es klingt traurig — nicht ſonderlich hübſch und ſehen auch leider nicht eben ſeelenvoll aus; das werden ſie freilich nicht öffentlich ausſprechen, indeſſen geſtehen ſie es ſich zuweilen in ſtillen Stunden, und wollen dann wenigſtens einigermaßen intereſſant und pikant ausſehen, wenn ſie nur recht wüßten, wie es zu machen wäre. In jedem Falle gehört doch zum ſeelenvollen Geſichtsausdruck etwas Seele, und die iſt nicht immer gleich im Fluge zu erhaſchen.

Dieſe Umſtände verſetzen ſie in eine unangenehme Lage, und um derſelben einigermaßen zu entkommen, erklären ſie oftmals platthin: auf das Geſicht und die ganze äußere Haltung eines Menſchen komme gar nichts an. Tritt nun aber wirklich einmal ein hübſcher oder gar ſchöner Menſch in ihre Nähe, oder leuchtet ein ſeelenvolles Geſicht durch ihre Salons, ſo werden ſie ordentlich verdrießlich und ſprechen entweder

gar nicht davon, oder ein bischen hämiſch, dann aber beruhig
ſie ſich bei dem etwas abgeſchabten Gedanken, das ſei doch All
eine bloße Naturgabe, und der Menſch könne weder dazu n
davon thun. Sokrates hätte dergleichen Anſicht freilich
zugegeben, und Lavater, dem leider die Sokratiſche Moderati
fehlte, zeigte ſich noch viel überſchwänglicher, weßhalb er d
auch von allen Seiten gar ſehr angefahren und ſelbſt in
Stücken, wo er ziemlich Recht hatte, ungeheuer geſchol
wurde. Da griff nun Muſäus mit ſeinen phyſiognomiſc
Reiſen wie ein munterer Mann fröhlich mitten hinein,
weil er rein luſtig iſt, gar keine Luſt hat, zu ſchmähen und
ſchelten, wohl aber zu necken und zu hänſeln. Er nahm
die Uebertreibungen, deren ſich Lavater viel hatte zu Schul
kommen laſſen, heraus und knüpfte daran eine Menge Sche
gute, mittelmäßige und leere, die aber damals alle gefie
weil ſie neu waren. Ganz Deutſchland war entzückt und
in die Taſche, um den Thaler (oder waren es anderthal
hervor zu langen; denn Leihbibliotheken waren damals
ſelten, und leſen mußte man doch das Buch, wenn man
einigermaßen mit der Zeit fortſchreiten, das heißt: bald
bald ſauer über Naſe, Mund, Kinn u. ſ. w. converſiren wo
Von dieſer Thalerfluth hätte man dem Verfaſſer wenigſ
die größere Hälfte wohl gönnen mögen, allein der Verl
war klüger als der witzige Rector und hatte denſelben ein
allemal — wirſt du es glauben, theure Mit- und Nachwelt
mit zwei Laubthalern für den gedruckten Bogen abgefun
und rühmt noch hinterher — vielleicht mit Recht — ſe

Muth, daß er ſich auf dergleichen leichte Sachen (die doch eben ſo gut gar kein Glück hätten machen können) eingelaſſen habe. Muſäus ſelbſt war auch viel zu luſtig, um auch nur einmal einen Streit deßhalb zu beginnen; die Sache kam erſt nach ſeinem Tode bei den folgenden Auflagen an den Tag, und zwar durch Kotzebue, der nicht gleich daran dachte, daß Goethe ſeinen „Götz" und Schiller ſeine „Räuber" auf eigene Koſten hatte drucken laſſen müſſen.

Da nun die Kinder des Rectors immer mehr heran wuchſen und deßhalb auch mehr verlangten, da ferner nach dem zwei und vierzigſten Lebensjahre ſich bei ihm ungewohnte Kränklichkeit einſtellte (wie er denn ohnehin ſchon längſt den größten Theil der Nächte für die poetiſchen Arbeiten hatte zu Hülfe nehmen müſſen), ſo ſah er ſich jetzt von Neuem nach einem intereſſanten Stoff um (denn über die Form war er nicht verlegen), das Publicum abermals und noch eifriger zum Leſen und Kaufen zu veranlaſſen. Er wählte dazu die Volksmährchen der Deutſchen. Seltſame Wahl! denn wenn der größte Theil des damaligen aufgeklärten Publicums der Deutſchen überhaupt von den Deutſchen wenig hielt, ſo hielt es ohne Zweifel noch viel weniger von den Volksmährchen derſelben. Muſäus ſelbſt dachte nicht vortheilhafter davon, und ſchreibt deßhalb ſehr aufrichtig an eine Freundin: „Ich ſammle dazu die trivialſten Ammenmährchen, die ich aufſtutze und noch zehnmal wunderbarer mache, als ſie urſprünglich ſind. Davon hofft nun meine liebe Frau, daß es ein lucrativer Artikel werden ſoll." — Das heißt denn doch ehrlich

geſprochen! Indeſſen fanden ſich Schwierigkeiten, unt
denen wohl die größte war, daß Muſäus ſelbſt, der ſi
bis dahin wenig oder gar nicht um deutſche Volksmährch
bekümmert hatte, nun auch keines genau kannte. Nun g
es, das Verſäumte nachholen, und das that der fleißi
Mann mit ganzem Eifer und löblicher Munterkeit. Da
ſelbſt nach dem Ausſpruche Herder's, in der ganzen W
— (mithin auch in Weimar) — durchaus keinen Fei
hatte, ſondern alle Menſchen, ſelbſt die, welche ihn
geſprochen, bloß geſehen, wie durch Zauberei gezwunge
ihm wohl wollten, ſo durfte er Dinge wagen, vor den
ein Anderer ſich hätte in Acht nehmen müſſen. Wo er nä
lich irgend eine Spinnſtube wußte, in der noch die gute a
Sitte herrſchte, ſich Mährchen zu erzählen, da ging er h
und hörte wie ein guter beſcheidener Schüler eifrig zu. —
Ein Rector und Profeſſor! berühmter Schriftſteller und an
kannt ſchalkhafter Erzähler! und dennoch ließen ſich die u
claſſiſchen Spinnfrauen nicht ſtören? Nicht im mindeſt
denn über alle ſeine anderen Titel und Eigenſchaften ragte d
immer der eines durch und durch gutherzigen, fröhlichen u
leutſeligen Mannes ſiegreich empor. Vor dem ſcheut ſ
Niemand, der ſelbſt ſo etwas von Gemüth ahnt oder gar h
Wo er erſchien, konnte man ſicher ſein, er wollte nichts a
Andere oder ſich ſelbſt erbauen und ergötzen. Das erkann
auch die ehrlichen Spinnweiber recht wohl und erzählten n
friſch und munter wieder vom Adler, Fiſch und Bär, v
geraubten Schleier, Rübezahl, Libuſſa u. ſ. w., und erfreu

ſich herzlich des freundlich ſtaunenden Zuhörers. Nicht minder auch rückten alte Soldaten und gern erzählende Invaliden heran, um den harmloſen Profeſſor in die Welt der Mährchen einzuführen, und die Putzſtube der Profeſſorin war gewiß nicht zu ſchön, um bei dieſen productiven Geſellſchaften gebraucht zu werden, obwohl freilich der dicke Tabacksqualm, den der Novelliſt um ſich verbreitete, für die aus ſüßduftenden Kaffeegeſellſchaften zurückkehrende Hausfrau keine angenehme Zugabe war.

Wir wiſſen nicht, ob die damaligen Weimariſchen Spinnerinnen ſo gut erzählten, als die wohl geübte Heſſiſche Bauerfrau, der die trefflichen Brüder Grimm nicht ſelten nacherzählt haben, und es iſt die Frage, ob die wackeren Invaliden die mondbeglänzte Zaubernacht der alten Mährchenwelt vor der Phantaſie des halb ſatyriſchen Profeſſors aufſteigen ließen. So viel iſt gewiß: von jener alten magiſchen Pracht ſpürte er wenig, und ließ deßhalb auch nur wenig dem Leſer zu Gute kommen. Er erzählt die phantaſiereichen Geſchichten leicht und meiſtens angenehm, kann aber nicht laſſen, nach allen Seiten hin ſatyriſche Blicke zu werfen, die, abgerechnet daß ſie überhaupt hier gar nicht herpaſſen, jetzt vollends allen Reiz verloren haben, da die Gegenſtände ſeiner Perſiflage längſt vergeſſen ſind. Ueberhaupt iſt es eine gefährliche Sache, wenn langathmige Erzählungen bloß von Sachen handeln, die der Erzähler ſelbſt nicht ſonderlich achtet, denn der Witz des Vortragenden kann dadurch zu einem bloßen Kichern werden, bei dem der Zuhörer, ſollte er auch Anfangs luſtig mitgekichert haben, leicht ermüdet. Sogar die in ſich ſelbſt ſo angenehmen, das ganze Volk intereſſirenden Mährchen von Rübezahl leiden hier in der Bearbeitung durch unzeitige — Zeitſatyre. Das Dämoniſche dieſes allberühmten, ächt deutſchen Berggeiſtes fehlt ganz, und ſelbſt von dem bloß Gnomiſchen deſſelben finden ſich nur wenige Spuren. Nur da, wo er bloß menſchlich neckiſch in eine enge, doch anziehend individuelle Häuslichkeit eingreift, hat er an Muſäus einen trefflichen Darſteller gefunden. So iſt z. B. die hübſche junge Bauerfrau mit ihren vier Kindern, die ſie, während ſie ſelbſt ſtreng arbeitet, ſo liebenswürdig-klug zu beſchäftigen weiß, ein wohl gelungenes Bild geworden. — Wie heiter erzählt ſie von ihrem Manne: „Steffen war ein flinker Kerl, der guten Erwerb hatte, und ich eine arme Dirne ohne Heirathsgut. Da kam er zu mir und begehrte mich zur Eh', gab mir einen Wildmannsthaler auf den Kauf, und der Handel war gemacht. Nachher hat er mir den Thaler wieder genommen, aber den wilden Mann hab' ich noch." Sie verhehlt es gar nicht, daß ihr Mann ſie auch mitunter ein wenig — ſchlage und — obwohl ſie ihn herzlich liebt, — überhaupt nicht ſonderlich liebenswürdig ſei. Doch als Rübezahl darüber in wilde Heftigkeit geräth, lacht ſie ihn wacker aus und verſichert: „Liebesſchläge thun nicht weh." Um ein ſolches Bild mit erhöhtem Genuſſe zu betrachten, erinnere man ſich der Zeit, in welcher Muſäus ſchrieb, und frage ſich nur, wie wohl die meiſten der damaligen berühmten Schriftſteller dergleichen liebenswürdige Bauerfrauen würden geſchildert haben. „O Tugend!

wie wohnſt du doch ſo oft in niederen Hütten! o zarte Weiblichkeit! wie wenig geniren dich doch die Schwielen in den Händen! O ihr Männer in prunkenden Scharlachkleidern oder in unſcheinbaren grauen Bauerjacken, wie wenig erkennt und verdient ihr die hingebende Liebe eurer reſpectiven Gemahlinnen und Weiber!" u. ſ. w. So etwas hätten wir gewiß zu hören bekommen, und viel erhabener ausgedrückt, auch etwa mit zwölf Ausrufungszeichen und achtzehn Gedankenſtrichen durchwirkt.

Das Publicum nahm jedoch die Volksmährchen nicht bloß in ihren gelungenen Einzelheiten, ſondern in Bauſch und Bogen mit großem Freudejauchzen auf, und die berühmteſten Literarhiſtoriker ſchrieben in ihre Annalen mit Vergnügen hinein: das römiſche Reich deutſcher Nation hat nunmehro endlich einen claſſiſch-ſchalkhaften Erzähler an ſich zwar thörichter, derweilen aber ſatyriſch aufgeklärt gewordenen Mährchen aufzuzeigen. — So ging denn auch die weiblich kluge Prophezeiung, es werde ein lucrativer Artikel werden, in Erfüllung. Selbſt der berühmte Buchhändler und Literator, Friedrich Nicolai, dem man ſonſt nicht nachſagen kann, daß er ſich leicht exaltirte, ließ dem Autor eine beſondere Huld angedeihen, und mit wahrhaft lobenswerther Liberalität bot er ihm, der noch immer nicht recht den Erwerb verſtand, ſich ſelbſt zum Verleger an. Ein Mann, der ſchon 1754 zur endlichen Entſcheidung der Streitigkeiten zwiſchen Zürichs und Leipzigs Aeſthetik erklärt hatte, er liebe weder Gottſcheden noch Bodmern, der mit Leſſing correſpondirte und ihn veranlaßte, die lesbaren Theile der Literaturbriefe zu ſchreiben, ein Mann, für deſſen Verlag zwei bis dreihundert Recenſenten die „deutſche Bibliothek" lieferten, ein höchſt loyaler, betriebſamer und reicher Mann, der auch mit jedem Monat, ja vielleicht mit jeder Woche berühmter ward, der erbot ſich zum Verlage der Muſäus'ſchen Schriften! Es lag etwas Großes und Glänzendes in dem Anerbieten, ſchade nur, daß er es nicht zwanzig Jahre früher gethan, denn ſelbſt der fleißigſte Scribent hat doch nicht immer gleich Manuſcripte liegen, und ſie müſſen erſt verfaßt werden. Das geht freilich leicht, wenn es etwa gelten ſollte, die Chronik eines altergrauen, mit guten Archiven verſehenen Reichsmarktfleckens zu ſchreiben, oder wohlmeinende Aufſätze zu liefern über den bedenklichen Zuſtand einer allzugefühlvollen Seele, — oder vermiſchte Bemerkungen über die Glückſeligkeit — oder Beweiſe, daß die Tugend doch immer die Hauptſache ſei u. ſ. w. Allein von dergleichen ernſten Sachen war hier nicht die Rede. Muſäus hatte ſich lediglich als ſchalkhafter Autor einen Namen erworben, und nur als ſolchen wollte man ihn *haben*. Wen die Recenſenten einmal als ſolchen in ihre Liſten eingeſchrieben haben, der darf ſich nicht wohl in anderer Form zeigen, und wenn der arme Mann auch noch ſo oft verſichert, er könne auch ſehr ernſthaft ſein, ſobald es darauf ankomme; ſchalkhafte Sachen aber verlangten günſtige Zeit und Umſtände, und man könne nicht etwa von ſechs Uhr früh bis Abends neun ſcherzhafte Gedanken auf's Papier bringen, ſo ließ man doch das Alles nicht gelten, ſondern erwiederte meiſtens ganz trocken: „Du ſollſt ſpaßen oder wir mögen Dich gar nicht.“ So hart verfuhr man zwar von Berlin aus keineswegs mit Muſäus, dennoch fühlte ſich der beſcheidene Mann nicht recht wohl bei der Sache. Die Ehre und der Glanz des neuen Verlages (man vergleiche darüber einen Brief in dem von Göckingk herausgegebenen Nicolai'ſchen Nachlaß) waren der früheren Unbefangenheit des armen Rectors nicht günſtig, er konnte den alten bequemen ſpaßigen Ton nicht wieder finden, er gab ſich zu viel Mühe, denn es ſollte Alles gar zu gut werden, und ſo wurde es nicht ſonderlich, wie die „Straußfedern“, eine Sammlung ſeiner neueſten Erzählungen und Skizzen, bezeugen. Nicolai fand das auch, blieb aber ſeinem Schützlinge immer treu, lobte ihn in manchen Recenſionen, ließ ihn, um ſeinem Witze leichten Spielraum zu geben, eine Menge neuer deutſcher Romane für ſeine deutſche Bibliothek luſtig recenſiren, ſorgte ſogar freundlich für die Küche ſeines Schützlings, und beklagte dann bald mit Aufrichtigkeit und Innigkeit den frühen Tod deſſelben. — Wir wollen dieſen Tod nicht mit den wenig ergötzlichen Straußfedern zuſammenbringen, ſondern eher mit der munteren und wenigſtens theilweiſe wahrhaft angenehmen „Kinderklapper“, die auch Erwachſene — in kindlich kindiſchen Minuten — mit Vergnügen klappern laſſen können. Muſäus fühlte doch, was damals ſelten war, daß man den Kindern nicht ewig von der Nützlichkeit predigen ſoll, und daß das muthig herzliche Lachen guter Kinder viel werth ſei; darum gelingen ihm auch die guten Mütter nicht übel, und unter den Kindern zeichnet ſich beſonders ein kleines

Mädchen aus, das ſelbſt bei einer Unart noch ergötzlich bleibt, und als vollends die leichte Ruthe ihr Amt mäßig verwaltet hat, durch zarte körperliche Lieblichkeit — „ſo lind und weiß wie Semmelbrot" — die bitterſten und ſüßeſten Thränen des Mitleids der jungen Leſer in Anſpruch nimmt. Dabei bleibt es aber nicht; denn wie geſagt, nach der Ruthe, die ja von Mutterhand nicht weh thut, erſcheint das Kind vor der Phantaſie des Theilnehmenden in ganz neuen Strahlen der Anmuth und Schönheit, und dieſer Umſtand mag auch mich entſchuldigen, daß ich des kleinen Mädchens apart gedenke. — Man ſieht indeſſen: ich habe, wie ſehr mich auch Einzelnes in den Muſäus'ſchen Werken erfreut, ihre großen Mängel nicht verſchwiegen, und dennoch darf ich auf das erſte Wor dieſes Aufſatzes zurückkommen, daß die Liebenswürdigkeit de Geſinnung und des Charakters die erſte Bedingun ſchriftſtelleriſchen Gelingens ſei, und eine ſolche läßt ſich be Muſäus in einem gewiſſen Grade faſt überall nachweiſen, wen auch nicht immer völlig ſiegreich, doch beſchwichtigend, verſöhnend und erheiternd. Leutſeligkeit — des Autors eigentliche Element — iſt noch nicht Liebe in reinſter Bedeutung, abe ſie führt zu ihr, und das Streben dahin belohnt ſich ſchon i Streben.

Muſäus' Tod ſtimmte ganz zu einem ſolchen Leben, w ihm beſchieden war und er ſich ſchaffte. Doch war kein lang Krankenlager voll Fiebergluth und Fieberfroſt, voll ſchwankender Träume und ungerufener trüber Bilder, nichts vo empörenden Schmerzen und prunkenden Reden, Alles gin gut und ſanft, doch überraſchend und faſt wunderbar erfreulich zu. — „Hätte es ihm die Vorſehung gegönnt," ſagt Herder in der Leichenpredigt auf den Geſchiedenen, „er würde noch jetzt gern unter uns ſein, ſeine Laufbahn hienieden aber ſollte verkürzt werden, und war unvermerkt zu Ende. Auf eine ſonderbare Weiſe trug er ſeit einigen Wochen ſchon die Vorempfindung ſeines Todes mit ſich, und ob ſie ihm Jedermann gleich aus dem Sinne zu reden ſuchte, und von außen alle Kennzeichen ſeiner Krankheit gegen ſie waren: ſo wußte er doch, was er fühlte, nahm das Abendmahl und ſagte, daß er es das letzte Mal nehme, ordnete ſeinen letzten Willen und ſtarb, ohne daß er's inne ward, ohne daß er's ſelbſt bemerkte — October 1787 im zwei und funfzigſten Jahre ſeines Alters. Die Gottheit gönnte ihm noch den Troſt in ſeiner letzten Stunde; daß er das Bittere und Unangenehme der Trennung in derſelben nicht fühlte, und ſo verließ er die Welt, wie er gelebt hatte, ſanft und ruhig."

Einen eigentlichen Biographen hat Muſäus, ſo viel ich weiß, noch nicht gefunden; doch beſchenkte uns Auguſt von Kotzebue, der Schüler und Freund des Verſtorbenen, mit einigen „Zügen aus dem Leben des guten Muſäus," ſo wie mit den nachgelaſſenen Schriften des Verſtorbenen (1791). Dieſer Nachlaß iſt meiſtens unbedeutend, daß aber Muſäus, mit den mannigfaltigſten Berufsarbeiten belaſtet, dennoch nie vergaß, den Geburtstag ſeiner Frau durch ein harmloſes Gedicht zu feiern, iſt eben ſo erfreulich als rührend.

Jene biographiſchen Skizzen, von Kotzebue's Hand entworfen, machen ſeiner treuen Freundſchaft Ehre, auch ſoll nicht vergeſſen werden, rühmend anzuerkennen, daß er ſich der verlaſſenen Familie mit Eifer annahm. Ueber Ton und Manier in dieſem Ehrengedächtniß wollen wir mit ihm nicht hadern, denn die Zeit und er liebten nun einmal andere Redeformen, als wir jetzt billigen können. So heißt es z. B. gleich Anfangs:

„Weine, Leſer, wenn Du ihn kannteſt — oder weine, daß Du ihn nicht kannteſt. — Weg mit Redenprunk! ihn zu loben bedarf es keiner hülfreichen Muſe, ich habe ein Herz u. ſ. w. Rede, mein Herz u. ſ. w.“

Dieſe Gattung von Sentimentalität führt denn doch etwa Genirendes und Verſtimmendes für den Leſer mit ſich. Ma denke ſich nur die Sache genau. Ein wohlgeſinnter Man hat ſich in einer arbeitfreien Stunde ruhig hingeſetzt, un etwas Näheres über einen ihm theuren Todten zu vernehmen und wer könnte ihm auch genauere Nachricht geben, als ei mehrjähriger Freund und Schüler deſſelben? aber eh' er noc irgend etwas erfährt, ſoll er weinen, und zwar à tout prix er mag ihn gekannt haben oder nicht. Das iſt zu viel verlangt. Er weint gewiß nicht, und wird vielleicht gar üble Laune oder ſcherzt über den Befehl, ſo ganz ex abrupto Thränen zu vergießen..

Und warum auch weinen? Daß ein wohl organiſirte Mann ſich ein reines Leben geſchaffen und rein genoſſen ha daß er in einer meiſt unwahren, geſchminkten und doch wiede rohen und verworrenen Welt unbefangen und kindlich geblieben iſt, darüber wollen wir uns freuen und nicht weinen. Freilich ſind zwei und funfzig Lebensjahre nicht viel, und wir hätten ihm wohl noch einige mehr gegönnt, aber was wäre es denn nun auch ſo Beſonderes, wenn er achtzig, neunzig oder gar hundert Jahre erreicht hätte? Wie wenig iſt auch das! und der alte Methuſalem, der nach der Legende in ſeinem fünfhundertſten Lebensjahre noch keine Zeit gefunden hatte, ſich ein Häuschen zu bauen, wollte ſich dann nicht einmal eines von Engeln, die ſich doch ſo freundlich dazu erboten, errichten laſſen. Es war ihm ſogar von den ſchön geflügelten, wahrſagenden Himmelskindern verkündet worden, er ſolle noch 465 Jahre leben, und dennoch meinte der ſeltſame Mann, es ſei nicht mehr der Mühe werth! — Dieſe Legende wird uns gewiß nicht erzählt, um uns in eine unfruchtbare Wehmuth zu verſenken, ſondern eher um uns von Neuem an den uralten Satz zu erinnern, daß wir die eigentliche Bedeutung des Lebens nicht nach den Jahren berechnen ſollen. Solche alte Sprüche verlieren jedoch mit der Zeit, die das ſchärfere Gepräge abgreift, an ihrer urſprünglichen Bedeutung; darum iſt es gut, durch lebendige Bilder, die darauf hindeuten, ſie zuweilen wieder aufzufriſchen.

2.

Fragmente über Leſſing.

Emilie Galotti.

Schon als Jüngling war Leſſing durch die tragiſche Geſchichte der Virginia dergeſtalt angeregt worden, daß er beſchloß, ſie zu einer Tragödie auszubilden. Stets nach wahrer Gründlichkeit ſtrebend und längſt vertraut mit den Quellen, ſtudirte er jetzt die ſämmtlichen Poeten und Rhetoren, die ſich früher zu ähnlichen Zwecken jenes Stoffes bemächtigt hatten, ſelbſt das Trauerſpiel Virginia des Don Auguſtino de Montiano y Luyando blieb ihm nicht unbekannt, und er gab bereits um das Jahr 1750 eine Kritik deſſelben, die, obwohl noch ein wenig ſchwach, rühmlicher Erwähnung werth iſt, da man in jener Zeit ſelbſt bei den Gelehrteſten nur ſehr ſelten einige Kenntniß der ſpaniſchen Literatur antraf. Späterhin gab er dieſen Plan auf, da ihn ſein Genius mehr zu modernen Verhältniſſen hinleitete, vielleicht auch, weil er ſich überhaupt die Darſtellung großer Staatsverhältniſſe und ihrer Principien, bei dem damaligen Zuſtande der Theater und ihrer Cenſoren, nicht mit genügender Accommodation durchzuführen getraute. Fähig wäre er ohne Zweifel dazu geweſen. Genug, daß er die Idee aufgab, ohne Rechenſchaft zu geben weßhalb, wenn nicht etwa die bloße Bemerkung in einem freundſchaftlichen Briefe: daß in ſeiner Tragödie alle politiſchen Beziehungen wegfallen ſollten, Erklärung genug iſt. Ihm blieb jetzt nur der Gedanke: eine Jungfrau ſetzt ihr blühendes Jugendleben an die Bewahrung innerer und äußerer Schuldloſigkeit, und bittet den kraftreichen Vater ſelbſt um den Tod von ſeiner Hand, da ſie ſich nur auf dieſe Weiſe vor den Gefahren der Verführung (die ſie ſelbſt ſchon durch ihr eigenes Herz ahnet) geſichert glaubt, — eine Bitte, die der Vater gewährt. Dieſer Gedanke wurde jedoch erſt in Hamburg, wo Leſſing ſich größtentheils dem Theater gewidmet, auszuführen begonnen (1767), und vier Jahre darauf in Wolfenbüttel 1771 vollendet. Als er das Werk dem Druck übergab, fiel es ihm auf's Herz, es könne die Landesregierung befremden, daß er gleich in der erſten Zeit ſeines Amts als Bibliothekar mit einer eigenen Tragödie auftrete; denn man hätte ja vermuthen können, er habe, da doch dergleichen poetiſche Sachen viel Zeit koſten, ſein neues Geſchäft darüber verabſäumt. Man ſollte freilich glauben, die Bibliotheken wären eben nur um deßwillen da, weil es bedeutende Bücher giebt, allein ob man einem neu angeſtellten Bibliothekar erlauben werde, die Zahl derſelben zu vermehren, war doch noch die Frage, und Leſſing glaubte, in unendlicher Gutmüthigkeit, ſich wirklich darüber entſchuldigen zu müſſen, daß er gewagt habe, ein vortreffliches Stück zu ſchreiben. Er hätte es nicht nöthig gehabt, denn man ehrte ihn wirklich, und der geiſtreiche Erbprinz von Braunſchweig, obwohl, wie ſich faſt von ſelbſt verſteht, franzöſiſch erzogen, ſah den Werth ſeines neuen Unterthans gar wohl ein, und wußte auch das Drama ſelbſt einigermaßen zu ſchätzen.

Jetzt kamen die nahe und fern ſtehenden Verwandten und Freunde an die Reihe, die um ihr Urtheil erſucht wurden; denn der Dichter, obwohl ſie Alle weit überragend, war doch ſo ganz frei von aller Selbſtgefälligkeit und Selbſtgenüge, daß er ſich nur zu ſehr bemühte, jene Urtheile zu erfahren. Laßt uns ſehen, welche Ausbeute er hier gewann. Sein Bruder Karl beſorgte die Correctur der Druckbogen und hatte deßhalb die erſte Anſicht. Er erſtaunte ſehr, rühmte ſehr laut, zeigte aber doch kein großes Vertrauen zu dem Stück und erklärte geradezu, die Heldin habe ihm wenigſtens in den erſten drei Acten, ſo weit nur hatte er bis jetzt das Stück, — gar nicht ſonderlich behagt. Emilie iſt in die Kirche und noch obendrein zur Meſſe gegangen, und hat wohl gar ein Gebetbuch mitgenommen. Sie erſcheint verſchüchtert, furchtſam, erzählt einen Traum von Perlen und läßt ſich einreden, er bedeute etwas. Sie hat ſo etwas Taubenartiges, gehorcht ſo leicht und gern, ja wir müſſen es nur gerade heraus ſagen, ſie iſt nicht bloß ſittlich, ſondern ordentlich fromm. Das konnte nun dem Bruder nicht zuſagen, und er gab zu bedenken, wie wenig dergleichen dem Berliner Parterre gefallen werde, das ja größtentheils aus den freidenkendſten Freidenkern beſtehe. Der Dichter konnte viel vertragen, ſobald nur von ihm ſelbſt allein und ſeinen Werken die Rede war, und ſo begnügte er ſich, nur kurz zu erwiedern, das Schönſte und Beſte an einem unverheiratheten Mädchen ſei ja eben Gehorſam und Frömmigkeit. Daß ſie die Gebräuche ihrer Kirche mitmache, verſtehe ſich von ſelbſt, und daß ſie den Perlentraum wichtig nehme, ſei mehr der Mutter und Apiani's Schuld. Milder für Emilien zeigte ſich Moſes Mendelsſohn, der mit Feuer erklärte, es ſei ein allerliebſtes Mädchen, überhaupt ſei das Stück ſo ſchön, daß er fürchte eine ſchlafloſe Nacht davon zu kriegen, ſo ſehr habe es ihn aufgeregt. Ueberhaupt war er mit dem ganzen Stücke ſehr zufrieden, und nur auf näheres Befragen rückte er endlich mit dem Vorwurf heraus, der Prinz ſcheine ihm verzeichnet; denn in den erſten Scenen zeige er ſich als einen artigen, geiſtreichen und gefühlvollen Mann, bald darauf aber unſittlich und immer unſittlicher. Wir wiſſen nicht, was Leſſing auf dieſe Ausſtellung geantwortet hat, denn er erfuhr ſie nicht durch den Ausſteller ſelbſt, ſondern nur durch ſeinen Bruder, weßhalb es auch wahrſcheinlich iſt, daß er gar nicht darauf geantwortet, ſonſt würde es ihm ſehr leicht geworden ſein; denn er hätte nur auf den erſten kurzen Monolog zeigen dürfen, in welchem ſich der Fürſt, ſo bald wir nur genau leſen und combiniren wollen, ſchlaff, klagend, arbeitsſcheu und gleich darauf ſinnlich verworren und willkürlich gewaltſam zeigt. Nicolai bewunderte gleichfalls; da es aber für einen Recenſenten ſchicklich iſt, etwas auszuſetzen, ſo wollte ihm die Gräfin Orſina nicht recht genügen. Wenn man aber weiter lieſt und erfährt, was er eigentlich will, ſo muß man ſich billig verwundern, daß Alles, was er vermißt, hier bereits gegeben worden iſt, ſo daß ſich alſo ſein Tadel durch ſich ſelbſt in das beſte Lob verwandelt. — Ob Engel ſchon damals mit ſeinem ſpäterhin bekanntgewordenen Tadel des Grafen Apiani auftrat, iſt nicht wohl auszumachen. Dieſer junge und reiche

Cavalier, der die ſchöne Braut zur Kirche führen darf, der ſchöne Güter im Piemonteſiſchen beſitzt und billig in Wonne ſchwimmen ſollte, tritt ſchwer nachdenklich und melancholiſch auf, das iſt unmotivirt, unwahrſcheinlich, und darf nicht gelitten werden. Hätte er einen Korb bekommen, oder wäre er etwa beträchtlich beſtohlen worden, oder hätte irgend anderes reelles Ungemach erlebt, ſo könnte ihm Niemand verdenken, tiefſinnig zu ſein; ſo aber mußte ſich der treffliche Jüngling alles Recht zur Melancholie abſprechen laſſen, und es war nur ein Glück, daß weder er noch Leſſing ſich irre machen ließ.

Ungleich erfreulicher benahmen ſich die Braunſchweiger Freunde, beſonders Ebert. Dieſer höchſt ausgezeichnete Sprachgelehrte, der ſchon oftmals gezeigt hatte, daß er viel mehr ſei, als gelehrt, nämlich friſch, heiter und jugendlich, feierte das Feſt, das die Erſcheinung eines neuen deutſchen Meiſterwerkes gewähren ſollte, auf die reinſte Weiſe. — Nicht durch Kritik, zu der es jetzt noch zu früh war, ſondern durch freudige Anerkennung und durch innige Hingebung an des Dichters Intention, ſo wie an ſein eigenes freudig liebendes Gemüth. Er ſagt in einem Briefe vom 14. März 1772, er befinde ſich in dem Falle jenes Schülers, dem aufgegeben worden war, eine Grabſchrift für Ben Jonſon zu machen, der aber nichts weiter hervorbringen konnte, als: O rare Ben Jonson! und (wie ich ergänzend hinzu ſetzen muß) o Ben Jonson rare! „Ich kann nichts mehr ſagen" heißt es dann weiter, als: „O liebſter, unvergleichlicher Leſſing! —

Wie gern wollte ich Ihnen meine Bewunderung, Rührung und Dankbarkeit, die ich geſtern bei der Vorſtellung Ihres neuen Stückes empfunden habe, lebhaft ausdrücken! Aber eben dieſe Empfindungen machen es unmöglich! Nur ſo viel kann ich Ihnen ſagen, daß ich durch und durch, mit Klopſtock zu reden, laut gezittert habe. — — O Shakſpear-Leſſing! Zu Anderen als Ihnen würde ich vielleicht noch mehr ſagen. — Gott ſegne Sie dafür mit ſeinem beſten Segen!" — — u. ſ. w. Es iſt wahr, hier paßt weder Ben Jonſon, der tief unter Leſſing, noch Shakſpeare her, der über Allen ſteht; indeſſen iſt das Gefühl des Freundes ſo rein und ſein Entzücken ſo ächt lyriſch, daß man gern dabei verweilt; denn nur wer ſolches Entzückens fähig iſt, wird auch der ächten poetiſchen Kritik fähig werden dürfen, die ja nichts weiter iſt und ſein kann, als, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, ein thätiges Zurückſtrahlen und Reproduction des Kunſtwerks.

Nicht minder erkenntlich zeigten ſich die Hauptbühnen Deutſchlands, beſonders die Koch'ſche in Berlin und die Döbbelin'ſche in Braunſchweig. Und wie Manches auch bei der Aufführung noch zu wünſchen übrig bleiben mochte, darüber ſtimmen alle Nachrichten überein, daß man das Zuſammenraffen jeder Kraft in Liebe für den Dichter erkennen mußte.

Leſſing ſelbſt ſah nur zu bald ein, daß, wonach er am meiſten verlangte, ein ſtrenges und genaues Urtheil, jetzt nicht fallen konnte; auch war ſeine Hoffnung für die deutſche Bühne durch die letzten in Hamburg gemachten traurigen Erfahrungen ſo geſchwächt worden, daß er nicht einmal neugierig genug war, um einer Vorſtellung ſeines Stücks in Braunſchweig beizuwohnen. Leider zeigten ſich auch in dieſer Zeit bei ihm erſt Spuren von jenem geiſtigen und körperlichen Mißbehagen, das man gewöhnlich platthin Hypochondrie zu nennen pflegt, weil man es nicht näher unterſuchen will. Ohne Zweifel ſah er auch bald genug ein, daß ſeine Emilie viel zu geiſtreich, fein und witzig ſei, um dem größeren deutſchen Publicum wahrhaft zu gefallen. Eine Tragödie, wenn ſie recht eindringen ſollte, mußte weit mehr ſchreiendes Entſetzen mitbringen. Der Dolch der Melpomene war hier ſo fein und kryſtallhell geſchliffen, daß er auf die Menge gleichſam augenverletzend wirkte, und das ganze Stück war ſo künſtleriſch umriſſen, und ſo mathematiſch und geometriſch geſichert und gefugt, daß, um der Darſtellung den rechten Geſchmack abzugewinnen, eine ununterbrochene Aufmerkſamkeit und zwar eine ſtets thätige, nachſchaffende gewidmet werden mußte. Auf eine ſolche aber läßt man ſich nicht gern ein. Merkwürdig ſind auch noch ein paar tragikomiſche Umſtände, die der erſten Aufführung des Stücks in Braunſchweig vorangingen. Es ſollte zum 13. März 1772 zur Feier des Geburtstages der verwittweten Herzogin aufgeführt werden, als plötzlich dem einſamen Dichter einfiel, ob es wohl überhaupt ſchicklich ſei, an einem ſo erfreulichen Tage eben ein Trauerſpiel aufzuführen; ein trübſeliger Gedanke, den nur jener hypochondriſche Plagedämon eingeben konnte; denn von dergleichen Beſorgniſſen hatte er bis dahin in genialiſch kräftiger Unbeholfenheit nie etwas gewußt, jetzt aber verderbten ſie ihm das Köſtlichſte, was er hatte, ſeine Zeit, und er mußte ſich endlich entſchließen, — er, der von nichts ſo ungern ſprach, als von noch unvollendeten Werken: — bei ſeinem Gönner, dem Erbprinzen, anzufragen, der denn auch bald Leſſing's Beſorgniſſe verſcheuchte. Der zweite ſeltſame Umſtand war, daß der Dichter, der in der letzten Zeit ſehr raſch und mit dem beſten Erfolge an dem dramatiſchen Werke gearbeitet hatte, plötzlich in der Mitte des fünften Actes von einer gewiſſen Verdroſſenheit und Mißtrauen gegen ſich ſelbſt überfallen wurde, ſo daß er nichts weiter ſchreiben mochte, und endlich geradezu dem Theaterdirector Theophilus Döbbelin erklärte, er möge ſich nach einem anderen Stücke zur Feier jenes Tages umſehen. Döbbelin wird uns als ein überaus ſtarker und mit den vortrefflichſten Nerven verſehener Mann beſchrieben; dieſem Schreck jedoch war er nicht gewachſen. Als aber Bitten und Beſchwörungen vergeblich angewendet waren, nahm er endlich zu einem furchtbar entſcheidenden Mittel ſeine Zuflucht. Da er nämlich fünftehalb Acte der Tragödie bereits in den Händen hatte, ſo ſolle, verſicherte er, die Sache doch ſchon gehen, und wenn Leſſing aus Eigenſinn keinen Schluß machen wolle, ſo werde er, Theophilus Döbbelin, ihn aus eigenen Mitteln beſorgen. Ein paar Dolchſtöße, und die Geſchichte ſei zu Ende. Eine ſolche Drohung mußte helfen, und half auch wirklich. — — —

Miß Sara Sampſon.

Nach einigen erfreulichen Spielen mit der Muſe des Luſtſpiels beſchloß Leſſing, ſich der Tragödie zu widmen und, damit das Feuer nicht erkalte, ſogleich ein Muſterbild für die Deutſchen zu erſchaffen. „Er beſchloß,“ darf man ſagen, denn bei ihm als Dichter war wenigſtens um dieſe Zeit das *Wollen* ſtärker, als das *Müſſen*, doch mag man auch hinzuſetzen, daß ein ſo vollſtändig edles Wollen nach und nach auch das Müſſen hervorbringt. Da ihn aber in ſeiner genußreichen, kräftigen Jugend alles Wiſſenſchaftliche, Künſtleriſche, Redneriſche, Sophiſtiſche, Seltſame, Wunderliche, — mit Einem Worte: alles Menſchliche in dem ſtets bewegten Leben ſo ſehr anregte und reizte, daß er leicht von einer Arbeit in die andere hinein gerieth, ſo fing er ſchon damals an, in dieſer Hinſicht ſich ſelbſt nicht ganz zu trauen. Um ſich deßhalb lediglich mit ſeiner Tragödie zu beſchäftigen, verließ er Berlin, wo ihn zu Vieles zerſtreute, und zog auf einige Monate nach Potsdam, wo er in einer kleinen, halb ländlichen Wohnung — ſelbſt für ſeine Freunde kaum auffindbar — das Trauerſpiel Miß Sara Sampſon verfaßte. Mit Ausnahme der jedoch ſchon damals veraltenden Gottſchediſchen Schule, die das bürgerliche Drama in Proſa durchaus verwarf, entzückte es ganz Deutſchland, denn es gab Alles, was man damals wollte: es war lehrhaft, erbaulich, in hohem Grade rührend, ſprachcorrect, bis in die kleinſten Details durchgefeilt, und im Dialog, wenn auch den Luſtſpielen nachſtehend, doch ſo gebildet, daß kein damaliger

Deutſcher etwas Aehnliches zu liefern im Stande war. Dazu kam noch ein gewiſſes vornehmes Weſen, das der Rührung, die ſonſt wohl übermächtig geworden wäre, die Wage hielt, und ſelbſt die engliſche Luft, die man hier zu empfinden glaubte, wirkte günſtig. Mit den Engländern fühlte man ſich näher verwandt, als mit den Franzoſen, denn man hatte ihren Edelmuth aus Richardſon's und ihren Humor aus Fielding's Romanen nach Möglichkeit kennen gelernt. Ein deutſcher alter Vater, ſehr edel und ſehr unglücklich zugleich, eine deutſche Tochter, zart und engelrein, die aber leider mit einem gefährlichen Menſchen davon gegangen iſt und jetzt in einem ſchlechten Wirthshauſe Zeit genug zur Reue hat, ein deutſcher Verführer, der ſelbſt nicht recht weiß, ob er ſich noch auf die Tugend legen, oder es bei der Laſterhaftigkeit bewenden laſſen ſoll — das Alles hätte gewiß eine beträchtliche Wirkung gethan; aber vornehme Engländer in ſolchen Situationen greifen doch noch beſſer an das Herz. — Und nun vollends die Verführerin des Verführers! Eine ſolche Perſon, wie ſie Leſſing hier brauchte und ſo gründlich durchführte, — faſt möchte man mit einer Wendung des Prinzen Hettor hinzuſetzen: „weniger gründlich wäre gründlicher" — eine ſolche Perſon gab es damals bei uns ſchwerlich, wenigſtens nicht in Leſſing's Bereich. Die deutſchen Buhlerinnen vom Jahre 1754 waren gewiß bei weitem nicht ſo arg, aber auch bei weitem nicht ſo intereſſant und am wenigſten ſo redneriſch cultivirt, als die Marwood. Auch die Giftmiſcherei, die ſie mit ſo ſchlimmer Virtuoſität ausübt, kam in Deutſchland gar nicht oder doch im höchſten Grade ſelten vor, bis ſie ſpäterhin, in einer Menge von ſchrecklichen Romanen, überhand nahm. Gutmüthige, fromme und weinerliche Bedienten beiderlei Geſchlechts hatten wir freilich bei uns gewiß nicht weniger, als in England, aber ſo mit Salbung und etwas langwierig zu predigen, als hier in dieſem Drama geſchieht, verſtanden ſie denn doch nicht.

Faſſen wir unſer Urtheil ernſt zuſammen, ſo würde es etwa alſo lauten: Sara iſt ein Werk, das alle Dramen jener Zeit hinter ſich läßt, und ſelbſt die bloße kecke Expoſition — („Hier meine Tochter? Hier, in dieſem elenden Wirthshauſe?" — — „Ohne Zweifel hat Millefort mit Fleiß das allerelendeſte im ganzen Städtchen zu ſeinem Aufenthalte gewählt," u. ſ. w.) hätte für hundert und wieder hundert neuere engliſche, franzöſiſche und deutſche Dichter lehrreich werden können, und iſt es auch wohl hier und da geworden. Das Stück entwickelt ſich mit großer Kunſt, Alles hängt nicht bloß genau zuſammen, ſondern iſt auch auf eine ſolide Weiſe in einander verſchmolzen, manches pſychologiſche Räthſel iſt glücklich gelöſt, u. ſ. w.; dennoch iſt der Eindruck, den das Ganze macht, kein günſtiger. Die Luft, in der wir hier athmen, iſt trüb und dumpf, die Charaktere ſind nicht eigentlich nach der Natur, ſondern nur nach dem Herkommen, oder nach den durch viel geleſene Romane — beſonders durch die Richardſon'ſchen — verbreiteten Anſichten gezeichnet. Die meiſten Perſonen ſind gleich von vorn herein krank und müſſen fallen, wie welkes Herbſtlaub, oder es ſind Geſpenſter, nur heraufbeſchworen, um einige moraliſche Sätze durch ſie oder an ihnen zu beweiſen. Sara iſt das gute und Marwood das böſe Geſpenſt, und wie groß auch die Klugheit ſein mag, mit der der Dichter ſie zuſammenſtellt, die Theilnahme für dieſe Schatten kann immer nur etwas Aengſtliches haben. Dazu kommt nun noch die große Ausführlichkeit, mit der jede Empfindung auseinandergeſetzt wird, das ſtete, wenn auch wohlklingende Predigen über Tugend und Laſter, Unſchuld und Verführung, Seelenfrieden und Gewiſſensbiſſe; allgemeine Sentenzen, welche nur einen lähmenden Eindruck machen, mit Einem Worte: jener Fehler, der faſt allen deutſchen Dichtern des achtzehnten Jahrhunderts vor Goethe eigen war: die häufige Nennung und Beſchreibung der Gefühle und Leidenſchaften, ſtatt ihrer Darſtellung. Die edle Anſtrengung des Dichters iſt noch zu ſichtbar, und er empfängt uns gleichſam in einem Hauſe, das zwar mit löblicher Kunſtfertigkeit gebaut worden iſt, aber nur grau gemalte und noch feuchte Zimmer enthält, ſowie denn auch noch Manches vom Gerüſt ſtehen geblieben iſt.

Dennoch — ich will es wiederholen — iſt Sara das höchſte Drama, was jene Zeit hervorzubringen vermochte. — So, gerade ſo wollten es die gebildeten Deutſchen haben, und Leſſing machte ihnen mit ſeinem Werke ein Geſchenk, wie ſie es ſich nie beſſer gewünſcht hatten. Selbſt in Frankreich machte es ein ungewöhnliches Glück, beſonders durch Diderot's Empfehlung; ein noch größeres in England, wo man es ganz wie ein vaterländiſches Stück begrüßte.

Leſſing ſelbſt dachte von ſeinem Drama ſehr beſcheiden. Er erkannte, wie billig, deſſen relativen Werth, verbat aber die Namen „Dichter“ und „Gedicht.“ Er, ſchon damals rühmlich vertraut mit Shakſpeare, fühlte recht wohl, daß ſein Stück die Deutſchen in äſthetiſcher Hinſicht nicht eigentlich weiter gefördert, ſondern daß er ihnen nur das Höchſte und Beſte gegeben habe, was er als dramatiſcher Rhetor, mithin auf einem glänzenden Irrwege, geben konnte.

Und was hätte ſie weiter fördern können? Die Geſchichte ſelbſt deutete darauf hin: Die Anknüpfung an eine entferntere Vergangenheit, die, zwar roh und unſicher genug, dennoch einige Ahnung von ächter dramatiſcher Poeſie gezeigt hatte. Hans Sachs und Ayrer, die Puppencomödien, die Haupt- und Staatsactionen, die Stücke, welche die ſogenannten engländiſchen Comödianten im Anfange des ſiebzehnten Jahrhunderts theils mitbrachten, theils in Deutſchland vorfanden, u. ſ. w., darauf hätte man fortbauen ſollen. Was weiter folgte in dem durch den unſeligen dreißigjährigen Krieg völlig zerrütteten und verwüſteten Deutſchland, iſt für den Gelehrten und Liebhaber von gar vielen Seiten allerdings ſehr bedeutend; aber die entſchieden deutſche dramatiſche Poeſie, oder auch nu die Ahnung derſelben, zeigte ſich höchſt ſpärlich, bis ſie endlic im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts völlig verſtummte Größere, an ſich rühmliche Regſamkeit zeigte ſich freilich auc in dieſer Hinſicht ſeit etwa 1740, aber von dem Wollen bi zum Vollbringen war noch ſehr weit; und leider wurden auc die einzelnen Talente, die ſich hier und da zeigten, durch die bekannten äſthetiſchen Sectenführer jener Zeit falſch geleitet. Gottſched hatte wenigſtens das Verdienſt, ſich um die alte deutſche dramatiſche Poeſie ſorgſam zu bekümmern und ein Verzeichniß der alten Stücke anzufertigen, wofür wir ihm billig danken müſſen. Allein es war nur erhitzter Patriotismus und Fleiß, der ihn zu dieſem Geſchäft hintrieb, keineswegs Liebe zu jenen Dramen. Er belachte und verachtete ſie faſt alle und lebte in der ſeligen Ueberzeugung, daß nur er ſelbſt 1729 den Deutſchen das erſte und muſterhafteſte Trauerſpiel in ſeinem Cato geſchenkt habe. Andere, oder vielmehr faſt alle anderen Dichter und Kritiker jener Zeit, kümmerten ſich gar nicht um die Vergangenheit. Alles, was nur irgend altdeutſch genannt zu werden verdient, war den neumodigen Deutſchen widrig, während ſelbſt die geiſtloſen Nachahmungen franzöſiſcher Dramatiker ihnen als Fortſchritte erſchienen. Faſt die geſammte vornehme Welt achtete gar nicht auf deutſche Schriften, am wenigſten auf die poetiſchen; ſie ſprach nur franzöſiſch, und bemühte ſich auch, franzöſiſch zu denken. Die Meiſten wußten von Deutſchland nichts weiter, als daß die Einwohner den Acker wohl beſtellen, ſpinnen und weben konnten, ihre Steuern und Gaben meiſtens richtig bezahlten und in zahlloſen Kriegen ſtets gut zu gebrauchen waren. Wollte nun ein deutſcher Dichter einer ſolchen Zeit gefallen, ſo mußte er ſchon um deßwillen aufhören, ein deutſcher Dichter zu ſein. An eine ſolche Zeit ließ ſich gar nichts wahrhaft Originales anknüpfen, ſie mußte nicht bloß verbeſſert, ſie mußte umgewandelt werden. Gottſched hatte wirklich ſich zugetraut, ſo gering auch ſeine Kräfte waren, nicht bloß unſer altes Theater zu verbeſſern, ſondern auch der Schöpfer eines ganz neuen zu werden. „Und was für eines neuen?“ fragt Leſſing. „Eines franzöſirenden; ohne zu unterſuchen, ob dieſes franzöſirende Theater der deutſchen Denkungsart angemeſſen ſei oder nicht. Er hätte aus unſern alten dramatiſchen Stücken, welche er vertrieb, hinlänglich abmerken können, daß wir mehr in den Geſchmack der Engländer, als der Franzoſen einſchlagen; daß wir in unſern Trauerſpielen mehr ſehen und denken wollen, als uns das furchtſame franzöſiſche Trauerſpiel zu ſehen und zu denken giebt; daß das Große, das Schreckliche, das Melancholiſche beſſer auf uns wirkt, als das Artige, das Zärtliche, das Verliebte; daß uns die zu große Einfalt mehr ermüdet, als die zu große Verwickelung,“ u. ſ. w. Was weiter folgt, iſt eine feurige und edle Empfehlung der altengliſchen Bühne, beſonders Shakſpeare's, dann fährt er fort: „Daß aber unſere alten Stücke wirklich ſehr viel Engliſches gehabt haben, könnte ich Ihnen mit geringer Mühe weitläuftig beweiſen; nur das bekannteſte derſelben zu nennen: Doctor Fauſt hat eine Menge Scenen, die nur ein Shakſpeariſches Genie zu denken vermögend geweſen. Und wie verliebt war Deutſchland, und iſt es zum Theil noch in ſeinen Doctor Fauſt!“ Wahrlich es gehörte ein ſelbſtſtändiger Geiſt und ein ſehr edler Muth dazu, im Jahre 1758 ſich ſo zu äußern, wie Leſſing ſich hier äußerte, über Shakſpeare, den unter Hunderttauſenden kaum Einer kannte, und über eine alte Puppencomödie, deren tiefen Sinn man nicht ahnte.

Man könnte freilich den Einwurf machen: Will uns Leſſing, indem er uns von dem franzöſirenden Geſchmacke befreien möchte, nicht zu den Engländern in die Schule ſchicken? und was hat unſer Doctor Fauſt mit den Engländern zu ſchaffen? Die Antwort iſt jedoch nicht ſchwer. Wir brauchen nur die ſpäteren kritiſchen Schriften Leſſing's hinzu zu denken, um gewahr zu werden, daß Leſſing, wie geſagt, nur an die Shakſpeariſche Schule denkt, die Niemandem erlaſſen werden kann, weil ſie ohne alles nationelle Beiwort nur die Schule der ächten Natur und Kunſt iſt, die deßhalb Niemandem erlaſſen werden kann. In dieſer Schule ſoll denn auch Fauſt zu einem wahrhaftigen Kunſtwerk ausgebildet werden, und wir trauen es Leſſingen zu, daß er ſchon damals eine ſolche ahnet; ob er in dieſem Mythus bereits damals den Mittelpunct des eigenthümlich Deutſch-Tragiſchen erkannte, iſt allerdings zu bezweifeln, wenigſtens ſpricht das Fragment ſeiner eigenen Bearbeitung dagegen, die ſich nur zu Metaphyſiſchem und Moraliſchem hinneigt. Fauſt verlangt den ſchnellſten ſeiner Teufel zu ſeinem Diener; aber wie ſehr auch dieſe einzelnen ihre Raſchheit anpreiſen, er verſchmäht jeden, deſſen Geſchwindigkeit nur mit irdiſchen Beziehungen zu vergleichen iſt, und wählt nur den, der ſo ſchnell iſt, wie der Uebergang vom Guten zum Böſen. — Recht wohl gedacht und für manche Tragödie paſſend, doch, wie mich dünkt, nicht zu Fauſt gehörig, deſſen Abfall, ein rein innerlicher, durch

Speculation erzeugt, mit den Verhältniſſen der Schnelligkeit und Langſamkeit wenig zu thun hat.

Indeſſen kann dieſe einzelne Scene, ſo wie auch die ſpäterhin beigefügte, in welcher Satan ſelbſt mit ſeinen Geſellen examinirt erſcheint, nicht gegen Leſſing's höhere Anſicht entſcheiden; denn, um endlich auf den Hauptgedanken zurück zu kehren, darin beſteht eben das Tragiſche ſeines Geſchicks, daß er, bei dem ſchärfſten und tiefſten Denkvermögen, darſtellend, ſtets ſo weit unter dem blieb, was er eigentlich gewollt hatte. Und ſo gab er eine Sara, die Richardſon für ſein Kind anerkannt hätte, während er etwas ganz Anderes, viel Höheres und Tragiſch-Heiteres dachte. Das erkennend, vermochte er auch nicht, ſich über den großen, allgemeinen Beifall zu erfreuen, den das Stück erhielt, ja er ward nur noch mißtrauiſcher gegen ſich ſelbſt.

Leſſing's unſtetes Leben.

Wie ſehr ſich auch Leſſing der inneren Würde bewußt war ſo liebte er doch nicht, ſie äußerlich geltend zu machen. Vielleicht könnte man geradezu ſagen, eben deßwegen. Geniale Cynismus ſagte ihm am meiſten zu; nicht, weil er denſelbe bereits für ein entſchieden hochachtbares Etwas hielt, ſonder weil er deſſen Productivität und Perfectibilität ahnte. Fü kleine Siege wollte er keine Triumphe, und ſelbſt die ehrba Freundlichkeit, mit welcher die Verfaſſer der Bremiſchen Beiträg ihre Ovationen feierten, konnte ihn nicht bewegen, von der Schärfe ſeiner Kritik auch nur im Mindeſten abzulaſſen, und er verkümmerte ihnen die Triumphe, weil er ſelbſt nicht triumphiren wollte. Mit den würdevollen und zarten Klopſtock und Gellert, Cramer, Rabener u. ſ. w. ging er nicht um; wohl aber mit Mylius, den zu ſchelten und zu vertheidigen ihn ſtets in eine angenehme Bewegung verſetzte.

Eine bleibende Stätte fand er vor 1772 nicht. Sie wäre ihm aber auch nicht willkommen geweſen, und nur bei häufigem Ortswechſel fühlte er ſich wohl. Leipzig und Wittenberg, Breslau, Berlin, Hamburg, in dieſem Kreiſe ununterbrochen herum zu fliegen, war ihm genehm, obwohl er häufig genug darüber ſchalt, daß es ſo ſein müſſe. Es iſt viel zu hart, ihm deßhalb die Liebe für ein Wirthshausleben anzudichten. Wohl aber darf man ſagen, daß er in den ſpäteren Wolfenbüttler Jahren Wochen und Monate hatte, in denen ihm nur in ſolchen Wirthshäuſern wohl ward, die zu erreichen er erſt drei viertel Meilen fahren mußte. Alles, was ſich gelaſſen, bequem und ſelbſt zufrieden Jahre und Tage und wieder Jahre und Tage in demſelben Kreiſe bewegte, war ihm zuwider, obwohl er Momente hatte, in denen er die Leute beneiden konnte, die ſich in jenem Kreiſe bewegten. Seiner Bildung geſchadet hat jenes viele Umherreiſen durchaus nicht; wohl aber hat er, der nie recht ein- und auspacken konnte, manches ſeltene Buch und leider auch manches Papier, ja ſogar einmal eine ganze vollſtändige Handſchrift, die des zweiten Theiles ſeiner vortrefflichen Fabeln, eingebüßt. Er hätte ſie ohne Zweifel herſtellen können, da ſie noch friſch in ſeinem Gedächtniß lagen, aber es war ihm zu ſehr verhaßt, eine bereits fertige Arbeit zum zweiten Male zu thun, und um ſich für ein verlorenes Manuſcript zu tröſten, gab es für ihn kein anderes Mittel, als ein neues anzufangen.

Leſſing's Rettungen Anderer, und Angriffe.

„Man ſoll den [Jean Baptiſte] Rouſſeau einsmals gefragt haben, wie es möglich ſei, daß er eben ſowohl die unzäh
ligen Sinnſchriften, als die göttlichſten Pſalme machen könne
Rouſſeau ſoll geantwortet haben: er verfertige jene eben ſowoh
ohne Ruchloſigkeit, als dieſe ohne Andacht. Seine Antwor
iſt vielleicht zu aufrichtig geweſen, obgleich dem Genie ein
Dichters vollkommen gemäß.“ (Siehe Leſſing's Schrift
Th. 3, 231 in der Rettung des Horaz.) Leſſing ſelbſt w
immer beſſer, als ſeine Worte. Er hat eine wahre Re
gier für Andere. Er iſt der unglücklichſte aller Schriftſtell
Wahrheit finden will er kaum. Suchen iſt ihm gen

In ſeiner früheren Jugend war ihm Alles recht, was
einigermaßen ſeinen Geiſt oder auch nur irgend eine Seel
kraft beſchäftigte, oft nur der Fleiß um des Fleißes wil

Er hat die Beſchäftigung, die nie ermattet; ob ſie langſam oder ſchnell ſchafft, oder auch gar nicht ſchafft, ſondern nur ſo fort arbeitet, iſt ihm ziemlich einerlei. Die nie zerſtört, ſpricht Schiller; von der ſeinigen aber, er ſpricht es erſt in den Mannesjahren. Leſſing bekümmert ſich weder um das Bauen noch Zerſtören. Er arbeitet. Am liebſten möchte er zerſtörend bauen und bauend zerſtören. Da verfällt er auf eine ganz eigene zu ſeiner Zeit unerhörte Beſchäftigung, die ſogenannten Rettungen, und zwar der anbrüchigſten Charaktere.

Cardanus, der ſo lange Zeit in dem Rufe geſtanden hat, dem Chriſtenthum übel zu wollen, wird nicht bloß als enthuſiaſtiſcher Vertheidiger deſſelben anerkannt, ſondern als ungenügender und nachtheiliger Beurtheiler des Heidenthums und insonderheit des Muhamedanismus getadelt. Simon Lemnius, ein junger verwegener Menſch mit verderbter Phantaſie, deſſen Namen in der Reformationsgeſchichte nur mit Ekel genannt wurde, wird hier genetiſch erklärt und entſchuldigt, während Luther als verdammender Großinquiſitor daſteht. Ein namenloſer Scribent des ſiebzehnten Jahrhunderts hat ein Buch geſchrieben — ineptus religiosus, indem er auf eine durch und durch platt-ſatiriſche Weiſe der orthodoxen Lehre ſeiner Zeit förderlich zu werden hofft; aber der arme Mann iſt dergeſtalt mißverſtanden worden, daß man ihn unbedingt zu den Ketzern geworfen hat, ſein Büchlein iſt faſt aus der Welt gekommen, und nur die von den rarſten Scripturen reden, ſchelten dabei auf eine entſetzliche Weiſe gegen den armen Mann los. Das hätte nun freilich wenig zu bedeuten, denn ſein Buch lieſt

Niemand mehr, und findet ſich nur als ſeltenſte Curioſität in einigen wenigen deutſchen Bibliotheken; aber es bleibt doch immer eine Ungerechtigkeit, ihn zu verurtheilen, und Leſſing will nun einmal durchaus nicht, daß irgend Einer, er ſei auch wer er ſei, ungenau und ungerecht ſei, und ſo bekommen denn ein paar Paſtoren, die über den ineptus religiosus geſcholten haben, eine tüchtige Lection. Es iſt unmöglich, daß Leſſing den Cardanus, den ineptus lieb gehabt habe; es iſt lediglich die witzige Jünglingsgerechtigkeit und Heftigkeit. Wie aber vollends, wenn ein Mann, den er innig liebt und verehrt, von Seiten ſeines moraliſchen Charakters ſeit Jahrhunderten auf eine wilde Weiſe angegriffen wird? Das war mit Horaz, wie Jedermann weiß, geſchehen, und es bedurfte nur der Gelegenheit, um Leſſingen die Feder für ſeinen Lieblingsdichter in die Hand zu geben; die fand ſich bald. Es hatte ein nicht ungelehrter und unfleißiger, aber ein unendlich geſchmackloſer Scribent, Magiſter Miller, in einem widerlich galanten und pedantiſchen Style, alle Vorwürfe gegen Horaz erneuert: Wolluſt, Feigheit, Atheismus u. ſ. w., und der wurde nun von Leſſing als Sündenbock in die Wüſte geſandt. Zuvörderſt wurde di Aechtheit des alten böſen Lebensbeſchreibers des Horaz angegriffen, und bezweifelt, daß es Sueton ſei. Das verwünſcht Spiegelzimmer des Horaz, das ſchon ſo manchem ehrliche Commentator ein Aergerniß geweſen *), wurde als ungram matiſch angeſprochen, und ließe ſich die Redensart vertheidigen, ſo weiß Leſſing doch Rath; ja, nachdem er es erklärt hat, ruft er aus: Wenn's weiter nichts iſt. Man ſollte meinen, es ſei genug, aber Leſſing fragt: Was mehr? Spräche ſo ein gewöhnlicher leichtſinniger Scribent, ſo hätte es nicht viel auf ſich, und wäre bloß widerlich; bei Leſſing aber iſt es wahrhaft rührend, wenn er mit ſeinem faſt winterlich keuſchem Gemüth die raffinirte Wolluſt entſchuldigt, oder wohl gar vertheidigt. Bei einem Anderen thäte er es gewiß nicht; aber bei Horaz geht Alles hin. Man kann beinah ſagen, Leſſing wußte ſelbſt nicht, was er vertheidigte, auch deutet er ſelbſt auf ſein Nichtwiſſen hin; dem ſei aber wie ihm wolle, ein elender Scribent, wie jener Magiſter, darf nicht Recht haben, und Horaz nicht Unrecht. Mit der Feigheit iſt es gleichfalls nichts. Brutus hat ja den Horaz zum Oberſten gemacht, und wird doch wohl ein beſonderes militäriſches Genie bei dem Dichter erkannt haben; dieſer hat auch das Schildlein nicht weggeworfen, ſondern die ganze fatale Geſchichte bloß dem Alcäus nachgedichtet *). Es iſt wahrſcheinlich, daß ſich Horaz über alle Maßen tapfer gehalten hat, und da dieß damals weltkundig war, ſo durfte er in einer ganz neu geſtalteten Figur der Ironie ſich ſelbſt der ſchlimmſten Feldflüchtigkeit anklagen. Leſſing iſt ſehr fröhlich über dieſen ſeltſamen Ausweg, und der Leſer geräth in ſolches Erſtaunen, daß er kaum zu Worte kommen kann. Mit dem Atheismus

---

*) Man kennt jetzt die Quelle dieſer albernen Interpolatio des unſtreitig von Sueton herrührenden Lebens längſt. S.

---

*) So war es auch, wie jetzt Jedermann weiß. S.

iſt es gleichfalls nichts, und eben ſo wenig mit der Reue, die er in der Ode

Parcus deorum cultor et infrequens

ſoll haben blicken laſſen.

Ohne Zweifel glaubte Horaz gerade ſo viel Göttliches, als er überhaupt glaubensfähig war, und Leſſing hat ganz Recht, wenn er ihn nicht auf die gewöhnliche Weiſe will ſchulmeiſterlich katechiſirt werden laſſen.

Was in allen dieſen Leſſingiſchen Rettungen Gutes und Treffendes iſt, darf nie verkannt werden, und wenn ihn ſein Herz zu Sophiſtereien verleitet, ſo iſt ja eben dieſer Urſprung der Sophiſterei auch die beſte Entſchuldigung derſelben.

Noch glänzender aber zeigt ſich ſeine Beredtſamkeit und dialektiſche Kunſt im Angriffe gegen das Unwerthe, beſonders, wenn daſſelbe mit Hochmuth vereinigt war. Da war z. B. ein gewiſſer Paſtor in Laublingen, Samuel Gotthold Lange, der ſich auf eine damals nicht unerſprießliche Weiſe literariſchen Ruhm erworben. Einige berühmte faule Dichter hatten ſich mit dem Reim überworfen, das acceptirte Lange mit Vergnügen, und wurde deßhalb gelobt; man war des fatalen Gottſchediſchen Conſulats müde geworden. Lange ſchalt auch darauf, und wurde deßhalb gelobt; er machte jetzt ſelbſt reimloſe Gedichte, in denen viele erhabene Worte vorkamen, und was wollte man mehr? Er wurde abermals gelobt; und da mehrere dieſer Gedichte von weitem ausſahen wie Oden, was Wunder, daß man ſie auch für Horaziſche gelten ließ, und den ganzen Mann den deutſchen Horaz nannte. Solche vornehme Benennungen liebten die damaligen deutſchen Kritiker überaus, und es war ihnen eine wahre Herzensluſt, in ihre Bücher zu ſchreiben: Gottlob, wie die Römer einſt einen Venuſinerſchwan hatten, ſo haben wir jetzt einen Laublinger. Da glaubte nun Lange, er müſſe ſich doch auch gegen Horaz dankbar bezeigen. Und was kann man für einen alten Poeten Beſſeres thun, als ihn überſetzen. Er erzählte und ließ drucken, er arbeite ununterbrochen daran, doch ſollten erſt neun volle Jahre vergehen, ehe er mit der ganzen Ueberſetzung hervorträte. So etwas konnte damals noch deutſche Herzen rühren, und wie jeder billig Denkende mit ſchwangern Frauen ſchonungsvoll umgeht, ſo behandelte man nun auch den Lange während dieſer Zeit mit beſonderem égard, um ſeine überſetzende Begeiſterung nicht zu ſtören. Selbſt Leſſing war gutmüthig genug, etwas beſonders Treffliches von dem verſprochenen Werke zu erwarten: doch als er nun endlich daſſelbe in die Hand nahm und zu leſen anfing, überfiel ihn ein faſt betäubender Schrecken, und gleichſam um ſich zu erholen, ſchrieb er eine ſehr bittere, aber gerecht tadelnde Kritik dieſes deutſch redenden Titular-Horaz. Hätte Lange nicht, durch den Weihrauchsqualm verwöhnt, allen klaren Blick eingebüßt gehabt, ſo hätte ihn dieſe Kritik überzeugen müſſen, daß er elend überſetzt habe. Denn Leſſing hatte ſchon damals ſich keineswegs mit ſchneidenden Machtſprüchen begnügt, ſondern wirklich eine Menge gemachter Fehler in Reih und Glied geſtellt; allein Lange vermochte es nicht über ſich, zu ſchweigen, und machte durch Antworten das Uebel ärger. Gründlich widerlegen konnte er nicht, und ſo blieb ihm nichts übrig, als ſeufzen, ſchelten in's Gelag hinein, u. ſ. w. Dadurch reizte er aber Leſſingen, der nichts mehr haßte, als das kleinſtädtiſche Pochen auf erſchlichene Autorität, von neuem, und ſo erſchien denn auf der Stelle das viel berühmte Vademecum für Herrn Paſtor Lange. Die Polemik, die hier waltet, iſt in ihrer Art vollendet, aber die Art ſelbſt iſt eine ganz beſtimmte, die durchaus jugendliche, friſch fröhliche, neckend flatternde, tief ſtechende und vernichtende, aber eben deßhalb erſchien dieſes Büchlein (1752) als ein völlig unerhörtes; und wie gewagt es auch klingen mag, mit demſelben ging gewiſſermaßen eine neue Periode für die Form der deutſchen Polemik an. Daß man einem Autor unter ſteten Bücklingen höchſt unangenehme Dinge ſagen könne, oder daß man auch entſetzlich roh und grob ſchreiben könne, daran waren die Deutſchen durch den meiſtens ſehr geiſtlos geführten Streit der Leipziger Scribenten und Kritiker ſchon eine Reihe von Jahren lange gewöhnt worden; aber daß man in der Polemik überaus gelehrt und dabei zugleich als ein graziöſer Tänzer und luſtiger Springer erſcheinen könne, das war ihnen gänzlich neu; und obwohl man durchaus einräumen mußte, daß Leſſing in allen Puncten, die die Horaziſche Ueberſetzung ſelbſt betrafen, Recht habe, ſo ſchalt man doch auch nicht wenig auf dieſe neue Weiſe, die Kritik zu üben, und drang auf eine gewiſſe Gravität, die ſich aber Leſſing hienieden niemals erworben hat. Das Einzige, was man mit Recht an jenem Vademecum tadeln könnte, iſt der Umſtand, daß die fröhliche Jugendlichkeit ein paar Male in eine gewiſſe queckſilbrige Knabenhaftigkeit überzugehen ſcheint; doch trifft ſich dieß, wie geſagt, nur ſehr ſelten, und das Ganze verdient weit größeres Lob, als ihm bis jetzt zu Theil geworden, ja mehr als manchen Späteren geſpendet worden iſt; und eben deßhalb verdiente dieſe jugendliche Schrift eine genaue Erwägung.

Dieſelbe Kraft, aber nicht dieſelbe Friſche waltet in Leſſing's Polemik in den Literaturbriefen, ſie flattert und zerſtreut ſich nach zu vielen Gegenden hin, ja ſie ſcheint ihm mitunter nur zur Erholung von anſtrengenderen Geſchäften zu dienen. Wir wollen ihn deßhalb nicht eben tadeln, denn wie der Froſch gern Fliegen fängt, ſo ſpießt auch die Nachtigall gern Würmer in den Sand, und zwar zu ihrer Nahrung. Erholung iſt aber oft ſo viel wie Nahrung. Endlich aber verweilte und haftete ſeine Polemik auf einem gewiſſen Duſch, der gegen das Ende der funfziger und im Anfange der ſechziger Jahre eine Art von Berühmtheit genoß. Der Mann meinte es gut, und ſchrieb Briefe über allerhand ſchönwiſſenſchaftliche Gegenſtände an einen jungen Herrn von Stande, denn an einen bloßen Bürgersmann zu ſchreiben dünkt ihn nicht gut genug. Dieſe Briefe waren gerade ſo gut und gerade ſo ſchlecht, als hundert andere, die der Leſſingiſchen Kritik entgingen. Das Schickſal aber, von dem Manche mit Unrecht glauben, es walte erſt ſeit Schiller's Wallenſtein, oder es ſei gar nur eine Erfindung dieſes vortrefflichen Dichters, wollte nun einmal, daß die Duſch'ſchen Briefe Leſſingen in die Hände fielen, und der war mit ihnen keineswegs ſo zufrieden, als der junge Herr von Stande geweſen ſein mag. — —

3.

J. G. von Herder.

(Ein literarhiſtoriſches Charaktergemälde.)

Herder's Leben gleicht einem aus tauſend kleinen Epigrammen zuſammengeſetzten koloſſalen Epigramm. Faſt alle ſind lebhaft und bedeutſam, aber die meiſten trübe und bitter, und wahrhaft heiter iſt vielleicht kaum eines oder das andere. Folgen wir ihm einmal mit kurzen, aber ſcharfen Blicken durch die einzelnen Stationen ſeines Lebens nach. — Trübe, arme Kinderjahre und Jugendzeit. Eine ſolche zu beſtehen, vermag nur der höchſte Lebensvirtuoſe; nicht Herder. Dieſe traurigen Umſtände verzieh er ſeinem Schickſale nie, und noch in ſpäteren Jahren war ihm jede Rückerinnerung zuwider. — Dann: vermehrte äußerliche Kümmerlichkeit nebſt Sorge, zum preußiſchen Militairdienſt ausgehoben zu werden, der damals überhaupt und für ihn beſonders wenig Lockendes hatte. Unglückliche Zeit, ohne ſeine Schuld mißbraucht in den elenden Abſchreibeſtunden bei dem pietiſtiſch ſeichten Vielſchreiber Treſcho. — Sehr fleißige Univerſitätsjahre, aber bei immer wachſenden Kenntniſſen und höherer Geiſtesbildung keine Jugendfreude, keine körperliche Uebung, kein ſchöner Traum, kein dithyrambiſcher Aufſchwung in jenem ſchönen geiſtigen „Mittelalter". —

Umgang mit dem tiefſinnigen Hamann, ungünſtig durch zu frühes Reifwerden, das wegen dieſes „Zufrüh“ ſchon an Ueberreife grenzte, aber wichtig, um das Talent der Ehrerbietung und Liebe nicht einzubüßen, für das er ſonſt wenig Spielraum fand. — Oeffentliches Amt in Riga, bei überflüſſigem Geiſt und großer Kenntnißfülle; dennoch viel zu früh für den Körper und um deßwillen auch für die Seele. — Erſte ſchriftſtelleriſche Thätigkeit als Kritiker mit zahlloſen Pfeilen und ſtets ſtraffem Bogen. — Die „Fragmente“ und „kritiſchen Wälder“ werden dauern, aber man kann ſie nur achten, und nicht lieben, wenigſtens nicht mit Heiterkeit. Die hoffnungsvolle, junge, arme deutſche Literatur (1766) bedurfte der Liebe, und wie ſehr Herder auch zuweilen ſeine Pfeile in Honig zu tauchen ſcheint, geht er doch mit der armen Germaniſchen Muſe nicht viel beſſer um, als Here mit der Artemis im homeriſchen Götterkampf. — Feindliche Bewegungen der Rohheit, Böswilligkeit und aufgerüttelten Mittelmäßigkeit gegen jene Schriften, und mithin gegen Herder ſelbſt. In Unmuth und Ungeduld verläßt er Amt und Vaterland und geht nach Frankreich. Dieß Unternehmen, welches nicht ohne das Aufgebot auch körperlicher Kräfte durchzuſetzen war, wird belohnt durch eine Fülle von neuen ſinnlichen und geiſtigen Anſchauungen und durch die tiefere Kenntniß der franzöſiſchen Sprache. — Rückkehr nach Deutſchland. Mißlingender Verſuch, als Hofmeiſter und Reiſegefährte ſich fürſtlichen Perſonen genehm zu machen. — Zwiſchenaufenthalt in Straßburg, — Ausbruch einer gefahrvollen Augenkrankheit, — Heldenmuth im Ertragen, doch ohne Liebenswürdigkeit. Zweifeln, Ablehnen, Verneinen wird zur herrſchenden Stimmung und faſt ausſchließlicher Stoff rhetoriſcher Uebungen. Im Umgange mit Goethe zeigt ſich ſogar zuweilen die unſeligſte aller Künſte: die Freudeverderberei: Er findet den im höchſten Grade ausgezeichneten Jüngling gutmüthig, aber „ſpatzenhaft“!! (Siehe darüber einen Brief an ſeine damalige Braut); er erkennt nichts in den Jugendgedichten des in der liebenswürdigſten Pietät um ihn, den Kranken, waltenden Jünglings, und ſpäterhin wird ſelbſt das größte dramatiſche Charaktergemälde der Deutſchen „Götz von Berlichingen“ ein Gegenſtand ſeines Tadels und Spottes So tief können ſelbſt bedeutende Naturen in einzelnen Momenten innerer Verzerrung ſinken, wenn ihrem — in tauſen Fällen vielleicht gerechten — Zorne und Grimme nicht unzerſtörbare Liebe und Kindlichkeit zugeſellt iſt. Die Strafe blie nicht aus, und bekundete ſich unter Anderem auch durch ſchlech Wortſpiele (z. B. mit dem doch ſo wohlklingenden Name Goethe), ſo wie durch eine gewiſſe Härte im Styl, der ſich z weilen zu nackt und ſchroff, zuweilen zu koſtbar und überlad zeigt. — Ruf nach Bückeburg. — Dortiges Leben, oh näheres Verſtändniß mit dem genialiſch-kriegeriſchen Fürſt — einſam, oft mißverſtanden, und deßhalb auch mißver hend, arbeitsvoll ohne Behaglichkeit. Einziger Gewinn vielleicht nur die Erkenntniß eines wahrhaft großen, chriſtlichen, weiblichen Charakters: die regierende Für die in ihrer zarten Beſcheidenheit und gotterfüllten Klar höher ſteht, als ihr ſcharfſinnigſter Beichtvater Herder.

Ruf nach Weimar, veranlaßt durch Goethe, deſſen Liebe für Herder noch immer keinen Abbruch gelitten hatte (1777). Neuer Aufſchwung, neue Heiterkeit, doch von kurzer Dauer. Ungünſtige Amtsverhältniſſe, bei ſtets wachſender Laſt der Geſchäfte, die, zum Theil unbedeutend, deſto mehr hemmen und der ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit den genügenden Raum verſagen. Innige, tiefe, ja faſt unbedingte hingegebene Liebe zu ſeiner Gattin, die, geiſtvoll, aber leidenſchaftlich, in ihm das höchſte Ideal erblickend, im heißeſten Streben nach Gerechtigkeit für ihn, nicht ſelten ungerecht gegen ſeine Umgebung wird und, da ihr die beſte Gabe der Frauen: die der Begütigung und Milderung des Gatten fehlt, nicht ſelten unwohlthätig auf ihn wirkt. (Vgl. die von ihr ausgegangene, vielſeitig ſchätzbare Lebensbeſchreibung ihres Mannes, Böttiger's Leben, Andeutungen in Jean Paul's Briefen, u. ſ. w.) Das Leben wird wieder trübe, die Weimar'ſchen Heroen erſter, zweiter und dritter Gattung ſagen ihm nicht recht zu. — Literariſche Anfeindungen mancherlei Art. — Der Ekel vor den ſeichten und frechen Kritikern des Tages iſt eben ſo leicht zu erklären, als zu entſchuldigen; doch daß er Herdern immer mehr zu körperlich-geiſtiger Reizbarkeit und Herbheit führt, erregt nur ein gemiſchtes Bedauern. Wahrhafte Mißbilligung aber muß es finden, daß ſelbſt die größten Männer, ſobald ſie gegen ihn auftraten, ſogleich aufhörten, für ihn groß zu ſein. Sie verloren ſeine Achtung und Liebe, und er hatte nicht Luſt, von ihnen zu lernen; was freilich unmöglich iſt, wenn gekränkter Stolz unſer Auge trübt. Einer der wichtigſten Momente in ſeinem Leben wird hier durch die bekannte Recenſion Immanuel Kant's nicht bloß gegen ein einziges Herder'ſches Buch (die „Ideen“ u. ſ. w.), ſondern gegen deſſen ganze Art, Kunſt und Philoſophie bezeichnet. Die neue Jenaiſche Literaturzeitung war gewiſſermaßen durch dieſe Kritik eingeweiht worden, und ſie hätte zu dem trefflichſten Kampfe Veranlaſſung geben können; aber Herder zog leider vor, nur im Stillen zu grollen und höchſtens gegen wenige nähere Vertraute ſeinem Unmuthe mit der Feder Luft zu machen. Hier aber zeigt ſich insonderheit Hamann in ganzer Würdigkeit und naiver, treffender Derbheit. — „Ei, ei,“ ſchreibt er ihm in einem Briefe vom 19. Januar 1786, „mein lieber Gevatter, Landsmann und Freund, daß Ihnen die Schläge Ihres alten Lehrers“ (das war Kant allerdings geweſen) „ſo weh thun, gefällt mir nicht recht. Dieß gehört zum Autorſpiel, und ohne dieſe veniam mutuam muß man ſich gar nicht einlaſſen. Jeder gute Kopf hat ſo einen Satansengel nöthig, ſtatt eines memento mori — und die bittere Aloe macht rothe Wangen, befördert den Umlauf des Blutes und den Fortgang der Arbeit, beſonders ſo lange dieſe noch unter (?) dem Amboß iſt. Das dient im Grunde Alles zu Ihrem und Ihres Werkes Beſtem, wenn Sie es gut anwenden wollen — et ab hoste consilium. Und das iſt Kant nicht, u. ſ. w.“ — Dieſe treffliche Ermahnung — auch von dem Feinde zu lernen — hat Herder nie erfüllt, und doch war ihm ſo mancher Feind geworden, von dem er ſehr wohl hätte lernen können. Noch einmal: — denn die Sache iſt wichtig genug, um dabei einen Augenblick zu verweilen —

der edle und bedeutſam eigenthümliche Schriftſteller ſoll das Rabengekrächz und Sperlingsgezwitſcher gewöhnlicher elender Gegner nicht bloß haſſen und verachten, ſondern als ein völliges Nichts betrachten, das natürlich keiner ausdrücklichen Ablehnung werth iſt; wo er aber nur irgend hoffen darf, etwas lernen zu können, oder wo er durch genaue Widerlegung des Gegners der Wiſſenſchaft Nutzen ſchaffen kann, da ſoll ihn weder Ungeduld noch Bequemlichkeit abhalten, das Gehörige zu erwiedern, wobei er ſich jeder Form bedienen darf, die Zeus' blauäugige Tochter Athene in ihrer Vielſeitigkeit nur immer billigen mag.

Ein glücklicher Umſtand war es, daß das Verhältniß zu Goethe um dieſe Zeit, kurz vor deſſen Abreiſe nach Italien, wieder neu aufblühte, und es iſt wohl anzunehmen, daß wir manches Treffliche und Jugendlichfriſchere in den „zerſtreuten Blättern“ dieſem Umgang verdanken, ſo wie Goethe ſich dadurch zu manchem wichtigen Briefe aus Rom, Neapel und Palermo veranlaßt fühlte, der uns noch heute zu Gute kommt. Ueberhaupt ſcheint es, als wenn unter ihnen die Zuneigung durch räumliche Trennung gewachſen ſei. Indeſſen iſt ein ſolcher Zuſtand doch immer ein ängſtlicher, und der Wiederverein beider Männer nach drei oder vier Jahren in dem lieben trefflichen, aber kleinen Weimar wirkte abermals nicht zufriedenſtellend.

Hamann hatte indeſſen ſein äußerliches Leben — unſcheinbar, wie es kaum irgend ein anderes iſt — von einem Jahr und einem Jahrzehnt zum anderen ſtandhaft und gelaſſen, nicht ohne ruhigen Humor fortgeſetzt, und auch als Schriftſteller fand ſich das Prognoſtikon aus dem Perſius, welches er ſich bereits bei ſeiner erſten kleinen, aber inhaltſchweren Schrift „Sokratiſche Denkwürdigkeiten“ geſtellt hatte: „Quis leget haec? Vel duo vel nemo“ (Wer wird dieß leſen? Zwei oder Niemand), vollkommen bewährt. Man darf ſogar ſagen, daß in der letzten Zeit die Kritiker, nachdem ſie ihn lange genug wegen ſeiner dunkelen Schreibart ausgeſcholten, alle Geduld verloren, und gar nichts mehr mit ihm zu thun haben wollten; ein Vorſatz, den ſie jedoch nicht hielten, da ſein letztes vortreffliches Werkchen „Golgatha und Scheblimini“ ihnen manches Furchtbare bot, das ſich nicht wohl ignoriren ließ. Dadurch verſchlimmerte ſich aber die äußere Lage Hamann’s noch mehr, auch kam das Alter und mit demſelben manche Bedürfniſſe und Krankheiten, als plötzlich ſich mit einem Male die ganze Scene ſeines Lebens verwandelte. Ein ſehr reicher, ſcharf denkender und tief und glühend empfindender junger Mann aus dem Münſterſchen, Franz von Buchholz, bot ſich dem alten Magus aus Norden mit wunderbarer, lediglich durch deſſen Schriften empfangener Liebe als Sohn an, un da das Verhältniß ſich deutlich erklärt und verklärt hatte ſchüttete er ein ganzes Füllhorn von Reichthum über den armen Packhofverwalter und deſſen Familie aus, und erbat ſich nicht dafür, als die Freude, den geliebten Adoptivvater auf ſeinen Gütern pflegen zu dürfen. Aehnliche Anerbietungen der ehr erbietigſten Neigung geſchahen von Seiten Fr. Jacobi’s un der Fürſtin Galitzin. Was hätte dem armen alternden Freund

Glücklicheres begegnen können? und gewiß theilte Herder in jeder guten und klaren Stunde innig die Freude über das Glück des geliebten Mannes. Aber die Liebe ſelbſt kann mitunter ſich ſelber hemmen, ſo bald ſich irgend eine fremdartige Empfindung hinzugeſellt. Herder hatte etwa vom Jahre 1764 an Hamann's Liebe allein genoſſen, oder doch zu genießen geglaubt, dafür aber auch eine Liebe und Verehrung und Innigkeit bewieſen, wie er ſie keinem Andern, ohne irgend eine Ausnahme, widmete; — und nun ſollte er ſie theilen? Zwar waren dieſe neuen Freunde Hamann's, zu denen ſich früher ſchon auch Matthias Claudius geſellt, die hochachtbarſten Perſonen, die man ſich nur irgend wünſchen konnte, aber Herder hatte an allen viel auszuſetzen. Den Wandsbecker Boten hatte Herder ſtets für nichts weiter, als für einen gutmüthigen naiven Mann und leidlich muntern Scribenten angeſehen, für ſein Tieferes aber nie Sinn gezeigt, denn ſo war es nun einmal: wer damals in Deutſchland durch den ſinnvollſten und inhaltſchweren Ernſt wirken wollte, mußte bei Leibe nicht mit Scherz anfangen, ſondern gleich ein wenig trüb und finſter oder mit bitterem, ziemlich miſanthropiſchem ſtolzen Witz. Jacobi's großes philoſophiſches Talent hatte Herder in früheren Zeiten anerkannt, allein ſpäterhin, da er ſelbſt mit ſeinem wenig tröſtlichen „Gott" (1786) auftrat, der kaum irgend Einem zuſagen konnte, überwarf er ſich auch mit dieſem Freunde und zog ſich kalt zurück, u. ſ. w. Wie tief ſich dieſe traurigen Empfindungen in ihn einbohrten, und wie eng ſie ihn umſpannen, wird uns nur zu deutlich, wenn wir erwägen, daß er, der ſich in früheren Zeiten Jahre und Jahrzehnte lang auf ein Wiederſehen mit Hamann — ſo wie dieſer mit ihm — gefreut hatte, jetzt (1787 und 1788) jede herzliche Einladung nach Düſſeldorf und Pempelfort, Münſter und Wellberge (dem Landgute des jüngern Freundes) ausſchlug, und es über ſich gewinnen konnte, den einzigen geliebten Hamann nicht z ſehen. Fern ſei hierbei jeder Gedanke an irgend eine rohe ode gemeine Empfindung, die bei Herder nie ſtattfand. Es waltet dabei wohl nur die unglückliche Maßloſigkeit einer gewiſſe herrſchſüchtigen Liebe, die, wenn ſie nicht Alles ganz nach ihr Angabe und Vorſtellung genießen kann, eher gar nicht genießen will. Es iſt aber eine gefährliche Sache, in eine ſo kurzen Leben, das uns ſtets das „Heute lebe!“ zuru irgend eine reine Freude zu verſchmähen, in der Hoffnun der morgende Tag könne ja wohl eine noch beſſere, und ga ſo, wie wir ſie haben wollen, zum Erſatz mitbringen. Hama konnte jedoch des alten Freundes Einladung nach Weim nicht annehmen; er litt zu ſehr an leiblichen Uebeln und ſta am 21. Junius 1788. Herder war nun in gewiſſem Si allein. — Seine äußere Lage hatte ſich nicht verbeſſe Sein Ruhm hielt ſich zwar noch ſo ziemlich, war aber ni mehr im Wachſen; ein großes Publicum hatte er nie geha und da man jetzt ſogar hier und da einige Spuren von üb Laune in ſeinen Schriften entdecken wollte, ſo war dieſer U ſtand keineswegs geeignet, ihm neue Freunde zu verſchaff Die „Dutzend-Recenſenten“, ſonſt gegen ihn etwas ſch bekamen jetzt Muth, ihn anzugreifen, und die beſſeren ſchwie größtentheils über ihn, theils weil ſie ſchon wußten, daß er ihre Ausſtellungen nicht günſtig aufnahm, theils weil ſie zu bequem waren, Neues über ihn zu ſagen, den man ja längſt kenne. Wie ſelten folgt man bei uns im Geiſt und in Liebe der ſteten Entwickelung und weiteren Ausbreitung eines ausgezeichneten Schriftſtellers, was doch gerade für den denkenden Beobachter das Anziehendſte ſein ſollte. „Nun wir erkennen ihn ja an und haben bereits vor ſiebentehalb oder achtehalb Jahren über ihn geſchrieben" — das denkt man ſehr oft und läßt es auch wohl zuweilen in deutſcher Behaglichkeit hören.

War aber jetzt ſchon Herder's Lage nicht ganz günſtig, ſo verſchlimmerte ſie ſich in den folgenden Jahren noch auf die ſeltſamſte Weiſe. Kant's unſterbliches Werk, die „Kritik der reinen Vernunft," ſchien Anfangs wenig Eindruck zu machen; als ſich aber erſt, durch die Literaturzeitung häufig angeregt, die deutſchen Philoſophen zum Leſen und Studiren des Werks entſchloſſen, erweckte es einen Enthuſiasmus, wie man ihn ſeit vielen Jahrzehnten nicht geſehen hatte. Die Wolfiſche Schule, die, was in ihr wahrhaft lebt, doch nur Leibnitzen verdankt, ward jetzt, als verlebt, leicht zur Ruhe verwieſen, die Cruſius'ſche und Baumgarten'ſche hatte nie viel gewirkt, und waren auch wohl zu beſcheiden, um ſich mit der Kantiſchen in einen ungleichen Kampf zu wagen. Es ſollte jetzt wirklich ausgemacht werden, was ſich ein für allemal wiſſen laſſe und was nicht, den „Dingen an ſich" drohte unvermeidliche Gefahr; und wirklich kam es ſchon nach wenigen Jahren dahin, daß die Xenien ohne alle Umſtände erklärten:

da die Metaphyſik vor kurzem unbeerbt abgeſtorben ſei, die Dinge an ſich nächſtens sub basta verkauft werden würden. Bereitete aber ſchon die Kantiſche Philoſophie Herdern viele Leiden, ſo gingen von der conſequenteren und ſtrengeren Fichtiſchen Lehre noch größere für ihn aus; und ſelbſt unter Herder's guten Bekannten waren Manche, die nunmehr gar nicht recht wußten, wohin ſie den noch ſo regen Mann, den man doch nicht zur Ruhe verweiſen konnte, placiren ſollten, unter die Philoſophen oder Theologen, unter die Dichter oder Naturkundigen. Die jüngere Welt, die damals größtentheils nur auf Kantiſch-Fichtiſchen Bahnen weiter ſtrebte, während Viele auch wohl nur mit Worten der Schule klingelten, nahm von Herder kaum mehr Notiz, und ſelbſt die vortreffliche Ueberſetzung von Balde's Gedichten wurde nur mit kühlem Beifall aufgenommen. Die neuere Philoſophie hatte endlich auch eine neue Aeſthetik hervorgebracht, als deren Haupt man Schillern ſeit der Erſcheinung der Horen zu betrachten ſich gewöhnte, dem ſich Goethe, in reiner Geiſtes- und Gemüthsfreiheit, doch liebevoll anſchloß. Wieland und Herder entſagten jeder Gemeinſchaft mit dieſer neuen Aufregung, die, wie nöthig ſie auch war, ihnen nicht zuſagen konnte. Wieland hatte ſeit ſeiner Rückkehr von ziemlich gehaltloſer religiöſer Schwärmerei ſchon ſeit etwa 1760 ſein eigentliches Naturell in Scherzen und Zweifeln, Reflexionen und Dichtungen munter, witzig und heiter walten laſſen, und damit war er und ganz Deutſchland zufrieden; Herder hatte von der früheſten Zeit an ſein oft großartiges Ahnungs- und Anſchauungstalent ausgebildet und manches ſchöne Reſultat hingeſtellt; aber das Alles ſollte nun nicht mehr ſeinen alten Preis gelten. Wieland, wie tief er ſich auch verletzt fühlte, erhielt ſich wenigſtens die Freundlichkeit und Munterkeit in den meiſten Stunden, obwohl er ſehr deutlich bemerkte, wie kühl jetzt ſeine neueſten Romane und anderweitigen Schriften aufgenommen wurden, im Vergleich mit früherer Zeit. An ſich ſchon und bloß im Allgemeinen betrachtet, muß eine ſolche bittere Erfahrung ſchon tief ſchmerzen, aber auch die widerlichen Einzelnheiten, welche dieſelbe begleiten: Verhandlungen mit Verlegern über die zu modificirenden Honorare, Vergleichung des früheren Abſatzes der Schriften gegen den heutigen, witzelnde Recenſionen, u. ſ. w. werden ihm nicht erlaſſen, und dennoch — zu ſeiner großen Ehre ſei es geſagt und wiederholt — er blieb heiter, freute ſich des Gewonnenen in Ruhe und Gemäßigtheit, und lebte ſo ziemlich, wie es in früheren Tagen bei ihm angenehm herkömmlich war. Aber das Verſtändniß ſeiner Zeit ging nach und nach immer mehr verloren. Was Kant und Fichte eigentlich wolle, vermochte ihm ſelbſt ſein geliebter Schwiegerſohn Reinhold nicht deutlich zu machen, und da dergleichen Lehren weder in Ariſtipp's noch in Shaftsbury's Philoſophie vorkamen, ſo blieb ihm die ganze Sache verdächtig. Wenn er aber in Angelegenheiten der ſpeculativen Philoſophie doch wenigſtens zuweilen fragte, ſo nahm er ſich dieſe Mühe in äſthetiſchen Angelegenheiten nicht, und nach kurzem Blättern in den Briefen über äſthetiſche Erziehung, und in dem Aufſatze über naive und ſentimentale Dichtung, entſagte er für immer der neueren Aeſthetik, und bildete ſich nicht ſelten ein, Dieſes und Aehnliches, was die Zeit mitbrachte, ſei doch eigentlich nur gegen ihn gerichtet. Wie ſehr er ſich in dieſer Hinſicht irrte, hätte ihm ein einziger tieferer Blick, beſonders in dem letztgenannten Aufſatz, beweiſen können, aber eben dieſes tiefern Blicks war er nicht mehr fähig, ja wir finden ihn zuweilen von dem zu beurtheilenden Werke ſo ganz entfremdet, daß wir kaum den eigenen Augen trauen, wie dieß z. B. bei ſeinem Briefe an Böttiger vom 10. März 1799 über Schiller's „Wallenſtein" der Fall iſt, der ihm vorzugsweiſe bereits als Manuſcript mitgetheilt worden war. Es iſt uns, als könne von dem Wallenſtein, den wir jetzt Alle kennen und als die ehrwürdigſte tragiſche Tendenz des Jahrhunderts betrachten, gar nicht ſo geſprochen werden, als Wieland ſpricht, und er meine ein ganz anderes, nie gedrucktes und deßhalb völlig unbekannt gebliebenes Werk. Mit den ſpäter und raſch hinter einander folgenden Schiller'ſchen Dramen ging es ihm nicht beſſer, doch war Goethe mit ſeiner natürlichen Tochter und noch lange nachher mit den Wahlverwandtſchaften bei ihm in gleicher Verdammniß. Wir können, wenn wir ſolche Zeichen ſehen, uns kaum mehr wundern, daß Männer und Jünglinge wie die beiden Schlegel, Novalis, Tieck, u. ſ. w. für ihn weder Lehren noch Freude hatten, und daß er bald genug völlig aufhörte, von ihnen und der ganzen neuen Schule irgend Notiz zu nehmen.

Wir hätten Alles, was wir ſo eben von Wieland geſagt, nur gleich auch von Herder ſagen können, allein leider kam dieſem dabei nicht zu Gute, was jenem zu Gute kommen mußte. Wieland war bereits ein Sechziger, als jener neue Tag über unſerer Literatur aufging; und wenn wir es auch mit Recht ſtrenge rügen müſſen, daß er ſich nicht genug bemühete, den großen Sinn dieſes friſchen Tages zu erkennen, ſo bleibt doch die menſchliche Entſchuldigung, daß es ihm allerdings ſchwer werden mußte, und ſo konnte man ihm wohl gönnen, ſich ſelbſt, die näheren Freunde und manche gutmüthige Dilettanten durch leichte paraphraſirende Ueberſetzungen aus dem Griechiſchen und durch eigene kleine neuere Erzählungen von Zeit zu Zeit zu erfreuen. Zur öffentlichen Polemik nahm er ſich ſelten Zeit, und wenn er es that, ſo zeigte er ſich doch wenigſtens munter und launig dabei, und was etwa geſprächsweiſe in das Herbere ging, verhallte noch ſchneller als jenes.

Ganz anders ſtand es mit Herder. Nachdem er eine geraume Weile ſeinem Unmuthe und Verdruſſe ohne alle Milderung, doch nur im Stillen, Raum gegeben hatte, entſchloß er ſich endlich, ſeine Polemik auch öffentlich zu üben. Auch der edelſte Menſch muß, wenn er ſich der Leidenſchaft hingiebt, die Tramontana verlieren, ganz beſonders aber, wenn er eben dieſe Leidenſchaft für Tugend hält. Da wird ihm ſelbſt der bloße Groll als reiner Zorn, und ein raſch aufgefaßtes bitteres Urtheil nach und nach als unumſtößlich erſcheinen. Ein Beiſpiel für viele. Sein ungemäßigter, nie nachlaſſender Haß gegen die Xenien, die er, ohne ſich im Mindeſten die Mühe des Sonderns zu geben, unbedingt verdammte, während er conſequent wenigſtens die Hälfte hätte

anerkennen müſſen. So ergrimmte er z. B. gegen die
alten Gleim betreffende Xenie ohne Maß, ſo daß Jeder,
das gehaßte Epigramm nicht kannte, hätte vermuthen ſo
es ſei in demſelben eine Art von literariſchem Frevel bega
Und wie anders ſtand es damit bei dem erſten ruhig prüfe
Blicke? Man hatte Gleim mit dem alten Peleus vergl
Iſt das verletzend? es iſt eine ausgezeichnete Schmei
Dieſer Peleus — das wiſſen wir Alle ſeit unſeren Terzi
jahren — war ein ſo ſtattlicher Held und Fürſt, da
ſelbſt die ſilberfüßige Thetis ihre Götterhand zu reichen
verſchmähete, daß bei dem Feſte ihrer ehelichen Verbi
die Götter und Göttinnen ſelbſt zugegen waren, und
den übergewaltigen Achilleus Sohn nennen durfte. Da
dieſer Peleus doch auch einmal alt wurde und dann a
und Schnelle verlor, verſtand ſich doch wohl von ſelbſ
Xenien waren ſo gerecht, Gleim's herrliche Grenadi
ausdrücklich zu rühmen, und nur zu bedauern, daß er
alte Kraft und Schnelle verloren habe; ein Umſtand,
nicht verhehlen ließ, da die Zeugniſſe des Sinkens in
ligen neuen Almanachen vorhanden waren; aber Herd
nun einmal ſchlechthin nicht haben, daß ein Mann,
einmal eine mehr als gewöhnliche Neigung gewid
angegriffen werde. Ein natürliches Gefühl, bei
ſich nur hüten muß, nicht unliebend und ungere
gerechte Angreifer zu werden.

Und dennoch ſollte die ſpätere Zeit ſich noch u
geſtalten. Er war in Beziehung auf F. A. Wolf und

maßen auch zu Voß anmaßend erſchienen, denen er doch als Philolog durchaus nicht gewachſen war, und es konnte ihm freilich nicht gefallen, daß man ihn mit kaltem Stolz und ſogar höhnend zur Ruhe verwies. Das Schlimmſte aber war jedoch immer, daß ſich überhaupt die Zahl ſeiner Leſer von Jahr zu Jahr verringerte. Da glaubte nun Herder, einen ganz neuen Weg einſchlagen zu müſſen, und zwar den der heftigſten und wildeſten, und nicht bloß bitterſten, ſondern gallichtſten Polemik. Zeugniß davon giebt die Metakritik, welche die herrſchende Philoſophie, und die Kalligone, welche die herrſchende Aeſthetik bekämpfen und, wie er hoffte, zerſchmettern ſollte. Es erhob ſich aber ein faſt allgemeiner Unwille; man fand, daß Herder's Geiſt, der ſich nie als ſyſtematiſch philoſophirend gezeigt hatte, der Sache überhaupt nicht gewachſen ſei, und ſo kam es, daß die erſten Führer des Publicums, Kant, Fichte, Goethe, Schiller, Schlegel, Tieck, ſich gar nicht ernſthaft auf dieſe Bücher einließen, ſondern ſie höchſtens nur einmal nebenbei als Producte einſeitiger Heftigkeit ablehnten. Dieſes Benehmen war für Herder das allerungünſtigſte, doch läßt es ſich allerdings leicht erklären. Denn warum ſollten ſie eine beträchtliche Zeit an Widerlegung von Büchern wenden, deren gute Einzelnheiten ſelbſt durch leidenſchaftlich-herben Vortrag faſt ungenießbar geworden wären, wenn ſie nicht ohnehin durch die daneben auftauchenden Irrthümer alles Gewicht verloren hätten. Die Indignation vermag freilich, nach dem Ausſpruche Juvenal's, Verſe zu machen, und mitunter ſehr gute, aber für die philoſophiſche

Kritik und für die Abfaſſung von umfangreichen Werken, die wie welthiſtoriſche Schlachten wirken ſollten, iſt ſie durchaus nicht geeignet. Dazu kam nun noch das neue Journal „Adraſtea," deſſen polemiſcher Theil Niemanden betrüben konnte, als des Verfaſſers Freunde. Das Widerliche dieſer Polemik zeigt ſich beſonders in dem leidenſchaftlichen Herumſtreifen an den Grenzen der Wiſſenſchaft und Kunſt, an dem Grimme, den er doch aus Rückſichten, die oft nur in Localverhältniſſen ihren Grund hatten, halb verhalten, oder doch mit Verſchweigung der Namen der Männer, gegen die der Zorn gerichtet iſt, nur in das Allgemeine oder in die Vergangenheit richten muß. Waren ihm Schiller's großartige Tragödien, denen man bei genauerem Anſchauen das Vermögen, ein neues deutſches Theater zu begründen, wohl anſehen mußte, dennoch widerſtrebend, waren ihm Goethe's neuere Gedichte, und inſonderheit die dramatiſchen: „Was wir bringen?" und „Eugenie," war ihm die bald feine, bald derbe Kritik der Schlegel, die herrliche Productivität Tieck's, die poetiſch-leiſe Myſtik Novalis' wirklich ſo zuwider, als es durch Berichte von allen Seiten bekannt genug iſt: warum trat er nich würdevoll und gelaſſen, genau und offen in voller Rüſtung und Krieg erklärend gegen ſie auf? warum begnügte er ſich mit bloßem Necken und Witzeln, oder mit bloßem Antippen und Anzapfen? Solche Proceduren mögen für die munterſte Stunden aufgeſpart werden, dann erfriſchen ſie das Blut, un die Angegriffenen wiſſen doch, woran ſie ſind; aber ein trübſinnig grämelnder Witz wird leicht zu einem polternden, will durch einander rauſchenden, der aber eben deßhalb gar leicht verrauſcht und verſtürmt. Mußte Herdern nicht ſchon die bloße Frage: Wie kommt ein ſolches Journal zu dem Namen Adraſtea, der Göttin des Maaßes, der heiteren, auf ſich ſelbſt beruhenden, vor allem zu Viel und zu Wenig geſicherten Kraft? zur Beſinnung bringen!

Sammeln wir uns noch einmal vor Herder's Bilde, ſo finden wir, wenn wir es rein menſchlich betrachten, ein ſehr einfaches Reſultat. Bei ſtetem Streben nach reiner Sittlichkeit, das von ſeiner höheren Natur begünſtigt ward; bei mannigfaltigen und ſtets ſorgſam entwickelten Anlagen; bei der trefflichſten, ausgebreitetſten Gelehrſamkeit; bei dem herrlichſten rhetoriſchen Talent, das ihn ſtets alle kleineren und blendenden Redekünſte verſchmähen ließ; bei einem ehrenvollen Amte und im näheren Verhältniſſe und Umgange mit den vortrefflichſten Männern ſeiner Zeit, namentlich in jener Stadt, welcher ſelbſt unwillig Zugeſtehende dennoch den Namen eines deutſchen Athen's nicht beſtreiten konnten; bei allem Dem wage ich dennoch zu ſagen, war er nicht glücklich: ihm fehlte im Leben die milde Nachgiebigkeit, und als Schriftſteller die heitere, productive Kraft, in ſo weit wir ſie die poetiſche nennen dürfen.

Wahre Nachgiebigkeit iſt in Beziehung auf die Idee ſelbſt nicht zu fordern, und es iſt nicht Milde, ſondern Schwäche, wenn wir ihr auch nur ein Haarbreit vergeben; aber in Beziehung auf unſere individuellen Kräfte, mit denen wir jene Ideen erfaſſen und vertheidigen, ſoll in uns eine tiefe und reine Beſcheidenheit wohnen. Sind wir dahin gelangt, dann wird

es uns auch nie an Gerechtigkeit und Anerkennung fremden
Talents oder Genies, oder Tugend und Verdienſtes fehlen.
Es iſt ſchon oben angeführt, daß es Herdern in dieſer Hinſich
obwohl nicht an Anerkennungsfähigkeit, doch an Anerkennungs
luſt nicht ſelten zu mangeln ſcheint. Daher kommt es, da
man ihn meiſtens ſo gern hört über verſtorbene Schriftſteller
während man ihn oft der Unbilligkeit gegen Mitlebende zeihe
muß. Wir wollen hier das Menſchliche, ſobald es nur nich
zur habituellen Schwäche wird, dem Menſchen gern zugeben
denn es giebt allerdings unangenehme und widerſtrebende Pe
ſönlichkeiten genug, die unſer Urtheil in gewiſſen Moment
ſtören können. Aber auch nur für Momente; der Menſc
der Dichter und der Kritiker ſoll höher ſtehen, als dieſe M
mente, und jede helle Minute wird ihm ſagen, daß es übe
haupt gar keine Gerechtigkeit giebt ohne Liebe. An ſolch
Tagen, von denen es lautet, daß man weder ſich noch Ande
leiden mag, ſoll man überhaupt gar nicht ſchreiben, auch kein
Brief an Freunde über rein menſchliche Angelegenheiten; a
allerwenigſten aber an ſolchen Tagen, wo man ſich ſelbſt ſe
wohl, Andere aber gar nicht leiden mag. Kämpfen wir a
nicht gewaltig dagegen, ſo können ſolche Tage leicht zu Woch
und die Wochen zu Monaten und Jahren werden. In die
Hinſicht beziehe ich mich auf Goethe's Selbſtbiographie u
Alles, was dort über Herder zu finden iſt. Sonſt geben a
auch manche ſeiner Briefe darüber Aufſchluß, beſonders ein
an Merck. So hatte z. B. im Jahr 1772 die Frankfur
gelehrte Zeitung einen für Deutſchland ſehr wichtigen u

geiſtreichen Aufſchwung genommen; darüber hätte nun er auch als Mitarbeiter eine rechte Freude haben ſollen, aber ſie wollte doch nicht recht gedeihen, und ſo heißt es einmal: „In Ihren Zeitungen ſind Sie immer mein Sokrates, Addiſon (— wozu dieſe offenbare Halbironie, da Merck kaum irgend eine Aehnlichkeit mit jenen beiden Männern hatte? —), Goethe meiſtens ein junger übermüthiger Lord mit entſetzlich ſcharrenden Hahnenfüßen, und wenn ich dann einmal komme, ſo iſt es der irländiſche Dechant mit der Peitſche.“ Schon dieſer Witz geht weit über die Linie der Grazie, wie der Freundſchaft. Noch ſchlimmer wird es, wenn irgend etwas über ſein wirkliches Leben und über ſein Meinen und Handeln in demſelben ihn aufgereizt hat. Dann entfallen ihm ſogar Worte, wie folgende: — „ſo wende ich mich von Euch und halte es kaum werth, mit Merck, dem leidigen Tröſter, und mit Goethe, dem elenden Wahrſager, Naturkenner und Zeichendeuter, ſo viel Worte zu wechſeln, als der geplagte Hiob mit ſeinen Freunden, unter denen Goethe juſt zuletzt kommt, wie Elihu.“ Man ſage nicht, das ſei doch Alles nur Scherz; es iſt *halber* Scherz, und darum ſchlimmer als bitterer Ernſt oder flammende Leidenſchaft, deren Hintergrund doch oft Liebe iſt.

Daß Herder mitunter aber auch über ſich ſelbſt ein ſtrenges Wort ſprechen kann, verſteht ſich freilich ganz von ſelbſt. So giebt er z. B. Merck die Erlaubniß, in ſeinen Aufſätzen für die Zeitung zu ändern und auszuſtreichen. „Ich rede oft,“ heißt es dann, „als wenn kein Menſch Deutſch verſtände, und da mir überhaupt das ſchöne Runde fehlt, mit dem ihr Leute die Welt betrügt, ſo iſt allemal die Zeit, wenn ich mich leſe, mir Aergerniß und Zwiſt. Benehmen Sie mir die, ſo viel Sie können; es iſt nicht gut, daß der Menſch ſich ärgert." (Siehe die Briefe an Merck S. 37.) Dieſe wenigen Zeilen, eben weil ſie nur leicht hingeworfen, ſind für den, der wirklich leſen kann, d. h. der die Bewegungen in der Seele des Schreibenden kennt, von nicht geringer Wichtigkeit. Herder hatte bis jetzt nur kernhaft ſchlagend und keilartig geſchrieben, nun aber hätte er gern auch ſeinem Styl, wie Goethe es vermochte, Reiz, Anmuth und Ründung gegeben; aber das Verlangen iſt noch nicht der Beſitz, und ſo mußte er ſich ſelbſt geſtehen, daß ſeine Darſtellungsweiſe jene zarten Eigenſchaften nicht beſitze. Dieſe Selbſterkenntniß iſt lobwürdig, er ſpricht dem Freunde das Recht zu, in ſeinen Beiträgen zu corrigiren, — merkwürdige Beſcheidenheit. Er erkennt die Ründung als einen Reiz an, der ſeinem eigenen Style mangele, dann aber iſt er auch durch die Uebung im Selbſtbeherrſchen gleichſam ermattet worden, und in der Verdrießlichkeit, daß ihm ſolche Geſtändniſſe entwiſcht ſind, vernichtet er durch den raſchen Zuſatz: „mit welchen Ihr die Welt betrügt," Tadel wie Lob.

Aber wird hier nicht zu großes Gewicht auf einzelne Aeußerungen gelegt? Mit Nichten, denn ſie ſtehen nicht einzeln, ſondern ſie gewinnen leider immer mehr an Bitterkeit, ja, es kann zuletzt eine völlige Gewohnheit daraus werden, ſich übervornehm und unzufrieden-hochmüthig auszudrücken; beſonders, wenn ſich hoffen läßt, durch eine überraſchend ſatiriſche Wendung Beifall oder doch Erſtaunen zu gewinnen. So heißt es z. B.: „Kreuz ruhe ſanft; ich will doch wirklich nun ſeinem Tode zu Ehren ſeine neue Ausgabe leſen.“ — Wie pathetiſch und, da die Ausflucht übrig bleibt, auch dieß Pathos ſei nur ſcherzende Form, wie ſchwankend zwiſchen Ernſt und Scherz. Indeſſen mag es hingehen, da Herder ſelbſt ſpäterhin öffentlich durch ein paar gute Bemerkungen über den — in den Literaturbriefen vergeſſenen! — Dichter die Sache wieder gut machte. Dann aber heißt es in dem Briefe weiter: — „Gellert's Bild kenne ich ſeit lange. Es hat unter andern auch die Aehnlichkeit mit ſeinem Original, daß es eben ſo viel ſpricht und denkt wie daſſelbe. Ich habe mich ſchon in Hamburg umhergezankt, daß das Publicum aus den Falten des Menſchen im Bilde noch ſo viel zu ſtudiren Luſt hat, als wenn an dem Geſicht etwas zu ſehen wäre.“ Wie ungerecht und hart verletzend, und der Witz iſt nicht einmal neu, ſondern kann höchſtens durch die neue Wendung auf einen Augenblick imponiren. Man ſage nicht, das ſeien doch Alles nur hingeworfene Meinungen in einem Privatbriefe: denn um ſo wichtiger werden ſie, und was einmal gedruckt iſt, liegt doch der Beurtheilung vor; und ſo erſchien es mir ſehr wohl der Mühe werth, darauf hinzudeuten, zur Lehre und Warnung für Tauſende. Denn ſicher iſt es, daß Herder durch ſolche Rauhheit, Grobheit und Spitzigkeit nicht gewinnen, ſondern nur verlieren konnte, nur verlieren, für ſich ſowohl als für Andere, die ſich zuletzt daran gewöhnten, nur in voller Rüſtung mit dem unzufriedenen Manne umzugehen, wie dieß

ſelbſt periodenweiſe bei Goethe der Fall geweſen zu ſein ſchein
Zwiſchen Schiller und Herder entſtand dadurch nach und na
ein Verhältniß, das man leider als bitter-feindlich bezeichn
darf, und das ſich nie löſen konnte, da Herder's Aeußerung
meiſtens nur in ſchneidenden Machtſprüchen beſtanden. E
heiteres, logiſch geordnetes, tiefer gehendes Geſpräch, wie
Schiller ſo gern und ſo edel führte, konnte unter ſolchen U
ſtänden nie zu Stande kommen, und ſo wurde der Bruch u
heilbar. Es iſt ferner bereits oben bemerkt worden,
Herdern ein reiches productives Genie gefehlt habe, das al
ihn glücklich durch die ſtets angeſtrengten Jahre ſeines Leb
hätte führen können. Nach einem vollſtändigen Beweiſe di
Urtheils wird hier wohl ſchwerlich Jemand ſuchen, und
bloße offenbare Mangel an ſinnlicher Lebendigkeit in ſe
Gedichten, Behaglichkeit und Leichtigkeit, entſcheidet ſ
gegen ſie als Gedichte. Es ſind Erzählungen und Para
voll tiefen Sinnes, Ausſprüche eines denkenden Geiſtes,
einer erhabenen Geſinnung, die, mitunter kränklich, ſich üb
auf die edelſte Weiſe nach Geſundheit und Kraft um
Sein großes, ja faſt beiſpiellos großes Talent, den Ke
mancher Völker zu erkennen, wie er ſich im Leben und
Literatur, in Muſik und Poeſie, ja ſogar in den kleinſte
dern, Umgangsformen und Formeln, Sprichwörtern, Sch
u. ſ. w. andeutet, wird ſtets der höchſten Achtung werth bl
nur erwarte man nicht das Zurückſtrahlen eines wirk
Kunſtwerks durch ein neues, durch eine vollendete Ueberſ
in unſerer Sprache. Er giebt uns nur den Pulsſchla

den Tact der Völker in ihren Stimmen wieder, aber mit der Form gelingt es ihm nicht; und ſo iſt es z. B. wahrhaft rührend, wie er im innigſten Gefühl für die unverwüſtliche Schönheit ſo manches alten und neuen durch Shakſpeare's Dramen hintönenden Liedes, wie ſehr er ſich auch anſtrengt, es würdig zu überſetzen, dennoch die Form nicht treffen kann. Späterhin in den Mannesjahren verſuchte er ſelbſt kaum noch die gemeſſeneren Nachbildungen; und wie es wohl zu geſchehen pflegt, daß man verwirft, was man nicht erreichen kann, ſo tadelte er die zu große Strenge, nach welcher die berühmteren Ueberſetzer im letzten Zehntel des achtzehnten Jahrhunderts ſtrebten.

Müſſen wir nun aber auch als Ergebniß dieſer zerſtreuten Bemerkungen wiederholen, daß Herder nicht ſo glücklich war, als die Verehrer ſeines Geiſtes ihm wünſchen möchten, und als er ohne jene Hemmung hätte ſein können, ſo müſſen wir doch um deſto freudiger der unverſieglichen Quelle gedenken, aus der ihm ſtets neue Erfriſchung und Aufregung zuſtrömte, obwohl ihm, wie bereits oben angedeutet wurde, dieſe Aufregung mitunter in einem zu ſtrengen Maße ward. Herder hatte die Freuden der reinſten Liebe nur in ſo weit geſchmeckt, als es die Trennung von dem geliebten Gegenſtande erlaubte. Für ſo bedeutſame, wiſſenſchaftlich zerſtörende und neu aufbauende, in gewiſſer Hinſicht ſogar groß zu nennende Jünglinge, wie er, findet ſich in unſerem wunderlich geſtalteten Deutſchland nicht gleich ein genügend einträgliches Amt; und wie beſcheiden man auch ſeine Wünſche einrichten mag, es öffnet ſich nicht leicht die Thüre zu einer bequemen Wohnung für Frau und Kinder. „Die erſehnte Zeit kam endlich," ſchreibt Herder's Frau in den Erinnerungen aus Herder's Leben, „da Herder mich nach Bückeburg holen konnte. Der 2. Mai 73 war unſer Hochzeittag in Darmſtadt. Ein ehrwürdiger alter Geiſtlicher copulirte uns im Kreis meiner Verwandten bei einer ſchönen Abendröthe. Es war Gottes Segen, den er über uns ausſprach. Die Liebe meiner Geſchwiſter, die heiterſten Maitage verſchönerten unſer Freudenfeſt; es war uns, als fühlten wir Gottes beſtätigende Stimme zu unſerem Bündniß. Der Abſchied war mir ſchmerzlich; aber er — erſetzte mir mehr, als Alles, gab mir tauſendfältig mehr, als ich je verdiente, je hätte ahnen können! Mit Schmerzen denke ich jetzt noch daran, wie ich ihn während unſers Brautſtandes mit meinen Vorſtellungen quälte, „„mich zu vergeſſen, da ich weder Vermögen noch andere Vorzüge beſitze ihn ſo glücklich zu machen, wie er's verdiene."" Jn jedem Brief ſagte er mir, daß ich das Glück ſeine Lebens ſei. U. ſ. w. So liebte er mich in meiner Armuth. Und ich — o Gott, hätte ich zehn Leben für ihn hingebe können!" — — —

4.

Ein kleines Wort zur Geſchichte des deutſchen Luſtſpiels.

Jn ſämmtlichen deutſchen Lehrbüchern der Aeſthetik, Literargeſchichte u. ſ. w. findet ſich die Klage, daß wir das Luſtſpiel und die Poſſe nicht genugſam angebaut haben; auch i wohl nicht leicht ein Kritiker zur Ruhe gegangen, ohne ſeinem nach dem Komiſchen dürſtenden Herzen auf beliebige Weiſe Luft zu machen. Die Klagen ſelbſt ſind gerecht; aber manche dieſer Klagenden haben ſich ſo unbeholfen dabei angeſtellt, daß ſie wohl verdient hätten, als Epiſode in einem Luſtſpiel vorzukommen. Auch hat es ja die Komödie immer in der Art gehabt, Sachen, die ſie beſonders angehen, in der Komödie ſelbſt vorzutragen: — ein ſchönes Privilegium, das ſie noch lange nicht genug benutzt hat. So iſt es ferner noch die Frage, ob wohl allen jenen Klagenden die ganze Reihe der Luſtſpieldichter, die wir doch wirklich gehabt haben, auch hinlänglich bekannt ſei. Mancher würde doch vielleicht in einige Verlegenheit kommen, wenn er gefragt würde: Kennſt Du auch wohl genugſam Hans Sachs, Ayrer, A. Gryphius, Chriſtian Weiſe, die Puppenkomödie des ſiebzehnten Jahrhunderts, unter denen ſich auch viele Luſtſpiele befinden, Felix Weiſſe, Elias Schlegel, Mylius, Leſſing, Gellert, von Cronegk, Romanus, Lenz, Goethe, Engel, Brandes, Schröder, Brezner, Iffland, Kotzebue, Jünger u. ſ. w.? Es iſt wahr: man kann nicht ohne Lächeln dieſe Namen ſo dicht neben einander nennen, denn das Vortrefflichſte, ſo wie das — wenigſtens relativ — Gute und Bedeutſame ſcheint hier gar zu traulich dem Wunderlich-Bizarren, Nachgeahmten, Pedantiſchen, Matten, Philiſterhaften u. ſ. w. die Hand zu bieten. Dennoch iſt in dieſer Reihe nichts völlig Unbedeutendes, und irgend etwas zu lernen, wenn man nur überhaupt das Lernen nicht verſchmähen will, giebt es doch bei Jedem; ſollte es auch zuweilen nur als hiſtoriſche Notiz oder gar nur als äſthetiſch-negirend gelten können.

Betrachten wir nur die nächſte Vergangenheit mit friſchem Auge, ſo werden wir Manches finden, wovon in den Lehrbüchern nichts oder gerade das Gegentheil ſteht. Der ausgezeichnet talentvolle Lenz konnte unmöglich etwas Dauerndes geben, da er in ſich ſelbſt nicht dauerhaft begründet war. Da wo er ein Muſter vor ſich hat, z. B. in der freien Bearbeitung von Shakſpeare's „verlorener Liebesmühe“, iſt er lebendig und angenehm. Auch Plautus kommt ihm nicht ſelten günſtig zu Hülfe. Giebt er uns aber eigene Erfindung, ſo erſcheint er ſchwankend und gleichſam nach allen Seiten hin verſuchend, ſo daß ſchlechthin an keine Einheit zu denken iſt. Es iſt faſt als zerrupfe er die Flügel ſeines Genius, und laſſe die einzelnen glänzenden Federn von jedem beliebigen Lüftchen davontragen. Dieſes Spiel, das ihn einige Zeit mag ergötzt haben, deutet jedoch ſchon auf innerliches Mißbehagen hin, das nach und nach zu jenem Elend führte, in welchem wir den reichbegabten jungen Mann ſpäterhin verſtrickt ſehen. Ein jammervoller Zuſtand, der jede Kritik entwaffnet und nur das innigſte Mitleid weckt.

Brandes hat bei weitem nicht ſo viel Talent als Lenz, verſtand ſich aber auf ſein Publicum, wußte und gab ihm, was es wollte. Es wollte aber ſehr Vieles und gar mancherlei, und Brandes war die Gefälligkeit ſelbſt. Dieſes freundliche Verhältniß dauerte jedoch nur etwa zehn Jahre; denn als ihn Altersſchwäche und Mangel an Beweglichkeit hinderte, die

Wünſche des Publicums ſo ſchnell und pikant zu befriedigen, wie es z. B. der trefflich gewandte maitre de plaisir, Kotzebue, vermochte, ſo wurde er vergeſſen. Als er endlich im Jahr 1790 eine Auswahl ſeiner dramatiſchen Werke veranſtaltete, von deren Ertrage er die letzten Jahre ſeines Lebens ruhig leben zu können hoffte, fand er ſich bitter getäuſcht; man ſah ſich unter einander fragend an: „wer iſt dieſer Brandes?“ und während man ſich noch auf die rechte Antwort beſann, blieben die ſauber und correct gedruckten Exemplare ſeines Buches in den Buchhändlergewölben wie gefeſſelt liegen, und ohne Engel's thätige Unterſtützung (die ſich beſonders durch eine zweckmäßige Benutzung ſeines Talents bewies) wäre das höhere Alter des vielerfahrenen Mannes ohne Zweifel ſehr traurig geworden. Er endete mit ſeiner Lebensbeſchreibung in drei Bänden (1799 und 1800), die an materiellem Intereſſe ſelbſt die meiſten Robinſonaden weit übertrifft.

Merkwürdig und ſeltſam iſt es in hohem Grade, daß ein Mann, der von der früheſten Jugend auf ein ſo bunt-phantaſtiſches, abentheuerliches Leben führte, voll Glanz und Ruhm, und voll Jammer und Elend, in allen ſeinen ernſten Dramen ſo ſteif und zuſammengeſchnürt, ſo gänzlich poeſielos erſcheinen konnte. Nur im Luſtſpiel bewegte er ſich etwas freier, und noch im Jahr 1809 brachte Iffland eines derſelben, „die Schwiegermütter“, mit gutem Erfolg von neuem auf die Bühne.

Jünger ſcheint mir ſtets überſchätzt worden zu ſein, denn einige ſeiner Erfindungen ſind erträglich, und es geht ſo leicht hin, wie ein ſeichter Tag; ſo wie überhaupt Manches, was man gewöhnlich leicht zu nennen pflegt, gleich auf den nahe liegenden ſchlimmen Reim hindeutet. Seine Narren und Gecken mögen noch paſſiren, ob wohl ſie nicht deutſch ſind, aber ſeine Oheime und Neffen, ſeine Liebhaber und Liebhaberinnen, junge Wittwen u. ſ. w., und beſonders, die uns als edelgeſinnt und würdevoll und anmuthig im Stücke ſelbſt geprieſen werden, erſcheinen mir meiſtens völlig unerträglich.

Brezner's Talent iſt faſt vergeſſen, auch möchte ich wahrlich kein großes Aufheben davon machen. Indeſſen hat er einige tüchtige Situationen, die in ſich ſelbſt nicht ſo ſchnell veralten würden, wären ſie nur nicht ſo ganz aus dem Groben gehauen, wie z. B. im Räuſchchen, in welchem ſogar ein verliebtes zehnjähriges Mädchen durch eine faſt greuliche Naivetät leider nur zu vielen Beifall gefunden hat. Zuweilen bewegt er ſich ſehr raſch, ohne gerade in das Seichte zu fallen; dann aber kann er nie ein Ende finden, und völlig zufrieden mit einigen ſpaßhaften Situationen, ſchreibt er immer darauf los, bis ihn endlich der fünfte Act zwingt, zu ſchließen. Daß das Drama ein Kunſtwerk ſein müſſe, künſtleriſch frei und künſtleriſch begrenzt, ſcheint ihn nicht gekümmert zu haben. Alles iſt bei ihm locker, loſe und auseinander gehend. Indeſſen glaube ich doch, daß Einiges aus der Komödie „Complimente und Wind", ſo wie aus der „Erbſchaft aus Oſtindien" der Beachtung werth ſei. Die Erfindung in Heimburg und Marie iſt ſehr einfach, ſpannend, die Ausführung aber leider ſehr trocken und weitläufig, und in den meiſten Scenen herrſcht eine troſtloſe Dürre, ſo daß das ganze Stück von A bis Z umgearbeitet werden muß.

Bei weitem höher als die letzt genannten Schauſpieldichter ſteht **Iffland**, der Anfangs faſt vergöttert und als Statthalter der dramatiſchen Poeſie betrachtet wurde, dann ſtreng, dann hart beurtheilt und endlich wohl gar hier und da verſpottet worden iſt. Was gegen ihn zu ſagen, iſt jetzt ſo leicht zu ſagen, daß ich es ſchon um deßwillen nicht wiederholen mag. Was für ihn zu ſagen, möchte eher an der Zeit ſein. Hier nur ein paar Worte. Iffland's Familiengemälde iſt als eine original deutſche Erfindung zu betrachten; denn was andere Nationen uns als ſolches geboten haben, berührt nur in einzelnen Scenen das Familienweſen, und nie hat Jemand eine Gattung daraus machen wollen. **Lillo's** Kaufmann von London iſt nur eine dramatiſirte Criminalgeſchichte, und wir bezahlen das Bischen Pſychologie, das uns hier geboten wird, durch den Anblick der nervenzerreißenden Greuel viel zu theuer. **Goldoni**, oft ſo erfreulich im Luſtſpiel und in der Poſſe, zeigte in ſeinem Familienvater, daß er bei allem Reichthum an Farbentöpfchen doch auch ſehr ſeicht und arm erſcheinen könne. Sein Stück gleicht einer grell illuminirten Homanniſchen Landkarte, die man doch ſchwerlich für ein Gemälde gelten laſſen kann. **Diderot** und **Beaumarchais** endlich ſtehen in ihren ſogenannten Familiengemälden hauptſächlich nur als erſte Polemiker gegen die altfranzöſiſche Geſchmacksſchule da, und das Familienweſen, welches ſie obenhin berühren, iſt ihnen nur

Mittel, um daran eine neuere Form des Pathos anzuknüpfen; Beaumarchais hat auch ſchnell genug dieſen Weg verlaſſen, um ſich im Intriguenſtück mit deſto größerer Willkühr zu bewegen.

5.

Fortſchritte in der Biographik.

In den Lebensbeſchreibungen haben wir uns ſeit dreißig bis fünf und dreißig Jahren ſehr verbeſſert. Ehedem war jeder abgeſchiedene Deutſche Secretarius und Conrector — beſonders wenn er ein paar Alphabete geſchrieben hatte, weßhalb man nun wieder über ihn ſchreiben konnte — unendlich tugendhaft, ja er übertrieb wohl gar die Vortrefflichkeit auf eine ſelbſt in welthiſtoriſcher Hinſicht bewunderungswürdige Weiſe. Hatte er es vollends bis zum Bürgermeiſter oder Profeſſor gebracht, ſo wurde ihm beinah einige Gottähnlichkeit nachgerühmt, und der Lebensbeſchreiber gab dem Leſer unter den Fuß, wenn er etwa noch einen Traueranzug liegen habe, ſo ſei es jetzt recht an der Zeit, ihn wieder hervorzuſuchen und anzuziehen. Das Schlimme dabei war nur, daß man ſich an Alles gewöhnte, mithin ſelbſt an enorme Tugendhaftigkeit, weßhalb denn auch die Lebensbeſchreibungen der moraliſchſten Leute keinen ſonderlichen Eindruck mehr machten. Das fühlten auch die Zeitungsredactoren recht wohl. Sie ſehnten ſich nach pikanter Abwechſelung, und wenn einmal irgend wo ein loſer Vogel oder luſtiger Geſell (hatte er nur irgend etwas in den

Druck gegeben) mit Tode abging, ſo waren ſie gleich hinterher, und baten um Gotteswillen um einige nähere Nachrichten von des ſeligen Mannes etwanigen wunderlichen Streichen. So ein ſchalkhaftiger Heide, vor deſſen böſer Zunge man ſich freilich im Leben habe in Acht nehmen müſſen, könne jetzt, da ihm der Mund mit Erde geſtopft ſei, ſchon einen Puff vertragen. — Da kam denn nun auch manches erträgliche Geſchichtchen an den Tag; doch leider lange nicht ſo viele, als man hätte erwarten ſollen. So ein lockerer Geſell hat doch auch eine Familie, und wer weiß, ob nicht unter ſeinen Vettern und Muhmen eine wichtige und mächtige Perſon iſt, der die Bekanntmachung einiger Späße des abgeſchiedenen loſen Vogels unangenehm iſt. Mit Einem Wort: man mußte auch in ſolchen Fällen höchſt vorſichtig zu Werke gehen, und wenn der verſtorbene komiſche Kauz ſich auch noch jenſeit des Grabes um den dieſſeitigen Verkehr bekümmerte, ſo fehlte es ihm gewiß in ſeinem nunmehrigen Zuſtande nicht an einigem Lächeln über die ungeheure Vorſichtigkeit der Scribenten und die neuerwachte Liebeszartheit ſeiner Verwandten, — die ihn doch während der letzten zwanzig Jahre ſeines Lebens aus ihren geiſtreichen Kreiſen und moraliſchen Kränzchen ausgeſchloſſen hatten.

Wie geſagt: von dieſer engherzigen Trübſinnigkeit und Menſchenfurcht iſt jetzt lange nicht mehr ſo viel zu finden, als ehedem, und mit gerechtem Stolz und gerechter Freude dürfen wir auf einige wahrhaft gute und treffliche Biographien, die das neunzehnte Jahrhundert hat entſtehen laſſen, hindeuten:

Werke, in denen edle Freimüthigkeit, mit ruhiger Beſonnenhei und ſeinem Anſtand vereinigt, vorherrſcht. Indeſſen machen einige Nachtigallen noch keinen Frühling, und man wird nich erwarten dürfen, daß das bloße Abſtreifen der alten Ketten und das bloße Spotten über dieſelben ſchon genügend ſei, jen ſchmale Mittelbahn zu finden und mit Sicherheit auf ihr z wandeln; denn ſelbſt Taſſo, wenn er ſpricht: „erlaubt iſt, wa gefällt,“ ſoll noch den ergänzenden Zuſatz bedenken: „erlaub iſt, was ſich ziemt.“ Dergleichen Unziemlichkeiten habe wir leider in neueren Zeiten auch genug erlebt, und man ſie jetzt die Natur des beſchriebenen todten Mannes ſo „ſplitte nackend“, daß man an ihr jegliche Rippe zählen kann. D möchte nun allenfalls auch noch hingehen; war es aber au wirklich ſeine Natur? Bietet man uns nicht vielleicht au manche falſche Rippe — (um in dem häßlichen, aber wahr Bilde zu bleiben) — zur Betrachtung an? Hat man rich gezählt? und ſollte man überhaupt zählen? oder iſt ma chen der ungenirten bequemen Lebensbeſchreiber die menſ liche Seele nicht mehr, als ein aus lauter Puncten formir Dreieck, wie ſie wirklich in dem alten Orbis pictus abgezeich worden iſt?

Doch das ſind Betrachtungen, die uns wohl gar mißn thig machen könnten, und das wollen wir nun einmal ni werden, ſondern wieder ſchnell zurückdenken an manche trefflichen Biographien, die wir, wie bereits erwähnt word im erſten Drittheil des laufenden Jahrhunderts erhalten hab Jeder gute Leſer wird mehrere derſelben nennen können, ſich freuen, wenn er ſie ſich ſelbſt im Stillen aufzählt. Dann aber möchte ich beſonders einigen der jüngeren Schriftſteller, die ſich auch als Biographen einen Namen erworben haben oder erwerben möchten, einen ſehr einfachen, gut gemeinten und altväterlichen Rath geben, der alſo lautet: Verſäumt nicht, oder, falls dieſer Ausdruck unpaſſend wäre, macht euch noch öfter, als bis jetzt geſchehen iſt, die Freude, die alten Biographen ſorgſam zu leſen, z. B. den Plutarch, den Salluſtius, Tacitus, ja ſelbſt den unſcheinbaren Cornelius Nepos und ähnliche Autoren. Vertieft man ſich in ſolche Werke, ſo iſt es, als genöſſe man edlen alten Wein, oder friſche und erfriſchende Milch. Wer läßt ſich zu ſolchem Getränk lange einladen? Wollt ihr aber kein Gleichniß dieſer Art haben, ſo laſſet mich die Alten mit reiner Frühlingsluft, die uns in Flur und Wald begrüßt, vergleichen, deren Hauch kräftigend, erhebend und beruhigend wirkt.

6.

Sonſt und jetzt.

Wie ſich doch die Zeiten ändern!

Ehedem hatten die Deutſchen nichts lieber, als wenn ſie die Namen ihrer Lieblingsdichter des Auslandes auf ihre einheimiſchen Lieblinge übertragen konnten, es mochte nun ſo gut oder ſo übel paſſen, als es wollte. Weiße, der Kinderfreund, war gelegentlich auch der deutſche Corneille oder Racine, je nachdem das Stück, welches er zuletzt geſchrieben, erhaben oder zärtlich war. Andere nannten Cronegk ſo. Leſſing war der deutſche Shakſpeare, Jacobi der deutſche Chaulieu, Greſſet, Dorat — Alles zuſammen, Klopſtock der deutſche Milton, u. ſ. w. Die Sache iſt luſtig genug, auch ohne Commentar; doch wollen wir zum Ruhme des Vaterlandes erwähnen, daß wenigſtens eine heilige Scham die Vergleiche mit griechiſchen Poeten verbot, denn es iſt keiner zu finden, den man den deutſchen Sophokles, Euripides, u. ſ. w. genannt hätte. Nur mit Gleim machte man eine Ausnahme und nannte ihn bald Anakreon, bald Tyrtäus. — Die Römer mußten ſich ſchon mehr gefallen laſſen, wir hatten einen deutſchen Plautus und Terenz, einige Phädrus und mehrere Horaze, deren Oden man den gefährlichen Leuten, mit denen Falſtaff im Dunkeln gefochten, hätte umhängen können, um die Steifleinewand und den grünen Plüſch zu erſparen.

Das iſt vorbei. Seit wir Schiller und Goethe haben, treiben wir jenen Kleinhandel nicht mehr, und es iſt billig, daß wir jetzt den Franzoſen überlaſſen, uns in dieſen Spielen nachzuahmen. Einige derſelben ſind wirklich ſo gütig geweſen und haben bereits nicht eben Plutarchiſche Parallelen gezogen zwiſchen einigen ihrer neueren Dichter und unſeren; und es iſt z. B. nicht ſelten von einem franzöſiſchen Hoffmann die Rede geweſen. Ich laſſe die Richtigkeit oder Unrichtigkeit des Vergleiches dahin geſtellt ſein, und möchte nur die Macht haben, alle Vergleiche mit Jean Paul, Schiller und Goethe zu verbitten, oder gar zu verbieten. Jean Paul iſt völlig unüberſetzlich, und die Stael hat ihn, bei dem beſten Willen, ihn zu verſtehen, doch wohl nur in einem einzigen Gedanken (als er den Deutſchen die Herrſchaft über das Element der Luft zuſchrieb) halb und halb verſtanden, ſonſt mußte ſie ſich begnügen, eine nicht ſehr bedeutende Scene aus dem Hesperus (Victor's Staarſtechen), die denn doch wohl hundert Andere auch hätten zeichnen können, mittelmäßig zu überſetzen. Eine ſpätere Zeit kann jedoch auch hier die beiden edlen Nationen wohl vereinigen. Wenn die Franzoſen ihren Rabelais und Montaigne noch beſſer benutzen und, wie bereits hier und da geſchehen, das Altfranzöſiſche mit dem ſeit etwa dreißig bis vierzig Jahren ſtets lebendiger werdenden Neufranzöſiſch dynamiſch-poetiſch zu vereinigen ſuchen, wenn ſie fortfahren, auf rein hiſtoriſchem Boden und mit Liebe Deutſchland zu ſtudiren: ſo wird ihnen auch Jean Paul immer deutlicher werden, der als der ungenirteſte, aber dabei höchſt geniale Repräſentant Deutſchlands für ein fremdes Volk immer die meiſten Schwierigkeiten haben muß.

Noch glücklicher ſtehen wir in der Muſik, und es können — um es mit einem Worte zu ſagen — Jahrtauſende vergehen, ehe die Natur wieder einen Mozart ſchenkt; auch möchte es wohl noch wenigſtens einiger Jahrhunderte bedürfen, ehe auch nur ein allgemeines Verſtändniß, oder auch nur eine allgemeine Ahnung deſſelben von Liſſabon bis Tobolsk verbreitet ſein kann. Unſer Reichthum an Muſik, und zwar an ſolcher, von der wir ſagen können: dieß iſt Muſik, wie Hamlet von ſeinem Vater ſagt: er war ein Mann — unſer Reichthum, ſage ich, iſt ſo groß, daß wir allenfalls eine lange Zeit, oder gar immer von

Zinſen leben könnten. Das thun wir aber Gottlob nicht, denn der wahre Reichthum muß immer ein lebendiger ſein, auch kann man durch Müßiggang ſich des Capitals unwürdig machen, ja es zuletzt einbüßen. Vor dieſer Sünde und dieſem Unglück kann nur jener edle Fleiß ſchützen, über den der Maler Conti in Emilie Galotti ein gutes allgemein bekanntes Wort ausſpricht.

Es iſt nicht eben Sitte unter uns, die deutſche Kunſt allzuſehr zu preiſen; indeſſen mag doch auch einmal ein einfach anerkennendes Wort mit durchſchlüpfen.

7.

Kindlichkeit und Größe.

Es iſt ſeltſam und traurig, daß wir uns noch ſo oft wundern, wenn große Männer, z. B. Dichter, ſich in ihrem Leben auch kindlich einfach und menſchlich liebenswürdig zeigen. Freuen ſollen wir uns darüber, wie billig, wie wir uns etwa über einen warmen, heiteren, Alles befruchtenden Sommertag freuen, über den wir uns jedoch keineswegs verwundern, da wir ja ſeine Trefflichkeit erwarten dürfen. Wäre es denn überhaupt möglich, groß, ohne gut, und erhaben, ohne kindlich zu ſein? Racine der jüngere erzählt von ſeinem Vater: „En présence même d'étrangers il osoit être Père.“ — — Il osoit? wer in aller Welt konnte ihm je verbieten zu ſein, was er war? und was müßten das für verwünſchte étrangers ſein, die ihn in ſeiner beſten Freude hätten ſtören können? — Doch wir wollen es mit dem osoit nicht ſo genau nehmen und gern zuhören, wenn der wackere Sohn weiter erzählt: il étoit de tous nos jeux: je me souviens de processions, dans lesquelles mes soeurs étoient le Clergé, j'étois le Curé et l'auteur d'Athalie chantant avec nous, portoit la croix. — Vortrefflich! aber eben weil er mit ſeinen Kindern zum Kinde werden konnte, war es ihm möglich ein Dichter zu ſein. Deutſchland weiß, daß ſein Luther die höchſte Größe mit Kindlichkeit und Scherzhaftigkeit vereinte. Jean Paul und Herder, Wieland und Schiller waren die zärtlichſten, liebevollſten, mittheilendſten, heiterſten und ſcherzhafteſten Ehemänner und Väter. Dieſes und Aehnliches wollen wir mit immer neuer Freude erzählen, ſollte es auch ſchon hundertmal erzählt worden ſein; dann aber wollen wir immer hinzu ſetzen: das verſteht ſich ohnehin bei ſolchen Männern ganz von ſelbſt, und dieſes ſich von ſelbſt Verſtehende iſt eben das Köſtlichſte dabei.

8.

Das Volk und die Dichter.

Es iſt doch eine gar herrliche Sache, wenn ein Volk ſeit Jahrhunderten Dichter hat, die es als durchaus legitim in hiſtoriſcher und literariſcher Hinſicht allgemein anerkennt, als bekannt anſieht und anſehen darf. Die Engländer haben nur Einen ſolchen, aber der Eine kann für Alle gelten. Wie oft leſen wir, daß in den Debatten im Unterhauſe ein Shakſpeariſches Wort als Autorität angeführt wird, und es fällt dem Redner gewiß nicht ein, daß er bei ſeiner Anſpielung unverſtanden bleiben könne; denn Shakſpeare's berühmtere Stücke und Ausſprüche zu kennen, gehört mit zu den erſten Pflichten eines Gentlemans. Hätte es ja irgend einer noch verſäumt, ſo würde er es aus Scham gewiß nicht laut werden laſſen, ſondern ſchnell im Stillen noch nachholen. Schade nur, daß man zwiſchen den berühmten und weniger berühmten Stücken noch unterſcheidet; denn gerade hier darf man die ehrliche Luther'ſche Frage aufwerfen: „Aus waſer Macht thuſt Du ſolches?“ Indeſſen bleibt das Lob, welches das ganze Volk verdient, unangetaſtet; denn es kennt doch ſeinen Dichter nicht bloß durch die meiſtens unlöblichen Theaterbearbeitungen, es muß jene allberühmten Werke ſelbſt geleſen oder ſich haben vorleſen laſſen, weil es auch die Scenen kennt, z. B. in Macbeth, welche auf allen Theatern ausgelaſſen werden. So berief ſich jüngſt der viel bekannte Irländiſche Agitator in ſehr pikanter Weiſe auf eine Unterredung, die die arme, von ihrem vorſchnellen Manne verlaſſene, Lady Macduff mit ihrem liebenswürdig komiſchen, wunderlich witzigen kleinen Jungen hält, und die ganze, aus vierzig tauſend Köpfen beſtehende, Volksverſammlung jubelte laut über den Witz, den Jeder verſtand. Ob dieſer Witz ein heilſamer war, bezweifele ich; hier iſt aber auch bloß von dem Verſtehen die Rede.

Daſſelbe gilt von Frankreich; nur daß es hier der allberühmten und allgekannten Autoren noch mehrere giebt, und das Gedächtniß des Volkes noch bewunderungswürdiger iſt. Matthiſſon erzählt in ſeinen früheren Reiſebriefen (gedruckt 1795), daß er einſt im Theater zu Lyon bei der Aufführung eines Racine'ſchen Trauerſpiels plötzlich durch ein allgemeines, vom höchſten bis zum niedrigſten Rang ertönendes Geſchrei geſtört worden ſei, deſſen Urſache er lange nicht habe entdecken können. Er mußte endlich fragen, man ſah ihn mitleidig an und erwiederte, ob er denn der Einzige ſei, der nicht bemerkt, daß der Schauſpieler eine ganze Zeile des herrlichen Dichters ausgelaſſen habe. Matthiſſon's Bemerkung, „dieſes Volk wolle nicht ergötzt, ſondern entzückt ſein," ſcheint eben nicht hierher zu gehören, wo nur der edle Stolz auf eine in gewiſſer Hinſicht claſſiſche Literatur, ſo wie das Gedächtniß für die wohltönenden muſikaliſchen Alexandriner waltete.

In Deutſchland ſteht es leider nicht alſo. Zwar hat es Zeiten gegeben, in denen man auf Gellert's ernſte und muntere Ausſprüche ſich überall beziehen konnte und hoffen durfte, völlig verſtanden zu werden; — zwar folgte dann auch eine Zeit, wo wenigſtens die Jünglinge faſt alle Karlos, Wallenſtein und einiges von der Jungfrau von Orleans auswendig wußten; aber auch dieſe ſcheint zu Ende zu ſein. Die Repräſentanten jener Zeit haben jetzt meiſtens graues Haar, und ſie mögen immerhin an ein Wallenſtein'ſches Dictum hundert und wieder hundert witzige Einfälle knüpfen; in einer gemiſchten Geſellſchaft wird man ſie nicht mehr verſtehen. Die Literatur als den größten und wichtigſten Theil des geiſtigen Nationalreichthums anzuſehen, haben die

Deutſchen noch immer nicht gelernt, und die Gegenwart bietet in dieſer Hinſicht bei weitem nicht ſo viel gute Zeichen, als vor etwa vierzig Jahren ſichtbar wurden. Da gab es unter anderen hübſchen Dingen auch viele tauſend witzige Anſpielungen, die jetzt unmöglich ſind, weil man die Puncte, von denen man ausging, nicht mehr kennt. Nur ſehr Weniges hat ſich im Gedächtniß erhalten und über die Wogen der Zeit hinüber gerettet. So habe ich bemerkt, daß man auch heut zu Tage noc Gellert's liebenswürdigen Scherz von den vierzehn Jahren un ſieben Wochen, — aus den Piccolomini's das halb ſtrafende halb freundliche, großartig mahnende Wort: „Graf Palffy ha ein leeres Glas", — aus der Jungfrau den finſteren Erfahrungsſatz: „Mit der Dummheit kämpfen Götter ſelbſt vergebens", und aus Wallenſtein's Tod das nicht eben ſchmeichelhafte Wort: „Nur aus Gemeinem iſt der Menſch gemacht, un die Gewohnheit nennt er ſeine Amme", im Gedächtniß behalte hat. Die Sache iſt bedenklich, und es mag wohl nicht an entgegengeſetzten Erfahrungen fehlen; aber wichtig bleibt ſie i jedem Fall, beſonders bei einer etwanigen Anfrage: „Was h die Mehrheit der Deutſchen von ihren großen Dichtern gelernt?

9.

Klopſtock's Ruhm.

Die beiden tiefſinnigſten Dichter der Deutſchen währe der zwei erſten Drittheile des achtzehnten Jahrhunderts, Hall und Klopſtock, knüpften ihre Poeſie nicht nur an die Religio

Univ.Bibl.
München

ſondern nahmen dieſe ſelbſt und einzelne ihrer Wahrheiten zum Gegenſtande des Gedichts. Klopſtock war mit der Natur nur im Allgemeinen befreundet, und zu dem eigentlichen Studium derſelben am wenigſten geneigt; zu einem Erforſchen hat er nie auch nur Anſtalt gemacht. Einzelne ſchöne Bilder, zuweilen ſogar muſterhaft (wie z. B. des Mai's Erwachen, u. ſ. w.), mußten aushelfen und Erſatz geben für das prachtvolle, doch auch leere Wortgewühl in anderen Oden, die unmittelbar von der Unermeßlichkeit Gottes handeln. Sein unbedingtes Streben nach Erhabenheit machte ihn freilich dem Publicum, das ſich damals ſeine Dichter am liebſten wie heilige Geiſter dachte, ſehr theuer, würde ihn ſelbſt aber von der Poeſie bald entfernt haben, wenn ihn nicht ſeine Begeiſterung für die Idee des Vaterlandes und der Freundſchaft wieder in das Gleiche gebracht hätte. Sein Herrmann iſt freilich nur ein Phantaſiebild, trotz aller ehrenwerthen Studien, durch die er ſich zu der Darſtellung des Cheruskerfürſten vorbereitete; er kann nicht von ihm weg und kommt ihm doch nie ganz nahe; dennoch iſt er und Luther ihm Führer in das Heiligthum des Vaterlandes, und die Freundſchaft ſchützt ihn eben ſowohl vor der Pedanterie, als dem phantaſtiſchen Verflattern. Man darf das Uebermaß ſeines Selbſtgefühls rügen, aber man muß ihn für glücklich in demſelben erklären. Eine Schule hat er ſtiften wollen und wirklich geſtiftet, und man kann in dieſer Beziehung ihn faſt wie einen ägyptiſchen Prieſter, oder wie den faſt mythiſchen Pythagoras, zuweilen ſogar, wenn man auf ſeine ſchwächeren Stunden ſieht, als einen potenzirten Saraſtro betrachten. Er ver-

langte Unbedingtheit der Hingebung und erreichte ſie nic
ſelten. Goethe war der Erſte, der ihm nicht gewährte, wa
jener nie hätte verlangen ſollen. Für Lob und Tadel wa
Klopſtock im höchſten Grade reizbar. Mit unendlicher Vo
nehmheit lehnte er jeden Tadel, als könne er ihn gar nic
treffen, gewiſſermaßen gleich von vorn herein ab, und obwo
er ſeine Gegner las, war er doch nie zu bewegen, ihnen
antworten. Selbſt in vertrauten Briefen (inſoweit man irge
einen Klopſtockiſchen Brief vertraut nennen darf) wird er n
einen ihm mißfälligen Namen nennen, ja ſogar — ſo erzäh
man — in mündlichen Geſprächen nicht. Das ging nun,
lange es ging, d. h. ſo lange zwei Drittheile der Deutſchen a
ſeiner Seite ſtanden, ziemlich gut; allein auch der edelſte St
kann zuletzt müde machen, und ſo wurden die Deutſchen a
müde, ihn immerdar zu rühmen. Seine Gelehrtenrepubl
ein Werk voll trefflicher Anſichten über deutſche Geſchichte u
Sprache, aber in der ſeltſamſten und widerſtrebendſten Fo
gezwängt, dunkel und kaum genießbar, trug nicht wenig
die Entfremdung zwiſchen ihm und dem Publicum immer g
ßer zu machen. Doch müſſen wir die Deutſchen rühmen, d
wie ſie ſich auch bei dieſem Werke (für das ſie, beiläufig geſa
einen Friedrichsd'or Pränumeration gezahlt hatten) getäuſ
ſehen mochten; dennoch kaum hier und da eine Stimme
Tadels laut wurde. Daſſelbe gilt auch von den drei Trau
ſpielen, in denen der Dichter Herrmann's Sieg und deſſen V
hältniß zu den deutſchen Fürſten und endlich deſſen Tod ſch
dert. Man konnte ſich in dieſe wunderbaren Trauerſpiele, de

Dialog mitunter an den Grabſchriftenſtyl im guten Sinne und nur ſelten an den dramatiſchen erinnert, nicht finden, aber man war meiſtens noch beſcheiden genug, aus dieſem ſich nicht finden Können nun nicht gleich ein Verdammungsurtheil herleiten zu wollen; man ſchwieg abermals öffentlich, betrachtete aber ungeſtört den Dichter immer als ein geſalbtes poetiſches Haupt, den zu tadeln die Pietät verbietet, ſo daß auch Schreiber dieſes als Knabe nie ein anderes Urtheil gehört hat, als daß Klopſtock der erſte deutſche Dichter ſei und bleibe.

War man aber in dieſer Hinſicht faſt allzu gerecht, ſo beging man in einer anderen Beziehung die größte und ſchreiendſte Ungerechtigkeit gegen einige grammatiſche Schriften, die Klopſtock ſeit dem Jahre 1779 dem Publicum geſchenkt hatte, und die es kaum annahm und kaum anſah; ja man ließ ſogar eine freche und innerlich gehaltloſe Recenſion in der deutſchen Bibliothek faſt ungerügt hingehen, wenigſtens iſt J. H. Voß der Einzige, der ſeinen Unwillen über dieſe Ungebühr laut an den Tag legte, dafür aber von jenem frechen Geſellen und deſſen Anhängern hart angefahren wurde. Klopſtock's grammatiſche Geſpräche (Altona 1794) hatten ein noch wunderlicheres Geſchick, denn ſie wurden nicht bloß kalt aufgenommen, ſondern eigentlich gar nicht, und W. Schlegel iſt der Erſte, der im Jahre 1800 von ihm eine ehrenvolle Notiz nahm, indem er ſein intereſſantes Geſpräch „die Sprachen" an das Klopſtockiſche Werk anknüpfte. Das Angeknüpfte iſt in mehreren Ausgaben vorhanden, aber das, woran geknüpft wird, iſt faſt aus der Welt gekommen.

10.

Hagedorn's Knabenlieder.

Es iſt merkwürdig, daß man ſo manches Merkwürdige i
der Geſchichte und inſonderheit in der Literargeſchichte wen
oder gar nicht bemerkt hat. So iſt z. B. der wahrhaft lieben
würdige Dichter Friedrich von Hagedorn noch unvergeſſen, u
doch wiſſen vielleicht unter tauſend Leſern kaum zwei, daß ſ
in ſeinem Leben ein wirkliches Wunder findet, indem er näm
lich im Jahre 1718, d. h. in ſeinem zehnten Lebensjahre, ſch
mehrere angenehme Gedichte, ja ſogar eines ſeiner vorzügli
ſten, das noch immer wohl bekannte und mit Recht erfreuen
„Aus den Reben fleußt das Leben" verfaßt hat, weßhalb a
kurze Zeit darauf ſein ſorgſamer Vater eine kleine Sammlu
Knabenlieder als Manuſcript für Freunde drucken ließ.
weiß in aller Literaturgeſchichte, in ſo weit ſie mir zugänglich
kein ähnliches Beiſpiel von ſo frühzeitig durchbrechendem
lent, und ich kenne keinen Dichter, der vor dem vierzehn
Jahre etwas zu Stande gebracht hat, das man im Ernſt
Gedicht nennen könnte. Auch fangen alle oder doch faſt
mit Nachahmungen an, die ihnen unwillkührlich entſchlüp
weil ſie das wirklich Originelle, das ſich in ihrer Bruſt r
noch nicht frei herauszuſtellen im Stande ſind. Bei Hageb
iſt auch noch der Umſtand wichtig, daß er als Knabe ein
ginaldichter war, als Jüngling aber und als junger Mann
ſtarb bekanntlich bereits im ſechs und vierzigſten Jahre ſe
Alters) ſich faſt nur als Nachahmer zeigte. Wohl darf
auf ihn das Klopſtockiſche Wort: Nachahmer, wie Nachah

nicht ſind, anwenden, doch darf nicht in Abrede geſtellt werden, daß ſein Talent meiſtens nur ein angenehm reproducirendes iſt. So rächte ſich, ſcheint es, die Natur, die nun einmal alles zu Frühzeitige haßt, an dem lieben Knaben, der die poetiſchen Geheimniſſe ausplauderte, auf die er, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, noch kein Recht hatte. Es iſt nun einmal ſo, daß in ſolchen Fällen auch der Unſchuldige leiden muß, und wahrlich, dieſer Hagedorn wird uns von Allen, die ihn kannten, als ein höchſt liebenswürdiges Kind geſchildert, und zwar ein ſolches, das auch in den Jünglings- und Mannesjahren ein Kind im ſchönen Sinne des Wortes blieb.

11.

Erinnerung an Merck, nebſt einem Worte über Hölty, Claudius und Miller.

Es giebt doch kaum etwas Peinlicheres, Traurigeres und Komiſcheres, als ſcharfe oder gar ſchartige Kritik bei mangelnder poetiſcher Productionskraft. Wie ſeltſam erſcheint hier Goethe's Jugendfreund Merck. Seit funfzig Jahren iſt kaum mehr von ihm öffentlich die Rede geweſen, und jetzt erſcheint er uns wie ein Auferſtandener, und Niemand wird in Abrede ſtellen, daß er in einer der wichtigſten Zeiten unſerer Literatur eine ſehr ausgezeichnete Rolle geſpielt hat. Er erlaubt den Druck von Götz von Berlichingen — beſſer kann man die Art ſeiner halben Aufmunterung nicht nennen — er hört, von Sorgen beunruhigt, der erſten Vorleſung des Werther nur mit halbem Ohre zu, und ſein kaltes: „nun ja, ganz gut", macht

auf den Verfaſſer einen ſolchen Eindruck, daß der erſte deutſc
Roman in Gefahr kommt, von dem Dichter ſelbſt in's Feu
geworfen zu werden. Er nennt eines der geiſtreichſten und a
gerundetſten europäiſchen Trauerſpiele, den Clavigo, ein
Quark, den auch die anderen Geſellen machen könnten. Au
Herder iſt höflicher gegen ihn, wie gegen irgend einen Ander
Wieland vergöttert ihn und erklärt geradezu, das Wohl u
Wehe ſeines Mercur hange von den Merckiſchen Kritiken
und eine Menge namhafter Männer und Jünglinge von nah u
fern ſchreiben an ihn, wie man an einen außerordentlich wichti
Mann und Autor ſchreibt. Und was hat denn nun dieſer M
geleiſtet? Wir hören jetzt von einer Menge von Kritiken
deutſchen Mercur von 1774 bis etwa 1784, von einem klei
Roman, einigen naturhiſtoriſchen Aufſätzen u. ſ. w., und
allem Dieſem hat ſich kein einziges Blättchen, kein einziger
keine einzige Idee in das laufende Jahrhundert hinüber
rettet; ja ehe ihn Goethe wieder öffentlich nannte, waren
Notizen über ihn und ſeine Werke verſchwunden. Jetzt le
von neuem durch Goethe's genaue Charakteriſtik, ſo wie d
die geſammelten Briefe an ihn, und durch die höchſt ung
liche Schlußthat oder Schlußbegebenheit ſeines Lebens.
man ſeine Schriften von neuem leſen wird? Manche mö
wohl wollen, aber mit dem Vollbringen wird es ſchwer h
denn wo ſind gleich die erſten Jahrgänge des Mercur zu
den? Nach den Leihbibliotheken ſchickt man wohl deß
aber, die führen dergleichen nicht, und ſo wird das Werk
wieder der Vergeſſenheit entgegen gehen.

Uns bietet ſich dabei eine Bemerkung, die, wie befremdend ſie auch ſcheinen möge, doch wohl nicht ganz unwichtig ſein möchte. Dieſer Merck ſteht nach der Schilderung des bewährteſten und liebevollſten Charakteriſtikers als ein überaus kraftreicher, derber, friſch um ſich ſchauender und um ſich-hauender Todfeind aller Empfindſamkeit, Sentimentalität und Wehmuth vor unſerem Auge, der von zu großen Liebesleiden, wie ſie in den damaligen Liedern und Romanen vorkamen, durchaus nichts wiſſen wollte. Darüber jubelte nun der größte Theil der Deutſchen ganz ungemein, denn ſie ſahen natürlich gern, wenn die liebend brauſenden, oder liebend weinenden Jünglinge nebſt den zart verſchwimmenden liebenden Mädchen von den Ardennen bis zu den Carpaten tüchtig geneckt und verſpottet wurden. Das mochte auch wohl zuweilen nicht übel ſein, aber mit dem bloßen Zweifeln und Verneinen iſt es doch nicht gethan, und wenn man fragte: Was hat denn nun dieſer furchtbare Mann ſelber hervorgebracht? — ſo wollte es mit der Antwort nicht recht fort, und wenn man vollends erfuhr, daß er eine große Luſt zu produciren hatte, und doch täglich ſein Unvermögen gewahr wurde — ſo durfte man ihn wohl beklagen. Fragte man ferner: Iſt er denn ſonſt glücklich? Hilft ihm ſeine Art das Leben anzuſchauen zu einer freudig behaglichen oder auch nur mittelmäßig genießenden Exiſtenz? — ſo bekam man auch hier die bedenkliche Antwort: daß ihm ſelbſt ſein praktiſcher Blick in manche wichtige Handelsverhältniſſe nicht viel helfe; daß er ſich in Unternehmungen einlaſſe, die er nicht überſehen konnte, und deren Folgen ihm manche ſchwere Sorgen gaben, und daß mithin ſein äußeres Leben wegen eines gewiſſen Eigenſinnes, der mit der Klugheit Hand in Hand gehen wollte, aber ſchwerlich immer vermochte, ſehr oft getrübt ward. So ſcheint er an einem äſthetiſch-mercantiliſchen Dualismus gelitten zu haben, der, obwohl aus guter Quelle hervorgehend, ihn nicht beglücken konnte, weil er das Leben faſt ſo dictatoriſch behandelt zu haben ſcheint, als ſein Freund. Jener Dualismus aber verlangt auch Nachgiebigkeit zu rechter Zeit.

In ſolchen Verhältniſſen waren ihm ohne Zweifel ſeine ſcharf polemiſchen Aufſätze im deutſchen Mercur eine angenehme Erholungsarbeit, Schade nur, daß dergleichen nicht lange dauern kann; das ſtete ſich in die Bruſt werfende Ablehnen, witzige Verwerfen und Verneinen läßt bald einen übeln Nachgeſchmack aufkommen, den man dann durch immer neues Gewürz, gepfefferten Pfeffer und etwas Aſafötida zu vertreiben hofft, bis endlich der Ekel überhand nimmt und ſich nicht mehr verbergen läßt.

Stellen wir nun neben dieſen kraftreichen, literariſch
kritiſch faſt immer ſiegenden Merck einige deutſche Dichter
denen man beſonders häufig den Vorwurf gemacht, daß ſ
ihre Leſer zur Weichheit oder Weichlichkeit geführt haben, ſ
erſtaunen wir faſt über den Abſtand ihres Glückes gegen de
unbehaglichen Zuſtand des armen Merck. Da iſt z. B. d
ſanfte, liebevolle, zarte Hölty, der, obwohl ſehr kenntnißrei
und in alten und neuen Sprachen ſehr bewandert, gar ni
einmal der Mühe werth fand, ſich äußerlich ein beſonderes A
ſehen zu geben, der mit gutmüthiger Gelaſſenheit kaum re

darnach hinhörte, wenn ſehr berühmte, aber ſehr einſeitige, mit lauter griechiſchen Vocabeln vollgeſtopfte Autoren ſeine Gedichte tadelten, die ſie nicht geleſen, der ruhig-ernſt und freundlich den unaufhaltſam ſicheren Schritt des Todes herannahen ſah, welcher ihn aus dem poetiſch blühenden, aber äußerlich verarmten und dennoch ſo köſtlichen Jugendleben herausreißen ſollte. Er ſah das Alles, und er war dennoch glücklich, denn er hatte etwas Unantaſtbares, völlig Geſichertes in ſeiner Bruſt, ein Etwas von dem, in dem und durch das man ſich leben läßt, auch dann noch, wenn der ernſte, ja furchtbare Mann mit dem Stundenglas und der Hippe heranſchreitet. Mit dieſem Etwas, welches man wohl das ewige Ja in der Bruſt nennen darf, hatte er ſich köſtliche Schätze erworben: das Vermögen, Ehrfurcht zu empfinden, und zu lieben, die Vertrautheit mit der Natur, beſonders mit dem Mondſchein, dem Nachtigallengeſang, der Abenddämmerung, endlich auch die ſtille Ergebung in den frühen Tod, um den er Jahre lang mit Sicherheit wußte, weßhalb wir ihn wohl mit großem Rechte ſehr glücklich und namentlich weit glücklicher als Merck nennen dürfen. Empfindſam war er indeſſen gewiß, und wer Luſt hat, kann ihn deßhalb lächerlich machen.

Dieß Alles gilt auch von Mathias Claudius, und zwar in noch viel höherem Grade. Dieſer Mann hatte ſogar den Humor zum Träger der Sentimentalität, oder wenn man lieber will, die Sentimentalität zur Trägerin des Humors gemacht, und ſie vertrugen ſich trefflich zuſammen. Auch hatte er eine recht tiefe Anſicht vom Chriſtenthum, und eben deßhalb auch eine innerliche unerſchütterliche Liebe für daſſelbe, die ihn dergeſtalt aufrecht hielt, daß er im Jahre 1815 noch eben ſo ſtark oder vielmehr ſtärker war, als in der rüſtigſten Jugend von 1770. Empfindſam aber — ſo lautet abermals der Chor — ganz ungemein empfindſam war er doch, und wer Luſt hat, kann ſich auch über ihn nach Bequemlichkeit luſtig machen.

Bekanntlich machen Drei ein Collegium, und ſo wollen wir denn als den dritten Mann den allerſentimentalſten anführen, den Verfaſſer des Siegwart, Johann Peter Miller. Der Jüngling und ſpäterhin der junge Mann hat niemals weder Goethen, noch Lenzen, weder Wielanden, noch anderen berühmten Poeten durch Derbheit, Cynismus und Abſprecherei imponirt, wie Merck, war aber dafür mit einer für eine Reihe von Jahren faſt unerſchöpflichen Productivität ausgeſtattet. Der verſtand ſich erſt recht auf die Wälder und Felder, auf das Murmeln der Bäche und das Rauſchen der Ströme, auf den Mai (nicht ſowohl auf den, wie er meiſtens iſt, als auf den, wie er ſein ſollte), auf die Nachtigallen, und vollends auf den Mondſchein. Das ſind denn doch meines Erachtens gar unſchuldige und ſchöne Dinge, die, wenn wir ſie wirklich recht verſtehen und lieben, uns auch wieder lieben und manches Schöne eingeben. Da nun endlich auch die Liebe nicht fehlte, die ja alles Schöne erſt zuſammenhält und an das Ewige knüpft, ſo gelangen ihm gar manche Darſtellungen recht wohl, und tauſend und wieder tauſend Jünglinge lebten und webten in ſeinen Schöpfungen und ſangen gern ſeine Lieder nach, während bei Merck eben nichts nachzuſingen war. Es iſt nicht zu läugnen, daß Miller in ſeinem Siegwart ganz außerordentlich ſentimentale Stellen hat, und daß ſeine Zartheit mitunter in Weichheit überfließt. Dennoch muß dabei ein tüchtiger Kern, ein kräftiger Mittelpunct gewaltet haben; und er ſelbſt zeigte ſchon früh eine moraliſche Kraft und Selbſtbeherrſchung, die man wohl rieſig nennen darf, indem er das Amt eines Predigers und Schulmannes in Ulm übernahm und Jahrzehnte lang rühmlich verwaltete, bei welchem er täglich zehn Unterrichtsſtunden ertheilte. — Zehn Stunden! das klingt allerdings wie eine moraliſche und phyſiſche Unmöglichkeit, iſt aber durch den Voß'ſchen Briefwechſel über allen Zweifel erhoben worden. So viel Stunden verlangt kein öffentliches Schulamt in ganz Deutſchland, alſo auch das Ulmer nicht, und es iſt deßhalb anzunehmen, daß er einen Theil dieſes Geſchäfts freiwillig und bloß aus Liebe zur Sache übernahm; und in der That vermag auch nur die Liebe, ſolche Titanenarbeit ſo lange und ſo heiter durchzuführen. Von Erwerbsluſt konnte hier kaum die Rede ſein, wenigſtens wären manche andere Erwerbszweige viel einträglicher geweſen. Ja, er hätte bei der ungemeinen Beliebtheit im Publicum und im Kreiſe der Verleger ohne ſonderliche Mühe reich werden können, aber er verſchmähete das und hielt ſeinen Genius wie einen reinen keuſchen Schwan, dem man nicht die ſchönen Flügelfedern ausrupfen ſoll, um ſie in Dinte zu tauchen. Mit einem Worte, der Mann war abermals recht glücklich als Menſch und Dichter. — Er hatte unter anderen auch die große Tugend, zu rechter Zeit aufzuhören — als Ehemann und Vater, als Beamter und Bürger. Man ſieht, die zarteſte und weichſte Sentimentalität, weil ſie rein war, hatte ihm keineswegs geſchadet, und ſelbſt die rührendſten, thränenreichſten Gedichte, z. B. das unvergeßliche: „Das ganze Dorf verſammelt ſich“, hatten ſeiner inneren Tüchtigkeit und Kraft durchaus keinen Abbruch gethan, weßhalb auch junge Poeten von heute, ſollten ſie etwa Luſt haben, durch ähnliche Gedichte Millern weit zu übertreffen, nicht zu fürchten brauchen, ſie würden dadurch an Energie verlieren.

12.

Wieland in der Abnahme.

Es gewährt doch einen ganz eigenen tragiſchen Anblick, wenn ſo ein deutſcher Dichter- und Schriftſtellerthron nach langſamer, fortſchreitender und kaum ſichtbarer Unterhöhlung plötzlich auch äußerlich anbrüchig wird und dann raſch zerbröckelt und zuſammenſtürzt. Solche Schauſpiele haben wir Alle nicht ſelten erlebt; eines der wichtigſten jedoch nur die älteren Literaturfreunde. Es war Wieland, der dieſen Anblick bot. Dieſer Dichter hatte das in Deutſchland ſo ſeltene Glück, daß er nach kurzen Prüfungen der Jünglingszeit der allgemeine Liebling der Kritiker und der ganzen vornehmen Welt wurde. Dieſe nahm ſonſt bekanntlich von deutſcher Schriftſtellerei und Poeſie wenig Notiz, Klopſtock war ihr zu fromm und ſchwer, Leſſing zu herbe, Goethe zu ſchwärmeriſch und gefährlich, Schiller zu jugendlich liberal, und wie ſonſt das Gerede lauten mochte; aber mit Wieland machte man doch eine huldvolle Ausnahme, denn der Mann hatte doch offenbar etwas Zierliches und Galantes. Man ließ es ſich gern gefallen, aus dem Agathon zu lernen, was man freilich ſchon längſt wußte, daß es mit der menſchlichen Tugend und Weisheit nicht weit her ſei, und daß man daher die Sache gehen laſſen müſſe, wie ſie eben gehe, ſobald nur die eigentliche Rohheit und Barbarei entfernt werde. Die Grazien kamen dabei ſehr zu [illegible], denn wenn auch die allgemeine Gültigkeit des moraliſchen Imperativs durch eine Menge von bald luſtigen, bald ernſthaften ſkeptiſchen Unterredungen der Philoſophen und Hetären geſchwächt wurde, ſo traten doch immer die Grazien hülfreich dazwiſchen und ermahnten wenigſtens, die Linien der Schönheit und Anmuth in Ehren zu halten. Aus dem Diogenes von Sinope ließen ſich manche hübſche Anekdoten und witzige Einfälle lernen, mit denen man ſelbſt an fürſtlichen Tafeln bequem brilliren konnte, und eines ſo leichthin flatternden angenehmen Gedichts, wie Idris und Zenide, hätte ſich ſelbſt kein franzöſiſcher Dichter zu ſchämen brauchen u. ſ. w. So kam es denn, daß Wieland einige Jahrzehnte lang völlig unangegriffen blieb, und es ziemte feinen Leuten, den feinen Dichter zu lieben und das zu verſchweigen, was ſie etwa gegen ihn hatten. Und ſo geſchah es denn auch, daß, als Wieland um das Jahr 1793 eine Ausgabe ſeiner ſämmtlichen Werke ankündigte, die Deutſchen ganz außer ſich geriethen, und jauchzend und klatſchend verſicherten, ein ſolches Unternehmen müſſe unterſtützt werden. Dabei aber blieb es nicht, wie ſonſt wohl gewöhnlich; man brauchte die Hände nicht bloß zum Klatſchen, ſondern ſie mußten dann auch den vielfach verſchlungenen Knoten der Börſe löſen, um einige Goldſtücke herauszulangen für die dreißig Bände, die ihnen der geliebte Dichter mittheilen wollte. Es war ein rührender und herzerhebender Anblick, wie ſie dießmal ihre ſonſt ſo ſchätzbare Oekonomie bei Seite ſetzten und für ihren geliebteſten Dichter beinahe ſo viel aufwandten, wie etwa für eine Landpartie, oder eine Maskeraden-Nacht. Man hätte nun freilich denken können, ſo würde es bleiben, aber es blieb ſo nicht. Im Gegentheil, es veränderte ſich bald die ganze Scene. Man hörte Manche ſagen, ſie könnten ſich bei der neuen Ausgabe nicht mehr recht in den früheren Enthuſiasmus hineinfinden; man fand manche Exemplare der neuen Ausgabe nur brochirt; denn hatte ſich auch einmal das alte ökonomiſche Princip in den Winkel ſtellen laſſen, ſo mahnten es doch jetzt die höheren Koſten für einen guten Pappband; an halben Franz können ohnehin nur fürſtliche Perſonen oder Rothſchilde, die ihnen borgen, denken. Das wäre nun ganz löblich geweſen, leider fand man aber brochirte Exemplare nicht ſelten nur halb oder gar nicht aufgeſchnitten. Nun folgten die Xenien mit ihren ziemlich derben und W. Schlegel's derberen Einfällen gegen den ehrwürdigen Dichtergreis, deſſen Tempel bald ſehr merklich von hundert und wieder hundert Anbetern verlaſſen wurde. Im Anfange ſcheint Wieland wenig davon gemerkt zu haben, aber um ſo mehr mußte es ihn betrüben und überraſchen, wie ihm mit einem Male die Gewißheit kam. Sein Agathodämon, durch den er ſich einen neuen vollen Ruhmeskranz zu erwerben hoffte, wurde mit einer auffallenden Kälte aufgenommen, ja man könnte vielleicht ſagen, man habe ihn gar nicht aufgenommen und faſt ungeleſen gelaſſen. Es ſchien, als ſei man der Meinung, man kenne nunmehr die ganze Wielandiſche Weisheit zur Genüge und brauche das Alte in neuer Form nicht wieder zu leſen. Eine ſolche Stimmung im Publicum ließ ſich nicht ignoriren, und Wielanden mußte ein empfindlicher Schmerz darüber treffen. Selbſt der wackere Verleger, bekanntlich Wieland's perſönlicher Freund, eröffnete ihm zuletzt die Wahrheit im Detail, und es konnten ihm ſogar die traurigſten Details über die nothwendig gewordene beiſpielloſe Verringerung des Honorars nicht erlaſſen werden, wie der jetzt auch gedruckte Briefwechſel deßhalb ausweiſt. Es war für den aufmerkſamen Beobachter etwas wahrhaft Wunderbares, wie eben der Wieland, der noch im Jahre 1797 unangefochten als das erſte deutſche Genie galt, zwei Jahre ſpäter mit dem Romane, den er für ſeinen beſten erklärte, faſt unbeachtet daſtand, was kaum glaublich ſein würde, wenn es nicht jetzt zum Beiſpiel durch jene erwähnten Briefe documentirt würde.

Wie ward das möglich? Hatten jene ziemlich harmloſen verſificirten Scherze Schiller's und Goethe's und die ſpäteren nicht ſo harmloſen bon mots im Athenäum ſo ſehr viel gewirkt? Unmöglich. Sie hatten gleichſam nur freie Bahn gemacht, um ſich der nüchternen Stimmung hinzugeben, die bei den meiſten Deutſchen auf die Ueberſchwenglichkeit des Gefühls, und oft widerlich genug, zu folgen pflegt. Man fing jetzt an einzuſehen, man habe Jahrzehnte lang Wieland's Ruhm zu hoch geſtellt, und um ſich dafür gleichſam an ſich ſelbſt zu rächen, ſetzte man ihn viel zu tief herab; und da es mit der Kritik meiſtens nicht fort wollte, ſo begnügte man ſich mit bloßen Spöttereien, die freilich leicht genug aufzutreiben ſind, und doch noch immer hier und da imponiren. Es kann hier nicht die Abſicht ſein, Wieland's geſammt Streben und Leiſtung vollſtändig zu beurtheilen — eine ſolche ganz umfaſſende Kritik fehlt überhaupt noch — wohl aber werde auf einen Hauptpunct hingedeutet, von dem aus Wieland ein großes Lob verdient. Wie fand er unſere Literatur bei ſeinem Auftreten? Bei mancher guten Anlage derſelben dennoch faſt überall überernſthaft, feierlich, dogmatiſch, ängſtlich, trübe, ſteif, faltenreich u. ſ. w.; Wieland aber hatte den Muth — obwohl Leſſing noch in höherem Grade und bei tieferem Sinn — nach überſtandener ſchwerer Schule nicht bloß heiter, ſondern muthwillig, fein, galant, zart, tanzend und ſchwebend zu erſcheinen, bei welcher Anſicht uns ſelbſt einige Seichtigkeit und Frivolität, die ſich bekanntlich hier und da in ſeinen Schriften findet, nicht ſtören darf.

Wie benahm ſich nun Wieland, als es ihm deutlich wurde und werden mußte, daß ſein Dichterthron erſchüttert worden ſei? — —

13.

Lavater's Phyſiognomik.

Die Deutſchen ſind nie undankbarer, als wenn man ihnen etwas ganz Neues und höchſt Erfreuliches zu denken und zu betrachten giebt. So konnten ſie z. B., als ihnen Lavater ſeine höchſt wichtige, in mancher Hinſicht vortreffliche Phyſiognomik gab, ſich gar nicht genug wundern, was das nun ſolle. An ihren Geſichtern, meinten manche ehrliche Leute, an ihrer Haltung, ihren Gebehrden u. ſ. w. ſei eigentlich gar nichts Sonderliches zu ſehen, und ſie hätten ſich höchſtens aus Noth beim Waſchen und nach dem Barbiren im Spiegel betrachtet; auch wiſſe ja jedes Chriſtenkind, daß man nicht eitel ſein ſolle, und es ſei doch ohne Zweifel mit all dergleichen eine pure Eitelkeit.

Zum größten Glücke hatte ſich auch Lavater ein paar Male geirrt, und es war an den Tag gekommen, daß er etwa unter funfzig Silhouetten, die ihm von ſchalkhaften Perſonen zugeſandt waren, um aus dieſer ſchwarzen Kunſt ihren Charakter zu erkennen, einige Male das Ziel verfehlt und einen leidlichen Mann für einen ſchlimmen Geſellen erklärt hatte. Nun war es klar, daß dem Dinge nicht zu trauen ſei. Dann ſtarrte man auch mit gewöhnlichem Auge die etwanigen ungewöhnlichen Augen eines Anderen an, und wollte auf eigene Hand probiren, ob die Lavater'ſchen Regeln Stich hielten. — —

11.

Hamann.

Wir haben Schauſpiele, nach deren Aufführung wir kaum etwas Anderes thun können, als was Zelter gethan zu haben geſteht, mit Champagner die herbe Empfindung hinweg zu ſpülen, während Goethe ſeinen Freund glücklich preiſt. Aber wir haben noch viel Beſſeres, als jene überwürzten Dramen: wir haben höchſt ausgezeichnete und in mancher Hinſicht vortreffliche Bücher, nach deren Lectüre einem zu Muthe wird, als ſei dieſe Welt nicht bloß nicht die beſte, ſondern unter allen möglichen Welten doch die unbequemſte und aufreibendſte. Als ich vor etwa eilf Jahren zum erſten Male Hamann's geſammelte Schriften und Briefwechſel las, hielt der Reiz der Neuheit noch einigermaßen der geweckten trüben Empfindung die Wage, doch mußte der herrliche Frühling und Sommer des Jahres 1826 das Beſte thun, um die ſchmerzlichen Eindrücke wieder weg zu ſpülen; jetzt aber, da ich einige Winterwochen dieſer Sammlung — deren große Wichtigkeit Niemand lebendiger anerkennen kann als ich — gewidmet habe, erneut und verſtärkt ſich jener Eindruck, dem Niemand entgehen kann, der das Werk mit der gebührenden Aufmerkſamkeit lieſt.

15.

Zwei Aeußerungen von F. H. Jacobi.

Je reicher, tiefer und lebendiger eine menſchliche oder — in gegenwärtiger Beziehung — ſchriftſtelleriſche Natur iſt, um ſo mehr wird ſie zu kämpfen und zu ringen haben, zur Milde ſich zu ſteigern. Freilich was man gewöhnlich Milde nennt — Schaf- oder Lammartigkeit, oder gar kalte Achſelzuckerei mit den ausgeſprochenen oder auch verſchwiegenen Worten: Es iſt doch nun einmal faſt Alles jämmerlich in der

Welt, wer wollte ſich darum kümmern? — oder jene unſittliche Schildkrötenbepanzerung, in der man weder recht lachen, noch recht weinen kann — das Alles iſt leicht zu erreichen, ſoll aber nie erreicht werden. Die wahre Milde iſt die durchſchauende Liebe, die, als ſolche, die Gerechtigkeit mit der Billigkeit zu vereinigen weiß und, noch einen Schritt weiter gehend, ſelbſt in den Irthümern der Menſchen nicht ſelten noch ein verhülltes und mißlungenes Streben nach Wahrheit wahrnimmt, wo dann das Mitleid ſich zugeſellt, daß überhaupt ſo vieles Streben das Ziel nicht findet. Aber wie geſagt, es koſtet unendliche Kämpfe, ehe wir zu dieſer Milde gelangen. Nur ein Beiſpiel: Im Anfange der achtziger Jahre des verfloſſenen Jahrhunderts wurde J. H. Voß von Lichtenberg auf eine im höchſten Grade empörende Weiſe angegriffen, und da hier noch obendrein eine gewiſſe Gattung von populär-ſchneidendem Witz aufgewandt worden war, ſo jauchzten ſelbſt viele dickhäutige Leſer über den herrlich-fürchterlichen Satiriker und dankten dem Schickſal, daß ein ſo entſetzlicher Mann nicht gegen ſie die Pfeile ſchleudere. Nun hatte Voß freilich im großen und ganzen Recht, allein was ſchadet das? das letzte Wort behielt doch Lichtenberg in jedem Fall, da ihm wie ſeine eigene, ſo auch die übrigen deutſchen Zeitſchriften faſt alle zu Gebot ſtanden. Es war alſo in jedem Fall das Rathſamſte, ſich auf Lichtenberg's Seite zu ſtellen, und der größte Theil des Publicums liebt bekanntlich dieſe Gattung des Rathſamen ſehr. Doch nur Wenige dachten anders, z. B. F. H. Jacobi, der in einem Schreiben 1781 an Georg Forſter ſeinem grenzenlos zürnenden Herzen Luft macht. (Vergleichen Johann Georg Forſter's Briefwechſel, erſter Theil, Leipzig, Brockhaus, 1829.) An ſich und urſprünglich war dieſe Zornesflamme eine ſehr edle und reine, ihn empörte der ungerechte Angriff und das ekelhafte Jauchzen des Publicums bei demſelben. Es kam keine Selbſtliebe in's Spiel, denn nicht er war ja der Angetaſtete; gegen ihn, den vornehmen Geheimenrath, wagte man ſich ſo ſchnell nicht, aber mit dem unſcheinbaren Otterndorfer und ſpäterhin Eutiner Schulrector glaubte man ſchon fertig werden zu können. Wie gerecht alſo war Jacobi's Zorn, und wie hoch ſteht er auch in dieſer Hinſicht über ſeinen Zeitgenoſſen. Schade nur, daß dieſer Zorn in den Schranken und in der oft drückenden Luft des Lebens mitunter ausartet, und zum Grimm ja zur Wuth wird, die wohl gar in einzelnen Fällen etwas — Caraibiſches annehmen kann. Hier ſtehen dann oft die gräßlichſten Folgen in der Nähe, während das an ſich nicht minder ſchuldvolle oder auch ſchuldvollere phariſäiſche Lächeln gewöhnlich ohne allen äußeren Schaden, doch freilich mit deſto größerem inneren abgeht. Ein ächter Phariſäer iſt ohnehin nur ſehr ſelten zu beſſern, ein Löwe aber, der aber auch etwas Tigerartiges in ſich aufgenommen hat, wird, wenn er in ſein Tiefſtes und Reinſtes zurückgekehrt iſt, ſich bald wieder gänzlich rein abwaſchen. So auch Jacobi, der in jenem unvergeßlichen Brief an Fichte vom Jahr 1799 unter andern auch die köſtlichen Worte ſchreibt: „O ich bin milde geworden, lieber Fichte, ſehr milde, und leicht wird über mir die Erde in Kurzem ſein."

Das ſind freilich alte Geſchichten; aber ich wüßte kaum neue, die ſo wichtig wären für jede Zeit, beſonders aber für die jetzige.

16.

Voßens Briefe.

Je reicher unſere neuere Literatur an Briefen von berühmten Verſtorbenen wird, um ſo ſtrengere Auswahl dürfen wir verlangen; denn wahrlich nicht Alles, was ein gefeierter Schriftſteller in Stunden des Unmuthes, des Zornes oder gar der Wuth ſo hingeſudelt hat, verdient den Druck. Dieſe gar nicht neue Bemerkung drängte ſich mir abermals auf, als mir der dritte Band von J. H. Voßens Briefen in die Hände fiel. Es mag darum ſein, daß wir hier abermals die Geſchichte der Trennung Voßens und Stolberg's ſehr ausführlich zu hören bekommen; denn ſie iſt und bleibt höchſt tragiſch-intereſſant, und nur das einfache, traurige Löſungswort des großen Räthſels, ein bloßer Irrthum führte dieſe beiden heterogenen Männer zuſammen, die ſich Jahrzehnte lang den Glauben abrangen ſie ſeien Freunde, wird hier nicht ausgeſprochen; — was aber ſollen wir ſagen, daß wir hier auch Briefe finden, wie ſie nie hätten geſchrieben, alſo auch viel weniger hätten gedruckt werden ſollen. Es iſt höchſt unangenehm, wenn Voß hier den dichteriſchen Werth des großen, ihm weit überlegenen Bürger (S. 172. f.) in ſeiner gewohnten ſtarren, rechthaberiſchen Weiſe angreift; doch hat das ſo viel nicht zu bedeuten, und wir müſſen uns ein für allemal an dergleichen Ungebühr gewöhnen.

Was aber ſollen wir dazu ſagen, wenn derſelbe in einem Briefe vom Juli 1778 (S. 142. f.) auch gegen den ſittlichen Charakter des unglücklichen Mannes ankreiſcht? Hier ſind Worte gebraucht, die nur vor dem Criminalrichter, und auch vor dem nur nach dem allerſtrengſten Beweiſe ausgeſprochen werden dürfen, weßhalb mir auch Niemand zumuthen wolle, ſie hier zu wiederholen. Ich bin nicht genau genug unterrichtet über jenen Almanachsſtreit ſelbſt, auch möchte wohl jetzt Niemand mehr darüber hinreichend Auskunft erlangen können, da Bürger ſich nicht mehr vertheidigen kann; warum verſchont man uns aber deßhalb nicht auch mit dieſem einſeitigen, fürchterlichen Schimpfen? Iſt es doch faſt, als ſähen wir aus Voßens noch friſchem Grabe eine geballte Fauſt hervorragen, die nach Bürger's längſt verwittertem Leichenhügel hinüber draût. Und weßhalb draût die Hand? Um das Eigenthum und die Herausgabe eines Almanachs und um die Thaler und die Beiträge in Anſpruch zu nehmen, die dem anderen Herausgeber entzogen worden ſind.

17.

Erinnerung an J. K. Wezel.

Unter allen deutſchen Schriftſtellern hat vielleicht keiner eine ſo tragiſche Berühmtheit gewonnen, als J. K. Wezel. Der Stufengang ſeines Lebens iſt raſch anzudeuten: Arme, ſanguiniſche, fleißige Jugend, bei ſtetem Streben ſich auszuzeichnen. — Es gelingt als Schriftſteller, denn das Publicum iſt noch empfänglich — unverkennbares Talent für das Luſtſpiel, einiges für den Roman. — Einige Jahre voll Beifall, doch ohne wahres Verſtändniß. — Man nimmt ihn in Bauſch und Bogen mit, und lobt ihn bei Gelegenheit. Was ihn wirklich als Luſtſpieldichter auszeichnet: meiſtens gute Erfindung, Beſonnenheit in der Anlage und Gründlichkeit in der Durchführung, leichte Charakteriſtik, Verſchmähung aller Wehmüthelei mit hergebrachten Phraſen, ſtetes Voraugenhaben des Ganzen, als eines Kunſtwerkes — das kam nicht zur Sprache. Aber auch ſeine Fehler nicht: ungenirter Cynismus, Breite in manchen Scenen, die ihm am meiſten zu gefallen ſcheinen, — nicht ſelten Verwechſelung der Gründlichkeit mit der Trockenheit, allzu bequemer Dialog mit zu wohlfeilen pſychologiſchen Bemerkungen u. ſ. w. Alle dieſe Fehler hätte er in früherer Zeit recht wohl ablegen können, aber er gab zu Vieles und glaubte ſchon weiter zu können, wenn er ſich nur im Kreiſe herum bewegte. Ihn empörte, daß er nur den Ruhm der Dichter zweiter Gattung genoß. Und bei jedem neuen Stücke ſchien er auf Vermehrung dieſes Ruhmes zu hoffen, aber dieſe Vermehrung blieb aus. Da wurde er bitter, und dieſe Bitterkeit äußerte ſich auch in ſeinen Luſtſpielen und Romanen, damit aber kam er übel an; luſtig ſollte er ſein, und immer luſtiger werden, wo nicht, ſo konnte man ihn entbehren. Wezel glaubte, und theilweiſe mit Recht, man habe ihn nur nicht hinlänglich verſtanden, und um beſſer verſtanden zu werden, wählte er jetzt das ſchlimmſte Mittel, d. h. er wiederholte ſich. Das Publicum merkt das nicht leicht, wenn es aber oft von Recenſenten darauf aufmerkſam gemacht wird, und Einer es dem Andern nachſagt, ſo wird es zuletzt wirklich böſe, weil es ſich für myſtificirt hält. Hatte deßhalb Wezel mit ſeinen früheren harmloſen Schriften ſo ziemlich gefallen, ſo mißfiel er jetzt höchlich, als er ſie, halb und halb wiederholt, und mit bitteren Zuſätzen, wie ſie der gekränkte Stolz eingiebt, gleichſam zum zweiten Male brachte.

Sehr geſellig war er leider nie geweſen, jetzt aber ergab er ſich vollends der Einſamkeit, und war dann auch zur Beſtätigung des alten Goethiſchen Gedichtes bald allein. Er aß allein — ſchon ein ſchlimmer Umſtand, denn auch die ſchönſte Speiſe iſt doch nur thieriſches Futter ohne freundliche Converſation, — er zürnte allein, ſchalt allein, und lachte und weinte allein, wobei nicht viel Erquickliches herauskommt. Die beſte Unterbrechung war bisher noch durch den Laufburſchen des Buchhändlers geweſen, der ihm die Correcturbogen ſeiner Werke brachte; aber auch damit nahm es jetzt ein Ende, denn da das ungünſtig gewordene Publicum die Schriften nicht mehr leſen mochte, ſo mußte natürlich auch der Buchhändler aufhören ſie drucken zu laſſen. — —

18.

Kotzebue betreffend, doch auch die Gegenwart angehend.

Wenn über einen deutſchen Schriftſteller ganz außerordentlich viel geſchrieben worden iſt, ſo darf man faſt immer darauf rechnen, daß manches Wichtige, ja Entſcheidende vergeſſen ſein wird. So ſollte man doch wirklich glauben, wir ſeien mit der Charakteriſtik Kotzebue's zu Ende gekommen, denn ein ganzer Wald eingetunkter Federn iſt gegen das Kotzebue'ſche Dunſinan ſchon ſeit mehr als vierzig Jahren ausgerückt, und doch fehlt das Wichtigſte in faſt allen Broſchüren und einzelnen Aufſätzen, mit denen man jenes Caſtell bewarf. — Ich meine das Hiſtoriſch-kritiſche. — Daß das größere Publicum die edlen Menſchenhaſſer, tugendhaften Mohren, naiv-ſinnlichen Sonnenjungfrauen, erhabenen Ehebrecherinnen, die ſelbſt für die Reue eine neue und bequemere Methode erfunden hatten, u. ſ. w. wohl leiden mochte, iſt leicht zu begreifen; denn bunte und tanzende Schatten, die noch dazu einen ſehr raſchen Dialog führen, ſind doch immer intereſſanter als graue, ſchwerwandelnde und dürftig redende Schatten. Mehr als ſolche hatten aber die meiſten dramatiſchen Vorgänger Kotzebue's nicht gegeben. Daß jedoch auch die berühmteren Kritiker (in den Jahren 1787 bis etwa 1791) den Kotzebue nicht bloß für einen talentvollen Schriftſteller, ſondern auch für einen großen, oder doch ziemlich großen, Dichter erklärten, das hat man überſehen oder vertuſcht. Engel, der doch nun einmal in dem Rufe ſtand, ein ungemein ſtrenger Kritiker zu ſein, freute ſich erſtaunlich über den „Eremiten von Formentera", entzückte ſich am „Menſchenhaß" und „Kind der Liebe", und ſchwelgte in den peruaniſchen Verhältniſſen. Dieſer gelehrte, witzige, correcte und angeſehene Mann hatte doch „den Philoſophen für die Welt" geſchrieben, und über einige Charaktere in „Emilie Galotti" das Nöthige beigebracht, er mußte es alſo verſtehen, und wenn er nun heiße entzückte Briefe nach dem kalten Reval an den dortigen Präſidenten v. K. hinſchrieb, warum ſollte der Präſident ihm nicht glauben? — Auch Wieland, der genialiſche Dichter und allzu milde Kritiker, zeigte ſich Kotzebuen ſehr günſtig, und noch 1802 überſchüttete er die Huſſiten vor Naumburg mit großem Lobe, bloß bedauernd, daß das Stück zu tief rühre, ein Tadel, den man ſich wohl gefallen laſſen kann.

Auch Meißner, Knigge, Jünger, Iffland, Schröder und andere gefeierte Autoren bezeugten öffentlich — Schröder ſogar mit außerordentlicher Begeiſterung — Kotzebue's ausgezeichnete Talente. Schon entſchloſſen ſich ſogar einige der zäheren Lehrbuchſchreiber, den Dichter von Menſchenhaß und Reue als neuen Claſſiker einzuregiſtriren, als mit einem Male ſich die ganze Sache änderte. Der zarte Autor, der ſelbſt ſchwangern Jungfrauen die pure, helle, rührende Moral hatte predigen laſſen, wechſelte die Feder und ſchrieb eine widerliche, unmoraliſche Satire gegen zwei und zwanzig mehr oder minder berühmte Schriftſteller, und nach langem vergeblichen Sträuben mußte er doch endlich mit dem Bekenntniß herausrücken, er ſei wirklich der Verfaſſer. Darüber war nun der Unwille allgemein und gerecht, keineswegs aber gerecht, daß er ſich auch in die Kritiken der Kotzebue'ſchen Schauſpiele faſt immer mit einmiſchte. Dadurch gerieth der Autor in eine ganz eigene Lage, und er fing bald an, die Kritik ein für allemal wie eine böſe Stiefmutter zu betrachten, die für ihn nur zwei Worte hatte: veto (ich will's nicht haben) und guilty (ſchuldig), das Publicum aber wie eine verzärtelnde Mama, die ihrem ungeläuterten Enthuſiasmus durch unnütze Exclamationen, wie: „köſtlich!“ „excellent!“ oder gar „himmliſch! göttlich!“ Luft macht *). Das Publicum blieb ſich treu, die Kritiker aber nicht, und ſo iſt es ſehr begreiflich, daß v. K. als ein gewandter Freudenmeiſter (maitre de plaisir) mehr auf jenes hörte, als auf dieſe, die, weil ſie perſönlichen Unmuth mit einmiſchten, eine traurige Blöße gaben.

Das Schlimmſte iſt, daß dieſe und ähnliche Mißverhältniſſe, nicht bloß Schriftſteller von Kotzebue's Range, ſondern auch manche unvergleichbar höhere im ruhigen Fortſchreiten in der Allgemeinbildung, ſo wie überhaupt in ihrer Wirkſamkeit geſtört haben.

Woher die Kälte, die Bitterkeit, der ſchneidende Spott ſo vieler Kritiker gegen Herder während der letzten zehn bis zwölf Jahre ſeines Lebens? Es war an den Tag gekommen, daß Kant ihn nicht liebe, und daß Herder dieſen philoſophiſchen

---

*) In einer Anmerkung — die ja beſcheiden mit kleineren Lettern gedruckt wird — darf ich erzählen, daß einmal vor neun und dreißig Jahren bei der Aufführung des Kotzebue'ſchen Schauſpiels „die Verläumder“ in der gräulichen Scene, wo der Held, nachdem er lange ſtumm deſperat die rechte Hand in die Bruſttaſche geſteckt hatte, und ſie endlich mit den Worten „ich Thor habe in meinem eigenen Fleiſche gewühlt!“ blutig roth hervorzog, ein wonnetrunkener äſthetiſcher Friſeur neben mir im Parterre laut ausrief: „Nein das geht zu weit! das iſt göttlich! himmliſch! vollendet himmliſch! mehr als himmliſch!“

Imperator beinahe haſſe und mit einem ſchweren Buche gegen ihn drohe. Das war genug für hundert namenloſe und zwanzig namhafte Kritiker, Herdern anzugreifen, er mochte auch ſchreiben, was und worüber er wollte. Ja, als vollends jene Drohung erfüllt wurde, da war für Herder keine Gnade mehr zu finden, und Jean Paul ſtand in ſeiner glühenden Liebe für ihn faſt allein. Warum begnügte man ſich nicht, die Metakritik und Aeſthetik anzugreifen, oder auch zu vernichten? In dieſen Büchern iſt allerdings viel Rauch und Qualm; aber iſt denn nicht Herder unendlich mehr, als dieſe beiden Bücher, bei denen ſchon Kränklichkeit übel mit eingewirkt hat? und was gehen dieſe trüben Schriften ſeine anderen an? Können wir ihn denn gar nicht abwälzen, dieſen Fluch der Einſeitigkeit? und verlangen wir denn durchaus, daß jeder große Schriftſteller in unſere Leibfarben gekleidet ſei, und unſere Parole nachſpreche?

Es iſt leicht geſagt, Herder hätte ſollen alle dieſe Stürme verachten oder ignoriren. Nicht Alle können Alles, und er konnte nun einmal nicht kalt ignoriren. Eine bald heftige, bald kalte Bitterkeit, abwechſelnd mit Stolz und Wehmuth, bemächtigte ſich ſeines Geiſtes, und wie hätten ſich nicht Spuren von dem, was nun einmal in ſein Leben gedrungen war, auch in ſeinen Schriften zeigen ſollen? Für einen productiven Philoſophen und Dichter giebt es kaum ein größeres Unglück, als Verfeindung mit der Gegenwart. Was dabei Herder's Schuld iſt, ſoll nicht verſchwiegen werden; eine gleich große aber haftet auf den meiſten ſeiner Zeitgenoſſen, die, in ſtetem

Unwillen über ſeinen finſtern Anti-Kantismus, auch das ätherreinſte Wort von ihm verſchmähten.

— Und nun unſere Gegenwart! Iſt ſie gerechter geworden? — Wenn der kalte, granitfelſige William Pitt einen ſinnig-phantaſtiſch zarten Schäferroman geſchrieben hätte, ſo traue ich Sheridan und Fox zu, daß ſie — nachdem ſie ſich von dem erſten Erſtaunen erholt — mit Beiſeitſetzung aller politiſchen Differenzen, jenen Roman geiſtreich und laut gerühmt haben würden. Daſſelbe hoffe ich von Wellington und Grey — ſobald ſie anfangen im äſthetiſchen Fach zu recenſiren. Ob Zumalacarregui bereits mit einigen ſehr gefühlvollen Canzonen, Elegien und Sonetten aufgetreten ſei, iſt mir freilich nicht bekannt; wenn er aber wirklich dergleichen poetiſche Verſuche liefern ſollte, ſo würde er — ich will es hoffen — an Mina einen ſanften und billigen Minos finden. Dagegen wage ich keineswegs zu behaupten, daß auch Ibrahim Paſcha ſich würde geneigt zeigen, die Lyrik der Helden von Miſſolonghi zu bewundern.

Wie ſteht es nun in Deutſchland? Man laſſe mich mein altes Troſtwort: „Vortreffliche Ausnahmen verſtehen ſich von ſelbſt,“ voranſchicken, um dann deſto ruhiger ſagen zu können: „Nicht ſonderlich.“ — Ein weitläufiger Vetter von mir im Budjadingerlande, der als Primaner einmal eine flammende Rede über den Brutus in wohlaufgeſteifſtem Prachtlatein gehalten, hat mir, den er ſonſt als eine alte Reſpectsperſon ſehr demüthig behandelte, die Freundſchaft aufgekündigt, lediglich weil ich den Wilhelm Meiſter ſchätze und liebe, den er für ein ganz entſetzlich ſerviles Buch erklärt; denn wie gut es auch mit der Budjadinger Ironie im Allgemeinen ſtehen mag, meinem Vetter iſt dieſelbe nur dann verſtändlich, wenn die Ueberſchrift lautet: „Hier iſt Ironie.“ Da nun aber in jenem Roman dieſe Aufſchriften fehlen, ſo erklärt er das Ganze für hyperroyaliſtiſch. Es iſt übrigens ſonſt ein ganz guter Schlag von einem Menſchen, und als er vor Jahr und Tag in meiner kleinen Stube einige Scenen von Egmont und Clärchen von einer hübſchen Dame gut vorleſen hörte, ſagte er mit wehmüthigem Grimm und grimmiger Wehmuth: „Es iſt doch Schade um den Kerl, Talente hat er, aber die verruchten ariſtokratiſchen Grundſätze, ſind doch gleich um des Teufels zu werden!“ — Da mein Vetter ſo fluchen kann, ſo ſieht man leicht, welch eine kräftige geniale Natur hier waltet.

Indeſſen wird nicht bloß innerhalb, ſondern auch außerhalb der Mauern Ilion's ſcharf geſündigt, und es giebt leider auch Leute genug, die, in gedankenleerer Hochmüthelei und ideenlos graubärtigem Egoismus erſtarrt, vor jeder freiſinnigen Idee erſchrecken, weßhalb ihnen z. B. ſelbſt der treffliche Ludwig Uhland ein Dorn im ſchläfrigen Auge iſt.

Wir wollen uns indeß auch nicht zu ſehr betrüben, denn am Ende hat doch das Alles nicht viel auf ſich. Das Gute und Schöne muß am Ende ſiegen, es iſt nun einmal ſeine Art ſo. Agamemnon und Menelaus haben nicht den mindeſten Schaden davon gehabt, daß Therſites auf ſie ſchalt; ja es iſt mir zuweilen vorgekommen, als erſchienen ſie nach den Schmähungen des Widerbellers noch ein wenig glänzender;

doch darf es freilich auch an einem gerecht ſtrafenden Ulyß nie fehlen. Ein Leſſing etwa wäre vielleicht nicht unwillkommen.

19.

Salis.

Der Dichter Freiherr von Salis iſt im zwei und ſiebenzigſten Jahre ſeines Alters geſtorben, ein allgemein geſchätzter liebenswürdiger Greis. Da man nun in Deutſchland die Kunſt zu vergeſſen (nach der Themiſtokles ſich bekanntlich fruchtlos ſehnte) ſchon längſt mit ausgezeichnetem Erfolg übt, ſo ſei mir verſtattet, durch ein kleines anſpruchloſes Wort das Gedächtniß jener Vergeßlichen aufzufriſchen. Salis' Gedichte erſchienen vor etwa vierzig Jahren und füllten bei ſplendidem Druck nur ein Dutzend Bogen. Matthiſſon, der damals ſehr viel galt, beſonders ſeitdem der ſtrengſte aller damaligen Kritiker, Schiller, ihn benutzt hatte, um ſeine Anſichten von Landſchaftsmalerei und Landſchaftspoeſie auszuſprechen, war ihm als Freund verbunden, und hatte die kleine Sammlung herausgegeben. Man las ihn, lächelte, weinte, erfreute ſich und entzückte ſich an ihm und mit ihm, und ich erinnere mich noch recht wohl, daß ſchon damals manche Leſer in ihm mehr Tiefe fanden, als in Matthiſſon. Ein Anderes war es mit den Kritikern, die machten es ſich bequem und erklärten, er ſei ein Matthiſſon der zweite, zwar nicht gerade in der Landſchaftspoeſie, aber doch ſo in Bauſch und Bogen. Gute

Geſinnung, ſanfte Gefühle und Correctheit der Sprache ließ man gelten, machte aber eben kein Aufhebens davon.

Seitdem wurde es Sitte, Matthiſſon und Salis immer zuſammen zu nennen, ohne darnach zu fragen, wer die erſte und wer die zweite Stimme habe, bis man endlich faſt ganz aufhörte, Salis zu nennen, weil er aufhörte, irgend etwas Neues drucken zu laſſen. Mit Matthiſſon war es anders, der ſchrieb in Proſa und Verſen noch immer weiter, und die äſthetiſchen Zeitungen ſchrieben wieder über das Geſchriebene, was ſie eben zu ſchreiben Luſt hatten, und ſolches Schreiben hält doch immer das Geſchriebene aufrecht.

Meine Anſicht über Salis iſt eine ſehr einfache, er iſt ein ſanft-lyriſcher und ſanft-elegiſcher Dichter, dem nicht bloß die Melodie wohlgefügter Worte, ſondern die Eintracht der Melodie und Harmonie einer liebend gehorchenden Sprache zu Hülfe kommt. Freude und Schwermuth, Wehmuth und Tapferkeit, Klage und Troſt ſteht ihm gar wohl an, und wenn wir etwa ſagen dürfen, daß er in Sanftmuth und Wehmuth, Erinnerung und Mitleid zuweilen zu ſehr ſchwelgt, ſo wollen wir doch nicht vergeſſen, daß bei ihm doch immer ein tiefes und tapferes Gemüth ſich mit jener Zartheit innig vereinigt hat. Auch wollen wir bedenken, daß bei ihm, dem Dichter, jene Gefühle oft eine wirkliche Geſtalt gewinnen und oft eine ſehr anmuthige. So heißt es einmal von dem Mitleid:

Schon'ſt des Siechen Schlaf auf Socken,
Kühlſt ihm mit dem Palmenreiß,
Trockneſt mit ergoß'nen Locken
Banger Todeskämpfe Schweiß.

Es kommt nur Alles darauf an, in welcher Stimmung man dergleichen lieſet, doch darf der Dichter verlangen, daß es eine ernſte ſei. Wie wenig denken wir uns im gewöhnlichen Leben bei dem Worte Mitleid, aber der Dichter ſoll eben dieſes Leben wecken und geſtalten. Selbſt den Millionenmal verriebenen mythologiſchen Figuren, die faſt zu bloßen Namen geworden ſind, kann der Dichter durch einen glücklichen Zug neues Leben geben. Das iſt Ramlern bekanntlich nicht immer gelungen, und die geiſtreichen Anſichten und Scherze, die er in dem neueſten, rein preußiſchen Roman erfahren, können ſeinen Schatten nicht verletzen; gern aber werden wir auch anerkennen, daß es ihm zuweilen gelungen iſt. So heißt es z. B. in einer bekannten Ode, in der wir Berlin's dürren Boden blühen ſehen:

Wo ganz verdeckt in Aehren
Die blonde Ceres geht.

Hier erſcheint uns eine liebenswürdige harmloſe Nymphe, und wer auch nie von der guten Ceres gehört hätte, er würde ſie ſich ohne alle Gelahrtheit denken können, und gar nicht nöthig haben, Hederich's mythologiſches Lexikon nachzuſchlagen.

Rückkehrend zu Salis, will ich nur noch erinnern, daß er ſeine beſte Feier in Jean Paul's Hesperus empfangen hat, wo ſein allereinfachſtes Gedicht, das Grab, auf die rührendſte Weiſe anerkannt wird.

20.

Goethe und ſeine Mutter.

Wehe dem Dichter, bei dem nicht Leben und Poeſie eins iſt. Was könnte er mehr geben, als eine geputzte Lüge. Sein Leben ſoll die höchſte Idee repräſentiren, und was kann di Poeſie mehr. In Einzelnheiten mag uns Goethe immerhin widerſtreben, ja wir können Manches ganz anders wünſchen; aber wahr iſt er immer, und es gefällt ihm ſogar zuweilen, das recht laut auszuſprechen, wovon er überzeugt iſt daß es Tauſenden mißfallen muß, z. B. ſeine Abneigung gege Flemming und andere theure Dichter des 17. Jahrhundert gegen unſere herrlichen, geiſtlichen Gedichte aus jener Zei u. ſ. w. Aber er wird gleich wieder naiv durch den Zuſatz: un werden zu können, was er geworden, habe das wohl nicht an ders ſein können. Ich glaube das nicht, aber es iſt genug, da er es glaubt, um uns über ſeine innere Deutlichkeit in Siche heit zu ſtellen. Ueberhaupt ſollten wir bei Goethe den Dicht und den Künſtler genießend zwar zuſammenfaſſen, aber in d Reflexion ſcheiden; als Dichter hatte er verdrießliche Momen deren jeden einzelnen er jedoch durch tauſend unübertreffb herrliche vergütet. Als Künſtler hat er mit Ausnahme d Jahre 1791 bis 95 ſich ſtets als unbeſtreitbaren Meiſter f alle Ewigkeit gezeigt.

Sein höchſtes Gegenbild iſt Jean Paul, der Dichter Liebe und der Freundſchaft, des Haſſes und des Zorns, Gebirgsnatur und der Haidenatur, des Stübchens und Salons, des Reichthums und der Dürftigkeit, des Lachens u der Thränen, des Fürſten und des Bettlers, des höchſten Tiefſinns in Scherz und Ernſt, Humor und Witz, u. ſ. w. All dieſer Reichthum wird zur Poeſie durch die Einheit und Eigenthümlichkeit ſeiner Perſon, er iſt der größte Dichter, aber nicht der größte Künſtler. Dabei wollen wir aber nie vergeſſen, daß es auch ungedruckte und ungeſchriebene große Dichter und Dichterinnen giebt, was ſich freilich für Jeden von ſelbſt verſteht, der weiß, daß ja das Wort nur dadurch Poeſie werden kann, daß es ſich als That geltend macht. Den höchſten Beleg dafür giebt eine Frau, die wir erſt ſeit 1835 kennen: es iſt Goethe's Mutter. Ob ſie je auch nur eine gereimte Zeile geſchrieben, ob ſie je auch nur ein kleines Geſchichtchen zu Papiere gebracht hat, weiß ich nicht, aber es iſt genug, daß ſie gerade ſo dachte und empfand, ſo ſprach und ſchrieb, ſo handelte und, was die Hauptſache iſt, war, als ſie uns in dem Briefwechſel Goethe's mit einem Kinde erſcheint, um ſie nicht bloß für eine ächte Dichterin zu halten, ſondern ſich ſogar zu der Frage berechtigt zu halten, wer war größer, die Mutter oder der Sohn?

21.

Goethe an Lavater.

Goethe der Jüngling ſtand wohl ſchon oft als Phantaſiebild vor den Augen der Leſer, die ſeine Gedichte von 1770 bis etwa 83 wie ein zauberiſcher Frühlingshain umfingen und nicht loslaſſen wollten, immer mit vollendeter Gewalt anzogen, immer und immer wieder. Da ſchrieb er endlich ſein Leben, und die Geſtalt wurde immer lebhafter; aber ganz ohne Riſſe ging es doch nicht ab, und jenes Bild hatte doch ein wenig zu kämpfen mit dem Neuen, das Goethe der Sechziger von Goethen dem Zwanziger ſchuf. Siehe, da kommt mit einem Male ein Buch, das Alles erfüllt, was ſich wünſchen ließ; die Briefe Goethe's an Lavater. Ohne im Mindeſten ein Gemälde von ſich entwerfen zu wollen, ſehen wir hier das immer wachſende, fortſchreitende Bild des in jeder Wurzel und Ader überkräftigen und doch ſich wieder in gemäßigter Kraft haltenden, durch und durch poetiſchen, löwenartig ſtolzen und doch auch wieder löwenartig großmüthigen und doch auch wieder ſanftmüthigen Jünglings. Was auch inſonderheit entzückt, iſt das durchgängige Verſchmähen jedes Scheins, das reine Beſcheidwiſſen in der eigenen Bruſt und das unumwundene Ausſprechen ſeines Innern gegen den Freund. Er erkennt mit entſchiedenſter Deutlichkeit und Liebe den Freund an, und wird von demſelben auch wieder eben ſo und vielleicht noch mit größerer Liebe anerkannt, und da beide den Streitpunct genau erkennen, ſo können ſie auch in jedem Augenblicke den Streit fallen laſſen oder wieder aufnehmen, und dennoch immer ſich lieben. Goethe ſagt unumwunden, er ſei zwar weder ein Antichriſt, noch ein Unchriſt, wohl aber ein Nichtchriſt, und von Lavater wiſſen wir aus gedruckten Schriften längſt, daß er, obwohl ihm das Chriſtenthum Eins und Alles war, dennoch den ungemeinen Muth hatte, zu geſtehen, er glaube nicht, daß es jemals ſeit dem göttlichen Stifter des Chriſtenthums einen wahrhaften Chriſten gegeben habe, d. h. einen ſolchen, der dieſen hohen Namen ganz verdient. Dennoch glaubte er an das Chriſtenthum mit vollendeter Ueberzeugung, und das muß ihm bei jener Anſicht zum höchſten Ruhm angerechnet werden. Aber auch Goethe glaubte an daſſelbe, obwohl er es nicht zum Object ſeines Strebens machte, ja ſeine treuherzige Schlußrede: „Leb wohl, alter Chriſt,“ iſt, im Zuſammenhange betrachtet, bedeutſam genug, um anzunehmen, daß Goethe ſeinen Freund, trotz deſſen Verſicherung, er ſei noch weit entfernt vom Ziele, dennoch in ſeiner Art für einen wirklichen Chriſten hielt. Und in der That muß man auch geſtehen, daß, wie viel man auch an den Lavater'ſchen Verſuchen, das Chriſtenthum zu verherrlichen, zu wünſchen übrig behält, dennoch ein durchaus lebendiger Buchſtabe bei ihm herrſcht, und daß überall eine wirkliche und niemals eine gemalte Flamme ſichtbar wird. Wie weit und wie rühmlich ſich aber auch Lavater von allen vagen ſogenannten Ueberchriſten unterſcheidet, leuchtet ſchon durch den Umſtand ein, daß er nie aufhörte, Goethen mit ſtets ſich gleichbleibendem Feuer zu lieben. Ob von Goethe daſſelbe zu ſagen ſei, muß ich leider bezweifeln, wenn ich an die Briefe denke *), die er mit Schiller wechſelte, als ein Gerücht Lavater's bevorſtehende Ankunft in Jena verkündete 1796 und 97. Beide Dichter wollen den ehrlichen flammenden Mann, der ſich ſo innig freut, den alten Freund und den gehofften neuen zu finden, vermeiden. Beide betreiben dieſes Vermeidenwollen ſo

---

*) Und an die Xenien. S.

ernſthaft, daß ſie dadurch, um es nur aufrichtig zu ſagen, der Vermuthung Raum geben, ſie fürchten ſich vor ihm.

22.

Goethe und die Schlegel.

(Briefwechſel mit Zelter VI, 318.)

Aller Tadel, den Goethe über W. Schlegel in Beziehung auf deſſen Epigramme gegen Schiller ausſpricht, iſt gerecht; nur ſoll man dabei bedenken, daß einige vierzig bis funfzig deutſche Schriftſteller ſeit 1781 ſich nicht minder an Schiller verſündigt haben, die ſich billig in jenen Tadel theilen ſollten; was er aber ſonſt gegen ihn und Friedrich Schlegel in jenem Briefe ſagt, möge nicht mit unbedingtem Glauben hingenommen werden. Daß ſie unglückliche Menſchen geweſen ſeien ihr Leben lang, iſt das Thema, an welches dann ſich Beſchuldigungen reihen, von denen wir nur einige hervorheben wollen. Sie wollten mehr vorſtellen, als ihnen von Natur gegönnt war, und mehr wirken, als ſie vermochten, daher haben ſie in Kunſt und Literatur viel Unheil angerichtet, und laſſet uns das näher betrachten, u. ſ. w.

Friedrich Schlegel erſtickte am Wiederkäuen ſittlicher und religiöſer Abſurditäten, die er auf ſeinem unbehaglichen Lebensgange gern mitgetheilt und ausgebreitet hätte, u. ſ. w. Genau beſehen war die Richtung nach dem Irdiſchen auch nur ein pis-aller. Sie waren klug genug, zu ſehen, daß weder im deutſchen, noch lateiniſchen und griechiſchen Felde etwas Brillantes für ſie zu thun ſei; nun warfen ſie ſich in den ferneren Oſten, und hier manifeſtirt ſich das Talent von Auguſt Wilhelm auf eine ehrenvolle Weiſe. Alles das, — und +, wird die Folgezeit reiner in Evidenz ſetzen. Es heißt ferner: Sie ließen mich bei der großen Umwälzung, die ſie wirklich durchſetzten, nothdürftig ſtehen, zum Verdruſſe Hardenberg's (Novalis), welcher mich auch wollte delirt (ausgelöſcht) haben. Ich hatte mit mir ſelbſt genug zu thun, was kümmerten mich Andere? Endlich wird auch Auguſt Wilhelm noch der Neid vorgeworfen, ſo viele wirkſamere Talente auftauchen zu ſehen, weßhalb unmöglich das Innere dieſes guten Mannes in's Wohlwollen gelangen könne.

Ich würde ſogar das Falſche lieben und fördern, wenn es nur geſucht und gut bezahlt würde. Und ſo mag es denn ſo hingehen.

Alles was Schiller gegen die Schlegel geſagt haben ſoll, mag hingehen, er hat völlige Freiheit. —

Das alſo, das hat man davon? Laſſet mich immerhin mit dieſer trüben Exclamation anfangen, denn Trauriges iſt zu erzählen. Es wurden einmal in Hannover ein paar Knaben geboren in einem ſtattlichen Bürgerhauſe, genannt Schlegel; denn der Vater war ein bewunderter Redner und der Oheim Elias ein Dichter noch vor Klopſtock und reicher als Klopſtock, der ſich aber in ſchlimmer Zeit aufrieb und, im Auslande verkümmert, als er eben in die Mannesjahre trat, ſo hinſtarb. Die Knaben aber hießen Wilhelm und Friedrich.

Die Götter oder, wie ich doch beſſer ſage, der liebe Gott hatte den beiden Kindern ein recht ſtattliches Ingenium verliehen. Der Wilhelm ſtudirte die alten Sprachen mit eiſernem Fleiße, was um ſo löblicher war, da ſie trotz ihrer Schwere ihm leicht genug wurden, und die Leichtigkeit zum Lernen nicht ſelten zum Leichtſinn verführt. Neuere Sprachen lernte er vollends wie im Umſehen, und doch wieder nicht leichtfertig, ſondern ſehr ſtreng. Dabei hatte er auch vielen Witz, einen gallichten, der war nicht ſonderlich; einen gelinden, behaglichen, drolligen und doch auch wieder ſehr ſinnvollen, ſchlagenden und ſtarken, den mußte man loben, oder hätte ihn wenigſtens loben ſollen. Deutſche Proſa ſchrieb er vortrefflich; nur prägnanter hätte er hie und da ſein können; nicht minder fließend waren ſeine Verſe, und ſo correct, daß man wohl ſah, wie ſorgſam er die Feile führe; doch wäre es freilich beſſer geweſen, man hätte es nicht geſehen. Es iſt eine herrliche Sache, wenn die neun Muſen ſelbſt ein Werk feilen und glätten, — man weiß, daß die Alten ſich dieſes Ausdrucks bedienten, wenn ſie das höchſte Lob ausſprechen wollten. Wenn aber der Dichter allein feilt und glättet, ſo iſt das zwar auch gut, aber er ſoll ſich bei dem Geſchäft nicht ertappen laſſen. Den Wilhelm wollen wir aber dennoch um ſeiner Correctheit willen ſehr loben, da er ſelbſt bei anderen Poeten die Correctheit nicht hoch ſtellte und ſogar über Pope guten Witz machte, weil der nichts ſei, als correct, wogegen ſich wohl gute Einwendungen machen ließen. Wilhelm war und blieb immer ein ausgezeichneter poetiſcher Silberarbeiter, der auch immer wußte, wo Gold- und Silberbarren zu finden ſeien, aus denen er manche allerliebſte Gefäße zu verfertigen verſtand. —

Unglückliche Menſchen? Das Wort klingt wie aus einem dumpfen Kellergewölbe, ich zweifle aber, daß es ſich wirklich ſo verhält. Schreiber dieſes hat nie mit den Gebrüder Schlegel in näherer Verbindung geſtanden, wohl aber weiß er, daß ſie ſich meiſtens friſch, munter, witzig und Gutes hoffend zeigten. Ihre Wirkſamkeit vom Jahre 1795 an, war im erſten Jahrzehnt ſo groß, daß wir wohl nur ſelten in irgend einer Literatur etwas Aehnliches finden, und wenn ſie ſpäterhin ſank oder doch zu ſinken ſchien, ſo waren daran Umſtände Schuld, die zum Theil außer dem Gebiete der Literatur liegen. Daß die Deutſchen häufig ihren überſchwänglichen Enthuſiasmus mit Nüchternheit bezahlen, wußte Goethe am allerbeſten, deſſen gediegene Werke vom Jahr 1780 bis etwa 1795 nicht den tauſendſten Theil der Anerkennung fanden, die ihnen ſpäterhin und zwar größtentheils durch Schlegel's und Tieck's begeiſterte Anerkennung zu Theil wurden. In den Bemühungen der Brüder Schlegel für Malerei, Bildhauerkunſt und Architectur mag hier und da Irrthum genug ſein; wollen wir aber auch die Urtheile über Hogarth und Flachsmann, den Aufſatz: die Gemälde, und über altdeutſche Baukunſt zu den Irrthümern rechnen? Selbſt Goethe kann das nicht durchgängig, da er ja namentlich über Flachsmann ähnlich und über Hogarth noch ungünſtiger geurtheilt hat. Aber auch in der Literatur ſollen ſie viel Unheil angerichtet haben. Auch ich möchte wahrlich nicht alle ihre Urtheile unterſchreiben, ich vermiſſe oft jene Liebe, ohne die es vielleicht nicht einmal Gerechtigkeit, viel weniger Billigkeit giebt; ihr Lob iſt zuweilen Erhitztheit, und ihr Tadel leichtfertig oder bitter giftig; ja, es finden ſich in ihrem Leben Jahre, in denen ſie faſt nur vergöttern oder verwerfen konnten. Dennoch iſt ihr Verdienſt in dieſer Hinſicht wahrhaft groß zu nennen. Seit Leſſing hatte Niemand den Gipfel der modernen Poeſie im Shakſpeare ſo genau anerkannt und ſo feurig beſprochen, und die muſterhafte Ueberſetzung hatte den edlen Britten uns immer näher gebracht; Calderon exiſtirte vor A. W. Schlegel für die Deutſchen gar nicht, jetzt iſt auch er der unſrige. Cervantes empfing kaum irgend ein anderes Lob, als das eines vortrefflichen Satirikers oder auch wohl Spaßmachers; wie anders ſteht er in den Schlegel'ſchen Kritiken da. Daſſelbe gilt von Boccaccio, Gozzi, Bürger, u. ſ. w.

„Sie ließen mich, u. ſ. w." Ich geſtehe, daß ich dieſe Worte ein paar Mal habe leſen müſſen, um mich nur zu überzeugen, daß ich richtig geleſen. Es ſollte billig heißen: „Sie betrachteten mich, der ich ſeit achtzehn Jahren kaum in den kritiſchen Journalen oder mit kühlem Lobe abgefertigt war, als den Statthalter auf Erden, zählten meinen Wilhelm Meiſter zu den drei Tendenzen des geſammten Jahrhunderts, zeigten in begeiſterten Kritiken den ganzen Werth dieſes Romans, und zeigten jenen Verblendeten, die Voßens Luiſe viel zu hoch ſtellten und von Hermann und Dorothea kaum etwas wiſſen wollten, die ganze Meiſterhaftigkeit des letzt genannten epiſchen Gedichts. Die Zahl ihrer Gedichte an mich iſt nicht leicht zu ermeſſen, mein Name war ihre Loſung und ihr Feldruf.“ So hätte Goethe ſprechen können, aber einige ſpätere kühlere Worte, oder auch wohl zuweilen ein leiſer Tadel von Seite der Schlegel gegen den gefeierten Meiſter vom Stuhl, ſcheint zu mächtig auf ihn eingewirkt zu haben. — Und Novalis, er, von dem wir genau wiſſen, daß er nie aufgehört hat, Goethen mit großer Verehrung zu ſtudiren, er ſoll jemals geſtrebt haben, Goethen zu deliren? Um ſo etwas auch nur träumen zu können, hätte er krank ſein müſſen, wie noch kein edler Menſch krank war. Und ſolchem grund- und bodenloſen Geklatſch konnte Goethe auch nur in einem einzigen Augenblick glauben?

23.

Goethe und Jean Paul in Bezug auf Ironie.

Es ſei mir erlaubt, mit kurzen Worten etwas, wie ich glaube, Wichtiges anzudeuten.

Der reinſte Genuß, den uns Goethe gewährt, entſteht nur dann, wenn wir ihn in ſeiner Ganzheit auffaſſen und genießen, dann erſt erkennen wir in ihm recht: Leben, Begeiſterung, Fülle, Deutlichkeit, Mimik, Würde, Anmuth, Milde bei großem Scharfſinn, Witz und Ironie. Die letzte iſt bei ihm beſonders ausgebildet, und drängt ſich in ihrer Feinheit nie vor; doch müſſen wir gerade um deßwillen ſehr bedauern, daß ſie bei gewiſſen Charakterdarſtellungen und Situationen, ja ſogar in einigen Werken ſelbſt, gänzlich fehlt; z. B. in den zwar unvollendeten, aber durch des Dichters ausführliche Mittheilungen wohl zu überſchauenden „Aufgeregten.“ Im Wilhelm Meiſter hatte ſich die Ironie in den erſten drei Theilen auf die erfreulichſte Weiſe geltend gemacht, aber wenn ſie in Beziehung auf Wilhelm ſelbſt zuweilen das Maß zu überſchreiten ſcheint, ſo erſcheint ſie in der Darſtellung des Abbé und Jarno nicht genügend, und da, wo ſie ſich vielleicht ſelbſt tragiſch hätte offenbaren können, bei Lothario, fehlt ſie faſt gänzlich. Daran leiden auch beſonders die Wanderjahre, deren köſtliche, in hohem Grade anmuthige Novellen das zu ernſte Ganze überragen. Woher aber dieſer Mangel an Ironie in einzelnen Fällen bei dem an Ironie ſo reichen Dichter? Iſt es vielleicht ſein wiſſenſchaftlicher Ernſt, der ſich einmal auch im Roman von aller Miſchung von Poeſie, Phantaſie und Ironie hat frei machen wollen? Das wäre freilich ein ſehr großartiger Irrthum, und doch vielleicht der gefährlichſte. Sollen wir nun wirklich annehmen, jene Einzelnheiten, z. B. der Hauptmann in den Wahlverwandtſchaften, die ſeien nun wirklich etwas vollkommen Hinlängliches, ausgebildet Großes, Unantaſtbares, und die Ironie, ſelbſt die reinſte poetiſche, könne ſie nicht berühren? Sollen wir das wirklich glauben? Wir können es nicht, und widerſetzen uns, wir werden verſtimmt und fügen wohl gar aus eigenem Vermögen die Ironie hinzu, die der Dichter hat fehlen laſſen, woraus wenigſtens für einzelne Momente wohl gar ein feindliches Verhältniß entſtehen könnte, wobei Niemand mehr leiden würde als der

Leſer ſelbſt, der in der ſchönen Gewohnheit, Goethen vollkommen zu lieben, ſich auch nur für Momente geſtört zu ſehen, ſchmerzlich empfinden müſſe. In trüben Stimmungen könnte jener Leſer wohl gar ſagen: das alſo wäre das Rechte? und man fordert von mir, daß ich jene ſehr gebildeten, und doch am Ende glauben- und liebloſen Herren unbedingt lieben ſoll?

Vor einer ſolchen Auflehnung des Leſers hat ſich Jean Paul ſtets ſorgſam gehütet. Er will durchaus nicht, daß man von irgend einem Theile des Lebens, das er uns ſchildert, ſagen ſolle: das iſt nun das ganz rechte, das unbedingt anzuempfehlende. Er hat uns mit zauberiſcher Gewalt ſeinen Guſtav und Beate, Victor und Clotilde, Albano und Liane lieben gelehrt, aber er hat nichts dagegen, wenn wir dennoch glauben, daß das rohe Leben der irdiſchen Welt, das zwar nie in ſie eindringt, ſie aber doch umgiebt, mächtiger ſei als ſie, ſo lange ſie hienieden wandeln. Daß wir an ihm nie irre werden, dafür ſorgt er ſtets an der Schwelle ſeiner Tempel, Paläſte, Bürgerhäuſer und Bauerhütten, indem er uns zuruft, daß der Menſch der große Gedankenſtrich ſei, daß er nur in einer dunklen Sackgaſſe der Vorſtadt hauſe, und daß das Leben nur drittehalb Minuten währe, von denen nur eine halbe ihm zum Lieben gegeben ſei, denn er ſterbe in ihr. Wer uns ſo bewillkommt, der hat ſich ſchon dadurch die ganze Welt geöffnet zum Lachen und zum Weinen, zum Philoſophiren und Phantaſiren, zum Beten und zum Witz.

21.

Goethe in Italien.

Goethe ſcheint ſich in Italien an Italien übernommen zu haben, und wenn Winkelmann zu einem alten Griechen hier wurde, und zwar zu einem Kunſtkenner, den ſelbſt der feinſte Athener würde anerkannt haben, ſo darf man von Goethe ſagen, daß er ſich faſt zur Selbſtgenüge eines griechiſchen Gottes emporzuheben ſtrebte, ja es finden ſich Momente aufgezeichnet, in denen er Phidias und deſſen Zeus zu gleicher Zeit ſein zu wollen ſcheint. So etwas ſteht freilich in keinem ſeiner Briefe geſchrieben zu leſen, aber herausleſen läßt es ſich allerdings, wenigſtens hätte man ihm auf jenen Brief vom Jahr 1788, in dem er ſich über Jacobi, Claudius und Lavater in unmuthiger Stimmung ausſpricht, Aehnliches antworten können.

Ob er dabei glücklich war, bezweifele ich in jeder Hinſicht, und wenn wir von dieſen Hinſichten nur eine große auffaſſen, und z. B. die Frage thun: wie wirkte jene in Italien gewonnene Richtung auf ſeine nächſtfolgende poetiſche Productionskraft? ſo brauchen wir bloß den Großcophta, den Reineke Fuchs, die Aufgeregten und den Bürgergeneral zu nennen, um die Frage beantwortet zu haben. Viel — wer möchte das in Abrede ſtellen — iſt auch aus dieſem Werke zu lernen, aber es iſt doch dabei die Erinnerung an die ſchönen Zeiten des Götz, der älteren Iphigenie u. ſ. w. nicht abzuweiſen.

25.

Nachahmer.

Wie ſehr Götz von Berlichingen und Werther auf ganz Deutſchland und inſonderheit auf die Schriftſteller wirkten, darüber iſt wohl ſchon oft und mit geiſtreicher Ueberſchauung von Goethe ſelbſt geſprochen worden. Dennoch fehlt das letzte, und man darf geradezu ſagen, daß etwa mit drei bis vier Ausnahmen alle deutſche Schrift- und Briefſteller ſich etwas, — beſonders das Derbe und Cyniſche, oder doch völlig ungenirt Offenherzige, aus den genannten beiden Werken herausnahmen, wobei es nur Schade iſt, daß das angenehm Derbe ſich nicht wohl erborgen läßt, weil es ſtets auf die erſte Quelle hindeutet, aus der es gefloſſen. Manche literariſche und äſthetiſche junge Herren des Jahrs 1774 nehmen ſich dabei höchſt poſſirlich oder auch widerlich aus, und gleichen mitunter übermüthigen Beſenbindern, die früherhin als Beſenbinder nützliche Leute waren, jetzt aber ſelber junge Bäume pflanzen wollten, wozu ſie kein Geſchick haben; oder ſie gleichen exaltirten Sklaven, die die Ketten halb zerbrochen haben, und mit den Schellen an den Füßen eine luſtige Muſik zu machen ſuchen, oder gar Betrunkenen und in der Betrunkenheit Poeſie und Rhetorik treibenden Handwerksburſchen, weßhalb ſie auch überzeugt ſind, daß Trara, trara, Hundegebell, ein hervorſpringender Hirſch und ein ſchwarzbraunes Mädel nicht bloß genügende Requiſite zu einem claſſichen Jagdlieder ſind, ſondern bloß genannt und durch einander gemiſcht werden brauchen, um das herrlichſte Jagdlied zu ſein.

26.

Zelter.

Es iſt doch immer etwas Herzerhebendes um einen Menſchen, der ſo recht tüchtig und dauerhaft und vollſtändig zu verehren und zu lieben verſteht, ſo unbedingt und gleichſam **à tout prix**, wie Zelter Goethen. Man muß freilich geſtehen: er hat ſich etwas höchſt Vortreffliches zum Gegenſtande ſeiner Liebe erwählt, aber das hebt die Schwierigkeiten oder die einzelnen Wunder nicht auf, die in einem ſolchen Verhältniſſe nicht ganz ausbleiben können. Zuweilen kann es ſcheinen, als laſſe ſich Goethe nur lieben und ſehe nur der Liebe billigend zu. Freilich ſcheint das nur ſo, aber warum hätte es Zeltern nicht auch ſo ſcheinen können? Es ſchien ihm aber nie ſo, und er war vollendet glücklich in dem rein gehaltenen Verhältniſſe. Seit dem November 1812, d. h. ſeit dem herrlichen Briefe Goethe's, in dem zum erſten Male das trauliche „Lieber Bruder" ertönt, fällt aber auch jener Schein völlig weg, und wenn man etwa noch ſagen könnte, daß Zelter in dieſem Verhältniſſe doch immer mehr giebt, als empfängt, ſo wollen wir bedenken, daß ſich der Mehrgebende dabei ſehr wohl befindet, beſonders wenn man erwägt, daß Goethe überhaupt ſchon ſo unendlich viel gegeben hatte, daß ſelbſt ein bloßer ſchweigender Händedruck von ſeiner Seite ſchon genug iſt. Es giebt ohne Zweifel hundert Lieder, in denen die Lehre eingeſchärft iſt: daß zwiſchen Geben und Empfangen die Liebe keinen Unterſchied mache; dergleichen wird an tauſend Clavieren und Fortepiano's geſungen, und wer es hört, ſagt gerührt: „Ei freilich." Nur in der Praxis will es damit zuweilen nicht recht fort, und wir führen zu ſorgſam Buch über „Soll" und „Haben" in der Freundſchaft.

Bleiben wir nun bei Zelter ſtehen, ſo findet ſich hier manches ſehr Betrachtungswerthe. Der Mann hat drei und ſiebenzig Jahre und ein halbes in der Hauptſtadt von Norddeutſchland gelebt; iſt ſehr berühmt geweſen als guter Bürger, Geſchäftsmann, Tonkünſtler, Mitſtifter der Singakademie, u. ſ. w.; hat ſich aber, ſo viel ich weiß, nur ein einziges Mal mit Beifügung ſeines Namens als Schriftſteller gezeigt, und zwar in der Lebensbeſchreibung von Faſch. Die hat man freilich hier und da, und zwar mit großem Recht, gelobt, dann aber vergeſſen, denn was will doch ſo ein Schriftchen von wenigen Bogen ſagen? Wie die Titanen, den Himmel zu ſtürmen, Berge auf Berge ſetzten, ſo müſſen wir Bücher auf Bücher thürmen, um uns nur einigermaßen in Anſehen und Andenken zu erhalten, und es ſteht noch ſehr dahin, ob wir beſſeres Glück haben als jene Titanen. Man kann deßhalb beinahe ſagen, Zelter iſt während ſeines Lebens faſt nie als eigentlicher Schriftſteller betrachtet worden, und er hat es nie ſein wollen. Seltſam, wahrlich ſehr ſeltſam! denn der Weg vom innigen

Gemüth und urtheilenden Verſtande zu den ausſtrömenden Lippen und der ausſtrömenden Feder war bei ihm ſehr raſch, er redete auch und ſchrieb recht wacker, ließ aber nicht drucken. War ihm etwa das Publicum nicht recht? wir hoffen, er achtete es gerade ſo ſehr, als es geachtet zu werden verdient, aber er bedurfte ſeiner nicht; denn der erſte Dichter Deutſchlands erſchien ihm auch als der erſte Leſer, und ſo hatte er völlig genug, wenn er dieſem mittheilte, was ihm am Herzen und im Sinne lag. Wir können ihm darüber durchaus nicht zürnen, und in gewiſſer Hinſicht müſſen wir ihn bewundern, daß ihn der lockende Silberton des Ruhmes, der auch auf ſchriftſtelleriſcher Bahn ihm nicht würde gefehlt haben, niemals überwältigen konnte. Zelter war des augenblicklichen Erfolges in ſeinem Wirken gewöhnt, und wenn er auch in Hinſicht ſeines Hauptwirkens, ſtete Erhebung und Vervollkommnung der Singakademie, das trefflichſte Talent in muthigem Hoffen und Warten gezeigt hat, ſo fand er doch einen täglichen Lohn und Aufmunterung in dem täglich ſichtbaren Wachſen jenes herrlichen Inſtitutes. Wer aber mehrere hundert ausgezeichnete Talente ſtets vor ſich hat, die mit ihm gemeinſchaftlich wirken, und dabei Goethen zum Freunde, dem er Alles, was er überhaupt beurtheilen will, zur Beurtheilung zuſchicken kann, die er auch nach wenigen Wochen in dem freundlichſten Rückſchreiben erwarten darf, der mag allerdings der unbekannten Größe, d. h. des ſogenannten größeren Publicums, entbehren. Das Loos eines deutſchen Schriftſtellers iſt dagegen nicht beneidenswerth. Denken wir uns nur den lieben Mann im Detail. Er ſchreibt gut, mit Eifer und Feuer; recht ſchön: wenn er es aber nach acht Tagen wieder durchlieſet, ſo erſcheint es ihm zu eifrig und zu feurig, er erinnert ſich an den nicht wirklichen und an den wirklichen Geheimenrath ſo und ſo, die bis jetzt noch ſeine Gönner ſind, aber das große Feuer nicht ertragen können. Er will dieſe Männer nicht verletzen, er gießt Waſſer in die Flammen, und es kniſtert häßlich; er lindert, mildert, mindert, ſchabt und wäſcht an dem Manuſcript, bis endlich der ganze Aufſatz ſchwach geworden iſt, und ihn ſelbſt anwidert; oder er bleibt in gehöriger Gelaſſenheit muthig und ſpricht: ich ändere nichts; was geht mich die Einſeitigkeit und Verzärteltheit jener Gönner an; mögen ſie doch ihr Gemüth und ihr Urtheil ſteigern, wenn ſie mich leſen wollen! Ehe aber das Büchlein gedruckt wird, vergehen Wochen oder Monate, und iſt es gedruckt, was weiter? — was wirkt es nun? Der politiſche Himmel hat ſich vielleicht umwölkt (ein Gleichniß, das vielleicht zwei bis drei tauſend Jahre alt ſein mag, und etwa alle acht Tage in ſämmtlichen europäiſchen Zeitungen acht Mal zu finden iſt). Oft ſind es auch wohl nur die Rauchwolken, die aus den Pfeifenköpfen der politiſirenden Biertrinker aufſteigen und den Horizont verfinſtern, oder es iſt eine neue Oper erſchienen, zu der ganz Bengalen ſeine Flammenpracht hat beiſteuern müſſen, oder es ſpringt ein neuer Tänzer nicht bloß über alle Horaziſche, ſondern über alle Pindariſche und Ariſtophaniſche Metra hinaus, u. ſ. w.: in ſolchen Fällen iſt Dein Buch — und nun vollends gar etwa ein Aufſatz von mäßigem Umfang — ſo gut als verloren.

Und mögen auch die herrlichſten Gedanken gleichſam mit Feueraugen aus Deiner Druckſchrift herausſchauen, es iſt vergeblich: man ſieht nicht hin, man lieſt Dich nicht! Dagegen hatte es, wie geſagt, Zelter beſſer. Einige hundert geiſtreiche Freunde und Freundinnen, Mitredner und Gegenredner und Zuhörer blieben ihm immer gewiß; und, der letzte Terminus ad quem: Goethe nickte, lächelte oder berichtigte regelmäßig dreißig Meilen weit hinüber. So verging ein Jahr und ein Jahrzehnt nach dem andern, und man hatte es längſt verlernt, Zeltern als Schriftſteller zu betrachten; doch jetzt, da der Tod ihn hinweg genommen, ſteht er mit einem Male in außerordentlicher Lebendigkeit als Autor da, die grau gewordene Dinte ſeiner Briefe wird wieder leuchtend, und dieſe flattern wie kleine Genien, Dämonen, Kobolde, Schmetterlinge, Bienen, Wespen, u. ſ. w. umher. Zelter iſt wirklich ein Briefſteller, der ohne Erröthen ſelbſt neben die ausgezeichnetſten hintreten darf. Er iſt durchaus originell, kernhaft, meiſtens unmittelbar und urſprünglich anſchauend und im Gefühl ſeiner Kraft arbeitend, verarbeitend und umarbeitend. Nach dem fünf und vierzigſten Lebensjahre etwa ſcheint er abgeſchloſſen zu ſein in Beziehung auf das weitere Lernen von Außen her. Den herrlichen Genius Deutſchlands der früheren Zeit, Jean Paul, ſcheint er faſt gar nicht zu kennen — (auch Goethe hat dieſes große „Wahrzeichen" unſeres Vaterlandes nie recht erkennen wollen) — und Bethoven hat ſich nie ſeine beſondere Liebe erwerben können. Aber auch ſonſt finden ſich noch manche unerfreuliche, nicht zu billigende Urtheile in dieſer Briefſammlung, worüber wir uns nicht weiter auslaſſen wollen. War aber Zelter zu früh abgeſchloſſen, ſo war er doch in dieſer Geſchloſſenheit immerdar höchſt rege, er baute ſeine Burg immer feſter aus, und fühlte ſich nach und nach immer heimiſcher in derſelben. Dazu kommt ein Styl ganz eigener Art, den ich wieder nicht anders als kernhaft, urſprünglich und unmittelbar nennen mag: nirgends Kränklichkeit, nirgends Stubenluft. Zelter haut überall aus ganzem Holze, und im Beſitze der reichſten Waldung hat er unter den Holzarten eine beliebige Auswahl. Zuweilen iſt ſeine Sprache widerhaarig, ſcharfkantig, oder bequem bis zum Schlendern, oder lapidariſch-epigrammatiſch, oder ſpritzend, neckend, als tauche er nur die äußerſte Spitze der Feder in den Farbentopf. Nur vergeſſe man nicht, daß, ſo oft ſich ſein Styl in den angegebenen Formen zeigt, es gerade ſo und nicht anders hat ſein ſollen. Er hat nie eine zufällige Form, nie einen zufälligen Periodenbau, ja man darf ſagen, faſt nie ein zufälliges Wort. Alles iſt gerade ſo, wie er es hat haben wollen, charakteriſtiſch-individuell. Alles gewöhnliche Stylſpinnen- und Weben iſt ihm ganz fremd. Und während er faſt keinen deutſchen Dichter lieſt, als Goethen, den er zuletzt faſt auswendig weiß, ſo ahmt er ihn doch nie, auch nur in der entfernteſten Beziehung, in der Darſtellung nach. Er kann und will nie heraus aus ſeinem Leibe, außer in der Hauptſache, in der Liebe. Auf dieſen Punct kommen wir immer wieder zurück, und auf dieſen Punct ſchauend, empfinden wir die reinſte Freude. Hätten wir dieſe Briefe früher gekannt, ſo würde uns nicht überraſcht haben, wie ſchnell Zelter ſeinem Freunde auf der letzten und geheimnißvollſten Reiſe folgte; es iſt recht ſchön und rührend, wenn Horaz ſeinem Gönner und Freunde Mäcenas zuſingt: Er ſei die Hälfte ſeiner Seele, und wenn dieſe Hälfte ihm geraubt werde, was ſolle dann die andere Hälfte hier noch länger verweilen *). Wie geſagt, wir finden das recht eindringlich, und die Sprache iſt prachtvoll genug; wenn aber Zelter, in der reinſten Fülle der Mannesgeſundheit und Kraft, bei der Nachricht von Goethe's Krankheit, dieſem ganz kurz und einfach ſchreibt: „Wenn Du gehſt, nimm mich mit, nimm mich mit, lieber Bruder,“ ſo geht mir das doch noch tiefer in's Herz. Es iſt doch eine gar ſchöne Sache um ſo eine kernige, ſich ſelbſt durchaus klare Freundſchaft; Schade nur, daß ſie ſo ſehr ſelten iſt. — —

27.

Urtheil eines Franzoſen über Schiller im Jahr 1786.

Ich habe ſchon an einem anderen Orte von der ſeltſamen Weiſe geſprochen, in welcher deutſche Kritiker die Jugenderzeugniſſe unſeres Schiller aufnahmen. Man ſchalt, tobte, wüthete, oder ſpottete froſtig, als ſei von einem jungen Menſchen die Rede, der als ein gewöhnlicher hochmüthiger Brauſekopf ſo grob als möglich angefahren und entfernt werden müſſe,

---

*) Auch Horaz hat Wort gehalten; er ſtarb wenige Monate nach ſeinem Freunde. S.

ja ein nur zu berühmter platter Kritiker jener Zeit erklärte ſogar mit eiſerner Stirn, die Räuber ſeien unter aller Kritik, und es ſei eben thöricht, daß man ſie je einer Kritik unterworfen habe. Dagegen nahm ſich nun der glühende Enthuſiasmus größtentheils der deutſchen Jugend für jenes Werk gar ſeltſam aus, eine Erhitztheit, die z. B. in Freiburg im Breisgau, ſo wie in Leipzig bei einer nicht ganz kleinen Schaar von jungen Leuten, die in Karl Moor ihr Ideal und in den böhmiſchen Wäldern die ſchönſte Decoration zu ſehen glaubten, bis zu einer Art von Raſerei ausartete, deren gefährliche Folgen die Obrigkeit unterdrückte, weßhalb auch die Bühnendarſtellung der Räuber für einige Jahre verboten wurde. Gab es aber in Deutſchland gar keinen Kritiker, der das große, tragiſche und lyriſche Talent Schiller's in ſeinen Anfangspuncten erkannte, und zu ahnen vermochte, daß er einſt der Schöpfer einer neuen deutſchen Bühne zu werden geeignet ſei? Ich habe ſeit einer Reihe von Jahren ſehr ſorgfältig überall in den mir zugänglichen Journalen jener Zeit nachgeforſcht, aber auch nicht eine einzige wahrhafte Kritik, ja auch nicht ein einziges wahrhaft bedeutendes Wort über ihn gefunden, wohl aber iſt ein ſolches — wunderbar genug — von einem Franzoſen vernommen worden. Es iſt Hr. v. Bonneville, Verfaſſer des Choix de petits Romans imités de l'Allemand etc., Paris 1786, der ſich nicht bloß begnügt zu überſetzen, ſondern auch ſeinen Landsleuten Manches von dem Geiſt, der ſich in Deutſchland rege, mittheilt. So erzählt er z. B. von der conjuration (!) de la Jeunesse de Fribourg ou le succèseffrayant de la

Tragédie des „Voleurs“ (ſollte wohl heißen des „Brigands“) zwar mit gerechtem Unwillen, zeigt aber die höchſte Achtung für das Talent des Verfaſſers, und macht ihn für die Impressions terribles qui prouvent toute l'énergie des pinceaux de Mons. Schiller durchaus nicht verantwortlich. Auch ſchärft er bewundernd ein, daß der Dichter jene Tragödie bereits im neunzehnten Lebensjahre verfaßte.

So heißt es hier auch: C'est un jeune Ecrivain qui parroit fait pour étonner un jour son siecle de la vigeur de son génie. Sa destinée interesse tout Etre qui pense. (S. Allg. D. Bibl. Bd. 74. St. 2. S. 458.)

28.

Boutsrimés zu Schiller's Leben *).

Ueber Schiller's Leben und ſchriftſtelleriſche Thätigkeit möchten vielleicht folgende Data Licht verbreiten, falls ſie der gehörigen Betrachtung unterzogen werden. Man betrachte ſie gleichſam als Endreime, die das große Gedicht ſeines Lebens ſchaffen halfen.

Geburt in einer kleinen aber freundlichen Stadt am Neckar. — Schwabens Eigenthümlichkeit. — Schiller's Eltern. Der Vater kraftreich, tüchtig, voll Streben nach

---

*) Der Herausgeber bedauert, dieſe Winke erſt nach Vollendung ſeiner Biographie Schiller's kennen gelernt zu haben. E.

Bildung, aber in früherer Jugend verſäumt, die Mutter einfach, fromm. — Der einzige Sohn. — Das Leben in der Natur. Schulleben in Stuttgart. — Ringen nach Poeſie, aber ohne Kraft bei unreifen Jahren (1775 und 76). — In dem ſchwachen Lallen eine entſcheidende Zeile: „Mir, Vater, mir Geſänge.“ — Verſuch im Trauerſpiel. Dem untergegangenen Kosmus von Medicis. — Völlige Unſicherheit des Geſchmackes in der Doppelliebe für die reinen Naturlaute im Götz von Berlichingen, und die geſchraubte Metaphyſik im Julius von Tarent. — Endliche Erhebung zur Selbſtheit, in den Räubern, Anerkennung ſeiner ſelbſt als eines Titanen und Himmels- und Höllenſtürmers. — Bewunderung bei der Aufführung des Werkes in Mannheim und Stuttgart. — Die polemiſche Natur im Menſchen und in Schiller. — Befördert durch die ſtrengſte Subordination in der Carl's-Schule. — Die Poeſie als Hülfebieterin. — Zumſteeg und Schubart. — Der Herzog. — Verfolgung und Flucht (1782). Heitere Einſamkeit in Bauerbach bei Frau von Wolzogen. Die Verſchwörung des Fiesco. Ein Verſuch, die Staatskunſt als Mörderin zu zeigen. Fortgeſetzter Kampf mit Allem, was als hervorgebracht oder Convention gilt. Auf die Spitze geſtellt in Cabale und Liebe. Poeſie des Haſſes. — Das Leben als Theaterdichter in Mannheim, welches bis jetzt noch voller Dunkelheiten iſt, ſcheint ungünſtig gewirkt zu haben. Leben in Leipzig. Umgang mit Huber, dem nicht talentloſen Bewunderer, mit Jünger, dem frivolen und ſeichten Luſtſpielverfaſſer, der aber damals als intereſſant und geiſtreich galt. — Ob Schiller ihn auch gelten ließ? Moritz als geiſtreicher aber übertreibender Tadler. Dresden. Umgang mit Körner. Don Carlos, ſchon früher begonnen, wird fortgeſetzt. Gegen das Ende des dritten Actes wird Schiller ein neuer Menſch, umgiebt ſich und das Stück mit ſcharfer Philoſophie und Staatskunſt, vermag aber noch nicht beide in Poeſie zu tauchen, am wenigſten in die romantiſche. — Um für Poeſie und Philoſophie einen Halt zu gewinnen, bemüht er ſich nicht minder eifrig um Geſchichte. — Bei mangelndem Vorſtudium hilft ihm doch ſein Gemüth zur Idee und Charakteriſtik. Von dieſer Seite betrachtet, iſt die Geſchichte des Abfalles der Niederlande ein höchſt ausgezeichnetes Werk. — Der Dichter erhebt ſich von Neuem und giebt den Geiſterſeher, einen Verſuch, die Thorheit der Zeit bis auf's Höchſte ſteigernd zu etwas Bedeutendem zu führen. Es iſt ein Komet, der den ganzen Jammer der Zeitgenoſſen bedeutet, die Aufklärung, Encyklopädie, Philanthropie, ſeltſam genug mit Taſchenſpielern und Geſpenſtern vereinigen wollten. — Anſtellung in Jena als Geſchichtslehrer. Viel Geiſt, aber auch viel Declamation. Er verläßt die Poeſie faſt ganz, und wird überſtreng gegen ſich und Andere, z. B. Bürger. Krankheit heilſam entſcheidend für ſein ganzes Leben, obwohl bei jetzt noch fortwährendem inneren Kampf. Anmuth und Würde, ein Verſuch, mit Beſeitigung der Natur. Alles aus dem reinen Geiſte zu entwickeln. — Unvollſtändige Geneſung des Körpers. Höhere des Geiſtes. — Umgang mit Goethe, ſpäterhin zur edelſten

Freundſchaft geſteigert. Neue edle Thätigkeit. Die Horen. Großartig beginnend. — Philiſterei und Gemeinheit treten dagegen auf; ſehr gerechter Kampf mit einzelnen Ungerechtigkeiten in den Xenien. — Große Fruchtbarkeit eines Dichters. Wetteifer mit Goethe in der Romanze und im Epigramm. Als Blüthe erſcheint Ritter Toggenburg und Shakſpeare's Schatten. Wallenſtein. Sieg über den Stoff, errungen durch das Streben nach einem Ganzen bei nur ſeltener Hervorhebung des Einzelnen, als Nachhall einer früheren Bildungsperiode. Neue Liebe für die Bühne, befördert durch das Leben in Weimar und durch den günſtigen Erfolg des Wallenſtein. Häufiger Verſuch, ſich Goethiſcher Klarheit und Ruhe hinzugeben. — Reine Liebe zu dem deutſchen Publicum, die ihn indeß mitunter verleitet, manche unbillige Wünſche deſſelben zu befriedigen. Mißlungene Bearbeitung des Macbeth, obwohl dennoch ſchätzbar, weil ſie wenigſtens ſchlechtere von der Bühne verdrängt. — Maria Stuart durch Straffheit, Sprache und theatraliſche Kraft höchſt ausgezeichnet, ſcheint am ſchnellſten gearbeitet zu ſein, und iſt vielleicht mehr wie irgend ein anderes aus Einem Guß; dennoch möchte Herder's fruchtbares Wort (mitgetheilt durch Bötticher) in Beziehung auf Maria und Mortimer, ſobald man nur dieſem Worte die Grellheit nimmt, der Betrachtung ſehr werth ſein. — — —

29.

Byron.

Die alten Dichter haben ſtets den Muth gehabt, in ihr Leben und in ihre Schriften Einheit zu bringen, und nie an zwei Tafeln zugleich ſpeiſen wollen. Nur unſere Zeit konnte einen Byron haben, dem zu einem großen Dichter nichts fehlte, als ein größerer Menſch zu ſein, wo ſich dann auch der tiefere Verſtand würde gefunden haben, der ihm z. B. jene über alles Maß ſchwachen Momente, in denen er wie ein Leipziger Kritiker vom Jahr 1760 über Shakſpeare urtheilte, unmöglich gemacht hätte. Wohl iſt es wahr, daß ſein Lied mitunter furchtbar iſt, wie Gewittergrauen, das auf mächtigen Schwingen Stürme bringt, und daß es gar wohl ſteht, wenn er ſchwere Wolken ſich entladen läßt vom Hagel, den ihr dunkler Schooß getragen. Es ſoll dem Dichter verſtattet ſein, ſeine Verzweiflung auszuſprechen, aber im Anſchauen der Verzweiflung ſoll der Leſer dennoch eine Seele ſehen, die höher ſteht als alle Verzweiflung. Eine ſolche ahnen wir in Schiller ſelbſt, in deſſen wundenvoller Reſignation und der wild aufrauſchenden Freigeiſterei der Leidenſchaft, ja wir erblicken ſie deutlich in den Göttern Griechenlands. Ein Gedicht, wie das letztgenannte, iſt mehr als ein Einzelgedicht, es iſt als ein wichtiges Actenſtück in der Geſchichte der menſchlichen Bildung zu betrachten, und nehmen wir es individuell, ſo mögen ja alle Phariſäer wegbleiben. Der tiefer denkende und fühlende Nichtphariſäer wird einwenden, daß unſer Schiller, ſelbſt mitten i ſchmerzlichſten Kampfe gegen das Chriſtenthum, demſelbe ohne Vergleich näher ſtand, als Hunderttauſende, die vo jenen Qualen nichts wiſſen.

Bei Lord Byron verhält ſich die Sache ganz anders, als b dem privatiſirenden Gelehrten Friedrich Schiller, vom Jahre 178 bis 1788. Der Lord iſt zuvörderſt ein Lord Alt-Englande und das iſt bekanntlich ungemein viel in einer Welt, die ſelb noch nie behauptet hat, daß ſie der Himmel ſei; er iſt nicht blo reich, ſondern überreich, und wir wiſſen wohl Alle, daß, wi wirkſam auch Götzens eiſerne Hand geweſen ſein mag, ein goldene doch noch mächtiger iſt. Aber Lord Byron's Han war, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, eine doppelt goldene ſie war ſchön, ausgezeichnet ſchön, und man ſetzt hinzu, wi Napoleon's Hand. So war auch die Stirn und der ober Theil des Geſichts ſchön, ja das Untergeſicht war faſt noc ſchöner, wobei die Phantaſie zu Hülfe kommen muß, um die ſtrengere Aeſthetik, die eigentlich keine Grade der Schönhei will, abzuwehren. Alſo Vornehmheit, Reichthum, Schönheit, das lautet gut, und iſt gut, dazu nun die erworbenen Fähigkeiten und Tugenden, graciöſe Gewandtheit des ganzen Körpers, ausgezeichnetes Schwimmtalent, treffliche Fechtkunſt reine Tapferkeit, das lautet noch ungleich beſſer, ja es iſt zum Theil groß und herrlich. Und zu allem Dieſen, die Himmelsgabe der Poeſie, die unerſchöpfliche, in ſo mächtigen als ſüßen Tönen ausſtrömende Bruſt, das zauberiſche Vermögen, ſtets ein neues Leben in das Leben hinein zu ſchaffen und den Pulsſchlag des eigenen Gemüths nach Gefallen zu erhöhen und zu lieben. So ſtellt ſich uns das Bild des reichbegabteſten Mannes vor unſer Auge, und indem wir es geendigt glauben, tritt noch eine wunderliebliche, mächtige Göttin hinzu, indem ſie mit dem ſchönſten Kranze die ſchönen Kränze alle verbindet, es iſt die Jugend. — —

30.

Erinnerung an Ernſt Rüdiger Grafen von Stahremberg.

Je ſeltener es iſt, daß die Deutſchen ſich um Deutſche mit völliger Genauigkeit bekümmern, je mehr wird es zu rechtfertigen ſein, wenn man verſucht, den freilich nie beſtrittenen, doch ſelten genugſam hervorgehobenen Ruhm deutſcher Helden von Neuem zu bekunden. Ein ſolcher Mann war Ernſt Rüdiger Graf von Stahremberg. Er hatte ſich oft mit kräftigem Unwillen vernehmen laſſen über die große Nachläſſigkeit, mit welcher man Wien, die Vormauer Deutſchlands, als Feſtung behandelte, ſo daß auch, als 1683 die Türken vor Wien rückten, erſt im Angeſichte derſelben Paliſaden um die Stadt herum eingegraben werden mußten. Als aber die vorherverkündete Noth nun wirklich vorhanden war, und der Graf, nach der ſchnellen Abreiſe des Kaiſers, zum Commandanten ernannt worden war, da ſprach er kein Wort mehr über die Vergangenheit, denn zu Worten war jetzt keine Zeit, ſondern er handelte, weil handeln allein helfen konnte. Das Volk murrte heftig gegen die üble Adminiſtration und inſonderheit gegen die üblen Rathſchläge der Jeſuiten. Stahremberg beſtrafte dieſe Aeußerungen nicht mit gewöhnlicher Strenge, ſondern wohl wiſſend, daß die That der Deutſchen ſich nicht immer nach dem Worte richte, gründete er auf die Vaterlandsliebe der Stadt, ſowie auf die Liebe der Bürger zu ihm, ſeinen edlen Vertheidigungsplan. Als er am zwölften Julius des genannten Jahres Commandant wurde, fand er, mit Einſchluß der Bürgerwache, nur 13,900 Mann Beſatzung, und wenige Tage darauf zählte er, ohne den mindeſten Zwang angewandt zu haben, 22,000. Man liebte den Kaiſer, man liebte ihn, man ſah ſeine edle Thätigkeit, und das war genug, um ſich mit Liebe um ihn zu verſammeln, und mit dieſer kleinen Mannſchaft ſetzte er ſich der Armee des Großvezirs Kara Muſtapha entgegen, die nach einer genauen Zählung, ohne den Troß und die Leute bei der Bagage und dem Proviant, aus 273,300 Mann beſtand. Dieß ungeheuere, durch einen großen Theil der Ungarn und wohlunterrichtende franzöſiſche Officiere verſtärkte, ſieggewohnte Heer war mit Allem reichlich, ja zum höchſten Ueberfluß verſehen, was Krieg und Bequemlichkeit verlangen können, während in Wien bereits im Anfange der Belagerung, wenn auch nicht gerade Mangel herrſchte, doch eine große Sparſamkeit mit den Lebensmitteln nöthig wurde.

Dazu geſellte ſich noch manches andere Mißgeſchick. Eine Stückkugel, die ein Schilderhaus zerſprengte, riß zugleich einen Stein herab, der den Kopf des Grafen verwundete, als er eben, ſeiner Gewohnheit nach, die Poſten viſitirte; aber Niemand ſah ihm den Schmerz an, den er erſt ſpäterhin geſtand peinlich gefühlt zu haben. Ferner zeigten ſich Anfangs große Schwierigkeiten, den Kaiſer und den Herzog von Lothringen von dem ganzen Umfange der Noth in der Stadt zu benachrichtigen, und wie lange etwa eine Vertheidigung derſelben möglich ſei. Alle Briefe, die man ihnen deßhalb ſenden wollte, wurden von den Türken aufgefangen und, an Pfeile gebunden, in die Stadt zurückgeſchoſſen. Ein türkiſcher Befehlshaber hatte in lateiniſcher Sprache dabei geſchrieben: „Ihr Belagerten braucht nicht in Ziffern zu ſchreiben, denn die ganze Welt kennt ja den elenden Zuſtand der Stadt Wien." Erſt ſpäterhin gelang es einem verſchlagenen Raitzen, durch das türkiſche Lager hindurch zum Herzog von Lothringen zu gelangen und einen genauen Rapport abzuſtatten *).

Es lag dem Grafen beſonders daran, die Türken von

---

*) Dieſer Mann, mit Namen Franz Kolchinsky, benahm ſich bei dieſem ſchwierigen Auftrage ſo geſchickt, und wußte ſich durch kunſtfertiges Singen der ſchönſten türkiſchen Lieder bei den getäuſchten Feinden ſo beliebt zu machen, daß ſelbſt ein Aga ihn zum Kaffee einlud, den er ſelbſt kredenzte, und ihn väterlich bat, ſich ja vor den Chriſten in Acht zu nehmen, die einen ſo luſtigen, genialen Türken gewiß ſehr übel behandeln würden. — Wahrlich! ein ſo taktfeſter Kundſchafter, der den höchſtwichtigen Auftrag ſo trefflich ausrichtete, verdiente wohl, in irgend einem guten Roman oder Drama wieder aufzutreten.

ihrem Glauben an die Schwäche der Belagerten abzubringen, und durch ſtete, meiſtens ſehr glückliche Ausfälle wußte er ſich dergeſtalt in Reſpect zu ſetzen, daß man ihn für bei weitem ſtärker hielt, als er war. Man darf ohne alle Uebertreibung ſagen, daß die Belagerten volle acht Wochen lang auch nicht einen ruhigen Tag und noch viel weniger eine ruhige Nacht hatten. Aber auch die glücklichſten und rühmlichſten Ausfälle koſteten doch eine beträchtliche Menge von Menſchen, ſo daß der Graf im Anfange des Septembers nur noch 6000 Vertheidiger zählte, während die Türken 48,000 Mann eingebüßt hatten, was jedoch bei ihrer ungeheuren und ſich täglich mehrenden Anzahl nur wenig zur Entſcheidung beitragen konnte. Jetzt aber vermehrte ſich die Noth in der Stadt noch durch eine furchtbar verheerende Krankheit, die Ruhr, die zuletzt auch den Grafen ſelbſt ergriff. Anfangs hatte er das Uebel verheimlichen wollen, aber auch ſpäterhin, als es ſich nicht mehr verbergen ließ, hemmte es ſeine Thätigkeit nicht, und er ließ ſich in einer Sänfte überall hintragen, wo ſeine perſönliche Gegenwart nöthig war. Nunmehr verringerten ſich auch die Lebensmittel, ſo wie der Pulvervorrath dergeſtalt, daß man genau berechnen konnte, gegen die Mitte des Monats werde die Feſtung entweder übergeben oder in die Luft geſprengt werden müſſen. Es giebt wenige Momente in der Geſchichte, die dieſem gleichen, und der göttliche Spruch, daß, wenn die Noth am höchſten iſt, die Hülfe am nächſten ſei, bewährte ſich hier auf die erfreulichſte und herrlichſte Weiſe. Schon längſt hatte die Belagerten die Hoffnung geſtärkt, daß das vereinte

Heer der Polen Sachſen und Baiern heranrücke, aber immer war die Hoffnung zu voreilig geweſen, und zuletzt, wo jede Stunde mehr Gefahr dräuete, war die Hoffnung immer ſchwächer geworden. Da durchlief endlich ſchon bei dunklem Abend des eilften Septembers das frohe Gerücht die harrende Stadt, die Verbündeten ſeien nur noch eine Meile von Wien entfernt, und die erſten Linien der Sachſen bewegten ſich ſchon den „kahlen Berg" hinauf. Ueberall drängte man ſich die Thürme hinauf, um noch etwas erſpähen zu können, aber die Dunkelheit war während deſſen immer dichter geworden, und auch das ſchärfſte Auge konnte nicht hindurch dringen. Nur ein immer näher kommendes kriegeriſches Geräuſch vernahm das feinere Ohr; ob es aber von Freunden oder von Feinden komme, wer vermochte das zu ſagen! So ſchlichen noch einige Stunden des angeſtrengteſten Wartens und Harrens langſam dahin, bis endlich gegen Mitternacht drei Leuchtkugeln hinter einander in die tiefe Dunkelheit hellprangend hinaufſtiegen, zum Zeichen, daß die Hülfe wirklich gekommen ſei. Die ganze Stadt erhob ein unendliches Freudejauchzen, aber es verſtummte bald wieder, als ſei es zu voreilig geweſen; denn wie leicht konnten die Türken jenes Zeichen erfahren haben, und ſehr möglich war es ja dann, daß ſie die Feuerkugeln hatten ſteigen laſſen. Endlich wich die Nacht dem dämmernden Morgen, und das geſchärfte Auge entdeckte plötzlich den herrlichen Johann Sobieski in glänzender Rüſtung auf hohem Roß, dann die Kurfürſten von Sachſen und Baiern, und den Prinzen Karl von Lothringen. Jetzt waren die furchtbaren acht Wochen des ununterbrochenen Kampfes belohnt, denn die bloße Nähe der geliebten Landsleute und Bundesgenoſſen erſchien als Gewährleiſtung, daß man nicht umſonſt geharrt und geduldet hatte. Was nun weiter geſchah? Wie das chriſtliche Heer, das ſich zu dem türkiſchen doch immer nur wie Eins zu Fünf verhielt, eben ſo glühend als beſonnen angriff, während die wenigen noch übrigen Vertheidiger Wiens durch einen Ausfall aus der Stadt ſie mächtig unterſtützten; wie hier ſarmatiſche Raſchheit mit deutſcher Unermüdlichkeit vereinigt wirkte; wie Kara Muſtapha *) von trunkenem Uebermuth und raſender Despotenwuth zur verworrenſten Verzweiflung herabgeſunken, wie von Gott geſchlagen, alle Klarheit im Anſchauen des drängenden Moments verlor, und ſich bald, jenes Eides vergeſſend, durch den er ſich ſelbſt zur Zerſtörung der Kaiſerſtadt hatte verpflichten wollen, zu übereilter feiger Flucht umwandte; wie er noch im Fliehen den Befehl zur Ermordung ſämmtlicher gefangener Chriſten und Chri-

---

*) Kara Muſtapha iſt der reine Despotenrepräſentant, übermüthig, grauſam, weichlich, wollüſtig. Sein Zelt glich dem ſchönſten Luſtſchloß, um daſſelbe her ein angenehmer Luſtgarten mit künſtlichen Springwaſſern und wohleingerichteten Bädern, um ihn her ſeltene Thiere, beſonders ausländiſche Vögel. Selbſt gegen dieſe Thiere war er noch grauſam, beſonders gegen einen ſchönen Strauß, den er noch auf ſeiner Flucht umbringen ließ. Daſſelbe geſchah mit einem wunderſchönen Kinde von drei Jahren, das er, eben weil es ſo ſchön war, tödtlich verwunden ließ, ein Greuel, deſſen ſelbſt Sobieski in dem wohlbekannten Briefe an ſeine Gemahlin erwähnt.

ſtinnen gab, die jedoch durch den tapfern Kurfürſten von Sachſen größtentheils verhindert wurde — das Alles iſt bekannt genug, doch fehlt noch immer eine ganz glänzende Beſchreibung in dem Sinne, wie die größten Hiſtoriker der Alten uns ähnliche Partieen der Alten geſchildert haben. Wir kehren zu Stahremberg zurück, und dürfen zu des Polenkönigs großem Ruhm anführen, daß er die großen Verdienſte des Grafen laut erkannte, ohne deſſen edle Beharrlichkeit ſein Sieg gar nicht möglich geweſen ſein würde; auch war er es, der nicht bloß erklärte, ſondern deutlich zeigte, daß die Belagerten ſich nur noch fünf Tage hätten halten können. Indeſſen iſt doch leicht zu begreifen, daß dem Auge von ganz Europa für jetzt nur Sobieski wie die Erſcheinung eines hülfreichen Engels vorkam, dann erſt die genannten deutſchen Fürſten und der Graf; aber auch nur begreiflich, nicht zu billigen, denn dem genauern Blicke hätten Alle in einem beſondern und gleichmäßigen Glanze erſcheinen müſſen, da der herrliche Erfolg nur in ihrem gemeinſchaftlichen Wirken zu ſuchen iſt. Schlagen wir aber die Zeitungen, Flugſchriften und Biographieen jener Jahre auf, ſo werden wir nicht ſelten verletzt durch einſeitige Hervorhebung des ſtrahlenderen Glanzes, erfreuen uns aber deſto mehr der Gerechtigkeit Sobieski's, der keineswegs allein gefeiert ſein wollte. In den angedeuteten Schriften verliert ſich Stahremberg bald aus unſerm Auge, und wir wiſſen kaum zu ſagen, was er außer allgemeinen Lobeserhebungen von der geretteten deutſchen Mitwelt davon trug. Darum dürfen wir auch nicht verſchweigen, daß vielleicht ein ausländiſcher Fürſt und eine ausländiſche Stadt, der Papſt und ſein herrliches Rom, ſich am lauteſten und feurigſten für den Grafen ausſprachen, indem ſelbſt die kleinen Kinder in großen Haufen auf der Straße herumlaufend mit großem Enthuſiasmus nicht aufhören konnten zu ſchreien: Viva il Conte di Stahremberg, al dispetto dei Francesi! Sie hatten dieſe Namen ſo oft in den hundert und wieder hundert Predigten vernommen, die der Papſt Innocenz XI. hatte anſtellen laſſen, daß er ſich ihrem Gedächtniſſe wohl einprägen mußte, ſo wie denn auch nicht minder den kleinen Politikern oft erzählt worden war, daß ohne die Hülfe der Franzoſen die Türken nie bis Wien würden gedrungen ſein. Aber auch das Belobungsſchreiben an Stahremberg, welches der Papſt mit eigener Hand verfaßt hatte, iſt ſehr beachtenswerth, denn es geht über alle Formen des Curialſtyls hinaus. Er redet ihn nicht bloß als den geliebteſten Sohn an, ſondern ſetzt noch „edler Mann" hinzu; er rühmt die unüberwindliche Beſtändigkeit und Stärke des großen Gemüths, mit welcher die Tapferkeit des Grafen die Stadt Wien in Oeſtreich wider die grauſame Gewaltthätigkeit des mächtigen Feindes glücklich verfocht, und verſichert, daß der allgemeine Ruf, der ein wahrer Belohner der Wohlthaten und Heldenthaten ſei, an allen Orten, wo die chriſtliche Religion blühe, ſeinem anſehnlichen Namen unausſprechliches Lob erſtatte. Er habe es nicht laſſen können, durch das hellleuchtende Zeugniß dieſes Briefes die erworbene Ehre und Gloria des Stahrembergiſchen Namens zu zieren, und er werde mit Freude jede Gelegenheit ergreifen, um durch die That ſelbſt den dankbaren Willen zu bezeugen, mit welchem er im Namen der ganzen Chriſtenheit ihm zugethan bleibe. „Genieße derowegen," ſo ſchließt der Brief, „tapferer Held, die Freude der frohlockenden Völker, und erkenne in derſelben die unſchätzbaren Früchte Deiner lobwürdigen Arbeit, indem wir zur Bezeugung unſerer Gutwilligkeit den apoſtoliſchen Segen Deiner edlen Perſon ganz liebreich mittheilen."

So ſchreibt nicht leicht ein Miniſter, der mit Recht die Worte ſpärlich abwägt, ſo ſchreibt kein Papſt, der als Statthalter Chriſti innig loben darf, nicht aber als Nachfolger Gregor's VII. Selbſt auf die Ueberſchrift des Briefes, „Unſerem geliebten Sohn und edlen Mann," hat ſich dieſer ſchöne Enthuſiasmus erſtreckt, und auch das Datum, 25. September, zeigt deutlich, daß der Papſt ſeiner augenblicklichen Empfindung folgte.

31.

Zur Geſchichte der deutſchen Literatur.

Zu den Merkwürdigkeiten in der Geſchichte der deutſchen Literatur während des ſiebzehnten und der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts gehört auch die Abmarkung der Dichter und Redner nach den Kreiſen und Gauen des allgemeinen Vaterlandes. Mehrere dieſer Provinzen ſchwiegen oft ganz, und ſollte das bekannte Sprichwort Frisia non cantat (Friesland hat keine Sänger) traurig genug wahr ſein, was ich jedoch nicht zugebe, ſo könnte das gute Land doch wenigſtens behaupten, es ſei anderen Provinzen nicht beſſer gegangen. Hat Oeſtreich — ſein ſpäter Heräus iſt trocken und mittelmäßig in Erfindung und Darſtellung — hat Weſtphalen u. a. während der genannten Zeiten große, ja überhaupt nur bedeutſame Dichter erzeugt? Giebt es in der Mark während dieſes ganzen Zeitraums, außer dem ehrlichen Rauke (unter Friedrich Wilhelm dem Großen) und dem geiſtreichen, feinen Canitz, in der Mark einen wahren Dichter? Neukirch iſt trotz ſeines langen Aufenthalts in Berlin hier nicht zu nennen, da er bekanntlich kein Schleſier war; und wer würde ihn auch wohl nennen wollen? und Bödiker, ſo ſchätzbar als Grammatiker, iſt doch nur ein zwar ehrbarer, aber mühſeliger Reimer. Und wie ſang um dieſe Zeit unſer werthes Pommern? Ich thue alle dieſe Fragen ſehr ernſt und herzlich, mit dem Wunſche, daß man mir manche wahrhaft bedeutende Dichter aus jener Zeit und aus jenen Provinzen nennen möge, die mir nur bisher verborgen geblieben. Was die Mark betrifft, ſo iſt überhaupt die Geſchichte ihrer früheren äſthetiſchen Literatur noch ſehr wenig bearbeitet, und ich zweifle durchaus nicht, daß wer mit Kraft und Luſt und Vielſeitigkeit des Geſchmacks an das Werk ginge, noch manche Schätze finden würde, die jetzt nur noch auf die rechte Wünſchelruthe warten, um ſich aus der langen Nacht zu erheben. Von Pommern gilt daſſelbe; ja es ſteht in einer häufig überſehenen Hinſicht, in der vaterländiſch geſchichtlichen Forſchung und Darſtellung, höchſt rühmlichſt da, und wer möchte wohl einen

Haſtiz einem Kanzow auch nur entfernt vergleichen wollen! Dieſer letztgenannte pommerſche Chroniſt iſt als Forſcher gründlich, unbefangen, treu, aber ſeine Darſtellung verdient noch bei weitem größeres Lob. Sie iſt genau, lebhaft, ausführlich da, wo Ausführlichkeit nöthig iſt und Vergnügen macht, edel, einfach, blühend, ohne Uebermaß kernig und mimiſch darſtellend. Wer dieſes Lob für übertrieben hält, leſe nur ſein Werk, das Koſegarten von neuem herausgegeben hat, oder, falls er nur von ſeinem Styl einen Begriff haben will, die Erzählung von Herzogs Bogislaw X. Jugendjahren und deſſen Rettung durch einen wackeren Landmann. Wahrlich, man kann einen tiefen Seufzer nicht unterdrücken, wenn man erwägt, ſo rein und kräftig ſchrieb man ſchon in der erſten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts, und wie gebehrdeten ſich die meiſten deutſchen Hiſtoriker während der erſten Hälfte des achtzehnten?

Ein noch größeres Lob verdient in dieſer Hinſicht Würtemberg, das vielleicht unter allen deutſchen Provinzen am reichſten iſt an guten Chroniſten.

Die höchſte Bildung fand ſich indeſſen wohl in Sachſen. — —

32.

Lucian.

Daß ächtes Genie den Menſchen veredle und das Urtheil ſtärke; ein leichtes Talent aber nur den Verſtand ſchmücke und ſchwäche, iſt freilich wohl ſchon oft geſagt, aber auch immer wieder vergeſſen worden. Und es mag deßhalb wohl gut ſein, einen ſchlagenden Beleg anzuführen, der das Behalten erleichtert. Es ſei Lucian. Sobald ſich dieſer Schriftſteller, den weder Sophokles noch Ariſtophanes für ihren Landsmann würden gehalten haben, als bloß witziger Scurra bewegt, iſt er ziemlich angenehm, ja es kann ihm begegnen, unter einem Wuſt von Halbſpäßen auch einmal einen großen Einfall zu haben; z. B. wenn Jupiter vom Himmel herab einem Sophiſten zuhört, der dem Erdenvolke die Nichtexiſtenz Jupiters darzuthun ſtrebt, in der Todesangſt ein Gebet an den eben noch bezweifelten Jupiter richtet, um ihn zur Hülfe für den anderen Philoſophen aufzurufen, der ſeine Exiſtenz in Schutz nimmt. Er wird aber ſchon widerlich, ſobald er ſich auf die Beurtheilung irgend eines Philoſophen des Alterthums einläßt, ja er hat nicht einmal ſo viel hiſtoriſche Kenntniß von demſelben, um auch nur zu einer bunten Reihe von ſchlechten Einfällen Stoff zu haben. Er möchte für ſein Leben gern Pythagoras, Sokrates, Platon u. ſ. w. auf die mannigfaltigſte Weiſe verhöhnen, aber er weiß nichts von ihnen aufzutreiben, als die verbotenen Bohnen, die goldene Hüfte, die Knabenliebe; vom Platon eigentlich durchaus gar nichts.

Dieſe Unwiſſenheit grenzt an das Unbegreifliche, denn der gemeinſte Griechenpöbel hätte ihm doch mit einigen piquanteren Notizen aushelfen können. Lucian muß nie eigentlichen Unterricht genoſſen haben und ſpäterhin viel zu bequem geweſen ſein, um ſich auch nur zu erkundigen. Dazu kommt nun noch ſein Unvermögen zu allem Höheren, d. h. eigentlichem Denken: eine ſchwere Beſchuldigung, aber mit leichter Müh ſonnenklar zu erweiſen. Er behauptet nämlich in ſeinem hie und da wohl gar bewunderten Hermotimus, wenn ma einmal zugegeben habe, daß zweimal fünf ſieben ſei, ſo müſſ man auch fortfahren, es ſeien viermal fünf vierzehn u. ſ. w Dieſes, fährt er fort, iſt die Art, wie die ſo hochgeprieſen Geometrie verfährt, denn auch ſie verlangt gleich Anfangs daß man ihr offenbar abgeſchmackte Bedingungen zugeſteh indem ſie gewiſſe untheilbare Puncte und Linien ohne Brei und dergleichen Undinge mehr zugegeben haben will, und in dem ſie auf ein ſo wurmſtichiges Fundament baut, ſich no mit Demonſtration und Evidenz brüſtet, ungeachtet gleich d erſten Begriffe, von welcher ſie ausgeht, falſch ſind.

Es bedarf einer Art von Anſtrengung, um auch nur die Möglichkeit einer ſolchen craſſen Unwiſſenheit und raſend Frechheit bei der Unwiſſenheit zu glauben. Lucian zeigt d durch, daß es ihm nicht nur an jeder Wiſſenſchaft, ſond überhaupt an allem wiſſenſchaftlichen Geiſte, ja ſogar an ei bloßen Ahnung deſſelben fehle.

33.

Erſte Hexameter im achtzehnten Jahrhundert.

Noch immer ſteht in manchen äſthetiſchen Lehrbüchern, Klopſtock habe den deutſchen Hexameter erfunden; andere Beleſenere nennen dagegen mit Recht Gottſcheden als den früheren, der aber ſpäterhin, bei immer wachſender Beſchränktheit, ſchwer bereute, ſo Phantaſtiſches unternommen zu haben. Indeſſen iſt auch mit dieſer Kenntniß nicht viel gewonnen, wenn wir nicht zurück bis auf Fiſchart gehen, der ohne Zweifel der allererſte war, der das heroiſche und, bei wechſelndem Pentameter, elegiſche Metrum der Griechen verſucht. Ein Ruhm, den ihm Leſſing vindicirte, Leſſing, der überhaupt eben ſo gern falſche Dichterthrone umwarf, als von edlen Tempeln das verwitterte Moos und hemmende Geſträuch wegriß. Fiſchart hatte indeſſen keine Nachfolger, weder als überkühner Humoriſt noch als Hexametriſt und Pentametriſt. Im ganzen ſiebzehnten Jahrhundert findet ſich, ſo viel ich weiß, und ich habe ſeit 30 Jahren emſig darnach geſucht, kein einziger deutſcher Hexameter. Wer aber iſt nun nach ſo langen Zwiſchenräumen der Wiederherſteller dieſer Versart im achtzehnten Jahrhundert? Weder Klopſtock noch Gottſched. Nur ſehr ſelten hat man denſelben genannt, denn ſeine Gedichte, wenn auch nicht frei von Schwerfälligkeit ſeiner Zeit, doch nicht ſelten anziehend durch Feuer und Geſinnung, ſind gänzlich verſchollen. Es iſt Karl Guſtav Heräus, ein ausgezeichneter Antiquar und Münzkenner, der in ſeinem Verſuch einer neuen deutſchen Reimart den Geburtstag Kaiſer Karl's des Sechſten am 1. October 1713 im antik-elegiſchen Metrum feierte oder doch zu feiern meinte, denn wie kühn er auch war, den Reim ganz abzuwerfen, wagte er doch nicht. Es iſt vielleicht manchem Leſer neu, wie ein ſolches halb antikes, halb modernes Weſen ausſehe, darum gebe ich hier eine kleine Probe:

Mächtigſtes Haupt der Welt! von Gott die Völker zu richten
  Auserſehener Fürſt, unüberwindlichſter Held!
Gönne der eyffrigen Pflicht dieſes ungewohnete Tichten
  Bei nicht gewohnetem Stand, ſtreitender Adler im Feld.
Zeiget in Fried und Krieg dein Muth zu Beſchützung der rechten
  Zeiten, die noch von Rom führen den goldnen Schirm;
Lehrſt du die Deutſche dein Reich wie Römer alleine verfechten:
  Darf ja der Deutſchen ihr Reim, Römiſchen ähnlicher ſein.

Späterhin heißt es:

Andre ſiegen durch Glück, und können auf Hülffe ſich triegen,
  Brauchen auch Liſt und Ränck': Unſer Alcides muß nun
Er und die Tugend allein das Glück ſelbſt ſtandhaft beſiegen,
  Weil er vor edeler hält, Untreu zu leyden, als thun.

34.

Don Juan.

Das gänzliche Verlorengehen nach Außen hin, wie es ſich im Charakter des Don Juan findet, möchte ſich ſchwerlich durch bloße Worte oder auch durch bloße Farben genügend abſchildern laſſen, der Held neckt und witzelt, verführt und ſchlägt todt, tanzt und hüpft, tyranniſirt und ſchmeichelt, iſt ununterbrochen treulos aus Langerweile, und zarten Braten und trinkt Champagner dazu, ergötzt ſich am ſteinernen Bild des von ihm gemordeten Greiſes, will ſich nicht beſſern, und wird zur Hölle befördert. Möge nun der Dichter dieſe Einzelnheiten alle ſo ſchön ausführen, als er will, wir werden doch ewig unbegnügt bleiben, da wir ein für allemal die Muſik dazu kennen, die allein den Gedanken vervollſtändigen konnte. Wir haben Alle ſchon ſo oft erlebt, daß auf eine halb und halb Don Juanſche Weiſe geſündigt wurde, und ſelbſt der bloße Denker, ganz abgeſehen von ſeiner Moralität, wird immer ſagen müſſen, bei allen dieſen Sünden iſt doch wenig oder gar kein wahrhafter Spaß. Wie anders aber durch die Muſik! Durch ſie wird hier ganz anders verführt, geſcherzt, geſchmeichelt, getanzt, u. ſ. w., als es je im wirklichen Leben möglich iſt. Selbſt getrunken wird hier ganz anders, und zwar ganz anderer Champagner, als er uns je von der heiterſten Nation Europa's oder zu Epernay ſelbſt vorgeſetzt werden kann. Ja ſelbſt der materiellſte Genuß, das Eſſen wird hier durch die ſcherzhafte Beziehung und Wirkung auf den ſchon halb mürbe gewordenen Leporello in eine etwas höhere Sphäre verſetzt.

35.

Tomi.

Wir wiſſen Alle noch von der Schule her, daß der üppig zarte Ovid, weil er etwas geſehen hatte, was man nicht wollte ſehen laſſen, nach Tomi verbannt wurde, wo er noch acht Jahre lebte, wenn anders ein ununterbrochenes Wiederholen einer einzigen ſchmerzlichen Empfindung und kranke Sehnſucht nach dem verlorenen Gut der Heimath Leben heißen kann.

Das iſt nun freilich kläglich genug, aber er hatte doch funfzig oder einundfunfzig Jahre lang Rom genoſſen, und darin ſind manche deutſche Dichter übler daran. Sie werden nämlich gleich in Tomi geboren, und möchten recht gern verbannt werden, da ſie bei dem Tauſche ſchwerlich verlören. Auch kommt es noch ſehr darauf an, ob die Bewohner von Flachſenfingen, Kuhſchnappel, Krähwinkel u. ſ. w. ſo gutmüthig waren, als die Einwohner von Tomi, die bekanntlich Ovid ſelbſt mitten in den Thränen über das häßliche Klima doch als freundlich theilnehmende Barbaren lobt.

36.

Berlin.

Berlin, ſo lange es exiſtirt, hat bis zum Schluſſe des achtzehnten Jahrhunderts nur Einen Dichter, Ludwig Tieck, und in früheren Zeiten einen geiſtreichen, feinen Verſificator, Caniz, geboren. Das iſt ſchon eine große Merkwürdigkeit, aber es giebt faſt noch größere; z. B. es hat ſtets lediglich dem mathematiſchen Verſtande und dem Witz gehuldigt und die anderen Richtungen der Zeit nie getheilt. In Berlin wurden keine Theoſophen, keine Paracelſiſten und Böhmiſten geboren, hier iſt Lohenſtein nicht angebetet worden. Hier dichtete man keine Nachtgedanken, hier hat kein Klopſtockianer ſeine Wiege gehabt. Hier begegnete man den Wertherſchen Leiden durch Wertherſche Freuden, hier ließ man ſich durchaus nicht ein auf die Sturm- und Drangperiode, ſondern zog Windſtille und Sonnenſchein vor; hier hielt man ſich völlig frei von der Empfindſamkeitsperiode, und wollte nichts wiſſen von dem, was damals an die hundert Schriftſteller die Wonne der Thränen nannten, ſondern man ſchrieb vielmehr mehrere hundert ſatyriſche Bücher dagegen, die jedoch meiſtens kein ſonderliches Lächeln veranlaſſen. Hier wurden keine Bardengeſänge angeſtimmt, hier dichtete man keine Volkslieder wie die im Wunderhorn. Hier ließ man ſich nicht auf die Lavater'ſche Phyſiognomik, und noch weniger auf deſſen chriſtlichen Feuereifer und Uebereifer ein, ſondern konnte gar nicht aufhören, ſich über den wunderlichen Scribenten luſtig zu machen. — — —

37.

Alte Claſſiker.

Chriſtian Thomaſius erklärt unumwunden, daß Lohenſtein ein weit größerer Dichter ſei als Virgil, oder, wie er ſich ausdrückt, ein Lohenſtein, der ſechs Virgilen den Kopf bieten könne. Ein ſolcher Ausſpruch iſt nicht unbekannt geblieben, und man hat ſich auch oft genug darüber verwundert; aber es giebt noch viel Schlimmeres zu verwundern, daß nämlich die Deutſchen, ſeitdem ihnen ſeit dem funfzehnten Jahrhundert, beſonders aber ſeit der Reformation, die griechiſchen und römiſchen Claſſiker ſchulgeſetzlich waren aufgenöthigt worden, in das allerſeltſamſte Verhältniß zu dieſen neugeöffneten Heiligthümern traten. Unter hundert Gelehrten und Schulleuten vor Leſſing und Herder ahnete vielleicht kaum Einer, was er mit dieſen vornehmen Leuten anfangen ſolle. Es iſt wahr, es fanden ſich manche erhabene Ausdrücke, manche erhabene Sprüche in jenen Autoren, aber die hätte man doch bequemer haben können. Freilich waren ſie nöthig beim Studium der Geſchichte. Wenn jedoch einer die Facta ausgezogen hatte, wozu nun weiter die Beſchäftigung mit den Autoren, die doch nun ein- für allemal ihr Nützliches abgegeben hatten. Cicero's Beredtſamkeit nebſt den Regeln dazu, konnten freilich die Geiſtlichen gebrauchen und benutzten ſie auch wohl im Stillen dazu; aber es war doch immer eine gefährliche Sache, von einem ſchalkhaftigen Heiden für die chriſtliche Beredtſamkeit etwas lernen zu wollen. Daſſelbe galt von der Philoſophie.

War ſie doch nicht mehr als eine Magd der Theologie, warum ſich alſo quälen mit dem entſetzlich ſchweren Platon? Ariſtoteles war freilich ſchon eher und etwas leichter zu gebrauchen, aber als Liebling der altkatholiſchen Schule war er der proteſtantiſchen verdächtig, und ſo blieb denn als anerkannt Nützliches nichts weiter übrig, als ein Bischen Logik, den Geiſt wohl zu dreſſiren und in ſpaniſche Stiefeln einzuſchnüren. — — —

38.

Poeſie und Kritik der verwichenen Periode.

Um einen Dichter zu beurtheilen, müſſen wir zuerſt die Zeit betrachten, in welcher er ſeine Bildung erhalten, und um ſeine individuelle Bildung zu bezeichnen, die herrſchende Bildung der Zeit überhaupt zu erkennen ſuchen. Bei den Dichtern der Gegenwart iſt es meiſtens genug, etwa dreißig bis fünf und dreißig Jahre zurückzuſchauen, und hier werden ſich manche höchſt merkwürdige Ergebniſſe finden. Vom Jahre 1795 bis etwa 1805 herrſchte der Geiſt der Horen, der Wiſſenſchaftslehre, der Naturphiloſophie, des Athenäums, u. ſ. w. Es war die Zeit des größten Aufſchwunges des Geiſtes. Der ſogenannten mathematiſchen Philoſophie war der Garaus gemacht, und der Tod aller Metaphyſik war feierlich verkündet. Die Philoſophie lebte ein neues Leben, und es erhob ſich eine Polemik, die an Feuer und Witz Alles übertraf, was, Leſſing ausgenommen, in Deutſchland jemals darin geleiſtet worden; die Unpoeſie, die Antipoeſie, das ſtarre Philiſterthum wurden angegriffen, überwältigt, getödtet und begraben, Alles wie im raſchen Fluge; die Büſten gemeiner oder mittelmäßiger Poeten wurden zum Tempel herausgeworfen, und ſtatt deſſen einige edle Götter- oder Heroenbilder aufgeſtellt, und es fehlte bei dieſer Arbeit weder an guten Grabliedern, noch feurig-ſtolzen Triumphgeſängen. Das war nun meiſtens recht gut, aber jene übergroße Raſchheit abgerechnet, bei der ohnehin manche Unbeholfenheiten vorfielen, mußte man ſich denn doch geſtehen, daß etwa nur zwanzig Schriftſteller und ein paar hundert talentvolle und feurige Studenten jene höchſt merkwürdige Zeit bildeten. Es ward eine Fülle von Geiſt aufgeboten, für das Geſpräch und das geſellige Leben, wie wir ſie jetzt nur ſehr ſelten finden; aber es ward über die Poeſie ſo außerordentlich viel geredet, daß man darüber nur ſelten zum Schaffen gelangte, ja es ging vielleicht manche nicht unbeträchtliche ſchöpferiſche Kraft über dieſem ſteten Sprechen und Schreiben über Poeſie und Religion, Witz und Humor zu Grunde, oder wurde wenigſtens geſchwächt.

39.

Väter und Mütter in Biographieen.

Wie viele Lücken hat doch noch immer unſere Literargeſchichte! — Ob ein Poet Hofrath oder Profeſſor oder beides zugleich geweſen iſt, ob er ſich mit kritiſchen Marodeurs in den Intelligenzblättern der Literaturzeitungen herumgeſchlagen oder vornehm geſchwiegen hat, das wiſſen wir ſo ziemlich, und es iſt auch wohlgethan, dergleichen zu erzählen. Wir erfahren ferner, wer der Mann geweſen, der dem trefflichen Poeten die lateiniſchen und griechiſchen Declinationen und Conjugationen beigebracht, wobei ſich wenig Variation anbringen läßt, indem von der Nothwendigkeit, jene Sprachformen zu erlernen, nichts abzudringen iſt: nur das Wichtigſte erfahren wir gar nicht oder doch nur halb. Wer war des Dichters Vater? Seine Taufnamen und ſeine Titel theilt man uns mit, auch wird leiſe angedeutet, wie viel er etwa jährlich einzunehmen hatte, und wie ſehr ihn der Magiſtrat und die Bürgerſchaft geſchätzt. Wie er ſich aber zu Hauſe benahm zwiſchen den vier Pfählen, wo man ſo leicht zum Pfahlbürger wird, darüber erfahren wir wenig oder nichts. Was die Erziehung betrifft, ſo wird darüber bloß in den hergebrachteſten, abgeſtandenſten Redensarten kurz abgeſprochen; z. B. ſie ſei ſorgfältig geweſen, man habe es an den nöthigen Koſten nicht fehlen laſſen, ihn zum brauchbaren Mitgliede der menſchlichen und bürgerlichen Geſellſchaft zu machen, u. ſ. w.; zuſammen gewürfelte Wörterhaufen, bei deren bloßem Anblicke man ſchon unwillkührlich gähnt. Unter zehntauſend Menſchen bekommt kaum einer eine ſorgfältige Erziehung, warum nicht deßhalb gerade heraus geſagt: der Vater verſtand von der Erziehung gar nichts, und überließ deßhalb ſeinen Sohn der Erziehung des Zufalls, der Spielcameraden, der Stuben-

märchen, u. ſ. w.; oder er beſchäftigte ſich ſehr viel m
Erziehung, konnte aber nie in's Reine kommen, welch
Methode er einſchlagen ſolle, und es traf ſich wohl, daß e
Montags pietiſtiſch, Dienſtags liberal, Mittwochs feudali
ſtiſch, Donnerſtags romantiſch, Freitags nach dem Nützlich
keitsprincipe erzog, Sonnabends aber faſt ein wenig deſpere
erklärte, es ſei doch mit aller Erziehung nichts; was jedoc
Sonntags wiederrufen wurde.

Was aber faſt in allen Biographieen fehlt, und doch ni
fehlen ſollte, iſt die genaue Darſtellung der Mutter des Helden
Durch ſämmtliche Jahrhunderte und Jahrtauſende der Welt
geſchichte geht, wie bekannt, der Ruf hindurch, daß unter alle
Gattungen der Liebe Mutterliebe die ſicherſte und unerſchöpf
lichſte ſei. Selbſt unſittliche und in der Unſittlichkeit völli
verworrene Menſchen erkennen das an, denn es liegt etwa
Zauberiſches in dem Gedanken, und wer jede andere Lieb
verſpotten kann, hält doch dieſe in Ehren oder läßt ſie wenig
ſtens dahin geſtellt ſein. Alle Menſchen ſind deßhalb doc
wenigſtens einmal geliebt worden, wenn auch nicht immer au
die rechte Weiſe, und was ſie in dieſer Liebe Gutes oder Irrige
gelernt haben, wird ihnen nie ganz verloren gehen, ſelbſt dem
Philoſophen, dem Satyriker, dem Spötter nicht. Was thun
nun die meiſten Biographen? Sie halten es mit der Mutter
wie ſie es mit dem Vater gehalten; und wenn ſie erklären, e
ſei eine höchſt ſchätzbare Dame geweſen, die die Hände nicht in
den Schoos gelegt habe, u. ſ. w., glauben ſie ihre Pflicht erfüll
zu haben. Aber wenn ſie ſich nur ſo kurz ausdrückten, dann

könnte doch die Langeweile nur immer eine kurze ſein, aber ſie thun das Gegentheil, und malen mit dem kleinen, gleichſam in ein Waſſer eingeworfenen Farbenkörnlein ganze Blätter an, die doch am Ende weiter nichts ſagen, als jenes obige dürre Wort: es war eine ſchätzbare Dame, u. ſ. w.

Oder es iſt die Mutter dem armen Helden der Biographie ſchon frühzeitig durch den Tod genommen worden. Dann verlange ich zu wiſſen, wie dieſes Unglück — deſſen Größe zu ſchildern dieſes Fragment nicht erträgt — auf das Kind, den Knaben, den Jüngling wirkte, wo er Rath, Troſt, Hülfe — ich meine mehr innerliche als äußerliche — hernahm, und ob etwa die Poeſie ihm nur als Zufluchtsort für ſeine Schmerzen diente. Mit einem Worte: das Mutterhaben und Mutterentbehren iſt von einer Wichtigkeit, die durch das ganze ſchreibende, dichtende und handelnde Leben durchgeht. Wie hat z. B. Goethe's Mutter mit ihrem ſtets klaren Blicke, ihrer reinen Ueberſchauung der Lebensverhältniſſe, ihrer edlen ſtets weiblichen Kraft, ihrer Heiterkeit, Ironie und Harmloſigkeit auf den Sohn gewirkt! wie Schiller's ſanfte, nach innen gewendete zart-fromme Mutter! Die bloße kurze Hindeutung regt uns zu reiner Freude an, und wie erleichtert uns jene genauere Kenntniß das Studium der Werke jener ewig theuren Männer. Dagegen iſt der Zuſtand einer tieffühlenden, talentvollen, oder gar genialen, mutterloſen Waiſe nur ſelten berührt, und in ſeiner Wirkung auf den poetiſchen Ton und Farbe, ſo wie auf den ganzen Organismus ſeiner Werke, ſo viel ich weiß, noch nie geſchildert worden. Ich wage zu behaupten, man könne es bei ſorgſamer Betrachtung den Dichterwerken anſehen und anfühlen, ob ihre Verfaſſer ſich der Mutterliebe lange erfreuten, oder nur kurze Zeit, oder gar nicht; oder ob ſie gar eine böſe Stiefmutter bekamen. Schreiber dieſes iſt in dem glücklichen Falle, während ſeines ganzen Lebens faſt immer nur gute, ja ſogar vortreffliche Stiefmütter kennen gelernt zu haben, die ſtets mit Erfolg ſtrebten, den böſen Namen wieder zu Ehren zu bringen; allein auch die wenigen übelgeſinnten Stiefmütter, denen er begegnete, waren völlig hinreichend, ihn mit dem gehörigen Grauen zu erfüllen. Denn geſtehen wir es nur rund heraus, daß, wenn ein guter Mann ſelten ſo gut iſt, als eine gute Frau, eine böſe Frau den böſen Mann an Bosheit weit übertrifft. Dafür ſpricht nicht bloß die Erfahrung der Einzelnen, ſondern das Volk ſelbſt in allen Jahrhunderten; und es iſt ſehr wichtig, daß wenigſtens die Hälfte aller europäiſchen Kindermährchen und Erzählungen, ſobald ſie nur irgend eine Art von ernſter und gemüthlicher Wendung nehmen, und nicht bloß ſcherzenden Inhalts ſind, von böſen Stiefmüttern oder böſen und herrſchſüchtigen älteren Geſchwiſtern, die die Rolle der Stiefmutter ſpielen, ausführlich und mit Rührung handeln. Das jüngſte Kind iſt faſt immer das beſte, weil es als jüngſtes gewöhnlich als das unterdrückte erſcheint. So ſelbſt bei Shakſpeare, z. B. Cordelia im Lear, Orlando in: Wie es Euch gefällt, u. a. — —

40.

Beredtes Stillſchweigen.

Bei Schriftſtellern und Dichtern des höheren und höchſten Ranges, beſonders wenn ſie ſich eine Reihe von Jahren auch öffentlich mit der Kritik beſchäftigt haben, iſt nicht bloß merkwürdig, was ſie ausgeſprochen, ſondern auch beachtenswerth, was ſie zu berühren vergeſſen oder vermieden haben. So hat Goethe, der doch ſeit 1811 ſehr häufig eine bis in's Detail gehende namentliche Kritik vieler europäiſchen Künſtler, Bildhauer, Maler und Dichter geliefert, den Verfaſſer des erſten aller Romane, Cervantes, nie genannt, ſo nahe er ihm auch zuweilen, z. B. bei ſeinen Bemerkungen über Shakſpeare, Yorik-Sterne, u. ſ. w. ſtand. Der Dichter des Wilhelm Meiſter hat des Don Quixote nicht erwähnt! Merkwürdig in hohem Grade! Und es iſt nicht vorlaut, wenn Jemand, dem es nie Ernſt um die Kunſt iſt, fragen ſollte: „Liebte er ihn etwa nicht?" Entſchiedenes darüber könnte freilich nur mittheilen, wer in den letzten dreißig oder zwanzig Jahren Goethe's näheren Umgang genoß, aber vermuthen dürfen auch wir, daß Goethe jenen Roman nicht geliebt.

41.

Kleinſtes Wort für Dichter und Biographen.

Die Alten nannten das Herz den hüpfenden Punct, und ſie drückten den ſchlimmſten Vorwurf der Seelen- und

Charakterloſigkeit durch das Wort aus, einem ſolchen Menſchen hüpfe nichts in der linken Bruſt (nil salit). Daß dabei nicht bloß von dem thieriſchen Hüpfen, ſondern hauptſächlich von dem Geiſtigen die Rede ſei, welches nur durch die vorwaltenden Ideen erſchaffen und erhalten werden könne, verſteht ſich freilich ganz von ſelbſt, wird aber ſehr häufig vergeſſen. Ein Poet wirſt wohl zuweilen ſo etwas auf's Papier, und das Etwas ſieht von fern aus wie ein Charakter, unterſucht man aber den Puls, ſo fehlt er wohl gar, oder nach einigen heftigen Schlägen ſtockt er. Der Dichter thut deßhalb ſehr wohl, wenn er die Unterſuchung ſelbſt erſt mit Gewiſſenhaftigkeit vornimmt, ehe er jenes Etwas der Preſſe übergiebt; vielleicht kann er noch helfen, vielleicht kann er noch etwas krankes Leben hinein bringen (es iſt doch etwas, wenn es ſich nur nicht für Geſundes ausgiebt), ja vielleicht kann er, hat er nur aus tüchtiger Erde den Klos geknetet, den vollen geſunden, lebendigen Odem noch hinein hauchen. — —

42.

Chriſtliche Unduldſamkeit.

Wie weit es mit der Unduldſamkeit vieler deutſchen Geiſtlichen auch nach der Reformation gegangen ſei, darüber giebt die Specialgeſchichte der Streitigkeiten nach Luther's Tode, zwiſchen den ſogenannten reinen Lutheranern und Melanchthoniſten, den Antinomern, Schwenkfeldiſten, Flacianern, Oſiandriſten, Majoriſten, u. ſ. w. höchſt jammervolle Belege. Ich will nur an einen erinnern, der mir beſonders wichtig ſcheint, da hier nicht von einer augenblicklichen Heftigkeit die Rede iſt, ſondern das Verdammungsurtheil mit Beſonnenheit ausgeſprochen, von einer ganzen Geſellſchaft beſtätigt und dem Druck übergeben wurde. Im Jahre 1559 ſetzten nämlich die Prediger der ganzen Grafſchaft Mansfeld eine Confeſſion auf, durch die ſie für immer die Reinheit ihrer Lehre documentiren wollten, und ließen ſie in demſelben Jahre in dem Schloſſe zu Eisleben lateiniſch und deutſch drucken. Hier heißt es unter Nummer 2.: Sie hielten die Strafe des Feuertodes, die an Michael Servet vollzogen worden war, für billig, obwohl ſie ſelbſt geſtanden, daß ſie keines ſeiner Bücher geleſen. Die Prediger zu Genf hätten ſeine Meinungen geſammelt, woraus ſie die Lehren des Verurtheilten genommen, wovon ſie zwölf verdammten.

Welch ein Greuel in ſo wenigen Worten! Sie billigen ein ſcheußliches Verbrechen, d. h. ſie finden es nicht bloß gerecht, ſondern gewiſſermaßen wohlthätig. Gerechtigkeit kann man überall fordern, um Billigkeit nur bitten. Man darf auf dieſe genaue Bedeutung des Wortes dringen, denn es iſt kein leicht vorüberrauſchender Ausdruck, ſondern ein wohlerwogener, oft abgeſchriebener, geleſener, gedruckter. Ferner die gräßliche Naivetät in dem Geſtändniſſe, nichts von Servet geleſen zu haben; ſie halten ſich nur an die Relation ſeiner Gegner, und wer waren dieſe Gegner? Calviniſten, die ſie ſonſt nicht minder haßten, als den Servet, ja mehr als irgend eine andere Partei; nur wenn es an das Verdammen geht, glauben ſie ihnen. Wie muß ſich der Großinquiſitor unter Philipp II., wenn er je davon erfahren, ergötzt haben!

Und eine ſolche Confeſſion iſt von ſämmtlichen Predigern der Grafſchaft Mansfeld, neun und vierzig an der Zahl, unterſchrieben worden. (S. Chriſtian Auguſt Salig's vollſtändige Hiſtorie der Augsburgiſchen Confeſſion und derſelben zugethanenen Kirche. Dritter Theil. Halle 1735. S. 495 ff.)

Sollen wir nun alle dieſe Männer für blutdürſtige Barbaren erklären? Mit Nichten. Manche unter ihnen beteten vielleicht für die Schlachtopfer, die ſie bekämpften, ja ſie hätten wohl mehr gethan, als beten, um ſie zu retten. Es hatte ſich an ihnen nur die tödtende Kraft des Buchſtaben bewieſen, und das iſt wahrlich ſchon gräßlich genug und wichtig genug für alle Zeiten in gar mancher Hinſicht. Hier wollen wir die ganze traurige Geſchichte nur zur Warnung benutzen, nicht unbedingt die gute alte Zeit zu rühmen, ſondern ſie, erſt ſorgſam prüfend, in manchen ihrer Richtungen kennen zu lernen.

43.

Was für ein Deutſch ſchrieb man im letzten Viertel des ſiebenzehnten und im erſten des achtzehnten Jahrhunderts?

Die Antwort iſt nicht viel länger, als die Frage, und lautet: größtentheils ein greuliches und entſetzliches, oder vielmehr gar keines, denn der heilloſe Miſchmaſch, den man für Deutſch ausgab, verdient den Namen nicht. Man könnte mit leichter Mühe hundert und wieder hundert Belege für dieſes Urtheil geben, doch ſei es bei einem einzigen genug: „Aus Justi Lipsii Epiſteln machen einige großen Staat: Aber sans raison. Denn dieſer Mann, wie er in allen Stücken unbeſtändig, und ſich ſelbſt ungleich geweſen; alſo agiret er in ſeinen Epistolis einen rechten Polypum. Der Stylus iſt dissimilis, dem Stylo Senecae zwar analogus, aber daher zu concis und offt nur gar zu adfectirt: deßwegen auch nicht wohl imitabel. Die Realien ſind das Beſte.“

Und wer war es, der ſo ſchrieb? J. M. Weinerich, ein nicht unberühmter Mann, ein Gelehrter, und Inſpector des Lyceums zu Meinungen, der in ſeiner erleichterten Methode, die Humaniora mit Nutzen zu treiben (Coburg 1721), vom Anfang bis zu Ende, ein Alphabet und ſieben Bogen lang, ſeine Schüler unterrichtet, wie man Gelehrſamkeit und Anmuth vereinigen ſolle.

Es iſt zweckmäßig, an dergleichen Greuel zu erinnern, um eine deſto innigere Verehrung der Männer hervorzurufen, die bereits funfzehn bis zwanzig Jahre ſpäter einen neuen ſchönen Tag für deutſche Sprache und Poeſie heraufführten. So verglichen erſcheinen ſie wie wahrhafte Titanen, und zwar als Begünſtigte, die den Olymp nicht bloß beſtürmen, ſondern erreichen.

44.
Bücher und Autoren.

Auf Göckingk's jovialiſch witziges Sendſchreiben erwiede
Bürger unter Andern, daß es ihm doch eine wahre Freude ſ
ſich zu denken, wie einſt nach Jahrzehnten oder Jahrhundert
muntere Knaben ihn in Riemen eingeſchnallt zur Schule tr
gen würden. Das mochte vielleicht nur Erguß eines frö
lichen Augenblicks ſein, iſt aber auch in den Momenten d
heiteren Nachdenkens völlig gegründet. Für den rein ly
ſchen und Balladendichter ſind die genialen Schulknaben d
beſte Publicum: ſie genießen rein und ſind dem Dich
unendlich dankbar. Dabei iſt auch noch etwas Wunderba
zur Sprache zu bringen, was noch nie betrachtet worden iſt
Die Schüler betrachten ihre Schulbücher alle wie Blumen od
Blüthen, oder Neſſeln und Strünke, die vom Himmel herunte
gefallen oder von der Hölle herausgeworfen ſind. In Qua
und Tertia habe ich mir nie vorſtellen können, daß Bürger
Amtmann und ſpäterhin ein Profeſſor in Göttingen geweſe
ſeine Gedichte waren einmal vorhanden, und damit gut.
ſelbſt war gewiſſermaßen nur eine allegoriſche Perſon, od
ein bloßer Gedanke; dafür aber wurden ſeine Balladen alle
den lebendigſten Perſonen, die ſich nur von Zeit zu Zeit a
die Bettſtelle des Druckpapiers niedergelegt und mit Dru
lettern zugedeckt hatten. In dieſer Lage kann man ſie freil

---

*) Doch! Von Jean Paul im Fibel. S.

einſchnallen, wie in dem bekannten arabiſchen Mährchen der Geiſt Salomons in einer Flaſche aufgefangen und verſiegelt wird. Wie geſagt, es iſt eine fröhliche Wirthſchaft, aber ſchon der Jüngling wird ſchnöde und heute zu Tage finden ſich ſogar viele, die ſelbſt, indem ſie ein Gedicht leſen, ſchon an die Recenſion denken, die ſie darüber machen und mit nächſter Poſt an die Redaction irgend einer verdrießlichen Novemberzeitung abſenden wollen. —

45.

Trinklieder.

(Nebſt Leſſing's Urtheil über das beſte Trinklied der Deutſchen.)

Bei dieſer bloßen Ueberſchrift wird hoffentlich manchen Leſern ſo wohl werden als mir; und wahrlich, wir bedürfen dieſes Gefühls, denn bei den Nachrichten über die Trinkluſt, Trinkſucht und Trinkwuth vieler unſerer Vorfahren wird einem doch mitunter recht übel zu Muthe. Spricht man nur im Allgemeinen davon, daß unſere meiſten Urväter ſo über alle Maſſen getrunken haben, ſo können wir noch allenfalls lachen, laſſen wir uns aber in die Einzelnheiten ein, wie ſie uns Chroniken aller Art mittheilen, ſo hört das Lachen auf, und wir wenden uns mit Widerwillen ab. Der Tag hat doch nun einmal nur vier und zwanzig Stunden, und wenn wir davon zu viele verpraſſen und verſchlafen, ſo werden leider die wenigen übrigbleibenden auch nicht ſehr inhaltsvoll ſein können; und ſtellen wir uns auch noch ſo vornehm an, als wir irgend Luſt haben, es rächet ſich doch nun einmal jede Sünde durch geiſtige Angegriffenheit und mitunter auch wohl, wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, durch Geiſteszerbröckelung, Zerfahrenheit und Verſchwommenheit, worüber z. B. die Fahrten des Herrn Hans von Schweinichen nachzuleſen ſind.

Was kann uns nun dabei ein wenig tröſten? Der Umſtand, daß unſere Vorfahren, doch nicht bloß tranken, ſondern auch dazu ſangen. Eine Sammlung von altdeutſchen, mitteldeutſchen und neudeutſchen Trinkliedern fehlt, ſo viel ich weiß, immer noch; ſie iſt auch ſchwer zu ſchreiben, denn bei weitem nicht alle ſind gedruckt, oder in der Handſchrift zu finden, manche, und vielleicht die beſſern, ſind immer nur von Mund zu Mund gegangen. Lieder, die eine ganze Generation auswendig weiß, werden ſelten durch die Buchſtaben ſchwarz auf weiß feſtgehalten; man hält es für unnöthig, weil man vergißt, daß die Kinder oft nicht auswendig lernen, was die Väter auswendig wußten. Und doch iſt die Sache wichtig genug, denn nicht bloß daß der Menſch ſingt, ſondern was und wie er ſingt, iſt der Nachforſchung wohl werth. Von dem unſchuldigen Spaßvogel, der das angenehme Liedlein gemacht hat:

Der liebſte Buhle den wir han,
Der liegt in unſerm Keller,
Er hat ein hölzern Röcklein an,
Und heißt der Muskateller —

bis zu dem tief gelehrten, aber auch ſinnigen Opitz, der in ſeinem:

Faſt befällt mich doch ein Grauen,
Daß ich Plato für und für
Bin geſeſſen über Dir;
Es iſt Zeit hinaus zu ſchauen u. ſ. w.

nur nach der Freude ringt, die denn auch — gleichſam aus Erbarmen mit dem edlen Manne — endlich wirklich erſcheint, doch in Begleitung ſanfter Wehmuth; — von jenem zu dieſem, ſage ich, welch' ein Schritt! und doch wie klein iſt dieſer Schritt, wenn wir auf unſeren heutigen Reichthum und die ſeltſame Mannigfaltigkeit unſerer Trinklieder-Bibliothek ſehen. Wir haben philoſophiſche Trinklieder, metaphyſiſche, ironiſch-ſatyriſche, tiefſinnige, ſchwermüthige, freche, frivole, beſcheidene, demüthige, zarte, grobe, allegoriſche, mythologiſche, unzüchtige, fromme, abmahnende, Mäßigkeit predigende, diätetiſche, vernünftige, langweilige, u. ſ. w. Von allen dieſen ließen ſich leicht Beiſpiele geben, aber es iſt am beſten, wenn ſie ſich ein Jeder ſelber giebt. Es hat vielleicht Jeder ſein Leiblied, und es wäre ſo übel nicht, wenn wir wüßten, welche Trinklieder unſere geliebteſten und größeſten deutſchen Männer, beſonders die Poeten und Philoſophen, zu ihren Schooßkindern erwählt haben.

Eine ſolche Neugier hatten etwa im Jahr 1779 oder 80 einige wohl- und zartgeſinnte und feinſchmeckende und trinkende deutſche Literatoren und Poeten. Sie wollten nämlich wiſſen, was ihr erſter Conſul, Gotthold Ephraim

Leſſing, von der Sache halte, und welchem Liede er den Preis gebe. Er hatte als Jüngling bekanntlich mehrere recht artige und luſtige Trinklieder gemacht. Das war aber ſchon recht lange her, und wenn man bedachte, was der theure Mann ſeitdem geleiſtet, ſo mußte es einem vorkommen, als ſei indeſſen ein ganzes Jahrhundert verfloſſen. Jetzt vollends hatte Leſſing nicht Zeit, an ſolche fröhliche Sachen zu denken, denn viel ernſte, verdrießliche und traurige Händel (beſonders mit dem ſchwer gepanzerten Hamburgiſchen Hauptpaſtor) drückten ſeine ſonſt ſo heitere Seele. Wie ſollte man ihm alſo Rede abgewinnen über ſo harmloſe Dinge wie Trinklieder? Dieſe Männer nahmen aber die Sache höchſt ernſthaft und grandios, und als ſie ihn einſt zu einem großen köſtlichen Mahle geladen hatten, ſangen ſie ihm die neueſten, theils von ihm ſelbſt verfaßten, theils ſorgſam ausgewählten deutſchen Weingedichte vor. Das waren noch Lieder! In dem einen war die römiſche und griechiſche Mythologie ſo gelehrt zuſammen gebracht, daß Hederich und Damm nichts dagegen hätten einwenden können; in dem anderen war die Tugend ſo furchtbar groß verherrlicht, daß die Mundſchenkin Hebe es kaum wagte, den Pocal mit gutem Rheinwein ihr hinzureichen. Denn auch der herrlichſte rheiniſche Rebenſaft iſt doch für eine ſolche ſtrenge Heldin nicht gut genug. Im dritten verſicherte der Dichter, er wolle nunmehr ſehr vergnügt ſein und trinken, und macht deßhalb in ſeinen Reimen die beſten Anſtalten dazu, welches er freilich hätte eher thun können, als bis er zu ſingen angefangen; aber eine zarte Geſinnung war doch überall zu ſpüren, und das

Gedicht anmuthig genug. Das vierte begann mit den erhabenſten Sentenzen über die Kürze des Lebens und die Vergänglichkeit alles Irdiſchen, ſo daß auch dem Sänger und einigen gefühlvollen Damen die Augen naß wurden. Die letzte Strophe aber drang deſto ſtärker darauf, trotz aller Wehmuth von neuem ſehr zu trinken, denn wenn auch einige Thränen in den Becher fallen ſollten, was wäre es mehr? — Ich könnte noch von einem fünften und ſechſten Liede erzählen, das Leſſingen vorgeſungen ward, theils um ihn zu erfriſchen, theils um ihm ſein Urtheil über das beſte Weinlied abzulocken. Er konnte auch nicht verſchloſſen bleiben, ſondern dankte zuvörderſt für die Mittheilung der neuen gelehrten, tugendhaften und ſtreng gefeilten claſſiſchen Trinklieder, freue ſich aber auch, die Geſellſchaft durch ein noch vortrefflicheres belohnen zu können, das er bereits als Kind vor ſeiner Abreiſe auf die Meißener Fürſtenſchule von einem jovialen Camenzer Beſenbinder habe ſingen hören. Als ein von allen neun Muſen geglättetes Meiſterſtück ſei es ihm im Gedächtniſſe geblieben. Kurz falle es freilich nur aus; dafür aber trete auch jedes Wort bedeutſam und angenehm hervor. Es laute:

Wenn ich kein Geld zum Saufen hab',
So geh' und ſchneid' ich Beſen ab,
Und geh' die Straßen auf und ab
Und rufe: Kauft mir Beſen ab,
Damit ich Geld zum Saufen hab'.

Von den moraliſchen und äſthetiſchen Schmerzen, die eine ſo fein gebildete Geſellſchaft über Leſſing's ketzeriſche, hier und da wohl gar ſatyriſch gemeinte Reden empfand, ſchweigt die Geſchichte, die ich ohnehin nur für eine apokryphiſche ausgeben darf, da ich ſie im Ganzen nicht verbriefen kann; in jedem Falle aber iſt die Hauptſache wahr, da Leſſing in einem etwas grämlichen Brief an Fr. Nicolai (vom 20. Sept. 1777) jenes Gedicht mittheilt und das wunderbare Kernwort hinzu ſetzt: „Was ſind alle neue Trinklieder gegen dieſes alte?" — S. Leſſing's ſämmtliche Schriften Th. XXVII. S. 474 ff.

Und iſt denn dieſes Urtheil wirklich ein ſo ganz und gar ketzeriſches? Nach meinem Gefühl durchaus nicht. Das Lied iſt feſt, gründlich, behaglich und auf gewiſſe Weiſe auch moraliſch und durchaus ohne Prätenſion. Der Dichter geht von dem Gedanken aus: „Sehr trinken — (mit dem Saufen verſchont man die zarteren Leſer und Leſerinnen billig) — ſehr trinken iſt dem Menſchen nothwendig." Dieſer Satz iſt ihm ein Heiſcheſatz, ein Poſtulat poetiſcher Vernunft, eine reine Anſchauung, die nicht irren kann, und deßhalb keines Beweiſes bedarf. Dieſes Poſtulat aber ſpricht der Dichter nicht aus, ſondern überläßt dem kritiſchen Leſer, es in den Vorgrund zu ſtellen. Er beginnt gleich mit dem zweiten Satz, daß, um Trinken in dieſer mangelhaften Welt zu bekommen, man Geld haben müſſe; auch läßt er ahnen, daß er mitunter in dieſem Falle ſei, wodurch die ſubjective ſentimentale Empfindung mit dem objectiven reinen Urtheil auf eine angenehme Weiſe verbunden wird. Wir fürchten nur, er möge, wie ſo viele heutige Dichter, nach den erſten trüben, bedenklichen Worten: „wenn ich kein Geld zum Saufen hab'" in eine ſchneibende Verzweiflung übergehen; aber weit entfernt von dieſer hyperpoetiſchen Ungebühr, zeigt er ſich transparent lehrreich und ethiſch, „er geht und ſchneidet Beſen ab." Der Mann iſt auf ſeinem tugendhaften Berufswege, und unſere Phantaſie folgt ihm gern. Kehrt er dann aus dem Buſche in die Straßen der Stadt zurück, und hören wir ihn ſeine Waare ausrufen *), ſo begleiten ihn unſere beſten Wünſche für den guten Erfolg, ja wir ſind dabei aufgeregter, als er, der die Sache mit einer gewiſſen poetiſchen Nonchalence betreibt. Aber wie ruft er auch ſeine trefflichen Beſen aus?! Bedient er ſich irgend eines unerlaubten Mittels, Theilnahme für ſich zu erwecken? Klagt er etwa über Hunger? Das wäre für ihn nicht vornehm genug! — oder daß ſeine Frau eines Kleides und ſein Junge neuer Strümpfe bedürfe? — Solche wehmüthige Unwahrheiten oder Unbedeutenheiten ſpricht dieſer ſtolze Dichtermund nicht aus, ſondern mit kindlich ſchöner Unbefangenheit und Offenherzigkeit — doch nicht ohne logiſche Bündigkeit — ſagt er nur: „Kauft mir Beſen ab, damit ich" u. ſ. w.

Und wie rein erſcheint hier die äſthetiſche Form! — Wie ſchwierig war es, die nicht zu umgehende Folge bei dem „Wenn" und „So" wieder zur Naivetät zurück zu führen! wie angenehm und faſt ein wenig mit ſich ſelbſt kokettirend, tönt hier die Endſylbe „Ab"! wie rundet ſich Alles zu einem

---

*) Bei Leſſing „ſchreit" er, was mir jedoch als falſche Leſart erſcheint, da es der gediegenen Ruhe des Gedichts ſchadet.

liebenswürdigen Ringelgedicht! Ja es iſt erlaubt, wenn wir die erſte und fünfte Zeile — wie ſie gleichſam nach einer Umarmung ſtreben — recht genau betrachten, an die Schlange der Ewigkeit zu denken, die ſich bekanntlich in den Schwanz beißt.

Endlich: Wann ward dieſes Gedicht empfangen, gebildet und geglättet? ſo fragt mit Recht der Literarhiſtoriker, der doch gern die Sache zu Buche bringen will. Leſſing verließ Camenz 1741, er hatte das Lied als Kind gehört, und folglich fällt es noch in die dreißiger Jahre, d. h. in eine überaus dürre, unpoetiſche Zeit.

Wie ſehr müſſen wir uns deßhalb erfreuen, daß der Genius der Poeſie doch nicht gänzlich von Deutſchlands Fluren entflohen war, und daß er uns doch zuweilen eine zarte Phantaſieblume, wie dieſes Lied, aus reichem Füllhorn mitleidig zuwarf. Dieſer Genius iſt auch kein Ultra-Serviler, kein unmilder Hyperariſtokrat, er geht an dem erſten, ohne Zweifel glanzvollen Bürgermeiſter in Schwau und Flachſenfingen vorüber — der mag ſich ſeine irdiſch verwelklichen Blumen in ſeinem Garten vor dem Thore ſelber aufziehen — er wirft ſeine unſterbliche Lilie einem idylliſchen Beſenbinder in den Schooß, und der Götterliebling trägt die Unſterblichkeit wie im Fluge davon.

Es gab eine Zeit, wo man Leſſing's Namen mit bewunderungswürdiger Fertigkeit überall anbrachte, und man mochte reden von Karl dem Großen oder Benedict Spinoza, von der Schaafzucht, oder von den ſchönen Wiſſenſchaften, ſo fügte man gern bei, man habe über dieſen Gegenſtand einſt mit Leſſing „differirt", oder doch gehört, daß er ſich einmal vor Jahren oder Jahrzehnten da und da und ſo und ſo über den Gegenſtand geäußert habe. So darf ich hoffen, daß auch ſein Leibtrinklied einige Gunſt, und mein ſchüchterner Verſuch in der höheren Kritik dieſes Gedichts — um des Gedichts ſelbſt willen, das Milde zu empfehlen ſcheint — Nachſicht finden werde. Ich verbarg mir die Schwierigkeiten nicht, aber einmal mußte doch dieſes Große gewagt werden.

46.

Die alten Claſſiker, neuere Schulmeiſter und neueſte Retter.

Daß ſeit Reuchlin, Luther, Melanchthon, und größtentheils durch den Rath dieſer vortrefflichen Männer, die alten Claſſiker wieder auf Univerſitäten, Gymnaſien und Schulen geleſen und gelehrt worden ſind, weiß Jedermann. Die nahe liegende Frage: „wie benahm ſich nun die Mehrheit der deutſchen Profeſſoren, Rectoren und Conrectoren jener Zeiten, ſowie der nächſtfolgenden Jahrhunderte, bei dieſer neuen Aufgabe?" iſt, ſo viel ich weiß, faſt nie aufgeworfen. Wer waren dieſe Männer? Meiſtens arme Bürgers- und Handwerkersſöhne, die ſich nach trüber genußloſer Jugend und dem luſtig-barbariſchen Mittelalter des damaligen Univerſitätslebens endlich zu einer ſpärlich dotirten Stelle hindurch gerungen hatten, die ihnen nichts bot als einige — (nicht immer völlige) — Sicherheit vor dem Hungertode. Der Stadtſchreiber war oft ein wichtigerer und leider auch gefährlicherer Mann als ein Conrector, und des wirklichen Geheimenraths wirklicher Kammerdiener verſicherte zuweilen in ſeiner übermüthigen Weinlaune den Rector: auch die gelehrteſten Schulleute könne man in Menge und überall haben; aber einen gewiegten Kammerdiener erzeuge nicht jedes Jahr. — Und dieſe armen Gelehrten, denen ihr Amt wöchentlich ſechs und dreißig Unterrichtsſtunden zu ertheilen gebot, nicht ſelten von feudaliſtiſchem Stolz und hartgeſottener geiſtlicher Bonzenhaftigkeit umgeben, bei grober Nahrung, unbehaglicher Wohnung und heißem Schulſtaub — ſie ſollten nun plötzlich nicht bloß griechiſche und lateiniſche Grammatik lehren (damit konnten ſie vortrefflich dienen), ſondern ſie ſollten auch auf der Stelle den Primanern und Secundanern die göttliche Naivetät des Homer, die tiefſinnige Ironie des Platon, die plaſtiſche Gediegenheit des Sophokles, den behaglichen Lebenswitz des Horaz, den ſinnvollen Prophetengeiſt des Tacitus, u. ſ. w. erklären. Es war eine entſetzliche Zumuthung! und wäre nur irgend mit den befehlenden Geheimenräthen und Bürgermeiſtern zu ſpaßen geweſen; gegen ſolche Berufsgeſchäfte hätten ſie ſich in aller Unterthänigkeit doch wohl ein wenig geſetzt. Es war aber nichts zu machen, ſie mußten, und dem Muß iſt nichts abzuhandeln. Die Armen! Schon als getaufte Chriſten fühlten ſie ſich doch unendlich erhabener, als ſämmtliche römiſche und griechiſche Heiden, und nun ſollten ſie deren

Schönheiten tractiren! ſie ſollten Mittags um Ein Uhr, von ſchweren Bohnen und Erdäpfeln aufſtehend, die ſelig trunkene Göttertafel in der Ilias ſchildern, oder dithyrambiſch mitjauchzen:

> Nunc est bibendum! nunc pede libero
> Pulsanda tellus!

Zu dem erſten Aufruf hätten ſie ſich ganz gern entſchloſſen; aber wer reichte ihnen denn die Becher? und was war darin? Freilich, ſo ein wohlhäbiger Poet wie Horaz, ein Liebling des Premierminiſters Mäcenas, oder gar des Kaiſers Auguſtus ſelber, der konnte es davor haben! dem eleganten, voluptuoſen Sünder ging Alles frei durch! der hatte nicht ſechs und dreißig Wochenſtunden zu geben, und war obendrein ſo obſtinat müßiggängeriſch, daß er nicht einmal des Kaiſers Auguſti geheimer Secretarius werden wollte, für welche gnädige Propoſition er doch eigentlich dem gebietenden Herrn auf den Knieen hätte danken ſollen! — Und ſolchen frivolen Sündenmann ſollte man jahraus, jahrein rühmen! — Was folgte endlich daraus? Ich ſtehe nicht an, es unumwunden auszuſprechen: Die meiſten deutſchen Erklärer der Griechen und Römer geriethen im ſiebzehnten Jahrhundert, ſowie in der erſten Hälfte des achtzehnten, nach und nach in ein eben ſo komiſches als traurig-ernſthaftes, faſt feindſeliges Verhältniß zu den Alten, die ſie doch täglich vortragen mußten, und von denen ſie doch gewiſſermaßen lebten. Es ging freilich ein allgemeines Gerücht umher, es ſolle unter den Alten manche große Philoſophen geben; wie iſt das aber möglich? Es waren doch immer nur ſchalkhaftige Heiden, denen man nie recht trauen darf, und als vollends Chriſtian Wolf mit ſeiner Mathematik und Metaphyſik aufgetreten war, **dem** reichte doch der ideentrunkene Platon das Waſſer nicht! — Demoſthenes' und Cicero's Reden waren freilich nicht übel; aber die Bußpredigt, die neulich der, in wahrhafter Pechfackelflamme glühende, wohlbeleibte Generalſuperintendent von der Kanzel der Hauptkirche herabgedonnert, ſowie die bis zur milchigen Weichheit aufgelöſte und auflöſende Oration, die der junge, magre, blaſſe Frühprediger — nach glücklich vollführter Räderung des armen Spitzbuben — vor einer zahlreichen, zerknirſchten Volksverſammlung gehalten hatte, — die klang doch ganz anders! — Und war es nicht erwieſen, daß, durch ſolche Redekraft bewegt, die meiſten Männergeſellſchaften in den nächſten acht Tagen weit weniger geflucht und die Frauen weit weniger geklatſcht hatten? Ein ſchalkhaftiger Heide hätte dergleichen Umſchwung nimmermehr erreicht.

Ferner ſollten die Alten gute Hiſtoriker haben, gut forſchen und ſchreiben. Nun, ſie mögen paſſiren, aber vergleicht ſie nur einmal mit der Erhabenheit im theatrum Europaeum, mit dem Hamburger Correſpondenten (etwa von 1710), wenn er das Röthige über die Schlachten bei Malplaquet und Pultawa nachbringt, oder mit dem munteren, holdſelig lächelnden Hübner, der ſo reich iſt an köſtlichen Anekdoten. — Wie iſt doch Alles hier ſo ganz anders! ſo plauſible! ſo loyal! ſo demüthig! ſo ſtets beſorgt, kein Aergerniß zu geben! ſo galant und angenehm philiſtrig!

Und nun vollends die Poeſie! Aus der machen die Alten bekanntlich ſehr viel: ſie rufen die Muſen dazu an, die doch eigentlich gar nicht exiſtiren, ſtellen ſich ungebehrdig und ſtolz, als ſeien ſie ſelbſt eine Art von Propheten, und von einem göttlichen Geiſte beſeelt. Unſere Schulmeiſter, Lehrbücherſchreiber, u. ſ. w. wußten aber viel beſſer, was dahinter ſtecke, und wer ſich nur irgend ein wenig in der Welt herumgetrieben, der hatte auch genugſam erfahren, daß in der Welt, die ſich vorzugsweiſe die wirkliche nennt (vielleicht aus Ironie gegen die wahre Welt), wenig Nachfrage ſei nach Poeten, Rhetoren und ähnlichen hochmüthigen Leuten. — Und was hatten denn auch nun die Alten, trotz aller ihrer vielgerühmten Begeiſterung, hervorgebracht? Wenn man es beim Lichte beſieht, ſo wird wenig Anderes herauskommen als abergläubige Heldengedichte, in denen ſich die königlichen Helden, wenn ſie zornig ſind (ganz wie Menſchen pflegen), ſehr ſchelten, Degen ziehen, u. ſ. w.; während ſie doch billig aus den Regensburger Reichstagsverhandlungen — wären die nur nicht ſo ſpät gekommen! — hätten lernen ſollen, wie große Herren mit einander umgehen. — Und hatte nicht ſelbſt der ſonſt noch erträgliche Virgilius eine africaniſche Königin geſchildert, die ſich zuvörderſt auf eine, ſo zu ſagen, bedenklich-bürgerliche Weiſe verliebt, und dann ſogar ſich ſelbſt erſticht? was in jedem Falle von dem Dichter reſpectwidrig iſt. Dann kommen noch rieſige Tragödien voll Gattenmord, Muttermord und anderen Gräueln, aus denen wenig Moral für's Haus zu holen iſt, höchſt unanſtändige Luſtſpiele von Ariſtophanes, der ſo ganz und gar den Teufel im Leibe hat, daß ſein heilloſer Witz ſelbſt den einzigen Heiden, der noch allenfalls mit durchlaufen könnte, den Sokrates, nicht verſchont. Dann eine Menge Buhllieder, Liebeständeleien, Wein-Oden, zuchtloſe Pasquille u. ſ. w., an denen ein von Kopf bis zu den Knieen in grauen Plüſch gekleideter und mit ſchwarzbrauner Perücke gezierter, ſolider deutſcher Mann jener Zeiten durchaus kein Vergnügen finden konnte. Und doch — wie geſagt — was half ihm ſeine Erkenntniß? Er mußte doch alle dieſe gefährlichen Sachen ſeinen Primanern vortragen, und wer ſtand ihm dafür, daß die werthen Jünglinge wohl gar das ſüße Gift mit Luſt tranken? Es ſtand ein- für allemal in ſeiner Vocation, wie viele Stunden er jenen gefährlichen Poeten und Hiſtorikern widmen ſollte, und es war natürlich an keine Abänderung zu denken.

Dazu kam nun noch, daß ſelbſt in Frankreich, wo doch bekanntlich eine völlige Superfeinheit des Geiſtes und Witzes vorhanden war, Männer auftraten, die geradezu und in elegant gedruckten Schriften behaupteten, es ſei eigentlich an den Alten ſo viel nicht, und die Neueren ſollten doch endlich einmal ihre verwünſchte Beſcheidenheit ablegen. Die armen Deutſchen hatten ſich oft genug ſagen laſſen müſſen: „Ihr verſteht nur das attiſche Salz nicht recht. Hättet ihr mit Vicomte's und Abbe's, oder gar mit Marquiſen und Ducheſſen genugſam converſiren können, ihr würdet ſchon anders pfeifen." — Das konnte aber nunmehr nicht mehr gelten, denn der große Perrault lebte doch gewiß in exquiſiten Societäten, und der hatte es ja nun ſonnenklar bewieſen, es ſtehe mit den Alten nur ſo ſo, und es ſei nicht viel Sonderliches an ihnen. Da wuchs auch den deutſchen Gelehrten das Herz, und ſie öffneten den Mund zu noch ganz anderen und lauteren Kritiken über die böſen Alten. Was man nunmehr in philoſophiſchen und gelehrten Lexicis, in Lehrbüchern und in den Noten zu den für Gymnaſien und Schulen herausgegebenen Claſſikern als Urtheile zu leſen bekam, das überſteigt jeden Glauben. Es iſt mitunter ein nicht eben humanes Seufzen, — wie man dergleichen z. B. bei der Wachtel bemerkt haben will, wenn der Mond aufgeht — oder witzloſe Wuth, die ſich lange hat bändigen müſſen und nun in Frechheit ausbricht. Der berühmte Profeſſor der Literaturgeſchichte, Stolle in Jena, begreift in ſeiner Hiſtorie der Gelahrtheit (1723) durchaus nicht, was man irgend Löbliches in der Iliade finden könne, und erklärt unumwunden, daß Pindar nur in der Betrunkenheit ſeine Oden ſo dunkel und wunderlich habe machen können. Er erklärt die Poeſie geradezu für unnütz, will jedoch nicht, daß man ſie ganz aufgebe, da es hier und da noch immer einige „große Herren“ gebe, die ſeltſamer Weiſe an derſelben einiges Belieben trügen, und bei denen man ſich durch einen wohlgemachten Vers inſinuiren könne. Sein eigner Lieblingspoet iſt Benjamin Neukirch, ein deutſcher Dichter, der das Geheimniß gefunden, mehr als vierzig Jahre lang (von etwa 1685 bis 1729) leicht gereimte Gedichte zu machen, ohne jemals mit einem wirklichen Gedanken, der gedacht zu werden die Mühe lohnte, herauszurücken. Völlig indifferent ſpricht der ſonſt verdienſtvolle **Walch** in ſeinem philoſophiſchen Lexikon (1726) über die Poeſie. Sie iſt ihm kaum ein erträglicher Zeitvertreib, die Romane ſind ihm fatal, und die Satyre geradezu verdammlich, u. ſ. w., und man ſieht recht die Unluſt, mit welcher der ſonſt beiſpiellos fleißige Mann den kleinen Artikel über die Poeſie ſeinem Lexikon beigefügt hat. Aehnliche bleierne Ernſthaftigkeit, bei gänzlichem Verkennen jedes Schönen und Anmuthigen, zeigen von hundert Gelehrten jener Zeit wenigſtens neunzig; aber man muthe mir nicht zu, in dieſe dumpfigen literariſchen Kellergewölbe herabzuſteigen. Luſtiger dagegen ſind Hübner — dieſer muntere Geograph und Hiſtoriker hatte, durch ſeine Rectoratsbeſtallung gezwungen, ſich auch auf die Poeſie legen müſſen, — Uhſe, Menantes, Gottſchling, u. ſ. w. Dieſe Männer mochten die Poeſie ganz wohl leiden, und, ſelbſt ziemlich luſtig, wollten ſie die Poeten, die ja ohnehin arme Schelme ſeien, nicht ganz unterdrückt wiſſen, wie ſich etwa muntere Kinder ergötzen, wenn halb verfrorene Aepfel in der warmen Ofenröhre pfeifen, oder, wie man zu ſagen pflegt, „ſingen." — Ueberhaupt: was wollen wir uns das Leben ſauer machen? eine zierliche Gratulation in Verſen zur Hochzeitfeier oder Kindtaufe, mit etwas dicker Schalkhaftigkeit gewürzt, ein guter Leberreim, in welchem man dem alten Flachſenfinger Bürgermeiſter bei der ſechſten Schüſſel und dritten Flaſche ein Compliment macht über ſeine großen Verdienſte um das theure Vaterland, oder ein gutes moraliſches Gedicht, in welchem die große Frage, „ob man die Tugend lieben und das Laſter fliehen müſſe,“ bejaht wird, wer mag dagegen etwas einzuwenden haben?

Man kann aber nicht immer ernſthaft ſein, und am wenigſten ſollen die Alten ernſthaft tractirt werden, denn genau betrachtet, haben ſie doch faſt alle den Schalk im Nacken. Da diente nun abermals der faſt allzuberühmte, und von hunderttauſend Fäuſten und Händen be-, ver- und zerarbeitete Venuſiner Schwan als köſtlichſtes Object für die vielſeitige Rhetorik deutſcher Schulmeiſter. Hätte nur der Scherauer Subconrector Horazens Oberſtenſtelle in der Schlacht bei Philippi bekleidet, er würde gewiß der ganzen Sache eine andere Wendung gegeben haben; aber freilich, da Horaz „das Haſenpanier ergriffen“, — dieſer etwas gemein gewordene Ausdruck war damals neu und witzig, — ſo mußte wohl die Bataille verloren gehen; er war an Allem Schuld. Sonſt aber iſt der Mann ſo übel nicht, und zierliche Redensarten genug kann man von ihm lernen. Ueber ſeine Seufzer am banduſiſchen Quell kann jeder Haslauer Frühprediger bequem lachen, denn der verſteht das Alles leicht zu beſeitigen, und wenn auch die vielen „Narretheidungen“, die er in ſeine Satyren und Epiſteln einmiſcht (z. B. in die Beſchreibung ſeiner Reiſe nach Brunduſium), „einem chriſtlichen Gemüthe ſehr übel anſtehen müſſen“, ſo iſt doch nicht abzuleugnen, daß er als ein durchtriebener Schelm und bekannter „loſer Vogel“, bei gehöriger Vorſicht, zur leichteren Gemüthsergötzlichkeit zu gebrauchen iſt.

Ich mag in dieſem Tone nicht weiter fortfahren, denn auch in das Lachen über dergleichen Ungeſchmack miſcht ſich doch immer etwas Schauder und Grauen; nur wolle man mich keiner Uebertreibung beſchuldigen, denn es würde mir ſehr leicht ſein, dieſe Data noch ſehr zu vermehren und mit den ausführlichſten Citaten zu belegen. Nur dieß Eine werde noch beigefügt, daß ſelbſt der berühmteſte deutſche Gelehrte jener Zeit, Chriſtian Thomaſius, von der Poeſie wie von einer überaus geringhaltigen, halb und halb langweiligen oder unnützen Sache ſpricht; ſolle aber ja einmal die Rede davon ſein, ſo möge man doch die alten Poeten bei Leibe nicht überſchätzen, denn wir hätten das Alles viel beſſer und bequemer bei uns zu Hauſe. Virgil ſei unter ſo viel rohen Alten immer noch einer der leidlichſten, dennoch biete unſer einziger Lohenſtein wohl „ſechs Virgilen den Kopf"!! Nach ſolcher herzergreifenden Rede dem Himmel dankend, daß er die ganze ennuyante Sache einmal für allemal abgemacht hat, geht er triumphirend ab.

Wir wollen nicht triumphiren; wohl aber unſrer Seits Gott danken, daß wir nicht in jener barbariſchen Zeit leben, die unſer Leſſing noch in den funfziger Jahren des verfloſſenen Jahrhunderts größtentheils noch vorfand. Da galt es nun, die mannigfaltigſten Waffen der Polemik zu führen, um die theils widrig-luſtig-kecken, theils widrig-dumpf-grämlichen Hyperboreer zu beſiegen; ja es war nöthig, die ganze Kunſt der Polemik, die ſeit Luther wieder verloren gegangen war, nebſt dem gehörigen Styl, von neuem zu erfinden. Ueber dieſes große Verdienſt ſind ſchon manche, zuweilen recht wohllautende Stimmen vernommen worden. Nur iſt es ſchade, daß nicht auch noch .... Alexander der Große ſein Urtheil mit abgeben kann, denn dieſer geniale Feldherr würde wohl am beſten die Aehnlichkeit des Leſſing'ſchen polemiſchen Styls mit ſeiner eigenen, vielbewunderten Taktik aufzeigen können, die wir allerdings zu behaupten wagen.

Wahrlich, es war, um uns zu retten, die Vereinigung aller der großen und mannigfaltig anziehenden Eigenſchaften nothwendig, wie wir ſie bei Leſſing finden. Klopſtock blieb in ſeiner duftigen und ſpäterhin etwas nebeligen Dämmerung ziemlich allein. Er predigte gut von der poetiſchen Kanzel herab; aber er hatte, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, nie einen Dialog mit dem Volke gehabt; während Leſſing's ganzes Leben und Wirken — möge man dieſe Anſicht nicht ungeprüft laſſen — ſich dadurch von faſt allen Deutſchen unterſcheidet, daß es ein unterbrochen zürnend-liebevoller Verkehr mit dem Volke und deßhalb immer dialogiſch war. —

Winkelmann lebte in der Anſchauung der reinen plaſtiſchen Schönheit und war in ihr ſelig; aber mit der ethiſchen Philoſophie der Alten hatte er wenig zu thun, und ihre Poeſie galt ihm doch vorzüglich nur als Wegweiſerin in das Land der Plaſtik, wo er allein die Kunſt fand. Volkslehrer iſt er nie geweſen, und hat es nie ſein wollen, weil er es nie ſein konnte. Ihm war alles Barbariſche und Hyperboreiſche — und dergleichen fiel doch zuweilen in unſerem lieben Deutſchland vor — ſo ganz über alle Maßen verhaßt, furchtbar und gräulich, daß ihm nichts Anderes übrig blieb, als — davon zu fliehen.

Wir wollen ihm darüber keine Vorwürfe machen, bedauern müſſen wir jedoch ſehr, daß er von Rom aus, wo er ſelig in den Künſten ſchwelgte, die Bedürfniſſe ſeines Volkes nicht klar genug erfaſſen konnte oder wollte. — Leſſing aber hatte ſtarke Nerven und konnte, mit der gehörigen unerſchöpflichen Lebensironie bewaffnet, gar viel Tölpiſches, Albernes, Geſchmackloſes mit anhören und verdauen. Es ergötzte ihn mitunter. Ergriff er dann die Feder, oder — um den früheren Vergleich wieder aufzunehmen — ſtellte er ſeine polemiſche Phalanx zurecht, ſo konnte er ſicher ſein, es ſtürzte, was ſtürzen ſollte; und wenn freilich nach acht Tagen die gutmüthigen Deutſchen die gefallenen Götzen wieder aufrichteten, ſo ward er doch nicht bitter darüber, ſondern neues Treffen gab neuen Sieg. Nicht bitter, ich wiederhole es, muß aber freilich hinzuſetzen, bis zu ſeinem vierzigſten Lebensjahre. Dann folgten freilich manche herbere Momente; er hätte aber auch wahrlich kein Menſch ſein müſſen, wenn er ganz von ihnen befreit bleiben wollte, denn die Leute zerrten doch auch zuweilen gar zu arg an ſeiner Geduld. Aber, und das iſt das Entſcheidende, dieſe Momente entſchieden nicht über ihn und ſeine Wirkſamkeit. Die Liebe blieb vorherrſchend, und ſein Leben war, nach wie vor, dem Vaterlande gewidmet. Er blieb doch bei uns, das iſt ein kleines aber trauliches Wort, und bedeutet viel. Wer Luſt hat, mag ihn immerhin einen Despoten nennen, denn etwas Tyranniſches hatte er allerdings. Ehedem hatte man nach Belieben ſo albern und beſchränkt, als man irgend wollte, über Homer, Sophokles und Shakſpeare reden können, damit war es jetzt vorbei; denn der gewaltige Herr (mochte er auch in Wolfenbüttel noch ſo unſcheinbar auftreten) litt dergleichen, als höchſt unanſtändig, durchaus nicht; und da es doch nicht angenehm iſt, ſich mit dergleichen ſpitzigen Leuten in ein feindliches Verhältniß einzulaſſen, ſo mußte man entweder ganz ſchweigen, oder wenigſtens mit leidlichem Anſtande über Sachen des Geſchmackes reden. Wie geſagt, es war ein tyranniſcher Herr, aber wir verdanken ihm viel, und Herder fand ſchon bei ſeinem erſten Auftreten 1767 viel freiere Bahn, bald darauf konnte auch Goethe erſcheinen, und Claudius durfte ſingen:

Der Mond iſt aufgegangen,
Die lieben Sternlein prangen,
Am hohen Himmelsſaal, u. ſ. w.

Der treffliche Wandsbecker Bote hat freilich bei dieſem Liede nicht an die literariſchen Geſtirne Deutſchlands gedacht; aber er verzeiht es mir gewiß gern, wenn ich es einmal auch alſo deute.

47.

Kleine Merkwürdigkeiten und Seltſamkeiten aus der Geſchichte der deutſchen Poeſie.

I.

Das Wort Aeſthetik kennt jetzt ſchon jedes deutſche Kind, wenn es zum erſten Male die viel erſehnten Höschen anzieht; ſind dieſe aber zerriſſen, ſo weiß es auch glorreich, was das Wort *bedeutet.* Daraus folgt nun, daß unſere Kinder weit klüger ſind, als faſt alle unſere Greiſe, ſelbſt die graubärtigſten der Vergangenheit. Von der Dichtkunſt, den ſchönen Wiſſenſchaften und den freien Künſten wußten dieſe freilich auch zu ſingen und zu ſagen; aber die „Aeſthetik“ wurde erſt im Jahre 1750 aufgebracht, und zwar von einem Profeſſor Meier in Halle. — Damals hätte man nicht ſo ſchreiben dürfen, ſondern: „von dem ſehr berühmten“ u. ſ. w. Das war er geworden, weil er einige berühmte Männer ſehr gerühmt und andere berühmte ſehr getadelt hatte, wodurch doch immer etwas Celebrität für ihn mit abfallen mußte. Die Hauptſache war jedoch immer das obige neue Wort „Aeſthetik“. Es blieb ſtehen, trotz aller Anfechtung von Gottſched's Seite, der es nie verſchmerzen konnte, daß er, deſſen Titel nur auf „Profeſſor der Philoſophie und ſchönen Wiſſenſchaften“ lautete, nicht erſt befragt worden war, ob er — der Dictator — auch einen Ausdruck erlauben wolle, der nicht in ſeiner amtlichen Vocation ſtand.

II.

Noch neuer iſt der Gebrauch des Wortes „romantiſch“, und ſollte es ja einmal über die Lippe eines Alten gekommen ſein, ſo wollte es nur ſo viel bedeuten als „romanhaft“. In Sulzer's Lexikon der ſchönen Wiſſenſchaften fehlt es ganz, worüber man ſich jedoch weniger wundern muß, als daß auch die Poeſie in dieſem Wörterbuch überall fehlt, obwohl das Wort da iſt. Das Wort „romantiſch" konnte ſich erſt einbürgern, ſeitdem Schiller. ſeinen vortrefflichen Aufſatz über Naivetät und Sentimentalität gegeben hatte. Auch hier fehlt noch jenes Wort, doch läßt er deſſen Bedeutung ahnen als vereinigenden Mittelpunct beider genannten Dichtungsarten. Hier traten nun die Schlegel mit glänzenden Sprüchen, und Tieck mit der That ein, dem jedoch Jean Paul durch den Heſperus vorangegangen war, ſo wie er ſpäterhin durch den noch immer lange nicht genug erkannten Titan ſich ſelbſt beſiegte. Jetzt iſt das Romantiſche im Leben und in der Literatur ſo häufig wie Brombeeren, und wer nur die bloßen Titelblätter, auf denen es ſeit etwa vierzig Jahren prangt, ſammeln wollte — (die Bücher ſelbſt wären meiſtens nicht nöthig) — würde eine nette Bibliothek zuſammenbringen. Da nun aber jedes Wort durch allzuhäufigen Gebrauch abgeſcheuert und verrieben werden kann — ſo wird es vielleicht bald nöthig ſein, ein anderes und auffallenderes zu finden; bis dahin möchte ich die Gradationen: romantiſch, romantiſcher, romantiſchſt und allerromantiſchſt vorſchlagen. Was noch darüber hinausginge, könnte man durch „weit romantiſcher als romantiſch" bezeichnen.

III.

Sehr merkwürdig iſt auch die Rolle, die das „Schickſal" in der deutſchen Literatur, beſonders in der Tragödie ſpielt. Von A. Gryphius an hatten faſt alle unſere lieben Väter das Schickſal gänzlich ignorirt, und nur ſo unbefangen auf allerhand Schrecken, Rührung und moraliſche Nutzbarkeit hingearbeitet. Wenn Seneca auf Befehl ſeines undankbaren kaiſerlichen Schülers ſich die Adern öffnen muß, ſo iſt das rührend; wenn ein ſchöner Chriſtenjüngling die Liebe einer muſelmänniſchen Prinzeſſin ausſchlägt, ſo iſt das groß, und wenn Codrus in etwas langwierigen Reden nicht bloß wiederholentlich ſagt, ſondern — wiederholentlich wiederholt, daß er für das Vaterland zu ſterben willens ſei, ſo wiſſen wir, wie wir mit ihm daran ſind, und bewundern den Trefflichen; ſtirbt er endlich wirklich, ſo weinen wir, und die Tragödie iſt fertig. Da indeſſen dergleichen große Verhältniſſe nur ſelten vorkommen, ſo machten wir es uns nunmehr bequemer, wir nahmen den Jammer aus dem bürgerlichen Leben ſelbſt, und die deutſche Melpomene empfing ſtatt des tragiſchen Dolches ein Thränentuch in die eine Hand und in die andere eine Menge unbezahlter Rechnungen, die ja auch wirklich zu den allertragiſchſten Dingen in der Welt gehören. Das ſchien nun Alles recht gut, aber wo blieb das Schickſal? Von dem war ſeit Jahrhunderten in keiner Tragödie und Kritik die Rede geweſen, und nur in italieniſchen großen Opern hatten zuweilen die unglücklich liebenden Prinzen es klagend angeſungen, als mit einem

Male — es war in der Michaelismeſſe 1796 — Schiller daſſelbe auf neue Art und Weiſe zur Sprache brachte. Hätte er es nur in einer proſaiſchen Schrift gethan, ſo würde man vielleicht nicht ſonderlich hingehört haben, denn auf dieſes Nichthinhören verſtehen ſich auch andere Leute als Falſtaff. Aber die Xenien mußte man wohl leſen, und wenn „Shakſpeare's Schatten" ſelbſt auftritt, wer kann Dem Gehör verſagen? — Dieſer Schatten nun forderte ausdrücklich: das große gigantiſche Schickſal, welches den Menſchen erhebt, wenn es den Menſchen zermalmt. Das war doch eine Beſchreibung, ſagte ſich ſo bequem nach, und einige tauſend deutſche Jünglinge verſicherten laut, das hätten ſie immer gedacht, aber nur aus Beſcheidenheit geſchwiegen; hinfort müſſe ſich Alles ändern und das Schickſal in die Tragödie hinein, es ſolle ſich groß und gigantiſch betragen und nach Herzensluſt zermalmen und erheben. Da war nun guter Rath theuer, und mancher ſonſt ſtattliche alte Theaterdirector kam in Verlegenheit, wenn er das Schickſal, das gar zu lange geruht hatte, ſo mit einem Male zur Stelle ſchaffen ſollte. Es war nicht leicht es herbei zu führen, und man mußte für's Erſte Geduld haben. Einige ältere Kritiker, welche überhaupt die Anmuthung noch etwas zuzulernen übel nahmen, ſchüttelten die grauen Häupter und fragten verdrießlich, wie aus dem Schlafe kommend, was das für Ungebühr ſei? hätte man ſich ſo lange ohne das Schickſal beholfen, wozu dann mit einem Male die Sehnſucht darnach? Der Kaufmann von London, der alte Sampſon, der wackere Oberförſter in den Jägern, u. ſ. w. hätten traurige Schickſale genug gehabt, aber bei dieſen Schickſalen ſei kein apartes Schickſal nöthig. Daſſelbe gelte auch von den höheren claſſiſchen Tragödien, Emilie Galotti, Otto von Wittelsbach, u. ſ. w.

Nun aber war endlich nach achtjähriger Anſtrengung Wallenſtein vollendet worden, ein Werk, von dem Goethe ſehr wahr ſagt, es gleiche den edelſten Früchten oder dem edelſten Wein, der mit jedem Jahre neue Kraft und Wohlduft gewinne. Nie hat eine Tragödie in Deutſchland gewirkt wie dieſe. Vielleicht erzähle ich davon den jüngeren Leſern, die das nicht mit erlebt haben, ein andermal; jetzt haben wir es nur mit dem Schickſale zu thun. Das kam immer mehr zu Ehren und in Umlauf, und man konnte in den Jahren 1799 und den folgenden nicht von Jena nach Lobeda, nicht von Weimar nach Belvedere gehen, ohne davon reden zu hören. Es war doch etwas Neues, wirklich Intereſſantes, und alle Menſchen reden ziemlich, oder doch erträglich, wenn ſie auf etwas kommen, das ihnen am Herzen liegt. Schiller gewann einen herrlichen Sieg, ſeine Anſicht vom Schickſal wurde geltend, und manches recht gute, einfache Wort über daſſelbe gedruckt, wobei man ſich etwas nebenher wandelnde Lächerlichkeit, die denn doch auch gedruckt wird, eben der ehrbaren Lächerlichkeit wegen, wohl gefallen laſſen konnte. Dieſe Converſationen dauerten etwa bis 1805, denn da fing der Weltgeiſt ſo gewaltig zu rauſchen an, daß die äſthetiſchen Thees dabei zu kurz kamen. Wir erlebten ſelbſt in kurzer Zeit ſo ungeheure Schickſale, daß jene Unterhaltungen anfingen, uns etwas abſchmeckig zu werden. Vom Jahre 1806 bis etwa 15 war gar nicht mehr davon die Rede, bis endlich bei wieder hergeſtelltem Frieden die berühmte „Schuld“ erſchien, in der — ſo lautete die Sage — ein ganz ungeheures Schickſal zu finden ſein ſollte. Dieß nun recht an den Tag zu bringen, waren nicht bloß der Verfaſſer jenes Schauſpiels, ſondern auch eine Menge Recenſenten bemüht, die ſich bald für, bald gegen daſſelbe erklärten. Manche zeigten ſich difficil und verlangten ein ordentliches, ſolides Schickſal; Andere aber waren ſchon mit einigen Sprüchen über das Schickſal im Calderoniſchen Metrum zufrieden, und hatte ſich vollends in einem ſolchen Stücke eine bettelnde Zigeunerin ſchickſalartig vernehmen laſſen, ſo war das ſchon Schickſal genug. Dieſe Reden über das Fatum, welches in jeder Tragödie den Präſidentenſtuhl eingenommen haben müſſe, dauerten wieder etwa ſechs bis acht Jahre, worüber man ſich nicht wundern darf. Ein Umſtand aber iſt wirklich dabei ſehr merkwürdig, daß man nämlich faſt überall that, oder wirklich glaubte, es ſei noch niemals unter uns vom Schickſal die Rede geweſen, weßhalb man auch alle Schriften und Aufſätze über daſſelbe, welche in den Jahren 1799 bis 1805 erſchienen waren, gänzlich zu ignoriren ſchien, oder auch rein vergeſſen hatte. So war z. B. ein, wenn auch nicht ganz genügendes, doch theilweiſe recht löbliches Werk von Süvern über jenen Gegenſtand vorhanden, das durch Gelehrſamkeit und ruhige Darſtellung viel Gutes hätte ſtiften können; da es aber bereits 1800 erſchienen war, ſo konnte es natürlich 1816 nicht mehr geleſen werden. Man fängt bei uns immer wieder von vorn an und bekümmert ſich nicht um das, was der Nachbar vor einigen Quinquennien oder gar Decennien geſagt hat, und ſo war denn auch was Leſſing, Goethe, Herder, Jean Paul u. A. Tiefſinniges und Klares über dieſen und einige verwandte Gegenſtände geäußert hatten, rein vergeſſen oder verkannt. Die Deutſchen gleichen mitunter — ich kann das zu ſchmeichelhaft klingende Wort nicht unterdrücken — dem großen Newton, der bekanntlich in ſeinen ſpäteren Lebensjahren ſeine eigenen früheren Schriften nicht mehr verſtand und zuletzt ganz vergaß. — Eine recht bedenkliche Sache!

IV.

Ein ähnlicher Umſtand ereignete ſich auch in Beziehung auf die Oper. Der eben berührte Autor der „Schuld" konnte nämlich das Singſpiel durchaus nicht leiden, was freilich ſehr leicht zu begreifen iſt, da er ſich auch mit der Muſik überhaupt überworfen hatte. — Dergleichen Privatunglück geht eigentlich das Publicum wenig an; als ein berühmter Schriftſteller aber machte er es dennoch zu ſeinem Vertrauten, und in der Hoffnung, man werde ſeine Abneigung intereſſant finden, erklärte er, an der Oper ſelbſt ſei überhaupt wenig oder gar nichts, und er wolle ſie hiedurch in den Bann thun. Dabei gab er Gründe an, die ſich auch im Halb- und Dreiviertel-Schlummer wohl hören und verſtehen ließen; nur daß ſie im Wachen nicht Stich hielten. Das Merkwürdigſte dabei aber war, daß bereits in den dreißiger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts faſt alle dieſe Gründe von — Gottſched, der auch keine Oper ausſtehen konnte, wiederholentlich vorgetragen worden waren; ein Umſtand, der bis jetzt, ſo viel ich weiß, in dieſer Beziehung noch nie gerügt worden iſt. Ich glaube keineswegs, daß Müllner die Gottſchediſchen Ideen benutzt oder auch nur gekannt habe; bedeutſam aber erſcheint in jedem Falle dieſe kritiſche Sympathie, ſowie der Umſtand, daß man auf dieſelbe bis jetzt noch nicht aufmerkſam machte, da doch die hierher gehörigen Schriften des berühmten Leipziger Profeſſors (ſeine Beiträge, Bücherſaal, Neueſtes aus der anmuthigen Gelehrſamkeit, kritiſche Dichtkunſt, u. ſ. w.) in vielen tauſend Exemplaren in Deutſchland zerſtreut und in allen Bibliotheken bequem zu finden ſind. Wenn es mit dieſer Vergeßlichkeit ſo fort geht, ſo kann ein künftiger Opernfeind die Gottſchediſchen und Müllner'ſchen Gedanken nur zuſammenquirlen und mit ziemlicher Sicherheit hoffen, man werde ſie für originell gelten laſſen.

V.

Auch mit der Ironie erlebten wir viel Merkwürdiges. Pſeudo-Lucianiſches Kichern, Schmunzeln und mitunter etwas tölpiſche Spaßmacherei fand Liebhaber genug, aber Sokrates' und Platon's Ironie wollten nicht recht zünden. Sehr natürlich, daß deßhalb die auf ihren Bahnen gingen,

z. B. Hemſterhuis, F. Jacobi in ſeiner Enthüllung des Spinoza, Schleiermacher und einige wenige Andere, meiſtens nicht ſonderlich verſtanden und goutirt wurden. Und dennoch fanden ſich wieder Einige, welche die Ironie für den Dichter eben ſo unerläßlich erklärten als die Begeiſterung, und ſich wohl gar merken ließen, ohne Ironie gebe es gar keine ächte und vollſtändige Begeiſterung. Tieck und Jean Paul ſchenkten uns manches ächt ironiſche Werk, und F. Schlegel im Athenäum einen Aufſatz über die Ironie, der durch einzelne gute Gedankenblitze wohl verdient hätte, etwas weiter vorzudringen als von Jena bis Zwätzen oder Lobeda. Späterhin wurde er freilich auch im Roſenthal und im Thiergarten beſprochen, doch hatte das weiter keine durchgreifende Folgen. Erſt mit den Tieck'ſchen Novellen „die Gemälde" und „die Reiſenden" wurden die Converſationen über die Ironie von neuem rege und allgemein; ein Umſtand, den ich bereits in einer frühern Schrift genauer berührt habe. Hier werde nur erinnert, daß um die Zeit der genannten Novellen (1822 ff.) abermals Alles vergeſſen zu ſein ſchien, was früherhin Gutes und Stattliches über die Ironie geſchrieben worden war. Man fing Alles wieder von vorn an, und zwar ſo eifrig, daß man faſt außer Athem kam. Viele deutſche Schriftſteller konnten vor Ironie kaum mehr ſchlafen, und andere waren ſo glücklich zu glauben, wenn ſie nur recht häufig von der Ironie ſprächen, ſo hätten ſie ſie auch, und könnten nunmehr ſicher ſein, ſtets auch herrlich ironiſch zu dichten. Das dauerte aber wieder nur eine kurze Zeit. Man ward der Ironie bald überdrüßig, und im Jahr 1830 gaben ihr die meiſten Autoren und Journaliſten, wie einer allzu höflichen, allzu zierlichen und deßhalb ungenügenden Muſe, den Abſchied. Seitdem ſind die Meiſten viel zu ungenirt geworden, um noch, wie man ſich wohl auszudrücken pflegt, „durch die Blume“ — (der Ironie) — reden zu wollen. Vielleicht war es überhaupt nicht die rechte Blume, die ſie gefunden, und ſo warfen ſie nur weg, was eben nicht viel werth war. Die wahren Liebhaber, Kenner und ausübenden Künſtler und Dichter können indeſſen ohne jene wahre Blume der Ironie eben ſo wenig leben als ohne Athemholen. Hier finden ſich jetzt auch einige ſehr erfreuliche Zeichen, denn während ſo viele der Ironie untreu geworden ſind, haben andere ihr Talent dafür geſteigert, und wenn früherhin in ihren Werken die Ironie nur nebenbei hinrieſelte oder hinſprützte, ſo hat ſie ſich jetzt wie ein reiner Strom mit dem Strome der Begeiſterung vereinigt. — Das klingt gut und iſt noch beſſer.

48.

Leſſing's letzte Lebensjahre.

Alles was Leſſing that und litt, alle ſeine Kämpfe und ſeine Siege waren für Deutſchland, und er iſt auch im eigentlichſten Sinne für daſſelbe geſtorben. Die tiefere Liebe, deren ganze Bedeutung unter Tauſenden kaum Einer zu erfaſſen fähig iſt, mußte bei ihm unter den Umſtänden, wie ſie nun einmal walteten, zuletzt gleich einer tödtlichen Krankheit wirken. — Wie? bei ſo viel Siegen? Dennoch? Gewiß. Es haben freilich wohl nur wenige Schriftſteller, ſo lange es überhaupt Schrift giebt, ſo oft geſiegt wie er; Seichtigkeit und Pedanterie, Gottſchedianismus und Bodmerianismus, Gallicismus und bramarbaſirende Ueberdeutſchheit, Hypergenialität, flache Aufklärerei und ſtarre Buchſtabentheologie, ſtroherne Styliſtik und wolkig unbeſtimmte Phraſeologie, u.ſ.w. — alles Das mußte ſeinem hellen Blick ſtehen, und der Phalanx ſeines polemiſchen Ernſtes und Witzes weichen. — Warum können wir uns aber darüber nur halb oder gar nur mit einer gewiſſen wehmüthigen Ironie freuen? und warum vollends *er ſelbſt* ſo wenig? oder vielleicht gar nicht? Es iſt mit den literariſchen Siegen in Deutſchland eine eigene Sache. Hatte er heute mit Gründlichkeit und Beredtſamkeit gezeigt, daß die Trauerſpiele des Corneille, Racine und Voltaire, wie ſehr ſie auch rhetoriſch glänzen mögen, doch keine ächt poetiſchen Dramen ſeien, ſo jauchzten ihm Tauſende entgegen, freuten ſich über den Muth des deutſchen Reformators und erklärten laut, ſolchen Gründen laſſe ſich nicht widerſtehen; aber nach 8 Tagen hatten die Meiſten ſchon Alles wieder vergeſſen und erklärten vor wie nach, was ſeit ſo vielen Jahren als muſterhaft bewundert worden ſei, werde auch wohl für Jahrtauſende feſt ſtehen. Und vollends ſollte Shakſpeare der Erſte aller modernen Dichter ſein?! — Auch die Gelindeſten hatten den Mann höchſtens für einen großen Chriſtoph gelten laſſen, und nun ſolche Erhebung? Freilich, ſo lange

Leſſing redete mit der ganzen Friſchheit und Eigenthümlichkeit ſeiner Sprache, die den Gegner aus einem Winkel in den anderen treibt und ihm den Widerſtand faſt unmöglich macht, ſo lange gab man nach, und Manchem war zu Muthe, als gehe ihm wirklich ein Licht auf; las man aber dann wieder im **Journal de Paris**, oder hörte man den trefflichen Miniſter So und So beim Nachtiſch — wo doch zuweilen von Poeſie die Rede iſt — ſich äußern: „ein großes Genie mag der Shakſpeare wohl ſein, aber entſetzlich roh iſt er doch auch,“ ſo lenkte man ſchnell wieder um und ſchlug ſich die ganze Leſſing'ſche Dramaturgie aus dem Sinne. — Hatte Leſſing ferner die nüchterne Correctheit, nach der faſt alle Dichter jener Zeit ſtrebten, als ein Nichts, und zwar als ein recht undeutſches Nichts verhöhnt und mit ſchöner Unbefangenheit erklärt, gerade ſolche verachtete Puppencomödien wie Fauſt ſeien die wahren und ſchätzbaren Anfänge des deutſchen Dramas geweſen, und man habe auf dieſem Wege fortfahren ſollen, ſo ließ man ſich das abermals gern gefallen; fragte man ſich jedoch am anderen Morgen darauf: „was würde wohl Voltaire zu dergleichen Anſicht ſagen?“ ſo wurde man ängſtlich, und Fauſt und Casperle mußten als höchſt unartige, geſchmackverderbende Leute abgewieſen werden. — Auch gegen die engherzige, philoſophiſch-äſthetiſche Sectirerei, gegen die heilloſe literariſche Kabalenmacherei, gegen die wechſelſeitige, faſt contractmäßige Lobverſchwenderei und Räucherei, ſowie gegen alle falſche Höflichkeit der Kritik hatte ſich Leſſing mit ganzer Gewalt erklärt, und Alles ſtammelte ein „Ja, ja, Herr, Du haſt

Recht.“ Nahm man aber ſelbſt wieder die Feder in die Hand, um zu recenſiren, ſo ſchlug man erſt im Adreßkalender nach, wie vornehm der zu beurtheilende Autor ſei, und konnte der Mann gefährlich werden, ſo ward die Feder weich wie die Schlafmütze, die man eben aufhatte.

Endlich hatte er, der in gewiſſer Hinſicht ſonſt ſo ſtreng Orthodoxe *), der Engherzigkeit einiger zum Verdammen geneigten Zeloten überdrüßig, ſich in einen theologiſchen Kampf eingelaſſen, der ganz Deutſchland entzündete. Sein in dieſer Streitigkeit bis zur höchſten Meiſterhaftigkeit ausgebildeter Styl, ſowie manche wahrhaft große Gedanken, die er bei dieſer Gelegenheit ausſprach, können und ſollen uns freilich über manches Unerfreuliche und Unhaltbare, was er dabei gleichfalls vortrug, nicht täuſchen; es iſt indeß Jedermann bekannt, daß Tauſende ſich in dieſem Kampfe auf ſeine Seite ſtellten. Und dieſer Beifall ſollte ihm abermals nicht genügen? Nein, denn abgerechnet daß er ſelbſt bei dieſem Streit nicht glücklich ſein konnte, und daß die Wenigſten dieſer Freunde doch ſein Beſtes begriffen, ſo vermochten ſie auch nicht, ihn zu ſchützen vor den unzählbaren Widerwärtigkeiten, die ihn jetzt trafen. Wer konnte — (um nur Eines zu erwähnen) — den Wirkungen des Giftes wehren, das in ſeinen letzten Lebensjahren ſo manche anonyme Briefe in ſeine Seele warfen? — So mäch-

---

*) Wem dieſes Beiwort bei Leſſing ungehörig erſcheint, der ſehe ſich nur nach den Quellen um, oder auch nur nach dem Urtheil der damaligen Freunde Leſſing's.

tig, ſo für Einen Mann ſtehend, hatte er doch ſeine Gegner nicht geahnet, und ſo konnte er ſich freilich über ein paar Dutzend lobende Recenſionen nicht ſonderlich freuen. Es iſt bequem zu ſagen, er hätte die ganze Sache nicht ſo wichtig nehmen ſollen, dann aber wäre Leſſing nicht Leſſing geweſen, der doch wohl wiſſen mußte, daß er die höchſten und wichtigſten Intereſſen der Menſchheit zur Sprache gebracht hatte; auch mag man wohl in den Pariſer Salons, von tauſend witzigen Einfällen umrauſcht, und ſelber rauſchend, zur Scherzhaftigkeit aufgelegter ſein, als in dem ernſten und einſamen Wolfenbüttel, beſonders wenn ein literariſcher Kampf faſt endlos zu werden drohet. — Aber auch ſeine nicht ausſchließlich polemiſchen Schriften, ſeine poſitiven, philoſophiſch-äſthetiſchen Werke freueten ihn wenig. Die deutſche Kritik, die ſich lange genug, wie des Färbers Gaul im Ring, herumgetrieben hatte, war durch den Laokoon würdig geworden, oder hätte es doch durch ihn werden können, auch feierte man in den deutſchen Journalen den Aufgang der neuen Morgenröthe mit herkömmlicher Begeiſterung. Hatte man aber ausgejauchzt, ſo fühlte man ſich erſchöpft, und ließ den Gaul wieder den alten Trab gehen, um ſich nur bald von den Anſtrengungen zu erholen. Man rief zwar immer dazwiſchen, es ſei das alte abgeſtandene Pferd nicht mehr, ſondern eines aus Leſſingiſcher Schule. Damit mochte man freilich Hunderte täuſchen, nur nicht Leſſing, der ja ſein muthiges Roß am beſten kennen mußte und ſich deßhalb abermals nicht freuen konnte.

Aber über den glänzenden Erfolg ſeiner Luſt- und Trauerſpiele mußte er wohl ein großes Vergnügen empfinden? Die wurden denn doch überall aufgeführt und oft ſo geprieſen, daß den Preiſenden der Athem verging; doch ach! auch hierbei war Manches zu erinnern. Leſſing, der gegen dieſe Stücke ſelbſt viel einzuwenden hatte, wünſchte genaue, ſtrenge Kritiken und bekam nur jauchzende Ausrufungszeichen!

Manches Theater gab jene Stücke doch nur ehrenhalber, ohne Liebe — aus Furcht, und das größere Publicum zeigte ſich bald lau, denn bei Emilie Galotti blieb mitunter ein guten Raum im Parterre zum Spazierengehen *). Die Intrigue war zu fein, man konnte nicht recht nachfühlen und freute ſich ſchon im voraus auf den ſehr verſtändlichen, morgen zu erwartenden „Deſerteur aus Kindesliebe." Selbſt der unnachahmliche Dialog in der Minna und Emilie, der wie ein ſcharfgeſchliffenes Schwerdt in der Sonne blitzte und zahllos erregende Gedankenblitze ausſtralte (ein Dialog, den nur er ſelbſt in einzelnen Scenen ſeines Nathan, wenn nicht durch höhere Gemüthlichkeit, doch durch geniale Behaglichkeit übertreffen konnte), er war den Deutſchen bei weitem nicht bequem genug, und ſie ſehnten ſich zurück nach dem alten Schlafrocks-Dialog und dem ausgetretenen Pantoffelſtyl. Oeffentlich durfte man ſich dergleichen Sehnſuchten freilich nicht recht merken laſ-

---

*) Minna von Barnhelm wurde dagegen in Berlin 1771 in zwei und zwanzig Tagen neunzehn Mal gegeben. F. F.

ſen, aber das Leben ſelbſt und das lahme Hinſchlendern auf der gewohnten literariſchen Heerſtraße verrieth es genugſam.

Wir bemerken ferner: Wie verſchieden auch Leſſing's literariſche Werke vom Jahr 1746 bis etwa 1770 unter einander ſind; Einen Geiſt bringen ſie alle mit, ich meine den der Heiterkeit, die zuweilen auch in angenehme, ſcherzende Munterkeit und Muthwilligkeit übergeht. Auch noch in ſeinen ſpäteren Schriften regt dieſer Geiſt nicht ſelten die ſchönen Flügel; im Ganzen aber zeigt ſich doch eine bedeutende Veränderung, eine Kraft, die von der Wehmuth und Ironie die Farbe leiht, eine gewiſſe Scheu vor der eigenen Rührung, wie zu raſches Hinweggehen über die eigenen Schmerzen, weßhalb ſie auch ungeheilt bleiben, mit Einem Worte: wir finden jene Stimmung, die ich nicht anders als mit dem Worte „Lebensabendgefühl" bezeichnen kann, das freilich noch tauſend ſchöne Blüthen und Blätter erzeugen, doch das Abendliche nebſt dem bald darauf folgenden Nächtlichen, vom Leben Abſchiednehmende, nie ganz verleugnen kann. Beſtimmte Jahre entſcheiden hier nicht; bei Leſſing finden ſich Spuren jener Stimmung ſchon im vierzigſten Lebensjahre, am deutlichſten in dem ſinnvollen und unſchätzbaren doch in ſeiner tiefſten Tiefe betrübenden Epilog zu ſeiner Dramaturgie. — Goethe — wollen wir zu näherem Verſtändniß gedenken — ließ jene Empfindung nicht leicht aufkommen, konnte ihr indeß nach dem ſiebzigſten Lebensjahre wenigſtens nicht völlig wehren, Schiller hat ſie trotz ſeiner durchgängig tragiſchen Richtung, durch die ihm faſt heimathlich gewordene Idealwelt geſchützt, nie erlebt, Wieland hat ſie ſchwerlich je gekannt.

Bei Leſſing war ſie mit der größten Kraft verbunden, die ſich aber leider nur zu oft ihn ſelbſt verletzend zeigte. Er hatte ſo viel gehofft von dem neuen Frühling, der bei ſeinem erſten Auftreten über Deutſchland aufzugehen ſchien, aber die Deutſchen ſelbſt hatten größtentheils ſeine Hoffnungen getäuſcht. Die trefflichſten Lehrer waren aufgeſtanden, aber man hatte ſie ſelten recht angehört und noch ſeltener von ihnen gelernt. Er ſelbſt — im Gegenſatze mancher ſelbſtzufriedenen Halbfreunde — war mit jedem Jahre ſtrenger gegen ſich ſelbſt geworden, hatte ſich nie genügt, und mußte ſich dennoch geſtehen, er gehöre zu den allerbeſten, habe ſtets geſtrebt, gerungen, gearbeitet, aber wenig, ſehr wenig gewirkt; und ſo wollte es mit der Hoffnung, dem ſchönſten Element alles thätigen Lebens, nicht mehr recht fort. Ein ſo energiſcher Charakter wird jedoch nicht leicht reſigniren, ſondern das geiſtige Eroberungsſchwerdt nur deſto gewaltiger handhaben. Das war recht löblich; nur ſchade daß er den Oelzweig und die Palme, die er ſonſt mit dem Schwerdt in einer Hand getragen, jetzt faſt nie mehr blicken ließ. Wie edel und großherzig er ſich in manchen Schriften ſeiner ſpäteren Jahre zeigte, z. B. in „Ernſt und Falk“, in der „Erziehung des Menſchengeſchlechts“, im „Teſtament Johannis“ u. a., wie gediegen ſtark, und doch wie leuchtend und raſch die Darſtellung dieſer kleinen Schriften iſt, darüber iſt jetzt wohl nur Eine Stimme, und er ſelbſt mußte ſie für ſeine reifſten erkläten; aber dem Publicum waren ſie in der Regel zu ſchwer. Die meiſten deutſchen Leſer, um es mir gerade heraus zu ſagen, befinden ſich nur bei den Schriften wohl, die ihrer bequemen geiſtigen Tagesordnung, ihrer ganzen Kopf- und Herzensrichtung ſchmeicheln, und ihre Lieblingsſchriftſteller ſtehen mit ihren Lieblingsſchneidern ziemlich auf einer Linie. Wie man dieſen nichts Lobenderes nachſagen kann, als: die von ihnen verfertigten Kleider ſeien uns wie auf den Leib gegoſſen, ſo möchten wir es auch in geiſtiger Hinſicht von jenen ſagen dürfen. Sind wir aber auch bei weitem gerechter als jene Bequemen, und faſſen wir die genannten Schriften in ihrem ganzen Werthe auf; die innere Heiterkeit und Raſchheit, die wir in ihnen erblicken, iſt doch nur eine ſchwer errungene. Was hier ſo ausſieht wie Fröhlichkeit, iſt nur das edle Lächeln des Mannes, deſſen Haar ſich täglich mehr bleicht. Auf die innere Kraft hat das keinen Einfluß, aber die dunkelbraunen, vollen, jugendlichen Locken ſtanden doch noch vor kurzem ſo ſchön, und die ſind nun hin auf immer!

Noch einmal nahm ſich Leſſing zuſammen, und mit einer beiſpielloſen Anſtrengung und Begeiſterung ſchuf er den Nathan. Ließe ſich die Poeſie, die Jugend und Heiterkeit durch irgend eine Anſtrengung gewinnen, er hätte ſie gewinnen müſſen, der Styl iſt hier in den meiſten Scenen ein vollendet neuer, ein beiſpiellos kecker und friſcher; wogegen freilich andere Auftritte von Mühſamkeit und Kälte nicht frei zu ſprechen ſind. Der Haß gegen alles Eitle, Kokette, Pedantiſche, Liebeleere und Schwerfällige im Leben ſpricht ſich überall auf eine ſinnige und ſchlagende Weiſe aus, und Charaktere wie der Tempelherr, Saladin Alhafi u. A., und ihr Conflict wäre allein hinreichend, Leſſing als einen ſchöpferiſch-poetiſchen Geiſt zu bekunden, wenn nur nicht leider zuweilen eine gewiſſe, auch anderweitig polemiſche Tendenz, die uns jetzt nicht mehr erfreuen kann, da ſie nur durch Mißverſtändniſſe der Zeit hervorgebracht wurde, ſtörend dazwiſchen träte. Billig hätte ſie nie erfreuen ſollen.

Soll ich es unumwunden ausſprechen? Mir iſt bei dieſen ſehr reichen und wichtigen Schriften der letzten Jahre Leſſing's, als träte er zuweilen mit ſeinem edlen blaſſen Geſicht nach irgend einem großen Capitel oder Auftritt hervor und ſpräche: „Seht, ich gebe Euch mein Beſtes, aber Ihr werdet es nicht nutzen, ich kenne Euch Alle und weiß, daß Ihr keinen rechten, ächten, fröhlichen Lerntrieb habt, und ich kann nichts mehr für Euch hoffen, da ich nichts mehr von Euch hoffe. Aber ich liebe Euch doch, der Deutſche den Deutſchen, und weil ich nicht leben kann ohne Liebe, daher meine Schmerzen.“

Dieſe Stimmung wird uns deutlich durch manche Briefe an ſeine Frau, ſeinen Bruder, Fr. Nicolai, u. ſ. w. Sie zeigt ſich ferner in dem Umſtand, daß er bereits im Anfange der ſiebenziger Jahre ſeines Jahrhunderts ſehr ernſtlich mit dem Plan umging, Deutſchland auf immer zu verlaſſen, nach Italien zu gehen, und dort nie wieder in deutſcher, ſondern nur in lateiniſcher Sprache zu ſchreiben. Es kam freilich nicht dazu, aber er hatte doch ernſtlich gewollt; nur äußere Schwierigkeiten ſetzten ſich dem Plan entgegen, und er nahm die ehrenvoll gebotene Stelle als Oberaufſeher bei der vortrefflichen Bibliothek in Wolfenbüttel an. Betrachten wir die Sache nur obenhin, ſo freuen wir uns, daß Leſſing endlich einen ſolchen, ihm ganz zuſagenden Wirkungskreis gefunden hatte, in welchem er ſeinen ewigen Wiſſensdurſt nach Herzensluſt befriedigen konnte.

Wolfenbüttel iſt ein altehrwürdiger Ort, in einer ſehr fruchtbaren, reizenden Gegend, und Buſch und Thal, und Wald und Flur ſtehen in ihrer ſtets erneuten Jugendfriſche im anmuthigen Gegenſatz zu der alterthümlichen, doch nicht unfreundlichen, Stadt. Aber Leſſing — wir dürfen es nicht verſchweigen — obwohl gewiß nicht fremd der Idee des Natur- und Weltgeiſtes — hatte für die äußeren Reize derſelben wenig Sinn, und wie genau und erfreut er auch Gemälde betrachten und durchſchauen konnte, ſo fehlte ihm doch die Gattung von contemplativer Anſchauung, der allein die Natur ihre Reize enthüllt. Sein ſtets raſch combinirender Witz mochte früherhin jene Contemplation gehemmt haben, weßhalb es auch ſpäterhin ſo weit mit ihm kam, daß er ganz unbefangen erklärte, der Frühling würde ihn nur dann anziehen, wenn er etwa einmal roth blühe. Dazu die Einſamkeit des Orts. Es fehlte demſelben zwar nicht an geiſtreichen Männern und Frauen, auch kam mancher gute Converſationsumgang zu Stande, aber eine eigentliche Freundſchaft entſtand hier nicht, da Leſſing, bei wachſenden Jahren reizbar und geiſtig verwöhnt, vielleicht zu viel verlangte. Deutſche Gelehrte, Denker und Dichter ertragen ſonſt leicht die Einſamkeit, lieben ſie wohl nur zu ſehr; aber auf Leſſing wirkte ſie nachtheilig. Er war keine der Selbſtbeſchauung hingegebene, ſondern eine durchaus geſellige dialogiſche Natur. Er bedurfte eines ſtets anregenden Geſprächs, Andere unterrichtend unterrichtete er ſich ſelbſt, und ein geiſtreicher Widerſpruch war ihm tauſendmal lieber, als eine nicht genugſam mit Gründen belegte Beiſtimmung. Zwar war das nur etwa anderthalb Meilen entfernte Braunſchweig wohl geeignet, ſeinen Geſelligkeitstrieb zu befriedigen, aber den rechten Widerſpruch fand er doch auch hier nicht, und auch die reinſte Liebe, die ihm einige ſeiner dortigen Freunde widmeten, konnte ihm jene höhere Anregung nicht erſetzen. Auch wirkt es nicht wohlthätig, wenn man von dem Berufsorte zu häufig nach einem andern hinüberblickt, oder hinüberreiſt, ſo daß man zuletzt kaum mehr weiß, wo man eigentlich wohnt.

So blieben denn faſt nur die Bücher zu ſeiner Erbauung und Erfriſchung übrig. Unter Büchern, und zwar unter einer großen Menge derſelben, hatte ſich Leſſing als Jüngling und junger Mann — man denke nur an ſeinen Aufenthalt in Leipzig und Wittenberg — ſehr wohl befunden und längſt die Kunſt gelernt, den Geiſt derſelben — wenn einer da war — oder ihre beſondere Richtung, Verkehrtheit, Reichthum und Armuth, Ton und Farbe in der möglichſt kürzeſten Zeit ſich klar zu machen. Dazu bedarf es aber bei entſchiedener Verſtandesſchärfe und Vielſeitigkeit auch einer gewiſſen kindlichen Harmloſigkeit, und nächſtdem des Zuſammentreffens mit ähnlich geſinnten mittheilungsluſtigen Freunden. Leſſing konnte einſt, wenn er frühmorgens begann, ſich in die Bücherſchacht

Berlins, Leipzigs oder Wittenbergs zu vergraben, ſich fröhlich ſagen, der Lohn komme ſchon am ſelbigen Abend, wo ſich den regſamſten, wohlgelaunten literariſchen Leuten, bei gutem Rheinwein, gar manches Tiefſinnige oder Alberne, Nützliche oder Tolle aus den Büchern mittheilen laſſe. Solche Verhältniſſe aber beſtanden jetzt nicht mehr, Leſſing ſuchte auch nicht mehr mit der alten Harmloſigkeit, ſondern für beſtimmte, ſehr ernſte und oft traurige Zwecke, und ſo bekam die herrliche Wolfenbüttler Bibliothek für ihn etwas Geſpenſtiſches.

Um dieſe Zeit beſchlich ihn auch zuweilen ein ganz eigenes, und doch ſehr nahe liegendes Gefühl: das des Mißbehagens über die ganze Richtung ſeines Lebens und Wirkens. Er blickte um ſich her und fand manche gelehrte und nicht gelehrte wackere Männer, die in einem wohlgeordneten Hausweſen, bei mäßiger, täglich ſich wiederholender, wenig ermüdender Arbeit von einem Tage zum andern ſtill und vergnüglich hinlebten. Warum ſollte es ihm denn nicht auch einmal ſo gut werden können? Eine ſolche Frage hat, wenn ſie ein Leſſing thut, etwas Herzzerſchneidendes, denn die Antwort liegt nahe: Dir kann es bei Deiner Natur, und bei der ganzen Richtung Deines reformirenden gewaltigen Geiſtes nie ſo wohl werden, denn dieſe Gattung von Wohlſein geziemt Dir nicht. Indeſſen ließ ſich doch das Beſte zur Erreichung häuslichen Glückes thun, das er ſtets anerkannt aber nie beſeſſen hatte: er mußte die eheliche Verbindung mit einem ihm ſchätzbaren Frauenzimmer zu beſchleunigen ſuchen. Er hatte bereits in früheren Jahren in Hamburg eine junge Wittwe kennen gelernt, die, in jeder Hinſicht ehrenwerth, durch gebildeten Verſtand und löbliche Geſinnung ſein Herz gewinnen mußte. Daſſelbe galt auch von ihr, und ſo betrachteten ſich beide bald als verlobt. Indeſſen geht, wie wir Alle wiſſen, in Deutſchland Manches ſehr langſam, beſonders aber eine Verbindung zwiſchen zwei Unbegüterten. Leſſing war bekanntlich ſo kenntnißreich, geiſtvoll und beredt, daß wohl kaum ein bürgerliches Amt zu finden geweſen wäre, dem er nicht hätte rühmlich vorſtehen können; allein eben deßhalb hatte ſich noch immer kein recht geeignete für ihn finden wollen, und man ließ ihn zwei und vierzig Jahr alt werden, ehe man ihm ein allenfalls paſſendes gab. Wi haben genau beſtimmte Fächer, in die wir unſere Candidaten ſchieben, und wir mögen die am liebſten leiden, die nur in Eine paſſen. Wer aber mehrere auszufüllen vermag, den loben wi freilich gelegentlich als überaus vielſeitig, finden ihn jedoch wie man zu ſagen pflegt, nicht recht „geheuer“ und laſſen ih frieren. Nun ſollte man zwar denken, als er endlich die Stell in Wolfenbüttel erhielt, hätte die Verbindung ſogleich vor ſic gehen können; allein das ſind idylliſche Träume, mit dene die wirkliche Welt, die ſich mit ihrer Wirklichkeit etwa *brüſtet*, nichts zu ſchaffen hat. Die Vermögensumſtänd der geliebten Wittwe waren ſehr verwickelt, und ſollte wenigſtens ein Theil ihres Beſitzthumes gerettet werden, ſo bedurf es dazu ihrer perſönlichen Gegenwart in Wien; da ſich ab zuweilen bei dem Entwickeln *wollen* die irdiſchen Verhältniſ immer nur noch mehr *verwickelen*, ſo verging ein Jahr na dem andern, und die Verlobten blieben getrennt. An Gedul die deutſche Haupttugend, hatte man ſich längſt gewöhnt; jetzt aber erreichte man in derſelben die höchſte Virtuoſität, worüber inſonderheit der nach Leſſing's Tode herausgekommene „Briefwechſel mit ſeiner Frau" die deutlichſte und genaueſte Auskunft giebt. Oberflächliche oder zerſtreute Leſer, die nur ſchreiend: große Facta vernehmen wollen, haben jene Briefe ſehr unerſprießlich gefunden; mir erſcheinen ſie wie ein gutes, tragiſches, deutſches Gemälde, das man nicht ohne innige Theilnahme betrachten kann, man möge es nun als bloß individuell-hiſtoriſch, oder als beziehungsreich allegoriſch anſehen. — Für den, der Leſſing's Styl ganz kennen lernen will — und man ſollte das billig wollen — iſt die Lectüre, ja ſogar das Studium dieſer Briefe unerläßlich, denn ſie zeigen ihn uns in ſeiner höchſten ſogenannten Nachläſſigkeit. Es iſt aber eine Leſſing'ſche Nachläſſigkeit, die noch immer viel conciſer iſt, als die mühſelige Zuſammengerafftheit gewöhnlicher zerſtreuter Naturen.

Leſſing war ſieben und vierzig Jahre alt, als endlich die Vermählung wirklich vollzogen wurde. Die Ehe war ganz ſo glücklich, als es ſich erwarten ließ, denn gegenſeitiges Wohlwollen, gegründet auf die genaueſte Kenntniß der beiderſeitigen Charaktere und Eigenthümlichkeiten, edle Klugheit, Mäßigung und Geduld ſchloſſen hier einen Bund, der vieles Erfreuliche bot, ſo daß der theure Mann, und noch mehr manche ſeiner ſanguiniſchen Freunde wirklich zu glauben anfingen, es ſolle ihm nun wirklich auch ſo wohl werden, als es Tauſenden um ihn her war. Aber dieſe Ausſicht täuſchte, denn ſchon nach einem Jahre fand die würdige Frau in einem zu ſchweren Wochenbette ihren Tod, und wenige Tage darauf folgte auch der neugeborne Sohn der Mutter nach. Da ſchrieb Leſſing jenen bekannten Trauerbrief, der ausſieht wie eine eiskalte ſternloſe Winternacht. Er beklagt unter Anderem, daß in dieſem Sohne ein großes Genie untergegangen ſei, und bittet, dieſe ſtolze Aeußerung nicht einer übertriebenen Vaterliebe zuzuſchreiben, die Genialität des Kindes ſei kenntlich genug geworden; es habe bei dem erſten dämmernden Blick in die Welt ſchnell „Unrath gemerkt" und wieder zurückgewollt, weßhalb man es auch mit Zangen habe holen müſſen, und das ſei denn doch gewiß ein unwiderleglicher Beweis von großem Verſtand und Genie. — Für ihn ſelbſt, den verlaſſenen Ehemann und Vater, bleibe nunmehr nichts übrig, als das „laudanum liquidum ſeiner theologiſchen Streitigkeiten".

Und doch iſt dieſer Brief noch immer nicht ſo traurig, al was darauf folgt, denn als der Empfänger (Eſchenburg i Braunſchweig) ſogleich ſeine ganze Theilnahme und die größt Unruhe über ein ſo verzweiflungsvolles Schreiben zurück äußerte, erwiederte Leſſing — es waren ſeitdem kaum drei Tag verfloſſen — er wiſſe von den Ausdrücken, deren er ſich bedient nichts mehr, und die Freunde müßten ihm dergleichen zu Gut halten. Es ſei ſo ſchlimm nicht gemeint, u. ſ. w. Dahi war es alſo ſchon mit ihm gekommen, daß er den ungeheuerſte Schmerz in den bitterſten Ausdrücken ausſprechen und ausſchreiben konnte, ohne daß es ihm ſelbſt noch auffiel. Wen „erſt die Blume aus dem Leben hinweg iſt", und die Hoffnungs loſigkeit zu einem dauernden Zuſtande geworden, dann iſt es uns freilich ziemlich gleichgültig, welcher Redeform wir uns etwa geſtern oder vorgeſtern bedient haben, um unſern Seelenzuſtand anzudeuten. Wir thun auch wohl leichtfertig, oder werden es wirklich für Stunden und Tage, wenigſtens für Alles, was wir in Beziehung auf uns ſelbſt mögen geſprochen haben.

War denn aber — ſo fragen wir mit Recht — in Ermangelung höherer politiſcher und ſocialer Verhältniſſe, die dem verarmten Leben hätten neuen Schwung geben können, in der literariſchen Welt für Leſſing gar nichts Intereſſantes und ganz in Anſpruch Nehmendes mehr, als jene trüben theologiſchen Streitigkeiten? Leider faſt nichts mehr, und wir können ihn in dieſem traurigen Zuſtande wenigſtens nicht von aller Schuld frei ſprechen.

Wenn er einen genau prüfenden Blick in die literariſche Gegenwart des Vaterlandes warf, was fand er? Seine früheren guten Freunde (deren immer nur wenige ſein können) und ſeine zahlreichen guten Bekannten waren meiſtens alt geworden, einige wohl gar auf eine Weiſe, die uns zweifeln läßt, daß ſie jemals jung geweſen. Sie hatten, meinten ſie, das goldene Zeitalter bereits über Deutſchland herauf gerufen, man müſſe nur ſo fortfahren, ſo ſei Alles gut. Sie beſorgten neue Ausgaben ihrer Schriften, was allerdings eine angenehme Arbeit iſt; aber neuere größere Werke, durch lebensvolle Fortſchritte bezeichnet, gaben ſie nicht, weil ſie ſie nicht zu geben vermochten. Sie hatten ſich geſetzt und luden auch ihn ein, der wohlverdienten Ruhe zu genießen. Das war gewiß recht gut gemeint, aber an Leſſing waren dieſe Ermahnungen verloren; er kannte und wollte für ſich nur ein lebendiges, ſtets fortſchreitendes Leben, ein immerwährendes nie ruhendes Streben, ja er verlangte nicht einmal die Wahrheit ſelbſt genießend zu umfaſſen, ſondern wollte das Streben nur um des Strebens willen geliebt und geübt haben. (Vergl. die berühmte Stelle in der Einleitung zum Berengarius.) Da fehlte denn oft der Genoſſe des Kampfes, und nur der Genius wandelte mit, doch auch dieſer nur ſelten in fröhlicher Geſtalt. Leſſing erkannte dieſe Verhältniſſe genau; nur verlange man nicht, daß er ſie ſo unumwunden ſoll ausgeſprochen haben, als ſie ſo eben hier mitgetheilt worden ſind. An Andeutungen hat er es nicht fehlen laſſen. Wie ſehr er aber auch die literariſchen Mängel jener altbefreundeten Männer erkannte; nie vergaß er ihr Gutes und Verdienſtliches, und (wenn ich einige Wenige abrechne) ſo betrachtete er ſicherlich die andern alle als nothwendige Glieder in der Reihe der Ueberlieferer der Bildung an die Deutſchen. Ein nothwendiger Schriftſteller aber iſt immer ein achtbarer. Hier zeigt ſich Leſſing oft nicht bloß gerecht und billig, ſondern ſchonend, ja man darf ihn ſogar einiger wichtigen Unterlaſſungsſünden anklagen, denn falſche Autoritäten zu ſtürzen iſt für den, der es raſch und leicht zu thun vermag, eine Pflicht. Um ſo mehr aber und unbedingt wollen wir die Liebe loben, die er als Menſch nicht bloß den alten Freunden (denn das ſoll ſich von ſelbſt verſtehen), ſondern auch den alten Genoſſen dritten und vierten Ranges ſtets erhielt, eine Neigung, die nicht ohne eine gewiſſe wunderbare Herzensmyſtik möglich, und die bei Leſſing zu finden doppelt erfreulich iſt, da er ſonſt, nur nach völliger Deutlichkeit und Sonnenhelle der Erkenntniß ſtrebend, jeder Myſtik bei ſich den Eingang zu verwehren pflegte.

Konnte ihm nun aber die literariſche Vergangenheit — wie ſehr er auch ihr treffliches Streben zu würdigen verſtand — nicht genügen, wie geſtaltete ſich dann ſein literariſches Verhältniß zur Gegenwart? Die Antwort lautet: „In mancher Hinſicht gleichfalls ungünſtig“, und zwar nicht ohne ſeine Schuld. Die Fülle von Liebe, poetiſchem Feuer, wiſſenſchaftlichem Bemühen, die manche treffliche Jünglinge, z. B. die Grafen Stollberg, M. Miller, Hölty, u. A. vereint hatte, und was ſie im regen Eifer vorbereiteten und wirkten, hatte der ſonſt ſo theilnehmende, regſame Leſſing nicht genug gewürdigt, ja es ſcheint, als wenn er dieſen neuen Dichterbund kaum gekannt habe, da wir nirgends finden, daß er ſeine Freude darüber ausgeſprochen habe. Selbſt über den lebensvollſten Lyriker, Elegiker und Romanzendichter der Deutſchen, „Gottfried Auguſt Bürger“, findet ſich in Leſſing's ſämmtlichen Schriften und Briefen, in ſo weit ſie gedruckt ſind, kein einziges Wort. In jedem Falle ein bedenkliches Schweigen, denn die Erſcheinung eines neuen großen vaterländiſchen Dichters pflegt ſonſt bei edlen Naturen, wie Leſſing, eine Freude zu erregen, bei der laute und häufige Mittheilung zum Bedürfniß wird. Leſſing war auch von dieſer Seite ſtets ganz beſonders regſam und liebenswürdig erſchienen, und ſelbſt die Gerſtenbergiſchen „Tändeleien“ (um doch ein Beiſpiel zu geben) hatten ihn 1758 zu lautem Jubel in den Literaturbriefen bewegen können. Dieſe Tändeleien, nur drei Bogen ſtark, zeigten zwar von dem ſchönen Naturel des Verfaſſers, ließen aber kaum einen Dichter ahnen, der einſt das gräßliche und doch zauberiſch anziehende Gemälde Ugolino's und ſeiner Familie zu geben im Stande ſein würde; aber Leſſing erfaßte in edler Gemüthserhebung ſchon damals, was wir in Gerſtenberg beſaßen, und wohl erkennend, daß eine ſchläfrige Kritik gar keine ſei, ſprach er mit reinem Feuer das Wort der Weihe über ihn aus. — Und jetzt ſchwieg er über ſo manchen trefflichen Jüngling, und auch über Bürger, dem jenes Wort ſo ſehr zu wünſchen geweſen wäre.

Wie bedenklich aber auch dieſes Schweigen ſein möge; entſcheiden kann es als bloßes Schweigen nicht, und wir müſſen nach beſtimmteren Aeußerungen ſuchen, um über Leſſing's Verhältniß zu der neuen eindringenden Literatur in das Klare zu kommen.

Goethe war ſeit 1773 mit dem Götz von Berlichingen und im nächſtfolgenden Jahre mit Werther's Leiden aufgetreten. Welch eine Erſcheinung! Das menſchliche Gemüth, das bis dahin ſeit Jahrhunderten faſt immer nur wie eine berechenbare mathematiſche Figur betrachtet worden war, und das ſich deßhalb auch nur in hergebrachten Formen vornehm und doch ſchüchtern, trotzig und doch verzagt zu äußern gewagt — hatte jetzt ſeine Freiheit, ſeine Wunderbarkeit, aber auch ſeine dem Dichter zugängliche klare Anſchaubarkeit beurkundet! Es hatte Sprache gefunden für ſein Höchſtes und Beſtes, aber auch für ſein Furchtbares und Entſetzliches, für ſeine Wonne und Schmerzen, für ſeine Liebe und ſeinen Haß, für ſeine Ahnungen und Träume. Und welche Sprache! Keine unerquicklich blinkende Rede, kein zahmes Flüſtern, kein wildes Geſchrei, kein herbſtliches Windesrauſchen durch dürre Blätter, ſelbſt im Gewitterſturm war Wohllaut. Und wie wunderbar hatte ſich dieſem reichbegabten Jünglinge noch vor der Zeit, da er die Leiden eines phantaſtiſchen Jünglings und die Welt von heute ſchilderte, auch der Geiſt der Geſchichte aufgeſchloſſen! wie vertraulich hatte ſie zu ihm geſprochen! Es ſchien, als habe ſich in dieſem jungen Goethe mit der überraſchendſten Genialität auch eine ausgezeichnete wiſſenſchaftliche Beſonnenheit und kritiſche Genauigkeit vereinigt, wozu allerdings das Studium der Geſchichte und der Rechte einen guten Grund gelegt haben mochte. Wir ſind jetzt freilich wohl gewöhnt, dergleichen Anſichten zuzugeben, aber die Kritiker der damaligen Zeit konnten ſich doch nicht ſo gleich auf der Stelle in dergleichen Unerhörtes finden, und ſelbſt für Leſſingen war die Sache ſo neu, daß er nicht gleich den rechten Ton treffen mochte. Das war auch ſchon um deßwillen nicht möglich, weil der Stoff, der im Werther verarbeitet worden iſt, ſehr ungünſtig, fremd und unheimlich auf ihn wirkte. Nur eine einzige Darſtellung jugendlich flammender Liebe hatte ihn zu ganzer Theilnahme erregen können. — Es war bekanntlich die „Romeo's und Julien's"; allein das wunderbare Feuer, mit dem ihn dieſe erfüllte, und mit dem er von dieſer ſprach, ſchien ihm ſelbſt als Wunder zu gelten, und ſeine nicht ſelten wiederholte Aeußerung, jenes dramatiſche Gedicht ſei „von der Liebe ſelbſt dictirt“ worden, iſt auch in dieſer Hinſicht wichtig, da es uns einen Blick in ſein eigenes Herz werfen läßt. Aber mit Werther's Liebe und Leidenſchaft wollte er ſchlechthin nichts zu ſchaffen haben, der Charakter dieſes Jünglings war ihm zu widerſtrebend, und deſſen Selbſtmord erſchien ihm ſo furchtbar ſündhaft, daß er ſich kaum entſchließen konnte, die Geſchichte von deſſen Gemüthslage mit Ruhe und Unparteilichkeit zu vernehmen. So nun im einſeitigen Haß gegen den Jüngling und deſſen Leiden, mußte auch Leſſing's Kritik hier aufhören, eine äſthetiſche zu ſein. Daß der Styl und die ganze Darſtellungsweiſe dieſes Werkes höchſt eigenthümlich, durchaus neu und muſterhaft ausgezeichnet ſei, konnte natürlich Leſſingen nicht verborgen ſein. Auch ſprach er das nicht ſelten und mit gewohnter Redlichkeit aus; doch ohne Vergnügen und wie in Haß, gleichſam um ſich einer nicht angenehmen Pflicht ſo ſchnell als möglich zu entledigen. — Wie mußte ihm nun bei dieſer Anſicht und Geſinnung zu Muthe werden, wenn er faſt das ganze literariſche Deutſchland in freudiger Trunkenheit über dieſen Werther erblickte! und wie ſelten mochte dieſe huldigende Freude dem Styl und der Darſtellung, wie oft aber dem bloßen Inhalt gelten! — Und dieſer Inhalt! wie oft mochte er mißverſtanden werden, da Leſſing ſelbſt ihn mißverſtanden hatte. Welch eine ſeltſame Rolle ſpielte Leſſing damals unter den deutſchen Jünglingen und Jungfrauen, von denen viele Tauſende — (ein ſingender, betender, mitunter aber auch ſprudelnder und fluchender Leichenzug —) — Monate und Jahre lang faſt nur an Werther's Leiden dachten, und in dieſen das Räthſel ihres eigenen Herzens aufgelöſt zu finden glaubten. Ueber dieſe wunderbaren Gefühle, über dieſe thränenreichen Wonnen und Schmerzen, über dieſe Zornesflammen, oder auch wohl gar convulſiviſche Wuth war — das ſah man wohl ein — mit Leſſingen nicht erquicklich zu reden, und er hatte noch weniger Luſt das Geſpräch darauf zu bringen. So ging dann Er und die Mehrheit der deutſchen Jugend ſchweigend, oder in geringhaltigen Redensarten eine geraume Zeit um einander herum, bis man endlich, des unfruchtbaren Zuſammenkommens müde, aus und von einander ging. — Es liegt viel Trauriges in dieſem Auseinandergehen.

In ſolchen Verhältniſſen hatte Götz von Berlichingen als Vermittler eintreten können, denn dieſes dramatiſche Gedicht ſchätzt Leſſing mit ganzem Gemüth, wobei wir erfreut ihn wieder ganz als den wahren Kritiker erkennen müſſen, den er ſo oft ſchon bekundet hatte. Im Jahr 1773 fand ſich in der ganzen deutſchen Literatur nichts, mit dem ſich das genannte Drama hätte vergleichen laſſen. Es bildete den reinſten Gegenſatz zu allen Trauerſpielen der Deutſchen, die Leſſing'ſchen ſelbſt nicht ausgenommen. Dieſe ſtanden jedoch ſehr ehrenvoll als Kunſtwerke dem neueren deutſchen Drama gegenüber, und ſo konnte eben durch die Meſſung der Gegenſätze für die Kritik ſehr viel gewonnen werden. Dazu war Leſſing ganz der Mann; aber es kam nicht zu einer ſolchen Meſſung, er hatte genug zu thun, um das neue Schauſpiel gegen manche ſeiner alten Freunde zu vertheidigen, die ſich in die großartige edle Einfalt, die ſinnvolle Naivetät deſſelben nicht finden konnten. Mit den jungen Leuten war hier auch nicht viel anzufangen, denn was ſie im Götz liebten, war, weil es nur Einzelnes traf, nicht das Rechte. Die wenigſten ahneten, daß man hier, um wirklich zu loben, erſt tiefer eingehen und ſtudiren müſſe, und ſo konnte denn auch Götz nicht die Rolle des Vermittlers zwiſchen Leſſing und Goethe übernehmen. Dazu kamen noch die unzähligen Lobpreiſer und Nachahmer Goethe's, die faſt alle Leſſingen mißfielen. Es iſt hier nicht bloß die Rede von den ſpäter erſcheinenden, ſondern auch von denen, die ganz in ſeiner Nähe ſtanden und in den allererſten Jahren gleich nach ihm auftraten. Selbſt ſo reichbegabte Jünglinge wie Lenz, Stilling u. a. konnten Leſſingen nicht erfreuen; ja einige Klinger'ſche Werke erfüllten ihn mit ſolchem Unmuth, daß er — als Leſer ſonſt ſo geduldig — ſie nicht zu beendigen vermochte. Und nun das Geſchrei von großer Natur, von rieſiger Deutſchheit, von göttlicher Dichterfreiheit, von Sturm und Drang, von Genialität! wobei es auch nicht an ſeichten höhnenden Aeußerungen über die Krücke der Kritik fehlte. Das ward dem trefflichen alten, innerlich noch ſehr markigen Manne zu viel, und er äußerte ſich mitunter, beſonders gegen den heilloſen Mißbrauch, den man mit dem Worte „Genie" trieb, auf eine Weiſe, deren Derbheit der Ritter Götz — ſelbſt in der erſten Auflage — nicht hätte verſtärken können. Wie es nunmehr die vorlauten und nachlauten jungen Poeten trieben, das heißt: mit Wehr und Waffen keck in ſein

Gebiet hinein reiten, und dieſen wohlerworbenen Beſitz auch gegen eine zahlloſe Menge zu vertheidigen, wäre dem Trefflichen meiſtens nur ein Spiel geweſen. Aber es fehlte ihm dazu an **Luſt**, und er begnügte ſich mit einigen löwenartigen Tatzenſchlägen, theils gegen die ganze Richtung der unfreien Nachläufer, theils gegen einige hochmüthige Vorſchreier, die mit großen Worten geklingelt hatten. Nur ein Kampf mit Goethe ſelbſt würde ein großartiger und würdiger geworden ſein, ein Kampf, der ſich ohne Zweifel geendet haben würde, wie der zwiſchen Ajax und Hektor; auch äußerte Leſſing nicht ſelten mündlich und ſchriftlich, er habe wohl Luſt, einmal „mit Goethe anzubinden", aber dieſe Luſt mußte doch nicht groß genug ſein, denn es kam nie dazu. Selbſt eine perſönliche Zuſammenkunft zwiſchen dem trefflichen Jünglinge und dem trefflichen Manne fand **nie** ſtatt, ein Umſtand, der bei Goethe's jugendlicher Raſchheit und Reiſeluſt faſt unglaublich erſcheint. Dieſer giebt ſich auch in ſeiner Selbſtbiographie ganz allein die Schuld dieſes Nichtvereins, und wir müſſen leider den Vorwurf, den er über die ſeltſame Laune, Leſſingen zu **vermeiden**, ſich ſelber macht, ſehr gegründet nennen. So miſchte ſich denn in dieſes Verhältniß auch **das** ein, was wir im Allgemeinen das Menſchliche nennen, um dadurch euphemiſtiſch die menſchliche Schwäche anzudeuten.

Es iſt ſo eben bemerkt worden, daß Leſſing keine, oder doch nicht hinreichende, Luſt mehr gegen die Hauptrichtungen der Gegenwart genau und ausführlich anzukämpfen gehabt habe, und dieſer Umſtand giebt uns ein betrübendes Bild von ſeiner damaligen Gemüthslage. Er war ja vorzugsweiſe eine polemiſche Natur, es war ihm eine reine Freude, das Heer ſeiner Gründe in Schlachtordnung zu ſtellen, des Gegners Schwäche raſch zu erforſchen, und ihn nie zu Athem kommen zu laſſen. Man darf ſagen, daß ihm nie wohler war als im Kampfe, und zwar um des Kampfes ſelbſt willen; denn oft war der Gegenſtand deſſelben nicht von großer, allgemein-menſchlicher Erheblichkeit; ein Siegsgeſchrei hat er niemals ertönen laſſen, und einen Sieg, der nach dem Kampfe die reale Wahrheit uns in die Hände ſpielen könnte, hat er nie geglaubt. — Ach, und nun hatte er „keine Luſt mehr", das wilde Getöſe in Proſa und Verſen um ihn her war ihm widerlich, die Philoſophen, die noch immer, während ſie Leibnitz zu preiſen glaubten, in die Wolfiſche Metaphyſik feſtgebannt waren und immerdar in das Sieb der Danaiden ſchöpften, die Kritiker, die alle auf Gottſched ſchalten, ohne doch höher zu ſtehen, der zart wimmernde, wie der roh hinſtrömende Roman, die ſinnarmen, übeltönenden Bardengeſänge u. ſ. w., konnten ihm freilich nicht zuſagen; aber er mochte doch mitunter darüber lachen, über die Schickſale der deutſchen Bücher konnte er jedoch nur mit Groll und Unmuth, oder mit wahrer tiefer Betrübniß reden, und bald hörte er auch ganz auf, über dieſelben zu ſprechen und zu ſchreiben, denn ein hoffnungsloſer Zuſtand leidet keine häufige Converſation mehr. — Hatte aber Leſſing Recht, die Sache ſo gar ſehr betrübt anzuſehen? Gewiß nicht, denn die Hoffnungsloſigkeit iſt Tod, und nur das Leben hat Recht, oder kann doch Recht haben. Sah Leſſing auf das deutſche Theater, ſo mußte ſich freilich ſeinem Blicke manches ſehr Traurige bieten, aber auch manches ſehr Erfreuliche, zu den ſchönſten Erwartungen Berechtigende. Er ſelbſt hatte ein Vierteljahrhundert hindurch (etwa von 1747 bis 1772) mit ganzer Kraft, gutem Muthe und gedeihlicher Fröhlichkeit für das deutſche Theater als Dichter und Kritiker des Herrlichen viel geleiſtet, und mancher gute Saame war nicht auf ſteinigen Boden gefallen. Es iſt wahr: nur ſehr wenige Fürſten, Vornehme und Reiche thaten damals etwas Erhebliches für die deutſche Bühne; hier hätte jedoch die Gewohnheit des Leidens das Leiden erträglicher machen können, und Leſſing hatte ſelbſt Jahrzehnte lang ſich dieſen Umſtand wenig anfechten laſſen, bis er endlich — wenigſtens in dieſer Hinſicht — die gute alte Kunſt, zu warten, faſt verlor. Es iſt freilich ſehr menſchlich, daß, wer ſo lange geſäet hat, endlich auch ſichtbar eine gute Aernte in die Scheuern tragen will; dieſe Freude wird uns jedoch nur ſelten zu Theil, und wir werden uns deßhalb wohl gewöhnen müſſen, zu bedenken, daß auch nach unſerem Tode eine hübſche Zeit kommen könne, in welcher der gute Saame aufgeht, den wir bei unſeren Lebzeiten ausſtreuten. Es war doch auch ſchon einiger Saame aufgegangen, und die alte Verachtung, welche die meiſten Großen bei Leſſing's erſtem Auftreten für die deutſche Bühne gehegt hatten, war wenigſtens in ſo weit beſeitigt, als man ſie nicht mehr ſo laut und bitter ausſprechen mochte; ja einzelne Große zeigten ſich ſchon als freundliche, thätige Gönner.

Schlimmer war der Umſtand, daß ſich bis jetzt nur wenige deutſche Dichter gezeigt hatten, denen man ein ausgezeichnetes dramatiſches, oder auch nur dialogiſches Talent hätte zuſchreiben können. Sorgfältig zuſehen, wie Horaz ſeine Oden gemacht, um danach, ſo gut es gehen wollte, dergleichen auch zu machen, oder ſchwermüthige Gedanken in das elegiſche Metrum zu bringen, u. ſ. w., das verſtand man ſo ziemlich; aber ein Luſtſpiel zu dichten ohne Breite, Langſamkeit, Ernſthaftigkeit, ſondern raſch, fließend, geiſtreich, witzig und doch künſtleriſch zuſammengehalten, und ſelbſt in der muthwilligſten Raſchheit beſonnen in einander geſchloſſen: das wollte nur ſelten gelingen, und mancher Seufzer flog über die Ardennen, wo das Volk wohnt, deſſen munteren Witz man beneidete. Im Trauerſpiel ſtand es freilich etwas beſſer, wo die tiefere Vernunft und das Gemüth ſich offner zeigen können, aber auch auf dieſem Wege (dem rhetoriſch-noblen, nicht romantiſchen) gingen manche ſchöne Kräfte verloren, denn dieſer Weg war nicht der rechte. Man kann nicht genug wiederholen, daß wir nun einmal keinen Racine beſitzen können, und daß die altdeutſchen Dichter des Fauſt, des verlornen Sohnes, der Genoveva, u. ſ. w. viel tiefer in das tragiſche Heiligthum blickten, als Elias Schlegel, Cronegk, u. ſ. w., ſo würdig auch dieſe Männer in rhetoriſch-ſententiöſer Hinſicht daſtehen. Mit Einem Wort: Leſſing's beſſeres Beiſpiel hatte poetiſch nicht viel geholfen. Wer hieß ihm aber auch ſo ſanguiniſche Hoffnungen hegen? da es ihm auch hiſtoriſch nicht verborgen ſein konnte, daß das poetiſch-dramatiſche Talent in Deutſchland ſtets nur ein ſeltnes geweſen iſt. Aber gerade jetzt hätte er am meiſten hoffen dürfen, denn ſeit der Emilie Galotti und dem Götz war in der dramatiſchen Literatur ein ganz neues Leben erwacht; mitunter zwar ein ſehr ſeltſames, verworrenes, ja tolles; dennoch ein Leben, das Leben erzeugen kann und wirklich erzeugt hat. Wir wiſſen jedoch bereits, wie Leſſingen dieß Gewirr anwiderte, ein Gefühl, das wir zwar begreifen aber nicht billigen.

Das Schlimmſte war, daß Leſſing, wenn er einmal eine entſchiedene Abneigung gefaßt hatte, nicht leicht zu bewegen war, die Wege einzuſchlagen, die zur Fröhlichkeit führen. Seine Emilie wurde in Braunſchweig mehrere Male hintereinander von ſehr ſorgfältigen, zum Theil genialen Künſtlern und Künſtlerinnen aufgeführt, und Er — ſah ſie nicht; die Poſt trug unzählige Briefe voll Jauchzen zu ihm hin, Er aber hatte ſein Stück faſt vergeſſen, und ließ während dem eine Grumbachiſche Parteiſatyre (die Trutz-Nachtigall), die einſt in Leipzig öffentlich verbrannt worden war, drucken. Was ihn dazu veranlaßte, war ein ſehr edles Gefühl — ſie ſollte nicht durch bloße äußere Gewalt aus der Welt kommen — aber den Druck hätte ja auch wohl ein guter Famulus beſorgen können.

Das Talent mancher deutſchen Schauſpieler und Schauſpielerin ſeiner Zeit hat Leſſing nie bezweifelt, ja er hat mehrere wahrhaft verehrt, und der große, faſt zauberiſch wirkende Eckhof gewann ihm ſogar eine völlig unbedingte, ehrfurchtsvolle Liebe ab. Dieſer edle Künſtler war aber leider jetzt nicht in ſeiner Nähe, und an neue Fortſchritte der deutſchen Schauſpielkunſt ſchien Leſſing damals nicht zu glauben. So fehlte es ihm denn durchaus an den ſchönen Anregungen, die er früher ſo reichlich genoſſen.

Unglückſeliges „laudanum liquidum“ ſeiner theologiſchen Streitigkeiten!

Der theure Mann iſt uns nach und nach ſo nahe getreten, daß wir, wie für einen Lebenden beſorgt, uns immer ängſtlicher umſehen, ob denn nicht irgendwo noch tröſtliche Ermunterung für ihn zu finden geweſen wäre. — Gab nicht etwa — ſo fragen wir in dieſer Sorglichkeit — die politiſche Welt eine bedeutſame Anregung? Ohne Zweifel gab ſie eine ſolche, doch oft, wie z. B. die bei Struenſee's Fall kund gewordenen Verhältniſſe, einen betrübenden Anſtoß, worüber Leſſing ſogar in den Briefen an ſeine Frau, in denen ſonſt nichts Politiſches zu finden iſt, ſich feurig ausſpricht. — Der nordamerikaniſche Krieg und was ihm folgte, fand in Deutſchland zwar eine nicht geringe Theilnahme, doch bei weitem nicht die mächtige und ahnungsvolle, wie in Frankreich. Ob Leſſing hier weiter und tiefer ſah, als die meiſten ſeiner Landsleute, glauben wir gern; wiſſen es aber nicht durch beſtimmte Aeußerungen von ſeiner Seite zu belegen. — Der ſogenannte einjährige Krieg zwiſchen dem greiſenden Friedrich II. und dem jugendlich ringenden Joſeph II. war in Hinſicht des Gedankens, der ihn veranlaßte, ohne Zweifel höchſt wichtig, aber die Mehrheit der Deutſchen ließ er kalt, da bei der Durchführung des Kampfes jene Flammen und Farben fehlten, die den ſiebenjährigen Krieg ausgezeichnet hatten. Selbſt der treffliche alte Grenadier, der mit ziemlich guten neuen Gedichten angelangt war, konnte doch nur ſelten erreichen, daß man ſie ſang; man wird aber leicht ſchläfrig, wenn man nicht ſingt.

Und ſo war denn auch in dieſer Hinſicht für Leſſing wenig Troſt, und in dem vollen Frucht- und Blumenkranz ſeines Lebens welkte eine Pflanze nach der anderen und fiel herab. Kränze, wie die Leſſing'ſchen, beſtehen aber nicht bloß aus Blumen und Früchten, und nicht allein die Muſen und Minerva haben ſie geflochten, ſondern auch Vulcan hat den eiſernen Reif und die Drähte zu dem Kranze ſchmieden müſſen. Solche Reife und ſolcher Draht aber bedürfen der größten Fülle von Blumen, denn nur ſo umwunden drücken und brennen ſie nicht. Leſſingen drückten und brannten ſie jetzt; aber ſein Haupt — wir ſagen es mit Freude — blieb meiſtens aufrecht und hell, um den Dornenkranz mit Würde zu tragen, und die Hand blieb lange geſund, mit der er die Feder führte wie ein Schwert.

Geſund. — Dieſes eine kleine Wort bezeichnet eine Welt voll Hoffnung und Heiterkeit, Scherz und Lachen, Fülle und Segen, die wir aber leider nur ſelten ungetrübt und vollſtändig in dem Leben der neueren Dichter finden. Wir können hier die wichtige Sache nur obenhin berühren, wollen aber recht nachdrücklich zu Leſſing's Charakteriſtik ausſprechen, daß er wenigſtens in die zweite Claſſe dieſer Glücklichen gehörte. Eine edle ſtrenge Erziehung hatte den friſchen, kräftigen Körper des Knaben tüchtig erhalten, und ein reines, keuſches Jünglingsleben hatte ihn auch dann noch in jugendlicher

Munterkeit erhalten, als bereits die Mannesjahre anbrachen. Allein auch ihn trifft der Vorwurf, den die meiſten Geſunden auf ſich laden: er hatte das unausſprechliche Glück, das in der Geſundheit liegt, nicht genugſam erkannt, wenigſtens finden ſich in ſeinen Briefen und Schriften keine Spuren, daß er es innig und mit ſtets erneutem Dank durchempfunden und durchgenoſſen habe. Er betrachtete es als etwas ſich von ſelbſt Verſtehendes, und genoß es eben deßhalb bei weitem nicht hinreichend. Man kann ihn in ſeinen früheren Jahren einigermaßen entſchuldigen, weil er, wie es ſcheint, ohne alle Selbſterfahrung kaum einen dunklen Begriff von dem hatte, was wir „Krankheit“ nennen; allein dieſer Zuſtand angenehmer Unwiſſenheit dauerte doch nur bis etwa 1759 oder 60, wo er allerdings ein bedeutendes körperliches Leiden kennen lernte, das ihn mehrere Wochen ſogar an das Bett feſſelte. Hier hätte er in der Krankheit und durch dieſelbe das Glück der Geſundheit kennen lernen können, aber was er davon ahnete, ging nicht tief genug, und er betrachtete ſeine Geneſung nur wie eine hiſtoriſche Notiz, für die er den Hintergrund weder ſuchte noch fand. Erinnerte er ſich je einmal an dieſe Krankheit, ſo war es nur, um über die Nemeſis zu ſcherzen, die ſich in der Perſon des Arztes in ſeinem Leidenszimmer gezeigt hatte. Der löblich geſinnte Mann wollte ihn nicht bloß körperlich heilen — das gelang nach Wunſch — ſondern auch einen beſondern Einfluß auf ſein äſthetiſch-kritiſches Urtheil ausüben. Er ſollte hinfort ſeine ſämmtlichen Paradoxieen und Ketzereien fahren laſſen, und um dabei deſto ſicherer zu Werke zu gehen und an's legitime Ziel zu gelangen, ward ihm das Gebot auferlegt, ein für allemal den großen Gottſched als das höchſte Muſter in der kritiſchen Dichtkunſt anzuerkennen. Man braucht eben nicht ſchadenfroh zu ſein, um ſich an Scenen dieſer Art, wenn man ſich den perorirenden Doctor und den ſchweigenmüſſenden Leſſing mit einiger Lebhaftigkeit der Phantaſie ausmalt, recht innig zu ergötzen, ſo wie er ſelbſt ſich oft noch in der Erinnerung daran ergötzt hat. Das war aber auch die einzige Frucht der Krankheit, und gleich nach ſeiner Geneſung ſchien er vergeſſen zu haben, daß es überhaupt Krankheit in der Welt giebt. Doch jetzt — ſo etwa 1777 — trat ſie von neuem in ſein Leben hinein, nicht in ſtürmender Heftigkeit, ſondern als dauernde Kränklichkeit, ſtill und ſicher nagend, ſich ſtets wiederholend, und herrſchen wollend. Herrſchen? Der bloße Gedanke war Leſſingen unerträglich, ihm, dem freien geiſtigen, künſtleriſch-wiſſenſchaftlichen Republicaner, der den Körper ſtets wie einen Heloten betrachtet hatte, dem kein Bürgerrecht gewährt werden kann, viel weniger Königsmacht. Was ſich dabei mit bloßer Männlichkeit und Kraft thun läßt, hat Leſſing redlich gethan, aber zu der höheren und ſanfteren Geduld, die ſich nur an dem reinſten göttlichen Licht entzünden kann, vermochte er ſich nicht zu erheben. Niemand konnte wohl das Shakſpeare'ſche Bild von der Geduld, „die ihren Schmerz anlächelt“, mehr fühlen und bewundern, aber ſie ſich ſelbſt erwerben konnte er nicht, auch möchte dazu, bei Charakteren ſeiner Art, längere Zeit gehören, als ihm jetzt noch übrig war.

Nehmen wir dieß Alles zuſammen, ſo begreifen wir nur zu wohl, wie Leſſing in ſeinen letzten Lebensjahren mitunter einer Furie anheim fiel, die um ſo gefährlicher iſt, da ſie bis jetzt vielleicht noch *niemals* eine Furie *genannt* worden. Unangenehm und läſtig muß ſie ſich freilich wohl ſchelten hören, ſonſt aber macht man eben nicht viel aus ihr, und betrachtet ſie wohl gar wie etwas ziemlich Gewöhnliches, dem kein gebildeter, feuriger Mann ganz entgehen mag. Es iſt die kranke Reizbarkeit, Aergerlichkeit, Verdrießlichkeit und üble Laune. Streng genommen möcht' ich von dieſen engverwandten vier Plagerinnen ihm nur die eine, „Verdrießlichkeit in manchen Momenten“, zuerkennen; aber man hat auch an dieſer einen genug. Sie iſt es, um ſie mit Einem Worte zu ſchildern, die den Zuſammenklang ſelbſt der geübteſten Kräfte ſtört und, indem ſie einzelne ſchreiende Töne herausreißt, die Harmonie ſelber aufhebt. Einige Freunde Leſſing's haben darüber viel geklagt, und es finden ſich eine Menge in Recenſionen, biographiſchen Umriſſen und Anmerkungen zerſtreute Seufzer, die, in gutes Deutſch überſetzt, auf die ſchlimme Kritik hinauslaufen, er ſei in der letzten Zeit zuweilen ein recht übellauniger Brummer geweſen, und man habe wohl gethan, ihm aus dem Wege zu gehen. Man braucht dergleichen nur auszuſprechen, um es widerlegt zu haben; allein das Wahre bleibt: er verlor durch die Kränklichkeit und nächſtdem durch jene theologiſchen Fehden jenen „holden Leichtſinn“, ohne den der Menſch ſeine Schmerzen nicht wohl überwindet, und jene leicht verzeihende Milde, die gerade der am höchſten geſtellte Freund in der Freundſchaft am meiſten ausüben muß, und zwar gern ausüben muß, wenn ihm die Freundſchaft reinen Genuß gewähren ſoll.

Hier finden ſich nur zwei leichte Momente, nämlich zwei neue Freunde, bei denen er jener früheren Milde kaum bedurfte. Es waren Leiſewitz und Jacobi. Es iſt bekannt, daß Leſſing über den zufälligen Fund des eben erſchienenen Trauerſpiels „Julius von Tarent“ in eine Art von Entzücken gerieth, das wir, bei aller Achtung für das Stück, nicht theilen können. Dieſes Gefühl konnte freilich in dem Uebermaß nicht fortdauern, aber der vortreffliche Leiſewitz ſelbſt hat ſtets die hochachtendſte Liebe des ſtrengen Mannes im vollſten Maße genoſſen.

Den entſcheidendſten Einfluß auf Leſſing's Stellung zur Bildung ſeiner ganzen Zeit hätte ohne Zweifel Friedrich Heinrich Jacobi gewinnen können; aber man fand einander zu ſpät, man ſah ſich zu ſelten, und der für deutſche Gelehrten beträchtliche Raum zwiſchen Düſſeldorf und Wolfenbüttel war nicht ſo leicht zu überſpringen. Dennoch machte das kurze Zuſammenſein Jacobi's mit Leſſing eine Epoche in dem Leben beider Männer, ja in der Geſchichte der deutſchen Literatur. Zwar iſt das berühmte Geſpräch über Spinoza jetzt nach verfloſſenen ſieben und funfzig Jahren nicht mehr von jener wiſſenſchaftlichen Bedeutung, als es damals war, aber ſchon als erſtes Wort über den ganz verkannten groſſen Denker iſt es höchſt wichtig. Wie ſehr Spinoza früherhin verkannt worden, mehr als um Jahrhunderte lang, davon hat nur der genauere — auch mit dem kritiſchen Wuſt jener Zeit vertraute — Literaturhiſtoriker einen Begriff, und Leſſing hatte wohl Grund, in ſeinem tüchtigen, edel-derben Deutſch zu ſagen: „die Leute ſprechen ja von Spinoza wie von einem todten Hunde.“ Deßhalb iſt jene Unterredung als erſte Einleitung zu einer beſſeren Zeit — der Fichte-Schelling'ſchen — anzuſehen. Die Wolfiſchen Metaphyſiker und die meiſten Kantianer hatten für Spinoza's Verſtändniß nicht einmal die „Handhabe“, und Alles, was ſie über ihn vorbrachten, traf ihn ſo wenig als früherhin Bayle getroffen hatte, deſſen theils witzige, theils nur frivole Aufgeklärtheit hier nicht ausreichte.

Was aber jenem Geſpräche an wiſſenſchaftlicher Genauigkeit abgeht, gewinnt es als ſolches durch Raſchheit, lyriſch-epigrammatiſches Umherfahren und mimiſche Lebendigkeit, weßhalb wir auch die kläglichen und rohen Recenſionen der Jacobi-Leſſing'ſchen Sache für ein höchſt trauriges Zeichen von der hochmüthigen Seichtigkeit jener Zeit anſehen müſſen. Sie war, um ſie ſchnell zu charakteriſiren, nicht einmal im Stande zu begreifen, daß Leſſing Goethe's damals noch ungedruckten und unbekannten „Prometheus“ (die Veranlaſſung des Geſprächs) für ein vortreffliches Gedicht habe ausgeben können, und da man es auch nicht begreifen konnte, leugnete man es ganz. — — So iſt es denn entſchieden, daß Leſſing in den letzten Jahren ſeines Lebens in philoſophiſcher Beziehung ein völlig unbegriffener Fremdling geworden war, und ſeit etwa 1770 ahneten unter tauſend Leſern vielleicht kaum einer ſeinen jetzigen Standpunct.

Jacobi, voll Ernſt und Liebe, tiefer und heiterer Bildung, feurig und doch ſanft, conſequent und doch nachgebend, war ganz geeignet, des vielverlangenden Mannes innigſter und tröſtlichſter Freund zu werden, und Leſſing's Briefe an ihn — ſo wenig ihrer auch ſind — laſſen für den, der wirklich leſen kann, genugſam ahnen, daß auch er dieß erkannte. Aber die räumlichen Verhältniſſe, verbunden mit jener Kränklichkeit, ſchmälerten den Erfolg. Jacobi ſah deutlich, daß Leſſing im Jahre 1780 ſchon dem Tode geweiht war, und das bittere Lachen, das ihm zuweilen bei bloß gemüthlichen Fragen entwiſchte — wenn er nur eine traurige Antwort geben konnte — war ſo bedeutſam und furchtbar, daß Jacobi ſchrieb, ſeitdem er ihn habe ſo lachen hören, ſei er überzeugt, Deutſchland werde den vortrefflichen Mann bald verlieren. Ein ſolches Lachen — Tellheim und Odoardo geben auch dem Unkundigſten einige Ahnung davon — iſt ſo bedenklicher Art, daß es den Mißklang im Inneren nur immer greller macht, und ſelbſt die ſchmerzlichſten Thränen könnten eher das Gleichgewicht wieder herſtellen. Jacobi — weit mehr Dichter als Hunderte, welche hübſche Verſe machten, die er nicht machen konnte — fühlte mit prophetiſchem Schmerz, daß es überhaupt ein Lachen giebt, durch welches ſich der Menſch auf immer verwundet, und wohl gar jede Wiederherſtellung unmöglich macht. Er bot ihm den herrlichſten Zufluchtsort an in der heitern Einſamkeit zu Pempelfort bei Düſſeldorf, auf Wochen und Monate mit der ganzen Beredtſamkeit zärtlich beſorgter Freundſchaft, doch leider fanden ſich ungünſtige Umſtände, die Leſſingen unmöglich machten, das wünſchenswerthe Anerbieten anzunehmen. Dem blieb jetzt zur Erholung in ſeinen mannigfaltigen Betrübniſſen, Aergerniſſen und Kränklichkeiten kaum noch ein beſſerer Ausweg übrig als .... der *Schlaf*, den *beliebig* hervorzurufen, ihm ein ganz eignes Talent von der Natur verliehen worden war. Mochte er ſich auch körperlich und geiſtig noch ſo angegriffen fühlen, ſo konnte er doch ſtets — wie ich oftmals ältere Männer, bewährte Zeugen habe erzählen hören — dem Schlafe *befehlen*, ihn allen ſeinen Sorgen augenblicklich zu entrücken, wobei noch des bekannten Umſtandes zu gedenken iſt, daß Leſſing's Schlaf *nie* von Träumen durchzogen ward, weder von angenehmen noch von unangenehmen. Er hat dieſen faſt wunderbaren Mangel oft ausgeſprochen, und wir haben, wie ſich von ſelbſt verſteht, nicht den mindeſten Grund, ſeinen ſtets redlichen Worten zu mißtrauen. Doch auch ungerufen kam ihm jetzt der Schlaf, nicht ſelten zu ungewöhnlicher Zeit, und beſonders im Geſchwirr der Geſellſchaften, das er ſonſt ſo ziemlich hatte leiden mögen — wie leicht ergötzt ſich der Ironiſche und Geſunde! — jetzt aber nicht wohl mehr ertragen konnte. Die Societäten bezeigten ſich auch gewöhnlich ſo billig, ihn ungeſtört ruhen zu laſſen, bis es ihm ſelbſt gefällig war zu erwachen; war aber Jemand ſo dreiſt, vielleicht aus guter Abſicht, ihn ſeinem ſcheinbar krankhaften Zuſtand zu entreißen und aufzuwecken, ſo hatte er nicht auf Dank zu rechnen, ſondern befremdet und entfremdet pflegte Leſſing dann das überraſchend-trockne Wort auszuſprechen: „Sie geniren mich.“ „Ueberraſchend“ — ich will es wiederholen — mochte dieſes Wort allerdings ſein, doch nur für den erſten Augenblick. Sehr höflich iſt es freilich nicht (wie man auch wohl laut *geklagt* hat); indeſſen weiß man ja, wie Leſſing auch in ſeiner geſundeſten Zeit über die ſogenannte Höflichkeit der damaligen, meiſt franzöſirten Deutſchen dachte, worüber die „antiquariſchen Briefe“ nachzuleſen ſind. Wen das Leben ſelbſt genirt, dem werden wir wohl die Erlaubniß geben müſſen, ſich in den modigen Geſellſchaften genirt zu fühlen, und es iſt ſeine Sache, ob er dieſe Empfindungen ausſprechen will oder nicht.

Der 15. Februar 1781 befreite ihn endlich durch einen unvermuthet raſchen und, wie wir hoffen dürfen, ſchmerzloſen Tod von dem Zwange dieſer Geſellſchaften, wie des Lebens.

Unſeren Vorfahren war nichts intereſſanter, als die Sterbeſtunde bedeutender Menſchen, und man ſammelte mit Recht die Aeußerungen, die ſie in ſolcher Zeit hatten vernehmen laſſen. Man ſoll das loben, dabei aber nicht vergeſſen, daß es auch gar manche kokette und eitle Sterbende giebt (denn das bloße Sterben kann doch nicht augenblicklich von Sünden befreien), und daß man auch auf dem Todbette manches ſehr Irrige ſagen kann, was denn von den tiefgetroffnen Zuhörern wohl gar als Orakelſpruch angeſehen wird. So ſind auch manche Reden der Sterbenden durch zu große körperliche Erſchöpfung peinlich, oder durch zu gedehnte Länge, oder Zerriſſenheit, Weichheit, u. ſ. w. ſehr ſchmerzlich zu leſen, und es iſt wahrſcheinlich, daß der eigentliche Kern von dem, was der Scheidende noch mittheilen möchte, ſelten die genügende Sprache findet, da die höheren Ahnungen, die ihm zu Theil werden, gewiß den ganzen gewohnten Wörtervorrath weit überragen. Der tiefſinnige Ausſpruch des Dichters:

„Spricht die Seele, ſo ſpricht ach! ſchon die Seele nicht mehr,“ möchte hier vielleicht eine neue Bedeutung gewinnen.

Mit Leſſing's Tode ging es ſo raſch, daß dabei von keinem Sterbebette und keinem lauten Teſtament die Rede ſein kann. Wohl hätten wir ihm gegönnt, daß er etwa, wie einſt der wackre, geiſtreiche und viel Großes vollbringende Phyſiker und Mathematiker Ehrenfried Walther von Tſchirnhaus mit den ſchönen, ſtolzen Worten „Triumph! Victoria!“ hätte enden können, aber gerade dieſer Ausruf lag nicht in Leſſing's Gemüth. Jener Tſchirnhaus hatte beſonders in den letzten Jahren und Monaten recht eigentlich auf ſeinen Tod ſtudirt und als ſein eigner Arzt pflichtgemäß alle Waffen der Wiſſenſchaft gegen den herannahenden Feind ſeines irdiſchen Lebens gewandt; doch als er, der bis dahin faſt jedes ernſte Spiel der Wiſſenſchaft gewonnen, dieſes allerernſthafteſte verloren zu haben einſah, erblickte er in dieſem Verlorenhaben ſeinen höheren Sieg, und vermochte deßhalb jene beiden großen Worte auszuſprechen. Leſſing hat dergleichen vielleicht während ſeines ganzen Lebens nicht vernehmen laſſen, und konnte ſie deßhalb auch ſterbend nicht ausſprechen; dafür aber hat ihn vielleicht in dieſem großen Augenblicke das letzte Wort Johannis: „Kinder, liebt euch!“ tröſtend erfüllt. War er es doch, der dieſes Teſtament des göttlichen Evangeliſten — das kürzeſte aller Teſtamente — ſo lebhaft erkannt und geprieſen hat! Ihm, deſſen Liebe ſich oft nur zürnend geäußert hatte, ſtand es ganz beſonders wohl an, jene einfachſten Worte der ſanfteſten Liebe innig zu rühmen.

Leſſing ſtarb beim Antritt des dreiundfunfzigſten Lebensjahres. Wir wiſſen das Alle, ſo oft wir aber daran denken, oder es ausſprechen, überfällt uns ein immer neuer Schmerz, daß ihm nur eine ſo kurze Lebensdauer beſchieden war. Dieß Gefühl iſt jedoch eins mit der Verwunderung, daß er in dieſer Spanne Zeit ſo viel, ſo wunderbar viel geleiſtet hat. Wer hätte ihm nicht noch Jahrzehnte hinzu gewünſcht! und wer fragt ſich nicht zuweilen bei dem immer lebendigen Andenken an den theuren Mann: wie würde ſich wohl ſein geiſtiges Verhältniß zu dem politiſchen Umſchwung Europa's? zu der Kantiſchen und Fichtiſchen Philoſophie? zu Goethe und Schiller? u. ſ. w., geſtaltet haben? Aber wenn wir ſo fragen, ſo unterbrechen wir uns ſelbſt durch eine andere Frage, ob bei den anwachſenden Jahren die Genußfähigkeit, die ihn ſonſt ſo ſehr auszeichnete, nicht immer mehr würde geſunken ſein. Ob er, der ſich als Kind, Knabe, Jüngling und Mann faſt immer ſo rein erkennend und genießend gezeigt hatte, auch die höhere und ſchwerere Aufgabe der ſpäteren Hälfte der Mannesjahre, und ſodann des Greiſes und Uebergreiſes mit ſchneeweißem Haar glücklich gelöſt haben würde, kann freilich Niemand mit Gewißheit ſagen, aber wir wagen es kaum zu hoffen. So beruhigt uns der gute alte Gedanke, daß er, von allen Beſchwerden des Alters befreit, in unſerer Phantaſie immer nur als Mann daſteht, deſſen Jugendlichkeit, unangetaſtet, die Freude ſtets erhebt und erfriſcht. Wir ſollen mit dem Gedanken des

Todes kein zu glänzendes, übermüthiges Spiel treiben, wohl aber dürfen wir mit vollem Recht und geſicherter Heiterkeit behaupten, daß Leſſing für Deutſchland nicht todt ſei, und nie todt ſein könne; ja daß er immer lebendiger unter uns werden müſſe. Die Deutſchen haben viel vergeſſen (ach, nur zu viel!), aber Leſſing vermögen ſie nie zu vergeſſen, denn er hat das Größte, was er that und litt — ich knüpfe hier den Anfang dieſes Aufſatzes an den Schluß — für Deutſchland gethan und gelitten, und iſt in dieſem rein menſchlichen Sinne für daſſelbe und an demſelben geſtorben. Seine Liebe zeigte ſich, wie wir bemerkten, oft zürnend und ſcheltend; aber auch in dieſem Zürnen waltete immer jene Flamme der Liebe — die jetzt hie und da faſt zu verlöſchen droht — und wenn er mitunter zu ſtreng, ja wohl gar hart erſcheinen kann, ſo wollen wir bedenken, daß er doch am allerſtrengſten war gegen ſich ſelbſt. Nur ein Solcher iſt und bleibt würdig, in der erſten Reihe der edlen Lehrer Deutſchlands zu ſtehen.

Pſyche.

Aus

Franz Horn's Nachlaſſe.

Ausgewählt

von

Guſtav Schwab

und

Friedrich Förſter.

Zweiter Band.

Leipzig,
Verlag und Druck von B. G. Teubner.
1841.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Inhaltsverzeichniß.

Seite

II. Zur Aeſthetik und zur Dramaturgie insbeſondere. 1

Für manche Zeitgenoſſen. 3
Bequem. 4
Relatives Poetenglück. 5
Zufälligkeiten der Bildung und Lectüre. 6
Hitze und Froſt im ſeltſamſten Contraſt. 7
Etwas Altes, das neu geblieben iſt. 10
Ein altes und neues Wort. 11
Lehren und Dichten. 12
Alles auf Deutſch. 15
Woher das? 17
Was die Kunſt nicht ſei und was ſie ſei? 18
Wuth, als Muſe. 19
Der Strohhalm. 21
Ein Wort von Schiller, als er ſich dem Tode nahe fühlte. 23

Seite
Neues über etwas Altes. 25
Deutſches Publicum. 30
Der Dichter und ſein Schatz. 31
Von alten Kirchenliedern. 33
Antidonquixote. 35
Miscelle. 36
Zu Schiller's hiſtoriſchen Tragödien. 37
Kinder als Poeſie. 38
Wahrheit und Gerechtigkeit in der dichteriſchen Charakterzeichnung. 40
Ehemals und jetzt. 48
Stilleſtand. 49
Aufgeſchwatzt. 49
Harmonie der deutſchen Sprache. 53
Heuchelei des Talents. 54
Ueberzeugung und Beredtſamkeit. 55
Franzöſiſch und Deutſch. 56
Atar Gull. 59
Der gerecht Melancholiſche. 64
Guter Rath an Nachahmer. 65
Kleinſtädterei der Großſtädte. 66
Phyſiognomik. 68
Lebens- und Bücherſtyl. 70
Rouſſeau. 72
Reizmittel. 73
Charakter und Bildung im Verhältniß zur Sprache. 75
Was iſt ſchön? 76
Für oder wider Deutſchland. 77
Kaiſer Sigismund und .... Racine. 79
Der erſte Deutſche, der Shakſpeare'n genannt. 81

Seite
Opernpracht von 1700. 82
Volk und Pöbel (bei Shakſpeare). 83
Ob Hamlet weinen könne. 86
Shakſpeare und Gellert, Calderon und Juſtus Möſer. 89
Hamlet in Wittenberg. 89
Die alte Bühne Deutſchlands. 91
Erſte Aufführungen von Shakſpeare in Berlin. 98
Nemeſis. 100
Maria Stuart. 100
Theaterberichte. 102
Iffland's Böſewichte. 102
Göthe's zweizeiliger Zuſatz zu Wallenſtein's Lager. 104
Ueber Charakterzeichnung im Drama. 106
Hanswurſt und Kasperle. 109

III. Zur Religion und Seelenkunde. 135

Vom Gewiſſen. 137
Hülfe gegen die Eitelkeit. 140
Das Werden. 142
Leben und Sterben. 144
Von der Seele. 145
Erbſünde. 147
Wiederſehen. 151
Vernunft und Glaube. 152
Letzte Station. 155
Neueſte Philoſophie 156

Seite
Fragmentariſches Fragment. 156
Aeußere und innere Geſundheit und Krankheit. 158
Menſchenverſtand. Gefühl. 162
Menſchengeſichter. 164
Lachen und Weinen. 167
Eine pädagogiſche Kleinigkeit. 167
Pädagogiſche Paradoxieen. 170
Wie manche Erwachſene den Kindern vorkommen. 172
Die Griechen und die Freundſchaft. 178
Freundſchaft unter Frauen. 181
Xerxes liebt einen Baum. 182
Tauſend! 183
Neue Methode zu ehren und zu lieben. 184
Uebergutmüthigkeit. 185
Verſchwendete Bewunderung. 186
Schlimme Redensarten. 186
Bei Troſte. 189
Lobende Beiwörter. 190
Lebensgebrauch unſerer Väter. 193
Gedächtniß. 194
Die Handlung des Aelterwerdens. 195
Kranke Welt 199
Durchgängige Ironie des Lebens. 201
Fortgeſetzte Selbſttäuſchung. 203
Wort eines Sterbenden. 205
Toleranz. 206
Conſequenz der Natur. 208
Neid der Natur. 208
Die Giftmiſcherin Gottfried. 209
Mittelchen. 212

Seite
Tagesordnung. 214
Buchmacherei. 216
Müſſen und Wollen. 217
Fac ſimile's. 218
Die Moden und ihre Bedeutung. 219
Aphorismen. 220
Euthanaſia 236
Tugend. 237
Charakter. 239
Geiz. 240
Ungerechtigkeit in der Liebe. 242
Amt und Verſtand. 242
Uebertreibungen. 244
Leichtfertigkeit. 247
Heiterkeit. 248
Phyſiognomik der Hände. 249
Gute Nachbarſchaft. 250
Selbſtſchauung. 250
Die Seele 252
Naturanſchauung. 253
Arm und reich. 255
Haltung 255
Abend. 257
Widerſpruch. 258
Wir wollen es gut ſein laſſen. 259
Republicanismus. 260
Unbeſtändigkeit. 261
Das Seelen-Dreieck. 262
Einfacher, vielfacher und unendlicher Irrthum. 263
Methuſalem. 264

Seite
Neue Moral zu einer alten Fabel. 267
Die Gleichgültigen. 269
Bewegung. 270
Fauſt im Himmel. 271

II.

Zur
Aeſthetik
und zur
Dramaturgie
insbeſondere.

1.

Für manche Zeitgenoſſen.

Die Stimmung mancher unſerer Dichter, Hiſtoriker und Kritiker hat jetzt etwas Novemberartiges, ohne daß doch die ſeligtrunkene Maiſtimmung, die glühende Juliusfreude und der milde Septembergenuß vorangegangen ſind. Man fühlt ſich trüb, erbittert und erkältet, und wenn man ſich das nicht merken laſſen will — denn auf die Länge wird es doch mit bloßer vornehmer Unzufriedenheit langweilig — ennuyant — ſo thut man erhitzt oder erhitzt ſich wirklich, wenn auch nicht in das Blaue, doch in das Graue hinein. Es iſt hier wahrlich nicht die Rede von großartigem Zorn, den man nicht genug hochachten kann, weil er nothwendig in Geſellſchaft der edlen Liebe waltet, ſondern, wie geſagt, nur von der Erhitztheit, die eben das Zeichen enger Individualität und leicht verletzlicher Selbſtſucht iſt. Der Erhitzte glaubt zu lieben, wenn er irgend einem oder einigen Götzen den Zoll der Adoration abträgt; aber er thut es nur — oft weiß er es ſelbſt nicht deutlich — um dann ſogleich mit doppelt erbittertem Gemüth gegen Andere anzuwüthen. Die Beſſeren unter dieſen Angewütheten können dabei ſehr ruhig für ſich ſelbſt ſein; ihn aber dürfen und ſollen ſie bedauern, weil die Wuth, wenn ſie heiß bleibt, zuletzt zur entſchiedenen Tollheit, oder, wenn ſie kalt erſtarrt, zu einer gleichſam hartgeſottenen Frechheit werden kann, und oft auch ſchon geworden iſt. Dann hört die Stimme auf, Stimme zu ſein, ſie wird widriges Gekreiſch, das ſich durch Heiſerkeit oder plötzliche Verſtummung bezahlt.

Es bleibt nun einmal dabei: Ohne harmoniſche Kraft, ohne eine bei allem edlen Zorn geſicherte Liebe und ohne die — nicht etwa Friedrich Schlegel und L. Tieck, ſondern Sokrates und Platon angehörende — reine Ironie des Lebens kann kein wahrhaft gebildeter Menſch, und mithin auch kein wahrhaft gebildeter Dichter, Kritiker, Hiſtoriker, u. ſ. w. beſtehen. Das iſt freilich leicht geſagt und ſchwer durchgeführt, doch mit ununterbrochener Anſtrengung aller Kräfte erreicht man endlich das herrlich lohnende Ziel.

2.

Bequem.

Auch großen Dichtern hat man den Vorwurf gemacht, ſie machten es ſich zuweilen zu bequem; man ſollte aber nicht vergeſſen, daß, um ſich auf eine graziöſe Weiſe bequem und behaglich gehen zu laſſen, die höchſte Anſtrengung und die tiefſten Studien lange haben vorangehen müſſen. Es iſt bekannt, daß einſt unſer großer Dichter, als man ihn mit der lobenden Bewunderung überſchüttete, wie unendlich leicht ihm auch das Vortrefflichſte zu werden ſcheine, ſehr ernſt erwiederte: ich bin ein Mann, der es ſich ſtets recht ſauer hat werden laſſen. Goethe war damals 70 Jahre alt und wußte recht gut, was er ſprach, ſo daß man es nicht ohne Rührung vernehmen konnte. Das Glück kommt wohl zuweilen im Schlafe, aber die Kunſt, die Poeſie nicht. Bei uns wächſt ſie freilich oft genug wild, iſt aber auch darnach. Denken wir uns vollends, daß die Dichter eigentlich die heiterſten Lehrer des Menſchengeſchlechts ſein ſollen, ſo ſcheinen die Forderungen, welche die Alten, z. B. Ariſtoteles, an ſie machten, zwar ſtreng, doch nicht grauſam. Wer aber vom Scheitel bis zur Ferſe genialiſch iſt, und das ſind jetzt bekanntlich viele Tauſende — der braucht keine weitläufigen Anſtrengungen und Studien, ſondern ſchreibt nur immer munter darauf los. Es werden ſich ſchon Leute finden, die ſagen und drucken laſſen: es ſei nicht mehr und nicht weniger als göttlich; mit welchem Lobe man ſich für's Erſte ſchon behelfen kann.

3.

Relatives Poetenglück.

Junge Dichter ſind doch überaus glücklich. Das hat man ohne Zweifel ſchon oft erkannt, aber der Hauptgrund iſt, ſo viel ich weiß, noch nie ausgeſprochen. Sie ſind es, weil ihnen faſt Alles neu erſcheint, weßhalb ſie auch jede erträgliche Phantaſie, die vor ihnen aufgeht, wie eine herrliche Göttererſcheinung begrüßen, und mit wahrer Luſt, bald mit gröberer, bald mit feinerer Feder, auf das Papier reißen. Der ältere Dichter weiß aber recht gut, wie es damit ſteht, und beſinnt ſich ſelber hundertmal, ehe er eine von jenen Phantaſieen für würdig hält, mitgetheilt zu werden.

Auch der arme Dichter — ich meine natürlich in geiſtiger Beziehung — iſt meiſtens glücklicher als der reiche. Dieſer hat die größte Wahl und mit ihr — nach dem durch den Reim begünſtigten Sprüchwort — auch die Qual, während jener ſehr gemächlich auf der großen Heerſtraße wandelt und ruhig ſeine paar Leibſtückchen abpfeift. Er ſollte es aber billig nur in der Einſamkeit thun und nicht das Publicum zu Zuhörern herbeirufen.

4.

Zufälligkeiten der Bildung und Lectüre.

Die Bildung der meiſten Menſchen iſt eine bloß zufällig gewordene und zufällig werdende. Der letzte Umſtand läßt doch noch wenigſtens einiger Hoffnung Raum. Man muß ſchon eine gute Miene machen, wenn nur nicht Alles in Erſtarrung übergeht. Luſtiger — obwohl an ſich traurig genug — erſcheint der Umſtand, daß ſelbſt die Lectüre vieler Menſchen bloß zufällig iſt, und zwar zufällig im aller roheſten und materiellſten Sinne.

Sie leſen, was gerade auf dem Tiſche vor ihnen liegt, oder was ihnen unmittelbar in die Hand gegeben wird. Dieſe Willensſeichtigkeit wird doppelt unangenehm durch den Gedanken, daß ſie doch die Bücher zur Stelle ſchaffen müſſen, die das bürgerliche Amt ihnen vorſchreibt, ſo daß ſie bei jener Willkührlichkeit ſich nicht einmal der Willkühr, die doch ſchon ſchlimm genug iſt, anmaſſen dürfen. Nach einem Buche ſchicken, das nicht zu einem beſtimmten Amtszwecke dient, iſt ſchon etwas, nach einem ſolchen Buche ſelbſt ausgehen, iſt ſchon viel. Ausgehen aber und kaufen, ſtreift ſchon an ſeltene, wunderbare und faſt unerhörte Tugend.

5.

Hitze und Froſt in ſeltſamſtem Contraſt.

Nur neun Muſen zählten die Alten? Legitime allerdings nicht mehr, aber ſo nebenbei führen ſie auch wohl andere an, z. B. Horaz die Armuth als ſeine erſte Nöthigerin Verſe zu machen, Juvenal den Zorn, u. ſ. w.; und wir danken noch bis heute dieſem Zorn und dieſer Armuth, daß ſie Treffliches und Dauerndes hervorbrachten. Wir Modernen aber ſind bei weitem reicher an Muſen, die freilich kein reines Diplom aufzeigen können, wohl aber auf ihre eigene Hand manche hübſche Streifcorps anführen. Der Hunger, der Durſt, Druckbegierde, der mechaniſche Thätigkeitstrieb, der geiſtige Kitzel, die Luſt über die Stube hinaus zu reden, u. ſ. w. —

das Alles ſind Muſen ohne Titel; aber ſie ſind wichtiger, als ſelbſt die Marketenderinnen im Lager, unter denen es bekanntlich hübſche und häßliche giebt. Eine der unglücklichſten Muſen, die leider nur zu häufig bei uns herumſpukt, iſt die Wuth, die, ſehr verſchieden vom Zorn, ſeltſam genug nie das erreicht, was ſie erreichen will. Man ſollte glauben, der Wuth müſſe wohl ein ungeheurer Flammenſtrom zu Gebote ſtehen; aber dem iſt nicht alſo, er gerinnt bald und wird zu grauem Eis. Welche Ueberflamme war in Alfieri's Gemüth, und wie arm, kalt und eisnadelſpitzig erſcheint er in den meiſten Tragödien. Es iſt als könne er vor lauter Erhabenheit gar nicht zu einem Worte der wirklichen Erhabenheit gelangen, und ſo giebt er oft nur Erſtarrung und Tod, wo er Schauder erregen will. Das Bild, welches er z. B. von Philipp II. giebt, iſt, ſeine hiſtoriſche Unrichtigkeit abgerechnet, auch an ſich entweder wirkungslos oder macht einen Eindruck, den der Dichter gewiß am wenigſten wünſchte. Es zeigt uns einen Mann, der vor lauter Grauſamkeit faſt zähe geworden iſt, dabei aber höchſt ſublim zu erſcheinen hofft, wenn er nur froſtig-ſtarr vor ſich hinſieht. Es ſcheint ihn zu verdrießen, daß der Menſch, um Befehle zu geben, doch auch ſprechen müſſe, und da doch einmal dieſe Nothwendigkeit vorhanden iſt, ſo bemüht er ſich wenigſtens, jedes Wort und jede Sylbe abzuzwacken, die er für irgend entbehrlich hält. Aber auch das iſt ihm höchſt unbequem, und man möchte ihn vielleicht lieber ganz ſtumm haben; was freilich einen wunderlichen Eindruck machen müßte, doch nicht eben wunderlicher als der, den Alfieri erreicht hat. Ohne Zweifel kannte der Dichter die Sage, daß Philipp bei den Audienzen, welche er gab, keine Bewegungen mit den Händen oder dem Haupte gemacht, ſondern nur mit den vielſagenden Augen die wenigen Worte begleitet habe, die er geſprochen. Für die Phantaſie giebt dieß allerdings ein deutliches und wirkungsvolles Bild, aber der dramatiſche Dichter wird es ſo nicht brauchen können; denn hier waltet zwiſchen dem bloß gedachten und dem, auch der ſinnlichen Anſchauung dargebotenen Theaterbilde ein großer Unterſchied: das letzte würde nothwendig lächerlich werden. Ueberhaupt haben wir noch von keinem Dichter einen wirklichen Philipp bekommen. Otway konnte ihn nicht richtig auffaſſen, da er, bei manchem ſchönen Talent, doch aller moraliſchen und politiſchen Klarheit ermangelte, und unſerem edlen Schiller, in jeder Hinſicht unvergleichbar größer als Otway, boten ſich faſt nur trübe Quellen bei ſeinem Studium des ſpaniſchen Monarchen dar, der bei ihm nur als ein intereſſanter und leidenſchaftlich trunkener Tyrann daſteht. Erſt ſeit wir Llorente's und von Raumer's ſehr ſchätzbare Mittheilungen beſitzen, iſt ein deutliches tragiſches Bild von Philipp II. möglich. Aber für Alfieri würde es auch heute noch unmöglich ſein, denn bei ſeiner überſtrömenden Flammigkeit würde Philipp nunmehr das Intereſſe für ihn verloren haben; es iſt und bleibt jedoch für den Kunſtfreund von großer Wichtigkeit, daß ſeine an Wuth ſtreifende Begeiſterung faſt immer nur einen Eispalaſt hervorbrachte. Wer hätte dem Manne, der ſich ſtets ſo ungeheuer anſtrengte, der Jahrzehnte lang ſeine Mutterſprache ſtudirte und im neun und vierzigſten Lebensjahre noch das Griechiſche zu erlernen anfing, nicht einen beſſeren Erfolg gewünſcht; aber was hilft alles Talent und alle Anſtrengung nach außen hin, wenn nicht in unſerem Gemüth Klarheit und Frieden wohnt; mit zwei Worten weiß der Virgiliſche Neptun die wildeſten Stürme zur Ruhe zu beſchwören; ſo weit bringt es der Dichter freilich nicht immer, aber in den Stunden, wo er allein dichten ſoll, vermag er es allerdings. Die böſen Stunden gehören der Welt an, und auch der trefflichſte Kämpfer wird während des Kampfes kein erhabenes oder anmuthiges Lied ſingen können. Wir wollen Alfieri beklagen, aber ſein poetiſches Geſchick müſſen wir gerecht finden, denn ungeſtraft hat noch Niemand Adraſtea's Warnungsſtimme überhört. Möge ſie zu uns nie vergeblich ſprechen.

6.

Etwas Altes, das neu geblieben iſt.

Wenn jetzt Jemand folgendes Epigramm ohne Beifügung des Autornamens in eine vielgeleſene Zeitung einrücken ließe:

Es giebt ein Volk, das immer lernen ſollte,
Und immer lehrt!
Das iſt das Volk, das man nie hören wollte,
Und immer hört!

ſo würden ohne Zweifel manche Leſer ausrufen: „Schön! treffend! claſſiſch! ja wahrlich, das iſt ein Wort zu ſeiner

Zeit, ſo recht den ſchwarzen Punct der allergegenwärtigſten Gegenwart berührend!“ — Dieſe Guten hätten ohne Zweifel recht, aber große Beleſenheit in deutſchen Poeten früherer Zeit würden ſie dadurch nicht verrathen. Das Sinngedicht iſt nämlich von Friedrich von Hagedorn, und wenigſtens neunzig, vielleicht gar hundert Jahre alt, ſieht aber freilich ganz ſo aus, als wäre es geſtern Abend, etwa nach einer bunten äſthetiſchen Theegeſellſchaft, verfaßt worden, und wer weiß, ob es nicht nach hundert Jahren noch eben ſo neu und friſch ausſieht wie heute! — Mögen gute Geiſter das abwenden.

7.

Ein altes und neues Wort.

Das alte Wort: „Nulla dies sine linea *)“ ſoll, wie billig, ſtets in Ehren bleiben; doch möchte ich es auch umſtellen und ſagen dürfen: „Nulla linea sine die **)“, ich muß indeß ſehr bezweifeln, ob das claſſiſches Latein ſei. Der Sinn aber iſt wohl zu ahnen.

Bei einigen deutſchen Dichtern, z. B. bei dem tiefſinnigen, ſtets körperlich leidenden Schiller mußte das alte Wort in ein neues: „Nulla nox sine linea“ verwandelt werden. Sein

---

*) Kein Tag ohne eine Linie.

**) Keine Linie, außer nur bei Tage.

Licht brannte ſtets in der Nacht; daß aber die Nacht es nie anzutaſten und nie zu verlöſchen wagen durfte, iſt groß und herrlich.

8.

Lehren und Dichten.

(Motto: Hier liegen Fußangeln. M. Claudius, der Wandsbecker Bote.)

Man weiß, mit wie geringer Gunſt Goethe das Lehrgedicht betrachtete, wenn er ihm auch, was von ſeiner Billigkeit zu erwarten war, einen relativen Werth nicht abſpricht. Uebrigens hat es jetzt mit den Lehrgedichten gute Wege. Wir lehren zwar immerfort; da aber der Lernenden immer weniger werden, ſo treten wir böſe auf und ſchelten mitunter gräßlich. Wir lächeln dabei, aber es ſieht in der Nähe aus wie ein Grinſen, das ſich eben ſo wenig als jenes Schelten zu einem guten Lehrgedichte verarbeiten läßt. — Uebrigens iſt auch Goethe zuweilen als didaktiſcher Dichter aufgetreten, und zwar auf die kindlichſte Weiſe. Es mag wunderlich klingen, aber ich kann mir nicht helfen, und muß geſtehen: Seit der Michaelmeſſe 1802, wo zuerſt Goethe's Fortſetzung der Zauberflöte erſchien, liegen mir folgende anmuthige Zeilen im Sinne und wollen nicht heraus, da ſie überdieß gleich die Mozartiſche Muſik mitbringen:

Auch die Papagaien Schaar
Kommt von weiten Reiſen;
Glänzend farbig ſind ſie zwar,
Aber ſchlecht zu ſpeiſen.

Wer kann in Abrede ſtellen, daß dieſes Gedicht alle gerechte Forderungen erfüllt, die man an ein didaktiſches Poem machen kann? Der Styl iſt leicht und angenehm melodiſch, der Sinn deutlich und klar wie Blanduſien's Quell, und nicht zufrieden, eine bloß naturhiſtoriſche Bemerkung zu geben, wird auch noch eine gute ökonomiſche Warnung mitgetheilt. Es iſt gewiß, daß die Papagaien in der fröhlichſten Buntfarbigkeit prangen, doch kann man ihrer — wenn ich nach meiner individuellen Erfahrung ſchließen darf — leicht überdrüßig werden, und wie nahe liegt dann der Gedanke, was man gern los ſein will, erſt noch ſieden und braten zu laſſen, und dann zu verſpeiſen. Hier aber tritt der Dichter warnend ein und füllt dadurch gewiſſermaßen eine Lücke in unſerer bisherigen Diätetik glücklich aus.

Hat aber der harmloſe Scherz ausgeflattert, ſo wollen wir uns auch wieder zu ruhigem, einfachem Ernſt erheben. Die Poeſie als ſolche lehrt *nie*, und lehrt doch *immer*. Sie lehrt nie vom bloßen Standpuncte der Geſetzlichkeit und Moral, denn ſie hat dieſen Standpunct längſt *in ſich aufgenommen*, um ihn in einen *höheren* zu verwandeln. Sie geht nie auf das Lehren aus, am wenigſten auf das Lehren von Einzelnheiten, doch *kann* ſie es recht gut, und zwar am beſten auf eine muthwillig ironiſche Weiſe; denn ihr Reich iſt überall, weßhalb wir es auch — um doch ein Beiſpiel zu geben — dem Hamburgiſchen Muſikdirector Telemann (aus der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts) gar nicht verübeln, daß er einmal in einer ſcherzhaften Stunde den Thorzettel in Muſik ſetzte, da er nach vollbrachter Arbeit gewiß nicht behauptete, dieß ſei nun die wahre Muſik. Niemand wird ſagen, daß die Sonne, der Mond, die Geſtirne alle, die Blumen, Berge, Thäler, u. ſ. w. ſehr lehrreich ſind, wenigſtens würde eine ſolche Rede etwas komiſch klingen. Indeſſen hätte er doch wohl ſo unrecht nicht, und wer möchte ihm verwehren, die Sonne als die größte Lehrerin des Menſchengeſchlechts zu betrachten? Wie viel Schönes die Blumen uns lehren können, wiſſen wir wohl Alle, hoffentlich durch uns ſelbſt oder nöthigenfalls durch Calderon, der bekanntlich mit Sternen und Blumen in einem beneidenswerthen Verhältniſſe ſtand. Das Alles wäre nun recht leicht auszuführen, es möchte jedoch manche Leſer in zu große Verwunderung ſetzen, daß auf einen ſo ſcherzhaften Eingang mit einem Male eine ſo ernſte äſthetiſche Predigt folgte. Ich will deßhalb nur an Horaz erinnern, der bekanntlich einmal in einer Epiſtel, in der er ſelbſt als Lehrer erſcheint, ehrlich und geiſtreich erzählt, er habe kürzlich wieder die Ilias geleſen und ſei von neuem inne geworden, daß Homer doch beſſer als Chryſippus und Krantor lehre, was gut und ſchön, irrig und ſchädlich ſei, wozu allerdings der Verein von Tiefſinn und Anmuth gehört. Man hat ihn gewiß hier und da einen argen Philiſter geſcholten, daß er den Homer ſehr lehrreich nennt, und überhaupt noch immer lernen wollte — er läßt auch darüber zuweilen ein Wörtchen fliegen — wenn man ihn aber recht verſteht, muß man ihn ſogar loben. Deßhalb hat es mich auch ſtets gefreut, daß er eben ſo wenig als ſein Freund Virgil ſich durch Bavius und Mävius irre machen ließ, die freilich außerordentlich viel an ihm auszuſetzen hatten, weil ſie ſeinen Ernſt und Scherz und den Verein von beiden durchaus nicht begriffen.

Jene beiden unſterblich ſchlechten Poeten und Kritiker ſind freilich, den beſten Nachrichten zufolge, längſt mit Tode abgegangen, aber eine Seitenlinie ihrer Familie ſoll ſich nach Deutſchland verpflanzt haben und dort in manchen munteren Abkömmlingen fortblühen.

9.

Alles auf Deutſch.

Die meiſten deutſchen Roman- und Novellendichter verſetzen ihre Hiſtorien faſt immer in das Ausland, welches ſie dann mit den herkömmlichen aus Reiſebeſchreibungen entlehnten Farben abmalen. Am liebſten verweilen ſie in Italien, wo bekanntlich die intereſſanteſten und tugendhafteſten Räuber zu Hauſe ſind, dann folgt Spanien, wo großer Edelmuth und Kraft, Bigotterie und Faulheit, Frauenſchönheit und Eiferſucht uns auf allen Seiten anſtarren. Mit der Verſetzung der Hiſtorien nach England hat es große Schwierigkeiten, denn die ehemaligen gewöhnlichen Mittel, einen Engländer zu ſchildern, Einſylbigkeit und Spleen bei voller Börſe, kühler Erhabenheit und ſtolzer Freigebigkeit — wollen jetzt nicht mehr ausreichen, Schottland iſt durch Walter Scott gleichſam abgerahmt, und Irland kennen wir noch nicht genug, um es in romantiſchen Saft und Blut zu verwandeln. Nicht minder große Beſchwerlichkeit hat es, Frankreich und die Franzoſen mit Wahrheit zu ſchildern, und da, nach der Ausſage aller Reiſenden, in den Pariſer Salons ſehr viel Geiſt und Witz aufgewandt werden ſoll, ſo iſt der Novellendichter ſtreng verpflichtet, wenn er dergleichen Scenen vorſtellen will, auch viel Geiſt und Witz zu haben, wofür ihm doch das größere Publicum und vielleicht auch ſein Verleger kaum dankt.

Deſſenungeachtet können es viele Schriftſteller nicht laſſen, und ſchildern immer friſch darauf los: Italiener, Franzoſen, Spanier und Engländer, und wenn ihnen dieſe Perſonen auch hundertmal mißlingen und während der Arbeit im Tiegel umſchlagen, ſo halten ſie doch die gute Hoffnung feſt, es könne ja wohl beim hundert und erſten Male etwas Artiges herauskommen. Ich mag Niemandem eine Hoffnung verderben, ſondern habe vielmehr noch einen aparten Troſt zu bringen. Ich will nämlich an Hanswurſt erinnern, der auch einmal verſichert, er verſtehe Italieniſch und Franzöſiſch, Engliſch und Spaniſch ganz vortrefflich; aber freilich alle dieſe Sprachen — auf Deutſch. Welch' eine bedeutſame, unſchätzbar allegoriſche Bemerkung! über die ſich ein dickes, gutes, documentirtes Buch ſchreiben ließe. Niemand ärgere ſich an Hanswurſt, der in ſeiner reinen Urgeſtalt das Maß der Zuneigung allerdings verdiente, das ihm die trefflichſten Männer (z. B. Leſſing) gewidmet haben, weßhalb ich den Troſt, den ſeine Bemerkung auch für mich hat, mir nimmer werde rauben laſſen.

10.

Woher das?

Eine beſondere Eigenthümlichkeit der meiſten unſerer jungen Schriftſteller iſt ihr Zürnen und Klagen über die Zeit, während doch die Farbe und der Ton derſelben faſt nur durch ſie ſelbſt herbeigeführt worden iſt. Ehedem klagten nur die Alten, dieſe aber ſchweigen jetzt faſt ganz, und ſind nur vergnügt in ihren eigenen Reichen, während die junge Welt faſt allein herrſcht, in Journalen und Kaffeehäuſern, im Theater und im Concert. In der Kirche herrſchen ſie freilich noch nicht; doch kümmert das auch die meiſten wenig oder gar nicht. In der Schule iſt die Herrſchaft, wie es ſcheint, noch getheilt, und die Wagſchale ſchwankt noch; indeſſen läßt ſich auch hier das Endergebniß leicht vermuthen. Steht es nun wirklich ſo, und ſind faſt alle äußere Vortheile auf Seiten der Jugend, woher dann dieſe ewige Witzelei, Grämelei und Wütherei gegen eine Zeit, die, wie geſagt, ihre Farben gerade durch die Klagenden, Witzelnden und Wüthenden empfangen hat? — Sollte etwa gar die ganze Antwort mit einem „eben deßwegen“ abgethan ſein? Niemand braucht ſich mehr zu ſcheuen vor Leſſing und Goethe, vor Herder und Jean Paul, vor Klopſtock und Schiller, u. ſ. w. Wer will, kann reden, und was er will, die furchtbarſten und größten Leute liegen im Grabe, und wer nur Luſt hat, kann ungeſtraft auf dem Raſenhügel derſelben herumſpringen; auch finden ſich genug, die den Springer bewundern, es herrſcht die ausbündigſte, vielgewünſchte literariſche Anarchie .... und doch iſt man nicht zufrieden? doch immerwährendes Schimpfen, oder Achſelzucken? — Seltſam!

Seltſam? — vielleicht könnte man ſagen „ſehr natürlich.“ Nur wo Liebe, und inſonderheit Liebe in der Form der Pietät herrſcht, kann die Zufriedenheit wohnen, nur wo Zartheit und Tiefe des Gefühls, ſinnige Anſchauung und Harmonie der beiden Seelenflügel (Schönheit und Sittlichkeit) waltet, kann von reinem Fortſchreiten des Lebens und der Literatur die Rede ſein, und nur eine heitere Seele vermag wahre Kunſtwerke zu liefern.

Wie wird man aber heiter? dauernd heiter? Mich dünkt, die harmloſe Antwort gab ich ſchon.

11.

Was die Kunſt nicht ſei, und was ſie ſei.

Die Kunſt iſt kein ſchöner Traum, den das Erwachen widerlegt, und ihre Schöpfungen ſind nicht Welten außerhalb der Welt, keine hochmüthige Lüge, keine geputzte Heuchelei. Die Poeſie iſt kein einzelnes Talent, ſondern ruh auf dem Verein aller Seelenkräfte, ſie iſt und giebt die höchſt Wahrheit (der freilich eine bloß gemachte Wirklichkeit kein Geſetze aufdringen ſoll), die verklärte Geſchichte, der Ker des Lebens, oder, wenn man lieber will, die eigentliche Lebensluſt, in der der Menſch allein vollſtändig gedeihen kann

Unſer beſtes Kunſtwerk ſei ſtets unſer *Leben*, denn Niemand vermag zu *geben*, der nicht *hat*. Wer aber ſich ſelbſt innerlich hat verarmen laſſen, wie könnte der aus ſich Reiches geſtalten? Darum ſei Leben und Kunſt ſtets Eines, das wir nicht hüllen wollen in eine Wolke von vornehm-bunten Phraſen, ſondern üben mit reinem Willen und ſtill-beſcheidenem Herzen. *Auslernen* können wir nie; doch das darf nicht ſchrecken, ſondern ſoll erfreuen, denn vor uns liegt ja die ganze Ewigkeit.

12.

Wuth, als Muſe.

Ehedem hielt man viel von Schlichtheit und Einfachheit im Vortrag und Styl, jetzt giebt es kaum etwas Selteneres als dieſe Eigenſchaften, und ſelbſt Xenophon, ſchrieb er jetzt, würde nicht geleſen werden. Jetzt iſt Alles witzig, humoriſtiſch, ironiſch; was man nicht verkennen darf, da die Schriftſteller ſelbſt verſichern, ſie ſeien ſo. Das möchte nun noch hingehen, ſtände es nur überhaupt mit dieſem Witz beſſer. Ehedem ſollte derſelbe mit Tiefſinn, Scharfſinn, graciöſer Heiterkeit und Liebe vereint ſein, oder vielmehr aus Liebe hervorgehen; jetzt wollen dergleichen Quellen ſich nur ſelten aufthun. Die Mutter des meiſten Witzes iſt jetzt die Mode, die ſich mit dem Egoismus vermählt hat. Was auf dieſem Feld an den Tag kommt, iſt ſeicht, flach und forcirt-lächelnd; dann folgt der Haß und zeugt ſchon pikantere Kinder; dann kommt die Wuth zu Hülfe und verſucht zu lächeln; doch kann das freilich nur ein ſardoniſches ſein. Dieſe Wuth wird jetzt ſehr in Ehren gehalten, und nach dem Maße derſelben, die ein Schriftſteller bei ſeinen poetiſchen, rhetoriſchen und kritiſchen Exercitien aufzuwenden hat, beſtimmt man jetzt meiſtens das Maß ſeines Talentes. Der edle Zorn iſt ein großartig vorüberrauſchendes Ungewitter, aber die Wuth kann zu einem fortdauernden Zuſtande, zu einer unſeliger Gewohnheit werden. Im Publicum giebt es viele Liebhaber dieſer Wuth, doch wollen vielleicht manche auch nur ſcheinen, ſie liebten dieſelbe, etwa aus Bonhommie, um die Wüthenden für ihre Anſtrengung durch einiges Lob zu erquicken; aber ach, wie übel ſteht es mit einem Lobe, das nur ſo lange dauert, als ſich kein Wüthenderer zeigt, und warum ſollte ſich nicht täglich ein neuerer zeigen; ein Wüthendſter kann nicht wohl gedacht werden, denn die Wuth iſt ein ſchrankenloſes Feld; doch könnte man vielleicht ſagen, jenes ſardoniſche Lachen müſſe doch mit dem hypokratiſchen Geſicht endigen, und wenn dieſes noch Spuren von jenem Lachen trage, ſo ſei der Gipfel erreicht. Aber wer ſieht es, und wer mag es prophezeien?

Ich will dieſe ganze unſelige Richtung nicht weiter ausmalen. Sie ſpricht durch ſich ſelbſt. Nur eine einzige kurze Bemerkung finde hier ſtatt: Künſtleriſch productiv iſt nur die Liebe und der Zorn; Grämlichkeit, Verdrießlichkeit, Verdroſſenheit, hoffnungsloſe Witzelei, Gähnerlichkeit, negirende Höhnerei, die ſich für etwas Poſitives ausgeben möchte, ſind nie productiv, denn ſie walten nur bei der Schwäche. Barmarbaſtrender Stolz, täppiſch zufahrender Hochmuth und wilde Wuth können von weitem als Stärke erſcheinen, aber ſie ſind eben ſo ſehr ein Zeichen innerer Haltloſigkeit, d. h. Schwäche, als die obigen Zuſtände, die wir gleichfalls ſo häufig erblicken. Nur Kraft und Liebe, edler Zorn und Sanftmuth ſind rein productiv, und nur aus innerer Geſichertheit geht ein Kunſtwerk hervor. Gottlob, noch ſind wir nicht ganz verarmt, und es giebt wohl keinen Leſer, dem nicht noch mancher lebende edle Künſtler bekannt ſein und zum Troſte dienen ſollte. Indeſſen droht doch im Ganzen bei ſcheinbarem Reichthum wahre Verarmung, und ernſte Mahnung und Warnung iſt nothwendiger als jemals. Vielleicht ſchon um deßwillen, weil Tauſenden dieſe Nothwendigkeit noch nicht jetzt einleuchtet.

3.

Der Strohhalm.

Servet, das Flammenopfer von Calvin's ſchauderhafter Unduldſamkeit, hob auf dem Wege zum Scheiterhaufen einen Strohhalm auf und erklärte mit Ruhe, wenn er ſo unglücklich wäre, Gottes Daſein zu bezweifeln, ſo würde ihn dieſer Halm ſogar widerlegen können. Wir verſtehen ihn nur, wenn wir ihn recht tief nehmen; doch ſei es uns auch erlaubt, den rührenden Ausſpruch des Märtyrers in's Aeſthetiſch-Heitere zu wenden. Manches kleine Gedicht Goethe's iſt ſo ein Strohhalm, aus dem ſich jedoch der Dichter erkennen läßt, der ſchaffende; und um dieſe Schöpferkraft zu beweiſen, iſt allerdings ein Strohhalm hinreichend, denn er muß geſchaffen werden, und das kann nur der höhere Dichter, ſonſt keiner. Das nun zu zeigen, iſt die Aufgabe der höheren Kritik. Sie wird ſelten gelöſt dieſe Aufgabe, denn die meiſte hat es nur mit dem Strohgeflecht zu thun, und es iſt ſchon etwas, wenn ſie die Zierlichkeit und Dauerhaftigkeit deſſelben anzuerkennen und darzuthun vermag. Wir Menſchen können nicht die kleinſte Mücke, die etwa unſere fallende Hand getödtet hat, wieder lebendig machen, und noch viel weniger können wir, wo nichts war, etwas produciren, alſo auch keinen Strohhalm; aber als Dichter vermögen wir es, und die Kritik hat die Aufgabe, dieſes Vermögen nachzuweiſen und anzuerkennen, wo ſie es findet. Doch iſt es gerade dieß, was die heutige Kritik faſt immer verabſäumt, da wo ſie obenhin tadelt oder obenhin lobt, hat ſie weder recht noch unrecht, ſondern ich möchte eher ſagen, ſie hat gar nichts und ergeht ſich bloß herkömmlich in dem Nichts; wo ſie aber ſehr heftig lobt und tadelt, da iſt ſie wenigſtens in ſofern brauchbar, als man meiſtens mit Sicherheit ſchließen darf, ſie habe entſchieden unrecht. Wer nicht an der Tatze den Löwen und an der Kralle den Adler erkennen, wer nicht aus dem prophetiſchen Jünglinge den prophetiſchen Mann prophezeien kann, der mag wohl einzelne Stellen, Sentenzen, Reime, u. ſ. w. erträglich beurtheilen können, aber ein Kritiker iſt er nicht. In Schiller's Räubern läßt ſich etwas viel Höheres als Don Karlos erkennen, doch deutet der vierte und fünfte gediegenere Act des ſpaniſchen Infanten ſchon auf den durch und durch geläuterten, gedankenſchweren, tiefſinnig-ernſten Wallenſtein hin, von wo aus, nach mannigfaltigen herrlichen Studien, der Uebergang in das reinſte Element heiterer Freiheit, Tell und Demetrius ſich öffnen mußte. Man ſage nicht, es ſei nunmehr freilich leicht, als rückwärts gekehrter Prophet zu erſcheinen. Es fehlte auch ſchon 1798 bei der erſten Bühnendarſtellung von Wallenſtein's Lager nicht an ſolchen Propheten, die damals doch als vorwärts gekehrte Propheten gelten konnten.

Ein ſolcher war Leſſing im höchſten Grade, ſobald ihn nicht perſönliche Abneigung hemmte.

11.

Ein Wort von Schiller, als er ſich dem Tode nahe fühlte.

Es giebt ſehr bedeutende Bücher, nach denen Tauſende verlangten, und die, wenn ſie endlich erſcheinen, doch nur Wenige leſen und noch Wenigere beſitzen. Treten ſie vollends in einem Jahre auf, das ſich vorzugsweiſe als politiſch bewegt und ereignißvoll darſtellt, ſo werden ſie von der Mehrheit ganz überſehen; und ſo ſcheint es auch dem Leben Schiller's von Frau von Wolzogen und dem Freunde Körner ergangen zu ſein, einem Werke, nach welchem in früheren Jahren Hunderttauſende gegriffen haben würden. So aber, da es 1830 an's Licht trat, iſt es, ſo viel ich weiß, wenn auch nicht ganz, doch von den Meiſten überſehen worden, da ſie zu ſehr mit der Lectüre ſämmtlicher politiſcher Zeitungen beſchäftigt waren.

Ich will das genannte Buch hier keineswegs recenſiren, ſondern nur auf ein einziges Wort (Th. II, S. 84) hindeuten. Man weiß, daß Schiller im Jahr 1791 von einer gefährlichen Bruſtkrankheit und ſchmerzlichſten Krämpfen befallen ward, ſo daß kaum noch irgend Jemand, und auch er ſelbſt nicht, auf Wiedergeneſung zu hoffen wagte. Er ſelbſt ergab ſich bald völlig in den Gedanken des Todes und beſchäftigte ſich nur mit demſelben. Wir ſollten, ſchreibt Frau von W., unſere Freunde zu ihm kommen laſſen, damit ſie lernten, wie man ruhig ſterben könne. Als ihm die Sprache ſchwer zu werden anfing, griff er nach dem Schreibzeuge und ſchrieb: — „Sorget für eure Geſundheit, man kann ohne das nicht gut ſein." Noch verwahre ich dieſe rührenden Worte der Liebe. —

Man fühlt ſich verſucht, ein Buch über dieſe wichtige Erklärung zu ſchreiben, aber es ſei an wenigen kurzen Bemerkungen genug. Zuvörderſt waren ſie ohne Zweifel Schiller's höchſter Ernſt, denn er gab ſie in einer Zeit, wo er mit edler Reſignation und edlem Stolze das reine Kunſtwerk ſeines Lebens durch einen reinen Tod, den er mit Sicherheit erwartete, zu beſchließen dachte. Wie ſind aber dieſe Worte zu verſtehen: Nicht gut ſein? Heißen ſie ſo viel, als: Es iſt ſchwer, bei der Krankheit zu leben, und iſt es die Schwierigkeit zu exiſtiren, die aus manchen franzöſiſchen Anekdoten von Sterbenden angeführte difficulté d'être? Gewiß nicht. Jene alte Aeußerung iſt wichtig genug und mag ſogar D'Alembert zu dem ſchrecklichen Worte: „le malheur d'être,“ veranlaßt haben; aber Schiller möchte ſchwerlich mit ſterbender Hand ſolche Worte hingeſchrieben haben. Sie deuten auf einen höhern und reineren Schmerz hin. Man kann nicht *gut* ſein, wenn man krank iſt. Auf *gut* ſteht der Accent *). Man kann nicht alle Pflichten erfüllen, deren Erfüllung wir doch als das Ziel unſerer Thätigkeit betrachten.

15.

Neues über etwas Altes.

Ein gutes hübſches Dienſtmädchen, das eben von ihrem Geliebten Abſchied genommen hatte, ging zu einem Goldſchmied und beſtellte einen Ring, zum Troſt für den vortrefflichen Jüngling, mit der Inſchrift: „Ich bleibe doch Deine treue Mine.“ Sie ſprach dieſe Worte mit ganz beſonderem Nachdruck, unter vielen Thränen und Schluchzen aus, und ſchärfte vorzüglich ein, daß es ja recht rührend gemacht werden müſſe.

---

*) So verſtand es auch der Herausgeber dieſes Nachlaſſes, in ſeinem Leben Schiller's, während Hoffmeiſter das Wörtchen *gut* geradezu wegläßt.

G. E.

Der gebildete Goldſchmied fragte nicht viel nach den Thränen, ſondern nahm die Sache rein objectiv. Er grub die ihm ziemlich unbedeutend ſcheinenden Zeilen ein und las ſie dann dem jungen Mädchen wie etwa eine Zeitungsnachricht aus Siebenbürgen vor. Darüber wurde die hübſche Kleine recht böſe und verſicherte, das ſeien gar ihre Worte nicht. Der gebildete Goldſchmied überſchaute die Liebende und verſprach die Sache zu ändern, worauf er dann nach einigen Tagen, mit aller Rührung, die ihm nur irgend aufzutreiben möglich war, die Inſchrift vorlas. Nun erſt war das Mädchen halbweg zufrieden und erwiederte: Ganz recht iſt es noch lange nicht, aber es mag doch paſſiren.

Ich bedaure die Recenſenten, die, im Unwillen darüber, daß ich hier eine Geſchichte auf meine Weiſe erzähle, die ſie vielleicht ſchon vor dreißig Jahren einmal bei einem alten Oheim gehört haben, nun ſogleich die Feder ergreifen, um zu ſchelten, daß ich dergleichen niederſchreibe und gar drucken laſſe! Ich bedaure ſie, ſage ich; denn da ſie aus Edelmuth doch weiter leſen, ſo finden ſie ſchon nach einigen Zeilen, daß ihre Mahnungen nicht paſſen. Ich bin nämlich ſo kühn zu zweifeln, daß man meine Geſchichte wirklich kenne, und gehe in meiner Kühnheit ſo weit, zu behaupten, daß nicht der Goldſchmied, ſondern das Mädchen vollkommen recht hatte, denn nur ſo geleſen, wie ſie es haben wollte, drückten die Worte den rechten Sinn aus. Es ſind freilich nur arme Worte, aber haben wir denn jemals für das Größeſte und Heiligſte in unſeren Herzen Worte, die uns ganz befriedigten? — — Denkt euch nur die Sache recht einfach: dieß gute Kind liebt wirklich, aber die Welt, wie ſie nun einmal iſt, liebt eben nicht ſonderlich; doch haſſen kann ſie ſo ziemlich. Da ſtellen ſich denn der jugendlich feurigen Liebe gar viele Hinderniſſe in den Weg, wovon ſämmtliche Romanen- und Schauſpieldichter viel zu ſagen wiſſen. Der Oheim flucht, die Tante läſtert, die Couſine klatſcht, die Schweſter iſt neidiſch, der Bruder grob. Das iſt nun Alles ſehr traurig, und das arme Mädchen hat viel zu zittern und zu zagen, zu ſeufzen und zu weinen; aber ſie bleibt dabei nicht ſtehen, ſondern rafft ſich zuſammen, und endlich ſpricht ſie das entſcheidende Wort aus: „Ich bleibe doch deine treue Mine.“ — Vielleicht ſind auch noch andere Hinderniſſe da. So hat z. B. die gute, aber etwas weißgraue und magere Göttin „Armuth“ mehrere hunderttauſend Hausaltäre in Deutſchland, und ſelbſt des Mädchens Beichtvater, der ſich doch ſonſt auf die Altäre verſteht, meint als ein kluger Mann, ein ſolcher Altar paſſe nicht in eine neue Haushaltung. Da muß man denn eine Tugend üben, die freilich, indem man ſie übt, ein wenig abmattet und erſt ſpäterhin lohnt, die Tugend des Wartens. Ach, das Mädchen kann wohl geduldig ſein; das fühlt ſie; aber der Jüngling läßt ſich ſelten auf jene ſchwere Sache ein, er will eben ſchlechterdings nicht unglücklich ſein, und um ſich die Zeit des Wartens zu vertreiben, — ſündigt er, vielleicht in der Hoffnung, ſeinen Zuſtand dadurch zu verbeſſern!! Ich kann nicht für Minchens Bräutigam einſtehen; ſie aber will es auch darauf wagen, und ſollte er ja einmal wankelmüthig werden, ſie hält ſich an ihr Wort, das Leben hat und hoffentlich auch ihm

Leben giebt: „Ich bleibe doch Deine treue Mine.“ Was kann man Beſſeres ſein als treu? giebt es eine Tugend ohne Treue? und iſt nicht eben die Treue die wahre Tugend, die jeder einzelnen erſt Gehalt giebt? „Ich bin treu,“ ein gutes Wort, „ich bin Deine Treue“, dabei geht die Morgenröthe auf, „ich bleibe Deine Treue“, die Sonne leuchtet am blauen Himmel, aber „ich bleibe doch Deine Treue“: in dieſem „doch“ liegt eine ſo kindlich rührende Erhabenheit, daß der gebildete Goldſchmied anfängt mir ſehr zu mißfallen, weil er die reine Tiefe dieſes kleinen Wortes nicht gefaßt hat.

Aber was will ich denn nun mit dem Allen? Minchens Liebesverhältniß will ich nicht weiter ausmalen; aber hindeuten will ich auf die ſchwere und ſeltene Kunſt zu leſen. — Dabei denkt man nun gewöhnlich ſogleich an das Vorleſen, und es iſt freilich eine gar wichtige Sache damit; nur ſollte man doch bedenken, daß man erſt muß leſen können, ehe man das Vorleſen wagt. Alles Geſchriebene verlangt gleichſam nach einem beſtimmten Ausdruck, und es giebt Blätter, die dem Memnons-Bilde gleichen, das auf den erſten Strahl der Aurora wartet, um rein zu erklingen. Das bloße Klingen, ſelbſt das Wohlklingen, macht es noch nicht aus, es ſoll auch richtig und individuell wohltönen, und hier jammern mich manche Gedichte, ja manche Bücher, weil ſie dem Vorleſer nicht genug imponiren, der ſie deßhalb gewöhnlich fallen läßt. Manche Gedichte, z. B. die zarteſten von Goethe, erſchrecken ordentlich, wenn ſie ſo ein haarbuſchiger Geſelle ungeſtüm aus der Hülle der Lettern herausreißt, und mancher köſtliche Jean Paul’ſche Witz ärgert ſich nicht wenig, wenn er uns aus dem gemeinen Haferrohr vorgepfiffen wird. Am allermeiſten aber leidet dabei das ganz Einfache, das in ſchöner unſchuldiger Reinheit doch oft eine Welt ausſpricht. Ueber ſo etwas lieſt man gewöhnlich hinüber, oder man ſpricht auch gelaſſen aus, es ſei doch eben nichts Beſonderes. Der Geſchmack der Mehrheit für das Tragiſche iſt noch immer der Lohenſteiniſche. - Das mag auffallend klingen, und es iſt allerdings zu vermuthen, daß von tauſend Leſern und Zuſchauern kaum zehn den Lohenſtein kennen; dafür aber halten ſie ſich an die vielen kleinen Lohenſteine, die ſich ihnen genugſam zur Bewunderung anbieten, und tobendes Wörtergeroll oder verzweiflendes Phraſengequick gefällt ihnen am Beſten. Wie viele Tauſende mögen über Pylades':

„Da fing mein Leben an, als ich Dich liebte,"

ſo hingeleſen haben, während dieſe eine Zeile doch ihren wahren Kern der Freundſchaft und das höchſte Lob derſelben ausſpricht. Eben ſo iſt Thekla's:

„Trau ihnen nicht, ſie haben einen Zweck,"

ein treffender Sonnenſtrahl, der aus ihren Augen leuchtet, und bei dem wir ihren ganzen hellen Mädchencharakter, und die ſelbſt bei der tiefſten innigſten Liebe noch das Talent der Ueberſchauung aller äußeren Verhältniſſe gerettet hat, gewahr werden, während Max durch ſeine Liebe jenen Blick verloren zu haben ſcheint, und nichts mehr kann, als in der Liebe leben, oder in der Liebe ſterben, weßhalb er auch die Netze nicht ſieht, die Thekla's Verwandte um ſie her breiten. Den Franzoſen muß man es lobend nachſagen, daß ſie ſolche, die weiteſte und tiefſte Ausſicht in das Menſchenherz eröffnende Reden ſehr ſchnell erkennen und bewundern; leider aber bewundern ſie ſelbſt bloße Phraſen, wenn ſie nur glänzen; hier aber iſt nur die Rede von ſolchen Reden, die gleichſam als Thaten erſcheinen, durch die der Sprechende ſeinen Charakter offenbart.

ſſ.

Deutſches Publicum.

In Frankreich beſteht zwiſchen dem Schriftſteller und dem Publicum ein ganz entſchiedenes und entſcheidendes Verhältniß, wobei nur zu beklagen iſt, daß die Macht des Publicums faſt zu groß iſt, und daß ſich die Autoren zuweilen zu ſehr nach deſſen Launen richten. In Deutſchland weiß man ſelten, wie man mit dem Publicum dran iſt, denn es giebt wohl ein ſichtbares Berliner, Dresdener, Hamburger u. ſ. w. Publicum, aber kein ſichtbares deutſches. Vorhanden iſt es allerdings: eine ſtille Gemeine, ja wahrlich ſehr ſtill. Der Gedanke iſt ſehr ärgerlich und ſehr beruhigend, je nachdem das Gemüth iſt, das ihn auffaßt. Das große deutſche Publicum, was man gewöhnlich ſo nennt (durchaus keine Idee wie Staat und Kirche, ſondern ein ſehr ſichtbares Gewühl), hat eigentlich gar keine Idee, ſondern bekommt ſein Futter von den Current-Autoren. Dieſe, mögen ſie auch ſonſt noch ſo philoſophiſch und äſthetiſch ſchlecht ſein, wenn ſie ſonſt nur ehrliche Leute ſind, ſtehen in Beziehung auf ihr Publicum noch immer wie Chimboraſſo's da, nicht bloß erhaben, ſondern auch zierlich gepudert. Dieſe Maſſe iſt ſo roh, daß ſie mit Recht ſelbſt jeden äſthetiſchen Querpfeiferjungen bewundert, weil er doch immer eine Art von Melodie mitbringt.

17.

Der Dichter und ſein Schatz.

Mandrabulus von Samos fand einen großen Schatz und verſprach in der erſten Freude der Juno, die ohnehin die vaterländiſche Inſel liebte, ein reiches jährliches Opfer. Er brachte feurig genug im erſten Jahre ein goldenes Schaaf, im zweiten aber ein ſilbernes, im dritten gar ein kupfernes; und im vierten, fünften, ſechſten, u. ſ. w. lieferte er gar nichts. Der Mann iſt halb und halb ein deutſcher Dichter zweiter und dritter Gattung; ein ſolcher findet auch einen kleinen Schatz in ſich, nimmt ſich zuſammen und liefert zwar nicht ein goldenes, doch ein ziemlich gutes Buch, und die gutmüthigen Recenſenten laſſen das *ziemlich* weg, da es doch ein gutes Buch iſt, und ein neu angekommener Fremdling doch die Höflichkeit in Anſpruch nimmt. Das zweite Opfer iſt nur ziemlich, aber man läßt es doch paſſiren, in Hoffnung auf das dritte, das aber leider vollends armſelig erſcheint. Nun ließ der Samier es gut ſein, und kam gar nicht wieder; aber jene deutſchen Dichter ſind beharrlicher, ſie kommen gewiß wieder, ſo lange nur noch eine Preſſe die Opfer an's Tageslicht zieht. Wir haben Dichter, die ihren erſten Roman, der einiges Glück machte, alle Meſſe von neuem wieder auflegen laſſen, doch keineswegs als bloße Nachdrucker; nein, ſie ſind tugendhaft und ändern weit mehr als den Titel. War die Scene im erſten Roman nach Italien verlegt, ſo ſpielt der zweite in Spanien; der edle Held iſt zwar nicht minder und auf dieſelbe Weiſe edel, aber er wird doch jetzt mit einigen grandioſen Flüchen und Gebeten bereichert; die italiſche Heldin war entſetzlich genug, aber die ſpaniſche hat doch noch einen Dolch mehr in ihrer Kammer und in ihrem Gürtel. Das erſte Kammermädchen war ſchon naiv genug — es wäre ja auch himmelſchreiend, wenn ein Kammermädchen nicht naiv ſein wollte, denn der äſthetiſche Katechismus weiſt ſie ein für allemal darauf an — — aber das zweite Kammermädchen ſieht noch aus ganz anderen naiven Augen und ſpricht noch mit ganz anderer naiver Zunge, und die dritte Jungfer iſt vollends noch weit naiver, als die Naivetät ſelber, und die Naivetät muß ſich in's Herz hineinſchämen, daß ſie es nicht weiter gebracht hat. Hat vollends der Dichter in ſeinem erſten Roman mit irgend einem Geiſt oder vielmehr Geſpenſt Glück gemacht, ſo ſehe ich nicht ein, warum er nicht in der zweiten Novelle mit einem ähnlichen kommen ſollte; aber er geht dabei als ein freier Mann zu Werke und thut, als bringe er etwas ganz Neues. Das erſte Geſpenſt war leidlich ſchauerlich, war aber doch im Grunde zu ſittlich, ſeufzte zu einfach und hatte überhaupt Gott vor Augen; was freilich an ſich höchſt löblich iſt, nur daß leider das Publicum dergleichen überdrüßig wird. Das zweite Geſpenſt iſt dagegen weit romantiſcher. Es trägt einen feuerfarbenen Hut mit gräßlich hölliſchen Pfauenfedern, und es ſtößt die horrendeſten Gotteslästerungen aus, wofür es vor 160 Jahren noch würde verbrannt worden ſein, jetzt aber wohlwollende Aufmerkſamkeit erregt. Erſchien ferner im erſten Roman das Geſpenſt immer nur um Mitternacht, ſo zeigt ſich das zweite bei weitem kühner und vielſeitiger. Es tritt Abends in der Dämmerung ein, als wolle es als Ehrenmitglied dem äſthetiſchen Thee beiwohnen, ja es kann das dritte Geſpenſt im dritten Buche ſchon früh um acht Uhr beim Frühſtück ſich regen, oder dem Helden auf der Straße begegnen, wenn er in die Kanzlei gehen will, u. ſ. w. u. ſ. w.

Auf dieſe Weiſe kann nur ein deutſcher Autor den armſeligen Mandrabulus, der nur mit drei Opfern angeſtiegen kam, auslachen, und ohne Koſten mit vierzig und funfzig Opfern kommen, die immer dieſelben ſind und doch neu ſcheinen. Aber wehe, wehe, wenn es endlich einmal das Publicum gewahr wird, daß es ſich ſo lange hat täuſchen laſſen!

18.

Von alten Kirchenliedern.

Vor etwa dreißig bis vierzig Jahren wurden wir faſt Alle plötzlich gewahr, daß die meiſten neuen Geſangbücher viel matte und ſeichte Lieder enthielten, und daß eine verſificirte Moral nebſt einzelnen leeren Ausrufungen über Gottes Güte eben nicht zum Kern des Chriſtenthums führen können. Während wir nun einige recht hübſche Satiren gegen dieſes Unweſen erließen, ſahen wir uns zugleich nach der Vergangenheit um, und fanden zu unſerem Erſtaunen, daß wir bereits im ſechszehnten und ſiebzehnten Jahrhunderte viel kernigere und kräftigere Gedichte dieſer Gattung gehabt und fleißig geſungen hatten. Das hätten wir freilich nie vergeſſen ſollen, indeſſen iſt ein ſpätes Beſinnen doch immer beſſer, als gar keins. Zum Unglück aber übertreiben die Deutſchen gewöhnlich in Liebe und Haß, ſobald dieſe Empfindungen innerlich bleiben, oder bloß mit der Feder an den Tag kommen, und ſo geſchah es denn auch, daß wir bei den Vorzügen vieler alter Lieder doch ihre Mängel ganz überſahen, die doch wahrlich bedeutend genug ſind, um großen Schaden zu bringen. Es fehlt dieſen Liedern ſehr häufig die friſche Jugendlichkeit, die auch in einer Greiſesbruſt walten kann, und die kräftige Heiterkeit, ohne die ſelbſt unſre Erkenntniß immer ſchwach bleiben muß. Niemand wird ungerührt bleiben, wenn er im Zuſammenhange des Evangeliums lieſt, daß das Weiblein, in der Fülle der Demuth und Krankheit, das Gleichniß vom Hündlein des Herren gern auf ſich bezieht; aber Niemand, der ſich nicht gerade wie jene Arme fühlt, ſoll ſagen:

Herr ich will ja gerne bleiben
Wie ich bin, Dein armer Hund.

Da ohnehin vom Bleiben nichts in der Bibel ſteht.

19.

Antidonquixotiſch.

Im Allgemeinen darf man vielleicht ſagen, der beſte Stoff für den Roman ſei ein Ritter oder Nichtritter, der auf Abentheuer auszieht; aber die Idee, welche der Dichter dazu mitbringt, entſcheidet über die künſtleriſche Form und mithin über den Werth des Werks. Auf Abentheuer ziehen ſämmtliche Ritter aus, über die Cervantes ſcherzt, und das thut Don Quixote bekanntlich auch. Bei dieſer ſogenannten Nachahmung aber ſiegt der Nachahmer dergeſtalt über alles Nachgeahmte, daß dieſes letztere zuletzt völlig zu nichte, oder doch entbehrlich wird. Alles was in jenen Vorgängern etwa als poetiſches Element gegolten hatte, zeigt ſich im Don Quixote verklärt, ſo daß wir es nach ſeiner Verklärung gar nicht mehr ſo wiederhaben wollen, als es in ſeiner früheren Geſtalt war. Die Polemik iſt im Don Quixote immer nur ein angenehmes einzelnes Spiel, das auf den größten und ſchönſten Moment der Verſöhnung (des freieſten Gedankens mit der gegebenen Wirklichkeit) hinſtrebt; an eine polemiſche Tendenz, von der man früher ſo oft geträumt hat, iſt nicht zu denken. Eine ſolche, möge ſie auch an ſich noch ſo intereſſant ſein, kann ohnehin ein wahrhaftiges Dichterwerk nie haben. Keine einzelne Perſon in dem ganzen Werke hat Recht; nicht Don Quixote, denn obwohl er innerlich Recht hat, verliert er es doch, weil er das A. B. C. der Anſchauung nie hat lernen wollen; nicht Sancho Panſa, denn ſeine Wirklichkeit ſteht unter der Wahrheit, beide aber ſind durchaus conſequent, und deßhalb iſt ihr trauliches Verhältniß das Witzigſte und Anmuthigſte, das jemals geſchildert worden iſt. Ueberhaupt iſt der Einzelwitz in dem ganzen Werke nur Nebenſache, aber der Ideenwitz und der Lebensverhältnißwitz waltet hier ununterbrochen fort, und weil er das iſt, kann er auch nie veralten.

Befremdend iſt es, daß man bei ſo zahlloſen Nachahmungen dieſes Romans doch niemals, um mich recht populär auszudrücken, den ganzen Spieß umgekehrt hat. Sollte nicht auch ein Antidonquixote möglich ſein?

20.

Miscelle.

Sehr richtig ſagt Pfizer im „Briefwechſel zweier Deutſchen" (1831. S. 141.): „Nur mit Feder und Papier in der Hand iſt der Deutſche unſerer Tage noch ein, menſchlicher Aeußerungen und Thätigkeiten fähiges Weſen; nimmt man ihm jene, ſo ſcheint er auch der Denkkraft beraubt; nur in der Oper und im Schauſpiele erkennt er den Gang der Welt und die Geſetze der Geſchäfte und wird ſeiner ſittlichen Grundſätze und ſeiner geiſtigen Freiheit ſich bewußt." — Aehnlich ſagte Wieland irgend einmal: „Wir Deutſchen ſind ein bloß Buchſtaben kritzelndes und leſendes, nicht ſprechendes (und handelndes) Volk;" und Goethe ſagt in ſeiner italieniſchen Reiſe: „Wir geben unſer Beſtes ſchwarz auf weiß; Jeder kauzt ſich damit in eine Ecke und knopert daran, wie er kann.“ — Welches Intereſſe haben jetzt die Deutſchen an dem Theater! wie groß iſt die Theilnahme, mit welcher ſie auf den Bretern, die die Welt bedeuten, Handlungen ſehen, aber — ſie ſelbſt? Wie iſt es mit ihrer dramatiſchen Productivität? —

21.

Zu Schiller's hiſtoriſchen Tragödien.

Ueber den Stoff einiger Trauerſpiele unſeres Schiller hat ſich ſeit einigen Jahren ein neues überraſchendes Licht verbreitet, und es möchte jetzt wohl Mancher mit leichtfertigem Mund alſo reden: Da haben wir's, ſo ſteht es mit der Geſchichte, und man möchte in der Deſperation nur immer das Gegentheil von dem, was in den älteren Compendien ſteht, als wahr annehmen. Der zweite Philipp war gar ſo ſchlimm nicht, und eben ſo gut ein Pair noble, als der deutſche Hausvater, den Iffland ſo ſtattlich darſtellte. Karlos war ein ſchlimmer Vogel, und man würde ihn noch mehr haſſen, wäre er nicht auf den Kopf gefallen und deßwegen als ein Halbwahnſinniger zu betrachten. Eliſabeth's Ehe mit Philipp war gut genug, und ihre Geſpräche mit dem grauen Gemahl auf dem Sterbebette ſind ziemlich rührend. Wallenſtein iſt ein armer Kranker, der heftige Gichtſchmerzen hat, ohne ſich in den verwünſchten Monaten Januar und Februar gehörig ſchonen zu können; denn wenn er aus dem heißen Schwefelbade gleich auf den Paradeplatz eilen, oder die fatalſten Briefe beantworten muß, wo will dabei die Geneſung herkommen? Er iſt unſchuldig wie ein Lamm. Aber auch mit Maria Stuart ſteht es jetzt anders, wenigſtens mit Eliſabeth, deren Charaktergröße uns noch neuerdings ſo gründlich auseinander geſetzt worden iſt. Das klingt zum Theil ein wenig leichtfertig, aber es iſt doch viel Wahres darin, und es kann uns mahnen, nie ein Endurtheil zu ſprechen, ehe wir nicht ſämmtliche hiſtoriſche Actenſtücke kennen gelernt haben. Dieſer Fall iſt erſt jetzt eingetreten, und wir ſehen allerdings nunmehr Manches ganz anders, als vor etwa dreißig Jahren. Schiller bedarf keiner Entſchuldigung, als in ſo fern wir Alle ihrer bedürfen, ehe wir die Documente durch Llorente, Förſter und von Raumer erhielten. Welch' ein Geiſt, Bedeutſamkeit und Kraft muß aber doch in den genannten Schiller'ſchen Tragödien wohnen, daß ſie dennoch ſeitdem nichts von ihrem Reiz verloren haben. Sie werden ihn dauernd bewahren, ſollte auch der unantaſtbare, herrliche Wilhelm Tell für ein däniſches Kindermährchen, und die gottgeweihte Jeanne d' Arc für ein mondſüchtiges Bauernmädchen erklärt werden.

22.

Kinder als Poeſie.

Seit Lafontaine, beſonders aber durch Kotzebue ſind die Kinder als Gegenſtände poetiſcher Charakteriſtik ſehr verrufen, und wenn wir uns über die Darſtellungen des erſteren betrüben, ſo ekeln wir uns nicht ſelten über die des letztern Dichters. Beide Autoren waren gewiß nicht ohne treffliche Anlage, dennoch iſt kaum ein größerer Irrthum zu denken, als ihre Portraits von Kindern, Kinderſituationen, ſo wie von Müttern, die auf Mutterliebe ſtolzieren, u. ſ. w. Haben wir nun aber mit Recht auf dieſe gänzlich falſchen und widerſtrebenden Gemälde gezürnt, ſo wollen wir bedenken, daß alle dieſe ſchlimmen Sachen gegen die Kinder und Mütter nicht das Allermindeſte entſcheiden, und daß gerade nach dieſen traurigen Irrthümern nunmehr endlich die ſchöne Wahrheit hervortreten könnte.

Zwar fehlt es nicht ganz an reinen und ächten Kindern in der neuern Literatur, und ich will hier nur auf den einzigen Arthur im König Johann aufmerkſam machen, deſſen ganze Perſönlichkeit in allen ihren Wurzeln und Adern kindlich iſt, und von dem ich ſagen möchte, er habe auch nicht einen alten Blutstropfen.

Dennoch, glaube ich, iſt die Kinderwelt überhaupt als ein herrlicher Theil der Poeſie noch niemals ganz behandelt worden; und ſelbſt bei einem einzigen tieferen Blick auf dieſelbe ſtrömen uns gleichſam die herrlichſten Geheimniſſe entgegen. Um dieſe auch nur entfernt gewahr zu werden, wollen wir uns vor allem Stolz auf unſere Erwachſenheit hüten, an der in der That wenig zu bewundern iſt, und zu der wir, wie bekannt, nicht ſonderlich viel beigetragen haben.

23.

Wahrheit und Gerechtigkeit in der dichteriſchen Charakterzeichnung.

Die meiſten Menſchen haben keinen beſtimmten Charakter, manche nicht einmal eine Nüance von Charakter, oder auch nur einen Anlauf dazu. Manche können in der Morgenfrühe von ſechs bis ſieben Uhr ziemlich liebenswürdig erſcheinen, ſind aber von ſieben bis acht erſchöpft, und von acht bis neun, was man ſo unerträglich nennt. Manche ſprechen gerade ſo, wie das Buch, das ſie heute geleſen, und können deßhalb ſehr gut Montags als Lämmer und Dienſtags als Böcke auftreten, ſo daß ſie, wenn ſie etwa Sonnabend Abends eine moraliſche Abrechnung über die verfloſſene Woche anſtellten, Mühe haben dürften, ſich ſelbſt wieder zu erkennen. — Indeſſen ſind dieſe Menſchen doch nun einmal in der Welt und gehören mit in das Univerſum, denn ſelbſt das bloße Vorhandenſein ſoll reſpectirt werden, und kein Sein iſt ohne Gott. — Was fängt aber die Poeſie mit dieſen Leuten an? Sie darf ſie nicht ignoriren: das wäre ungründliche Uebervornehmheit, aber ſie ſoll ſie auch nicht zu wehmüthig betrachten, ſondern ſie hübſch munter und anmuthig ironiſch nehmen, nicht unglücklich bitter, wie etwa Swift, ſondern heiter überſchauend, wie Yorick und Jean Paul.

Es giebt aber auch Menſchen, die man mit Unrecht charakterlos nennt, denn ſie haben allerdings Charakter; nur leider nicht Einen, ſondern zwei, mitunter auch wohl gar drei oder vier; indeſſen wollen wir es hauptſächlich mit denen zu thun haben, denen zwei Charaktere innewohnen. Die beiden Urbegriffe „gut“ und „böſe“ gehen doch nun einmal ſeit Erſchaffung der Welt durch das Leben hin, und nur das Maß der Kraft und Liebe in uns entſcheidet über unſre Stellung zu jenen beiden Principen. — Es iſt doch eine gar zu ſchöne Sache um das, was wir Tugend nennen! Das läßt ſich nicht läugnen. Man gedeihet dabei in jeder Hinſicht, wird meiſtens geliebt und gelobt in Verſen und in Proſa, Geſicht, Ausdruck und Körperhaltung gewinnen dabei offenbar, u. ſ. w. Wenn nur nicht die verwünſchten Unbequemlichkeiten dabei wären! Denn — geſtehen wir es nur — ſchöne Sophas, Equipage und Champagner ſind nicht immer mit der Tugendhaftigkeit verbunden, und jene hübſchen Dinge möchten wir doch auch nicht entbehren. Dem lieben Gotte einen Tempel, je größer und herrlicher, deſto beſſer; aber den Teufel ganz und gar böſe zu machen, iſt doch auch gefährlich; und ſo im Stillen ihm eine kleine Kapelle darneben zu widmen, ſollte das nicht thunlich und auch gelegentlich zu entſchuldigen ſein? Mit den Spartern ſchwarze Suppe, und mit den Sybariten das Roſenlager! Mit Crebillon dem Jüngeren geſcherzt, daß alle Muſen und Grazien davon fliehen, und dann wieder mit Sokrates philoſophirt! u. ſ. w. Solcher Menſchen, die alſo denken und an zwei Tafeln zu gleicher Zeit ſpeiſen wollen, giebt es unzählige, unter Männern wie unter Frauen. So iſt z. B. die Prinzeſſin Eboli in dieſem moraliſchen Dualismus befangen, und da ſie ihn — faſt möchte ich ſagen — gründlich treibt, ſo wirkt er bei ihr deſto gefährlicher, und ſie muß untergehen; doch läßt ſich hoffen, daß dieſer irdiſche Untergang ihre moraliſche Wiedergeburt veranlaſſen werde. Bei flacheren Naturen hat es ſelten große äußere Folgen; da ſie ſich ſtets zu entfliehen trachten, merken ſie kaum ihren Zuſtand, — der freilich auch kein Stand iſt, ſondern ein ſtetes Hin- und Herſchweben, das ſich mit Verſchweben endet. Ein einziger vollkommen klarer Augenblick, in welchem ſie ſich ſelbſt ſagen müßten: „Du warſt bisher zweierlei, und folglich keins von beiden, mithin nichts" — würde ſie entweder vernichten, oder neu erzeugen.

Hier tritt nun für den Dichter die Pflicht einer deutlichen Ueberſchauung und der höchſten Wahrhaftigkeit als völlig unerläßlich ein, und jede innere Unſicherheit wird hier nach außen hin betrübend und ſtörend wirken. Schiller hat im Don Karlos Eliſabeth's Gemüthseinheit, ſo wie die ethiſche Zweiheit im Charakter der Eboli mit hinreißender Beredtſamkeit und Klarheit geſchildert, und wenn man auch einige Mängel in der dramatiſchen Durchführung dieſer Charaktere nicht abläugnen kann, ſo möge doch jenes große Verdienſt, die überaus wichtige Sache ſo geiſtreich und kühn zur Sprache gebracht zu haben, nie verkannt werden. Als dramatiſches Werk ſteht jedoch Marie Stuart unvergleichbar höher als Karlos. Das Stück iſt vortrefflich begründet, der Bau zeigt von Raſchheit und Sicherheit, Alles iſt wohlgefugt, in gutem Zuſammenhange, ohne Ueberladung. Verlaſſen wir dieſen Vergleich und betrachten das Stück als einen tragiſchen Tanz, ſo wüßten wir nur wenige Stücke zu nennen, deren dramatiſches Leben mit dem in dieſem Werke wohnenden zu vergleichen ſein möchte. Und dennoch hat dieſes Drama einen tief innerlichen Fehler, der uns den reinen Genuß bedeutend verkümmert. Es iſt der Mangel an ethiſcher Wahrheit und Gerechtigkeit in Beziehung auf Marien ſelbſt. Lebendiger und tiefer kann wohl in keines Dichters Bruſt die Idee jener Wahrheit und Gerechtigkeit gelebt haben, als in Schiller's Seele, von dem wir — (da er ja jetzt nicht bloß der Geſchichte Deutſchlands, ſondern Europas angehört) — mit ſtolzer Freude ſagen dürfen, daß er zu den erhabenſten und liebenswürdigſten Männern gehörte, die je gelebt haben. Es iſt kaum nöthig, dieſen Ausſpruch zu thun, da er längſt gethan iſt; aber ich kann mir die Freude nicht verſagen, ihn hier ausdrücklich zu wiederholen, eben weil ich im Begriff bin, zu rügen, daß es Schillern auch einmal mißlungen iſt, jene Wahrheit und Gerechtigkeit klar und vollſtändig zur Erſcheinung zu bringen. Wer iſt dieſe Marie? Sie klagt ſich ſelbſt des entſetzlichſten Verbrechens, des Gattenmordes an, und der blutige Schatten des Getödteten beunruhigt ſie oft, aber den Spiegel im Gefängniß ſcheint ſie doch zu vermiſſen, und die Laute hat man ihr nehmen müſſen, weil ſie verbuhlte Lieder darauf geſpielt. Wir erfahren, daß ſie den Sänger Rizzio beglückt und Bothwell ſie entführen durfte; dennoch rühmt ſie ſich, ſie ſei beſſer als ihr Ruf und habe nur menſchlich jugendlich gefehlt; ſie achtet ſich gleich einer reuig Sterbenden, aber ihr Haß gegen Eliſabeth iſt noch ſo lebhaft bitter, daß er ſelbſt in einem Alles entſcheidenden Augenblicke zur wildeſten Wuth übergeht. Kann dieſer Widerſpruch wirklich in einem einzigen Menſchen wohnen? Ganz gewiß, und der Dichter ſoll gelobt werden, daß er uns nichts verſchweigt, was zur Charakterdarſtellung nöthig iſt; dennoch iſt in der Bearbeitung durch Parteilichkeit gefehlt worden. Es iſt mehr eine arithmetiſche Nebeneinanderſtellung der Eigenſchaften, als eine dynamiſche Vereinigung derſelben gegeben worden. Mariens Sündhaftigkeiten werden nur wie hiſtoriſche Notizen leicht hingehaucht, während Alles, was Einzeltugend an ihr genannt werden könnte, in den blendendſten Farben poetiſch-rhetoriſchen Zauberglanzes ſtrahlt. Es giebt eine tragiſche Ironie, ohne die kein Charakter wie der Mariens geſchildert werden ſollte; dieſe aber fehlt hier, und deßhalb auch die höhere Wahrheit, und deßhalb mangelt auch die poetiſche Gerechtigkeit, die, wie ſich von ſelbſt verſteht, ganz etwas Anderes iſt, als der materielle Lohn und die materielle Strafe, die ehedem in vielen hundert Familiengemälden im fünften Act geboten wurden, wenn ſich die Tugend zu Tiſch ſetzte und das Laſter in Ketten gelegt wurde. Die Gerechtigkeit beſteht darin, daß der Dichter einen klar erkannten und durchgeführten Charakter auch in die rechte Beleuchtung ſtelle, und daß er mithin nie mehr Achtung, Liebe und Mitleid für denſelben von uns fordere, als ihm gebührt. Wir bereuen ſonſt die Thränen, die er uns abgelockt hat, und wenn er, um das oben angegebene Wort zu wiederholen, z. B. eine Ehebrecherin und Gattenmörderin faſt naiv ſagen läßt: ich habe menſchlich jugendlich gefehlt, ohne ſelbſt uns auf den Standpunct tragiſcher Ironie zu ſtellen, ſo — ſtellen wir uns ſelbſt aus eigener Machtvollkommenheit darauf, bringen ſelbſt die Ironie hinein, die er vergeſſen, oder doch nicht erreicht hat. Ganz anders ſteht es mit dem ſo oft getadelten Charakterbilde des Mortimer, und der Vorwurf, als habe ihn der Dichter zu anziehend und reizend geſchildert, erſcheint mir völlig grundlos. Er iſt ein phantaſtiſch intereſſanter, aber durchaus unſittlicher und in ſich ſelbſt zerriſſener Schwärmer, und wie von der Nemeſis ſelbſt geſchickt, um durch carikirte Leidenſchaftlichkeit, phraſenhaften, pſeudoreligiöſen Fanatismus und halbraſende Sinnlichkeit, die er für Liebe ausgiebt, die unglückliche Marie zu quälen. Der Dichter hat dieſen Charakter durchaus wahr und in jedem Verhältniſſe richtig gezeichnet, und es iſt völlig unbegreiflich, wenn jemals ſeine edle Intention verkannt worden iſt.

Kann es nun auch befremden, daß in der Auffaſſung Mariens jene tragiſche Ironie fehlt, während doch der ihr ſo nahe ſtehende Mortimer in ihrer Feuerkraft leuchtet, ſo wollen wir nicht vergeſſen, daß auch Goethen einmal ein ähnliches Mißgeſchick begegnet iſt, deſſen Lothario (in Wilhelm Meiſter) gleich von vorn herein auf eine Hochachtung von unſerer Seite Anſpruch macht, die wir ihm verſagen müſſen. Alle anderen Perſonen in dem ganzen überaus ſinnreichen und anmuthigen Werke ſind aus der innigſten Begeiſterung und Ironie hervorgegangen; nur er glaubt außerhalb aller Ironie ſtehen zu können, und auch der Dichter giebt ihm dieß Privilegium, das wir keineswegs unterſchreiben können.

Was ich hier nur kurz angedeutet habe, iſt jetzt eine der äſthetiſchen Hauptfragen, die nicht bloß Deutſchland, ſondern auch England und Frankreich nicht ſelten zur Sprache bringt. Möge hier nur ein neufranzöſiſcher Dichter genannt werden, der nach ſeinem eigenen rühmlichen Streben nach dichteriſcher Wahrheit begriffen iſt. Es iſt Victor Hugo, dem ſeine Landsleute einen der erſten Plätze unter den neuen Romantikern eingeräumt haben. Ich kenne nur wenig von ihm, doch hat mich dieß Wenige ſo oft angezogen und zurückgeſtoßen und wieder angezogen und zurückgeſtoßen, daß es mir wenigſtens merkwürdig werden mußte. Ich rede hier von Hernani, in welchem der ſcheinbare Reichthum gerade dann, wenn er ſich recht reich dünkt, als arm gelten kann, während der wirkliche Reichthum des dichteriſchen Gemüths nur in einzelnen nicht prunkenden Scenen ſich auf eine rührende Weiſe offenbart. Im Allgemeinen könnte man das Stück als einen officiellen Abſagebrief an die ſogenannte claſſiſche Schule der Franzoſen betrachten. Ein ſolcher Brief kann allerdings höchſt bedeutend werden, durch Geſinnung und Redekraft, aber als eigentliches Kunſtwerk iſt er nicht anzuſehen. In noch ungleich höherem Maße gilt dieß von des Dichters letzter Tragödie, Marie Tudor, in welcher das Streben nach Wahrheit zu einer völlig flammenden Leidenſchaft geworden zu ſein ſcheint. Der Dichter hat ſeine Marie als ein höchſt complicirtes Weſen aufgefaßt, und ſchonungslos ein tief zerriſſenes und zerſetztes und doch ewig prunkendes Gemüth aufgezeigt. Es iſt nichts leichter, als die Widerſprüche in dem Charakter dieſer Prinzeſſin zu zeigen und dann friſch darauf los dem Dichter den Proceß zu machen. Wie aber, wenn der Angeklagte darauf erwiedern möchte: eben dieſe Widerſprüche bilden ihren Charakter. Ihre Seele iſt wie ein Haufen von heißglühenden Sandkörnern nebſt etwas Gold und Diamantſtaub. Sie kann erhaben und königlich ſcheinen, aber ſie iſt es nie. Sie kann mitunter zur völligen Gemeinheit ſinken, und dieſes Sinken kann abermals noch tiefer ſcheinen, als es iſt. In der tiefſten Tiefe ihres Gemüthes lebt jene unſäglich unglückliche Langeweile, der die ſelbſtſüchtige Tyrannei und heuchleriſche Phraſenhaftigkeit nie entgehen kann, wovon uns Tacitus in der Schilderung des Tiberius ein unvergleichliches Bild gegeben hat. Marie würde bei ihrer Selbſtſucht in jenem Gefühle untergehen, wenn ſie nicht in einer verbrecheriſchen, ſinnlich phantaſtiſchen Liebe eine Art von Zuflucht fände. Hier iſt ſie völlig ſchwach, und um ſo ſchwächer, je mehr ſie ſich zuweilen zur Stärke aufzuraffen ſucht. Die Liebe ſolcher Menſchen iſt nicht bloß dem Haſſe nahe verwandt, ſondern beſteht ſogar zur Hälfte aus Haß und Wuth. Marie fühlt ſehr wohl, daß dieſer Fabiani nur ein gehaltloſes, unſittliches und nur äußerlich ſchön aufgeputztes Weſen ſei, aber ſie iſt widerſtandlos dem Zauber einer Leidenſchaft hingegeben, von der ſie Heil hofft, weil die Wahrheit dieſes Gefühls ſie über das Verbrecheriſche deſſelben vielleicht täuſchen konnte.

21.
Ehemals und jetzt.

In einer beſſeren, freundlichern und geiſtreicheren Zeit der Literatur haben ſich oft Schriftſteller nur deßhalb gehaßt, weil ſie ſich nie perſönlich ſprachen und kennen lernten; man kennt die Anekdote von Deslandes und dem Benedictiner Don Martin. Der Erſte hatte den Letzteren getadelt, und dieſer in der Heftigkeit mit übertriebener Bitterkeit geantwortet. Eine Dame, die Beiden wohl wollte, bat Beide, die ſich nie geſehen, einige Male an ihrem heiteren Tiſche zuſammen, wobei Keines Name ausgeſprochen wurde. Das Geſpräch zwiſchen beiden Männern wurde ſehr lebhaft und anziehend, und beide hatten Freude an einander. Endlich rief Don Martin aus: „O wie freue ich mich Ihrer Bekanntſchaft! welche Kenntniſſe, welchen Scharfſinn, welche Feinheit des Ausdrucks muß ich in Ihnen bewundern! Wahrlich, Sie ſind ſo recht der Gegenſatz zu dem unwiſſenden Deslandes!" — — Was weiter geſchah, weiß ich nicht, wohl aber, daß in früheren Zeiten nicht ſelten ſich Aehnliches zugetragen hat. Heut zu Tage kommt das Gegentheil öfter vor, denn ſo manche Schriftſteller ſind noch viel ſchlechter und roher als ihre Bücher. — —

25.

Stilleſtand.

Unter allen Menſchen lebt keiner ſo ſchnell, als der Künſtler, und unter den Künſtlern keiner raſcher, als der Schauſpieler, unter den Schauſpielern lebte keiner ſo ſchnell, als Schröder lebte. Einzelne Tage bildeten Abſchnitte ſeines Lebens, und einzelne Triumphmomente die Epochen. Aber des Menſchen Leben hat einen Gipfel, und es iſt ſchlimm, wenn wir ihn zu früh erreichen; denn leider tritt der ſchöne Fall nur ſelten ein, daß wir von dieſem Gipfel hinausſehen zu den höheren Gipfeln der Anderen. Meiſtens ſehen wir nur mit Wohlgefälligkeit auf dieſen Gipfel ſelbſt, und von dort herab in das Thal, ſatiriſch genug, aber ohne zu bemerken, daß die Gegenſtände unſerer alten Station ſchon verſchwunden ſind, und mit den neueren wollen wir nichts zu ſchaffen haben.

26.

Aufgeſchwatzt.

Wie es mit der Selbſtſtändigkeit des deutſchen Publicums im Großen und Ganzen ſtehe, zeigt ſich nur zu deutlich, wenn wir erwägen, wie oft es ſich hat etwas weiß machen und einreden laſſen. — Man erzählt, daß einmal zehn übermüthig luſtige Geſellen ſich zu einem traurigen Spaß gegen einen eilften, etwas unbeholfenen Kameraden vereinigt hätten, um ihn krank zu machen. Es erſchien nämlich in geringen Zwiſchenräumen Einer nach dem Anderen im Zimmer des guten Menſchen und fragte ſehr theilnehmend nach ſeiner Geſundheit. Er verſicherte, ſie ſei herkuliſch-kernhaft, erhielt aber zur Antwort: er lebe in großer Täuſchung und ſehe gefährlich krank aus. Drei- oder viermal hielt der arme Jüngling das aus, als aber der fünfte Kamerad mit ſeinen Seufzern und Warnungen auch das gehörige Händeringen anwandte, fühlte er ſich wirklich ſchon krank, und der ſechſte brauchte nur noch einige alte Redensarten, z. B.: „Gras und Heu, ſterblich ſind wir Alle" hinzuzufügen, um ihn auf das Krankenlager zu bringen. Der Zehnte fand ihn bereits von Medizinflaſchen und Bußliedern umgeben. Was der ſchlimme Spaß für ein Ende genommen, wiſſen wir nicht; wohl aber, daß es in Deutſchland nicht an ſolchen auf das moraliſch-äſthetiſche Krankenlager hingeſprochenen und hingewitzelten Leuten fehlt. Wir wollen dabei das gehörige Mitleiden nicht zurückhalten, können aber auch nicht verhehlen, daß wer ſich ſo krank machen läßt, auch nie recht geſund ſein konnte.

Noch leichter muß es ſein, bei ſolchen Leuten die geiſtige Geſundheit und Gediegenheit eines Dritten verdächtig zu machen. Wenn z. B. zehn Kritiker ſich verabreden ſollten, zehnmal hinter einander in zehn verſchiedenen Zeitungen bald ernſthaft bald witzig zu verkündigen, Schiller's Poeſie ſei doch innerlich krank, ſeine Proſa tauge nichts, oder was ſie ſonſt wollen, ſo würde freilich das Publicum im Anfange nur einige unbedeutende Zweifel, Redensarten vernehmen laſſen, als etwa: „Ei, ei — das ſcheint mir denn doch — der gute Schiller — hat ſich doch ſolche Mühe gegeben und wenig Baares dafür geſehen — daß er ſich zuweilen krank gearbeitet, habe ich mir freilich auch ſagen laſſen, daß aber die Krankheit auch in ſeinen Gedichten wohnen ſoll, das geht mir ordentlich nahe“ u. ſ. w. Werden aber jene Vorwürfe gegen den armen Dichter immer wiederholt, und die einzelnen Späße gegen ihn durch ausgezeichnete Schwabacher Lettern gehoben, ſo wird die Mehrheit endlich confus und ſagt verdroſſen: „Na, wenn's nicht anders iſt, ich kann dem Manne nicht helfen. Ich habe ihn bisher immer auf guten Glauben für einen vortrefflichen Poeten gehalten, das ſoll er nun mit einem Male nicht ſein; meinetwegen, ich werde mir keine grauen Haare darum wachſen laſſen. Was iſt es denn nun mehr? Dadurch wird ja kein Groſchen eingebracht, ſagt ſchon Gellert, aber freilich ſchalkhaft genug, ich aber ſage es im Ernſt.“

Wir wollen dabei nicht zu ernſthaft werden; nur ein einziger Umſtand kann uns traurig machen. Es giebt unter jenen Confuſen auch manche, die noch gar gute Stunden haben, in denen ſich unbefangenes Anſchauen und tiefes Gefühl offenbart. Leſen ſie nun in ſolcher Zeit ein edles Werk des genannten Dichters, ſo möchten ſie recht gern ſich dem reinen Genuſſe hingeben, ſie wagen es aber nicht, ſondern fühlen ſich alle Augenblicke geſtört und verſchüchtert; denn die Machtſprüche und Scherze, die ſie über die Sache geleſen, ſtehen immerdar geſpenſtiſch vor ihnen. Es iſt ihnen nicht möglich, dieſen trüben Zauberſprüchen mit Kraft zu begegnen und den Spieß umzukehren, was doch oft ſo leicht iſt. Iſt z. B. in Schiller's Poeſie wirklich Krankheit, wohlan, ſo iſt es die göttliche, die allein zur göttlichen Geſundheit führt. Dieſe Myſtik wird ja wohl zu verzeihen und zu verſtehen ſein, denn ſelbſt ein wahrer Antimyſtiker und überaus feiner Weltmann, der wohlbekannte Marcus Tullius Cicero, hat hie und da Aehnliches geäußert. Darum ihr Männer, lieben Brüder, habt doch den Muth, auf eure eigene Hand zu lieben und der Liebe froh zu ſein, und fragt nicht immer erſt: darf ich auch? oder: was ſagt das Kuhſchnappler kritiſche Blättchen dazu? erlaubt es mir auch, zu lieben?

Luſtiger iſt im Gegenſatze den Bemühungen zuzuſchauen, die man ſich zuweilen giebt, um einen poetiſchen Sperling für einen Adler auszugeben. Das erfordert ſchon ganz beſondere Künſte, und es bedarf des Vereins von mehreren äſthetiſchen Marat's und Robespierre's, um hier einen guten Erfolg zu gewinnen. Ein ſolcher Marat kann nicht grob genug zufahren; er muß ſich gar nicht darauf einlaſſen, die Schönheiten jenes Spatzen zu entwickeln, ſondern dieſelben gleichſam wie ein Poſtulat der praktiſchen Vernunft vorausſetzen, und Jeder, der daran zweifelt, iſt nicht werth, daß ihn die Sonne beſcheint und der Schatten kühlt; jener Sperling ſingt die ganze Liebesmelodie der Erde, die flackernden Flammen des hölliſchen Haſſes und den reinſten Aether der Himmelsvollendung aus ſeinem Schnabel rein heraus, und wer es nicht faßt, den ſoll das Donnerwetter —

Ein ſanfter Leſer, der mit lauter feinen Profeſſoren und

Profeſſorinnen umgeht, weiß, wenn er ſo etwas lieſt, gar nicht, wie ihm geſchieht. Er wird betrübt und hört wohl gar eine halbe Stunde lang nach der Lectüre lauter krachenden Donner und heftig ziſchende Regengüſſe. Im Herzen findet er freilich die ganze Rede ſehr abſurd, verbietet ſich aber, ſo zu denken, und wenn er am Abend in den Leſethee kommt, ſagt er mit lauter Stimme: „Ja, es iſt wahr, der Sperling ſo und ſo iſt doch ein göttlicher Kerl!“ wobei er ſich freut, daß zwei ſeiner nervenſchwachen Nachbarinnen vor dem ungewohnten derben Worte erſchrecken, was er ihnen wohl gönnt, da er ſelbſt heute ſchon einen Schrecken gehabt hat.

Ich ſagte vorhin, das ſei luſtiger, muß aber freilich hinzuſetzen, nur für den, der warten gelernt hat.

27.

Harmonie der deutſchen Sprache.

Das Beſte, was die Deutſchen haben, iſt ihre Sprache und Literatur. Ihre Sprache verſteht Niemand, der nicht außer manchen anderen Requiſiten auch eine ächte Kenntniß und Befreundetheit mit der Muſik beſitzt. Wer nicht Gluck'ſche und Mozart'ſche Harmonieen zu faſſen, oder doch nur zu ahnen verſteht, ſollte nie über die Bedeutſamkeit des Wohlklangs der deutſchen Sprache reden, denn er kann nur Leeres ſprechen. Unſere Sprache hat genugſam durch hundert und wieder hundert Minnelieder, Volkslieder, u. ſ. w. bewieſen, daß ſie ſich allenfalls auch mit einer bloßen Melodie begnügen und doch anmuthig ſein kann, und es möchte noch die Frage ſein, ob Roſſini und Bellini jemals mundrechtere Melodieen hervorgebracht haben, als z. B. das uralte harmloſe ſchwäbiſche Bauerjungenlied:

Ei wi bin i a luſtiger Bua,
Wi kann i ſo zwizzerli tanza u. ſ. w.

wirklich gleich mitbringt. Aber eben ſolche Lieder hüpfen nur ſo nebenbei; die größere Zahl der deutſchen Minnelieder und Volkslieder hat auch eine ſinnvolle Harmonie in ſich, die man aber freilich dem Tauben, Hart-, Schwer- und Dickhörigen nicht begreiflich machen kann.

28.

Heuchelei des Talents.

Ein poetiſches Talent, ſelbſt ein großes, kann in einem verworrenen Gemüthe wohnen, niemals aber das wahre Genie. Das Talent kann heucheln, und zwar oft mit großer Künſtlichkeit, nicht bloß dem Publicum, ſondern auch dem Beſitzer deſſelben; ja es wird zuweilen heucheln müſſen, theils um die Gunſt des Publicums nicht zu verſcherzen, theils um dem Beſitzer den trüben Gedanken an die eigene Verworrenheit auf einige Zeit zu verſcheuchen. Es thut gar wohl, ſich ſelbſt recht hoch anzuſchlagen; es iſt nur ſchlimm, daß jede Stunde höherer Klarheit, wozu ſelbſt gewiſſe Tage beſonders einladen, z. B.

Geburtstag, der Sylveſter, u. ſ. w. ein rauhes Veto dazwiſchen ſprechen. Dazu kommt noch, daß, wenn das Talent ohne Liebenswürdigkeit des Charakters, der daſſelbe tragen ſollte, am eifrigſten gearbeitet hat, z. B. bei der Schilderung großartiger, wahrhaftiger, liebevoller Charaktere, die Heuchelei des darſtellenden Individuums ſich immer tiefer und tiefer gräbt, ſo daß es zuletzt ſelber nicht weiß, wie es mit ſich daran iſt, weßhalb man auch wohl glauben darf, es müſſe einer ſolchen Perſon bei dergleichen Arbeit nach und nach ganz abſcheulich zu Muthe werden. — —

29.

Ueberzeugung und Beredtſamkeit.

Es giebt nur Eine Möglichkeit, zu reiner Beredtſamkeit zu gelangen, es iſt die Kraft, tief innerlich vollſtändig überzeugt zu ſein. Eine Meinung, Anſicht, ja ſogar ein wiſſenſchaftlicher Gedanke kann nur, in ſo fern ſie jener Ueberzeugung dienen, in den Bereich der Beredtſamkeit aufgenommen werden; ohne jene Ueberzeugung kann man die Meinung, Anſicht u. ſ. w. nur putzen; ſie ſollen aber eben nicht geputzt ſein, wenn ſie wirken ſollen. Die Königin Ueberzeugung ſchmückt, und dieſe kann wohl als geſchmückte Königin erſcheinen, auch iſt ſie durch ſich ſelbſt geſchmückt; aber Niemand darf ſagen: die Königin iſt geputzt. Die meiſten Menſchen haben nur Meinungen, u. ſ. w. und haben deßhalb auch nicht jene Möglichkeit der Beredtſamkeit. Ihr Putzen iſt Schminke, und ihr Nichtputzen oft genug roh. Wir — Gott ſei hoch dafür geprieſen — haben wirklich Ueberzeugungen, die lebendig ſind, und in denen wir leben. Für dieſe bietet ſich uns die Sprache dar; und wir haben als Pflicht erkannt, dieſe zu lernen, aber auch nur, in dem wir ſie lieben, vermögen wir das. Sie iſt nicht mehr ein bloßes Organ des ſinnlichen Bedürfniſſes, auch nicht einzelner geiſtiger Bedürfniſſe, ſondern die Muſik des Herzens, die Flamme und der Weihrauch des Opfers. Das Opfer ſind wir ſelbſt.

30.

Franzöſiſch und Deutſch.

Die franzöſiſche Sprache iſt nüchtern, kalt, witzig und wegen ihrer ſeit etwa 150 Jahren ſanctionirten Abgeſchloſſenheit unpoetiſch: ein Urtheil, dem ſelbſt Voltaire, wenn man einzelne ſeiner gelegentlichen und mißmüthigen Aeußerungen zuſammenſtellen ſollte, noch zu verſtärken ſcheint. Laſſet uns jedoch nicht bei dieſem Urtheil ſtehen bleiben, ſondern auch ihr Gutes und Ausgezeichnetes anerkennen. Sie iſt ein fertiges Gebäude, nach logiſch richtiger Zeichnung beſonnen ausgeführt; überall herrſcht Ordnung, Zweckmäßigkeit, Dauerhaftigkeit, ſo daß der Verſtand alle Forderungen befriedigt ſieht. Nur die Phantaſie und Poeſie finden ſich hier nicht an ihrer Stelle. Der Traum und die Myſtik aber finden nirgend ein Unterkommen, und fliehen augenblicklich von dannen. Das iſt freilich gar ſehr ſchlimm, und doch hat es auch eine gute Seite, die wir mit dürren Worten alſo bezeichnen können: Es iſt ſchlechterdings unmöglich, in franzöſiſcher Sprache irgend etwas Unſinniges zu ſchreiben, ohne daß es im Augenblick an den Tag käme, und das Lächerliche folgt auf der Stelle, da der knappe enge Sprachmantel nicht ausreicht, irgend eine ſchwache Stelle zu verhüllen.

Mit unſerer Sprache iſt es anders beſtellt, ſie iſt durchaus genialiſch und erkennt keine andern Grenzen, als die des Genies; ſie iſt ſeit mehr als tauſend Jahren durchknetet, durcharbeitet und durchbildet worden und doch nie am Ende, was ſie ohnehin wie alles Geniale nie haben kann. Jeder große Dichter und Styliſt ſchreibt eine ganz aparte Sprache, die in ihrer Art vollſtändig iſt. Nie aber wird vermuthlich irgend ein Einzelner im Stande ſein, ſich des ganzen Sprachſchatzes zu bemächtigen, denn dieſer Schatz iſt kein überſehbarer, fertiger und todter, ſondern erzeugt ſich immer neu, und deßhalb kann er nie erſchöpft werden. Niemand wird in Abrede ſtellen, daß die Sprache in den Minneſängern angenehm und lieblich ſei, wie etwa ein ſchönes Kind; welch' ein Unglück aber, wenn wir dabei ſtehen geblieben wären. Wer möchte ferner läugnen, daß die Sprache in den Nibelungen und die Proſa der beſſeren Volksbücher aus dem 15. Jahrhundert, jede in ihrer Art höchſt löblich ſei? und dennoch, welch' ein Rieſenſchritt durch Luther! u. ſ. w. u. ſ. w. Hier ſoll nur bemerkt werden, daß unſere Sprache ſo überaus ſchwer ſei für jedes nicht poetiſche Gemüth und für jeden nicht rein wiſſenſchaftlichen Kopf, daß er gar

nicht wiſſen wird, was er damit anfangen ſoll. Unter hu
dert deutſchen Schriftſtellern ſchreiben vielleicht achtzig bis neu
zig gar kein wahrhaftiges Deutſch, ſondern ſo etwas halb od
viertel Deutſches, Deutſchendes, Deutſchiges, Deutſchelnde
das ſich zu dem ächten Deutſch verhält wie etwa das Gewäc
von Thüringens Bergen zum Johannisberger. Und doch
dieſer Vergleich nur halb richtig, denn das wahrhaftige Deutſ
gleicht nicht allein jenem Johannisberger, ſondern auch jed
anderen wahrhaft ſchönen Gattung, dem myſtiſchen Syrakuſe
dem ſtreng und doch erfreulich concentrirenden Madeira, de
ſinnreich ſchäumenden Champagner, u. ſ. w. Unter jenen zwa
zig von hundert Schriftſtellern giebt es nun einige, die ſi
wirklich liebend und talentvoll, aber trunken um die deutſc
Sprache bemüht haben, und dieſe vermögen ſie gleichſam w
einen Purpurmantel um ihre wunderlichen Schwärmereien un
ihren glühenden Unſinn zu ſchlagen, ſo daß es von weitem au
ſieht, als wandle da eine erhabene und anmuthige Geſtal
Ich weiß wohl, wie komiſch es klingt, und es iſt auch in g
wiſſer Hinſicht ſehr komiſch, obwohl in tieferer Hinſicht ſe
ernſthaft: es iſt möglich, ſehr möglich, ja ſogar bequem, in de
deutſchen Sprache Unſinn zu ſagen, und zwar einen ſolche
der ſelbſt ziemlich guten Leſern Jahre, Jahrzehnte und Jah
hunderte lang imponiren kann; was man in franzöſiſch
Sprache wohl bleiben laſſen muß, da dieſe, bei ihrer ſtete
Hinneigung zur analyſirenden Verſtändigkeit, indem ſie de
Unſinn ausſpricht, ihn gleich mit an das hellſte Tageslicht för
dert, und gleichſam ſelbſt über ihn lacht. Man muß ſich ge

ſtehen, die deutſchen Schriftſteller haben ſich des Vermögens, in ihrer Mutterſprache Unſinn vorzubringen, beinahe wie einer Erlaubniß bedient.

31.

Atar Gull.

Atar Gull von Eugen Sue erſcheint mir als ein mit bewundernswürdiger Kraft aufgerichteter ungeheurer Scheiterhaufen, auf welchem nicht mehr und nicht weniger als die Tugend, die Liebe, das Glück, das ganze Leben und — es iſt bedenklich zu referiren — ſogar auch der .... liebe Gott ſelbſt hat verbrannt werden ſollen. Nichts bleibt übrig, als der Teufel, der hohnlachend auf die Gräuel der Verwüſtung hinſieht, die er ſelbſt angerichtet hat. Da aber nichts beſteht, ſo wird es auch hoffentlich der Teufel ſelbſt nicht lange mehr machen, und da ihm hier Alles gelingt, ſo wird er bald ſeiner Wirkſamkeit überdrüſſig werden. Er kann der Langenweile nicht mehr entfliehen, und wenn nach dem bekannten Ausſpruche nichts abgeſchmackter iſt, als ein Teufel, der verzweifelt, ſo iſt ein Teufel, welcher Langeweile fühlt, ſchon ſo gut wie todt. Wenn aber der Himmel und die Hölle untergegangen ſind, ſo kann natürlich auch die Erde nicht mehr Stand halten, beſonders da ihr durch die Verbrennung des Glücks, der Liebe, und der Tugend der Athem ausgegangen iſt. Die ganze Geſchichte, Univerſal- und Special-Geſchichte, wäre alſo vorbei, und wir können nur noch den Schluß der meiſten altengliſch Tragödien und Komödien „Exeunt omnes. Finis“ *) hi zuſetzen.

Zum Glück ſteht die Sache ſo ſchlimm nicht; und d bloße Gedanke, daß es doch noch — Gedanken giebt, wi Liebe, Freundſchaft, Treue, Frühling, Muſik, Blumendu Sternenhimmel, Küſſe, Waldesrauſchen, Nachtigallen a Granatbäumen in mondlichen Juniusnächten, u. ſ. w. Gedanke die ſich ſogar realiſiren laſſen und wirklich mitunter realiſi werden — das Alles giebt doch noch einigen ſchönen und ernſ haften Troſt.

Wollen wir aber die Sache nicht von vorn herein glei ernſthaft nehmen, ſondern leichter und ſcherzhafter, ſo könnte wir uns bloß begnügen, zu ſagen, es müſſe ſchon um deßwille nicht ſo ganz ſchlimm in der Welt ſtehen, da doch noch imm die Leute — aufſtehen, frühſtücken, ſich ankleiden, arbeite in die Kirche und in die Komödie gehen, heirathen, Kinder ze gen, u. ſ. w. Es iſt zwar nicht in Abrede zu ſtellen, daß d Hälfte, oder gar zwei Drittel der Menſchen dieß Alles nur m chaniſch thut; das übrigbleibende reſpectable Drittel thut es j doch wahrlich nicht mechaniſch, ſondern (um es mit Eine Worte zu ſagen) aus Religion, Poeſie und jener freundliche Gewohnheit, die das reine Handeln nicht ausſchließt. Wä aber die Welt wirklich eine ſolche, wie ſie im Atar Gull vorg ſtellt wird, ſo gäbe es auch keinen — Atar Gull, und Nieman

---

*) Alle gehen ab. Ende.

würde Luſt haben, ein Buch zu ſchreiben, wie das genannte. Zum Bücherſchreiben überhaupt gehört eine Welt, und zwar mehr als eine bloße Leſewelt. Eine ſolche iſt nicht bloß vorhanden, ſondern ſie kann auch dem Schriftſteller nicht gleichgültig ſein, da er ſich doch wahrlich nicht umſonſt ſo viele Mühe mit ihr giebt. „Mühe" ſage ich, denn mache ihm ſein Genie das Geſchäft auch noch ſo leicht, er muß doch ſorgen für Dinte, Papier und Federn, er muß ſchreiben, ausſtreichen, umarbeiten, feilen, mit dem Verleger Rückſprache nehmen, den Druck leiten, u. ſ. w. Und für wen das Alles? für eine Atar Gull'ſche Welt? die kann nur zerſtören, und für die Zerſtörung bauet man nicht.

Ueberhaupt halte ich bei manchen dieſer neueren verzweiflungsvollen Bücher den Troſt feſt, den ich ſchon früher bei einigen franzöſiſchen und deutſchen Büchern aus der Encyklopädiſten-Schule mir angeeignet habe. Wenn nämlich die Verfaſſer unter anderem Unerfreulichen behaupteten, daß ſämmtliche menſchliche Handlungen nur von Eigennutz ausgingen, ſo ließ ich mir die Beredtſamkeit, mit der das geſchah, recht wohl gefallen; aber der Inhalt ſelbſt machte mir keine Sorgen, denn er war ſchon zum Theil durch dieſe Bücher ſelbſt widerlegt. Iſt es nämlich wirklich wahr, daß die Menſchen nur durch Eigennutz bewegt werden, ſo muß dem einzelnen Gebildeten, der dieß erkannt hat, ſehr daran gelegen ſein, daß die Sache ein Geheimniß bleibe; jeder aber, der es ausplaudert, zeigt ſchon um deßwillen, daß wenigſtens er für ſeine Perſon nicht eigennützig iſt, indem er uns ja in die Karten ſehen ließ und alſo ſein Spiel verloren geben würde. Es hat aber mit dieſem Spiel keine Gefahr, denn es iſt beſſer, als er es angiebt.

Hier höre ich einen Leſer fragen: „Wie ſteht es aber überhaupt mit Deiner Schätzung von Sue's Talent oder Talenten?" Sie erſcheinen in Beziehung auf reine Darſtellung von Begebenheit, Charakter und Handlung nicht bloß ſehr bedeutend und bedeutender, als ſie gewöhnlich geſchätzt werden, ſondern ſie nähern ſich ſogar der Genialität, und wenn ich nicht einzelne Belege dafür angebe, ſo liegt der Grund lediglich in der Unerfreulichkeit und peinlichen Gräßlichkeit des Inhalts. Doch eben in dieſer auf die Spitze geſtellten Gräulichkeit liegt noch einige Hoffnung. Der Dichter wird ſchwerlich auf jene Spitze noch eine Spitze ſtellen können, er kann nicht weiter und muß deßhalb zurück. Soll ich mich noch deutlicher erklären, ſo geſchehe es auf folgende einfache Weiſe: Das Weſen des gebildeten Menſchen ruht auf Ideen, denn ohne dieſe ſinkt er unter ſich ſelbſt und dauert gewiſſermaßen nur fort. Je reiner und mächtiger die Idee, je reiner und mächtiger das Leben, das von ihr getragen wird. Die höchſte Idee ließe ſich am beſten als das ewige göttliche Ja bezeichnen, und könnten wir ohne Unterbrechung in derſelben leben, ſo würden wir eines vollendeten Seelenfriedens genießen. Der Gegenſatz iſt das unſelige Mephiſtopheliſche Nein, das ſich nur durch einen nie verſiegenden Witz der Verzweiflung geltend machen kann. Im Atar Gull waltet er auf die entſchiedenſte Weiſe vor, und ich weiß die ungemeine Kraft zu ſchätzen, mit der der Dichter eine ſo unſelige Welt darzuſtellen gewußt hat. Er zeigt dadurch, daß er ſelbſt *höher* ſteht, als die von ihm erſchaffene Welt, und wenn ſie ihn auch noch hie und da zu beunruhigen ſcheint; jene Kraft, noch höher geſteigert, kann ihn auch davon retten. Wer den Muth hat, ſich auf jene unſelige Welt einzulaſſen, kann auch den höheren gewinnen, ſich eine ſchönere zu ſchaffen und *glückſelig ſein zu wollen*, und einem ſolchen Willen, wenn der Kraft die Demuth ſich zugeſellt, wird der günſtigſte Erfolg nicht ausbleiben. Je größer der Kampf, je größer der Sieg: *das* Wort iſt ſehr alt, aber wahr.

Nur wo Halbheit waltet, iſt wenig zu hoffen, denn auf dieſem Standpuncte iſt der Menſch weder glücklich noch unglücklich; er weiß nicht recht, wohin er ſeine Kraft wenden ſoll. Er hat den Muth nicht, ſich ſelbſt mit völliger Deutlichkeit zu objectiviren, und ſchwankt ſo — gleichſam als ſei das Schwanken das Leben ſelbſt — unbefriedigt dem Grabe zu. Wäre es erlaubt, eine im Ganzen doch wohl ſehr ernſte Kritik wie dieſe mit leichten ſcherzhaft klingenden Worten zu ſchließen, ſo würde ich ſagen: Die meiſten Menſchen leben weder in der Idee des *Ja* noch des *Nein*, ſondern auf einem unerſprießlichen „Vielleicht“; Andere gleichſam auf einem „Hm Hm“, „Ei ei“, „wer weiß“, „Potstauſend“, „Verwünſcht!“ oder gar: „Es iſt doch Alles Thorheit“! u. ſ. w. Solche Redeblumen ſind keine Blumen, ſondern kaum Strohhalme, die Niemandem zur Stütze dienen können. — Doch — um zum reinen Ernſt zurückzukehren — auch was man ſo gewöhnlich „Stütze“ nennt, reicht nicht hin, wir bedürfen der ewigen Säule. *Wollet* ſie nur finden, und zwar: wollet *ganz*, dann werdet ihr ſie finden. — Fern aber, unendlich fern ſei jedes phariſäiſch ſelbſtgefällige Lächeln und hochmüthelnde Achſelzucken.

32.

Der gerecht Melancholiſche.

Der höchſte Grad der Melancholie, die einzige, welche großartig zu nennen wäre, iſt noch von keinem Dichter, ſelbſt nicht von Shakſpeare und Goethe geſchildert worden. Sie iſt nur bei einem vollendeten Nicht-Egoiſten und Anti-Egoiſten zu denken; daß es aber ſolche gebe, dürfen wir mit Entſchiedenheit annehmen. Hamlet iſt unglücklich, weil er ſeine Aufgabe, die aus den Fugen getretene Zeit wieder einzurichten, nicht löſen kann. Timon wird ſchwermüthig, weil er das bequem wohlthätige Leben, welches aber eigentlich ein ſehr unſittliches war, nicht weiter fortſetzen kann. Er und ſein viel tieferer Bruder, König Lear, wollen angebetet ſein, und da das ausbleibt, finden ſie theils im unſittlichen, theils im koloſſalen Menſchenhaß, theils im farbig gaukelnden Wahnſinn eine Art von Erſatz. Was den jungen Werther betrifft, ſo will ich ihm wahrhaftig nicht mit gewohnter frivoler Aufklärung kommen, wohl aber darf ich ihm das entſchieden ruhige Wort ſagen: „Zwar iſt der Irrthum in der Liebe ein überaus großes Unglück, indeſſen giebt es doch in dem geheimſten Winkel Deines Herzens eine Kraft, die Du noch nicht verſucht haſt, um ſie aber verſuchen zu können, müßteſt Du Dich freilich — es klingt über alle Maßen proſaiſch — erſt beſſern." Daſſelbe gilt von jenem Unglücklichen, den die Harzreiſe im Winter andeutet, der ſich „Menſchenhaß aus der Fülle der Liebe getrunken hat." Aber eben weil er das konnte, und weil er es zu dürfen glaubte, iſt er ſchon nicht der, den ich meine.

33.

Guter Rath an Nachahmer.

Auch der mittelmäßigſte Schriftſteller würde wenigſtens auf einige Zeit lebendig und warm ſchreiben können, wenn er das ſchreiben wollte, was ihm am meiſten am Herzen liegt. Das thut er aber nicht, er fragt ſich nicht einmal ſelbſt darum, und doch hat er gewiß manche Ahnung und manche Sehnſucht in ſich, der er Worte geben ſollte, die gewiß in dieſem Falle lebhaft und geflügelt ſein würden. Was thut er denn aber? Er horcht im Publicum und in den Zeitblättern herum, was etwa jetzt beliebt und in der Mode ſei, und dieſen Weg ſchlägt er ein. Da er aber natürlich nicht ſo viel Kraft hat, als der, den die Mode, ſei ſie auch eine thörichte, eingeführt hat, da ferner jeder Späterkommende den Weg ſchon breit getreten findet, ſo iſt das höchſte Lob, was er erreichen kann, er ſei ein erträglicher Nachahmer; ein Lob, das eigentlich keines iſt. In einzelnen Fällen kann freilich die Sache mit kaltem Achſelzucken abgemacht werden; betrachten wir aber die Sache im Ganzen, ſo tritt uns der furchtbare Gedanke entgegen, daß in allen Ländern, beſonders aber in Deutſchland, ſchon viele tauſend Schriftſteller geſtorben ſind, ohne jemals ausgeſprochen zu haben, wa ihr innerſtes Gemüth am meiſten bewegte. Ein ſolches abe es ſei nun wenig oder viel, kann nie ganz unintereſſant ſei und würde wenigſtens hiſtoriſch merkwürdig ſein. Statt deſſen gaben ſie uns die Wiederholung des längſt Geſagten un wiederholten das Wiederholte bis in's Unendliche fort, wo für Niemand ihnen dankt, und Niemand danken kann. Da iſt nun freilich lächerlich, aber auch traurig genug, und ſoll dieſes harmloſe Fragment auch nur einen einzigen Schriftſtelle bewegen, einmal recht genau und tief in die eigene Bruſt ſchauen, ſo würde mich das innig erfreuen.

31.

Kleinſtädterei der Großſtädte.

Es iſt bedenklich, daß die meiſten neueren deutſchen Dichter in großen Städten wohnen. Dieſe ſind für den zum Man gereiften Dichter ohne Zweifel von großem unſchätzbaren Ei fluß, und es wird ihm nichts Aeußeres zu mächtig werden, er die gehörige Ironie mitbringt, die wir leider, obwohl fre lich nur eine ſehr untergeordnete Gattung, gegen die klein Städte verbraucht haben. Die Kleinſtädterei der kleinen Stä wird durch ihre Regelrechtheit, Geordnetheit und durch d Streben nach Erhabenheit zu etwas wahrhaft Lächerlichem, u da ſie ſelbſt in ſich befriedigt iſt, ſo kann ſie ſelbſt als luſtig

Wahnwitz gebraucht werden. Weit ſchlimmer ſteht es mit der Kleinſtädterei in großen Städten. Hier entſpringt ſie unmittelbar aus einem verwahrloſten Herzen, es fällt ihr nie ein, daß ſie wirklich kleinſtädtiſch und klatſchig iſt, ſie wächſt wild, und ſchlingt ſich, wie der gierige Epheu, Kräfte raubend um den Baum; doch iſt auch dieſer Vergleich noch zu gut für ſie, da der Epheu, ſo beſchwerlich er auch ſein muß, doch wenigſtens nicht giftig iſt. In Krähwinkel wird die Kleinſtädterei und Philiſterei mit Ernſt und Liebe getrieben, darum iſt ſie freilich für den ächten Großſtädter, der dahin verſchlagen wird, läſtig genug, aber luſtig für den Beſchauer; in großen Städten aber iſt ſie nur das Reſultat der Hohlheit und Liebloſigkeit, ſie weiß es, daß ſie nichts taugt, und brüſtet ſich doch damit.

Und was iſt denn nun Großſtädtiſchkeit? Man könnte antworten: moraliſch-äſthetiſche Vornehmheit. Dann käme wieder die Frage: was iſt Vornehmheit? und hier würde die Antwort lauten: die, durch Bildung erlangte ſittliche und geiſtige Freiheit, Geſichertheit in der Wurzel des Seins, Feſtigkeit des Stammes, aber reiche Fülle an Blüthen und Früchten, die Zweige ausbreitend nach allen Gegenden hin, ſtets Nahrung gebend und empfangend. Solche Menſchen giebt es gewiß in manchen deutſchen Großſtädten nicht wenige, aber es giebt ihrer vielleicht noch mehr in den unſcheinbarſten Landſtädten und Dörfern.

Dieſe Gedanken ſind alle ſo überaus einfach, daß ich mir wohl denken kann, es werde mancher Leſer dabei lächeln; das ſoll mich recht freuen, nur fürchte ich, daß gerade unter dieſen

Lächlern diejenigen ſind, die vielleicht in der nächſten Stunde wieder bedauern, daß Goethe in dem kleinen Weimar, Jean Paul in Hof, Meiningen, Koburg und Baireuth, Schiller in Jena und Weimar, Tieck viele Jahre auf dem Lande gelebt habe. Die Armen! warum nicht in Berlin, oder Wien?

35.

Phyſiognomik.

Bei keiner Wiſſenſchaft wird uns die bei den Alten ſo häufig vorkommende Unterſcheidung der eſoteriſchen und exoteriſchen Lehre und Lehrart ſo deutlich als bei der Phyſiognomik. Was ſich darüber öffentlich und für die Menge lehren läßt, ſind nur einzelne Grundſätze, mit denen man nicht weit kommt, aber der Menge, die nur ſinnlich ſchauen kann, und auch das oft nicht einmal, darf nicht mehr gegeben werden. Verſuchen wir es dennoch, ſo geben wir dem Kinde ein ſcharfes Meſſer, mit dem es ſich leicht verletzen kann. Um jenes Eſoteriſche zu faſſen, bedarf es eines ganz eigenthümlichen Genies, das nur geweckt, nicht aber erzeugt werden kann. Wo dieß fehlt, wird ſelbſt das Auswendiglernen der vier dicken Bände der Lavater'ſchen Phyſiognomik nur Verwirrung ſtiften. Wo es vorhanden iſt, wird man nur wenig Nachhülfe bedürfen. Wie groß aber auch die Anzahl der Irrthümer ſein möge, die ſich in dem mehr beſchwatzten als geleſenen Lavater'ſchen Werk finden mögen, immer bleibt ihm das große Verdienſt, zuerſt auf die unendliche

Bedeutung des Menſchengeſichts und der Menſchengeſtalt aufmerkſam gemacht zu haben, in der er mit Recht ein treffliches Beförderungsmittel nicht bloß der Menſchenkenntniß, ſondern der Menſchenliebe findet. Hier iſt der Hauptpunct, und ich möchte hinzuſetzen, daß jeder Betrachter ohne menſchenliebende Geſinnung jedesmal Unrecht haben müſſe. Ueber Haltung, Geberde iſt Lavater dürftig, über Redelaut und Redeſtyl ſchweigt er faſt ganz; und doch iſt hier Sokrates' bekanntes Wort, „Rede, damit ich dich ſehe (erkenne)!“ mahnend genug.

Wie viel Uebertreibung auch in der Behauptung der Stoiker liegen möge, daß der Tugendhafte auch immer ſchön ſei, das ſchroff Abgeſchnittene dieſes einzelnen ausgeſprochenen Satzes allein macht ihn widerſtrebend, und es iſt wohl Niemand ſo witzarm, daß er nicht ſollte ein paar Späße gegen denſelben aufbringen können. Ganz anders aber nimmt er ſich im Zuſammenhange aus, wenn wir, was die Stoiker kaum der Mühe werth fanden, auszuſprechen, den Unterſchied zwiſchen architektoniſcher Schönheit des Geſichts und der aus demſelben heraus und überſtrahlenden Gemüthsſchönheit unterſcheiden. Daran mochte wohl Cato denken, als er Cicero's fragmentariſche und nicht übel witzige Darſtellung der ſtoiſchen Lehren mit dem bekannten: „Was haben wir doch für einen ſpaßigen Conſul! (quam ridiculum consulem habemus)“ abfertigte.

36.

Lebens- und Bücherſtyl.

„Wie ſollteſt Du mir nicht klar erſcheinen,
„Ich ſah Dich lachen und ich ſah Dich weinen.“

Es iſt ein großes Unglück, daß die Deutſchen eine aparte Bücherſprache und eine aparte Lebensſprache haben. In ihren Büchern, meinen ſie, müßten ſie ſchon ehrenhalber vornehmer, zierlicher erſcheinen; im Leben kommt es auf Unbeholfenheiten und Platitüden nicht an, und es iſt gut genug, wenn man nur überhaupt ſagt, was man meint; auf das Wie kommt nicht viel an.

Daher die breite Lebensproſa und die aufgeſchwollene Bücherpoeſie, als wäre das Leben und die Bücher zweierlei, ſo daß ich wohl fürchten muß, es werden Manche, die dieſes leſen, ausrufen: ja freilich iſt das zweierlei, denn wie es gewöhnlich getrieben wird, iſt es leider wirklich ſo. Nur daß dabei weder das Leben noch die Bücher gut durchkommen.

Der Dichter, der im tieferen Sinne des Wortes anders ſchreibt, als er ſpricht, iſt kein Dichter, ſondern nur ein forcirter und gequälter Geiſt, der vielleicht hier und da manches Erträgliche ſagen, aber nimmermehr eine rechte poetiſche Welt wird erſchaffen können; denn wenn er das vermöchte, würde er nicht vor allen Dingen dieſe Welt zu ſeiner eigenen machen und die Zweiheit, in der er befangen iſt, aufheben?

Die Frage: wie? alſo auch im gewöhnlichen Leben ſoll der Dichter ſo ſprechen, wie in ſeinen Büchern? kann mich nicht ſchrecken, denn ich erkenne das, was man ſo gewöhnlich das gewöhnliche Leben nennt, gar nicht an; ob wir ein gewöhnliches oder ein bedeutendes Leben führen wollen, kömmt lediglich auf uns allein an. Von außen her zufliegen kann uns weder das eine noch das andere.

Meint ihr, daß Goethe anders leben könne, als er ſchreibt, und ſprecht ihr es nur ſo obenhin aus, daß ſein Buchſtabe lebendig ſei?

Daſſelbe iſt es mit Briefen. Da, meinen ſie, läßt man ſich laufen, genirt ſich nicht, und deßhalb inſonderheit ſoll man Briefe der Verſtorbenen nicht drucken laſſen.

Laßt mich zuvörderſt erklären, daß wohl kein Menſch eine größere Vorſicht empfehlen könne, bei der Herausgabe von Briefen der Verſtorbenen, als ich; aber wahrlich nicht aus dem genannten Grunde, ich glaube, daß die Briefe eines guten und gebildeten Menſchen nie anders ſein können, als gebildet und gut, und wenn manche gedruckte Briefe berühmter Männer dagegen zu ſprechen ſcheinen, ſo ſcheint das eben nur ſo, und ſpricht in der That für jenen Satz. Für die Geſchichte ſind jene oft recht dürren und leeren Briefe ſehr wichtig, wenn auch dieſe Wichtigkeit nur traurig machen könnte. Aber auch heiter, in Beziehung auf die Gegenwart, können uns ſolche Briefe machen, denn wahrlich wir dürfen mit Recht zweifeln, ob irgend einer unſerer jetzigen berühmten Kritiker und Dichter ſo hohl egoiſtiſche, hochmüthig beſchränkte und ideenloſe Briefe ſchreiben könne, wie z. B. Bodmer und Sulzer.

37.

Rouſſeau.

Wie ſich auch das Talent anregen und aufregen möge, Genie wird es doch niemals, und ſollte es auch Tauſende täuſchen. Der ſchlagendſte Beleg iſt dafür Rouſſeau, der, im ewigen Widerſpruche mit der Welt und mit ſich ſelbſt und mit Gott, weder den Beifall der Welt noch ſeiner ſelbſt, noch Gottes erlangen konnte. In ſeiner Heloiſe iſt ein Feuer, das von ferne faſt wie ein tragiſcher Scheiterhaufen ausſehen kann, ganz in der Nähe betrachtet, iſt es doch nur ein hoch aufgethürmter Berg von Stroh, der brennend auf einige Zeit durch die Nacht luſtig hindurch leuchtet. Rouſſeau's Anſicht vom Chriſtenthum iſt, wenn wir ihr eine gewiſſe blühende Wortpracht nehmen, die ganz gemeine von der liebevollen Moral des Stifters, der ſich in Geſellſchaft mit Sokrates und Confucius ſeltſam genug ausnimmt. Von eigentlicher Tiefe der Religion, die ohne reinen Offenbarungsglauben gar nicht gedacht werden kann, hat er, wie die Meiſten ſeiner Zeit, keinen Begriff. Daß ſein Emil treffliche Einzelnheiten enthält, iſt Jedem klar, der nur darin geblättert hat, aber die Wiſſenſchaft des Lebens iſt nicht darin entwickelt, und von dem Urbegriff der Erziehung gar nicht die Rede. Sein Denkvermögen äuſert ſich am entſchiedenſten in ſeinem geſellſchaftlichen Vertrag, aber der Boden, aus welchem er den Baum hervorgehen läßt, iſt arm und unfruchtbar. Indeſſen zeigt ſich hier die bewußtloſe Heuchelei, in der er ſo häufig befangen iſt, am wenigſten. Er iſt conſequenter als jemals, und er kann auf ſeinem religion- und poeſieloſen Standpuncte keine anderen Reſultate geben. Seine Confeſſions haben faſt allgemein die Erwartung getäuſcht, mit Unrecht, denn man hätte nichts Anderes erwarten ſollen. Wer betet, ſoll die Thür des Kämmerleins verſchließen, wer aber ſo beichtet, ſollte billig ſich nach doppelten und dreifachen Thüren umſehen. Wohl mag es ihm ein Ernſt geweſen ſein, büßen zu wollen, aber die Buße wird zum Prunk, zur Koketterie, und das härene Gewand läßt die überall gekränkte Eitelkeit doch durchſchimmern. Mit der Buße etwas gewinnen zu wollen — (neues Aufſehen, Beifall, u. ſ. w.), der bloße Gedanke hat etwas Entſetzliches.

38.

Reizmittel.

Wie der Kranke im Gefühl ſeiner Schwäche gern die pikanteſten Stärkungsmittel gebraucht, um ſich wenigſtens auf einige Zeit mit dem Gefühl des Wohlſeins zu ſchmeicheln, ſo auch der ſchwächliche Künſtler in der Bemühung, ſeinen Kunſtwerken Intereſſantheit zu verleihen. Haben wir aber jene Mittel gebraucht, ſo ſind ſie bald durch Gewöhnung unzulänglich geworden, und wir müſſen uns wieder nach ſtärkeren und immer ſtärkeren umſehen, bis endlich gar kein äußeres Mittel mehr anſchlagen, und die vollendete Ohnmacht ſich gar nicht mehr verhüllen laſſen will. In unſerer Literatur haben ſich ſchon viele ſolcher Mittel an den Tag gegeben, und man kann den Unwerth nicht beſſer ausdrücken, als wenn man ſie kalt und trocken, gleichſam lexikaliſch nennt. Kotzebue nahm ſündhafte und reuige Frauen, ſchadhafte Tugenden, eine Ehe zwiſchen Bruder und Schweſter, wohlthätige Türken und Juden, edle Araber, ſchlechte Chriſten, liebenswürdige Mohren, u. ſ. w. Dann nahm man auch zu körperlichen Gebrechen ſeine Zuflucht, Podagriſten, Taubſtumme, Blinde gingen über die Bühne und rührten Jeden, der noch geſunde Füße, Augen und Ohren hat. Selbſt unſer trefflicher Jean Paul zeichnet mit zu großer Liebe und Ausführlichkeit einen bruſtkranken und bruſtblutenden Indier und einen nicht minder ſchwachen und ſüßen blinden Flötenſpieler, ohne daß die Compoſition des Ganzen die Schilderung dieſer Leiden erforderte; denn das verſteht ſich, daß es Fälle giebt, wo ſie nothwendig iſt, z. B. im Philoktet. Auch Heinrich von Kleiſt iſt nicht frei von ſolchen Mitteln, und der nachtwandelnde nervenkranke Homburg ſteht ohne Zweifel im Widerſpruche mit der Farbe der Zeit, in welcher das Stück ſonſt ſo trefflich ſpielt *).

---

*) Und wie ſind unſre dramatiſchen Dichter — Dank ſei es dem aus Frankreich eingewanderten Galeerenſklaven, Robert dem Teufel, Lucretia Borgia, u. ſ. w. auf dieſer Bahn fortgeſchritten!

39.

Charakter und Bildung im Verhältniß zur Sprache.

Rohe, unſittliche, verzerrte Menſchen haſſen, wie leicht begreiflich, alle Melodie und Harmonie der Sprache. Shylok z. B. möchte am liebſten mit Kratzbürſten, mit zu ſcharfen Rechnenſtiften auf Schiefertafeln, oder auch wohl mit ſchartigen Meſſern ſprechen; da er aber doch nun einmal im gewöhnlichen Leben Worte nehmen muß, ſo wählt er ſtets die ſchreiendſten und ſchrillendſten, denn ihm iſt nur wohl im Unmelodiſchen. Nicht minder charakteriſtiſch bizarr und nach Willkühr häßlich geht Kaliban mit der Sprache um, u. ſ. w. Dieſes Zuſammentreffen des Charakters mit der Sprache zeigt ſich bei Shakſpeare immer, denn wie das Leben dieſe Nothwendigkeit des Zuſammenklangs dem tieferen Blicke überall darſtellt, ſo hat auch der Dichter ſie anerkannt und dargeſtellt; und Macbeth, der in den erſten Scenen der höchſten Harmonie der Sprache fähig iſt, und der ſelbſt in der erſten Zeit ſeiner ungeheuren Schuld, in der Reue und Selbſtverklagung noch der rührendſten Melodie ſich zu bemächtigen vermag, ſinkt, je tiefer und unheilbarer der Riß ſeines Innern wird, durch die immer wachſende Zerriſſenheit auch immer mehr in ſcharf abgeriſſene, hart einſylbige, gräßlich tönende Sprache hinab. Die meiſten neueren Dramenverfaſſer machen es ſich bequemer und treiben den alten ſoliden Frachtwagen ihres Styls auf der viel befahre- und ausgefahrenen tragiſchen Landſtraße vom erſten bis zum letzten Act unbekümmert weiter, er mag knarren wie er will. Es geht ja auch ſo.

Leider iſt aber auch die bloße geiſtige Ungebildetheit bei mangelnder Strebekraft ſchon völlig hinreichend, der Sprache, die ſie redet und die ſie allein reden mag, allen Wohllaut zu nehmen. Auch ohne den Willen, ſie zu verderben, muß ſie ihr und ihm Unheil bringen, und wie Frau Hurtig gar nicht anders kann als alt ſein, ſo kann auch geiſtige Mißbildung oder geiſtige Ungebildetheit nicht anders als in einer häßlichen Sprache erſcheinen. Je großartiger aber eine Sprache iſt, z. B. die deutſche, je weniger hält ſie jene Mißhandlung aus. — —

40.

Was iſt ſchön?

Unter allen Bemerkungen über die Poeſie, die das achtzehnte Jahrhundert verbreitete, ſcheint mir die von Hemſterhuis beſonders werthvoll. Schön ſei, was in der kürzeſten Zeit die größte Anzahl von Ideen wecke. Nur wolle man nicht, was bloß eine wichtige Bemerkung iſt, für eine Definition ausgeben.

Zum Beweiſe jener Richtigkeit wähle man nur irgend einen von einem großen Dichter aufgeſtellten Charakter, ſo wird man inne werden, daß uns in demſelben nicht bloß ein Gegenwärtiges gegeben worden iſt, ſondern auch die Ahnung ſeiner Vergangenheit und Zukunft. Nicht bloß der Charakter des

Hamlet iſt bis auf ſeine tiefſte Wurzel zu verfolgen, ſondern jeder von einem Dichter aufgeſtellte, und Taſſo und Oreſt, Göz und Egmont entwickeln ſich genetiſch vor unſeren Augen, ohne deßhalb jemals zu einem bloßen perſonificirten Begriff zu werden.

Manches Scheinleben, dem der Dichter dieſen Schein nur anhauchen konnte, weil er durch die Blendung des Augenblicks, in welchem er es auftreten läßt, täuſchen mag, kann von dem Kritiker ſogleich in ſeiner Unwahrheit gezeigt werden, ſobald er es nur auf Vergangenheit und Zukunft bezieht, in welchen Verhältniſſen es nicht exiſtiren kann. Darum iſt aber auch das gegenwärtige ohne Halt; doch kann es freilich, wie geſagt, täuſchen, und das bloß angehauchte Scheinleben ſieht in der Ferne aus, wie wahrhaftig eingehauchtes. Beiſpiele ſind verhaßt; doch finden ſie ſich in ſo großer Anzahl, daß ich mir die Aufzählung wohl erlaſſen kann.

41.

Für oder wider in Deutſchland.

Es hat Zeiten gegeben, in denen ein beträchtlicher Theil der Deutſchen, ſobald ſie merkten, ſie hätten eine Literatur, oder doch einen Theil deſſen, was man ſo nennt, für dieſelbe völlig zu glühen, mitunter auch zu toben und zu wüthen anfingen. Sie bedurften eines ſolchen Impulſes, da ſie ſonſt nicht viel zu lieben hatten, und da ſie recht gern handeln, wenn ſich nur irgend Gelegenheit darbietet, ſo handelten ſie nunmehr für ihre Literatur, die deßhalb auch, ſo wenig ſie ſonſt in's Leben überging, in gewiſſer Beziehung mehr handelte, als irgend eine ausländiſche. Wir hatten keine Tories und keine Whigs, aber wir hatten Lohenſteinianer und Weiſianer, Leibnitzianer und Anti-Leibnitzianer, Wolfianer und Cruſianer, u. ſ. w., die ſich nicht bloß auf herkömmliche Weiſe literariſch haßten, ſondern im Leben flohen und befeindeten. Manche liebten z. B. Lohenſtein ſo ſehr, daß ſie ſeinen Gegnern den Tod wünſchten, ja noch im Jahre 1740 wünſchte ein angeſehener Mann im öffentlichen Druck, daß jeder Gegner jenes Dichters an das Rieſengebirge angenagelt werde, wenigſtens verdiene er dieſes entſetzliche Schickſal. Noch mehr in das innere Weſen der Familienverhältniſſe drang die neuere Poeſie und Kritik, wie ſie die Leipziger und Schweizer in bitterſter Feindſchaft gegen einander übten; denn von nun an nahmen auch die deutſch-redenden Frauen einen lebhaften Antheil an dem Gange unſerer Literatur. Ich zweifle ſehr, daß eine züricheriſche Jungfrau einem Leipziger Jünglinge von 1740 eher würde das Jawort gegeben haben, als bis er die Gottſchediſche Dichtkunſt abgeſchworen hätte, wogegen wieder eine Schweizerin in Leipzig entgegengeſetzte Schwüre hätte thun müſſen. Späterhin herrſchte der Berlinismus, und die Aufklärerei griff ſo um ſich, daß jeder Lump, welcher an der Gottheit Chriſti zu zweifeln vermochte, mit Keinem umgehen mochte, der ſich noch an den Luther'ſchen Katechismus hielt. Endlich aber überwog die Theilnahme an Goethe und Schiller, die nicht ſelten wegen ihrer Freundſchaft und gemeinſchaftlichen Beſtrebung faſt immer zuſammen genannt wurden, alles andere literariſche Intereſſe dergeſtalt, daß ihre Namen gewiſſermaßen als Feldzeichen gebraucht wurden. Das hätte nun allenfalls noch entſchuldigt werden können; ſchade, daß dieſer Streit faſt immer nur in den Lüften geführt wurde. Hier iſt es, wo wir auf das Entſchiedenſte der deutſchen Einſeitigkeit begegnen, denn während ein Theil der Deutſchen faſt immer nur mit der Erde und ihren Waaren, d. h. mit Sachen, oder wenn man es recht platt herausſagen will, mit Butterbrod und Käſe zu thun hat, und gar nicht aufhören kann, darüber mit ſchauderhafter Breite zu ſprechen, ſchwebt der andere immerdar in den Lüften, ohne auch nur an die Erde zu denken, oder ſie wohl gar beſitzen zu wollen; und doch iſt es ein gar herrliches Element, die Erde, und eine Verſäumniß derſelben rächt ſich auf fürchterliche Weiſe. — —

42.

Kaiſer Siegismund .... und Racine.

Man hat gewiß ſehr recht, mit dem oben genannten Imperator in vieler Hinſicht unzufrieden zu ſein, aber manche ſeiner hingeworfenen Ausſprüche ſind doch recht hübſch, z. B. folgender:

Als Jemand in ſeiner Gegenwart ſich beklagte, daß doch ſo gar keine Freiheit mehr wäre, erwiederte er: „W[illegible] keine Freiheit mehr wäre, ſo würdeſt Du Dich gewiß nicht [illegible] beklagen dürfen!“ Das klingt ganz gewöhnlich, und doch wäre zu wünſchen, der geiſtreiche, melodiſch ſanfte Racine hätte dieſen Ausſpruch gekannt und beherzigt; wir würden dann einen ganz anderen und viel beſſeren Britannicus von ihm haben. In dieſem viel bewunderten Schauſpiele dringt nämlich der gute Burrhus mit entſetzlichen Redensarten auf den Nero ein, hält ihm ſeine Sünden vor und ſchärft ihm das Gewiſſen, bis es endlich dem Nero zu viel wird; denn da er ihn einmal zur Sprache hat kommen laſſen, ſo bleibt ihm nun nichts übrig, als ſich mit den Worten: „suivez moi!“ aus dem Staube zu machen. Man forderte mir ſchon als Knabe für dieſe Scene große Bewunderung ab, aber ich konnte dieſen Tribut nicht abtragen, denn immer kam mir der Gedanke dazwiſchen, dieſer Nero müſſe doch nicht ſo ganz ſchlimm ſein, da er ſich dergleichen Dinge in's Geſicht ſagen läßt und noch dazu in Gegenwart ſeiner Garden. Als ich vollends hinterher den Tacitus las, ging mir erſt das wahre Licht über das Weſen der Neroniſchen Tyrannei auf, daß ſie nämlich die Geiſter alle drückte, und endlich, ſprachlos machend, unterdrückte. Betrachtet nur einmal, wie ſich die ausgezeichnetern Geiſter benahmen: Petronius ſtarb am Witz und im Witz; Lucanus überſpannte, überflammte und zerhetzte ſein ſchönes Talent, und ward endlich der Verräther der eigenen Mutter; Otho erniedrigte ſich zum Schmeichler, raffte ſich dann auf und dankte den Göttern für ſeine ehrenvolle Verbannung nach Luſitanien; Seneca vertiefte ſich in müßige Speculationen, und als er endlich einmal einen Anlauf nehmen wollte, kam nichts weiter heraus, als eine witzig demüthige Bitte an den Kaiser, doch nicht gar zu freigebig gegen ihn, den alten Lehrer, zu ſein, worauf jener denn in eben ſo wohl gefeilten Redensarten antwortet. Burrhus endlich, obwohl in Kraft dem Seneca überlegen, — konnte vollends nie reden, und ſelbſt ſein Tod iſt dunkel, ſchwer tragiſch, geheimnißvoll ſtumm. Sterben, ſterben und nichts als ſterben konnten die damaligen Römer, ſelbſt der große Thraſea Pätus zeigt ſich zuletzt doch nur groß in der Kunſt, den Tod zu leiden: das iſt die Schuld der Herrſchaft eines Tiber, eines Caligula, eines Nero u. ſ. w., die Schuld der Römer aber, daß ſie es ſo weit kommen ließen. Man wird an Shakſpeare's Wort erinnert: „Wären die Römer nicht Schaafe, dann wäre Cäſar kein Wolf!“

43.

Der erſte Deutſche, der Shakſpeare'n genannt.

Nach Morhof iſt der deutſche Operndichter **Barthold Feind** der erſte deutſche Poet, welcher wenigſtens Shakſpeare's Namen kennt, aber freilich nur aus der dritten Hand. Er ſagt in ſeinem Gedanken von der Opera, nachdem er zuvörderſt die Rührung der Leſer und Zuſchauer zum Zorn, Furcht, Mitleid, oder Rache als das Weſen der Poeſie, nicht als divinum quid, ſondern als etwas gar Natürliches geſchildert hat: „Mr. le Chevalier Temple in ſeinem mehrmals angeführten Essai de la Poësie erzehlet p. 374, daß etliche, wenn ſie des renommirten Engliſchen Tragici Shakespear Trauer-Spiele vorleſen hören, offt lautes Halſes an zu ſchreyen gefangen, und häuffige Thränen vergoſſen. In der Comédie zu Paris wenn Mad. Dancourt die Andromache oder Médée agirt, ſiehet man nicht allein das Frauenzimmer, ſondern auch die galanteſte und chamerirte Krieges-Helden, wenn ſie aus der Campagne kommen, bitterlich weinen und mit rothen Augen aus der Par-terre und vom Theatro nach Hauſe gehen." (S. Barth. Feind, Lt. deutſche Gedichte, u. ſ. w. Stade, 1708. S. 109.)

44.

Opernpracht von 1700.

Ueber die außerordentliche Pracht mancher neueren Opern ſeufzen wir ökonomiſche Deutſchen nicht wenig, nur ſollten wir nicht vergeſſen, daß unſre Vorfahren in dieſer Hinſicht doch noch zuweilen mehr thaten als wir.

„Das Hamburgiſche Theatrum," erzählt Barthold Feind, der es genau kannte, da er alle ſeine Opern für daſſelbe ſchrieb, „kann wohl die mehreſte Repraesentationes zeigen, indem daſelbſt die Seiten-Scenen 39 mahl können verändert werden, und ich glaube, der übrigen Mittel-Vorſtellungen könnte man etlich hundert beiſammen bringen. Das iſt aber ein großer Fehler, daß allda kein gutes Waſſer praesentiret wird, und ein See-Sturm würde anjetzo ſehr einfältig ausfallen, der doch bei Leb-Zeiten des ſeligen Herrn Schotts, als Stiffters des

Opern-Hauſes in Heinrich der Leu faſt surprenant herauskam. Einen Moraſt, Schind-Anger, Back-Ofen, Miſt-Haufen u. ſ. w. zu praesentiren, iſt wol nicht vergönnet, weil ſich die Zuſchauer mit Schnupftüchern, Bieſam-Büchſen oder Schnupff-Toback verſehen müßten, da ohnedem die Naſe genug incommodirt wird, wo man viele Lampen brennet. Ein Gefängnis pflegt zwar ſonſt eine beliebte und gute Praesentation zu formiren. Allein es iſt Schade, daß es nunmehr zu gemein geworden, ſogar daß die meiſten Opern damit ausſtaffiret. Je mehr man auch in den Vorſtellungen der Natur nachahmet, je beſſer ſind ſie, wie es gegentheils einfältig und armſelig läſſet, wenn man il ponte Rialto aus Venedig praesentiret, und eine ordinaire Brücke bauet, oder wenn man die Römiſche Flaminiſche Pforte vorſtellen, und anſtatt deſſen die Hamburgiſche Brocks-Brücke zeigen wollte. Der ſelige Herr Schott in Hamburg war darinnen ſehr accurat, wovon der Lüneburgiſche Kalck-Berg, das Römiſche Capitolium und der weitberühmte Tempel Salomonis, ſo bei funffzehn tauſend Rthlr. allein koſten ſoll, ſattſam Exempel ſind.“

45.

Volk und Pöbel (bei Shakſpeare).

Unter den Sünden, welche frühere Kritiker — gedruckt oder ungedruckt iſt einerlei — gegen Shakſpeare begangen haben, gehört wohl die zu der allergrößeſten, daß ſie ihm zutrauen konnten, er habe den **Haufen**, der ſich im Coriolan und Julius Cäſar herumtreibt, für das **Volk** gehalten und ausgegeben. Das kitzelte die Ultra-Ariſtokraten ſehr, und ſie hielten etwas auf den Dichter, der mit ſo köſtlichem Witze **das Volk** lächerlich machte, während die Stubengelehrten in gutmüthiger Bornirtheit mitlachten, weil ſie die Sache für gar nicht ſo ſchlimm hielten, und bequem vornehm mit dem Volke überhaupt nie etwas zu ſchaffen haben mochten. Shakſpeare ſelbſt iſt, ſobald man ihn nur recht verſtehen will, leicht zu rechtfertigen. Seine humoriſtiſche Satire in jenen Werken **ſoll** treffen und **trifft** auch lediglich die müßig zuſammengelaufene Menge, die eben, weil ſie um ihre innere Langeweile zu verſcheuchen, müßig zuſammen gelaufen iſt, ſich blind aufgeregt und in den mannigfaltigſten Verkehrtheiten zeigen muß. Von dem Volk iſt hier nicht die Rede, und es kommt überhaupt im Coriolan gar nicht vor, denn nur der Pöbel, der, wie viel Lärmen er auch mache, doch immer ſchwach iſt, konnte dem hochmüthig geſpreizten Coriolan ſo armſelig gegenüberſtehen, als hier dargeſtellt worden iſt. Vor ächten Bürgern hätte er verſtummen müſſen.

Auch im Cäſar zeigt ſich das Volk nicht, denn was wir hier von der **Menge** erblicken, iſt weder würdig auf Julius', noch auf Brutus' Seite zu ſtehen. Es zeigt ſich hier die unendliche Lächerlichkeit des Geſindels, das nichts thut, als Zeit vergeuden, weil es an nichts ſolchen Ueberfluß hat, als an Zeit, es kann weder lieben noch haſſen, ſondern iſt die Beute jedes aufregenden oder herabſtimmenden Moments. Es iſt bald wild, bald zahm, bald grauſam, bald weinerlich weich, zerreißt den armen Poeten Cinna, bloß weil er Cinna heißt, läßt ſich aber von Antonius, der es verachtet, leicht myſtificiren, u. ſ. w. Wer es nun über ſich vermag zu glauben, Shakſpeare habe keine andere Anſicht vom Volk gehabt, als eine ſolche, der ſei auch folgerecht und hör' auf, ihn für ein wahrhaftiges gotterfülltes Genie zu halten, ſondern haſſe vielmehr mit ganzem, gerechtem Haſſe den unſittlichen Mißbrauch, den er von ſeinem großen Genie gemacht haben würde, wenn jene Anſicht die richtige wäre.

Wäre es verſtattet, einmal in guter Laune vom Höchſten zum Geringſten herabzuſpringen, ſo möchte ich an — Gottſched erinnern. Der Mann war denn doch gewiß zahm genug, und hätte vermuthlich nicht einmal einem Hoflaqaien etwas Liberales zu ſagen über das Herz bringen können; dennoch haſpelt ſein ſterbender Cato die herkömmlichen abgeſchabten Gedanken über Freiheit und republicaniſche Verfaſſung (aus engliſchen Wochenſchriften entlehnt) wie ein fleißiger Schüler ab, ja er ſagt ſie ſogar dem Cäſar ſelbſt in's Geſicht, wobei den Verfaſſer gewiß ſelbſt ein geheimer Schauder überlief. — Ich hoffe nicht, vergeblich von Shakſpeare auf Gottſched gekommen zu ſein, denn vielleicht entſchließt ſich doch irgend ein Leſer dieſer Blätter, den Coriolan und Cäſar des größten Dichters noch einmal zu ſtudiren, um inne zu werden, daß die gewöhnlichen Lobredner dem Dichter großes Unrecht gethan haben, und daß ihm ein ganz anderes Lob gebühre.

46.

Ob Hamlet weinen könne.

In allen bisherigen Ueberſetzungen und Bearbeitungen des Hamlet hieß es, wie bekannt:

„O ſchmölze doch dieß allzufeſte Fleiſch!"

und man konnte ſich auch allenfalls damit behelfen. Da jedoch „beſſer" immer „beſſer" iſt, ſo werden wir uns auch bald an die genauere Tieck'ſche Uebertragung gewöhnen:

„O daß dieß zu, zu feſte Fleiſch doch ſchmölze!"

denn wir dürfen allerdings annehmen, daß der Dichter ſein too, too solid flesh nicht umſonſt geſchrieben habe, da ihm ſonſt eine ſolche Wiederholung fremd iſt. Tieck nennt die Wortſtellung des Originals ſo bedeutend, wie von Schluchzen unterbrochen, daß das Wörtliche hier nothwendig ſcheine. — (Siehe Tieck's Shakſpeare, Th. 7. S. 358.) — Von Schluchzen unterbrochen? ſollte Hamlet wohl je weinen können? Nach der Erſcheinung des Geiſtes gewiß nicht, denn dieſe wirkt völlig magiſch auf ihn. Das Leben hat ſeitdem für ihn alle Farbe verloren, die Sonne leuchtet für ihn nicht mehr, denn er kennt eine andere Nacht wie wir, ſein Witz iſt nur ein Spielen mit den Eiſenſtäben ſeines Kerkers; und wenn er ſie auch zerbrechen könnte, er würde dennoch ſich nicht frei fühlen. Viele Dichter haben Geiſter erſcheinen laſſen; es waren aber keine ächten, ſondern meiſtens nur Titular-Geiſter, die eher aus einer finſteren Studirſtube, als aus der Unterwelt zu kommen ſcheinen; ſie konnten deßhalb auch auf die, denen ſie ſich zeigten, nur wirken wie etwa der läſtige Beſuch eines finſtern Menſchen.

Indeſſen geht ja jener Monolog der Geiſtesſchau des Hamlet voraus, und er könnte deßhalb doch wohl weinen! Wenn er es überhaupt nur könnte, und das iſt vielleicht mit Recht zu bezweifeln. Es iſt möglich, daß ihm zu gewiſſen Zeiten Thränen kommen, aber ſie werden ſchnell wieder zurücktreten, weil er ſich augenblicklich an irgend eine geiſtreiche Bemerkung über die Thränen erinnert, oder ſelbſt eine neue und originelle macht. In jenem Monologe kann er aber überhaupt ſchwerlich weinen, weil er zu empört iſt. Er hat hören müſſen, wie der Uſurpator Claudius ein rhetoriſches Schulexercitium in guten, und gezwungenen, und ſchlechten Bildern, mit herkömmlicher Feierlichkeit vortrug, wie er die Staatsangelegenheiten mit nachgeahmter Königshoheit und doch nur ſehr liederlich abmacht; wie er eine unbedeutende Privatangelegenheit des geſpreizten Laertes mit unangenehmer Artigkeit und Wichtigkeit behandelt. Er hat ſehen müſſen, wie ſeine Mutter den feigen Sünder als ihren königlichen Gemahl zärtlich anblickt zum Lohn für deſſen rhetoriſche Kunſtſtücke, wie ſie dann den leidenden Sohn mit ein paar altbackenen Phraſen tröſten will, die er ſelbſt, unhöflich genug, für „gemein“ erklären muß. Das nimmt aber der geputzte Claudius ſehr übel, er ſchilt mit gemachtem Anſtand; und mit einer Eloquenz, um die ihn der ſchlechteſte Dorfpfaff vor Luther nicht beneiden würde, erinnert er, daß ja dem Vater Hamlet's auch einmal ein Vater geſtorben ſei, dem wieder einer, und immer ſo fort, wogegen ſich freilich nichts Erhebliches einwenden läßt. Es erregt einen ungeheueren tragiſchen Schauder, daß hier der Mörder den Sohn über den Verluſt des von ihm gemordeten Vaters ſcheltend tröſtet, aber weinen kann dabei wohl ſchwerlich auch nur ein Zuhörer im Parterre, und noch weniger der Sohn ſelbſt.

Nun kann man freilich recht gut ſagen: „Was gehen mich Hamlet's Thränen an?“ Man kann aber auch recht gut erwiedern: „Mich gehen ſie an.“ Der Prinz beneidet ſogar den Schauſpieler, der über Hekuba's Geſchick weinen kann. So weit wollen wir es nicht kommen laſſen, doch einige Bedeutſamkeit darin zu finden, mag wohl verſtattet ſein. Ueberhaupt iſt es mit dem Ausruf: „was gehen mich Hamlet's Thränen an?“ doch eine eigene Sache, und man könnte zuletzt auch fragen: „was geht mich Hektor und Andromache an, die bekanntlich einmal vor einigen tauſend Jahren unſterbliche Thränen geweint hatten, was Achill und Patroklus? und endlich auch: was der Frühling? die Sehnſucht? das Waldesrauſchen? die warme Sommernacht? das fallende Herbſtlaub? der Sternenhimmel? die Muſik zum Don Juan? u. ſ. w.“

Es iſt deßhalb doch wohl ſicherer, wir thun jene Fragen nicht.

47.

Shakſpeare und Gellert, Calderon und Juſtus Möſer.

Ich kann mir einen Kritiker denken, den Shakſpeare's „Wie es Euch gefällt" und „Was ihr wollt" immer neu entzückt, und der ſich bei „der Liebe Müh' umſonſt" unendlich ergötzt, und der doch bei Gellert's „zärtlichen Schweſtern" und bei Iffland's „Reiſe nach der Stadt" ein reines ſanftes Vergnügen empfindet. Ich kann mir denken, wie einer ſich Nachmittags unter den Blumen und Sternen Calderon's erquickt ergeht, und wie er dann Abends Juſtus Möſer's Erdgeſchmack als etwas zwar Einſeitiges, doch Tüchtiges und Ehrbares anerkennt. Ich kann mir das denken und noch viele ſolche Gegenſätze, aber es iſt ſehr zu bedauern, daß ich nur ſagen darf: „ich kann mir das denken." Viel beſſer wäre es, wenn ich ſagen dürfte: „wir ſind wohl Alle einig, daß das ſo ſein müſſe, und daß Jeder, der nicht jene ſcheinbaren Gegenſätze zu überwinden vermag, auf den Namen eines Kritikers keinen Anſpruch machen dürfe; daran zu erinnern wird aber wohl erlaubt ſein.

48.

Hamlet in Wittenberg.

Daß Hamlet in Wittenberg ſtudirt haben ſoll, darüber hat man etwa zweihundert Jahre gelacht; ſeitdem aber weiß

ſelbſt jeder deutſche äſthetiſche Noviz, was der Dichter du
jene Angabe bezeichnen wollte; auch von der gewöhnlich
Entſchuldigung jenes Anachronismus kann nicht die Rede ſei
da in gewiſſer Hinſicht gar kein Anachronismns vorhanden i
Der Shakſpeare'ſche Hamlet hat mit jenem altnordiſchen fabe
haften „Amlet" wenig oder gar nichts zu ſchaffen, ſonde
ſpielt in einem Jahrhundert, das die Blüthe der Ritterlichk
ſchon im Hintergrunde hat, und in metaphyſiſch-ſkeptiſch
Bildung und Verbildung begriffen iſt, während jedoch no
Kraft genug vorhanden iſt, um uns auf eine Zeit hoffen
laſſen, in der die bewußtloſe Unſchuld der alten Welt ſich m
dem ſtrengen Bewußtſein und der ſtillen Gemeſſenheit einigt.

Seltſam iſt es, daß man überhaupt nur bei der ein
Notiz, Hamlet habe in Wittenberg ſtudirt, ſtehen geblieben i
ohne, wenn auch nur ſcherzhaft, weiter zu fragen, was für Co
legia er wohl gehört? Metaphyſik im Allgemeinen ohne Zwe
fel, Ontologie, Pneumatologie u. ſ. w., auch etwas Rhetor
und Poetik; Logik aber ſchwerlich, und Ethik auch nicht. Hi
wäre überhaupt auch noch die Frage zu löſen: ſeit wann i
Hamlet von Wittenberg zurück? und es iſt wenigſtens noc
nicht völlig ausgemacht, ob er beim Tode ſeines Vaters ſcho
in Helſingör war: in ſeiner Gegenwart dürfte es doch der
Claudius ſchwerer geworden ſein, die Krone an ſich zu reißen
oder hatte ihn der Tod des Vaters ſo ganz vernichtet, daß e
von Allem, was um ihn her vorging, nichts merkte?

Aber Horatio? ihn, den man immer überſchätzt, hat ma
doch nicht einmal genau betrachtet. Der hat nicht bloß i

Wittenberg ſtudirt, ſondern er iſt noch immer ein Wittenbergiſcher Student, und trägt die Matrikel in der Taſche; freilich ſieht er ein bischen alt aus, und iſt auch wohl alt, 30 bis 35 Jahre hat er gewiß, und das iſt freilich für einen Studenten ziemlich viel, indeſſen giebt es ja auch bekanntlich alte Burſche und gleichſam bemooſte Häupter, und das ſind mitunter recht liebe, tüchtige Leute.

49.

Die alte Bühne Deutſchlands.

Deutſchland iſt beſonders in Beziehung auf das ältere deutſche Theater das Land der Widerſprüche. Während es auf den Luther'ſchen Kanzeln faſt immer nur die Satanscapelle genannt wurde (ſelbſt Philipp Spener bediente ſich zuweilen dieſes widerlichen Ausdrucks), während man ſogar hier und da den trefflichſten und edelſten Schauſpielern das Abendmahl verweigerte, zog nicht ſelten der geſammte Magiſtrat den einwandernden Bühnenkünſtlern feierlich und fröhlich entgegen, führte ſie dann auf das Rathhaus und, nach einer ſtattlichen Anrede, zu einem wohlbeſorgten und reichen Feſtmahl; mit dieſem aber endete ſich das nähere Verhältniß zwiſchen Schauſpielern und der häuslichen Geſelligkeit der Bürgerſchaft. Oft mochte freilich Bigotterie und Engherzigkeit an dieſer Trennung im bürgerlichen Leben Schuld ſein, urſprünglich aber waltete vermuthlich der Gedanke vor, als müſſe dieſe Geſondertheit der Kunſt wegen eintreten, die durch zu vielen Verkehr mit kleinſtädtiſche Verhältniſſen in Ernſt und Scherz, Würde und Phantaſi einbüße. Hie und da fanden ſich ſelbſt unter den höchſte Perſonen die größten Verehrer der Schauſpielkunſt, z. B. de Kurfürſt von Cöln, der einem ausgezeichneten Schauſpiele mit dem bedenklichen Namen Elendſon, der anfangs Mitglied der Velthein'ſchen Geſellſchaft war, ſpäterhin eine eigene errichtet hatte, auf dem katholiſchen Kirchhofe zu Schwalbach ein Denkmal von ſchwarzem Marmor errichten ließ. Wenn auch nicht in dieſem Grade, doch ſtets günſtig gegen das alte deutſche Schauſpiel bezeigten ſich auch die Könige von England, Georg I. und II.; ſo oft ſie in ihre deutſchen Erbſtaaten kamen, wurde ſogleich eine der beſten deutſchen Geſellſchaften zuſammenberufen, und die Fürſten begaben ſich nach dem großen Jagdſchloſſe zu Görde, wo ſie nach guter alter Weiſe die Tage der heiteren Jagd- und Waldluſt, und die Abende den Künſten und inſonderheit der mimiſchen widmeten. Noch größer war die Gunſt, welche der geiſtreiche Herzog Anton Ulrich von Braunſchweig während ſeiner langen Regierung dem deutſchen Schauſpiel zuwandte, für welches er auch als Dichter ſehr thätig war. Indeſſen bleiben dieſe Ausnahmen doch immer nur Ausnahmen, und der bei weitem größte Theil der Fürſten, des höheren Adels und Bürgerſtandes, die Gelehrten und Reichen zeigten nicht nur keine Liebe für die deutſche Bühne, ſondern nicht ſelten eine beſtimmte Abneigung, ja Verachtung, und ſo verdienen die deutſchen Mimen eine beſondere Schätzung, daß ſie ſich durch dieſe Ungunſt der Zeit durchaus nicht irre machen liſchen. Sie ſtanden gewiſſermaßen der ganzen bürgerlichen Welt und deren wohlbekannten Verhältniſſen ſchroff gegenüber; ſchloſſen ſich deßhalb aber deſto reger an einander, und bildeten eine eng vereinte, im Einzelnen ſogar myſtiſche Körperſchaft, die ſogar durch Zeichen und Sprüche einander zu erkennen gab, und an die frühere engliſche Freimaurerei erinnern kann. Der große Ernſt und die Feierlichkeit, mit der ſie ſelbſt bei ihrer Armuth, und ohne durch öffentliche Kritik begünſtigt zu werden, ihre Kunſt trieben, iſt rühmlich ſelbſt da, wo der Ausdruck jenes Ernſtes in das Phantaſtiſche überſtreift; ſo iſt z. B. um das Jahr 1708 ein Spruch berühmt geworden, der für eine ganze Geſellſchaft als Norm diente, er lautet: „Das Theater iſt ſo heilig wie der Altar, und die Probe wie die Sacriſtei.“ Man möchte vermuthen, es ſei vielleicht ein ſolcher Spruch von dem erſten erhitzten jungen Poeten oder von dem erſten Heldenſpieler ausgegangen. Dem iſt aber nicht alſo: der ihn zuerſt ausſprach und als Regel feſtſetzte, war ein gewiſſer Bönike, von dem wir nichts weiter wiſſen, als daß er ein ausgezeichneter Komiker, deſſen Director Stranizky aber als größter und unnachahmlicher Hanswurſt durch ganz Süddeutſchland gekannt und bewundert war. Die Rollenfächer waren beſtimmt begrenzt, und man verſtattete nicht gern ein Ueberſchweifen des Einen in das Andere. Der Tyrann, der Liebhaber, der zärtliche Vater, der Schalk ſtand gewiſſermaßen auf ſich ſelbſt allein, Niemand ſchämte ſich der Rollen, denn auch die unbedeutendſte, gut erfüllt, gab faſt dieſelbe Ehre wie die größte; jene Benennungen gingen zuweilen auch in das gewöhnliche

Leben über, und mancher ehrenwerthe Schauſpielername der früheren Zeit iſt verloren gegangen, bloß weil man ſich gewöhnt hatte, den Mann lediglich als Tyrann, Cavalier, u. ſ. w. anzurufen. Indeſſen können jene Beziehungen mitunter zu hiſtoriſchen Irrthümern veranlaſſen. So hat man z. B. gemeint, die luſtige Perſon habe vier Epochen auf dem deutſchen Theater gehabt, nämlich Courtiſan, Pickelhäring, Hanswurſt und Harlequin. Die Namen ſind freilich richtig, bezeichnen aber etwas innerlich Verſchiedenes, deſſen Nüancen an einem anderen Orte näher betrachtet werden mögen*). Die Schauſpieler hatten es im Tact, wo der vornehmere Courtiſan dem magern luſtigen Witzhaſcher weichen mußte, und wie dieſer ſich wieder von Hanswurſts breiter Behaglichkeit ſchied. Theoretiſches iſt darüber aus jener Zeit, ſo viel ich weiß, nicht vorhanden.

Je mehr aber die Fürſten und Großen — die oben angegebene Ausnahmen ſind — nur Ausnahmen — ſich von der deutſchen Bühne abwandten und, was ſie nicht kannten, verachteten, und kaum duldeten, deſto geſchloſſener ward ihre Innung und deſto enger ihr Verein. Daraus gingen auch einige ſeltſame Anſichten — auch wohl Geheimthuerei hervor, die wir jetzt bedauern müſſen. So war es z. B. bei den Bühnen Regel, die aufgeführten oder noch aufzuführenden Stücke nicht drucken zu laſſen, und der Sicherheit wegen nicht einmal aus der Hand zu geben, eine Norm, die wir auch bei den deutſchen

---

*) Einen ausführlicheren Aufſatz Horn's „über Hanswurſt und Kasperle" werden wir weiter unten mittheilen.

Puppenſpielern finden. Fauſt, der gewiß in zwanzig verſchiedenen Bearbeitungen auftrat, iſt nie gedruckt worden. Wir kennen ihn nur durch Erinnerungen, ſo wie durch die Aufführung auf dem Marionettentheater von Dreher und Schütz, nach einem der ächten, wenn auch hie und da etwas überarbeiteten Originalmanuſcripte. Daſſelbe gilt von der Genoveva, dem verlorenen Sohn, ſo wie von ſämmtlichen Haupt- und Staatsactionen, über die Hunderte geurtheilt, ohne auch nur eine geſehen zu haben.

Man darf leider ſagen, daß die Zeit für die deutſche Bühne immer ungünſtiger wurde, und die Künſtler faſt ohne Ausnahme in großer Armuth lebten; aber man darf auch hinzuſetzen, daß ſie dieſes Mißgeſchick mit Würde, zuweilen ſogar mit reiner Scherzhaftigkeit ertrugen. Die treffliche Neuberin lebte die letzten zehn Jahre in großer Dürftigkeit *), und ob wohl kränklich, dennoch meiſtens munter und fröhlich. Ihr poetiſcher Briefwechſel mit einem Gönner in Dresden, der ſie in den letzten Jahren freundlich unterſtützte, iſt freilich der Form nach ganz in Gottſched's Art und Kunſt, aber ſein Inhalt iſt rührend, anziehend und erfreulich. Sie iſt zufrieden, wenn ſie, die einſt Vergötterte, in ganz Deutſchland nur noch zehn Freunde hat. Wahrlich ſchon um dieſer Geſinnung willen hat ſie das Denkmal verdient, welches einige Kenner ihrer

---

*) Auch Sophie Albrecht, die im J. 1785 in Dresden ein Haus machte und Schiller's Freundin war, iſt 1839 zu Hamburg in bittrer Armuth geſtorben.
E.

Verdienſte und Liebhaber der Kunſt in Dresden — in dem Dorfe Laubegaſt bei Dresden, nicht weit von dem Hauſe, wo ſie in den armſeligſten Umſtänden geſtorben iſt, ihr haben errichten laſſen (1776). Miſcht ſich aber bei dem Gedanken an die Schickſale einer ſolchen Frau auch einige Bitterkeit in die gerechte Rührung, ſo iſt doch der Gedanke an den größten der großen Schauſpieler des geſammten achtzehnten Jahrhunderts, Eckhof, ein durchaus reiner und großartiger. Er hatte das Höchſte erreicht, was unter den Bedingungen jener Zeit einem Künſtler zu erreichen möglich war, und er trug einen Lohn davon, wie ihn kaum die ausſchweifendſte Phantaſie ſich denken kann: er gefiel Allen, den ſtrengſten Kennern, dem verwöhnteſten Geſchmack, wie der einfachſten Natürlichkeit. Es iſt genug, zu ſagen, daß Leſſing, der ſonſt jedes Wort des Lobes ſorgſam abwog, für ihn nie ein Aber hatte und geradezu erklärte, er bewundere ihn unbedingt in jeder Rolle.

Und dieſer herrliche Künſtler war auch ein höchſt achtungswerther, liebenswürdiger Menſch, ſtreng ſittlich, edel ſtolz, aber beſcheiden und kindlich. Auch er war ſehr arm. — Iffland wußte davon zu erzählen, aber ihn kümmerte das beſchränkte Aeußerliche ſo wenig, daß er kaum daran dachte, es ſolle wohl anders ſein. Ein damals nicht unberühmter Dichter, Löwen, wurde durch Eckhof's Vorſtellung des Orosman ſo entzückt, daß er ihn in einer poetiſchen Epiſtel weit über alle franzöſiſche und engliſche Schauſpieler, die je den Orosman geſpielt, ſetzte, dabei aber mit großer Wehmuth beklagte, daß alle dieſe viel reicher ſeien, als er. Eckhof, der ähnliche Klagen ſchon gar oft gehört hatte, glaubte dießmal antworten zu müſſen. Dieſe Erwiederung lautet alſo:

O Freund, warum bedaurſt Du mich?
Mein Fleiß iſt meine Luſt; genug, er rühret Dich.
Vergnügt eil' ich durch ihn, ſoll's ſeyn! ins frühe Grab,
Preßt er nur Kennern oft gerechte Thränen ab!

Laß Garrik nur Guineen zählen,
Mir wird es nie an Glücke fehlen:
So lang mein Fleiß gefällt, ich Zähren ärndten kann,
Bin ich, obgleich nicht reich, doch ein glückſel'ger Mann;

Und wenn dereinſt bei meiner Gruft
Ein Kenner nur gerühret ruft:
„Die Zähr', die er erzwang, ſoll hier freiwillig fließen!“
So ehrts mich mehr, als wenn mich Sammt und Stein
umſchließen.

Dein Beifall rührt und ehrt mich ungemein,
Mein Dank dafür ſoll dies Gelübde ſeyn:
Von der Natur geführt, werd' ich mich ſtets bemühen,
Der Menſchen Leidenſchaft die Larve abzuziehen.

Eckhof.

Selbſt mit dem kleinſten und wohlfeilſten Stückchen neuerer Kritik müßte es leicht ſein, dieſes Gedicht anzugreifen; leicht, aber auch völlig unerſprießlich und unnütz. Schwerer und beſſer wäre es auch wohl, bei dieſer Gelegenheit, die Kunſt hinter und zwiſchen den Zeilen zu leſen, zu üben, und ſo auch die

Thränen zu würdigen und zu verſtehen, von denen ein Eckhof zu reden der Mühe werth findet.

50.

Erſte Aufführungen von Shakſpeare in Berlin.

In meiner Knabenzeit hörte ich nicht ſelten recht wackere Männer ſtreiten, ob die Todtengräberſcene im Hamlet auch nothwendig ſei, und ob man ſie auf der Bühne geben ſolle oder nicht. Es ſchien mir, als ſprächen doch die meiſten Stimmen dafür, obwohl die anderen manche ſchwere Trümpfe ausſpielten, unter denen beſonders die Berufung auf „claſſiſche Correctheit" faſt ſchauerlich ertönte. Man kann mit Beſtimmtheit ſagen, daß der Kampf um dieſe allgemeine intereſſirende Scene gerade ſo alt iſt, als die erſte Ueberſetzung des Stücks ſelbſt; ja ich vermag ſogar das Datum anzugeben, wenn z. B. in Berlin die Kämpfer für dieſelbe ſiegten. Ein günſtiges Geſchick hat mir nämlich den Jahrgang 1778 der Berliniſchen Komödienzettel auf kurze Zeit zugeführt, und hier erblicke ich mit gerührter Theilnahme, daß, nachdem Hamlet am 3. und 4. Januar ohne Todtengräber aufgeführt worden war, am 7. Januar dieſe trefflichen Geſellen zum erſten Male ihre Exiſtenz geltend machten. Der wohlbekannte Schauſpieldirector Döbbelin wußte recht wohl, wie Großes er gewähre, und damit es nicht im Stillen bleibe, ſetzte er ausdrücklich hinzu: „Heute wird der ſechſte Act mit der Todtengräberſcene mitgegeben," ſo daß man doch nunmehr weiß, wann die neue Aera für den Hamlet begann. Ueberhaupt meinte es Döbbelin mit dem Dichter gut, nur iſt er anfangs mit deſſen Namen brouillirt, indem er ihn Schackeſpaer ſchrieb. Ein Druckfehler kann hier nicht walten, da Hamlet in kurzer Zeit mehrere Male gegeben ward und jedes Mal jene Graphie mitbringt. Lobwürdig aber iſt es, daß der Dichter, als ſchon am 3. October 1778, wo zum erſten Male Macbeth gegeben wurde, in der zweiten Namens-Hälfte richtig geſchrieben ward, auf welcher Stufe er ſich auch am 25. December bei dem König Lear hielt. Den großen Moment, in welchem zum erſten Male auch die erſte Sylbe des Dichternamens in ihrer Integrität erſchienen, und das Sch in ein Sh verwandelt wurde, kann ich leider nicht angeben; wohl aber muß erwähnt werden, daß Döbbelin, wie geſagt, es anfangs nur ziemlich gut mit dem Dichter meinte, nach und nach in wahre Begeiſterung für ihn überging. Als nämlich Schröder, der in genanntem Jahre zweimal in Berlin Gaſtrollen gab, als erſte Gaſtrolle bei ſeinem allgemein gewünſchten Wiedererſcheinen den Lear wählte, fand er für gut, dem Publicum den Inhalt des ganzen Stücks auf ſeine Weiſe zu erzählen, ſo daß nunmehr Jedermann das Stück auf ſeine Weiſe genießen konnte.

51.

Nemeſis.

Auf die Myſtik des Schickſals verſtehen wir Modernen uns nur ſelten ſo wohl als die Griechen; wenn wir ſie aber verſtehen, dann beſſer als ſie. So iſt es z. B. eine unerſprießliche Pedanterie, das Maß der Strafe nach dem Maß der Schuld für die Tragödie genau beſtimmen zu wollen, und der arme Oedipus iſt doch am Ende nur der Blinde am Wege, der weniger geſündigt, als er geſtraft worden. Die Werke des Herrn ſollen nur erfüllt werden, und nur eine zweite Welt kann enthüllen, was die erſte entdeckt hat; aber Sophokles wagte bereits in dem Oedipus auf Kolonos die höhere Verklärung, die Alles ausgleicht, anzudeuten. Nicht minder liebenswürdig, ja vielſeitiger liebenswürdiger iſt Shakſpeare im fünften Act des Kaufmanns von Venedig, ſo wie in den unübertreffbaren Schlußſcenen des Perikles.

52.

Maria Stuart.

Es iſt ein Unglück, daß man ein Trauerſpiel nicht an einem Tage ſchreiben kann; denn wenn wir auch Beiſpiele von jahrlang fortdauernder, gleichmäßiger Begeiſterung für ein Stück genugſam anführen können, doch kann das Gedächtniß dem Dichter ſeltſame Streiche ſpielen, z. B. Schillern bei Maria

Stuart. Der ganze Bau des Werks, dramatiſches Leben, Raſchheit und Sprache! aber welche Störung im Inhalt. Sie ſelbſt geſteht, daß ſie die Mörderin ihres Gatten ſei und den Mörder geehlicht habe. Es kommt zur Sprache, daß ſie ſich von Bothwell habe entführen laſſen und den Sänger Rizzio beglückt u. ſ. w., und dennoch wagt ſie laut auszuſprechen, ich habe menſchlich, jugendlich gefehlt. Sind etwa Ehebruch, Mord, fortgeſetzte Hingebung an den Gattenmörder jugendliche Schwachheiten? So nimmt ſich auch ihr: ich bin beſſer, als mein Ruf! höchſt ſeltſam aus, und faſt wie Perſiflage ihrer ſelbſt. Was man zur Entſchuldigung des Dichters ſagen kann, iſt leicht zu finden; wer ſich z. B. damit beruhigen will, daß es allerdings Damen genug geben kann, die ſich im Stillen der ſchlimmſten Dinge anklagen, und gleich darauf doch gar ſtolz und übermüthig thun, und der Dichter habe ja ſo etwas ſchildern dürfen. Ohne Zweifel darf er das, aber in der höheren Tragödie wird eine ſolche Darſtellung, beſonders wenn ſie, wie hier, gar nicht in des Dichters Plan gehört, nothwendig widerlich, der Leſer übernimmt gleichſam die fehlende Ironie, und Maria wird durch das Mißverhältniß ihrer Selbſtanklage zu dem ſpäteren faſt gurliſchen Uebermuth zu einem unwahren Geſpenſt. Nur für den Augenblick ſetze ich mit Vergnügen hinzu. Es iſt immer noch viel zu viel lebendiges Leben in Marien, als daß wir ſie ſo leicht Preis geben könnten.

53.

Theaterberichte.

Wie es auch mit den meiſten deutſchen Theaterkritiken beſchaffen ſein mag, ſo viel iſt doch gewiß, daß wir durch ſie die theatraliſchen Facta von Aurich bis Trieſt, von Baſel bis Memel, von Straßburg bis Kaliſch ununterbrochen erfahren. Faſt alle Zeitungen ſtehen dieſen Berichten offen, und dieſe Berichte zu geben, ſind hundert und wieder hundert Jünglinge und Männer ſtets bereit, weßhalb wir auch die meiſten Nachrichten doppelt und dreifach, ja in manchen Fällen zwanzig- bis dreißigfach zu leſen bekommen. Wir wollen darüber weder jammern noch jubeln, ſondern bloß fragen: iſt denn das Theater das einzige Oeffentliche, worüber man auch öffentlich ſprechen mag? Habt ihr denn nicht auch Kanzeln, auf denen gar manche treffliche und nicht treffliche Männer ſtehen, die wenigſtens alle acht Tage — der Wochenpredigten zu geſchweigen — von dort herab manches gar Treffliche und nicht Treffliche der verſammelten, meiſtens recht andächtig zuhörenden, Verſammlung vorpredigen, und iſt dieſes über alle Kritik hinaus?

54.

Iffland's Böſewichter.

So oft auch ſeit mehr als funfzig Jahren über Iffland als Schauſpieldichter geſchrieben worden iſt, ſo fehlt doch, ſo viel ich weiß, noch eine der entſcheidendſten Bemerkungen. Seine Sünder und Böſewichter erſcheinen faſt immer ſeltſam komiſch, wunderlich ausſtaffirt, pedantiſch albern, witzig, beweglich, affectirt, behaglich oder ſchwerfällig, mit thörichten Angewöhnungen. Er mag darüber in einzelnen Fällen und Einzelſcenen Tadel verdienen, der Gedanke ſelbſt aber oder der äſthetiſche Inſtinkt, der ihn dabei leitet, kann auf ein nicht geringes Lob Anſpruch machen. Der ſündhafte Menſch fühlt ſich in ſeiner tiefſten Seele immer unbehaglich, und da ſich ein ſolches Gefühl nicht täglich vier und zwanzig Stunden tragen läßt, ſo muß der Sünder nothwendig auf picante Variationen ſinnen, um nur nicht in unendliche Langeweile zu verfallen. Er kann doch nicht alle Tage in's Große gehen, betrügen, verleumden, verrathen, zerſtören u. ſ. w., für die Alltage bedarf er aber eines gewiſſen Detailhandels mit Sünden, die er wie Puppen zu ſeinem Amüſement ausſchmückt. Der Luſtige und Harte bedauert, daß ihn die Natur mit einem ſo weichen Herzen verſehen habe; der verſchlagene Betrüger lächelt ſich ſelbſt mitleidig an, daß er nun einmal ein alter ehrlicher Deutſcher ſei; der ſteinerne Egoiſt geſteht, er möge wohl manche Fehler haben, aber in die Menſchheit ſei er ordentlich verliebt, und in jener Welt werde es ſchon an den Tag kommen, was ihm hienieden nicht verdankt worden ſei; er wiſſe freilich, daß man auch in der höchſten Tugend der Menſchenliebe ausſchweifen könne, er vermöge aber nicht ſeinem warmen Herzen zu gebieten u. ſ. w. Manche der Ifflandiſchen Böſewichter bringen ſogar eine Art von Begeiſterung für ihre Sünde mit, die ſich in den gemalten Flammen wohl zu befinden ſcheint. Wie geſagt, der Gedanke iſt von Seiten der Erfahrung richtig aufgefaßt, und man kann nur die Unzulänglichkeit ſeiner poetiſchen Kräfte bedauern, die jedoch auch nicht gering anzuſchlagen ſind. Hätte Iffland Shakſpearen mehr ſtudirt, als ihm ſeine Zeit verſtattete, ſo würde er auch in dieſer Hinſicht mehr Sicherheit bekommen haben, und gerade hier würde er das große Muſter beſſer erkannt haben, als manche Andere. Bei Shakſpeare nämlich iſt der Sünder faſt immer witzig, humoriſtiſch oder dithyrambiſch trunken, und ein ruhiges oder gar heiteres Laſter iſt nirgend bei ihm zu finden.

55.

Göthe's zweizeiliger Zuſatz zu Wallenſtein's Lager.

Seit dem October 1798, als zum erſten Male Wallenſtein's Lager in Weimar aufgeführt wurde, traten Viele mit der Frage auf, ob Schiller wohl wirklich dieſes herrliche, geſunde, friſche, lebensvolle Gemälde componirt haben könne, und ob es nicht etwa von Goethe ſei, oder ob dieſer wenigſtens geholfen habe. Man hatte noch den Karlos-Maßſtab in der Hand, und er reichte hier nicht aus. Jetzt erfahren wir mit fröhlicher Genugthuung, durch Eckermann, was wir längſt geahnet, daß Niemand anders als Schiller ſelbſt der alleinige Verfaſſer geweſen ſei, was ſich ohnehin ganz von ſelbſt verſtand, da ja, wie allbekannt, er, der immer Wahre, ſeinen edlen Namen davor geſetzt hatte. Was hat nun Goethe dabei gethan? Gerade das Rechte. Zuvörderſt hat er angeregt, ermuntert, ſeine Freude bezeigt, und das iſt die einzige Weiſe einem Dichter zu Hülfe zu kommen. Zweitens hat er ſeinem Freunde einige Werke von Abraham a sancta Clara zugeſchickt, um ſie bei der Capuzinerpredigt zu benutzen. In dieſen Werken war allerdings der ganze katholiſche Vaterwitz des ſiebzehnten Jahrhunderts auf die ergötzlichſte Weiſe vereinigt, den Schiller ſogleich und mit wahrer Luſt erkannte und ſo durchſchaute, daß er die grellere Seite deſſelben mit ſchöner Sicherheit zu copiren vermochte. Drittens hat Goethe aber wirklich zwei Zeilen in die erſte Scene eingefügt. Es ſind die des Bauers:

Ein Hauptmann, der den andern erſtach,
Ließ mir ein paar glückliche Würfel nach.

Dieſer Zuſatz ſei nothwendig als Motiv für den Beſitz der falſchen Würfel, was Schiller aber für unnöthig erachtete; mit Recht, denn warum ſollte nicht der Dichter von uns verlangen können, zu glauben, daß der Bauer ein paar falſche Würfel gehabt habe, die etwaige Frage, wo er ſie hergenommen, iſt völlig müßig und unſtatthaft, und wenn die Dichter alle dergleichen Kleinigkeiten motiviren ſollten, ſo würden ſie vor lauter Motiviren nicht zur Darſtellung des Motivirten kommen können. Auch Goethe ſcheint das einzuräumen, und erklärt ſelbſt: ſeine natürliche Tochter habe auf der Bühne wenig Glück gemacht, weil die Motive zu ſehr gehäuft ſeien. Er thut ſich hier offenbar Unrecht, wie Jeder, der die natürliche

Tochter wahrhaft kennt, und die natürliche Tochter 1803 geſehen hat, geſtehen wird.

Jene zwei Zeilen aber ſind ohne Zweifel weit mehr, als eine bloße allerdings unnöthige Motivirung des Würfelbeſitzes, ſie ſind wahrhaft bedeutungsvoll für das ganze Kriegergemälde jener Zeit. Sie ſind ein unſchätzbarer Pinſelſtrich, der das Colorit erhebt und deutlicher vor die Augen bringt. Ein Hauptmann, der den andern erſtach — wie ungenirt unumwunden, kalt und kurz, und wie wahr iſt dieſe Kälte. Nach einer ſechszehnjährigen Dauer jenes in ſeinen Anfängen – ſo großartigen und ſpäterhin ſo greulich, ja ſcheußlich fortgeführten Krieges hatte man ſich längſt an Aehnliches gewöhnt, und alle Stände wußten davon zu erzählen. — —

56.

Ueber Charakterzeichnung im Drama.

Daß ein geſchickter Maler mit wenigen Pinſelſtrichen, vielleicht ſogar mit einem einzigen, aus einem lächelnden Geſicht ein weinendes, und umgekehrt, aus einem weinenden ein lächelndes machen könne, iſt bekannt genug. Daß aber der gebildete und menſchenfreundliche Menſch Aehnliches auch im Leben und der Dichter in ſeiner Kunſt vermöge, ſollte nicht minder anerkannt ſein. Ein einziges Wort zu rechter Zeit oder zur Unzeit kann die Wendung in das Helle oder Dunkle veranlaſſen, und über die Richtung eines bewegten Gemüths entſcheiden. Ganz daſſelbe iſt der Fall bei den gezeichneten Charakteren in den Romanen und Schauſpielen, wo oft ein einziger Zug und Geberde das Bild vollſtändig machen oder zerſtören kann. Gebt der Goethiſchen Iphigenie auch nur ein einziges Wort ungraziöſer Heftigkeit, und das ganze Schauſpiel würde gleichſam zerbrechen. Nehmen wir den äußerſten Gegenſatz: die Poſſe und z. B. Moliere's monsieur de Pourceaugnac, und leihen ihm einen einzigen Ausruf der wahren Herzenskränkung, und unſer Lachen iſt zu Ende, denn wir gönnen dem komiſchen Narren alles nur mögliche komiſche Unheil, aber kein anderes. Beſonders bedarf das feinere Luſtſpiel hier eines ſicheren Tactgefühls von Seiten des Dichters. Ein ſolches findet ſich in Th. Hell's Unſchuldigen; einem leicht, aber maßhaltenden hintändelnden Luſtſpiel. Leihet dem glücklichen, liebenswürdigen Sünder nur ein einziges Wort des ſchonungsloſeren Uebermuths, und er würde uns widrig werden; leiht dem vielleidenden Unſchuldigen eine einzige Rede, die auf wahre Herzenskränkung hindeutet, und wir bekämen für ihn ein für das Luſtſpiel höchſt unerſprießliches Mitleiden. Dagegen iſt es in dem genannten Luſtſpiel ein geiſtreicher und angenehmer Zug, daß der gute Mann unter der Laſt ſeiner Leiden nicht bloß keine wahren Herzensſeufzer, ſondern, wenn ich ſo ſagen darf, nur Verſtandesſeufzer vernehmen läßt, und endlich, da Alles ſich gegen ihn verſchworen zu haben ſcheint, die ganze Sache bei ſich ſelbſt für Neckerei erklärt, und gleichſam Anſtalten macht, ſich doch auch ein wenig Scherzhaftigkeit und Muthwillen anzuſchaffen. Wie leicht war hier das Zuviel und Zuwenig, und nur jenes Tactgefühl konnte hier vor Abweigung ſchützen.

Ueberhaupt ſcheint mir in den meiſten Theorieen des Luſt- und Trauerſpiels zu viel Rückſicht genommen worden zu ſein auf das begegnende Ereigniß, Verhältniß, Schickſal, und zu wenig auf die Art, wie der gegebene Charakter es auffaßt und fühlt. Wenn uns Codrus oder Regulus oder eine ähnliche tragiſche Perſon nicht gewahr werden läßt, daß ihr Herz das tragiſche Schickſal ganz fühle, ſo hilft ihnen jenes durchaus nichts, und unſer Mitleiden bleibt ungeweckt, während wir doch, um das erſte beſte Beiſpiel zu nehmen, mit Bürger's trefflicher Frau Magdalis faſt mit weinen könnten über ihre verlorene — Kuh. Ein zerbrochener Krug kann uns, wie bei Heinrich von Kleiſt, höchſt wichtig werden, und der Verluſt eines Herzogthums dünkt uns gar nicht tragiſch, ſondern romantiſch erhebend, wenn wir ihn ſo köſtlich ertragen ſehen, als der vertriebene Herzog in „Wie es Euch gefällt," ihn wirklich erträgt. Selbſt das Wort „ertragen" ſcheint hier kaum zu paſſen, da der edle Fürſt nie aufhören kann, Fürſt zu ſein, er ſitze nun auf dem goldenen Stuhl, oder auf dem grünen Raſen in der traulichen Dämmerung des Waldes.

Der Dichter hüte ſich nur, uns Mitleid einflößen zu wollen mit Empfindungen, die wir unter den uns gegebenen Verhältniſſen für rein thöricht, ja für unmöglich erklären müſſen. So iſt z. B. die Verſchlingung der Verhältniſſe in Voltaire's Zaire recht wohl gelungen, aber keine Verſchlingung iſt hinreichend, uns glauben zu machen, daß Orosman ſo empfindet, wie er empfindet. Er bedurfte nur eines einzigen klaren Augenblicks, um ſeinen Irrthum als gänzlich wahnwitzig zu betrachten und auf immer zu geneſen; der Dichter aber hat nirgends gezeigt, daß ſein Held eines ſolchen Moments nicht mehr fähig iſt; gelingt es deßhalb Voltairen, uns etwa für die Theaterzeit gefangen zu nehmen, ſo nehmen wir doch hinterher unſer Mitleiden als irrig zurück, und ſagen mit gerechtem Unmuth: Nicht das Geſchick, auch nicht die Art, wie die Perſonen es irgend aufnehmen konnten, hat hier gewaltet, ſondern der tyranniſche Dichter ſelbſt hat hier einen für poetiſch ausgegebenen Mord in wohlgefeilten Alexandrinern begangen. — —

57.

Hanswurſt und Kasperle.

Allzu zarte Leſer und Leſerinnen werden vielleicht bei dieſer Ueberſchrift unmuthig ausrufen: „Kasperle? Nun der mag allenfalls paſſiren; aber Hanswurſt? Von dem Geſellen mögen wir gar nichts hören.“ — Da ſie jedoch gewöhnlich gutmüthig genug ſind, ſelbſt in der augenblicklichen Verſtimmung noch ein paar Zeilen weiter zu leſen, ſo will ich hier gleich mit dem großgedruckten Namen Leſſing kommen (mit dem es Niemand verderben mag) und das ſchon oft Erzählte wiederholen, daß dieſer theure Mann, eben weil er ſo ſehr ernſthaft und ſinnvoll war, den Scherz, ja den Spaß außerordentlich liebte und namentlich nach dem prallen und drallen Hanswurſt nicht ſelten eine faſt zärtliche Sehnſucht äußerte. Da hatte ihm aber der überſchwänglich ſtolz-erhabene und im Eigenſinn ganz zugemauerte, oder wenn man lieber will: zugenähete Gottſched ſchon 1737 einen üblen Streich geſpielt, indem er, kraft ſeiner poetiſch-conſulariſchen Machtvollkommenheit, den armen luſtigen Jungen mit ſammt ſeinen unclaſſiſchen Späßen von den Bretern verbannt hatte. Leſſing war damals erſt acht Jahre alt, und der Ruhm des kleinen Camenzer Paſtorenſohns war ohne Zweifel noch nicht begründet genug, um ſich mit einiger Hoffnung guten Erfolgs mit dem im Scharlachmantel einher ſtolzirenden Rectormagnificus in einen Kampf einzulaſſen; geſeufzt aber hat er gewiß ſchon als Kind bei der entſetzlichen Nachricht, es ſolle hinfort keinen Hanswurſt mehr auf dem Theater geben. Indeſſen blieb es nicht lange dabei, denn ſchon der Knabe und noch vielmehr der Jüngling und Mann Leſſing hielt ſehr wenig vom Seufzen und deſto mehr vom ehrlichen offenen Dreinſchlagen mit leuchtendem Schwerdt: ſo oft nämlich das tüchtige Dreinſchlagen gut und nützlich war, denn ſonſt ſtand ihm auch die Friedenspalme ſehr wohl an, und er wußte ſie mit dem beſten Anſtand zu tragen, wenn es Zeit war. Gottſched aber fühlte Leſſing's ſchärfſtes Schwerdt, ja es iſt nicht in Abrede zu ſtellen, daß Leſſing zuweilen ungerecht gegen ihm wurde, und im Unmuth über des Mannes große Mängel auch von deſſen unleugbaren Verdienſten nichts wiſſen wollte. — Leſſing jemals ungerecht? mit ſeinem Willen gewiß nie, ſonſt aber aus menſchlicher Schwäche (die uns nun einmal mit in die Wiege gelegt worden iſt) ein paarmal doch wohl; worüber für den angegebenen Fall die Literaturbriefe und die Vorrede zu Mylius' Schriften nachgeleſen werden können. Daß aber ganz beſonders Gottſched's Grauſamkeit gegen den Hanswurſt, Leſſingen wieder grauſam gegen Gottſched gemacht habe, wage ich mit Beſtimmtheit zu behaupten.

Und wer war denn nun dieſer Hanswurſt? Sehen wir den Namen an, ſo finden wir zuerſt den Hans, bei dem wir uns etwas Derbes, Tüchtiges, Ehrliches, Treues, aber auch etwas Täppiſches, Einfältiges und Dickhäutiges zu denken pflegen. Ein ähnlicher Gegenſatz findet ſich in der „Wurſt", die zwar im Allgemeinen ein Lieblingsgericht vieler Deutſchen iſt, doch auch wieder als etwas Gemeines zu gelten pflegt. Indeſſen iſt dieſe Gemeinheit keineswegs ihr allgemeiner Charakter, da ihre Ingredienzien ſehr verſchieden ſind, und ſowohl die Zuthaten — das köſtlichſte und theuerſte Gewürz — als auch die äſthetiſchere Zubereitung ſie ſelbſt für fürſtliche Zungen ſchmackhaft machen kann. — So bringt uns alſo der Name ſchon etwas auf die Spur, und es ſtellt ſich nach und nach vor unſer Auge das Bild eines Mannes, der ehrlich, zuthulich, unbeholfen, täppiſch, wohlgenährt ſich auf einen gewiſſen halbſchürigen Witz dergeſtalt gelegt hat, daß er zuletzt völlig mit zu ſeiner eigenthümlichen Exiſtenz gehört.

Dieſer Hanswurſt hat einen eigenen Gang der Bildung zurückgelegt, als deſſen Stufen etwa folgende anzugeben ſind: — Zuvörderſt hat er gehört, es gebe in der Welt viel Pracht und Herrlichkeit, und er möchte dergleichen auch wohl haben.

Indeſſen ſieht er doch auch bald ein, daß dabei viel Unbequem
lichkeit waltet, und daß ein Schlafrock viel leichter zu trage
iſt, als ein Fürſtenmantel oder Biſchofstalar. — Ferne
Ein Held iſt ohne Zweifel etwas ganz Herrliches; aber hi
braucht er nur einen Augenblick, um inne zu werden, da
es dabei noch viel weniger ohne Unbequemlichkeit abgeht, au
hat er, obwohl man ihn nicht eigentlich feige nennen kan
doch einen natürlichen Abſcheu vor allem Blutvergießen. Ei
herkömmliche Prügelei mag allenfalls paſſiren; aber ein He
verlangt er nicht zu werden. — Es giebt ſodann auch apa
weiſe und tiefdenkende Leute: das hat er gleichfalls erfahren
wie ſchwierig es aber ſei, ein ſolcher zu werden, iſt bekan
genug. Ein weiſer Mann ſieht ferner meiſtens bleich aus, h
wenig Appetit und wird obendrein in der Welt nicht einm
ſonderlich reſpectirt: darum will auch Hanswurſt kein Weiſ
werden, ja es fällt ihm gar nicht einmal ein. — Auch vo
der Kunſt hat er vielleicht gehört; aber auch dieſe koſtet vi
Mühe, und man kommt nicht weiter damit, er legt ſich al
auch nicht darauf und mag nichts damit zu thun haben. —
Auch was man ſo „Liebe" nennt, iſt in ſeinen Bereich g
kommen, denn vor Geſprächen und Geſchichten von ihr kan
man ſich in der Welt gar nicht mehr retten; da hat denn au
Hanswurſt zugehört, und was man etwa das Auswendige d
Liebe nennen möchte, gefällt ihm ſo ziemlich, da jedoch alle
hand phantaſtiſche Ueberſchwänglichkeiten dabei nicht zu ve
meiden ſind, und die Geſchichte ſogar Beiſpiele hat, daß Li
bende ohne Eßluſt ſind und manche Nacht ſchlaflos zubringe

ſo iſt ihm die ganze Sache fatal geworden, und die Liebenden alle, beſonders die erhabenen, erſcheinen ihm höchſt lächerlich. So geht Hanswurſt das ganze Getriebe des inneren und äußeren Lebens durch, und ſucht wie ein altgriechiſcher oder altrömiſcher Philoſoph nach dem dauernd Guten und höchſten Guten; findet aber überall ein „Aber“, das ihn ſchreckt. Sämmtliche Tugenden ſind, wie wir geſehen haben, unbequem zu üben, ſämmtliche Laſter aber ſind nicht minder unbequem, und es führt z. B. ein Dieb, Mörder, Brandſtifter, u. ſ. w. — abgerechnet, daß die wachſame Polizei ihm immer auf den Ferſen iſt — auch ſonſt noch im Ganzen ein ſehr erbärmliches Leben, und an wahren Spaß iſt dabei gar nicht zu denken. Es muß aber doch etwas Gutes in der Welt geben, denn ſonſt mag der Henker leben — oder auch der nicht. Hanswurſt ſucht alſo weiter, und endlich ſpringt der „erhabene Fremdling“, der Gedanke, aus ſeinem ſtaunenden Gehirn. Und was lehrt ihn dieſer erhabene Fremdling als Endziel aller Betrachtung? Nichts Geringeres als: daß gut Eſſen und Trinken nicht bloß das höchſte, ſondern das einzige wahrhaftige Gut des Lebens ſei. — Wir dürfen nicht erſchrecken, ſondern fahren gelaſſen fort: Alles, was man ſich ſonſt erwerben kann, bleibt doch gewiſſermaßen immer draußen, es iſt nie ganz unſer Eigenthum, wir ſind nie völlig geſichert in unſerem Beſitz, aber ein guter Braten, ein Pudding, der ehrbare Solidität mit Intereſſantheit verbindet, ein Glas feurigen Weins oder ruhig ſtärkenden Biers kann in jedem Fall ganz unſer werden. Dieß Alles giebt ſich uns ſo unbedingt liebend hin, daß man bei näherer Betrachtung ſich einer gewiſſen ſanften Rührung nicht erwehren kann. — Man betrachte nur die Menſchen beim Eſſen, und man wird eine wahre Andacht und Begeiſterung in ihren Zügen nicht verkennen; auch iſt es noch nicht genug zur Sprache gekommen, daß manche in ihrer Tugend ſo weit gehen, die reinen Eßzüge im Antlitz auch nach dem Eſſen noch lange beizubehalten, wodurch ſie ſelbſt auf die weniger genußfähigen Perſonen noch lange günſtig einwirken, ſo daß dieſe jenes höchſte Lebensprinzip wenigſtens nicht vergeſſen dürfen, was ſie aus falſcher Aeſthetik ſonſt wohl möchten.

Dennoch würde — wir wollen das Unglück nicht verhehlen — ein ſolcher würdig eſſender Mann, wenn er nichts weiter wäre, als ein „ſolcher Mann", Andern und ſich ſelbſt bald Langeweile machen, weßhalb auch Hanswurſt ſich doch nebenbei nach etwas Geiſtigem umſehen mußte. Er hat es in einer fortgeſetzten ſpaßhaften Polemik gefunden, die er gegen alles Höhere, aber auch gegen alles Unbequeme, das ihm in Bauſch und Bogen als abgeſchmackt erſcheint, richtet. Dieſer Spaß macht ihn zu einem unſterblichen Weſen, denn ihm kann der Stoff nie ausgehen. — Es iſt eine gar ſchlimme Geſchichte mit dieſem Ausgehen des Stoffes, und manche ehrliche Leute ſind daran halb oder ganz untergegangen. Denken wir uns nur z. B. einige der regſamſten deutſchen Aufklärer des achtzehnten Jahrhunderts, die befanden ſich eine Zeit lang recht wohl, denn es gab Stoff die Hülle und Fülle. Da war Herder zu bekämpfen als hypergenialer Querkopf, Hamann als dunkler Träumer, Lavater als Allerweltsſchwärmer, eine

Menge Aberglauben, Phantaſterei, Poeſie, Religion, Begeiſterung u. ſ. w., und jene aufgeklärten Männer hatten ſtets die angenehmſte Arbeit, eine Menge berühmter und unberühmter Leute wohlmeinend zu züchtigen. Als aber einige Jahrzehnte verfloſſen waren, hatte die Arbeit, wie eine gute Medicin, durchgeſchlagen, es war Alles aufgeklärt worden, die Schwärmer und Phantaſten ſchwiegen, und wenn auch Jemand noch viel aufgeklärter geworden wäre, als die Aufklärung ſelber, er machte doch kein Aufſehen mehr. Es war eine wahrhafte geiſtige Hungersnoth auf der einen, und auf der anderen Seite eine unendliche Sattheit; ein tüchtiger derber Schwärmer war kaum mehr mit Gelde zu bezahlen, und zeigte ſich ja noch einmal einer, ſo waren gleich hundert Journaliſten hinter ihm her und ängſtigten den armen Mann ſo ſehr, daß er entweder alle ſeine Schwärmerei für ſich behielt, oder ſich auf der Stelle entſchloß, eben ſo aufgeklärt zu ſein, wie die Anderen, was denn auch bei gutem Willen nicht ſchwer fiel. Ein ſolcher Stoffmangel kann Hanswurſten nie begegnen, denn da ihm durchaus Alles für Schwärmerei gilt — mit Ausnahme des Speiſens, Trinkens und Spaßens —, ſo darf er ſich geſichert halten, denn ſeinem Spaß ſteht Alles zu Gebote.

Dieſen ſeltſamen Geſellen ließen nun die Dichter des ſiebzehnten und der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts — (ich meine nicht die vornehmen und gelehrten, ſondern die Dichter, die mit dem Volke zu thun hatten) — durch alle ihre Schauſpiele, beſonders aber durch ihre ſogenannten Haupt- und Staatsactionen auf mannigfaltige, doch immer jene Wurzel andeutende Weiſe hindurchlaufen. Dieſe Dichter, die im Leben ziemlich unſcheinbar einher gingen und mit den großen Herren und ihrer Regierung nicht das Mindeſte zu thun hatten, ſtellten doch in ihren Dramen nichts ſo gern auf, als Könige und Kaiſer, Prinzen und Prinzeſſinnen, Generale und Miniſter. Damit ſie aber dabei vor aller Verantwortung geſichert blieben, ſo mußten alle dieſe hohen Perſonen aus einer ſehr entfernten Vergangenheit ſtammen, oder in einem fabelhaften Feenlande regieren, Türken oder Oſtindier (am liebſten jenſeit des Ganges) ſein, denn gegen einige Ottomaniſche blutdürſtige Tyrannen, Peguiſche Urſurpatoren und heuchleriſche Bonzen zu ſatyriſiren war verſtattet. Alles recht gut, aber die Gefahr vor langer Weile waltete doch. Die guten deutſchen Bürger, die nach der Tagesarbeit und dem Abendbrod ſich in der Breterbude einfanden, hatten zwar den beſten Willen ſich ſehr zu ergötzen, und von Blut, Mord und Brand, nebſt Tugend, Weisheit und Politik mochten ſie gern etwas hören und ſehen; aber Spaß mußte doch auch ſein, und wo den hernehmen? Hanswurſt mußte aushelfen, und er half wie ein redlicher Mann, der ſich gern der Noth erbarmt. Schon ſein bloßes ungenirtes Auftreten gab allen Herzen einen erhöhteren Schwung, denn man wußte ſchon, was von dem neckiſchen Geſellen zu erwarten war; auch nahm er ſich in dem Kleid der Unſchuld, d. h. in einer weißgrauen bequemen Jacke, langen weißen und weiten Beinkleidern und weißen Schuhen angenehm aus, im Gegenſatze zu den roth und ſchwarz gekleideten, vornehm despotiſchen oder weiſen, tugendhaften und traurigen Perſonen.

Es gab nur ſelten eine Scene, in der er fehlte, denn als eine Art von unſterblicher und allegoriſcher Perſon (das war er trotz ſeiner Wohlbeleibtheit) erlaubte ihm das gutmüthige und durchaus nicht phantaſieloſe Publicum überall und nirgends zu ſein. — Betrachten wir jedoch die Sache ein wenig genauer, um uns das Bild einer Haupt- und Staatsaction näher zu rücken, wie man ſich ihrer etwa im Jahre 1634 oder 1734 oder auch noch viel ſpäter erfreuete, ehe ſie an die Puppenſpieler überlaſſen ward.

Ein in lauter Blutfarben gekleideter türkiſcher Sultan — aus alter Zeit — hat die Großen der Krone um ſich verſammelt und entwickelt in einer langen Rede ſein übelgeartetes Gemüth. Er muß wo möglich gleich anfangs ſich die unziemlichſten Ausdrücke gegen die Chriſten erlauben und das häßliche Wort „Chriſtenhunde" einigemal accentuiren, damit das Publicum gleich weiß, wie es mit ihm daran iſt, und ein wenig Schauder vor ihm empfindet. Jetzt führt der Sultan einen ſchweren Krieg — mit wem kommt ſelten recht an den Tag — und giebt mehrern Feldherren allerhand barbariſche Aufträge, die gewöhnlich ohne alle ſtrategiſche Anweiſung lediglich darauf hinauslaufen, durchaus keinen Pardon zu geben, ſondern ſämmtliche Feinde in tauſend Kochſtücke zu zerhacken; ſollten ſie (ſeine Feldherren) aber ſelbſt beſiegt werden, ſo möchten ſie nur nicht etwa glauben, ſich durch die Flucht retten zu können, denn in dieſem Falle werde er ſie mit eigener Hand „maſſacriren". Dieſes übeltönende Wort, das jetzt zum Glück ganz aus der Mode gekommen iſt, nebſt dem nicht minder fatalen

„Stranguliren" muß für unſere Vorfahren etwas beſonders pikant Tragiſches gehabt haben, denn es findet ſich in vielen Tragödien und Romanen jener Zeit.

Die überaus wohlgeſinnte und wunderſchöne Prinzeſſin Tochter beſchwört ihren königlichen Herrn Vater, doch etwas mäßigere Geſinnungen anzunehmen, aber der Tyrann will ſchlechterdings von ſolchem Moderantismus nichts wiſſen. Die Feldherren zeigen ſich ſchwierig, erzählen von der Uebermacht der Feinde und der üblen Stimmung ihrer eigenen Truppen, die durch die Ungnade des Sultans gereizt worden ſind; der ſcharlachne Fürſt aber droht ſehr unritterlich, ſie alle mit einander aufhängen zu laſſen, wenn ſie noch ein Wort raiſonniren würden. Nur ein einziger noch junger General beweiſt einen ruhigen Heldenmuth, er erklärt zwar den Krieg des Sultans für ungerecht, weßhalb ſich kein guter Erfolg hoffen laſſe, er werde jedoch, ſeinem Eide getreu, Alles thun, was irgend einem Menſchen möglich ſei. Der Sultan traut auch ihm nicht ganz und fährt mit allerhand unartigen Redensarten weiter fort. — Jetzt tritt plötzlich Hanswurſt herein, und das geſammte Publicum ſchöpft wieder neuen Athem. Wie kommt er aber in dieſe unchriſtlich aſiatiſche Wirthſchaft? Die Phantaſie des Dichters, und was noch mehr iſt, des geſammten Publicums, erlauben ihm überall zu ſein. Was ſtellt er am Hofe des Sultans vor? Hanswurſt iſt viel zu ſehr in ſich ſelbſt geſichert, um je etwas Anderes vorſtellen zu können, als ſich ſelbſt, und ſein weißes Unſchuldsgewand macht ſich gut unter den purpurnen Plüſchröcken und Brocatweſten der Andern.

Zuvörderſt lacht er die ganze Geſellſchaft aus, weil ſie ſo verdutzt daſtehe und über einen Krieg berathe, der ihm höchſt fatal ſei, denn bei alle dergleichen Zank und Hader komme wenig Ergötzliches und Erſprießliches heraus. Dem Sultan vollends ſagt er, mit Beiſeiteſetzung aller currenten Höflichkeit, die anzüglichſten Dinge, z. B. man kenne ihn ſchon; er ſei, bei Lichte beſehen, doch nur ein Tyrann und möge doch ja ſtille ſein. Sein Schelten auf die Chriſtenhunde ſei albern und zeige von gänzlicher Unkenntniß des Luther'ſchen Katechismus! Seinen Vater und ſeine Mutter, ſeine Oheime und Tanten, Couſins und Couſinen, Brüder und Schweſtern habe der gottloſe Herr faſt alle ausgerottet, und das ſei gar nicht löblich, ſondern eher — aufrichtig geredet — „bluthündiſch“ zu nennen. Einer aber lebe doch noch vielleicht, und er wolle ſich jetzt nur nicht näher erklären. Schließlich empfiehlt er ihm, ſich ja um Gotteswillen in der Eile zu beſſern; dann werde ihm auch Eſſen und Trinken und Schlaf wieder ſchmecken; eher aber nicht.

Das Publicum hat während dieſer mehr als Catilinariſchen Rede einen, mit großem Vergnügen vermiſchten, Schauder empfunden und für das Leben ſeines Lieblings gezittert. Auch hat der Sultan die Augenbrauen auf eine entſetzliche Weiſe zuſammengezogen, wüthende Geberden genug gemacht, den Dolch gezuckt, u. ſ. w. Warum ſticht er ihn aber nicht nieder? Es wäre doch ſeinem blutigen Charakter völlig gemäß. Er hat gewiß den beſten Willen dazu, aber es geht nicht. Wer hindert ihn? Nicht Hanswurſt ſelbſt, der, wie ein rothwangiger Müllerknecht ohne allen Anhang, vor ihm ſteht, ſondern die Idee des Hanswurſt; die Idee aber — fragt nur ſämmtliche Philoſophen ſeit der Sündfluth — iſt viel mächtiger, als ſelbſt ein Türkiſcher Sultan, und man kann ſie durchaus nicht ..... erſtechen. Erinnert euch nur, daß bei der Erſcheinung von Hamlet's Vater, ſelbſt der kühle gelehrte Horatio ſo confus wird, daß er wenigſtens erlauben will, mit der Hellebarde nach der Erſcheinung zu ſchlagen; aber der Frevel hilft zu nichts. Da heißt es denn: „'s iſt hier" „'s iſt hier" „'s iſt fort", und man hat nichts als die Reue über den thörichten und gottloſen Verſuch.

Der Sultan muß ſich deßhalb mit neuen Drohungen behelfen, und geht dann mit weit ausgeholten Tyrannenſchritten ab. Ihm folgen die Feldherren, Officiere und Soldaten, denen Hanswurſt ſich zugeſellt, um ihnen zärtliche Grüße an einige der hübſchen Marketenderinnen aufzutragen. Es iſt nothwendig, denn da er ſich in der erſten Scene beinah zu tugendhaft benommen hat, ſo muß der Dichter dem Publicum gleich jetzt inſinuiren, der weißgraue Menſch ſei doch ein Schalk und loſer Vogel und liebe alle Frauenzimmer, aber leider keine einzelne. —

Nach einem ſolchen trüben Wirrwarr iſt es für ein wohlgeordnetes Gemüth ſehr erfreulich, daß die Prinzeſſin und der junge General zurückbleiben, um ſich von ihrer Traurigkeit und Zärtlichkeit zu unterhalten. Wirklich ſind die Umſtände auch nichts weniger als günſtig für ſie. Zwar iſt der junge Mann höchſt edelmüthig, leider aber auch unbegütert; ſeine

Tapferkeit iſt ſo außerordentlich, daß er bereits ſieben Schlachten gewonnen hat — die kleineren Treffen und Scharmützel, in denen er gleichfalls ſtets geſiegt, gar nicht mitgerechnet —; ſeine Weisheit im Rath würde ſelbſt einem achtzigjährigen Staatsminiſter gefallen, mit Einem Worte: der junge Mann iſt überaus und unerhört vortrefflich; leider aber immer nur ein armer Vaſall und einer kaiſerlichen Prinzeſſin nicht ebenbürtig. Erfährt der fürſtliche Herr Vater von dieſem Liebesverhältniß, was läßt ſich von einem ſolchen unzart fühlenden Herrn erwarten? Die Prinzeſſin aber weiß von ſolchen Beſorgniſſen nichts, ſie iſt großartig kühn und faſt gewaltig in ihrer Liebe. Es iſt hier der Ort zu der Bemerkung, daß die altdeutſchen Komödiendichter überhaupt die Liebe der Frauen, ſobald dieſe der Gegenliebe und ehrlichen Abſicht der jungen Männer gewiß ſind, gern kühn und offenherzig ſich ausſprechen laſſen, während ihre edel liebenden Jünglinge manche Bedenklichkeit, Mühſeligkeit und Sorglichkeit blicken laſſen. Die Friedländerin Thekla, die das häßliche Wort der Terzky „Fi! Baſe, Ihr werft Euch ihm an den Kopf!" ruhig über ſich ergehen läßt und gar nichts weiter will, als ihren Liebſten herzlich lieben, iſt ein ächt altdeutſcher Schauſpiel-Charakter, nur daß dergleichen in den Haupt- und Staatsactionen nicht ſelten zur Caricatur werden. Daß Liebende Vater und Mutter verlaſſen, um als Mann und Frau an einander zu hangen, iſt gewiſſermaßen das Motto aller deutſchen Liebesgeſchichten, und wenn die Jungfrauen vornehmer und reicher ſind, als die Jünglinge, ſo thun ſie zuweilen wohl gar den erſten Schritt.

Julie Capulet in ihrer raſchen Liebesgluth, in ihrer Sehnſucht nach dem geſicherten ehelichen Verhältniß, die Miſchung in ihr von dem kühnſten Unternehmungsgeiſt und mädchenhaft kindlicher Furcht würde auch auf den altdeutſchen Theatern wohl verſtanden worden ſein; nur das als Vorwand gebrauchte „zur Beichte gehen“ hätte müſſen geſtrichen werden. In dieſer Hinſicht waren Dichter und Publicum nicht ohne Sorglichkeit, der ſtrengen Kirche keinen neuen Vorwand zu leihen, die ohnehin nur ſparſam gebotenen Komödienfreuden zu ſtören.

Wir wundern uns deßhalb nicht, wenn die Prinzeſſin jetzt geradezu geſteht, ſie ſei des Lebens bei ihrem grauſamen Vater völlig überdrüſſig. — Nach Perlen und Diamanten, Thronen und Sceptern frage ſie gar nichts; die Tugend und die Liebe ſei doch immerdar die Hauptſache. Ein gutes Gewiſſen gebe allein ein ſicheres Ruhekiſſen, und der beſte Rath ſei jetzt: die Geliebte nur ſchnell zu entführen. Eine ſolche Prinzeſſin wünſcht ſich das geſammte Parterre (wo ehedem nur Männer Platz nahmen), während die Damen in den Logen doch ein wenig den Kopf ſchütteln; zuweilen wohl nur ehrenhalber. Der Dichter aber und ſein junger General ſind beſonnener als die durchlauchtige Jungfrau. Der Liebhaber iſt gewiß ſehr gerührt über die enorme Zärtlichkeit der Dame, aber ſeine Tugend erlaubt ihm nicht, davon Gebrauch zu machen. Er ſei, erzählt er ihr von neuem, ja doch nur ein armer Mann, der nichts habe als ſein Schwerdt und ſeine Generalsgage, für ihn allein völlig genug, doch keineswegs hinreichend, um damit eine Prinzeſſin ſtandesmäßig zu beköſtigen.

Univ. Bibl.
München

gebe er aber vollends dieſe „Stellung“ zu dem Kaiſer und dem Publicum auf, ſo habe er ja gar nichts, und ohne Ceres und Bacchus — das wiſſe er noch von der Schule her — friere Venus ſehr, die ja ohnehin leicht gekleidet iſt. In Wäldern und Höhlen, welche die Prinzeſſin als leidliche Zufluchtsörter betrachte, ſei doch im Ganzen übel zu wohnen, beſonders wenn man an Daunenbetten und Polſterſopha's gewöhnt ſei. Ließe ſich aber auch alles das noch verſchmerzen, ſo ſei doch die Hauptſache allemal die, daß alle Entführungen ſowohl in chriſtlicher als mahomedaniſcher Religion ſchlechterdings und ohne Ausnahme verboten ſeien, worüber er, bei ſeiner Beleſenheit in moraliſch nützlichen Büchern, ihr eine Menge Geſchichten erzählen könne, wozu es jedoch jetzt an Zeit mangle.

Es iſt wahr, dieſe kühl verſtändigen Reden contraſtiren gar ſehr zu den hochlodernden Flammen der Prinzeſſin; aber das will eben der alte Dichter. Die Frauen können, wenn ſie Luſt haben, ganz unendlich lieben und über ihre Liebe Alles vergeſſen. Das erlaubt ihnen der Dichter; aber der liebende Mann ſoll immer beſonnen bleiben, und er darf Luther's Katechismus (den, wie wir geſehen haben, ſelbſt Hanswurſt reſpectirt), den Adreßkalender, ſeine Revenüen, die Feudalverhältniſſe, Reichstags-Abſchiede, das Theatrum Europaeum, u. ſ. w. keineswegs vergeſſen. Sogar ein wenig an das Philiſtrige zu ſtreifen, ſchadet nichts, wenn nur dabei die Tugend gehörig conſervirt wird. Die Prinzeſſin aber will jetzt von ſolcher ſittlichen Strenge nichts wiſſen, und da ihr wiederholter Vorſchlag, ſich entführen zu laſſen, noch einmal abgelehnt worden iſt, ſo erklärt ſie dem tugendhaften Manne geradezu, er liebe nicht und wiſſe auch nicht, was Liebe ſei, wobei ſie ihre Gleichniſſe, je nachdem der Dichter den Ton des Ganzen einmal angelegt hat, entweder von einem ſtarren Felſen, oder von einem kaltblütigen Fiſch hernehmen kann. Genügen dem Dichter dieſe nicht, ſo kann er ſie auch aus Ovid und Virgil nehmen, die ehedem die deutſchen Poeten ſo ziemlich auswendig wußten. Hat aber der junge General bis dahin alle Vorwürfe mit Standhaftigkeit ertragen; den Vorwurf der Liebeloſigkeit und Kälte kann er nicht mit Gelaſſenheit anhören. Einen zärtlichern Liebhaber, als er zu ſein ſich beehre — ſo erwiedert er — habe es ſeit Erſchaffung der Milchſtraße nie gegeben, doch von der Tugend zu weichen, ſei ihm platterdings unmöglich. Für die Geliebte zu ſterben, hundertmal oder millionenmal: darauf ſolle es ihm übrigens nicht ankommen, und damit ſie ſehe, daß es ſein Ernſt ſei, ſo zieht er auch augenblicklich den Degen und reicht ihn ihr hin. Die ſcharfe Spitze deſſelben ſei nicht ſo ſcharf, als ihre Vorwürfe, und ſie möge deßhalb nur ſchnell ſein edles Herz durchſtechen, um ſich ſodann durch den Augenſchein zu überzeugen, daß es in lauteren Flammen für ſie brenne, ſo daß es ſcheint, er traue ihr den Kanibalismus zu, ſie werde, nach begangener Mordthat, noch ſein Herz aus der Bruſt reißen, um es näher zu unterſuchen. Die Prinzeſſin wird, wie billig, ſehr gerührt; da ſie aber weder aus noch ein weiß, ſo bleibt ihr nichts übrig, als ihm den Degen zurück zu reichen, damit er ihre von Liebe durchwogte Bruſt durchſteche, denn auch ihr komme es auf ein wenig Sterben durchaus nicht an. Dieſes Hin- und Herreichen des Degens, nebſt dem proponirten Erſtechen iſt in den meiſten, ja faſt allen deutſchen Tragödien — und ſeltſam genug: auch Komödien — fixirt, es iſt als verlange die Ehre der beiden jungen Gemüther, daß ſie ſich alſo geberden. Sie können nur lieben, aber guten Rath wiſſen ſie nicht, dafür ſind die komiſchen Perſonen da, in der Tragödie gewöhnlich Hanswurſt, oder der luſtige Bediente, und in der Komödie meiſtens das Kammermädchen. Auch das iſt ſehr bedenklich, daß das deutſche Publicum es immer ſo verlangte. Das Sterbenwollen der Liebenden war ihm höchſt rührend und unerläßlich, doch nur weil man wußte, es werde nicht dazu kommen; die Ausführung ſelbſt würde billigerweiſe das Parterre mit dem größten Abſcheu erfüllt haben.

Abermals zur rechten Zeit tritt jetzt Hanswurſt zwiſchen die Thränen des Publicums und die rathloſe Verzweiflung der Liebenden. Er verſichert, ſie ſeien Beide nicht recht bei Troſte, über welche unartige (doch wörtlich wahre) Rede der Jüngling ihn züchtigen will, was jedoch die Prinzeſſin nicht zugiebt, da Hanswurſt ja nur der Hofnarr ſei, dem ſelbſt Kaiſer und Könige aller Zeiten die größte Sprechfreiheit verſtatteten. Hanswurſt lächelt mit Ueberlegenheit, doch darf er ſich nicht lange bei dem Beweiſe aufhalten, daß ſeine ganze Natur von der eines Hofnarren völlig verſchieden ſei. Er verweiſt mit altväterlicher Satyre der Jungfrau die Ueberſpanntheit ihrer

Liebe, die doch vermuthlich wenig Wochen nach der zu hoffenden Hochzeit ſchwinden werde, und wundert ſich ſehr über die Bornirtheit der türkiſchen Hofleute, ſo wie des Herrn Vaters, daß ſie eine ſolche aus allen Poren quellende Leidenſchaft, wie die der Prinzeſſin, noch nicht bemerkt hätten. Dem Kriegsmanne aber führt er zu Gemüthe, er gehöre jetzt in's Feld, und wenn es auch erlaubt ſei, der Geliebten noch einmal vor der Schlacht ein Vergißmeinnicht zuzurufen, ſo ſolle man ſich doch kurz faſſen. Der junge Mann ſieht das ein und eilt nun mit verdoppelter Raſchheit in die Schlacht, wo er auch zum Glücke noch früh genug ankommt, um die herkömmlichen Heldenthaten zu vollführen. Er erlegt 75 Feinde — dieſe genaue Berechnung ſcheint den Dichtern zweckmäßig, da ſie ein beſtimmtes Bild giebt. Da aber die Feinde wenigſtens 75,000 Mann ſtark ſind, ſo kann das Alles nichts helfen, und die Schlacht geht total verloren. Der Sultan verliert das Reich, jener „Eine," deſſen Hanswurſt vorher geheimnißvoll gedachte — es iſt der letzte noch unausgerottete Prinz — beſteigt den Thron, verſpricht mit Thränen, über alle Maßen väterlich zu regieren, vereint die Liebenden und macht Hanswurſten, zum Entzücken der Galerie, zum Miniſter der innern und auswärtigen Angelegenheiten, u. ſ. w. Zuweilen wird er auch ein Chriſt, denn obwohl die ganze Welt weiß, daß in der Türkei ſchlechterdings kein Chriſt regieren kann, ſo fragt doch die Hälfte des Parterre nichts darnach. Es kann nun einmal nicht recht an die Sanftmuth und Milde eines Türken glauben, und ſoll es ſich wahrhaft beruhigen, ſo muß der Prinz ſich taufen laſſen. Es bleibt ihm keine Wahl. Hanswurſt aber, nie nach äußerem Glanz ſtrebend, ſchlägt die Miniſterſtelle aus und macht nur die Bedingung, daß ihm täglich ſo viel Paſteten und Würſte gereicht werden ſollen, als ihm beliebe: — eine Genügſamkeit, die der neue Fürſt mit Rührung anerkennt. — Man könnte fragen: Wofür dieſer Lohn? — Hat Hanswurſt denn irgend etwas gethan? Nein, aber er hat exiſtirt, und das iſt genug. Freilich ſollen gemeine Naturen „mit dem bezahlen, was ſie thun,“ und nur ſchöne können ihr Sein als Zahlung gelten laſſen; aber Hanswurſt rechnet ſich nun einmal zu den Letzteren, und ſein guter Freund, der Dichter, und das Publicum laſſen ihn dafür paſſiren.

Hier könnte nun vielleicht das Stück ſchließen, das geht aber nicht, und ſchwerlich würde je ein altdeutſcher Dichter gewagt haben, das Publicum um eine Scene zu bringen, auf die es ſich gleich anfangs freute, ſobald eine Haupt- und Staatsaction angekündigt ward. Es iſt die Scene der Gewiſſensbiſſe, Geiſtererſcheinungen und Verzweiflung, die ſelbſt bei ſo vielſeitig gelehrten Poeten, wie Andreas Gryph und Lohenſtein, nie fehlt. Die guten armen Deutſchen hatten bekanntlich von den Franzoſen und den Türken viel zu leiden, und ihre beſte Hoffnung war, daß die ſchlimmeren galliſchen Generale, welche zum Beiſpiel die Pfalz verwüſtet und verbrannt hatten, und die Sultane, welche ſo übel in chriſtlichen Landen hauſen ließen, doch am Ende durch ſchreckliche Gewiſſensbiſſe würden heimgeſucht werden. Daß das ſo kommen müſſe, wußten ſie aus tröſtlichen aſcetiſchen Schriften, aus den Predigten und aus den genauen Berichten der Paſtoren, von dem unglückſeligen Leben der gefangenen Diebe und Mörder in den Zuchthäuſern. Sie hatten es ja ſelbſt geſehen, wie dieſe armen Teufel in den kalt-feuchten Kerkermauern gewinſelt hatten*), und ſollte etwa nur der gemeine Mann Gewiſſensbiſſe haben? Mit nichten! das darf nicht ſein. Auch vornehmen Leuten kann das Sündigen nicht frei durchgehen. Vergebens ſuchten ſie in allen Zeitungen, die damals nur als Flugblätter erſchienen, oder im Theatrum Europaeum nach, ob denn nicht endlich einmal bei den Verwüſtern der Rheinprovinzen, und inſonderheit bei dem General Melac, oder bei den Sultanen Ibrahim, Mahomet IV. u. ſ. w. die gehörigen „remords“ zum Vorſchein kommen würden, es war nichts davon zu leſen, wohl aber, daß ſie glänzend und wohlgenährt daſtänden. Darüber ſchüttelte man bedenklich den Kopf, und ließ ſich kaum beſchwichtigen, wenn einige der feineren deutſchen Politiker, die ſogar in Pariſer Kaffeehäuſern geweſen waren, und geſehen hatten, wie Ludwig der Vierzehnte auf die Jagd ritt, ihnen in's Ohr raunten: von Gewiſſensbiſſen großer Herren etwas in die Zeitung zu ſetzen, ſei gegen alle „Staatsraiſon.“ Nur der im Hochmuth faſt ertrunkene, halb raſende Wien-Bedroher Cara Muſtapha hatte doch wirklich nach ſeiner Niederlage entſchiedene Zeichen der

---

*) Arme Sündergeſchichten machten im erſten Drittel des 18ten Jahrhunderts den größten Theil der Unterhaltungslectüre in den deutſchen Bürgerhäuſern aus. Mehrere ſolcher Geſchichten mit gräulichen Abbildungen der Uebelthäter und der Hinrichtung ſelbſt, nebſt den Reden auf dem Schafot, erlebten häufige Auflagen.

Verzweiflung blicken laſſen; ja es war officiell angezeigt worden, daß er wirklich deſperat geworden, und ſelbſt der unſcheinbarſte deutſche Bürger konnte ohne alle Gefahr davon reden. Das war doch etwas, und man hätte ſich allenfalls dabei beruhigen können, aber es reichte doch nicht hin, die gekränkten Deutſchen zu erheben. Sie wollten auch dergleichen Gemüthszerriſſenheit ſehen, mit leiblichen Augen, ganz in der Nähe; und wozu waren denn die Dichter da, wenn ſie dergleichen Wünſche nicht hätten erfüllen wollen?

Und wahrlich! ſie erfüllten ſie redlich und eifrig. Es giebt wohl nur ſehr wenige altdeutſche Tragödien und Dramen, in denen nicht ein Tyrann, den ſchon der Komödienzettel als einen trefflichen „Bluthund“ ankündigte, nachdem er vier Acte lang gewüthet hatte, am Ende ſeine Verzweiflung dem Publicum aufgezeigt hätte. Es war angenehm, aber gräßlich mit anzuſehen, wie ein ſolcher barbariſcher Türke ſeinen Scharlachmantel und Turban zerriß — ein ökonomiſcher Deutſcher thut das auch im höchſten Schmerze nicht — und brüllend mit dem Kopfe gegen die Wände rannte, wie er die Stunde ſeiner Geburt verfluchte, die doch eigentlich für ſeine Sünden wenig konnte; wie er ſich die Haare ausraufte, den Dolch gegen die eigene Bruſt zückte, ſich aber doch nicht umbrachte, weil er ja ohnehin zeitig genug in die hölliſchen Flammen geworfen werden würde. — Auch einige ſchreckliche Gotteslästerungen, die heut zu Tage hie und da Vergnügen machen würden, durfte der ungeſchlachte, ungeberdige Mann ausſtoßen, wodurch er jedoch begreiflicher Weiſe ſeinen Zuſtand nur noch verſchlimmerte. So etwas mochten nun die Deutſchen trotz ihrer Gutmüthigkeit ſehr wohl leiden, ihr Herz und ihre Nerven, die ſo ſtark waren wie ihre Arme, ertrugen es ſehr gut, und Mancher ſagte zu ſich ſelbſt: Viel Sonderliches iſt freilich an Dir auch nicht; ſo arg aber haſt Du es doch nie gemacht, wie der verwünſchte Türke, und ſolche greuliche Deſperation kann dir deßhalb nie arriviren. Wie herrlich ſchmeckte dann im nächſten Rathskeller das Butterbrot, das Bier und die ausführliche Converſation mit dem rauchenden Nachbar! Es waren idylliſche Stunden nach des Tages Laſt und Froſt.

Aber die Pein des deſperaten Sultans (wir müſſen noch einmal zu ihm zurückkehren) war noch lange nicht zu Ende, denn es erſchienen nunmehr die Geiſter der von ihm Gemordeten, in beträchtlicher Anzahl und furchtbarer Geſtalt, um ihn noch zu guterletzt zu ängſtigen, und auf den Flammenſchlund der ſeiner wartenden Hölle vorzubereiten. Das alte Deutſchland liebte überhaupt die Geiſterwelt ſehr, vergaß aber dabei, daß man auch des Guten zu viel bekommen könne, und daß durch Gewöhnung ſelbſt die geſpenſtiſche Kraft an Wirkung verlieren müſſe. Ohnehin ſind ſelbſt die Lohenſtein'ſchen und Gryphiſchen Geſpenſter nichts weiter, als donnernde Flucher und grimmige Moralprediger, und entbehren deßhalb jedes poetiſchen Lebens. Nur die Erſcheinung in Gryphius' Tragödie „Cardenio und Celinde“ macht hier eine beſſere Ausnahme, da ſie wenigſtens eines geheimnißvollen Schauders nicht entbehrt. Auch der mitunter recht wohltönende gereimte Alexandriner thut bei Gryph und Lohenſtein eine gute Wirkung, aber die Haupt- und Staatsactionen ſind proſaiſch, und auch die Geſpenſter fluchen in übelklingender Proſa. — — — Iſt aber dieſer Geiſterreichthum — (möge es damit nun auch beſtellt ſein wie es wolle) — bei uns Deutſchen wirklich original? Mit Gewißheit iſt hier ſchwerlich etwas auszumachen; doch ſcheint die engliſche Bühne, die ſo oft auf die deutſche gewirkt, auch hiebei ihren Einfluß gezeigt zu haben.

Ich habe an einem anderen Orte den eben ſo wichtigen, als traurigen Umſtand deutlich nachgewieſen, daß die deutſchen gelehrten und gedruckten Dichter des ſiebzehnten Jahrhunderts, ſo wie des erſten Drittels des achtzehnten, Shakſpearen durchaus nicht kannten, ſelbſt nicht dem Namen nach, doch wurden einige wenige ſeiner berühmteren Dramen, z. B. Hamlet, wenn auch in ſonderbaren und ſchlechten Bearbeitungen auf den Volkstheatern aufgeführt. Was wir davon wiſſen, iſt bis jetzt noch ſehr mangelhaft, und es wäre wohl zu wünſchen, daß hier fleißige und ſorgſame Theaterfreunde den Quellen weiter nachſpürten. Die Dichter ſelbſt, die hauptſächlich das Volkstheater im Auge hatten, ließen nur in den ſeltenſten Fällen ihre Stücke drucken, theils aus Furcht vor der damaligen gelehrt-pedantiſchen Kritik, theils aus Beſcheidenheit, oder weil ſie durch den Beifall des im Theater gegenwärtigen Publicums völlig befriedigt waren, und ſich um das Vergnügen des Leſers im einſamen Kabinet wenig kümmerten. Wir können deßhalb nicht mit Sicherheit angeben, ob jemals Shakſpeare's Richard III. um jene Zeit auf einer deutſchen Bühne bekannt geworden iſt. Man fühlt ſich verſucht, es zu glauben; wenigſtens ſcheint der fünfte Act jenes Werks einen großen Einfluß auf eine Unzahl von fünften Acten deutſcher Tragödien ausgeübt zu haben, und warum ſollte er auch nicht? Hatten die Plagegeiſter ſich an einen ſogenannten chriſtlichen König — ſo ſtand doch nun einmal Richard III. in den Annalen — wagen dürfen, warum nicht an einen Heiden oder Türken, der vom Throne heruntergeſtoßen iſt, oder noch heruntergeſtoßen werden ſoll? So gern nun aber auch die Deutſchen im fünften Act den Vorhang wegziehen mochten, der bis dahin die Schwefelflamme der Hölle verhüllte, und ſo unbarmherzig ſie die Qualen der Verdammten durch jene Geſpenſter ſchildern ließen; von den Heil verkündenden Geiſtern wiſſen ſie nur ſehr ſelten, und die reine Milde, durch welche jene hochtragiſche Scene ſtrafender Gerechtigkeit bei Shakſpeare geadelt wird, fehlt bei ihnen ganz. Ein Blick in den Himmel von der Bühne aus ſchien ihnen ungehörig und unſtatthaft. Gryphius verſucht ihn wohl zuweilen, und wenn z. B. ſein Papinian mehrere Acte hindurch ſtirbt, ſo kommt ihm zwar ſein gutes Gewiſſen zu Hülfe, aber wir ſehen nur den Jammer. Der Tod iſt doch immer nicht viel mehr als ein Auslöſcher aller Eitelkeiten und ein Bringer der Verweſung und des Leichendufts. Was nach dem Tode für die zur Rechten geſtellten Schäflein folgt, gehört nur für die Kanzel. Mit den Böcken zur Linken und mit dem, was ihrer wartete, mochte ſich allenfalls auch die Bühne befaſſen, und wenigſtens verſuchen, ob es ihr gelingen könne, die ungemeinen Nerven des Publicums zu einigem heilſamen Schauder anzuregen.

Kehren wir zu Hanswurſt zurück, und betrachten ihn noch einmal in der Rolle, die wir ihn haben in dem ſkizzirten Stücke ſpielen ſehen, ſo finden wir ihn nicht eigentlich handelnd, ſondern lediglich durch das Drama hindurch laufend, um dem Ernſt des Tragiſchen und vorzüglich dem Uebermaß des Gräßlichen zu wehren. Die Deutſchen hätten ſelbſt fühlen müſſen, daß ſie das Schauderhafte zu ſehr liebten, wäre ihnen nur zu beweiſen geweſen, daß ihr Gräßliches das Maß überſchreite. Aber es war ihnen eben wohl dabei, und ſie fanden nichts Beſonderes darin. Wer den dreißigjährigen Krieg, der, beiläufig geſagt, eigentlich der fünfunddreißigjährige heißen ſollte, den furchtbarſten, der jemals geführt worden, und deſſen nur durch Erſchöpfung hervorgebrachten unheilvollen Friedensſchluß (der keinen Frieden geben konnte) mit durchlebt hatte, oder doch die Nachwehen jener Zeit noch unmittelbar fühlte, für den gab es in der Welt des Furchtbaren, Gräßlichen und Scheußlichen nichts Neues mehr. Lohenſtein wagte, die treue Magd Epicharis, deren Geſchick uns Tacitus in wenigen ruhig kräftigen Zeilen erzählt, in fünf Acten auf die Bühne zu bringen. Sie wird zu wiederholten Malen, in mehreren langen Scenen, auf dem Theater mit Stricken gebunden, auf den Folterſtuhl geſetzt, gezwickt, gequetſcht, gebrannt, um ſie, die mit in die Verſchwörung des Piſo gegen den Nero verwickelt war, zu näheren Geſtändniſſen zu bringen. So lange ſie noch ſprechen kann, ſpricht ſie theils in guten Sentenzen, theils in ſchlimmen Flüchen, bis ſie endlich, der fatalen Procedur überdrüſſig, ſich die eigene Zunge abbeißt und den Folterknechten in's Geſicht ſpeit. Wir finden nirgends, daß man eine Scene dieſer Art für allzu greulich erklärt hätte; denn was war es nun mehr? Aehnliche Auftritte hatte man in der zweiten Hälfte jenes Krieges nicht ſelten mit erlebt, worüber freilich nicht unſere viel zu vornehmen Geſchichten des dreißigjährigen Krieges, ſondern nur die ſchlichten Chroniken unſerer Vorfahren und manche Einzel-Biographieen nachzuſchlagen ſind. Nun ſoll freilich das wirklich Erlebte, oder individuell Hiſtoriſche unſer äſthetiſches Auge nicht trüben, und das bekannte Wort, daß es die Bühne nur mit dem ſchönen Schein zu thun habe, wird ſtets ſeine Geltung behaupten; allein eben jener künſtleriſche Standpunct fehlte den damaligen Deutſchen faſt gänzlich, und doch regte ſich wieder in ihnen der ſehr richtige Gedanke: wie ernſthaft, traurig und fürchterlich es auch meiſtens in der Welt hergehen mag, etwas Spaß muß und ſoll es doch in der Welt geben, und ſo wurde Hanswurſt der Geſchäftsträger dieſes Wunſches und der Ausſpender dieſes Spaßes.

III.

Zur
Religion
und
Seelenkunde.

1.

Vom Gewiſſen.

(Eine höchſt altmodige Betrachtung.)

Ich habe eine Bemerkung gemacht, die vielleicht Manchen ſehr hypochondriſch, oder auch geradezu lächerlich ſcheinen kann, die ich aber doch den anderweitigen „Manchen“, die mit dem Worte „hypochondriſch“ nicht ſo ſchnell fertig ſind, mittheilen möchte.

Wir ſind, wie allbekannt, durch uns ſelbſt und das Leben, durch den Religionsunterricht und tauſend Bücher in allen Sprachen belehrt worden, daß es in den Menſchen insgeſammt eine innere Stimme gäbe, die man das Gewiſſen nennt. Faſt Jeder weiß davon zu erzählen, und wer Tacitus und Shakſpeare wohl ſtudirt hat, darf ſich rühmen, die treueſte und furchtbarſte Schilderung der Gewiſſensbiſſe und Qualen geleſen zu haben. Bis dahin wäre nun nichts Sonderbares vorhanden, und wir ſind Alle einig. Wie aber, wenn ich nun fortführe: Seit einigen Jahren aber, oder auch wohl ſeit einigen Quinquennien iſt faſt in keiner Biographie, ſie möge handeln von wem ſie wolle, das Gewiſſen und deſſen Macht zur Sprache gebracht. Iſt etwa die Sünde ganz aus der Welt gekommen? Das ſcheint doch nicht recht glaublich, und ſicheren Nachrichten zu Folge ſollen noch immer hie und da manche moraliſche Ungehörigkeiten und Unheimlichkeiten paſſiren, ſo daß auch die Zeitungen zuweilen von Bann oder Kerkern zu erzählen bekommen. Ich geſchweige der vielen Millionen Sünden, die nie vor den Criminalrichter gelangen, theils weil ſie nicht vor ſein Forum gehören — Lear z. B. kann ſeine Töchter durchaus nicht juriſtiſch belangen — theils weil ſie vertuſcht bleiben. Oder tritt der zweite Fall ein, haben etwa die Menſchen das Geheimniß gefunden, das Gewiſſen gänzlich auszurotten, oder doch zum Schweigen zu bringen? Einige Fortſchritte in dieſer Kunſt mögen ſie wohl gemacht haben, und zwar aus einem eigenen Grunde. Es fehlt ihnen nämlich an Zeit zu den gehörigen Gewiſſensbiſſen. Dieſe Klage, daß die Menſchen jetzt faſt alle keine Zeit haben, iſt ziemlich allgemein, und der eiligſte Eilwagen iſt noch lange kein genügendes Symbol für das heutige Leben. Man ſieht, man ſpricht, man hört, man liebt, man arbeitet nur im Fluge, das Hauptgeſchäft bleibt immer Ich zu ſagen, und immer ich, und wieder ich, weßhalb auch ſämmtliche Sprachen dafür geſorgt haben, daß es leicht und ſchnell von der Zunge gehe, um deſto bequemer ſo häufig, als man nur will, wiederholt zu werden. Wer aber dieſes Geſchäft gründlich treibt, wird keine Gewiſſensbiſſe dabei empfinden dürfen, und ein Reuiger würde das Wort Ich, worauf doch nun einmal Alles ankommt, viel zu leiſe ausſprechen; auch hat ohnehin, wie geſagt, Niemand Zeit ihn auch nur anzuhören. Bloß bei den glänzenden Diners nimmt man ſich die gehörige

Zeit, und wenn ſie etwa von fünf bis acht Uhr gedauert haben, ſo ſagen doch wohl noch die durch den Champagner liebenswürdig gewordenen jungen Herren: Ich hätte gern noch ein Stündchen verplaudert, aber der dritte Act der Oper darf doch nicht verſäumt werden. Das Kapitel vom Gewiſſen läßt ſich abermals nirgends anknüpfen, und die Spittelfrauen, die etwa von einem verſpäteten Frühprediger davon hören, kommen nicht ſehr in Betracht. Möge dem aber auch ſein wie ihm wolle, ganz aus dem Leben iſt das Gewiſſen doch wohl nicht gekommen, und das Talent es zu ignoriren, wird nie zur Vollſtändigkeit gelangen. Fehlt es aber nicht im Leben, warum fehlt es denn in ſo vielen neueren Lebensbeſchreibungen? Es möchte ſchwer ſein — um doch ein Beiſpiel zu geben — ſämmtliche Biographieen und biographiſche Skizzen Napoleon's zu zählen, der einzelnen Anekdoten und Charakterzüge ganz zu geſchweigen. Einen guten Theil derſelben habe ich geleſen, und ich habe manchem Verfaſſer dafür zu danken gehabt. Der große Feldherr, ſo wie der ganze außerordentliche Menſch, ſteht deutlich vor mir, aber auch einige entſchiedene Sünden werfen doch auch einen bedeutenden Schatten auf das glänzende Bild. Ob er aber auch nur eine einzige derſelben vom rein moraliſchen und religiöſen Standpunct betrachtet und ſich zu Herzen genommen habe, wozu es ihm doch in ſeinen letzten, ſchauerlich einſamen Jahren nicht an Zeit fehlte, darüber herrſcht faſt durchgängig Todtenſtille, und die meiſten Biographen haben es auch eben nicht vermißt, gleichſam als komme es auf eines Jeden freien Willen an, ob er ſich dergleichen zu Herzen nehmen und Gewiſſensunruhe empfinden wolle oder nicht. Für mich bleibt hier eine Lücke, die ich jedoch ausfüllen kann, was aber billig die Lebensbeſchreiber ſelbſt hätten thun ſollen.

Es iſt ſehr möglich, daß die wohlbekannten Herren Hinz und Kunz über dergleichen altmodige Reden vom Gewiſſen ein eben ſo vornehmes als behaglich thuendes Lachen hervorbringen werden, doch hat das, wie ſich von ſelbſt verſteht, eben nichts auf ſich, und es iſt immer möglich, daß auch dieſe munteren jungen Leute nach 20 oder 30 Jahren ſchon eines erträglichen Ernſtes fähig ſein werden; dann wird es ihnen auch deutlich werden, daß die Geſchichte ſelbſt überall durch Beiſpiel zeigt, was ächte Philoſophie, Moral und Religion als nothwendig verkündet haben, und daß auch Napoleon, wie groß er ſei, doch nicht höher ſtehe, als die allgemeine Weltgeſchichte, daß auch er den inneren Geſetzen unterthan ſei, nach welchen das Univerſum regiert wird. Sie ſind eins mit dem lebendigen höchſten Gedanken, der, wie der Dichter ſagt, hoch über der Zeit und dem Raume webt. Und wie möchten wir ihm jemals entfliehen?

2.

Hülfe gegen die Eitelkeit.

Man kann ſich mit einer Menge von moraliſchen und metaphyſiſchen Hausmitteln gegen die Eitelkeit ausgerüſtet haben, ohne daß ſie ſonderlich anſchlagen wollen, das beſte und wirkſamſte bleibt immer der Gedanke: Willſt Du wahrhaftig frei ſein, ſo darf auch nicht die leiſeſte Spur von Eitelkeit in Dir wohnen. Die Befriedigung, welche die Eitelkeit ſucht, kann ihr begreiflicherweiſe nur von außen her kommen, und Du ſollteſt nicht erröthen, von dort her zu betteln? Die Eitelkeit will Lob und Zeichen des Lobes; dieſe und jenes aber kannſt Du nie erzwingen, und ſo bleibt Dir nichts übrig, als zu betteln oder zu erliſten. Du wirſt unfehlbar zum Sklaven, und Deine Knechtſchaft hat ſtets etwas fieberhaft Erregtes, Convulſiviſches, u. ſ. w. Dieſe Betrachtungen ſind ſehr leicht anzuſtellen, und ihre ſchlagende Wahrheit kann Niemand bezweifeln; aber das bloße verſtändige Betrachten derſelben kann nicht entſcheidend nützen, wir müſſen mit reinem Anſchauen durchdringen, um von ihr durchdrungen zu werden, ſo daß wir vollſtändig in ihr leben. Dann erſt fallen die Ketten ab, und wir ſind frei. Ohne einen großen Kampf geht es indeſſen dabei nicht ab, weßhalb auch jeder ächt gebildete Menſch recht gut angeben kann, wann er jenen großen Sieg gewonnen hat. Es iſt einer der herrlichſten Momente des ganzen Lebens, denn von ihm datirt ſich unſere Bildung. Dann kommt uns auch jedes einzelne Tüchtige und Schöne, was wir uns früher (noch im unfreien Zuſtande) in löblicher Vorarbeit angeeignet hatten, zu gut, indem daſſelbe bei errungenem inneren Zuſammenhange erſt die rechte Stelle einnehmen kann, da es ſonſt nur unſicher in unſerer Seele herumſchwebt.

Daß übrigens auf dem allerhöchſten Standpuncte — der reinen Kindſchaft in Gott — von Eitelkeit, Hochmuth und

Stolz gar nicht mehr die Rede ſein könne, verſteht ſich von ſelbſt. In dieſes gelobte Land kommen wir indeſſen hienieden nicht; doch ſollen wir, wie Moſes vom Horeb herab, den entzückten Blick in daſſelbe hineinwerfen. Dann bedürfen wir auch jenes beſten Hausmittels nicht mehr.

3.

Das Werden.

Das Räthſel des Werdens des Menſchen kann keine Philoſophie löſen, ſondern nur Offenbarungen. Wir empfangen uns nur als ein Gewordenes, ſtets im Werden Begriffenes, nicht aber im Werden ſelbſt. Ueber dem Geheimniß des Werdens ruht der undurchdringlichſte Schleier. Nur das Wort war im Anfang und iſt nicht geworden; der Menſch war nicht, aber er ward vom Anfang.

Selbſt das zeitliche Leben erinnert uns hier, uns zu beſcheiden, denn ſelbſt deſſen Anfangspuncte ſind für uns verhüllt, und der Satz, daß der Menſch eben ſo wenig geworden ſein könne, als er je aufhören könne, und daß der Menſch nur ſei, in ſo fern er für ſich ſelbſt durch ſich ſelbſt ſei, iſt ein Machtſpruch, der ausſieht wie Philoſophie, aber nichts iſt als ein Gewaltſchritt aus der Wüſte in die Wüſte.

Der Menſch iſt im Werden, und war vom Anfange an im Werden, aber den Iſisſchleier, der das Wie verhüllt, wird keine ſterbliche Hand löſen. Nicht wie die Blumen ſchlaſen, hat der Menſch geſchlafen, doch empfängt ihn bei ſeinem Eintritt in die Welt eine dämmernde Traumnacht voller Sternbilder für die Phantaſie, nicht aber für das Bewußtſein. Niemand erinnert ſich ſeines Eintritts in die Welt, Niemand ſeines erſten Lebensjahres, vielleicht Niemand auch ſeines zweiten *), und es ſcheint mir höchſt bedeutend, ſich ſelbſt genau zu erforſchen, wie weit wir mit Beſtimmtheit in unſer eigenes Leben zurückſchauen können. Der Augenblick, den wir mit Klarheit dann erfaſſen, war der erſte des erwachenden Bewußtſeins. Das Wort „erwachen" iſt hier ſehr charakteriſtiſch, denn auch die Volksſprache hat es aufgenommen, nicht aber um hinzudeuten auf Schlaf, ſondern auf Traum.

Möge uns dieſer Gedanke nicht ſchrecken, ſondern beruhigen. Auch die höchſte Begeiſterung iſt eine Vereinigung von Bewußtſein und Bewußtloſigkeit, von Wollen und Müſſen. Niemand weiß, wie ein Gedicht wird, wir wiſſen nur um das Gewordene, Niemand wie die Liebe entſteht, ſondern wir wiſſen nur um ihr Vorhandenſein.

Was gewußt werden kann, ſteht nicht über, ſondern unter dem Glauben, und nur indem der Menſch glaubt, wird er ſeiner göttlichen Natur bewußt, aber indem er ihrer bewußt wird, empfindet er auch die Schranken der äußeren Welt, und die in ſeinem eigenen Innern, die Sündhaftigkeit. Faſſet er beides ſtets zuſammen, dann iſt er religiös, und in ihm zu gleicher Zeit Demuth und Freude, Bewußtſein ſeiner Mängel

---

*) doch. S.

und ihrer Vergebung, der höchſten Armuth und des überſtrömenden Reichthums. Für den Religiöſen giebt es gar kein Räthſel mehr, denn Alles iſt gelöſet in Gott, d. h. in ſeiner freien Hingebung an den göttlichen Willen, indem er dieſen zu dem ſeinen macht, hat er Alles gewonnen: ſich und Gott.

4.

Leben und Sterben.

Leben kann man — damit ſtimmt auch das neue Teſtament überein — leben kann man doch eigentlich nur in und mit der Liebe und durch dieſelbe. Sollte daraus nicht folgen, daß wir auch nur in der Liebe — ſterben können? und daß der Liebloſe gleich von vorn herein nur ſcheinbar lebt und mithin todt iſt? Dieſer Schein muß freilich einmal aufhören zu ſcheinen; aber man darf ſich doch wundern, daß er ſich nicht länger hält, als ſiebzig bis achtzig Jahre. Beſonderen Kraftaufwand bedarf es doch nicht, dieſen Schein fortzuführen, und eigentliche Schmerzen kann ein liebloſes Gemüth gar nicht empfinden. Indeſſen wird die Natur ſelbſt — ſo ſehr ſie ſich auch ſeit Adam müßte gewöhnt haben — in der genannten Zeit der unerfreulichen Erſcheinung jener Liebloſigkeit doch bald müde und verſchlingt dieſelbe mit Haut und Haar. Das iſt aber kein rechtes Sterben, und wo ſollte das auch herkommen, wenn man nicht recht (d. h. ohne Liebe) gelebt hat? — — Dagegen iſt ſelbſt der ewige

Jude glücklich zu nennen, obwohl ihn bloß die Hoffnung zu ſterben noch an das Leben knüpft.

Es giebt auch ewige Jüdinnen, aber die Legende erzählt nicht von ihnen, denn ſie darf wohl das Furchtbare berühren oder auch ausmalen, aber nicht das Gräßliche.

5.

Von der Seele.

Wenn nach Platon die Seele das durch ſich ſelbſt Bewegliche iſt, ſo ſteht es mit den Seelen der meiſten Menſchen ſehr übel, da ſie nur durch Aeußeres ſich beſtimmen laſſen; und wir ſind Alle längſt daran gewöhnt, daß das bei ihnen nur ſo Herkommens iſt. Wie ſteht es aber dann mit ihrer Unſterblichkeit? Nach Platon werden ſie, immer mehr trunken von Materie, zuletzt ganz zur Materie werden, und mithin alle ihre anderweitigen Anſprüche, falls ſie dergleichen machen ſollten, fahren laſſen müſſen. Verſtand und Vernunft ſtimmen gänzlich dem Platon bei, und wir wiſſen keinen anderen Troſt, als den durch Chriſtus hervorgerufenen Glauben an die unendliche und eben deßhalb unbegreifliche Barmherzigkeit Gottes: die auch in jenen Unglücklichen noch einen neuen Funken finden wird, an welchen ſich ein neues Leben entzünden läßt.

Es giebt wenige Sünden, die den Keim alles Edeln in der menſchlichen Seele ſo ſehr verdorren und den ganzen Menſchen ſo ſehr verſteinern, als die Rechthaberei. Sie geht nie Ideen an, denn das Beharren auf ſolchen iſt ſchätzbar. Sie hat es nur mit dem erbärmlichſten Selbſt oder mit unbedeutenden äußerlichen Kleinigkeiten oder hiſtoriſchen Notizen zu thun. Die meiſten Zänkereien der Deutſchen betreffen Sachen, wie: ob es jetzt halb fünf oder dreiviertel geſchlagen, ob das Thermometer funfzehn Grad oder ſechszehntehalb zeigt u. ſ. w.; und doch möchten dieſe Lächerlichkeiten noch hingehen, wenn nur nicht jenes Selbſt und das ſchmutzige Gift deſſelben ſich nach und nach als etwas Rechtes zeigen wollte, bis endlich die Gewohnheit herrſchend wird, dumpf zu murren und hündiſch zu bellen, welches dann der Murrende und Bellende als Charakterwahrheit und Charakterfeſtigkeit ausgiebt.

Ich habe Menſchen gekannt, die als bejahrte Männer ſtarben, ohne jemals zu geſtehen, Unrecht gehabt zu haben. Vielleicht ſahen ſie es auch nie ein, und gingen auf dieſe Weiſe gräßlich genug als Lügner von innen und außen in das Land hinüber, wo ſie wohl mit Schrecken erfahren werden, daß ihr Leben ein einziger Irrthum war.

Eine einzige, nicht durch Körperſchmerzen veranlaßte ſchlafloſe Nacht, in der wir uns ſelbſt allein gegenüber waren, giebt uns mehr Einſicht in unſer Inneres, als ein ganzes in lauter exoteriſchen Beziehungen hingebrachtes Jahr.

6.

Erbſünde.

Ihr ſeit viel zu illuminirt, um an die alten Sagen zu glauben, die Erde ſei einſt von ihrem eigenen Schöpfer verflucht worden, die menſchliche Natur als ſolche trage den Keim des Verderbens in ſich, und von Geſchlecht zu Geſchlecht erbe die Sünde ſich fort. Der Schrift, die allein Troſt bietet, und die ihr ſelbſt doch die heilige nennt, glaubt ihr nicht, auch der Geſchichte der Welt, der Völker, der Familien, ja eurer eigenen Erfahrung nicht! Selbſt wenn ihr leſ't und immer wieder leſen müßt, daß Friedrich der Große noch als Greis die Menſchen eine maudite race nannte, ſo meint ihr, es ſei nicht ſein Ernſt geweſen. War es etwa ſeine Gewohnheit, in ernſten Geſprächen, und zwar mit ſeinen Unterthanen — hier war es Sulzer, zu dem er ſprach — ſich heftiger auszudrücken, als er es meinte? oder zu ſcherzen? oder durch Paradoxieen beſtürzt machen zu wollen?

Meint ihr, der Donner rolle nicht, weil ihr ihn nicht hören wollt? oder die Blitze zucken nicht, weil ihr ſie nicht ſehen mögt? Wie? wenn gerade dieſes Nichtaufmerkenwollen mit zu den Zeichen jenes Fluchs gehörte?

Ja, ſie iſt wirklich verflucht, dieſe Erde, und zwar von ihrem eigenen Schöpfer; die Natur ſelbſt in ihrer höchſten Blüthenpracht athmet doch Verweſung, und die Menſchen, in

Sünden empfangen und geboren, können nicht heraus aus dieſem Elemente, und nennen das Fortwühlen in ihm ihr Leben. Und der Tod ..... wohin wird er die Unreinen führen? und wohin kann er?

Und doch — wie mancher herrliche Strahl fällt in dieß arme dürftige Leben! Religion und Liebe, Ideenfülle und Poeſie — wie erhebt ſich das Herz bei dieſen Worten! Aber ſind es nicht gerade dieſe Strahlen, die uns den ganzen Fluch und die troſtloſe Dürre dieſer Erde zeigen? Ideenfülle! — Wie ſchneidend ſticht ſie ab von der Leerheit der Welt! — Poeſie! Wie bald wird die Wonne bei Homer und Shakſpeare zuſammenſinken und geiſtige Müdigkeit uns beſchleichen. — Liebe! — O Gott, wer ſie kennt, weiß, daß in ihr der Schmerzen ſchmerzlichſter wohnt, der ſüßeſte zwar, aber auch der empfindlichſte und tiefſte. Beſitzend zittern wir, und verlierend gehen wir unter. Kommt hier vollends noch ein tieferes Gemüthsgedächtniß und ausmalende Herzensphantaſie hinzu, ſo iſt jeder Tag, jede Stunde ein ſtumpfes Meſſer in heißer Wunde wühlend. — Religion! Freilich will ſie uns erquicken, und ſie erquickt uns auch, aber nur indem ſie, uns die ganze Greulichkeit dieſer Erde aufdeckend, uns auf den Himmel verweiſt.

Mit Einem Wort: **Die Erde**, wie ſie nun einmal iſt, hat als ſolche gar keine Heimath für das Schöne, Wahre, Gute, und jedes Gefühl oder gar jedes Beſitzthum deſſelben giebt unwiderruflich die empfindlichſten Schmerzen.

Aber die Tugend? Sie macht doch glücklich? Wie ihr ſie übt, und wie ihr das Glück betrachtet, ſo mag vielleicht die

Frage beantwortet werden können; aber eure Tugend, leidlich genug, iſt nur nothdürftige Geſetzlichkeit, und euer Glück iſt die egoiſtiſche Selbſtgefälligkeit, mit der ihr euch anlächelnd zuflüſtert: O wie bin ich ſo tugendhaft, und mithin glücklich!

Unglückliche Glückliche! welch' ſeichter Irrthum hält euch gefangen! Nur der Liebende iſt tugendhaft, und die Tugend ſelbſt iſt nur Liebe. Liebt ihr aber? O ja, was man ſo lieben nennt, ihr mögt den Geliebten ganz wohl leiden, und wenn ihm das Haus abbrennt, thut es euch recht weh, auch gebt ihr ihm wohl etwas; nur ſchade, daß es mit der Mitfreude nicht recht fortwill, wenn ihm etwas beſonderes Glück zu Theil wird. Mitfreude iſt für euch, von weltlichen Rückſichten ganz verpanzerten, Leuten viel zu zart, und doch iſt ſie noch bei weitem nicht Liebe. Sie iſt das heilige Einsſein mit dem Du, das zum Ich geworden. Wohl nur Wenige haben es ſo mitgebracht; aber dieſe Wenigen, die ſind doch wohl glücklich? Wenn es wahr iſt, daß die Tugend nur Liebe ſei, und die Tugend — 1000 Lehrbücher beſtätigen es — glücklich macht, ſo müſſen ſie's wohl ſein. — Sie ſind es, wie es etwa höhere Geiſter ſein würden, die man in Sklavenkleidern und Sklavenketten auf eine elende Inſel geworfen hätte. Dort umhüpfen, umtaumeln, umwüthen ſie die gebornen Sklaven, die alten Einwohner, ſcheckig bunt, doch eintönig, alle in gemeiner Selbſtſucht, roh und platt und pfiffig, dumm und dummpfiffig, doch klug genug, den Boden zu beherrſchen, und die Zeit, in der er ihnen gehört. Es iſt der alte Czernobogk, der hier regiert, und der gutmüthig ſchwache Bialbogk kann nicht helfen. Armer

Philoktet, Deine Klagen werden von den Thieren der Erde und den Vögeln des Himmels, vielleicht ſogar von dem rauſchenden Wald beſſer verſtanden, als von dem klugen Ulyß, der, weil er nur klug iſt, ſich nicht einmal Zeit nimmt, auf die Klagen des Unterdrückten einzugehen. Und doch liegt noch ein Troſt darin, von einem Ulyß überwältigt zu werden, in unſerer Welt ſiegt meiſtens nur die Dummheit, die Rohheit, die Pöbelei, die körperkräftige Frechheit.

Nun freilich! Es iſt oft genug geklagt worden, daß die Tugend verfolgt werde. — Verfolgt? Nun ja, es kommt zuweilen vor, und auf recht eclatante Weiſe; auch von Kränkungen bis auf's Blut, von Fußtritten, die die Tugend empfängt, und von dem guten Rath, den ſie dann befolgen ſoll, für den Treter im Stillen zu beten u. ſ. w., iſt mitunter die Rede. Indeſſen ſind dieſe Fatalitäten doch nicht zu häufig, und wir müſſen geſtehen, daß die Tugend doch meiſtens nur verſpottet, verlacht oder mit Achſelzucken abgefertigt werde. Erlebt ſie Aergeres, ſo ſteht es ihr ja frei, ſich an die wachſame Polizei zu wenden.

Schlimm aber iſt es, daß ihr Verhältniß zu den Menſchen überhaupt etwas Komiſches und Unnatürliches hat. Wie viele mögen ſie, wenn ſie etwas Ausgezeichnetes hat? Wie viele? Fragt nur die Polniſchen Bären, die ihren ſchön tanzenden Bruder zum Henker jagten. Und er tanzte doch nur ſchön, das hätte man ihm doch hingehen laſſen können. Wie aber, wenn er vollends auf ungemeine Tugend gedrungen hätte, und ſelbſt ſehr tugendhaft geweſen wäre? Mir bangt für den Armen, der doch etwas Lächerliches dabei mit abbekommt.

Aber auch unnatürlich erſcheint die Tugend in dieſem Leben und ſeinen Verhältniſſen, und zwar nicht bloß der Menge, ſondern ſogar — ſich ſelber. Wahrhaft tugendhaft, d. h. liebevoll zu ſein, iſt wirklich eine komiſche Situation.

Alles Gute ſogar in dieſer Welt ſcheint unnatürlich. Es macht nicht fröhlich, ſondern wehmüthig.

7.

Wiederſehen.

Es iſt ſehr menſchlich, daß liebende Menſchen nach dem Tode einander wieder zu ſehen wünſchen und hoffen. Schade nur, daß ſie dabei meiſtens ſo einſeitig ſind, und gewöhnlich nur ihre Frauen und Kinder oder gar ihre Couſins und Couſinen verſtehen. An dieſen Letzteren, ſollte man glauben, hätten ſie ſich ſchon bereits im Leben ſatt geſehen, wenigſtens geht es bei ihren Familienzuſammenkünften nicht immer mit der gehörigen lebendigen Liebe zu, ja es geht die Rede, als ſchleiche ſich mitunter offenbare Langweiligkeit ein. Dennoch wollen ſie nach funfzig bis ſechzig Jahren die kleine Couſine und den breiten Couſin in verklärter Geſtalt und im anmuthigſten Lichtgewand wiederſehen. Auch das iſt menſchlich, und wenn irgend ein Streiflicht des Komiſchen auch hier ſich hineinſtehlen kann, ſo fällt es doch nur auf Nebenumſtände und trifft den Kern der Sache nicht.

Wahrhaft beruhigen in dieſer Angelegenheit kann uns jedoch nur eine tiefere Anſicht von der Liebe und die Erkenntniß, daß dieſe Liebe allein als Leben gelten kann. Wer ſich bewußt iſt, nur durch die Liebe und in der Liebe leben zu können, wird auch dieſer Liebe genug vertrauen, daß ſie ewige Dauer habe und geben müſſe. Unſer ganzer Glaube an die Unſterblichkeit ruht lediglich auf ihr, und das Maß der Sicherheit jenes Glaubens iſt völlig gleich dem Maß unſrer Liebe. Wer ſein Leben aus einer anderen Quelle ſchöpft, möchte wohl überhaupt nicht recht leben, und er hat ſehr recht, wenn er über die Fortdauer ſeines ganzen Lebens zuweilen in einige Unruhe verfällt, wobei ihm jedoch am Wiederſehen der ohnehin nicht ſonderlich geliebten Perſonen wenig gelegen ſein kann. Manche machen ſich jedoch ſelbſt aus den Zweifeln nicht viel, und kommen dieſe ja einmal in etwas ſtärkerer Sprache an den Tag, ſo ſetzen ſie ſich zu Tiſch, denn ſpeiſend und zwar gut ſpeiſend, vergeſſen wir leicht alle Scrupel.

8.

Vernunft und Glauben.

(Aus einem Briefe.)

Je verſtändiger der Verſtand eines Menſchen wird, je mehr erkennt er ſeine Beſchränktheit, und je vernünftiger die praktiſche Vernunft eines Menſchen wird, je mehr erkennt er die Mangelhaftigkeit ſeines Willens und ſeines Handelns. Wir bedürfen deßhalb des Glaubens an die göttlichen Dinge, wie ſie uns Chriſtus zur reinſten Anſchauung gebracht hat; Er, der ſeine eigene Göttlichkeit Jedem, der überhaupt noch wiſſen und glauben kann, unwiderſprechlich gezeigt hat. Können wir aber glauben und recht fromm ſein ohne Gebrauch des Verſtandes und der Vernunft? Die bloße Frage iſt ſchon eine Art von Sünde. — Allerdings ſind ſie (Verſtand und Vernunft) in ihrer jetzigen zeitlichen Begrenzung nicht vermögend, Gott zu erfaſſen, aber ſie ſind und bleiben doch ewig das unſchätzbarſte Geſchenk Gottes. Wer dadurch zum Glauben zu kommen hoffen möchte, daß er ſich des Verſtandes und der Vernunft in Beziehung auf die göttlichen Dinge ganz entäußerte, der würde eben ſo raſend handeln, als wenn Jemand ſagen wollte: „Da ich mit meinen Augen nicht Alles ſehen kann, ſo will ich ſie mir ...... ausſtechen!“ — Solche Raſende aber giebt es jetzt Manche!

Meine eigne Anſicht iſt die allereinfachſte und lautet alſo: Ich möchte auch nicht einen Tag leben ohne den innigſten Glauben an Gott und den Erlöſer und deſſen Lehre, aber ich möchte auch nicht einen Tag leben ohne den freien Gebrauch des Verſtandes und der Vernunft.

Syſtem iſt lebendig organiſcher, ſich ewig und nach allen Seiten neu erzeugender Zuſammenhang, und wer nicht im Stande iſt, Platon und Spinoza, Leibnitz und Kant, Fichte und Jacobi zu verſtehen, ſollte nie von einem Syſtem reden.

Was man ſonſt Syſtem nennt, iſt nichts Anderes, als ein Haufen neben einander geſtellter bleierner und bemalter Soldaten, die ſelbſt ein Kind mit dem kleinen Finger umſtoßen kann. Und ſo bin ich denn wie von einer mathematiſchen Wahrheit überzeugt, daß die ganze hier nur angedeutete Richtung in fünf bis zehn Jahren höchſtens als ein todter Leichnam betrachtet werden wird.

Ich weiß, daß dieß Alles mißverſtanden werden kann; wer aber, wie ich, ſo lange er denken und empfinden kann, das reine Chriſtenthum als die höchſte Weisheit und Beruhigung ſchon hienieden betrachtet und erſchaut hat, und bei jeder Gelegenheit in allen ſeinen Schriften als ſolches verkündet, und deßhalb von hundert Recenſenten für allzufromm (welch' ein verkehrtes Wort!) erklärt worden iſt, der kehrt ſich an nichts mehr, als an die ewigen Geſetze der Liebe und der Wahrheit.

Noch einmal wiederhole ich, daß ich nicht beſtimmt weiß, in wie weit Dich dieß Alles oder irgend etwas von dieſem trifft, ſo wie ich überhaupt von keinem Einzelnen rede, ſondern nur von einer gewiſſen wohlbekannten Richtung, die hie und da, beſonders im Anfange des 17ten Jahrhunderts ſpukte.

Genug. Um der Liebe willen iſt es mir ſchmerzlich, über den Jammer weiter zu reden, und ich unterdrücke mit Fleiß die hundert und wieder hundert Witze, die ſich jedem lebendigen Menſchen, der wahrhafte Geiſtesfreiheit und univerſelle Bildung kennt, bieten müſſen. — —

9.

Letzte Station.

Stellt euch, wie ihr wollt, ihr neuen Theologen, bei eurer Gelindigkeit, Zartheit müßt ihr doch am Ende, wenn ihr folgerecht ſein wollt, auf den Spinozismus zurückkommen und jede Scheidewand zwiſchen Gut und Böſe fallen laſſen, wobei es euch aber gewiß nicht an den herkömmlichen Halbtröſtungen und der ſtolzen Hinweiſung auf das in ewiger Nothwendigkeit fortſchreitende Ganze fehlen wird. Schade nur, daß der Menſch, dieſer arme Robinſon — oft ohne Lama's und ohne Freitag — dabei eine Art von Tantalus- oder Danaidengeſicht zu machen pflegt, und ihr — in ſtillen Stunden doch wohl auch.

Aber der edle Spinoza war auch kein Chriſt, und hat ſich nie dafür ausgegeben; ihr nennt euch ſo, und das ändert die Sache zu eurem Nachtheil. Sündigen, Natur und Erlöſung, Himmel und Hölle, kommt her, ihr Geſegneten, und hinweg, ihr Verfluchten — wer nicht an dieſe Grundlage des geſammten Chriſtenthums glaubt, der nenne ſich, wie er will, nur nicht nach Chriſtus.

Hoffſt Du denn mit dergleichen einfachen Fragmenten viel auszurichten? Viel?

10.

Neueſte Philoſophie.

Die Philoſophie des Tages, wie ſie ſich wenigſtens bei einer Menge von Schülern zeigt, könnte wohl am beſten und traurigſten als eine völlig ſehnſuchtsloſe bezeichnet werden, ja ich bin überzeugt, daß jene mit wahrem Stolz auf die Sehnſucht, wie auf einen erhitzten und fabelhaften Zuſtand, herabſehen, da ſie von der ächten Sehnſucht ſchlechthin keine Ahnung erſchwingen können. Chriſtoph Wagner muß ſich freilich von ſeinem Herrn nachſagen laſſen, daß er froh iſt, wenn er Regenwürmer findet; ſo ſteht es mit ihnen nicht; denn eher könnte man ſagen, ſie haben einen einzigen ungeheuer langen und ſich nach allen Seiten beliebig ſchlängelnden Regenwurm, der ſich als reiner Begriff des Seins und des Rechts verkündiget.

11.

Fragmentariſches Fragment (geſchrieben 1817).

Leben heißt kämpfen, daher wirken, und zwar auf *Menſchen*, als die lebendigen Mikrokosmen.

Dennoch findet ſich nicht ſelten Beſchränkung, ja ſogar Unmöglichkeit ſolches Wirkens, auch bei dem beßten Willen.

Natürlich entſcheidet hier, wie überall, Gottes Segen; allein die *Art, wie* er ſich in dem wirkungsvollen Verhältniß äußert, iſt nothwendig verſchieden.

Bald iſt es vollſtändige Wahlverwandtſchaft, die die Wirkung gleich von vorn herein begründet, bald eine nur theilweiſe; doch vollſtändig in den Theilen. — Das Geringſte wäre wohl arithmetiſche Wirkung, das Zweite hiſtoriſche, ſodann chemiſche, elektriſche und magnetiſche Wirkung.

Eine arithmetiſche und einſeitig hiſtoriſche iſt faſt immer zu erreichen bei gutem Willen von Seiten des Wirkenden; allein dieſes Wirken iſt eigentlich kein ausſchließlich menſchliches, d. h. kein ſolches, wozu ein Menſch durchaus nothwendig iſt, denn auch ein mittelmäßiges Buch, d. h. ein ſolches, das keine That iſt, könnte daſſelbe erreichen. Es verſteht ſich, daß ein arithmetiſches und hiſtoriſches Wirken auch ſehr vollſtändig ſein kann, wenn es vom geiſtigen Magnetismus ausgeht, was aber ſelten iſt, da ſich der Geiſt damit wohl nur nothgedrungen begnügen würde.

Auch der größte Idealiſt müßte zuletzt doch zugeben, daß zur geiſtigen Wirkſamkeit der Menſchen aufeinander, oder eines ausſchließlich Gebenden auf den zweiten lediglich Empfangenden, Naturkräfte walten oder doch zu Hülfe kommen müſſen, wodurch ein magnetiſcher, chemiſcher oder elektriſcher Prozeß entſteht, in welchem der Geiſt wirken kann.

Selbſt in den Verhältniſſen der Aeltern zu den Kindern, des Gatten zur Gattin, des Liebenden zur Geliebten kann oft nur ein hiſtoriſches Prinzip walten, doch mitunter von elektriſchen Momenten durchzuckt. Vollſtändige Wahlverwandtſchaft iſt überaus ſelten im Raume, ſonſt aber, wie ſich von ſelbſt verſteht, durchaus keine Fabel, doch wird ſie ſich wohl größtentheils am jüngſten Tage erſt recht zeigen können; da hier Berge und Meere trennen. Eine ſolche Verwandtſchaft erſchaffen zu wollen, da wo ſie nicht iſt, iſt durchaus unmöglich, ſo wie auch die ihr untergeordneten chemiſchen, magnetiſchen Verbindungen der Menſchennaturen.

Selbſt für eine Pappel, Birke oder Nelke kann ich mir eine entſchiedene Hinneigung denken, faſt möchte ich ſagen ein zärtliches Mitleiden.

Das Beßte iſt noch, daß wir durch Liebe und Poeſie wenigſtens etwas Elektriſches in die Verhältniſſe, oder wohl gar eine elektriſche Verbindung ſelbſt hervorbringen können, denn das Feuer ſcheint mir unter allen das Element zu ſein, was dem Menſchen ſelbſt am meiſten zugethan iſt, obwohl es, als irdiſches Weſen, die Werke ſeiner Hände bekanntlich am meiſten haſſen dürfte.

Wohl wandeln wir hier an einem ſehr dunkeln Ort. Doch faſt überall zeigt ſich auch ſchon hier das Klar-werden-können, wenn auch nicht immer auf eine für den bloßen Verſtand genügende Weiſe.

12.

Aeußere und innere Geſundheit und Krankheit.

Ein geiſtvoller und wohlgeſinnter deutſcher Arzt hat neuerdings erklärt, die heutige Jugend ſei krank, und zwar vom Uebermaß im Studiren oder Studirenmüſſen. Darüber iſt er von Vielen zurechtgewieſen, und in manchen Stücken mit Recht; aber die Mortalitätsliſten, mit denen man ihn bekämpft hat, entſcheiden hier nichts. Man kann ſehr lange krank ſein, ohne zu ſterben, und die Kunſt, das menſchliche Leben, auch das kranke, zu einem ungeheuer langen dünnen Faden auszuziehen, verſtehen jetzt die Aerzte viel beſſer, als vor hundert, oder auch nur vor funfzig Jahren. Das iſt ſehr rühmlich für die Fortſchritte in der Arzneikunſt, aber für den moraliſchen Werth der Zeit kann es nicht entſcheiden. Ehedem ſtand es ganz anders, auch in Hinſicht der Zahl der Aerzte. Eine Stadt von 18 bis 20 tauſend Menſchen begnügte ſich leicht mit etwa zwei Aerzten, einigen Badern und Hebeammen, z. B. Berlin um die Jahre 1660 oder 70 ff. Jetzt bedürfen tauſend Menſchen Eines Arztes, und von dieſem einen Tauſend gehen noch gar viele ab, ſei es nun, daß ſie durch äußere oder innere Verhältniſſe von dem Hülfeſuchen bei den Aerzten abgehalten werden. Ehe es jetzt zum Sterben kömmt, hat es gute Wege; das iſt freilich vortrefflich, aber traurig wird wohl Jeder, wenn er ſich fragt, wie viel kerngeſunde Menſchen ſind wohl in deiner Bekanntſchaft, wie viele ſind krank und leben faſt nur von Medicin, wie viele kränklich und hinſiechend? Ehedem kannte man faſt nur Geſunde und Kranke; ſelten wurden die Letzteren gerettet, denn die wenigſten Kranken ſchickten auch nur zu einem Arzt; ſie unterließen es nicht aus Trägheit oder Armuth, ſondern überhaupt, weil es nicht Sitte war, und es war nicht Sitte, weil man gleich von vorn herein die Krankheit als ein Zeichen anſah, dem der Tod folgen müſſe. Selbſt die geiſtreichſten Männer, z. B. die trefflichen Dichter Opitz und Flemming, der eine in Danzig, der andere in Hamburg, ſandten bei einem ſtarken Fieberanfalle nicht zum Arzt, ſondern zum Prediger. Das Krankſein war Beiden ſo gänzlich fremd, daß ſie die Geneſung lediglich im Tode ſelbſt ſuchten. Ueberhaupt fehlte das Vertrauen zu den Aerzten, zu den Reiſen, zu den Bädern und Brunnen. Man war, um mit Einem Worte das Reſultat zu geben, bei weitem geſunder als jetzt, verſäumte aber faſt ſämmtliche Schutzmittel gegen die Krankheit, denn man war gewohnt, die letztere nur als einen Wink zu betrachten, ſich zum Tode vorzubereiten. Heut zu Tage iſt Alles anders. Es giebt kaum eine Familie in den gebildeten Ständen, in denen nicht irgend ein Kranker wäre, und man betrachtet dieſen Umſtand längſt ſchon als etwas ſich von ſelbſt Verſtehendes. Die Arzneikunſt hat große Fortſchritte gemacht, und unter der beträchtlichen Reihe trefflicher Aerzte ſteht Jedem die ſchönſte Auswahl frei, das Reiſen iſt jetzt etwas völlig Alltägliches geworden, ſo daß ein Nichtreiſender ſchon als Ausnahme gilt, und Brunnen und Bäder ſind fünf Monate im Jahre faſt bis zum Erſchrecken gefüllt. So muß es aber auch ſein, denn die Unzahl der Kranken bedarf dieſer Hülfsmittel, und nur ſo iſt es begreiflich, daß unſer im Ganzen krankes Geſchlecht ſich dennoch ſo ſehr vermehrt, daß der Ueberſchuß der Geborenen faſt in's Unglaubliche geht. Unſere Zeit iſt eine hochmüthige und ſchwache, überſatte und hungrige, im Uebermaß gebährende und im Uebermaß verſchlingende, von einem Tage zum andern hinſchlendernde genußſüchtige und verſchmachtende

Zeit. Daß man die Jugend zur größten Anſtrengung und Fleiß, zum viel Lernen anhält, iſt vielleicht noch das Beſte, aber radical helfen kann es auch nicht, dazu würde, um es nur mit Einem Worte zu ſagen, eine gänzliche Wiedergeburt gehören. Viele Menſchen ſind innerlich ſchmutzig, und was hilft nun dabei aller homeriſche und ſophokleiſche Aether, nachdem ſie doch noch hin und her ein wenig ſchnappen? Sie ſind tönendes Erz und klingende Schelle, und ihr Ton und Klang iſt nicht einmal melodiſch. Macht darüber Witz, ſo viel ihr wollt, ſelbſt indem ihr ihn macht, fühlt ihr doch die gänzliche Ungenüge. Da hilft nun nichts, als der Ermahnung des Täufers Johannes zu folgen, eben deſſen, der Chriſtus den Erſten und Größten Aller, die vom Weibe geboren ſind, nannte. Gut gemeint hat es der Mann mit ſeinem: thut Buße u. ſ. w. gewiß, und wenn er auch mit ſeinem: Ihr Otterngezücht! hie und da Anſtoß gegeben hat, ſo wollen wir ihm doch die größere Wörterzartheit erlaſſen, da er doch am Ende wohl wußte, nach welchen Seiten hin jener Ausruf gerichtet werden mußte.

Wir ſollen alſo fromm werden? erwiedert hier ein witziger Leſer. Nun das ſind ja Viele von uns genug. Lies den Strafprediger nur nach, was da und dort paſſirt iſt und . . . .

Es bedarf der Anführung dieſer ekelhaften Greuel nicht, es iſt ſchon genug des Uebels, daß wir jetzt ſo viel über Frömmigkeit reden; denn wenn es ſchon widrig iſt, wenn Jemand zu viel von Einzel-Tugenden ſpricht, wie empörend muß es erſt ſein, wenn ſogar von Secten der Frommen die Rede iſt, die ſich als den Kern der Menſchheit geltend machen möchten. Der

Geſunde ſpricht ſelten von ſeiner Geſundheit, der Wohlthäti
nie von ſeiner Wohlthätigkeit, und dem Schamhaften und B
ſcheidenen ſind ſelbſt die Wörter Schamhaftigkeit und Beſch
denheit nicht angenehm.

Es giebt gewiß noch manche edle, kraftreiche und heit
fromme Menſchen in der Welt, was man aber heut zu Ta
gewöhnlich ſo nennt, iſt ein durchaus innerlich krankes u
eitles, ja oft dummes und verwerfliches Geſchlecht, Caricatur
wahrer Frömmigkeit, die leider den noch unſicher Strebend
die ganze Sache verleiden können. Wann war man in Deutſ
land frömmer als zu Luther's Zeit, aber von Frommen hö
man nicht. Es verſtand ſich von ſelbſt, daß man gläubig
oder nach dem Glauben trachte, was nicht mitwollte, war
traurige Ausnahme. Daher die muthige Fröhlichkeit, die
in ſo vielen köſtlichen Zügen bemerken, z. B. in Torgau
Wittenberg unter dem ſtrengen Conſulat des gotterfüllten Lut

So iſt es nicht mehr. Daß es aber beſſer werde,
Hoffnung wollen wir uns nicht nehmen laſſen, auch wen
uns zuweilen ſehr ſchwer werden ſollte.

13.

Menſchenverſtand. Gefühl.

Um den geſunden Menſchenverſtand iſt es gewiß ein
vortreffliche und herrliche Sache; ſchlimm aber ſteht e
dem, der ſich im thörichten Kampfe mit der Philoſophi

Augenblicke ſeiner Geſundheit rühmt und ſchon um deßwillen eine üble Vermuthung veranlaßt, wie etwa ein gefährlich kranker Schwindſüchtiger ſich für geſund ausruft. Ueberhaupt iſt es ſeltſam, daß man immer von neuem den geſunden Menſchenverſtand als Waffe gegen die Philoſophie gebraucht, ohne zu bedenken, daß dieſe ihn erſt ſich ſelbſt recht eigentlich erklärt und dergeſtalt fördert, daß er eine wahre Freude an ſich ſelbſt habe, während er früher meiſtens nur prunkt und trotzt, ſobald er eine polemiſche Stellung annimmt.

Abgerechnet, daß die meiſten Menſchen ſich ſelbſt nicht verſtehen, verſtehen auch andere ſie nicht, und ſie wieder die anderen nicht. Daher betreffen auch die meiſten Geſpräche nur Dinge an ſich, über die man ſich ſubjective Gefühle mittheilt, wobei freilich wenig herauskommt. Geſpräche kann man überhaupt dieſe Art von Unterhaltung nicht nennen, denn gewöhnlich ſchreit ein Jeder nur dieſe ſogenannten Gefühle für ſich hin, und es iſt ihm kaum hiſtoriſch intereſſant, was ein Anderer für welche hat. Außer dieſen Indifferentiſten giebt es aber auch Enthuſiaſten für ſolche Dinge an ſich, und es finden ſich manche, die, wenn ſie für ihre Meinung: gelb mit grünem Schnitt ſei doch der ſchönſte Büchereinband, die Gegend bei Töplitz ſei doch nicht ausgezeichnet, Kalbfleiſch ſei nur Halbfleiſch, Zerbſter Bier ſchmecke beſſer als Champagner, u. ſ. w. fechten, einen Eifer und eine Beredtſamkeit zeigen, als gelte es für Altar und Heerd; die entgegengeſetzte Partei iſt nicht minder eifrig, und es entſtehen daraus oft trübſelige Feindſchaften.

Wehe aber, wenn das Geſpräch einmal auf höhere Gegenſtände geräth. Es kann z. B. einem choleriſchen Canzelliſten einfallen, zu behaupten, Napoleon ſei doch der größte Feldherr und Fanchon die beſte Oper, worauf dann ein beleſener Buchbinder erwiedert: Moreau ſei weit vorzüglicher als Bonaparte, und der Spiegel von Arkadien ſtehe weit höher als das Leiermädchen. Genau gewußt, was er geſagt, hat der Canzelliſt nicht, da er es aber einmal verkündet hat, ſo muß er nun fechtend dabei bleiben. Der Buchbinder, der gegen die Ketzerei des Canzelliſten wenig würde zu ſagen gehabt haben, wenn dieſer dieſelbe etwa in eine höfliche Frage eingekleidet hätte, muß nun durchaus auf der linken Oppoſitionsbank mit feurigem Geſicht declamirend verweilen.

11.

Menſchengeſichter.

Es iſt ein thörichtes Wort: Schade um den vortrefflichen Mann, daß er ſo häßlich ausſieht! denn die Sache iſt rein unmöglich. Iſt er vortrefflich, ſo wird auch die vortreffliche Seele aus ihm herausſehen, möge auch die Architektonik ſein, wie ſie wolle. Das Geſicht eines Menſchen drückt immer die Idee aus, auf welcher er ruht, und es iſt vielleicht noch Niemand, der Luther und Melanchthon, Spener und Franke genau kennt, durch ihre Geſichtsbildung überraſcht worden. Sie konnten gar nicht anders, als gerade ſo ausſehen, als ſie ausſahen, und wenn z. B. Lavater in Klopſtock's Geſicht das ätheriſch Tiefe vermißte, ſo hatte er ganz recht, weil es dem nur einſeitig erhabenen Dichter wirklich fehlte.

Die wenigſten Menſchen aber haben Ideen, und noch wenigere ruhen auf denſelben. Die meiſten Menſchen ſehen aus, als wären ſie bei irgend einem Gedanken, oft auch nur bei irgend einem Einfalle, oder bei irgend einem Gefühl oder einer Handlung plötzlich verſteinert, und könnten nun nicht heraus, weil, wie ſie ſich auch anſtellen mögen, jener Gedanke, jene Handlung, u. ſ. w. doch immer ihr Wichtigſtes bleibt.

Das Schlimmſte iſt — ach, und wie oft müſſen wir dergleichen ſehen! — wenn ein Geſicht bei irgend einem widerlichen Gedanken, bei einem ſäuerlichen Gefühl, bei irgend einem ſchlechten oder gemeinen Witz, oder in einem egoiſtiſchen Lächeln, u. ſ. w. ſtehen geblieben und verhärtet iſt, ſo daß wir alle Tage gleichſam eine neue Auflage jenes herrſchenden Gedankens, Witzes, Lächelns zu ſehen bekommen. — Da hilft nur eine geiſtige Umkehrung, damit auch die Geſichtsbildung verbeſſert werde.

Um es mit Einem (wenn auch ſeltſam klingenden) Worte zu ſagen: Es ſieht ein Jeder gerade ſo aus, als er ein Recht hat, auszuſehen. — Wenige aber nur verſtehen die Kunſt, zu ſehen, und es wird vielleicht keine Uebung ſo häufig verſäumt, als die im reinen Anſchauen und im Auffaſſen der Idee eines Geſichts.

Die Geſichter vieler Menſchen ſcheinen ſich durch ſcheuen Sklavenſinn verfertigt und verhärtet zu haben, wobei jedoch noch etwas Unmuth über einen ſo jämmerlichen Zuſtand mit durchſchimmert. Ein Aufflug von Luſtigkeit (Freude kennen ſie nicht), oder von Lachen über einen ſchlechten Witz, reißt zuweilen die Sklavenzüge auseinander, aber nur auf kurze Minuten. Kaum werden ſie inne, daß ſie luſtig gelacht haben, ſo ſehen ſie ſich verdroſſen-furchtſam um, wie ein armer Leibeigener, der von dem böſen Herrn ertappt zu werden fürchtet, und ſchnell iſt die alte Knechtsmiene wieder da, wie ein alter Bettelbrief ſich immer wieder in die alten Falten legt.

Es giebt Leute, die eigentlich gar kein Geſicht haben; wenigſtens iſt, was ſie als ſolches beſitzen, nur zufällig, und könnte auch allenfalls anders ſein, wie etwa eine alte Weide mehr oder weniger krüpplich und mooſig ſein mag. Nur der hat ein Geſicht, bei dem es ein nothwendiges und (weil es nothwendig) auch freies iſt. Jeder gebildete Menſch hat ſich ſein Geſicht ſelbſt geſchaffen.

Nur in ſeltenen Momenten ſieht ein Menſch gerade ſo aus, als er eigentlich ausſieht.

Was man gewöhnlich ſchöne Geſichter nennt, ſind nur gemeine Schönheiten, die Mancher wohl gar für eine ſehr intereſſante Häßlichkeit hingeben möchte. Was man gewöhnlich Häßlichkeit nennt, iſt faſt immer nur eine gewiſſe Strenge und Härte des Ausdrucks in Stirn und Auge, und um den Mund, vor der die Gemeinheit zittert und, um ſich zu rächen, ausruft: O wie greulich!

15.

Lachen und Weinen.

Daß nur der Menſch lachen und weinen kann, iſt eine bekannte Auszeichnung, die er vor den Thieren hat, nur iſt es ſchlimm, daß er ſo ſelten recht zu lachen und recht zu weinen verſteht. Faſt möchte man wünſchen, daß Manche ihr Wein- und Lachtalent an Pferde und Hunde abtreten möchten, da dieſe es beſſer gebrauchen würden. Die alte Sage, daß die Augen des edlen Hirſches ſich mit Thränen füllen, wenn er, bis zur Athemloſigkeit verfolgt, ſich endlich entſchließt, die ungeheure Kraft ſeines Geweihes gegen die Widerſacher zu gebrauchen, mag immerhin eine Fabel ſein, doch geſtehe ich, daß ich wegen ihrer ſinnvollen Allegorie nicht ohne Rührung an dieſelbe denken kann.

16.

Eine pädagogiſche Kleinigkeit.

In Kinderſeelen ſich hinein zu denken, iſt für manchen grobärtigen Conrector, wie ſie ehedem häufig waren, und wie ſie auch heut zu Tage, nur in anderer Form, nicht ſelten ſind, kaum möglich. — Denken wir uns eine Claſſe, angefüllt mit acht=, neun=, oder zehnjährigen Kindern, die bei ſchönem Wetter draußen und hübſchen Späßen im Innern munter kichern, und die nun mit einem Male — Logik treiben ſollen. Der in graue Gedanken und Weſten gekleidete Mann meint es gut, er will die hauptſächlichſten Denkformen mittheilen, fängt recht leicht an und läßt dann die alleralltäglichſte Form folgen. Dann ſpricht er, um ſich zu überzeugen, daß die Kinder ihn vortrefflich verſtanden haben: Alle Menſchen müſſen ſterben, Cajus iſt ein Menſch, folglich ...... nun, Kinder, folglich :... nun? nun? nun? die Kinder ſchweigen Alle. Sie ſind nicht mehr vergnügt, der Stoff, der ihnen hier zum Denken geboten wird, iſt ihnen unbehaglich und unangenehm, und nun wird ihnen zugemuthet, ſie ſollen ſich ſogar mit der bloßen Form des Denkens widerſtrebender Dinge beſchäftigen. Das geht aber nicht, weil ſie nicht wollen, daß es gehe. — Nun kommt es auf den anderweitigen Charakter des Lehrers an, wie es weiter werden ſoll, entweder flucht und donnert er über die entſetzliche Bornirtheit, oder er ſeufzt mit Wehmuth. Beides hilft nichts; der Gedanke aber: „Du mußt es doch vielleicht nicht recht angefangen haben," könnte eher helfen.

Aber es iſt doch auch faſt zu arg von den Kindern, jene leichte Folgerung nicht machen zu können! Mit nichten; es iſt nichts weiter, als das Unvermögen der Kinder, bei Dingen, die ſie nicht anſprechen, ihre Gedankenſtrahlen zu einem Brennpunct zu verſammeln, denn ihr individuelles Leben und ihr oft nur geringhaltiger geiſtiger Umgang mit Vater, Mutter, Geſpielinnen, u. ſ. w. fordert ſie faſt nie zu jener Concentration auf. Und nun ſollen ſie mit einem Male den Cajus ſterben laſſen, den ſie nicht kennen, und der vielleicht gar nicht exiſtirt. Das Letzte verlangen ſie durchaus, wenn ſie ſich intereſſiren ſollen.

Geiſtreiche, witzige und neckiſche Kinder gerathen bei dergleichen Unterricht in eine noch nie betrachtete Verlegenheit. Sie haben auf einen Blick weg, daß ſie allerdings antworten ſollten: „folglich muß auch Cajus ſterben,“ aber ſie antworten es doch nicht, weil ſie vermuthen, dahinter müſſe noch etwas ganz Anderes ſtecken, der Lehrer habe ſie nur zum Beſten, und werde ſich mit einer ordinären Erwiederung nicht zufriedenſtellen laſſen. Vielleicht, ſo denken ſie, iſt es noch gar nicht ausgemacht, daß alle Menſchen ſterben müſſen, denn das wäre doch auch gar zu traurig. Wer bürgt mir ferner dafür, daß Cajus wirklich ein Menſch iſt? Vielleicht iſt es ein griechiſcher Gott, oder ein chriſtlicher Teufel. In beiden Fällen könnte er vielleicht nicht ſterben, und ich würde mit meiner Antwort ausgelacht.

Daß bei ſolchen Gedanken ein Kind abermals den Inhalt mit der Form des Denkens völlig verwechſelt, ſpringt in die Augen, aber eben dieß begegnet gerade den klügſten und phantaſiereichſten Kindern am häufigſten, und da das Leben ſie oft genug zur Liſt erzieht, ſo trauen ſie auch dem Lehrer, ſelbſt in wiſſenſchaftlichen Dingen, dergleichen Liſt zu, wobei er jedoch faſt immer den größten Theil der Schuld trägt. Das Kind denkt: der Herr Magiſter will mich nur prüfen und auf's Eis führen, das ſoll ihm aber nicht gelingen. Erfährt dann der Präceptor dieſe Gedanken, ſo ruft er wohl gar: „O welche Brut!“ ſtatt daß er ſprechen ſollte: „Ich muß es doch wohl an liebender Offenheit haben fehlen laſſen, denn wenn auch die Hälfte der Kinder eine jämmerliche verworrene Brut ſein möchte, die andere Hälfte iſt doch gar lieb und gut.

17.

Pädagogiſche Paradoxieen.

(Vielleicht noch nie zur Sprache gebracht.)

Der Wechſel von Stille und Einſamkeit, Geräuſch und Geſellſchaft ſollte für die Menſchen nicht zufällig, ſondern nach einem gewiſſen mit Freiheit erfaßten Geſetze geſchehen; für Kinder iſt er ſogar nothwendig, wenn ſich ihre Natur zu höherer poetiſchen Harmonie entwickeln ſoll. Das Haus ſei thätig, aber durch die Regel ſtelle es das Prinzip der Gemeſſenheit im Arbeiten und Converſiren dar. Wüſtes Getreibe in einem überfüllten Hauſe iſt beſonders für Kinder ſehr ſchädlich, ſelbſt viele Geſchwiſter hemmen unter einander ihre Entwickelung, beſonders die einer poetiſchen Natur, die ſich etwa zu ihnen verſchlagen hätte. (Auch in dieſer Hinſicht iſt Schiller's und Goethe's Leben lehrreich.) Dafür aber ſei die Schule zahlreich, die Straße voll und der Markt gedrängt. Hier ſoll die Kraft auch nach außen hin gewendet werden, und damit ſie das auf eine richtige Weiſe könne, der

Sinn des Auges gebildet werden. Die Schule gebe das Bild gemeinſamer ruhiger, doch munterer Arbeitſamkeit der verſchiedenartigſten Kinder aus allen Ständen für Einen Zweck der Sprache und Wiſſenſchaft, ſo wie die Kirche des gemeinſchaftlichen Aufſchwungs zu dem höchſten Ziel des Daſeins. Um ſo herber und verletzender iſt für ein gutes Kind der Anblick einer dürftigen und dürftig beſuchten Kirche. Es hat Zeiten und Städte gegeben, in denen keine einzige Kirche gefüllt war, da wurden manche gute Kinder viel zu früh Ironiker, oder verſanken wohl gar in Wehmuth, und das Eine war ſo ſchlimm wie das Andere. Spaziergänge und die Luſtörter, zu denen ſie führen, fordern zum Wechſel auf. Dem Kranken mag verziehen werden, wenn er in hypochondriſchen Stunden dabei auch an Verdauung und Ausdünſtung denkt, und deßhalb bei einer gewiſſen ſteifen Gradheit bleibt, nur vergeſſe er nicht, daß er guten körperlichen Erfolg nur durch Nichtdenken daran wohl erreichen werde, ſo wie bekanntlich jede Krankheit, an die er zu viel denkt, oder die er wohl gar zu häufig beſpricht, durch dieſen Uebelſtand nur wächſt. Wahre Spaziergänge ſollen den Wechſel vorſtellen, und je weniger ein Ort dafür geſorgt hat, je proſaiſcher iſt er; doch ſoll auch der wahre Spaziergänger nicht immer auf gebahnten Wegen bleiben, und nichts weiter wollen, als ſich und Andere erheitern. Daher auch der Wechſel der einſamen und geſelligen Spaziergänge. —

Wird aber wohl im Leben auf dergleichen Subtilitäten Rückſicht genommen? — Freilich wohl nur ſelten; doch ſei dem, wie ihm wolle. Der Gedanke als ſolcher hat das Recht, ſich nur der Kritik zu bieten, die lediglich unterſucht, ob er wahr oder falſch ſei.

18.

Wie manche Erwachſene den Kindern vorkommen.

Die meiſten Erwachſenen bilden ſich auf ihre Erwachſenheit doch wohl etwas zu viel ein, und ſehen mit ſtolzem Lächeln auf die Kinder herab, gleichſam als ſei es eine traurige Sache, erſt im Wachſen zu ſein, was ohne Zweifel zu den angenehmſten Gefühlen gehört. — Aber die geiſtige Erwachſenheit? Damit iſt es freilich eine herrliche Sache; was man aber gewöhnlich davon zu ſehen bekommt, iſt eben nicht ſonderlich, und ich möchte wohl wiſſen, was die klügeren Kinder in ihrem tiefſten Herzen darüber meinen. — Ueber Vater und Mutter werden ſich die beſſeren Kinder allerdings nie ein Urtheil erlauben: dem wehrt die religiöſe Liebe und Pietät; aber die übrigen Erwachſenen haben denn doch kein Privilegium, unbeurtheilt zu bleiben, und wenn das Urtheil nur richtig — oder wenigſtens in einigen Beziehungen intereſſant iſt, ſo kommt wenig darauf an, ob es von einem Zehnjährigen oder Hundertjährigen herrührt. — — Wie wenn einmal eine ſolche kleine zehnjährige Perſon etwa alſo dächte und ſagte: Von fünf Uhr früh bis Abends zehn ergeht an mich die ununterbrochene Mahnung, höchſt „artig“ zu ſein, und es ſcheint, als liege dem geheimen Staatsrath und dem Holzhauer, die ſich im väterlichen Hauſe ſehen laſſen, nichts ſo ſehr am Herzen, als daß ich artig ſei. Könnte ich nur endlich einmal recht dahinter kommen, was eigentlich „artig" iſt. So ungefähr ahne ich es freilich wohl, aber recht weiß ich es doch auch nicht. Sind denn die Erwachſenen artig? Es ſchickt ſich freilich nicht, daß ich denke; aber ich muß doch eben denken, ſie ſind es meiſtens nicht, z. B. in ihren Geſellſchaften. Iſt es eine große Geſellſchaft, ſo wird ſchon den Tag vorher recht rumort, und zwar auf eine Weiſe, die ſelbſt ich, der ich ſonſt wohl allerhand Rumor leiden mag, etwas widerwärtig finden muß; und wenn es nun endlich ſo weit iſt, und Tag und Stunde ſind da, und ich denke, ſie ſollen nun recht munter ſein und ſich was Hübſches erzählen, ſo kommt wenig Luſtiges zum Vorſchein. Der Eine ſitzt mit verkniffenen Lippen, der Andere mit weit geöffnetem Munde, ſie erzählen Greuliches aus den Zeitungen und erhitzen ſich dabei, weil der Nachbar vielleicht behauptet, das Greuliche ſei eben gut und köſtlich; ſie ſetzen ſich zum Spieltiſch, und obwohl ſie mich noch neulich die ſchöne Lichtwer'ſche Fabel von den „ſeltſamen Menſchen" im Examen haben declamiren hören — ſo ſchämen ſie ſich doch nicht, gerade ſo ſich zu gebehrden, wie jene. Dann folgt das Abendeſſen, und wenn das Glück gut iſt, ſo ſehen ſie dabei, die erſten zehn Minuten ſpeiſend, ziemlich munter aus, länger aber nicht, ſollten ſie auch zuweilen laut auflachen. Das kann ihnen auch gar nicht von Herzen gehen, denn ich habe wohl bemerkt, daß nach jedesmaligem — ohnehin nur ſehr ſeltenen Auflachen ſich augenblicklich ihr Geſicht wieder in die alten ſchrecklich ernſthaften Falten legt, die mir aber immer noch lieber ſind, als das bitter-ſüße Lächeln, das bei Einigen wie verſteinert feſt ſteht. Die Frauenzimmer können ſich größtentheils unter einander nicht wohl ausſtehen, und ſagen ſich oft mitten in der Freundlichkeit ſchreckliche „Spitzen", die freilich ich zehnjähriger Knabe nicht recht verſtehe, aber meine eilfjährige luſtige Couſine hat mich belehrt, ich ſolle nur nach den Geſichtern ſehen, wo (wie ſich die wilde Hummel ausdrückte) zuweilen eine gewiſſe zitrige grüne Gelblichkeit oder gelbliche Grünlichkeit ſich zeigen werde, und das ſei immer das Zeichen, daß ſie ſich ſchreckliche Dinge, aber ganz verſteckt geſagt hätten. Luſtig ſei es, wenn dann plötzlich eine Dame noch mitten in der heimlichen Wuth und greulichen Galle von allen Seiten aufgefordert werde, etwas Hübſches zu ſingen, und dann plötzlich ertönen ließe:

Mich ergreift, ich weiß nicht wie,
Himmliſches Behagen u. ſ. w.

während ſie doch eigentlich am liebſten ſänge: „Hole euch Alle dieſer und jener!" Man ſieht: meine kleine Couſine iſt viel ärger als ich; das aber muß ich doch ſelber ſagen: es iſt mir recht lächerlich, wenn die Gäſte dann endlich gegen zwölf Uhr, halb überwacht von Langeweile und Aerger, Abſchied nehmen, und verſichern, ſie hätten ſich ganz enorm amüſirt und divertirt, und würden auch bald wiederkommen. Wenn aber dann endlich Papa und Mama, während die Mägde aufräumen, ſich ganz erſchöpft auf das Sopha ſetzen und ſagen: „Gottlob, das wäre doch auch überſtanden!“ dann möchte ich ordentlich weinen. — — Nein, das verſtehen wir Unerwachſenen doch beſſer. Sind unſerer ſo ein halb Dutzend zuſammen, und haben wir nur Milch und Zwieback genug, ſo iſt weiter keine Noth; wir erzählen oder ſingen uns was, und wer das beſte tolle Zeug hervorbringt, wird gelobt; wir hüpfen und ſpringen und wollen gar nichts weiter vorſtellen als gute Hanswürſtelchen. Dann geht es auch an's Balgen, wobei es freilich auch oft tüchtige Püffe ſetzt; wer aber welche austheilt, kriegt auch welche wieder, und ſo iſt ja die Sache in's Reine gebracht; an den kleinen Püffen wird keiner ſterben und keiner trägt ſie dem Andern nach, was die Erwachſenen zuweilen thun ſollen. —

Ich will die kecke zehnjährige Perſon nicht weiter ſprechen laſſen, und wahrlich ich möchte kein ſolches Söhnchen haben, das alſo ſpräche; denn wenn es auch leider in den meiſten Anklagen nicht Unrecht hat, ſo ſollte es ſich doch verbieten, dergleichen zu denken. Einen Umſtand aber muß ich noch anführen, den der Knabe nicht ſelbſt zu denken vermag, und ſo wollen wir in ſeinem Namen die Anklage deßhalb führen. Sie lautet etwa alſo: Mit keinem Vorzuge brüſten ſich die Erwachſenen ſo ſehr, als mit ihrer Erfahrung, und keine Rede muß ein Kind ſo oft hören, als die gewöhnlich mit ſtolzem Lächeln hingeworfene, es ſei doch recht unerfahren. Ich leugne die Nothwendigkeit, daß alle Kinder unerfahren ſeien, gänzlich; auch meine ich, daß unter tauſend Erwachſenen vielleicht kaum einer zu finden, der nur weiß, was

„erfahren“ heiße. — Und wie weit iſt es noch von dieſem Wiſſen zu dem Talent, die Erfahrungen wirklich zu machen, zu ordnen und ſich anzueignen. Selbſt das bloße Talent, ſinnlich klar anzuſchauen, iſt ſelten, wie viel ſeltener noch das der geiſtigen Anſchauung! Die Zeit ſelbſt giebt nur Veranlaſſung, etwas zu erfahren, wir aber müſſen ſie aufſchließen können und immerdar ſelbſt thätig ſein, ſonſt bleibt ſie uns ein Buch mit ſieben Siegeln. Auch der Raum entſcheidet hier nicht, und wir können recht gut von Liſſabon bis Tobolsk gereiſt ſein, ohne eine einzige Erfahrung gemacht zu haben, ja es kommen Manche von London, Paris und Neapel noch viel unerfahrener und dümmer zurück, als ſie gegangen ſind, während Andere vielleicht in acht Tagen auf der berühmten Tour von Kiel nach Haderöleben, oder von Stolpe nach Danzig, eben ſo wichtige als ergötzliche Erfahrungen machen, die als ein Schatz für ihr ganzes Leben zu betrachten ſind.

Der edle deutſche Mann und Dichter, an den wir Alle ſo gern und ſtets mit Verehrung und Liebe denken, Friedrich Schiller, hat nie eine weitere Reiſe gemacht, als von Stuttgart nach Leipzig, Weimar und Berlin, und ging bereits in ſeinem ſechs und vierzigſten Lebensjahre heim, — war er nicht dennoch der Erfahrungsreichſte? und war er es nicht um deßwillen, weil er immerdar mit völlig geſammelter harmoniſcher Kraft geiſtig anzuſchauen vermochte? und ſo ſtill und unerſchlafft, im kleinſten Puncte die höchſte Kraft ſammelte?

Wenn ich aber nunmehr die Aeltern und Erzieher vor dem falſchen Stolze auf Erwachſenheit und ſogenannte Erfahrung gewarnt habe, indem die erſte Eigenſchaft nichts bedeutet und die zweite nur ſehr ſelten rein anzutreffen iſt, ſo möchte ich nicht minder, ja faſt noch mehr warnen vor der Scylla jener ſüßlichen Ueberbeſcheidenheit, die Goethe mit Recht „lumpig“ nennt, und bei der die „verehrungswürdigen Kinder“ ſich über alle Maßen übel befinden und übel geberden. Das finden jene Süßlichen freilich im Anfange und in den Spiel- und Spaßjahren der Kinder recht ergötzlich; bald aber ſchlagen ſie jammernd in die Hände über das widerlich aufgeſchoſſene Neſſelkraut, und wenn ſie ſich nach Troſt bei Freunden und Verwandten umſehen, ſo heißt es parodirend und amplificirend: Tu l'as voulu, George Dandin! und tu l'as voulu, Georgette Dandin! —

Es wird deßhalb wohl immer beim Alten bleiben müſſen, d. h. bei dem rechten ächten, bewährten Alten, dem zufolge edle, conſequente, aus Liebe allein hervorgehende Strenge die Grundlage aller Erziehung ſein muß. Auch hat das Leben meiſtens einen ſo rauhen Nordoſtwindsathem, daß wir uns nur in einer von frühſter Jugend an erworbenen tüchtigen Rüſtung dabei wohlbefinden können. Der iſt deßhalb glücklich zu preiſen, der ſeine Erziehung nicht bloß von Erwachſenen, ſondern ſtets Erwachſenden, nicht bloß von Alten, ſondern auch von ſolchen Greiſen, die noch jugendlich geblieben ſind, nicht bloß von Erfahrung = Rühmern, ſondern wirklich erfahrenen, und dann gewiß nicht mehr auf die Unerfahrenheit der Kinder hoffärtig herablächelnden Männern und Frauen erhalten hat. —

Darüber könnte man freilich dicke Bücher ſchreiben, man lieſt aber heut zu Tage keine dicken Bücher mehr.

19.

Die Griechen und die Freundſchaft.

Die Anſicht der höheren Griechen von der Freundſchaft iſt durchaus einfach, rein ethiſch und naiv. An Rührung oder Weichheit des Gefühls iſt dabei nicht zu denken, ſelbſt nicht an das, was wir gewöhnlich „Poeſie“ und „Erhabenheit“ zu nennen pflegen, weit eher an ſtrenge ruhige Wiſſenſchaftlichkeit. Daher haben denn auch manche Freundſchaftsgeſchichten, wie ſie uns griechiſche Schriftſteller erzählen, einen ganz eigenen Charakter voll kühlen lakoniſchen Weſens; z. B. folgende:

Eudamidas, der Korinther, hatte zwei Freunde, den Charixenus und den Aretheus. Er ſelbſt war arm; ſie aber wohlhabend. Da es nun zum Sterben kam, machte Eudamidas dieſes Teſtament: „Dem Aretheus vermache ich meine Mutter, daß er ſie ernähre und in ihrem Alter unterſtütze; dem Charixenus trage ich auf, meine Tochter zu verheirathen und ſie ſo gut, als es nur immer möglich iſt, auszuſtatten. Stirbt einer von den beiden Freunden, ſo ſoll der überlebende die Pflichten des geſchiedenen mit übernehmen.“

Nur der Pöbel ſpottete eines ſo beſchwerlichen Teſtaments, beide Freunde fühlten ſich nur geehrt; und als einer derſelben, Charixenus, wie das Teſtament gefürchtet zu haben ſcheint, bald darauf ſtarb, ſo übernahm Aretheus ſämmtliche Pflichten für die Mutter und Tochter des Eudamidas: die erſte wurde mit beſonderer Pietät verpflegt und die zweite bald glücklich verheirathet. Ihr Heirathsgut beſtand in der Hälfte ſeines Vermögens, das ſich auf 5 Talente belief; ſie theilte genau mit ſeiner eigenen einzigen Tochter.

Was iſt nun an dieſer Geſchichte Sonderliches? Man kann weder dabei weinen noch lachen, auch nicht etwa ausrufen: O wie göttlich! wohl aber darf man mit befriedigtem Gemüth ſagen: Wie ſchlicht und rein und gut! Es ſcheint die Eigenthümlichkeit der Griechen geweſen zu ſein, daß jede große ethiſche Idee, von deren Richtigkeit ſie ſich einmal überzeugt hatten, ihnen nie wieder als bloße iſolirte Idee, ſondern als nothwendig im praktiſchen Leben vorhanden, und in daſſelbe übergegangen erſchien. Wenn alſo Eudamidas wirklich zwei Freunde hatte, ſo mußte er ihnen auch die Ehre erzeigen, vollkommen überzeugt zu ſein und dieſe Ueberzeugung auszuſprechen, daß ſie in jedem Augenblick bereit ſein würden, die höchſten Pflichten dieſes Verhältniſſes auszuüben. Er bedurfte ſelbſt nicht einmal dieſer Vorrede, „daß ſich das von ſelbſt verſtehe“, ſondern begann ſogleich faſt trocken über ſeine Freunde wie über Ideen zu beſtimmen, weßhalb wir allerdings ſagen dürfen, daß die griechiſche Freundſchaft nicht ſelten als ein rein wiſſenſchaftliches Verhältniß zu betrachten ſei, das jedoch keineswegs der Begeiſterung entbehren kann. Dieſe nimmt mitunter den höchſten Schwung, wenn die großartigſten Zwecke denſelben erheiſchen, z. B. bei den dreihundert Unſterblichen, die bei Thermopylä die ganze Aufgabe ihres Lebens: „Griechiſche Freiheit und Bildung ſoll nicht durch aſiatiſche Barbarei untergehen" ſiegreich ſterbend löſeten.

Dieſe Gelaſſenheit, wiſſenſchaftliche Klarheit und Gediegenheit waltet ſelbſt in dem uralt mythiſchen Verhältniß des Pylades zum Oreſt, das uns ſchon als Knaben ſo ſehr anzieht. Wie nämlich das herrliche Farbenſpiel des Regenbogens am ſchönſten auf dunkelm Grunde ſpielt, in welcher Erſcheinung manche moderne Freundſchaft ihr edles Sinnbild finden möchte, ſo erſcheint hier gleichſam ein dunkler Regenbogen (Oreſt) auf dem hellen Grund (Pylades), der jenen trägt und beſchützt. — „Da fing mein Leben an, als ich Dich liebte," iſt die einzige Zeile, mit der er in Goethe's Iphigenie ſeine Freundſchaft ausſpricht, aber dieſe Eine Zeile genügt vollkommen. So lange ſein Leben ohne Freundſchaft war, war es kein Leben, und da dieſes neue Leben nur durch die Freundſchaft erſchaffen wurde, ſo kann dieſes Leben auch nur in der Freundſchaft fortbeſtehen. Dieſe einfachen Sätze ſtehen ihm wie mathematiſche Grundſätze feſt; aber die Mathematik ſchließt die Begeiſterung nicht aus.

Ueber moderne Freundſchaft, in ſo weit ſie ſich in anderen Tönen und Farben darzulegen pflegt, ein anderes Mal.

20.

Freundſchaft unter Frauen.

Ich will nicht hoffen, daß irgend ein Dichter an weiblicher Freundſchaft zweifeln könne, wodurch er einem ſehr gemeinen Wahn Recht geben würde, der, um ſich greifend und zum traurig vollſtändigen Selbſtverſtändniſſe gelangend, auch mit dem Zweifel an männlicher Freundſchaft, mithin an Tugend, endigen müßte. Wie geſagt, ich will das Beſte hoffen; aber bedauern darf ich gar ſehr, daß ſo wenige, ſo überaus wenige Autoren eine weibliche Freundſchaft geſchildert haben. Ich nenne hier nur Einen für Alle: Shakſpeare, und zwar in den Luſtſpielen: „Wie es euch gefällt“ und „Viel Lärmen um Nichts“.

Männliche Freundſchaft kann ſich nur gründen auf Sittlichkeit und Wiſſenſchaftlichkeit; weibliche nur auf Sittlichkeit und Anmuth. Die erſte hat, und darf auch mitunter etwas Herbes haben, wenn ſie nur nie in Ariſtokratismus, Anarchie oder gar Ungenirtheit verfällt, die zweite iſt ihrer ganzen Natur nach poetiſch-zart, wie die Freude an der ſittlichen Grazie eines andern Weſens. Dieſe Freude kann allerdings auch wohl ſentimental ſein; doch wird ſie ſich lieber und öfter launig-heiter und witzig-geiſtreich geſtalten, wie die zwiſchen Roſalinde und Celia, zwiſchen Beatrice und Hero. Hier bringt der Leſer ſelbſt das Sentimentale hinzu, indem er über die Empfindung reflectirt und das anmuthige Verhältniß mit Liebe und Rührung betrachtet.

21.

Xerres liebt einen Baum.

Was ſoll man in unſeren egoiſtiſchen Zeiten lieben? denn lieben muß man doch einmal. Die Menſchen? freilich wohl; aber bei den einzelnen kommt wenig Freude heraus. — Thiere, Löwen, Panther? das wäre wohl der Mühe werth, aber es iſt gefährlich. Pferde, Hunde, Schaafe? das ginge wohl, aber der Nachtheil der Aſſimilirung bleibt nicht aus, wie der Landwirth in der Novelle „die Geſellſchaft auf dem Lande“ hinlänglich bekundet. Singende oder nicht ſingende Vögel? Sie ſind nur, was ſie ſind in der Freiheit. Was alſo? Ich rathe zu Blumen und Bäumen, ganz beſonders aber zu den letzteren. Schon wegen der bekannten Allegorie ihres Daſeins. So gefühlt haben gewiß ſchon Tauſende, aber Beiſpiele anzugeben weiß ich erſt ſeit heute, wo ich es geleſen. Es iſt der viel berühmte und viel berüchtigte König Xerres; eben der, der das Meer peitſchen ließ, weil er den Gedanken nicht ertragen konnte, daß die Naturnothwendigkeit etwas ſei, der die Million Menſchen, die er anführte, erſt beweinte und dann opferte, der zartgebildete, weichliche Barbar, der wehmüthige über-elegiſche Tyrann — dieſer war es, der ſich wirklich einmal in einen Baum verliebte und zwar in eine Platane. Er ließ ein königliches Zelt neben ihr aufſchlagen, und vermochte lange Zeit nicht, ſich von ihr loszureißen; er umarmte ſie mit Inbrunſt und behing ſie mit köſtlichen Kleinoden, Halsbändern und Spangen, und als er endlich ſich von ihr losreißen mußte, ließ er einen treuen Wächter dort, um die Geliebte vor jedem Ungemach zu ſchützen; ja er ſoll ſogar einen goldenen Kreis um die Platane haben aufführen laſſen, um ſie vor jeder fremden Berührung zu behüten.

22.

Tauſend.

Nicht bloß der fabelhafte König im geſtiefelten Kater hat eine merkwürdige Paſſion für große Zahlen, ſondern auch die gar nicht fabelhaften Deutſchen; nur daß jener treffliche Monarch Millionen und Milliarden um ſein Ohr ſauſen laſſen will, während wir uns aus Beſcheidenheit mit Tauſend begnügen. Daher die ſprichwörtlichen Ausrufungen: Ei der Tauſend! Potstauſend! Tauſend noch einmal! Tauſend-Element! Tauſend-Sapperment! Tauſendſaſa! u. ſ. w. Bis dahin mag noch Alles gut ſein; daß aber auch die „Noth", die ſchwere, in ein einziges ſchreckliches Wort zuſammengepreßt und mit „Tauſend Schock" verſetzt wird, ſcheint für das gewöhnliche Leben zu gräßlich und ſollte wohl nur der Poeſie (die bekanntlich nie gräßlich genug ſein kann) überlaſſen bleiben. Wirklich giebt es auch manche neuere deutſche und franzöſiſche Tragödien, Melodramen, Romane und Novellen, für die ich keinen beſſern Titel wüßte, als: „Tauſend Schock ſchwere Noth". — Zarte Nerven werden freilich dagegen viel einzuwenden haben; was gehen uns aber die an?

23.

Neue Methode zu ehren und zu lieben.

Das Traurigſte bei der Liebe und Verehrung, welche die meiſten Menſchen zu fühlen im Stande ſind, iſt der Umſtand, daß ſie doch nie recht aus ihrer individuellen Burg, Hütte oder Höhle herauskommen können. Der größte Mann in ihrem Fache erſcheint ihnen immer nur wie ein mehr begünſtigter, und wenn ſie ihn auch einmal mit Inbrunſt zu loben ſcheinen, ſo endigen ſie doch in ihren Herzen mit dem leiſen Troſt: Wäre mein Glück nur beſſer geweſen; ſo gut wie der Kerl wäre ich auch geworden, und vermuthlich größer. — Hier könnte ſelbſt das bloße Gefühl der Pietät und Schamhaftigkeit helfen; die ſind aber jetzt — würde Karl Moor ſagen — vermuthlich zu den Bären geflohen. Daher kommt es denn auch, daß nun jeder kleine poetiſche Sperling, ſelbſt wenn ihn einmal der Schwan von Avon zu einem momentanen heiligen Schauder erregt hat, dennoch gleich wieder zu ſich ſelber ſagt: Es iſt wahr, der Kerl iſt gut genug, und ich bin nur jetzt etwas heiſer; habe ich aber nur erſt meine Frühlingscur gebraucht, ſo kann der Wettgeſang losgehen. Hat doch ſchon neulich mein trefflicher kritiſcher Freund, der rothbraune Breisgauer, den doch wohl Jeder für competent halten wird, bei der zweiten Flaſche mich für einen halben Shakſpeare erklärt! — die andere Hälfte wird ſich finden, dafür ſtehe ich.

24.

Uebergutmüthigkeit.

Daß man ſagt „guten Appetit“ und „geſegnete Mahlzeit“ iſt gut und höflich; daß man aber auch wünſcht, „wohl geſpeiſt zu haben“, überſchreitet das Maß und iſt eine deutſche Uebergutmüthigkeit, und, ſo viel ich weiß, iſt die Redensart auch nur bei uns vorhanden. Man erwäge die höchſt wichtige und intricate Sache nur genauer. A. will ſpeiſen, der tugendhafte B. wünſcht ihm mit Recht die nöthige Luſt dazu, und nach der Mahlzeit fleht er das Schickſal an, daß das Eſſen ſeinem Patron gedeihen möge. Er hält ſich alſo in den Schranken der Wünſche, welche die Zukunft angehen; aber der edelmüthige Deutſche beſchäftigt ſich ſogar mit der Vergangenheit ſeines Gönners. Dieſer, wie geſagt, hat bereits geſpeiſt, und alle Götter des Olymps können daran nichts mehr ändern. Es iſt geſchehen, es iſt eine Thatſache, die Würfel liegen, ich wiederhole es: er hat geſpeiſt! Dennoch wagt der Deutſche noch einen moraliſchen Seufzer, einen frommen Wunſch, es möge dem vortrefflichen Speiſer beim Speiſen wohl geweſen ſein, er möge wohl geſpeiſt haben. — Hier iſt vielleicht die Grenze der Tugend, und der Menſch kann nicht weiter.

25.

Verſchwendete Bewunderung.

Die Deutſchen ſind große Bewunderer, iſt ein altfranzöſiſches Sprichwort, doch nicht älter als die Zeit Ludwig's des Vierzehnten. Es iſt viel Wahres in den Worten, doch nicht ſo viel, als man daraus hat machen wollen. Die Abgötterei, die man in Paris mit dem vier und achtzigjährigen Voltaire trieb, als er faſt nur noch Haut und Gebein war, hätten wir Deutſchen doch ſchwerlich getrieben, und wie oft wir auch das Wort „göttlich" mißbraucht haben, es geſchah doch immer nur in momentaner Gefühlstrunkenheit, die keine weiteren Folgen hatte. Die ſtehenden Beinamen des Göttlichen haben wir noch Keinem gegeben, und einen Peter Aretin würden wir am wenigſten göttlich nennen, ja wir ſpüren ſo etwas von Schauder, wenn wir ihn hie und da ſo nennen hören, und etwas von Ekel, wenn wir die Ehrenmedaillen auf ihn anſehen. Bei einer ſolchen Grundlage von heiliger Scheu wird es hoffentlich niemals Adraſteen an guten Prieſtern unter uns fehlen.

26.

Schlimme Redensarten.

Giebt es, wie wir geſehen haben und hoffentlich noch oft ſehen werden, eine beträchtliche Menge von angenehmen und ſcherzenden Redensarten in der deutſchen Sprache, ſo finden wir aber auch leider eine nicht geringe Anzahl von widrig-rohen Phraſen, an die zu denken unerfreulich iſt. Sie ſind jedoch ihrer hiſtoriſchen Wichtigkeit wegen der Betrachtung werth, und ich kann dabei auf allzu vornehme und allzu zarte Leſer, die von gar nichts Traurigem wiſſen wollen, keine Rückſicht nehmen.

Mit einem blauen Auge davon kommen, iſt ein Ausdruck, der auch wohl von den zarteſten Lippen tönt, und doch bezieht er ſich offenbar auf die rohe Zankſucht in deutſchen Geſellſchaften, die nicht ſelten mit Prügeln und Mord und Todtſchlag endeten. Die querelles allemandes, die bei den Franzoſen ſprichwörtlich ſind, haben leider einen ſehr richtigen Sinn. Die Deutſchen legten im funfzehnten, ſechszehnten und zum Theil auch im ſiebzehnten Jahrhundert zwar ihre Degen ab, wenn ſie ſich zum geſellſchaftlichen Mahl ſetzten, aber das kurze Schwerdt oder der Dolch blieb meiſtens an der linken Seite ihres Gürtels und flog, wenn Wein, Nacht, Geſang und Geſpräch ſie erhitzten, ſelbſt bei der bloßen Ahnung einer Kränkung leicht aus der Scheide; ja es hat Zeiten gegeben, wo ein wenig Blutvergießen mit zu der Feſtlichkeit größerer Mahlzeiten gehörte. Davon wiſſen freilich diejenigen nichts, welche von deutſcher Geſchichte nur deutſche Könige, Kaiſer, Schlachten und dergleichen kennen, wohl aber, die ſich in den unzählichen deutſchen Stadt-, Städtchen-, Dorf- und Schloßchroniken umgeſehen haben. Wie erſcheint uns dann jenes blaue Auge? Das achtzehnte Jahrhundert hat jedoch die Sitten ſo zahm gemacht, daß die Deutſchen jetzt ohne alle Gefahr für ihre Augen in Geſellſchaft gehen können, denn die Lange-

weile, die man ihnen dort gewöhnlich bietet, thut wenigſten
keinen körperlichen Schaden; eher zuweilen Vortheil. Vo
großer Armuth, wie ſie bekanntlich ſeit der Entdeckung vo
Amerika in Deutſchland ſich einſchlich und ſeit dem weſtphäl
ſchen Frieden einheimiſch wurde, zeigen manche Redensarten
Dagegen wäre nun nichts einzuwenden, denn wer möchte ge
gen edle Armuth etwas haben? Schade nur, daß ſich dieſe Ar
muth eben nicht edel ausſpricht, ſondern oft recht roh und ge
mein: z. B. die Brodwiſſenſchaft, zu Brode kommen, d
Brodherrſchaft, er iſt zu Brode gewöhnt, man muß ihm de
Brodkorb höher hängen. Butter zum Brod erſcheint ſcho
als etwas beſonders Glückliches und Beneidenswerthes, und da
verdrießliche Wort: man muß ihm keine Butter daran legen
wird in manchen deutſchen Provinzen vernommen. Das Max
mum aber der ganzen Jammerwirthſchaft ſorglicher Dürftigke
ſcheint mir ein bekanntes Wort zu bezeichnen: das wird de
Kohl nicht fett machen. Hier ſieht man ordentlich in eine
Abgrund von Elend und Philiſterhaftigkeit hinein. Der Koh
die gemeinſte Nahrung, die auch das ſchlechteſte Erdreich he
vorbringen kann, wird gewöhnlich nur in Waſſer gekoch
und das höchſte Streben geht dahin, ihn ein wenig zu fette
aber wie man ſich auch bemüht, es gelingt meiſtens nicht, u
die böſe Wirklichkeit läßt auch die ſolideſten Verſuche mißlinge
da heißt es denn oft: ach! das wird den Kohl u. ſ. w., b
endlich die Zeit kommt, wo man weder des Kohls noch de
Fettes bedarf.

Dennoch zeigt ſich auch hier noch ein Troſt. Wir verne men nämlich auch in jenen Claſſen, wo die obigen Redensarten gäng und gebe ſind, zuweilen die gute: was in den Leib kommt, ſieht man nicht, wohl aber was auf den Leib kommt. Hier zeigt ſich der Sinn der Sittlichkeit, der Ehre und des Geſchmacks; denn wer ſich im Aeußern vernachläſſigt, vernachläſſigt ſich auch faſt immer im Innern, er zeigt nicht bloß Mangel an äſthetiſchem Sinn, ſondern auch an Lebensluſt, ohne die es bekanntlich gar kein rechtes Leben geben kann. Selbſt Eitelkeit bei der Bekleidung des Körpers iſt, wenn auch gleich tadelnswerth, dennoch unendlich beſſer als verdrießliche Nichtachtung deſſelben und ſeiner Hülle.

27.

Bei Troſte.

Da die Deutſchen gewöhnlich zur Höflichkeit erzogen werden, ſo ſagen ſie wie billig ſehr ungern: er iſt nicht klug, oder er iſt nicht geſcheut, und ähnliche häßliche Redensarten. Da aber doch nun einmal ehrlich am längſten währt, und mitunter ſolche Urtheile gefällt werden müſſen, ſo ſahen ſie ſich nach einem Euphemismus um und fanden dieſen in einem ſehr charakteriſtiſchen Ausdrucke: er iſt nicht recht bei Troſte. Zu leiden hat der Menſch, inſonderheit der reflectirende Deutſche immer, und er bedarf deßhalb immer des Troſtes, weßhalb man auch ehedem die Bücher „Tröſter“ nannte. Sind wir nun nicht recht bei Troſte, ſo iſt das freilich ſehr traurig, aber es iſt doch nicht eigentlich ehrverletzend, wenn uns Jemand beklagt, daß wir gerade in dieſem Augenblicke nicht mit der gehörigen Tröſtung ausgerüſtet ſeien. Jetzt freilich iſt auch dieſes Wort im Preiſe geſunken, und allerdings beleidigend. In jedem Falle iſt der Umſtand zu bemerken, daß unſere Vorfahren das ſtete Getröſtetſein für das letzte lohnende Ergebniß aller reinen und edlen Klugheit hielten, was wir mit gerechtem Lobe anerkennen wollen.

28.

Lobende Beiwörter.

Die Art wie die Deutſchen einen Mann zu loben pflegen, und zwar durch ein einziges Beiwort, iſt charakteriſtiſch und ſelbſt nicht ohne hiſtoriſche Wichtigkeit: — „ein gemachter Mann“, ein „geſetzter Mann“, ein „geriebener Mann“, ein „gewiegter Mann“, ein „brauchbarer, anwendbarer Mann.“ — Es iſt klar, ſie deuten nicht ſonderlich auf kühne Poeſie hin; doch richtet man auch in Deutſchland mit dieſer kühnen Poeſie meiſtens nicht viel aus, und ſie ſoll eben durch jene Beiwörter bekämpft werden. Ein „gemachter Mann“ iſt nicht mit Freiheit entſtanden, ſondern eben — gemacht worden. Er iſt deßhalb völlig unſchädlich, und wenn er auch täglich bei einem Miniſter ſpeiſte, er würde nicht ſtolz. Er iſt der wahre Anti-Poſa, und ſollte man ihn auch noch einmal umarbeiten, ummachen und umbinden wollen, er würde es ſich nach Umſtänden gefallen laſſen. — Ein „geſetzter“

Mann kann immer noch poetiſche Momente haben, doch werden ſie nicht in's Leben übergehen, am wenigſten wenn er ſich nicht ſelbſt geſetzt hat, ſondern geſetzt — worden iſt. Ein „ſtehender" Mann, der ſeinen Mann ſteht, iſt gewiß ſehr löblich, doch iſt der Ausdruck nicht gebräuchlich, und es können ſich leider Umſtände ereignen, wo man ihn — ſetzt, und zwar dahin, wo er nicht gern ſitzt, wogegen ein von vorn herein rein geſetzter Mann völlig geſichert iſt. Er bietet überall Sicherheit und fordert ſie aber auch, und wenn Falſtaff 22 Ellen Atlas von ihm haben will, fordert er Sicherheit, was dieſer witzig und ſeltſam genug „er ſchickt mir Sicherheit" nennt. Nach ihm, dem geſetzten Manne, ſind die meiſten Menſchen Falſtaffe, aber ohne Witz, in welcher Anſicht er aber leider einen ſehr verwerflichen Witz zeigt, weßhalb er ihn auch nur ſelten ausſpricht, ſondern nur denkt.

Ein „geriebener" Mann hat eigentlich etwas Erbarmenswerthes — gehabt; doch nur ſo lange man ihn rieb, wobei es freilich nicht ohne bange Schmerzenslaute von ſeiner Seite abgehen konnte. Dafür iſt er aber jetzt ohne alle Erhöhungen und Ecken, völlig gerundet und glatt. Schade nur, daß die Kegelkugel ſich nicht ſelbſt innerlich bewegen kann; der beſcheiden geriebene Mann verlangt das aber auch nicht, und iſt ſchon zufrieden, wenn ſeine gewogentlichen Vorgeſetzten mit ihm zuweilen alle Neun werfen.

Mit dem „gewiegten" Manne iſt es eine myſtiſche Sache, und es läßt ſich disputiren, was man eigentlich darunter verſtehe. Schwerlich waren es die trefflichen Weiber von Weinsberg, die ihn fromm und klug „gewiegt“ haben, und es mochten wohl rohe Hände ſein, die ſeine Wiege ſchüttelten. Endlich iſt ſie aber zum Stehen gekommen, und der geprüfte Mann hat nun Gelegenheit genug, die Erfahrungen zu gebrauchen, die er machte, als man ihn weniger wiegte als ſchüttelte.

„Seine Erfahrungen zu gebrauchen“, ſagte ich ſo eben, und der gewiegte Mann thut ohne Zweifel wohl daran, denn alles Gute und Nützliche, Kenntniſſe und Talente ſollen wir gebrauchen und anwenden, für uns und unſere Lieben, mögen ihrer nun Millionen ſein, oder Hunderte oder Einer. In Deutſchland iſt man jedoch auch damit noch nicht zufrieden, ſondern es ſoll der ganze Mann gebraucht und angewandt werden, und es iſt nur die Frage, ob er vom Scheitel bis zur Ferſe brauchbar und anwendbar ſei. Er ſoll überall mit Hand anlegen, ſelbſt wenn ein Thurm zu Babel gebaut wird, und es hilft ihm nichts, wenn er auch im Voraus beweiſen könnte, es werde ein Thurm zu Babel werden, der nie ein fröhliches Ende verſpreche. Ueberhaupt ſind wir nicht zufrieden geſtellt, daß ein Menſch an ſich und in ſich vollſtändig gebildet ſei, wozu allerdings ihn nur die thätigſte Menſchenliebe machen kann — von der Liebe erwartet man ohnehin nicht viel — nein, er ſoll auch noch eine Liſte von allen den Fällen einreichen, in welchen er als Sache (wie etwa eine Medicinflaſche mit angehängtem Gebrauchszettel) verbraucht und angewendet werden kann. Die Frage: „wozu nur das von dem brauchbaren Manne Erzielte gebraucht werden ſolle?“ und „wo etwa der Zweck an ſich angehe? wird als ſophiſtiſch und zu überſchwänglichen Phantaſieen führend, abgelehnt und verworfen. Für die „ſchönen Naturen,“ die (nach Schiller's wirklich gefährlicher Aeußerung) „bloß durch ihre Exiſtenz zahlen,“ findet ſich weder in Flachſenfingen, noch Scherau Platz, auch weiß der Adreßkalender ſie nirgends recht zu rangiren. — Sei es darum! Die wirklich ſchöne Natur wird auch erkennen, daß das rechte Sein immer auch ein rechtes Handeln iſt — weßhalb man auch, beiläufig geſagt, ein gutes Buch eine gute That nennen darf. Haben aber die ſchönen Naturen das wirklich erkannt, ſo wird auch das Erkennen ſichtbar werden, und es iſt zu hoffen, daß ſelbſt die Thore von Flachſenfingen ſich ihnen dann willig öffnen werden. Es ſind doch wackere beſcheidene Leute, ſollten ſie auch mitunter ein wenig ironiſch lächeln.

29.

Lebensgebrauch unſerer Väter.

Unſere Vorfahren thaten in gewiſſer Hinſicht mehr für ſich als wir, die wir leider oft mehr der Geſellſchaft gehören als uns; aber ich möchte jene deßhalb wahrlich nicht egoiſtiſcher nennen als uns. Sie thaten nur mehr für ihr Herz und ihren Geiſt, und wie ſie es am liebſten nannten, für ihre eigne Erbauung; ſo gewinnen wir z. B. ſelten nur in unſerem eiligen, faſt athemloſen Leben Zeit genug, ein Tagebuch zu halten, oder wenn wir es ja thun, ſo machen wir das Geſchäft gewöhnlich

in dem Zuſtand zwiſchen Schlafen und Wachen ab, indem w
kurz angeben, wohin unſre Spazierfahrt heute ging, od
welche Oper wir weniger hörten, als ſahen. Unſere Väte
lebten epiſcher und in einer gewiſſen gelaſſenen Breite, und w
oft ſie auch bei ihren Morgen= und Abendgebeten des Tod
gedachten, vor dem freilich auch der Geſündeſte zu keiner Ze
ſicher iſt, ſo ſcheinen ſie doch meiſtens auf ein langes Leben vo
achtzig bis neunzig Jahren zu rechnen. In einem ſolch
Leben aber kann man viel anfangen und viel enden, man kan
große und weitläufige Plane machen, und fragt nicht wie w
ſo häufig in unſeren Xenienleben: Wann iſt's fertig? D
Sache ſcheint mir wichtiger in ihren Folgen, als ich jetzt b
rühren mag. Ich habe für dieſen Augenblick nur jene Chr
niken und Tagebücher im Sinn, welche beſonders von Ed
leuten und vornehmen Bürgern der Vergangenheit mit Sor
ſamkeit und Genauigkeit geführt wurden. Ein ſolches M
morandum-Book fiel mir vor einigen Monaten durch Gr
ſchaft zu.

30.

Gedächtniß.

Es zeigt von einem faſt bis zur Gedankenloſigkeit gehe
den Leichtſinn, daß man ſich nicht im Mindeſten ſchämt, e
ſchwaches Gedächtniß zu haben. Iſt dieſes Unglück du
Jahre lange ſchmähliche Krankheit, oder durch die Schwäche d

höchſten Alters veranlaßt, ſo fällt es natürlich in ein Gebiet, wo die Kritik ſchweigt und das reine Mitleid eintritt, in jedem anderen Falle ſei ſie unerbittlich. Wer ſein reines Verſtandesgedächtniß, zu dem natürlich auch das Wort- und Zahlengedächtniß gehört, nicht geübt hat, zeigt dadurch klar, daß er ſich überhaupt nicht anſtrengen mag; wer aber ſein Phantaſie-, Herz- und Gemüthsgedächtniß nicht ausgebildet hat, giebt dadurch kund, daß er nicht mehr und nicht weniger ſei, als ein poröſes, durchſickerndes, ſiebartiges Weſen. Ich habe Menſchen gekannt, die bei vieler Gutmüthigkeit dennoch durch Verweichlichung bis zu einem ſolchen ſpieleriſch ſpielartigen Zuſtand gelangt waren, daß ihnen die Auflöſung der leichteſten mathematiſchen Aufgabe völlig unmöglich geworden war. Sie mußten ſich ſehr lange beſinnen, wenn man ſie fragte, wohin geſtern ihre Spazierfahrt gegangen ſei, oder wie ihnen das Schauſpiel gefallen, daß ſie geſtern drei Stunden lang mit angeſehen hatten. Oft auch gelang dieß Nachdenken gar nicht, und ſie bezahlten es mit Kopfſchmerzen, ehe ſich ein Reſultat ergeben hatte.

31.

Die Handlung des Aelterwerdens.

Ob die Liebe eine Handlung ſei oder eine Begebenheit, oder beides zugleich, darüber ſind wir wohl hoffentlich endlich einig geworden. Wie ſteht es aber — der Sprung iſt wohl erlaubt und vielleicht nur ein ſcheinbarer — mit dem Aelterwerden? Das wird gewöhnlich nur für eine Begebenheit angeſehen, und es iſt doch auch viel Handlung dabei. Die Begebenheit, die dabei waltet, iſt unbeſtreitbar immer dieſelbe, und jeder Kalender kann darüber Auskunft geben, aber die Jahre, ſelbſt wie ſie in der Weltgeſchichte ſtehen, machen durch ihre mindere oder größere Bedeutung doch auch einen Unterſchied. Wer z. B. vom Utrechter Frieden bis zu Friedrich des Großen Thronbeſteigung als Mann gelebt hätte, der dürfte allerdings ſagen, er habe acht und zwanzig Jahre gelebt; wer aber vom Beginn der franzöſiſchen Revolution bis zur Leipziger Schlacht gelebt hat, der kann ſich gar nicht überzeugen, daß das nur vier und zwanzig Jahre ſein ſollen, und er lacht über den zur Utrechter Zeit Geborenen, falls er ihm begegnen ſollte — was freilich erſt im Himmel geſchehen kann — als habe derſelbe blutwenig erlebt. Indeſſen bleibt doch unſere eigene Handlung immer die Hauptſache dabei, und es kommt Alles darauf an, wie wir uns jener Kalenderjugend und jenem Kalenderalter gegenüber benehmen, und es giebt vielleicht keinen bedeutenden Dichter und Schriftſteller, der nicht darüber mehr oder weniger ausdrücklich in ſeinem eigenen Namen geſprochen hat. Es giebt freilich auch ein beredtes Schweigen, aber es iſt in dieſer Hinſicht ein wahrhaftig ſchmerzliches, und ich mag z. B. gar nicht daran denken, daß der gute Martin Miller, der ſich ſo ſchön auf den Mondſchein, die Sehnſucht, die Thränen und den Kirmeßtanz verſtand, ſchon in der Mitte der Dreißiger, wo doch erſt der vollſte Ton der Stimme ſich kund zu thun pflegt, zu ſingen aufhörte. Ich will bloß an einige von denen denken, die wirklich davon geredet haben, und da bietet ſich mir der neueſte Muſenalmanach von Chamiſſo und Schwab dar. Wir finden hier drei ſehr ehrenwerthe Dichter in männlichem Alter, die auch ſämmtlich dieſes Alter zur Sprache bringen. Guſtav Schwab deutet gleich durch den Titel „Wanderlieder eines Mannes" unumwunden an, daß er kein Jüngling mehr ſei. Recht brav, nur thut es mir ordentlich weh, daß er ſich ſelbſt ſo überſtreng, ja hart begegnet. Da heißt es z. B.:

Ich werfe nieder mich am Bach,
Mir wird ſo jung zu Sinne.
In ſeine Wellen ſchau ich — ach!
Was werd' ich Armer inne?
Es blickt mir ſtatt dem Lockenkopf
Entgegen ein faſt grauer Schopf,
Aus haar'gen Schläfen ſchmunzelt *)
Ein Augenpaar, umrunzelt.

Sink' immerhin veraltet ein,
Du halb ſchon trockne Hülle u. ſ. w.

Was er dann weiter zu ſeiner Beruhigung ſagt von der inneren Kraft, die in ihm ſei und die größer ſei, als in ſo manchem

---

*) Nur Lippen können ſchmunzeln, Augen nicht. In der neuen Auswahl von Schwab's Gedichten iſt deßwegen dieſe Stelle verändert. Zur Steuer der Wahrheit muß derſelbe bekennen, daß zwar der graue Schopf längſt da iſt, es aber mit den Runzeln allerdings noch ſeine Noth hat. S. 1840.

jungen Greiſe, ſo wie überhaupt von der inneren ſchöpferiſchen Jugend, gebe ich zwar freudig und vollkommen zu, aber es genügt mir dennoch nicht, denn ich beſtreite auch die Wahrheit dieſer erſten zehn Zeilen. Es iſt nicht ſo, weil es nicht ſo ſein kann, denn die Idee trägt auch, obwohl nicht die materielle Kraft, wohl aber die eigentliche geiſtige Bedeutung des Körpers. Möge das immerhin wie ein Widerſpruch im Beiworte klingen, es iſt doch keiner, und obwohl ich freilich die Möglichkeit des grauen Schopfs allerdings zugebe, ſo leugne ich doch das Schmunzeln und die Umrunzeltheit bei dem Dichter Roberts des Teufels unbedingt. Es iſt damit eine ganz eigene und ſo delicate Sache, daß ich faſt Alles, was ich darüber auf dem Herzen habe, für den Druck nicht recht geeignet finde, und ich möchte nur ein paar recht harmlos einfache Worte darüber ſagen. Homer kennt nur ein Alter, das hohe und weiſe des Neſtor, alle übrigen Helden ſind Jünglinge und Männer und Mann-Jünglinge, körperlich wie geiſtig; daſſelbe gilt von den Nibelungen, und wenn wir ſelbſt darauf ausgingen, uns die Freude zu verderben, und ſelbſt wenn wir auf einem aparten Blatte das Alter Chrimhildens in den letzten Geſängen berechnen wollten, ſo wie in der Ilias das Alter der Helena, ſo würde es uns doch nichts helfen, denn der Dichter nimmt keine Notiz davon und weiſt uns über alle Berechnungen mit anmuthiger Schnelligkeit hinweg. Wahrhaft gebildete, d. h. ſehr einfach gebildete poetiſche Frauen können darüber auch befragt werden; ſie wiſſen darüber manches Hübſche zu ſagen, das aber gleichfalls nicht gedruckt werden kann; aber auf ein bekanntes oft belächeltes Wort in den Wahlverwandtſchaften möchte ich hindeuten, weil es, wenn man mit dem Lächeln fertig geworden, doch auch eine ſchöne Wahrheit darbietet, ja ließe ich nur nicht drucken, ſondern ſpräche bloß, ſo würde ich über Schiller's und noch mehr über Goethe's Perſönlichkeit ſelbſt in dieſer Hinſicht Einiges zu äußern wagen. Genug davon, aber nicht zu viel, denn wir ſollen es nicht zugeben, wenn ein theurer Dichter ſelbſt ſich des Schmunzelns und der Umrunzeltheit anklagt, wovon gar nicht die Rede ſein kann; auch iſt hier nicht von ihm allein die Rede, ſondern es ſollte ein fröhlicher Gegenſatz hingeſtellt werden. Man wird vielleicht hie und da darüber lachen, und wohl gar von einem Cicero pro domo sua reden, das hat aber nichts auf ſich, und ich werde ſtets — obwohl ohne alle mephiſtopheliſche Geſinnung — mit Mephiſtopheles erwiedern, ich habe doch Recht.

32.

Kranke Welt.

Man könnte die heutige Welt in vier Theile theilen. Der eine iſt krank, der zweite bewacht ihn, zählt die Tropfen, rührt die Pulver und wird nach und nach auch krank dabei, der dritte geht munter und luſtig herum und will von allem dem nichts wiſſen. Er beſucht ſeine Paſſionen, reitet ſpazieren, donnert und flucht und ſchilt, lacht aber auch gelegentlich wie „ein Staarmatz über einen Dudelſack“ und conſtruirt nebenher das

Univerſum, wofür dieß ihm billig mehr als bisher Dank ſagen ſollte, weil es doch eigentlich ohne ſeine Conſtruction nicht wäre. Der vierte Theil .... doch den, als den beſten, wollen wir hier nicht beſchreiben, ſondern lieben.

Ich kann mir kaum eine komiſchere Situation vorſtellen, als einen Spartaner oder Altdeutſchen, der außer Wundenkranken nie einen Kranken geſehen, aus dem Grabe aufſtehend, in eine moderne Geſellſchaft, wie wir deren tauſende haben, tretend. Was ſieht er? Was hört er? Zarte, ängſtliche, blaſſe Damengeſichter, die ſelbſt im lebhaften Geſpräche kaum die Bräunlichkeit des Thees erreichen, Männer, die mit wehmüthig bittenden Karpfenaugen nach der Rumflaſche hinblicken, in der ſie allein ein Mittel gegen das hyſteriſche Gähnen finden, welches ſie nur zu häufig beſchleicht; ſie ſind artig genug, es in Gegenwart der Damen (vielleicht iſt ihre Geliebte darunter) zu unterdrücken; aber allzu lange darf man ihnen dieſen übertriebenen Heroismus nicht zumuthen. Manche Geſellſchaft, ja viele Familien ſind bereits ſo reſignirt, daß ſie faſt gar kein anderes Geſpräch mehr kennen, als über Krankheiten; denn wenn die Hälfte der Welt wirklich jetzt ein Hoſpital iſt, oder ein Arbeitshaus, mit weißgrauen Kindern, oder ein Beghinenhaus voll huſtender alter Klätſcherinnen u. ſ. w., was können ſie — ſo iſt ihre Meinung — Zeitgemäßeres thun, als von der Krankheit ſprechen? Ach! und doch wagen ſie nicht einmal mit reiner Wahrheit vom Tode und noch viel weniger von dem, was ihn begleitet, Sarg, Leichenwagen, u. ſ. w. zu reden. Vom ſchönen Genius mit der umgekehrten Fackel wagen ſie wohl beim fünften Glaſe Champagner etwas Leſſing'ſches mitzutheilen, aber das Stundenglas und die Hippe iſt ihnen ein Grauen, und ſie möchten gar zu gern vierzig und funfzig Jahre noch weiter ſchwindſüchtig huſten, oder hyſteriſch gähnen: es giebt ſogar Viele, deren ganzes Leben nichts iſt, als Medicin nehmen, und nach der Uhr ſehen, wann es wieder Zeit iſt, zu baden, und dennoch haben ſie durchaus keine Luſt abzuſcheiden. — — —

33.

Durchgängige Ironie des Lebens.

Tieck hat bekanntlich ſeine große Abneigung gegen das Tabackrauchen auf eine eben ſo eindringliche als angenehme Weiſe ausgeſprochen, und wenn er beiläufig dem Sancho Panſa allenfalls eine Pfeife verſtattet, ſo möchte ich hinzuſetzen, daß ich mir im ganzen Shakſpeare auch keine einzige Perſon mit einem Rauchinſtrumente im Munde denken kann, vielleicht weil das Rauchen überhaupt nichts Dramatiſches und Theatraliſches hat. Indeſſen wollen wir doch auch die guten Raucher nicht betrüben, ſondern ſchnell zu ihrer Beruhigung ſagen, daß unſer vortrefflicher Klopſtock recht ſtattlich und con amore geraucht hat. Unter ſolchen Auſpicien läßt ſich gut Pfeifen anzünden.

Noch eindringlicher wird Tieck's Witz, wenn er fortfährt: „Mit einem troſtloſen Liebhaber iſt es mir einmal noch ſchlim-

mer ergangen, er hatte mich hingeriſſen und gerührt; bei ein
kleinen Ruheſtelle der Klage ſuchte er ſeine Pfeife, Schwam
und Stein, ſchlug mit Virtuoſität ſchnell Feuer und verſicher
mich nachher in abgebrochenen rauchenden Pauſen ſeine Ver
zweiflung. Ich mußte lachen, und nur zum Glück, daß mi
der Rauch in ein ſtarkes Huſten brachte, ſonſt hätt' ich de
guten Menſchen als ein unnatürlicher Barbar erſcheine
müſſen.“ (Phantaſus 1. 37 ff.)

Die kleine Geſchichte iſt ganz ergötzlich, wie aber, wen
nun Jemand fortführe: Aehnliche Lächerlichkeiten, Neckereien
Spöttereien, ja echte Perſiflagen der Natur gehen durch da
ganze irdiſche Leben hindurch, und das iſt ja eben das Unglüc
daß der Menſch keine Freude und keinen Schmerz ganz ge
nießen und rein auskoſten kann. Es iſt entſetzlich, daß wi
ſelbſt auf dem Grabe eines geliebten Menſchen unwillkührlic
nach der Tabacksdoſe greifen können, ja ſogar während wi
mit der rechten Hand den Aſchenkrug umfaßten; aber iſt den
ſo manches andere äußere Ding, wonach wir greifen, wenige
lächerlich und weniger ſtörend? Vielleicht; aber nur, weil wi
uns daran gewöhnt haben, denn im Grunde kömmt doch al
dergleichen auf Eins hinaus. Es iſt ein großes Pathos i
dem Gedanken, daß die Natur in ihrem ewigen Gange bleib
möge der Menſch auch die höchſte Entzückung oder den höchſte
Jammer empfinden. Und hätteſt Du auch mit Höllenquale
im Herzen die lange dunkle Nacht durchrungen, am Morge
geht doch die Sonne wieder auf und hält ihre Zeit, wie ſie i
verbeſſerten Kalender angegeben iſt; aber die kleinere irdiſch

Menſchennatur bringt es zu dieſem großartig Tragiſchen nicht. Will z. B. jener unglückliche Liebhaber etwa das Grab jener Geliebten beſuchen, und es regnet und ſchneit gar zu novemberlich, ſo wird er wahrſcheinlich Hut und Stock wieder ablegen und warten, bis ſich das Wetter wieder aufgeklärt hat. Das Warten aber zerſtreut ihn, und in ſeine Betrübniß miſcht ſich Aerger. Iſt es nicht ſtreng genommen ſchon lächerlich, daß er überhaupt nur nach Hut und Stock griff, was hat der große Schmerz mit ſolchen Dingen zu thun? Aber die Zeit muß doch hin. Rauchen wird er jetzt freilich ſchwerlich, ob er aber nicht unwillkührlich nach Kaffee klingelt und trotz alles Schmerzes, weil er es ſeit Jahrzehnten ſo gewohnt iſt, einen Zuckerzwieback eintunkt, wer ſteht uns dafür?

34.

Fortgeſetzte Selbſttäuſchung.

Mannichfaltiger Umgang und Lebensverhältniſſe veranlaſſen die meiſten Menſchen zu einer größeren und geringeren Unwahrheit im Denken, Fühlen und Handeln. Sie wiſſen recht gut, ſo und ſo muß man ſich im Leben benehmen, um Gleichgültige zu erwecken, Freunden zu gefallen und Feinden zu imponiren: und ſo benehmen Sie ſich auch ſo und befinden ſich wohl dabei. Sie ſind ſich bewußt, keinen Anſtoß und kein Aergerniß zu geben, und dünken ſich damit ziemlich lobwürdige Leute zu ſein. Nur zuweilen befällt einen ſolchen Mann der Gedanke: Aber biſt Du denn nun das Alles wirklich ſelbſt Biſt Du wirklich ſo zart und fein, wie Du meiſtens erſcheinſt und beſitzeſt Du wirklich jene demüthig-ſtolze innere Deutlichkeit, in der Du Dich meiſtens zeigſt?

Von groben oder nicht groben Lügen kann hier nicht di Rede ſein, die haſſeſt Du gründlich; aber biſt Du um deßwillen ſchon ganz wahr? — Was er ſich dann zum Troſte ſagt, brauche ich nicht auszudrücken, da Jeder dergleichen Troſtmittel kennt. Durchgreifend ſind ſie nicht, und ganz ohne Unruhe geht es nicht dabei ab, bis man endlich dahinter kommt, ſich ſelbſt mit zu täuſchen; weßhalb man ſich in jedem Augenblick ſelbſt die Abſolution ertheilt; ja wir bedürfen ihrer nicht: denn da wir nichts zu beichten haben, als daß wir überaus liebenswürdige und verehrungswerthe Menſchen ſind, ſo können wir uns unmöglich nach einer Abſolution umſehen; indeſſen ſprechen wir das nicht aus, weil es ſich nicht ſchickt, ja wir gehen in der Demuth ſo weit, uns ſelbſt für etwas ſündhaft zu erklären, da doch nun einmal das Chriſtenthum den Satz aufgeſtellt hat, daß alle Menſchen Sünder ſeien. So gehen nun die Jahre und Jahrzehente hin, und wir kokettiren auf die angenehmſte Weiſe immer darauf los, ohne im Mindeſten zu wiſſen, daß wir es wollen. Endlich kommen wir auf das Sterbebette, und was dann? Und hier, ſo ſagen viele tauſend Scribenten und Nichtſcribenten, erſcheint dann der Menſch in ſeiner wahren Geſtalt. Oft mag dieſer Fall eintreten, oft aber auch nicht. Es kann uns wohl begegnen, daß wir einen mathematiſchen Satz Wochen und Monden lang mit trüber An ſtrengung zu durchforſchen ſuchen, und ohne glücklichen Erfolg, bis er uns endlich in einer heiteren, der Wiſſenſchaft günſtigen Morgenſtunde raſch und gewaltig wie ein leichter Fund einleuchtet: aber die eigentliche Lebenswahrheit ſteht höher als alle mathematiſchen Sätze. Und wie bedeutend, wie namenlos bedeutend auch das Sterbebette ſein möge, ſo möchte doch wohl nicht immer jene vollendete Wahrheit ſich ihm nähern. Wer Jahre und Jahrzehnte lang ſich an jene zarte Selbſttäuſchung, an jenes talentvolle und graziöſe mit ſich ſelbſt Komödienſpielen gewöhnt hat, wo wird er die Kraft hernehmen, ſich ſelbſt mit einem Male klar und ſchonungslos zu durchſchauen?

35.

Wort eines Sterbenden.

Unſeren Vorfahren war nichts intereſſanter als die Sterbeſtunde bedeutender Menſchen, und man ſammelte mit Recht die Aeußerungen, die ſie in ſolcher Zeit hatten vernehmen laſſen. Man ſoll das loben, aber auch nicht vergeſſen, daß es auch gar manche kokette und eitele Sterbende giebt, und daß man auch auf dem Sterbebette manches ſehr Irrige ſagen kann. So ſind auch manche Reden der Sterbenden durch zu große Länge, zu große Weichheit, u. ſ. w. faſt ſchmerzlich zu leſen, und deßhalb will ich hier mit wahrer Luſt und mit wahrer Freude an die allerkürzeſte und beſte erinnern, die überhaupt

gehalten werden kann. Der Mann, der ſie ausſprach, hi
Ehrenfried Walter von Tſchirnhaus, den Jedermann auch heu
noch als einen wahrhaft großen und tiefſinnigen Mathematik
und Phyſiker kennt. Er war geboren den 10. April 165
widmete ſein ganzes Leben der Wiſſenſchaft, und als es endli
am 11. October 1708 mit ihm zum Sterben ging, ſagte
nicht etwa exaltirt, ſondern bloß ruhig-fröhlich: Triump
Victoria! Ueber den tieferen göttlichen Sinn dieſer Wor
will ich nicht ſprechen, ſondern bloß nur noch gedenken, d
er als ſein eigener Arzt alle Waffen der Wiſſenſchaft gegen d
herannahenden Tod gewandt hatte, und dieſe Worte ausſprac
als er, der bis dahin jedes ernſte Spiel der Wiſſenſchaft g
wonnen, dieſes aller ernſteſte verloren zu haben einſah. U
in dieſem Verlorenhaben fand er eben ſeinen höheren Sieg.

36.

Toleranz.

Unter den vielen ausländiſchen Wörtern, mit denen ma
Thorheiten, Albernheiten und Sünden verhüllt, iſt beſonde
das Wort Toleranz als ein gefährliches zu nennen. Zw
iſt es jetzt ſchon ein wenig aus der Mode gekommen, allein
taucht doch immer noch zuweilen auf, und Viele können g
nicht begreifen, was man gegen ſeine Bedeutung einzuwend
habe. Und doch iſt die ganze Sache ſo klar. Was ſ
tolerirt werden? Das Gute, das Wahre, das Schöne? D

Richten! Das ſoll anerkannt oder erſtrebt werden, und es wäre Schmach, hier auch nur von Toleranz zu reden. Soll aber etwa das Gegentheil, das Schlechte, der Irrthum, das Häßliche geduldet werden? Gleichſalls nicht, ſondern gehaßt und vernichtet, in ſo weit wir es vermögen, ſoll es werden. Was alſo wäre das zu Duldende? Das Dunkle, das Unklare, das Verworrene, das Verſchwebende. Für dieſes iſt man beſorgt geweſen, denn ſo fühlen ſich wenigſtens fünf Sechstheile der Menſchen; ſie haben niemals mit ganzem Ernſt und ungetheilter Seele nach Wahrheit geſtrebt, nach jener Wahrheit, welche ewig iſt, weil ſie überhaupt iſt; ſie haben nur Meinungen und Vermuthungen, und es erregt ihren allerhöchſten Zorn, wenn Jemand auch nur genannt wird, welcher mehr kann als meinen und vermuthen; ſonſt aber mögen ſie gern ihre Meinungen äußern, und deßhalb auch erlauben, daß Andere ſie äußern, und das nennen ſie Toleranz. Das ſchauderhafteſte, gräßlichſt vollendete Beiſpiel einer ſolchen in ſich ſelbſt zerfallenden, nichts wiſſenden und nichts glaubenden Seele giebt uns Pontius Pilatus, welcher der ewigen göttlichen und in Menſchengeſtalt erſchienenen Wahrheit gegenüber froſtig fragt: was iſt Wahrheit? und dann, weil er gar nicht an die Möglichkeit einer Antwort glaubt, den Rücken wendet.

37.

Conſequenz der Natur.

Daß Menſchen zuweilen willkühplich und inconſequent, d. h. ohne Sicherheit und Nothwendigkeit in der Freiheit handeln, das haben wir wohl Alle hundert oder tauſendmal erlebt; aber wir gewöhnen uns nie daran und ſollen es auch nicht, und immer bleibt uns ein folgewidrig handelnder, willkührlich zutappender Menſch widerlich und verächtlich. Indeſſen tröſten wir uns, daß doch dieſe einzelnen Menſchen nicht gegen die Menſchheit überhaupt entſcheiden können, und daß es zum Erſatz doch Gottlob auch edele, freie, d. h. in ſittlicher und äſthetiſcher Nothwendigkeit handelnde oder folgerechte Menſchen giebt.

Wie aber, wenn einmal die äußere Natur ſelbſt folgewidrig und inconſequent aufträte? Wir würden den Gedanken und Anblick nicht ertragen, und uns mit einem Male wie verrathen und verkauft fühlen. Selbſt der bloße Schein und die Anerkennung dieſes Scheins der Willkühr hat etwas Gefährliches, wenn es uns z. B. dünkt, als trete zuweilen das ſibiriſche Klima in den deutſchen Sommer. — — —

38.

Neid der Natur.

Daß die Natur alle Hypergenialität haßt und beſtraft, iſt bekannt, und wir wollen ihr dafür danken; bedenklicher aber iſt es, und vielleicht nicht abzuleugnen, daß ſie auch dem Genie, wie es ſich faſt immer bei den Modernen zeigt, abhold zu ſein ſcheint. Sie ſcheint es nicht zu lieben, daß wir beſonders vortrefflich dichten und lieben, und doch ſtrebt die Natur aller Beſſeren nach dieſen Richtungen hin. Wenn wir hören, daß das erſte und vielleicht einzige Genie der Deutſchen, in der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, der Dichter Günther, ſchon im acht und zwanzigſten Lebensjahre hinweg gerafft wurde, ſo ſollen wir das freilich ſehr beklagen; aber wir dürfen die Natur nicht ſchelten, denn wer ſein eigenes Leben unterminirt und dann anzündet, darf ſich nicht wundern, wenn er in die Luft geſprengt wird. Was aber hatte unſer geliebter Schiller verbrochen, daß bereits im 46ſten Jahre ſein Leben aufgezehrt war? — —

39.

Die Giftmiſcherin Gottfried.

Die Geſchichte der Giftmiſcherin Gottfried macht tauſend frühere Pſychologen zu Schanden. Wie? einen Mord ſollte man begehen können ohne Leidenſchaft, ohne beſondere Kämpfe vor- und nachher? Einen Gattenmord, Vatermord, Kindermord, u. ſ. w.? Alle jene Pſychologen ſcheinen ihre Pſychologie aus Romanen genommen zu haben, in denen die Leidenſchaften der gewöhnlichſten Art ſtets als Hebel angewandt werden, und vergeſſen dabei den eigentlichen Mittelpunct, worauf hier

Alles ankommt. Es giebt nur Eine Tugend, aus der alle andern hervorgehen, die Liebe, und nur Ein Laſter, die Liebloſigkeit. Zur Liebe aber kann uns nur eine höhere Idee, die der göttlichen Dinge leiten. Fehlt dieſe, ſo iſt auch die Liebloſigkeit ſchon mitgegeben, und Friedrich der Große hat vollkommen recht, wenn er in dieſer Beziehung die Menſchen eine mechante race nennt. Auf dieſer Stufe will der Menſch nichts als ſich ſelbſt, und Alles, was ihn in dieſem Verhältniſſe zu ſich ſelbſt ſtört, iſt ihm läſtig und widerlich. Wie er auf einem Spaziergange, wo ihm etwa faules Holz, Lehm, u. ſ. w. im Wege liegen, dieſe Hemmung mit dem Fuße hinweg ſchleudert, ſo wünſcht er es auch mit den Menſchen machen zu können, ja es ſind ihm dieſe noch weit läſtiger, da er ſie doch im Stillen als ſeines Gleichen betrachtet, die ihn deßhalb höchſt verdrießlich machen können. Warum ſchleudert er nun dieſe nicht auch weg? Weil er nicht darf, weil das Geſetz es ihm verbietet, und weil ſeine Phantaſie ihm im Nothfall Galgen und Rath vormalt. Er muß ſich begnügen, für's Erſte bloß mit den Zähnen zu knirſchen und ſich ſpäterhin heimlich, ohne Gift und Dolch zu rächen. Wie aber, wenn nun bei gänzlicher gemeiner Denkungsart, d. h. bei einer ſolchen, wo gar keine höhere Idee waltet, wo das Leben nichts iſt, als ein bloßes Waten im Schlamme, bei dem man auch recht gut zuweilen in die Komödie, Punſch-Geſellſchaften, u. ſ. w. gehen kann, wenn, ſage ich, auf einem ſolchen Standpuncte die Phantaſie, und mit ihr die Furcht verloren geht, iſt dann, von dem Wunſche, jene läſtigen Hemmungen fortzuſchleudern, bis zur That mehr als Ein Schritt? Gewiß nicht. Wie oft mag dieſe Gottfried in Romanen und Komödien geleſen haben: „Wenn mein Alter ſtirbt, erbe ich was Tüchtiges", oder: „Ja ich wollte gern alle meine Brüder darum geben, wenn ich nur keine Schweſtern hätte", oder ähnliche Scheußlichkeiten, die man für witzig hält. Nun dann mag ſie gedacht haben, wenn dergleichen ſo ſcherzhaft-witzig und anmuthig iſt, ſo kann ich ja auch wohl einmal Ernſt daraus machen: da kommt z. B. ein verſchollener Bruder unerwartet zurück; er hatte Jahre lang tüchtig gefochten, und iſt auch verwundet worden; er hätte ja auch ſterben können. Warum iſt er nicht geſtorben? Es iſt doch ein wenig impertinent von ihm. Indeſſen könnte man ihm allenfalls den fatalen Umſtand, daß er noch lebt, vergeben, aber er macht auch die Rechte des Lebendigen geltend, und das iſt doch allzu impertinent. Er bittet um ſein Erbtheil, ſechshundert Thaler, ja er darf es verlangen. Was ſoll man nun thun? Sich ſelbſt überwinden? Langweilige Tugend, die ohnehin Niemand rühmen würde. Sechshundert Thaler auszahlen, welch' ein widerliches Geſchäft! Mit ſechshundert Thalern kann man ſich manche luſtige Stunden verſchaffen! und ſtatt deren ſollen wir jetzt ein Opfer bringen, das ſich beſtimmt durch Appetitloſigkeit und ſpäterhin durch eine ſchlafloſe Nacht bezahlt? O wäre er doch bei Waterloo erſchoſſen, ſo hätte ich alle dieſe Schwierigkeit nicht, ſo könnte ich ihn jetzt wie eine gute Schweſter betrauren. Doch ein vergifteter Schellfiſch thut ja daſſelbe, dann ſind alle Verdrießlichkeiten mit einem Male gehoben, und ich kann ja hinterher eine wehmüthige Todesanzeige in das Wochenblatt ſenden, die Inſertionsgebühren will ich nicht ſcheuen; die Leute loben doch mein gerührtes Herz. — —

40.

Mittelchen.

Es iſt eine nicht mehr neue Bemerkung, daß das beſte Mittel, um für ehrlich zu gelten, das bequeme ſei, nur recht häufig zu ſagen, man ſei ungemein ehrlich. Hat man das ſo ein zehn oder zwanzig Jahre geſagt, ſo glauben es faſt Alle, man müßte ſonſt ein völliger Greuel und Scheuel ſein, dem freilich nicht zu helfen iſt. Indeſſen kommt doch auch viel auf das Wann und Wie jener Verſicherung an. Wenn z. B. ein überaus feiner und reicher Schelm in großer Geſellſchaft die zarteſten Ragouts und Fricaſſees verſchmähete, und mit dem größeſten Wohlgefallen Sauerkraut und Wurſt und Pökelfleiſch und Erbſen genoß und dabei mit Rührung ſagte: Jch bin nun einmal ſo ein ehrlicher Deutſcher, und ſo ein deutſche Gericht geht mir über Alles; und die Hälfte der Geſellſchaf erröthete und ſagte leiſe zu ſich ſelbſt: Wie haben wir doch dieſe Edeln von ächtem Schrot und Korn jemals verkennen möge Ferner wird er auch wohlthun, alle feine Bildung zu verleugnen. Die Schweſtern von Prag ſind ſein Leibſtück; ein franzöſiſches Buch, und wäre es auch von Fenelon, kann er nic ausſtehen, nur für den Eulenſpiegel hat er Sympathie, z weilen muß er auch ganz aus freier Hand poltern und toben und hinterher dem gekränkten Bedienten einen Thaler ſchenken, denn es hat ſich einmal für allemal der Ruf verbreitet, daß ein Polterer faſt immer gutmüthig ſei und wenigſtens eine entſchiedene Unfähigkeit zu allen Intriguen habe. Hat er Verſtand, oder, wie man im gewöhnlichen Leben ſagt, hat er das Zeug dazu, ſo mag er auch im gewöhnlichen Leben etwas abſtrus verdrießlich, derb witzig, grob und einfältig ſpaßhaft thun, und dann wieder zur rechten Zeit Anhänglichkeit, Treue, Lebenserfahrung, u. ſ. w. zeigen. So etwa macht es Jago im Othello, und es iſt nicht zu beſorgen, daß uns in Deutſchland ſehr Viele begegnen ſollten, die klüger wären als Othello, Caſſio, Rodrigo, u. ſ. w.

Können nun dieſe und ähnliche Proceduren einem nichtsnutzigen Menſchen zu dem Namen eines ehrlichen Mannes verhelfen, ſo knüpft ſich daran die Frage: Wie fängt es ein ſchlechter Scribent an, um für einen guten oder gar vortrefflichen gehalten zu werden? Allein kann er dazu nicht viel thun, denn wenn er zehnmal verſicherte und bald mit Schwabacher, bald mit Curſivſchrift wiederholte, er ſei vortrefflich, ſo hülfe ihm das nicht nur nicht, ſondern er würde nur meiſtens lächerlich werden. Hier bedarf er der Verbrüderungen und jener Freundſchaften, die man ehedem ohne alle Umſtände Spitzbubenfreundſchaften nannte. Dieſe Freunde müſſen es machen, wie die Seiltänzer, wenn ſie eine Pyramide bilden, auf deren Spitze das Kind ſteht, welches die Ehre davontragen ſoll. Vier bis ſechs Freunde ſind genug, wenn ſie ſich nur gehörig unter

einander verſtändigt haben, denn das müßte doch ein un
ſener College ſein, der ſich ſelbſt nicht wenigſtens in
Theile, oder in ſechs verſchieden ſcheinende Handlang
wandeln könnte. Kann nicht der Candidat X. in der A
Literaturzeitung als ein erhaben lobender Guelfo erſ
während er in den Laibacher Keiliſchen Annalen als na
mender Carlo erſcheint? — —

41.

Tagesordnung.

Es giebt kleine Züge in der Geſchichte der Menſch
wir hochmüthiger Weiſe kaum der Betrachtung werth
und die der Hiſtoriker meiſtens vergißt, auch nur zu
und die doch von großer Bedeutung ſind; z. B. die gan
nung des Tages, die Stunden des Geſchäfts und de
u. ſ. w. Seit etwa funfzig Jahren herrſcht in Deu
Nachmittag und Abend nebſt einem nicht unbeträchtliche
der Nacht vor, während in früheren Jahrhunderten
Vormittag als die wichtigere und entſcheidendere Zeit
tet ward. Friedrich I., König von Preußen, obwohl
lich Pracht und Feſtlichkeiten liebend, und obendrein
ſchwacher Geſundheit, ſtand dennoch alle Morgen um
auf und widmete dann acht Stunden den Regierungsge
dann aber um zwölf Uhr gab der Trompeter vom B

den inneren Theilen des Schloſſes das Zeichen, daß der König ſich zur Tafel ſetze. Friedrich der Große ſpeiſte ſogar noch eine halbe Stunde früher, und der Koch war an die äußerſte Pünctlichkeit gewöhnt, worüber Büſching's bekannte Schrift nachzuleſen iſt. Wir ſind heut zu Tage meiſtens lebensgieriger als unſre Vorfahren, und doch halten wir unſer Leben nicht halb ſo zu Rathe, wie dieſe. Wir verſchleudern Minuten und Stunden, und wählen zur Arbeit nicht ſelten die ungelegenſten. Wer war fleißiger als Melanchthon? Aber um halb neun Uhr Abends löſchte er das Licht in ſeiner Studirſtube aus, um ſich ſchlafen zu legen, dafür aber fand man ihn auch gegen halb vier Uhr früh wieder am Schreibtiſch. Was man aber in den gewöhnlich ungeſtörten Morgenſtunden bei Geſundheit und Arbeitsluſt leiſten könne, das weiß nur, wer ſelbſt die Erfahrung gemacht hat. Wenn wir die dreißig ſtarken Quartbände von Luther's Werken nur anſehen, ſo überfällt uns eine mächtige Empfindung, die dem ehrfurchtsvollen Schauder gleicht, und wir geſtehen uns wohl gar, daß wir fünf Jahre brauchen würden, um ſie nur abzuſchreiben, und doch war die — bekanntlich nie abſchreibende, ſondern ſtets ſehr anſtrengende ſchriftſtelleriſche Thätigkeit des theuren Mannes nur ein ſehr mäßiger Theil ſeiner Geſchäfte; ja wahrlich, läge die Wahrheit und Wirklichkeit uns nicht ſo klar vor Augen, wir würden die Möglichkeit bezweifeln, in nicht vollen drei und ſechzig Lebensjahren ſo beiſpiellos viel arbeiten zu können. Es iſt recht gut, zuweilen an ſo etwas zu denken, um immer hübſch beſcheiden zu bleiben, und nächſt dem es ſich immer deutlicher zu machen, daß, wenn jede Verſchwendung ſich rächet, die Verſchwendung mit der Liebe die gefährlichſte, und die Verſchwendung mit der Zeit die unerſetzlichſte ſei.

42.

Buchmacherei.

Unter allen Hand- und Kopfarbeiten iſt die Buchmacherei ohne Zweifel die gefährlichſte. Alle Geiſteskräfte werden gelähmt und verödet, wenn ſie nur darauf denken, ſich ſo anzuſtellen und einzurichten, daß etwas herauskomme, welches wie ein Buch ausſieht. Und doch iſt ein Buch noch ein beſtimmtes Etwas, in die Augen fallendes, betaſtbares, oft ſchwer wiegendes, hinſtellbares, und ſein Anblick kann, wenn auch nicht Unſterblichkeit, doch Dauer verkündigen oder lügen, aber die heutige Schriftſtellerei muß ſich meiſtens mit kleinen Aufſätzen und Diminutivaufſätzchen begnügen. Was heute aufgeſetzt worden, wird meiſtens morgen wieder abgetragen, und von tauſend ſolchen Aufſätzen wirken neunhundert nicht ſo viel als die Anzeige im Intelligenzblatt, daß ſich ein Spitz verlaufen habe. Nur die übrig bleibenden hundert — (oder ſind es nur funfzig? oder dreißig? oder zwanzig?) — werden bleiben oder wieder auferſtehen, und hättet ihr ſie auch in den „Kuhſchnappelſchen Götterboten" gegeben, der wenig Hoffnung erlaubte, daß er jemals über das Weichbild des Marktfleckens fliegen würde.

43.

Müſſen und Wollen.

Da ſelbſt der tiefſte Ernſt gar leicht in das Scherzhafte oder gar Lächerliche gezogen werden kann, ſo hat man auch, leichtfertig genug, die Idee des kategoriſchen Imperativs für eine neue Erfindung (!) Kant's gehalten. Ich möchte nicht Alles unterſchreiben, was er zur Geltendmachung deſſelben bei den einzelnen Kapiteln der Sittenlehre vorbringt, aber *neu* iſt jener Imperativ im Allgemeinen nicht nur nicht, ſondern ſo alt als die Welt und die Menſchheit ſelbſt. Ohne einen ſolchen Imperativ in der Bruſt iſt der Menſch verloren, denn ein bloßer moraliſcher Optativ macht ihn bald müſſiggängeriſch, träumeriſch bei hellem Tage und nach und nach in ſich ſelbſt zerfallend. Es hilft nichts, daß er ſich vorheuchelt, jene — zuweilen freilich recht angenehme — träumeriſche Taumelei ſei wahre Poeſie. Er wird ſich gar bald vom Gegentheil überzeugen, wenn er ſelbſt verſucht zu *ſchaffen*, und die traurige Impotenz — wie gern möchte er ſie ſich leugnen! — einzuſehen gezwungen wird. Doch nicht allein uranfänglich ſchaffende Poeſie fehlt einem ſolchen, der ohne jenen Imperativ hintaumelt, auch die ſehr bedeutungsvolle und ehrenwerthe reproducirende; ja ſelbſt die rein auffangende.

Indeſſen wollen wir uns nicht verhehlen, daß Kant's Imperativ allzu ſtarr und eiſern daſteht. Wir erſchrecken nicht vor dem Starren und Eiſernen an ſich; aber es *bedarf* hier der Starrheit und Eiſernheit nur für die Knechte, die weiter

nichts kennen als das Geſetz. Wie aber, wenn wir das
ſetz zu unſerem Knechte machten? und mit Freiheit wo
was es befiehlt? Wie wenn wir ſogar, ſtets fortſchreitend
der Fortſchritte beſcheiden froh, in dem göttlichen Geſetz
Liebe zu erkennen vermöchten? den höchſten Willen zu unſ
Willen machten, und durchaus gar nichts Anderes woll
als was wir müſſen? Dann gäbe es für uns gar kein M
mehr. — Wir können das erreichen, aber bis dahin b
ſen wir des Imperativus, den ſogar Dräuungen begle
auf jenem ſeligen Standpuncte aber giebt es für uns nur
heißungen. — Mit dem bloßen Optativ iſt jedoch gar n
Rechtes durchzuführen.

44.

Facſimile's.

Bei den Fac ſimile's, die mit Recht ſo beliebt ſind, m
doch noch folgendes recht in die Augen Fallende und doch U
ſehene zu bemerken ſein. Nur eine geſunde Hand kann
dem Charakter deſſen, der ſie führt, eine Ahnung geben, m
Hände aber ſind krank oder halb krank; manche haben mo
eine heftigere Bewegung als des Abends, oder umge
u. ſ. w. Ferner entſcheidet doch die Stimmung oder ga
Leidenſchaft, in welcher man ſchreibt. Wir brauchen
nicht an große Heftigkeit zu denken; denn Leſſing war faſ
mals heftig, und ſchrieb doch faſt alle Jahre eine andere

die dann wieder in dem Laufe des Jahres nach der Gemüthsſtimmung, in der er ſchrieb, Modificationen erlitt. Es mag ſein, daß Männer wie Leibnitz und Kant in allen ihren philoſophiſchen Manuſcripten Montags wie Sonnabends die Buchſtaben völlig gleich malten, die Dichter und Redner gewiß nicht.

45.

Die Moden und ihre Bedeutung.

Man hat oft geſcherzt über das Modejournal, und doch iſt das Unternehmen ſo nützlich, daß ich wünſchte, wir hätten ein Modejournal von ſechstauſend Jahrgängen, von Adam an. Wie der Menſch und die Nationen ſich kleiden und ſchmücken, iſt von großer Wichtigkeit, ja, wenn man es mit dem gehörigen Körnchen Salz verſtehen will, ſo mag man ſogar ſagen: „Wie ſich der Menſch kleidet, ſo iſt er auch". Keine Macht der Erde kann dem Achill oder Hektor Sammetbeinkleider bei rothen Strümpfen oder Perücken aufdisputiren, und Platon geht ganz anders einher als Kant. — Gottſched und Triller *müſſen* durchaus Perücken tragen, ja ſie würden dergleichen erfunden haben, wäre es nicht bereits erfunden. Plüſchene oder ſteifleinwandene Trachten laſſen meiſtens auch auf ſteifleinwandene und plüſchene Bildung ſchließen, und die Allongenperücken ſeit Ludwig's des Vierzehnten Blüthezeit werfen einen Schatten auf dieſe Blüthen, denn auch die wohlriechendſten Pomaden können für den halb verlore Blüthenduft keinen rechten Erſatz gewähren.

46.

Aphorismen.

Auch in den beſcheidenſten und klarſten Menſchen giebt Tiefen, deren Grund kein ſterbliches Auge entdeckt, und gleichen alle ehrwürdigen Burgen, in deren innerſten Ha Geiſter hauſen, deren Stimmen nicht ganz zu erklären ſ So kenne ich einen guten, durch lange Krankheit gleichſ erhöheten und in reinerem Elemente lebenden Mann, der Schickſale Aller, die er beſonders liebt, oder denen er beſ ders abgeneigt iſt, in einzelnen Stunden der Erhöhung Verklärung prophetiſch anſchaut. Ihm ſelbſt iſt dieſe G entſetzlich, und er wünſcht nichts mehr, als daß er ſich doch begegnet ihm leider dieſes Glück nur ſehr ſelten. in ganz ſchlimmen und höchſt trübſeligen Zeiten ver er dieſe Prophetenſtimme wenigſtens in Beziehung auf zelne Menſchen, die er expreß ausnimmt, zum Schwe zu bringen.

Daß es Stunden giebt, in denen wir Jahre leben, iſt ſchon oft geſagt; aber der wichtige Zuſatz iſt vergeſſen, daß es Gottlob oft nur eine Woche iſt, man ſei dadurch auch Jahre älter geworden. Man lebt dann wieder zurück, und befindet ſich wohl dabei. Nur wenn der Menſch Kopf, Auge, Bruſt und Herz zu gleicher Zeit verwundet fühlt und gleichſam nur Eine Wunde iſt, iſt er wirklich älter geworden, und es kann kommen, daß er überhaupt dann nur den Schmerz für Wahrheit und die Freude für einen Irrthum halten werde. Der Fluch des Alters iſt dann unwiederbringlich über ihn ausgeſprochen, und wohl ihm, wenn er nur noch Kraft übrig behält, das Alter ſelbſt noch willkührlich zu verlängern, ſei's auch auf eine phantaſtiſche Weiſe. Ich ſelbſt — warum es verhehlen? — ſcheine mir bei weitem älter als ein Jahrtauſend, und da ich es einmal ſo weit gebracht habe, ſo kommt mir auch der angenehme Traum, ich ſei mit den Erzvätern auf Schulen und Univerſitäten gegangen.

Ohne Zweifel iſt es doch nur Ein Tropfen, durch den der Rauſch beginnt, das Ueberwältigtwerden des ſonſt in ſich deutlichen Geiſtes. So iſt es auch nur Ein Tropfen, der das Maß der Leiden überſtrömen läßt. Nach dieſem Tropfen beginnt eine neue Zeit, über die ſich nicht reden läßt, weil der Unglückliche ſelbſt wohl ſchwerlich dafür genügende Worte aufzutreiben vermöchte.

Iſt irgendwo Ruhe zu finden, ſo iſt ſie im Chriſtenthu
Hat es aber ſchon je einen Chriſten gegeben? Die bloße Fra
ſcheint gewiß Manchem überflüſſig, doch wohl nur Denen,
überhaupt nicht wiſſen, was ein Chriſt iſt. Lavater, der
wußte, beantwortete jene Frage faſt mit Nein. Aber e
noch unendlich trübere giebt es, die man noch nie aufgeworf
Ich will es wagen und wirklich fragen: Kann es in unſe
Welt einen geben? Das allgemein anerkannte Höchſte, auf
ſie ruht oder ſchwebt, iſt die Ehre, und ihre Geſetze gel
mehr als alles Andere, denn Ehrenwunden heilen nie. — U
Chriſtus ... (o Haupt voll Blut und Wunden!) was ſ
Er von der Ehre? Iſt ſie ihm überhaupt nur ein Etwas?
O des Abgrunds von Selbſttäuſchung und Mißverſtändn
das Unvereinbare vereinen zu wollen! —

Daß die Sünde Irrthum ſei, Wahnſinn, Krankheit,
haben ohne Zweifel die Weiſen aller Nationen von jeher
wußt; aber vor Chriſtus war keiner, der ſich lediglich als A
der Kranken berufen fühlte. Das Chriſtenthum verlangt,
ſich der Arzt gänzlich in die Stelle des Kranken ſetze, was
durch Liebe möglich iſt. Liebe kann aber auch nur a
retten.

Sinnigkeit, Menſchenliebe und Poeſie, verbunden
Nervenſchwäche und vielen Leiden, können zuletzt dem Menſ

eine Art von Prophetengabe verleihen, die ſich auf ihn und ſeine Lieben in allen Hauptſachen faſt immer richtig äußert. Es iſt, als habe er ſein und ihr Geſchick ſo genau kennen gelernt, daß ihn nichts mehr befremde, und er auch ſo ziemlich im Stande ſei, zu ahnen, wie es ſich hinfort äußern werde. Vergeſſen wir aber dabei ja nicht, daß hier doch nur immer von dem ſubjectiven, und ſubjectiv angeſchauten Schickſal die Rede iſt, keinesweges aber von der Gabe, allgemeine Weltbegebenheiten vorher zu verkünden. Hier iſt ſelbſt das bloße Wollen ſchon in tauſend Fällen ſündlich.

Die Menſchen gehen jetzt meiſtens mit einander um, wie zwei Wunde, die ſich einander zu berühren ſcheinen, ohne zu bedenken, daß ohne Berührung und Kenntniß der Wunden keine Heilung möglich iſt. Es giebt ſogar Menſchen, die ſich Freunde nennen, und die doch Jahre lang kein bedeutendes Wort mit einander reden, nicht bloß kein objectiv bedeutendes, ſondern ſelbſt keines, das für ſie perſönlich eine entſchiedene Wichtigkeit hätte. Kommt es endlich wirklich einmal dazu, und löſ't ihnen ein größerer Augenblick die Zunge, ſo fahren ſie erſchreckt aus einander. Ihr ganzes Verhältniß war nur ein ſcheinbares, und hätten ſie früher ſich gegenſeitig ausgeſprochen, ſo wäre ihnen der Kummer der verlorenen Zeit, der ſelbſt verſchuldeten Täuſchung erſpart worden.

In England entſcheidet ſeit 1688 und in Frankreich ſeit etwa 1787 die politiſche Anſicht faſt in allen Verhältniſſen des Lebens.

Die Feinde zu lieben, iſt für ein ſchönes Gemüth vielleicht leichter, als ſie zu nützen. Das Letzte vermag nur ein männlich ſchönes Gemüth, und es iſt nur ſchade, daß die meiſten genialen Männer einen Ueberſchwang von weiblichem Gemüth haben. Leſſing hatte das große Talent, alle ſeine Gegner, ſelbſt die ſchlechteſten, auf irgend eine Weiſe zu benutzen. Herder vielleicht keinen einzigen. Sie empörten ihn und machten ihn nach und nach wund. So vornehm er ſich auch in ſeinem Inneren fühlte, ſo rieben ſie ihn doch zuletzt auf.

Alles, was wir gewöhnlich Zerſtreuung nennen, trägt den geiſtigen Tod in ſich, nur in der Sammlung des ganzen Gemüths gedeiht der Menſch; dann aber erſcheinen ihm erſt die wahren Freuden, jene unſchätzbaren, die Chriſtus nicht bloß erlaubt hat, ſondern befohlen. Es ſind die Freuden an der Natur, an edler *Geſelligkeit* zum Austauſch reiner Gefühle, Geſinnungen und Gedanken, an der Muſik, die in unſerer Religion eine wahrhaft *heilige* Rolle ſpielt, und gleichſam die Vermittlerin iſt zwiſchen unſeren Schmerzen und Hoffnungen und Freuden, u. ſ. w.

Nur der Dichter und der Künſtler bedürfen zu ihrem Geſchäfte ihres ganzen Weſens, und der Krieger bedarf ſogar noch dazu ſeines ganzen Körpers. Alle Anderen können mit der Hälfte, oft ſogar mit einem Drittel ihres Weſens auskommen. Daß aber jenes Sich-ganz-geben gar viele Dichter früh erſchöpft und tödtet, iſt bekannt genug, und der bei weitem größere Theil derſelben ſtirbt vor dem funfzigſten Lebensjahre. Iſt aber dieſes zurückgelegt, ſo ſcheint meiſtens der völlige Sieg gewonnen, und ein ſiebzigjähriger oder achtzigjähriger Poet iſt dann wenigſtens nichts Seltenes.

Auch der talentvollſte Jüngling wird kein tiefſinniges und dauerhaftes Gedicht zu Stande bringen, ehe er nicht wahrhaftig geliebt und große Leiden ertragen hat. Ob ſeine Liebe glücklich oder unglücklich ſei, ſteht in den Händen ſeines Schutzgeiſtes, aber eine wahrhaftige muß es ſein, und zwar für einen wirklichen, lebendig erſcheinenden Gegenſtand. Leiden aber ſind für den modernen Poeten ſo nothwendig als die Lebensluft ſelbſt, denn nur, wenn er ſie überſtanden hat, vermag er glücklich zu ſein, Nur wer eine Reihe von Nächten durch Idee und Gefühl angeregt durchwacht hat, weiß, was die Nacht ſei, und ihre Schatten, und eben dadurch erfährt er, was der Tag ſei, und ſeine Helle.

Alle Literargeſchichte iſt unnütz, wenn ſie nicht auf dem
Verhältniſſe zwiſchen Literatur und Staatsleben ruht, und auf
die hieraus ſich ergebende Wichtigkeit der auf Univerſitäten zu
bezweckenden Geiſtesausbildung aufmerkſam macht. Nun fehl
es aber bei uns bis jetzt an einem öffentlichen Staatsleben, un
Alles beruht auf geſetzlichen Kanzleiformen. Hier muß de
Seherblick helfen.

Nur der lieſ't politiſche Zeitungen mit Nutzen, der ſie mi
einem gewiſſen epiſchen Welthumor zu leſen im Stande iſt
Ich ſage epiſchem, denn die tragiſche Ironie möchte dabei do
zu ſehr in Hamletiſche Stimmung verſetzen, ſo wie die Luſt
ſpiel-witzige Geſinnung dabei leicht gefährlich werden könne
Manche einzelne Zeitungsblätter können faſt zu traurig-intereſ
ſant wirken. Fühlen wir das, ſo iſt es am beſten, wenn wir uns nu
ſchnell und derb zu Gemüthe führen: wie jämmerlich fade, ge
haltlos und aſchgrau wird Dir dieſes Blatt nach zehn Jahre
vorkommen, oder nach fünf, oder nach einem Jahre oder Mo
nate, oder gar ſchon übermorgen. Die Cur iſt ſtreng, ab
in gewiſſen Zeiten unerläßlich, die uns ſonſt gleichſam in di
trübe Luft verſenken möchten; während andere Zeitmomente ein
dithyrambiſchen Reiz haben können, der gleichfalls ungünſt
und mit nüchterner Erſchöpfung endigen kann.

Unter allen Manieren höflich zu ſein, iſt die deutſche die entſetzlichſte, und ſollte einmal ein Tyrann einem Unglücklichen zur Strafe aufgeben, ſämmtliche deutſche Dedicationen an vornehme Gönner genau und mit Andacht durchzuleſen, ſo könnte er ſich das Todesurtheil erſparen.

In den Geſchichtsbüchern über den dreißigjährigen Krieg geht der tapfere und gewiß nicht talentloſe Graf Gallas, der aber, wie bekannt, das unglückliche Talent hatte, alle Schlachten zu verlieren und ſein Heer zu verderben, wie ein Licht aus, und geraume Zeit habe ich nicht entdecken können, an welcher Krankheit er geſtorben iſt. Endlich erfahre ich, daß das Geſchick ſelbſt noch mit ſeinem Sterben eine Art von Spott getrieben hat. Er ſtarb nämlich 1647 an Zahnſchmerzen! Doch hat dieſer Spott etwas wahrhaft Tragiſches für Jeden, der dieſe Schmerzen wirklich kennt, und auf deren letzter Stufe der Tod gewiß als die höchſte Wohlthat erſcheint.

Freilich — ſo laſſen ſich oft Politiker, die ſich für eben ſo fein als gutmüthig halten, vernehmen — freilich iſt es mit der Leibeigenſchaft ein ſchlimmes Ding, nur hüte man ſich ja vor raſchem Handeln, und gebe dem Bauer nicht eher die Freiheit, als bis man überzeugt ſein kann, er werde ſie auf eine edle Weiſe nutzen. — Eine parallele Aeußerung bietet eine bekannte Geſchichte, die ſich auf der erſten Seite der griechiſchen

Leſebücher zu finden pflegt. Sie handelt von einem Menſch
welcher zu ſchwimmen verſucht und, da es nicht gleich r
gehen will, nur mit Mühe das Ufer erreicht. Da ſpricht
zornig: nun will ich auch nicht eher wieder in's Waſſer geh
als bis ich vollkommen ſchwimmen kann.

Je älter man wird, je geheimnißvoller wird das Le
Wir geben es auf, es ganz auszulernen, und genießen es
halb mehr. Nur die Kindheit iſt vielleicht noch reicher
Geheimniſſen, doch ſind ſie mehr von ihnen beſeſſen, als da
ſie haben. Vor einem muſenloſen Alter ſchaudern wir
Alle mit Recht zurück, und ein Alter ohne Ironie lebt nur
mechaniſches Leben. Die Abneigung vor aller Sentimental
ſelbſt der ſchönſten, kann bei den Alten leicht zu weit ge
und ihre zu große Liebe für die Poſſe iſt ihnen eher zu gön
als die für die Satyre, weil dieſe ſich im gewöhnlichen L
leicht in unkünſtleriſchem Spott und Hohn verliert. Wi
ſagt, die Ironie iſt ihr einziges rechtes Lebenselement, be
Klarheit des Verſtandes und Tiefe des Gefühls nicht nur
ſtehen können, ſondern beſtehen müſſen, weil ohne dieſ
keine wahre Ironie möglich ſein würde.

Wir können es nicht leugnen, daß ein halbes Vert
auf Gott oft weniger hilft, als gar keins. Das letzte

blind, man rennt in die Gefahr und beſiegt ſie zuweilen; das erſte macht ängſtlich und man kommt zu nichts.

Geſprächigkeit, Geſelligkeit, Tröſtlichkeit u. ſ. w., ſo ſchöne Tugenden ſie auch ſind, ſchaden doch dem Schreibſtyl, ſo wie überhaupt der ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit. Wer gewohnt iſt, von Mund zu Mund, durch der Lippen Feuerſtrom oder ſanftes Säuſeln unmittelbar und augenblicklich zu ſingen, dem iſt die Feder zu langſam und die nächſte Oſtermeſſe zu weitausſehend.

Die ſchlimmſten Barbaren ſind die — friſirten und gepuderten, die ſich für gebildet halten, weil ſie es endlich ſo weit gebracht haben, die Pücelle oder den Zadig leſen zu können.

Wie reich man auch ſein möge, Geld wegwerfen oder vergraben, iſt doch immer tadelnswerth, darum ſoll auch der reichbegabteſte Schriftſteller ſeine flatternden Einfälle nicht umkommen laſſen. Er ſelbſt wird ſich freilich nicht zu dieſer Oekonomie entſchließen, eben weil er reich iſt: aber ſeine Umgebungen ſollten dabei in's Mittel treten. Echter Witz vom Jahr 1736 duftet 1836 noch eben ſo als im Momente des Erblühens; aber die Zeitgenoſſen haben mehr zu thun, als ſich um die Einfälle ihrer Zeitgenoſſen zu bekümmern: brauchen ſie doch

Zeit, um in ihre Privatchronik einzuſchreiben, daß ſie heute
dem Generalſuperintendenten geſpeiſet haben, der aber le
etwas unfreundlich und dämmerig geweſen ſei.

Um die Menſchen zu lieben, ſoll man ſelbſtſtändig
eigenthümlich ſein. Ohne Selbſtſtändigkeit iſt für den M
die Liebe eine Qual.

„Es will der Feind, es darf der Freund nicht ſchonen:
Dann fühlt der Jüngling ſtreitend ſeine Kräfte,
Und fühlt ſich bald, und fühlt ſich ganz als Mann.“
(Goethe im Taſſo.)

So ſollte es freilich ſein, aber es iſt ſelten ſo.
Freunde ſchweigen meiſtens, und die Feinde ſchweigen
oder reden oft Dinge, welche der Mühe des Anhörens
werth ſind. — Flemming und Logau — um ein Beiſpiel
alter Zeit zu geben — ſind aus der Welt gegangen, verm
lich ohne jemals ein genügendes Urtheil über ſich zu h
Der Erſtere ſprach es endlich ſelber aus, doch erſt drei
vor ſeinem Tode, wo man allenfalls ein vollendet kühnes
wagen darf.

Ein geiſtreicher Schriftſteller kann nur von einem faſt
ſo geiſtreichen Manne, oder von einer durch reine Herzen
ahnungsfähigen Frau wahrhaft beurtheilt werden; der
iſt freilich überaus einfältig-wahr, wie ſelten aber wird

füllt! und wie manches Tragiſch-Komiſche werden wir hier gewahr! — Bald ſtreitet ein halbverwitterter Magiſter gegen einen blühend überkräftigen Studenten, bald ein Mathematiker gegen eine Hofdame, ein ſiebartiger fader Schwätzer gegen einen Tiefdenker, bald ein Uhu mit einer Nachtigall, bald ein gemeiner Froſch gegen ein edles Roß, u. ſ. w. Das Publicum läßt ſich das Alles gefallen, es amüſirt ſich doch, welches Wort man bekanntlich mitunter als „ſich entmuſen" überſetzen darf.

Manche unſrer ſchriftſtellenden Frauen ſind — wer möchte zweifeln? — wahre Engel; nur leider meiſtens . . . flügellos.

Es giebt nur eine Gattung von Unglück, die wir wahrhaft zu ſcheuen haben, und vor der wir uns auch immer bewahren können. Es iſt das *unbegriffene* Unglück. — Bei Allem, was uns begegnet, ſollen wir zuvörderſt ſtreben, es zu verſtehen, dann iſt das Ueberſtehen nahe. *Jedes* Geſchick muß doch irgend etwas von uns *wollen*, es thut eine Frage an uns, und ſobald wir die zu beantworten im Stande ſind, ſind wir ſchon Sieger.

Wahrhaft unglücklich iſt nur, der ſein Elend ſich nicht erklären, und nicht mit edlem Stolze zu ſich ſelbſt, und nicht mit edler Demuth zu Gott reden kann. Jede reine Frage an den Himmel gewinnt eine reine beruhigende Antwort.

Kein Volk iſt feſter und ſittlicher in ſeiner ſittlichen Lie als die Deutſchen, keines aber wankelmüthiger in ſeiner äſth tiſchen Neigung. Die Franzoſen lieben Racine und Molie im Jahr 1819 gerade ſo, wie ſie dieſe Dichter im Jahr 17 liebten. Sie leſen ſie täglich, oder brauchen ſie gar nicht me zu leſen, da ſie ſie faſt ganz auswendig wiſſen. In Beziehu auf die Deutſchen wollen wir nicht nach lebenden Beiſpiel fragen, ſondern nur einiger edlen Todten gedenken. Die Lie für Opitz dauerte etwa dreißig Jahre, dann ward er vergeſſ und kam nur in einzelne Studirſtuben. Der blühende Fle ming iſt faſt nie in ſeinem Werthe anerkannt worden, Günth ward etwa zwanzig Jahre geliebt, Gellert etwa dreißig, da vergeſſen und nicht ſelten verſpottet. Auf die unermeßli Bewunderung für Klopſtock folgte bald kühles Schweigen, u. ſ.

Wiſſet ihr, für welche Schriftſteller die Liebe am längſ dauerte? Ohne Zweifel für Lohenſtein und Hoffmannswalda die in der That und Wahrheit von 1680 bis etwa 1740 ſ allgemein vergöttert worden ſind, bis ſie dann mit einem M ſämmtlichen Aeſthetikern als Muſter des Ungeſchmacks dien mußten.

Doch wir wollen nicht ohne Troſt ſchließen, ſondern g denken, daß unſer edler Schiller faſt mit jedem Jahre für d Volk lebendiger wird, und daß unſer Goethe nach lang Kampfe endlich faſt allgemein geſiegt zu haben ſcheint.

Ach, was liegt doch Alles in der Geſundheit! Der Geſunde fährt wie auf einem ſtolzen geſicherten Wagen mit feurig-kräftigen Roſſen beſpannt durch das Leben, während der Kranke vorſichtig-leiſe ſich fortführt und in jedem Augenblicke wenigſtens die Hälfte ſeiner Kräfte nöthig hat, um nur mit Anſtand krank zu ſein. Der Geſunde kann Alles überſehen und überſtehen, aber der Kranke iſt bald zu muthig, bald zu reſignirt, und mit beſonderem Scharfſinn kehrt er oft die Vertheidigungswaffen gegen das eigne Gefühl.

Das Leben iſt ewig neu, ſobald wir ſelbſt es nur wollen, und es giebt kein unlösbares Räthſel in demſelben; nur daß uns ſo oft unſere Eigenliebe ein ſtolz tönendes Wort als Auflöſung des Räthſels vorhält, während doch die ewige Beruhigung ſo einfach daliegt. Es erſcheint mir unter allen Sünden als die größte, wenn Jemand keine Luſt mehr zum Leben hat; denn wer das Leben nicht begreift, was kann ſelbſt der Tod einem ſolchen geben? Für den wahrhaft Lebenden giebt es in tieferer Hinſicht gar keinen Tod; denn wer ſich als wahrhaft lebendig anſchaut, fühlt ſich auch in jedem Augenblicke ewig.

Was den Blumen der Thau, iſt dem Menſchen die lindernde Thräne;
Aber die Thräne nur, die ſich im Sonnenſtrahl wiegt.

Tropfen, Du lächelſt im Strahl, doch wird der Strahl Dich verzehren.
„Mög' ich auch ſchneller vergehn, hab' ich gelächelt in ihm.“

Unter allen Momenten, welche Aeltern und Erzieher a
Kindern auf das Sorgſamſte zu betrachten haben, ſind vielleic
zwei die wichtigſten: die erſte rein geiſtige Freude und der erſ
rein geiſtige Schmerz, die durch eine Kinderbruſt zucken.

Daß die Menſchen meiſtens ſich nicht verſtehen, komm
freilich größtentheils daher, daß ſie ſich ſelbſt nicht verſtehen.

Das traurigſte Geheimniß liebender Frauen iſt, daß ſ
vergöttern, und doch nicht folgen.

Nichts erinnert uns ſo ſehr an die Heimathloſigkeit in die
ſer Welt, als eine Trennung, und wie wir uns auch vor de
trüben Gedanken verhüllen mögen, ſtets müſſen wir die Unge
ſchicktheit unſeres Lebens bedauern, das in manchen Perioden
z. B. bei mir, einem faſt ununterbrochenen Abſchiednehme
glich. Indeſſen iſt ſelbſt in edler Wehmuth Linderung, wäh
rend die Kälte, oder gar die Bitterkeit des Herzens de
Menſchen um den ſchönſten Adel ſeiner Natur nothwend
bringen muß.

Das Ergebniß, die Summe und den Ertrag eines ganz
Lebens zu ziehen, wird nie ein Menſch vermögen; er ha

nun ſein eigenes Leben oder ein anderes vor ſich. Gott allein kann das. Bedenkt man dabei vollends die ſchnell-fertigen Urtheile der Menſchen über die Menſchen, ſo möchte man ſchaudern; doch iſt es am rathſamſten zu lachen.

Manche große Todte, die ſo Vieles beurtheilen konnten, haben ſich ſelbſt am unrichtigſten beurtheilt. Zur Beurtheilung der größeſten aber gehören gewöhnlich Jahrhunderte; Luther und Shakſpeare ſind nie weniger todt, d. h. nie lebendiger geweſen, als im neunzehnten Jahrhunderte.

Ein Tag lehrt den andern, doch iſt nicht immer der lehrende letzte Tag der klügſte. Es iſt aber ſo betrübend als lächerlich, mit welchem Hochmuth wir zuweilen unſere Vergangenheit beurtheilen; ſo haben z. B. wahrhaft große Dichter, wenn ſie im Alter ihre Werke herausgaben, manche ihrer eigenen trefflichen Jugendblüthen verſchmäht, oder ſie, hart und rauh anfaſſend, corrigirend um all' ihren Duft gebracht; ſelbſt Goethe, obwohl ihn der letzte Vorwurf nicht trifft, iſt doch auch zu hart gegen einige ſeiner Jugendwerke geweſen, und hat ihnen den Raum verweigert in den letzten Sammlungen ſeiner Werke. Götter, Helden und Wieland gehört ſo gut dem Publicum, als Iphigenie, und Wieland's Seufzer beim Anblick des ächten Herkules: Ich habe nichts mit Dir zu ſchaffen, Koloß! iſt eben ſo unſterblich, als das göttliche Wort: Da fing mein Leben an, als ich Dich liebte.

47.

Euthanaſia.

Unter Allem, was Herder je geſagt, ſcheint mir das Beſte, was er auf dem Sterbebette ſprach. Wie die Worte genau heißen, weiß ich nicht, aber er ſehnte ſich nur nach großen Gedanken, und dieſe Sehnſucht ſprach er laut aus gegen Alle, die er liebte. Wer aber ſo ſich ſehnt, der hat ſchon das Erſehnte, und geht, ſeiner ſelbſt würdig, dahin, wo nur das Große und Göttliche erfüllt werden wird.

Es kann mich ordentlich jammern, wie ſo mancher ſonſt vortreffliche Mann durch Uebermaß körperlicher Schmerzen, an die er ſich gewöhnt hat, oder durch allerlei Verworrenes oder Unweſentliches, das ſich ſo leicht ſelbſt noch in die heilige Sterbeſtunde hineindrängt, geſtört und verletzt werden kann; aber eben deßhalb erfreut, ja entzückt es mich, wenn es einem edlen Manne gelingt, ſich ſeine letzten Augenblicke rein zu erhalten, und aus ihnen noch ein religiöſes Kunſtwerk zu bilden.

Ich habe mich nie über die Scherze freuen können, mit denen einige kraftreiche Männer geſtorben ſind, oder, wie z. B. Thomas Morus, das Haupt dem Mordſtreiche hingaben; aber es regt doch immer eine bedeutende Empfindung in uns an, und wir ehren, was wir nicht lieben können. Aber das Sterben, wie es ſich gewöhnlich ereignet, mit den herkömmlichen Currentgedanken, mit ſeichtem, mittelmäßigem Ernſt u. ſ. w., das hat für die Phantaſie etwas ſehr Niederdrückendes. — Nur verleite uns dieſer Umſtand ja nicht zu ungerechten Gedanken über das, was in der Seele des Sterbenden vorgeht, denn ſehr ſelten iſt die Erſcheinung deſſelben ganz rein. Wohl Mancher mag wie Oedipus enden, ohne daß wir es ſehen, und ſeine Zunge lallt vielleicht nur ſehr mittelmäßige Worte, während ſchon die Verklärungsflamme um ſein Inneres ſpielt. Wenigſtens iſt das bloße Kindeslallen bei weitem beſſer, als alle großen Worte, mit denen manche eitle Sterbende — es giebt auch ſolche — ſo gern ſpielen. Aber die Sehnſucht nach großen Gedanken fehle nie, und am wenigſten in jener Minute und in den Stunden, die ihr vorangehen. — So war es bei Novalis und Herder, ſo bei Schleiermacher u. A., und die Erinnerung daran erquickt uns wie in der Mittagsſchwüle ein Labetrunk des reinſten Alpenwaſſers.

48.

Tugend.

Die Erde iſt eine dunkle Sackgaſſe in der Vorſtadt des Reiches Gottes, daß die Tugend nicht ſelten wie der Ritter von der traurigen Geſtalt, oft ſogar von der kläglichen und lächerlichen, erſcheint. So wird ſie auch in den meiſten Büchern und beſonders in Romanen und Schauſpielen geſchildert. Das Laſter wohnt in Paläſten, bekränzt ſich mit Roſen und läßt ſich bei ſchönem Geplätſcher eines Springbrunnens in den

Schlaf lullen, ſpeiſet nach dem Erwachen indianiſche Vogelneſter und ſtellt praktiſche Vergleichungen zwiſchen dem Capwein und Johannisberger an; während deſſen iſt die Tugend überaus fleißig auf dem Felde, oder in der Kanzlei oder Schulſtube, ſchwitzt aber und friert nach Gelegenheit ungemein dabei. Das möchte nun noch hingehen, wenn nur das Laſter ſie wenigſtens zufrieden ließe; es erſcheinen aber leider mehrere ruchloſe Geſellen und ſpotten ihrer. Da heißt es denn, ſie (die Tugend nämlich) ſei doch eigentlich nichts weiter, als das Product der Beſchränktheit und deßhalb langweilend, ſie erfaſſe nie den gehörigen Moment, und wenn Legationsraths-Titel und Orden ausgetheilt werden, gehe ſie leer aus, und zwar mit Recht, u. ſ. w. Nun ſollte man freilich glauben, die Tugend werde hübſch derb und witzig auf dergleichen Platitüden antworten; das thut ſie aber höchſtens, wenn ſie in Uniform geht, ſonſt aber muß ſie — in jenen Romanen und Schauſpielen nämlich — ſeufzend fortarbeiten und ſchweigen und ſich mit dem jüngſten Tage tröſten.

Ich geſtehe, daß mich als Knabe ſolche Anſichten, die ich überall las und auch nicht ſelten von gutmüthig ſchwermüthigen Menſchen hören mußte, nicht wenig beunruhigten. Der letzteren eben bezeichneten Leute gab es vor etwa vierzig oder ſechs und dreißig Jahren viel mehr als heute, wofür jedoch die rein munteren und luſtigen gleichfalls ein ſtärkeres Chor bildeten, als die Gegenwart aufzuzeigen hat. Mir ſelbſt aber ſchienen jene ſchwermüthigen Recht zu haben, doch nur zur Hälfte. Schiller's Wort: nicht dem Guten gehört die Erde! war mir damals noch unbekannt, aber hätte ich es auch vernommen, mir würde es nicht genügt haben; denn mit echter Knabenhitze erklärte ich geradezu, dieſe Erde gehöre dem Teufel, der ſich aus den Abſchnitzeln der andern beſſeren Welten auf ſeine eigene Hand einen Lieblingsplaneten zuſammengeſetzt habe, u. ſ. w. Das waren nun recht traurige Anſichten, doch blieb ich zum Glück nicht dabei ſtehen.

49.

Charakter.

In der realen Welt kann man freilich nicht an zwei Tafeln zugleich ſpeiſen; in der geiſtigen Welt geht es leider, ſobald man nur das Wort „zugleich“ nicht allzu pedantiſch nehmen will. Geht es aber mit zwei Tafeln, warum nicht mit drei, vier, fünf oder tauſend? Es geht allerdings, und iſt nur noch nicht zur Sprache gekommen. Man hört im Leben und lieſt in Büchern ſo oft von charakterloſen Menſchen. Seltſam, daß frühere Jahrhunderte davon gar nichts wiſſen; was wir billig der Vergangenheit zu Gute kommen laſſen müſſen. Wir aber wiſſen davon zu erzählen, und wenn wir ſo Manchen für charakterlos erklären müſſen, ſo fehlt es ihm doch nicht an gutem Willen, ſich in irgend einen Charakter hinein zu ſtudiren, ſo daß er zuletzt ſelbſt nicht mehr weiß, zu welchem er ſich entſchließen ſoll. Er ſpeiſt mit dem Pfarrer von Grünau Lammsbraten und Reisbrei mit einem Appetit, um den ihn ſelbſt Louiſe beneidet, und arbeitet ſich geſprächsweiſe ſo in den Grünau'ſchen Charakter hinein, daß dieſer ihn als Muſter kräftiger Idyllenhaftigkeit aufſtellt; dann aber kommt er zum Marquis Poſa, und wird, wie man die Hand umwendet, intereſſant und erhaben. Sein Herz ſchlägt, wenn er ſich wohl befindet, für die ganze Menſchheit. Er fordert, wie billig, Gedankenfreiheit, und freut ſich, daß ſelbſt in den todten Räumen der Verweſung noch die Willkühr ſich ergötzen mag. Das iſt ſchön für Sonn- und Feſttage; aber es giebt auch blaue Montage, und dann muß man luſtig und wo möglich witzig ſein. Nun wird er cordial und bequem wie Bardolf, der ſeine unſterbliche Naſe ſelbſt als Gegenſtand des Scherzes anbietet, oder poſitiv witzig, wie Prinz Heinrich, oder überſchäumend humoriſtiſch, wie Mercutio, Alles, verſteht ſich, nach Möglichkeit; denn zu erreichen ſind dieſe Muſter nicht, woher auch vielleicht die gutmüthige alte Redensart ſtammt: es iſt doch die Möglichkeit!

50.

Geiz.

In großen und kleinen Städten, in Flecken und Dörfern, am Tajo wie an der Wolga, lernen alle Menſchen früher oder ſpäter den ſchönen Spruch auswendig: „Der Geiz iſt eine Wurzel alles Uebels", und ſämmtliche Kinder, Knaben, Männer und Greiſe ſagen meiſtens, weil ſie es zu begreifen glauben, und wohl nur ſelten bloß ehrenhalber ja dazu. Erfahrene Perſonen erzählen auch recht gerne Geſchichten, welche belegen, daß der Geiz zu den heilloſeſten Thaten und nicht ſelten ſogar zu Mord und Todtſchlag, u. ſ. w. den Sünder verführt habe. Das iſt nun Alles recht gut, aber immer nur in einer gewiſſen Sphäre. Der ſtarknervige Bauer und Bürgersmann geringerer Claſſe erſchreckt, aber der feine ſchwachnervige gebildete Bürger höherer Claſſe erſchrickt nicht, ſondern lächelt und ſagt zu ſich ſelbſt: vor ſolchen groben Sünden ſchützt mich meine geſellige Cultur, vielleicht ſogar ſchon meine Feinnervigkeit, die vor allem Rohen und Blutigen Ekel und Grauen empfindet. Ueberhaupt weiß der Gebildete, wie er jenen Spruch zu modificiren hat. Ich wollte, ich könnte dem Leiſeredenden mit den Tönen einer Tuba antworten, daß er durchaus irre und daß jener Spruch eine vollſtändige Wahrheit enthalte, und deßhalb wörtlich und buchſtäblich zu verſtehen ſei. Eine vollſtändige Wahrheit, wiederhole ich denn gerade, die iſt in jenen tauſend Warnungsgeſchichten nie recht zur Sprache gekommen. Ein Geiziger kann vielleicht hundert Töne ſogenannter Bildung erträglich nachmachen. Er kann ſich aus tauſend Bächen ſtrömender Bildungsquellen waſchen, ja er kann ſich mit den Hoffmann'ſchen Bildungstropfen und dem Naphta derſelben momentan ſtärken, und mit dem Opodeldoc der neueſten Cultur einreiben, aber gebildet kann er nie werden, Religion, Wiſſenſchaft, Naturbefreundung und Kunſt können nie Wurzel ſchlagen im Herzen eines Menſchen, der nur dem Metallkönige dient, und wie möchte der Genius der Poeſie in ſeiner ewigen göttlichen Heiterkeit und ſüßlichen Schmerzlichkeit mit einer Seele vertraulich werden, die ſich ſchon längſt anderweitig vermiethet oder verkauft hat.

51.

Ungerechtigkeit in der Liebe.

Daß die Menſchen in der Regel ungerecht ſind, iſt eine Klage, die ſo alt iſt wie die Welt; daß ſie aber in dem Schönſten, was ſie haben, in der Liebe, am ungerechteſten werden können, gegen Alles, was dieſer Liebe zu widerſprechen ſcheint, iſt eine wo möglich noch traurigere Klage, dadurch wird ihre Liebe ſelbſt zu einer Carricatur, zu etwas Unnatürlichem, und weit entfernt zu beglücken und zu befruchten, macht ſie die Liebenden ſelbſt nur unſittlicher und mithin unglücklicher.

52.

Amt und Verſtand.

„Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verſtand" — iſt eine uralte deutſche Redensart, und der Erſte, der ſie brauchte, und die Erſten, die ſie wiederholten, meinten es gewiß damit ſehr ernſthaft, ja feierlich. Sie rechneten dabei auf die Begeiſterung, die den Beſſeren bei der Uebernahme jedes wichtigen Geſchäfts zu ergreifen pflegt, und die allerdings jede

Seelenkraft beflügelt. Da man ſich indeſſen auf die bloße Begeiſterung nicht verlaſſen kann, ſo fand man doch auch einen Eid nöthig, den Jeder ſchwören mußte, der in ein Amt trat. Dergleichen Vorſicht war löblich, allein es fanden ſich ſo entſetzlich viele Beiſpiele von Leuten, denen mit der Uebernahme von Geſchäften der dazu gehörige Verſtand nicht gekommen war, daß man bald aufhörte, jenes Wort mit Ernſthaftigkeit auszuſprechen; ſo daß es jetzt bloß nur als ein Spaß angebracht wird.

Das Recenſiren iſt in Deutſchland ſchon längſt als ein Amt betrachtet worden; daß aber gar manchem Recenſenten der Verſtand nebſt der Begeiſterung dazu nicht gekommen ſind, und daß man auch Niemandem einen Eid abnimmt, iſt gleichfalls allgemein bekannt. Das Beſte wäre deßhalb wohl, wenn ſich Jeder, der die Recenſentenfeder in die Hand nehmen will, zuvörderſt ſelbſt fragte, ob er wohl den gehörigen Verſtand, Kenntniß, u. ſ. w. zu dieſem wichtigen Geſchäfte habe. Nun iſt freilich eine ſolche Frage eine höchſt kitzliche, und wie unzufrieden und verdrießlich auch die meiſten Menſchen ſein mögen, mit ihrem Verſtande ſind ſie faſt immer ſehr zufrieden; indeſſen finden ſich doch auch Gottlob manche, die wenigſtens im Stillen mit ſich in's Gericht gehen, und ein ſolches Gericht würde beſonders vor der Abfaſſung einer wichtigen Recenſion höchſt zweckmäßig ſein. Was den Eid betrifft, ſo kann ihn uns kein Dritter abnehmen; deßhalb wäre es ſehr gut, wenn wir ihn uns ſelber abnähmen, ich meine den Eid der Gerechtigkeit und Billigkeit. Haben wir uns den geſchworen, ſo finden ſich freilich noch unzähliche Einzelnheiten zu betrachten, allein mit denen werden wir doch nach und nach fertig. Wenn Du z. B. aus Goethe's Munde ſelbſt gehört, oder durch ſeine Feder im Druck geleſen haſt, daß er am Fauſt zwei und ſechzig Jahre gearbeitet, ſollte es dann wohl nicht billig ſein, Du nähmeſt Dir zu einer Recenſion dieſes Werkes wenigſtens zwei und ſechzig Stunden Zeit? oder wenn Du in Goethe's Farbenlehre geleſen haſt, wie genau er ſelbſt die älteſten und verlegenſten Bücher, die von ſeinem Gegenſtande handeln, geleſen hat, wobei die berühmteren ſich ganz von ſelbſt verſtehen, und Du wollteſt ihn querfeldein belehren, Newton habe ja die ganze Sache längſt ausgemacht und meine ſo und ſo und das und das, könnteſt Du Dich wohl wundern, wenn er dann Deine ganze Recenſion für ein bloßes Salbadern erklärte, weil Du vergeſſen, daß ja eben die ganze neue Farbenlehre durch den Umſtand erzeugt wurde, daß ihm alle früheren Werke dieſer Art, die er vielleicht beſſer gekannt als Du, nicht genügten.

53

Uebertreibungen.

Unter allen Schooßſünden iſt vielleicht keine häufiger al die Uebertreibung, es müßte ſonſt die Untertreibung ſein, di jedoch viel ernſthafter und in ihrer Quelle weit gefährliche iſt. Aber auch die Uebertreibung iſt gefährlich genug, wen auch meiſtens mehr lächerlich als gefährlich. Will man ihre

Urſprung bis in die Tiefe verfolgen, ſo geht ſie wohl meiſtens hervor aus der Ungenüge und Armſeligkeit des Lebens ſelbſt. Man will ewig etwas Pikantes und Abſonderliches haben, und da dieß in der Wahrheit und Wirklichkeit nur ſelten vorhanden ſein kann, ſo lügt man es ſich zuſammen, ohne dabei etwas Arges im Sinne zu haben. Faſt alle Kinder mit einiger Phantaſie übertreiben, der Knabe folgt, und wenn er ſich nicht beſſert, übertreibt auch der Jüngling, und von dem Manne kann man dann ſagen, daß er kaum mehr übertreibe, ſondern übertreibend übertrieben werde; denn ſeine Sünde iſt dann ſchon paſſiviſch, und er ſelbſt übt ſie mechaniſch fort, wie der Sklav dem Tyrannen folgt, ohne viel darüber nachzudenken, lediglich weil er einmal in einem unfreien Zuſtande iſt. Darum noch einmal: ſchon der Knabe muß dieſen Fehler ablegen, ſonſt behält ihn meiſtens der Jüngling und der Mann faſt immer. Noch häufiger iſt jedoch dieſer Fehler bei dem weiblichen Geſchlechte, denn das äußere Leben der Mädchen und Frauen iſt meiſtens noch ärmer und monotoner beim Stricken und Sticken, und bedarf deßhalb noch mehr der Färbung und Anregung. Dabei iſt nur zu bedauern, daß dieſe durch keine Hyperbel im Ausdruck erreicht werden kann, während eine nähere Kenntniß der inneren Welt und ihrer mannichfaltigen Wunder auf die erfreulichſte Weiſe das Ziel erreichen würde.

Sind wir nunmehr mit dem Ernſte fertig, ſo dürfen wir uns billig nach dem Scherze umſehen, der bekanntlich in dieſer Region eine gute Sphäre findet. So hat ſich z. B. der gute alte fröhliche Haug in dieſer Bahn recht behaglich ergangen, und „Wahl's Naſe", die er in tauſend Sinngedichten gefeiert hat, hält ſich noch immer in den Fluthen unſerer Literatur ſiegreich empor. Sie nieſet nicht ſelten, während ſie die gelbgrauen Wellen durchſchwimmt, ſelten in der alten Bedeutung des Bejahens, häufig aber ablehnend die unbehaglichen Witze, die um ſie her getrieben werden.

In der wirklichen Welt finden wir bekanntlich den Scherz nicht immer gleich zum Koſten aufgetragen, und wir müſſen ihn uns erſt zurecht machen. Setzen wir zuvörderſt feſt, daß unter hundert Menſchen neunzig übertreiben, ſo müſſen wir dieſe neunzig wieder in gehörige Claſſen rangiren, z. B. die Dilettanten, die in der Uebung Begriffenen, die längſt Geübten, die Virtuoſen, die Meiſter, u. ſ. w. Ich darf mir nachſagen, daß ich es darin zu einiger Stärke gebracht habe. Frage ich z. B. vier Hypochondriſten hintereinander, wie haſt Du Theurer oder Theure geſchlafen? und bekomme ich zur Antwort: „Schlecht, abſcheulich, greulich, ich habe kein Auge zugethan," ſo weiß ich ziemlich genau, wie ich das berechnen muß. A. Der Anfänger hat wirklich nur vier Stunden geſchlafen. B. Der Geübte ſchlief fünf, der Virtuoſe etwa ſechs, und der vollendete Meiſter iſt blos zehn Minuten früher erwacht als ſonſt, ärgert ſich aber grenzenlos, daß er dieſe Zeit nur hat durchleben müſſen. Ueberhaupt liebt man ſehr, in das Schwarze, beſonders in das flammig Schwarze hinein zu übertreiben. Es war ja Feuer heute Nacht? Gräßlich. Zehn Häuſer liegen in Aſche. Eine neunzigjährige Frau und zwei Kinder in der Wiege ſind verbrannt. Das Wahre an der Sache iſt: ein Hinterhaus iſt abgebrannt und eine überaus derbe Magd hat, während ſie ihren Koffer rettete, einige Brandflecke in die Schürze bekommen. — Wie geht's unſerem lieben Kranken? nicht wahr, es neigt ſich zur Beſſerung? Beſſerung, erwiedert man mit höhniſchem Lächeln, wie wäre daran zu denken, der iſt ſchon eine halbe Leiche und ſo gut wie todt. Dieſe Antwort beruhigt mich faſt immer, denn meiſtens ſitzt der liebe Menſch nach vierzehn Tagen wieder vergnügt bei dem gefüllten Glaſe.

51.

Leichtfertigkeit.

Ohne innere feſte Wurzel und geiſtige Geſichertheit ſpielt ſelbſt der Scharfſinn und Witz bei den wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen oft nur die Rolle eines intereſſanten Marodeurs und Vagabonden. Man erinnere ſich zum Beiſpiel an ſo manchen glänzenden Spruch älterer Schriftſteller über den Selbſtmord. Der Soldat darf den ihm anvertrauten Poſten nicht willkührlich verlaſſen, nur der Feldherr kann ihn abrufen; ſo dürfen auch wir nicht eigenmächtig das Leben verlaſſen. — Sehr gut. Dann aber heißt es wieder: Mögen die Uebel und Schmerzen des Lebens auch noch ſo groß werden, was ſoll ich ihrer viel achten, werden ſie mir zu läſtig, ſo kann ich ſie ja in jedem Augenblick endigen. Ein Zimmer, deſſen

Kamin raucht, wird mir widerlich. Ich unterſuche, ob dem Uebelſtande abzuhelfen ſei, und geht das nicht, ſo verlaſſe ich Zimmer und Haus. Iſt das witzig? Vielleicht. Iſt das ſeicht? Gewiß. —

55.

Heiterkeit.

Wie zum Leben ſelbſt, ſo gehört auch zu Allem im Leben Muth, zum Wachen und zum Schlafen, zum Lachen und zum Weinen u. ſ. w., vor Allem aber zum Witz, zur Ironie und Humor. Der Witz deutet immer auf ein gewiſſes philoſophiſches Talent hin, das doch am Ende in nichts Anderem beſtehen kann, als in dem Vermögen, die Ideen anzuerkennen, die den Erſcheinungen zum Grunde liegen. Von hier aus geht dann der Weg zu dem höhern Talent, im geſicherten Beſitz der Idee, mit den Erſcheinungen zu ſpielen. Es giebt ein ſehr einfaches Kennzeichen des wahren Witzes, er muß aus einer heiteren Seele kommen, heiter ſein und heiteren Eindruck hinterlaſſen; ich meine natürlich nicht im Einzelnen, ſondern in der Wirkung des Ganzen. Wer Shakſpeare, Cervantes und Jean Paul wahrhaftig und durch und durch zu leſen im Stande iſt, wird ſich dieſes ſtets erfreulichen Eindrucks bewußt ſein, und der etwaige Einwurf, daß man doch bei manchen überaus witzigen Partieen in den Werken jener großen Schriftſteller ſich der Thränen nahe fühlen könne, ſpricht gerade für die Großartigkeit jener erregten Freude. Falſtaff's Seufzen, daß er ſich kaum beſinnen könne, wie das Innere einer Kirche ausſähe, ſteht mit ſeinem letzten Witz über die Fliege, auf Bardolf's glühend rother Naſe, ſo wie ſein: ich wollt', es wäre Schlafenszeit, mit ſeinem Benehmen auf dem Sterbebette, wie es uns die Wirthin erzählt — wobei wir die grünen Wieſen, von denen er faſelt, uns nicht nehmen laſſen wollen — in der beſten Verbindung, und doch ſind das nur zuſammenſchlagende und zuſammenklingende Einzelnheiten; wie herrlich ſteht erſt das Bild des Mannes als ein Ganzes da, und was die Hauptſache iſt, zu dem Ganzen.

56.

Phyſiognomik der Hände.

Es iſt eine allgemeine Redensart, man ſoll den Leuten auf die Finger ſehen; beſſer würde es heißen, man ſoll den Leuten auf die Hände ſehen, und obwohl es mir nie geſagt wurde, habe ich es gethan als Kind und Jüngling, thue es als Mann und werde es als Greis thun. Seitdem habe ich oft geleſen, daß Napoleon und Lord Byron ſchöne Hände hatten, was ich dahin geſtellt ſein laſſe. Doch kann ich auch einen Deutſchen, Auguſt von Kotzebue, als einen mit ſehr wohlgeſtalteten Händen begabten Mann anführen. Indeſſen iſt mit der bloßen allgemeinen Unterſcheidung ſchöner und häßlicher Hände wenig gewonnen. Es giebt unzähliche Arten, und dieſe zu erkennen ſollen wir ſtreben zum Nutzen und Vergnügen; doch darf auch hier nicht vergeſſen werden, daß nur ein liebevoller Blick klar anſchauen kann. Es giebt gebende und nehmende Hände, winkende und fortweiſende, tapfere und feige, ſtrenge und milde, ſprechende und ſchweigende.

57.

Gute Nachbarſchaft.

Luther rechnet in ſeiner Erklärung der vierten Bitte zu dem täglichen Brod auch die getreuen Nachbarn. Mit großem Recht, aber auch mit liebenswürdiger Naivetät, denn er läßt uns einen Blick thun in die Verhältniſſe des Bürgerlebens ſeiner Zeit, wo der Nachbar eine viel wichtigere Rolle ſpielte wie heut zu Tage. Denn wer einmal ein Amt und eine Frau gefunden, war ſeßhaft geworden, und die Nachbarn rechts und links nicht minder. Es erſchien als göttliche Fügung, wenn Jemand mit einem guten Nachbar beſchenkt oder mit einem böſen behelligt worden war.

58.

Selbſtſchonung.

Die Menſchen ſcheuen ſich vor jedem entſcheidenden Unglückswort faſt mehr, als vor dem Unglück ſelbſt, und keine

Redefigur iſt häufiger als der Euphemismus. Nur uns ſelbſt geſtehen wir im äußerſten Falle unſer Unglück, dann aber meiſtens übertreibend, um uns hinterher ſchnell widerlegen zu können. Noch ſeltner vertrauen wir uns einem Freunde, der es aber dabei ſehr unbequem hat. Bleibt er gelaſſen und beſonnen, ſo erſcheint er kalt, und giebt er uns unſer Unglück zu, ſo tadeln wir ihn, daß er uns nicht widerſprochen hat, denn darauf war es eigentlich bei unſeren Klagen abgeſehen. Wir wollen nicht unglücklich ſein, ſchlechthin nicht; ein Unglückswort aber deutlich und beſtimmt ausgeſprochen, könnte die Schickſalsgöttin reizen, daher das Favete linguis*), das eben ſo häufig bei uns iſt, als bei den Römern. Für gefährlich krank erklären wir uns höchſtens im Stillen; aber in unſeren Reden darüber bleiben wir ſehr zart. „Es iſt uns unbehaglich zu Muthe“, „wir ſind unpäßlich“, „angegriffen“, „ein wenig leidend“, ſchieben es auf den März, die Hundstage, den November u. ſ. w., gleichſam um den Himmel zu zwingen, daß er unſer Befinden darnach einrichte.

Auch der Siebziger hört das Wort „Greis“ nicht gern, außer wenn ein zartes oder erhabenes Beiwort dabei ſteht; der Dichter, der ſich ſelbſt geſteht, ſein Gedicht von vorgeſtern ſei — ſchlecht, äußert doch bloß, es ſei nicht ſein beſtes, oder einigermaßen mißlungen, u. ſ. w.

Hier waltet allerdings noch egoiſtiſche Schwäche, aber ſobald wir von unſeren Mitmenſchen euphemiſtiſch reden, —

---

*) Schweigt!

nicht weil es ſo Herkommens iſt, ſondern weil wir nicht anders wollen und können — zeigt es von dem zarteren Adel unſrer Natur. Es iſt ein entſetzlicher Augenblick, wo wir von einem Menſchen ſagen: Er iſt ein Taugenichts, er iſt ſchlecht, u. ſ. w. und wir weigern uns deßhalb in hundert Fällen, wo wir es allenfalls ſagen dürften, faſt neun und neunzig mal. „Iſt's ausgeſprochen, iſt's nicht zu vergeben.“ —

59.

Die Seele.

Gewiſſe Irrthümer ſcheinen bei der Mehrheit der Menſchen unaustilgbar und permanent zu ſein, z. B. die materielle Anſicht und Behandlung der Seele. Sie mögen tauſendmal im Geſpräch zugegeben, oder auch durch ſich ſelbſt eingeſehen haben, daß die Seele entweder ein Geiſt, und mithin eine geiſtige Einheit ſein müſſe, oder ein Garnichts, zu einer praktiſchen Anwendung gelangen ſie nicht. Dann erſcheint ihnen plötzlich wieder die Seele als ein gegebener Raum, in welchem die verſchiedenartigſten Dinge recht wohl neben einander herumliegen können, hier ein Stückchen Tugend, dort ein Stückchen Laſter. Hier ein Tropfen Liebe, dort ein Bächlein Haß. Hier eine Elle feiner Bildung, dort ein Convolut Rohheit. Ein Mädchen ſagt: Er iſt ein göttlicher Menſch und liebt mich; unendlich ſchade nur, daß er zu faul iſt, ſich um ein Amt zu bewerben! denn daß er ſollte gar nichts gelernt haben, wie mich einige

Neider verſichern wollen, halte ich für unmöglich. Ein Jüngling ſagt: Julien's Liebe iſt gegen die meines Tinchen's ein bloßer Spaß; ſchade nur, daß ſie mich immer ſo anfährt, und als ich ihr neulich Vorwürfe machte, daß ſie ihrem Kammermädchen eine Ohrfeige gegeben, erwiederte ſie, das könnte zuweilen nicht ſchaden, und ich möge ſie mit dergleichen pietiſtiſchen Anſichten verſchonen. Sonſt aber iſt ſie ganz herrlich. Herrlich, und ſanft wie ein Lamm, wenn ich ſie küſſe. Eine Mutter ſagt: Meine Kinder lieben mich ohne alle Grenzen, nur was man ſo in alten barbariſchen Zeiten den unbedingten Gehorſam nannte, und den man ſogar als bloße Schuldigkeit verlangte, den haben ſie nicht. Zum Glück habe ich ihnen auch nur ſelten etwas befohlen, und da ſie niemals folgten, ſo ließ ich es auch bald bleiben und verſchonte ſie gänzlich mit dergleichen Ungebühr. Jetzt darf ich ihnen nicht einmal einen guten Rath geben, da ſie ein wenig empfindlich ſind, aber ihre Liebe gegen mich iſt dennoch, wie geſagt, ganz enorm.

60.

Naturanſchauung.

Die Natur im Allgemeinen kann nie unſere Freude ſtören, und wenn ihre einzelnen Erſcheinungen es zuweilen thun, ſo ſind wir ſelbſt Schuld daran. Ein wahrhaft dichteriſches Gemüth, und darnach ſollen wir doch Alle ſtreben nach den Worten: werdet wie die Kinder, wird durch Liebe die Natur ergreifen und begreifen, und ſich deßhalb leicht in die Hitze un Kälte der Berge und Thäler, Ströme und Bäche finden, den ſo bald nur erſt das Verſtändniß da iſt, dann begreifen wi erſt das Rauſchen des Baches und das Flüſtern der Wälde das Aufſtreben des Baumes und das mannichfache poetiſch Stillleben der Blumen, und wären die Elfen und Nixen un Erlkönige nebſt Töchtern noch nicht erfunden, würden wir ſi erfinden. Nicht ganz ſo günſtig für uns zeigen ſich die Thiere Manche ſind häßlich und widerwärtig, doch ſind ſie mit meh oder minderer Mühe zu entfernen, und können um deßwille nicht eigentlich als Störer betrachtet werden. Die wahren und einzigen Freudenſtörer des Menſchen ſind die Menſchen, denn ſie ſind gleichfalls die einzigen Freudenbringer. Abe ach, die Freude iſt ſo ſelten, daß unter Tauſenden kaum Eine weiß, wo ſie auch nur zu finden iſt, und es iſt dieſem Einen auch nicht immer das Vermögen beſchieden, ſie ſich anzueignen. Hat er ſie ſich aber aufgefunden und angeeignet, ſo gleicht dieſelbe oft doch nur dem neugebornen Kinde, das man nur mit der zarteſten Sorgſamkeit der Wehemutter hinreicht, da ein einziges unzartes Anfaſſen, ja ſogar nur ein einziger froſtiger Lufthauch es vielleicht zerſtören kann. Wer nun das zarte Kindes- und noch viel zartere Freudenleben nicht verſteht, wird es ſelbſt bei gutem Willen leicht verletzen.

61.

Arm und reich.

Je reicher wir in dem Geiſt und in der Liebe ſind, je leichter können wir im Verhältniß mit Reichern arm ſcheinen. Die Liebe will immer geben, und kann auch. Die Armuth will oft nichts nehmen, denn ſie weigert ſich aus Hochmuth, den Reichthum Anderer anzuerkennen. Sie iſt überzeugt, man könne überhaupt nicht weiter als ſie iſt, und ſchmähet deßhalb nicht ſelten, als wolle die Liebe ſich mit ihren Geſchenken aufdrängen.

62.

Haltung.

Julius Cäſar hatte mit dem: auch Du, Brutus! ſein Leben mit allem ſeinem Ruhm und ſeinen Schmerzen umgeworfen, er hatte das Größte der Erde genoſſen und die größte der Qualen empfunden, und dennoch fand er ſelbſt im Niederſinken an den drei und zwanzig Wunden noch einen Augenblick, um auch den ſchönſten äußeren Anſtand im Fallen zu bewahren. Er war der plaſtiſche Künſtler, der aus ſich ſelbſt ein plaſtiſches Kunſtwerk bildet. Er konnte Alles ertragen, nur das Gemeine und Häßliche nicht.

Wir können nicht Alle ſo ſtark ſein wie Cäſar, aber jeder gebildete Menſch wird ihm im Schönheitsſinne mehr oder weniger gleichen, wenigſtens in ſo fern, als dieſer Sinn auch bei den größten geiſtigen Schmerzen noch gegenwärtig bleibt, wenn auch nur negirend und abwehrend das Häßliche.

Poſitiv kann er leicht das Maß überſchreiten, wie z. B. bei Lord Byron, der ſelbſt mitten im Dichten des furchtbarſten Verzweiflungspoems ſchwerlich jemals ganz vergaß, daß er ein reicher Lord aus einer höchſt alten und angeſehenen Familie ſei, und ſo wollen wir uns auch nicht wundern, daß er ſtets nur die zarteſte Leinwand, die feinſte Seide und das trefflichſte Kaiſertuch für würdig hielt, ſein Jahre lang brechendes Herz zu umhüllen.

Sein brechendes Herz? In der Betrachtung einiger Einzelnheiten, die uns ſeine Lebensbeſchreiber mittheilen, können wir uns zuweilen verſucht fühlen, ihn eines Schmerzes für unfähig zu halten, der ſo tief hätte greifen mögen; doch wäre das ungerecht und hart. Sein Herz konnte und mußte brechen, weil es Erinnerungen bewahrte, mit denen er ſich nie zu verſöhnen, und die er doch auch nie ganz hinweg zu beſchwören vermochte. Darüber giebt es gar viele Belege, ich will aber nur einen geben und zwar den erſten den beſten aus einem wohl bekannten ſanften Trauergedicht, in welchem eine Jugendleidenſchaft von Neuem zur Sprache gebracht wird. Da heißt es dann endlich:

Away! away! my early dream
Remembrance never must awake:
Oh! where is Lethe's fabled stream?
My foolish heart be still, or break!

Das alſo war's, die Erinnerung — wenn auch nicht dieſe Eine und ſanfte, trieb ihn aus dem geliebten Vaterlande über den Canal, über Frankreich, Italien, über das Mittelmeer nach Griechenland, und ſchwimmend über den Golf von Abydus. Vergeblich, er nahm doch ſich ſelber mit, und auch die herrlichſte Außenwelt wird ja doch erſt durch den Beſchauer herrlich.

63.

Abend.

Die Modernen verlegen faſt allen Genuß der Poeſie auf den Abend und, wenn ſie überſchwänglich werden, in die Nacht, die immer ſein muß, nicht bloß wo Friedland's, ſondern auch ihre Sterne ſtrahlen ſollen. Alle Darſtellung der Schauſpiele, alles Vorleſen vor zahlreicheren Geſellſchaften, alle Concerte werden auf den Abend verlegt, wir betrachten die geretteten plaſtiſchen Kunſtwerke am liebſten bei Fackelſchein, und bedauern, daß die Gemäldegallerieen nicht um Mitternacht zu betrachten ſind. Es iſt, als ſei der Tag, wie er ſich nun einmal in der modernen Welt geſtaltet, nicht für die Kunſt geeignet, und als müſſe man ſich am frühen Morgen aller poetiſchen Erhebung entziehen, wenn man den Tag über die geſetzte Arbeit glücklich beſtehen wolle. Auch ein poetiſch geſinnter Geſchäftsmann, der Abends in den Sperrſitzen oder in Concerten, oder bei Vorleſungen jubelt und jauchzt bei Falſtaff's Witzen, oder, mit Thränen im Auge, über die Leiden des Prinzen Enzio ſeinem Nachbar die Hand drückt, wird doch verlegen und ängſtlich, wenn man ihn früh Morgens halb ſechs Uhr etwa an ſeinem Geburtstage mit Saitenſpiel und Chorgeſang erweckt. Alle Rührung, die ihn dabei überſchleicht, kommt ihm jetzt höchſt ungelegen, und doch vermag er nicht, ungerührt zu bleiben, wenn man ihm in wohlgefeilten Verſen vorſingt, welch' eine gute Seele er iſt. Die Kanzlei, das Kammer-, Stadt- und Landgericht, die Anatomie, die Gymnaſial- und Schulclaſſen, u. ſ. w. wiſſen von ſeinem Geburtstage nichts, und wenn er ſich in den ſacroſancten Hallen ſeines Geſchäfts als einen zart gerührten Mann agirt, ſo ſieht man ihn bedenklich an, oder lacht ihn aus. Ich will mich nicht weiß brennen, ich bitte mir auch gern alle ſanfte Rührung auf den Abend aus, und halte mir gern die Vormittage für die Wiſſenſchaft und die ſtrengere Arbeit frei.

61.

Widerſpruch.

Der Geiſt des Widerſpruchs iſt jetzt ſo allgemein, daß Manche bedauern werden, dieſem Satze allein nicht widerſprechen zu können. — Man kann ihm aber recht gut widerſprechen, und behaupten, es ſei meiſtens kein Geiſt, ſondern nur ein Ungeiſt des Widerſpruchs, gleichſam ein krankhafter Kitzel, epileptiſches Aufſchnellen und dergleichen. Jedes Ja findet jetzt ein augenblickliches Nein, und jedes Nein ein augenblickliches Ja, doch befinden ſich die Widerſprecher gewöhnlich bei dem Ja am übelſten, weil ſie überhaupt an kein rechtes Ja glauben.

Schlaue Schriftſteller haben deßhalb einen Mittelweg eingeſchlagen und manche Bücher zu Stande gebracht, in denen weder ein tüchtiges Ja, noch ein tüchtiges Nein, ſondern nur ein „Vielleicht,“ „je nun,“ „wer weiß ob nicht,“ „hm hm,“ vorkommt. Die Schlauheit hilft ihnen aber nicht, denn die Leſer ſchlafen dabei nicht nur „vielleicht“, ſondern „ganz gewiß“ ein, und der erboſ'te Kritiker, um ſich nur wach zu erhalten, rügt wenigſtens das „Hm Hm“ und verſichert, „Hm Hm“ ſei matt, Hum Hum aber viel charakteriſtiſcher und beſſer, und wer weiß, ob er nicht recht hat.

65.

Wir wollen es gut ſein laſſen.

Es giebt faſt keine deutſche Redensart, die häufiger vorkäme, als die: wir wollen es gut ſein laſſen. Sie iſt das Zeichen einer bis zur Schwäche oder Indolenz gehenden Gutmüthigkeit, oder des nicht viel mehr hoffenden und wünſchenden Unglücks. Was wirklich gut iſt, werden wir wohl gut ſein laſſen müſſen, und in dieſem Falle wäre die Phraſe völlig richtig, aber ſo braucht man ſie auch nicht. Man fühlt wohl, eine Sache ſei nicht gut, aber man will nur nichts weiter davon wiſſen, nicht genauer unterſuchen, nicht mehr dagegen ankämpfen, man will thun, als ſei ſie gut, oft nur thun, als glaube man, ſie ſei gut; aber der Unglückliche zwingt ſich ſelbſt zu dieſem Glauben, das hilft ihm dann auf einige Zeit zur Beruhigung, bis endlich die grelle Sonne der Wahrheit in ſeine künſtliche Dämmerung hinein ſcheint, und der kurze Traum verſchwindet.

66.

Republicanismus.

Wenn wir als Knaben in dem guten Cornelius Nepos von dem Atheniſchen Bürger leſen, der durchaus nichts Außerordentliches um ſich herum leiden mochte, ſondern für die Verbannung des Ariſtides ſtimmte, weil man demſelben den Beinamen des Gerechten gegeben hatte, ſo zürnen wir nicht wenig auf den Mann, oder ſtaunen wohl gar über deſſen Bosheit. Davon kann aber eigentlich gar nicht die Rede ſein, ſondern nur von einem mit Conſequenz durchgeführten Stockrepublicanismus. Dieſer Bürger hatte nicht nur nichts dagegen, daß Ariſtides gerecht war, ſondern er hätte wohl gewünſcht, daß alle Mitbürger ſo ſein möchten; da dieß aber nicht der Fall war, und die immer wachſende Tugend des Ariſtides zuletzt ſogar über Alle hervorragte, und ihm ſogar eine Art von königlichem Titel: „der Gerechte,“ zuwege brachte, ſo konnte er ein ſolches ethiſches Genie in ſeinem Freiſtaat nicht gebrauchen. Der Republicaner will nichts als ſchlechthin gute Bürger um ſich ſehen, aber auszeichnen ſoll ſich keiner. Nur die höhere poetiſche Bildung wurde erlaubt, denn bei dem allgemein verbreiteten künſtleriſchen Sinn und Geſchmack glaubte man ſelbſt die größten Poeten nicht fürchten zu dürfen, theils weil man die Sache mit behaglicher Ironie betrachtete, theils weil faſt Jeder meinte, es ſei doch nur ein mäßiger Unterſchied zwiſchen ihm und dem Poeten, ein Stolz, zu dem das Verſtändniß des Poeten — und ein ſolches fand ſich in Griechenland überall — leicht verleiten kann.

67.

Unbeſtändigkeit.

Um einen Menſchen kennen zu lernen, muß man nur zuſehen, wofür er ſich am meiſten intereſſirt oder erhitzt. Das wäre leicht, wenn nur die Menſchen in dieſer Richtung wahr wären. Hier aber gilt es, ſie in ihrer Unwahrheit beſſer zu erkennen, als ſie ſelbſt ſich kennen. Die Liebe der gemeinen Menſchen iſt faſt immer nur eine verhüllte Wuth, ihr Enthuſiasmus eine gemalte Flamme, und vom Vergöttern zum Abſchlachtenwollen nur ein Schritt. Aber auch manche der Beſſeren ſind über ihre Liebe und ihre Abneigung in einem ſteten Irrthume. Tieck erzählt von einem Menſchen, der Jahre lang für Sophokles zu glühen ſchien, bis endlich Kotzebue ihn verdrängte. Dieſer Mann hat viele tauſend Brüder, und ich erinnere mich recht wohl eines Mannes, der über Händel's Vortrefflichkeit ziemlich zu reden wußte, bald darauf aber in den Schönheiten der Muſik zu dem alten Liede „Schönſtes Kind, zu Deinen Füßen" ſchwelgte. Die Hauptfrage bleibt jedoch: War jener Sophokleiſche Apoſtat nun wirklich bei Kotzebue befriedigt? Konnte ſeine Liebe für den gewandten dramatiſchen Collegienrath beſſer Wind und Wetter aushalten, als ſeine frühere für den Oedipus-Dichter? Schade, daß Tieck dieſe Frage nicht beantwortet. Ich ſelber zweifle, denn meine Erfahrungen kommen faſt alle darin überein, daß, weil die Menſchen überhaupt ſo wenig wahr ſind, ſie auch keiner wahrhaften, d. h. dauerhaften und ewigen Liebe fähig ſind.

68.

Das Seelen-Dreieck.

Der redliche Verfaſſer des alten orbis pictus hat ſich oft genug müſſen verſpotten und auslachen laſſen, weil er die menſchliche Seele als ein Dreieck, angefüllt mit lauter einzelnen Puncten, abbilden und in Kupfer ſtechen ließ. Indeſſen iſt der Gedanke ſo übel nicht, und wer weiß, welch ein Dämon dem frommen Alten zugeſetzt hat, doch auch einmal als ſatyriſcher Schalk zu erſcheinen. Haben die meiſten Menſchen denn wohl mehr als einzelne Puncte in der Seele? und iſt zwiſchen denſelben mehr Zuſammenhang — (und vollends gar ſchöpferiſcher Zuſammenhang!) — als in dieſem ſauber punctirten Triangel?

69.

Einfacher, vielfacher und unendlicher Irrthum.

Daß der Menſch, z. B. Cajus oder Sempronius, irren und unrecht haben könne, weiß Jeder ſeit ſeinem dritten oder vierten Lebensjahre; daß man aber auch im Irrthum irren, und im Unrecht noch einmal Unrecht haben könne, wiſſen Manche auch im dreißigſten oder ſechszigſten Lebensjahre noch nicht. Indeſſen iſt es auch damit nicht abgethan, denn es giebt einen noch traurigeren, ja traurigſten Fall, in dem ſich die Menſchen befinden, die gleichſam vom Scheitel bis zur Ferſe irren und unrecht haben, oder, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, unrecht ſind, und nicht bloß im Irrthum, ſondern durch den Irrthum allein leben, oder doch (falls man das Wort „leben" bei ihnen nicht gebrauchen will) vorhanden ſind. Solche Leute gewähren freilich immer einen entſetzlichen Anblick; den allerentſetzlichſten jedoch wohl dann, wenn ſie einmal zufälliger Weiſe eine nicht irrende Meinung, oder gar einen richtigen Gedanken vorbringen. Es iſt dann, als habe ein gemeiner Taſchendieb von der Göttertafel der Poeſie und Wahrheit ein Krümchen Ambroſia geſtohlen, das er nun auf dem Jahrmarkt zu Plaudersweilern verkaufen will. — Kauft es nicht, ſein bloßes Betaſten hat es verderbt.

70.

Methuſalem.

Eine uralte und von dem urälteſten Menſchen handelnde Legende erzählt etwa Folgendes: Der gute, allen Menſchen, Greiſen und Kindern gleich wohl bekannte Methuſalem hatte ſtets in höchſter Geſundheit, Kraft und Liebe ſo eifrig für Andere gehandelt, daß er ganze fünf hundert Jahre lang keine Zeit gefunden, ſich ſelber auch nur ein Häuschen zu bauen. Das jammerte nun einige der mitleidigſten Engel im Himmel gar ſehr, und die lieben blauäugigen Kinder flogen mit ihren kühlenden Flügeln zu dem in heißer Arbeit begriffenen Manne hinunter und ſagten: „Lieber Menſch, wir ſelber wollen Dir ein Häuschen bauen, wo Du ruhen kannſt und Dich erholen.“ Da fragte der Alte: „Wie lange habe ich denn noch zu leben?“ und die Antwort lautete: „Beinah noch eben ſo viel als Du gelebt haſt.“ Und er bedachte ſich einen Augenblick, dann aber ſagte er: „Iſt das Leben ſo gar kurz, und habe ich ſo wenig Zeit noch übrig, ſo iſt auch keine da zur Ruhe und Erholung.“ Da verließen ihn die goldlockigen Engel, und als er ſtarb, war er neun hundert und fünf und ſechszig Jahre alt, und hatte immer noch kein Haus, doch fand er es nun in der alten treuen Erde, die ihm leicht wurde.

..... Dieſe Legende hat wie eine Sphinx, und zwar wie eine durch und durch alte ägyptiſche, mich immer mit recht großen, wunderbaren Augen angeſehen, gleichſam als wolle ſie warnen: was ſie erzählt hat, nicht zu leicht zu nehmen.

So hatteſt Du alſo, Du guter Altvater, dem unter allen Menſchen das längſte Leben ertheilt wurde, dennoch keine Zeit? Seltſam! — Wir, die längſt wiſſen, daß ein neueres Geſetz waltet, welches uns nur ſiebzig, und wenn's hoch kömmt, achtzig Jahre zuerkennt, wir fühlen uns nicht ſelten am Ueberfluß der Zeit leidend, und erröthen kaum mehr, von Langerweile zu ſprechen, wir bauen uns nicht nur ein Häuschen, ſondern zerſtören es auch wieder, um ein zweites, drittes, zwanzigſtes und hundertſtes zu bauen. Wir würden mit den freundlich dienſtfertigen Engeln ganz anders geſprochen, und ſie ganz anders bemüht und in Athem gehalten haben. Aber freilich . . . zu uns wären ſie wohl nicht gekommen, es müßte ſonſt ſein, daß wir zu den wenigen gehörten, die von keiner Langenweile etwas wiſſen, und wohl gar dergleichen zu fühlen für Sünde halten. Indeſſen wollen wir doch auch behutſam ſein, und nicht immer gleich von Sünde reden, wenn über Langeweile geklagt wird. Auf das Leben im Allgemeinen kann dieſe Klage nicht gehen, denn das iſt ſo kurz, daß ſelbſt das kurze Wort „kurz" noch viel zu lang dafür iſt; und unſer geliebter Jean Paul hat völlig recht, wenn er erklärt, es beſtehe eigentlich nur aus „drittehalb Minuten", worüber man ihn ſelbſt nachleſen wolle. Vielleicht iſt deßhalb die Klage über Langeweile oft nur als wehmüthige Ironie zu nehmen, die ſich auf die vielen traurigen Störungen im Genuſſe jener edlen drittehalb Minuten bezieht.

Methuſalem ließ ſich auf alle dieſe Empfindungen ſchwerlich ein. Vielleicht betrachtete er ein Haus nur wie eine Art von Gepäck, und meinte, dergleichen hemme den raſchen Gang des Lebens, und man könne, um ſich frei zu bewegen, nie wenig genug Gepäck mitnehmen. Auch hier weichen die Modernen ganz von ihm ab, und wir können auf der Lebensfahrt uns nicht genug mit allerhand bunten Waaren bepacken, wie ungeübte Reiſende wohl gar ſelbſt auf einer Luſtfahrt von Berlin bis Potsdam, oder von Dresden bis Meiſſen ſich mit Schachteln und Flaſchen, Meſſern und Gabeln bewaffnen, die doch überall eben ſo gut oder gar noch beſſer zu finden ſind.

Doch ein Haus iſt kein Gepäck, und ernſt, wie es einem Altvater geziemt, meinte er wohl etwas Beſſeres, das etwa alſo lauten möchte: Nicht hundert Jahre, nicht tauſend, nicht zehntauſend, nicht eine Million Jahre genügen dem erhobenerem Gemüth, denn auch die längſte Zeit iſt doch nur Zeit, die hinrauſcht wie die Secunde, und wir dürfen eben ſo wohl über die Kürze eines neun hundert und fünf und ſechszigjährigen Lebens lächeln oder weinen (je nachdem wir eben geſtimmt ſind), als über ein neunjähriges oder neunzigjähriges. — Nur die Ewigkeit ſelbſt kann den göttlichen Durſt ſtillen, den die Liebe hienieden in uns entzündet hat. In dieſer Hoffnung und Anſchauung erkennen und genießen wir aber auch erſt recht die Minute wie das Jahr, das Jahrhundert und Jahrtauſend.

71.

Neue Moral zu einer alten Fabel.

Es wird Euch nicht unbekannt ſein, daß die Fabel von der Cicade und der Ameiſe wenigſtens ein paar tauſend Jahre alt iſt; doch hat es ganz den Anſchein, als ſei ſie erſt geſtern oder vorgeſtern, und zwar von einem Deutſchen, gemacht worden. Für einen ſtets ſorgenden, ſich und Andere ſtets knapp haltenden, alle Poeſie verachtenden Philiſter giebt es keinen ſchönern Anblick, als eine hungernde Cicade; ja wenn eine ſolche arme — Perſon in ihren Nöthen ihn vollends um etwas bittet, ſo macht ihn das Abſchlagen beinahe ſelig, und er bringt dabei mit gutem Anſtand ein kluges Sprüchlein an, das er auch ſonſt wohl in die Stammbücher ſchreibt. Die phantaſtiſche Cicade hat während des ganzen Sommers nichts gethan als geſungen. Das kann die Ameiſe nicht, und ſchon um deßwillen war ihr das vergnügte Singen der Geſellin ein Greuel; und jetzt vollends, da die Winterkälte eingetreten iſt, ſollte ſie helfen? Ein ſolcher Gedanke macht ſelbſt den witzloſeſten Geſellen witzig, und ſo kommt ihm denn der ſchneidende Spaß: „Haſt Du im Sommer geſungen, ſo tanze jetzt im Winter!“

Wichtig iſt und bleibt die Fabel immer, denn ſie wird alle Tage in der wirklichen Welt dramatiſch aufgeführt, doch ſei mir erlaubt, eine andere Moral dazu zu machen. Dieſe würde etwa alſo lauten: Ihr lieben jungen poetiſchen Cicaden, ſingt und ſpringt und hüpft und tanzt ſo munter und fröhlich, als es ſich irgend mit den Geſetzen der Schönheit verträgt, denn dieſe habt ihr, wie ihr wißt, ſtets zu reſpectiren. Dabei werdet ihr aber wohl thun, auch für die Zukunft nicht etwa zu ſorgen, denn das Sorgen hilft zu gar nichts — wohl aber mit Ruhe zu handeln, denn die Zukunft — das wird euch die Poeſie ſelbſt ſagen — gehört eben ſo zur Gegenwart wie die Vergangenheit; die Poeſie verlangt ſogar, daß ihr euch mit der puren nackten allergegenwärtigſten Gegenwart keineswegs begnügt, ſo wie Niemand einer wahrhaften Jugend genießen kann, der nicht in dieſer Jugend ſchon im Voraus der ewigen Jugend gewiß iſt. Außerdem aber iſt es auch ohne weitere Redensarten durchaus nothwendig, damit ihr niemals in die Verlegenheit kommt, wie die Cicade die Ameiſe zu bitten, denn auch ein erträglicher Philiſter kann leicht unerträglich werden, wenn er gebeten wird. Ueberhaupt wird der edelſtolze Menſch nicht leicht um etwas Materielles bitten, und er ſoll dafür ſorgen, daß er es eben nicht nöthig habe.

Das iſt nun freilich eine ſehr lange Moral, doch läßt ſie ſich nicht gut kürzer machen. Was würde aber der alte Aeſop dazu ſagen? Ich weiß es nicht, fürchte aber die Frage nicht, denn dieſer allberühmte Phrygier iſt mir immer wie ein guter freundlicher Mann vorgekommen, der mit ſich reden läßt.

72.

Die Gleichgültigen.

Der gefährlichſte Standpunct iſt der des kühlen, nicht ſelten für geiſtreich gehaltenen Indifferentismus. Oft erſcheint er, indem er ſich als milde Mäßigung, weiſe Ruhe und verſöhnendes Prinzip geltend machen möchte. Er läßt ſich etwa alſo vernehmen: Streitet nicht, Werthgeſchätzte, ihr ſeid eigentlich gar nicht ſehr auseinander; auch ſind überhaupt die menſchlichen Anſichten nicht ſo wichtig, und bei der Enge der Menſchennatur und Anlage unmöglich ſo weit auseinander, als ihr es meint. Mit dem Zorn iſt es nun vollends gar nichts, denn wenn ihr auch zehnmal meint, er gelte nur der Idee und nicht euren Gegnern, ſo irrt ihr doch und hüllt euch nur in eine vornehme Redensart; ſo wie denn auch euer Vorgeben, als wolltet ihr überhaupt nicht euch, ſondern nur die Idee, als prunkendes Wort abzuweiſen iſt. —

— Man ſieht, dieſe Leute, von denen wir einen hier haben reden laſſen, fangen mit erträglicher Ruhe an, gehen aber ſogleich — verzeiht die provinzielle Redensart — in die graue Wildniß über, obwohl ſie eben vor dem Grauen und Wilden warnen. Völlig ſchützen vor jenem Indifferentismus kann uns nur die Geſchichte und das Chriſtenthum, und zwar iſt es rathſam, ſich hier mit beſonders ſchlagenden Waffen durch ſie zu verſehen; z. B. der wohlbekannte feine, kluge, gelehrte, gemüthloſe, bequeme, betrügeriſche, titularchriſtliche Prieſter mit ſeinem: „Ach, wie viel hat uns ſchon die Fabel von Jeſu

Chriſto eingebracht!“ und unſer lieber Luther mit ſeinem: „Hier ſtehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen“! oder mit ſeinem: „Nehmen ſie uns den Leib, Gut, Ehr' und Weib: laß fahren dahin“, u. ſ. w. Die Beiden waren denn doch wirklich verſchiedener Meinung, und es war wohl der Mühe werth, es zu ſein.

Dann vergeſſet ja nicht die unendlich bedeutenden Worte Chriſti: „Kommt her zu mir, ihr Geſegneten“, und: „hinweg, ihr Verfluchten“. Hier iſt denn doch in der That und Wahrheit von zwei durchaus getrennten Parteien die Rede. Nur ſoll ſich der Menſch ja in Acht nehmen, jemals zu denken oder zu ſagen: „Der da gehört zu den Geſegneten und der da zu den Verfluchten“. Das wäre die gräßlichſte aller Sünden, die uns durch das: „Richtet nicht“, und: „die Rache iſt mein“ verboten worden iſt.

73.

Bewegung.

Alles Leben iſt lebendig bewegt, das weiß Jeder, doch fürchten ſich Viele vor dem lebendig Bewegten, aber nur das Gute und Kräftige bewegt ſich harmoniſch. Die Bewegung der unſittlichen Rohheit will eben jede Harmonie ſtören, und was iſt dabei zu thun? Sollen wir den Rohen in Ketten und Banden ſchlagen, daß er ruhig werde? Er wird es ſchwerlich, ſo lange die Kette ihm nicht auch die Sprache zerdrückt. Es iſt deßhalb und bleibt kein anderes Mittel, als den Rohen zu bilden mit Kraft, aber auch mit Geduld, mit Strenge, aber auch mit Freundlichkeit. Wenn er dann redlich gelernt hat, was zu lernen iſt, der Miniſter und der Tagelöhner, möge ſein Leben ſo lebendig ſein, als es wolle, und Niemand wird ihm dafür die dumpfe Stille des Todes und der Verweſung wünſchen. Ich wiederhole jedoch das Wort Geduld und Freundlichkeit, denn das bloße Anfahren und Ausſchelten des Rohen wird nie helfen, und doch begnügt man ſich leider ſo oft damit. Mit einem Worte: gönnet dem Leben lebendig zu ſein, und bedenkt, daß nur der Lebendige die wahrhaftige Ruhe genießen kann.

71.

Fauſt im Himmel.

In allen deutſchen Bearbeitungen des Fauſt, während des 16., 17. und 18. Jahrhunderts, in ſo weit ſie mir bekannt geworden, wird der Held am Ende auf ewig verdammt, und Goethe iſt vermuthlich der Erſte, der ihn für den Himmel vindicirt. Das mochte im Jahr 1808, als die letzte vollſtändige Ausgabe des erſten Theils erſchien, allerdings hie und da überraſchen, da der Prolog im Himmel auf jene Intention hindeutete; jetzt aber, da der zweite Theil des Werks (deſſen *Möglichkeit* ſogar von einigen Kritikern bezweifelt ward) — wirklich erſchienen iſt, mag ſich Niemand über die Ausführung verwundern, indem es doch in keinem Falle die Abſicht des Dichters ſein konnte, den Herrn die Wette mit Mephiſtopheles verlieren zu laſſen. Die etwa aufzuwerfende Frage: „wodurch Fauſt ſeine Losſprechung verdient habe?“ ließe ſich freilich ſchnell beſeitigen durch die bloße Hindeutung, daß der Himmel ſich überhaupt nie verdienen laſſe, und wir Alle nur „aus Gnaden“ ſelig werden; allein dieſe im Allgemeinen gültige Antwort würde hier doch nicht genügen, und wir müſſen die Sache wohl näher betrachten.

Fauſt's erſte Stimmung: die Ungenügſamkeit im Wiſſen, die noch des Anſchauens entbehrt — iſt eigentlich keine Sünde, denn der höhere Geiſt wird und kann ihr nie entgehen, und nur daß er Hülfe beim Teufel ſucht, mag ihm angerechnet werden. In dieſem ungeheuren Verhältniß aber zeigt ſich ſeine ganze Kraft, denn Mephiſtopheles erſcheint bei aller witzigen Ueberlegenheit doch immer nur wie ſein Diener. Ein ſolches Verhältniß müßte dieſem hochmüthigen Geiſte bald ſehr läſtig werden, wenn ihn nicht die Hoffnung aufrecht hielte, den Fauſt nach und nach zu ſeines Gleichen und ſpäterhin zu ſeinem Knechte zu machen. Es gelingt ihm, den Helden zu Einzelſünden hinzureißen; aber damit iſt ſeine Sache noch keineswegs gewonnen, denn jene können vergeben werden, ja ſie müſſen es nach dem Sinne unſrer Religion, die auf der Liebe ruht, und dem Sünder ſtets das „Nie verzweifeln!“ zuruft. — Die allein nicht zu vergebende Sünde „gegen den heiligen Geiſt“ begeht Fauſt nie, obwohl er in ſteter Gefahr iſt, weil er in Geſellſchaft mit dem lebt, der durch jene Sünde allein zu dem geworden iſt, was er iſt: Mephiſtopheles. — Dieſe Sünde beſteht nämlich, in ſo weit wir ſie zu beurtheilen wagen dürfen, in dem vollendeten und eben deßhalb unendlich witzigen Unglauben an die Idee des Wiſſens und Glaubens, der Wahrheit und Sittlichkeit, der Liebe und Schönheit überhaupt. Alles, was ſich dem Fauſt in ſeinem verworrenen Leben als Repräſentanten jener göttlichen Ideen bietet, iſt ihm ungenügend, ja verhaßt, und da er obendrein in ſich ſelbſt die größten moraliſchen Mängel fühlt, ſo darf Mephiſtopheles immer von neuem auf ſeinen gänzlichen Fall (d. h. das Aufgeben der Idee ſelbſt) hoffen. Er irrt aber, weil er die göttliche Idee überhaupt und die Kraft des von ihr erfüllten, wenn auch ſonſt noch ſo mangelhaften, ſündigen Menſchen nicht kennt. Der Herr jedoch (ſiehe den Prolog im Himmel) hat mit vollkommener Deutlichkeit und Milde Fauſt's Weſen erfaßt, und daher iſt er ihm ſo theuer, daß er ihn gewiſſermaßen als Gegenſtand einer Wette (wie in dem großartigen Hiob) annimmt. Mephiſtopheles iſt raſch bei der Hand, denn gerade ein ſolcher Menſch wie Fauſt, der ſich „ſeiner Tollheit halb bewußt iſt, und von dem Himmel die ſchönſten Sterne und von der Erde die höchſte Luſt fordert," hat für ihn das meiſte Intereſſe, und es iſt der Mühe werth, ihn zu jenem idealiſchen Unglauben zu verleiten. Darauf antwortet der Herr eben ſo ſinnvoll als milde:

Wenn er mir jetzt auch nur verworren dient,
So werd' ich ihn bald in die Klarheit führen,
Weiß doch der Gärtner, wenn das Bäumchen grünt,
Daß Blüth' und Frucht die künft'gen Jahre zieren.

Dieſe Worte und die ſpäteren:

Nun gut, er ſei Dir überlaſſen,
Zieh dieſen Geiſt von ſeinem Urquell ab,
Und führ' ihn, kannſt Du ihn erfaſſen,
Auf Deinem Wege mit herab,
Und ſteh' beſchämt, wenn Du bekennen mußt:
Ein guter Menſch in ſeinem dunkeln Drange
Iſt ſich des rechten Weges wohl bewußt —

geben nicht bloß über das ganze Stück Aufſchluß, ſondern ſie ſind gewiſſermaßen das Auge deſſelben, das Auge, das wir zu dem unſrigen machen müſſen, wenn wir das Drama verſtehen wollen.

Noch einmal: Fauſt iſt nicht verloren, weil er die Idee der Tugend überhaupt nicht verliert und derſelben, als ſchlechthin nothwendig und welterhaltend, auch kein Haar breit vergiebt, obwohl ſie ihm, wie geſagt, in keinem einzigen Repräſentanten erſcheint. Er, als eine faſt überreiche Natur, hat deßhalb auch den größten Kampf zu kämpfen: mit ſich ſelbſt und mit dem Teufel, der ja, um zu wirken, in jedem Augenblicke des höchſten Witzes bedarf; denn der Witz, inſoweit wir ihn in ſeiner Iſolirtheit mephiſtopheliſch nennen dürfen, iſt unter allen Feinden der höhern Idee für den Menſchen, der ſich derſelben noch nicht vollkommen ſicher bemächtigte, der gefährlichſte Feind *). Die Idee als ſolche

---

*) Milton's und Klopſtock's Teufel wandeln bekanntlich nur auf feierlichen und pathetiſchen Bahnen, ſind aber deßhalb bei weitem weniger gefährlich, denn mit dem bloßen Seneca im Kopfe —

hat indeſſen durchaus gar keinen Feind zu fürchten, und darum ſoll es auch der Menſch nicht; nur ſei er vorſichtig und laſſe ſich nicht ein, ſo lange er noch in philoſophiſcher und ethiſcher Unmündigkeit ſteht. Da jedoch der Menſch hienieden wohl nie ganz mündig wird, ſo erinnere er ſich des ehrlich-einfältigen altdeutſchen Sprichworts, daß man den Teufel nicht ſoll an die Wand malen, da er auch wohl ungerufen kommt. Der altdeutſche Fauſt citirt ihn, und geht unter; der Goethe'ſche citirt ihn, und wird begnadigt, doch nur das Bewahren der Idee macht ihn dieſer Gnade fähig. Ohne dieſe That — denn ſo dürfen wir die Rettung der Idee nennen — könnte ihm auch die Gnade nicht werden, denn wer die Idee aufgiebt, giebt ſich ſelbſt auf, und vernichtet ſich. Dem Nichts kann kein Etwas hinzugefügt werden, es bleibt immer Nichts; der Witz vermag jedoch jenem Nichts ein Scheinleben mitzutheilen, wie etwa — (ich ſuche nach einem bekannten Beiſpiele und finde es leicht, obwohl in einer ſehr untergeordneten unfauſtiſchen Sphäre) dem von Diderot gezeichneten Neffen des Rameau, der nur in der cyniſch-witzigen Bekämpfung aller höheren Gedanken fortdauert, der aber ohne dieſen Witz gar

---

(welchen Autor ſie ſelbſt nur zu ſehr ſtudirt zu haben ſcheinen) — ließe ſich ihnen kräftig begegnen. Der Goethe'ſche Mephiſtopheles dagegen hat vollkommen Recht, wenn er der dithyrambiſch tanzenden und bewillkommnend jauchzenden Hexe, die ihn „Junker Satan" nennt, mit Uebermacht erwiedert: „Den Namen, Weib, verbitt' ich mir." —

bald aufhören würde, geiſtig — und vermuthlich auch phyſiſch zu exiſtiren.

Aber das arme Gretchen? warum muß ſie ſolches Leiden treffen? Aufrichtig geſtanden: ich finde ſie weder arm noch unglücklich, denn ihre Liebe hat Erſatz für alle ihre Leiden; und für ihre Sünde iſt die Buße im tiefſten Sinne ſchon jetzt der Gnade nahe, die uns dann endlich auch mit der Helle der reinſten Morgenſonne anſtrahlt. Eine große Frage ließe ſich aber noch aufwerfen: Iſt ſie ſelbſt in der ſchönen Zeit des blühendſten Verhältniſſes zu Fauſt glücklich? Stört ſie nicht die unheimliche Nähe des Mephiſtopheles, der den Geliebten umſtrickt hält, und fürchtet ſie nicht in allem Ernſte ihres edlen einfältigen Gemüthes für das Seelenheil des Geliebten? — So iſt es allerdings, aber ihr Glück wird dadurch nicht vermindert, ja es iſt jene Sorge die reinſte Würze des Verhältniſſes. Die liebende Jungfrau ſoll ſorgen und fürchten für den Geliebten, ja ſogar ein wenig zittern vor dem Geliebten, aber freilich nur zittern in unendlicher Liebe; dadurch wird erſt der wahre Adel in die Verbindung kommen. Nur die rein idylliſchen, ſo wie die ehrbar proſaiſchen Liebesleute (die als ſolche auch ehrenwerth ſind) machen hier eine Ausnahme; indeſſen läßt ſich doch als Grundſatz aufſtellen, daß Gefahr die beſte Pflegerin der Liebe ſei, und daß jedes Mädchen höherer Natur aufhören werde und aufhören müſſe, den Jüngling zu lieben, ſobald er aufhört, ihr ein heiliges Geheimniß zu ſein. Auch die reinſte und höchſte Vertraulichkeit wird den innerſten Kern dieſes Geheimniſſes nicht antaſten. — Das Einmal-Eins, welches wir auswendig lernen, betrachten wir als nothwendig und deßhalb ſchätzbar, aber wir lieben es eben nicht ſonderlich; und ein Mädchen ſollte einen Jüngling lieben, den ſie auswendig weiß? Was weiß Julie von ihrem Romeo? Sie hat ſein ſchönes jugendliches Antlitz geſehen und ſeine melodiſche Stimme gehört: das iſt Alles; aber zauberiſch getroffen, ahnet ſie den ganzen Reichthum ſeines Gemüths, und in dieſem zarten Geheimniſſe wohnt ihre Liebe, und gewinnt Kraft durch daſſelbe.

Immerhin wollen wir den ſpäteren Griechen und dem mehr als römiſch gewandten und zierlichen Propertius die Venerem tutam (die geſichert bequeme Venus) verzeihen, aber auch nur verzeihen und nie beneiden. Uns Moderne ſoll und muß die Göttin mit dieſem Beiwort anwidern, und wir werden eher mit dem deutſchen Dichter ſympathiſiren:

„Der hat nie das Glück gekoſtet,
Der's nicht an des Höllenfluſſes
Schaudervollem Rande bricht,“

obwohl ich freilich keineswegs geneigt bin, die Sache auf die Spitze zu ſtellen.

Den Moment der entſetzlichen Todſünde des Kindermords hat die alte Sage nun einmal feſt hingeſtellt, und ſelbſt Goethe konnte hier nicht ändern; aber er mindert ihn durch die Nacht des Wahnſinns, in die er jenes Verbrechen fallen läßt. Der Buchſtabe des Geſetzes nimmt freilich auch Gretchen nicht ohne Barbarei in Anſpruch, aber dieſe Barbarei erſchreckt uns nur, in ſo weit ſie es ſoll. Der Dichter hat ſein Gretchen ſo ganz in ein poetiſches Zauberlicht getaucht, daß wir durchaus zu keiner gewöhnlichen Rührung gelangen. — Was iſt es überhaupt für ein geringes Ding mit der höchſten irdiſchen Strafe! Hier iſt ſie nichts als ein Blitzſtrahl, der das befruchtende Gewitter und den ihm gleich folgenden Regenbogen andeutet. Für Gretchen iſt die Gnade ſchon am Schluß des erſten Theils geſichert, weil ihr die irdiſche Strafe nicht erlaſſen wird, während wir für Fauſt fürchten können, weil er noch in der Willkühr des Lebens wogt und untergehen kann. Mir iſt dabei die ſinnvolle und einfach großartige Erzählung von der Ehebrecherin im Evangelium wieder recht nahe getreten. Sie iſt in der Sünde ſelbſt ergriffen, und ſoll nun nach dem alten Geſetze geſteinigt werden; aber ehe man zu dieſer Strafe ſchreitet, will man erſt den hohen Meiſter verſuchen, und zwar durch die Frage: was mit ihr geſchehen ſolle? Doch Er, weit hinaus über all' dergleichen Verſuchung, entſcheidet über die Sünderin gar leicht durch ein einziges Wort; und die auf Strafe dringen, müſſen, an die eigne Unwürdigkeit erinnert, ſchamvoll entfliehen. Irdiſch iſt jene Sünderin gewiſſermaßen ſchon beſtraft durch die bloße Frage nach der irdiſchen Strafe, ſo wie durch das Wort des Geſetzes, und ſo kann ſie mit dem ewig tröſtenden Worte: „Sündige hinfort nicht mehr, ſo ſind Dir Deine Sünden vergeben“ entlaſſen werden. Wo bleibt aber der Ehebrecher? Von ſeiner Strafe iſt nicht die Rede, und von ihm ſelbſt auch nicht. Er geht ungerügt hinweg und flattert wie ein böſer Raubvogel frei durch die freien Lüfte. Es iſt, als ſei er nicht einmal der irdiſchen Strafe werth; aber um ſo mehr dürfen wir für ihn fürchten, wenn wir ihn überhaupt der Ehre werth halten, an ihn zu denken. — Nicht alſo Fauſt. Ihm wird am Schluſſe des erſten Theils noch die ſogenannte Strafe erlaſſen, damit er durch ſein Leben ſelber büße, das heißt: immer klarer werde, ſo daß ihm endlich die höhere Gnade zu Theil werden kann.

Es iſt möglich, daß manchem Leſer dieſe Erklärung gar zu ernſthaft erſcheine; mich dünkt aber, ſie könne nicht entbehrt werden, denn wie heiter und beruhigt auch dieſe Tragödie ſein möge, ſo iſt ſie denn doch auch ohne Zweifel gar ſehr tiefſinnig und ernſthaft, und da ſie im Himmel beginnt und im Himmel ſchließt, ſo werden wir wohl nicht umhin können, wenn wir ſie verſtehen wollen, uns auch mit den alttheologiſchen Gedanken an Geſetz und Freiheit, Schuld und Buße, Geſellſchaft der Teufel, Gemeine der Heiligen, Gnade und Verſöhnung vertraut zu machen.

Sind wir aber bis hieher gekommen, ſo hat der Dichter mit ſeinem zweiten Theile darum noch nicht gewonnen, ſondern es beginnt dann erſt die äſthetiſche Kritik und inſonderheit die Vergleichung des erſten und zweiten Theils und die Frage, in wie weit ſie übereinſtimmen. Mögen wir hier ja nicht zu raſch aburtheilen, denn unter anderen verdient doch in jedem Falle Goethe's briefliche Erklärung an einen Freund, daß er an Fauſt ſechzig Jahre gearbeitet habe, und Alles aus Einem Stücke ſei (ein großartiges Geſtändniß, das erſt nach des Dichters Tode gedruckt ward) eine ſehr achtende Erwägung. Nicht verwirren, nicht verſchüchtern oder wohl gar erſchrecken ſoll dieſe Erklärung die Kritik, ſondern nur vor allzuraſch zugreifender Haſtigkeit bewahren. Die ungemeine Verſchiedenheit des erſten und zweiten Theils ſpringt freilich in die Augen und liegt gleichſam auf der Hand; vielleicht liegt die Aehnlichkeit und die Anſchließung tiefer, und in jedem Falle wird die Einheit der Idee deutlich genug hervorgehen. Meines Erachtens ſollte man hauptſächlich fragen: „Was hat Goethe gewollt?“ und: „Wie weit hat er erreicht, was er gewollt?“ woran ſich dann die nahe liegende Frage ſchließt: „Durfte er ſo wollen?“ und ſteht, was er im zweiten Theil erreichte, unharmoniſch und tief unter dem, was der erſte bot? Eine genaue Beantwortung dieſer Frage iſt nicht raſch abzumachen, und wir wollen uns nicht wundern, wenn man ſich Jahre damit Zeit nimmt. Spinoza und Leibnitz haben faſt ein Jahrhundert theils geruht, theils (ohne ihre Schuld) nur verworrenes Spectakel erregt, ehe die Deutſchen ſich ihnen einigermaßen vertraut fühlten. Fauſt, ſo wie Hamlet und Don Juan, iſt ihnen ſchon jetzt ziemlich nahe getreten, weßhalb wir die Gegenwart loben wollen, doch ohne zu vergeſſen, daß ſchon frühere Jahrhunderte das Verſtändniß vorbereiteten.

Pſyche.

Aus

Franz Horn's Nachlaſſe.

Ausgewählt

von

Guſtav Schwab

und

Friedrich Förſter.

Dritter Band.

Leipzig,
Verlag und Druck von B. G. Teubner.
1841.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Inhaltsverzeichniß.

Seite

I. Der ewige Jude. Eine Novelle. (Geſchrieben im Herbſt 1814.) 1

II. Miscellen. 85

Verflucht — Gottlos — Humor — Ironie. 87
Erziehung. 89
Chriſtliche Statiſtik. 90
Eitelkeit. 91
Talent. 92
Moral. 93
Beſſerungsanſtalten. 94
Zeit. 96
Gefühl und Wort. 96
Die Ideale. 97
Beziehung. 98
Patriotismus. 99
Paradoxieen. 100
Menſchenkenntniß. 101

Seite
Gedächtniß. 102
Siebenzehn Talente. 106
Umgang. 107
Die Propheten. 107
Aeußerſte Grenze. 109
Mephiſtopheles. 109
Macht der Gegenwart. 110
Muſik. 110
Eiferſucht. 112
Krankheit ein Glück. 114
Müßiggang. 115
Gerechtigkeit. 117
Deutſcher Charakter. 118
Schreiender Contraſt. 120
Vergötterung. 121
Der Naturdichter Hiller. 122
Alte Witzbolde. 123
Der närriſche Kerl. 125
Werther's Leiden. 128
Buffon. 131
Der Spuk in Tegel. 133
Die Elemente der Poeſie. 137
Poetiſche und nichtpoetiſche Gerechtigkeit. 140
Caricaturen und Caricatur der Caricatur. 147
Erinnerungen an Schleiermacher. 149
Sokrates und Xantippe. 152

Seite
Naivetät und Naivetäten. 159
Gemüthsruhe. 161
Fragment eines literariſchen Geſprächs. 162
Goethe's „Bürgergeneral" und „Groß-Cophta" auf der Bühne. 167
Leſer. 168
Deutſche Beredtſamkeit. 173
Schiller und Goethe. 176
Die Söhne Eduard's. 177
Biographiſches. (Louiſe Adelgunde Victorie Gottſched, geborne Kulenus. Eine biographiſche Skizze.) 178
Das Titelblatt und deſſen letzte Zeile. 179
Zur Theatergeſchichte. 182
Recenſionen. 190
Matthias Claudius, (genannt Asmus, der Wandsbecker Bote). 191
Unerhörtes aus der Literargeſchichte der Deutſchen. 192
Batteur. 196
Bücher-Maß und Gewicht. 197
Claſſiſch und romantiſch. 199
Was las und lieſt man? 199
Das Sentimentale. 201
1796 und 1836. Eine Vergleichung des Ehedem und Jetzt. 202
Der Teufel und der türkiſche Kaiſer auf der altdeutſchen Bühne. (Erinnerung an zwei alte nürnbergiſche Bürger und Schauſpieler nebſt ihren Rollenfächern.) 214
Deutſche Theaterkritiken vor 70, 60 und 50 Jahren. . . . 223
Goethe's Fauſt in England. 226

Seite
Hans Hagel und Hans Taps. 233
Milton, ſein eignes Werk angreifend und faſt vernichtend. . 234
Das Mahl und die Mahlzeit. 240
Schnupftuch, Pferdehaar, Nachtlicht, u. ſ. w. 243
Leben und Literatur. 247
Zwei Worte über Tieck's Novelle: Die Sommerreiſe. . . . 251
Nachtrag zu Götz von Berlichingen in Berlin 1774. (Vgl. Freimüth. Febr. 1835.) 259
Kotzebue's erſter vollſtändiger Sieg — was dann folgte, und wie es etwa zu erklären ſei. 261
Journal- und Zeitungsliteratur betreffend. 270
Das Publicum. 273
Künſtlerſchickſale. 274
Zur Erinnerung an — Hamann. 276
Jacob Böhme. 278
Eine alte Anekdote mit neuer Nutzanwendung. 278
Eine Gattung von Reiſenden. 280
Neueſte Kritik. 282

I.

Der ewige Jude.

Eine Novelle.

(Geſchrieben im Herbſt 1814.)

1.

In der Dämmerung eines ſtillen Octoberabends ſaß der alte Graf von Lauingen im Wohnzimmer am Kamin, und hörte dem wohlbeleſenen Schloßkaplan zu, der ihm manche denkwürdige Geſchichten aus älterer und neuerer Zeit erzählte. Doch war die Aufmerkſamkeit des Greiſes heute nur getheilt, denn er ſah noch öfter als ſonſt nach ſeiner lieben Schwiegertochter hin, die einige Schritte von ihm ſaß, und die Augen recht nah auf eine Stickerei richtete, mit der ſie beſchäftigt war, vielleicht nur um dem alten Mann ihre Thränen zu verbergen. Aber er hatte ſie doch bemerkt, und es war ihm überhaupt nicht entgangen, daß die treffliche Frau, die ſich ſonſt in ſtetem gleichmäßigem Gefühl und freundlicher Hoffnung zu erhalten wußte, am heutigen Tage von einer gewiſſen haſtigen Aengſtlichkeit umher getrieben worden war, die ſich gegen Abend in eine entſchiedene Wehmuth aufgelöſt hatte. Ihre Hände waren jetzt gefaltet, und ihr Auge gerichtet auf den kleinen Ferdinand, ihren vierjährigen Sohn, der heute faſt einſam hatte ſpielen müſſen, und jetzt in des Zimmers Ecke eingeſchlummert war.

2.

Laſſet mir jetzt den Scipio, guter Vater, und das br
nende Karthago, ſagte der Graf, es iſt mir doch, als ſei
Krieg, der nun bereits ſeit vollen neun und zwanzig Jah
durch unſer liebes deutſches Land hindurch geht, ein ganz
derer und viel größerer, denn wir fechten nicht um Geld
Gut und Länder und Städte, ſondern um den heiligen Gl
ben, ohne welchen alles Uebrige nur eitler Tand iſt und n
der Rede werth.

Gar recht, Herr Graf, erwiederte Pater Ignaz, d
ſind wir auch Chriſten, und jene waren nur arme und bl
Heiden, denen das innere Auge noch nicht geöffnet war.

Der Graf ſtand auf und ging einige Male leiſe im Z
mer auf und ab, dann näherte er ſich der jungen Frau,
indem er ſeine Hände um ihre gefalteten legte, ſagte er:
recht, Frau Tochter, ein ſtilles Gebet, die Augen gen Him
und auf den lieben Kleinen, dann kommt auch die Hoffn
und die Heiterkeit, die Ihnen ſonſt immer ſo wohl ſtand.

Eliſabeth küßte ſchweigend des Greiſes Hand.

Es iſt ja mein einziger Sohn, fuhr der Graf wieder
mein friſcher, fröhlicher, ſtattlicher Leopold, und ich trag
recht im Herzen mit Liebe und mit Stolz, denn daß er
unter *zu* fröhlich und *zu* irdiſch ſtattlich iſt, will ich jetzt
rügen; ich lieb' ihn ſehr, aber ich bin ruhig. Hat ihn
Herr Gott durch ſo manches Kriegesjahr gnädig hindurc

leitet, ſo dürfen wir ja auch jetzt ein Gleiches hoffen, und um ſo mehr, da, allem menſchlichen Anſehen nach, der liebe edle Friede recht nahe iſt.

3.

Eliſabeth ſchwieg noch immer, aber ſie blickte dankend auf zu dem Greiſe, der ſo freundlich tröſtend vor ihr ſtand.

Haben Sie vergeſſen, fuhr der Graf fort, daß dieſe Hoffnung auf einen nahen Frieden ſchon ſo lebhaft geworden iſt, daß ſie ſich ſogar in Münzen ausdrückt, gleichſam als wolle man die gute Zeit ſo recht mit Händen faſſen und verwahren? Haben Sie nicht neulich recht herzlich gelächelt und ſich gefreut, als ich Ihnen das Silberſtück zeigte, auf dem man es gar ſichtbar und handgreiflich vorgeſtellt hat, daß der Krieg ſchon ein Loch hat? Ei, ei, Frau Tochter, über ſo gute, redlich fröhliche Einfälle muß man nicht bloß lächeln für den Augenblick, ſondern man muß ſich lange daran halten.

Ja, lieber, verehrter Vater, erwiederte Eliſabeth, ich halte auch feſt an dieſer Hoffnung; nur heute war meine Seele faſt kindiſch ängſtlich, und ich ſah überall meinen Leopold in Noth und Gefahr. Doch beten half und Ihr Zuſpruch und mein ruhig ſchlafender Ferdinand.

Wohl iſt die Hoffnung, ſprach Ignaz, nicht bloß erlaubt, ſondern eine wahre Tugend, wenn ſie ſich alſo erzeugt, wie bei Euch, edler Herr Graf, denn Muth und Kraft und Glauben ſtehen dabei im Grunde des Herzens feſt.

4.

Lobt mich nicht, guter Vater, erwiederte der Alte, ſonder
lobt nur immerdar den Herrn und Heiland, der da einſt mi
ſeinem milden Munde die Worte ausſprach: „Seid fröhlic
und getroſt.“ Daran habe ich mich gehalten mein Lebelang
und bin dabei mit Ehren und mit Freuden ſieben und ſiebenzi
Jahre alt geworden, und wenn der Herr einſt abruft, ſo wil
ich noch ſagen: Seid fröhlich und getroſt.

Dann iſt, ſetzte der Pater hinzu, das Leben ſchön und de
Tod ein ſeliges Lächeln. — Doch wie ſelten findet ſich jetzt ei
ſolcher Sinn rein und ungetrübt, da die wüſte Zeit ſo manche
Herz verderbte und entweder leer von Hoffnung machte, ode
mit weltlich thörichter Hoffnung füllte. Es iſt hart und trau
rig, daß ſelbſt auf Euern Gütern, wo doch Euer und Eure
edlen Sohnes Beiſpiel wirkte, jene Armuth an chriſtliche
Hoffnung und mit ihr die luſtig freche Verzweiflung ſich i
manche Gemüther eingeſchlichen hat.

Ich bin gewiß, ſagte der Graf, Ihr wirkt mit Mach
dagegen, und werdet nimmer müde, Eure heilige Pflicht z
üben.

Wer übte ſie nicht gern, erwiederte Ignaz, inſonderhei
hier, wo des Guten ſoviel noch wohnt, daß der Irrthum un
das Böſe nicht leicht überhand nehmen kann. Auch werde ic
dabei redlich unterſtützt von dem alten Konrad, der wi
das treue Bild einer guten alten, längſt verſunkenen Zei
daſteht.

5.

Eliſabeth, die in früherer Zeit mit ihrem Gatten auf einem der andern Güter des Grafen gelebt hatte, und erſt ſeit Kurzem in Lauingen eingetroffen war, fragte den Vater nach dieſem Konrad und erhielt die Antwort, es ſei ein wackerer Landmann, der durch Arbeitſamkeit, Mäßigkeit und Gottesfurcht ein faſt wunderbar hohes Alter erreicht und vor Kurzem das hundertſte Jahr zurückgelegt habe.

Er gilt, wie billig, gar viel bei den Bauern, fuhr Ignaz fort, und oft iſt ſein bloßes Erſcheinen hinreichend, um einen trunkenen, wildlärmenden, oder gegen einander kämpfenden Haufen zur Ruhe und Ordnung zurückzubringen, denn auch der Roheſte ahnet in ihm etwas Seltenes, von Gott Begünſtigtes, das man nicht antaſten darf. Und wer möchte auch wohl dem ſich widerſetzen, der drei Menſchenalter geſehen?

Was mich beſonders an ihm erfreut, ſagte der Graf, iſt die rüſtige Geſundheit und Heiterkeit, die er ſich noch immer erhalten hat, und die ein gar ſchönes Zeugniß ablegt von einem wohl verlebten Jünglings- und Mannesalter.

Da ſeufzte Ignaz und bemerkte, darin ſei jetzt eine betrübte Veränderung mit dem Alten vorgegangen, die um ſo mehr befremden müſſe, da er ehedem allerdings ein gar munterer, ja nicht ſelten ſcherzhaft-heiterer Greis geweſen ſei, um den ſich Alt und Jung mit wahrer Luſt und Freudigkeit verſammelt hätten.

6.

Das iſt aber, fuhr der Pater fort, jetzt faſt ganz vorbei. Schon einige Wochen vor ſeinem hundertſten Geburtstage bemerkte man an ihm zuweilen eine gewiſſe Aengſtlichkeit und Schüchternheit, die man an dem wackern Manne gar nicht gewohnt war. Er ſah mitunter wie befremdet und ſcheu auf das junge Volk im Dorfe hin, gleichſam, als ſei das gar nicht ſeines Gleichen, ſondern von ganz anderer Art; und wenn er ſo eine Weile ihrem Getreibe ſtill zugeſchaut hatte, ſo ging er traurig aus ihrer Mitte. Am Morgen jenes Geburtstages war er vollends ganz niedergeſchlagen, und blickte ſeltſam unmuthig umher und fragte endlich Einen, faſt heftig, ob er denn nicht auch hundert Jahre alt ſei; er wolle durchaus nichts Apartes haben: das mache nur ängſtlich.

Die guten Leute wurden über die wunderlichen Fragen des ſonſt ſo verſtändigen Alten recht verlegen und betrübt, und ſchickten zu mir, bittend, daß ich ihn tröſten möchte. Nun machte ich mich denn auch ſchnell auf und kam in ſeine Hütte, wo ich ihn in der Mitte ſeiner Kinder, Kindeskinder und Urenkel fand, die alle mit treulicher Liebe um ihn beſchäftigt waren. Er ſchien ſie aber faſt alle nicht zu bemerken, ſondern einzig und allein ſprach er mit dem jüngſten rothwangigen Kinde; das hatte er auf dem Schooße und herzte und küßte es.

7.

Ich näherte mich ihm, fuhr Ignaz fort, und wünſchte ihm Glück zu ſeinem ſeltenen Geburtstage, und wollte dann, da er nicht antwortete, ein chriſtlich tröſtendes Geſpräch mit ihm beginnen, aber er ſchüttelte leiſe den Kopf, faßte meine Hand, ging mit mir langſam durch die Reihen der Verſammelten, und da wir am Fenſter allein ſtanden, ſagte er: Herr Pater, habt Ihr wohl gehört vom ewigen Juden? Erzählt mir doch davon. Das iſt eine ſehr erſchreckliche Geſchichte, und ich weiß gar keinen Troſt dabei.

Der Graf hatte bis dahin mit herzlicher und betrübter Theilnahme zugehört, und wollte eben fragen, wer dieſer ewige Jude ſei, von dem er nie Deutliches vernommen, als das Geräuſch eines fremden Reiters, der eilig in den Schloßhof ſprengte, die Unterhaltung unterbrach. Der Graf ging ſchnell an's Fenſter, und da der Mond hell ſchien, ſo erkannte er die kaiſerliche Uniform, und zwar die des Regiments, in welchem ſein Sohn als Rittmeiſter diente.

Nachricht von meinem Leopold! ſagte er leiſe und mit mühſam errungener Faſſung, denn die nächſte Minute ſollte über deſſen Leben oder Tod entſcheiden.

8.

Da ſtürzte Eliſabeth in unendlicher Angſt an's Fenſter, und ihr Buſen hob ſich laut ſchlagend, ihre Farbe wechſelte faſt fieberhaft, und ſie drückte den Knaben gewaltſam an ſich, der eben erwacht war und nicht wußte, was der Mutter begegnet ſei.

Nun, nun, Frau Tochter, ſagte der Alte, und ſuchte ſich und ihr zugleich Troſt einzuſprechen, unſer Herr Gott wird gnädig ſein.

Es fehlte ihm jedoch an Muth, in den Hof hinunter fragen, gleichſam als dürfe der Menſch die Entſcheidung ſein Schickſals nicht beſchleunigen. Dann aber ſagte er heite Gottlob, der Menſch brummt ein fröhliches Liedchen, un hören Sie, wie raſch er die Treppen hinauf rennt! Das th kein ehrlicher Soldat, der den Tod ſeines Offiziers dem alte Vater berichten ſoll.

Das gute Vertrauen ſollte den Grafen nicht täuſchen, j es ſchien, als ſolle heut ſein fröhlicher Muth ganz beſonder belohnt werden: denn wirklich war der Soldat von dem Grafe Leopold abgeſandt, und brachte zwei Briefe von ihm, den eine an den Vater, den andern an die Gattin.

Er lebt! rief Eliſabeth, er lebt und iſt geſund und unverletzt. Sie hatte erſt einen Blick in den Brief gethan, und vermochte nun nicht weiter zu leſen, ſondern weinte laut vor endloſer Wonne und küßte den geliebten Sohn, dem der Vater erhalten worden war.

9.

Auch der Graf hatte erſt wenige Zeilen geleſen, dann rie er aus mit mächtiger Stimme: Es iſt Friede!

Der bloße Klang des lieben milden Wortes, das ſei dreißig Jahren in den deutſchen Landen nicht ernſtlich war gehört worden, tönte ihm ſo neu und rührend, daß er es ein geraume Weile langſam hinter einander wiederholte, um e deſto inniger zu empfinden und ſich daran zu gewöhnen. Dann aber nahm er das Käppchen vom weißen Haupt, und die Hände in ſtiller Andacht faltend, ſagte er: Herr Gott, Dich loben wir, Herr Gott, Dir danken wir. O Gott, Du ſtarker Gott, Du biſt ſehr gnädig und milde, viel gnädiger, als wir ſündigen Menſchen es verdienen.

Aber Eliſabeth hatte anfangs keine Sprache für ihren Dank; doch der Himmel verſteht auch das inbrünſtige Schlagen des Herzens und die ſtille Thräne im Auge. Es giebt Stunden, wo der Menſch in unendlicher Freudigkeit gleichſam ſchon im Himmel lebt, und dann wollen gewöhnlich die Erdenworte nicht kommen, weil ſie nicht genügen.

So verging eine geraume Zeit, ehe man ſich in das gewöhnliche Leben und das Geſpräch des Abends finden konnte. Dann näherte ſich Eliſabeth dem Grafen, und indem ſie ihm ſo raſch die Hand küßte, daß er es nicht verhindern konnte, ſagte ſie: O, wie haben Sie doch immer ſo ganz recht, Sie theurer Vater, und wie ſchwach bin ich gegen Sie!

10.

Der Graf lehnte das Lob ab, ſtreichelte ihre Wange, und war nun ganz wieder, wie immer, ruhig heiter; denn das Alter mildert das Gefühl des Schmerzes, wie der Freude, doch oftmals veredelt es Beides. Die kleine Familie ſetzte ſich jetzt enger um den Kamin zuſammen, und der Graf wollte nun beide Briefe recht genau und mit Gelaſſenheit leſen und genießen. Doch als Eliſabeth ſchon angefangen, unterbrach er ſie noch einmal und lobte den Sohn, der ſelbſt im Felde, w die Zeit gar ſpärlich zugemeſſen ſei, nicht bloß an die jung Gemahlin, ſondern auch an den alten Vater ſchreibe. „S war er ja immer, mein lieber ſtattlicher Leopold, ſo war e immer,“ bekräftigte der Graf,“ aber es iſt gar köſtlich, das auc heute, und vielleicht zum tauſendſten Male, bekräftigen z können.“

Der Brief an Eliſabeth war nur ein einziger Strom vo Freude über das nun ſo nahe Wiederſehen, und tauſend Küſſ an Gattin und Kind. Das Schreiben an den Vater enthiel eine ausführliche Beſchreibung des letzten blutigen Treffens be Prag und die Nachricht, daß nunmehr die Abſchließung de Friedens von Münſter und Osnabrück wirklich erfolgt ſei worüber bei Freunden und Feinden gemeinſame Freude herrſche

11.

Dann aber folgte ein zweites Blatt, auf welchem ma las:

Ich habe angeſtanden, verehrter Vater, ob ich Ihnen da Folgende ſchreiben, oder mündlich bei unſerm baldigen Wiederſehen erzählen ſollte; aber es iſt, denke ich, doch beſſer, daſ ich es ſchreibe, denn Sie lieben nicht Ueberraſchungen. Ic bringe Ihnen einen Gaſt mit, und zwar einen, der mir überaus theuer ſein muß, da ich ihm vielleicht die Rettung meine Lebens ſchuldig bin.

Im letzten Treffen bei Prag, wo Ueberraſchung di Schweden begünſtigte, hatte ich mich mit meiner Schwadro zu weit vorgewagt, und faſt umringt, ſah ich dem harten Augenblick des Todes entgegen. Der Gedanke an Gefangenſchaft war mir ſo unbeſchreiblich widrig, daß ich ihn ganz verſchmähend zurückwarf, und dennoch — ich verhehle es nicht — war mir der tiefe Wunſch zu leben recht klar und gegenwärtig. Es war mir, als riefe meine Eliſabeth, mein Ferdinand, mein Vater, mein väterliches Schloß und der heimathliche Wald und mein friſches Jugendherz mir liebend zu: „Lebe, lebe!" und mein ganzes Gemüth wurde ſeltſam erregt und weich bei dem Zurufe, und der Lärm um mich her ſchien mir verhaßt und roh. So bot ich denn jede Kraft auf und arbeitete mit unendlicher Anſtrengung den Feinden entgegen; doch ihre Menge war zu groß, meine Hand ermattete faſt, und die Hoffnung ſank, ihnen ferner zu widerſtehen. Da ward es trübe vor meinen Augen, und die nächſte Minute konnte meine letzte ſein. Ich dachte an Eliſabeth und zürnte ſehr mit dem Geſchick.

12.

Die Gräfin ſchloß ſich faſt krampfhaft an den Greis und rief, alles Andre vergeſſend: O, iſt er denn auch gewiß gerettet? Der Graf zeigte lächelnd auf den Brief ſelbſt; aber Eliſabeth ſagte noch mit zitternder Stimme: Ach, ich ſehe ihn ja nicht; ich ſehe nur ſeine Schriftzüge, und niemals konnte ich die Freude recht theilen, die darin liegen ſoll, wenn man ſich an überſtandene Gefahren erinnert. Mir war immer, als wären ſie doch noch gar nicht überſtanden.

Der Alte hob faſt ſtrafend den Zeigefinger, lächelte a
dann wieder recht freundlich und las weiter:

Doch wie wunderbar kam es: Grade jetzt, da ich me
Kraft erſchöpft fühle, und mehreren noch friſch herbeiſpr
genden Finnen wohl nicht lange mehr würde haben widerſ
hen können, ſehe ich plötzlich den mir gegenüber kämpfen
Feindeshaufen weichen, gleich als hätte ihn ein übermenſchlic
Schrecken gelähmt. Wie die Kinder, oder wie die Menſc
überhaupt, wenn eine unheimliche Erſcheinung, oder ein u
heimlicher Gedanke auf ſie eindringt, beide Hände vor ſich h
werfen, um das Entſetzliche nicht näher kommen zu laſſen,
etwa gebehrdeten ſich die Kriegsleute, die noch ſo eben feind
lig mir entgegen gedräuet hatten.

Ein ſehr ernſter Augenblick hat oft einen lachenden Na
bar; darum war mir jetzt dieſer ſeltſame Auftritt faſt belei
gend lächerlich, und ich rief dem Haufen zu: Was? Hab'
denn ſo etwas Entſetzliches, daß ihr vor mir flieht, wie
dem Knecht Ruprecht? Aber ſie antworteten mir nicht, ſo
dern ſprengten gar eilfertig davon, um ſich wieder an die
ordneten Reihen ihrer Kampfgenoſſen anzuſchließen. Ein
bekreuzten ſich und murmelten Worte, die wie Beſchwörung
formeln klangen.

13.

Verdrießlich ſah ich jetzt um mich und erblickte neb
mir einen fremden Mann, deſſen Anblick ſo wunderbar auf
Finnenhorden gewirkt hatte. Niemals, das will ich nicht

Abrede ſein, niemals in meinem Leben habe ich ein Geſicht geſehen, wie dieſes, und es wird mir kaum möglich ſein, es Euch zu beſchreiben. Die Geſtalt war, wie die eines in Eiſen gegoſſenen, oder in Stein gehauenen, faſt vermooſten und verwitterten Mannes, der plötzlich Leben gewonnen hat, die alte Stelle verläßt und nun mit großen tappenden Schritten durch die Menſchenreihen hindurchſchreitet, die nicht wiſſen, ob es Wahrheit iſt, oder Traum, was ſie gewahren. Es war nicht die Geſtalt eines Ritters oder Kriegers; auch trug er kein Schwert; eher hätte man ihn für einen Geiſtlichen halten können, doch ſeine Tracht und ſein Weſen waren ausländiſch, und mochte eher an einen fremden fernen Welttheil, etwa das Morgenland, erinnern, als an den unſrigen. In ſeinem Auge, in ſeiner ganzen Haltung, in allen ſeinen Gliedern konnte man eine überaus große, ja, faſt möchte ich ſagen, unverwüſtliche und endloſe Kraft und Stärke ahnen; doch noch mehr ſprach aus allen dieſen Zügen, was ſich ſo ſeltſam mit jener Kraft vereinte, ein tiefes, namenloſes und unendliches Leiden, ſo daß unbegreiflich blieb, wie ſein Anblick etwas Anderes erregen konnte, als Staunen und Mitleid.

14.

Der Pater hatte mit bedenklicher Miene zugehört und ſagte jetzt: Wie gut und beruhigend iſt es auch hier, daß der Herr Graf, ein frommer, rein katholiſcher Chriſt, ſich nimmer zu fürchten braucht, wenn er ſich mit dem heiligen Kreuz beſchützt.

Der Greis fuhr fort zu leſen:

Da das Treffen noch fortdauerte, ſo konnte ich meine
gierde, mit ihm zu reden, jetzt nicht befriedigen; doch nach e
gen Stunden, da es ſtill wurde und die Entſcheidung da w
faßte ich ihn, der ſtets bei mir geblieben war, bei der H
und ſagte: „Ihr ſeid, das ahne ich wohl, der Retter mei
Lebens, und wenn es gleich mir nicht erfreulich ſein kann,
dieſe wunderbare Weiſe gerettet worden zu ſein; dennoch hei
es meine Pflicht, Euch zu danken, denn Liebe war es doch,
Euch an meine Seite führte.“

Er ſah mich ſtill an und ſchlug den morgenländiſc
Mantel feſter um ſich.

„Sagt mir Euern Namen.“

Er ſchwieg abermals, und die Frage ſchien ihm unerfr
lich. Dennoch mußte ich fortfahren.

15.

„Ich bitte Euch darum, denn wie Ihr in dem Augenbli
der Gefahr, wo eine vielleicht zehnfach überlegene Menge
mich eindrang, Euch theilnehmend zu mir ſtelltet, ſo wer
auch ich mich jetzt zu Euch ſtellen und nicht von Euch laſſ
bis Ihr freundlich zu mir geſprochen, denn nur von ein
freundlich geſinnten Manne darf man annehmen, was Ihr
erzeigtet.“

Ich bin ein Menſch, erwiederte der Fremde, darum ſ
beruhigt. Nach meinem Namen fraget nicht; nennet mi
wie Ihr gern ſehen würdet, daß ich heißen möchte.

Die Antwort befremdete mich, und ich fragte ſchnell: „Ihr ſeid doch ein Chriſtenmann?"

Das iſt das Beſte freilich, das Beſte — gewiß! Gewiß! Gewiß!

Er ſagte dieſe Worte mit dem Ton der Ueberzeugung, doch, wie es ſchien, einer ſolchen, die ihm ſehr ſchwer geworden, die aber nun auch deſto feſter ſteht. Dennoch war mir ein Zweifel durch die Seele geflogen, und die ſeltſame Geſtalt wollte gar nicht das Ueberraſchende und Befremdende verlieren, ich mochte ſie auch noch ſo lange betrachten.

Endlich ſagte ich: „Wenn Ihr mir Euern Namen nicht ſagen wollt, ſo forſche ich nicht weiter; wenn ich Euch aber wirklich ſo nennen darf, wie ich wünſche, daß Ihr heißet, und daß Ihr wäret, ſo nenne ich Euch Chriſtianus."

Da ſchien's, als ginge eine ſchnelle heitere Bewegung über das verſteinte Geſicht, und er erwiederte raſch: Ja, nennt mich ſo, das iſt ein theurer Name, wohl ſehr theuer.

Nun fühlte ſich mein Herz frei, und ich wollte den Mann, der mir erſt jetzt recht nahe getreten war, dankbar an meine Bruſt drücken; aber er trat zurück und ſprach: Nicht ſo. Mich darf keiner umarmen.

16.

Nach einer ziemlich langen Pauſe, in der die Geſellſchaft ſich ſchweigend angeſehen hatte, fuhr der alte Graf weiter fort zu leſen:

Eine abgewehrte Umarmung, ſelbſt von einem Wohlthäter, muß verletzen und beleidigen, und ein ſolches Gefühl iſt gewiß in jedem noch nicht erſtorbenen Herzen ſchnell genug wach. Nur hier war dafür nicht Raum. Ich ſah ihn an und ſagte zu mir ſelbſt: Nein, der kann nicht beleidigen, und der kann wirklich nicht umarmen.

Er ſchien zu ahnen, daß ich dennoch wohl über ſeine Verweigerung empfindlich ſein möchte, und ſagte: Denkt, es ſei ein Gelübde, das mich hindert; doch meine Hand reiche ich gern einem ſo wackern Rittersmann.

Mir war, als faßte ich die ſteinerne Hand einer Mönchsſtatue; aber ich fühlte mit Vergnügen den Druck des Lebens und der Theilnahme. Ich fragte ihn, wie es mir gelingen möge, ihm meine Dankbarkeit zu bezeigen; aber er lächelte faſt, in ſo weit die grau verhärteten Züge ſeines Geſichts ein Lächeln zuließen, und erwiederte gelaſſen, ich ſei ihm gewiß keinen Dank ſchuldig.

17.

Jener Druck der Hand, mochte er auch nur unbedeutend ſein, und jenes Lächeln, war es auch halb mißlungen, hatten dennoch einen Theil des Unheimlichen und Geſpenſtiſchen von ihm entfernt, das mich anfangs bei ihm geſtört. Ich konnte nun zu ihm reden, wie der Menſch zum Menſchen, die ſich beide unter dem freundlichen Sonnenlichte auf der grünen heitern Erde begegnen, und was wir uns gaben, waren nicht die Rechenpfennige der gewöhnlichen Unterhaltung, ſondern das, was dem Menſchen allein Erſatz geben kann, wenn ihm der Augenblick die Gelegenheit zu Thaten verſagt: die Worte des Herzens.

Was er nun ſprach, vermag ich nicht, Ihnen zu wiederholen; auch bedarf es deſſen nicht, denn Sie werden ihn kennen lernen. Mir war, als habe er Alles geſehen, Alles gehört, Alles gekannt, was ſonſt der Menſch nur einzeln ſieht und kennt, ja nur einzeln ſehen und kennen kann. Die Weltgeſchichte, ſo ſchien es, lag nicht in Blättern und Büchern vor ihm, ſondern in ihrer Lebendigkeit, ja man hätte glauben können, er habe ſie ſelbſt mit durchlebt und durchgelitten. Aber eben deshalb kam auch noch oft der Gedanke des Geſpenſtiſchen zu mir zurück, vermochte jedoch dem Gefühl der Herzlichkeit und des Vertrauens keinen Eintrag mehr zu thun.

Als der Friede verkündet wurde — Gott gebe, daß er die tiefen Wunden unſers geliebten Vaterlandes zu heilen vermöge — da ließ ich nicht ab, bis Chriſtian mir verſprach, mit mir zu ziehen, da ſein Weg ihn ohnehin nach Oeſtreich führt.

Wir ſind bald bei Ihnen. Aber bin ich nicht faſt zu glücklich? Vater, Gattin, Kind, Unterthanen, die Heimath, das Alles ſoll ich wiederſehen? wieder beſitzen? O geliebte Eliſabeth, falte die Hände unſers Ferdinand zuſammen und laß ihn dankend beten.

18.

Als der Vater den Brief beendet hatte, herrſchte in dem Zimmer ein allgemeines Stillſchweigen. Eliſabeth lächelte mit milder Freundlichkeit, als ſie den Schluß hörte, denn längſt ſchon hatte ſie den Sohn, der auf ihrem Schooße ſpielte, die Hände falten laſſen, und ihm einzelne fromme Worte zugeflüſtert, die er mit kindlicher Einfalt nachlallte. Sie hatte nur Sinn für die Rettung des geliebten Mannes, nicht einmal für die Art derſelben: denn die Frauen lieben höchſtens nur die eigne Gefahr, aber ſie haſſen die des Geliebten und bedauern, faſt mit einiger Bitterkeit, die Mühe, mit der dieſer ihnen begegnen mußte. Die Unterredung mit dem ſeltſamen Fremdling hatte ſie nur mit halber Theilnahme gehört, denn ihr helles Gemüth war jedem Unheimlichen und Geſpenſtiſch-räthſelhaften entſchieden abhold. Ihr Geiſt war zu freudigem Dank gegen den gnädigen Lenker der Menſchenſchickſale entzündet, es war, als hätte ſie den Geliebten bereits wieder in ihren Armen, und ſie vermochte kaum, ſich ihn zu denken, wie er mit einem vielleicht widrig peinlichen Weſen Unterhaltung pflegen müſſe.

Der Graf geſtand endlich mit heiterem Lächeln, er wiſſe zwar keinesweges, was er von dieſem Manne halten ſollte, desgleichen ihm in ſeinem ſonſt reichen Leben keiner vorgekommen ſei; doch genüge ihm, was Jener für ſeinen Sohn gethan, und daß er den Namen Chriſtianus gern und freudig empfangen habe. So ſei nun Alles gut.

19.

Ignaz, ſonſt milder und ſanfter geſinnt als manche ſeiner Mitbrüder jener Zeit, erklärte, ihm genüge jener Umſtand nicht, um mit Sicherheit an das Chriſtenthum jenes Mannes zu glauben; doch, wäre er nur ein Heuchler, ſo gebe es Mittel, ihm die Larve vom Geſicht zu reißen.

Der Graf verwies ihm das Mißtrauen, das ohnehin mit einiger Bitterkeit vorgetragen ward, und erklärte, wäre der Fremde kein Chriſt, ſo werde er ihn zwar recht innig bedauern, daß ihm das Beſte und Erfreulichſte im Himmel und auf Erden mangele, doch auch dem redlichen Heiden ſolle es in ſeinem Schloſſe nicht an dem wirthſchaftlichen Dach, nicht an traulicher Gaſtlichkeit fehlen.

Der kleine Ferdinand war wohl am allerglücklichſten. Er hatte bloß vernommen, daß ſein Vater, den er kaum kannte, da derſelbe ſchon ſeit drei Jahren im Felde ſtand, zurückkommen werde. Er dachte ſich darunter mit Recht einen glänzenden und freundlichen Mann, der nun auch mit ihm ſpielen werde, und mit dieſem fröhlichen Bilde im Herzen war er auf Eliſabeth's Schooße lächelnd eingeſchlafen.

Der Greis ſah den Enkel mit Freude an und ſagte: Kinder, laſſet uns ja Kinder bleiben.

20.

Die Glocken der alten feſtlich geſchmückten Kirche läuteten nun bald den Frieden ein, den die armen Menſchen kaum mehr zu hoffen gewagt hatten, und die ſtille Heimath empfing die wackern Krieger wieder, die ſchon ſo lange auf fremdem halbverbrannten Boden des lindernden Gefühls der Häuslichkeit hatten entbehren müſſen.

So kehrte auch der Graf Leopold nach einer dreijährigen Abweſenheit zurück, und die in Schnee und Eis gehüllte vaterländiſche Gegend erſchien ihm wie ein freundlich leuchtendes Paradies, und Alles, was er ſonſt jemals geſehen, verſchwand aus ſeiner Seele wie ein verfehltes Bild, das mit erlogener Farbenpracht hatte überraſchen und täuſchen wollen. Die wackeren Landleute, die in ihm den Vater ſahen, waren ihm mit lautem Jubel entgegen gekommen, und ſeine Bruſt hob ſich in dem ſchönen ſtolzen Gefühl, frei geliebt zu werden von den ihm untergebenen Menſchen, die ſich ſonſt ſo gern durch Kälte und Abneigung ſchadlos halten für das Verhältniß der Abhängigkeit und des Gehorſams, worein das Geſchick ſie geſetzt hat.

Als er aber wieder an der Bruſt der blühenden Gattin lag, deren Wangen erbleicht waren in dem Gefühl der unendlichen Freude, als der edle Vater, dem das Unglück keine Thräne abringen konnte, wohl aber die Freude und die Rührung, ihn von der andern Seite umarmte, und Ferdinand, zu jung noch und zu unmündig, um ein ſeliges Gefühl haben und ertragen zu können, nur laut jauchzend und mit luſtig verworrenen Fragen und Berichten um ihn her ſprang: da fühlte er das ſtarke Herz in der bewährten männlichen Bruſt weich werden und wie vergehen in oft gehoffter, doch ſo nie geahneter Wonne.

21.

Haſt du, geliebter Leſer, eine ähnliche Freude genoſſen, wo das Wiederſehen der Heimath und der ewig theuern Menſchen dein Herz im Mittelpuncte ſeines Weſens ergriff und dein Leben adelte, ſo werden die Strahlen jener Stunde noch weit hinüber fallen in jede Zukunft und manchen Schatten tilgen, der ſonſt auch dir wohl nahen könnte, und du wirſt auch in einem fremden Leben jene Stunde ahnen können.

Dir aber, in deſſen verarmtem Daſein kein ſolcher Augenblick hervorragend und leuchtend ſteht, würde ich durch eine ausführlichere Beſchreibung nur wehe thun, und du würdeſt mir ſagen: „Warum mir malen, was ich längſt aufgab, und was nur dämmernde Träume zeigen, nicht aber der helle Tag, der jeglichen Traum verſcheucht!“

Wenn du ſo ſprichſt, und wenn du ſo fühlſt, o, ſo gieb jenem hellen Tage nicht Recht; und aus der Dämmerung bilde du die volle Nacht, in der die ewigen Geſtirne leuchten, und in der zu ſchauen uns Der gelehrt hat, deſſen heiligen Namen du kennſt. Er allein kann dich wieder hoffen lehren, und es wird dir gelingen, wenn du nur vollſtändig willſt.

22.

So waren dem Grafen Stunden vergangen wie hell flatternde Strahlen, deren Flug ſich nicht nach dem Maß der Zeit berechnen laſſen will; ſo war er aus dem Freien in das Schloß gekommen, und in das wohlbekannte trauliche Familienzimmer, wo er das treue Schwert an die Wand lehnte; ſo ſaß er neben dem Vater, neben der Gattin, neben dem Sohn am Kamin, und das Leben erſchien ihm wie ein herrliches Mährchen, das man ja am liebſten am Kamin zu erzählen pflegt, wie ein Mährchen, das, eben weil es ein echtes Mährchen iſt, die tiefſte und heiterſte Wahrheit in ſich hat.

Da lächelte Eliſabeth in unendlicher Freude, die nun um ſo ſchöner war, da ſie ruhiger geworden, und ſagte das alte Wort, was wohl in fröhlichen Stunden ihr Mann zu ſagen pflegte: Zwanzig Jahre wie heute. Sie nippte aus dem gefüllten Becher und reichte ihn dann Leopolden hin, der ihn mit dem Vater leerte und auch dem Kleinen einige Tropfen auf die lächelnden Lippen goß.

Ja, rief er dann aus, nun iſt Alles gut und ſchön, und das Leben iſt köſtlich ſüß und das herrlichſte Geſchenk Gottes. Er füllte den Becher noch einmal, und in einer faſt freudetrunkenen Stimmung ſagte er: Es lebe das Leben! und hinweg mit jedem zahmen Gedanken, als könne es je anders werden, hinweg mit jedem trüben Ernſt, und Schmerz und Tod! Das Leben iſt das Höchſte und Herrlichſte.

23.

Jetzt öffnete ſich die Thür, und der fremde Mann, den der Graf in ſeinem Briefe angekündigt, und der ihn begleitet hatte, trat in das Zimmer. Es war ihnen Allen, als dränge ſich eine ſeltſam geſtaltete, dunkelgraue, ſchwerwandelnde Novemberwolke in einen fröhlichen Maiabend: und es ſchien nicht, als werde ſich in ſeiner Gegenwart eine trunkene Lebensfreudigkeit zu halten im Stande ſein. Er hatte ſich in den erſten Stunden des Wiederſehens entfernt gehalten, vielleicht, weil er fühlte, daß ſein Geſicht und Weſen nicht ſtimme zu der Freude, und den Ausbruch des Gefühls ſtören könne, das er zu achten ſchien. Aber er ſtörte auch jetzt noch, und vielleicht nur noch mehr, als er vorhin vermocht haben würde, denn die erſte trunkene Minute iſt unangreifbar, weil ſie nicht ſieht; wohl aber iſt die ruhige Stunde zerſtörbar, denn ſie ſieht ſich in ihrer Freude.

Das Kind ſchrie laut auf bei dem Anblick des Fremden, und die Gräfin konnte ein leiſes Zittern nicht unterdrücken. Leopold bekämpfte nur mit Mühe einen Ausruf des Unwillens, aber nicht den Verdruß auf ſeinem Geſicht; denn der Menſch iſt nicht ſo hart und bitter im Schmerz und Unglück, als in der unterbrochenen Freude.

24.

Selbſt der alte Graf fühlte ſich bei dem erſten Anblick des Mannes auf eine peinliche Weiſe befremdet; aber wir müſſen ihm zum Ruhme nachſagen, daß er ſchon nach einer halben Minute geſammelt war, mit ſeiner gewöhnlichen ſtillen Freundlichkeit auf ihn zutrat und ihn mit einem Händedruck willkommen hieß. Dann aber ging er wieder an den Tiſch und zündete noch einige Lichter an, bei welcher Beſchäftigung er ein wenig über ſich ſelbſt lächelte. Allein er fand bald, daß er ſich Unrecht that mit dieſem Lächeln, und ſagte leiſe in ſich hinein: Nun, nun, es iſt doch erlaubt, ſich etwas Seltſames recht genau anzuſehen.

Jetzt hatte auch Leopold ſich aus der plötzlichen Verſtimmung aufgeriſſen, und nicht ohne Reue ging er auf den wunderbaren Freund zu, und indem er ihm die Hand reichte, ſagte er: Seid mir herzlich willkommen, Herr Chriſtian.

Das Aeußere dieſes Mannes konnte allerdings befremden oder ſogar einiges Mißbehagen erregen; doch keinesweges Abneigung. Er ſah aus, wie ein Fremdling aus einer ganz andern Welt und Zeit, und man hätte ihn können für ſehr alt anſehen, wenn nicht die faſt eiſerne Kraft in ſeiner ganzen Haltung dem widerſprechen würde. Er erſchien wie ein eiſengraues wandelndes Bild, aber dieſes Bild belebten ein Paar ſeltſame Augen, in denen ſich Strenge und Macht mit Schmerz und Wehmuth auf eine wunderbare Weiſe miſchten. Es mochte ſchwer ſein, ihn mit Freudigkeit zu lieben; aber haſſen konnte man ihn nicht; ja man hätte ihm leicht und ohne Beſorgniß ſein Alles anvertrauen mögen; denn Irdiſches, ſo ſchien es, hatte keine Macht mehr über ihn, und wie etwa ein ſtilles theures Grab die Stelle eines Freundes vertreten kann, ſo hätte auch er ein ſolches Grab erſetzen können, dem man ſelbſt die heiligſten Geheimniſſe des Herzens zuhauchen mag.

25.

Reinen und ſinnigen Gemüthern thut nichts ſo wehe, als der Gedanke, einem Anderen wehe gethan zu haben, und vielleicht ſchon um deshalb, weil ſie Anderen ſo oft zu vergeben haben, vergeben ſie ſich ſelbſt ſo ſelten und ſo ſchwer. So auch Eliſabeth. Sie fühlte, daß bei dem Hereintreten des Fremden etwas Bitteres und Hartes in ihrem Herzen geweſen war, und es konnte ſie keineswegs beruhigen, daß er es ja nicht habe bemerken können, da Alles im Stillen und wortlos geblieben war. Sie empfand auch das ſtille Unrecht, und dies Gefühl ſchärfte ſich, wenn ſie bedachte, daß es der Lebensretter ihres Gatten war, den ſie wenigſtens nicht gern hatte in die Thür treten ſehen. Sie hätte ihm gern abbittend die Hand küſſen mögen, wenn es nicht der äußere Anſtand verboten, aber um deſto inniger war jetzt ihr Willkommen, und ſie ſagte und that jetzt Alles, was das tiefſte Gefühl der Dankbarkeit nur ſagen und thun kann.

Doch weder freundlich, noch unfreundlich, weder mild, noch hart war ſeine kurze Antwort, ſondern ſtill und ruhig, wie Jemand ſpricht, den die Verhältniſſe des Erdenlebens nicht mehr angehen. Es ſchien, als habe er Alles, was das Daſein der Menſchen Schönes und Herrliches hat, längſt genoſſen, ja abgemacht und beigeſetzt, doch war die ſcharfe Anſchauung geblieben, und er ſtand da wie auf einem Berge, von dem herab man leicht das Gewühl der Menſchen im Thal überſieht.

26.

Wenn Er aber auch kalt ſchien; Eliſabeth blieb in ihrer freundlichſten Aufmerkſamkeit für ihn, denn ſie hatte gut zu machen. Nur das Kind konnte unmöglich ſich an den Fremden gewöhnen, der ihm gleich beim Hereintreten ſo ſeltſam widrig erſchienen war. Es war nicht im Stande, ihn auch nur anzuſehen, ſondern verbarg den Kopf ſcheu in den Schooß der Mutter. Der Vater befahl ihm, aufzuſtehen und dem

Gaſt die kleine Hand zum Willkommen zu reichen. Das Kind bat, ihm etwas ſo Schweres zu erlaſſen; aber Leopold, der jetzt nicht mehr allein gegen ſich ſelbſt, ſondern auch gegen Andere ſtreng war, wiederholte den Befehl, und das Kind ging ſtill weinend hin. Doch als es ganz nahe bei dem Fremden ſtand und die Hand deſſelben ergreifen wollte, wandte es ſich entſchloſſen zurück und ſagte laut ſchluchzend: Vater ich kann nicht.

Der Fremde ſchüttelte wehmüthig den Kopf, und der Großvater, um dem nicht angenehmen Auftritt ein Ende zu machen, gab der Mutter einen Wink, das Kind aus dem Zimmer zu bringen, den dieſe gern und ſchnell befolgte.

27.

Als ſie zurückkam, trat auch der Pater mit ein, an deſſen wackere Erſcheinung ſich die Familie, wie an etwas, das eben ſo gut als nothwendig iſt, ſchon längſt gewöhnt hatte. Heute trieb ihn der doppelte Zweck, den jungen Grafen, der einſt ſein Schüler geweſen war, wiederzuſehen, und dann auch den vielbeſprochnen Fremden mit prüfendem Blick in Augenſchein zu nehmen.

Leopold näherte ſich ihm mit inniger Achtung, denn er hatte mit Recht keine Augen für die Schwächen eines Mannes, der ihn einſt in die herrliche Welt der Wiſſenſchaft und in die ſelige der Religion eingeführt hatte. Der Lehrer erinnerte ihn an gar manche ſchöne Stunde der Vergangenhei und erfreute ſich des treu bewahrenden Gedächtniſſes bei

Grafen, der noch mehrere einzelne Züge aufzufriſchen wußte, die ſelbſt ihm entſchwunden waren. Als man endlich noch weiter in das Detail ging, wiederholte Leopold in fröhlicher Behaglichkeit einige Verſe aus Homer und eine Stelle aus Platon, die ihm einſt gar ſchwer geworden ſei zu überſetzen und zu verſtehen. Einmal im Zuge, den braven Lehrer zu erfreuen, endete er jetzt tief gerührt mit dem Spruche aus der heiligen Schrift, der die Seligkeit der Friedfertigen preiſet, und ſagte ihn ſo feierlich in der Urſprache her, daß ſelbſt Elliſabeth, obwohl ganz unkundig der fremden Töne, erſt ſanft und mit inniger Andacht die Hände zum Gebete faltete, und dann den lieben Gatten in die Arme ſchloß.

28.

O wie ſo ſehr erfreulich, ſagte der Vater, iſt mir Solches von Euch zu hören, denn nun ſehe ich, daß die letzten drei wilden und rohen Kriegesjahre nicht Euer frommes Gemüth haben antaſten und auch den löblich wiſſenſchaftlichen Geiſt nicht haben aus ſeiner Bahn bringen können.

Ehrwürdiger Herr, erwiederte der Graf mit entſchiedenem Ernſt, Ihr verkennt ganz die Bedeutung unſers Krieges, wenn Ihr meint, daß irgend etwas Gutes oder Schönes durch die Theilnahme an demſelben verloren gehen könne. Glaubt mir, wer aus einem edlen Kriege roh und mit unwiſſenſchaftlichem Geiſte zurückkehrte, wahrlich, der war noch roher und unwiſſenſchaftlicher, als er hineinzog.

Wohl kenne ich, erwiederte der Vater, jene große und herrliche Bedeutung, doch in der Erſcheinung ſtimmt es oft nicht zuſammen, und wilde Menſchen kämpfen oft für das ſanfte Chriſtenthum. Und ſo laßt mich immer die ſchönen Worte wiederholen, die Ihr vorhin ſagtet: Selig ſind die Friedfertigen, denn ſie werden Gottes Kinder heißen.

Ich wiederhole ſie mit Euch, erwiederte Leopold, obwohl ich glaube, daß der wahre Friede nur durch den wahren Kampf zu erreichen iſt.

Der ewige Friede, ſagte der alte Graf, wohnt nur dort oben in dem ſchönen Himmelreich; aber auch hier auf der alten ehrlichen Erde iſt gut Hütten bauen mit wohlgeſinnten und heiteren Menſchen.

29.

Friede iſt nur im Tode, ſagte der Fremde, mit einer Stimme, die wie aus einem Grabe tönte. Erſt jetzt wurde der Pater auf ihn aufmerkſam, da er bis jetzt nur für ſeinen edlen Zögling Augen gehabt zu haben ſchien. Aber er erfuhr nicht weniger, als die Andern vorhin, die unheimliche Empfindung, die der erſte Anblick des Mannes zu veranlaſſen pflegte, und ſelbſt als dieſes erſte Gefühl ſchon verſchwunden war, betrachtete er ihn noch mit beſonderem Mißtrauen. Ja, er verhehlte dem alten Grafen nicht, er zweifle, ob der Mann ein Chriſt ſei, der ſo ſtarr und trübe daſtehe unter guten und fröhlichen Menſchen.

Das Geſpräch kam abermals auf die Vergangenheit, deren Freuden und Leiden das tiefere Herz ſich ſo gern zurückruft, wohl wiſſend, daß das, was irgend einmal war, und in der That war, auch ewig iſt, und ſo vollendet, ſo in Sicherheit gebracht, daß Niemand mehr es rauben kann. Aber es ſchien, als ſolle nun einmal der ſonſt ſo herrliche Tag, der ſo reich war an dem edelſten und köſtlichſten Genuß, nicht ganz ohne trübe und ſchmerzliche Empfindung hingebracht werden.

30.

Der alte Graf hatte eben, in fröhlichem Gedanken des nun geſicherten Beſitzes, ſeine Arme um Sohn und Tochter gelegt und dem Leben ſelbſt eine lobende, doch beſcheidene Standrede gehalten, als die Thür ſich öffnete, und der alte Konrad in das Zimmer trat. Ihn geleitete einer ſeiner friſchblühenden Urenkel, und es war ein rührender Anblick, den der tiefgebückte ſchneeweiße Greis neben dem faſt überkräftigen rothglühenden Knaben gewährte.

Beide Grafen gingen ihm mit freundlicher Theilnahme entgegen, denn als er an der Thür war, ſchien ſeine Kraft zu Ende, und er bedurfte der Erholung, um weiter zu ſchreiten.

Was führt dich zu uns? fragte Leopold mit freundlicher Achtung für den Greis, der ihm ſtets durch ein redlich beſonnenes Wirken bedeutend erſchienen war. Iſt es bloß ein traulicher Beſuch, ſo möcht' ich faſt mich ſchelten, daß ich dir nicht zuvor gekommen bin, denn dieſe ſtrenge Winterkälte könnte dir ſchaden. Du weißt, wie werth du Allen biſt, und hätteſt das vermeiden ſollen.

Der Alte verbeugte ſich langſam und ſchweigend; aber der

Knabe, der ihn führte, ſagte jetzt mit lautem Schluchzen: „Ach, gnädige Herren und ehrwürdiger Herr, redet doch meinem guten Ur-Großvater zu. Er iſt ſo traurig, daß er noch lebt, und will durchaus ſterben, und von uns weg und von allen Menſchen, und wir haben ihn doch ſo lieb. Aber danach fragt er gar nichts mehr, er will doch ſterben: und das iſt doch gar zu traurig.

31.

Chriſtian war mit größerer Theilnahme, als man von ihm hätte ſollen erwarten, aufgeſtanden, und hatte ſich dem Alten genähert. Dieſer bemerkte ihn nicht, ſondern ſchritt langſam zu dem Vater hin und ſprach: Ich komme zu Euch, ehrwürdiger Herr, in großer Betrübniß und Herzensangſt, ob Ihr vielleicht einigen Troſt und Zuſpruch für mich habt. Sagt mir, fuhr er dann leiſer fort, als habe er ihm etwas ſehr Heimliches und Gefährliches zu vertrauen, ſagt mir, hat der Tod wohl jemals einen Menſchen vergeſſen? Ach, antwortet mir nicht zu ſchnell, denn es wäre gar zu ſchrecklich, wenn jemals ein Menſch vergeſſen wäre, wenn Gott jemals einen Menſchen nicht abgerufen hätte!

Chriſtian legte beide Hände vor das Geſicht und ſagte: Nicht abgerufen werden, ja das iſt es, müde ſein und nicht ſchlafen dürfen, todtmüde und nicht ſterben können. Oh — oh!

Es war etwas unendlich Schmerzliches in dieſen Klagetönen: aber nur Leopold merkte darauf; die Andern waren zu ſehr mit Konrad beſchäftigt.

Der Vater richtete ihm ſanft das ſchwere Haupt empor und ſagte dann mit feierlich eindringender Stimme: Als ein Diener unſerer heiligen unfehlbaren und allein ſeligmachenden Kirche, gebe ich Dir, Du guter Greis, die Verſicherung, daß unſer ewig gnädiger, namenlos barmherziger Gott noch niemals, ſo lange dieſe Erde ſich in ihrem Kreiſe dreht, eines Menſchen vergeſſen, und daß er ſtets zu rechter Zeit den ſtillen Todesengel geſendet hat, die Mühbeladenen zu löſen von den oft ſchweren irdiſchen Banden.

32.

Da ſchlug Chriſtian ein lautſchallendes, bitteres Gelächter auf, daß alle Blicke ſich auf ihn richteten, und man mußte auf ihn zürnen, daß er einen ſo feierlichen Augenblick auf eine ſo harte und widrige Weiſe unterbrochen hatte. Doch auch ihn ſelbſt ſchien der Ausbruch ſeines Gefühls gar bald ſchwer zu gereuen, und er ſank auf die Kniee und betete ſtill. Aber den Vater, den er in der Amtsfeierlichkeit geſtört, verſöhnte er dadurch nicht, und einmal mißtrauiſch gegen ihn, konnte er nicht ſo raſch ſich wieder zu ihm neigen. Indeſſen hielt er jetzt ſeinen Unmuth zurück und wandte ſich von Neuem zu dem Alten, der mit jener innigen Aufmerkſamkeit, die den langentbehrten Troſt ſucht, ihm zuhörte. Nachdem er ihm noch manches Beruhigende geſagt, endete er mit den Worten: Nicht mir, dem ſchwachen und gebrechlichen, zu manchem Irrthum hinneigenden Menſchen ſollſt Du glauben, ſondern mir, dem geweihten Prieſter, der, als ein ſolcher, nicht irren kann, da er ein Diener iſt der Kirche, deren Grundſäulen die ewige Wahrheit ſelbſt gebildet hat.

33.

Der Alte küßte des Geiſtlichen Hand und ſagte: Gott lohn' Euch und gebe mir die Beruhigung zurück, die ich ſonſt in mir ſpürte. Ach, Ihr edeln Herren, es iſt etwas gar Schweres, ſo hoch betagt und alt zu ſein. Die Zeit, in der wir jung waren, iſt doch allein die, in der wir recht heimiſch ſind, und die iſt mir lange untergeſunken und wie mit einem großen Leichenſtein zugedeckt. Auch die Erinnerung daran habe ich ganz allein, und es iſt Keiner mehr übrig, mit dem ich ſie theilen könnte, denn in dem Herrn entſchlafen iſt Alles, was mit mir lebte, als ich ein Jüngling und als ich ein Mann war. Und es iſt etwas recht Trübes, eine Erinnerung ſo ganz allein zu haben. Doch werdet Ihr mir es nachſagen, daß ich bis dahin noch ganz gelaſſen und auch wohl fröhlich geblieben bin.

„Des Menſchen Leben währt ſiebzig Jahre, und, wenn's hoch kommt, ſo ſind es achtzig.“ So ſagt die Bibel. Als ich nun achtzig Jahre voll zählte, da fiel mir das gar ſeltſam auf das Herz, daß ich davon ſolle eine Ausnahme machen; doch da meine Kräfte noch friſch waren, ſo nahm ich die Tage mit Dank an, die der Herrgott mir noch ſchenken wollte. Nun aber, als ich mein hundertſtes Jahr endete, da war mir das ganz unheimlich und ängſtlich und entſetzlich, und es kam mir vor, als ſolle ich hier herumwandeln, wie der ewige Jude, und ich habe doch nichts ſo Schreckliches begangen, wie er gegen unſern Herrn Jeſum Chriſtum.

34.

Der Fremde, der bis dahin ſtill in einem Winkel des Zimmers gekniet hatte, ſtand jetzt, wie von einem geheimen Schauder gefaßt, raſch auf, ſchritt einige Male durch den Saal, um ſich zu ſammeln, und ſagte dann faſt kalt zu dem Greiſe: Weil Du denn nichts ſo Schreckliches begangen haſt gegen Ihn, den meine Lippen jetzt nicht zu nennen wagen, ſo ſchöpfe Du wieder neuen Muth und neue Hoffnung, denn es iſt nur Ein ganz Unſeliger auf dieſer Welt, der noch umſonſt der Stunde der Erlöſung harrt. Sei Du getroſt, Du biſt nicht Er und haſt keine Gemeinſchaft mit ihm. Dir iſt der Engel der letzten Stunde, die zugleich die beſte und ſchönſte iſt, gewiß recht nahe; näher als Du, Lebensmüder, ſelbſt zu hoffen wagſt. Geh und bete, Du ſtirbſt bald, vielleicht dieſe Nacht noch.

Der Alte trat einige Schritte zurück, befremdet durch die ſeltſame Rede; dann aber verbreitete ſich ein mildes Lächeln über ſein Geſicht, und ganz verſenkt in den großen Gedanken, der ihm gegeben worden, ging er langſam, auf des Enkels Schulter geſtützt, aus dem Saal.

Als Konrad gegangen war, tadelte der Graf den Fremden, daß er dem Greiſe eine ſo beſtimmte, für eine ſo ganz nahe Zeit berechnete Hoffnung gegeben hatte; doch dieſer erwiederte, es gäbe Augenblicke im Leben, wo der Menſch, mit dem Aufgebot und in dem Beſitz all' ſeiner geiſtigen Kräfte, dem Ahnungsvermögen nicht gebieten könne, deſſen ganze Macht ihn ergreife und gewiſſermaßen zwinge, ſeine inneren Anſchauungen in Worten auszuſprechen. Der alte Graf gab dieß keinesweges zu, ſondern bewies durch mehrere Sprüche der heiligen Schrift, daß dem Menſchen keinesweges die Macht gegeben ſei, in die Zukunft zu ſchauen, woraus denn folge, daß, wenn er dennoch danach ſtrebe, er in Irrthum oder in Verbrechen falle. Chriſtian ſchwieg unüberzeugt.

35.

Als die Nacht heranbrach, ſagte Leopold zu ſeiner Gattin: Es war doch auch manches Seltſame an dem herrlichen Tage; aber ſie erwiederte mit ſtillem Lächeln des geſicherten Glücks: Ich habe nichts Seltſames bemerkt, und dachte nur an Dich und Deine Liebe.

Am anderen Morgen, als die Familie ſich zum Frühſtück verſammelte, fragte Leopold ſogleich nach ſeinem Gaſt, erfuhr aber, daß er nicht im Schloſſe geruht habe. Als der Bediente ihm nach ſeinem Schlafzimmer leuchten wollte, hatte er nur ſchweigend den Kopf geſchüttelt, und war dann langſam über den Schloßhof durch die Pforte in die Nacht hinausgegangen, ohne daß Jemand, aus unheimlichem Reſpect, auch nur ein halbes Wort gegen ſolche Ungaſtlichkeit vorzubringen gewagt hatte.

Leopold war durch dieſe Nachricht nicht befremdet, ſondern verſicherte ſeinen Vater, es ſei nun einmal Chriſtians Art ſo, an die man ſich gewöhnen müſſe, nie in Häuſern zu übernachten.

Wie ein wackerer, durchaus abgehärteter Kriegsmann, kümmere er ſich weder um des Winters Froſt, noch um des Sommers Gluth, und er habe ihn einſt auf einem feſtgekneteten Schneelager nach Mitternacht ohne Mantel ſchlafen ſehen; unruhig zwar, doch nur deßhalb, weil er von trüben Träumen geplagt ſchien, und da er geweckt worden, habe er über ſchwüle Luft geklagt.

Der alte Graf erwiederte: Du erzählſt das faſt luſtig, und ich mag das wohl leiden, denn ein junger Mann ſoll allenfalls mit dem Teufel in Perſon kämpfen und doch dabei noch lachen können. Mir aber, dem Siebziger, wird es wohl verſtattet ſein, bei dieſem wunderlichen Gaſt ein wenig ernſt zu werden.

36.

Der Vater gab ihm nicht bloß Recht, ſondern übertrieb auch die Sache, indem er abermals das Chriſtenthum des Fremden in Zweifel zog; doch der wackere Alte unterbrach ihn mit ſtrengem Verweiſe, indem er ihn erinnerte, daß er nur vom Ernſt, keinesweges aber vom Aengſtlichwerden geſprochen habe. Der letztere Zuſtand ſei ihm zuwider, und er wünſche auch, daß Jeder, der um ihn ſei, ſich ſtets davon befreit halten wolle, denn aus Mißtrauen und Aengſtlichkeit ſei noch nie etwas Gutes und Gedeihliches gekommen.

Als der Graf geendet hatte, trat Chriſtian herein, und man verſchonte ihn, wie billig, mit Fragen, wo und wie er die vergangene Nacht zugebracht habe. In ſo weit es ſein faſt verſteinertes Geſicht erlaubte, war er heute ſogar ein wenig freundlich, und er wurde es noch mehr, da er der Geſellſchaft erzählte, was allen Anderen noch ein Geheimniß war, der alte Konrad ſei vor einer Stunde ſanft entſchlafen. „Der barmherzige Gott," ſagte er, „hat den heißen Wunſch des wackern Greiſes erhört und ihm das Schönſte gegeben, was er dem Menſchen geben kann: den Tod. Die widerlich erbärmliche Laſt des Lebens iſt von ihm gefallen, und die grauſe Gefangenſchaft des Leibes iſt gelöſt, und die befreiete Seele ſieht verachtend auf den harten und unwürdigen Zuſtand zurück, in welchem ſie das rohe Erdenleben hielt."

37.

Der Vater und Leopold wollten, wie es ſchien, zu gleicher Zeit antworten; aber der alte Graf winkte ihnen und erwiederte dann ſelbſt mit ſeiner gewöhnlichen Gelaſſenheit: Der Tod des wackern Greiſes, der wie eine Ruine aus einer alten längſt untergeſunkenen Zeit recht würdig daſtand, iſt meinem Herzen etwas innig Rührendes, und es erfreut mich tief, daß ſein heißer Wunſch, nun bald die höheren Freuden dort oben zu genießen, ſo bald und ſo ſanft erfüllt worden iſt. Nur möchte ich in keinem Falle, indem ich ihm den milden Tod von Herzen gönne, dabei das Leben läſtern, ich möchte nicht, wie Ihr gethan, mit unſittlicher Bitterkeit von einer widrig erbärmlichen Laſt, von einer Gefangenſchaft, von einem unwürdigen Zuſtand, den das Leben vorſtellen ſoll, zu reden wagen; denn ich bedenke, daß nur der des Todes ſich wahrhaft erfreuen mag, der das Leben in ſeiner ganzen tiefen und herrlichen Bedeutung ergriffen und verſtanden hat.

Er fühlte, daß er ſehr ernſt geworden war, und ſetzte deßhalb freundlicher hinzu: Ihr ſeid unſer werther Gaſt, und ich möchte Euch deutlich zeigen, daß ich Euch werth halte; darum gab ich Euch ohne Scheu das Beſte, was der Menſch dem Menſchen geben kann, die Wahrheit.

38.

Chriſtian lächelte nicht ohne Bitterkeit und ſagte, wie einer, der faſt zu ſehr Recht zu haben glaubt: Ich habe hinlängliche Urſache, das Leben verſchmähend zu verachten; doch dürſt Ihr ganz ruhig ſein; es hilſt mir nichts. Es iſt ſchon eine ziemliche Weile her, daß ich auf dieſem abgenutzten Erdboden herum gehe und die Fäden zähle, an denen die Menſchen-Holzpuppen bewegt werden, ich habe das Leben ſchon zur Genüge auswendig gelernt und finde es dergeſtalt widerwärtig, daß, wenn es nur im Mindeſten ſchaamhaft wäre, es ſich ſchon längſt, wie ein überläſtiger Gaſt, würde entfernt haben.

In der Mitte des Saales war ein Crucifix, von einem grünen Vorhang verdeckt. Den ſchlug jetzt der Vater zurück, und indem er darauf hindeutete, ſagte er zu dem Fremden: Könnt Ihr alſo ſchmählich und bitter reden, wenn Ihr auf Den blickt, der das Leben und die Menſchen geadelt hat, indem Er, der Gott, aus Liebe für die Menſchen, ein Menſch geworden, und für ſie gelebt hat und für ſie geſtorben iſt? Wie könnt

Ihr haſſen und verachten wollen, da Er liebte und Sich ſelbſt hingab für ſeine Liebe!?

Der Fremde trat geblendet und erſchreckt zurück und verhüllte das Geſicht, dann ſagte er: Wohl fühl' ich meine Sünde, denn Niemand darf das Leben läſtern, da Du gelebt haſt. O Du, der Alle liebte, warum nicht auch mich? und der Allen vergab, warum nicht auch mir? Der bloß in die Welt kam, um zu verſöhnen, warum .... o warum? .... Will denn nimmer tröſtliche Antwort kommen?•

Er vermochte nicht weiter zu reden, und verließ das Zimmer.

39.

Der Pater ſchüttelte den Kopf und ſagte zu Leopold: Ein Heide iſt er nicht, aber auch kein rechter Chriſt. Vielleicht der Unglücklichſte aller Menſchen, ſo daß ich ihm keinen Namen geben mag. Ich wollte, Ihr hättet ihn nie geſehen, denn mir iſt, als bringe er das Elend und den Jammer, wie unzertrennliche Gefährten, mit ſich, und wie vor gewappneten Männern müſſen ſich ihnen die Pforten aufthun. Auch Eures Hauſes Pforten.

Leopold widerſprach dieſer Anſicht mit Entſchiedenheit; dennoch hatte der Gedanke an die Möglichkeit einer unglückbringenden Gegenwart ſeine Seele mit feindlicher Gewalt berührt, und das bloße Reden dagegen half nicht.

Wenn ein durchaus heiterer und fröhlicher Menſch, der nur in ſolchem Gefühl zu leben gewohnt iſt, ſich plötzlich aus dieſer Stimmung geriſſen fühlt, ſo kann es ihm begegnen, durch dieſe Verwandlung faſt in haſſende oder doch bittere Empfindung gegen den zu verfallen, der ihm als der Urheber jenes Umtauſches erſcheint.

Aber kaum fühlte Leopold, daß ihn ein ſolches verſtimmendes Gefühl, wenn auch nur auf eine Stunde, beſchlichen hatte, als er es ſchnell hinweg zu werfen ſtrebte, wie etwas ihm durchaus Fremdartiges und Unheimliches. Er kannte und wollte nichts weiter kennen als die entſchiedenſte Heiterkeit des Lebens, die warme Mittagsſonne der Freude, ja den jubelnden Triumphgeſang des Lebens. Er geſtand nicht ſelten, daß ihm der Schmerz und die Wehmuth, die Todesgedanken und Todesgeſpräche überaus zuwider ſeien, daß er ſie langweilig und kraftlos finde, und ſich nimmermehr mit ihnen vertragen wolle.

Milder und klarer dachte der Vater und hatte oftmals gegen jene Freudenüberfülle geſprochen, milder und klarer Eliſabeth, die den Geliebten, wenn er zu ſehr die Herrlichkeit des Lebens pries, an die Muſik, den Mondſchein, die Sternennacht, u. ſ. w. erinnerte, die ja alle auf etwas unendlich Höheres, nur in ſtiller Seele Geahnetes, hindeuteten.

40.

Er hatte das gelten laſſen wie ein ſchönes Gedicht, war aber ſelbſt in ſeinem ſteten Mittagsſonnenſchein geblieben; und man ſah wohl, wie er täglich mehr ſich gewöhnte, das Leben wie eine ſchöne Braut zu betrachten, die man nie genug ſchmücken und kränzen könne. Die Braut aber, meinte er, ſolle niemals Thränen im Auge haben, ſondern nur ſüßes Lächeln.

Als die Ehre ihn in's Feld rief, da hatte er natürlich nicht angeſtanden, jene geputzte Braut auf ein gefahrvolles Spiel zu ſetzen — denn das Gefühl der Ehre iſt jedem echten Deutſchen angeboren, und es folgt ihm immer, ſo lange er noch nicht entdeutſcht iſt — er war tapfer, wie ſelbſt ſeine Feinde bezeugten; aber hätte man gewußt, wie ſehr er das Leben liebte, ſo würde man ſeine opfernde Tapferkeit noch mehr geprieſen haben.

Jetzt nun war dieſer faſt endlos ſcheinende Krieg zerſchnitten, und das Leben ſtand in noch ſchönerer Neuheit und im üppigſten Reiz des Friedens da. — Und er ſollte von ſterbensluſtigen Greiſen, von ſeltſam abentheuerlichen Fremdlingen, die das Leben höhnend mit Füßen treten möchten, von Todesbetrachtungen und ähnlichen unerfreulichen Dingen umgeben ſein? und ruhig zuhören? Es ſchien faſt über ſein Vermögen, und er ſtieß dergleichen Gedanken weit hinweg und bekämpfte Alles, was ihm als trübſelig erſchien, mit Kraft, zuweilen auch wohl mit Bitterkeit.

41.

Indeſſen blieb doch nun einmal Chriſtian in ſeiner Nähe, und die deutſche Gaſtlichkeit verſtattete nicht, ihn auch nur auf die entfernteſte Weiſe fühlen zu laſſen, daß er läſtig ſei oder werden könne.

Auch fragt das Geſchick den Menſchen nicht, was er etwa gern habe, oder was ihm nicht wohl erträglich ſcheinen möchte, ſondern ihm wird geſandt, was zu ſeinem Heile dient und ſein Inneres reift.

Das ſollte jetzt der ewig lebensfrohe Leopold erfahren.

Wenige Tage nach ſeiner Ankunft auf dem väterlichen Schloſſe erhielt er einen Brief, bei deſſen erſten Zeilen ſein blühendes Antlitz blaß wurde. Man meldete ihm den Tod ſeines liebſten Freundes, eines edlen Spaniers, der, unter dem Heer des Kaiſers dienend, bald nach geſchloſſenem Frieden, von einem heftigen Fieber ergriffen, ſein edelſtolzes, kraftvolles Leben geendet hatte. Das traf ihn tief, denn er hatte den Todten innig geliebt, und Eliſabeth nahm ihn in ihre Arme und weinte ſanft, da ſie den Geliebten ſo tief erſchüttert ſah. Der alte Graf ſagte ſanft gerührt: Ja, Kinder, wir wollen recht ſehr trauern um den herrlichen Mann, der auf fremdem Boden fiel, weil er für die heilige Sache ſtritt, die Niemandem fremd ſein darf. Doch, wir wollen uns auch erheben, denn gewiß, er wird Gott ſchauen, er, der reines Herzens war.

42.

Da weinte Leopold inniger, und ihm wurde wieder wohl unter den Thränen, denn wer ſelten weint, dem helfen die Thränen oft wunderbar. Doch der Fremde wurde jetzt von jener bitteren Stimmung ergriffen, die er bei gewiſſen Gelegenheiten nie unterdrücken zu können ſchien, und er rief: Weint um die Lebenden; nicht um die Todten! Sie ſitzen droben im

Himmel und lachen über Euch, daß Ihr ſie gern wieder herunter zerren möchtet in Euer enges Gefängniß, das ſie mit wahrem Abſcheu betrachten.

Der alte Graf ſchüttelte unwillig das Haupt und ſagte: Sie lachen nicht, fremder Herr, und Ihr irret auf eine ſehr harte Weiſe. Leopold warf dem Fremden einen ſtreng verweiſenden Blick zu, und man konnte ihm den Kampf anſehen, den er beſtehen mußte, um nicht ein ſtarkes Wort gegen ihn auszuſprechen. Nur Eliſabeth's bittend ſanfte Miene konnte hier vermitteln und ihn zum Schweigen veranlaſſen. Chriſtian ſchien das nicht zu bemerken, ſondern lächelte nur mit kühler Sicherheit der Ueberzeugung und verließ bald das Zimmer.

So ward ihnen Allen leichter um's Herz, da er gegangen.

43.

Aber ein noch größerer Schmerz ſtand dem Grafen Leopold bevor. Er hatte nie an das Alter ſeines Vaters gedacht, denn der vortreffliche Mann war bisher von jeder körperlichen Schwäche frei geblieben, und die milde Ehrwürdigkeit ſeines Gemüths und das heitere Ebenmaß in allem ſeinem Wirken hätte auch wohl einen Fremden, der ſich ihm genähert, die Jahre des Greiſes vergeſſen laſſen können. Doch das war jetzt anders. Man bemerkte an ihm ein leiſeres Auftreten, eine leiſere Stimme, einen noch zärtlicheren Ausdruck der Liebe für ſeine Kinder, in ſeinen Augen eine beſondere Sorgſamkeit, ſeinen Lieben ſtets fröhlich zu erſcheinen, und man hörte nicht ſelten einen Scherz über Eliſabeth's große Sorgfalt für ihn und ſeine Geſundheit, und wenn ſie ihn ſo kindlich fragend anſah, ob ihm auch wohl ſei.

Leopold bemerkte, wie die Männer wohl meiſtens ſind, von dieſer Veränderung nichts. Wie ſein lieber Vater eben war, ſo dünkte es ihn von je her gerade recht. Jener hätte ſein Betragen ſehr häufig verändern können, er würde jede Weiſe angenehm gefunden haben. Er war der wahrhaftige Sohn, der über den Vater nichts weiter wiſſen und herausbringen will, als daß er ihn unendlich liebe, und da er dieß längſt weiß, ſo denkt er darüber nicht weiter nach, außer etwa, wenn er einem ſehr theuern Freunde oder einer ſehr theuern Freundin von des Greiſes ſtillen Tugenden erzählt.

44.

Eines Abends ſaß der Graf bei einem alten Buche, in welches er einſt in friſcher Jugend fröhliche Schlachtlieder und fromme Geſänge und Gebete mit eigener Hand eingetragen hatte. Er liebte die alte Handſchrift, die ihm wie Schwerter unter Roſenkränzen und Engelflügeln vorkam. Vergeblich hatte ſich Eliſabeth erboten, ihm, wie ſonſt immer, vorzuleſen, aber er hatte das heute mit Beſtimmtheit ausgeſchlagen, ſagend, er müſſe dieſe Schrift ſehen, um ſie recht zu genießen. So war ſie nur beſorgt, daß die Lichter recht hell brennten; aber ſie erſchrak, als er noch zwei andere forderte, denn es ſei doch dunkel.

Die Lichter wurden gebracht, der Alte las, doch in ſichtbarer Bewegung; Eliſabeth umfaßte ihn ſanft, er ſchien es nicht zu bemerken. Dann aber ſank er halb ohnmächtig in ihre Arme, faßte ſich bald wieder, wiſchte ſich langſam über die Stirn und ſagte: „Mir iſt ſo dunkel vor den Augen, und doch iſt mir ſo hell, ſo ſehr hell im Gemüth. Glaube ja nicht, daß ich krank bin, meine ſehr liebe Tochter; mir iſt nur — faſt zu wohl. Gewiß, mir iſt faſt zu wohl.

Ach, dieſes Du, das der Alte, der gern in den gemeſſenen Lebensformen ging, noch nie an ſeine Schwiegertochter gerichtet hatte, und dieſes: „Zu wohl!“ ſagte ihrer beſorgten Seele Alles, und ſie bedurfte der ganzen Kraft ihres reinen Gemüths, um nicht ſichtbar werden zu laſſen, was ſie empfand.

45.

In dieſem Augenblicke kam Leopold von der Jagd zurück, und recht im Herzen vergnügt, ſang er ein rüſtiges Jägerlied; doch zuletzt, da er ſich dem Zimmer des Vaters näherte, nur mit leiſer Stimme, denn es konnte ja ſein, daß er ſchlafe. Als er hereintrat, fand er ihn völlig ohnmächtig und ſprachlos in Eliſabeth's Armen.

Der Mann hat in ſolchen Augenblicken eine gewiſſe raſche Kraft, die aber keineswegs der geduldigen Beſonnenheit der Frauen gleich kommt, da jene ſich meiſtens hinterher durch zerreißende Schärfe rächt. Es iſt, als übe man die Klarheit nur für den Moment, um hinterher deſto härter und ungeſtümer auffahren zu können. So verbot ſich denn auch Leopold jetzt jeden Ausbruch des Schrecks, ja ſelbſt den leiſeſten Seufzer, ſondern trug leicht und freundlich den geliebten Vater in das Schlafzimmer, wo er ihn ſanft auf die weichen Kiſſen legte. Dann kehrte er in den Saal zurück und ſagte faſt ſchneidend heftig:

Eliſabeth, was war das? was iſt hier geſchehen?

Sie erzählte, wie es ſich zugetragen, und da im Wiederholen des Erlebten ihre Ahnungen ſich vergrößerten, ſo ſagte ſie mit tiefem Schmerz: O Leopold, wenn uns der theure Greis genommen würde?

Da trat der Graf mit zitternd bleichen Lippen zurück und rief: Das iſt nicht möglich. Ich liebe ihn zu ſehr. Das kann, das darf Gott nicht. Ich ſchenke ihm ſeine Welt, ich will nur meinen Vater. Nichts weiter, aber Den will ich.

46.

Eliſabeth, die den Gatten noch nie ſo gehört hatte, faltete die Hände, um die Sünde abzubitten, die nicht ſie begangen. Doch ihn hatte der verworrene Schmerz ſo gefaßt, daß er noch in ihm fortfuhr: Du liebſt ihn, Eliſabeth, o ja, Du liebſt ihn, und wer könnte auch anders? aber es iſt Dein Vater nicht. Darum ſprachſt Du, was Du nicht hätteſt ſprechen ſollen, und was mir recht mißfiel. Sprich niemals wieder, ich bitte Dich, ſo kühl-ergeben ſchwach.

Es gehört zu dem Köſtlichſten in der Seele der edlen Frauen, daß ſie den Geliebten vielleicht gerade dann am innigſten lieben, wenn er ſie in einem dunkeln Moment verletzt und hart behandelt, weil ſie fühlen, daß er gerade dann recht ſehr unglücklich ſein müſſe und nur durch die innigſte Liebe und das feinſte Mitleid geheilt werden könne. Darum iſt jenes ſchnelle Vergebenkönnen in der Liebe von Seiten der Frauen nicht Weichheit, oder gar Weichlichkeit, ſondern die heiligſte Stärke, die der Mann ſtets anerkennen möge.

So ging jetzt Eliſabeth mit ſtillem Herzen zu ihm, der ſein Geſicht faſt von ihr abgewandt hatte, und indem ſie ihm die Hand küßte, ſagte ſie: Gewiß, Du liebſt ihn unendlich, aber nach Dir lieb ich ihn gewiß am meiſten, den edlen Greis, deſſen Magd ich ſein könnte, ohne zu erröthen.

Leopold ſank in ihre Arme und ſagte: Du biſt viel beſſer als ich: ich war ſo eben nicht gut gegen Dich, und Du ſchiltſt doch nicht, wie ich es wohl verdient hätte.

Eliſabeth ſagte ſtill: Nicht doch, Leopold; aber faſſe Dich. Wir dürfen jetzt nicht an uns und unſeren Schmerz denken, ſondern nur an den Vater.

47.

Sie ging in das Nebenzimmer, wo der alte Graf ruhete.

Leopold blieb im dunkeln Schmerz zurück; doch bald trat Eliſabeth mit ſehr blaſſem Antlitz zurück in das Zimmer und winkte ihm, zu kommen. Der Alte hatte ſich aufgerichtet im Bette und ſchien reden zu wollen, aber bald überfiel ihn wieder eine ſeltſame Müdigkeit, und ſeine Augen ſenkten ſich. So ſaßen die Kinder neben dem Bette und harrten des Erwachens. Alles war ſtill, als wäre er ſchon geſtorben. Ignaz und ein alter Wärter, ſeit vierzig Jahren Diener im Schloſſe, ſaßen nachdenklich in der Ecke. Nur ein Heimchen zirpte mitunter faſt freundlich, aber geheimnißvoll im Kamin, und Ferdinand weinte leiſe auf dem Schooße der Mutter. So verfloſſen vier Stunden, und es ſchlug Mitternacht. Da ergriff den alten Grafen noch die letzte Kraft, die gewöhnlich dem Tode voranzugehen pflegt.

Er richtete ſich langſam im Bette auf, ſah freundlich auf ſeine Kinder, die die Arme um einander geſchlungen hatten, und ſagte mit leiſer, aber vernehmlicher Stimme: „So iſt es recht, an der Liebe will der Herr die Seinen erkennen. Ja, es iſt etwas ſehr Tröſtliches um die reine Liebe.“

48.

Leopold, durch das Wort des Theuern erweicht, konnte ſeine Thränen nicht mehr zurückhalten, aber der Vater winkte und fuhr dann ruhig fort: „Meine Kinder, ich werde Euch ſehr bald verlaſſen: laßt Euch das Wort nicht verletzen, ſeine Bedeutung iſt ja ſo herrlich. Du, Leopold, haſt mich faſt zu ſehr geliebt, möge Dein Schmerz ja fromm bleiben bei meinem Abſchied. Du, Eliſabeth, ahneſt ſchon mehr das Göttliche des Todes; Du warſt von jeher ſehr geduldig und in der Geduld heiter und gläubig.“

Er ſchwieg einige Augenblicke, dann fuhr er mit derſelben ruhigen Freundlichkeit fort:

„Mir hat Gott ein reiches und freudiges Leben verliehen. Ich diente meinem Kaiſer, und meine Arbeit gedieh im Felde, wie im Rath. Mir gab er einen wackeren Sohn, und der Segen ſtand auf meinen Feldern, und in meinem Hauſe war Wohlſein und Freudigkeit. In meinem Gemüth und in meinem leiblichen Daſein war Geſundheit und Kraft. O Herr, Deines Segens Fülle war unendlich über mir, doch Du weißt es, daß ich nichts mir zuſchrieb, ſondern alles Dir und Deiner Gnade.“

„Und in dieſem Gedanken, der Eines mit mir war, wurde ich nur noch glücklicher. So über alles Wort hinaus biſt Du barmherzig, daß Du auch noch aus dem Rechten und Wahren, das ſelbſt ja ſchon ſo freudig iſt, nur neue Freuden hervorgehen läßt. Und nun ſendeſt Du mir noch den mildeſten Deiner Engel, den ſeligen Tod. Wie ſoll ich Dir danken!“

49.

Mit ſtiller liebender Ehrfurcht näherte ſich ihm jetzt der Vater und reichte ihm ein ſilbernes Crucifix.

Der Graf nahm es und küßte es mit Inbrunſt und Andacht. „Ja, Du biſt mein Herr und mein Gott, ich ſehe Dich in dieſem ſchwachen Abbild, Du milder Erlöſer. Dir hab' ich vertraut mein Lebenlang, Dich habe ich getragen im Innerſten meines Herzens, darum konnte mir auch kein Böſes nahen, darum war ich ſo glücklich. O, wer Dich hat, was kann dem fehlen?“

Ein ſeliges Lächeln verbreitete ſich um ſeinen Mund. Dann ſagte er: „Mich dünkt, ich ſehe Dich. Ja, Du biſt es, mein Herr und mein Heiland. O, wie ſo himmliſch und gnadevoll iſt Dein Auge. Du löſeſt ſehr ſanft. Nun bin ich ganz Dein eigen."

Er ſenkte ſtill ſein Haupt und war droben, wo der Glaube zum ſeligen Schauen kommt.

50.

Wenn aber für den edlen Abgeſchiedenen jetzt ein neuer ewigblühender Tag anbrach, ſo ſank für den armen Sohn ein Stern unter, der mit mehr als irdiſcher Klarheit ſeinem ganzen Leben bisher geleuchtet hatte. Es liegt eine ſo ſchöne, heitere Welt in dem Gefühle, einen geliebten und verehrten Greis als Vater zu beſitzen, daß der bloße Gedanke, ihn nun nie mehr ſehen, nie mehr umfaſſen, nie mehr durch Scherz und Freudigkeit zum Lächeln bringen zu können, ſchon ſchmerzlich genug iſt, und doch ſprechen wir hier nur den kleinſten Theil des Verluſtes aus.

Leopold ſaß mehrere Tage ganz ſchweigend da und ſchüttelte nur zuweilen den Kopf, gleichſam als wolle er gegen ſich ſelbſt verneinen, was er doch wieder bejahen mußte. Ihn dünkte oft, es könne nicht wahr ſein, was er erlebt; doch um ſo härter trat dann die ſchmerzliche Gewißheit zu ihm hin. Ein mildes Geſchick hatte ihn bisher durch ein ewig heiteres Leben ſo ganz verwöhnt, daß er ſich wie verirrt erſchien, da mit einem Male ſo manches Herbe auf ihn eindrang. Welcher

Sorgfalt, Schonung und Liebe bedurfte Eliſabeth, um ihn nicht ganz verſinken zu laſſen; aber ſie löſte die ſchwere Aufgabe, nie einen eigenen Schmerz für ſich zu haben, den ſie dem Gatten zu theilen gab; wohl aber, den ſeinigen ganz fühlend als den ihrigen, im Theilen zu lindern.

51.

Erſt nach dem Begräbnißtage, der gewöhnlich noch heißer verletzt als der des Todes, kam dem jungen Grafen das Vermögen wieder, ſeinen Schmerz auszuſprechen. Doch nicht am Morgen, der wegen ſeiner Nüchternheit dem Leidenden faſt zu grell erſcheint; am Abend erſt, wo der Menſch ſich leichter Blüthenduft und Nachtigallengeſang um das Grab herum denken kann, deſſen Starrheit zu mildern.

Ich habe ihn ſehr geliebt, ſagte Leopold, und doch nicht genug. Um jeden Menſchen recht zu lieben, ſollte man ſtets die Stunde, in der man ihn hat, ſich als die letzte denken. Und doch hab' ich ihn ſo geliebt, daß ich die Wunde fühlen werde mein Lebenlang. O, wie war er auch! Ein Greis, der ein Kind iſt, weil ſein reiner Geiſt geſunden hat, ein Kind iſt das Beſte. Geſunden? nein, nicht geſunden, ſondern es war ewig ſo in ihm. Seine reine Natur *konnte* nie anders ſein, als ſie *war*.

Und wie war er ſo glücklich in Dir, ſagte Eliſabeth, wie ſah er ſich verjüngt in Dir und Deiner Liebe.

Verjüngt? o nein, ich war alt gegen ihn: denn längſt ſchon hatte er *in* der Jugend ſich *ewige* Jugend erworben, nach der ich nur, vielleicht ſehr unbeholfen, ſtrebe. Wie war Alles ſo klar und friedlich in ihm und doch ſo tief. Er kannte die Menſchen beſſer, als ſie oft ſelbſt ſich kennen, aber er wußte nichts von Mißtrauen, er liebte ſie doch, und fand den Lohn der Liebe in der Liebe: einen anderen ſuchte er nicht.

52.

Nimmer hatte das Unglück für ihn eine verworrene verzerrte Geſtalt; es wagte nicht, ſich ihm alſo zu nahen. Und hätte es, wie bald wäre es durch ihn verwandelt worden: denn der ganz reine Menſch hat den Zauberſtab, dem alles Aeußere weicht und weichen muß. Doch nur der iſt ganz rein, der ein Kind noch iſt als Greis, der Alles kennt und doch Alles aus Gott ableitet, dem das Böſe ſelbſt nur als Unglück erſcheint und als Irrthum oder als Wahnſinn. O, ich möchte mich hinſtellen an des Vaters Grab und jedem Vorüberziehenden, der ein menſchliches Geſicht hat, zurufen: Welch' ein göttliches Weſen iſt der Menſch! Er kann ganz rein ſein, er kann ein Kind bleiben.

Und doch, ſetzte er nach einer Weile hinzu, hat die Liebe kein Wort, das ihr genügt; aber Thränen hat ſie, und in ihnen möchte ſie ſterben mit dem Geliebten.

Er weinte ſehr ſelten, aber er weinte jetzt; und er fühlte ſich leichter durch dieſe Thränen.

53.

Du, lieber Leſer, der Du vielleicht auch einen geliebten Vater verlorſt, und dem vielleicht jetzt ſein theures Bild erſcheint, wirſt ihn nicht tadeln wollen über ſeine Thränen. Doch traurig iſt es, daß ihm auch jetzt noch nicht das höhere Leben im Tode aufgehen wollte, und daß er unſägliches Elend fand, wo nur tiefe, aber ſtille Trauer ziemte, wie ſie ihm auch in jenem früheren Momente, den wir durch ſeine Rede bezeichneten, zu Theil geworden war. Leider aber verſchwand dieſer Augenblick bald, und der dunkel zerreißende Jammer kehrte noch oft zurück.

In einem ſolchen Zuſtande trat einſt Chriſtian, der ſich noch immer in der Gegend aufhielt, obwohl Niemand wußte wo, zu ihm in das Zimmer und ſagte: Ihr ſolltet erröthen vor Eurem Schmerz, Euer Vater verdiente den Tod, denn er war wirklich gut.

Da griff Leopold, heftig zürnend über das ſeltſam klingende Wort, nach dem Schwerte; doch da es halb gezogen war, faßte er ſich, ſtieß es in die Scheide zurück und ſagte: Ihr ſeid mein Gaſt, das ſchützt Euch. Bei Euerm Anblick friert mein Blut zu Eis, doch iſt ſelbſt heiße Qual mir lieber als der Froſt, den Ihr mir gebt.

Chriſtian, ohne Zorn, hob nur den Finger warnend in die Höhe; aber er erhöhete dadurch die feindliche Stimmung, die gegen ihn in des Grafen Bruſt Raum gewonnen hatte. Der Haß, ſo ſcheint es, kühlt ſich nur an der Leidenſchaftlichkeit des Gegners ab und ſtürmt nur heftiger gegen die Ruhe deſſelben an, die, als eine ſichtbare Ueberlegenheit, wenn auch nur als ihr nachgeahmtes Bild, beleidigt und verletzt. Dem Heftigen iſt nur wohl, wenn er der Heftigkeit begegnet.

54.

Die Prüfungen des Grafen hatten noch nicht ihr Ende erreicht, ja es war, als ſtehe ihm noch das Härteſte bevor. Sein muthiger und ſonſt ſo fröhlicher Geiſt würde gar manches andere herbe Geſchick mit Leichtigkeit zu beherrſchen gewußt haben, aber das, was ihn jetzt betraf, war hinreichend, ihn bis in's Innerſte zu ſchrecken und darnieder zu ſchmettern. Krankheit und Tod, für ihn das einzige wahrhaft Widerwärtige und Furchtbare auf Erden, ſollten jetzt faſt einheimiſch werden in ſeinem Hauſe.

Als er einſt mit Eliſabeth und Ferdinand im Garten ſeines Schloſſes ſaß, und die lauen Lüfte des Frühlings ſeiner ewigen Sehnſucht nach dem Vater von Neuem Sprache gaben, da umfaßte er zuletzt faſt krampfhaft die geliebte Gattin und das theure Kind, gleichſam als wolle er, in Angſt, ſich recht innig überzeugen, daß ſie noch da ſeien.

Gottlob, ſagte er dann mit kräftiger Stimme, Euch habe ich, Euch halte ich, Euch faſſe ich, ich laſſe Euch nie aus den Händen. Euch ſoll mir Niemand rauben.

Eliſabeth erſchrak faſt vor den leidenſchaftlichen Worten und erwiederte ſanft und leiſe: Und Du wirſt uns haben, auch wenn Du uns nicht mehr faſſeſt und hältſt. Wir lieben Dich ja ſo ſehr, und darum können wir Dir nie fern ſein.

Da ſagte das Kind ſehr freundlich: „Ich komme am erſten zu dem Großvater und vielleicht recht bald.“ Es ward dann ſehr blaß und ganz ſtill.

55.

Eliſabeth nahm das Kind in ihre Arme und ſagte dann mit einem tiefen Seufzer und hinaufblickend zu dem reinen blauen Himmel, um von dort her Troſt zu empfangen: Auch Du, mein Ferdinand? O Gott! werd' ich es denn vermögen?

Leopold fragte raſch, und ſie erwiederte: Unſer Kind iſt krank. Dann, ſorgſam ihn auf ihre Arme nehmend und an ihrem Buſen ſchützend, brachte ſie ihn in das Schloß zurück.

Der Graf blieb allein im Garten, ſchüttelte langſam den Kopf, erzwang dann ein lautes Lachen, und da ihn ſeine eigenen Töne befremdeten, ſo ſagte er, gleichſam ſich ſelbſt zu beſchwichtigen: Es iſt wirklich das Beſte, zu lachen.

Dann ſetzte er mit tiefer Bitterkeit hinzu: Wahrlich, es iſt das Beſte, zu lachen; denn wenn hier geweint werden ſollte, ſo dürfte es wohl ſchwerlich beim Weinen bleiben. Triebe der Himmel Spott mit den Menſchen, ſo dürfte man ja auch wohl des Spottes müde werden und den Ausweg ſuchen, und der ... iſt ja nicht ſchwer zu finden. Darum lachen, lachen! Es iſt das Beſte.

56.

Der kleine Ferdinand gehörte zu den ſchönen, zarten und frommen Kindern, über deren Beſitz man ſich nur mit einer gewiſſen Bangigkeit freut, weil man nicht wohl begreift, wie ſie mit ihrer Zartheit einſt die Welt beſtehen werden, die, wie man ſagt, ſich mitunter eckig und widerſtrebend und hart zeigen ſoll. Wohl hilft bei manchen dieſer Kinder eine gewiſſe liebende Strenge und regelmäßige körperliche Abhärtung, doch finden ſich auch andere, die trotz aller Bemühung, ihnen einige Derbheit zu geben, ſtets bleiben, wie ſie ſind. Man laſſe ſie rennen und jagen, ſchwimmen und graben, um ſie an die Erde zu gewöhnen; dennoch ſcheint es, als bleibe ſie ihnen ewig ein fremdes Element *).

Es iſt, als zöge ſie Alles nach dem Himmel zurück, der ſie der Erde nur auf eine kurze Zeit geliehen zu haben ſcheint; und das milde Liliengeſicht, der meiſtens nach oben hinſchwebende Gang, der fromme Augenaufſchlag und die oft, ohne daß ſie es wiſſen, gefaltenen Hände — das Alles deutet hin auf eine baldige Abrufung. Denn nur ſo, mit dieſen ſanften Worten ſollten wir den Tod ſolcher Kinder bezeichnen.

57.

Eliſabeth ſaß mit trockenem Auge und gequältem Herzen an dem Bette ihres Sohnes. In ihr war Alles Ein unendlicher Jammer, denn ſie ertrug das Höchſte, was der Menſch ertragen

---

*) Manche Mütter pflegen deßhalb wohl gar ihren ganz frommen und rührend gehorſamen Kindern gewiſſe kleine Unarten anzuwünſchen, gleichſam als wenn dieſe letzteren ihnen erſt den längeren Beſitz der Lieblinge ſichern könnten. Ueberſetze man nur jenen oft unbeholfen ausgeſprochenen Wunſch in die reine mütterliche Liebe, die ja eben nichts weiter will, als liebend feſthalten, ſo werden wir ihn gar wohl vergeben können und im Hintergrunde nichts eigentlich Irreligiöſes darin finden.

kann: ſie mußte ein geliebtes Weſen leiden ſehen, ohne daß ihm irgend ein angewandtes Mittel helfen konnte. Wie leicht, wie erfreulich leicht wäre es ihr geweſen, wenn ſie die Schmerzen ihres Kindes ſelbſt hätte übernehmen und ſtatt ſeiner erdulden dürfen; aber den Jammer ſchauen und nicht helfen können, die Mutter des Kindes Jammer: das iſt es, was wir Männer wohl nur ſchwach ahnen können.

Und auch in dem ſonſt ſtillen und tief geduldigen Herzen iſt dann zuweilen eine entſetzlich ſchmerzensvolle Frage an den Himmel. Und keiner Frage wird Antwort von obenher, wenn auch nur die leiſeſte Bitterkeit ihr beigemiſcht iſt. Aber Eliſabeth blieb mildfromm gegen den Himmel, und auch in der heißeſten Sehnſucht, mit ihrem Kinde zu ſterben, — ein Sehnen, dem eine Mutter in gewiſſen Momenten wohl nicht wehren kann — war dennoch tiefe Unterordnung ihres Willens unter den des Himmels.

58.

Nicht ſo Leopold. Das Trübe, was ihm ſeit ſeiner Zurückkunft aus dem Kriege begegnet war, hatte nach und nach ſein Gemüth faſt feindlich verſtimmt. Er war nur an Heiterkeit gewöhnt und konnte ſich nimmer mit dem Kummer vertragen, den er recht eigentlich haßte und verachtete; ja, was das Schlimmſte iſt, nicht ſelten langweilig fand. Doch war er wieder zu gut, um der edlen Trauer in ſeinem Herzen zu wehren. So hatte er das frühere, ſonſt nicht angefochtene, innere Gleichgewicht verloren, und wilde Heftigkeit wechſelte mit kranker Wehmuth in ſeiner Seele. Und Er, in ſolcher Gemüthsſtimmung, ſollte jetzt das Herbſte erleben: er ſollte ſein Kind leiden ſehen!

Selbſt zu leiden, ſagte er mit blitzenden Augen, die der ruhig ſcheinenden Stimme ſeltſam widerſprachen, ſelbſt recht tüchtig zu leiden, iſt dagegen eine Art von komiſcher Ergötzlichkeit, eine ſüße Luſt, ein munteres Frühlingsjauchzen. Auch einen Erwachſenen, einen Mann kann ich noch mit erträglichem Gleichmuth ſeufzen hören — ſchrie der Mann, ſo dürfte ich gar lächeln — er kann ſich doch wehren, er kann ſeine Bruſt wie einen Ambos dem Schickſal unterlegen und ſagen: Schlag nur zu mit den ewig kalten Fäuſten, ich lache Deiner. — Aber, daß ich Dich, mein vielgeliebtes Kind, ſoll leiden ſehen, mit deſſen milden Schmerzenszügen ſelbſt der roheſte Barbar Mitleid haben würde, das — das — o nichts davon! Mir ſchwindelt, wenn ich mir das eigne Leiden nenne.

59.

Ferdinand richtete ſich im Bette auf und ſagte mit ſtiller Stimme, indem er mit dem kranken heißen Händchen des Vaters Wange ſtreichelte: Nicht traurig, guter Vater, nicht traurig ſein: es iſt ja bald vorüber.

Eliſabeth, zerriſſen zwiſchen des Gatten Bitterkeit und des Kindes geduldigem Weh, ſagte den göttlichen Spruch aus der heiligen Schrift, der die Seligkeit der Leidtragenden preiſt; und ſie ahnete wenigſtens ſeine Bedeutung, als ſie ihn auszuſprechen wagte.

Aber es giebt Augenblicke, wo den erregten Menſchen das Göttliche nicht nur nicht anſpricht, ſondern — es iſt ſchmerzlich auszuſprechen — gerade am herbſten empört und wild auflodern läßt. Mancher Mann trägt neben dem ſtillen Gotteslamme und dem tapferen Löwen, die er in ſeiner Bruſt tragen ſoll, auch noch einen reißenden Wolf in ſich, der in guten Stunden nur angekettet liegt, aber in böſen Augenblicken ſich heulend Bahn bricht. Dann allein iſt der Menſch gefährlich; denn er glaubt ein Recht zu haben, gefährlich zu ſein.

60.

Das iſt es, ſagte Leopold bitter, ſo ſeid Ihr; ich kenne Euch wohl. Eure Tugend, Eure Geduld zieht eben das Schickſal an und fordert es auf, das mit gewöhnlichen Menſchen ſich nicht gern gemein macht. Aber mit guten, ſtillen, frommen Menſchen, da iſt es der Mühe werth, die bekämpft es gern, gegen die hebt es die Krallentatze mit Luſt. —

Siehſt Du, Eliſabeth, wie unſer armes Kind leidet; aber ich kann es Dir nicht verhehlen, daß Du doch wohl einige Schuld dabei haſt. Da wird es zu einem Engel erzogen, und die Erde ſtößt den lieben Engel weg und weiſt ihn, den unheimlichen Gaſt, zu dem Himmel hin, dem er angehört. Ob wir darüber mit zu Grunde gehen, das kommt nicht in Frage. Hätteſt Du ihn zu tüchtigen erträglichen Fehlern und luſtigen Unarten angehalten, wahrhaftig wir behielten ihn und hätten doch unſere Freude an dem Jungen. So aber, bei allzu großer Tugendhaftigkeit, will er uns nun allein laſſen, als wären wir ihm nicht gut genug. — O, mir iſt bös zu Muth vom Zuſehen beim Leiden; und es mag auch wohl nicht für Menſchen zu ertragen ſein, am wenigſten für Vater und Mutter. Ja, ja, wenn man dabei den Verſtand verliert, ſo weiß man doch, wie es gekommen.

61.

Eliſabeth bot jede Kraft ihrer Seele auf, um den letzten Troſt, den der Menſch nur auftreiben kann, dem Gatten zu reichen. Sie blieb ſtandhaft, denn ſie litt nicht, daß ein anderer Gedanke ſich in ſie hineindränge, als der an Gott und den Erlöſer.

Als aber endlich die hart entſcheidende Minute kam, als das Kind an ihrem Buſen den letzten Athem verhauchte, da verließ ihren durch unendliche Anſtrengung erſchöpften Körper die Kraft, und eine wohlthätige Ohnmacht deckte ihre Sinne. Die eine Hand war nach ihrem Gatten ausgeſtreckt, die andere gen Himmel.

Die Frauen, die ſie bedienten, traten ſtill weinend herbei und brachten die Kranke zur Ruhe, und wohl konnte man an der ſtill beſonnenen und rührend emſigen Sorgfalt, die ſie anwandten, erkennen, wie werth und theuer ihnen ihre Gebieterin war. Das Leben kehrte zurück, und ihren ganzen, grenzenloſen Verluſt nun erſt überſehend, faltete ſie die Hände und ſagte: „Bete Du für den Vater, mein geliebtes Kind, für den armen Vater und für die arme Mutter, Du, Ferdinand, der Du jetzt ein ſchön verklärter Engel biſt und Gott näher als wir.“

Sie konnte nun aus tiefſtem Herzen weinen, und bald ſank ein wohlthuender Schlaf auf ihre Augen, und Gott ſandte einen milden, tröſtenden Traum, der das heiße Herz der verarmten Mutter freundlich kühlte. Für das rein fromme Gemüth entſtrömt oft wunderbar ein erquickender Himmelsthau, über den die irdiſche Sprache nicht genügend zu reden vermag. Und ſo möge ſie auch hier beſcheiden zurücktreten.

62.

Doch nicht Leopold theilte jenes göttliche Geſchenk, das ſich auch wohl nicht theilen läßt, wenn die eigene Bruſt nicht ſchon Frieden und Klarheit hat, um es würdig zu empfangen. In ihm war Alles ſtill geworden; aber es war die ſturmdrohende Stille der nüchternen Verzweiflung, die ganz irre geworden iſt an der Bedeutung des Lebens und des Todes.

Ich hätte ihn wollen zu einem recht guten Menſchen bilden, meinen Ferdinand — ſo ſagte jetzt der Graf zu ſich ſelbſt — er hätte ſollen aufwachſen zu aller Menſchen Freude. Von meinen Fehlern, die denn doch auch vielleicht ſo ungeheuer gräßlich nicht ſind, hätte er ſollen auch nicht einen abbekommen, davor wäre er ja wohl zu bewahren geweſen, und von dem, was gut und recht in mir iſt, hätte ſollen eine ganz neue verſchönerte und rein geglättete Auflage in ihm entſtehen. Ich hätte mich wollen ganz ſeiner Erziehung widmen; es iſt ja Friede, und ich habe wohl Zeit dazu. Nun, die Zeit iſt geblieben; aber mit der Erziehung iſt es eben nichts geworden, obwohl ich es ganz gut meinte. Es iſt nichts mit den Planen, die die Menſchen machen, und man ſollte es ſich ganz abgewöhnen.

Eliſabeth, ſanft und liebevoll wie immer, rechnete leicht die traurige Bitterkeit ab, die in dieſen Worten lag, und obwohl krank und den Verluſt zarter und tiefer fühlend, als der Vater es vermag, ſagte ſie: Gewiß meinteſt Du es gut und edel; aber jetzt übernimmt ein *Höherer* die Erziehung unſeres Kindes, der ſchon hier auf ſeiner irdiſchen Laufbahn die Kindlein zu ſich kommen ließ. Daran wollen wir uns recht halten, mein Leopold, ſonſt wären wir ja zu unglücklich und wir vermöchten es nicht zu tragen. Und wenn ich es je vergeſſen ſollte, ſo erinnere Du mich.

63.

Es iſt ſehr ſchmerzlich zu ſagen, aber es iſt entſchieden und wahr, daß es Augenblicke in dem Leben eines Menſchen geben kann, wo ihn ſelbſt die Aeußerung der höchſten und zarteſten Tugend *verletzen*, ja *empören* kann, weil er das ganze Erdendaſein für zu gering und *gemein* hält, um die himmliſche Milde an daſſelbe zu *verſchwenden*.

Ein ſolcher Augenblick war jetzt über Leopold gekommen.

Er fühlte ſich dergeſtalt im Innerſten verfinſtert, daß er Mühe hatte, eine heftig bittere Antwort zu unterdrücken. Ein unruhiger Geiſt trieb ihn irre im Schloſſe umher, endlich blieb er an einem Fenſter der einſamen Gallerie ſtehen und ſah hinaus in die Gegend. Der frühe Lenz hatte dem Winter von Neuem weichen müſſen, der ſich mit Uebermacht in den zarten

Mai gedrängt und deſſen liebliche Schöpfung zu zerſtören drohte. Dunkelgraue ſchwere Regenwolken hatten den Himmel umzogen, eine frühe Dämmerung war hereingebrochen, und der Graf ſchauete finſter in die trübe Gegend hinein.

Jenſeit des Schloßhofes hatten die Knechte ſich um ein großes Feuer von Reisholz gelagert, das ſie noch immer vermehrten, damit es deſto ſtattlicher in der Ferne leuchte. Ein Alter ſaß in der Mitte und ſchien zu erzählen, während die Andern, dem Anſehen nach, mit Theilnahme zuhörten. Leopolden verdroß der Anblick, denn er meinte, daß ſie, wie in den Tagen guter Ordnung, ſich um den Alten verſammelt hätten, damit er ihnen luſtige Mährchen erzähle. Aber er irrte. Der Alte ſprach von dem ſeligen Grafen, von dem ſeligen Kinde, und wie jetzt die alte Luſt und Freude ſo ganz aus der Burg gewichen ſei.

64.

Der Graf lehnte noch am Fenſter, und um ſeinem Schmerze tiefere Stacheln zu geben, ſo wiederholte er ihn ſich mit deutlichen Worten: „Den Freund verloren, den Vater verloren, das einzige Kind verloren, die edelſte der Frauen krank, gewichen aus meiner Bruſt die Hoffnung und die Freude, in greulichen Augenblicken auch der Glaube, fühlend, daß die Kraft vergehe, und keine Hülfe. So, ſo ſteht es mit mir.“

In dieſem Augenblicke berührte eine kalte Hand ſeine Schulter, er ſah um und erkannte den Fremden, der, wie ein ſtarr gewordenes Nebelbild, in der Dämmerung daſtand.

Chriſtian ſagte ruhig: Das iſt nicht gut, nicht chriſtlich, ſo zu trauern.

Da ergriff den Grafen bei dieſen hart mahnenden Worten das Gefühl des Haſſes, das er ſo oft ſchon hatte unterdrücken müſſen, mit verdoppelter Gewalt, und jede Rückſicht verſchmähend, rief er aus: Du graues, widerwärtiges Weſen, kommſt Du, Dich an meiner Qual zu weiden, und willſt wohlfeile, armſelige Worte mir zuwerfen? Du eiſiges, tückiſch lauerndes Weſen, Du unſeliger Nichtmenſch, an Deinen Ferſen hängt der Fluch, und Du ſchleppſt ihn mit Dir nach in die Wohnung guter und traulichliebender Menſchen, die ſonſt ſo fröhlich waren unter dem heitern Sonnenlicht. Zauberer, Geſpenſt, Kobold, Teufel vielleicht! ſieh, ich fürchte Dich nicht, denn, obwohl ein ſündiger Menſch, ſo bin ich doch ein chriſtlicher Ritter und rufe Dir zu in Dein nächtiges Antlitz: Du mordeteſt meinen Freund, meinen Vater, mein Kind. Zieh Dein Schwert und ſteh' mir Rede!

65.

Der Fremde blieb in ſeiner Stellung, aber er erwiederte mit ſtiller Rührung: Ich fühle wahres Mitleid mit Euch. Ich bin kein Zauberer, und Niemand darf mich fürchten. Was Ihr erlittet, hat Gott verhängt. Betet ſtill und demüthig, damit der Himmel gnädig auf Euch blicke.

Aber das Wort „Mitleiden" war ein neuer Gifttropfen in das heiß empörte Herz des Grafen. Er riß ein Schwert von der Wand und reichte es ihm: Da nimm und ſtell' Dich mir! ich will, Du ſollſt mir Genugthuung geben.

Chriſtian nahm das Schwert und ſagte: Zwei Zimmer von hier liegt die Gräfin krank, die edelſte der Frauen, die Gott Euch noch erhalten möge, denn ſie iſt Euer guter Engel. Soll wilder Lärm den ſanften Schlaf ſtören, den ſie ſo ſehr bedarf?

So folgt! rief der Graf. Dort unten, wo das Feuer leuchtet, ſei der Kampfplatz.

Bei dem Anblick des Grafen, der mit entblößtem Degen raſch voranging, und des Fremden, der ohnehin Allen unheimlich dünkte, verließen die Knechte die Sitze, und ein Wink wies ſie in die Burg zurück.

Der Kampf begann, doch von Chriſtian's Seite auf eine ſo kraftloſe Weiſe, daß ein ruhiger Zuſchauer wohl hätte bemerken müſſen, er fechte nur, um dem Grafen Genugthuung zu geben, den er wider Willen beleidigt hatte. Oft ſchon hatte Leopold's ſcharfer Degen Schultern und Arm des Fremden getroffen, aber es ſtrömte kein Blut, endlich traf die Spitze des Eiſens ſichtbar und mit großer Gewalt auf die Stelle des Herzens, aber der Stahl zerſprang, und Chriſtian ſtand unverletzt da. Man konnte in ſeinem Blicke die tiefſte Wehmuth erkennen.

65.

Jeſus Maria! rief der Graf mit Entſetzen und trat einen Schritt zurück. Er ſchien in eine gewiſſe Tiefe der Geiſterwelt zu ſchauen, in die das ſterbliche Auge nur mit Schauder blickt, weil in dem Tiefblick die Strahlen des freundlichen Erdenlebens zu verlöſchen drohen.

Es ſei genug, ſagte der Fremde und warf den Degen weg. Könnten menſchliche Waffen mich tödten, Du hätteſt mich gut getroffen; und gewiß, Du hatteſt es, obwohl zürnend, doch gut gemeint.

Wer biſt Du? rief der Graf, bei dem allmächtigen Gott, der dort über dem tief dunkeln Himmel auf uns niederſieht, beſchwöre ich Dich: Wer biſt Du?

Da legte der Fremde ſeine beiden Hände ſanft auf Leopold's Schulter, ſenkte ſein Haupt an ſeine Bruſt wie an die eines verſöhnten Feindes, dem er ſich nun mit neuer Liebe hingeben durfte, und ſagte langſamer: „Ich bin der, der nicht ſterben kann.“

67.

Leopold ſchauderte zurück, doch vermochte er noch nicht, das Entſetzliche zu begreifen. Er ſchwieg eine lange Zeit, während der Wind die Flamme hoch aufjagte, die das Antlitz des Unſeligen grell beleuchtete. Endlich fragte er, wie einer, der von einem böſen Traum aufgeſchreckt wird, an den er noch nicht recht glaubt: Wer biſt Du? Ich hörte ſo fremdartig Trübes, daß ich es nicht zu begreifen vermag.

Der Fremde wiederholte die alte Antwort: Ich bin der, der nicht ſterben kann.

So darf ich Dich nicht Chriſtianus nennen?

Nenne mich ſo; es iſt mein höchſter Wunſch, ſo heißen zu dürfen. Einſt, vor vielen hundert Jahren nannten ſie mich Ahasverus, ein Name, der mir traurig tönt.

Ahasverus? rief der Graf, wie iſt mir denn? Du wärſt der, den wir den ewig Wandelnden, nie Ruhenden — nennen?

Der Fremde bejahete ſchweigend. Dann ſagte er: Faſſeſt Du nun, warum ich die Todten glücklich preiſe? — Und, o möchte es mir gelungen ſein, Dich die Göttlichkeit und Seligkeit des Todes kennen gelehrt zu haben, der unendlich höher und milder und ſüßer iſt, als das arme Leben. O glaube mir, der ich es kenne.

68.

Der Graf ſank auf ſeine Kniee und betete zu Gott um Klarheit und Erleuchtung, während ſein Gemüth ſchon die Klarheit ahnete. Dann ſtand er gefaßt und beſonnen auf und ſagte: Noch iſt mir Vieles räthſelhaft und dunkel; darum, wenn Du mich einmal würdigteſt, Dich mir zu nahen, um mich zu belehren, ſo rede weiter und ſage mir: Wie kam ſo großer Jammer über Dich?

Ahasverus erwiederte: Frage die alten verſtaubten Bücher, ſie werden Dir ſagen, was mir zu ſchmerzlich iſt zu erzählen. Frage mich nicht.

Er ſchwieg abermals eine geraume Zeit, und der Graf wollte nicht weiter in ihn dringen. Doch jetzt, nach einigem Beſinnen, fuhr jener fort: Wenn ich aber mein Tagewerk bei Dir rein vollbringen will, ſo darf ich wohl nicht ganz ſchweigen. Darum muß ich; doch nur kurze Worte kann ich Dir geben; Ausführliches vermag ich nicht, denn es fällt mir zu hart und zu ſchwer.

Sie ſetzten ſich neben das Feuer, und Ahasverus erzählte:

69.

Siehe, mir hatte Gott der Herr die große Gnade angedeihen laſſen, daß ich geboren werden ſollte in der Zeit des Heils, da die Verſöhnung der Welt begann, da der einige, göttliche Sohn, aus inbrünſtiger Liebe für die Menſchen, menſchliche Geſtalt annahm, um für ſie zu leben, zu leiden und zu ſterben. Mir ward das unſägliche Glück, Ihn, den Herrlichen, den Himmliſchen, von Angeſicht zu Angeſicht zu ſchauen und ſanfte Worte der tiefſten Weisheit zu hören von ſeinen milden Lippen.

Ich lebte in Jeruſalem, ein wohlbegüterter Mann, dergeſtalt, daß ich nicht zu arbeiten brauchte, ſondern bequem und behaglich meine Tage hinleben konnte. Leider that ich das und verlor ſo den nothwendigen Ernſt des echten Lebens, das nur in innerer Andacht gedeiht, und obwohl mein Gemüth nicht bösartig war, ſo ruhete es doch jetzt auf einem ſchalkhaftigen ſeichten Grunde. Wenn ich Dir ſage, das ich ſehen mußte, um zu glauben, und ſogar höhnend zweifelte, wenn ich nicht ſah, ſo wirſt Du meinen gefährlichen Zuſtand begreifen.

Dennoch war ich nicht ſo ganz und gar verblendet, um nicht in einzelnen Stunden die Heiligkeit und Größe des göttlichen Lehrers zu ahnen. Nur wirkte dieſe Anerkennung nicht auf den Grund meines Gemüths, das nach wie vor ſeine Götzen hatte in der ſichtbaren Welt, und ihren oft thörichten und verdammlichen Lüſten anhing.

70.

So oft aber meine Genoſſen in blinder Unverſtändigkeit den Herrn anzufeinden und zu tadeln wagten, es werde am Ende mit ihm doch nur auf eitel Jammer und Hohn hinauslaufen, ſo ſprach ich heftig dagegen und ſagte vermeſſen, wie einer, der nicht irren kann: Ich weiß das beſſer. Dieſer überaus kluge und gelehrte Herr wird euch Alle noch zu Schanden machen. Jetzt freilich lebt er und zeigt er ſich nur in geringem Aufzuge und in abſonderlicher Demuth; doch wartet nur das Ende ab. Da wird er plötzlich auftreten im ſtolzen Purpurmantel und mit gebietendem Zepter, und gern will ich mich dann zu ſeinem getreuen Unterthan bekennen, denn er iſt der Klügſte und Achtbarſte von Allen, welche leben, und verdient zu herrſchen.

Iſt er doch ſogar, fuhr ich dann wohl fort, ſo weit in die Tiefen und Geheimniſſe der Natur eingedrungen, daß er unheilbar ſcheinenden Kranken die Geſundheit, ja halb verweſten Todten das Leben wieder geben kann. Ich ahne, er wird noch Größeres thun und den irdiſchen Tod ganz vernichten. Dahin muß es kommen, denn überall (wir wollen es uns nur geſtehen) im Leben und im Lernen und in der Freude ſtört uns recht widerwärtig der Gedanke des allzu kurzen Lebens und des nahen Todes. Das wird Er enden. Auch wird Er unſer armes Volk wieder mächtig machen, und wir werden ihm unſeren Arm nicht verſagen, wenn er anders deſſen bedarf, da er kräftig genug iſt, um Alles durch ein bloßes Wunder zu bewirken.

71.

So ſprach ich oftmals, thöricht wähnend, nicht bloß, daß ich das Rechte getroffen haben *könnte*, ſondern auch, daß ich durchaus Recht haben *müßte*, und ſo war ich denn in meiner Vermeſſenheit viel weiter noch von Ihm, dem Heiligen, entfernt, als ſelbſt das rohe Geſindel, das ich belehren wollte, da dieſes in ſeiner Blindheit nur mit dem Haufen ſchrie und gar keine eigene Meinung hatte.

Jetzt komme ich auf das, was meine Sünde vollendete. Laß mich kurz ſein.

Oftmals hatte der Herr geſagt: „Mein Reich iſt nicht von dieſer Welt;“ aber ich Elender hatte ihm meine erbärmliche Klugheit geliehen und gemeint, er ſage das nur, um ſeine großen, irdiſchen Zwecke zu erreichen.

Nun aber ward er verrathen, verlacht, verſchmäht, verſpottet, mißhandelt — o, laß mich nicht daran denken, wie die Erde ſich damals entweihte, indem ſie *den* ſchlug, der ſie liebend errettete. Er ward verurtheilt zum Tode der Verbrecher, der gemeinſten Sünder und Sklaven. Meine Genoſſen verlachten mich, wiederholten, was ich geſagt und wie von allem Dem nun nichts erfüllt werde. Noch hoffte ich auf ein

Wunder, denn daß ich ganz geirrt haben ſollte, vermochte ich nicht anzunehmen.

72.

Doch nun ging der Todeszug durch die Straße, in der ich wohnte. Ich ſah Ihn, den Herrn, gebückt unter der Laſt des Kreuzes, herannahen, unter dem Hohngeſchrei der verruchten Menge, und ſo ganz zurückgeſchreckt von allen meinen vermeſſenen Hoffnungen, überfiel mich — o, daß ich es ſagen muß! — ein grenzenloſer Haß gegen den, den ich betrachtete als einen, der mich und viele Tauſende täuſchen wollte. Da kam der Zug vor mein Haus, und unſer Herr, tief ermattet im unendlichen Seelenleiden über die Sünde der Menſchen, denen er liebend ſich geweiht, ſetzte ſich mit dem Kreuz, das ſein heiliges Blut trinken ſollte, auf die ſteinerne Bank an meiner Wohnung, um einige Augenblicke zu ruhen. Denn Er, der Gott, hatte ja, uns zu Liebe, menſchliche Geſtalt und menſchliche Schwachheit angenommen.

Und ich, wüthend und verworren, daß alle meine Hoffnungen ſollten zu Schanden werden, ſprang jetzt auf, und — wehe mir! — ich trieb ihn ſtürmend hinweg von dem Ruheſitze, und mit verruchter Zunge ſprach ich ſchmähende Worte gegen Ihn aus, die Satan ſelbſt nicht greulicher und bitterer hätte erfinden können. —

Milde, wie immer, ſtand jetzt der Herr auf und faßte wieder das Kreuz. Dann ſah er mich an, lange, ſtrafend, aber mitleidig, — o, es war ein Blick, den Engelzungen nicht auszuſprechen und zu beſchreiben vermögen. Endlich ſagte er: „Wohlan, ſo habe denn, was Du verlangſt, ſo lebe denn, lebe, wie noch Keiner lebte, lebe und ſtirb nicht, bis auch Du gereift, zu ſterben werth biſt.“

73.

Dann ging er ſtill weiter auf dem bittern Todeswege, und mein Urtheil war nun geſprochen. Die Sonne wollte den Frevel nicht ſchauen, als die Menſchen ihren Erlöſer tödteten, die Erde zitterte in ihrem Innern, und der Himmel hüllte ſich in dichte trauernde Finſterniß. Da neigte Er ſein Haupt, und das größte Werk, das je im Himmel und auf Erden unternommen worden, war vollbracht.

Wie es in meinem Gemüthe ausſah, ſprechen Worte nur ſchwach aus. Jener Eine Blick hatte mir mein ganzes Verbrechen gezeigt, und ich fühlte in jenem Moment etwas, was ihr andern glücklichen Menſchen niemals fühlt und fühlen könnt, einen innigen Abſcheu und vollendeten Haß gegen mich ſelbſt und meine Verworfenheit. Doch ſolches gräßliche Gefühl vermag nicht zu dauern, und mein alter, tiefgewurzelter Leichtſinn, den der Herr gar wohl kannte, nahm bald wieder überhand. Ich dachte: Er iſt ja unendlich gnädig, langmüthig und barmherzig, und irrte darin nicht; aber ich vergaß, daß er auch gerecht und ſtreng iſt, und halten wird, was er verheißen, aber auch halten wird, was er gedrohet hat, und drohen müſſen.

Ich fühlte meinen Körper eiſern, und das that mir, dem Lebensſüchtigen, wohl; aber ich fühlte ihn zu eiſern, ja ganz unantaſtbar; und das gab mir eine unheimliche, ſeltſame Empfindung. Doch hatte ich mir faſt niemals jene Worte des Herrn in ihrem ganzen Sinn zu denken gewagt, ja oftmals ſchien mir jene ganze Scene wie ein trüber Traum, der nur erfunden worden ſei, um mich zu quälen. Ich rang nach Vergeſſenheit, denn ſie nur ſchien mir helfen zu können.

74.

Indeſſen gingen die Monate und Jahre und Jahrzehnte dahin, und um mich her ſanken die Menſchen nach und nach in den ſanften Tod. Er rief von meiner Seite den Vater, die Freunde, die Gattin, die Kinder, die Kindeskinder; nur an mir ging er verſchmähend vorüber. Ein neues Geſchlecht blühte neben mir auf, und ich ſtand wie eine einſame Trümmer, die von der jüngern Welt ſchon nicht mehr ohne Trübſinn und Angſt betrachtet wurde.

Bald war es mit mir dahin gekommen, daß auch nicht Einer mehr aus meiner ehemaligen Genoſſenſchaft lebte. Wo ich hinſah, waren neue, fremde Geſichter, die ich um nichts fragen, mit denen ich keine Erinnerung theilen konnte, und die auch mir nichts zu ſagen hatten. Alles war entfremdet und entfernt und kalt, und nur der Himmel da oben war noch derſelbe, wie in meiner Jugend; aber ich konnte nicht mehr mit Luſt zu ihm hinaufblicken.

Da flog die gräßliche Gewißheit durch mein Herz, daß nun erfüllt werde, was der Herr geſprochen. Er hatte durch ſeinen Tod den Tod beſiegt; und ich ſollte durch mein Leben die Unzulänglichkeit und den Jammer des bloßen Lebens darſtellen. So lebte ich denn fort, und mein Leben war ein immerwährendes Sterben. Ich konnte mich nicht mehr ohne Schauder betrachten.

75.

Ein Jahrhundert war verfloſſen, und meine Haare wurden nicht weiß, und meines Leibes Kraft blieb, wie ſie geweſen war in meiner Jugend. Da fingen die Leute an, mich für einen Zauberer zu halten; doch fürchtete ich mich nicht, denn ſchon damals gab es Augenblicke, wo ich faſt wünſchte, daß ſie nur bald den Scheiterhaufen für mich bauen möchten. Ich Thor hoffte damals noch, die Elemente könnten mich verletzen, mich Elenden, den der Herr gezeichnet hatte. Sie dienen ihm, wie die ganze Natur. Auch taſteten mich die Menſchen nicht an, ſie fürchteten mich und flohen meine Gemeinſchaft, doch gab es auch andere frömmer Geſinnte, die mir ein herzliches Mitleiden ſchenkten, wie ich denn auch daſſelbe in höhern Maß verdiente, als irgend ein Anderer, der jemals gelitten hat auf dieſer Erde.

Ich vermochte dieſen Zuſtand nicht lange zu ertragen; denn ganz unleidlich ward mir endlich der Gedanke, der Gegenſtand der Furcht und des Bejammerns aller meiner Mitbürger zu ſein. Ich verließ Jeruſalem und floh umher von

Land zu Land, unſtät und irre wie Kain, der den erſten Mord beging.

Bald war abermals ein Geſchlecht der Menſchen ausgeſtorben, und dann wieder eins, und wieder eins, und die Geſtalt der Erde hatte ſich faſt verändert, und ich war ein Fremdling geworden überall, und ich konnte nicht mehr ohne Grauen mein eigenes Angeſicht betrachten. Ach! ich konnte nicht mehr beten, denn es war Alles bitter und giftig flammend in mir.

76.

Siehe, da überfiel mich endlich die Verzweiflung mit aller ihrer entſetzlichen Gewalt, ich ergriff den Dolch, um den ſtarren unverwüſtlichen Lebensfaden kräftig zu zerſchneiden. Vergeblich. Es war, als ſtieße ich gegen eine Felſenmaſſe, die Jahrhunderte gehärtet haben. Ich ſtürzte mich in die ſchäumende Fluth, aber die Wellen verſchmäheten mich und warfen mich, wie verachtend, an das Ufer zurück. Ich ſtürzte mich in die Flammen, ich ſprang in die Mündung des ſprühenden Veſuv; aber das reine Element des Feuers wollte den nicht anrühren, der den Herrn beleidigt hatte.

Halt ein! halt ein! rief hier der Graf, ich bin ja nur ein Menſch und vermag nur Menſchliches zu hören und zu faſſen. O ſchreie Dein Elend durch die ganze Welt, daß alle Kniee ſich beugen, und das Gebet aller Menſchen den Himmel durchdringe, daß er ſich Deiner erbarme.

77.

Nach einer Pauſe, in der der Graf ſtill gebetet hatte, fuhr Ahasverus fort:

Jetzt war kein Zweifel mehr an der Vollendung meines Geſchicks, und Alles war auch mir nun ſchauderhaft klar. Wir könnten hier Jahre und Jahrzehnte ſitzen, und Dein Haar könnte grau werden über der Erzählung; darum nichts weiter. Siehe, es iſt ein Jahrhundert nach dem andern verſunken, und ein Menſchengeſchlecht nach dem andern iſt in der dunkeln Zeitfluth untergegangen, um zu einem ſchönern Leben wieder empor zu blühen. Nur ich habe dieſes finſtere Sterbekleid des Lebens noch immer um; und es preßt mich ſehr, und obwohl ich müde bin, todtmüde, ſo ruft der Herr doch nicht. — O weißt Du, was das heißt: Müde ſein und nicht ſchlafen dürfen?

Aber hüte Dich, hüte Dich wohl, mein guter Menſch, mit Ihm deßhalb rechten und zürnen zu wollen, mit Ihm, der ja die ewige Weisheit iſt und die ewige Milde. Ich bin noch nicht gereift für ſeine Gnade: ich fühle das, und in den Stunden der Klarheit geſtehe ich es mir ſelbſt. Du ſaheſt es ſelbſt und empfandeſt es ſelbſt mit Widerwillen: Noch iſt Feindſeligkeit und Bitterkeit in meinem ruheloſen Herzen, und ich höhne dann das Leben, deſſen tiefe und für gute, fromme Menſchen auch gar ſehr erfreuliche Bedeutung mir längſt hätte einleuchten ſollen und in beſſeren Stunden mit ſiegender Gewalt auch wirklich einleuchtet.

Dennoch, ſo hoffe ich, iſt mein Tagewerk bei Dir nicht ohne Frucht geweſen, und wenn ich Dich jetzt verlaſſe, ſo ſag' ich mir, daß ich Dir wohl genützt und einen Nebel zerſtreut habe, der auch Deinen Geiſt umfangen hielt, obwohl Du viel beſſer und edler biſt, als ich damals war, da ich fiel. Aber ruhe Du nicht, ſondern ſtrebe immer weiter nach höherer Milde und Ergebung.

78.

„Du biſt mein Lehrer,“ ſagte der Graf mit Innigkeit, „und mehr, als ich es jetzt in meinem ſchaudernden Geiſte zu denken, mehr, als ich es Dir zu ſagen vermag, danke ich Dir Deine Belehrung, die mein ganzes Weſen erleuchten und kräftigen wird. Ja, Du darfſt Dir ſagen, Du haſt mir mehr genützt, als irgend ein Menſch auf Erden mir hätte nützen können.“

Er ſchwieg eine Weile, in tiefes Nachdenken verſunken. Dann fuhr er fort: „Und Du willſt mich verlaſſen?“

Mein Tagewerk iſt hier vollbracht, und meine Nähe iſt ſtörend für die glücklichen Menſchen. Du wirſt glücklich ſein und fromm: Du bedarfſt meiner nicht mehr. Ich darf nicht ruhen, denn Ruhe iſt nur für die Glücklichen.

„Und ich ſoll Dich hingehen ſehen in die Nacht? und ohne Hoffnung für Dich?“

Hoffe, Du guter Menſch, hoffe und bete für mich. Die Hoffnung iſt ja, wie der Glaube und die Liebe, eine ewige Säule unſrer heiligen Religion. Auch mir ſelbſt nahet jetzt zuweilen eine milde Hoffnung, und mir iſt, als müßten ſich auch meine Augen bald ſenken, um hier nicht wieder zu erwachen. Ich erkenne die Gnade des Herrn in dieſer Hoffnung, denn ehedem war ſie fern von meinem ganz umnachteten Gemüth. Dort, dort oben wird dann auch für mich eine neue Sonne aufgehen, und gebeſſert, verklärt und verſöhnt, werde auch ich mit allen Auserwählten den heiligen Namen des Ewigen preiſen. Bete für mich, bete, daß ich bald einſchlafe. —

79.

Er ſchwieg eine geraume Weile, dann ſagte er:

Drüben im Dorfe ſchlägt es Mitternacht. Selig ſind die Todten, die in dem Herrn ſterben, denn ſie ruhen von ihrer Arbeit, und keine Qual rühret ſie an. Lebe wohl.

Leopold ſagte leiſe: Gott ſei mit Dir und ende milde Deine Leiden. Er iſt ja die Liebe und Milde.

Der Fremde reichte ihm die Hand und ging langſam das Thal hinunter, bis er endlich hinter den alten Eichen verſchwand. — Es ſchien, als weheten jetzt leiſere und wärmere Lüfte, und als wolle der junge Tag erwachen, wie zur Beſtätigung jener großen Hoffnung.

Der Graf verharrte noch einige Minuten im ſtillen Gebet und ſtand endlich mit neuer Kraft und neuem feſten Glauben auf. Auf dem Rückwege nach dem Schloſſe begegnete ihm der Pater, der eben von einem Kranken kam, dem er Stärkung und Troſt gebracht hatte. Es war für den Grafen ein gar angenehmes und ſtärkendes Gefühl, in dieſer geiſterähnlichen Stunde einen wackeren und wohlbefreundeten Menſchen zu begrüßen, und er drückte ihm mit Wärme die Hand, die noch eben Segen geſpendet hatte. Der Menſch findet in der Liebe für den Menſchen den hellen Leitſtern, bei deſſen Leuchten jeder unheimliche Schauder ſchwindet.

Gelobt ſei Jeſus Chriſt, ſagte Ignaz. In Ewigkeit, antwortete Leopold freudig, ja wohl ſei er in Ewigkeit gelobt! — Ihn dünkte, als habe er den herrlichen Gruß noch nie ſo vernommen und noch nie ſo erwiedert. Er irrte nicht, denn er hatte noch nie ſo gefühlt wie heute.

80.

Sie gingen ſtill zuſammen weiter. Endlich nahm der Graf abermals die Hand des Geiſtlichen, und wie man wohl an einen lieben Menſchen ſelbſt ſolche Frage thut, von der man recht gut weiß, wie ſie beantwortet werden muß, und wie auch er ſie beantworten wird, ſo fragte er ihn jetzt: Nicht wahr, mein guter Pater, unſer Herr dort oben kann vergeben, und vergiebt wahrhaftig, wenn er echte Reue ſieht? Und das iſt eine Grundſäule der heiligen Verkündigung?

Er ſandte ſeinen Sohn, erwiederte Ignaz, nur, um uns Gnade zu verkünden, und zu ſuchen, was verloren ſchien.

So wollen wir ſtille ſein und hoffen, ſagte der Graf, recht ſtille ſein und von ganzer Seele hoffen.

Und ſo werden wir ſtark ſein, verheißt die Schrift, ſetzte Ignaz bekräftigend hinzu. Leopold umarmte ihn und ſprach nicht weiter.

81.

Als er in das Schloß getreten, kam ihm Eliſabeth's Kammermädchen entgegen und berichtete, daß die Geneſung der Gräfin faſt ſichtbar zunehme, und der Arzt, der gegen Abend da geweſen, verſichert habe, ihr Leben ſei außer Gefahr, was beſonders ihrer ſtillen Ergebenheit und ihrem ruhig duldenden Gemüthe zuzuſchreiben ſei. Sie genieße ſchon ſeit mehreren Stunden eines ſanften Schlafes, der ſie ſicherlich recht ſtärken werde.

Der Graf reichte der treuen Dienerin, aus deren Auge die Freude glänzte, freundlich die Hand und ſagte: Und Du verſagteſt Dir den Schlaf, um mir noch ſo ſpät in der Nacht die Freudenbotſchaft zu verkünden? Und doch war ich wohl zeither recht finſter und vielleicht gar hart gegen alle meine ſo treue Hausgenoſſen. Ich werde Dir das nie vergeſſen.

Ich war eine arme Waiſe, erwiederte das Mädchen. Was wäre ich ohne die gnädige Gräfin, die unſer Aller hohes Muſter iſt?

Der Graf nickte ihr freundlich zu, dann ging er leiſe in Eliſabeth's Zimmer. Aber er ſtörte ihren Schlummer nicht, ſondern küßte nur leiſe ihre herabhängende Hand. Dann legte er ſich in der Ecke des Zimmers auf ein Ruhebett, und nach ſo manchen langen Nächten ohne Schlaf, ſank heute zum erſten Male wieder ein erquickender Schlummer auf ſeine Augen. Dem beruhigten und ergebenen Menſchen nahet gern der milde Schlaf, und mit ihm der ſtille ſüße Traum.

82.

Als er erwachte, lächelte ihm Eliſabeth freundlich entgegen. Er näherte ſich ihr mit einem ganz anderen Blicke, als geſtern, und ſprach viel Sanftes und Beruhigendes zu ihr, ſo daß ſie ihn mit ſtaunender Freude anſah und ſagte: Du Lieber, wie biſt Du doch heute ſo gar ſehr gut! und doch, wie Unrecht hab' ich, ſo zu reden. Du biſt es ja immer; nur daß nicht eine Stunde ſo günſtig iſt wie die andere.

Nein, Du Gute, erwiederte er, ich fühle, daß ich irrte und der Sünde recht nahe war. Aber ſei ruhig, es wird beſſer werden, es iſt beſſer geworden. Du wirſt mich leiten, und wer ſich Dir vertraut, darf viel Gutes verſprechen, und was vermöchte auch nicht die edle Frau, die ſtark iſt und ſanft, die lieben kann und handeln und dulden.

83.

Aber mit zart beſonnener Liebe ſchwieg er jetzt, um die noch nicht völlig Geneſene nicht zu ſehr zu rühren, wohl wiſſend, daß auch die erfreulichſte Rührung, zu tief erweichend, leiblich ſchaden könne.

Als aber nach einigen Wochen jede Spur von Krankheit verſchwunden, und die ſchöne, wohlgeſicherte Geſundheit zurückgekehrt war, da führte er ſie hinaus in das Freie, wo jetzt der Sommer wohnte in feuriger Kraft und farbiger

Schönheit, und der heiterſte Geiſt der Natur den reichen Teppich ausgebreitet hatte.

Jetzt erzählte er ihr die Geſchichte jener Nacht, und wie die Erzählung des wunderbaren Fremden ſein ganzes Innere erregt und geläutert habe. Da betete Eliſabeth, wie durch eine heilige Pflicht getrieben, zuerſt für jenen Unglücklichen und deſſen Erlöſung, denn der Unglückliche hat die heiligſten Vorrechte. Und dann erſt wägte ſie es, ſich ganz der Freude hinzugeben über den theuren Gatten, der jetzt in freundlich frommer Kraft vor ihr ſtand. — Es ſchien, als ſei eine neue Jugend, ſchöner und zarter, als ſie das Leben allein geben kann, über ihn gekommen.

84.

Sieh, Eliſabeth, ſagte jetzt der Graf, es iſt jetzt in meiner Seele ſehr friedlich geworden, und mehr kann ja der Menſch nicht erreichen. Ich kann in dieſer Gemüthsverfaſſung die Gräber meiner Lieben beſuchen, und der Schmerz um ihren Verluſt bleibt ſtill und klar, und ich verſpreche dann meinem Vater, tief und kräftig und heiter zu ſein, wie er es war ſein Leben lang, und meinem Kinde, die reine Andacht und kindliche Unſchuld des Herzens zu bewahren. Ich fühle, wie herrlich und ſchön das Leben iſt, aber ich ahne auch, wie ſüß und erhaben der Tod ſei.

Da ſenkte ſich nach und nach der Abend hernieder mit ſeinem ruhigen Dunkel, und der Mond trat hervor und wandelte heiter durch die reine Bläue des Himmels, und es erſchienen die Geſtirne alle, die der Nacht bedürfen, um dem Menſchen zu leuchten, und es war, als wollten ſie lehren, daß auch der Menſch nicht der Mittagshelle und des Sonnenſcheines bedürfen ſolle, um zu ſchauen.

Da umarmten ſich die beiden rein verknüpften Menſchen inniger, und ſie fühlten tief, wie ſo ganz nahe Gott den Guten ſei, und wie er ſie ſtets ſtärke, erhebe und beruhige, wenn ſie nur mit rechter Treue an ihm hangen.

Miscellen.

1.

Verflucht — Gottlos — Humor — Ironie.

Manche Claſſe von Menſchen hat ihren aparten Sprachgebrauch, wenigſtens in Beziehung auf einzelne Worte und Redensarten. Nur Eine Probe davon. Jedermann wird einräumen, daß die Worte „verflucht“ und „gottlos“ eine überaus ſchlimme, ja ſchauerliche Bedeutung haben, und dennoch giebt es Menſchen genug, bei denen der rohe Ausruf: „das iſt ein verfluchter Kerl“, ein ziemliches Lob bedeutet und etwa ſo viel heißt als: er habe Haare auf den Zähnen, laſſe ſich nichts anfechten, ſei gewandt und liſtig, u. ſ. w. Daß man ſich ferner eines „gottloſen Mundes“ (vulgo ungenirt: Maules) *rühme*, iſt freilich ſo entſetzlich auffallend, daß es ein übervornehmer Leſer, der nur von einem Salon in den andern tritt, um ſich da mit weichen Damen und milden Herren über Weiches und Mildes zu unterhalten, nicht leicht glauben wird. Wer aber in manchen Kellerwohnungen und Dachſtuben, auf Poſtwagen und Dampfſchiffen geweſen iſt, und dort zugehört und gelegentlich mitgeſprochen hat, der wird wiſſen, daß dieſe letztere Redensart etwa ſo viel bedeutet als: „Ich bin kein gezierter Affe und ſage — beſonders wenn ich genügend getrunken habe — ſelbſt geheimen Staatsräthen, wenn ſie mir nicht gefallen, Alles, was *mir* gefällt, und allenfalls grob, doch witzig.“ — Das Alles iſt freilich widerlich genug, denn von Witz iſt zwar die Rede, aber zur Erſcheinung kommt er bei dieſen Leuten eben nicht. Merkwürdig bleibt jedoch die Sache in jedem Falle, da wir auch in ſchriftſtelleriſcher Sphäre Aehnliches bemerken. Wenn z. B. ein verdorbener Geſell bitterböſe Correſpondenzartikel oder Recenſionen macht, ſo ſchmeichelt er ſich mit der ſüßen idylliſchen Hoffnung, man werde ſagen: „Das iſt doch ein verfluchter Kerl! der verſteht's! Er hat ein gottloſes Maul, aber umſichbeißen kann er, daß es eine Luſt iſt!“ Selten freilich gehen dieſe angenehmen Träume in Erfüllung, denn die Concurrenz ſolcher Geſellen iſt zu groß; man muß es jedoch verſuchen. — Geht man noch einen Schritt weiter, und will ſogar für humoriſtiſch und ironiſch gehalten werden, ſo bietet ſich das bequeme Mittel, nur recht häufig die angenehmen Worte: „Humor“, „Ironie“ u. ſ. w., oder die größeren: „Welt-Humor“, „Welt-Ironie“, u. ſ. w. auszuſprechen und aneinander raſſeln zu laſſen; denn da es ſo oft die bloßen Wörter thun, warum ſollten ſich jene Leute um die Sache ſelbſt graue Haare wachſen laſſen? Neu iſt dieſe Entdeckung freilich nicht; denn der treffliche Corporal Nym iſt ihnen längſt damit zuvorgekommen. Das iſt aber eben der Humor davon, daß dieſer geniale Mann mit ſeinem „Humor davon“, ohne es im mindeſten zu ahnen, heut zu Tage als Statthalter des Humors von einigen Dutzend current - humoriſtiſchen Kritikern und Journalcorreſpondenten daſteht; doch mag nicht in Abrede geſtellt werden, daß ſein werther Genoß, der beleſene Piſtol, einer nicht minder unſterblichen Ehre bei andern Dutzenden genießt. Keiner von beiden hätte es ſich wohl träumen laſſen, daß ſie nach Jahrhunderten eines äſthetiſchen Conſulats gewürdigt werden würden: dazu waren ſie viel zu beſcheiden. „Das iſt aber eben der Humor davon.“

2.

Erziehung.

Die Erziehung vermag ſehr viel und ſehr wenig, denn wie wir uns auch vor dem Gedanken ſträuben mögen, es giebt wirklich vornehme und geringe, edle und gemeine Naturen. Je geringer aber und gemeiner die Naturen ſind, je vornehmer und edler ſoll ſie der Erzieher behandeln; dadurch kann er ſie wenigſtens reinigen und ſie nach und nach zu dem Höchſten bringen, das ihnen zu erreichen möglich iſt. Doch giebt es auch für dieſe ſtiefmütterlich behandelten Gemüther einen Ausweg; nur daß ſie ihn nicht ohne ein Wunder finden können. Dieſes Wunder iſt die Liebe, und zwar die echte, bis in's innerſte Mark dringende. Selbſt eine unſchöne Weide kann, wenn der Blitz aus hohem Himmel ſie in Flammen ſetzt, einen ſchönen Anblick gewähren. Der Baum freilich ſinkt dann bald in Aſche, aber der Menſch, gehöre er auch zu welcher Gattung es ſein mag, geht aus den Flammen ſiegreich hervor und empfängt dann erſt ſeine wahre Geſtalt. Dieſe Flammen aber müſſen, wie geſagt, vom Himmel ſtammen. Amor hat der Fackeln viele, aber nicht alle können die Natur adeln.

3.

Chriſtliche Statiſtik.

Von den tauſend Millionen Menſchen, die etwa auf der Erde herumkriechen, laufen, ſtolziren, wandeln oder ſchweben, möchten etwa ſieben hundert und funfzig Millionen durch Geburt als entſchiedene Nicht-Chriſten zu betrachten ſein. Der Reſt aber gilt als Chriſten und wird alſo genannt, geſchrieben und in der Liſte der geographiſchen und ſtatiſtiſchen Handbücher alſo aufgeführt. Es fragt ſich deßhalb nur, wie viele Chriſten wohl überhaupt unter dieſen Chriſten ſein mögen? oder, um die Frage überhaupt recht in's Große zu treiben, wie viel Chriſten wohl ſeit Chriſtus zu zählen ſein mögen? — Irre ich nicht ſehr, ſo antwortet Lavater: „Kein Einziger.“ Das Maß der Annäherung allein entſcheidet.

Entweder zurück zur Natur oder hinauf zu Gott. — In dieſem Hinauf iſt auch das Zurück mitgegeben und Ruhe, Friede, Sicherheit. Nur bei dem Teufel iſt keine bleibende Stätte.

4.

Eitelkeit.

Des Freundes, der Freundin, der Geliebten Eitelkeit zu beleidigen, ſollen wir uns nie ſcheuen, ſobald wir uns der Liebe bewußt ſind, mit der es geſchieht; aber es giebt auch bei manchen Frauen eine gewiſſe Eitelkeit des Herzens, mit der wir zarter umgehen ſollen. Da wir aber die Zartheit nicht mehr ſo lieben, wie etwa die minneſingenden Ritter der Vorzeit, die doch ſonſt bei ihrer Zartheit ganz außerordentlich kraftreich geweſen ſein ſollen, ſo wählen wir das Bequemſte und ſchlagen, ſobald wir nur etwas Eitles zu wittern glauben, mit der Fauſt und dem Geſetzeshammer ſo ſchrecklich auf den Tiſch, daß die Gläſer und die Frauen zittern. Damit iſt aber wenig gewonnen, denn wenn das Zittern vorüber iſt, ſo denkt die Frau ganz ruhig: Mein Mann iſt ein ſehr vortrefflicher Mann, nur zuweilen ein bischen heftig, und er könnte mich wohl auf eine feinere Weiſe belehren. Doch was iſt es mehr, man ſchweigt und duldet und läßt es gut ſein.

Was aber die Eitelkeit des Herzens ſei, und wie nahe ſie dem edelſten Stolze des liebenden Herzens ſtehe, darüber möchte ich wohl einmal nicht einen Mann, ſondern eine der Sprache und der Feder gewachſene Frau öffentlich vernehmen. Bis dahin wollen die befreundeten Leſer und ich darüber nachdenken; denn wie einſt mein guter Conrector häufig zu ſagen pflegte, ein bischen Griechiſch ziert den ganzen Menſchen, ſo pflege ich wohl zu ſagen: Das rechte Nachdenken ziert nicht bloß, ſondern macht den ganzen Menſchen.

5.

Talent.

Das Talent der Liebe und das Maß derſelben entſcheidet allein über die geſammte geiſtige Bildung, denn nur der Liebe Fähige, Liebe Uebende und Gebende iſt im Stande, ſich im Großen und Ganzen rein menſchlich auszubilden. Dazu kommt noch der überaus wichtige und, ſoviel ich weiß, noch nie betrachtete Umſtand, daß ein Unliebender weder mit Erfolg lehren noch lernen kann. Gegen dieſen Satz giebt es freilich der naheliegenden Einwürfe ſo viele, daß ich ſie nicht anzugeben brauche. Sie laufen am Ende doch nur alle darauf hinaus, daß ja auch der unliebendſte Menſch ſich allenfalls eine Menge hübſcher Muſcheln und Steine, d. h. Wörter, Sprüche, Namen und Jahreszahlen anſchaffen und dieſe mit einer höflichen Manier vortragen und vorzeigen könne. Dieſes Vorzeigen nennt man dann unterrichten, und das Hinſchauen auf dieſelben heißt man lernen. Der Menſch in ſeiner Ganzheit hat aber nichts dabei gewonnen. Fragt euch nur ſelbſt, von wem ihr eigentlich wohl etwas gelernt habt? und ihr werdet antworten müſſen: nur von liebevollen Männern und Frauen. Nur von denen blieb euch etwas; was die Andern ſagten, hatte bald ausgetönt und ausgeklingelt.

Ferner iſt zu bedenken, daß Alles, was ein liebevoller Menſch an Talenten beſitzt, immerdar im Wachſen iſt und ſein muß, da die Liebe ſtets nach Vereinigung und Ganzheit ſtrebt. Im Gegenſatze ſind die Talente des Unliebenden in ſteter Verminderung und dem Verdorren nahe, wie Blumen und Bäume im ſandigen Boden, dem kein befruchtender Gewitterregen zu Hülfe kommt. Es iſt mir immer eben ſo lächerlich als rührend, wenn ich ſehen muß, daß wackere, gediegene liebevolle Menſchen die ſogenannten Talente eines Egoiſten bewundern und rühmen, während ſie doch in wenigen Wochen oder Monaten ſich den ganzen glänzenden Plunder ohne ſonderliche Mühe anſchaffen könnten.

Glänzender Plunder? So iſt's, und ich weiß kein bezeichnenderes Wort für das, was gewöhnlich Talente genannt werden.

6.

Moral.

Teleologiſche Fabeln und Erzählungen, mochten ſie auch noch ſo gut gemeint ſein, ſind mir von jeher meiſt komiſch vorgekommen. Der Mann, welcher die Placirung des Kürbis und der Eichel tadelte, zeigte ſich ohne Zweifel ſehr albern, indem er aus dem großen Ganzen eine Einzelnheit herausriß, um ſie höchſt oberflächlich zu betrachten; ward er aber hinterher klüger, wenn er etwa alſo ſpricht: Ein bischen Naſenblut von der herabgeworfenen Eichel kann man ſich noch allenfalls gefallen laſſen, fiele aber ein Kürbis auf mich, ſo könnte mir das den Garaus machen, und es iſt mir dadurch nunmehr des lieben Gottes Intention deutlich geworden. Wie nahe ſtreift dieſe Anſicht an Superklugheit oder gar Frechheit.

Auch Gellert hat eine ſehr berühmte teleologiſche Erzählung: Als Moſes einſt vor Gott auf einem Berge trat, u. ſ. w. — die ich als allgemein bekannt vorausſetzen darf; wie löſet ſich hier die verworrene Geſchichte? wie lautet der Spruch?

— — — — hier kannſt Du inne werden,
Wie in der Welt ſich Alles billig fügt,
Denn wiß: es hat der Greis, der jetzt im Blute liegt,
Des Knaben Vater einſt erſchlagen,
Der den Verlorenen Raub zuvor davon getragen.

Mit dergleichen hinkender Moral iſt weder zu rathen noch zu helfen.

7.

Beſſerungsanſtalten.

Ein hypergenialer Bettelknabe wurde nach einigen ſchlimmen Streichen in eine gute Correctionsanſtalt gebracht, wo man ihn mit großer Sorgfalt, Strenge und Güte zu beſſern bemüht war. Er betrachtete ſich die Sache genau, ſah, daß die meiſten Kinder ſich ſtill hielten und mäßig arbeiteten, hörte zu, wenn der Prediger zur Tugend ermahnte, wenn die Vorſteher den Kindern zu Gemüthe führten, wie gut ſie es hier hätten, und wie ihre Zeit ſo ſchön zwiſchen beten, ſingen und arbeiten getheilt ſei, und wie doch auch Morgens, Mittags und Abends ihnen eine wohlverdauliche und wohlſchmeckende Speiſe gereicht werde. Vierzehn Tage lang bemühte ſich der Knabe, es ganz ſo zu machen, wie er die meiſten anderen Kinder thun ſah, und ſo richtete endlich einer der freundlichen Vorſteher die Worte an ihn: Nicht wahr, mein liebes Kind, das iſt doch ein ganz anderes Leben, als ſo draußen auf der Straße wie ein nichtsnutziger Bube herum zu betteln und leichtſinnige und heilloſe Streiche zu machen, wie wohl muß Dir jetzt zu Muthe ſein. Da ſah der Junge den wohlgeſinnten Mann mit einem Geſichte an, wie einer, der endlich nach langem Veriren die Geduld verliert. Wie mir zu Muthe iſt, ſagte er endlich, höchſt eklig, jämmerlich und ganz abſcheulich, ſo recht um gleich auf der Stelle des Teufels zu werden. Lieber zehnmal an einem Tage Prügel kriegen, wenn's nur auf der Straße iſt, denn da theilt man wieder welche aus; lieber hungern und durſten, halbe Tage lang und mehr, endlich kommt man doch zu was, und dann ſchmeckt's; und dann die luſtigen Kumpane, mit denen man ſich ſo prächtig prügeln kann und Witz machen, das ſind andere Kerls, als hier die verfluchten artigen Jungens mit den bleichen Haferſuppengeſichtern und mit ihren Redensarten von Unſchuld und Tugend, da möchte man ja gleich vor Mattigkeit umfallen. Nein, nein, lieber hungern und durſten, lieber Prügel kriegen, lieber Alles in der Welt, nur nicht ſich beſſern. —

8.

Zeit.

Die Menſchen haben jetzt alle keine Zeit, und doch ſind ſie von der Zeit mehr als billig befangen, und weder Kant noch Graf Apiani, der mit dem Königsberger Profeſſor völlig einig iſt, würde ſie überzeugen können, daß ſie nur eine Form der Anſchauung ſei, ſonſt aber nicht draußen, ſondern in uns allein zu finden. Das gegenwärtige Geſchlecht hat gewiſſermaßen gar keine Vergangenheit, weil es die Mühe ſcheut, dieſelbe kennen zu lernen und zu ſtudiren, deßhalb aber haben ſie auch keine rechte Gegenwart, eben weil ſie nur Gegenwart haben, d. h. eine ſolche, die an nichts hängt und, in der Luft ſchwebend, alle Tage eine andere iſt. Alle Tage auf ein neues ſchwimmendes, mit ein paar bunten Giftblumen bewachſenes Inſelchen, oder auch nur auf eine Eisſcholle hinzuſpringen, das iſt ihr Geſchäft.

9.

Gefühl und Wort.

Dieſe Scene will nur gefühlt und nicht beſchrieben ſein, ſo lautet es einmal am Schluß einer Gellert'ſchen Erzählung, und wer hätte glauben mögen, daß man ſich nach ihm ſo häufig dieſer ſtörenden Wendung hätte bedienen mögen? Sie will gefühlt ſein, ohne Zweifel; aber der Leſer wird nur dann wahrhaſt fühlen, wenn man das Gefühl nicht ſo ausdrücklich und doch ſo kalt von ihm fordert; ſie will nicht beſchrieben ſein — mache Du dieſe äſthetiſche Frage bei Dir ſelbſt aus und verſchone uns mit einem „ſie will nicht“, wenn Du ſagen ſollteſt: ſie kann nicht. Was aber der treffliche Gellert nur ſelten verſchuldet, er, der oft ſo angenehm darſtellen kann, das verſchulden viele neuere Poeten ſehr häufig; ſie machen es ſich bequem und bitten, ſo oft ſie an eine große Scene kommen, die ſie nun malen ſollten, den geneigten Leſer, er möge doch die Gefälligkeit haben, ſich den herzergreifenden Auftritt ſelbſt zu denken. Lachen wollen wir darüber ein andermal, heute möchte ich nur daran erinnern, daß jenes Schweigen und Verhüllen nicht ſelten auch durch die Krankheit verſchuldet wird, die das Loos der meiſten deutſchen Dichter der neueren Zeit iſt: Ohnmacht des Wortes.

10.

Die Ideale.

Schiller's Gedicht „die Ideale“ wurde bei deſſen erſter Erſcheinung 1795 allgemein bewundert, ſelbſt von Goethe und von Herder, ſpäterhin aber oft genug bald mehr, bald minder getadelt. Auch in meinem Gemüth hat jenes Gedicht manches Schickſal erlebt. Als reiſender Jüngling, faſt noch dem Knabenalter angehörig, erfreute mich dieſe Gattung von Schwermuth in hohem Grade, denn man liebte es in jener Zeit, wohl zuweilen in Wehmuth zu ſchwelgen, da man ja in jedem Augenblicke die Ueberfülle von Kraft wieder hervorrufen kann. In der Jünglingszeit verſchmähete ich das Gedicht gänzlich, und bei aller nie getrübter Verehrung und Liebe für den Dichter wollte ich doch von dieſem Gedichte nichts wiſſen. Ich war unerſchöpflich an Scherzen über die Ideale, welche ſchwinden könnten, weßhalb ſie wohl nicht müßten die rechten geweſen ſein, über den Ruhm, das Glück und ſogar die Liebe, welche entfliehen könnten u. ſ. w., und es verdroß mich in tiefſter Seele, daß dem Dichter nur Beſchäftigung und Freundſchaft in das finſtere Haus folgten. Als Mann habe ich mich mit dem Gedichte wieder ſo ziemlich ausgeſöhnt, und es iſt nicht unmöglich, daß ich es als Greis ſogar lieben werde. Man kann das, ohne der Idee des Ideals im mindeſten etwas zu vergeben. Auch klagt der Dichter keinesweges über das Zerrinnen der Ideale, die einſt das trunkene Herz geſchwellt haben, und wohl dem, dem dann noch Beſchäftigung und Freundſchaft übrig bleiben.

11.

Erziehung.

Wir haben treffliche Gymnaſien und Schulen, aber ehe wir die Kinder dahin ſchicken können, was geſchieht da? Nichts — nichts? Das wäre ein Glück, wenn es nur bei dem Nichts bliebe. Die Kinder ſind nachahmende Geſchöpfe, und was bietet ſich ihnen zur Nachahmung? Das ganze Sich-Darſtellen ihrer Umgebungen iſt faſt immer nachtheilig. Welche Haltung, welches Stehen und Gehen bietet ſich ihrer Beſchauung? Meiſtens nur fahrige oder eckige, von allem Schönheitsgefühl, ja ſogar oft vom Schicklichkeitsſinn entblößte Bewegung oder Ruhe. Ruhe? das Wort iſt zu edel, um den Zuſtand der Starrheit oder Erſchöpfung zu bezeichnen, das auf die gewöhnliche Thätigkeit von heute zu erfolgen pflegt. An der Geſtalt des Menſchen hat die Natur ihr höchſtes Meiſterwerk vollbracht, aber was machen wir aus ihr? Drahtpuppen.

12.

Patriotismus.

In der Vaterlandsliebe wohnt eine Myſtik, die im Vereine mit reiner Geiſtes- und Herzensbildung eben ſo mächtig als erfreulich wirken muß. Bei dem Ungebildeten aber wird ſie zur Carricatur und Furie, und ein patriotiſcher Caraibe ſteht noch unter dem Caliban, deſſen Flüche doch mit etwas Witz vergeſellſchaftet ſind, und deſſen Mordplane gegen Proſpero durch den Gedanken erzeugt werden, er ſei doch eigentlich rechtmäßiger Erbe der Inſel. Es giebt aber auch wohlgeputzte und dreſſirte, gepuderte und pomadirte Caraiben, die in blinder Hoffahrt den größten Anſpruch auf Bildung machen. Gerathen die in ihre patriotiſche Wuth, dann wiederholt ſich das Gaſtmahl der

Lapithen auf eine Weiſe, vor deren ekelhafter Greulichkeit die alten wahren Lapithen ſich unwürdig würden abgewandt haben.

13.

Paradoxieen.

Wenn hundert Menſchen Eine Behauptung aufſtellen, die wohlverſtanden richtig iſt, ſo können doch ſehr wohl neun und neunzig Unrecht haben, und nur Einer Recht, vielleicht ſogar keiner von ihnen. Eine Wahrheit, die uns nur ſo gekommen iſt und außer dem Zuſammenhange erſcheint, kann nur für einen Dritten Werth haben, der ſie zu beziehen weiß, nicht für den, auf den ſie herabgekommen, wie etwa eine Apfelblüthe auf einen Vorübergehenden. Jetzt hat er ſie, aber in der nächſten Minute ſchüttelt er ſie ab. Ich will es nur geradezu ausſprechen: Wer nicht überhaupt in Ideen lebt, hat eigentlich nie Recht. Wem es nicht zur anderen Natur geworden iſt, in Gott und in den göttlichen Dingen wie in einer Centralſonne zu leben, der wird auch in den ſogenannten rein menſchlichen und irdiſchen Verhältniſſen nie zur Klarheit gelangen, ja ſtreng genommen ſind die letzten gar nichts ohne die erſten. Die meiſten Menſchen leben nur in Sachen, die ſie einzeln zu begreifen ſuchen, was aber jener Einzelnheit wegen nie gelingen kann, und wenn dem Platon zu glauben wäre, würden ſie gar, von Materie trunken, ganz zur Materie werden. Wer es aber wirklich vermag, in Ideen zu leben, der hat dadurch zugleich auch das Vermögen gewonnen, die ſogenannten irdiſchen Dinge alle durch die Beziehung auf den eigentlichen Lebenskern zu adeln. Dagegen haben die Anderen das große Unglück, daß ſelbſt die Einzelwahrheiten, die ſie vernehmen laſſen, unter ihren Händen gleichſam beſchmutzt werden, oder, in einem anderen Bilde, der lebendige Halm wird bei ihnen zu trockenem, zerbröckelndem Stroh.

14.

Menſchenkenntniß.

Eine gewiſſe Gattung von Menſchenkenntniß iſt leicht zu erreichen. Man ſoll ſich nichts darauf zu Gute thun, aber man darf ſie zur harmloſen Ergötzung üben. Da nämlich die meiſten Menſchen nur in Sachen und nächſtdem in Einzelbegriffen leben, ſo iſt nichts weiter nöthig, als jene Sachen zu errathen, durch welche ſie den Impuls empfangen. Dieſe Sachen (Hauptſachen, Herzensſachen, Nebenſachen) prägen ſich nach und nach ſo deutlich aus, im Geſicht, in der Haltung, Reden und Thaten, ja ich möchte ſogar hinzuſetzen, wenn es nicht zu auffallend klänge, im Schweigen und Unterlaſſen, daß ein geübtes Auge nicht leicht irren kann. Sehr leicht zu erkennen ſind z. B. die auf bloß ſinnlichen Genuß geſtellten. Die Braten- und Tortengeſichter erkennt Jeder leicht und unterſcheidet ſie auch ſorgfältig von den gröberen Pökelfleiſch- und Wurſtantlitzen; ſo ſind auch die Wein- und Schnappsangeſichter ohne Lorgnette zu erkennen. Die gemein-eitlen verrathen ſich durch eine gewiſſe ehrliche Eitelkeit, die feiner eitlen ſehen auf der Oberfläche ſehr beſcheiden aus; ja ſie können weinen, wenn ſie über die unendliche Eitelkeit der Menſchen reden, doch ſind ihre Reden nur blinkender Glimmerſand: betrachte weniger ihre erſten, zweiten, dritten Blicke, als ihre zwanzigſten, ein und zwanzigſten u. ſ. w., und Du haſt ſie leicht weg.

15.

Gedächtniß.

Wenn die Menſchen einmal nicht umhin können, von ihren Fehlern zu ſprechen, und man nun eine ziemlich lange Liſte erwarten ſollte, die ſchwerer in Muſik zu ſetzen ſein würde als der Thorzettel, den Haydn wirklich einmal componirt hat, ſo kommt doch gewöhnlich nichts weiter heraus, als ſie ſeien oft gar zu feurig leidenſchaftlich und heftig. Sie wagen dabei nichts, denn die meiſten Zuhörer verſichern, in einer ſo empfindlichen Haut ſteckten ſie gleichfalls, ja es giebt nicht wenige, die allenfalls geſtehen, wenn der Zorn ſie recht überfalle, ſchlügen ſie Tiſch und Stühle, Fenſter und Spiegel entzwei. Sie bedauern dabei bloß, daß ſie hinterher mit ſchweren Koſten den Schaden erſetzen müßten, indeſſen ſei eine gute Herzenserleichterung doch auch was werth.

Von ihren intellectuellen Mängeln geſtehen ſie keinen einzigen, als ihr ſchwaches Gedächtniß, oder erklären wohl gar ohne Scheu, ſie hätten gar keine Memorie. Auch bei dieſer Confeſſion iſt nichts zu fürchten, denn entweder ſetzen ſie mit deutlichen Worten hinzu, oder deuten es mit lächelndem Schweigen an: dafür aber ſei es mit allen ihren anderen Seelenkräften vortrefflich, und wenn nur nicht das verwünſchte Vorurtheil herrſchte, daß ſich ſelbſt Niemand ein Genie nennen darf, ſo wären ſie nicht abgeneigt, ſich dieſen hübſchen Titel beizulegen. Ich mag nicht gern ſüße, auch nicht ſtolze Träume ſtören, ſo lange ſie nur dem Kopfkiſſen oder den nächſten Umgebungen in der Morgenfrühe beim Erwachen anvertraut werden. Wenn ſie aber in das Leben praktiſch übergehen, und wenn der Träumer auch im Wachen verſichert, ſeine Träume ſeien die eigentliche Wahrheit, dann iſt es Zeit, ihn zu ſtören und ihm wo möglich begreiflich zu machen, daß er ohne Gedächtniß eigentlich gar kein rechtes Leben führe, gar keine Vergangenheit und nur eine ſchattenähnliche Gegenwart habe, der Zukunft ganz zu geſchweigen.

Indeſſen wird es wohl beim Alten bleiben, und hundert geübte Stimmen werden ſtets Chorus ſingen, das Gedächtniß ſei etwas ſehr Proſaiſches, und das Genie habe mit demſelben nichts zu thun.

Das iſt nun freilich ein trauriger Irrthum; mir kommt er jedoch in dieſem Augenblick zu Statten, da ich erzählen will, daß ich ein ganz außerordentliches ſtarkes Gedächtniß beſitze, das ſich ſchon in der früheſten Jugend zeigte. Was einmal in meine Seele übergegangen war, groß oder klein, Scherz oder Ernſt, Lachen oder Weinen, kam nie wieder aus derſelben heraus: und ich ahnete ſchon früh, daß die Seele ein geiſtiges Weſen ſein müſſe, weil ſie ſo viel aufnehmen und behalten könne, ohne ſich jemals im gewöhnlichen Sinne beſchwert zu fühlen. Dennoch war bei meinem Auffaſſen nicht ſelten etwas Schmerzliches, doch in der gelinderen Bedeutung dieſes Worts. Wäre es erlaubt, den Bäumen Gefühl zuzuſchreiben, ſo würde ich ſagen: Mir war, wenn ich etwas Bedeutendes hörte, zu Muthe, wie etwa einer jungen Birke oder Linde zu Muthe ſein mag, in die man mit ſcharfem Federmeſſer Namen oder Worte einritzt; war dieſer kleine Schmerz vorüber, dann ward mir ſehr wohl, in der Sicherheit, das Eingeritzte könne nie wieder vertilgt werden.

Eine lange Zeit hielt ich dieſe Eigenſchaft für etwas ganz Natürliches, und wenn ich von vergeßlichen Leuten hörte, ſo nahm ich das entweder für Scherz, oder ich betrachtete ſie als krank oder ganz armſelig. Als ich aber endlich gewahr wurde, daß es ſolcher Vergeßlichen eine unzählige Menge gebe, gerieth ich in einen großen Unwillen, und ich verglich dieſe guten Leute bald mit dünner oder dicker Luft, oder mit Sieben, u. ſ. w. Endlich aber gab mir eine häßliche krumme altborkige Weide, über die ich mich ſchon oft auf meinen Spaziergängen geärgert hatte, einen gewünſchten und verwünſchten Aufſchluß. In dieſen Baum konnte nichts hineingeſchnitten werden, jedes Federmeſſer zerbrach bei der erfolgloſen Arbeit. Endlich, in den ſpäteren Knabenjahren kam ich ſogar dahin, alles Vergangene wie Gegenwärtiges zu betrachten, und ich behauptete oft mit Hitze, was ich jetzt mit Gelaſſenheit ſage, daß Alles, was wirklich geweſen, auch ſei und wirklich ſein werde. Ich erinnere mich noch genau, daß ich einſt in einem wehmüthig frommen Buche leſend, Gott zähle alle Thränen, laut lachen mußte, und zwar durchaus nicht aus Frivolität, ſondern weil ich mich wunderte, daß man etwas ſo ganz ſich von ſelbſt Verſtehendes noch nieder zu ſchreiben und drucken zu laſſen der Mühe werth finde. Die Thränen, die nichts ſind als verrinnende Tropfen, können freilich auf keine Fortdauer Anſpruch machen, weil ſie überhaupt nichts ſind; die echten aber, die, ſelbſt wenn ſie einzelne Schmerzen zu beklagen ſcheinen, doch nur auf das verlorene und wieder zu gewinnende Paradies hindeuten, die dürfen allerdings nicht vergeſſen werden, und es iſt völlig einerlei, ob ſie vor fünf tauſend Jahren oder vor fünf Minuten geweint worden ſind.

Ich kann nicht von mir rühmen, daß ich Vieles that, um mein Gedächtniß in frühſter Jugend zu ſtärken; aber Eines that ich, und darauf möchte auch wohl das Meiſte ankommen, und nicht bloß für das Gedächtniß: ich ſuchte nämlich, ſo gut es gehen wollte, eine Einheit in das Mannichfaltige zu bringen. Wer einzelne Sandkörner oder Corallen zählen ſoll, wird leicht das Eine über dem Anderen vergeſſen; nicht aber wer ſie unter einen Gedanken bringt. Hierbei müſſen Herz und Phantaſie thätig ſein, und bei mir waren ſie nur zu thätig. Ich verarbeitete jeden griechiſchen Helden oder Staatsmann, von dem mir der Lehrer oder das Buch erzählte, und gebrauchte ihn, ſelbſt wenn er ſich ſträuben wollte, zu einem kindlichen Bedürfniß: wie hätte ich ihn dann je vergeſſen können? Ganz beſonders nahm ich dabei die auf's Korn, die mir als Knaben an ſich intereſſant waren. An Perikles, Cicero, Mäcenas und ähnlichen Staatsmännern konnte ich kein beſonderes Intereſſe nehmen, weil ich ſie nicht verſtand.

16.

Siebenzehn Talente.

Ueber die Talente der Kinder irrt Niemand ſo leicht und ſo oft als Vater und Mutter, noch öfter aber über das Verhältniß jener Talente zu der Kraft des Verſtandes und Gemüths. Wer je Erzieher war, kann davon ein unharmoniſches Lied ſingen. Eine Mutter, die mir einmal ihre zehnjährige Tochter zum Unterricht anvertraute, verſicherte mich, es habe dieſelbe ſiebzehn Talente, und ich erregte Aergerniß, als ich mit der Frage kam: ob auch das Talent beſcheidener Kindlichkeit mit darunter ſei. Was ich voraus geſehen, fand ſich bald: was man für Talent angeſehen hatte, war eigentlich nichts, als das heftige und eitele Bemühen um Talente, wodurch eben der Verſtand geſchwächt und das ganze arme Kind in eine gewiſſe fieberhafte Lebhaftigkeit verſetzt worden war. Zum Glücke ließ ſich noch helfen, wozu beſonders der Umſtand wirkte, daß die Mutter auf mein dringendes Verlangen das Wort Talent, welches ohnehin unter funfzig Malen, daß es ausgeſprochen wird, neun und vierzig Mal mißbraucht wird, in den erſten Jahren nicht wieder über die Zunge zu bringen verſprach.

17.

Umgang.

Was die Menſchen in der Regel Umgang nennen, iſt leider meiſtens nichts Anderes, als ein bloßes maleriſches Neben-einander-hergehen, faſt nur durch Zufall veranlaßt und durch Gewohnheit fortgeſetzt. In dem wahren Umgange iſt ein ſtetes Geben und Empfangen, und zwar auf die lieberalſte Weiſe, ohne daß je ausgeſprochen wird: „Jetzt empfängſt Du" oder „jetzt giebſt Du", denn Beides wird zuletzt Eins.

Gilt das vom Leben, ſo gilt es auch von der poetiſchen Darſtellung, und hier erhebt ſich denn die Klage: Wie ſelten ſind die Schilderungen eines wahrhaften Umgangs in allen ſeinen Abſtufungen, wie ſelten die einer wahren Freundſchaft! — Mit tönenden Worten iſt hier nichts gethan.

18.

Die Propheten.

Daß der Prophet in ſeinem Vaterlande nicht gilt, iſt eine ewige unbeſtreitbare Wahrheit, deren Tiefe jedoch faſt Schauder erregt, da wir hier den ganzen Abgrund der Verderbtheit der Menſchen ahnen. Sie verehren und lieben nicht nur nicht, ſondern haben auch gar keine Luſt dazu. In dieſer jämmerlichen Richtung zeigen ſie ſich zuerſt in ihrer Umgebung, und es wäre ihnen entſetzlich, mit einem großen Manne in einem Hauſe wohnen zu müſſen, vor dem ſie ſich tiefer verbeugen müßten, als es ihnen bequem iſt. Aber auch in einer Straße, in einer Stadt, in einer Provinz, u. ſ. w. bleibt es doch immer widrig, und um mit einem Male allen Anforderungen zu entgehen, erklären ſie, der ſogenannte große Mann ſei gar kein großer Mann, und dann folgt gewöhnlich der Nachſatz: „Wir kannten ja ſeinen Vater ſehr gut, er wohnte in der Keſſelgaſſe und trug Jahr aus Jahr ein ſeinen alten grauen Oberrock, und nur des Sonntags den blauen Frack mit Stahlknöpfen. Seine Schweſter dankte Gott, als ſie den Dienſt bei der Comteſſe Neuſatz kriegte, und der Sohn hat ſich um das Eſſig'ſche Stipendium faſt die Sohlen abgelaufen. Und das ſoll nun jetzt ein großer Mann ſein, und von meinen Jungen, die doch die beſten Zeugniſſe gekriegt haben und höflich ſind wie Zuckerbrod, ſpricht kein Menſch.“ Hat dieſer alſo redende Mann erſt ein paar Mal und mit Variationen ſeinem Herzen Luft gemacht, ſo wird er endlich den großen Mann nicht bloß nicht lieben, ſondern entſchieden haſſen; denn wenn es möglich iſt, ſich in eine Art von Liebe hineinzureden, ſo iſt es gewiß, daß man ſich noch viel leichter in den Haß hineindeclamiren kann.

19.

Aeußerſte Grenze.

Die äußerſte Grenze deſſen, was dem Gemüth und der Phantaſie zugemuthet werden darf und überhaupt darſtellbar iſt, hat uns Shakſpeare allerdings zuweilen gezeichnet. Wir können uns davon auf mancherlei Weiſe überzeugen, beſonders aber dadurch, daß wir nur noch Einen Schritt weiter gehen, durch den wir aus ſeiner rein tragiſchen Bühne mit einem Male in die Wildniß des widerlich Gräßlichen und empörend Greulichen gerathen würden. Statt vieler Belege, die ſich ſelber machen, nur Eines: Einen König Lear durfte uns der Dichter geben; keine Königin Lear. Der Gedanke iſt ſo entſetzlich, daß ich ihn nur mit Mühe ausſpreche.

20.

Mephiſtopheles.

Es iſt doch eine gar herrliche Sache um die Genialität eines Dichters, die es ihm möglich macht, zuweilen mit einer einzigen Zeile einen ganzen großen bedeutſamen Charakter auszuſprechen.

Eine ſolche Zeile iſt die, welche der Herr im Prolog zum Fauſt an Mephiſtopheles richtet:

Kommſt Du nur immer anzuklagen?

21.

Macht der Gegenwart.

Unter blüthenvollen Bäumen beſingen wir den Frühling nicht, ſondern genießen ihn; in der Liebe beſingen wir die Liebe nicht, im Schmerz und in der Freude den Schmerz nicht, und die Freude nicht. Wir ſingen nur, wenn wir über allen dieſen Gefühlen ſchweben, und unſer Geſang iſt oft nur eine Sehnſucht, daß wir das leben möchten, was wir ſingen, denn auch nur das fröhlichſte Lied iſt doch nur eine Erinnerung an die Freude, und die Kunſt vermag nur den Tempel der Vergangenheit in die Gegenwart hinein zu bauen, aber die Gegenwart ſelbſt baut nicht die eigene Gegenwart an. Es giebt Menſchen, die faſt ohne Unterbrechung ſo tief fühlen und anſchauen, daß ſie nie zum Dichten gelangen, oder, wenn ſie es ja verſuchen, bald mit Schrecken gewahr werden, wie wenig ihr Vollbringen dem Wollen gleichkomme. Wer es aber vermöchte, mitten im Genuß der Liebe und des Frühlings ſie zu beſingen, der würde Göttliches offenbaren.

22.

Muſik.

Wenn die Muſik in ſich ſelbſt die ätheriſchſte und frömmſte aller Künſte iſt, ſo kann ſie auch am leichteſten mißbraucht werden. Sie wird mißbraucht, wenn ſie zur bloßen Erholung oder ſogenannten Aus- und Abſpannung oder gar zum Amuſement dienen ſoll. — Was die poſſirlichen Sprünge eines Affen allenfalls vermöchten, dazu ſoll der Genius nicht in Anſpruch genommen werden. Sie wird ferner gräßlich mißbraucht, wenn ſie als Surrogat der mangelnden geiſtigen Unterhaltung, als Verhüllung des Nichtdenkenkönnens oder überhaupt der tönenden Eitelkeit dienen muß. — Das ſind einfache Worte, die ich aber mit leuchtend hochrothen Buchſtaben möchte drucken laſſen, um denen eine Schaamröthe abzugewinnen, die ſie alſo mißbrauchen.

Allerdings kann ein ſolcher Mißbrauch ſelbſt dem Sanfteſten zuweilen einige Bitterkeit abgewinnen; wehe über dem, bei dem dieſe Bitterkeit die Klarheit der Anſicht von der Tonkunſt ſelbſt zerriſſe, wehe ihm, wenn er die Heilige ſelbſt antaſten wollte! Ein Solcher würde einer gar langen Reue und Buße bedürfen, ehe er wieder zu Gnaden aufgenommen werden könnte. Und auch dann würde ich ihm noch lange rathen, bei Nacht den fünften Act des Kaufmanns von Venedig zu leſen, um die Stacheln gegen ſich ſelbſt zu ſchärfen, durch die dort befindliche Darſtellung des grauenvollen Zuſtandes, in welchem ſich ein Mann befindet, der nicht Muſik hat in ſich ſelbſt, und nicht die Eintracht ſüßer Töne fühlt.

23.

Eiferſucht.

Es begann ein Geſpräch über die Eiferſucht, das ſich aber Anfangs in unbeſtimmten Richtungen abmattete, weßhalb Karl eine ſchickliche Gelegenheit ergriff, es auf eine geſicherte Bahn zurück zu bringen. Erwägen wir, ſagte er, wie oft, ja wie ſo ganz außerordentlich häufig Dichter und Philoſophen und Ethiker dieſen Gegenſtand behandelt haben, ſo muß es uns wundern, daß doch noch einige Seiten jener Empfindung faſt ganz übergangen ſind. Die Eiferſucht in der Freundſchaft iſt nur ſelten einmal berührt, z. B. in den Flegeljahren auf eine höchſt anziehende Weiſe, nie aber, ſo viel ich weiß, das Verhältniß der Eiferſucht der Liebe zu der männlichen Freundſchaft. Es iſt wunderlich, daß die Frauen faſt immer nur das Verhältniß des Mannes zu ihren Freundinnen fürchten, wobei gewöhnlich wenig Gefahr iſt, während es ihnen kaum einfällt, auf das Gefühl eiferſüchtig zu ſein, welches er einem echten Herzensfreunde widmet. Einer meiner wertheſten Bekannten, ein junger Mann von kraftvollem Gemüth und wiſſenſchaftlichem Geiſt, hatte oft während des Bräutigamsſtandes mit ſeiner Auguſte ſehr ernſthaft geſprochen, daß ſie ſich auf die Fortdauer dieſer Empfindung bei ihm auch in der Ehe gefaßt machen müſſe. Seiner Liebe dürfe ſie ſtets gewiß ſein, aber der Freunde oder vielmehr des Freundes werde er ſtets bedürfen, und es ſei ſchlimm genug, daß die Frauen ſich nur ſo ſelten oder gar nie auf dieſer ſchönen Bahn bewegen möchten.

Es war ihr kaum möglich, auf dieſe Bevorwortung des Bräutigams ernſthaft zu antworten. Habe Du, erwiederte ſie, ſo viele Freunde, als es Dir beliebt, rede mit ihnen, ſo oft und ſo ausführlich Du willſt, von Platon und Ariſtoteles, ich werde gewiß nicht eiferſüchtig ſein, auch nicht mitreden, was Dir doch nur mißfallen müßte. Ihr Männer bedürft ſo einer gelehrten Freimaurerloge, und es würde mir wahrlich nicht einmal gefallen, wenn Dir dieſer wiſſenſchaftliche Geiſt, den nur Männer mit Männern befriedigen können, fehlen ſollte. Mit den Freundinnen, wenn ſie hübſch ſind, iſt es ganz was Anderes, denn wohin kann das führen? Edmund ſchüttelte den Kopf und meinte: ſie nehme doch die Sache zu leicht, worauf ſie ihn mit einer Miſchung von Liebe und Empfindlichkeit umarmte und ſagte: Traue mir doch ſolche Engherzigkeit nicht zu. Ich traue Dir nichts zu, erwiederte er, als die Möglichkeit verworrener Augenblicke, darum behalte dieſes Geſpräch in einem freien Herzen. Nach der Hochzeit werde ich nie wieder darüber reden.

Mir ſelbſt, ich geſtehe es, ſchien das Geſpräch von keiner guten Vorbedeutung, es war, wenn auch nicht kalt, doch zu kühlverſtändig, und die Frauen lieben, wie bekannt, die Vernunft nur dann, wenn ſie von der Liebe erwärmt wurde. Nach Verlauf eines Jahres ſah ich das junge Ehepaar wieder, und die Eiferſucht der Gattin auf die ganze Hingebung ihres Gemahls an einen zurückgekehrten Jugendfreund hatte einen ſolchen Grad erreicht, daß der gute Mann kein anderes Heilmittel finden konnte, als einer Freundin ſo große Aufmerkſamkeit zu ſchenken, daß ihn die Gattin nun ſelbſt veranlaßte, den einige Zeit vernachläſſigten Freund wieder aufzuſuchen.

24.

Krankheit ein Glück.

Alle Nachrichten, auch die bewährteſten, ſtimmen überein, daß Goethe Krankheit für das größte irdiſche Uebel hielt, daß er im Preiſen der Schmerzloſigkeit mit Epikur wetteiferte und häufig ſein großes Glück, niemals Zahnſchmerz oder Kopfweh gehabt zu haben, rühmte. Den Tod ſoll er auch nicht geſcheut haben, aber die Schmerzen, die ihm voranzugehen pflegen. Beneiden wollen wir ihm dieß ſchöne Glück nicht, allein auch das Mangelhafte deſſelben nicht verkennen. Es giebt großartig reine und romantiſchfarbige Krankheitsflammen, bei deren Schein wir Manches erkennen und ahnen lernen, was wir ſonſt vielleicht nie erfahren würden, denn eben weil die Krankheit wirklich das größeſte aller irdiſchen Uebel iſt, — viel größer als Goethe geahnet haben kann, da dem Geſunden der Maßſtab dafür fehlt — muß ſie auch auf irgend eine, wenn auch noch ſo wunderbare, Weiſe Erſatz bringen. Wie dieſer Erſatz ſich äußere, mag ſchwerlich in einem kleinen Fragment auch nur angedeutet werden, doch will ich nur an den Umſtand erinnern, daß zur Erſcheinung manches Geſtirns doch nothwendig die Nacht gehöre; ja vielleicht können wir nur in der Krankheit die Idee der Nacht ſelber vollſtändig erkennen.

Ferner möchte ich wohl fragen — nur ganz leiſe, um Niemanden zu erſchrecken, ob nicht auch der Goethe'ſchen Poeſie durch eine recht tüchtig ſchmerzliche und dauernde Krankheit — etwa durch eine tiefe Wunde im Ehrenkampf veranlaßt — ein neues und gar herrliches Element würde zugekommen ſein, das wir in einigen Goethe'ſchen Werken, z. B. in den Wanderjahren, vermiſſen und vermiſſen dürfen.

25.

Müßiggang.

Cotill, der, wie es Vielen geht,
Nicht wußte, was er machen ſollte,
Und doch nicht müßig gehen wollte,
Denn müßig gehn, wenn man's nicht recht verſteht,
Iſt ſchwerer, als man denken ſollte, u. ſ. w.

— Alſo der gute alte Gellert, in gewohnter harmlos-ſpöttiſcher Scherzhaftigkeit. Dennoch iſt dieſe leichte Satyre auch eine *bedenkliche*, und da ſie in jener Zeit (vor 90, 80, 70 Jahren häufig wiederholt und variirt wurde, ſo ſcheint ſie wie ein Zeichen jener Zeit, und zwar ein — ziemlich *gutes*. Das Müßiggehen fiel als unſittlich und unſchön doch noch auf, es war befremdend und deßhalb — (trotz des ſcherzhaften „wie es Vielen geht") vermuthlich ſelten. Heut zu Tage giebt es der Müßiggänger, Müßigſitzer und Müßiglieger ſo endlos viele, daß ſelbſt die artigſte Satyre gegen dieſelben kaum bemerkt werden würde, denn die ſie treffen ſollte, ſcheinen über alle Satyre hinaus zu ſein. Ueberhaupt ſind dieſe Müßigen von ganz anderer Natur. Sie wiſſen recht gut, was ſie machen ſollten, und zwar eben nichts; aber dieſes Nichtsmachen bekommt ihnen ſo ziemlich. Man könnte ſagen: ſie befinden ſich wohl dabei, wenn ſie ſich nur überhaupt beſänden, denn da ſie ſich niemals geſucht haben, ſo können ſie ſich auch nicht finden und befinden. — Cotill wußte nicht, was er machen ſollte, und wollte doch nicht müßig gehen — ein ſchätzbarer rührender Charakter! voll innerer Schaam! — unſre Müßigen ſind jedoch meiſtens hochmüthiger geſinnt, und wenn ſie überhaupt noch etwas wollen, ſo wollen ſie eben müßig ſein; nur daß es freilich wieder mit dem Sein viel Schwierigkeiten hat, weßhalb man auch den meiſten das Talent, zu ſein, abſprechen dürfte. Dann erklärt der Dichter, das Müßiggehen, wenn man es nicht recht verſtehe, ſei ſchwerer, als man denken ſollte. Man muß dieſe pedantiſche Bemerkung dem allzu fleißigen Profeſſor verzeihen, aber paſſend iſt ſie nicht mehr. Den Müßiggehern wird nichts leichter, als müßig zu gehen, ſie haben ſich längſt jedes Nachdenken, folglich auch das über „ſchwer" und „leicht" verboten, und ſind zufrieden, mechaniſch fortzudauern. Manche würden ſchon einen Rieſenſchritt gethan haben, wenn ſie ſich nur zu dem Gefühl der Langenweile erheben könnten. Zwar iſt dieſe Empfindung eine ſehr armſelige und klägliche, aber ſie kann doch eine Art von **Leben** mit ſich bringen, deſſen Peinlichkeit zum höheren Aufraffen zu führen vermag, ſo wie in manchen Krankheiten das Erwachen eines friſchen Schmerzes ein beſſeres Zeichen iſt, als das fühllos ſtarre Hinträumen. — Wir wollen aber nicht allzu ernſthaft werden, ſondern lieber fröhlich hoffen, es könne wohl gar dieſer kleine Aufſatz einem Müßigen jener Art in die Hände fallen und ihm einige Zeit aufregende Langeweile verurſachen, was mich aus gebührender Menſchenliebe erfreuen müßte.

26.

Gerechtigkeit.

Das große Publicum wie es ſich z. B. im Theater zeigt, will Inhalt, derben, tüchtigen, neuen Inhalt, und wenn dieſer ſich nur recht deutlich macht, nimmt es gern mit der dem Dichter beliebigen Form vorlieb, die es ohnehin für etwas Zufälliges hält. Was über dieſen Standpunct zu ſagen iſt, braucht kaum geſagt zu werden, da es ſich ziemlich von ſelbſt ſagt. Neuer und beſſer ſcheint mir die Frage: was für einen Inhalt will denn nun das Publicum hauptſächlich? und hier wage ich die Antwort: Gerechtigkeit, und nochmals Gerechtigkeit, und immer Gerechtigkeit, belohnte Tugend und beſtraftes Laſter. Wer Anno 1734 einen vier Acte lang Leidenden und im fünften Acte beglückten Edlen auf die Bühne brachte, fand den ungeheuerſten Beifall, und wer 1834 daſſelbe verſuchte, nur mit ein wenig Witz vermiſcht, durfte auf denſelben Beifall rechnen. Die Deutſchen wiſſen es recht gut, daß es in der wirklichen Welt honetten Leuten oft genug recht übel geht.

27.

Deutſcher Charakter.

Deutſche Treue, deutſche Gründlichkeit, deutſche Tiefe, deutſcher Fleiß, u. ſ. w. ſind nicht bloß bei den Deutſchen ſelbſt, ſondern in ganz Europa ſprüchwörtlich geworden, und wie manche böſe Zeichen in der heutigen Welt auch dawider ſprechen mögen, immer bleibt es unſchätzbar, daß dieſe Ausdrücke ſprüchwörtlich werden konnten. Und in der That, ſo oft uns auch heute Seichtigkeit und Flachheit begegnen möge, bei manchen Liebhabern dieſer ſchlimmen Dinge wird ſich doch eine gewiſſe Schaam vor dieſer Liebhaberei zeigen. Niemand wird gern geſtehen, daß er die Sachen des ſeichten Witzlinges oder des oberflächlichen Phantaſten beſonders achte, und wenn man ihre Schriften etwa zufällig bei ihm antrifft, wird er erröthen und höchſtens geſtehen: er blättere nur ein wenig darin, um ſich von ſchweren Amtsgeſchäften zu erholen. Das klingt freilich noch immer jämmerlich genug und zeigt eben von jener Verbildung, die nicht ahnet, daß die wahre Erholung nur bei dem wahrhaft Schönen und Anmuthigen zu finden iſt. Dennoch iſt jene Schaam nicht ohne Troſt, denn ſie deutet auf Gewiſſensbiſſe hin, denen Reue und Beſſerung folgen kann.

So herrſcht denn auch in Deutſchland, bei aller Verſchiedenheit und Verwirrtheit im Urtheil, in Beziehung auf die größeſten Heroen in unſerer Literatur faſt nur eine Stimme der Ehrfurcht, und es iſt nur ſchlimm, daß die mit jener Ehrfurcht ſo leicht zu verbindende Liebe nicht gleichen Schritt dabei hält. Es giebt tadelnswerthe Trauerſpiele, die leider viel häufiger beſucht werden, als der unſchätzbare tiefe Wallenſtein, doch iſt mir noch nie Jemand vorgekommen, der jene Stücke dem Schiller'ſchen Drama unumwunden hätte vorgezogen, und ſobald jene einmal im ganzen Sinne des Worts menſchlich ſich erheben und ſich erfreuen wollen, ſo wiſſen ſie doch recht wohl, zu wem ſie gehen müſſen.

Ferner giebt es in Deutſchland eine gewiſſe ſtille Gemeine, deren Mitglieder wenig oder gar nichts haben drucken laſſen, die aber in ſteter Lernbegierde und eben deßhalb auf reiner Genußfähigkeit verharren. Sie haben ſchwerlich etwas von jenem edlen Urtheil des Sokrates über Heraklid's Werk von der Natur gehört: „Was ich davon verſtanden habe, iſt vortrefflich, was nicht, wird wohl noch beſſer ſein;“ aber in Geſellſchaft mit Mitgliedern jener Gemeine werden wir nicht ſelten ähnliche würdevolle Beſcheidenheit vernehmen.

28.

Schreiender Contraſt.

Wenn ein künſtleriſch gebildeter Fremder, der zufälliger Weiſe von deutſcher Kunſt noch gar nichts vernommen, im Jahr 1729 nach Leipzig gekommen und dort der erſten Aufführung des großen Paſſionswerks von Johann Sebaſtian Bach beigewohnt hätte, ſo würde er ohne Zweifel mit freudiger Bewunderung geſtanden haben, ihm ſei der Genuß eines vollendeten Meiſterwerks geworden, und ein Volk, das ſolche Tonkünſtler habe, werde hoffentlich auch zu derſelben Zeit große poetiſche Erzeugniſſe aufzuweiſen haben. — Das hatte es auch; doch nur aus früheren Jahrhunderten; jene Zeit aber bot dagegen — es iſt lächerlich und traurig zu erzählen, — Gottſched's Trauerſpiel: „der ſterbende Cato", ein Stück, das zehn Auflagen erlebte und Jahrzehnte lang für ein unübertreffbares Muſterdrama gehalten wurde, bis endlich in den vierziger Jahren ſich einige Zweifel dagegen erhoben, und Leſſing damit endete. zu behaupten, bei der Abfaſſung dieſes Cato habe es weder des Kopfes noch des Herzens bedurft, ſondern nur der Scheere und des Kleiſters; die hätten aber auch tüchtig gewaltet.

Das Nähere über dieſen ſchreienden Contraſt zwiſchen herrlicher muſikaliſcher Bildung und kläglicher dichteriſcher hat die Literaturgeſchichte zu unterſuchen, hier iſt es genug, die Sache nur zur Sprache zu bringen und ſie dem Urtheil des Leſers ſelber vorzulegen.

29.

Vergötterung.

Als ich vor einigen Jahren in einer ziemlich feurigen Recenſion den Briefwechſel zwiſchen Schiller und Goethe meinen lieben Landsleuten empfahl, erlebte ich ein überraſchendes Herzeleid. Ich war ſo halb und halb gefaßt geweſen, man werde im Allgemeinen ſagen, ſolche Briefe bedürfen kaum einer Empfehlung, aber es kam ganz anders, und ich mußte mündlich, ſchriftlich und im Druck von manchen Seiten her vernehmen, jene Epiſteln ſeien eben nicht ſonderlich, ſondern im Gegentheil größtentheils dürftig und langweilig. Ich geſtehe gern, es hat immer etwas Vornehmes bei ſich, wenn Jemand ein lang erwartetes Buch von oben herab für langweilig erklärt, und der Andere, der es gewagt hat, daſſelbe für ſehr intereſſant zu erklären, weiß kaum, was er für ein Geſicht dazu machen ſoll, wenn man ihm ſo in die Parade fährt. Man ſoll aber eben nie ein Geſicht machen, ſondern es ruhig gewähren laſſen, und ſo kann ich denn nicht anders, als mit gewohnter Gelaſſenheit verſichern, daß ich jene Briefe bis auf den heutigen Tag ſehr anziehend, lehrreich und rührend finde. Rührend? Das fehlte noch. Ich weiß, das Wort iſt verpönt, aber ich habe hier kein anderes, weil kein anderes paßt. Man nehme nur die Sache, wie ſie liegt, und erzähle ſie ſich ſelber ganz einfach und ſchmucklos. Der arme Schiller war ſeit dem Anfange des Jahres 1791 krank und geſchäftslos geweſen, und ein edler Fürſt hatte ihn durch eine Penſion für die nächſten drei Jahre vor den drückenderen Nahrungsſorgen geſchützt. Dieſe Zeit war abgelaufen, aber er war nur kümmerlich geneſen, und auch ſelbſt dieſer weniger ſchmerzhafte Zuſtand wurde noch immer häufig genug durch neue Krankheitsanfälle geſtört. Was nun weiter? Es iſt wahr, die Deutſchen vergötterten Schillern auf eine ungewöhnliche Weiſe. Ich habe Leute gekannt, die, wenn ein Gerücht erzählte, der Dichter der Freude und der Götter Griechenlands habe abermals einen Blutſturz gehabt, recht innig weinen konnten, ja es war in manchen traulichen Geſellſchaften eine ſchöne Sitte, den frohen Abend mit einem Trunk auf Schiller's Geſundheit zu beſchließen. Es war wirklich keine bloße Redensart mit dem Vergöttern; allein ſo ſind nicht nur die Deutſchen, ſondern die Völker aller Zungen; ſie vergöttern ihre Dichter, was allerdings die wohlfeilſte Weiſe iſt, ſie ohne großen Aufwand zu verſorgen. Bei Lebzeiten kein Brod und nach dem Tode einen Stein! —

30.

Der Naturdichter Hiller.

Selten hat wohl eine einzige Zeile im Intelligenzblatt ein ſo unauslöſchliches Gelächter in Berlin hervorgebracht, als die im Herbſt 1803 erſchienene Thorzettel-Meldung: „Herr Hiller, Naturdichter und Taubenneſterflechter aus Cöthen", und ich erinnere mich noch recht wohl, wie wohlthätig dieſe ehrbare Angabe Wochen lang auf den Appetit

Bibl.
chen

meiner damaligen Tiſchgenoſſen, ſo wie auf meinen eigenen wirkte. Was war aber dabei zu lachen? Das Taubenneſterflechten war doch in keinem Falle etwas Lächerliches, ſondern auch etwas Nützliches, und wenn ich recht unterrichtet bin, ein angenehmes Geſchäft. Die Vereinigung des Flechters mit dem Dichter? Sehr möglich. Denn die Poeſie vereinigt ſich ja bekanntlich recht gern mit dem redlichen Handwerk, und es iſt noch die Frage, ob Hans Sachs oder Jacob Böhme, wenn man ſie plötzlich zu Generalſuperintendenten gemacht hätte, ein höheres Talent entwickelt haben würden. Es bleibt alſo nichts weiter übrig, als die Angabe am Thor: ich bin ein Dichter, und zwar ein Naturdichter; und da Hiller ſehr wohl wußte, daß eine gute Polizei, wie die berliner es von jeher war, ſich nicht mit bloßer Poeſie zufrieden ſtellen läßt, ſondern nähere Nachricht verlangt, wovon der Poet ſich nährt, ſo that der vorſichtige Naturdichter ſehr wohl daran, ſich auch als Taubenneſterflechter auszuweiſen. —

31.

Alte Witzbolde.

Es war doch ehedem in Deutſchland eine ganz eigene Sache mit dem Witz und der Satyre. Man liebte dergleichen ſehr, und was England und Frankreich davon beſaß, ließen unternehmende Buchhändler durch gelehrte und beſcheidene Magiſter für ein Billiges überſetzen. Es war eine wahre

Sonntagsfreude für dieſe Magiſter; denn während ſie Witz überſetzten, glaubten ſie ſelbſt Witz zu bekommen, ja einige bekamen ihn wirklich oder hatten ihn wohl gar ſchon früher, und er wurde nur durch Swift und Yorick-Sterne neu befruchtet, und ſo fühlten ſie ſich geneigt, ſelbſt etwas zu machen; aber ach, was ſtellten ſich da für Hinderniſſe in den Weg! Wo Brod hernehmen in der Wüſte, d. h. wo Stoff hernehmen? Freilich war dieſer Stoff in der größten Fülle vorhanden, aber wo man auch antippte, überall zeigten ſich Bedenklichkeiten und der traurige Ruf: Rühre mich nicht an! Man ſah ſich um nach den Vorfahren, und was fand man? Man hätte zwar hübſche Leute finden können, z. B. den Hans Sachs, in deſſen Werken ſich manche fröhliche Satyre findet; aber wer mochte den deutſchen Magiſtern zumuthen, die Werke eines Nürnberger Meiſterſängers zu leſen? — den Fiſchart? Der bloße Titel ſeiner Geſchichtklitterung mit ihrem wunderlichen Deutſch ſchreckte ab, ja mancher deutſche Sprachmeiſter wurde ordentlich zu einem wüthenden Schaf, wenn er auf dieſen heillos wilden, genialen Scribenten zu reden kam. Moſcheroſch's Geſichte (Viſionen)? Nun ja, man blätterte ein wenig in denſelben, doch nur des Hiſtoriſchen wegen, das man aber auch nicht einmal recht nutzte, oder noch häufiger, um ſich über die Rohheit ſolcher Bücher aufzuhalten und ſich ſelbſt zu der feinen Leipziger Bildung vom Jahre 1750 zu gratuliren.

32.

Der närriſche Kerl.

In einigen Theilen von Deutſchland, beſonders in Niederſachſen, empfängt man zuweilen auf die unſchuldige Frage: wer iſt der Mann? oder: was iſt an dem Manne? die nicht ganz unſchuldige Antwort: „er iſt des närriſchen Kerls ſein Bruder.“ Zuvörderſt wollen wir uns ſehr freuen, daß der verſtorbene Johann Chriſtoph Adelung dieſe Redensart nie gehört zu haben ſcheint, denn wie würde es ihn geſchmerzt haben, daß man das „ſein“ hier völlig unnöthig und ſprachwidrig einſchiebt, da es doch an dem bloßen Genitiv des närriſchen Kerls durchaus genug wäre. Laſſen wir aber die Grammatik und betrachten wir bloß den Inhalt des Satzes, ſo finden wir hier erſtlich: es giebt einen närriſchen Kerl, und zweitens: derſelbe hat einen Bruder. Einen Bruder? Wohl mag es Fälle geben, wo ein Bruder ſchon zu viel iſt, aber ach! dieſer hat ſo viele Brüder als Erd- und Brombeeren im Walde bei Neuſtadt-Eberswalde zu finden ſind. Das wurde mir klar, da ich die Antwort ſo häufig bekam und bei ſo Verſchiedenartigen, nach denen ich fragte. In einigen Tabagieen ſoll ſelbſt von anderen entfernteren Verwandten des närriſchen Kerls die Rede ſein, z. B. von deſſen Schwägern, Vettern, Neffen u. ſ. w., doch ſcheint mir dieß ſchon ein neuerer Zuſatz. Da es aber unmöglich iſt, dieſe unendliche Schaar von Brüdern und Vettern zu ſchildern, ſo richten wir lediglich unſer Augenmerk auf den närriſchen Kerl ſelbſt, der als närriſcher Kerl par excellence daſteht, und den wir hinfort des nöthigen Wohllauts wegen nicht immer mehr breit nach ſeiner Eigenſchaft, ſondern kurz weg wie eine unbekannte Größe x nennen wollen. Was thut unſere Sprache, um ihn uns näher zu bringen? Sie ſpricht nur von ſeinen Brüdern und ſtellt ihn nur mit Bezeichnungen ſeiner Haupteigenſchaften in den Hintergrund. Eine nähere Charakteriſtik, ſo ſcheint es, ſcheuet ſie, vielleicht aus Grauen, vielleicht aus Ehrfurcht, vielleicht im gemiſchten Gefühl. Epiſche, dramatiſche und Roman-Dichter wiſſen, wie ſchwer es ſei, bedeutſame Charaktere individuell und plaſtiſch hervortreten zu laſſen, und daß z. B. mit einer bloßen Beſchreibung nichts gethan iſt. Der göttliche Homer, überall das höchſte Muſter, läßt mit Recht den Agamemnon vor unſeren Augen die einzelnen Stücke ſeiner Waffenrüſtung anlegen, und er ſteht deutlich vor unſeren Augen; aber die Schönheit der Helena zählt er uns nicht in ihren einzelnen Theilen zu, doch durch das gewichtige Geſtändniß der trojaniſchen Greiſe, das ihnen bei dem Anblicke der unſeligen Prinzeſſin unwillkürlich entwiſcht, ſchauen wir ſie mit einem Blicke als vollſtändig ſchön und in der Schönheit ewig ſiegend an. Shakſpeare's Perſonen ſehen wir gleichfalls ſämmtlich vom Scheitel bis zur Ferſe, aber weder der Größte, noch der Kleinſte, noch die ſchönſte, noch die widerwärtigſte Dame wird beſchrieben, und doch, wer nur, um ein Beiſpiel zu geben, die gottloſe Tochter hat ſagen und dociren hören: „o Herr Vater, das ſind ſeltſame Reden, die Eurem ſonſt ehrwürdigen Alter nicht geziemen", der ſieht auch ſogleich ihr heilloſes Auge mit dem verwünſchten Zug um den

Mund. Ja, hätte ſie auch früherhin dieſen verruchten Zug vom Auge bis zum Mundwinkel nicht gehabt, ſo würde ſie ihn doch jetzt augenblicklich bekommen, denn ſo widerliche Worte ſpricht eine Tochter nie, ohne von der Natur beſtraft zu werden. Das Geſicht des übelwollenden finſteren Baſtards hätte Shakſpeare gewiß gern und ohne Zweifel mit dem anmuthigſten Witz beſchrieben, denn es macht dem heiteren Dichter viel Vergnügen, finſtere Leute mit ihrer Finſterniß zu necken; aber er bringt der dramatiſchen Kunſt dieß Opfer, und begnügt ſich, Beatricen bloß das kurze Wort in den Mund zu legen: ſie bekomme Sodbrennen, wenn ſie den Baſtard anſähe. Jetzt haben wir mit einem Male ein vollſtändiges Bild des fatalen Mannes erhalten, und jene kurze Bemerkung iſt eindringlicher, als die ausführlichſte Beſchreibung. Auch in neueren Dichtern finden wir Aehnliches. Philinens Pantoffeln geben uns einen anmuthigen Spiegel der gefährlichen Schönen, und in Jean Paul's Titan ſehen wir Lianen noch eher, als ſie erſcheint. Wir müſſen nämlich lange warten, ehe ſie uns der Dichter wirklich zuführt, und Albano, der in den Park dringt, um ſie genau zu betrachten, ſieht nur ihre ſchwankende Geſtalt hinter dem Waſſerſtrahl des plätſchernden Springbrunnens, deſſen wohlthätige Wirkungen das liebe Kind für ihre leidenden Augen gebraucht.

Um nun wieder auf unſern „närriſchen Kerl“ zu kommen, ſo hat er ſich gänzlich aller Beſchreibung entzogen, und ſo begnügen wir uns daher gern, wenigſtens die Bekanntſchaft ſeines Bruders gemacht zu haben.

33.

Werther's Leiden.

Der Einfluß der franzöſiſchen Frauen auf die Literatur ihrer Landsmänner iſt immer anerkannt und auch zuweilen mit Geiſt zur Sprache gebracht worden. Vielleicht darf man ihn ſogar noch größer denken, als er gewöhnlich beſchrieben wird, denn er erſtreckt ſich keineswegs bloß auf die ſogenannte ſchöne Literatur, ſondern auch auf die hiſtoriſche, politiſche, praktiſche, philoſophiſche, u. ſ. w. Nur die mathematiſche macht hier eine Ausnahme, weil auf dieſelbe kein Einfluß von außen möglich iſt. Die franzöſiſchen Mathematiker ſcheinen das auch immer gefühlt zu haben, und man lieſ't mit wahrem Intereſſe, wie ſie ſich auf andere Weiſe durch geiſtreiche Geſelligkeit gelten zu machen ſuchen. Andere, und nicht ſelten die vorzüglichſten, z. B. d'Alembert, waren auch damit nicht zufrieden, und verſuchten auch in anderen Fächern der Literatur zu glänzen, oft bloß aus Rückſicht für die Frauen. Schade nur, daß Manche, z. B. der genannte, entweder jenen wohlbekannten traurigen Encyklopädismus hervorriefen, oder den hervorgerufenen beförderten.

Ueber den Einfluß der deutſchen Frauen auf die Literatur iſt, ſo viel ich weiß, noch kaum öffentlich die Rede geweſen, und doch iſt oder war er nicht minder bedeutend. Bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts fehlte er freilich ganz, wenigſtens zeigt ſich faſt keine Spur. Die Frauen laſen ſehr wenig — die Bibel, einige Predigten von Luther, Arnd's wahres

Chriſtenthum, und im Stillen einige gute alte Volksbücher, und noch heimlicher einige wunderlich phantaſtiſche Romane. Sie waren alle gutmüthig genug, die Männer, beſonders die ſchriftſtelleriſchen, als hohe ehrwürdige Lehrer zu betrachten, denen ſie einige mitunterlaufende Pedanterie und Langweiligkeit gern verziehen. Gellert wirkte belebend auf ſie, aber ſie wirkten nicht auf ihn, den kränklichen, zu früh ängſtlich abgeſchloſſenen Mann, der jedoch vielleicht unter allen Deutſchen bei den Deutſchen die meiſte Zuneigung erweckte, die er auch vollkommen verdiente. Auf Leſſing hatten ſie, wie es ſcheint, gar keinen Einfluß. Er dachte ſich nach ihrer Meinung ſtets nur in die Männer hinein, ſchrieb nur für ein Männerpublicum und kümmerte ſich wenig um den Beifall der Frauen. Dieſe Meinung war gewiß nicht die richtige, denn der rechte Mann — und Leſſing war gewiß ein rechter und ganzer — iſt nie ohne tiefes Gefühl für die Würde der Frauen. Klopſtock verehrten die Frauen gerade ſo viel, als die Männer haben wollten, man ließ auch immer ſeine Oden in Halbfranz, und ſeinen Meſſias in Corduan einbinden, man fand ihn göttlich, aber unverſtändlich, und erlaubte ſich nicht die Hoffnung, auf ihn wirken zu können.

Bei Goethe's erſtem Auftreten ward aber Alles anders. Alle ſeine kleinen Lieder, in denen Jugend, Sehnſucht, Natur und Scherz in den herrlichſten Tönen ſprechen, fanden bei den deutſchen Frauen den reinſten Anklang. Götzens derbe, einfache Kraft, und der ganze Mann, der wie eine unerſchütterliche Säule daſtand, wem hätte er nicht theuer werden ſollen?

Und dieſe Eliſabeth, in allen Pulſen und Adern die vollſtändige deutſche Hausfrau, deren ruhig feſtes Wort: „bis in den Tod" mehr ſagt, als alle jene Dichter, die in Bildern weinen, dieſe gemüthvolle, gebildete, Kinder liebende, aber auch Kinder verhätſchelnde Tante: wie hätten Geſtalten wie dieſe nicht Anklang finden ſollen? Und nun vollends der Werther? Es gab freilich ſeit Jahrhunderten eine Tradition von der Liebe, aber was die Frauen gelegentlich darüber von den Männern vernommen hatten, in Rede und Schrift, war entweder ſo roh und gemein, oder pedantiſch feierlich zugeſchnürt oder pedantiſch abgeſchloſſen, oder doch ſo ungenügend lallend, daß ſie wohl einſehen mußten, ſie wüßten beſſer damit Beſcheid, doch ſei es wohl gethan, ihr Geheimniß in der eigenen Bruſt zu verſchließen. Nun aber war wirklich die Liebe zur Sprache gekommen, und noch dazu eine unglückliche, und in einer Sprache, wie ſie Deutſchland noch nie vernommen hatte. Ein ſolches Buch war ihnen noch nie vorgekommen, und ſo ging für ſie die ganze deutſche Literatur mit Werther erſt an, ſie hatten, das fühlten ſie, ſie allein hatten es veranlaßt. Es mag ſeltſam klingen, aber ich wage es doch auszuſprechen, daß ich die Frauen beneide, die um 1773 oder 74 Jungfrauen waren und denken, fühlen und leſen konnten; denn ihre eigene, bisher nur in ihrer Bruſt verſchloſſene Poeſie hatte nunmehr Luft und Sprache gewonnen, ſie durften nun an die Poeſie glauben, und ſie wußten, daß es einen Dichter gab, den ſie lieben konnten. Die Erinnerung an Werther war ſo feſt bei ihnen, daß ſie manche der ſpäteren Dichter nur mit einer gewiſſen gutmüthigen Ironie zu betrachten gewohnt waren. Ich könnte darüber, da ich wenigſtens den Nachhall und die Erinnerungsperiode an Werther als Jüngling mit erlebt habe, mehrere ausgezeichnete Beweiſe geben, doch ſei es an Einem Belege genug. Ich war um 1801 in einer großen Geſellſchaft von Männern und Frauen von ſehr verſchiedenem Grade der Bildung. Die Rede kam auf die neuere äſthetiſche Literatur der Deutſchen. Das Geſpräch wurde lebendig, ohne zu flattern, und da ein würdiger Mann von geſetzten Jahren das Geſpräch gewiſſermaßen leitete, ſo ließ man nach und nach in ziemlicher Ordnung jedem Einzelnen der leuchtenderen Dichterhäupter ſein gutes Recht widerfahren. Die Wirthin, etwa ſechzig Jahre alt, hatte bis jetzt mit freundlicher Ruhe zugehört — denn es bleibt immer wahr, daß gute Frauen gern hören, was kluge Männer meinen — als ſie aber endlich um ihre eigene Anſicht gefragt wurde, erwiderte ſie: Ach ja, es ſind recht hübſche Sachen in den Büchern, die ſie da loben, aber ich gebe ſie doch alle mit Vergnügen weg für die einzige Gewitterſcene im Werther.

31.

Buſſon.

Man erzählt, daß Buſſon nie anders für den Druck ſchrieb, als wohlfriſirt im ganzen Kleide, und in ſeidenen Strümpfen und Schuhen. Man kann darüber lächeln, und wäre von hundert Nicht-Buſſon's die Rede, die es wohl gar nur aus

Ziererei thäten, ſo dürfte man wohl auch ſarkaſtiſch lächeln. Nicht alſo bei Buffon, bei dem jene, wie ſoll ich ſagen, Methode oder Angewöhnung aus einer reichbegabten und vornehmen Natur hervorging, die ſich nun einmal auch in äußerer Zierlichkeit wohlgefiel. Seine Hochachtung für ſich ſelbſt überſchreitet vielleicht hie und da das Maß, aber ſie war einig mit der Hochachtung für das Publicum, und wohl ihm, daß man ihm weder die eine noch die andere verkümmerte. Manchen ſeiner Artikel, z. B. dem über die Taube, den Schwan und ähnlichen, ſieht man es an, daß jeder Periode nicht bloß wohl gerundet ſei, ſondern man hört es ihm auch an, daß er ſorgſam abgeraſpelt, abgefeilt, abgeglättet und, wenn man will, ſogar friſirt ſei, wie der friſirte Verfaſſer, ja er ſcheint ſich für die beiden genannten Artikel noch in ein ganz beſonderes neues Hof-, Staats- und Gallakleid geworfen zu haben; in jedem Falle aber iſt es ein großes Glück, daß der vornehme und zierliche Mann auch ein ſehr talentreicher und beinah genialer war, ſonſt hätte die glatte Kugelform leicht zu einer bloß zierlichen werden können, wie etwa bei Fontenelle wirklich der Fall war. Das berühmte Wort: „der Styl, das iſt der Mann ſelbſt“ hat Buffon ausgeſprochen.

35.

Der Spuk in Tegel.

(Motto: „Und dennoch ſpukt's in Tegel“ Goethe im Fauſt.)

Ich wollte, ich wäre im Jahre 1797 in Berlin geweſen, ich hätte gewiß alle Kaffee-, Thee- und Punſchgeſellſchaften beſucht, die nur irgend zugänglich geweſen. Man ſprach nämlich damals faſt überall — die Journale bezeugen es — von dem Spuk zu Tegel, mit Ernſt und Scherz, mit elegiſcher Wehmuth, Platoniſcher Ironie, Ariſtophaniſchem Salz und Voltairiſcher Perſiflage. Ich hätte die Sache völlig tragiſch genommen und etwa gefragt: Sind das die Früchte unſerer berühmten, ſelbſt bis zu den Südſee-Inſeln gedrungenen Märkiſchen Aufklärung? Haben darum tugendhafte und in allen Zeitungen gelobte Männer ſo viele Bibliotheken, Journale, fliegende und ſtehende Blätter vollgeſchrieben, um zu beweiſen, daß es weder Geiſter noch Geſpenſter giebt? und nun läßt ſich dennoch nach vierzig- bis funfzigjährigem heißen Bemühen ein nackender Poltergeiſt ſehen? oder, wenn nicht ſehen, doch hören? — und wo? in Tegel, nicht volle zwei Meilen von Berlin, von dem Berlin, das ſchon im ſiebzehnten Jahrhunderte Zettel in neue Thurmknöpfe legte und legen durfte, die es laut verkündeten, Berolinum gebe durch Buchſtabenwechſel **orbi lumen**? Jeder Fremde muß, wie billig, ſeinen Paß zeigen, und wird genau examinirt, und ein Geſpenſt wagt es, ohne Certificate am hellen Mittage zu exiſtiren und zu poltern, jetzt wo Nicolai und Bieſter und ſo manche hellſtrahlende Männer noch leben? Wenn dergleichen Betragen nicht impertinent zu nennen iſt, ſo weiß ich kaum mehr, was ich ſo benennen ſoll, und es iſt billig, die Polizei dagegen aufzubieten; denn ſollte ſich auch ein berufenes Spuken denken laſſen, dieſes iſt in jedem Falle ein unberufenes und kann auf keine Toleranz Anſpruch machen. Romantiſche Geiſter und Geſpenſter mögen noch paſſiren, aber dieſer witzloſe Poltergeiſt in keinem Falle.

Als ich mich eines Abends ſpät noch mit dieſer Geſchichte beſchäftigte, ſo ſetzte mich der Traum wirklich in eine Berliniſche Geſellſchaft, wo ich gleich durch die auf dem Tiſche liegende Zeitung erſah, daß wir 1797 ſchrieben, das bequemſte Mittel, das der Traumgott ergreifen konnte, um mich gleich in medias res, das heißt in den Tegel'ſchen Spuk einzuführen. Ich hatte ſogleich Gelegenheit, meine noch vor Schlafengehen ausgearbeitete und ſo eben mitgetheilte Rede zu halten, ſie machte aber wenig Eindruck, denn Alles, was nach mir darüber geſprochen wurde, war auch viel erhabener und rührender; einige ehrwürdige Männer bei Jahren mußten ſich ſogar mit ihren buntſeidenen Taſchentüchern die Augen wiſchen, und mit Recht, denn wenn man funfzig Jahre immer auf eine Stelle geſchlagen hat, damit dort nie wieder abergläubiges Unkraut wachſe, und es ſchießt doch immer wieder neuer phantaſtiſcher Salat auf, ſo hat man wohl Urſache zu weinen, und es war deßhalb billig, daß die ganze Geſellſchaft endlich mitzuweinen anfing. Nur die ſchönen Augen eines Fräuleins — ſie war ſchlank wie eine Säule, was auch bei der damaligen über alle Maßen griechiſchen Tracht als möglich erſchien, während die heutige Mode, die Schlankheit geltend zu machen, aus Tugend kaum erlaubt — nur die Augen dieſer Dame blieben völlig trocken, weßhalb auch mein Nachbar, der eben aus dem Grafen Benjowsky kam, ihr heimlich zuflüſterte, ſie habe kein gefühlvolles Herz, und leſe wohl gar zuweilen die noch kaum recht flügge gewordenen Schlegel's und Tieck's. Die gefühlloſe Naivetät dieſer Dame in der Mitte ſo vieler ehrwürdigen Thränen fing an, der Geſellſchaft fatal zu werden, weßhalb ſie auch endlich das Wort nahm: Ich kann nicht eher gerührt werden, als bis mir ein Zweifel gelöſt iſt, der mich ſchon lange ſtört. Wir Alle mit einander, Frauen und Männer, ja ſämmtliche im Adreßkalender aufgezeichnete Perſonen ſind innig überzeugt, daß es keine Geiſter und Geſpenſter gegeben hat, giebt und geben wird, und dennoch giebt es unzählige gedruckte und ungedruckte Geiſter- und Geſpenſtergeſchichten, woher dieſe? Von einem Nichts laſſen ſich doch keine Geſchichten erzählen. Und wenn man auch von 1000 Hiſtorien dieſer Art neun hundert und neun und neunzig natürlich erklärte, ſo ſind wir dadurch um nichts weiter gebracht, wenn die tauſendſte ungelöſet übrig bleibt. Könnte man aber auch alle Geſpenſtergeſchichten, die ſich ſeit Adam's höchſt bedenklichem Fall zugetragen haben, aus der Uebernatürlichkeit in die Natürlichkeit hinein überſetzen, dann wird die Frage: Woher kommen denn die Geſpenſtergeſchichten? immer ſeltſamer und unnatürlicher.

Die ganze Geſellſchaft war über dergleichen ſpitzfindige Rede ſehr verdrießlich und wußte Anfangs kaum, wie man ſich dabei benehmen müſſe, bis endlich ein ehrwürdiger Mann, der im praktiſch philoſophiſchen Fach ſchon viele Jahre mit Erfolg recenſirt hatte, mit dem Lächeln erhabener Ueberlegenheit das Wort nahm: Es iſt die Liebe zum Wunderbaren, welche die Geſpenſtergeſchichten hervorgebracht hat.

Dieſes treffliche Wort wirkte auf die Geſellſchaft, wie etwa die Frage des Senecaiſchen Atreus: Agnoscis sanguinem? und die Antwort des Thyeſtes: Agnosco fratrem! *) auf das Römiſche Parterre mag gewirkt haben: ſie ſtaunte über die nackte Gediegenheit und kräftige Kürze, mit der die Sophiſterei der Dame beſeitigt war. Um ſo mehr mußte man ſich über die Dame betrüben, die nunmehr ſo laut lachte, daß mein Schlaf im Traum darüber entfloh.

Warum wärmſt Du aber die alte Geſchichte wieder auf? Weil ſie immer neu iſt, und zwar durch Goethe's wahrhaft rührendes und ſtets mahnendes Wort im Fauſt:

„und dennoch ſpukt's in Tegel“

es liegt eine Welt voll Klage und Ironie in dieſem, und dennoch, eine Welt, mit der wir Norddeutſchen zwar wohl leicht fertig werden können, da wir Alle längſt mit Freuden vernommen haben, daß ein ſehr ausgezeichnetes, edles Brüderpaar, deſſen Ruhm in allen Sprachen ertönt, dort wohnt **). Die Süddeutſchen haben es ſchon ſchwerer, und müſſen es ſich ſchon beträchtliches Porto koſten laſſen, wenn ſie die Goethiſche Zeile recht verſtehen wollen; aber die Franzoſen und Engländer waren bisher ganz ohne Nachricht über dieſen Punct. Sie wußten genau, wie der Ort heißt, den Horaz auf ſeiner Reiſe nach Brunduſium berührte, und deſſen Namen ſelbſt er, der Vielgewandte, nicht in einem Hexameter anbringen kann; ſie kannten ſehr wohl den traurigen Flecken Ulubrä, wo man aber doch glücklich ſein kann, wenn man das Glück ſchon mit in's Thor hineinbringt, wer weiß aber, ob das Neſt auch nur ein Thor hat. Selbſt über Aenäens Nachbar Ukalegon konnte doch einiges Licht verbreitet werden: wenigſtens wage ich zu vermuthen, er werde doch auch wohl etwas fromm geweſen ſein, da er die Frömmigkeit ſo nahe bei der Hand hatte. Nur über unſer liebes, wahrhaft ſchönes Tegel und deſſen Pſeudo-Spuk ertheilt die encyclopédie universelle keine Auskunft.

---

*) Erkennſt du das Blut? Ich erkenne den Bruder!

**) W. u. A. v. Humboldt.

36.

Die Elemente der Poeſie.

Was unſere frühere ſchöne Literatur auszeichnete, waren ihre Elemente, und im Genuß derſelben vergaß man oft, die mangelhafte Form zu rügen. Es iſt nicht ſchwer, aber erfreulich, jene Elemente namhaft zu machen. Sie heißen Religion, Liebe, Natur, Freundſchaft, Vaterland, u. ſ. w. Das iſt jetzt ſo ziemlich vorbei. Von der Religion haben wir ſo viel geſprochen und leider ſo viel hin und her, daß wir ihrer ein wenig müde geworden ſind, ja es haben ſich viele kecke hübſche Leute, die ſchon ein halbes Jahr aus Prima weggekommen ſind, gefunden, die dem heiligen Johannes und dem heiligen Paulus für der Gegenwart nicht mehr gewachſen erklären. Mit der Liebe ſteht es auch ſo ſo. Möge Amanda auch noch ſo ſchön und lieblich ſein, Thekla noch ſo kraftreich und naiv, die Prinzeſſin im Taſſo noch ſo einfach erhaben, Liane noch ſo zart u. ſ. w., was iſt es denn nun mehr? Wir ſind keine Hüon's, Max's, Taſſo's, Albano's u. A. d., darum ſchreiben wir auch viel beſſere Sachen als die, in denen dergleichen Perſonen vorkommen, wir ſchwärmen, brauſen, ſchmachten, ſeufzen und wachen nicht mehr. Wir wollen allenfalls jenen Damen bei einer Bowle Punſch unſere vortrefflichen Werke vorleſen, um ſie — es kann nicht fehlen — ſo ſchnell als möglich in uns verliebt zu machen. Einige der Großartigſten unter uns verlangen ſogar, ſie ſollen den erſten Beſuch machen und uns gleich von vorn herein huldigen; es iſt aber ſchlimm, ſie, die Damen, kommen nicht und laſſen ſich auch nicht gern etwas vorleſen. Daß unter der Herrſchaft des neuen Ariſtophaniſchen Dämons Wirbel und Umſchwung geſchrieben worden iſt, möge auch Strepſiades noch ſo oft rufen: Umſchwung iſt König! der alte Zeus, der bis dahin doch noch ſo ziemlich für Regen und Sonnenſchein in der Literatur geſorgt, iſt ihnen größtentheils noch immer ſo lieb, daß ſie Frechheit und Fratzenhaftigkeit für Fratzenhaftigkeit halten, mögen dieſe auch noch ſo ſehr auf die alten Götter ſchelten. Auch die Natur will nicht mehr recht zünden und behagend genügen. Es iſt uns faſt unglaublich, was Bürger und Stolberg, Hölty und Miller von der Natur gehalten haben. Sie ſind ja ganz außer ſich über die Nachtigallen und Lerchen, über die Maidüfte, die wogenden Kornfelder, den blauen Himmel, und was dergleichen unbedeutende Sachen mehr ſind. Doch ſind das alte Leute aus barbariſchen Zeiten, und man muß ihnen ſchon Manches zu Gute halten. Daß aber ſogar Tieck, der doch ſonſt witzig und ironiſch iſt, die Natur im ganzen Ernſte und recht innig lieb hat, daß ihm Blume und Baum, Wald und Flur, Morgenröthe und Mondſchein traulich zuſpricht, das iſt doch wahrhaft entſetzlich, und nun und nimmer zu verzeihen. Er mag ſich freilich ganz wohl dabei befinden, wenn er ſo über die Natur phantaſirt und muſicirt; aber zu verzeihen iſt dergleichen Kinderei einem vernünftigen Manne doch ſchwerlich. Jean Paul iſt noch ärger, und wie gern wir auch zu ſeiner Entſchuldigung ſagen möchten, er habe manche ſeiner Naturſchilderungen und Naturliebhabereien nur ſatyriſch gemeint, es geht leider nicht, denn er hat zu oft und unumwunden erklärt, das ſei ſein Ernſt, und es bleibt uns nichts übrig, als wie bisher ſeine ſämmtlichen Naturſchilderungen zu überſchlagen. In unſern eigenen Werken kommen gar keine Naturſchilderungen vor, und es iſt auch ein Glück, daß unſere Aeſthetik dergleichen verwirſt, denn unter uns geſagt, wir würden auch keine geben können, weil wir die Natur nur ſo über die Achſeln anſehen. Können wir aber auch vielleicht nicht immer eine Linde von einer Eiche unterſcheiden, und verwechſeln wir Spelt mit Weizen, ſo können wir doch immer mit dem Naturgeiſt, der Weltſeele und ähnlichen köſtlichen Dingen brilliren. Wir haben dergleichen größtentheils aus Schelling und brauchen nur zu verſichern, wie tief dieſer Mann unter uns ſtehe, um die Leſer zu überzeugen, daß wir doch einen ſolchen wahrhaftig nicht abſchreiben oder benutzen werden. Mit einem Worte, was in unſeren Schriften ſich als Natur geltend macht, das haben wir ſelbſt gemacht, und weil *wir* es gemacht, muß es wohl uns und unſeren Freunden gefallen.

Auf die Freundſchaft hielten unſere poetiſchen Vorfahren außerordentlich viel. Da iſt z. B. Klopſtock, der hat ſeine Freunde in ſieben Oden hintereinander beſungen, die, wären ſie nur nicht vom Jahre 1747, einiges Lob verdienen möchten. Da iſt ferner der alte Gleim mit ſeinem Kleiſt, da giebt es Schilderungen, wie die Freundſchaft zwiſchen Karlos und Poſa, Max und Wallenſtein, vor allen aber die reichſte zwiſchen Leibgeber und Siebenkäs. Wir laſſen das hingehen und laſſen auch die Freundſchaft an ſich gelten, nur ſind uns jene Schilderungen unbehaglich und ermüdend, denn es fehlt ihnen das wahre Salz. Ein guter Freund, ſo meinen wir es, iſt ſo übel nicht, und man kann ihn gelegentlich brauchen.

37.

Poetiſche und nichtpoetiſche Gerechtigkeit.

Das deutſche Publicum hatte beſonders in früheren Zeiten einen außerordentlichen Hang zur Gerechtigkeit auf der Bühne und in Romanen, und verlangte ſehr dictatoriſch, daß überall eine ſtrenge poetiſche Polizei gehandhabt werde. Der wohlbekannte Pentameter:

„Wenn ſich das Laſter erbricht, ſetzt ſich die Tugend zu Tiſch"

iſt nicht bloß derb witzig, ſondern buchſtäblich wahr. Mit Vergnügen ließ man es ſich gefallen, daß die Tugend vier Acte lang beleidigt und mit Füßen getreten wurde; aber im fünften mußte ihr dafür auch eine köſtliche Mahlzeit bereitet werden, von der das Laſter nicht nur nichts abbekam, ſondern zu der es auch wohl die Koſten herzugeben gezwungen ward. Selbſt in den Trauerſpielen mußten ſich die Dichter ſehr menagiren. Daß Polonius — der, beiläufig geſagt, während des ganzen achtzehnten Jahrhunderts um ſeinen alten guten Namen gekommen war, und ſich Oldenholm nannte — hinter der Tapete erſtochen wurde, befremdete wohl ein wenig; aber viel fragte man doch auch nicht darnach, denn ſo recht trauen konnte man dem geſchniegelten, weiſennärriſchen und närriſchweiſen Manne nicht, und daß vollends ſolche heilloſe Perſonen wie Claudius und Gertrude niedergemacht wurden, das ſah man gern mit an, aber an den Hamlet ſelbſt, als einen hoffnungsvollen, talentreichen jungen Mann, durfte ſich der Dichter nicht wagen. Dieſer werthe Prinz verſprach, umgeben von Leichen, dem gerührten Publicum, hinfort ſehr löblich zu regieren, und ein Trompetenſtoß, der auf ſeine liebenswürdige Rede folgte, ſchien ihn, und was ſonſt noch am Leben geblieben, zu einem ſtattlichen Mahl zu rufen, das ihm nach ſo vielen geiſtigen und körperlichen Fatiguen auch wohl zu gönnen war.

Daſſelbe galt von den Romanen, und wenn wir z. B.

fragen ſollten, wie es möglich geweſen, daß C. G. Cramer's Schriften ſo ungemeinen Beifall erhalten, ſo möchte wohl außer manchen anderen Nebenantworten die Hauptantwort gegeben werden können: Weil in ſeinen Büchern die prompteſte und eclatanteſte Juſtiz verwaltet und gehandhabt wurde. Im wirklichen Leben ſtand es damit nur ſo ſo, und wenn die tugendhaften Perſonen zu ihrer Tugend und für dieſelbe noch etwas Apartes haben wollen, ſo will es damit nicht recht fort. Man verweiſ't ſie eben auf ihre Moralität, die ja den ſchönſten Lohn in ſich trage und weiter gar nichts verlangen dürfe, wobei es den Tröſtern nicht an einem lächelnd ſatyriſchen Geſichte fehlt. Auf der anderen Seite iſt auch nicht zu leugnen, daß viele laſterhafte Perſonen Faſanen ſpeiſen, Champagner trinken und in den bequemſten Kutſchen fahren; jene Edeln hoffen freilich, daß die ſchlimmen Sünder dafür beträchtliche Gewiſſensbiſſe bekommen werden, davon iſt jedoch nur ſelten etwas zu ſpüren, ſie verdauen vortrefflich, ſchlafen viel beſſer als die Bäume (die ja auch Nachts rauſchen) und werden alle Tage dicker und fetter. Müſſen wir aber nun auch im Leben all' dergleichen mit anſehen und obendrein noch gute Miene dazu machen, ſo fühlen wir uns in unſern Büchern deſto freier, und hier waren die Cramer'ſchen Sachen ganz herrlich und nicht mit Gelde zu bezahlen. Erſchienen z. B. auf den erſten Bogen oder in den erſten Theilen die pfiffigſten und ſchleichendſten Böſewichter und ließen ihre heilloſen Sophiſtereien in künſtlichen Reden aus, ſo hatte der moraliſche Leſer dabei den beſten Troſt und ſprach gelaſſen zu ſich ſelber: „Warte nur ruhig ab, das Alles wird dieſen ſchlimmen Geſellen übel genug bekommen. Die herrlichen, edeln Jünglinge in ihren ſchönen kurzen Jacken und angenehmen engen Reitbeinkleidern werden ſchon zu rechter Zeit anlangen und den ruchloſen Perſonen das geben, was ihnen zukommt — Prügel nämlich, und zwar recht fürchterliche, d. h. ergötzliche. Ein ſolcher Gedanke labt ungemein, und nie wurde man in dieſer ſchönen Hoffnung betrogen.

Nun aber erſchienen ſo etwa 1778 das Drama „Agnes Bernauerin", in welchem der Verfaſſer wenigſtens bei dem Schickſal der Hauptperſon auf die zarten Nerven und das ſchöne Mitleid des Publicums eben ſo wenig Rückſicht genommen hatte, als das Schickſal ſelber. Die arme Agnes, ganz umſtrickt und eingeengt von ihren Feinden, beſonders von dem böſen Vicedom, wurde ſchmählich verurtheilt und vor den Augen des Publicums in die Donau geworfen, bei welcher ſcheußlichen Procedur ſogar noch Stangen gebraucht wurden, ſo daß man an den künſtlichen Schiffbruch von Nero's Mutter erinnert wurde. Der Vicedom kam freilich auch übel dabei weg, doch mit dem Leben davon, und das war nicht zu ertragen. Es ſollte in der Welt durchaus nicht ſo zugehen, und auf dem Theater noch viel weniger; man wollte das ſchlechterdings nicht haben. Was war aber zu machen? Das Stück ganz verbannen? Das wäre doch ſchade geweſen um die bald ſanft rührenden, bald gewaltſam packenden erſten Acte, und ſo mußte man wohl, wenn auch mit finſterem Murren, ſich den böſen Vicedom und die jammervolle Erſäufung der ſchönen Agnes gefallen laſſen. Man mußte? Mit nichten. In einigen Gegenden des ſüdlichen und weſtlichen Deutſchland's glaubte man nicht, müſſen zu müſſen, und es kam ſo weit, daß ein ſehr großer Muth dazu gehörte, den Vicedom zu ſpielen, denn die Bürger wollten mit einem ſo grauſamen Manne, der doch am Ende an der ganzen Geſchichte Schuld war, keine Pfeife mehr rauchen. Die höchſten Zornesflammen aber ſtiegen gegen Ende des Jahres 1782 in Salzburg gegen ihn auf, wo der Schauſpieler Wallerſchenk, der ihn vortrefflich ſpielte, auf öffentlicher Straße kaum mehr ſeines Lebens ſicher war, bis endlich in einem Wirthshauſe, wo ſich der wackere Mann hatte ein wenig laben wollen, einige tugendhafte Tölpel mit Meſſern und Gabeln auf ihn eindrangen, gegen die er ſich ſo lange tapfer vertheidigen mußte, bis bewaffnete Macht ihm zu Hülfe kam. Da trat endlich der Theaterdirector Schikaneder mit einem trefflichen Mittel verſöhnend ein. Dieſer berühmte Mann — den ich zuerſt — (man verſtatte den Zuſatz) — bereits vor vier und dreißig Jahren, als es Sitte war, ihn ungemein hoffärtig zu tadeln, für ſeine Zauberflöte im Großen und Ganzen herzlich gelobt habe — ſoll auch um dieſes Mittels willen Anerkennung genießen. Der nächſte Komödienzettel prangte nämlich mit der großbuchſtabigen Unterſchrift „heute wird Vicedom über die Brücke geſtürzt,“ und ſo geſchah's unter lautem Jauchzen und Freudeweinen des Publicums. Die Herzoge von Baiern, Vater und Sohn, verſöhnten ſich, und es fiel Niemandem mehr ein, der wohlgeſinnten Agnes den Fürſtenhut ſtreitig zu machen. Der Vicedom aber erhielt nunmehr in allen Kaffeehäuſern und Reſtaurationen die offenbarſten Beweiſe der Hochachtung, denn hatte er auch bei dem Haſſe gegen Agnes ein böſes Herz gezeigt, ſo konnte man doch auch nicht mehr verlangen, als daß er ſich für ſeine Sünde erſäufen ließ, und ſo galt er gleichſam für einen wiedererſtandenen und verklärten Mann. Das Allerſchönſte aber war, daß die Tugend, die, wie erfahrene Leute wohl wiſſen, in dieſer Welt ſo oft kein Geld hat, dießmal wirklich welches bekam, und zwar recht reichlich, denn die Schaaren, die zu dem dramatiſchen Gerechtigkeits- und Racheſpiel gekommen waren, hatten Schikaneder's Kaſſe ſehr gefüllt. — — —

Will aber ein Leſer die Sache nicht ſo fröhlich nehmen, wie ich ſie eben genommen habe, ſondern bloß ernſthaft, ſo iſt nicht das Mindeſte dagegen einzuwenden, und er wird zu unterſuchen haben, wie viel wir ſeit dem genannten Jahr 1782 gewonnen. Nur vor der Grämlichkeit, die ſich ſo oft als Ernſthaftigkeit geltend macht, möchte ich ihn warnen. Kindlichkeit, ja Kindiſchkeit kann mitunter in der Erſcheinung ſehr komiſch werden, aber ſie geben doch Hoffnung, — die **Liebe**, auch in ihrer Unbeholfenheit, iſt doch ein poſitives Etwas, und ein feuriges Herz ſoll eben nicht geſcholten werden, wenn es auch nicht immer ein richtiges Urtheil hat. Ich erinnere mich noch recht wohl, daß im Jahr 1804 ein ſechzigjähriger Mann neben mir im Parterre bei den unſäglichen Leiden der Maria Beaumarchais innig weinte, bis endlich ein ſiebzehnjähriger, über alle Maßen gebildeter Jüngling ihn belehrte, ſo ein Sterben wie das der armen Marie ſei höchſt widerlich und, da es gewiſſermaßen aus heiler Haut geſchehe, lächerlich, auch verletze es das Prinzip des ſchönen Scheins. Der Alte begnügte ſich, das Geſchick der „künftigen Geliebten“ des äſthetiſirenden jungen Herrn zu beklagen, ich aber lobte Goethe's Mäßigung, der es nur bei einem ſimpeln Todesfalle habe bewenden laſſen; denn da hier von der Sünde aller Sünden, der Untreue, die Rede ſei, einer Sünde, die man die eigentliche Weltvernichtende nennen dürfe, ſo würde ich mich ſelbſt nicht wundern, wenn der Todesengel in eigener Perſon erſchiene, um die arme Marie noch viel ſchneller aus der vergifteten Luft wegzunehmen. Sollte auch der Himmel ſich mit Wolken beziehen, und ein Gewitter hervorbrechen, oder gar die Erde ein wenig beben wollen, ſo hätte ich nichts dagegen, denn um der Untreue willen ſei es ſchon der Mühe werth, weil eben, wie geſagt, durch dieſe die Welt ſelbſt aus den Fugen komme; Clavigo ſelbſt, der ja das Wochenblatt „der Denker“ ſchriebe, würde mir Recht geben. — Der Jüngling machte Anfangs ein etwas verdutztes, dann aber ein kluges oder doch klug eingerichtetes Geſicht, und hielt meine Bemerkung für eine zu bittere Perſiflage gegen den — Alten! — Wie dem aber auch ſei, ungemein gebildet war der Jüngling und hunderte ſeines Gleichen, und in keinem Fall wär' er des lächerlichen Verlangens fähig geweſen, daß Vicedom ſtatt Agnes geopfert werde. Er fragte den Henker nach all' dergleichen materiellen Beziehungen, ſo lange man nur ihn ſelbſt nicht von der Brücke werfen durfte, und ſolchen Greuel leidet doch bekanntlich keine gute Polizei in allen fünf Welttheilen. Was hatte er alſo zu fürchten?

38.

Caricaturen und Caricatur der Caricatur.

Die Griechen hatten nur einen tollgewordenen Sokrates, hätte er unter uns gelebt, würden wir einige hunderte haben, die aber wohl ſchwerlich ſo witzig geworden wären als Diogenes, den man bekanntlich den tollgewordenen Sokrates nannte. Wir ſind ſehr ſtark im Uebertreiben bis zur höchſten Verzerrung und nicht minder geſchickt im Abſchwächen und Verwaſchen. Beides giebt widrige Caricaturen, doch iſt die Kraft, die ſich überſpringt und zur tyranniſchen Rechthaberei, Rohheit und Wildheit wird, immer intereſſanter, als jene traurige Abſchwächung. Von Luther haben wir unzählige lebendige Zerrbilder gehabt, die wir mißverſtehen, wenn wir ſie nicht als ſolche betrachten; z. B. die hochberühmten Flacius Illyricus, Aegidius Strauch, Calovius u. A. Sie ſteckten ſich zwar immer hinter Luther's Namen und einzelne Sprüche, die in ihren Kram zu taugen ſchienen, waren aber allem Anſcheine nach innerlich überzeugt, weit mehr zu ſein als er. Auch von Wallenſtein giebt es Caricaturen genug, z. B. Otto Brüggemann, der, wie bereits vor mir bemerkt worden iſt, durch dieſes Carikiren den ganzen Zweck der berühmten Schleswigſchen Geſandtſchaft an die Höfe von Moskau und Ispahan vereitelte, wofür er jedoch mit ſeinem Kopf büßen mußte. Nicht minder widrig, mitunter aber auch recht luſtig gedieb in früheren Zeiten, beſonders in der zweiten Hälfte des 17ten

Jahrhunderts, bei uns der carikirte Machiavellismus, und manche deutſche Diplomaten kleiner Fürſtenhöfe würden etwas Beträchtliches dafür gegeben haben, wenn man ſie etwa — „verdammt feine Satans" hätte nennen wollen. Den Gefallen that man ihnen aber nicht.

Daß in unſerer Literatur viel hyperboreiſche Uebertreibung auf der einen und ſybaritiſch matte Abſchwächung auf der anderen Seite herrſcht, iſt allbekannt, wenn aber Jemand von einem tollgewordenen Klopſtock, Schiller, u. ſ. w. ſprechen wollte, würde man ihm den Ausdruck als gar zu derb tadeln, den, wie geſagt, die Griechen, die doch ſonſt feine Leute geweſen ſein ſollen, da, wo er hingehört, ganz wohl leiden mochten. Beſonders aber haben wir viel abgeſchwächte, abgemagerte und altgewordene Schiller, d. h. ſolche Poeten, die in ihrer höchſten Begeiſterung etwa ſo ſchreiben, wie Schiller würde geſchrieben haben, wenn er ein paar hundert Jahre krank gelegen hätte. Solcher abgeſchwächter, verblaßter, verblaſener und halbtodter „Räuber," „Karloſſe," „Wallenſteine," u. ſ. w. liegen viele hundert in den Maculaturgewölben der Buchhändler.

Heut zu Tage ſind jedoch Manche in Hinſicht der zu carikirenden Muſter viel weiter gegangen, und haben ſich gleich von vorn herein dazu ausgezeichnete — Caricaturen gewählt, die ſodann bis in's Unendliche fortgeſetzt werden können. Zerrbilder von Zerrbildern giebt es in großer Anzahl; aber auch an Zerrbildern von Zerrbildern der Zerrbilder fehlt es nicht. Ich könnte dieſen Genitivus noch oft wiederholen, aber er nimmt ſich im Druck zu ſeltſam aus; im Geſpräch lautet er luſtig genug, und wir wollen uns zum Troſte mit Goethe ſagen: „Es muß auch ſolche Käuze geben.“

39.

Erinnerungen an Schleiermacher.

Der Schmerz über Schleiermacher's Abſcheiden iſt noch ſo neu, daß eine möglichſt vollſtändige Schilderung deſſen, was er war und leiſtete, wohl ſchwerlich bald erwartet werden kann. Hier werde nur von Neuem an Eines ſeiner literariſchen Verdienſte erinnert, und zwar an die große und unerläßliche Erſchütterung, die er am Schluſſe des verfloſſenen Jahrhunderts (1799) durch ſeine Reden über die Religion veranlaßte. — Um dieſe Unerläßlichkeit ganz zu erkennen, brauchen wir nur mit kurzen Worten einige Hauptmomente der religiöſen Bildung des achtzehnten Säculums gleichſam mit den Fingerſpitzen zu berühren. Was finden wir hier? Zuvörderſt Leibnitzen's Theodicee — unendlich beſſer, als der ſtarre Buchſtabe mancher berühmter Theologen des ſiebzehnten Jahrhunderts, auch nicht ohne Genialität, doch geſchwächt durch etwas franzöſiſche Hofphiloſophie und übergutmüthige Anbequemung. — Dann: ſchwacher Nachhall des Werks in deutſchen Schriften. — Thomaſius ſchwankt zwiſchen Myſtik und Aufklärerei, dann kräftig manchem Aberglauben entgegen wirkend; aber (gleichſam als theologiſcher Juriſt mitunter auch dem undeutſchen Sultanismus fröhnend) Heuchler war er jedoch nie, ſondern nur zuweilen in einem ihm ſelbſt gefährlichen Irrthum und Schwanken. — Spener's tiefſinnige und ſanfte Frömmigkeit, nur ſelten erkannt; aber einzelne Aeußerungen ſeiner kranken Frömmigkeit, wie ſie bei ſeinen Schülern zuweilen vorkommen, zu ſehr gefeiert. — Der Pietismus in ſeinen Anfängen ſehr rühmlich als Gegenſatz ſtarrer Orthodoxie, die ſich bei einzelnen Individuen ſogar als verfolgender Hildebrandismus zeigte; ſpäterhin leider bald ſüßlich ſchwächlich, bald trübſelig finſter, den heiteren Aufſchwung der Wiſſenſchaft, Kunſt und des geſelligen Lebens hemmend. — Die Wolfiſche Metaphyſik, ſchätzbar in ihrer mathematiſchen Richtung, ſpäterhin, als immer ſtarrer und bequemer werdende Schranke und Geländer, von höherer Philoſophie abhaltend und nicht ſelten verderblich für Geſchmack und Styl. — Größere, allgemeiner werdende Aufklärung, in ihrem anfänglichen Prinzip edler Freiheit wohlthätig, ſpäterhin in Aufklärerei, Willkür und Frechheit ausartend. — Auch die Kantiſche Philoſophie, obwohl unendlich tiefſinniger als die Wolfiſche, wirkt bei der Unzahl von Nachſprechern höchſt ungünſtig, und es entſteht zwiſchen ihr und dem Chriſtenthum kein reines Verhältniß, viel weniger findet ſich eine innige Durchdrungenheit von demſelben. Die frechere Gattung von Aufklärerei nimmt ſich jedoch nicht einmal Zeit zum Studium jener Philoſophie, ſondern waltet ununterbrochen nach allen Seiten lediglich negirend fort. — Das Element der Religion zeigt ſich immer ſeltener, und auf vielen Kanzeln werden nur dürftige Einzelnheiten der Moral und Lebensklugheit gepredigt. Man empfiehlt z. B. Sparſamkeit, Mäßigkeit im Eſſen und Trinken, neue Anpflanzung von Obſtbäumen, munteres Spazierengehen, u. ſ. w. — Alles recht gut, nur nicht für die Kanzel paſſend. Wer über den Zuſtand der herrſchenden Anſichten ſich genau unterrichten will, findet die beſte, aber auch traurigſte Belehrung in den meiſten theologiſchen Recenſionen der deutſchen Bibliothek von 1765 bis zum Schluſſe dieſer allgeleſenen Zeitſchrift.

Und in einer ſolchen Zeit trat Schleiermacher mit ſeinen „Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern“ auf, ein weckender Komet am Ende des einſchlummernden Jahrhunderts. — „Weckend“, darauf war es abgeſehen, und das wurde auch völlig erreicht. Verächter der Religion gab es unzählige, aber zu den Ungebildeten wollte doch Niemand gehören, und die Gebildeten gerade ſollten hier angeredet werden. Es war deßhalb bedenklich, und Furcht verrathend, nicht leſen zu wollen. Man mußte alſo Notiz nehmen und ſich wenigſtens im Stillen neue Rechenſchaft ablegen, da man doch nicht wohl verachten darf, was man nicht kennt. Aber auch die Starrfrommen, Halbfrommen und Frömmelnden wurden geweckt, und neuer, redlicher Prüfung konnte guter Erfolg nicht fehlen.

Iſt aber das genannte Buch vollkommen tröſtlich? Dieſe Frage mag allerdings aufgeworfen werden, doch die beſcheidene Antwort lautet: Darauf war es nicht abgeſehen, und man kann dieß auch wohl nicht von einem Buche verlangen, in welchem ſich erſt die alte Sphinx in Rieſengröße zeigt. Es ſollte — verſtattet die Wiederholung — die Schläfrigen wecken, anregen und heilſam erſchüttern, und dieſe Abſicht hat der Erfolg gekrönt.

Schleiermacher hatte einen vollen, reichen, faſt möchte ich ſagen überreichen Kranz von herrlichen Talenten und Kenntniſſen zu tragen, was ſchwerer iſt, als es bei einer nur oberflächlichen Betrachtung ſcheinen mag. Er hat gewirkt und gearbeitet, viel, ſehr viel mehr gearbeitet, als ich es zu ſagen vermag. Sein Tagewerk iſt vollbracht. Er ruhe ſanft, wir aber wollen ſein Andenken auch dadurch feiern, daß wir gleichfalls nicht ruhen, ſo lange es Tag iſt, ſondern auch tüchtig arbeiten mit Frömmigkeit und Heiterkeit, mit Hoffnung und Vertrauen, ſo gut wir irgend vermögen, ehe die Nacht kommt, da Niemand mehr wirken kann.

40.

Sokrates und Xantippe.

Wie beſcheiden auch Sokrates geweſen iſt, ſo hat er ſich doch gewiß geſtehen müſſen, er ſei ſehr berühmt und werde es auch bei der Nachwelt bleiben. Schwerlich aber hat er ſich eingebildet, daß er unter den berühmten Alten der allerberühmteſte werden werde, und doch iſt dieſer Fall wirklich eingetreten, oft auf die ſchönſte und rührendſte, oft aber auch auf die verworrenſte und lächerlichſte Weiſe. So oft ein Lehrer ſeinen Schülern einſchärfen will, daß die Heiden doch auch tugendhafte und weiſe Charakter gehabt, ſo nennt er den Sokrates, und hofft dabei, die Kinder werden ſich ſchon den Begriff der Tugend und Weisheit gehörig ausmalen. Die Regſamen thun das auch wohl, da ſie ſo häufig von dem Manne hören müſſen. Seine Weisheit mögen die Kinder nicht wohl anders deuten, als daß er überall außerordentlich weiſen Rath gegeben und weiſe Sprüche habe ertönen laſſen; worin jedoch eigentlich dieſe Weisheit beſtanden, können ſie unmöglich ohne nähere Auskunft deutlich erkennen. Dieſe Auskunft aber giebt man ihnen eben nicht, und vielleicht kann man ſie ihnen auch nicht geben. Zum Glück oder Unglück finden ſich jedoch zwei Dinge in Sokrates' Leben, die auch Kinder mit Vergnügen in ihrer Phantaſie bearbeiten: — Xantippe und der Giftbecher.

Wir ſind jetzt wohl Alle von der völligen Grundloſigkeit der vielen albernen Mährchen überzeugt, die eine frühere Zeit über Xantippen verbreitet hat; dadurch aber iſt der Ruf der armen Frau noch immer nicht hergeſtellt, denn das Volk verläßt ſich auf die alte Fibel, und nimmt keine Notiz von den ſpäteren Unterſuchungen der liberaleren Gelehrten. Es hat ein für alle Male eine Menge von pikanten Anekdoten über das Sokratiſche Eheverhältniß aufgegriffen, läßt dieſe nicht wieder fahren, und Xantippe iſt und bleibt eine böſe Frau, die den ganzen Tag brummt und ſchilt, ihren Mann mit Waſſer begießt, Tiſche umwirft, u. ſ. w. Sie hat das große Unglück, daß ihr bloßer Name ſchon etwas Abſchreckendes bekommen hat und zu einem deutſchen Scheltwort geworden iſt. Der Holzſchnitt in der alten Fibel will aus der Phantaſie nicht wanken und weichen.

Wieland war der Erſte, der ihr Gerechtigkeit wiederfa
ließ, doch meines Erachtens noch nicht einmal eine genüg
Ich will gewiß auch nicht eine einzige Tugend des treffl
Sokrates verkümmern, ja ich glaube, daß in gewiſſen Mo
ten Niemand die Tugend in ſeiner eigenen Perſon behagl
dargeſtellt hat, wie er; aber zu einem liebenswürdigen G
manne fehlt ihm nicht mehr als Alles. Seine eigene
und Kaltblütigkeit (wobei wir nicht im Mindeſten an jene
den Anekdoten zu denken brauchen) ſpricht ſich in dieſem
hältniſſe meiſt auf eine unerfreuliche Weiſe aus, denn alle
den Männern gegenüber ſo herrlichen Eigenſch
werden in Beziehung auf die Frauen nicht ſelten Eiſer
und Eiſigkeit, und bei Sokrates ſchimmern ſie noch daz
blendenden Strahle der Ironie, den keine Frau auf die
erträgt. Selbſt in der Unterredung mit ſeinem Sohne
prokles, der ſich über ſeine Mutter beſchwert, nimmt er
tippe's Partie auf eine ſehr bedenkliche Weiſe. Er führ
in mittelmäßigen Ausdrücken die Verdienſte der Mütte
ihre Kinder zu Gemüthe, und bemerkt endlich, da Lampr
über die große Heftigkeit ſeiner Mutter noch weiter klag
habe ihn doch wohl noch niemals — gebiſſen oder gegen
ausgeſchlagen, wie Thiere zu thun pflegen. — Iſt es mö
eine Frau ſo zu vertheidigen? Wie würde Sokrates, we
nur einen Funken von Liebe gegen ſie gehabt, einen Buben
rechtgeſetzt haben, der in einem Athem ſeine Mutter
unerträglich nennt? Sollte hier nicht das gute
Hausregiment ganz an ſeiner Stelle geweſen ſein? Das

nen wir freilich von ihm nicht verlangen, aber immer bleibt er zu tadeln, daß er ſich gegen den ungezogenen Knaben nicht kräftiger ausdrückte. Es war ihm, ſo ſcheint es, nur um einen gewiſſen äußeren Frieden der Familie zu thun, und ſeine Frau war ihm nicht intereſſant genug, um ſeine ſonſt ſo herrlichen Redekünſte zu ihren Gunſten anzuwenden. Er liebte ſie nicht und haßte ſie nicht, er gebrauchte ſie als Mittel zur Stärkung in der Geduld, ohne zu bedenken, daß er ſelbſt größtentheils an ihrer Ungeduld Schuld war, da er ſich faſt nie zu ihrer geringen Bildungsſtufe herabließ. Ueberhaupt war in den Verhältniſſen des Sokrates zu den Frauen auch nicht die kleinſte Ader von Sentimentalität oder Romantik, und ſeine Richter hätten vielleicht nicht nöthig gehabt, ihn zum Giftbecher zu verdammen. Sie hätten ihm bloß mit ſchönem Pathos und vor einer entzückten Geſellſchaft Petrarca's Sonette, Shakſpeare's Romeo und Julie und Goethe's Werther einige Monate lang vorzuleſen brauchen: daran wäre er erkrankt und verſchieden. Aber freilich ſind das nur idylliſche Phantaſieen, denn leider waren jene feuerflammenden Werke damals noch nicht in den Buchhandel gekommen. —

Es blieb daher bei dem Giftbecher, als dem Intereſſanteſten, und dieſer iſt denn auch für die meiſten Lehrer ein wahrer Troſt in ihren Leiden. Sie haben nun einmal die Aufgabe, den Weiſeſten der Griechen ihrem Schüler genau vor die Seele zu führen. Dazu hat Xantippe nicht ſonderlich beigetragen. Ueber dieſe haben die Kinder gelacht und über den vielgeplagten Ehemann nur die Achſeln gezuckt. Nun muß

der Giſtbecher das Beſte thun, und er thut es auch, aber gewi
nicht auf die rechte Weiſe. Sokrates benahm ſich, wie Jede
weiß, der die Quellen kennt, im Kerker wie beim Trinken de
Giftes ſelbſt, ſehr ruhig, klar, weiſe und witzig-ironiſch, mi
einem Worte: gerade ſo, wie er ſich immer benommen. Un
ſo mußte es auch ſein, denn da ſein völlig geſunder nerven
ſtarker Körper jedes anderweitige ungehörige Mißbehagen ab
wehrte, ſo wurde es ihm nicht ſchwer, ſelbſt in ſeiner äußere
Erſcheinung jene ruhige Conſequenz, die er während ſeine
ganzen Lebens durchgeprobt hatte, auch jetzt noch zu bewahren
Mit ſolch' einer Schilderung aber darf man einem Knaben nich
kommen, wenn man ihn gehörig rühren will, denn gerühr
werden ſoll er doch nun einmal, ſelbſt da, wo von dem Ge
genſatz aller Weichheit und Rührung die Rede ſein müßte
Nur wenn Sokrates überaus wehmüthig erſchrickt, wird auc
der Knabe wehmüthig, und das zu erreichen, iſt immer ſcho
der Mühe werth. Manche Lehrer gingen ehedem und gehe
noch recht darauf aus, den armen Jungen in Thränenwaſſer zu
ſetzen, gerade da, wo man ihm hätte die reine Freude über di
herrliche Kraft einfacher Tugend gewähren ſollen, einer Tu
gend, die ſchon aus Beſcheidenheit ſich ſo gern heiter ſcher
zend ausdrücken wird. Ein ſolches Bild, zu welchem de
wirkliche Sokrates die Farben geliehen, hätte dem Schüler —
ſo fremd es ihm auch Anfangs mochte vorgekommen ſein — vo
unſchätzbarem Nutzen ſelbſt in ſeiner unreifen Jugend werde
müſſen; ſtatt deſſen daß er jetzt einen fremden hohläugigen
überfrommen Betbruder zu ſehen bekommt, vor dem Sokra

tes ſelbſt ſich würde geekelt haben. Ich ſpreche hier aus eigner Erfahrung, ich weiß, wie lange das Bild des guten, armen, allzu ſehr gequälten Lazarus und das ſeinige mir faſt gleich erſchienen, wie ſchwer es mir noch in den erſten Jünglingsjahren ward, dieſes vom Scheitel bis zur Ferſe durchaus falſche (und auch ſchon in der Knabenzeit von mir als falſch anerkannte) Bild aus meiner Phantaſie wieder heraus zu kratzen, um dem wahren Sohne des Sophroniskos Platz zu machen. Die Frauen, die denn doch auch an dem vielbeſprochenen Manne herzlichen Theil nehmen, bekommen faſt nie ein anderes Geſicht von ihm zu ſchauen, als jenes wehmüthige, fromme Märtyrerantlitz, können es meiſtens nie wieder los werden, ja es giebt ihrer genug, die ordentlich böſe werden, wenn man ihnen den, in ewiger Milde und Kraft, lächelnder Erhabenheit und Ironie lebenden, Sokrates zeichnen will.

Von Empfindſamkeit, Leidenſchaftlichkeit oder gar Wehmüthigkeit kann bei Sokrates nie die Rede ſein; eher konnte man vielleicht gar die Frage aufwerfen, ob er auch nur jemals bloß ernſthaft (was man ſo gewöhnlich ernſthaft nennt) geweſen ſei. Der bloße Ernſt iſt nämlich immer ſo einſeitig als der bloße Scherz, und nur durch Ironie kann er, wie die Begeiſterung, geadelt werden. Alltägigen Ernſt würde er ſogar als völlig ſeicht und langweilig hinweggeſpült haben. Die Ironie war bei ihm ein durchaus herrſchendes Prinzip, und daß ſie von der echten Art geweſen, beweiſt der Umſtand, daß er ſie nie durch kränkliche Gereiztheit, oder gar durch Verdroſſenheit und Schläfrigkeit bezahlen mußte.

Die Frauen, um noch einmal darauf zurückzukommen, ha
ben faſt immer nur ein vages, verwaſchenes Bild von männli
cher Tugend, und zwar nicht bloß von der antiken des Sokra
tes, ſondern auch von der näher liegenden alt- und mittelalter
lich deutſchen oder europäiſch modernen Bildung. Den Che
rusker-Herrmann z. B. ſchätzen ſie nur, weil es ſo Herkommen
iſt; denn wie ſehr ſie auch ſeine Tapferkeit bewundern, ſein
Kriegsliſte ſtören ihre Phantaſie. Zum Glück war er auc
ein guter und liebevoller Ehemann, und deßhalb verzeihe
ſie ihm ſeine herrliche Waldſchlacht. — Den Dichtern geh
es bei ihnen nicht beſſer. Den ewig jungen Löwen Shakſpear
lieben ſie ſehr, wenn man ihn ihnen erklärt und ausgeſucht
Partieen vorlieſt; aber in Tieck's köſtliche Shakſpeare-Novel
len können ſie ſich nicht finden, denn im Stillen haben ſi
doch gedacht, er ſei ſo eine Art von ſanftem Melanchtho
oder weichem Bogatzky, u. ſ. w. So ſoll er ſein, un
doch den Lear, den Romeo und die Heinriche dichten!
— Ein andermal mehr davon, hier habe ich nur auf di
Sache hindeuten wollen, wobei ich jedoch nicht zu vergeſ
ſen bitte, daß ich durchaus nicht von allen Frauen
ſondern nur von vielen ſprach.

41.

Naivetät und Naivetäten.

Es iſt doch eine gar köſtliche Sache um die Naivetät, und ſie erſcheint immer köſtlicher, je ſeltener ſie wird. Daß ſie aber täglich ſeltener wird, iſt nicht zu leugnen, weil Niemand in Abrede ſtellen kann, daß wir jetzt größtentheils über alle Maßen klug, ja ſelbſt die Kinder ſchon gar zu klug werden. Ein ſchlimmer Umſtand iſt dabei auch noch der, daß wir jetzt, ſo oft einmal eine angenehme Naivetät, z. B. einer hübſchen Dame, zum Vorſchein kommt, in ein ſo ungemäßigtes Entzücken gerathen, daß wir handküſſend ausrufen: „O ſüßes engliſches Fräulein, wie göttlich naiv war doch das!“ denn unter dem Göttlichen thun wir es nun einmal nicht. Dieß ſollten wir aber unterlaſſen, denn wie kann das liebe Kind naiv bleiben, wenn wir es ſo oft aufmerkſam machen, es ſei naiv? oder glauben wir etwa gar nicht mehr an wahre unbewußte Naivetät, ſondern bloß noch an angenehme Lüge und ſpaßhafte Koketterie in der Form der Naivetät? Das wäre entſetzlich, und ich will Beſſeres hoffen. Dann aber gelte die ernſte Warnung: Stört jene unbewußte Naivetät nicht in ihrer liebenswürdigen Harmloſigkeit. Sei dieſe auch noch ſo tüchtig und robuſt; vor Euren Cympeln und Poſaunen muß ſie doch zuletzt mürbe oder verſtockt werden, und dann ereignet ſich wohl gar das Gräßliche, daß das arme Kind, während es ſchon längſt von aller Naivetät abgebrannt iſt, noch immer auf die alte Firma forthandelt, fortſpricht, fortſchreibt und am Ende gar drucken läßt. Mit den gedruckten Naivetäten aber, beſonders wenn wir ſie ſelbſt in den Druck geben, iſt es eine bedenkliche Sache.

Ich will die vielberühmte Indianiſch-Kotzebue'ſche Gurli durchaus nicht überall in Schutz nehmen, denn ihre Naivetät ſtreift doch mitunter an das Täppiſche, Tölpiſche und Fratzenhafte, aber echt und originell iſt ſie doch meiſtens, und ſo laſſe ich mir ganz gern gefallen, wenn ſie zuweilen über die deutſchen Bühnen hüpft. Wer aber auch noch viel ſtrenger iſt als ich, muß doch wenigſtens Eine große Tugend an ihr loben. Sie hat nämlich, wie ſehr ſie auch zu ihrer Zeit von Londoner Kritikern, Buchhändlern und guten Freunden aufgefordert wurde, ſich nie entſchließen können, ihre Späßchen in den Druck zu geben, und doch würde ein Buch unter dem Titel: „Naivetäten von Gurli, mit einer Vorrede von Kaberdar" ſich ſehr wohl ausgenommen und gewiß viele Leſer gefunden haben. Mehrere meiner trefflichſten Londoner Correſpondenten, die ſich ſtets als Tugend- und Wahrheitsfreunde zeigten, konnten nicht genug rühmen, mit welcher Standhaftigkeit die junge wilde Schöne alle Verſuche, ſie auf den literariſchen Markt zu führen, abwies. Zwar nicht ſehr ſtreng philoſophiſch, doch leidlich treffend ſagte das Kind: „Wenn ich jetzt ſpreche, ich will Lyddy heirathen", oder: „alter Herr mit der ſtruppigen Perücke, willſt Du mich heirathen?" ſo lacht doch hie und da Jemand; laß ich aber ſelber drucken, daß ich das geſagt habe, ſo ärgert man ſich wohl gar, und nennt es widerlich, oder verknöchert, oder verſteinert und vermooſt.

Darum laßt mich ungeneckt mit Eurem Druckenlaſſen, denn ich will meine koſtbare Naivetät auf meine eigene Hand noch recht lange forttreiben.“

Mein Londoner Correſpondent macht viel Rühmens von dieſer Antwort, und obwohl ich, als guter Deutſcher, eigentlich die ganze Welt möchte drucken laſſen, ſo muß ich doch auch Gurli's Anſicht billigen und die dabei bewieſene Tugend preiſen und zur Nachahmung empfehlen. Seltſam iſt es dabei, daß Gurli, man ſage auch was man will, die Unſterblichkeit doch weg hat, obwohl ſie nicht im „gelehrten London“ zu finden iſt.

42.

Gemüthsruhe.

Es wird uns berichtet, Xantippe habe verſichert, ihr Mann komme immer mit demſelben Geſicht Abends nach Hauſe zurück, wie er es Morgens verlaſſen. Es war gewiß ſtets ein ſehr gebildetes, ruhig heiteres Geſicht, und doch das beſte Mittel, ſich ihr fatal zu machen, denn die Welle iſt doch nun einmal Welle, und als ſolche ſoll ſie beweglich ſein, und auch der ſchönſte diamantene Eisſpiegel kann nicht dafür ſchadlos halten.

Sah aber Xantippe richtig? Gewiß nicht. Denn die Leidenſchaftlichkeit, in der ſich die ſonſt wackere Frau faſt immer bewegte, raubte ihrem Auge die Kraft, die vielfachen Modifi-

cationen und Nüancen im Gemüthe und in den Mienen de
edel geſicherten klaren Mannes zu bemerken.

Unſer Goethe hatte in den letzten zwanzig Jahren ſeine
Lebens auch viel von Sokrates, Anſtand und Miene. Da
bemerkte auch unſer Publicum recht wohl, aber freilich au
ſeine Weiſe, und man möchte wohl fragen, war es ſcharfſichtiger und ſcharfſinniger als Xantippe?

43.

Fragment eines literariſchen Geſprächs.

A. Klopſtock und Leſſing, Wieland und Herder, Kan
und Fichte, Hippel und Friedrich Schlegel, Goethe und Friedrich Schiller, Hamann und Jean Paul ſind heimgegangen. —
B. Was ſoll das? Das wiſſen wir. — A. Wißt Ihr da
wirklich? Die Art, wie Ihr das ſagt, läßt mich zweifeln, da
Ihr es wißt. Habt Ihr den Schmerz über ſolche Verluſte ſ
recht bis in's innerſte Mark empfunden? — B. Wozu di
überſchwängliche Rede? Was lebt, muß ſterben. Klopſtoc
Wieland und Goethe waren alt genug dazu. Was zu Schiller's Todtenfeier geſchehen iſt, haben wir mitgemacht, und nac
den ſechzig Bänden Jean Paul iſt immer noch Nachfrag
u. ſ. w. — A. Ohne Zweifel habt Ihr bereits reichliche
Erſatz. Bezeichnet ihn näher. — B. Ich habe nicht Athen
Dir einige hundert neuere deutſche und franzöſiſche Schriftſteller zu nennen, die alle höchſt talentvoll, anmuthig und würdi

erſcheinen. Nur das größere Publicum will nicht viel davon wiſſen, und während ein Theil noch immer abergläubig an den alten hängt, hat der andere die Poeſie ſelbſt als einen Aberglauben völlig aufgegeben. — A. Dergleichen Leute nannte man ſonſt Barbaren, und Taſſo bricht den Stab kurz ab über ſie. Jene aber, die mit Pietät die Todten, als wären ſie lebendig, lieben; warum ſollten ſie ſich nicht entſchließen, auch die lebendigen Dichter zu lieben? und zwar in dem Maße, wie die Todten? An Talent zu dieſer Liebe kann es ihnen nicht fehlen, da ſie ja das Größere gezeigt. Da muß alſo doch noch ein Geheimniß walten. Löſe es. — B. Damit verſchone mich. Junge Leute wollen auch leben, ſagt Falſtaff, obwohl er bereits ſechzig Jahre zählt. Nimm doch die Sache leichter, fröhlicher, genügſamer. — A. O Taube! — B. Taube? Warum nennſt Du mich ſo? — A. Daran iſt Goethe Schuld, der das Gedicht vom Adlerjüngling mit den Worten endet: O Weisheit! Du redeſt wie eine Taube. — B. Du biſt ſchwermüthig geworden, und das iſt das Verpönteſte unter allem Verpönten. Lies Sue und lerne genialiſch verzweifeln, dann aber rufe friſch: Vive la joye! vive l'allegresse! und Du wirſt nie wieder nach Schiller, Goethe und Jean Paul zurückſeufzen. — A. Ich will noch mehr thun, und mich freuen, daß Sycorax wieder lebendig geworden iſt, und Caliban, nach Vertreibung von Proſpero, Fernando und Miranda, bellend, kreiſchend und fluchend, ſich recht wohl befindet.

44.

Goethe's Geſpräche mit Eckermann.

Ich kann mir eine Geſellſchaft von hübſchen und wohlmeinenden Leuten denken, die alle einig ſind, daß Goethe's Geſpräche mit Eckermann ein höchſt wichtiges, unvergleichlich intereſſantes Buch veranlaßt haben, und ich will verſuchen, einige Perſonen andeuten zu laſſen, wie ſie es damit meinen.

Zuvörderſt, ſagt A., möchte ich wünſchen, daß Alle, die über dieß Buch ſprechen wollen, es auch beſäßen, denn wie gut auch manches Gedächtniß ſein möge, dieß Buch enthält zu viel bedeutſame Aeußerungen, um bald auswendig gelernt werden zu können. Unter tauſend Menſchen, welche behaupten, ſie ſeien zu arm, es zu kaufen, haben ſicherlich neunhundert Unrecht, denn ihre Börſe zeigt ſich noch immer ziemlich ſtattlich, ſobald von Wohnung und Kleidern, von Braten und Wein, Landwohnungen und Reiſen die Rede iſt. Ich habe mich deßhalb auch mit Erfolg auf die — Grauſamkeit gelegt, und ſchlage Allen, die meinen Goethe, Jean Paul u. ſ. w. borgen wollen, dieſe Bitte, nicht bloß rund, ſondern zuweilen ziemlich ſpitzig, ab.

B. Solche horribele, faſt Tiberius'ſche Gemüthsverſteinerung, die nur ſo wenig Ausnahme von ehrlichen Bitten gelten läßt, ſei ferne, ſonſt aber ſtimme ich vollkommen in die gerechte Klage von heilloſer Trägheit und Kargheit im Bücherkaufen bei. Da lobe ich mir den alten Chriſtian Thomaſius, der das Bücherkaufen faſt mit einer Art von Religion trieb und empfahl. So ſprach er einſt mit feuriger Zunge von ſeinem Katheder herab zu der großen Schaar ſeiner Zuhörer: Ihr Herren, ich habe in den letzten Wochen ein neues Werk geleſen und ſtudirt, von dem ich jetzt nichts weiter ſagen will als Folgendes: Wer zwei Röcke hat, verkaufe einen und ſchaffe ſich dafür das Buch, und wer nur einen hat, verkaufe auch den, denn ein Rock läßt ſich entbehren, aber das Buch nicht; es heißt Arnold's Kirchen- und Ketzer-Geſchichte. Was dieſe Anekdote ſo bedeutend macht, iſt der Umſtand, daß gerade das genannte Buch wenigſtens zur Hälfte Thomaſius widerſtreben mußte, aber es war in ſeiner Einſeitigkeit gründlich und neu, und ſo empfahl er es als ſehr wichtig und deßhalb unentbehrlich.

E. Kehren wir zu Goethe zurück, ſo freue ich mich zum Voraus, ihn hier endlich doch einmal unbefangen und, wie man zu ſagen pflegt, im Schlafrocke zu finden.

D. Dieſe Hoffnung iſt eine irrige, gewiſſermaßen ſogar beleidigende, und kann deßhalb nicht erfüllt werden. Goethe's, des Mannes und Greiſes, Unbefangenheit, oder vielmehr das Maß derſelben, iſt ſich immer gleich, er möge nun auf dem Rückzuge im Moraſt der feindlichen Champagne bivouaquiren, oder in den geſchmackvoll glänzenden Salons ſeines liebevollen Herzogs die Honneurs machen. Er möge mit dem geliebten Schiller oder mit dem nicht ſehr geliebten, doch anerkannten Kotzebue reden, er möge Kant ſtudiren und Newton ablehnen, oder mit einer graciöſen Hofdame converſiren u. ſ. w.: er wird nie in einem Gewandte erſcheinen, das man einen Schlafrock nennen kann, und hüllte man ihn auch in zehn ſolche Gewänder, es wäre doch kein wahrhaftiger Schlafrock für ihn; denn er hat nun einmal durchaus nichts Schlafrockartiges in ſich und an ſich, und auch die höchſte Behaglichkeit und Bequemlichkeit, in der er ſo gern verweilt, iſt nie ohne äußere und ſelten nur ohne innere Vornehmheit. Wir wiſſen, wie er mit Haller gezürnt hat wegen des Spruchs:

In's Innre der Natur dringt kein erſchaffner Geiſt;
Glückſelig dem ſie nur die äußre Schale weiſt.

Denn das ſei eine höchſt philiſterhafte Anſicht, die Natur habe keine Theilung des Kerns und der Schale. Dieſe Bemerkung paßt ganz auf Goethe, bei dem auch jene Trennung nie ſtattgefunden, und von der man allenfalls ſagen könnte, ſein kleiner Finger gehöre eben ſowohl zum Kern als ſeine Stirn und Augen, und deſſen Gebehrde und Haltung und Kopf und Herz ſtets in Uebereinſtimmung waren.

Uebereinſtimmung, ſagt C., das iſt das Wort, das Räthſellöſende. Es iſt durchaus nöthig, Goethe vom Anfang bis zu Ende zu leſen, um zu dem ſchönen Reſultat zu kommen, daß er in der That und Wahrheit mit ſich ſelbſt völlig übereinſtimmt.

45.

Goethe's „Bürgergeneral" und „Groß-Cophta" auf der Bühne.

Goethe verhehlt nicht, daß ſein Luſtſpiel, „der Bürgergeneral", trotz des vortrefflichſten Spiels der von ihm ſelbſt unterrichteten Schauſpieler, auch in Weimar kein Glück gemacht habe, und verſtändig und milde, wie er iſt, giebt er die Gründe an, weßhalb dem Stücke keine Gunſt habe zu Theil werden können. Aber ach! wie wenig gleicht dieß Mißgeſchick dem, welches der Groß-Cophta erfuhr. Dieſes Luſtſpiel, das freilich im tiefſten Innern ſchauerlicher iſt als viele hundert Tragödien zuſammengenommen, wurde zum erſten Male zu Leipzig am 11. Mai 1792 aufgeführt, und wie man erzählt, mit großen Koſten, großer Pracht und dem Aufgebote aller Talente der Spielenden. Es mißfiel aber im höchſten Grade. Dennoch wagte man, das Stück am 13. Mai zu wiederholen. Das Meßpublicum hatte ſich ſehr zahlreich verſammelt, nicht aber als ſei es anderes Sinnes geworden, ſondern um ſeine Abneigung gegen das Stück recht laut und ſchneidend auszuſprechen. Ununterbrochen und einſtimmig, als ſei von einer drohenden Sünde, die man herzhaft abwehren müſſe, die Rede, rief man: Ein anderes Stück! ein anderes Stück! Der Regiſſeur Opitz trat hervor und entſchuldigte ſich halb wehmüthig, halb ironiſch, daß er gewagt habe, ein Werk von dem doch ſonſt ſo beliebten Goethe zu geben; heute müſſe jedoch das Publicum es ſich noch gefallen laſſen, denn jetzt, um halb ſechs, könne kein andres mehr zur Darſtellung gebracht werden. — Man hörte den allgemeinen Liebling mit erzwungener Ruhe an, murrte nur leiſe und ging meiſtentheils nach Hauſe, denn man hegte einen entſchiedenen Abſcheu gegen das Stück.

Nur um deßwillen war es der Mühe werth, an dieſe alte Geſchichte zu erinnern, denn ſie iſt wirklich eine Geſchichte, und hiſtoriſch wichtig. Sagt nun Jemand: „Heilloſe Geſchmackloſigkeit!“ und ein Andrer: „Das Stück iſt auch langweilig genug“, ſo möchten wohl Beide das Räthſel nicht gelöſt haben. Der Grund liegt tiefer.

46.

Leſer.

Daß es nur wenige gute Schriftſteller giebt, iſt außerordentlich bekannt; daß es aber auch nur wenige gute Leſer giebt, iſt nicht ſo ſehr bekannt und kommt auch nur ſelten zur Sprache. Angedeutet hat es der wackere alte Logau durch die wohlbekannten Reimzeilen:

Leſer, wie gefall' ich Dir?
Leſer, wie gefällſt Du mir?

Dieſes Sinngedicht hat wahrhaft dramatiſches Leben, dem es deßhalb auch nicht an ſinnlich mimiſcher Darſtellung fehlen kann. Der Dichter hat — nach langen Jahren edler Anſtrengung — ſein ſtarkes Heft vollgeſchrieben vor ſich, und will es abſchließen, indem er es aber noch einmal durchblättert, gehen die Tage und Nächte vor ſeinem Blicke vorüber, die er dem Schaffen und Formen ſeines Buchs widmete, und mit ihnen die Schmerzen und Freuden des Dichters, die faſt zu zart ſind für eine Welt, die man ſchon früher, mit Beiſeiteſetzung aller ſonſtigen Courtoiſie, ein fatales Hetz- und Raspelhaus, oder ſchlechtweg eine naßkalte Tölpelwelt genannt hat. Da mir aber oft geſagt worden iſt, man ſolle ſich ſtets der Gelindigkeit befleißigen, ſo darf ich dieſem Schelten nicht ganz beiſtimmen, muß jedoch einräumen, daß ſich die erwähnte Welt auf jene Freuden und Schmerzen allerdings nicht recht verſtehe. Dennoch fragt der Dichter gerührt: „Leſer, wie gefall' ich Dir?" denn es iſt nun einmal ſeine Paſſion, er will gefallen oder gar geliebt werden. Seltſam! Millionen Menſchen möchten gar zu gern die Molukkiſchen und Philippiniſchen Inſeln, oder noch bequemer, Golkonda und Potoſi in die Taſche ſtecken, oder Hofräthe und Profeſſoren werden, oder eine ſchöne Frau heirathen, oder die Schlacht bei Cannä gewinnen, oder eine Schildkrötenſuppe ſpeiſen, u. ſ. w. Nach allem Dem trachtet der Dichter nicht und gönnt es dem Trachtenden von Herzen. Er — es iſt doch wirklich ſeltſam und merkwürdig — er will, wie geſagt, nur gefallen und, wenn er einmal im Zuge des Wünſchens iſt, geliebt werden. Doch ach! jetzt ſieht er ſich den Leſer und die etwaigen möglichen oder wahrſcheinlichen Leſer genauer an, und — meiſtens — was erblickt er? Grämliche, hoffärtige, leichtſinnige, abgeſtumpfte, dumpfe, hinſtarrende, ſelbſtgefällige u. ſ. w. Mienen, auch wohl geiſtig hungrige, aber roh verſchlingende, thieriſch ſchnüffelnde, nebſt den ihnen gegenüber ſtehenden falſch vornehmen Mäcenaten- und Protectorengeſichtern. Armer Dichter, denen ſollſt Du Dein Liebſtes hingeben?! und die Unzahl der Leute, die vom Elephanten weder die Gutmüthigkeit, noch das Hirn, noch den geſchickt aufleſenden Rüſſel, ſondern nur deſſen zutappende Füße haben: denen ſollſt Du Complimente machen? von deren Urtheil ſoll es abhängen, ob Du fortfährſt oder nicht? Deine Ruhe, Deine Heiterkeit, Deine Thätigkeit ſoll ihre Quelle in ihrem Beifall finden? — Unglückſelige Vorreden, in denen man ſo oft dergleichen Demütheleien leſen muß! — Nicht alſo Logau, deſſen naives „Leſer, wie gefällſt Du mir?“ alle jene Vorreden und anderweitige jammervolle Unſelbſtſtändigkeiten zu Nichte macht. Ein nicht recht taktfeſter Leſer wird bei dieſer Einen Zeile ganz verblüfft daſtehen oder ohnmächtig umſinken, bis er ſich endlich wieder aufrafft zu irgend einem ſchlechten Spaße, der ſich etwa bei ſolchen Gelegenheiten anbringen läßt. — Das hilft ihm aber Alles nichts, denn das: „wie gefällſt Du mir?“ bleibt ſtehen, und die wohlfeilen Späße verhallen. Um aber jene Worte mit gehöriger Kraft und Gelaſſenheit ſprechen zu können, habe Du, Scribent, auch etwas Logauiſches, und ſollte Dir etwa der ganze Mann noch unbekannt ſein, ſo frage nur bei Leſſing an.

Nun ſollte ich, wie billig, auch von guten und trefflichen Leſern reden; aber ich fürchte im Voraus, ich werde mir nicht genügen, und dann iſt die Kürze noch das Beſte. — Ich ſehe den guten Leſer ordentlich vor mir, denn der ſtattliche Jüngling und Mann verbirgt ſich nicht. Er iſt geſammelt, denn mit vereinzelten Seelenkräften lebt und lieſt es ſich ſchlecht. Er iſt heiter, denn der Kopfhänger, Duckmäuſer, Mäuſeprieſter, Griesgram (leidliche Provinzialismen, aber unleidliche Leute) u. ſ. w. können nichts rein in ſich aufnehmen. Er iſt hoffend, denn wer gleich ein rauhes Wort fürchtet, wird nur ſelten zu fürchten aufhören. Er nimmt ſich Zeit, denn die Zeit iſt eben dazu da, um mit etwas Gutem erfüllt zu werden, und wer etwa lieſt, wenn er zugleich bei ſich bedenkt: „in zehn Minuten kommt der Wagen, in dem ich nach Friedrichsfelde fahren werde", der *lieſt* eigentlich gar nicht.

Je näher ich dem *guten* Leſer trete, je mehr gefällt er mir, und ich finde noch gar Manches an ihm zu loben. Wie feſt begründet er auch in ſeinem eigenen Innern ſein möge, ſo lernt er doch immer gern zu, und nichts iſt ihm verhaßter, als ein zu frühes Abſchließen und Zuſchließen des pſychiſchen Salons; denn wer gern *giebt*, ſoll auch gern *nehmen*, wenn nur irgend etwas Gutes zu nehmen vorhanden iſt. — Daß ein ſolcher Leſer jede wahrhaftige Individualität zugiebt und anerkennt, und durchaus nicht verlangt, daß Cajus gerade wie Sempronius, oder gar wie er, der Leſer ſelbſt, reden und ſingen ſoll, verſteht ſich ganz von ſelbſt. Er verlangt nur, daß Cajus und Sempronius, Tullia und Livia aus ſich *ſelbſt* das Höchſte und Beſte zu machen ſuchen, was ihnen irgend möglich iſt. Von *dieſer* Forderung aber kann und will er kein Haar breit abgehen, und wie wäre es auch möglich, daß irgend ein honetter Menſch ſich ſelbſt oder Andern verſtatten könnte, unter den *eignen*, ſelbſt erkannten

Höhepunct herabzuſinken? — Der gute Leſer betrachtet jede noch unbekannten Schriftſteller wie ein eben entdecktes Eiland i der Weſt- oder Südſee. Es iſt ihm höchſt intereſſant, er betritt es gern, und hofft bei jedem Tritt irgend etwas Hübſche zu erblicken, das er lieben und loben kann; und iſt das durchaus unmöglich, ſo kann er ordentlich betrübt werden; doc kommt ihm zum Glück bald eine gewiſſe gutmüthige Ironie zu Hülfe, von der ein ſo ſtattlicher Leſer nothwendig eine ungemeine Fülle beſitzen muß. — „Muß“, ſage ich, denn ſonſ würden ihm alle ſeine Tugenden nur zur Pein werden. Daß ſie es aber nicht werden, dafür ſorgt eben jene theils angeborne, theils wohl erworbene, wiſſenſchaftlich-künſtleriſch-moraliſche Ironie, bei welchem Worte man, wie billig, nicht bloß an das neunzehnte Jahrhundert, ſondern ganz beſonders an den lieben alten, ewig jungen und unendlich liebenswürdigen Sokrates und deſſen Zeit denken wolle.

Man ſtelle ſich den guten Leſer deßhalb bei Leibe nicht etwa allzu gelinde vor, ſondern bloß in jener glücklichen Klarheit, die auch den Irrthum und die Verkehrtheit vollkommen zu verſtehen und in gewiſſer Hinſicht auch zu genießen vermag, da ſie völlig gewiß iſt, daß der Irrthum, ſei er auch noch ſo geputzt, ſich nicht werde halten können, ſondern mit Gelächter enden müſſe. Deßhalb kann ſich auch ein ſolcher Leſer zuweilen verſucht fühlen zu ſagen: Ach, liebe Kinder, wie werdet ihr Anno 1846 lachen über Manches, was ihr 1836 bewundert habt, und wer weiß, ob ihr manche Bücher, die ihr heut lobt, dann auch nur werdet auftreiben können!

Man ſieht: der Mann hat ſich wohl gebettet und zürnt auch nicht, daß ich ihn dießmal ſo unvollſtändig geſchildert habe, weil er längſt weiß, man kann nicht Alles auf einmal ſagen.

47.

Deutſche Beredtſamkeit.

Als vor einiger Zeit der berühmte Royer Collard, der ſich kaum als Schriftſteller, wohl aber ſtets als trefflicher Redner gezeigt hatte, zum Mitglied der Pariſer Akademie der Wiſſenſchaften erwählt wurde, freute ſich das ganze gebildete Frankreich über dieſen öffentlichen Beweis der Huldigung, die man der mächtigen, beflügelten Rede brachte, und er ſelbſt deutete mit edlem Stolze und edler Beſcheidenheit in ſeiner Antrittsrede auf dieſen Punct hin. Wir Deutſchen, denen die Uebung der Gerechtigkeit ſtets Freude macht, nehmen auch an dieſer innigen Antheil; aber wir ſollen nicht bloß müßig zuſchauen, ſondern auch auf uns ſehend, gern und laut anerkennen, was bei uns in dieſer Hinſicht geleiſtet worden und geleiſtet wird. Betrachten wir nur das letzte Zeugniß deutſcher Beredtſamkeit, die Rede Alexanders von Humboldt bei der erſten öffentlichen Begrüßung der in Berlin verſammelten Naturforſcher und Aerzte, und wir werden inne werden, daß wir weit entfernt, erröthen zu müſſen vor jener trefflichen Collard'ſchen Rede, etwas Treffliches ihr entgegen zu ſetzen haben. Wir wollen uns bei der

Anerkennung derſelben ja vor allen großen Worten hüten, die ſich ja eben mit der echten Beredtſamkeit am wenigſten vertragen würden, ſondern nur ganz leiſe und beſcheiden auf einige Hauptzüge hindeuten. Zuvörderſt betrachten wir den Geiſt derſelben, der ſich durch wiſſenſchaftliche Klarheit und durch die Erkenntniß der Nothwendigkeit ihrer inneren Einheit auszeichnet. Dieſer Geiſt vereinigt ſich mit dem Gemüth und beweiſet ſich gerecht. Zuerſt gegen das Vaterland ſelbſt und deſſen große Männer, ſodann aber auch gegen ſämmtliche edle Beſtrebungen, ſie mögen ausgegangen ſein, von welchem Volke es auch ſei. Der Redner hat ein Vaterland und liebt es und iſt ſtolz darauf, aber eben, weil er das wahrhaft iſt, umfaßt er von dieſem heiligen Puncte aus ohne Furcht alles edle Fremde, was ſich ihm auf ſeinem Wege bietet. Darum iſt dieſe Gerechtigkeit nicht bloß eine erzwungene kalte, ſondern eine liebende. Ferner zeigt ſich jenes deutſche Gemüth in der ſteten, zuweilen auch mit Begeiſterung ausgeſprochenen Beziehung aller Wiſſenſchaft auf Poeſie, und mit ganz beſonderer Liebe werden die ewig theuern Namen, Schiller und Goethe, ausgeſprochen. Es wird eine Zeit kommen, und ſie iſt hoffentlich nicht fern, wo die Poeſie nicht mehr als eine bloße anmuthige Beiläuferin des Lebens und der Wiſſenſchaft, ſondern als der Mittelpunct des Lebens ſelbſt erſcheint, als das reine Feuer, welches daſſelbe durchglühen muß, um es für die Wiſſenſchaft und für die Religion zu reinigen und empfänglich zu machen. Dann erſt werden wir aufhören, ſie allein in Verſen und Romanen zu ſuchen, und ſie als Genius des Lebens ſelbſt begrüßen. Wo aber Poeſie iſt, wie ſie in Deutſchland wirklich ihren belebenden Hauch verbreitet hat, da ſollte es auch nicht an Beredtſamkeit fehlen, und wir dürfen nur die Geſchichte fragen, um durch die Antwort getröſtet zu werden, daß wir einen Huß, einen Gailer von Kaiſersberg, einen Hutten, und vor Allen einen Luther hatten, denen die Rede gehorchte und gehorchen mußte, weil ſie Menſchen von tüchtiger Geſinnung waren, deren Wort Anklang in den Herzen aller Tüchtigen fand. Iſt ſeitdem die Beredtſamkeit ausgeſtorben? Gewiß nicht. Es iſt uns nur gegangen wie etwa guten Sängern, die das Unglück hatten, über Nacht heiſer zu werden. Auf der Bühne kann man dann freilich nicht auftreten, aber der Geſang wohnt doch in uns, und ein neuer Frühling kann doch auch die Bruſt wieder geſund machen und der Stimme offene Bahn geben. Wir waren im ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhundert meiſtens unſere eigenen Kerkermeiſter, und hatten deßhalb nicht ſelten eine zugemauerte Poeſie und eine zugemauerte Beredtſamkeit. Wir reiſten zwar, aber nur um zu lernen; daran thaten wir ſehr wohl, nur hätte man bedenken ſollen, daß man redend und antwortend am beſten lernt, es verſteht ſich, wenn man vorher die gehörige Zeit geſchwiegen hat.

48.

Schiller und Goethe.

In dem Verhältniſſe zwiſchen Schiller und Goethe lieg etwas ſo höchſt Anziehendes, daß wir wohl ſagen dürfen, e gehöre der geſammten europäiſchen Literaturgeſchichte an, ode lieber der geſammten Menſchengeſchichte. Goethe hatte i früheren Zeiten Schillern nicht geliebt, ja er betrachtete ih als einen Verderber des Geſchmacks, während Schiller ſic begnügte, in Briefen zu erklären, Goethe ſei ihm zwar höchſ intereſſant, allein es ſei deſſen Leben ſo ganz anders angelegt daß eine nähere Berührung zwiſchen ihnen kaum möglich ſei Wirklich vergingen auch noch ſechs Jahre, 1788 bis 93, oh daß ſie einander näher kamen, bis endlich 1794 ein naturhiſtoriſches Collegium bei Batſch ſie wieder zuſammenführte. Da wurden endlich die ſtummen Lippen geöffnet, und einſtimmend über die Mängel der bisherigen Anſichten von der Naturwiſſenſchaft, waren ihre eigenen bedeutenderen Anſichten von derſelben ſtets ſehr verſchieden, aber auch ſtets anregend. Ich erinnere an jene bekannte Scene: Geſpräch über die Metamorphoſe der Pflanzen. Schiller, von praktiſcher Erfaſſung des Gegenſtandes fern, ſucht die herrſchende Idee zu entwickeln, bei welcher die Natur ſelbſt ein wenig übel weg kommt, Goethe, den Kopf ſchüttelnd, begnügt ſich, mit einer Bleifeder genau und kräftig den Gegenſtand des Geſprächs, die Blume, hinzuzeichnen, während Schiller's Gattin in der Mitte erfreut, über Idee und Erſcheinung, Beides, wie die theuren Männer ſelbſt, zu vereinigen und feſtzuhalten ſtrebt. Dieſe Scene, dünkt mich, iſt eben ſo plaſtiſch ſicher als allegoriſch bedeutſam. Darf ich es mit etwas ſeltſam klingenden Worten ausſprechen, ſo möchte ich ſagen: Schiller mußte, um Goethen zu lieben, ſich ihn erſt in das Schiller'ſche überſetzen.

49.

Die Söhne Eduard's.

Es ſcheint mir das größte Lob für ein poetiſches Werk zu ſein, wenn man von ihm ſagen kann, es habe ſich bereits gleichſam von dem Papier und den Drucklettern abgelöſet und befreiet, und lebe im Herzen und auf den Lippen des Volks. Daſſelbe gilt natürlich auch von einem edlen Werk der Malerkunſt, und man darf von Hildebrand's Gemälde der Söhne Eduard's, das ſeit einigen Wochen die königliche Hauptſtadt erfreut, ſchon jetzt behaupten, daß es in den Herzen der meiſten Beſchauer lebe, und mithin auch leben werde, weil das echte Leben ſich weder verleben, noch überleben kann. Wir können nicht alle claſſiſchen Gedichte beſitzen, aber wir können doch manche kaufen oder in dem ungünſtigſten Falle doch einige abſchreiben; ſchöne Gemälde aber können immer nur das Beſitzthum einiger auch äußerlich begünſtigter, reichlich begüterter Perſonen ſein. Sollen nun die Andern darüber trauern? Bei Leibe nicht, das wäre der Tod alles reinen Kunſtgenuſſes. Erregen und aufmuntern ſoll uns dieſer Gedanke, uns zuſammen zu faſſen, um in das reine geſammelte Gemüth und Gemüthsgedächtniß ein geliebtes Bild aufzunehmen und zu bewahren. Klingt das ſeltſam, ſo klingt es doch nur ſo, und gewiß auch nur wenigen, und zwar ſolchen, die Alles, was ſie beſitzen, auch mit Händen greifen müſſen, Andere werden gewiß ſchon oft jenen erfreulichen Raub, den auch der ſtrengſte Gallerieinſpector gerne gönnt, mit mir begangen haben.

Ich bin gewiß aber auch nicht der Einzige, der die Bemerkung gemacht hat, daß es noch gar manche treffliche Männer und Frauen giebt, die den Gegenſtand jenes Bildes, dieſe Söhne Eduard's, wenig oder gar nicht kennen, denn leider iſt der größeſte aller Dichter der Mehrheit der Deutſchen noch immer nicht ſo nahe getreten.

50.

Biographiſches.

(Louiſe Adelgunde Victorie Gottſched, geborne Kulenus. Eine biographiſche Skizze.)

Wäre es nur irgend Sitte, einem kleinen lebensbeſchreibenden Umriſſe noch ein Motto vorzuſetzen, ſo würde ich kein anderes wählen, als den wohlbekannten Seufzer des von den Qualen des Fegefeuers umſtarrten alten Dänenkönigs: **o horribel horribel, most horribel.** Wirklich ließe ſich wohl die Frage aufwerfen, wer mehr gelitten, der alte Norderheld in den geheimnißvollen tief dunkeln Qualen, die jedoch erſt zwei Monate gedauert hatten, oder die arme deutſche Dichterin auf ihrem literariſchen Thron ſieben und zwanzig Jahre lang hindurch.

51.

Das Titelblatt und deſſen letzte Zeile.

Wahrhaftig, es iſt doch eine hübſche, eben ſo rührende als witzige Unterſchrift auf dem Titelblatt altdeutſcher Volksbücher, wie wir ſie noch heute in manchen Jahrmarktsbuden finden, jene wohlbekannte: „gedruckt in dieſem Jahr.“ Sie kann allerdings auf die ewige Jugend der meiſten dieſer Schriften hindeuten, doch traue ich den neueren Bearbeitern dieſen Stolz nicht zu, denn wie löblich auch im Ganzen ihre Erzählungs- und Behandlungsweiſe iſt*), an die *ſinnvolle* angenehme Darſtellung jener alten Hiſtorien während des funfzehnten Jahrhunderts reicht die des ſiebzehnten bei weitem nicht, und älter möchten jene Jahrmarktsbuden-Erzählungen nicht ſein**). Manche fallen offenbar noch in die erſte dürre Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts; ehrlich, treu und naiv ſind jedoch die meiſten, und ſo wollen wir ihnen jenes auf alle Jahre geltende: „gedruckt in dieſem Jahr" wohl gönnen.

---

*) Es iſt ein ſehr merkwürdiger Umſtand, daß, wie unerquicklich dürr auch der Styl der meiſten deutſchen Gelehrten des 17. und der erſten Hälfte des 18. Jahrhunderts war, ſich dennoch unter dem Volke ein beſſerer lebendig traulicher Erzählungston erhielt.

**) Sie ſind notoriſch älter. S.

War es aber nicht Stolz, der jene Unterſchrift veranlaßte, ſo war es doch gewiß Klugheit von Seiten der Herausgeber und Verkäufer. Sie verſtanden ſich auf die Deutſchen und ihre Eigenheiten. Zu dieſen gehört inſonderheit, daß ſie das Neue gern haben, das Neuere lieben, das Neueſte ehrerbietig anſtaunen und für das Allerneueſte einige Entzückung in Bereitſchaft halten. Das iſt heut zu Tage eine ganz alltägliche Bemerkung; vor ſechzig bis achtzig Jahren aber, als die meiſten jener Volksbücher mit jener ſchönen Unterſchrift gedruckt wurden, muß ſchon ein feines Beobachtungstalent dazu gehört haben, jene Eigenheit auszukundſchaften. Jetzt verſteht es ſich ganz von ſelbſt, daß, wenn von einem Buche die Rede iſt, alsbald die Frage vernommen wird: Wann iſt es denn erſchienen? Dieſe Frage erſcheint gewöhnlich nach Michaelis, denn im Sommer lieſt man höchſtens Zeitungen; aber bei zwanzig Grad Reaumur (ach, und wir haben neun und zwanzig gehabt), wer kann da ein Buch leſen? Man zankt und ächzt den ganzen langen Tag durch, das iſt ja viel bequemer. Heißt es nun, das Buch iſt in der letzten Oſtermeſſe erſchienen, ſo verſpricht der Frager, es gelegentlich von dem Leihbibliothekar holen zu laſſen, und es iſt ſogar ziemlich wahrſcheinlich, daß er Wort halten werde. Trat aber das Buch zu Michaelis des vergangenen Jahres an das Tageslicht, ſo ſteht es ſchon ſchlimmer. Wie? jetzt im October 1834 ſoll ich nach einem Buche ſchicken, das im October 33 erſchienen iſt? wie mag das ausſehen? von wie vielen Pfeifen durchraucht, von wie vielen nicht ſorgſam gewaſchenen Händen angegriffen, der bloße Gedanke ſtört jeden Seelenaufſchwung! Doch wäre da leichter Rath zu finden: bei dem Verleger finden ſich die ſchönſten, ſauberſten Exemplare. Was, kaufen? Ein Unterhaltungsbuch? Ich bitte Dich, laß dergleichen Vorſchläge nicht laut werden. Schwachnervige bekommen gefährliche Krämpfe dabei, und was man ſo im gewöhnlichen Leben die dickhäutigen Leute nennt, die fangen über dergleichen Propoſitionen ſo zu lachen an, daß der Tempel des wahren Lachens, den man ſchon im Alterthum kannte, davon zerſpringen möchte. Nein, mein Freund, wir haben Geld für Alles in der Welt, nur nicht für die poetiſche Welt und Welten. Es iſt ſchon ſchlimm genug, daß, wenn uns zuweilen die Neugier doch einmal plagt, wir einen Leſegroſchen daran wenden müſſen. Dergleichen Verſchwendung bleibt nicht immer ungeſtraft.

Das ſieht ſchlimm aus. Wie fangen wir es nur an, um unſere vortrefflichen äſthetiſchen Werke vor die, theils ſchönen, theils unintereſſanten Augen des Publicums zu bringen? Kaufen will man nicht, man lieſt etwa nur fünf Monate im Jahre und in dieſen nur das Allerneueſte. Sollen wir nun wieder anfangen, das „gedruckt in dieſem Jahr" auf unſere Titelblätter zu ſetzen? Ich hätte nichts dagegen, aber viel und lange würde es nicht helfen, man kommt zu leicht hinter die unſchuldige Liſt.

52.

Zur Theatergeſchichte.

Zur Zeit der Koch'ſchen Schauſpielergeſellſchaft in Berlin zeigte ſich überall ein recht günſtiges Verhältniß zwiſchen Direction, Bühne und Publicum; nur bei den Poeten, ſo viel ſich auch bei ihnen zu loben findet, war doch auch viel zu deſideriren, vor allen Dingen aber der gehörige äußere Glanz. Die Deutſchen ſind bekanntlich ſehr beſcheidene Leute, und nehmen ſich auch meiſtens in einem guten grauen Oberrock ziemlich aus; wer ſich aber bei ihnen öffentlich zeigt, den wünſchen ſie auch als einen brillanten Mann betrachten zu können. Ein Abgeſandter vor Kaiſer und Reich, der ehedem der hohen Verſammlung zu Regensburg eine Schrift zu überreichen hatte, ſtand immer geſchmückt und pomphaft da, ſelbſt wenn er über Mißwachs und theure Zeiten officiell zu klagen hatte; ein Dichter aber — beſonders ein dramatiſcher — creirt ſich ſelbſt mit großer Kühnheit zum Geſandten an das Publicum, tritt vor, verbeugt ſich und ſpricht etwa: „Edelſte Seelen, ich heiße ſo und ſo, und wohne da und da, hier bringe ich Ihnen das Opfer meiner Ehrfurcht; laſſen Sie mich nicht ſelbſt ein Opferlamm werden. Ich verehre Sie ſehr, ach, verehren Sie mich wieder etwas. Mein Gefühl iſt ſo mächtig, daß ich in dieſem Augenblicke nur im style haché ſprechen kann; aber Gott verſteht mich gewiß und Sie vermuthlich." — Jetzt freilich zeigen ſich im deutſchen Publicum viel kühlgeſinnte, rauhe Herzen, die weder die demüthigſten, noch die hochmüthigſten Reden ihrer Dichter ſich anfechten laſſen; aber vor 60 oder

70 Jahren ward man nichts lieber, als gerührt, und befand ſich wohl dabei; denn (man ſage auch was man will) ein wenig moraliſche Rührung iſt wie ein laues Bad, in welchem ſich bekanntlich ſtarke und ſchwache Nerven eine Güte thun. So antwortete man denn auch gewöhnlich mit Milde: „Werther junger Menſch, ſein Sie nur immer hübſch artig und ſchreiben Sie leidlich, ſo ſoll es uns auf etwas Gegenliebe nicht ankommen." — Ließ aber die Rührung wieder nach, und betrachtete man die Sache näher, ſo fand ſich, daß es doch meiſtens äußerlich nicht eben glänzende, mit imponirendem Rang und Titeln nicht verſehene Männer waren. Stephanie der Aeltere und Jüngere, Brandes, Romanus, Krüger u. A., was waren ſie? — Schauſpieler. — Gut, ſehr gut; doch ohne höhern Rang im Staatskalender und ohne allen Prunk. — Gellert? Ueberaus fromm und tugendhaft, aber krank, von Haferſuppe lebend und von dem äußerlichen Außerordentlichen nichts weiter beſitzend, als eine außerordentliche Profeſſur der Moral. — Weiße? Kreisſteuereinnehmer. Lang wäre der Titel, aber die Länge thut es nicht, und ganz vornehme Leute lächeln doch mit ſchmalen Lippen, wenn man dieſen Titel für vorzüglich prächtig ausgeben wollte. — Leſſing? Bei dem war viel zu bedenken. Ein ungeheuer gelehrter, geiſtreicher, witziger Mann war er gewiß, und ſeine Komödien und Tragödien mußten nur ſo ſein, aber wie weit hatte er es damit in der Welt gebracht? Wie ſchrieb er ſich? Gotthold Ephraim Leſſing, ſo ſchlicht und ſchlank weg. Was war er? Doctor und Magiſter. Du lieber Gott! Martin Luther freilich, der ſonſt

nicht viel nach Titeln fragte, da er bereits mit den höchſte
Titeln und Betitelten in Worms converſirt hatte, hielt dennoc
auf ſeinen eigenen Doctortitel nicht wenig, und man muß ein
räumen, er hatte ihn wirklich und wahrhaftig verdien
Auch Melanchthon war recht froh über ſeinen Titel, und hör
ſich am liebſten „Magiſter Philipp“ nennen. Aber Ann
1760, 70, 80 ff. war man freilich bei weitem aufgeklärter al
Anno 1530, 40 u. ſ. w., und man konnte mit dem bloße
Magiſtertitel nicht viel Staat machen. Späterhin wurde Leſſin
freilich Bibliothekar, und da ging es ſchon beſſer: aber ſo ei
lieber und altehrwürdiger Ort Wolſenbüttel —(Leſſing's letzt
Lebenshafen) — auch iſt; blendende Karfunkelpracht geht vo
dort nicht aus.

Wie ſtand es ferner mit Clodius? Der ſchrieb „d
Rache des Weiſen“, und das gutmüthige Parterre ließ ſich g
fallen, fünf Acte hindurch zu vernehmen, wie ſich ein Weiſ
rächt, was eigentlich wohl mit zwei Zeilen hätte abgemach
werden können. Tugendhaft war der Poet in jedem Fal
aber glänzend nicht, denn er hatte es nicht weiter gebracht al
ſein Lehrer Gellert, d. h. wie oben erwähnt: nur bis zur
außerordentlichen Profeſſor; als Ordinarius erſchien er er
ſpäter. Ohnehin hatte bereits 1766 der überaus launenhaft
höchſt muthwillige und zu ſträflicher Satyre geneigte Studen
Wolfgang Goethe jenen ſich weiſe rächenden Medon und deſſe
Verfaſſer auf eine Weiſe angegriffen, der alle zarte Artigke
abging, und ſo ehrbar man auch war, lachen mußte man do
über die luſtige Goethiſche Parodie, man mochte wollen ode

nicht. C. bekam die treffliche Gelegenheit, ſich weiſe zu rächen, und übte dieſe Tugend; doch an rechten Glanz war abermals nicht zu denken. Das gilt auch zum Theil von Engel, der, wie ſein unerreichtes Muſter Leſſing, lange Zeit nur Magiſter war, bis ſich erſt ſpäter der Profeſſor aus der Schale entwickelte. Indeſſen hatte dieſer Mann doch die ſeltne Courage, mit vornehmen Leuten ziemlich ungenirt umzugehen, denn er war wohlhabend oder gar einigermaßen reich, und „Gut macht Muth": doch wie ſehr man auch ſtaunte, daß ein deutſcher Komödienſchreiber etwas Geld haben könne; eigentlichen Glanz ſtrahlte er doch auch nicht um ſich.

Warf man nun vollends einen Blick auf die franzöſiſchen Dramendichter, was erblickte man da? Sie ſchwebten in einem mehr als bengaliſchen Feuer. Die Phantaſie der Deutſchen ward geblendet von dem Prunk jener Glücklichen, und es war, als öffne ſich ein ganzes grünes Gewölbe. Corneille, Racine, Crébillon! welcher Glanz! Molière, Régnard, Deſtouches, Marivaux! welche vornehme Namen! und nun vollends der Strahlendſte aller Strahlenden! Voltaire! ein lebendiges Golconda oder Peru, ein Mann, von deſſen bloßer Schlafmütze mehr Prachtfunken auffuhren, als von hundert deutſchen Doctorhüten, ein Cavalier, der, wenn er Luſt hatte, ſich den Mond als Orden umhing und in der Milchſtraße badete! — es war zu viel, und kein Weiteiſer an Vornehmheit mit ihm möglich! Das verlangten wir auch nicht; aber etwas höhere Titel in unſerer Literatur konnten wir doch mit Recht wünſchen. Freilich, wenn man recht zugeſehen hätte, würde man doch bei uns das Allerhöchſte gefunden haben; z. B. ſämmtliche Hohenſtaufiſche römiſch-deutſche Kaiſer und Könige, die vortrefflichſten Fürſten, Grafen, Barone und Ritter als Minneſänger, den Kaiſer Max als Hauptverfaſſer des Theuerdank, und mehrere treffliche Fürſten und Fürſtinnen als geiſtliche Liederdichter: das war aber meiſtens vergeſſen, und es half wenig, daß einige verdrießlich gewordene Poeten in ihren Vorreden an ſolche Glanzperioden erinnerten. Was iſt es denn auch mehr mit dem Minneſang? Wer minnt, wird ohnehin ſchon ſingen, ohne ſich erſt den maneſſiſchen Codex von der Bibliothek holen zu laſſen; und was vollends die geiſtlichen Lieder betrifft, deren wir ſchon vor hundert Jahren mehr als drei und dreißig tauſend hatten, ſo gaben uns die Kritiker in der deutſchen Bibliothek, wie neu erweckte, den Rath: Gebt Gott die Ehre und macht nicht viel Weſens davon. Aufgeklärte Leute fragen nach dergleichen Liedern wenig oder nichts. Hier iſt die Rede von Komödiendichtern, und da fehlte, wie oft genug erwähnt worden, der Glanz. Ganz richtig war indeſſen dieſe Behauptung doch nicht, denn Schöneich und Cronegk hatten doch wahrhaftig ſtrahlende Namen. Aber ach, was den Schöneich betrifft, ſo waren ſeine Stücke nicht auf die Bühne zu bringen, denn wenn auch die Deutſchen eine gute Maſſe von Langweiligkeit ertragen können, gar zu arg muß man es doch auch nicht machen, wenn man mit dem Publicum gut Freund bleiben will. Viel beſſer ſtand es mit Cronegk, und deſſen Codrus wurde auch einige Jahre lang nicht ſelten aufgeführt. Lange wollte man es aber doch auch nicht goutiren. Es wollen nämlich in dieſem Drama alle Leute ohne Ausnahme für das Vaterland ſterben; auch ſprechen ſie von dem Act des Sterbens ganz in der leichten Weiſe, wie wir etwa einem guten Freund erzählen würden, wir wollten morgen nach Leipzig fahren, ſo daß wir unmöglich zu der gehörigen tragiſchen Theilnahme gelangen können. So dauerte denn auch dieſer Glanz nicht lange.

Da gefiel es dem Schickſal, uns einen überaus vornehmen Theaterdichter zu ſchenken, und zwar in der Perſon des Barons von Gebler, kaiſerlichen Staatsraths zu Wien. Welch' ein Gedanke! wie erhebend und beruhigend! H. G. Koch fühlte ſich auch gedrungen, dem Publicum darüber einen beſonderen Wink zu geben, und wie er früherhin auf dem Zettel zu Ehren des Göz von Berlichingen eine ausführliche kritiſche Bemerkung gegeben hatte, ſo wählte er dießmal den Lapidarſtyl zu der bloß hiſtoriſchen, aber völlig genügenden Notiz, daß jener Herr bereits eilf Originalarbeiten von unterſchiedener Art, ernſthafte, rührende, muntere, traurige Stücke dem deutſchen Theater mit Ruhm geliefert habe. Das trug ſich zu am Mittwoch den 12. October 1774. Der Komödienzettel von dieſem Tage, der die „Verſöhnung", ein neues Luſtſpiel verkündete, lächelt noch jetzt nach 60 Jahren mich an, wie er unſere lieben Vorfahren mag angelächelt haben. Zwar kenne ich das Stück nicht, das ſchadet aber nicht, denn um ſo leichter kann ich Gutes von ihm hoffen; und ein ſo hoch ſtehender Dichter, welcher bereits eilf Originalarbeiten gemacht hat, ernſthafte und rührende, muntere und traurige, und zwar mit

Ruhm, gegen den gab es gar keine Kritik, ſondern es galt bloß eine reine Freude, daß ein geheimer Staatsrath der auch von ihren Feinden geehrten Maria Thereſia doch auch für das deutſche Theaterpublicum zu ſorgen ſich die Zeit abbrach. Sich — ſich die Zeit abbrach, wiederhole ich; denn mit dieſer jetzt längſt aus der Mode gekommenen Redensart ſteht ein Theil der damaligen unſchuldigen Kritik vor unſeren Augen, und dieſe Unſchuld ſollen wir zuvörderſt anerkennen, und erſt dann haben wir ein Recht, über jene Anſichten zu lächeln, wie ich ſie ſo eben in unwillkürlich ſcherzendem Tone mitgetheilt habe. Der Ernſt liegt auch nahe genug: deutlicher als die meiſten Kritiker jener Zeit fühlte das größere Publicum, wie viel noch jener ſo oft geprieſenen Periode des Vaterlandes fehlte. Tacitus ſagt von dem Rhetor Eprius Marcellus mit einem trefflich bezeichnenden kurzen Worte, er habe mehr Kraft als Blut gehabt (plus vis quam sanguinis); wir könnten von den damaligen deutſchen Dichtern ſagen, ſie hätten mehr Blut — (nebſt Flammen, die aber in Thränen kniſterten) — als wahrhaftige gediegene Kraft. Die deutſche Poeſie ſtand gewiſſermaßen außerhalb dem deutſchen Leben, ihr Puls hatte etwas Fieberhaftes, eine recht hübſche Nymphe; aber bald mit zu blaſſen, bald mit zu brennend rothen Wangen. Die Aeſthetiker und Moraliſten hatten gar zu oft die Warnung ausgeſchrieen, man möge doch bei Leibe nicht die Poeſie in's Leben bringen, das ſei überaus gefährlich, und man komme damit nicht durch, u. ſ. w. Die armen Poeten, wohin, wenn nicht in das Leben, ſollten ſie denn nun die Poeſie bringen? Hier beginnt offenbar das traurige Reich des Unbeſtimmten, und die Poeſie muß nicht ſelten ſich als geſchminkte Unwahrheit zeigen; mochte ſie auch noch ſo ſtolz thun, ſie hatte doch meiſtens eine etwas kümmerliche Geſtalt. Dieſes Kümmerliche fühlte, wie geſagt, auch das größere Publicum recht wohl, und es iſt leicht begreiflich, daß es unter den Gründen dieſer Kümmerlichkeit zuerſt die äußerliche glanzloſe Lage der meiſten deutſchen Dichter aufgriff, wo ſich dann Gelegenheit genug zu jenen oben angeführten etwas komiſch klingenden Klagen zeigte. Aber auch hier waltet im Hintergrunde ein reiner und gutmüthiger Ernſt. Man ahnete doch die höhere Würde der Poeſie, und ſo ſollte ſie auch äußerlich glänzen, wie etwa der gutmüthige Incas in der trefflichen Oper „das unterbrochene Opferfeſt“. Seltſam, daß mir gerade dieſer heidniſche Sonnenprinz in die Feder fließt, als biete er ſich zu einer Art von Allegorie an. Viel Zartgefühl hat dieſer Incas gewiß, er legt auch eine geraume Zeit rührende Fürbitten für den edlen Feldherrn Murnay ein, aber es hilft nichts. Damit aber dieſer alte Freund ſein Herz nicht verkenne, ſo geht er ſelbſt, er, der Sohn der Sonne, noch einmal zu ihm in das Gefängniß und bittet wehmüthig um Vergebung, daß er ihn müſſe verbrennen laſſen. Er thue es höchſt ungern. Es helfe aber Alles nichts, und es müſſe nun einmal ſo ſein, worauf Murnay getröſtet erwiderte: „Du mußt als Incas mich verdammen, Dein Herz hat keinen Theil daran!“

53.

Recenſionen.

Es giebt gute literariſch geſinnte Leute, die überzeugt ſind, ein Buch werde nur geſchrieben, um recenſirt zu werden, und ein nicht recenſirtes hat für ſie etwas Aengſtliches, denn mit dem Stande der Unſchuld haben ſie wenig zu ſchaffen. Die Henne, die ihre Eier legt und ſie dann recenſirend beſchreit, iſt ein Bild guter deutſcher Autoren; doch zeichnen ſich auch manche aus und recenſiren auch ohne Eier. Ich kann mir recht gut eine kritiſche Zeitung denken über Bücher, die nie geſchrieben worden ſind, ja wir haben bereits intereſſante Beiträge dazu. Es giebt Recenſionen über Goethe, Schiller, Jean Paul u. ſ. w., bei denen man ſich ſtets fragen möchte, von wem iſt denn die Rede? Ich erinnere mich eines alten ehrwürdigen Predigers, der mir klagte, er begreife gar nicht, weßhalb Fichte und Nicolai ſich einander befehdeten, da ſie doch in allen Hauptpuncten mit einander übereinſtimmten; ich rieth ihm, ſeine wichtige Klage drucken zu laſſen, es fehlte uns aber an Connexionen, und die Inſertionsgebühren wollten wir ökonomiſchen Leute nicht daran wenden.

54.

Matthias Claudius,

(genannt Aſmus, der Wandsbecker Bote.)

Der Göttinger Dichterverein hatte ſich äußerlich durch den Eifer des wackeren Boye und innerlich durch die begeiſterte Liebe für Klopſtock gebildet. Es war die Einleitung zu einer neueren ſchöneren Zeit, das Bündniß von Jünglingen, die ſich größtentheils verſprechen durften, ſie würden auch als Männer und Greiſe die wahre Jugend behalten. Dennoch finden wir um dieſe Zeit (1771 ff.) zwei reichbegabte junge Männer, die, obwohl Freunde der meiſten Mitglieder des Bundes, dem Bunde ſelbſt doch nicht angehörten, ich meine Bürger und Claudius. Der Erſte war ohne allen Zweifel als Lyriker und Romanzendichter unter Allen am reichſten begabt. Er fühlte das ſelbſt, wie es billig iſt, leider aber miſchte ſich mitunter neben dem edlen Freiheitsdrang auch ſo viel Willkürsdrang ein, daß er ſelbſt die leichten Bande des traulichen Bündniſſes ſcheuete. Er ſelbſt hielt ſich gewiß für einen reinen literariſchen Republicaner; doch abgerechnet, daß man überhaupt nur in einem beſtimmten Maße dieſen Republicanismus rein üben kann, ſcheint Bürger auch noch lange nicht dieſes Maß beſeſſen zu haben, und ich möchte ihn weit eher wegen ſeines zu weit gehenden literariſchen Ariſtokratismus in Anſpruch nehmen. Der Bund würde ihn gewonnen haben, hätte er ihn zum Bundesfürſten erklärt.

Anders verhielt es ſich mit Claudius, der, weil ſeine

Liebe das ganze Menſchengeſchlecht und nächſtdem ganz Deutſchland umfaßte, ſich auf kein poetiſches Einzelbündniß einlaſſen zu können glaubte. Ein Gedanke, der jedoch bei ihm nicht zum beſtimmten Bewußtſein kam. Indem ich mich nun auf dem Wege befinde, die Umriſſe zu ſeinem Bilde zu geben, muß ich zuvörderſt ſehr beklagen, daß wir über ihn faſt gar nichts im Druck beſitzen, das ſich als biographiſch oder als charakteriſtiſch geltend macht.

55.

Unerhörtes aus der Literargeſchichte der Deutſchen.

Wollen wir uns von dem betrübten Zuſtande Deutſchlands während des ſiebzehnten und des Anfangs des achtzehnten Jahrhunderts eine eindringliche Vorſtellung machen, ſo können wir das durch eine einzige Bemerkung, die gewiſſermaßen als das gräßliche Reſultat daſteht. Sie lautet: Wir beſitzen zwar aus jener Zeit manches ſehr treffliche, ſinnvolle Buch, aber kein einziges wahrhaft heiteres, ja nicht einmal eine heitere Erzählung, und nur ſelten taucht ein kleines heiteres Gedicht auf. Keine einzige völlig heitere Erzählung im Laufe ſo vieler Jahre, ſo vieler Decennien ſogar! Es iſt ein Wort, bei dem ſelbſt der leichtſinnigſte Leſer doch ſo etwas von Schauder fühlt, aber gegründet iſt es, und leicht zu beweiſen. Leſet den Simpliciſſimus, Moſcheroſch's Geſichte (Viſionen, die Inſel Felſenburg) u. a. Es ſind wichtige, wackere Bücher, auch tönt wohl durch Flamme, Dampf und Rauch und ſpäter erfolgende Lähmung noch hie und da ein Gelächter, das von Muth und Kraft zeigt; aber wie weit iſt es noch von dieſen Einzelnheiten zur Heiterkeit, oder gar zu dem Vermögen, eine heitere, poetiſch heitere Geſchichte zu bilden. Leſen wir nur zur Probe den ſtolzen Melcher, eine Novelle aus dem dritten Theile der ſämmtlichen Schriften des Simpliciſſimus. Was finden wir da? Wir ſehen den Sommer des Jahrs 1683 glühendheiß auf jammervoll verarmtes Land ſcheinen, von deſſen Früchten uns nichts weiter gezeigt wird als ſchlechte Kirſchen, dürftige Wanderer, die auf das Elend des Krieges fluchen, und einen, der nicht mehr fluchen kann vor innerer Ohnmacht und äußerer Elendigkeit, einen rohen Bauern ohne Herz und Witz, bloß roh und gemein, den Vater des halb zerquetſchten verlorenen Sohnes, die Mutter deſſelben um einen halben Gran beſſer, einen Dorfjunker, der allerlei Mittelmäßiges hinſchwatzt, ohne etwas zu thun, und einen Prediger, der ſich in hergebrachten Bußermahnungen langweilig-kaltblütig ergeht, während der Elende, dem ſie gelten, vor Müdigkeit, Hunger und Krankheit kaum noch hören kann. Endlich ein Dorf, das den Verlorenen mitleidslos und mit ſchlechtem Witze empfängt. Man ſieht, dabei iſt nichts Ergötzliches, aber wir wollen den Verfaſſer nicht tadeln, denn er will nichts weiter ſchildern, als was wahr iſt, und was ſich nicht bloß in dem oberrheiniſchen Dorfe, wohin er die Scene verlegt, ſondern auch anderswo oft genug, ja viel hunderttauſendmal mag zugetragen haben. Er ſchreibt auch einen ziemlichen Styl, läßt die Geſtalten lang-

ſam und richtig auftreten, und die Darſtellung eines jun
Bauersmannes, der ſich im Anfange der Geſchichte gleich f
und dumm in den Schatten eines ihn verhüllenden Buſches
ſtreckt hat, wo ihm ſeine Einbildung, daß er zugleich ru
und geſchickt werden, zugleich faulenzen und ſtudiren könne
herzentzückend und ſanft thut, bis er dann der Ohrenze
der ganzen Geſchichte wird. Dieſe Darſtellung zeigt von ſe
ner Gewandtheit, die ſich jedoch ſpäterhin nicht ſo ganz
währt. Dabei iſt er auch ein guter Patriot und giebt w
gemeinte Rathſchläge, um dem armen zerriſſenen Vaterla
(deſſen Hauptſtadt Wien damals die Türken belagerten,
hier jedoch nicht zur Sprache kommt) nach Möglichkeit wi
aufzuhelfen; ſollte er auch ſchon vorher wiſſen, daß ſie
nicht werden befolgt werden. Das iſt nun aber auch A
Da iſt kein Zug von höherer Geſittung, geſelliger Bildu
Feinheit und Anmuth! Er kann freilich mit ruhigem Gewi
antworten, ich vermag nicht zu ſchildern, was ich nicht ke
und ſehe, wir aber dürfen nicht einmal klagen, daß er
Würde und tiefere Gemüthlichkeit habe. Eine andere ſpätere
velle aus der Inſel Felſenburg, Schmelzer's Prüfungen, hat
den damaligen unſeligen Kriegen und Demüthigungen Deut
lands nichts zu thun, beſchäftigt ſich bloß mit den rein bür
lichen Plackereien und Elendigkeiten, der Held iſt ſehr
aber fromm und fleißig, und wird deßhalb ſchon als Knabe
Gelehrter. Man war bereits ſo gemein und arm gewor
und die Gelehrſamkeit erſchien als ſo unſcheinbar, daß
Dichter unwahrſcheinlich zu werden fürchten mußte, wenn

einen Reichen den Wiſſenſchaften ſich widmend hätte darſtellen wollen. Wer gelehrt werden will, muß ſich mit Waſſer und Brod begnügen, wurde faſt überall als Regel betrachtet. Schmelzer aber macht ſchon als Schüler lateiniſche Verſe, und zwar ſehr ſatyriſche gegen die Jeſuiten. Das bekommt ihm aber natürlich ſehr übel, und es wird mit großer Ausführlichkeit erzählt, wie er dafür in die Hände ſeiner Feinde fällt, die ihn deßhalb Tage und Wochen und Monate lang körperlich mißhandeln. Man ſollte glauben, die ganze Stadt würde nun zu Hülfe kommen, allein es regt ſich kein Landsmann zu ſeinen Gunſten, denn der Verfaſſer, ſelbſt ein Gelehrter, will eben zeigen, daß man in Deutſchland gelehrten Männern nicht zu Hülfe kommt, am wenigſten gegen die mächtigen Jeſuiten. Nur der Umſtand, daß gerade damals die Schweden unter Karl XII. ohne alle Umſtände durch das kaiſerliche Schleſien dringen, rettet den armen Schmelzer; denn da ſie den Kaiſer nicht fürchten, fürchten ſie auch die Jeſuiten nicht. Der Held, der vom Scheitel bis zur Ferſe mit blutigen Striemen verſehen iſt, wird geheilt, von den Fremdlingen ſehr geſchätzt, beſchenkt, und verdient endlich achtzig Stück Speciesducaten, worüber ohne Zweifel jeder damalige Leſer freudetrunken, aber auch zweifelhaft kopfſchüttelnd, vor ſich hin geſtarrt haben wird; denn ein deutſcher Gelehrter und achtzig Speciesducaten — der bloße Klang mußte dem deutſchen Ohre wohl und wehe zu gleicher Zeit thun, und wenn eben der Mund noch ſüßlich das Wort Speciesducaten ausgeſprochen hatte, trat die Erfahrung dazwiſchen und ſagte: Anno 1706 ſind dergleichen Berichte nichts als wunderliche Romanenpoſſen. Hier alſo waltet offenbar eine doppelte Gemeinheit, die nicht bloß der Poeſie, ſondern allem freien Athemzuge wehrt. Der Held der Geſchichte wird nunmehr immer moraliſcher, aber auch immer gequälter. Er ringt nach den kleinſten und unſcheinbarſten Stellen, wie ſie ſich für einen Philologen und Theologen paſſen; aber überall tritt ihm Rohheit, Pedanterie, Unſittlichkeit, Weiberherrſchſucht, u. ſ. w. hemmend in den Weg, ſo daß der Verfaſſer zuletzt nichts weiter mit ihm anzufangen weiß, als ihm nach der Inſel Felſenburg zu ſchicken, wo er endlich einmal in die Geſellſchaft von liebevollen und vernünftigen Landsleuten treten kann —

Nach der Inſel Felſenburg! — —

56.

Batteur.

Es iſt doch entſetzlich, wie eine unwahre Theorie, ode wenn man lieber will, nur der einzige dürftige und falſch Oberſatz, alles aus ihm Gefolgerte verderben kann. Das könne wir am beſten und am traurigſten ſehen bei Batteur, de ſein ganzes Leben der poetiſchen Kritik widmete und dennoc nichts als Irrthum erreichte, weil er die Natur, die er nachzuahmen befahl, nur als ein Gegebenes, Fertiges, Todtes betrachtete, nie als ein Bewegung Athmendes, Lebendiges, vom göttlichen Hauch Beſeeltes. Vor dem bloßen Worte Weltſeel würde dieſer arme Mann erſchrocken ſein, denn wenn er auch nur einen Augenblick über daſſelbe nachgedacht hätte, würden ihm mit einem Male alle ſeine Bücher zu nichts geworden ſein.

Da er aber nun einmal die Natur als fertig betrachtete, ſo konnte er auch mit ſeiner Pſeudopoeſie fertig werden, denn für jede Gattung hatte er nun mit leichter Mühe ſeinen Leiſten bei der Hand. Ihm waren Virgil und Racine die vortrefflichſten Dichter, Corneille konnte als Muſter der Erhabenheit gelten, und Boileau war ihm der gediegenſte Kritiker. Wer ſich dieſen Männern näherte, wurde ein wenig gelobt, wer ſich von ihnen entfernte, völlig getadelt. Selbſt Voltaire war für ihn nur ein poetiſcher Empörer, und Rouſſeau und Diderot waren in aller Hinſicht ſeine Todtfeinde. Sehr begreiflich, daß er ſich auf einem ſolchen Standpuncte (dem Standpuncte des Nichtſtehens) auch durchaus nicht um nöthige Kenntniſſe bemühte. Für ihn exiſtirte Spanien nur in ſo fern, als es dem noch jugendlichen Molière einige Komödienſtoffe geliehen hatte.

57.

Bücher-Maß und Gewicht.

Vor anderthalb Jahrhunderten warfen die franzöſiſchen Kritiker den Deutſchen vor, ſie mäßen den Werth ihrer Bücher nach dem Gewicht. Der Spaß war ſchlecht genug, hatte jedoch die gute Folge, daß man aufhörte, in groß Folio oder groß Quart drucken zu laſſen, ſo daß es fortan wenigſtens die Tiſche und Schreibepulte, bei denen man laß, beſſer hatten. Späterhin berechnete man den Werth der Bücher nach dem Mehr oder Weniger von Gelehrſamkeit, das in ihnen enthalten war; dann nach der Menge von Sentenzen und Sprüchen, und wer am häufigſten verſichern konnte, die Tugend ſei was Gutes und das Laſter was Böſes, wurde am meiſten geſchätzt. Dann maß man nach der Fülle von Gedanken und Gefühlen, nach dem Intereſſe der Perſonen, der pſychologiſchen Richtigkeit der Charaktere u. ſ. w.: ein löblicher, trefflicher Fortſchritt, ſchade nur, daß ſo oft das Gefühl mit Zerfloſſenheit, die Gedanken mit bloßen Verſuchen, zu denken, und die Charaktere mit bloßen Rahmen für Gemälde oder mit Bilderbibeln verwechſelt wurden. Indeſſen werde auch nicht vergeſſen, daß wir einmal eine große Zeit hatten, in der wir uns wirklich zu Ideen aufrafften, und aus dieſen Ideen Romane, Tragödien, Komödien, Sonette und Canzonen bildeten. Nur eine rein künſtleriſche Zeit haben wir noch nie gehabt, und heut zu Tage iſt ſelbſt die Ahnung des Künſtleriſchen bei unſern äſthetiſchen Recenſenten etwas Seltenes, ja es fehlt ſogar an richtiger Auffaſſung des techniſchen Baues, und der Eigenthümlichkeit des Styls bei der Beurtheilung der äſthetiſchen und philoſophiſchen Werke. Man ſehe nur ſo manche Urtheile über Goethe an, und man wird bald inne werden, daß ſie eigentlich nichts geben von dem, was man erwarten durfte: Urtheil über Kunſtwerke. Der Eine behauptet, er ſei ein entſetzlicher Egoiſt geweſen, der Andere: er habe ihn von jeher gehaßt, der Dritte, er könne keine Helden und Paſtoren zeichnen, der Vierte, er ſei ein Unchriſt oder auch wohl Antichriſt, der Fünfte, er ſei ein Unpatriot, u. ſ. w.

58.

Claſſiſch und romantiſch.

Da das ſogenannte Claſſiſche in der franzöſiſchen Literatur ein durchaus folgerecht und klug durchgeführter Irrthum iſt, ſo muß nothwendig durch das Aufgeben eines einzigen Corneille'ſchen, Racine'ſchen, Boileau'ſchen politiſch-kritiſchen Satzes das ganze künſtliche Gebäude über den Haufen ſtürzen. Nun es hat lange genug gehalten, und ſchon in frühern Zeiten haben einige frühere und geiſtreiche Autoren, z. B. Diderot, ſich in demſelben unbehaglich gefühlt und es deßhalb geflohen. Eben ſo darf man auch ſagen, daß das Einräumen irgend eines bedeutenden poſitiven Grundſatzes der reinen romantiſchen Poeſie Deutſchlands, wie wir das jetzt häufig bei den trefflichſten Kritiken der Engländer und Franzoſen finden, ſie zwingen werde, die geſammte Romantik zuzugeben.

59.

Was las und lieſt man?

Vom Jahre 1640 oder auch noch früher an, kann jeder mit der deutſchen Literatur und mit den Deutſchen

Vertraute, mit ziemlicher Gewißheit von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, von Jahrfünf zu Jahrfünf, zuweilen ſogar von Jahr zu Jahr, die oft zur Sprache gebrachte Frage: was leſen jetzt die Deutſchen? mit Beſtimmtheit oder doch mit Wahrſcheinlichkeit nach allen wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Hinſichten beantworten. Um jenen Leſer ſogleich zur Beſtimmung zu bewegen, will ich nur zu ſeiner Luſt die leichte Frage thun: was laſen die Deutſchen vom Jahre 1740 bis etwa 1745, was von da bis etwa 1750? und er wird im ſchönſten Strome ſeiner Beredtſamkeit das Nöthige über die damals anbrechende Morgenröthe der neueſten deutſchen Literatur nebſt dem wohlbekannten Namen der Männer, die ſie hervorriefen, auszuſprechen wiſſen, auch für die ſpäteren Jahrzehnte darf er außer Sorgen und nie über die Namen verlegen ſein, welche hier zu nennen ſind. Die größte Freude wird er haben, wenn man ihn vollends fragt: Was laſen die Deutſchen etwa vom Jahr 1797 bis zum Schluß des Jahrs 1800 und in den erſten Jahren des neunzehnten Jahrhunderts? Hier wird die Beredtſamkeit des befragten Leſers ganz in das Lyriſche gehen, und er wird ſich hüten müſſen, daß ſie nicht überſtürze, denn er hat gar zu viel Schönes mitzutheilen von den herrlichſten Früchten der Philoſophie und Poeſie. Wie aber, wenn es nun weiter fortgeht, und man fragte: Was laſen und liebten die Deutſchen vom Jahr 1815 bis 20, 25, 30? Es giebt freilich auch darauf eine Antwort, aber mit einer beſondern logiſchen Beredtſamkeit brauchen wir uns deßhalb nicht in Unkoſten zu ſetzen, ja wir müſſen uns wohl hüten, in der Antwort nicht ungerecht oder gar bitter zu werden, denn es giebt allerdings Namen, die man 1816, 1817 u. ſ. w. liebte, und über die man jetzt ſchon das Converſationslexikon, das mitunter als eine wahre Rettungsanſtalt für ſchiffbrüchige Autoren erſcheint, um Rath fragen muß.

Lieſt man etwa jetzt weniger als ſonſt? Schwerlich. Was alſo?

60.

Das Sentimentale.

Es war gewiß einmal verdrießlich, daß in einer Zeit, wo man im größeren Publicum nur *einzelne ſentimentale Stellen* in Jean Paul's früheren Schriften bewunderte, die Schlegel auf die unſchätzbare Fülle ſeines unvergleichlichen Humors dringend aufmerkſam machten. Wenn ſie dabei ſcheele Blicke auf jene Sentimentalität warfen, ſo ließ ſich das freilich nicht rechtfertigen, doch entſchuldigen, weil im Kampfe des Augenblicks manches Menſchliche mit unterlaufen kann; auch ließ ſich hoffen, ihre Polemik, ſo ſeltſam ſie ſich auch damals geſtaltete, gehe aber nur gegen jene Vereinzelung und Ueberſchätzung der ſentimentalen Partei. Leider aber hat es ſich gezeigt, daß ſie doch am Ende nur den Humor herausriſſen und den allein als durchaus herrlich und vortrefflich anerkannten, ohne zu bedenken, daß ſie in ſolchem Falle eben ſo großes Unrecht haben würden als Jene, die ſie bekämpften. Indeſſen wäre daran nicht ſo viel gelegen, wenn im Jahre 1798 dergleichen Irrthum an den Tag gekommen wäre, da ſich ja bald darauf ein hellerer Tag hoffen ließ. Allein leider ſteht es auch im Jahre 1831 mit dem Verſtändniß des großen Dichters nicht viel beſſer. Noch immer hören wir von einer Partei: Es geht doch nichts über das ſchöne, tiefe und weiche Gefühl im Heſperus. Leider ſind die meiſten Leſer nicht weiter gekommen, als bis zu dem genannten Buche. Die andere Partei, die ſich für außerordentlich kräftig genialiſch hält, läßt ſich dagegen vernehmen: Geht mir doch mit dieſer thränenreichen Empfindſamkeit und zerfloſſenen Wehmüthigkeit. Man ſieht, die Letzten ſind ſchon ein wenig gröber, allein die Genialität einer gewiſſen Gattung hat das nun einmal ſo in der Art, und am Ende koſtet doch eine grobe Redensart nicht mehr Athem und Lungenaufenthalt, als eine feine. Es ſollte billig kaum nöthig ſein hinzuzuſetzen, daß beide Parteien Unrecht haben.

61.

1796 und 1836. Eine Vergleichung des Ehedem und Jetzt.

Es war doch ehedem in der literariſchen Welt Vieles, ja faſt Alles ſo ganz anders wie jetzt. — Wir brauchen dieſes Ehedem nicht ſehr weit hinauszuſchieben, und es iſt genug, wenn wir uns etwa vierzig Jahre zurück verſetzen. Schon damals klagte man mit großem Recht über die jährlich wachſende Schriftſtellerzahl, und ſo oft ein neuer Band von Meuſel's gelehrtem Deutſchland erſchien, ſo ſetzten ſich auch die Kritiker ſogleich auf ihren Recenſirſchemel und zählten nach, wie viel neue gedruckte Leute erſchienen ſeien. Das war ſaure Arbeit, brachte aber ſüßen Lohn, denn man konnte doch nunmehr in den verſchiedenen Literaturzeitungen witzig jammernd in die Hände ſchlagen über die ungeheure deutſche Schriftſteller-Armee, die mit Wehr und Waffen, Cymbeln und Poſaunen auszog, die heilige Burg des Publicums, das heißt: deſſen Gunſt zu erobern. Geiſtreiche und habile äſthetiſche Rechner, die das ganze Jahr lang vielleicht keine rechte Gelegenheit gefunden hatten, wurden bei ſolchen Gelegenheiten ordentlich anmuthig und erzählten dem ſtaunenden Publicum, wie viele Müller, Meier, Schulze, u. ſ. w. die Preſſe beſchäftigten. In ganz beſonderer Ungunſt ſtanden bei dieſen größtentheils ältlichen Recenſenten die Arbeit vermehrenden, immer zahlreicher werdenden, dichtenden und drucken laſſenden Damen, und man durfte auf die Beiſtimmung der meiſten Leſer rechnen, wenn man dieſe Holden mit einiger ſatyriſchen Lauge wuſch. Der Lorbeer, ſagte etwa der ſinnreiche Mann, ſolle eigentlich die Frau nur in ſo fern intereſſiren, als er zu einigen Ragouts ſich gebrauchen laſſe; wenn ſie ihn aber aufſetzen wolle, ſo gebe offenbar die Brühe, die doch als Hauptſache gelten müſſe, dabei zu Grunde. Dergleichen Witze endeten eigentlich nie; aber es war eben hübſch, daß man nie müde ward, ſich in dieſen meilenlangen Späßen zu ergeben. Der zärtliche Mann ſchob der zu poetiſchen Gattin die Recenſion unter dem Teller und hatte einige Freude daran, wenn ſie ſich ein wenig ärgerte. Das war nicht Bosheit, denn er hoffte ja, ſie ſolle in ſich gehen und wohl erwägen, daß nicht alle Leute über dichteriſche Frauenzimmer ſo liebenswürdig milde urtheilen, wie unſer trefflicher Jean Paul.

Wie geſagt, es waren ſeltſam wunderliche Zeiten, aber man konnte doch recht von Herzen dabei lachen, wenn auch nicht immer auf die Manier, die der Scribent gewünſcht hatte.

Dazu kam noch der eigene Umſtand, daß man faſt überall in Deutſchland, und ſelbſt in den verſchiedenſten Ständen, ziemlich gleichmäßig das Druckenlaſſen, wie oft es auch ſchon mißbraucht worden war, dennoch für eine höchſt ernſthafte und wichtige, ja wohl gar heilige Sache anſah, und ein Mann, deſſen ganzer Name auf dem Titel eines Buches prangte, galt ſchon um deßwillen für bedeutend, mochte es nun im guten oder böſen Sinne ſein. Ueberhaupt thaten die Deutſchen mit ihren Namen ſehr ſubtil, und wenn Jemand einen Regenſchirm „in Gedanken“ hatte ſtehen laſſen, den er gern wieder haben wollte — (die Gedanken erließ er) — ſo ſchrieb er nicht in das Wochenblatt hinein, der geheime Secretair Cajus hat jenes Mißgeſchick gehabt, ſondern bloß: das Comtoir des Wochenblatts giebt die beſte Auskunft über die den Regenſchirm betreffenden näheren Umſtände, und iſt bereits mit einem billigen Douceur für den edlen Finder verſehen — nicht um ihn, der an dem eignen erhebenden Bewußtſein genug hat, zu belohnen, ſondern um denſelben in ſeinen tugendhaften Geſinnungen zu beſtärken.

Ich könnte noch gar Vieles von den damaligen literariſchen Verhältniſſen, und zwar bis in das kleinſte und ergötzlichſte Detail hinein erzählen, ich will mich aber dabei nicht aufhalten, ſondern gleich weiter gehen und bemerken, daß heut zu Tage das Meiſte ganz anders geworden. Der fleißige Meuſel iſt bekanntlich längſt todt, aber wenn er auch noch lebte in Jugendfülle und Geſundheit, und ſeinen Fleiß verdoppelte und verdreifachte, es hülfe doch nichts, und ſein gelehrtes Deutſchland könnte er nicht fortſetzen. Das Heer des Xerxes kann man wohl in Bauſch und Bogen überſchlagen, oder gar zählen, aber die Schaar der deutſchen Schriftſteller und Schriftſtellerinnen iſt jetzt eine unbekannte Größe, gleich dem x in der Mathematik. — Die Gelehrten haben freilich immer gern Bücher geſchrieben, aber ſie kamen ſonſt nicht leicht dazu, und auch jetzt ſind ſie es nicht, die die Uebervölkerung des literariſchen Deutſchlands veranlaſſen. Sie wiſſen, oder ahnen doch noch ein wenig, was eigentlich dazu gehört, ein Buch oder Büchlein, oder auch einen nur irgend beträchtlichen Aufſatz zu ſchreiben, und deßhalb ſchrieben ſie meiſtens nicht allzuviel. Manche derſelben gehen ſogar in ihrer moraliſchen Hypochondrie ſo weit, zu behaupten, ein wenig Gelehrſamkeit ſei ſo übel nicht, und es nehme ſich z. B. die Kenntniß alter Sprachen und Autoren bei einem Scribenten immer ſtattlich aus. Man muß jedoch ſolchen alten pedantiſchen Leuten nicht den Gefallen thun, auf ſie hinzuhören, und wahrlich! man thut ihnen auch den Gefallen nicht. Nimmt man aber ja einmal Notiz von ihnen, ſo iſt es wenigſtens nur, um ſie zu belächeln, daß ſie noch immer an einer horaziſchen Ode oder Tibulliſchen Elegie Geſchmack finden können. Zwar iſt es die Frage, ob die Lächler wohl im Stande ſind, eine ſolche Ode oder Elegie auch nur einigermaßen leidlich zu überſetzen; allein auch dieſe bloße Frage iſt ſchon Pedanterie und ein Ueberbleibſel des barbariſchen achtzehnten Jahrhunderts. Wahrhaftig, wenn man es recht bedenkt, ſo ſpielten viele unſerer literariſchen Vorfahren eine tragikomiſche Rolle. So glaubten z. B. nicht Wenige, ſie müßten erſt etwas lernen, ehe ſie lehren könnten, ſie ſammelten eine Menge Sprach- und Geſchichtskenntniſſe ein, waren mit der Philoſophie der Griechen und Römer, Engländer und Deutſchen bewaffnet, hatten erſchrecklich viel geleſen, oder auch wohl gar ſelbſt erfahren, und ſetzten ſich ſo, wie ein allzu ſchwer bepackter Kriegsmann, auf den Pegaſus, in der Hoffnung, das göttliche Thier werde ſie ſchon tragen. Wie ſchön und anmuthig nimmt ſich dagegen mancher neue Reiter aus! Von allem jenem Gepäck nimmt er wenig oder nichts mit, und auch der flüchtigſte Parther iſt gegen ihn noch ſchwer, er reitet nur, um zu reiten, ohne zu fragen, wohin er eigentlich gelange, da er auch ſelbſt nicht weiß, wohin er eigentlich will. Wer Luſt hat, reitet mit, und es haben viele Tauſende Luſt, aber eben dieſe vielen Tauſende, über die man ſich ſonſt freuen muß, verderben einander oft den Markt. Hat z. B. ein funfzehnjähriger lobwürdiger Secundaner die Bemerkung gemacht, Goethe's Iphigenia ſei doch viel zu wortreich, kalt und ennuyant, oder Klopſtock habe nichts als ſchimmernden Bombaſt, Ramler ſei ſtets in Steifleinwand gekleidet, Schiller ſei gar kein Dichter, ſondern könne höchſtens als Rhetor betrachtet werden, u. ſ. w.: ſo fragt er als nobler Jüngling wenig darnach, ob nicht bereits funfzehn oder zwanzig Jahre vor ſeiner Geburt dieſelben großen Gedanken bereits gedruckt worden ſind — darauf kommt auch nichts an, da man doch unmöglich heut' noch leſen kann, was vor dreißig oder fünf und dreißig Jahren geſchrieben worden iſt — ſondern er trägt augenblicklich ſeine Gedanken in irgend eine Redactionsſtube, und hat die Freude, ſeine Sachen bald abgedruckt zu finden.

Man hat eingeſehen, daß Jeder, der ein paar Gedanken-Sandkörner ausſtreuen und mit der Feder auffangen mag, ſie, wenn er will, auch drucken laſſen kann, und ſo iſt es gekommen, daß faſt die Hälfte der Schreibenkönnenden auch Schriftſteller geworden ſind, denen oft nichts weiter mangelt als Leſer. Ich meine Leſer von rechtem Schrot und Korn, die nicht alle fünf Zeilen — ſechs Zeilen überſpringen, oder wohl gar halbe oder ganze Spalten. Genug, wir ſchreiben ungemein lang und viel, und immer mehr und mehr, wir häufen Papierberge auf Papierberge, und kommen doch nicht immer in den Olymp hinein. Indeſſen hole der Kuckuck den Olymp, man kann ſich ja auch in kleinſtädtiſcher Wirthshausſtube bei Pfeife und Tabak, Bier und Punſch ſehr wohl befinden, und von ſolchen Stuben aus berühmt zu ſein, iſt auch ſchon der Mühe werth.

Zu den größten Verſchiedenheiten des Ehedem und Jetzt gehörte auch noch die ungemeine Schwierigkeit, die man ſonſt beim Druckenlaſſen fand. Auch damals gab es treffliche Jünglinge, ſtudirte und unſtudirte genug, die vornehme und gemeine, gottloſe und fromme, wüthende und ſanfte, liberale und feudaliſtiſche Gedanken in Menge hatten und auf einzelne Blätter hinſchrieben; aber was half's, was war damit zu machen? Sollte man dieſe Papierſchnitzeln in die Zeitungen ſchicken? Mit unendlicher Wonne würde man das gethan haben, aber es ging wirklich nicht, denn es war keine äſthetiſche Zeitſchrift vorhanden, und die allererſte, die man allenfalls ſo nennen darf, die „Zeitung für die elegante Welt", erſchien nicht früher als 1800. — In die Literaturzeitung? Wer nicht expreß eingeladen war, drang nicht durch die chineſiſche Mauer, die der Redacteur um ſeine Anſtalt gezogen hatte. In die Journale? Der alte Wieland war freilich ein freundlicher und nachſichtiger Mann, und ließ Manches in ſeinen Mercur hinein, was „Hermes, der herrliche Gott", ſchwerlich würde approbirt haben; aber auf einen gewiſſen Anſtand hielt er doch große Stücke, und wollte z. B. mit den etwaigen unreifen, rohen, wüthig-beißenden Leuten, u. ſ. w. nie etwas zu ſchaffen haben. Und nun vollends Schiller! Der Mann war ordentlich verſeſſen und erpicht auf das Bedeutende, Sinnvolle, Tiefe, und wollte ſeine Horen platterdings nicht mit irgend etwas Zerriſſenem und Zerfahrenem behelligen, ſo daß ihm auch das Publicum zuletzt aufſäſſig wurde. Was war alſo zu machen? Ein Buch! Das iſt leicht geſagt, aber ſchwer vollführt, wenigſtens in jedem Falle ſchwerer, als ein paar Spalten für irgend eine Zeitung. Man verlangte damals von einem Buche doch ein gewiſſes zuſammenhängendes Etwas, ſo eine Art von Charakter, Styl, u. ſ. w. Die Verleger beſannen ſich recht lange, denn ein Buch koſtet nun einmal viel (und wenn ich nicht irre, ehemals mehr als jetzt), und die Jenaer Literaturzeitung fragte wenig darnach, ob der Verleger Schaden leiden würde, wenn ſie das „Schuldig" über ein Buch ausſprach. Fühlte ſich nun der Schriftſteller und wollte es dabei nicht bewenden laſſen, ſo ſchrieb er für ſein ſchweres Geld eine heftige Antikritik in das Intelligenzblatt jener Zeitung hinein; aber ach, mit ſeiner hitzigen Expectoration erſchien zugleich eine überaus kaltblütige bittere Antwort des Recenſenten, der — obwohl ſonſt im Leben meiſtens ein gelinder Mann im weichen Schlafrock — nunmehr ſeinen Gegner noch viel giftiger anfuhr, als zum erſten Male. Das Alles bedachten die armen Schriftſteller und Buchhändler und druckten deßhalb viel weniger als jetzt.

Ehedem ſchien Alles von der Schriftſtellerei abzurathen, jetzt Alles anzuſpornen, und es giebt kaum noch eine deutſche Stadt, in der ſich nicht in einem Blättchen ein Plätzchen für die ſchreibſeligen Schriftſteller offen fände.

Ganz beſonders, und nicht ſelten bis zur hypochondriſchen Philiſterhaftigkeit, war man ehedem auf die Jahre, die ein Schriftſteller, und vollends ein Recenſent, zählte, verſeſſen, und wenn man auch zugeben mußte, daß die Literargeſchichte von einigen vierzehn- und funfzehnjährigen Genies ſprach und ſprechen durfte, ſo ſetzte man doch gleich recht ängſtlich hinzu, das ſeien ſehr ſeltene, an das Wunder grenzende, Ausnahmen, und der Lieblingsſpruch, der im Leben immer beſonders accentuirt und im Druck ſtets mit großen Buchſtaben prangte, hieß: „Verſtand kömmt nicht vor Jahren“, ein Satz, der übrigens der myſtiſchſten Auslegungskunſt freien Spielraum läßt. Ueberhaupt war der Reſpect für das Alter ſo groß, daß man ſelbſt das Alter um des Alters willen ſchätzte, was an ſich ſehr löblich wäre, wenn man nur nicht dabei ſo oft vergeſſen hätte, daß die Schönheit, Sittlichkeit und Wahrheit, als ſolche, keinen Geburtsſchein aufzuweiſen haben. Es gab bleiſchwere Philiſter, die den jungen Leuten ihre Jugend als eine Art von Sünde anrechneten, und durchaus nicht haben wollten, daß dieſelben ihre Gefühle, Gedanken und Anſchauungen in gebundener und ungebundener Rede öffentlich ausſprächen und der Preſſe anvertrauten. Ein Poet oder Schriftſteller ſollte wenigſtens ſchon von der Univerſität zurück ſein, oder ein Amt, oder doch einen Titel, oder wohl gar Frau und Kinder haben. Im letzten Fall verzieh man ihm viel, beurtheilte ſeine Schriften gelind, und wenn er ſich ja einmal etwas Genialität hatte zu Schulden kommen laſſen — ein Unglück, das ja auch wohl dem Beſten begegnen kann — ſo äußerte man gutmüthig, dergleichen Extravaganz werde ſich ſchon nach dem vierzigſten Lebensjahr oder bei dem ſiebenten ſehr koſtſpieligen Wochenbette der Frau völlig geben.

Das iſt Alles jetzt anders. Ein Schriftſteller, der das Unglück hat, einen Bart aufzeigen zu können, gehört beinahe zu den Seltenheiten, und er ſchwebt in Gefahr, zu den veralteten gerechnet zu werden, wenn er nicht noch einige Ueberbleibſel einer gewiſſen anmuthigen Gelbſchnäbelei in moraliſchem und äſthetiſchem Sinne aufweiſen kann. Ueberhaupt ſcheinen in dieſer Hinſicht jetzt ganz eigene und merkwürdige Grundſätze zu herrſchen, und ich habe noch vor Kurzem bei einem Jünglinge viel zu tröſten gehabt, als er ſeinen ein und zwanzigſten Geburtstag feierte. Er klagte ſehr über zunehmendes Alter, das die höhere künſtleriſche Keckheit zu hemmen drohe. Wie ſei das anders geweſen noch vor vier oder ſechs Jahren, wie habe er da geſchwelgt in ſüßen Phantaſieen und Weinſorten, in genialen Unſittlichkeiten, die aber bei ihm Tugenden geweſen, in hölliſcher Wonne und himmliſcher Verzweiflung. Jetzt fühle er ſich — unter uns geſagt — zuweilen ſchon recht trocken. Mein armer Vetter weinte dabei ſehr, aber nicht wie ein Kind, denn ſeine Thränen erleichterten ihn nicht, ſondern machten ihn nur noch heftiger. Ich weiß nicht, was noch daraus geworden wäre, wenn ich ihn nicht auf die unſchuldigſte Weiſe zum zürnenden Lachen gebracht hätte, wobei ſich ſein ganzer innerer Menſch ſtärkte. Ich brachte ihm nämlich — (es ward mir ſauer genug, die Bücher zu tragen) — als Geburtstagsgeſchenke mit: Buttmann's griechiſche Grammatik, Fichte's Reden an die deutſche Nation, und Goethe's Egmont; da mußte er denn freilich lachen, und konnte wenigſtens auf einige Zeit ſeine bereits im ein und zwanzigſten Lebensjahre gewonnenen und zerronnenen Jugendideale vergeſſen. Daß ich ihm dergleichen halbvermooſte Werke zum Studium offerirte, war dem lieben, etwas grauen Jüngling ſo luſtig, daß ich vermuthen darf, er werde mich mit meinen Geſchenken in ſeiner neueſten Novelle als ironiſches Genrebild hinzeichnen.

Mit Einem Wort — um doch auch einmal das alte Privilegium der Deutſchen zu gebrauchen, nicht bloß zu wiederholen, ſondern allenfalls das bereits Wiederholte zu repetiren — es ſchreibt jetzt Alles, oder faſt Alles, was Federn hat; wenn auch keine Flügel.

Steht es nun wirklich heut zu Tage ſo mit der Schriftſtellerei, ſo überreich blühend und Früchte tragend, ſo gewinnen dadurch die Wenigen, die noch immer nichts geſchrieben und nichts haben drucken laſſen, ein ganz eigenes, ich möchte ſagen: wunderbares Anſehen. — „Nichts geſchrieben! nichts drucken gelaſſen!" Seltſam wunderbare, fürchterliche und komiſche Muſik des Worts! Und wir ſchreiben 1836! — Zwar ſcheint es mit dem Untergange der Welt, den Bengel, Stilling und ähnliche Männer auf das genannte Jahr verlegt haben, nichts werden zu wollen. Es iſt bereits ſo altersſchwach und novembergrau geworden, daß es ſelbſt zum Untergehen kaum noch Kraft zu haben ſcheint, aber bedenklich bleibt es doch immer, und all' zu viel Zeit haben wir nicht zu verlieren. Sei dem aber wie ihm wolle, und ſchätzen wir auch die Schreiber und Drucken-laſſer noch ſo ſehr; mit den Nichtſchreibern und Nichtdrucken-laſſern dürfen wir es doch auch nicht verderben. Ich geſtehe gern, daß ich ſie nicht ohne tiefe Rührung betrachten kann, denn wahrlich, es ſind viele liebenswürdige Leute darunter. Wie harmlos, wie unſchuldig, wie naiv ſehen ſie auf die hunderttauſend literariſchen Allemanden und Francoiſen, Ecoſſaiſen und Anglaiſen hin, die rings um ſie her getanzt werden. Sie ſchauen nur zu, beobachten, prüfen, lächeln und erfreuen ſich, wenn es irgend geht. — Ich mag die Leſer und mich ſelber nicht zu ſehr rühren, darum male ich das Bild dieſer ſeltenen Unſchuldigen nicht weiter aus; nur eine Bemerkung kann ich nicht zurückhalten. Alle Welt weiß, daß man bisher, und mit Recht, gar manche ſchriftſtellende Perſonen in Kupfer geſtochen hat; ſollte nicht einmal auch die Zeit kommen, wo man jene guten Leute, die bloß geliebt und gelernt, geleſen und verſtanden, aber nie geſchriftſtellert haben, auch in Kupfer ſtäche? Es iſt ein kühner Gedanke, und ich frage nur beſcheiden an, ob man ihn bei den Fortſchritten, den Stahlſtich, Holzſchnitt und Steindruck gemacht haben, nicht für ausführbar halten darf?

62.

Der Teufel und der türkiſche Kaiſer auf de altdeutſchen Bühne.

(Erinnerung an zwei alte nürnbergiſche Bürger und Schauſpieler nebſt ihren Rollenfächern.)

Keine deutſche Stadt hat in früheren Zeiten ſo viel Luſ für das Theater bezeigt, als Nürnberg. Je gewerbfleißiger man war, je mehr fühlte man das Bedürfniß der heitern Kunſt. Da es aber im 16. Jahrhunderte an Schauſpielergeſellſchaften fehlte, ſo ſpielten die Bürger ſelbſt ihren Mitbürgern etwas vor. Das gab ein trauliches Verhältniß, und jede künſtleriſche Auszeichnung wurde freudig anerkannt, denn der Ruhm fiel doch auf die ganze edle Stadt zurück, und die Chroniken verſäumen nicht, die einzelnen höheren Talente gleichſam officiell der Nachwelt mitzutheilen, auf deren reproducirende Phantaſie ſie zu rechnen ſcheinen. So glänzt beſonders ein junger Bürſtenbinder, mit Namen Porſchla, in den alten Nachrichten, er habe eine Jungfrau ſo gut zu ſpielen gewußt, „daß es ihm keine Weibsperſon zuvor thun könne." — Es mag ein anmuthiger, zierlicher junger Herr geweſen ſein, und ſein Ruhm blieb unverkümmert; indeſſen hat ſich doch einer ſeiner Mitbürger, Teiſinger, ein Hochzeitbitter, meiner Phantaſie noch mehr bemächtigt. Zuvörderſt muß es uns erfreulich ſein, zu erfahren, daß das leichte und angenehme Geſchäft des Hochzeitbittens in alten Zeiten ſchon ſeinen ganzen Mann ernährt habe, denn die Chronik ſagt nichts von irgend einem anderen

Gewerbe, das Teiſinger getrieben. Er bat zur Hochzeit: das war die ganze Summe ſeiner Bürgerpflichten, und ward er dann wohl gar von wohlgeſinnten und höflichen Bürgern wieder gebeten, ſo war dieß eine Begebenheit, die er mit völliger Freiheit behandeln konnte. Einen ſolchen Mann mit einem ſo freundlichen, ganz auf Munterkeit und Scherz ausgehenden Amte kann ich mir gar nicht anders als rührig, gewandt, friſch und ſchalkhaft denken, ja wir ſollen ihn uns ſo vorſtellen, um ihn deſto mehr zu bewundern, wenn wir nun in den alten gründlichen, ehrwürdigen Nachrichten leſen: er habe höchlich excellirt in den Rollen „des Teufels und — türkiſchen Kaiſers.“ — So iſt es recht! Gerade die harmloſeſte Heiterkeit, wie ſie ein Hochzeitbitter haben ſoll und muß, ſteht der echten, rein objectiven Kunſt am nächſten. So iſt es auch zu erklären, wie der ehrliche Teiſinger, deſſen Herz gewiß aus lauter zart-verliebten Sprüchen für bräutliche Jungfern und aus lauter derbem Witz für die gemüthlich kräftigen Bräutigame beſtand, ſich als Künſtler in den Rollen des geiſtlichen und weltlichen Feindes der Chriſtenheit wohl gefallen und auszeichnen konnte.

Aber welch' ein ſeltſames Rollenfach! und welche ſeltſame Bezeichnung: der Teufel und der türkiſche Kaiſer! — Betrachtet man die Sache näher, ſo iſt ſie leicht zu löſen. Die uralte Komödie, die Myſterie, die ſich meiſtens an die der Phantaſie beſonders zuſagenden Momente der Bibel ſchloß, war nicht mehr; aber der Teufel in ſeiner unendlich zähen Natur wollte ſich von der Bühne nicht entfernen laſſen, und wenn er ja einmal ging, ſo ging er nur, um wieder zu kom-

men. Zudem war das deutſcheſte aller deutſchen Gedanken
ſpiele, „Fauſt“, viel zu ſehr im Herzen und in der Phantaſ
der Deutſchen, als daß es nicht überall hätte einwirken ſollen
Niemand zweifelte, daß der böſe Feind unermüdet durch da
geſammte menſchliche Leben hindurch gehe, um zu verſchlingen
was irgend verſchlungen werden konnte, und deßhalb durf
man ihn auch nicht von der Bühne weglaſſen. Zu thun muß
er immer haben, wenn er überhaupt exiſtiren wollte; Mo
mente ruhiger Beſchaulichkeit (in denen das Schöne oft de
beſten Lohn findet) kann er nie haben, denn mit ſeiner eig
nen Unſchönheit wohlbekannt, wird er nur im Vernichten de
Schönen, das er Niemandem gönnt, Behagen finden. S
tritt er denn in den alten Komödien ſtets als Verführer au
und der Zuſchauer bleibt auf den Einen Punct geſpannt, o
ihm ſein Plan gelingen werde oder nicht. Von erhabene
Redensarten, wie ſie Milton und Klopſtock ihm liehen, wei
dieſer altdeutſche Teufel nichts. Er ſteht in ſeinem ſchwarz
grauen oder ſcharlachnen Kleide kalt höhnend, bitter böſ
übermüthig da, als habe er ſchon, wenn nicht das gan
Menſchengeſchlecht, doch wenigſtens zwei Drittheile deſſelbe
in der Taſche. Zuweilen irrt er ſich aber auch ſchmählich, un
der Menſch, den er ſchon gefangen zu haben meint, rafft ſi
noch zur rechten Zeit wieder zuſammen, oder himmliſch
Mächte, z. B. die Hoffnung, treten perſonificirt ein un
ſchützen den Strauchelnden vor der Verzweiflung, wodurch a
lein der Böſe ſein Spiel verlieren muß.

Seit Huß, inſonderheit aber ſeit Luther war de

Nachdenken und das Geſpräch über göttliche Dinge und über den ihnen widerſtrebenden Teufel in Deutſchland ſo allgemein geworden, daß ſich wirklich die Behauptung aufſtellen läßt, man habe das geſammte Menſchengeſchlecht nur in zwei Claſſen getheilt: in die eine, welche vom Teufel geholt wird, und in die andere, welche nicht von ihm geholt wird, weil ſie ihm widerſteht. — Dieſe Anſicht findet ſich auch bei den Dichtern, und ſie mußten ſie auch auf der Bühne ausſprechen, wenn ſie verſtanden werden wollten. Allerdings entſtand daraus zuweilen eine gewiſſe Monotonie, öfter aber iſt dieſe ſehr glücklich vermieden, da ſich ja auch in die Eigenſchaften des Teufels, wie ſie gerade der Dichter hervorheben will, ſo wie in das Verhältniß zu ihm, die größeſte Mannichfaltigkeit bringen läßt. So muß man manchem dieſer längſt verſchollenen Dichter nachſagen, daß es ihnen in der Schilderung des böſen Feindes nicht ganz an Ironie fehlt, und daß ſie z. B. die innere Haltloſigkeit und Unweisheit — bei aller Liſtigkeit und Trotzigkeit — des Teufels nicht verkennen und nicht vergeſſen. In der Poſſe tritt er ſogar nicht ſelten als dumm auf, und ſelbſt Kasperle's derber und vierſchrötiger Witz weiß ihn nicht ſelten zu bezähmen. Ueberhaupt iſt es gar hübſch von den Dichtern, daß ſie nicht ſelten zeigen, wie ein guter fröhlicher Muth und tüchtige Luſtigkeit, die ſich ſelbſt bei manchen Unarten bewahren läßt, faſt immer den Sieg davonträgt, ſo daß der Teufel in vielen hundert engliſchen und deutſchen Erzählungen und Komödien mit den erfolgreichſten Prügeln und Fußtritten beſeitigt wird. Darüber darf ſelbſt die ehrbarſte Bürgerſchaft ſich innig ergötzen: denn wenn man auch gegen die ganze Welt artig und höflich ſein ſoll, gegen den Teufel iſt die höchſte Grobheit nicht bloß erlaubt, ſondern eine Tugend. Es iſt nach dieſen Betrachtungen klar, daß die Dichter einer moraliſch-äſthetiſchen Pflicht zu folgen glaubten, wenn ſie aus dem Teufel eine ſtehende Rolle machten; denn da ſie ihn überall und in allen Verhältniſſen als ein übelwollendes Weſen handelnd erblickten, ſo durften ſie ihn auch auf der Bühne nicht auslaſſen.

Nicht minder befremdend iſt uns beim erſten Blick der türkiſche Kaiſer, der, wenn auch nicht völlig als ſtehende Rolle, doch ſehr häufig ſeit Ayrer und H. Sachs in den Komödien vorkommt. Er bezeichnet die ſich ſelbſt und Andere unglücklich und unſelig machende Willkür bei ungeheurer irdiſcher Gewalt, die kein göttliches oder menſchliches Geſetz in Schranken hält. Man muß den altdeutſchen Poeten nachſagen, daß ſie ſämmtliche chriſtliche Obrigkeiten mit großer Mäßigung behandelten und in ihrem reſpectiven Werthe ließen; aber mit dem türkiſchen Kaiſer, in welchem ſie den Erbfeind des chriſtlichen Namens und ſämmtlicher chriſtlichen Könige und Kaiſer zu ſehen glaubten, machten ſie nicht viel Umſtände, ſondern tauchten ihre Pinſel in Blut und Thränen, um die Theaterfigur deſſelben damit anzuſtreichen. Deßhalb ſieht er auch ſehr ſchrecklich und ſtarr aus, was ſich jedoch in den ſicheren nürnbergiſchen Schauſpielſälen ohne alle Unruhe, ja mit wahrer Gemüthsergötzlichkeit betrachten ließ. Die Poeten fanden hier gebahnten Weg, und die geſammte Bürgerſchaft wußte recht gut, wie es mit dem türkiſchen Kaiſer ſtand. Er und ſein ganzes Volk glaubte an Mahomet, und wer war das? Natürlich: Ein abſcheulicher Lügenprophet. Dieſe kurze, überaus kräftige Charakteriſtik des wunderbaren Stifters einer neuen Religionsſecte hatten die frommen, ordentlichen und außerordentlichen Lehrer, ja ſelbſt der Cantor und Collega infimus ſchon früh den zarten Sextanern mitgetheilt, und dieſer ſcharf individualiſirende Rembrandt'ſche Pinſelſtrich hatte ſich der kindlichen Phantaſie ſchon ſo tief eingeprägt, daß man im ſechſten wie im neunzigſten Lebensjahre auf die Frage: „wer war Mahomet? ſich nie eine andere Antwort erlaubte, als die geſicherte und ſtark gehörte: „ein höchſt abſcheulicher Lügenprophet.“ — Sah dieß nun ſchon ein nürnbergiſcher Sextaner vollkommen ein, ſo hätte es der türkiſche Herr doch wohl auch einſehen ſollen, weil er aber dennoch bei dem üblen Propheten beharrte, ſo war dieß bloßer Eigenſinn und Bosheit. Ferner hatte dieſer Fürſt mehrere Frauen, ja ſogar ein ganzes Serail, und that ordentlich, als müßte es ſo ſein, durch welche Ungebühr er ſich augenblicklich bei allen ſoliden deutſchen Frauen und Jungfrauen überaus verhaßt machte, da es klar genug iſt, daß für jedes Mädchen eigentlich ein ganzer, ungetheilter Mann gehört. Endlich hatten ſich auch mehrere türkiſche Kaiſer gegen die mächtigſten chriſtlichen Potentaten höchſt unartig betragen, ja Soliman II. hatte ſich nicht entblödet, durch Ungarn zu marſchiren und Wien zu belagern (1529), was man in jedem Falle als unſchicklich betrachten durfte. Gegen ſolche Leute, und wenn ſie auch in Purpur und Edelſteinen einherſtolzirten, glaubten die deutſchen Dichter des ſechszehnten Jahrhunderts keine zarte Schonung üben zu müſſen, und da die Türken im ſiebzehnten Jahrhundert, z. B. 1664 und 1683, es mit uns guten Chriſten faſt noch ſchlimmer im Sinne hatten, als früher, ſo blieb es beim Alten, und der Schauſpieler, der die Rolle des Teufels hatte, ließ ſich auch die des türkiſchen Kaiſers nicht nehmen. Der konnte doch am Ende „ſtrangulirt“ werden, was bei dem Teufel leider nicht angeht.

Erſt im zweiten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts wurde der Teufel gänzlich von der Bühne vertrieben; denn da ſämmtliche Zuſchauer in den Logen und im Parterre noble viel zu viel Lectüre hatten, um noch an einen Teufel glauben zu können, ſo wirkte er auch nicht mehr und ging verdrießlich ab. Doch hat er ſich vielleicht mit den Goethiſchen Worten getröſtet:

Den Böſen ſind ſie los,
Die Böſen ſind geblieben;

oder gar mit dem noch ungenirteren:

Den Teufel ſpürt das Völkchen nie,
Und wenn er ſie beim Kragen hätte.

Nur einmal oder ein paarmal hat man noch am Ende des achtzehnten und zu Anfange des neunzehnten Jahrhunderts gewagt, etwas Teufliſches auch unter ſeinem Namen wieder auf die Bühne zu bringen. Klingemann's Teufel im Fauſt hat wirklich die Hahnenfeder und die zinnoberrothe Kleidung an ſich gebracht, ſonſt aber von dem eigentlich Diaboliſchen nicht viel abgekriegt, und auch der vortrefflichſte mimiſche Künſtler kann dieſem weſenloſen Weſen — einem Titular-Satan in einem Titular-Fauſt — nicht zum rechten Leben verhelfen. Dagegen war es noch ein guter Gedanke des Grafen Soden (ſo etwa im Jahre 1793), ein weibliches Höllenkind, d. h. eine Satanisbe auf die Bühne zu bringen. Es waltete dabei eine eigene poetiſche Machtvollkommenheit, denn außer des Teufels „Großmutter" kennt die frühere Mythologie kein weibliches Höllenweſen. — — Seit dem Frieden von Carlowitz (1699), beſonders aber ſeit den großen Siegen des Prinzen Eugen über die Türken (1716 ff.) verlor der türkiſche Kaiſer im Herzen der deutſchen Bürger ſehr viel, ja faſt Alles von ſeiner ehemaligen Furchtbarkeit, und ſo verſchwand auch er für eine lange Zeit von der deutſchen Bühne. Wie man aber gern von einem Extrem zum andern übergeht, ſo fing man ſpäterhin an, das ganze türkiſche Weſen als erhaben tragiſch, oder ſogar als gerecht und liebenswürdig darzuſtellen. Zeigte der Komödienzettel in einem noch ungeſehenen Stücke etwa einen deutſchen Juſtizrath auf, ſo konnte Niemand mit Gewißheit vorherſagen, ob es ein tugendhafter oder ſündlicher Mann ſein werde. Hieß es aber: „ein türkiſcher Richter", ſo konnte man im Voraus gewiß ſein, es werde dieſer Treffliche die eclatanteſten Beweiſe von Gerechtigkeit uns vor Augen ſtellen. Eine „junge Türkin" war jedesmal die Unſchuld und Schönheit ſelbſt, und ein „junger Türke" vereinte den edelſten Muth mit der liebenswürdigſten Zartheit. Auch die Mohren, die ihnen zur Seite ſtanden, waren durch die Bank ſehr edel geſinnt und beſchämten mitunter die Weißen ſehr, unter denen bekanntlich etwas moraliſcher Mißwachs zu finden ſein ſoll.

Mit Einem Wort: Wie wir ehedem einige ſtehende Rollen auf der deutſchen Bühne hatten, von denen wir hier zwei näher betrachtet haben, ſo bekamen wir jetzt eine Unzahl derſelben. Regte ſich z. B. bei einem Dichter die alte gleichſam ererbte Luſt, einen Teufel zu ſchildern, ſo machte er gewöhnlich einen Präſidenten daraus, und das Publicum gewöhnte ſich an dieſe Seltſamkeit bald ſo ſehr, daß es — obwohl ihm doch, Gott Lob! ſo manche höchſt wohlgeſinnte und angenehme Präſidenten in der wirklichen Welt bekannt geworden waren — keinem ſo betitelten Mann auf der Bühne etwas ſonderlich Tugendhaftes zutraute. Daſſelbe galt von den Kammerherren, die alle bei ihrem reſpectiven Bruder, Vater oder Großvater Marinelli in die Schule gegangen zu ſein ſchienen, während die wirklichen Kammerherren, ihrer Schuldloſigkeit bewußt, aus Großmuth dazu nur lächelten. So wurden auch die Mönche, Aebte, Biſchöfe und Erzbiſchöfe — beſonders die des Mittelalters — als ſtehende Frevlermasken behandelt, wobei es nicht an ſatyriſchen Anſpielungen fehlte, die ſich freilich aus dem Munde der Ritter und Knappen, die doch bekanntlich weder den Dr. Bahrdt, noch die deutſche Bibliothek geſchrieben oder geleſen hatten, ſeltſam genug ausnahmen.

Iſt es uns deßhalb erlaubt, über die alten Rollen des Teufels und türkiſchen Kaiſers ein wenig zu lächeln, ſo möchte wohl in Beziehung auf dieſe angegebenen und ähnlich ſtehenden Charaktermasken der neuen Zeit das Lächeln in Lachen übergehen, und man könnte die Frage aufwerfen, wobei man ſich wohl behaglicher mag befunden haben?

Von der neueſten Zeit, die man von Schiller's Horen und den Xenien andatiren muß, wäre auch in dieſer Hinſicht viel Beſſeres zu ſagen. Das Leben, welches ſie brachte, ging ja eben aus reinerer Gemüthsfreiheit hervor, und ſo mußten denn auch ſeitdem jene verroſteten, poetiſch theatraliſchen Formen als unheimliche Geſpenſter weichen.

63.

Deutſche Theaterkritiken vor 70, 60 und 50 Jahren.

„Die Gegend bei Bellevue iſt doch göttlich!“ ſagte Jemand im tugendhaften Enthuſiasmus. „Göttlich“, erwiderte der Andere*), „göttlich iſt nur ein Bettel dagegen!“

Dieſe ſchöne Geſchichte ſollte als Motto für die meiſten deutſchen Theaterkritiken während des achtzehnten Jahrhunderts bis etwa 1780 gelten. Es ſind faſt lauter Liebhaber, die über das Theater ſchrieben, ſie ſind faſt immer außer ſich und ſchreien in die Wolken, wie ſelig ſie geſtern Abend bei Ariadne auf „Naxos“ und dem „Eſſighändler“ geweſen ſind. Die meiſten ſind ſo unſchuldig, daß ſie lieber vor Freude weinen, als ſchreiben möchten; da aber bei dem bloßen „vor Freude weinen“ doch nicht viel herauskommt, ſo müſſen ſie ſich wohl nach Worten umſehen. Damit aber ſteht es nicht glänzend, und oft findet ein ſolcher Mann nur wenige Redensarten, zuweilen ſogar nur eine einzige, aus der er dann nicht herauskommen kann. Die „Literatur-" und „Theaterzeitung", Jahrgang III, Berlin 1780, liegt vor mir, ich laſſe die Blätter auf's Gerathewohl aus einander fallen und finde Seite 307: „Juliane von Liedorak (ein Drama von Schröder), Madame Spengler war ganz das liebenswürdige, unter dem Druck der Verleumdung ſchmachtende Geſchöpf, Henriette von Liedorak, Madame Räder war ganz das niederträchtige, boshafte, verleumderiſche Weib, das der Dichter hat ſchildern wollen, Frau von Bildorf, Julianens Mutter, Madame Reinecke, war ganz Mutter." Später heißt es: „Regimentsfeldſcherer Bauſer, Walter, Advocat Wagner, Lindmann, Soldat Hempel, Marie, Madame Räder, und Heinrich, Herr, Räder — ſie ſpielten alle gut." Dann: „Madame Beverlei, Madame Spengler war ganz das liebevolle zärtliche Weib der Dichters. Beverlei, Reinecke; heute hat ſich dieſer Mann ſelbſt übertroffen," u. ſ. w. Welch' ein zartes, kritiſches Lamm verkündet hier den Ruhm der Bondiniſchen Schauſpielergeſellſchaft (in Dresden und Leipzig)! aber auch welche Gediegenheit, welche Frömmigkeit, welche Unſchuld, welche Schäferlichkeit! wie geläutert ſind ſeine Principien! wie tief erfaßt er das Ganze, indem er immer auf das Ganze dringt! aber er dringt nicht bloß darauf, er findet es auch überall. X war ganz Tugend, Y war ganz Laſter, Z war ganz Zärtlichkeit, Tz war ganz des Teufels! oder ganz vortrefflich! Auch das „alle gut" nimmt ſich in ſeiner Einfachheit liebenswürdig aus, und es iſt wie von einem, der, durch lautes Ruhmpredigen endlich den Athem verlierend, nur ſanft und leiſe, und mit rührendem Lächeln ein einziges Wort noch hinhauchen kann, aber im Bewußtſein, bloß durch die Tugend athemlos geworden zu ſein, eine Art von Seligkeit genießt. Nur die Redensart: „er hat ſich ſelbſt übertroffen“, paßt nicht für dieſes Arkadiers Mund, denn das durchaus Vollendete kann doch am Ende nichts weiter ſein, als vollendet, und damit ſollte es ſich billig begnügen, und es geräth, wenn es noch mehr als vollendet ſein will, zuletzt in eine alle Unendlichkeit weit überflügelnde unendliche Unendlichkeit hinein, wo ſich nirgends mehr Fuß faſſen läßt.

---

*) Er war Zelter in Berlin.

Wie nun dieſe zart liebeſlötende, kritiſche Nachtigall — man verzeihe meinem gerechten Enthuſiasmus den Wechſel der Gleichniſſe — ſo flöteten ihm Viele vor und nach. Es iſt deßhalb unnöthig, mehrere Proben zu geben.

Dieſer Partei aber ſtand eine andere gegenüber, die ich kurz und bündig nur die unerſprießlich grobe nennen darf. Wilde und zahme Bären, Wölfe und Hunde brummen, heulen und klaffen bekanntlich nicht ſehr erfreulich, die ſchreiben aber auch nicht, und laſſen nicht drucken; das Gebrumm, Geheul und Geklaff mancher dieſer ungebehrdigen ſchreibenden Leute iſt indeß noch bei weitem unerfreulicher. Nur wenn ein wirkliches Genie einmal grob wird — man ſagt, es gebe ſolche Fälle — iſt es der Mühe werth, hinzuhören; das Gebell der irritirten Beſchränktheit iſt bloß widerlich und nächſtdem langweilig; darum keine Proben.

Wie ſich nun in einer ſolchen Zeit die wahrhaft großen

Kritiker, z. B. Leſſing, Herder, Goethe, F. Jacobi, H
mann, u. ſ. w. ausnehmen mußten, — das wollen wir
im Stillen bedenken.

64.

Goethe's Fauſt in England.

Wenn zwei edle nahverwandte Familien kühl an einan
vorübergehen, weil ſie ſich in ihren hauptſächlichſten und gr
ßeſten geiſtigen Beſtrebungen, in der Kunſt und Philoſop
— nicht hinreichend kennen gelernt haben, ſo iſt das oh
Zweifel ein betrübender Anblick. Ein ſolcher zeigt ſich zw
nicht und in keinem Jahrhundert in dem Verhältniß Deutſc
lands zu England, aber als ein vollſtändiges und auf gegenſ
tiger Anerkennung beruhendes konnte es doch auch nicht g
ten. Die Deutſchen, die ſich ſtets um das Ausland ſorgſa
bekümmerten und deſſen Sprachen eifrig lernten, waren v
jeher nicht bloß gerecht, ſondern, wie Klopſtock ſagt, allzu g
recht, vorzüglich gegen die Literatur Frankreichs; und w
die italieniſche betrifft, ſo zeigte ſich faſt während eines ganz
Jahrhunderts (etwa von 1650 bis 1750) eine bis zur Verlieb
heit gehende Neigung der deutſchen Sprecher und Schriftſte
ler nicht etwa für die größeſten Dichter und Proſaiſten It
liens, ſondern am meiſten für die blendenden Repräſentant
des ſchon ſinkenden Geſchmacks, d. h. für Loredano und M
rino. Nur in Beziehung auf Spanien und Portugal fa

ſich kein gleiches Streben, und wir müſſen bekennen, daß vor Leſſing die Kenntniß der ſpaniſchen Literatur in Deutſchland höchſt ſelten, ja faſt unerhört war. Das trennende Frankreich und die noch mehr trennenden Pyrenäen mögen hier einigermaßen entſchuldigen; aber das Bischen Meer zwiſchen Deutſchland und England kann es nicht. Auch in letzter Beziehung ſtand es, wie geſagt, ganz anders, und wir dürfen zu unſerer Ehre wohl ſagen, daß wir vieles Treffliche, was England bot, prüfend und dankbar annahmen. Newton iſt vielleicht in Deutſchland nicht minder ſtudirt worden als in England ſelbſt, die unterrichtenden engliſchen Reiſebeſchreibungen wurden bei uns verſchlungen und gaben manchem Romandichter erwünſchten Stoff. Die lehrenden und unterhaltenden Wochenſchriften machten Epoche und wurden unzählige Male nachgeahmt, Hume und Robertſon galten als Muſter hiſtoriſcher Compoſition und Schreibart. Die didaktiſchen Dichter und die ſanft melancholiſchen: Pope, Addiſon, Young wurden hochverehrt, und die berühmteſten Romane von Richardſon, Fielding, Goldſmith erregten ſtaunende Bewunderung, während Yorick's ſinnvoller Humor völlige Heimath bei uns fand. Im Großen und Ganzen herrſchte ja doch noch immer die leidenſchaftliche Neigung für franzöſiſche Literatur vor, wofür es keiner Belege bedarf, da ſie ſogar in der Univerſalgeſchichte Deutſchlands zu finden ſind, und nächſt dem in der Geſchichte unſeres Theaters. Wie reich, ja überreich die dramatiſche Poeſie der Engländer ſei, davon wußte man in Deutſchland faſt nur durch das Gerücht. Man darf wohl

ſagen, daß die Dramen, welche von den engliſchen Schau
lern im Anfange des ſiebzehnten Jahrhunderts mit
Deutſchland gebracht wurden, troß ihrer großen Mange
tigkeit, doch das Beſte und Eigenthümlichſte enthielten,
wir vor Leſſing vom engliſchen Theater kannten. S
der bloße Name Shakſpeare findet ſich bei uns vor Le
nur ſehr ſelten, und erſt ſeitdem wir durch ihn auf dieſen
nenkern der engliſchen Literatur aufmerkſam gemacht wo
ſind, iſt es uns möglich, die reine Anſicht, Umſicht und Ue
ſicht zu gewinnen.

Noch viel neuer iſt, was ſich an Kenntniß von deut
Literatur in England vorfindet. Richardſon hatte den b
Glauben an Klopſtock's Meſſias, aber geleſen hat er ihn n
und zwar aus dem guten, d. h. traurigen Grunde, weil er
Deutſch verſtand. Er correſpondirte mit Meta und Klop
auf die liebevollſte Weiſe, denn es konnte ihm nicht gleich
tig ſein, daß ein ehrenwerthes Ehepaar ſeine Clariſſe ver
tere. Es ward wohl hie und da eine Ode oder ein Stück
dem Meſſias überſetzt, doch konnte das wenig helfen, und
nahm ſie meiſtens nur kühl auf. Eben ſo ging es Wiela
und Herdern, und leider auch gegen Leſſing blieb man
Werther's Leiden allein wurden mit jener Liebe empfangen
eine beſſere Zukunft ahnen ließ, aber ſie blieb iſolirt wi
ganze Buch. Gegen einige Kotzebue'ſche Dramen, beſon
gegen Menſchenhaß und Reue, und Rolla's Tod (the stra
und Pizarro) zeigte man ſich in England wohl zu gütig;
war freilich vorher zu ſehen, daß dieſe Gunſt ſich nicht n

halten können. Was mußte geſchehen, um eine wirkliche geiſtige Vereinigung zwiſchen England und Deutſchland einzuleiten? Wir mußten Shakſpeare mit der Liebe umfaſſen, wie wir ihn jetzt umfaſſen, und England mußte zuvörderſt die beiden poetiſchen Dioskuren Schiller und Goethe ſich dergeſtalt zu eigen zu machen ſuchen, wie es etwa ſeit zwanzig Jahren verſucht worden iſt, ehe von einem gründlichen und umfaſſenden Verhältniſſe die Rede ſein konnte. England kennt jetzt Schillern, für den bereits in früherer Zeit manches gute Brittenwort vernommen ward, durch Carlyle, ſo wie durch Coleridge's treffliche Ueberſetzung des „Wallenſtein“ auf die erfreulichſte Weiſe, und auch manches Goethe'ſche Werk iſt durch Ueberſetzung und Charakteriſtik zugänglich geworden. Noch aber fehlte der Mittelpunct aller deutſchen Dramen, „Fauſt.“ Gewiſſermaßen Deutſchlands dramatiſcher König, von dem gar manche andere dramatiſche Fürſten und Grafen ihr Lehen empfangen haben. Und dieſes Werk liegt jetzt in einer wackeren, gediegenen Ueberſetzung von Hayward vor uns, mit Vorreden, Einleitungen und Anmerkungen verſehen, deren Reichhaltigkeit die innigſte Liebe, treffliches Talent und rühmlichſten Fleiß bekundet. Es kann hier keine eigene in's Einzelne gehende Kritik des ganzen Werkes erwartet werden, da eine ſolche mehrere Bogen füllen würde, nur möchte ich gern die Hoffahrt mindern, mit der vielleicht einige deutſche Leſer die Worte translated in the english prose aufnehmen werden. Fauſt in Proſa! ein wenig erſtaunen mag man bei der erſten Anſicht des Titelblattes allerdings, nur vergeſſe man nicht,

daß Goethe ſogar eine Ueberſetzung des Homer und der
lungen in Proſa, aber freilich in eine echte und gediegene
gewünſcht hat. Schrecken ſoll freilich keine Autorität, alſ
die Goethe's nicht, aber es lohnt doch der Mühe, jene A
welche auch F. A. Wolf völlig theilte, für ſich ſelbſt zu
ken, um ſich vielleicht mit ihr zu befreunden. Ueberhau
es eine gar wunderbare Sache mit einer tüchtigen Proſa,
in ihr iſt von einer ſogenannten ungebundenen Rede
aus nicht die Rede, und mir iſt immer, als brächte
Predigt Luther's und manches Kapitel in Wilhelm
gleich ſeine Muſik mit, und zwar eine Muſik, die ſelbſt de
rer des ſtrengſten poetiſchen Generalbaſſes anerkennen
Unſere Meiſter in der reinpoetiſchen Ueberſetzerkunſt,
(unübertreffbar in der Uebertragung des Virgil und
ehrenvoll im Ringen mit Homer), Schlegel, Tieck, Graf
diſſin und Andere können, wie ſich von ſelbſt verſteht,
dieſe Betrachtung auch nicht das kleinſte Blättchen aus
vollen wohlverdienten Ruhmeskranze verlieren. Wir
aber nicht vergeſſen, daß dieſe Ueberſetzungskunſt doch
noch ziemlich neu bei uns iſt, und daß z. B. manche Lied
Shakſpeare (ich will nur des herrlichen

„Take, oh take those lips away“

in Maß für Maß, und des eben ſo phantaſtiſchen als p
tiſch witzigen: „The praiseful princess pierced and p
a pretty pleasing pricket“ in der verlornen Liebesmüh
ken) ſeit Jahrzehnten von den trefflichſten deutſchen
tern erſt haben verſucht werden müſſen, um ganz

gend übertragen zu werden. Aehnliche treffliche Verſuche finden ſich auch hier, z. B. von dem unendlich ſanften, das tiefſte Gefühl aufregenden Liede: „Meine Ruh' iſt hin," das ſich hier anfängt

„My heart is oppress'd,
My peace is gone,
I seek for rest
And can find none u. ſ. w. *)“

Nicht minder zu loben iſt die Ueberſetzung des aus einem uralten ſchauerlichen deutſchen Mährchen genommenen Liedes, das Gretchen im Gefängniß ſingt:

My mother, the whore
That killed me!
My father, the rogue
That ate me up!
My little sister
Picked up the bones
At a cool place!
There I became a beautiful little wood-bird
Fly away! fly away!

Wie treu und tonrichtig, wie genau iſt der Ueberſetzer eingegangen in die ſchauerliche Nacktheit dieſes wahnſinnigen Liedes. Von der Proſa des ganzen Werks kann ich hier keine Probe geben, denn eine ſolche würde ihrer Natur nach

---

*) Dieſe Ueberſetzung findet ſich nur in der zweiten Auflage S. 301.

ſich nicht ganz kurz faſſen laſſen. Darum will ich nur
derholen, daß überall, oder doch faſt überall, die edelſte T
Kraft und Gediegenheit waltet, die mich an Klopſtock's W
aus einer ſeiner beſten Jünglingsoden erinnert:

— „liebe ſie, Ebert, m
Sie ſind auch deutſchen Stammes, Urſöhne
Jener, die kühn mit der Woge kamen.“

Wir Deutſchen lieben bekanntlich die Gelehrſamkeit
die Achtung dafür wird uns ſchon früh anerzogen, und ſo
len wir denn auch hier eine Gelehrſamkeit anerkennen,
uns freudig überraſchen muß. Wir finden hier von ei
Engländer in der beſten Ordnung zuſammengeſtellt, was
nur irgend über die Hiſtorie und Literatur des Fauſt zuſ
menſtellen ließ, verbunden überall mit ſelbſtſtändiger Prüf
Wer dieſe edle Anſtrengung und den ganzen Umfang des Fle
recht kennen lernen will, möge nur die erſte Auflage di
Werkes mit der vorliegenden zweiten vergleichen, und
liegt kaum ein volles Jahr zwiſchen beiden Ausgaben. Wa
lich, das heißt die Zeit auf eine edle Weiſe nutzen. So k
denn dieſes Werk gelten für einen würdigen Abgeſandten
das engliſche Volk, daß es ſich entſchließen möge, ſich
mer höhere Genüſſe durch das Studium deutſcher Lite
tur zu verſchaffen, ſo wie wir unſerer Seits gewiß
aufhören werden, uns immer inniger mit der ihrigen zu
freunden.

Endlich giebt der verehrte Hayward noch Hoffnung
einem Werke über Shakſpeare, in welchem er ſeine Lan

leute auch mit den Anſichten der Deutſchen über jenen großen Statthalter der romantiſchen Poeſie genau bekannt zu machen gedenkt. Möge, was bis jetzt nur Hoffnung iſt, baldmöglichſt zur Gewißheit werden. —

65.

Hans Hagel und Hans Taps.

Sehr berühmte Leute, dabei aber ſehr ſchlimme Geſellen, ſind die Herren Hans Hagel und Hans Taps. Der Erſtgenannte hält ſich für ſehr klug, hat es aber höchſtens bis zur gemeinen Pfiffigkeit gebracht. Er ſpricht viel und hört ſich gern reden, giebt in ſchlechten Tabagieen den Ton an und iſt bei rohen Aufläufen in ſeinem Element. Er haßt alle regelmäßige Thätigkeit, will aber, ohne zu arbeiten, wohl leben. Man darf ihn geradezu einen ſchlechten Kerl nennen, und wenn mehrere zuſammenkommen, kann es gefährlich werden, denn es fehlt ihnen nicht an einer gewiſſen aufrühreriſchen Beredtſamkeit. Ein weitläufiger Anverwandter von ihm iſt der wohlbekannte muntere Hans in allen Gaſſen, der, ſo lange er bloß als Pflaſtertreter erſcheint, nichts Gefährliches hat. Schlimmer iſt er ſchon als Maulaffe, und wenn er aus der Maulafferei ein Geſchäft macht, d. h. Maulaffen feil hat, kann er bei ſeiner Rohheit auf arge Unſittlichkeiten gerathen. Mit dem franzöſiſchen badaud iſt leichter auszukommen, denn er iſt witziger und luſtiger als der deutſche Maulaffe. Ueber-

haupt iſt das Talent, mit Anmuth müßig zu gehen, in Deu
land höchſt ſelten, und in der Regel iſt der Deutſche nur
benswürdig, wenn er arbeitet.

Näher verwandt mit Hans Hagel iſt Hans Taps, in
ner Erſcheinung eben ſo unleidlich wie jener, doch nich
tückiſch. Im Leben kann er jedoch eben ſo viel Unheil an
ten, ohne es zu wollen, und er kann den höchſten Grad
Widerlichkeit erreichen, wenn er die Tölpelei mit Bewußt
oder gar con amore treibt. Dann erſcheint er unter
furchtbaren Namen, „Hans Taps in die Grütze.“

66.

Milton, ſein eignes Werk angreifend und faſt vernichte

Kein poetiſches Werk iſt in Deutſchland mit ſo vielem
räuſch verkündet und ausgebreitet, gerühmt und vergött
getadelt und geſchmäht, als Milton's verlornes Paradi
Vom Jahre 1738 an, wo die erſte deutſche Ueberſetzung deſſ
ben erſchien, diente es den ſchweizeriſchen Dichtern und Kri
kern als Fahne, der man durchaus folgen müſſe, ſo wie
meiſten ſächſiſchen, die bewußt oder unbewußt mit Gottſche
wirkten, oder ihm folgten, als Warnungszeichen des koloſſalſ
Ungeſchmacks. Es kam wenig oder gar nichts bei dieſ
Streitigkeiten heraus, denn die Bodmeriſchen Bewunderung
Exclamationen führten zu nichts, als zu monſtröſen Nacha
mungen, und die Gottſchediſche Polemik gegen Milton konn

ſeine eigene und die Seichtigkeit ſeiner Schule weder vermehren noch verringern. Die beſſere Kritik über Milton iſt noch ziemlich neu in Deutſchland; aber das Seltſamſte ſcheint mir doch, daß (ſo viel ich irgend habe erforſchen können) der wichtigſte Punct noch immer nicht zur Sprache gekommen iſt. Ich meine nämlich den Punct: daß Milton in einer wenig beachtet gebliebenen Stelle — natürlich ohne es zu wollen — ſein ganzes Werk beinahe ſelbſt vernichtet hat. Betrachten wir die Sache kurz und genau.

Der Dichter will ſchildern, wie durch des Menſchen erſten Ungehorſam die Sünde und mit ihr der Tod in die Welt gekommen ſeien, die ihre Herrſchaft nunmehr auf der ganzen entweihten Erde aufſchlagen und auch der geſammten Nachwelt drohen, bis endlich durch höhere göttliche Gnade das Paradies, aus dem jetzt die Sünder vertrieben werden, nun zurückgenommen werden ſoll. Die Art, wie Eva getäuſcht und Adam von ihr überredet wird, an dem Ungehorſam Theil zu nehmen, iſt allerdings mit bewunderungswürdiger Feinheit und Genauigkeit, die jedoch hie und da an Pedanterie ſtreift, geſchildert worden. Allein immer ſehen wir doch nur den Baum und den Zweig mit dem verbotenen Apfel, und wie ſich auch der Dichter abmühen möge, um das Geheimniß dieſer Frucht bedeutungsvoll zu machen, die Phantaſie ſieht immer nur einen Apfel, in den ſich zwei Menſchen theilen. Sie ſieht, ſage ich, denn was auch der Verſtand hinzudenke, der Apfel bleibt im epiſchen Gedicht doch nur Apfel. Indeſſen wird die Sünde begangen, Himmel und Hölle miſchen ſich ein, der Fluch erfolgt, Sünde und Tod erſcheinen, und die eben erſchaffene ſchöne Welt iſt verpeſtet, und eine noch ſchlimmere Zukunft droht kometenhaft herein; doch die Verheißung des ewigen göttlichen Sohns, daß er einſt — in unbeſtimmter Ferne — die Menſchheit erlöſen werde, ſpricht großartig zu den Gemüthern. — Wie betragen ſich nun die gefallenen Menſchen? Man kann ſehr lakoniſch antworten: „höchſt intereſſant," aber in dieſem Lobe iſt auch eine Art von Tadel. Adam und Eva erſcheinen nämlich jetzt viel anziehender als vor dem Falle. Sehr natürlich; denn der Dichter vermag doch nur Menſchen zu ſchildern, und die ätherreine Unſchuld liegt außer dem Bereich ſeiner Darſtellung, vollendete Kryſtallhelle läßt ſich nicht malen, und je mehr der Dichter es verſucht, je mehr fällt er in den Fehler der Ueberladung, und jede Ueberladung widerſpricht der Idee naiver Unſchuld. Die Klagen der Gefallenen ſind dagegen voll rührender Wahrheit, aber im Beſitze großer Kraft, und im Vertrauen darauf wird der Dichter zu ausführlich. Adam's Zorn gegen Eva hat mitunter etwas Empörendes, die ihr zugetheilte Miſchung von Majeſtät und halb künſtlicher Naivetät — die echte hat ſie ja verloren — iſt für den Leſer nicht ohne peinliche Wirkung.

Ich geſtehe, daß ich ſchon vor einer Reihe von Jahren, gleich bei der erſten Lectüre des verlorenen Paradieſes, hiebei eine furchtbare Klippe für den Dichter ahnete, und leider hat er ſie auch nicht glücklich umſchifft. Eva nämlich, in den Qualen des Gewiſſens von Adam's Vorwürfen verletzt, des

Todes und der Sünde furchtbare Macht ahnend, rafft ſich endlich in letzter Kraft zuſammen und ſpricht das furchtbare Mittel aus, die Folgen ihrer Sünde mit einem Male unmöglich zu machen: „Iſt uns, ſagt ſie etwa, der Vorwurf ſo entſetzlich für dieſe Erde, die nunmehr verflucht iſt, ein Geſchlecht fortzupflanzen, das, nach einem Leben voll Elend, endlich einem ſcheußlichen Ungeheuer zum Raube wird, wohlan! ſo ſteht es ja bei Dir, Adam, dem Entſtehen dieſes Geſchlechts, dem ſo viel Unglück droht, zuvorzukommen. Noch biſt Du ohne Kinder; bleib ohne Kinder! ſo iſt der Tod auf einmal um den Reichthum ſeiner Beute betrogen und muß ſich mit uns Beiden begnügen!“ —

Giebt es etwas Herberes, giebt es eine größere tragiſche Satyre gegen den göttlichen Rathſchluß, als dieſe Rede? Und doch geht Eva noch weiter. Mit einer ſchauerlichen Naivetät fährt ſie fort: „es ſcheine für liebende Ehegatten faſt unmöglich, dieſen Vorſatz auszuführen, darum rathe ſie, ſogleich und ohne zu zögern, das ganze noch ungeborne Geſchlecht von dem, was zu fürchten ſei, zu befreien.“ — „Laß uns den Tod ſuchen, und finden wir ihn nicht, ſo wollen wir ſein Amt an uns ſelber mit eigenen Händen vollziehen. Warum zittern wir unter den Sorgen, die auf nichts hindeuten als den Tod? Es ſteht ja in unſerem freien Willen, von den vielen Wegen, zu ſterben, uns den kürzeſten zu wählen und Zerſtörung mit Zerſtörung zu enden.“ (S. das verlorene Paradies. Geſ. X gegen das Ende.) Was Adam in einer etwas zu langen Rede antwortet, macht ſeiner beſſeren Hoffnung und Geduld Ehre;

es iſt löblich, wie die wohlmeinende Rede eines Predigers und Profeſſors, aber es genügt nicht. Stellen wir uns, wie wir wollen, wir müſſen einräumen, daß Eva in ihrer augenblicklichen Verzweiflung doch das Mittel angegeben hat, den höchſten Rathſchluß zu hintertreiben. Führt ſie aus, was ſie ſo eben deutlich ausgeſprochen hat, ſo iſt mit einem Male die ganze Erde umſonſt geſchaffen, der Himmel und die Hölle ſind betrogen, und die göttlichen Verheißungen und Drohungen umſonſt verkündigt. Dadurch iſt aber auch das Gedicht in ſeinem Mittelpunct angegriffen, und ſo zerſprengt, daß auch Anfang und Ende nothwendig zerſtäuben müſſen. Das klingt hart, iſt es jedoch nicht. Auch der größeſte Dichter kann ſtraucheln, und wohl ihm, wenn wir, was er ſtrauchelnd gab, verlöſchen können, ohne dadurch ſein Gedicht zu zerſtören. Der Jammer unſeres Stammvaters und unſerer Stammmutter nach dem Fall iſt ohnehin von Milton bereits früher ſo beredt geſchildert worden, daß wir kaum noch etwas zu wünſchen übrig behalten, und ſo können wir uns Eva's grimmigen Verzweiflungsplan leicht hinweg denken.

Aber — kann man mir mit Recht erwiedern — wenn Eva jenen Plan auch nicht ausſpricht, wird nicht der Leſer ſelbſt darauf verfallen? Das iſt mir ſelbſt ſehr wahrſcheinlich, aber zwiſchen dem Wort, das noch dämmernd verhüllt in der Seele liegt, und dem ausgeſprochenen iſt im Leben und noch mehr in dem künſtleriſchen Gedicht ein ungeheurer Unterſchied, und ich möchte dabei ſogar an Burleigh's auch äſthetiſch ſinnvollen Ausſpruch erinnern: „Wenn ich es genannt, ſo iſt es nicht mehr zu vergeben.“ (S. Maria Stuart IV, 2.)

Die Verkettung in einem epiſchen Gedicht ſoll ſo eng ſein und ſo durchaus begrenzt von innerer Nothwendigkeit, daß für den Zweifel gar kein Raum übrig bleibt. So iſt es in der Ilias, wo Alles Frucht und Alles Samen, Alles Freiheit und Alles Nothwendigkeit iſt; nicht ſo in der Aeneide, deren letzte Hälfte wenigſtens überall Willkür und mit ihr — bei ſcheinbarer Kraft — Schwäche verräth. Was Milton gefehlt hat, iſt nur der Wahl des Stoffes zuzuſchreiben, die in jedem Falle eine irrige iſt. Dieſer heilig gehaltene Stoff iſt nur unantaſtbar, ſo lange er ſich in den kurzen, ſtrengen, keuſchen, naiven und lieblichen Worten der Moſaiſchen Urkunde hält; will man ihn aber zu zwölf Geſängen ausſpinnen, ſo wird er nur zu leicht in ſich ſelbſt verletzt und verwundet, und der auch wider unſeren Willen ſich erhebende Zweifel verbindet ſich nur zu leicht mit herber Ironie und Satyre, die doch gewiß nicht in dem Plane des eben ſo reich begabten als frommen Dichters lag.

Es iſt überhaupt eine ganz eigene Sache mit den bibliſchen Stoffen zu epiſchen und dramatiſchen Gedichten. Ein einziges pomphaftes Wort kann hier ſchon ſtören, und der geeignetſte Ton würde wohl der ſein, welcher Luther's kernige Gediegenheit und großartige Heiterkeit mit Milton's und Klopſtock's Flammenpracht und — Hans-Sachſiſchem naiven Kindeslallen vereinigte. Freilich werden manche Leſer erſchrecken, wie Hans Sachs in eine ſolche Geſellſchaft kommt; ſollten ſie aber den lieben alten Mann einmal leſen, ſo würde das Erſchrecken aufhören, und eine ganz neue Freude anfangen.

67.

Das Mahl und die Mahlzeit.

Die „Mahlzeit" — ein gutes deutſches Wort, das man nur recht anſehen muß, denn es will was ſagen, und ſagt auch was. Alles, was man im Fluge genießt, iſt nicht ſonderlich genußreich, ſelbſt den Flug des Dichters, der ohnehin ſtets mäßig ſein muß, ſoll man ſitzend oder liegend betrachten, am beſten auf dem Sofa oder auf einer Raſenbank; doch iſt auch der Sorgenſtuhl neben der Ofenecke nicht undienlich. Man ſoll ſich ja zu Allem Zeit nehmen, und hat man ſich auch ſchon nicht wenig genommen, ſo ſoll man ſich doch noch mehr ausbitten, und immer mehr und mehr, denn wenn auch die Zeit etwas ſehr Endliches iſt, ſo bleibt doch ſtets guter Vorrath. — Und warum wollten wir nicht ſo viel als irgend möglich Zeit dem Mahle widmen, welches uns ja am Beſten erinnert, daß wir noch im zeitlichen Leben ſeßhaft ſind? Alle Völker, ſo viel ich irgend weiß, reden von einem Mahl; das aber iſt für uns viel zu kurz, und deßhalb ſetzen wir ſogleich die „Zeit" dazu, woraus für unſere Phantaſie eine doppelte Freude entſteht. Wie kalt, und faſt genußlos eilfertig, fliegen die Wörter repas, diner, souper dahin! ſie können weder in das Herz noch in die Phantaſie dringen, und nicht ohne Erröthen ſtehen ſie neben unſerem gediegenen, kräftigen „Frühſtück“ (erſtes, zweites, drittes), Morgenbrod, Mittagsmahlzeit. Hier iſt Gründlichkeit und Erhabenheit im Ausdrucke vereint. Das Wort „Vespern“ erſcheint dagegen als aufgedrungener Fremdling zu dünn und flüſternd; es iſt als ſchämte man ſich gleichſam — ſchon wieder zu eſſen, ein Gefühl, das als unziemend und genußſtörend ganz verbannt werden ſollte; auch ſagt man in Niederſachſen und Weſtphalen mit ruhigem Stolz: „das vierte Mahl“ halten, was, mäßig genug, nur auf zwei Frühſtücke und eine Mittagsmahlzeit hindeutet. Die Franzoſen können ſich freilich mit ihrem charakteriſtiſchen dejeuner (ſich entnüchtern) ein wenig brüſten, aber auch nur ein wenig, denn das bereits gerügte Dünne und Flüſtrige klebt doch auch dieſem Ausdrucke an. Sollte man uns aber das Wort „Schmaus“ als einſylbig, und deßhalb unſtatthaft vorwerfen, ſo brauchen wir es nur mit der gehörigen Großartigkeit und Würde auszuſprechen, um Jedermann deutlich zu zeigen, daß dieſe Eine Sylbe mehr bedeutet als zehn ſchwindſüchtige diners, und daß ſie eine Welt voll Genuß in ſich trägt. Nur das dejeuner à la fourchette achten wir mit Recht, und haben es trotz unſers Patriotismus in Schutz genommen, doch mußte es vorher im bürgerlichen Leben umgetauſt und in ein „Gabelfrühſtück“ verwandelt werden. Das klingt nun ganz leidlich, aber ſo recht kann ich es doch auch nicht loben, denn die mimiſche Bedeutſamkeit des Wortes ſtört mich. Mir iſt, als ſeien die Menſchen dabei nicht in der gehörigen Ruhe, oder als ſtänden ſie wohl gar dabei, und ſprächen von Politik und Literatur, wobei ſelbſt der köſtlichſte Faſanenflügel nicht recht mundet; ja ich ſehe ſogar einige allzu muntere Leute dabei aus einem Zimmer in das andere laufen — ein ängſtlich verletzender Anblick! — Räumt man mir aber dieſe Phantaſie nicht ein — (man ſieht: ich denke ſelbſt in der Begeiſterung an meine Gegner) — ſo muß mir doch wenigſtens jeder Erfahrene zugeben, daß ohne Seßhaftigkeit und mit der bloßen Gabel wenig auszurichten iſt, und ich verhehle nicht, daß ich in ſolchen Fällen etwas Sehnſucht nach einem Meſſer mit breiter Klinge und ſilbernem Heft empfinde, die ich jedoch aus Zurückhaltung im wirklichen Leben nicht ausſpreche.

Merkwürdig und erfreulich iſt auch, daß ſelbſt nach dem bereits erwähnten Vespern nicht bloß noch eine Abendmahlzeit erfolgt (das verſtände ſich von ſelbſt), ſondern auch noch durch den allgemeinen Sprachgebrauch ein Nachteſſen und ein Nachttrunk erforderlich iſt. Die Nacht iſt eine gefährliche Göttin, und man ſagt ihr recht verdrießlich derb nach, ſie ſei keines Menſchen Freund; was können wir alſo Beſſeres thun, um ſie zu beſtehen, als uns durch Speiſe und Trank gehörig zu ſtärken? Es flattern viele phantaſtiſche Träume von ihrem ſternbeſäeten Schleier auf den Schlummernden hernieder, was einem ehrlichen Manne ſehr unbequem ſein kann; hat er aber während des ganzen Tages jene trefflichen deutſchen Ausdrücke nicht bloß bewundert, ſondern iſt ihnen auch durch die That nachgekommen, ſo iſt er freilich nicht ganz geſichert vor dem — Alpdrücken, wohl aber vor allen jenen poetiſchen Träumen, mit denen er doch bei Tage nichts anfangen kann, denn Niemand bezahlt ſie *).

Doch genug. Eine Lobrede, auch die gerechteſte, darf nicht zu lang ausfallen, und ſo muß ich dieſe kritiſchen Beiträge und Studien der ſinnig myſtiſchen deutſchen Umgangsſprache wider meinen Willen ſchließen, denn auch hier gilt die mediciniſch äſthetiſche Regel, daß man aufhören ſolle, wenn es am beſten ſchmeckt. Doch iſt des Lorbeers noch viel auf dieſem Felde zu pflücken.

68.

Schnupftuch, Pferdehaar, Nachtlicht, u. ſ. w.

Im „Othello“ richtet bekanntlich ein Schnupftuch viel Unheil an. Darüber iſt viel gelacht worden, und noch neuerlich hat ein Theil des Pariſer Parterres (trotz allem guten Willen, Shakſpearen zu lieben) bei der heftigen Wiederholung der Worte: „Mon mouchoir! mon mouchoir!“ ſich recht luſtig gebehrdet. Seltſam genug, da doch Jeder weiß, daß auch in der großen Weltgeſchichte aus den kleinſten Urſa-

---

*) In einigen deutſchen Gauen macht das Nachteſſen keineswegs den Beſchluß: auf den Bauernhochzeiten in dem Herzogthume Altenburg wird man nach aufgehobener Abendmahlzeit gebeten, ſich an einem Kartenſpiel zu ergötzen, und dann das **Mitternachtbrod** mit verzehren zu helfen. F.

chen die größten Wirkungen entſpringen. Hat nicht der frivole Scherz einiger jungen Römer im Lager die Tarquinier vernichtet und Rom zu einem Freiſtaate gemacht? Hat nicht ein hingeworfener und nicht aufgehobener Handſchuh Marlborough geſtürzt? Ludwig XIV. gehoben? und die Geſtalt Europas für Jahrzehnte mit entſchieden? Und ein Schnupftuch ſollte nicht einen Mann tödten können, der ſchon um deßwillen nicht ſicher ſtehen kann, weil er nicht da ſteht, wo er ſtehen ſollte — in-Afrika? Das Schnupftuch ſelbſt kann freilich nicht tödten, wohl aber die Bedeutung, die demſelben beigelegt wird; aber erhält denn nicht jedes Ding erſt durch das geiſtige Auge, mit dem wir es betrachten und uns aneignen, ſeine Bedeutſamkeit?

Wir kennen Alle die Situation, in die einſt der König Dionyſius ſeinen Schmeichler Damokles brachte, und es giebt wohl keine ſo träge Phantaſie, die nicht das ſcharfe, blitzende und an einem Pferdehaar hängende und ſtets dem Scheitel drohende Schwert zu ſehen glaubte; aber giebt es denn nicht Millionen beſſere Damokleſſe und Millionen Schwerter, die auch durch nichts Feſteres gehalten werden, als durch ein Pferdehaar? Und wären wir wohl ſehr gebeſſert, wenn es auch an einem Schiffsſeile hinge? Sicherheit wäre doch dabei nicht vorhanden. Der tragiſche Dichter ſoll uns nur jenes Haar und jenes Schwert zeigen, wie es dräut und endlich herabſtürzt. Ich glaube nicht, daß hier Shakſpeare jemals übertroffen worden iſt und werden kann. — Desdemona iſt ſchon verloren, als ſie ſich auf eine Weiſe, die doch nur als großartiges pſychologiſches Räthſel dienen kann, in Othello verliebte und ſich von ihm entführen ließ; denn auch die geiſtreichſte Erklärung jenes Räthſels genügt dem Gemüthe des Vaters nicht, der ſich doch ſonſt ſo wohl auf innige und tiefe Liebe verſteht. Die Tochter war ſein Alles, und als man jetzt, was ihm das fürchterlichſte und unnatürlichſte Räthſel dünkt, als etwas ſehr Begreifliches und Gewöhnliches ſchildert, fühlt er ſein Herz zerriſſen und wie durch einen feindlichen Zauberſchlag von der bis dahin grenzenlos geliebten Tochter dergeſtalt abgewandt, daß er ſelbſt den Mohren vor ihr warnt. „Habe ein wachſames Auge auf ſie," ſpricht er, „ſie hat den Vater betrogen und kann auch Dich betrügen," Worte, die wie Grabgeläute für die Neuvermählten, aber auch für ihn ſelbſt tönen. Dieſer tragiſche Schauder täuſcht nicht, und Brabantio ſtirbt bald darauf auch leiblich, da er in dieſer Nacht bereits innerlich getödtet worden iſt. — Bei ſolchen Verhältniſſen bedürfte es kaum jenes myſtiſchen Schnupftuchs, um Othello und Desdemona zu verderben.

Weg überhaupt mit aller ſolchen proſaiſchen Kritik, die ſich an die Poeſie wagen will! Sie iſt ein Strohhalm, mit dem man gegen einen diamantenen Schild anrennt; ſelbſt der kleinſte hölzerne vermöchte wohl ſeinem Anlauf zu widerſtehen. Otway's Trauerſpiel „die Waiſe" kann nur durch Einzelnheiten einigermaßen anziehen (die man ohnehin leider durch die trunkne und ſchwache Taumelei des Ganzen viel zu theuer verkauft), aber die gewöhnliche alte Kritik hat ſelbſt dieſem Drama nichts geſchadet. Man machte nämlich nur aufmerkſam auf den Umſtand, daß das ganze Stück gar nicht exiſtiren könnte, oder doch würde auseinander gefallen ſein, wenn die Heldin — ein Nachtlicht gehabt hätte, und ging dann triumphirend ab. Dergleichen halbſchierige Mitteldinge zwiſchen kritiſchem Ernſt und Spaß können wohl auf einen Augenblick imponiren, dann aber wird man ſehr ruhig antworten: Die arme Perſon hat nun einmal kein Nachtlicht gebrannt, und ſo iſt es ihr gegangen, wie es konnte; oder giebt es etwa irgend ein Geſetz, das allen europäiſchen Fräuleins befiehlt, ein Nachtlicht zu brennen?

Wenn jene Kritik gelten könnte, ſo wäre ſelbſt die mit dem allerſchärfſten Verſtande angelegte und durchgeführte Emilia Galotti nicht zu retten. Ohne die Bittſchrift einer uns völlig unbekannten Emilie Bruneschi wäre der Prinz an jenem Morgen nicht ſo aufgeregt worden, er hätte vermuthlich weiter gearbeitet und nicht zu ſo ungewöhnlicher Zeit den verführenden Marinelli zu ſeiner Zerſtreuung kommen laſſen. — Und daß auch gerade heute ſo früh der treffliche (den Reinen freilich rein, aber den Unreinen unrein) exaltirende Maler Conti mit ſeinen Bildern erſcheinen mußte! — Ferner: Wie fromm auch Emilie ſein mag, konnte ſie nicht heute an ihrem Hochzeitstage die Kirche verſäumen? Oder konnte Odoardo nicht eine halbe Stunde früher kommen, um ſie zurückzuhalten oder mitzugehen, u. ſ. w.? Wer Luſt hat, kann bei allen, auch den claſſiſchſten Stücken, ſolche Fragen thun, auch mögen ſie als ſcherzhafte Uebungen des Verſtandes hingehen, nur glaube Niemand, den Werken ſelbſt dadurch irgend etwas anhaben zu können.

69.

Leben und Literatur.

Man kann es nicht in Abrede ſtellen: die deutſche Literatur hat Zeiten gehabt, in denen ſie einer launenhaften und pruden, oder leichtſinnigen, oder flachen, oder tiefſinnigen und reichen Schönen glich. Von den wichtigſten, furchtbarſten und fröhlichſten Angelegenheiten Europas oder auch Deutſchlands als Staatskörper betrachtet, hat ſie faſt nie Notiz genommen, und es iſt gar nichts Neues, daß die deutſche Muſe hinter einem Grenzpfahl mit der Inſchrift „pays neutre“ — der jungen Chloe neuen Strohhut ſehr behaglich beſang, während zehn Meilen davon eine Rieſenſchlacht geliefert wurde. Was ging der Sängerin die Bataille an? Der Grenzpfahl ſchützte ſie ja auf's Beſte — Monate lang.

Sämmtliche, auch die größten deutſchen lyriſchen Dichter des dreißigjährigen Krieges geben ein mehr oder minder bedeutendes Abbild ihrer Zeit. Dann aber war's damit vorbei: Der große Kurfürſt ſtrahlte zu ſeiner Zeit — es iſt kläglich zu erzählen — in *keinem einzigen deutſchen Liede*, das auch nur einigermaßen ſeiner würdig geweſen wäre; vom ſpaniſchen Erbfolgekriege weiß die deutſche Muſe gar nichts, außer daß ſie zuweilen ein nutzloſes Spott- oder

Scheltwort gegen Ludwig XIV. ausſtößt. Der Friede zu Raſtadt 1714 kommt in keinem deutſchen Liede vor, was indeß noch wohl zu erklären iſt. Ein Klagelied durfte man ohne Anſtoß nicht verfertigen, und ein Freudenlied wollte doch auch nicht aus der Feder heraus. Dann machte die deutſche Muſe dreißig bis vierzig Jahre völlige Ferien; denn daß ſie zuweilen im halben Schlaf einige Kindtaufen und Magiſterpromotionen nebſt den hohen Geburtstagen der dünngeſäeten Mäcenaten beſang, dabei wollen wir aus Pietät gegen die gute alte Mutter nicht verweilen. Auch die beiden erſten ſchleſiſchen Kriege und deren Bedeutung ließen die deutſchen Poeten ohne Sang und Klang hingehen. Es ging ja auch ohne das. An gutem Willen fehlte es wohl nicht, aber ſie wußten nicht recht, wie ſie ſich dabei benehmen ſollten. Und ein Lied, das heute bei dem erſten Bürgermeiſter günſtige Augen finden mochte, konnte morgen, oder doch nach dem Friedensſchluſſe übel angeſehen werden. Die Sachen ſtanden zu verwickelt, und man wählte deßhalb das Sicherſte und ſchrieb unſchuldige Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes, und die Leipziger und Schweitzeriſchen Poeten ſchalten gräßlich auf einander wegen der Poeſie, die ſich auf und davon gemacht zu haben ſchien, wegen des Reims, der Wortſpiele, der Participien (Mittelwörter) u. ſ. w. Dagegen hatte Niemand etwas. Der ſiebenjährige Krieg ſchüttelte ganz Deutſchland tüchtig zuſammen, ihm verdanken wir mehrere wahrhaft vaterländiſche Gedichte, und namentlich giebt es unter den Gleim'ſchen Grenadirliedern einige, die viel länger dauerten als der Krieg, und wer weiß, ob ſie nicht noch 7mal 7 Jahre über dauern werden. Auch ſogar ein deutſches Muſterluſtſpiel, Minna von Barnhelm, hat uns der Friede zu Hubertsburg gebracht, wofür wir ihm noch ganz apart danken müſſen. Späterhin hörte man wieder ganz auf, die Zeit in ihren großen Verhältniſſen abzuſpiegeln; von dem baierſchen Erbfolgekriege und dem Fürſtenbund wußte faſt kein Sänger, und nur Goethe ahnete bei der berüchtigten Halsbandgeſchichte, was Europa bevorſtehe. Dann folgte das ungeheure Jahr 1789. Unſere Dichter ließen das gut ſein und ſchrieben „Sagen der Vorzeit“ und „Friedrich mit der gebiſſenen Wange,“ jeder Tag der Jahre 1790 und 91 gebar eine neue folgenreiche Außerordentlichkeit; wir aber beſchäftigten uns mit der Kritik von Menſchenhaß und Reue, den Mündeln und dem Räuſchchen. — Und nun vollends das Jahr 1792! Es ward ein Krieg begonnen, mit deſſen erſtem Schwertſchlage eine völlig neue Zeit begann, ein Krieg der Meinungen, der Ideen, der Trunkenheit und der Begeiſterung. Es war, als wenn die Erde rings umher wanke, wir aber baten die Leſer um Gotteswillen, häuslich zu ſein, und ſchrieben, während unſere Brüder und Söhne in den blutigſten und doch oft unentſchiedenen Schlachten kämpften, die zarteſten häuslichen Gemälde, moraliſche Erzählungen und derbere Romane voll ſchäumender Bierkrüge und brennender Pfeifen, voll Schlafröcke und Thränen, Kinderwiegen und Gurli'ſcher Naivetäten, u. ſ. w.

Die Zeit ward immer tragiſcher, Ludwig XVI. fiel, der Krieg flammte immer höher auf, Napoleon erſchien, und wir...

erfreuten uns an Edelſinn und Armuth, Er mengt ſich in Alles, Hasper a Spada und dem Petermännchen.

Ich will nicht weiter ſo fortfahren, denn Jeder, der mehr geleſen hat, als die Schriften der letzten Oſtermeſſe, kann, wenn er Luſt hat, ſelber fortfahren. Nur werde nicht vergeſſen, daß es ſeit etwa 1797 viel beſſer geworden iſt. Die Xenien hatten trefflich geweckt, und Hermann und Dorothea leuchtete den Erwachten in's Auge. Freilich ſah man das herrliche Gedicht, das ſeine wahrhaft welthiſtoriſche Bedeutung zart verhüllt, Anfangs meiſtens nur als eine Schweſter der Voſſiſchen Louiſe an. Je wacher man aber wurde, je mehr ahnete man doch auch das Allegoriſche und Symboliſche des neuen epiſchen Gedichts, und es giebt jetzt wohl nur ſehr Wenige, denen die eigentliche Bedeutung dieſes Wirthes zum goldenen Löwen, des Apothekers, des Geiſtlichen, des Hermann, ſowie des ganzen Werkes nicht ſollte klarer geworden ſein. Ging es mit dieſer Erkenntniß hier und da etwas langſam, ſo iſt Goethe doch wahrhaftig nicht Schuld daran, denn ſein Gedicht iſt wirklich ſo ätherklar und deutlich, daß ſich kaum etwas Deutlicheres denken läßt. In wie weit wir auf dieſem Wege fortgeſchritten ſind, will ich hier nicht unterſuchen; geſchritten aber ſind wir wirklich, und ſo geſchlafen, wie früher, haben wir nicht mehr. Dazu trugen noch ganz beſonders Schiller's Wallenſtein und Wilhelm Tell bei, die, auf unſeren Bühnen ſogleich heimiſch werdend, das Publicum auf eine großartige Weiſe belehrten. Es wurde immer deutlicher, daß der Dichter nicht bloß, wie der

Hiſtoriker, ein „rückwärts gekehrter Prophet" ſei, ſondern durch die reine Kenntniß der Vergangenheit auch den reinen Kern der Gegenwart zu erkennen und die Zukunft zu ahnen vermöge.

Daß Götz von Berlichingen und Egmont das deutſche Publicum zur Empfänglichkeit für echt vaterländiſche Geſinnung vorbereitet hatten, bedarf wohl kaum der Erwähnung. —

70.

Zwei Worte über Tieck's Novelle: Die Sommerreiſe.

.... Tieck's Novelle „die Sommerreiſe" (in der Urania für 1834) will ich nicht recenſiren, ſondern nur mit einigen Bemerkungen begleiten, die unmöglich eine Recenſion vorſtellen können, denn eine ſolche muß bekanntlich außerordentlich anſpruchsvoll, lang oder langwierig, oder gar dictatoriſch ſein.

Was man ſo gewöhnlich den „Stoff" nennt, den kann man hier, wenn man will, als „des Reichthums entbehrend", anklagen. Ich aber klage nicht, ſondern finde ihn recht ſehr bedeutend. „Man ſieht oft als einen Feind in weiter Ferne, was befreundet neben uns im Wagen oder auf dem Sopha ſitzt." Das iſt nun wohl ein Epigramm, aber ein echtes, hinter deſſen beſonderen Sinn wir gewöhnlich erſt in den männlichen Jahren kommen, und es wird vermuthlich mancher Leſer über vierzig Jahre bei der Lectüre dieſer Sommerreiſe ausrufen: Dergleichen Novelle oder ähnliche habe ich auch gelebt, und es iſt wohl dankenswerth, daß Tieck ſie geſchrieben. Ohnehin ſteht die Novelle dem Epigramme viel näher, als man in frühern Zeiten gemeint hat. Was man gewöhnlich einen „reichen Stoff“ nennt, dürfte man eigentlich — wenn das unerfreuliche Beiwort erlaubt iſt, nur einen „dicken“ nennen, und nach einem ſolchen wird ſich Tieck wohl ſchwerlich jemals umſehen, der überhaupt nie „ſtofftrunken“ geweſen iſt, wie jetzt leider ſo viele Novellendichter ſind.

Ich lobe ferner den Titel, denn abgerechnet, daß er ſo ganz einfach iſt, iſt er auch völlig wahr. Wir finden hier nämlich einen „Sommer“ und eine „Reiſe,“ und das iſt wahrlich gar nicht wenig. Bei den meiſten deutſchen Reiſebeſchreibungen komme ich nicht aus meinem Zimmer heraus, und es wird mir oft recht eng um's Herz, wenn ich bedenke, daß dieſe Männer, die doch ſo weithin gekommen ſind, ſo wenig Erſprießliches und Erquickliches darüber mitzutheilen haben und zu vergegenwärtigen vermögen. Darauf verſtanden ſich einige unſerer Vorfahren doch beſſer, z. B. der ſehr gelehrte und geiſtreiche und dabei (wunderlich genug!) ſehr beſcheidene Magiſter Olearius, der bekanntlich mit ſeinem — und unſerem — geliebten Freunde, dem trefflichen Dichter Paul Flemming, die Reiſe durch Rußland nach Perſien machte und beſchrieb, und zwar ſo angenehm lehrreich und ſtattlich, daß man immer mitzureiſen glaubt. Es iſt nur ſchlimm, daß ſein Buch ſchon etwa hundertachtzig Jahre alt und in Folio erſchienen iſt. Man darf deßhalb nur Wenigen zumuthen, ſich mit ſolchen alten, unbequem zu handhabenden, in Schweinsleder gebundenen

Tröſtern zu behelligen, da uns die vielen, wenn auch zuweilen untröſtlichen, neuen und vornehmen Bücher in Sedez und zarten Futteralen ſo leicht zur Hand ſind. Tieck hat ſich ohne Zweifel mit dieſem Olearius recht gut vertragen, und ſieht es gewiß nicht ungern, wenn ich an den alten Ehrenmann erinnere, der auch ſeinerſeits — lebte er nur noch — gewiß mit Freuden anerkennen würde, er kenne nunmehr durch dieſe Sommerreiſe die böhmiſchen Gebirge und ihre Nebel und Sonnenſchein, Baiern, u. ſ. w. in mancher Hinſicht ſo wohl, als wäre er da geweſen.

Und dieſe Reiſe geſchieht im Sommer. Folglich muß auch der Sommer mit geſchildert werden. Nur bei Leibe nicht apart und wie auf einem Extrablatt. Es ſoll dem Dichter durchaus nicht verwehrt werden, einen erfriſchenden Sommermorgen, ein macht- und prachtvolles Gewitter nebſt gehörigem Regenbogen, ſo wie den ſanft ausgleichenden, Seelen befreienden Abend in ganzer Herrlichkeit zu ſchildern, nur glaube er ja nicht, damit ſei es abgethan. Ich verlange viel mehr, und zwar, daß Alles ſommerlich ausſehen und zugehen ſolle, denn nur ſo iſt es der Wahrheit gemäß. Was — um doch ein Beiſpiel zu geben — im Sommer an einem heißen Mittage zu Verona ſich ereignen kann, wird ſchwerlich bei zwanzig Grad unter dem Gefrierpuncte ſich ereignen können, ſelbſt Tibald und Mercutio büßen im Schnee von ihrer Heftigkeit etwas ein, und die Degen flattern nicht ſo leicht aus der Scheide. Der deutſche Winter iſt eine ſo ernſthafte Sache, daß wir einen rechten Anlauf dazu bedürfen, und es können Wochen vergehen, ehe wir uns auch nur an den Gedanken gewöhnen mögen, er komme jetzt wirklich oder ſei bereits gekommen. In dem Winter 1829 bis 30, wo wir eine ungeheure Schneedecke vierzehn Wochen lang ununterbrochen vor Augen hatten, ſahen wir auch ſchwerlich ſo anmuthig aus, und zeigten uns auch vielleicht nicht völlig ſo liebenswürdig und muthwillig ſcherzhaft, als man es uns in dem köſtlichen Kometenjahre 1811 nachrühmte. Doch ſelbſt in gewöhnlichen Wintern haben unſere Geſichter, unſere Arbeiten und Geſpräche mitunter eine ganz andere Farbe, als im beginnenden Frühling oder vollends in dem geſicherten Sommer. Das bedenken aber viele Novellendichter und Hiſtoriker nicht, während Tieck in ſeiner Sommerreiſe uns lauter Sommergeſichter, oder doch vom Sommer durchglühte und durchſtrömte Herzen zeigt. Man darf wohl ſagen, wir ſehen und hören hier recht hübſche Leute, die eben ſowohl den Muth haben, witzig muthwillig und ausgelaſſen zu ſein, als geiſtreich fröhlich und, wie es wohlgeſinnten Deutſchen ſteht, ernſt und nachdenkend, ohne jemals ſchwerfällig zu werden, denn den Elephanten im deutſchen Gemüthe haben ſie zu Hauſe gelaſſen. — Es gehen auch manche edle literariſche Schatten an uns vorüber, und da man es im Haine des poetiſchen Elyſiums doch hoffentlich nicht allzu genau nimmt, ſo wollen wir uns auch keineswegs wundern, ſondern uns über des Dichters Gerechtigkeit freuen, daß er uns hier auch den biederherzig rührenden, erhaben lächeluden, kraftſtrotzenden, tugendhaft überſchauenden und Alles zum Beſten kehrenden genialen Schöpfer des ohne alle Grenzen genialen Ritters

Bomſen vorführt, und zwar in jener ſieggewohnten Ungenirtheit, an der ſich das deutſche Leihbibliotheken-Publicum ein gutes Jahrzehnt mit gleicher Ungenirtheit erfreut hat. Ach! wenn Tieck auch 1833 eine ſolche Sommerreiſe gemacht hätte, würde ſich wohl eine ähnliche, ſo angenehm originelle dramatiſche Maske gezeigt haben? Es iſt aber ganz gegen die Ordnung, wenn in kritiſchen Bemerkungen ein Ach! vorkommt, und ich will deßhalb ſchnell und mit geziemender Ruhe hinzuſetzen, daß wir auf jene Weiſe ein ſehr anziehendes literariſches Jahrbuch bekommen haben. Kein vollſtändiges, — darauf war es auch nicht angelegt — doch, wie geſagt, ein ſehr anziehendes. Das Jahr 1830 verdient auch dieſe Ehre, denn es war wirklich ein ſehr regſames Jahr, das bei vielem Wunderlichen und Bizarren doch auch gar Treffliches leiſtete und manchen ſchönen Samen auswarf, der heute noch gute Früchte trägt.

Was aber Tieck hier nur ſo nebenbei und in freien flüchtigen Umriſſen gegeben, ein kurzes freundliches literariſches Jahrbuch nämlich, dergleichen ſollten wir billig ſchon längſt in nicht geringer Anzahl haben. Wir haben es aber leider nicht, und doch liegt der Gedanke ſo nahe! Jeder ſinnige Menſch pflegt um die Sylveſterzeit mit geziemendem Ernſte nachzudenken, was er wohl in dem ſcheidenden Jahre gewonnen oder gar verloren habe. Er erröthet bald, bald lächelt er ein wenig, nimmt ſich für die Zukunft manches Gute vor, u. ſ. w. Da wäre es nun recht gut, wenn wir auch ähnliche kurze, unbefangene literariſche Jahresüberſichten in den verſchiedenen Zweigen des Schriftenthums, mit lakoniſch kräftige Zügen hingeſtellt, beſäßen. Sie müßten beſonders ſehr gedrängt und unbefangen ſein und genau angeben, was für vortreffliche, gute, mittelmäßige, raſende, kalte, ſcheußliche, u. ſ. w Bücher wir im letzten Jahre empfangen hätten. Ihr brauch euch nur zu denken, ihr kämet einmal in eine ganz beſonder deutſche Bibliothek, und es fiele euch eine lange Reihe von Heften mit dem Titel: „Aeſthetiſche Annalen vom Jahre 1649 bi heute“ in die Augen, wie würdet ihr zugreifen. — Es iſt nich in Abrede zu ſtellen, daß wir manches recht Gute für dieſe Zweck bereits beſitzen, aber in der erbaulichen, unbefangene Kürze, wie ich es wünſche, iſt es mir wenigſtens nur ſelten vorgekommen.

Kehren wir zur Novelle zurück, ſo iſt es billig, wenigſten eines der dort aufgeſtellten Charaktere im Fluge zu gedenken.

Es ſei Wachtel. Es gab eine Zeit, wo eine Menge Deutſche, beſonders wenn ſie das dreißigſte Lebensjahr hinter ſic hatten, alle weiche Rührung verwünſchend, im guten Teno ſangen: „Es iſt nicht werth die Welt, ſo eine Welt wie dieſe daß man nur Eine Thräne weint,“ wobei ein angenehme Frauendiscant intonirte: „Weine nicht, es iſt vergebens,“ u.ſ.w. Das war nun mitunter ganz leidlich, aber viel kam auch nich dabei heraus, und in jedem Falle kann man mit trockenen Augen eben ſo langweilig ſein, als mit naſſen, ja es iſt noch di Frage, ob nicht noch viel ſteriler. Auch dürfte eine Welt, di nicht eine einzige Thräne werth iſt, überhaupt nicht verdienen, daß man in derſelben lächle und lebe, eine Anſicht, die denn doch zu entſetzlichen Dingen führen müßte, wenn man ſie in vollem Ernſt erfaſſen wollte. So ſchlimm ſteht es mit Wachteln nicht. Er ſingt ein anderes Lied, und zwar in Proſa, welches etwa alſo lautet: Sie iſt es nicht werth die Welt, zumal ſo eine Welt, wie dieſe, daß man ſie irgend ernſthaft nehme. Auf dieſem Standpuncte hat er nun gerade ſo viel Witz, Scherz, Laune, antithetiſche Wendungen, u. ſ. w. gewonnen, als man auf demſelben gewinnen kann, und ich habe mich bei der Lectüre ſtets ergötzt, ſo oft er den Mund aufgethan. Deſſen ungeachtet iſt es mit jenem Standpuncte eine eigne Sache, und man kann eigentlich nicht einmal von einem Standpuncte reden, denn das Stehen auf ihm will nicht recht glücken. Das hat der Dichter nicht bloß gewußt, ſondern vortrefflich darzuſtellen vermocht; denn Wachtel's erſtes und letztes Auftreten iſt kein rechtes Auftreten, ſondern ein Auf-Fallen und Auf-Taumeln, und Frau und Freund müſſen ſich abarbeiten, um ihn nur auf die Füße zu bringen. Es iſt mir erzählt worden, daß man dieſe erſte und letzte Trunkenheitsſcene als unziemlich hat tadeln wollen, ich finde ſie jedoch durchaus nöthig, und um deßwillen löblich. Habe ich nämlich das Wachtel'ſche Weſen mit Recht als jeden Lebensernſt ablehnend und gleichſam als den Standpunct des Nichtſtehens angegeben, ſo entſteht die Frage: wie kann er dann leben? denn etwas Poſitiven bedürfen wir nun einmal ſchlechthin, um nicht in Nebel, Nacht und Leere zu ſinken. Darum hat auch Wachtel nach etwas Poſitivem ſich umſehen müſſen, und das iſt ihm — der Wein. Was dabei herauskommt, ſtellt uns hier der Dichter völlig unbefangen dar, und es iſt recht gut, wenn der Leſer mitten in der Ergötzlichkeit ſich auch eine gute Lehre herausnehmen will, z. B. daß es doch mit einem gewiſſen ſittlichen Imperativ in der Bruſt keine ſo üble Sache ſei, daß der Scherz den Ernſt bedinge, u. ſ. w. Hätte Wachtel einen ſolchen in ſich ausgebildet und bewahrt, dann erſt würde ſich ſein Witz zu eigentlichem Humor adeln können, und er könnte mit dem Leben ſpielen, weil er den Kern deſſelben ehrt und liebt, wie z. B. Jean Paul's Siebenkäs und Leibgeber. Nur, wie geſagt, fordere man nicht, was Tieck hier nicht hat geben wollen: ein treffliches Charaktergemälde, das aber der geniale Dichter ſelbſt weit überſchaut.

Endlich wäre auch wohl noch von der Sprache und dem Styl zu reden, was jedoch Vielen überflüſſig erſcheinen mag. Es zweifelt ja Keiner daran, daß er recht hübſch ſchreibt, und was kann er mehr verlangen. Es iſt nur ſchlimm, daß dieſe Vielen, die dem Dichter jenes Lob gelegentlich zuhauchen, daſſelbe auch anderen Scribenten zukommen laſſen, die doch eine ſehr mangelhafte Sprache abhaſpeln oder, wenn man lieber will, abpflügen. — So giebt es z. B. ein Stuben-Deutſch, ein Salon-Deutſch, ein Thee-Deutſch, ein unerquickliches, raſſelndes Nebelwind-Deutſch u. ſ. w., und das lobt man gelegentlich auch. Das ſollte man aber nicht, denn ſo Einſeitiges erreicht ſich gar leicht, und wirklich hat Tieck hier Vieles voraus vor Tauſenden. So habe ich immer meine rechte Freude daran, daß ſein Deutſch — obwohl im innerſten Kern immer daſſelbe — in jeder ſeiner Novellen in wechſelnder Blüthe und Farbe erſcheint, und wer z. B. den Styl in dem Cevennenkriege mit dem in den Gemälden, und dieſen wieder mit dem in Runenberge, u. ſ. w. vergleichen wollte, der würde ſich ſelbſt einen wahren Genuß bereiten und dabei auch manches Erſprießliche lernen können. In dieſer Sommerreiſe iſt der Styl überaus bequem und behaglich. (Dieſe Lieblingswörter Goethe's in ſeinen beiden letzten Lebensjahrzehnten ſind hier ganz an ihrer Stelle — raſch, flüchtig, zuweilen ſogar ſcheinbar nachläſſig. Das dünkt mich gerade ſo recht, denn es iſt, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, das ſommerliche Reiſe-Deutſch gebildeter Menſchen, und es würde z. B. der gediegene durchgearbeitete Styl in den Cevennen durchaus nicht hierher gepaßt haben.

71.

Nachtrag zu Götz von Berlichingen in Berlin 1774.

(Vgl. Freimüth. Febr. 1835.)

Dieſer Nachtrag iſt ſehr kurz und traurig, darf aber nicht verſchwiegen werden. Was das Jahr 1774 ſo ſchön eingeleitet und verſprochen hatte, wurde von den folgenden Jahren nicht gehalten. Gute, mittelmäßige und ſchlechte Nachahmungen: Otto von Wittelsbach, Kaspar der Thorringer, Clara von Hoheneichen, u. ſ. w. gingen genug und über genug über die Bühnenbreter — (glänzende Rüſtungen, Helm und Federhüte gefallen immer) — aber das eigentliche Original: „der alte Götz,“ blieb ausgeſperrt, und es iſt eben ſeine Sache nicht, ſich aufzudrängen. Das Publicum behielt ihn wohl in gutem Gedächtniß, aber der größte Theil der deutſchen Kritiker ſprach, wie in Goethe's „Götter, Helden und Wieland" geſchrieben ſteht: „Ich habe nichts mit dir zu ſchaffen, Koloß!" — Einige, die auch ſo halb und halb Poeten waren, nahmen ſich die Sache noch mehr zu Herzen, denn wenn dieſer Goethe'ſche Geiſt wirklich ſo ſchnell durchgedrungen wäre und geſiegt hätte, welch' ein Geſchick würde dann ihre Wort- und Phraſenpoeſie bedroht haben! (Wer Luſt hat, mag ſie auch die „Steifleinwand- oder grau-grüne Flauſchpoeſie" nennen.) — Dieſe Leute ſeufzten nicht bloß über die geniale Ungebühr, ſondern zogen förmlich gegen das äſthetiſche Zarthauſen zu Felde, und hatten auch einen berühmten Hauptmann, der die Belagerung leitete. Es war aber nichts zu machen, die Burg hielt ſich vortrefflich, und wenn man ſie zur Uebergabe aufforderte, ſo bekam man eine noch ſchlimmere Antwort als die bekannte, gar nicht höfliche, durch die einſt Götz den Hauptmann der Reichstruppen und die zarteſten Geſchmäcke ſchwer gekränkt hatte; man erhielt nämlich ... gar keine Antwort, was wirklich eine ſehr bedenkliche iſt. — So vergingen Jahre und Jahrzehnte, und kein Götz zeigte ſich, bis er endlich 1805, in einer neuen Geſtalt glänzend, wieder auftrat, und erſt ſeit der Zeit (beſonders aber ſeit 1810) iſt er auf unſerer Bühne völlig einheimiſch geworden.

Man ſieht: wir haben uns Zeit genommen zum Studium des Werks, wollen uns aber damit tröſten, daß ja eben die Zeit dazu da iſt — zu etwas Gutem genommen zu werden.

72.

Kotzebue's erſter vollſtändiger Sieg — was dann folgte, und wie es etwa zu erklären ſei.

Es muß ein recht wunderbarer Tag geweſen ſein: der dritte Junius 1789, und ich möchte wohl etwas Näheres über deſſen Näheres, über deſſen Barometer- und Thermometerſtand wiſſen. An dieſem Tage nämlich wurde zum erſten Mal in Berlin „Menſchenhaß und Reue" aufgeführt, und der Dichter eroberte das Reich der dramatiſchen Poeſie und die vielbegehrte Braut: das damalige Publicum. Es iſt wahr, er hatte ſchon früher durch ſeine „Adelheid von Wulfingen" die Herzen zerriſſen, denn es trat in dieſem Drama eine Mutter auf, die, als ſie die ſchlimme Nachricht erfährt, ſie ſei mit ihrem leiblichen Bruder vermählt, in der Perturbation des Gemüths ihre beiden, gewiß ſehr unſchuldigen Kinder zerfleiſcht, wozu obendrein für etwaige träge Phantaſieen noch ein Kupferſtich geliefert worden iſt. Was konnten alſo die zarten Zuſchauer und Zuſchauerinnen mit gutem Fug weniger thun, als ihre Herzen mit zerreißen laſſen? Und mit zerriſſenen Herzen kann der Dichter viel anfangen! — Indeſſen hat doch Niemand Luſt, ſich alle Tage zerreißen zu laſſen, und ſo dürfen wir auch Kotzebue's Sieg durch jenes Stück noch nicht vollſtändig nennen. Er ging deßhalb einen Schritt weiter und wurde gleichſam über Nacht romantiſch, d. h. er ſchrieb das Singſpiel „der Eremit auf Formentera." Das mußte noch weit mehr gefallen, es konnte gar nicht fehlen. Ein Eremit iſt immer

intereſſant, denn um nichts und wieder nichts verkriecht
Niemand in eine Höhle oder Schilfhütte, und am allerwen
ſten ſucht er ſich jene kleine verwünſchte Inſel dazu aus,
wegen ihrer böſen Schlangen unbewohnt iſt. Was muß
Mann Alles zu erzählen haben, wenn er „die Menſchen no
mehr flieht, als giftige Schlangen,“ ein Spruch, der ohne
len Zweifel im Stücke ſelbſt auch vorkommt. Ein treu
Diener ſteht ihm gewiß zur Seite, und was fragt dieſer Tre
liche nach allen Schlangen der Welt, wenn es gilt, die Tre
zu bewähren? Ein entlaufenes wunderſchönes türkiſch
Fräulein, das im Schiffbruch an die Inſel geworfen wird, e
junger Ritter voll Liebe und Sehnſucht, deſſen ſpaßhaft
Schildknappe, mit wahrem Edelſinne für die gute Laun
des Publicums ſorgt: — wer kann dagegen etwas einzuwen
den haben? Und doch habe ich die Krone des Stücks no
nicht genannt. Dieſe findet ſich in einem unendlich tugend
haften, eben ſo ſcherzhaften als ernſten, muthigen und zarte
naiven und ſentimentalen, mit Einem Worte, ganz köſtliche
türkiſchen Corſaren. Das Bischen Seeräuberei, das er etw
getrieben haben mag, was iſt daran gelegen? Dabei iſt e
auch, nach der damaligen Mode, auf wohlfeile Weiſe geiſt
reich, und im theologiſchen Fache hätte er an der deutſchen Bibliothek
mitarbeiten können: ſo außerordentlich aufgeklär
zeigt er ſich. Gegen alle poſitiven Religionen, beſonders gegen
— das Chriſtenthum, iſt er ordentlich grob; von der Tugend
aber hält er viel, ſobald ſie ſich nur in ſein Corſarenam
miſchen will, kurz: der Mann iſt ein unſchätzbarer dramati-

ſcher Zauberer, der das ganze Stück belebt und beherrſcht. Ein ſolches Stück mußte zünden, und wir dürfen den Dichter nunmehr als Vicepräſidenten der deutſchen Bühne betrachten.

Wer aber hohe Würden hat, will noch höhere, der noch unbeſetzte Präſidentenſtuhl mußte erobert werden, und der dritte Junius 1789, ein Tag, deſſen Strahlen auch in die finſterſte Schreibſtube hinüberreichen, war der große Tag, an welchem Kotzebue jenen Stuhl wirklich occupirte. — Menſchenhaß und Reue! welcher Titel und welcher Inhalt! Die Deutſchen hatten freilich auch wohl Leute gekannt, die zuweilen auf die Menſchen ſehr ſchalten, wenn das Eſſen zu lang ausblieb, die Suppe verſalzen war, die Kinder ein ſchlechtes Zeugniß aus der Schule mitbrachten, die Frau über Kopfweh klagte, die Zinſen nicht regelmäßig eingingen, u. ſ. w.; aber daß Einer ſich ordentlich hinſetzen könne und die Menſchen Vormittags und Nachmittags haſſen! das war ihnen zu bunt, oder, wenn man lieber will, zu grau. Jetzt aber eröffnete ſich ihnen ein Feld ganz neuer Erkenntniß, und ſie ſahen einen vortrefflichen Cavalier im dunkelgrauen Oberrock, der in einem einſamen Dorfe in einer ſchlechten Bauernhütte ſich ein ganz eignes Geſchäft machte, die Menſchen immer fort zu haſſen, obwohl ihn ſein liebevoller Diener häufig genug bat, dergleichen trübſeliges Geſchäft unterwegs zu laſſen. — Alſo abermals ein durchaus tugendhafter edler Bedienter! Hier zeigt ſich ein neuer großer Schritt in der Bildung der Deutſchen, den aber Kotzebue nicht erfunden, ſondern nur erweitert hat. Ehedem war das ganz anders. In ſämmtlichen früheren Luſtſpielen, beſonders in den Holbergiſchen, iſt die männliche und weibliche Dienerſchaft faſt immer luſtig, witzig, mitunter auch wohl ſpitzbübiſch, trinkluſtig, gefräßig, bei allen Intriguen hülfreich u. ſ. w., und eine ſehr edle Liſette und erhaben moraliſcher Mascarill kommt nicht vor. — Solcher ſtereotypiſch unſittlichen Dienerſchaft war man indeß bei uns ſchon früher überdrüßig geworden, und man hatte wenigſtens in gewiſſen Fällen ſich Ausnahmen erlaubt, und einen tugendhaften Johann und eine fromme Pernille auch in die Luſtſpiele eingeſchoben. Was aber bloße Ausnahme war, wurde durch Kotzebue als halb und halb nothwendig ſanctionirt, und ſo iſt hier des Menſchenhaſſers Diener ein edler Menſchenfreund, der ſelbſt, während er ſich Käſe zum Brot abſchneidet, in einem Monologe ſehr treffliche ethiſche Prinzipien äußert, und nur um deßwillen wollen wir ihm verzeihen, daß er uns ſo lange aufgehalten hat. — Dann die reuige Verbrecherin! wie liebenswürdig macht ſie ſich! Ehedem freilich, in barbariſchen Zeiten, war das ganz anders, und man dachte ſich wohl gar die Reue als etwas Sturm- und Gewitterähnliches, das den ganzen Menſchen umwühlt, worauf dann der neue Menſch folgen kann. Abergläubige Poſſen! der Tag hat vier und zwanzig Stunden! und wer mag auch nur vier und zwanzig Stunden hinter einander ſein Gewiſſen umwühlen laſſen! Man zieht auf ein hübſches Landgut, amüſirt ſich mit dem amüſanten närriſchen Haushofmeiſter und dem noch närriſcheren Sprößlinge deſſelben, verſchenkt aus des Grafen Keller einige Dutzend

Flaſchen des ſchönſten Rheinweins an arme kranke Bauersleute, denen er ohne Zweifel gut bekommen wird, unterhält ſich ſehr gebildet mit einem liebenswürdigen Major, ſeufzt aber zuweilen, weil doch nun einmal die Reue nicht gut ohne Seufzer auskommen kann, über die ſchlimmen Streiche, die man gemacht. Denken wir uns nun vollends noch einen alten jovialen Grafen, der in einer gewiſſen angenehmen Langenweile Witz macht, Taback raucht, Fliegen todt ſchlägt, einen ſehr edlen alten geneſenden Bauer, welcher betet, eine nicht minder edle Gräfin, die jedoch angenehm und faſt liſettenhaft munter neckt und ſcherzt, ein ſehr unangenehmes Kammermädchen, die aber auch übel anläuft; endlich die große Verſöhnungsſcene, die gar nicht ausbleiben kann, da doch nun einmal kein köſtlicheres Frauenzimmer eine gute Meile in der Runde aufzutreiben iſt, als dieſe Eulalia: denken wir uns dieß Alles nebſt dem leichten Dialog, dem bequemen Witz und der bunten Scenirung, ſo dürfen wir wirklich jenen dritten Junius als Epoche machend bezeichnen, und wundern uns gar nicht, daß das Stück von jenem Tage an bis zum 24. September deſſelben Jahres funfzehn Mal — (weiter hab' ich nicht gezählt) mit immer ſteigendem und zuletzt nicht mehr ſteigen könnenden unendlichen Beifall aufgeführt wurde. Auch würde es noch viel öfter aufgeführt worden ſein, wenn nicht der fruchtbare Dichter ſelbſt durch immer neue Stücke den größten Theil der noch übrigen Zeit in Anſpruch genommen hätte. Wie ſich eine ſpätere Periode gegen Kotzebue und ſein berühmteſtes Stück, und wie ſich die privilegirte gedruckte Kritik gegen ihn benahm, will ich in dieſem Aufſatz nicht unterſuchen; die werde nur eingeſtanden und erklärt, daß, trotz allen einzelne Anfeindungen des Witzes und Spottes, Kotzebue wirklich un wahrhaftig erſter dramatiſcher Conſul der Deutſchen wurd und mehrere Jahre ſich in dieſer Stelle behauptete.

Wie das möglich war, darüber habe ich freilich ſo eben Auskunft zu geben verſucht, aber der Hauptgrund iſt doch woh noch nicht ausgeſprochen. Ich will es verſuchen: Die Menſchen in der Mehrheit finden ſich bei aller inneren Verworrenheit dennoch genöthigt, das Gute, Große und Wahre zu ſchätzen und zu verehren, aber dieſes Gefühl iſt für ſie unbequem, nicht ſelten auch wohl völlig unbehaglich und peinlich. Was an ihnen als Bildung erſcheint, iſt nur ihr Staatskleid, das man in Geſchäften und in Geſellſchaften mit Vornehmen anziehen muß. Sobald man ſich aber allein oder in Geſellſchaft mit Seinesgleichen ſieht, legt man es ab und giebt ſich die Erlaubniß, ſo bequem und ungenirt, oder auch wohl ſo roh und gemein zu ſein, als man irgend Luſt hat. Was dieſe Menſchen Erholung und Freude nennen, iſt ohne jene Erlaubniß nicht möglich; denn wie könnten ſie luſtig ſein, wenn ſie ſich auch nur im Mindeſten geniren ſollen? Alles Gebildete aber genirt ſie, und deßhalb iſt ihre beſte Freude ſtete Polemik gegen die Gebildetheit.

So war es vielleicht immer, und Kotzebue iſt, wie ſich von ſelbſt verſteht, unſchuldig daran. Er wollte die Menſchen wirklich tröſten und wählte dazu das allerbehaglichſte Mittel, das ihm ſein Talent und ſeine Gutmüthigkeit eingab. Eben jener Lebensdualismus und die daraus entſtehende Geziertheit und Gezwungenheit, dicht neben tumultuariſcher Rohheit, war ihm von Herzen verhaßt, und ſeine Stücke gehen wirklich darauf hinaus, eine gewiſſe bequeme Einheit in's Leben zu bringen. Denke ich mir den Kern und Geiſt dieſer Komödien, ſo ſpricht er etwa alſo: Euer Leben, ihr lieben Deutſchen, kann nicht wohl aus Einem Guſſe ſein, denn ihr übertreibt es auf allen Seiten. Eure Lebensanſichten, eure Moral, eure Begriffe von der Tugend und dem Laſter ſind völlig übertrieben und pedantiſch fürchterlich. In der wirklichen Welt iſt das Alles anders, und man muß es nicht ſo genau nehmen. Man kann überaus geſündigt haben und noch zu ſündigen fortfahren, und doch ſehr liebenswürdig ſein. Ueberhaupt iſt der Menſch von Natur ein ſehr liebliches und zartes Weſen, dem man nicht zu viel zumuthen muß, um es nicht zu verſchüchtern. Frau Eulalia von Meinau z. B. muß bei ihrem viel zu ernſthaften und (unter uns geſagt) immer etwas langweiligen Manne ſich nothwendig ennuyirt fühlen, darum läuft ſie auch fort, läßt ihre Kinder im Stich und wirft ſich einem andern, viel ſchlimmern, aber kurzweiligern Menſchen in die Arme. Recht iſt das nicht, und ohne ein wenig Reue kann es nicht abgehen; aber gar zu viel Aufhebens ſoll man durchaus nicht davon machen. In der Sonnenjungfrau, im Kinde der Liebe, im Bruder Moritz, u. ſ. w. kommen allerdings mehrere gefallene Damen vor, und ehedem betrachtete man dergleichen Perſonen immer mit einem gewiſſen religiöſen Schauder und chriſtlichen Mitleid; das iſt aber viel zu ernſthaft. Es ſind anmuthige, ſüße Weſen, ſchalkhaft naiv und ſanguiniſch ehrwürdig. Mit Recht nimmt ſich ganz Peru der herrlichen Cora an, die ja ohnehin Luther's Katechismus nicht kannte, und Bruder Moritz, der doch wenigſtens ein intereſſanter, wenn auch etwas wunderlicher Mann iſt, ſucht ſich ordentlich ein gefallenes, doch gefallendes Mädchen zur Frau aus. Solche Perſonen ſind oft die beſten und gutherzig in jedem Fall, ſie haben Erfahrung und wiſſen Vieles. Darum weg mit aller ſteifen Philoſophie, religiöſem Aberglauben, moraliſcher Pedanterie, u. ſ. w. Erſt dann dürft ihr hoffen, daß auch die andere, bloß ſcherzhafte Seite eures Lebens freier und angenehmer werden werde. Euer Witz, euer Humor, und wie ihr es ſonſt nennen mögt, war bisher viel zu tiefſinnig, oder im Gegenſatz roh und wild; — weg damit! und her mit dem bequemen, behaglichen, prickelnden, kitzelnden, ſchäumigen, wie Mücken tanzenden, oder wie Papierſchnitzel im Winde wehenden Witz! — Habt ihr es mit der Bildung ſo weit gebracht, dann erſt dürft ihr hoffen, daß euer Leben ein wahrhaft gebildetes, aus Einem Stücke beſtehendes werde, und Schiller mag es nicht übel nehmen, wenn wir von einem ſolchen Leben ſagen:

Frank und frei, wie aus dem Nichts geſprungen,
Steht das Bild vor dem entzückten Blick. — — —

— — Wir haben den Geiſt jener Stücke ruhig ausreden laſſen, und wollen darüber nicht jammernd in die Hände ſchlagen, ſondern wohl erwägen, daß ihm einige frühere Jahrzehnte vorgearbeitet hatten. Daß Kotzebue ſelbſt gewiß ſtets die gutherzigſte Abſicht hatte, und daß er als dramatiſcher Dichter nicht mit den Einzelnheiten ſeiner Stücke verwechſelt werden darf. Mit bloßem Scherz oder gar Sarkasmen kommt man gegen Kotzebue eben ſo wenig aus, als mit einigen gleichſam drakoniſch-ſtarren Sätzen aus Kant's Kritik der reinen Urtheilskraft. Beide Arten der Polemik berühren ihn kaum, und es ſchien mir deßhalb zweckmäßig, der Kritik über ihn eine hiſtoriſche Baſis zu geben und eine Erklärung zu verſuchen, wie er ſo überaus mächtig wirken konnte, und zwar nach allen Seiten Europas, ja nach allen Welttheilen hin. Wer dabei bloß die ältere Polemik gelten laſſen wollte, würde gar nicht aus dem Herzeleid heraus kommen, denn ein moraliſch und äſthetiſch unbegreifliches trauriges Wunder kann uns zuletzt zu fortgeſetzter Bitterkeit reizen. Die aber ſei, als völlig unerſprießlich und unerquicklich, ſtets fern von uns. Eben ſo fern ſei aber auch jene unmäßige Vornehmheit, die etwa meinen ſollte, es ſei nicht mehr der Mühe werth, von Kotzebue's Werken zu reden. Eine ſolche Aeußerung iſt meiſtens nicht einmal echt, auch hilft ſie zu nichts, denn durch das bloße Todtgeſagtwerden iſt noch Niemand geſtorben. Kotzebue's wirkliches ausgezeichnetes Talent iſt oft genug fruchtlos bezweifelt worden, jetzt hat dergleichen Polemik ſelbſt als rhetoriſche Uebung allen Reiz der Neuheit verloren. — Nie ſoll uns eine Autorität zu einem Für oder Wider bewegen, aber intereſſant iſt es doch — ja tragiſch intereſſant — und wird es immer bleiben, daß Goethe ihm nicht bloß Talent zuſchrieb, ſondern ſogar Züge von Genie (!) in ihm

anerkannte, daß er noch in ſeinen ſpäteren Jahren, wo do
„die Minuten im Preiſe ſteigen,“ ſechs oder acht Wochen a
die Umarbeitung des Schauſpiels „der Schutzgeiſt“ wandt
und daß er ſelbſt in den allerletzten Tagen ſeines Lebens ſi
mit Kotzebue beſchäftigte. (Man vergleiche Falk über Goe
the und deſſen Briefe an Zelter) — Ganz todt kann do
ein ſolcher Mann nicht ſein, und gelegentlich ein unbekan
genes Wort über ihn zu reden, mag uns hier verſtatte
werden.

73.

Journal- und Zeitungsliteratur betreffend.

Selbſt Goethe's ernſthafte Mahnungen und Jean Paul's munterſte Witze haben nicht vermocht, der ſeit etwa zwanzig Jahren immer weiter um ſich greifenden Journal- und Zeitungsliteratur Schranken zu ſetzen. Sie hat offenbar geſiegt, und es ſcheint gefährlich, ſich ihr fürder noch widerſetzen zu wollen; ein paar gutgemeinte Rathſchläge oder Wünſche nimmt ja aber auch wohl ein Sieger noch allenfalls an, und ſo will ich denn ein paar kleine, nicht allzu ernſthafte Worte in dieſer Sache gerechter Prüfung vorzulegen wagen. Man hört ſelbſt von Freunden der Siegerin, nachgerade würden doch der Zeitungen zu viele; ich aber behaupte, da es einmal ſo weit gekommen iſt, wir haben noch viel zu wenige, und es giebt ſehr zahlreiche Claſſen von Männern und Frauen, deren ſich kein Redacteur erbarmt. Wir haben noch keine Zeitung „für Müßiggänger," für „rohe Leute," für „Klätſcher," für „Unchriſten," für „Ruchloſe," für „Langweilige," für „Satans und Sataniſken" u. ſ. w. Die Redacteurs bemühen ſich immer nur um gebildete und tugendhafte Leute, ja manche treiben es aus Liebe zur Tugend ſo weit, daß ſie im Kampfe für das Schöne — das ſie doch bekanntlich ſo klar und tief erkannt haben — aus Wuth verzerrt und häßlich werden. Sie ſollten es ſich bequemer machen, aber ſie wollen nicht, und ſo werden noch immer ganze Schaaren von ſubjectiv ſchätzbaren oder doch intereſſanten, pikanten und chokanten Leuten unamüſirt bleiben, und für dieſe möcht' ich wohl ein gutes Wort einlegen.

Aber auch jene objectiv ſchätzbaren und moraliſchen Leute werden doch meiſtens nur in Bauſch und Bogen berückſichtigt, und manche Claſſen derſelben ſtehen von dem reichen Zeitungsmahl unerquickt auf.

Vor ſechszig bis ſiebzig Jahren wimmelte es in Deutſchland von zärtlichen Herzen, gefühlvollen Seelen und liebenden Perſonen, und alle Dichter waren bemüht, den Beifall dieſer zarten Weſen zu erringen. Iſt denn dieſes Publicum ganz ausgeſtorben? Gewiß nicht. Aber man läßt es leider faſt unberückſichtigt, und es muß jetzt jeder beſonders gefühlvoll Liebende ſich ſeine Novelle auf ſeine eigne Hand zurecht machen, denn nur ſehr ſelten wird ihm in eignen Journalen gehuldigt. Wir ſind viel zu erhaben und auch viel zu genialiſch geworden für die Zärtlichkeit, doch wollen Manche behaupten, wir wären auch noch tauſendmal egoiſtiſcher als ſonſt; ein hypochondriſches Urtheil, das man leicht überſehen kann. Noch übler ſind die armen Leute daran, die etwas auf das Familienleben und die Häuslichkeit halten, denn ſie können ganze Jahrgänge von äſthetiſchen Zeitungen durchblättern, ohne etwas zu finden, das ihnen mundet. Man hat ihnen tauſendmal vorgeſagt, daß alles deutſche Familienleben fürchterlich langweilig und die Neigung zur Häuslichkeit das untrügliche Kennzeichen der Philiſterei ſei, ſo daß ſie gar nicht mehr wiſſen, wo ſie mit dem hin ſollen, was ehedem für ſchätzbar gehalten wurde. Wollen dieſe nun etwas Familienartiges und Häuslichkeit Athmendes genießen, ſo müſſen ſie in die älteſten Leihbibliotheken ſchicken, wo man nur mit Mühe aus den oberſten Bodenkammern oder unterſten Kellergewölben die erſtarrten Bücher hervorlangt, die ſich ſelbſt zu wundern ſcheinen, daß noch eine veraltete edle Seele ſie durchblättern will. Ich kann gar nicht ſagen, wie erbarmungswürdig ein ſolches Buch mich anſieht, und wenn man vollends die vor dreißig oder vierzig Jahren mit unmäßiger Rührung durchleſenen und durchrauchten Schriften aufſchlägt, ſo lernen wir daraus, daß Shakſpeare wohl Recht hatte, wenn er den Prinzen Hamlet in der Todtengräberſcene gerade ſo reden läßt, als er ihn reden gelaſſen hat, ja wir nehmen ſelbſt ſeinen traurigen Ausruf „Puh“ in Schutz, denn es giebt leider keinen anderen.

Das Publicum.

71.

Was das Publicum haben will? iſt eine ſchwere Frage. Wie aber? iſt leichter zu beantworten. Bequem, ſehr bequem, je bequemer, je beſſer. Dafür ſorgte man früher ſchon auf dem Komödienzettel. Das alte, doch in allen Hauptſachen unveraltete, wahrhaft luſtige Stück: „die verwandelten Weiber, oder der Teufel iſt los,“ iſt wahrlich ſo überaus deutlich, daß ſelbſt ein kurzſichtiger Aeſthetiker die Charakterfarben wohl unterſcheiden können würde, und dennoch ſpricht der berliniſche Komödienzettel vom 22. Auguſt 1776 jene Individualitäten noch ausdrücklich aus. Hans von Liebreich macht es uns ſchon durch ſeinen Namen leicht genug, zu ahnen, weß Geiſtes Kind er iſt, dennoch wird beigefügt, er ſei ein Landedelmann, der wegen ſeiner Gaſtfreiheit beliebt iſt, während ſeine Gemahlin, die Frau von Liebreich, ihrem freilich nur erheiratheten Namen zum Trotze, für ewige Zeiten eine ſtolze, eigenſinnige, zänkiſche, ſchwärmeriſche (!!) Frau genannt wird. Sehr ſchön behandelt der Zettel den unſterblichen Jobſen Zeckel, indem er ihn zuvörderſt nur als einen Schuhflicker und Unterthan des Herrn von Liebreich aufführt, und aus der Fülle ſeiner zum Theil etwas bizarren Eigenſchaften uns eine der anmuthigſten hervorhebt. Er iſt als Liebhaber vom Singen bezeichnet und gehört ſchon um deßwillen der Poeſie an. Dagegen iſt Döbbelin mit Lene, des Schuhflickers Weibe, zu hart verfahren, indem er ſie ein einfältiges Bauernmädchen nennt.

Sie hat aber auch eine liebenswürdige Einfalt, und es iſt noch die Frage, ob ſie der Mühe werth finden würde, ihre weit berühmter gewordene Halbſchweſter Gurli zu beneiden, obwohl dieſe als oſtindiſche Prinzeſſin mehr Prätenſion macht. Im zweiten Theile des oben genannten Stücks: „der luſtige Schuſter,“ das auch noch in den funfziger Jahren erſchien, giebt Lene ihren Freundinnen einen Kaffee, über den, wie mir uralte gute Leute erzählt haben, unſere Vorfahren ſich bald krank, bald geſund gelacht haben.

75.

Künſtlerſchickſale.

Die armen deutſchen Künſtler! ſie ſind doch meiſtens im gewöhnlichen Leben, das oft noch obendrein ziemlich ordinär war, recht übel daran geweſen. Von dem eigentlichen Poeten mag ich kaum reden, denn vor dieſem hatten ſelbſt ehrwürdige Generalſuperintendenten, Bürgermeiſter, Syndici u. ſ. w., wenn auch nicht immer Abſcheu, doch wahre Scheu. Man fühlte ſich in ſeiner Geſellſchaft verlegen und genirt, das Eſſen ſchmeckte nicht recht, mit den alten Späßen wagte man nicht vorzurücken, und wußte überhaupt nicht, wie man einen ſolchen Menſchen anzufaſſen habe. Da man aber nicht gerne und nicht lange genirt ſein will, ſo wurde man gewöhnlich etwas — grob, worauf dann der Poet wieder ſarkaſtiſche Antworten gab, die man nicht recht verſtand, bis man endlich von beiden

Seiten verdrießlich nach Hauſe ging. Seitdem man vollends in der Bildung ſo weit gekommen iſt, keine Leberreime mehr zu machen, bei denen doch ehedem die Poeten, als müßige Leute, mit allerhand curioſen Einfällen aushelfen konnten, ſeitdem ferner in jeder größeren Familie wenigſtens einer iſt, der eine Magiſterpromotion, Hochzeit oder Kindtaufe durch einige feierliche oder luſtige Töne auf dem poetiſchen Haferrohr verherrlichen kann, ſind die eigentlichen Poeten der Mehrheit des Volkes völlig überflüſſig geworden. Nur eine einzige Gattung läßt man allenfalls noch gelten, es ſind die, welche ſich auf eine gewiſſe bequeme und allgemein verſtändliche Schalkhaftigkeit, oder (wenn ich die kühnen Worte machen darf) „in's-Fäuſtchen-Lacherei," oder „Schnippchen-Schlägerei" gelegt haben. Solche Leute lobt man freilich auf eine eigene Weiſe, indem man ſie gewöhnlich „närriſche Teufel" oder gar „verfluchte Kerls" nennt; man mag ſie aber, wie geſagt, leiden, ſobald ſie nicht zu ſehr ausſchrammen. Ein krähwinkleriſcher Lacher z. B. darf unbedenklich das ganze gemeine Weſen in Rammelsburg ſatyriſch angreifen, und ſeine Stachelſchrift ſämmtlichen hohen Häuptern ſeines Orts und Weichbilds vorleſen, aber wehe ihm, wenn er auch nur den leiſeſten Scherz über des Stadtſchreibers Urgroßoheim wagen wollte, der doch bekanntlich während des ſpaniſchen Succeſſionskrieges ſich zu Krähwinkels offenbarem Nachtheil allerhand Unbeholfenheiten hat zu Schulden kommen laſſen.

Mit den Malern hat es auch immer ſchlimm geſtanden, indeſſen hatten ſie doch wenigſtens etwas Reelles, worauf ſich ſußen ließ. Alle Menſchen — oder muß ich wieder den Satz durch das fatale „beinahe" verdünnen? — ſind in ihrem Leben, wenn es ſonſt nur lange genug dauert, wenigſtens ein Mal verliebt, und mithin poetiſch geſtimmt, ſie kommen ſich in ſolchen Zeiten ſehr erhaben vor, und ihre Geliebte dazu, weßhalb ſie es auch nicht ungern ſehen würden, wenn ein Dichter von Ruf ihre Gefühle in einem Heldengedicht von 24 Geſängen der Welt überlieferte; da dieß aber zu weitläufig iſt, ſo wählen ſie das näher Liegende und laſſen ſich malen. Werden ſie nie verliebt, was freilich ſchrecklich genug wäre, ſo erſetzt die Eitelkeit die Stelle der Poeſie; es iſt und bleibt doch immer gar zu angenehm, das eigene ſchätzbare Angeſicht in Farben vor ſich zu haben, und Philipp Jacob Spener, der ſich nie malen und noch viel weniger in Kupfer ſtechen laſſen wollte, hat, ſo viel ich weiß, wenig Nachfolger gehabt.

76.

Zur Erinnerung an — Hamann.

Es giebt wackere deutſche Schriftſteller, die durch Geiſtesſtärke und Tiefſinn das Publicum zwangen, ſie hochzuachten; aber nur ein ſehr kleiner Theil entſchloß ſich zur Liebe. Die Sprecher jener Menge benahmen ſich z. B. gegen den tiefſinnigen Königsberger Hamann wie etwa Lebeau gegen Orlando („ſ. Shakſpeare's „Wie es Euch gefällt"), und ihr Urtheil lautete, wie geſchrieben ſteht: „Lebt wohl, edler Sir, in einer beſſeren Welt wie dieſe wünſch' ich mir mehr von Eurer Lieb' und werthem Umgang." Der treffliche Königsberger Packhofsverwalter (eigentlich nur Verwaltungsgehülfe) blieb jedoch bei ſeinen zweihundert funfzig Thalern jährlicher Einkünfte, ſo wie bei den zarten Klagen der Verleger und den unzarten der Recenſenten, Jahre und Jahrzehnte lang recht deutſch geduldig, und ſchrieb etwa alle Jahre Einen gedruckten Bogen, der, wenn er auch zu Maculatur wurde, doch den Verleger nicht eben zu Grunde richten konnte. Mit der Menge aber, die ſich nun einmal kaltſinnig und ſchwierig zeigte, wollte er endlich gar nichts mehr zu thun haben, und ſprach zu ihr wie Orlando zu Lebeau: „Ich wünſche mir Eure entferntere Bekanntſchaft." Das gelang ihm auch, denn es heißt in Deutſchland:

„Wer ſich der Einſamkeit ergiebt,
Ach, der iſt bald allein!"

aber die folgenden Zeilen:

„Ein Jeder lebt, ein Jeder liebt,
Und läßt ihn ſeiner Pein,

paſſen durchaus nicht hieher, denn wenn jene Leute wirklich zu leben und zu lieben verſtanden hätten, ſo wäre Hamann nicht „faſt allein" geblieben. Doch von der „Pein" kann hier nicht geredet werden. Er hatte die innige Verehrung und Liebe Goethe's, Herder's und des erſten Enthüllers der Lehre des Spinoza: Friedrich Heinrich Jacobi's. So blieb der Mann ſein Lebelang beruhigt, und man konnte ihm nichts anhaben.

77.

Jacob Böhme.

Was haben die Deutſchen von Jacob Böhme gelernt? Ich bin weit entfernt, dieſen gott- und naturtrunkenen Mann zu überſchätzen, aber ich erkenne in ihm den reichbegabten, begeiſterten, oft vielleicht nur paſſiv begeiſterten. Haben Sie nicht mit widerlicher Vornehmheit erklärt, es laſſe ſich von einem Schuhflicker nichts lernen? und iſt es nicht wunderbar genug, daß ein ſolcher Mann in ſolcher Umgebung auch nur der Mühe werth fand, die Feder zu ergreifen? Ich weiß, daß er auch würdige Freunde fand, doch haben im Ganzen die Deutſchen wenig gethan, das Leben des ſinnig wunderbaren und doch ſo harmlos kindlichen Mannes zu behüten oder gar zu erheitern, und es iſt noch die Frage, ob ſeine in jeder Hinſicht ſo wichtigen Werke ohne die Hülfe der Ausländer jemals auch nur hätten gedruckt werden können.

78.

Eine alte Anekdote mit neuer Nutzanwendung.

Es iſt oft genug erzählt worden, daß unſer herrlicher, nie zu vergeſſender G. A. **Bürger** einſt von einem durch und durch juriſtiſchen und gewiß wohlmeinenden Profeſſor Juris das bedenkliche Lob erhielt, der treffliche junge Herr College ſei „ſehr ſtark in allotriis." Die Geſchichte iſt köſtlich ergötzlich, aber auch von hiſtoriſcher Wichtigkeit; denn was der Eine Mann ſagte, das dachten Tauſende und hatten nur nicht den Muth, es auszuſprechen. Andere Tauſende meinten freilich, ſie dächten viel günſtiger über die Poeſie, während ſie doch nur verworrener dachten. Fragen wir nur dieſe Tauſende recht deutlich: Haltet ihr wirklich die Poeſie für den eigentlichen Kern des Lebens? oder (in einem andern Bilde) für das eigentliche Element des Lebens? oder für die verklärte Wahrheit deſſelben? u. ſ. w. — ſo werden dieſe Tauſende entweder laut oder doch im Herzen antworten: Das laſſen wir wohl bleiben, und vor ſolcher Phantaſterei behüte uns der Himmel. Im Gegentheil warnen wir immer unſere jungen Freunde, die Poeſie doch um Gotteswillen nicht in das Leben zu bringen, und ja mit aller ſolcher Ueberſchwänglichkeit zu Hauſe zu bleiben, wenn vom poetiſchen Leben die Rede iſt, u. ſ. w. — Steht es nun ſo mit euch, und iſt dieß eure wirkliche Meinung, daß die Poeſie außerhalb des Lebens ſtehe, ſo habt doch auch den Muth, die ſo ganz nahe liegenden Folgerungen euch klar zu machen. Soll die Poeſie nicht in das Leben gebracht werden, wohin dann mit ihr? und was iſt ſie dann? Ihr erwiedert vielleicht: „ein hübſcher Traum iſt doch auch nicht zu verachten;“ damit iſt aber wenig geholfen, der Traum verflattert bei dem erſten friſchen Morgenlüftchen, und je angenehmer er war, je peinlicher wird er, wenn er nur als Contraſt des wirklichen Lebens gelten kann. Wozu überhaupt dieſer Euphemismus? Warum nicht gerade heraus geſprochen: „ſie iſt eine geputzte

Lüge, eine tändelnde Gauklerin, eine Verweichlicherin, Verführerin, Verderberin;“ denn das Alles muß ſie ſein, wenn ſie nicht als eigentlicher Kern des Lebens betrachtet wird. Nur wer ſie ſo erfaßt, hat ein Recht, über jene köſtliche Anekdote von Herzen zu lachen, ja wie die homeriſchen Götter unauslöſchlich zu lachen; die Anderen müſſen innerlich geſtehen, der wackere Juriſt habe ſich noch ſehr milde ausgedrückt, als er ſämmtliche poetiſche Affairen für allotria erklärte.

Aber der arme Bürger! Er hatte ſein Alles geſetzt an dieſe Eine, eben weil es das All’ enthält, und als er nun Alles gegeben hatte, nannte man es mit ſo traurig komiſchem Namen. Wahrlich, es ging ihm damit faſt noch ſchlimmer als dem Könige Lear. Der hatte auch Alles gegeben und empfing nur Herzeleid dafür; aber daß er ſehr Schönes und Großes gegeben habe, das leugnete ihm doch Keiner ab. — Doch wir wollen uns nicht traurig machen, ſondern lieber noch im Fluge gedenken, daß es jetzt in dieſer Hinſicht in Deutſchland doch wohl etwas beſſer ſtehe, als vor etwa ſechs und vierzig Jahren, da ſich jene Anekdote zutrug.

79.

Eine Gattung von Reiſenden.

Alles Reiſen berauſcht ſie, und die Berauſchten leben wenigſtens für die Zeit der Reiſe wirklich in der Gegenwart. Sie ſind meiſtens nicht liebenswürdig dabei, doch da ſie während dieſer Zeit mehr Courage haben als ſonſt, ſo ſehen ſie ſich weniger nach dem Schein um und gefallen — wenigſtens ſich — in ihrer Wahrheit und Unliebenswürdigkeit recht wohl. Noch intereſſanter ſind ſie bei der Zurückkunſt. Sie verſchweigen ſämmtliche Fatalitäten der Reiſe und ihrer temporären Aufenthaltsörter, und da die Courage noch fortdauert, ſo fluchen ſie ſehr auf die heimathliche Stadt und deren Umgegend. Sie bedenken nicht, daß die Flüche — wenn denn doch einmal geflucht ſein ſoll — ſich auf der Landſtraße bei dem Raſſeln des Wagens, oder in dem Wirthshauslärm viel beſſer ausnehmen, als in einem Geſellſchaftszimmer, wo eben der ſtandhafte Prinz vorgeleſen werden ſoll. — Da nun aber etwa die Hälfte der heutigen Menſchen krank iſt, und von dieſer kranken Hälfte etwa ein Drittel ein paar Monate lang reiſen ſoll und kann, ſo habe ich hier die eben ſo koſtbare als erfreuliche Bemerkung zu machen, daß viele hunderttauſend Menſchen ſich in den Monaten September und October am wohlſten befinden, weil ſie in denſelben die Intereſſen von ihrem Reiſecapital verzehren. Legten ſie dieſelben beſſer an, ſo könnten ſie vielleicht damit bis gegen Weihnachten aushalten, ſo aber ſind ſie bereits am erſten November völlig auf die Neige gekommen, und die alte langwierigſte Langeweile geht von Neuem an, die höchſtens auf ein paar Minuten unterbrochen wird, wenn ſie noch einige Reſte der verfloſſenen Badezeit nachhaspeln. Zwar haben ſie während jener Zeit ſchrecklich auf dieſe Zeit geſcholten, das ſchadet aber jetzt nichts, und bei echtem Schnee- oder Schlackerwetter tönt ſelbſt das bloße Wort „Badeſaiſon" überaus ſüß. — Luſtig iſt die Sache ſo ziemlich — ob ſie aber nicht auch eine ernſthafte Seite hat?

80.

Neueſte Kritik.

Es iſt ohne Zweifel ſchlimm, wenn Jemand nicht Fünf zählen kann, aber auch nicht minder ſchlimm, wenn er endlich, im Beſitz dieſer Fünf, dieſelbe gerade ſein läßt. Indeſſen iſt das zu unſerer Zeit ein ſeltener Fall, und wir finden faſt überall das achtbare Talent, bis Fünf zählen zu können, und Fünf für ungerade zu halten. Dabei aber ſollte man nicht ſtehen bleiben, ſondern nun auch hübſch anerkennen, daß Sechs, Acht, u. ſ. w. gerade ſind. Man findet es im Gegentheil bequemer, Alles, oder doch faſt Alles in Bauſch und Bogen für ungerade zu erklären, bloß um niemals in den Fall kommen zu können, daß ein Gegner ſage: man habe doch auch mal Fünf gerade ſein laſſen. Tadeln, ſo meint man, iſt durchaus vornehmer, als loben.